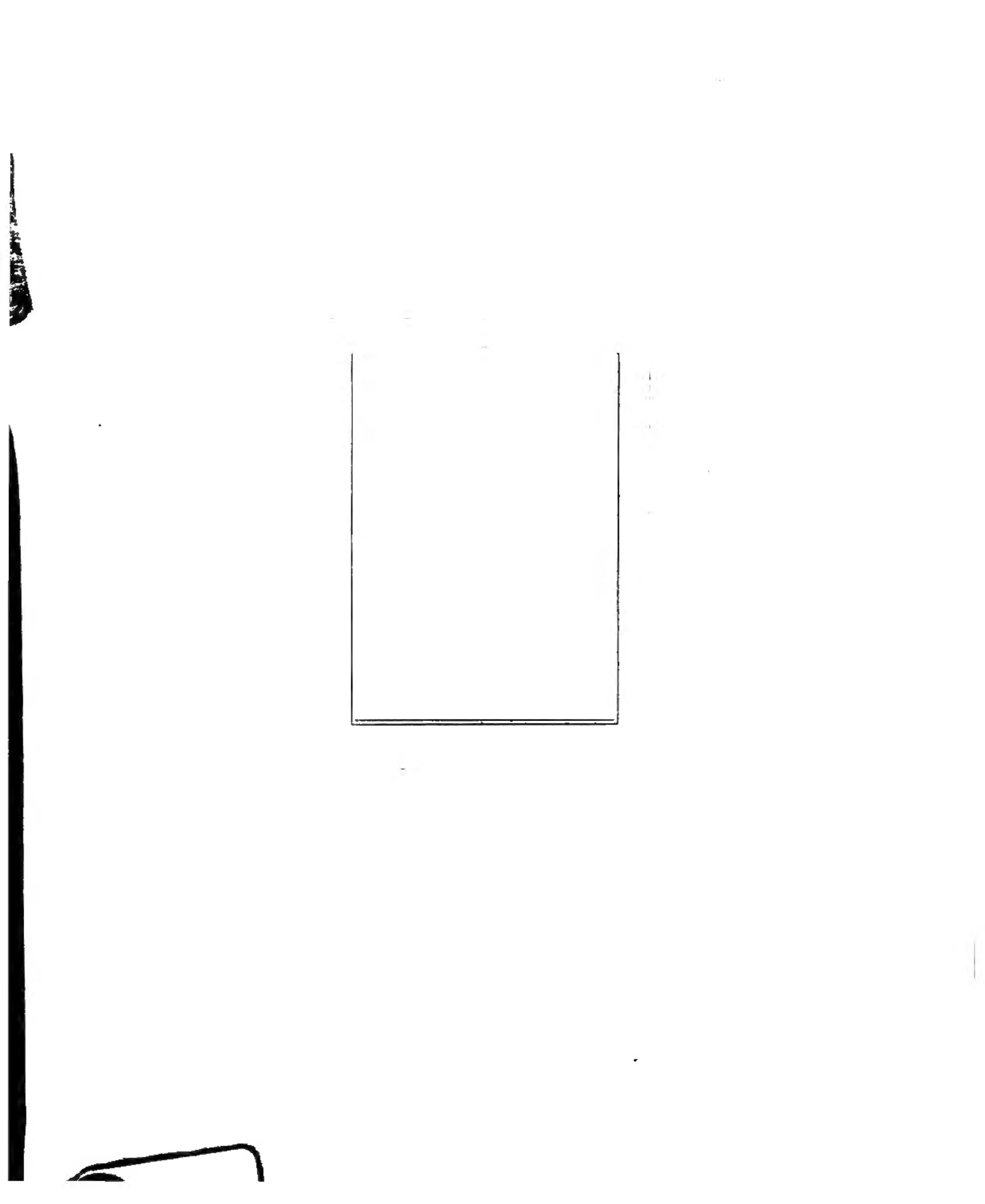


Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

ENCYKLOPADIE.



ERSCH & GRUBER.

VOL. LXIII

U. S. PATENT OFFICE.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.
H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

38

Achtunddreißigster Theil.

KOCHER—KÖPPEN (FRIEDRICH).

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1885.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Achtunddreißigster Theil.

KOCHER — KÖPPEN (FRIEDRICH).

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

KOCHER (Kochen, der Koch), Fluß in Würtemberg, entspringt mit seinen zwei Hauptquellen bei Ober- und Unterkochen im Oberamte Aalen. Oberhalb des Dorfes Oberkochen am Fuße des Albuchs entspringt der Schwarze Kocher, der sich in zahlreichen Krümmungen durchs Thal nach Unterkochen zieht und unterhalb des Dorfes mit dem Weißen Kocher, der am Härdtsfeld entspringt, sich vereinigt. Der Fluß wird von nun an vielfach zu Wasserwerken benutzt und zieht an Aalen (1880: 6491 Einwohner) und Wasseralfingen (1880: 3049 Einwohner) vorüber von Süden gegen Norden in den mannichfachsten Krümmungen. Bei Hüttlingen, wo der Kocher den Keuper betritt, wendet er sich gegen Westen und nimmt bei Abtsgemünd die Lein auf, wodurch seine Wassermasse verdoppelt und er selbst floßbar wird. Das Bett des Flusses ist ziemlich seicht und das bisher klare Wasser ist von nun an selten vollkommen hell, da die Keuperschichten leicht löslich sind. Bei Fach tritt der Kocher in das Oberamt Gaildorf ein, dessen gleichnamige Amtsstadt (1880: 1755 Einwohner) hart an demselben liegt. Bei Unterroth nimmt der Fluß links die untere Roth auf. Bei Westheim erreicht der Kocher den Bezirk Hall und bildet oberhalb der Stadt Hall (1880: 9161 Einwohner) mehrere Inseln. Oberhalb Geislingen nimmt er die Bühler auf und tritt bald darauf in das Oberamt Künzelsau ein, welches er in einem Viertelskreise in nordwestlicher Richtung durchzieht. Auch in diesem Bezirke nimmt der Kocher zahlreiche kleinere Flüßchen und Bäche auf, zieht an Künzelsau (s. d.) vorüber und erreicht oberhalb Kochersteinfeld das Oberamt Neckarsulm, um eine Viertelstunde unterhalb Kochendorf (1880: 1636 Einwohner) nach einem Laufe von 184 Kilom. in den Neckar einzumünden.

Das Kocherthal bietet infolge seiner vielfachen Krümmungen manche interessante Punkte. Einen romantischen Punkt bildet der Ursprung des Weißen Kochers, dessen zahlreiche Quellen in dem prächtigen Buchenwalde einer Thalschlucht mit großer Wasserfülle aus dem Boden sprudeln. Das eigentliche Kocherthal beginnt erst bei Wasseralfingen, von wo an der Fluß sich sein Thal gegraben hat. Die Wände desselben werden immer höher und die Thalsohle breitet sich gewöhnlich da weiter aus, wo Seitenbäche einmünden, so beim Einfluß der Lein. Wo der Fluß starke Wendungen macht, treten die Thalwände wieder näher zusammen. Den Oberamtsbezirk Gaildorf trennt das Thal in zwei ungleiche Hälften und ist von seinem Eintritte an vielfach gekrümmt und enge. Bei Obergröningen hat das Thal malerische Seiten. Im Haller-Bezirke erweitert sich das Kocherthal, noch mehr im Oberamte Künzelsau. Hier, wo Muschelkalk vorherrscht, ist die Vegetation frischer und üppiger als im Keupergebiete, die Thalabhänge sind sonniger und der Weinbau wird reicher und lohnender. Das Thal ist besetzt mit freundlichen Städtchen, Dörfern und Weilern und reich an Schlössern und wohlerhaltenen Burgruinen.

Die Kocherbahn führt von Heilbronn über Hall nach Crailsheim und überschreitet den Kocher oberhalb Hall, bei Aalen wird derselbe von der Remsbahn (Cannstatt-Nördlingen) überschritten. *(Wilhelm Höchstetter.)*

KÖCHER, Behältniß aus Leder oder anderm Material zum Aufbewahren der Pfeile für die Bogenschützen des Alterthums und des Mittelalters und der Krieger der Volksstämme, die sich noch heute des Bogens als Waffe bedienen. Der Köcher ist so alt als der Bogen, schon 1 Mos. 27, 3 heißt es: „So nimm nun deinen Zeug, Köcher und Bogen, und gehe aufs Feld und fange mir ein Wildpret." Der Köcher hatte zuweilen einen Deckel und war nicht selten kostbar mit Gold u. s. w. verziert, wie man aus 2 Sam. 8, 7 und aus Chronik. 18, 7—8 geschlossen hat. *(von Löbell.)*

KOCHERSBERG, ein durch Dialekt, Sitten und Tracht seiner Bewohnerinnen vor dem übrigen Elsaß sich auszeichnender Landstrich zwischen Straßburg und Zabern, in den Vorbergen, resp. in der Hügelkette, die sich zwischen den kleinen Flüssen Zorn und Mossig gegen die Alluvialebene absenkt. Die Landschaft blieb bis zur Zeit der Französischen Revolution bischöflich und ist noch jetzt katholisch, während sie fast ringsum von protestantischem, früher hanau-lichtenbergischem Gebiete umgeben ist. *(G. A. von Klöden.)*

KOCHKUNST. Geist und Wesen der Kochkunst besteht nicht darin, eine gewisse Anzahl erlernter Kochrecepte auszuführen, ohne nach den Gründen zu forschen, weshalb so und nicht anders gekocht wird, sondern das Wesen der Kochkunst muß darin gipfeln, daß Köche und Köchinnen, wenn sie irgendein neues Gericht gesehen und gekocht haben, die Fähigkeit besitzen, dasselbe in ganz gleicher oder doch ähnlicher Weise herzustellen; es muß sie ferner die Geschicklichkeit in Bereitung eines bestimmten Gerichtes nebst dem Bewußtsein für die Gründe des Gelingens desselben in den Stand setzen, eine große Zahl verschiedenartiger ähnlicher Speisen zu bereiten, die sich mit ein wenig Erfindungsgabe so vielfach im Geschmacke verändern lassen, daß man statt eines Receptes deren zwanzig kennt. Von größter Wichtigkeit hierbei ist es, stets eine der beiden Hauptgrundsätze der Kochkunst ins Auge zu fassen, entweder den Saft und Wohlgeschmack eines zur Speise bestimmten Gegenstandes in demselben zu erhalten, oder diesen Wohlgeschmack herauszuziehen, damit er sich dem ganzen Gerichte mittheilt. Der Grundsatz von der Erhaltung des Saftes und Wohlgeschmackes in einer Speise ist aber schwerer durchzuführen und erfordert mehr Nachdenken als das Entziehen des Geschmackes; er läßt sich auf unzählige Gerichte anwenden, welche sowol in der einfacheren wie in der feineren Küche vorkommen. Kochen kann allerdings jeder und jede lernen, am besten durch Uebung und Erfahrung; selbst sonst völlig ungebildete Personen vermögen sich im Kochen eine große mechanische Fertigkeit anzueignen, allein mit Verstand zu kochen ist eine Kunst, die sich nicht jede Person anzueignen vermag, wenn sie auch noch so viele Bücher über diesen Gegenstand lesen wollte; man erlernt diese Kunst nur durch eine kluge Vereinigung der Theorie mit der Praxis. Kein Theil dieser Praxis ist jedoch so wichtig als das richtige Verständniß dafür, wie die gegebenen Recepte den verschiedenen Gelegenheiten anzupassen sind; denn kein Buch über Kochkunst ist im Stande, seine Vorschriften für die Erfordernisse jeder Familie in Quantität und Qualität einzurichten. Es ist z. B. unmöglich, jedes Recept einmal für eine Familie von zwei, dann für eine von vier bis fünf und nochmals für eine von acht bis zwölf Personen, noch weniger aber für eine größere Gesellschaft herzurichten. Hierzu genügt nicht die bloße Routine, sondern es gehört Umsicht und Verständniß dazu, um zu berechnen, wie man die in einem Recepte angegebenen Quantitäten für eine größere oder geringere Personenzahl auszudehnen oder einzuschränken hat. Bei Fleisch- und Mehlspeisen ist diese Berechnung nicht so schwierig, weil man hier, je nach Anzahl der Gerichte, ungefähr 250—500 g Fleisch oder ein bis zwei Eier auf die Person rechnet; weniger leicht ist dieses dagegen bei Saucen und Gemüsen, wenn dieselben für eine größere Personenzahl ausreichen sollen; am schwierigsten ist es aber, die Recepte für eine sehr kleine Personenzahl einzurichten, überhaupt für eine kleine Familie gut zu kochen, ohne die erforderliche Sparsamkeit aus den Augen zu setzen. Es kommt indeß bei der Kochkunst nicht allein hierauf, sondern auch auf die Kenntniß der Nahrungsmittel und ihre Vorbereitung für die Küche mit Gewürzen und [an]dern Zuthaten, ferner auf die Wahrnehmung ei[ner] Menge von Rücksichten an, die sich nach Oertlichk[eit], Jahreszeit, Geschmack und andern Verhältnissen v[er]schiedenartig darbieten; auf Leitung des Feuers be[im] Kochen und Braten, auf die Länge der Zeit, welche e[ine] Speise dem Feuer auszusetzen ist, auf die Verhältni[sse] der Zuthaten zu den Speisen, welche nach der Verschiede[n]heit ihrer Qualität ebenfalls abweichend sind; auf [die] Kenntniß der Feuerstätte (Küche, Kochöfen, Kochherd[e]), Auswahl des Brennmaterials, Kenntniß und Auswa[hl] der Kochgeräthe nach den Erfordernissen besonderer Spei[se]zubereitungen. Vor allem ist auch auf Geschmack, Leben[s-] und Gesundheitszustand derer, für welche die Speisen z[u]bereitet werden, Rücksicht zu nehmen. Man kann s[ich] deshalb nicht immer nach den Regeln, welche in den Ko[ch]büchern angeführt sind, streng richten, da der Appe[tit] gar verschieden ist; manche Personen können nicht vi[el] Salz, andere manche Gewürze, wiederum andere Zwiebe[l] oder Butter nicht vertragen; deshalb ist beim Kochen Rü[ck]sicht auf die Tischgenossen zu nehmen und das wegz[u]lassen, was dem Gaumen zuwider ist. Von ganz beso[n]derer Wichtigkeit beim Kochen ist Sparsamkeit. Diesel[be] besteht jedoch weniger darin, billige Nahrungsmittel z[ur] Bereitung der Speisen einzukaufen, als vielmehr in d[er] Kunst, von den verschiedenen angewendeten Bestandtheile[n] den möglichsten Nutzen und Nährwerth zu ziehen, nicht[s] wegzuwerfen, was zu gebrauchen ist, nichts zu verwüsten, sondern alles klug anzuwenden und zu verwerthen. S[o] lassen sich viele hübsche und schmackhafte Gerichte au[s] Fleischresten und übriggebliebenen Kartoffeln herstellen. Mit der Sparsamkeit müssen Ordnung und Reinlichkei[t] Hand in Hand gehen. Dieselben sind in der Küche fa[st] nothwendiger als im Salon und für das häusliche Wohl[-] behagen von größtem Einflusse. Selbst die bestzubereitet[e] Speise verliert ihren Reiz, wenn man nicht überzeugt ist, daß bei ihrer Zubereitung die größte Sauberkeit geherrsch[t] hat. Ueberdies verderben die Speisen, büßen ihren Wohl[-] geschmack ein, werden wol gar gesundheitsschädlich, wenn si[e] in schlecht gereinigten Geschirren bereitet oder aufbewahr[t] werden. Ohne Ordnungssinn ist aber an keine Reinlichkeit zu denken und umgekehrt; beide Eigenschaften gehören zueinander und ergänzen sich; ohne Ordnung ist kein Fertigwerden möglich. Namentlich bei Herstellung eines guten Mittagsessens gilt der Satz: man verschiebe nie etwas auf morgen, was heute verrichtet werden kann. Endlich ist es noch das Anrichten der Speisen, welches bei der Kochkunst sehr wesentlich ist. Es ist unbestritten, daß der Gaumen durch das Auge beeinflußt wird, denn ein appetitlich aussehendes Gericht schmeckt stets besser als ein unappetitlich oder auch nur ganz gewöhnlich angerichtetes, mag die Zubereitung ganz dieselbe sein. Zum hübschen und appetitlichen Anrichten der Speisen gehören nur geringe Hülfsmittel; Hauptsachen dabei sind Geschmack und natürlicher Schönheitssinn. Garnirung mit Petersilie, Citronenscheiben, gebratenen Kartoffeln, Klößchen, geriebenem Meerettig, gedämpften Kohlköpfchen, nett zugeschnittenen Möhren, Kohlrabi, hart-

gekochten Eiern, Kapern, Gelée, Aspic, Blumen aus rothen Rüben und Radischen machen großen Effect, ohne wesentliche Kosten zu veranlassen. — Die Kochkunst war sicher im Alterthume im hohen Grade ausgebildet, zunächst in Asien, wo frühzeitig eine ungewöhnliche Schwelgerei für künstliche Zubereitung der ausgesuchtesten Speisen sorgte. Von Asien aus verbreitete sich die Kochkunst über Chios, Sicilien, Griechenland und Rom, wo sie sich bis zur Uebertreibung steigerte. In Asien wurde sie nur von Männern, bei den Griechen von Frauen, besonders Leibeigenen, bei den Römern anfangs nur von Sklavinnen betrieben. Namentlich in Athen riß bei überhandnehmendem Luxus gleichzeitig der Aufwand für die Tafelfreuden ein; wie sehr hier zur Befriedigung derselben die Kochkunst beitragen mußte, beweist die ziemlich vollständige Aufzählung der ausgewählten Gerichte und der mannichfachen Küchengeräthe, die Athenäus in seinen „Deipnosophisten" geliefert hat, sowie der Umstand, daß man in Prosa und Poesie die Gegenstände einer feinen Tafel und die Regeln der Kochkunst abhandelte, wie dieses von Archestratus und andern geschah. Bei den Griechen, später auch bei den Römern schon während des zweiten Punischen Krieges gab es Köche, die in den Städten auf dem Markte öffentlich ausstanden und sich miethen ließen. Daher schlossen selbst die Vornehmen bei Aussicht eines Gastmahls mit dem Koch einen Vertrag, der dann mit einem Gehülfen und dem Küchengeschirr in das Haus einzog und alles besorgte. Die sicilianischen Köche waren in der ganzen Alten Welt die gesuchtesten. Sehr bald nahm aber seit Bekanntschaft mit der asiatischen Ueppigkeit der Hang zu kostbaren und ausländischen Tafelgenüssen so überhand, daß Cato einst ausrief: „Die Stadt kann nicht bestehen, in der ein Fisch theuerer bezahlt wird als ein Ochse!" Es erfolgten zwar mehrere Gesetze zur Beschränkung der Schmausereien, aber ohne besondere Wirkung. Die größte Pracht in Bezug auf Gastereien entwickelten Lucullus und Hortensius, welche glänzende Speisesäle errichten ließen und Mahlzeiten gaben, die oft ungeheuere Summen kosteten. Als ein noch auffallenderes Beispiel von Feinschmeckerei wird ein Schauspieler genannt, der die theuersten Sing- und Sprechvögel auftragen ließ, während sein Sohn bei anderer Gelegenheit für den Gaumenkitzel seiner Gäste sogar in Essig aufgelöste Perlen vorsetzte. Vorzüglich erstreckte sich die Leckerei auf Muscheln, Fische und Vögel, sodaß der Volkstribun Marcus Aufidius Lurco sich blos mit dem Mästen der Pfaue ein ungeheueres Vermögen sammelte. Zu einem feinen Gastmahle gehörten damals Pfauen aus Samos, Feigendrosseln aus Lydien, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böckchen aus Aetolien, Thunfisch aus Chalcedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern von Tarent, Muscheln aus Chios, Datteln aus Aegypten; dagegen waren alle inländischen Erzeugnisse verachtet. Nicht anders war es in der Kaiserzeit, in welcher zu Rom unter Augustus und Tiberius förmliche Schulen und Lehrer der Kochkunst erschienen, an deren Spitze Apicius stand. Von dem Kaiser Vitellius wird erzählt, daß er einmal in einer einzigen großen Schüssel, die über 1 Mill. Sestertien kostete, das Gehirn von Fasanen und Pfauen, die Zungen von Flamingos, die Milch und Leber der kostbarsten Seefische anfertigen ließ. In neuerer Zeit hat sich besonders seit Ludwig XIV. die französische Küche in ganz Europa verbreitet und an den Höfen Eingang gefunden. Die berühmtesten französischen Feinschmecker und Förderer der Wissenschaft des Gaumens waren Grimaud de la Reynière, in neuester Zeit Gambetta. Die französische Küche sucht durch Mannichfaltigkeit der Speisen bei geringerem Massengehalte derselben den Gaumen zu ergötzen, während die englische Küche mehr für festere nahrhafte Speisen sorgt und besonders in Bereitung des Fleisches, vornehmlich des Rindfleisches, sich in ihrer Art auszeichnet. Die Spanier und Italiener halten noch weniger auf die Freuden der Tafel; namentlich sind erstere sehr mäßig im Essen. Die Deutschen stehen in der Mitte. In Deutschland ist man in der Kochkunst in der Beziehung den andern Nationen voraus, daß es daselbst auch die vornehmste und reichste Frau nicht verschmäht, sich selbst in die Küche zu stellen, wie dies in England und Frankreich selten, in Rußland und Amerika gar nicht geschieht. Eine Revolution erregten unter den amerikanischen Damen die Vorlesungen von Karl Schmitz, in denen er den Amerikanerinnen sagt, es würde besser um das Land, wenn sie sich mehr um ihre Küche kümmern möchten. Geistreich ist die Kochkunst behandelt in J. König's „Geist der Kochkunst", überarbeitet von Rumohr (2. Aufl. Stuttgart 1832), ferner in A. Dumas, „Grand dictionnaire de cuisine" (Paris 1873). Vgl. außerdem Graf Münster, „Gute Küche" (Berlin 1873), Buenmaster, „Cooking lectures" (London 1874), „Universallexikon der Kochkunst" (2. Aufl. Leipzig 1881). (*William Löbe.*)

KÖCHLIN, berühmte Familie von Fabrikanten, Politikern und Gelehrten, leitet ihren Ursprung ab von der Familie Singenberg aus dem Thurgau (welche Truchsessen der Abtei St.-Gallen waren und auf der Burg Singenberg an der Sitter saßen). Der schweizerische Chronist Stumpf berichtet um 1430 in seiner Schweizerchronik, daß die Singenberg sich nach der Zerstörung ihrer Burg durch die Appenzeller 1405 nach St.-Gallen und Konstanz und ins deutsche Reich gezogen und den Namen Köchli angenommen hätten.

Um 1464 soll in Konstanz ein „Joseph von Singenberg genannt Köchli" gelebt haben. In Zürich findet man Köchli als Bürger um 1440, und ein Nikolaus Köchlin, geboren 1517, gestorben 1600, war zweiter Obmann des aufgelösten Convents der Barfüßermönche. Er hatte eine zahlreiche Familie. Von ihm stammt (I.) Hartmann Köchlin, welcher 1596 von Zürich nach Mülhausen kommt, dort 1604 das Bürgerrecht erwirbt, Küfer der Stadt (Herrenküfer) wird und verschiedene städtische Würden bekleidet: 1624 Schöffe, „Sechser" in der Zunft der Schmiede 1627—1641, Zunftmeister derselben Zunft 1643. Von ihm in vierter Generation stammt (II.) Samuel Köchlin, 1719—1776. Derselbe begründet zwischen 1743 und 1746 die erste Manufactur für bedruckte Leinenstoffe, die sogenannten „Indiennes" in Mülhausen mit Johann Jakob Schmalzer und Jo-

hann Heinrich Dollfus unter der Firma „Köchlin, Schmalzer und Comp.“. Der Antheil der drei Genossen wird von Dr. Penot („Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse“, Bd. 41, Notice sur Daniel Köchlin) so dargestellt, daß die erste Idee Schmalzer gefaßt habe, welcher lange im Auslande gewandert war; er eröffnete sich dem Maler und Zeichner Heinrich Dollfus und beide wandten sich an Samuel Köchlin, einen gewiegten Geschäftsmann, der die Gelder hergab. Die drei Gesellschafter verfügten über einen Fonds von 40,000 Francs. Die genannten Zeuge waren bisher nur in Indien producirt, woher der Name, und von da nach England, Amerika und dem Continent gebracht worden. Dieselben waren schön, aber sehr theuer. Die mülhauser Manufactur brachte am Anfange nur Stoffe mit kleinen Farbenmustern auf weißem Grunde zu Stande; schon im zweiten Jahre nach der Begründung lehrte den Gesellschaftern ein Compagnon aus Hamburg die Zubereitung seiner haltbaren rothen Farbe (mordant rouge oder Alumine) und die Bereitung der schwarzen Eisenfarbe (bain noir). Beides wurde der Ausgangspunkt einer neuen Entwickelung. Einige Jahre später kam das Indigo hinzu. Von 1746 an wurde Frankreich durch die (damals noch nicht zu Frankreich gehörige) kleine Reichsstadt mit den genannten Stoffen versehen, die übrigens auch anderwärts großen Absatz fanden. Von 1752 traten auch die Nachahmer auf, welche der vorhandenen Industrie neue Zweige hinzufügten: 1752 das Haus Hartmann und Comp., welches die Bandweberei einführte, 1754 das Haus Hofer, Risler und Comp., welches die Baumwollen-Handspinnerei und Weberei neben dem Buntdrucke der Leinenstoffe betrieb. Von 1754 an begannen die Schwierigkeiten, welche sich in gefahrdrohender Weise gegen die neue Industrie erhoben und einzelne Vertreter derselben für eine Zeit lang selbst aus Mülhausen vertrieben. Die Heranziehung fremder Arbeiter wird durch ein strenges Reglement eingeschränkt; auf die Klage der Posamentierer verbietet die Stadt 1755 den Gebrauch des Posamentier-Werkstuhls bei der Bandfabrikation. Ein Theil der Bürgerschaft erklärt sich für die Posamentierer. Die Zünfte in Deutschland drohen die Stadt Mülhausen in Verruf zu thun, wenn die Stadt den Gebrauch der Werkstühle in den Manufacturen dulde. Im J. 1759 wird es jedem Bürger, der von seinem Geschäfte lebt, verboten, Geld in einer Fabrik anzulegen. Im J. 1763 verbot ein Decret den Fabrikanten, Kapitalien von auswärts in ihren Unternehmungen anlegen zu lassen. Dies war vor allem gegen das benachbarte reiche Basel gerichtet. Eine hohe Abgabe wurde nicht auf den Gewinn, sondern auf den Bruttoertrag der neuen Gewerbe gelegt. Auch Frankreich, auf dessen Consumenten die Industrie vorzugsweise angelegt war, zog aus politischen Gründen, um die Annexion vorzubereiten, starke Zollschranken um die Enclave Mülhausen. Bis 1785 zahlten die mülhauser Producte 135 Livres pro Centner Einfuhrzoll, in genanntem Jahre wurde in Paris eine „Compagnie des Indes“ privilegirt und die Einfuhr ausländischer Producte verboten. Nach langen Petitionen wurden Erleichterungen gewährt und Mülhausen sollte noch 40,000 Stücke bedruckte Zeuge in Frankreich unter den früheren Bedingungen einführen dürfen, späterhin aber sollten nur solche zugelassen werden, die außerhalb Mühlhausens im Elsaß gewebt oder von der obengenannten Compagnie gekauft wären. So kam es, daß in dieser Zeit rings um Mülhausen an der Doller und der Thur, der Lauch und der Fecht und der Leber zahlreiche Manufacturen gegründet wurden, so z. B. in Sennheim, Wesserling, Markirch, an welchen ebenfalls die Familie Köchlin großen Antheil nahm (s. Jean Köchlin Nr. V.)

Samuel Köchlin hatte 12 Söhne und 5 Töchter. Die gesammte Nachkommenschaft dieses Begründers des industriellen Aufschwungs seiner Stadt beträgt, wenn man dazu diejenigen rechnet, welche durch Heirath in die Familie getreten sind, bis zum Ende 1880 insgesammt 2250 Personen. Von seinen unmittelbaren Descendenten widmeten sich nur zwei nicht den industriellen Geschäften, nämlich (III.) Johann Jakob Köchlin 1754—1814 Dr. med., Schöffe, und im J. 1790 einer der „Vierzig“ des Stadtrathes von Mülhausen. Er ging 1794 im Auftrage seiner Vaterstadt nach Paris, einen Handelsvertrag mit Frankreich zu schließen. Im J. 1789 war er einer der Unterhändler in dem Vereinigungstractat mit Frankreich. — (IV.) Jeremias Köchlin, 1764—1840, bekannt unter dem Namen „der Controleur“, war ebenfalls Unterhändler in dem Anschlußvertrage von 1798. In demselben war stipulirt, daß Jeremias Köchlin von den neuen französischen Behörden als Stadteinnehmer ernannt werden mußte.

(V.) Jean Köchlin, 1746—1836, ältester Sohn von Samuel Köchlin (Nr. II.). Jean Köchlin associirte sich mit zweien seiner Brüder, Josua und Hartmann, zu einem Geschäfte, wie es sein Vater betrieben hatte, verließ aber 1781 die industrielle Thätigkeit, um mit einem seiner Schwäger eine höhere Handelsschule zu begründen. Es ist dies die „Académie préparatoire au commerce, établie à Mulhouse, république alliée des Suisses“, wie es auf dem ersten Programm hieß, und es war die erste Einrichtung dieser Art auf dem Continent, denn die Handelsakademie von Lübeck wurde erst 1793 gegründet. Jean Köchlin scheint angeregt gewesen zu sein durch das Beispiel der Militär- und Diplomatenschule, welche Pfeffel in dem nahen Colmar errichtet hatte. Die Schule wurde unter dem Namen „Institut de Mulhouse“ bekannt, und eine Menge hervorragender Geschäftsleute Deutschlands und der Schweiz gingen aus derselben hervor. Den interessanten Lehrplan der Akademie s. Bull. XLV, S. 344. Als die Schlagbäume Frankreichs für die mülhauser Industrie unübersteigbar wurden, übergab er die Handelsschule an Reiser und trat 1787 in das Haus Senn, Bidermann und Comp. „Manufacture privilegiée du roi“ in Wesserling (Amarienthal) als Director. Später gründete er eine neue Fabrik für Indiennes in Bosserville bei Nancy. Im J. 1802 kehrte er nach Mülhausen zurück und trat als Associé in das Haus „Nicolaus Köchlin et frères“. Unter den 11 Söhnen des Jean Köchlin ragen hervor: die Brüder

Nikolaus, Jakob, Ferdinand, Daniel, Peter, von denen Nikolaus und Daniel die größte Bedeutung errangen.

(VI.) Nikolaus Köchlin, 1781—1852, Sohn von Jean (Nr. V.) wurde auf einer Ferme bei Wesserling mit seinen zahlreichen Geschwistern erzogen. Als in den Revolutionsjahren auch die Kinder revolutionäre Clubs gründeten, wurde er, kaum 12 Jahre alt, zum „colonel des enfants de la patrie du canton de Saint Amarin" ernannt. Seine Lehrjahre machte er in Hamburg und Holland durch. Im J. 1802 gründete er eine bescheidene Fabrik (Spinnerei und Weberei) unter der Firma „Nicolas Köchlin et frères", die sich rasch zur Blüte erhob. Im J. 1809 gründete er mit den Merians von Basel eine Druckerei unter der Firma „Merian und Köchlin". — In der Zeit von 1813 an tritt er als französischer Patriot und Politiker hervor. Er stellte sich der Napoleonischen Regierung zur Verfügung und sicherte durch Hergabe von 200,000 Francs die Verproviantirung der Festung Hüningen. Mit mehrern seiner Brüder machte er im Hauptquartier Lefèvre's den Winterfeldzug 1813—14 an der Marne als freiwilliger Adjutant mit. Nach den 100 Tagen unternahm er an der Spitze einer Anzahl von Verwandten und anderer mülhauser Bürger eine kriegerische Diversion in die südlichen Vogesen, bei welcher die zwei Kanonen der alten Republik Mülhausen mitgenommen wurden. Er suchte die Verbindung mit General Lecourbe aufrecht zu erhalten, der in Belfort ein österreichisches Corps im Schach hielt.

In der sogenannten „Verschwörung von Belfort" von 1821—1822 war er von den Verschworenen für den Fall des Gelingens ihres Plans als Administrator des Departements Oberrhein ausersehen. 44 Personen, darunter ehemalige Offiziere des Kaiserreichs, Offiziere und Unteroffiziere im Dienste und Studenten hatten nach der Anklage sich verschworen, die Bourbonen zu stürzen und den Sohn Napoleon's als Napoleon II. auf den französischen Thron zu rufen. Ein Versuch am 1. Jan. 1822, die Garnison von Belfort zu gewinnen, mislang. Ein Theil der Verschworenen wurde gefangen und im Sommer 1822 abgeurtheilt. (Cours d'Assises du Haut-Rhin. Affaire dite conspiration de Belfort.)

Nikolaus Köchlin war seit dem Frieden von 1815 wieder in mannichfachen industriellen Unternehmungen thätig gewesen. Ende der zwanziger Jahre faßte er den Gedanken der Stadterweiterung Mülhausens und erbaute kurzerhand in Verbindung mit Jean Dollfus und Merian von Basel einen großen Theil des Quartiers. Durch eine großartige Schenkung an die 1828 gegründete „Industrielle Gesellschaft" verschaffte er dieser sowie der Handelskammer und der Börse stattliche Räume und regte die Bauthätigkeit weiter an. Im J. 1830 ging er als Deputirter aus Anlaß der sogenannten Julilordonnanzen nach Paris und unterschrieb am 31. Juli das Schriftstück, durch welches Charles X. als abgesetzt erklärt wurde. Im selben Jahre begründete er die erste Fabrik für Runkelrübenzucker und erhielt den Preis der „Industriellen Gesellschaft", bestimmt für Einführung einer neuen Industrie im Departement. Er gehörte unter Louis Philippe in der Deputirtenkammer der sogenannten „constitutionellen oder dynastischen Opposition" an und nahm 10 Jahre lang an den parlamentarischen Arbeiten regen Antheil, stellte unter anderm den Antrag, daß bei etwa eintretenden kriegerischen Invasionen das ganze Frankreich für die Folgen dieser Unfälle aufzukommen habe, die bisher fast ausschließlich die Grenzprovinzen getroffen hatten. Von 1836 an interessirte er sich lebhaft für die Gründung von Eisenbahnen und drängte dazu, daß man mit dem Schienenwege links des Rheins dem Lande Baden zuvorkomme, da man annahm, daß aus Rentabilitätsgründen nur eine einzige Linie im Rheinthale möglich sei.

Im J. 1837 wurde die Untersuchung eröffnet und die Linie Straßburg-Basel von einer durch Nikolaus Köchlin gegründeten Gesellschaft in Angriff genommen, nachdem er zuvor zur Probe die Eisenbahn Mülhausen-Thann gebaut hatte. 1) „Bulletin de la Soc. industr. de Mulh." — 2) Charles Boersch, „Du project d'un chemin de fer le Strasbourg à Mulhouse et à Bale" 1838.)

(VII.) Jakob Köchlin, 1776—1834, Sohn von Jean Köchlin (Nr. V.), war ein Gesellschafter seines Bruders Nikolaus, betheiligte sich von 1813 an lebhaft an dem Kampfe gegen die Verbündeten. Als Politiker war er ein energischer Gegner der Bourbonen. Er war Maire von Mülhausen 1815 und 1816, sowie 1819 und 1820. Im letztgenannten Jahre saß er auf der äußersten Linken der Deputirtenkammer. Die Militärverschwörung von Belfort (s. oben) beschäftigte ihn lebhaft. In die Kammer brachte er eine „Petition von 132 Wählern, welche eine Enquête verlangen über die militärische Promenade zweier Cavalerieescadrons im Departement Oberrhein".

Ein Oberst Caron hatte nämlich mit Unteroffizieren von zwei in Colmar und Breisach stehenden Cavalerieregimentern Verbindungen angeknüpft, welche angeblich den Zweck haben sollten, die Befreiung der Gefangenen von Belfort vorzubereiten. Die Unteroffiziere wurden instruirt, zum Schein auf die Pläne Caron's einzugehen, und dieser wurde am 2. Juli gefangen. Jakob Köchlin beschuldigte die Regierung der unsittlichen Provocation und des Versuchs, durch die militärische Promenade der Chasseurs, welche beauftragt gewesen seien, zu rufen: „Es lebe Napoleon II.", die Oberelsässer, welche man napoleonischer Sympathien verdächtigte, zu unklugen Schritten zu veranlassen. („Geschichtlicher Bericht von den Ereignissen, die sich am 2. und 3. Juli zu Colmar und in den benachbarten Städten und Gemeinden zugetragen haben", von Köchlin, Deputirten u. s. w.). Die Petition erregte einen Sturm der Meinungen; sie kam in der Kammer nicht zur Verhandlung, aber Jakob Köchlin ließ sie drucken, wurde verurtheilt, appellirte und erhielt endgültig 6 Monate Gefängniß und 3000 Francs Strafe. Eine Subscription der politischen Freunde brachte die Summe auf und Jakob wurde 1824 wieder in die Kammer gewählt. Im J. 1826 zog er sich aus dem politischen Leben zurück. An gemeinnützigen Instituten betheiligte er sich lebhaft und war der erste Be-

gründer des mülhauser Waisenhauses, in welchem ihm ein Denkstein gesetzt ist.

Er schrieb außer der oben angeführten Schrift: „Relation historique des événements qui ont precédé, accompagné et suivi l'arrestation du lieutenant-colonel Caron“, Paris 1822, „Reponse à l'accusation dirigée au nom de quelque fonctionnaires publics du Haut-Rhin contre M. Koechlin, au sujet de événements etc.“ Paris 1823.

(VIII.) Ferdinand Köchlin, 1786—1854, Sohn von Jean (Nr. V.), brachte seine Lehrjahre in Berlin und London zu und unternahm als Interessent des Hauses Georg Hyde von Wymuth große Reisen auf die Canarischen Inseln, die Azoren und an den Senegal. Im J. 1810 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, trat als Associé in das neugegründete Haus Nikolaus Köchlin und übernahm die kaufmännische Direction. Er machte den Winterfeldzug von 1813—14 im Hauptquartier des Generals Rapp mit, wurde in den Kämpfen an der Marne decorirt und machte im Frühjahre 1814 einige diplomatische Reisen im Interesse der Napoleoniden. Ins Geschäft zurückgekehrt, war er einer der ersten, der den Consumenten außerhalb des Continents aufsuchte. Im J. 1831, als das Haus Nikolaus Köchlin sich theilte, gründete Ferdinand mit seinem Bruder David die Firma „Frères Köchlin“, welche gedruckte Zeuge fabricirte. Er nahm großen Antheil an der Schöpfung des Rhein-Rhône-Kanals, welcher die solide Basis für die Versorgung des industriellen Centrums des Oberrheins werden sollte. Ebenso arbeitete er lebhaft für die Schaffung von Eisenbahnlinien. Er schrieb zu diesem Zwecke: „Aperçu d'un projet de chemin de fer entre Sarrebruck et Strasbourg. Bull. VII, 189. Rapport sur les études d'un chemin de fer de Mulhouse à Dijon“. Mulhouse XXVI, p. 132 etc.

(IX.) Daniel Köchlin, 1785—1871, Sohn des Jean Köchlin (s. V.), Enkel des Samuel Köchlin (s. II.), berühmter Technolog und Chemiker. Er leistete das meiste zum Ruhm des Hauses Nikolaus Köchlin, das er während 30 Jahre leitete.

Zwei seiner wichtigsten Entdeckungen wurden 1812 gemacht. Er brachte es zuerst zu Stande, mit Krapp ganze Stücke in Türkisch-Roth zu färben, während man bis dahin nur die Stränge gefärbt hatte; sodann erfand er das Verfahren der sogenannten „enlevage“, durch welches einzelne Theile eines Stückes entfärbt werden können, um auf den entfärbten Theilen andere Farben aufzusetzen, „Couleurs d'enluminage“. — Von 1819 an wendete er das von Lassaigne erfundene Verfahren an, die Stränge mit Bleilösung gelb zu färben und vervollkommnete dasselbe. Diese Entdeckungen beutete das Haus, dem Daniel Köchlin vorstand, lange Zeit ganz allein aus und producirte von 1820 an jene schönen gedruckten Mousselins, die unter dem Namen Merinos (genre mérinos riche) bekannt geworden sind, weil die Farbenzusammenstellung eine Nachahmung jener der aus Merinowolle verfertigten echten Cachemirstoffe war. Auf der Pariser Ausstellung von 1819 erhielt Daniel persönlich die seltene Auszeichnung einer Medaille in Gold, während sein Haus ebenfalls eine solche erhielt. (Rapport du Jury central de l'Exposition de 1819.)

Er schrieb: Rapport sur une note d'A. Penot: Sur un thermomètre à demeure pour les cuves de teinture. Bull. IV, 220 — Notice sur l'emploi de la gomme Sénégal comme épaississant XVII, 323. Essais sur la garance I, 175. — Essais sur l'emploi du son dans le débouillissage des toiles peintes II, 227. — Rapport sur la découverte de l'impression sur les étoffes de laine et de soie VII, 195. Note sur une nouvelle application du chromate de potasse, pour enlevage sur indigo I, 83. Mémoire sur le mordant rouge 1, 277. — Notice nécrologique sur M. James Thomson XXIII, 182.

Ueber ihn: Notice sur M. Daniel Koechlin par M. A. Penot. Bull. XLI, 1871, S. 237.

Im J. 1855 befand er sich noch an der Spitze des Hauses, in das seine Söhne eingetreten waren: Köchlin frères de Mulhouse und erhielt auf der Ausstellung des genannten Jahres die große Medaille.

(X.) Peter Köchlin, 1782—1841, Sohn von Jean Köchlin (Nr. V.) gründete in Lörrach (Großherzogthum Baden) eine Türkisch-Rothdruckerei. Mit dessen Söhnen Peter und Nikolaus Köchlin associirte sich Leon Baumgartner (Sohn des Jakob Baumgartner zu Lörrach und der Katharina Köchlin, der Tochter des obengenannten Jeremias (Controleur, Nr. IV) und verpflanzte die elsässische Indiennefabrikation auf deutsches Gebiet: Kattun- und Wollstoffdruckerei unter der Firma: Köchlin, Baumgartner und Comp. in Lörrach.

(XI.) Eduard Köchlin, 1793—1841, Sohn von Jean Köchlin (Nr. V.), eröffnet das für die Industrie des Oberrheins so wichtig gewordene „Bulletin de la Société industrielle de Mulhouse“ 1828 mit einer Notice sur au perfectionnement dans la construction des cardes à coton I, 23. — Im J. 1829 richtete er heftige Angriffe gegen die Ingenieure am Rhein-Rhône-Kanal (Canal Monsieur) in einem Aperçu géologique sur les environs de Mulhouse. Bull. II, 258. Das Bulletin veröffentlichte von ihm außer den genannten Schriften: Notice sur un alliage de cuivre et d'étain I, 16. — Notice sur le zinc et son alliage avec l'etain I, 37. — Mémoire sur les produits des chaudières a vapeur dans les ateliers de teinture I, 61. — Notices sur le propriétés tinctorales des racines de garance I, 194. — Proposition relative à l'école de dessin IV, 211. — Note sur les medailles romaines IV, 391. — Réponse aux réflexions de Morin sur le aperçu géologique (s. oben) III, 16. — Notice sur un soudage fait au pied du vignoble, à Mulhouse III, 275.

(XII.) Isaak Köchlin, 1784—1856, Sohn von Hartmann Köchlin, Enkel von Samuel (Nr. II.), war der erste aus der Familie, welcher sich der Baumwollenindustrie zuwandte. Er gründete 1805 eine Maschinenspinnerei in Weiler bei Thann (Amarienthal), nachdem 1804 die ersten Etablissements dieser Art in Bollweiler

und Maasmünster entstanden waren. Aufschwung nahm jedoch diese Art der Industrie erst, nachdem man 1812 angefangen hatte, Dampfmaschinen zu verwenden.

(XIII.) Chr. Joseph Köchlin-Schlumberger, 6. Dec. 1796—25 Oct. 1863, Sohn von Josua Köchlin, dem siebenten Sohne des Samuel Köchlin (Nr. II.), erhielt den ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt Mülhausen, die damals 6000 Einwohner zählte. Im Alter von 11 Jahren wurde er in die Anstalt geschickt, welche Pestalozzi zu Yverdon in der französischen Schweiz errichtet hatte. Die Form dieses Unterrichts war, außer auf Aneignung der nothwendigsten Kenntnisse, besonders auf die Ausbildung der Beobachtungsgabe gerichtet. Letzteres war für seine ganze Richtung entscheidend. Im J. 1811 kehrte Joseph Köchlin nach Mülhausen zurück und suchte seine Kenntnisse in der Physik, der Mineralogie, der Chemie, der Mechanik, dem Zeichnen zu vervollkommnen. Auch die deutschen Classiker Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Jean Paul las er mit Eifer. Mit Leidenschaft trieb er die Musik. — Sein erster Eintritt in das industrielle Leben war nicht glücklich; man fand, daß er nicht die genügenden Fähigkeiten besitze. Im J. 1818 jedoch übernahm er die Direction einer Spinnerei in Sulzmatt und zeigte sich bald als Meister seines Faches. Damals waren die oberrheinischen Fabriken noch auf die englischen Maschinen angewiesen; in England aber bestand das Verbot, ganze Maschinen auszuführen. Man ließ also einzelne Theile kommen und die fehlenden im Inlande herstellen. Joseph Köchlin wurde sein eigener Monteur und zeigte sich darin und in der übrigen Leitung des Geschäftes von so überlegener Tüchtigkeit, daß er 1822 in das Haus Schlumberger, Grosjean und Comp. berufen wurde. Er verheirathete sich mit der Tochter des erstern Gesellschafters, Karoline Schlumberger, einer durch Charakter und Geist hervorragenden Frau. Nach der Krisis des J. 1830 leitete er selbständig eine Kattundruckerei, die unter ihm einen großen Aufschwung nahm. Im J. 1831 wurde er Gemeinderath. Er nahm mit Dollfus-Ausset lebhaften Antheil an der Gründung und Entwickelung der für die Entwickelung Mülhausens so bedeutsamen „Société industrielle de Mulhouse“. Im Bulletin der Gesellschaft schrieb er „Ueber die Wasserleitung von Brunnstadt nach Mülhausen“, sodann: Notes sur l'emploi du baromètre a siphon et à cuvette pour mesurer la tension de la vapeur dans les machines a haute pression. Bull. I, 46. — Notes sur un instrument propre à mesurer la quantité d'air qui entre dans un foyer pendant la combustion; Bull. II, 344. — Notes sur la construction et les dimensions des cheminées à vapeur II, 442. III, 151. III, 453. Zu bemerken ist, daß er selbst der Erfinder der Maschinen und Vorrichtungen war, über welche er schrieb.

Er war es, welcher zuerst in Mülhausen die Weberei und Druckerei der „Chalys“ und der leichten Kleiderstoffe eingeführt hat und die ganz- und halbwollenen Stoffe herstellte, welche allmählich der Kattunindustrie eine andere Wendung gaben. Auch die Fabrikation der Möbelstoffe wurde durch ihn begonnen (Notice sur une machine à apprêter les étoffes légères III, 35).

Im J. 1852 wurde er Maire von Mülhausen, welche Stellung er bis 1863 bekleidete; auch wurde er Mitglied des Generalraths des Oberrheins. Neben all diesen Arbeiten hatte er immer einen Theil seiner Zeit und seines Interesses der ernsten Wissenschaft aufbewahrt. Er nahm die mineralogischen und geologischen Studien unter Fournet von der Akademie in Lyon und Merian von der Hochschule in Basel auf und gründete sich eine bedeutende Bibliothek und ein großes Museum. Seine Arbeiten erscheinen von 1853 an in den „Bulletins de la Société de Géologie“ und zwar: 1853 Études sur la Grauwacke métarmorphique de Thann“. — Sur les terrains des environs de Mende 1854. — Sur l'ammonite spinatus et magistratus 1855. — Sur la formation de St.-Cassian dans le Vorarlberg et Tirol septentrional 1855. — Sur la falaise entre Biarritz et Kidart 1855 etc. Ihnen folgten unter anderm 1856 zwei umfangreiche „Mémoires d'études géologiques sur le département du Haut-Rhin“. Nachdem er auch Chemie studirt hatte, machte er sich mit Wilhelm Schimper, Professor an der Akademie in Straßburg, an die abermalige Erforschung des Uebergangsgebirges der Vogesen und die Frucht der gemeinsamen Bemühungen war das große Werk „Le terrain de transition des Vosges“. Außerdem schrieb er in dieser Zeit im Jahre 1857: Nouvelles études sur les ammonites; 1858: Sur les fossiles tertiaires et diluviens du Haut-Rhin; 1859: Observations critiques sur un mémoire de M. Gras traitant de la comparaison chronologique de terrains quatermaires de l'Alsace avec ceux de la vallée du Rhône dans les Dauphiné. — Metamorphisme des roches de transition à Thann et dans ses environs. Rapport sur un mémoire de M. Delesse traitant de la serpentine des Vosges. — Rapport sur de roches frittés au haut du Hartmannswillerkopf attribuées indûment à l'effet d'un ancien volcan éteint. Bull. XXIV, p. 225, eine Untersuchung, welche um 1880 durch Bleicher und Faudel von neuem aufgenommen worden ist.

Neben dem oben genannten Werke über das Uebergangsgebirge der Vogesen ist sein bedeutendstes Werk: „La Carte géologique du Haut-Rhin“, an welchem er 15 Jahre gearbeitet hat und welches nach seinem Tode durch seine Gattin und den Geologen Delbos herausgegeben wurde (Karte, 2 Bände Beschreibung und Sachregister). Er stand im regsten brieflichen Verkehr mit seinen wissenschaftlichen Fachgenossen diesseit und jenseit der Vogesen, mit Leopold von Buch, d'Orbigny, Elie de Beaumont, Herbert Delesse, Quenstedt, Hermann von Mayer, Heer in Zürich, Studer in Bern, Murchison-London, Oppel-Stuttgart, Sueß-Wien.

Von dem ungemein großen Vermögen, das Joseph Köchlin erworben hatte, machte er einen edeln und vernünftigen Gebrauch; die Volks- und Fachschulen, die Volksbibliotheken fanden an ihm einen wohlwollenden Förderer. Er schrieb außer den obenerwähnten Schriften

im Bulletin der industriellen Gesellschaft: Mémoire sur les tors de filés en coton II, 296. — Rapport sur un essai au frein II, 250. — Rapport sur l'emploi des marrons lors de la débâcle de 1830. III, 34. — Rapport sur une notice de Jérémie Risler: sur une machine a imprimer les toiles de coton III. 256. — Rapport sur l'école gratuite de dessin IV, 207. — Rapport sur un mémoire de Ed. Koechlin sur les machines a vapeur IX, 183. — Rapport sur une calandre perfectionnée, de l'invention de M. Dollfus VI, 329. — Rapport sur des lits en fer fournis par M. M. Risler frères II, 203. — Rapport sur un mémoire de Delesse: sur la serpentine des Vosges XXIII, 225. — Rapport sur une carte géologique du Bas-Rhin, présentée par M. Daubrée XXIV, 381. — Rapport sur un mémoire institué: aperçu géologique du canton de Guebwiller XXVI, 75. — Rapport sur une notice de Josué Heilmann: sur les harnais en laine de Lancashir II, 12. — Rapport sur les nouveaux tissus en mousselins façonnées de M. M.M.M. Nicolas Koechlin et frères II, 437. — Rapport sur les tissus et nappages en fil de lin de M. M. G. Schlumberger-Schwartz XII, 187.

Schriften über Joseph Köchlin: Notice biographique par M. le Dr. Weber. Seance du 25. Nov. 1863. Bull. XXXIII, p. 535. — Nach demselben: „Ein Fabrikantenleben aus dem Elsaß", in dem Buche von von Etzel: „Aus dem Reichslande". Berlin, Springer, 1876, p. 149 fg.

(XIV.) André Köchlin, 1789—1875, Sohn des obengenannten Dr. med. Jean Jaques Köchlin (Nr. III.), Enkel des Samuel (Nr. II.), tritt mit 19 Jahren in das Haus Dollfus, Mieg und Comp., dessen Chef ihm seine Tochter gab. Dollfus starb 1818 und seine 4 Söhne waren noch unerwachsen. André Köchlin befand sich allein an der Spitze eines der größten Häuser, 1818—1830. Als die Söhne Dollfus das Geschäft übernahmen, begründete er 1830 eine große Maschinenfabrik mit Eisengießerei unter der Firma André Köchlin und Comp., in welcher die ersten französischen Locomotiven gebaut wurden. Er begünstigte den Anbau und die Verarbeitung von Leinen und Hanf und die Spinnerei von Kammgarn; für die entsprechenden Fabriken lieferte er die Maschinen. Im J. 1830, 1831 und 1832 bis 1843 war er Maire von Mülhausen. Im J. 1832 wurde er auch in das Parlament gewählt und gehörte zur conservativen Partei (Fraction Casimir Périer), 1841 wurde er wieder gewählt, 1846 fiel er jedoch in Mülhausen durch — die politischen Bewegungen der folgenden Jahre machten sich schon fühlbar, — worauf ihn der Wahlkreis Altkirch wieder in die Kammer brachte. Nach 1848 wurde er Präsident der französisch-belgisch-preußischen Gesellschaft der Bergwerke in Rheinland und Westfalen.

Im J. 1872 vereinigte er mit dem mülhauser Etablissement die Maschinenfabrik von Grafenstaden bei Straßburg. Er schrieb im Bulletin: Déscription et détails des pièces d'une machine à imprimer les rubans de soie à 6 couleurs, construite par M. M. André Koechlin et Comp. et Koechlin-Ziegler. XII, 190. — Notice d. M. A. K. & C. sur une nouvelle turbine hydraulique appelée à double effet. 1843. XVIII, 227. — Mémoire sur une locomotive de montagne, construit par M. André Koechlin et Co. d'après le système Ed. Bengniot. XXXV. 1860, p. 377.

(XV.) Jean Köchlin-Dollfus, 1801—1870, Sohn von Rudolf, Enkel von Jean (Nr. V.), Industrieller und Kunstkenner. Seinen Bemühungen ist es besonders zuzuschreiben, wenn der künstlerische Geschmack in den mülhauser Producten auf der Höhe jeder Anforderung sich hielt. Er interessirte sich besonders für die Zeichenschule der Industriellen Gesellschaft und war lange Jahre Vorstand der Philharmonischen Gesellschaft von Mülhausen. Schrieb den Bericht über die Zeichnenschule. Bull. XXVII—Bull. XXXII, ferner: Communication sur les écoles et les bibliothèques de fabrique. Bull. XXXIV, p. 74. (Dr. *A. Schricker-Strassburg.*)

KÖCHLY (Hermann[1]) August Theodor) wurde den 5. Aug. 1815 in Leipzig geboren. Sein Vater, der eine wissenschaftliche Vorbildung in Grimma genossen hatte, war Buchhändler; von der Mutter wissen wir nichts als ihren unerwarteten Tod 1832. Einige seiner früheren Lebensjahre soll er in Berlin zugebracht haben. Genaueres wissen wir erst seit der Zeit, in welcher er auf der Landesschule in Grimma Aufnahme gefunden hatte. Am 22. Mai 1827 trat er als Extraner in dieselbe ein und verließ sie nach der gesetzlichen Frist am 4. Sept. 1832. In seinen späteren Jahren hat er sich recht dankbar über die hier genossene Bildung ausgesprochen[2]), obschon er in der Auffassung von einem humanistisch-rationalistischen Alt-Sachsen überhaupt und bei den Schulen mit dem „vollkommen zeitgemäßen Uebergange vom alten Princip der lateinischen Formalbildung zu dem neuen Princip der altclassischen Bildung" das Richtige nicht getroffen, sondern eigene Ansichten auf jene Zeiten übertragen hat, auf welche derartige Bezeichnungen der Parteirichtungen, namentlich auf theologischem Gebiete, nicht passen. Auch für die innere Einrichtung der damaligen Fürstenschulen paßt der Ausdruck nicht; es bestand noch die von J. A. Ernesti befestigte Anordnung der alten Lateinschulen mit wenigen Zugeständnissen an die Ansprüche der neueren Zeit. Die beiden alten Sprachen bildeten die Grundlage, regelmäßige schriftliche Arbeiten waren im Latein erforderlich, Mathematik und Französisch traten zurück, Deutsch und Geschichte fanden nur in guten Lehrern tüchtige Förderung, den Religionsunterricht ertheilte man nach A. H. Niemeyer's Lehrbuche und in der Oberlection nach wissenschaftlicher Methode in Dogmatik und Ethik, aber der Lehrer war Rationalist. Eigenthümlich waren die Recitationen, d. h. die ausdrucksvollen Vorträge in allen drei Sprachen, welche sicherlich die Grundlage zu einem charak-

1) Auf seinen lateinischen Schriften nannte er sich nur Arminius, dem landläufigen Irrthume über des Namens Herleitung folgend. 2) G. Hermann S. 107.

teristischen Vorzuge Köchly gebildet haben, zu der glänzenden Rednergabe, welche ihn auszeichnete; in den lateinischen Disputirübungen hat er Schlagfertigkeit erworben. Er hatte das Glück, gute Lehrer zu finden, unter denen, abgesehen von dem Rector Weichert vor allen Wunder mit seinem griechischen, Korb mit dem geschichtlichen, Hoffmann und Fritzsche mit dem deutschen Unterrichte kamen; auch Hartmann und Käuffer erwähnt er dankbar. So viel ist unzweifelhaft, daß er einen guten Schulsack in Grimma sich erworben hatte und namentlich im Lateinischen eine große Sicherheit, selbst in der Versification besaß. Dabei konnte er im Wettstreite mit seinen Mitschülern den Ehrgeiz befriedigen, der ihn zu allseitiger Ausbildung vorwärts trieb. Von einer Abneigung gegen diese Formalbildung findet sich in der Schulzeit bei ihm keine Spur. Im J. 1832 verließ er die Schule, nicht an dem gesetzlichen Valedictionstage, an welchem er mit einem griechischen Epos auf den Tod des Brasidas auftreten wollte, sondern bereits am 4. Sept. wegen eines Todesfalles in seiner Familie entlassen. Der Reifeprüfung gedenkt er nicht.

Der Siebenzehnjährige[3]) kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, um daselbst Philologie zu studiren. Der Weg, welchen er fortan verfolgte, wich von dem damals üblichen wesentlich ab. Wenigstens hören wir nichts von dem Besuche philosophischer Vorlesungen bei Drobisch oder gar bei den jüngeren Lehrern Klotz und Westermann, nicht einmal von den viel bevorzugten Uebungen in der Gesellschaft Frotscher's oder in dem Seminare Beck's, der hodegetische Vorlesungen für künftige Gymnasiallehrer früher öfter gehalten hatte. Auch von Wachsmuth's griechischen Alterthümern oder von Dindorf's Metrik wird nichts erwähnt, wohl aber scheint er Weiske über Antiquitäten gehört zu haben, obgleich dieser durch Kränklichkeit veranlaßt war, häufig auszusetzen und überhaupt mehr anregte als wirklich förderte. Ihm ist 1835 zu seinem Geburtstage die Abhandlung „De Lacedaemoniorum cryptia" gewidmet.[4]) Auch das war vom gewöhnlichen Gange abweichend, daß er schon nach zwei Jahren promovirte, d. h. bei der üblichen Magisterbäckerei sich den Titel eines doctor philosophiae et artium liberalium magister erwarb, was durch Anfertigung einer in Clausur gefertigten lateinischen Chrie und Bestehung einer nicht eben schweren Prüfung bei 2—3 Professoren leicht gewonnen werden konnte.[5]) Nach allem scheint G. Hermann der einzige Mann gewesen zu sein, der auf den jungen Studenten den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt hat; hier ist er selbst in der Festschrift S. 72 fg. der beste Führer. Zunächst besuchte er regelmäßig die Vorlesungen, welche täglich vormittags von 11—12 Uhr über dem Convict in nun verschwundenen Räumen gehalten zu werden pflegten, einmal an vier Tagen das lateinische Interpretatorium, gewöhnlich über einen griechischen Dichter, und zweimal ein systematisches Collegium in deutscher Sprache. Die Kunst des Vortrags, auf die er selbst ein fast zu großes Gewicht gelegt hat, ist von ihm treffend geschildert und dabei mit Recht hervorgehoben, daß Hermann nicht nöthig gehabt habe, denselben besonders einzustudiren und einzuüben. Auch was er von der Uebersetzung und der Erklärung sagt, ist durchaus richtig; Hefte schreiben kannte man bei ihm nicht, gelehrte Citate am allerwenigsten. Wichtiger wurden die Uebungen in der Griechischen Gesellschaft, dieser Pflanzschule gründlicher Philologen, welche Hermann's Namen ein bleibendes Andenken in der Geschichte unserer Wissenschaft sichert. Unter den zahlreichen Schilderungen dieser Societätsübungen nimmt die lebendige Köchly's nicht die letzte Stelle ein[6]); uns interessirt sie besonders, weil sie auch seine Aufnahme in die Societät erzählt: „Coniecturas proposueram in Euripidis Helenam, temerarias, futiles. Adversarii partes agebat Th. Bergkius, multo ille me superior, severe et acute, sed humane. Equidem me defendebam satis fortiter, ut in causa sensim labante, sed tamen ut quaeque coniectura difflata concidit, minus minusque mihi meaeque coniectandi sollertiae confidens. Tandem Hermannus, cum ille ei libellum rubricae bene notatum reddidisset, recepimus te, inquit, vir humanissime, in societatem graecam propter rationem qua locos a te electos tractavisti, quamvis non propter effectum. Nam cum triginta locos emendaveris, accidit, ut nullum recte emendaveris. Speramus tamen fore ut recte aliquando emendare discas." Des Meisters Hoffnung ist erfüllt. Von seinen Commilitonen nennt er nur den Opponenten Th. Bergk; es sind damals wol Scheibe, Dryander (Halle), Palm, Kraner, Seiler, Weller, Minckwitz, Dietsch, Kreusler, Ladewig, Doberenz gewesen. Als im J. 1834 das philologische Seminar neu geordnet wurde, blieb die Griechische Gesellschaft erhalten und wurde nicht mit dem neuen Seminar verschmolzen. Einen noch allseitigeren Einfluß als selbst die Uebungen der Gesellschaft haben auf ihn die philosophischen Disputationen ausgeübt, deren Leitung Hermann im Sommer 1834 auf den Wunsch der Studirenden übernahm.[7]) Nicht blos die weitere Sicherheit im Lateinsprechen verdankte er diesen Uebungen, sondern auch, was viel folgenreicher war, die Anleitung zu politischen Erörterungen, die er mit Vorliebe pflegte. Fragen über die radicale Demokratie, über die Preßfreiheit, über die politischen Beschäftigungen der Studenten und die sehr allgemeine über Vaterlandsliebe haben ihn damals beschäftigt und ihm den Namen der Politikers zugezogen, den er später zu rechtfertigen bemüht gewesen ist. Von den sonstigen Bildungsmitteln der Universitätsstadt hat er wol nur durch den fleißigen Besuch des Theaters seine Bekanntschaft mit den Meisterwerken der Nationalliteratur, zu

3) G. Hermann S. 69. 4) Opuscul. p. 383. 5) Köchly's Erzählung (G. Hermann S. 117) über den Magistertitel und dessen Begünstigung durch die Staatsbehörde ist zum Theil unrichtig; bei den leipziger Geistlichen ist dieser erst in neuester Zeit verschwunden.

6) Im Index lect. Turic. aestiv. 1851, wieder abgedruckt in G. Hermann S. 241 und in Opuscula phil. 223. 7) Ameis, Hermann's pädagogischer Einfluß S 19—22. — Köchly, G. Hermann S. 247.

der er auf der Schule den Grund gelegt hatte, erweitert und befestigt; daher stammte die genaue Erinnerung an Hauptstellen, die er in treuem Gedächtnisse bewahrte. Von musikalischen Neigungen ist keine Spur.

Die Universitätsstudien wurden 1837 beendigt, die Lehrerlaufbahn begann. In dem meiningischen Städtchen Saalfeld erhielt er auf Hermann's Empfehlung und noch mehr nach dem glänzenden Erfolge seiner Probelectionen, besonders auch in der Religion, eine ordentliche Lehrerstelle an dem Progymnasium, welches seinen streng philologischen Studien ziemlich fern stand. Hier an einer mehr realistischen Anstalt und unter den Einflüssen des geschäftlichen Lebens einer Fabrikstadt mag sich die Umwandlung in seinen pädagogischen Ansichten vollzogen haben. Inzwischen hatte er noch 1837 Hermann zu seinem Geburtstage mit „Observationes criticae in Apollonium et Oppianum" beglückwünscht und außerdem in Jahn's Jahrbüchern (V, S. 349—384) Tryphiodor behandelt; im October 1838 „Emendationes et adnotationes in Quintum Smyrnaeum" (in Acta societatis graec. II, p. 161—288), denen die „Epistola critica ad Spitznerum" in der Zeitschrift für Alterthumswissensch. 1841, Nr. 84 und 85 und das dresdener Schulprogramm von 1843 „De lacunis in Quinto Smyrnaeo quaestio" folgten — Früchte der Mahnung des Lehrers, seinen Fleiß den späteren Epikern zuzuwenden. Daß Treitschke nicht in Saalfeld Köchly's Schüler gewesen ist, wie Hug erzählt, bedarf keiner Berichtigung; er war dies in Dresden, wohin Köchly 1840 als Lehrer an der Kreuzschule berufen war. Noch in demselben Jahre betheiligte er sich im Auftrage seiner Collegen an der schönen Feier von Hermann's funfzigjährigem Magisterjubiläum.

Die schöne Elbstadt bot ganz im Gegensatze zu dem stillen thüringischen Landstädtchen Anregungen nach den verschiedensten Seiten des künstlerischen Lebens; er trat mit Wagner, dem Musiker, mit Semper, dem Architekten, mit dem Schauspieler Devrient, aber auch mit dem Philosophen A. Ruge in nähere Verbindung. Die Sucht der Sachsen, in zahlreichen Vereinen die verschiedensten Zwecke zu verfolgen, begünstigte den jungen Lehrer, zumal bei seinen ausgezeichneten Rednergaben und bei dem allgemein herrschenden Liberalismus, zu dessen eifrigsten Vertretern er gehörte. Schon 1844 bei der unter Hermann's Vorsitze gehaltenen Philologenversammlung trat er nicht eben taktvoll hervor. Es war dem Präses überlassen, sich einen Vicepräsidenten zu erwählen, allein dieser hatte auf dieses Ehrenrecht verzichtet und sich an das Cultusministerium mit der Bitte um geeignete Vorschläge gewendet. Dieses hatte ohne alle Berücksichtigung der Lehrer des städtischen Gymnasiums drei Männer vorgeschlagen, aus denen Hermann den Director Schulz gewählt hatte. Darin glaubte das Lehrercollegium eine principielle Zurücksetzung der gesammten Gymnasiallehrerstandes zu erkennen und erklärte, sich in keiner Weise an der Versammlung betheiligen zu wollen. An eine solche Verletzung hatte kein Mensch gedacht, und es gelang, die Unterzeichner von ihrem Widerstande zurückzubringen, nur Köchly blieb in demonstrativer Weise von den wissenschaftlichen Versammlungen fern, nicht aber von den geselligen Vereinigungen. Einen guten Eindruck hat das nicht gemacht, was nur als kleinliche Consequenzmacherei gelten konnte. Diesen Fehler hat er durch seine Betheiligung an späteren Versammlungen, solange die politischen Verhältnisse sie ihm möglich machten, vollständig gesühnt.

Nicht trotz, sondern vielmehr in dem Bewußtsein, daß er durch sein Auftreten viel Anstoß erregen werde, betrat er einen neuen Kampfplatz 1845 mit der „Skizze über das Princip des Gymnasialunterrichtes der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller". Hatten sich auch die darin niedergelegten Ansichten unter dem Einflusse mannichfaltiger Lebensverhältnisse und Bildungselemente allmählich in ihm entwickelt, so wurden sie doch mit Rücksicht auf eine zur Berathung über den Gymnasialunterricht berufene Versammlung im August rasch und nicht ohne Schärfe niedergeschrieben.[8]) Während in den untern und mittlern Klassen wenig oder nichts in der Lehrverfassung geändert werden sollte, verlangte er in den obern Klassen einen vollständigen Neubau, keine Reformen, sondern eine Reformation auf Grund des von ihm nach dem Vorgange anderer historisch genannten Princips. Dies sollte in der Auswahl, der Reihenfolge und der Behandlungsweise der alten Schriftsteller zur Geltung kommen und das Lateinschreiben und -sprechen, namentlich die Erklärung in dieser Sprache gänzlich beseitigt werden.[9]) Einen Einfluß auf die Rectoren und auf die Behörde erreichte er nicht, wohl aber neben einigen zustimmenden Urtheilen vielfachen Widerspruch, der ihn veranlaßte, 1846 dagegen in einem neuen Heftchen „Zur Gymnasialreform" aufzutreten, welches er dem Prinzen, nachmaligem Könige Johann, in der Hoffnung widmete, daß derselbe seine Aufmerksamkeit und Theilnahme der Gymnasialreform schenken werde. Hier hat er Freunde und Feinde charakterisirt, hier die Nothwendigkeit realistischer Anstalten zur Vorbereitung auf die Naturwissenschaften, die Medicin eingeschlossen, dargelegt und flüchtige Bemerkungen über einige Lehrgegenstände, namentlich das Deutsche, vorgetragen. Aber weil ihn die Fachgenossen bei seiner Agitation ziemlich allgemein im Stiche ließen, bemühte er sich, einen „Gymnasialverein" zu gründen, der zunächst in Dresden aus Schulmännern, Studirten, besonders Aerzten und Naturforschern, aber auch aus Kaufleuten, Gewerbtreibenden u. s. w. zusammentreten und in streng parlamentarischen Debatten über die jetzige Aufgabe und über die Mittel, dieselbe zu erreichen, klar werden sollte. Am 20. Sept. 1846 erfolgte die Gründung des Vereins, zu welchem jeder Gebildete Zutritt hatte, am 17. April 1848 ist die Schlußsitzung gehalten. Während dieser Zeit wurden 25 Sectionsberathungen, 45 Ausschußsitzungen, 35 Hauptversammlungen gehalten und außerdem während der Winter mehrere sehr zahlreich besuchte Vortrags-

8) Er hat das, freilich nicht genau, erzählt in der Vorrede zu Manetho p. V und VI. 9) In dem Schriftchen „Zur Gymnasialreform" hat er S. 80 fg. diese Frage abermals behandelt, auf der Philologenversammlung in Jena aber keinen Erfolg gehabt.

abende veranstaltet. Welche Arbeitskraft Köchly dabei aufzuwenden hatte, läßt sich sicher vermuthen, denn er war die Seele des Ganzen. Die zahlreichen Berichte, welche Köchly in den „Blättern für Gymnasialreform“ (drei Hefte 1847, 1848) veröffentlicht hat [10]), gipfeln in dem Gesammtberichte vom 6. Febr. 1848, der einen vollständigen Organisationsplan für das „moderne Gymnasium“ enthält. Hier sollten in den untern Klassen die neueren (Französisch und Englisch), von Quarta an die alten Sprachen vorherrschen, jede Sprache bei ihrem Anfange in 8, nur das Englische als das Leichteste in 6 Stunden gelehrt werden. Einen praktischen Erfolg hat dieser Plan zunächst ebenso wenig gehabt als das Gesuch an die städtischen Behörden in Dresden, die Kreuzschule nach demselben umzugestalten. Wir stehen jenen Reformbestrebungen heute anders gegenüber als die damalige Zeit. Billigt auch kein Mensch das Anfangen des Unterrichts mit den modernen Culturſprachen, so hat doch das Französische einen früheren Anfang und auch das Englische facultative Geltung erhalten. Die Ansicht, daß das Lateinschreiben Ziel der Schulbildung sei, billigt keiner, und der Gedanke, daß die Lektüre den Mittelpunkt des Unterrichts in den alten Sprachen bilden müsse, ist jetzt allgemein, wenn man auch von den Köchly'schen Einleitungen nichts wissen will, um das sogenannte historische Princip zu verwirklichen.

Das Jahr 1848 mit seinem Sturm und Drang führte Köchly mit seinen Reformplänen aus den engen Kreisen des dresdener Vereins in die weiteren zunächst des engeren Vaterlandes, weil auch die sächsischen Gymnasiallehrer, wie damals alle Welt, darangingen, Heilung aller Schäden in allgemeinen Berathungen zu suchen. Vom 17.—19. Juli traten 55 Lehrer in Leipzig zusammen, über deren Verhandlungen Dietsch in den Jahrbüchern Bd. 53, S. 305 genau berichtet hat, und im December abermals in Meißen. [11]) Köchly beherrschte diese Berathungen durch sein parlamentarisches Geschick und die Kraft der Rede; einige seiner Ideen setzte er auch siegreich durch. In seinem Agitationseifer eilte er auch zu den Versammlungen in den benachbarten Provinzen Sachsen und Brandenburg und wußte hier einige Proselyten zu machen. Auch auf andere politische Gebiete trat er hinüber. Schon als Stadtverordneter hatte er in der damals üblichen Form allerlei Freiheiten beantragt; er wurde auch im Februar 1849 in den sogenannten Unverstandslandtag gewählt. Eine so hervorragende Persönlichkeit durfte in der Commission [12]) nicht fehlen, welche im December 1848 Minister von der Pfordten einsetzte, um einen das gesammte Schulwesen des Königreichs umfassenden Gesetzentwurf auszuarbeiten. Die Ideen der Neuzeit in ihrer Anwendung auf den Schulorganismus sollten ins praktische Leben eingeführt werden, die einschlagenden Paragraphen der Frankfurter Grundrechte, die in Sachsen Gesetzeskraft besaßen, die Grundlage bilden, die Ergebnisse der Lehrerverhandlungen Beachtung finden. Nach viermonatlicher Arbeit war die Commission zu ihrem vorläufigen Endziele gelangt, die Ausarbeitung des Entwurfs Köchly übertragen und auch der Druck (denn er sollte vor der ständischen Berathung der öffentlichen Beurtheilung übergeben werden) bereits begonnen und nach der Maikatastrophe zu Ende geführt. Nach der Vollendung hatte das Ministerium alle gedruckten Exemplare mit Beschlag belegt, einem Gerüchte nach sogar einstampfen lassen. [13]) Das Auftreten der Zweiten Kammer veranlaßte deren Auflösung, die Unruhen wuchsen, der König floh am 4. Mai aus seiner Residenz nach dem Königstein, Mitglieder der aufgelösten Zweiten Kammer wählten eine provisorische Regierung und Köchly erhielt wegen seiner Rednergabe und besonders wegen seiner kräftigen Stimme den Auftrag, vom Balkon des Rathhauses aus die Namen der Gewählten zu verkündigen und diese Verkündigung mit einer Ansprache zu begleiten. Die revolutionäre Herrlichkeit war von kurzer Dauer, Berlin sandte seine Garden zur Hülfe, und diese entschieden nach lebhaftem Straßenkampfe den Sieg der Regierung über den Aufstand. Daß Köchly selbst auf den Barrikaden gekämpft habe, wie mehrfach behauptet wird [14]), ist unrichtig; wegen seiner sonstigen Theilnahme wähnte er als Abgeordneter (die Kammer war ja aufgelöst) ganz im Rechte gewesen zu sein, sodaß er an eine heimliche Flucht gar nicht dachte. So harmlose Auffassung theilte die Regierung nicht: Köchly war der Strafe verfallen, und gewarnt durch einen hohen Freund der Familie, entzog er sich der ihm drohenden Gefahr. [15]) Das prachtvolle Haar wurde kurz geschnitten, der Bart entfernt, unter einer Bauernkappe die Rolle eines Augenkranken gespielt und der gefahrvolle Weg durch Sachsen nach Frankfurt a. O., Berlin, Hamburg, Bremen, Amsterdam, schließlich nach Brüssel gemacht, wo er einige Zeit zu verweilen gedachte. Damit war sein Leben in Sachsen beschlossen, wo er sich der Huld der königlichen Familie als Lehrer der Prinzen im Latein erfreut hatte.

In Brüssel lebte er mehrere Wochen einsam und nur mit wissenschaftlicher Arbeit beschäftigt. Aber er war bereits seit 1847 mit Anna Rosalie Saling, einer Jüdin aus Berlin, verheirathet und diese entschloß sich, von einem jüngeren Bruder begleitet, trotz der verwandtschaftlichen

---

10) Von ihm ist der Bericht über die Uebungen in Latein.-Schreiben und Sprechen (II. III. S. 1—31) und über den Unterricht in den alten Sprachen (S. 45—69). Sehr hyperbolisch sagt er von den Bestrebungen dieser Männer (Manetho p. V), a quibus viris lux illata est quam nos philologi afferre non potuissemus. 11) Auch über diese hat Dietsch in den Jahrbüchern 1849 berichtet. Beide sind auch besonders bei Teubner erschienen. 12) Es waren die Geheimräthe Weinlich und Meißner, der Director der Polytechnischen Schule Prof. Seebeck, der Seminardirector Steglich und Köchly.

13) Köchly sieht darin einen Eingriff in sein geistiges Eigenthum und wurde veranlaßt, von Brüssel aus (25. Febr. 1854) einen Abdruck unter dem Titel „Der ursprüngliche Entwurf zu dem allgemeinen Schulgesetze für das Königreich Sachsen“ in Leipzig bei O. Wigand zu veranlassen. 14) Sogar von Stark. 15) Civilis discordiae procella Saxoniam quoque ingressa profugum me proscriptum extorremque patria eiecit (Manetho p. V) oder zu Quintus: Civilis discordiae flamma ambustus Bruxellas profugus proscriptusque deveni.

Bedenken ihm zu folgen. Wohl hatte er schwere Sorgen, cum aut patriam cogito misere oppressam, aut amicos partim in exsilium expulsos, partim in vincula coniectos, partim morte praematura raptos, aut rei scholasticae incrementa hominum, penes quos hodie potentia est, arbitrio intercepta. Aber solch elegisches Klagen über die Reaction[16]) paßt nicht zu der ernstlichen Umkehr von politischer Träumerei und zu der Wiederaufnahme der kritischen Studien, die nur zu lange unterbrochen waren. Zunächst wurde die große Ausgabe des Quintus Smyrnäus 1850 zum raschen Abschluß gebracht: recensuit, prolegomenis et adnotatione critica instruxit A. K. Die 1853 folgende kleinere Ausgabe bei Teubner bietet mancherlei Vervollständigung des Apparats und besonders auch einen index nominum propriorum, den Spitzner angefertigt, Köchly sorgfältig durchgearbeitet hatte. Dies waren die Früchte vieljähriger, oft unterbrochener Arbeiten[17]), deren Redaction ihn nicht so sehr in Anspruch nahm als das neue Werk, zu dem er sich auf Dübner's Rath im Interesse der Didot'schen Bibliothek entschloß. Es kam ihm auch darauf an, den Feinden seiner Reformbestrebungen zu zeigen, eorum armorum, quae quondam Hermanno duce tractare didiceram, usum nondum me deposuisse. In wenigen Monaten war die kritische Bearbeitung des Manetho mit ihren umfangreichen Prolegomenen vollendet und erschien mit Aratos, Maximos und andern astrologischen Fragmenten 1851 in dem zweiten Bande der „Poetae bucolici et didactici" in Paris.[18])

Die Zeit dieses belgischen Exils dauerte bis Ostern 1850. Sie gab ihn seinen philologischen Studien wieder, sie verschaffte ihm aber auch einen akademischen Lehrstuhl, den er wol niemals gehofft hatte. Im J. 1862 sagte er mir bei einem ernsten Gespräche über seine politische Vergangenheit: „Ich habe es unter keinen Umständen zu bereuen, denn, weißt du, hätte ich mich damals nicht so lebhaft betheiligt, wäre ich wol jetzt Gymnasialrector in einer obscuren Stadt Sachsens." Nun aber war er bei dem Concurse um die durch Orelli's Tod erledigte Professur im December 1849 zum außerordentlichen Professor für griechische und römische Literatur und Sprache in Zürich ernannt, ihm jedoch für seine Person Rang und Befugniß eines ordentlichen Professors ertheilt. Seine Reformpläne hatten auf die züricher Erziehungsbehörde besondern Eindruck gemacht. Aber das Vertrauen, welches die Behörde gerade auf ihn unter tüchtigen Mitbewerbern gesetzt hatte, theilten nicht alle, und gar manche, auch nicht conservative Männer, hegten Zweifel, ob er nicht mehr aufregend als anregend zu wirken bemüht sein möchte. Ostern 1850 traf er in Zürich ein, wohl bewußt der Größe und Schwierigkeit der ihm gestellten Aufgabe als Nachfolger eines ausgezeichneten Mannes und als Fremdling, der freilich als Schutzverwandter einer Republik jeden Gedanken an politische Thätigkeit fern halten mußte. Post longam demum annorum seriem, sagt er in der praef. zu Nonnus p. VI., cum ex funestissimo rerum nostrarum naufragio emersus in placidissimum hunc Helvetiae libertatis humanitatisque portum pervenissem atque ceteris curis abiectis omnibus inprimis a rebus publicis, quippe quas quotidie miseriores atque desperatiores fieri viderem, reliquam aetatem procul habendam decrevissem, in literarum studiis, quae vere rebus adversis perfugium atque solatium praebuerant, totus iam habitaturus — ad Nonnum reversus sum etc. Am 11. Mai 1850 hielt er seine Antrittsrede. Die Besorgnisse schwanden rasch, seine Herzlichkeit gewann, sein ganzes Wesen imponirte und selbst das jugendlich frische Gesicht bei dem grauen Haupte und Barte weckte Vertrauen. Die geringe Zahl der Philologie Studirenden schreckte ihn nicht, denn bald sammelten sich auch die Angehörigen anderer Facultäten zu seinen fesselnden Vorträgen. Und wie Verschiedenes hat er bei der großen ihm gestellten Aufgabe gelesen; die Verzeichnisse weisen 81 Vorlesungen auf, von denen 45 nie wiederholt sind. Und dazu hielt er an einem Abende der Woche eine philologische Gesellschaft, in der die einzelnen Mitglieder der Reihe nach einen zusammenhängenden Vortrag zu halten oder einen Schriftsteller zu erklären hatten. Als daraus das Philologische Seminar entstand, hielt Köchly für künftige Gymnasiallehrer Vorlesungen über Gymnasialpädagogik. Nicht alle hatten gleichgünstigen Erfolg, weil Köchly bei der Erklärung seine Sympathie oder Antipathie gegen den Schriftsteller nicht verbergen konnte und die Stoffe mancher systematischen Vorlesungen erst gesammelt werden mußten. War dies geschehen und der Vortrag wohldisponirt, so überließ er die weitere Gestaltung der mündlichen Rede, welcher die sorgfältigste Pflege gewidmet wurde. Den Neuling zog diese Form besonders an. Daß seine Amtsgenossen ihn ehrten, sieht man aus der Wahl zum Rector und aus den Aufträgen, die er in Bezug auf Berufungen auswärtiger Gelehrten erhielt, z. B. Hettner's für die Professur der Archäologie.

Zu dieser akademischen Thätigkeit gehörte auch die Abfassung der Programme, d. h. der Vorreden zu den halbjährlichen Lectionsverzeichnissen und der Gratulationsschriften. Sie hingen aufs engste mit seinen literarischen Arbeiten zusammen; erstere wurde lateinisch, die andere, mit Ausnahme der für die Universität Basel 1860 „De evangelii Joannei paraphrasi a Nonno facta", deutsch abgefaßt. Jene hat Kinkel in den „Opuscula latina" vereinigt, aber wenigstens fünf Abhandlungen, die sich auf die Taktiker beziehen, weggelassen; von diesen hat Böckh in den deutschen Schriften die Gratulation für Böckel 1857 über die Vögel des Aristophanes und die zu Welcker's Jubiläum 1859 „Hektor's Lösung" wieder abdrucken lassen. Auch mit weiteren Kreisen trat Köchly

16) Unberechtigt sind die Worte G. Hermann's S. 101 und die wiederholten Klagen über die silentiarii Saxones, die ihn nicht mehr kennen wollten, z. B. Nonnus praef. p. XI; Opusc. p. 501. 17) Cuius operis fundamenta ieci Lipsiae, specimina proposui Salfeldiae, initium feci Dresdae, id tunc ad finem perduxi Bruxellis, et nunc praefatus sum Turici. 18) Eine neue Durchsicht der Manethoniana nebst einigen astrologischen Fragmenten erschien mit der bescheidenen Aufschrift relegit A. K. in Leipzig 1858.

in nähere Berührung, indem er vor dem gebildeten Publikum Zürichs Vorträge hielt über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete des classischen Alterthums. Einige derselben hat er in sehr erweiterter Gestalt 1859 herausgegeben unter dem Titel: „Akademische Vorträge und Reden", 1. Band. Zwar die Abhandlung über Cato von Utica, gewidmet dem ehrwürdigen Hottinger, war nur eine Rectoratsrede vom 29. April 1857, die sich die Aufgabe stellt, den vielverkannten und auch von Mommsen parteiisch behandelten Mann in seiner Totalentwickelung und im lebendigen Wechselverhältnisse zu seiner Zeit als den Mann unerschütterlicher Festigkeit, strenger Tugend und patriotischer Hingebung zu zeigen. Schon im J. 1855 war der Vortrag gehalten „Sokrates und sein Volk", in welchem er den bereits von andern ausgesprochenen Gedanken durchführt, daß das athenische Volk recht gehabt habe, den Sokrates zum Tode zu verurtheilen. Im J. 1859 verlieh ihm Zürich in Anerkennung seiner Verdienste das Stadt- und Cantonatsbürgerrecht und mit Stolz nannte er sich in der Dedication der Ilias an die züricher Freunde Faesi, Keller, Meyer und Vögelin 1860 Turicensis. In demselben Jahre hatte er mit Ribbeck, damals in Bern, den Schweizerischen Gymnasiallehrer-Verein gegründet und auch an der Zeitschrift desselben, dem „Neuen Schweizerischen Museum" sich betheiligt. Ebenso war er ein sehr eifriges Mitglied der Antiquarischen Gesellschaft, mit deren Stifter Ferd. Keller sowie mit Meyer-Ochsner er in ein näheres Verhältniß trat und öfter Vorträge hielt. Auch die Organisation der höheren Schule sollte ihn beschäftigen, denn er war eine Reihe von Jahren Mitglied der Aufsichtscommission des Gymnasiums. In dieser Eigenschaft schrieb er 1859 das Schriftchen „Ueber die Reform des züricher Gymnasiums", eigentlich eine Eingabe an den Regierungspräsidenten und Erziehungsdirector Dr. Dubs, welche eiligst niedergeschrieben wurde, um auf die Berathung über ein neues Schulgesetz einzuwirken. Abgesehen von der Erneuerung des alten dresdener Modernen Gymnasiums mit dem Vorangehen der modernen Sprachen, das er selbst nur als eine beiläufige theoretische Betrachtung ansah, wollte er Abhülfe schaffen gegenüber den geringen Leistungen in den beiden alten Sprachen und namentlich dem Griechischen die gebührende Stellung verschaffen; deshalb mußte das Dispensiren von diesem Unterrichtsgegenstande abgeschafft, derselbe gemäß der Aufgabe der Gymnasien obligatorisch gemacht werden. Daß er gerade dies nicht erreichte, hat ihm den Aufenthalt in Zürich, den er gern als den schönsten Theil seines Lebens betrachtete, schwer verleidet und einen Grund zu seinem Weggange gegeben. Die Thesen und Bemerkungen zu einer einheitlichen Umgestaltung unserer Gymnasien[19]) sind eigentlich zwei Abschnitte aus einer Gymnasialpädagogik, einer über die eigenthümliche Zweckbestimmung des Gymnasiums, der andere der Lehrplan für den altclassischen Unterricht auf einem Untergymnasium von vier Klassen, in welchen einzelne Sätze aus den dresdener Arbeiten wiederkehren. Die in Aussicht gestellten Fortsetzungen über die Lektüre im Obergymnasium, über den deutschen Geschichts- und Religionsunterricht sind nie erschienen.

Daneben entwickelte Köchly eine rege wissenschaftliche Thätigkeit in schriftstellerischen Arbeiten, zunächst, wie die Programme zeigten, auf dem Gebiete der griechischen Poesie, der Homerischen Dichtungen, bei denen er als Anhänger der Lachmann'schen Liedertheorie sich bis zu dem Drucke „Iliadis carmina XVI scholarum in usum restituta" (Leipzig 1861) verstieg, ein Gebiet, auf welchem jetzt auch eine Ueberarbeitungs- und eine Umstellungstheorie sich geltend macht und allerneueste Forscher Köchly's kaum noch Erwähnung thun. Er ist im Anschlusse an den berliner Vorgänger nicht darüber hinausgekommen, Inconvenienzen in der Ilias nachzuweisen und hat sich schließlich 1862 und 1863 auch der Odyssee zugwendet.[20]) Auf die Hymnen und die Kykliker beziehen sich die „Coniectanea epica" 1856 und 1857, auf Nonnus die Programme 1851 und 1855, und 1857 folgte die Bearbeitung der Dionysiaca in 2 Bänden mit der gemüthlichen Widmung an den alten Helfer und Freund G. Thomas in München. Tryphiodor behandelt das Programm von 1850. Des Euripides Iphigenia in Taurien hatte er 1860 und 1861 in vier Programmen besprochen und 1863 eine Schulausgabe folgen lassen. Auf ein ganz neues Gebiet kam er in der Behandlung der Kriegsschriftsteller. Zwar hatte er schon als Lehrer in Dresden bei der Behandlung der griechischen und römischen Historiker in der sachlichen Erklärung um der Anschaulichkeit willen sich bemüht, die größte Klarheit zu erstreben, doch bot erst Zürich durch die militärischen Uebungen der Schüler, welche Köchly hochschätzte, ganz besonders aber der Umgang mit dem als politischer Flüchtling daselbst weilenden ausgezeichneten ehemaligen preußischen Genieoffizier W. Rüstow, Gelegenheit, auf die Sache genauer einzugehen. Ich meine weniger die beiden in die Sammlung der Opuscula nicht aufgenommenen Programme der Jahre 1851—1853 „De libris tacticis qui Arriani et Aeliani feruntur", in denen auch die Abweichungen von dem großartigen Plane Haase's in Breslau besprochen werden, oder aus 1834 „De scriptorum militarium codice Bernensi" und „Selecta quaedam ex ineditis Leonis tactici capita", sondern die von den beiden Freunden bearbeitete Geschichte des griechischen Kriegswesens mit Holzschnitten und Tafeln (Aarau 1852) und die griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegebenen griechischen Kriegsschriftsteller (Leipzig 1853 und 1855) in zwei Theilen, deren zweiter aus zwei Abtheilungen besteht.[21]) Auch hier fehlt es nicht an passenden Abbildungen. Soldat und Philolog waren

19) Schweiz. Mus. I, S. 85—108; 192—203.

20) Auf die Ilias beziehen sich außer dem darmstädter Vortrage 1845 (Deutsche Auss. S. 41) und Hektor's Lösung (a. a. O. S. 47) die züricher Programme bis zur Dissertatio VII. de Iliadis carminibus (Opusc. p. 1—152); auf die Odyssee der augsburger Vortrag 1862 (Deutsche Auss. 67) und drei Dissertationes de Odysseae carminibus (Opusc. p. 153—212). 21) Als Ergänzung kann der Onosander gelten, dessen Text 1860 nach zwei Handschriften verbessert ist.

hier zusammengetreten, um ein für den Philologen, den Historiker und den Soldaten unentbehrliches Hülfsmittel zu schaffen, und hatten eine bisher noch ziemlich dunkle Seite des antiken Lebens erhellt. Diese Verbindung erwies sich auch für Cäsar fruchtbar; beide bearbeiteten die Einleitung zu den Commentarien über den Gallischen Krieg (Gotha 1857), beide übersetzten die Memoiren über den Gallischen Krieg (Stuttgart 1854 und öfter wiederholt), denen erst 1868 Köchly die Memoiren über den Bürgerkrieg folgen ließ. Im engsten Zusammenhange damit stand sein Interesse für die Cäsar-Arbeiten Napoleon's, besonders die typographischen und strategischen Studien. Als Meister in der Kunst zu übersetzen hat er sich auch bei den Ciceronischen Reden für Sestius und für Milo (gleichfalls in der stuttgarter Sammlung) bewährt, und daß dieses pathetische Element ihm zusagte, zeigt auch die Demosthenische Rede vom Kranze, welche griechisch und deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen 1857 ohne seinen Namen erschienen ist.

Aus vierzehnjähriger befriedigender Thätigkeit schied Köchly 1864 im März, als ihm die ordentliche Professur der classischen Philologie und die Mitdirection des Philologischen Seminars in Heidelberg übertragen war. In dem letzten Lectionsverzeichnisse (Opusc. p. 209) spricht er sich darüber ausführlich aus: „Illa venit summa dies et ineluctabile tempus, quo post quindecim annorum exilium ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ retrahor non in illam quidem quae me nascentem vidit adolescentem eduxit terram, sed, quod praestat, in aliam Germaniae patriae civitatem strenuissimam illam hodie communis libertatis concordiaeque tutricem." Nachdem er die Anhänglichkeit an Zürich ausgesprochen, macht er seinem Ingrimme gegen Sachsen Luft, das die Rückkehr gestatte „nisi quasi sub iugum missis, scilicet poenam deprecando peccatum professus". Um Verzeihung zu bitten und das Unrecht gegen sein Geburtsland einzugestehen, sträubte sich sein Stolz. „Itaque nec miraturum quemquam nec indignaturum spero, si in posterum quoque quamquam Germaniae redditus non Lipsiensem me sed Turicensem me et esse volo et vocare pergam." Der sächsische Bann wurde erst später gelöst, sonst konnte er sich in Deutschland überall frei bewegen und er machte von dieser Freiheit zu Vorträgen in manchen Städten und zu dem Besuche der Philologenversammlungen häufig Gebrauch.

Mit stolzen Hoffnungen auf eine reformatorische Wirksamkeit in Schule und Universität trat er das Amt in Heidelberg an. Die Zahl der Studirenden war größer, aber die Badenser nicht besser vorbereitet als die Züricher; manche Norddeutsche, die zu seinen Vorlesungen kamen, konnten ihm besseres Hörermaterial bieten. Aber auch von jenen hat Böckel auf der karlsruher Versammlung S. 124 dankbar anerkannt, was die Schüler in den Vorlesungen von ihm erhalten haben. Die Hauptsache sollte das Philologische Seminar bieten, über das derselbe Schüler S. 127 fg. genauer berichtet hat. Köchly hatte die Einrichtung nach seinem Willen geordnet und es bis Michaelis 1872 dictatorisch geleitet; wissenschaftlich-praktische Vorbildung der künftigen Lehrer sollte die Aufgabe sein. Im Unter-Seminar sollten durch lateinische Stil- und Sprachübungen, durch griechische Schreibübungen und cursorische Lektüre die Lücken der Schulbildung ergänzt werden. Im Ober-Seminar wurde fast ausschließlich Lateinisch gesprochen; hier galt es, den Mund zu öffnen und zur klaren und deutlichen Aussprache in freien zusammenhängenden Sätzen anzuleiten. Sonst bieten die Anforderungen an genaue Wortbestimmung, sachliche Erklärung, Wortkritik nichts Eigenthümliches, entsprechen vielmehr ganz dem Verfahren Hermann's, der auch bei der Discussion sein Vorbild blieb. Selbst in Betreff der Lektüre bot er nichts Neues. Neu waren nur die schulmäßigen Erklärungsübungen der Schriftsteller, welche er mit dem gesammten Seminar veranstaltete in der Weise, daß ein Ober-Seminarist einen Abschnitt, der meist vorher kritisch behandelt und festgestellt war, von den Unter-Seminaristen, welche die Schulklasse vorstellten, übersetzen und erklären ließ. Wie ernst und ideal er seine Aufgabe nahm[22]), zeigen seine eigenen Worte, in denen er erklärt, daß diese Uebungen, weit entfernt davon, einseitig praktisch zu sein, auf dem Gedanken beruhen, daß stets selbständige wissenschaftliche Arbeit und schulmäßige Verwerthung bei einem Unterrichte, wie er sein soll, unzertrennlich sein müssen, daß daher auch die Erklärung des leichtesten Schriftstellers auf streng methodische Kritik sich stützen, diese Erklärung selbst aber bei resignirender Beschränkung auf das Nothwendige, von begrifflicher Wort- und anschaulicher Sacherklärung des Einzelnen ausgehend auf das Ganze nach Inhalt und Form sich erstrecken müsse. Daß Köchly es ernst genommen, daß er seine Schüler für den Lehrerberuf begeistert hat, wird niemand bezweifeln, der ihn gekannt hat, und doch richteten sich die Angriffe hauptsächlich gegen dieses Seminar und nöthigten ihn, die Einrichtung aufzugeben. Auch nachher noch hat er Gymnasial-Uebungsschule, Gymnasial-Pädagogicum oder auch Seminar angekündigt, weil er um Wiederaufnahme der Uebungen angegangen war und, wie er sagte, einer Pflicht gehorchte, deren Erfüllung im Falle des Gelingens vielleicht auf die Erhaltung und Reform unserer deutschen Gymnasien nicht ganz ohne Einfluß bleiben dürfte. Zu seiner Verstimmung haben die Seminarhändel besonders beigetragen, wie denn auch er durch sein eigenmächtiges Eingreifen in Kayser's Thätigkeit im Seminar diesem, wie Usener („Vorrede zu den Homerischen Abhandlungen" S. XXVII) sagt, in das Glück der letzten Jahre Wermuth gemischt hat.

An der Neugestaltung und Hebung der Gymnasien hat er einen einflußreichen Antheil genommen nicht als Mitglied der Aufsichtscommission über das heidelberger Gymnasium, sondern in der Prüfungscommission für Candidaten des höheren Schulamts und als außerordentliches Mitglied des Oberschulraths in Karlsruhe. Die zahlreichen Clausurarbeiten bei der Prüfung will ich ihm nicht zuschreiben, denn er war ein Gegner solcher Arbei-

22) Bei Böckel S. 130.

ten, dagegen wird er bei den vielen obligatorischen Vorlesungen und deren Anordnung keinen Widerspruch erhoben haben. Im J. 1868 regte sich wieder der alte dresdener Kampf gegen den „veralteten Formel- und Wortkram" mit der Forderung, das Latein-Schreiben und -Sprechen und gar die Verse abzuschaffen, und er wußte damit der würtembergischen Unterrichtsbehörde in höchst bedenklicher Weise zu imponiren.[23]) Auch bei den Versammlungen der mittelrheinischen Gymnasiallehrer, sobald sie in Heidelberg tagten, fehlte er nicht. Die größte Freude war es für ihn, 1865 die heidelberger Philologenversammlung zu leiten, die er mit der Festschrift „De Musaei grammatici codice Palatino", begrüßte, zu deren Eröffnung er die schöne Rede über die gemeinsame Aufgabe der Philologie und der Pädagogik hielt, seine Sehnsucht nach der Bildung zahlreicher Sectionen als Selbstherrscher ungehindert befriedigte, aber auch, und das war sehr anziehend, durch Gymnasiasten die antiken Marschordnungen und die Verwendung der Pila, durch badische Artilleristen Schießübungen mit Ballisten und Katapulten den staunenden Zuschauern vorführte. — Zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten kam er nicht mehr. Die zunehmende Schwerhörigkeit und andere körperliche Leiden machten ihn mistrauisch und vereinsamten ihn in dem Landsitze zu Neuenheim. Nur die „Carmina quae feruntur Hesiodea" erschienen in neuer Recension, zu der G. Kinkel die Varianten gesammelt hatte, 1870, aber die Arbeit blieb unvollendet. Den hundertjährigen Geburtstag G. Hermann's, zu dessen Feier Thomas in der „Allgemeinen Zeitung" vergebens aufgefordert und die sogar in Leipzig nicht beachtet wurde, feierte Köchly allein am 28. Nov. 1872 allein vor einem zahlreichen Publikum durch eine Rede in dem Pandektensaale der heidelberger Universität, die dann mit Belegen ausgestattet 1874 erschien. Der Minister von Falkenstein[24]), offenbar der berufenste Beurtheiler, nennt es ein treffliches Werk und die in den Beilagen mitgetheilten Einzelheiten für alle Verehrer und Freunde des großen Mannes von unschätzbarem Werthe. In seinem Streben, die Ideen des Alterthums in das jetzige Leben zu übertragen und diesem wahrhaft organisch anzueignen, hat er auch danach gerungen, die Neugeburt der antiken Tragödie auf die Bühne unserer Tage und ihren erhebenden Einfluß auf die Gemüther der Mitwelt zu übertragen. Der Einfluß der schweizer Freunde (Hug hatte über eine Aufführung des Aristophanischen „Plutos" 1531 geschrieben) veranlaßte ihn, in Heidelberg und später auch in Zürich 1875 den Euripideischen „Kyklops" vortragen zu lassen. Größer war die Aufführung der „Perser" des Aeschylos, von denen er eine Uebersetzung und eine eigene poetische Ergänzung des nach seiner Ansicht lückenhaften Schlusses geliefert hatte. Ein Vortrag auf der Philologenversammlung in Innsbruck 1874[25]) berichtet darüber, der Prinz von Meiningen componirte die Musik und auf dem Theater wie in mehrern Gymnasien ist das Werk zur Aufführung gelangt. Das hat Köchly nicht mehr erlebt; auch die Uebersetzung mit den Ergänzungen hat erst 1880 Bartsch in Heidelberg herausgegeben.

Die stolzen Hoffnungen auf eine reformirende Thätigkeit, mit welchen er nach Heidelberg gegangen war, wurden nicht erfüllt; auch das neue, voraussichtlich schönere Leben sah er nicht. Vertraute Briefe reden nur von Misère in der Universitäts- und in der Landeshauptstadt. Ein Brief von 1875[26]) gibt genaueren Aufschluß und erklärt das Misbehagen seinerseits höchst parteiisch und nicht ohne Eitelkeit. „Hatten die Schweizer — aufrichtig, neidlos und gern in Wort und That mir ihre Anerkennung geschenkt, so war hier die Folge des gleichen Ergebnisses (des Erfolgs) Neid, Intrigue, geheime und offene Feindschaft. Im züricher Exil befand ich mich wie in der Heimat, in dem vielbelobten Heidelberg wie im Exil." Die politischen Verhältnisse trugen nicht wenig dazu bei, ihn zu verstimmen, der die Preußen bei der Unterdrückung des Aufstandes von 1849 nicht vergessen hatte. Im J. 1866 hatten sich die Heidelberger an die siegreichen Preußen in einer Weise weggeworfen, die ihm geradezu ekelhaft erschien. Und nach der Neugestaltung 1870 unter dem neuen Reiche ärgerte ihn, daß dem vaterlandsfeindlichen Ultramontanismus nun ein „in Borussomanie und Bismarckolatrie" ersterbender Nationalliberalismus gegenüberstand. Alte politische Freunde in Sachsen setzten 1871 seine Wahl zum Reichstagsabgeordneten in Borna-Pegau durch. Er trat zu der Fortschrittspartei, hat aber trotz seiner Redegabe keine Rolle gespielt, sondern höchstens in irgendeinem Vereine einen wissenschaftlichen Vortrag gehalten und seinen Wahlkreis besucht. Die freie Eisenbahnfahrt, natürlich in erster Wagenklasse, benutzte er auch, um für sich eine andere akademische Stellung zu suchen. In Jena und Halle hat er angeklopft, der vorher angeführte Brief scheint auf Leipzig berechnet zu sein, vielleicht hat er noch andere Universitäten ins Auge gefaßt. Zu einer Verpflanzung war weder sein Lebensalter noch seine körperliche Beschaffenheit geeignet; dazu war von dem collegialischen Misverhältnisse zu viel auch anderwärts bekannt geworden. Bei so vergeblichen Bemühungen dachte er wol daran, sich ganz zurückzuziehen und wissenschaftliche Arbeiten zu fördern; den Ausdruck vom sexagenarius, aber nicht de ponte hat er wiederholt angebracht. Die „Perser" des Aeschylos mit Uebersetzung und Commentar, wie Müller's „Eumeniden" sollten vollendet werden, eine „Geschichte der griechischen Nationallitteratur" folgen. Das sagte er vielfach, weil er die Ueberzeugung ausgesprochen hatte, daß ein akademischer Lehrer vor allem verpflichtet sei, seine ganze Thätigkeit seinen Schülern zu widmen. Doch dazu sollte es nicht kommen.

Der Erbprinz Bernhard von Sachsen-Meiningen, der von seiner Universitätszeit her Köchly verehrte, forderte ihn auf, sein Begleiter auf einer griechischen Reise

23) Hirzel in Schmid's Encykl. X, S. 548; Teufel in Masius' Jahrb. 1869, S. 113. 24) Einige Randbemerkungen zu Köchly's Gottfr. Hermann in Fleckeisen's Jahrb. 1876, Heft 1. 25) Mit einzelnen Abänderungen der Uebersetzung in den Deutschen Schriften S. 128 abgedruckt.

26) Bei Wunder, Ecce p. 65.

zu sein, die im Herbste 1876 unternommen wurde.[27]) Nicht ohne eine gewisse ernste Vorahnung hatte er sich von seiner Familie verabschiedet. Die zahlreich versammelten Freunde fanden ihn in Zürich in bewegter Stimmung, doch munter und anscheinend rüstig. Mit dem Prinzen traf er am 17. Sept. in München zusammen und setzte in gehobener Stimmung die Reise nach Italien fort, dessen begeisterte Schilderungen ihm immer als Uebertreibung erschienen waren. Der Besuch überzeugte ihn vom Gegentheil. Von Verona an mit seiner Arena fesselte ihn in Bologna die Renaissance, in Florenz die Galerie und die Baudenkmäler, in Neapel das Museo Borbonico, in Pompeji die Reste antiken Lebens, ebenso wie die wundervolle Landschaft rings umher. Eine interessante Fahrt durch die Abruzzen brachte die Reisenden nach Brindisi, wo sie sich auf dem Loyddampfer il Tritone nach Griechenland einschifften. Von Zante ging's nach Olympia, wo sie am 1. Oct. im Hause der deutschen Commission anlangten; von dort zu Pferde quer durch den Peloponnes und zwar durch die wildesten und unwegsamsten Theile Arkadiens. Auf der Ebene von Mantinea wurden genaue Studien über die Localitäten der Schlacht gemacht und dort sogar der Platz ermittelt, an welchem Epaminondas seinen Geist aufgegeben haben sollte. In Mykene wurden die Schliemann'schen Ausgrabungen genau besichtigt und die mannichfaltigen Funde durchforscht. Am 10. Oct. traf man in Athen ein und eine Menge neuer Eindrücke strömten auf den gewissenhaften Beobachter ein, die er in abgerissenen Notizen zu späterer Verarbeitung sammelte. Am 21. Oct. bei einem Besuche des Schlachtfeldes von Marathon ging das Pferd mit ihm durch und warf ihn ab; das Bewußtsein hatte ihn verlassen, aber er fand es unter ärztlicher Behandlung bald wieder und erholte sich so rasch, daß er in Athen rüstig weiter studiren konnte. Es wurde eine zehntägige Reise in das nördliche Griechenland gründlich vorbereitet, wo wieder Schlachtfelder zu durchsuchen waren. Aber bereits im ersten Nachtquartiere zu Vilia am Kithäron erkrankte er an einem Blasenkatarrh so heftig, daß die Rückkehr nach Athen angetreten werden mußte. Damit war allen weiteren Plänen ein Ende gemacht. Auf den Rath der Aerzte wurde der schwer Leidende nach Triest gebracht, zunächst in das Krankenhaus, dann in eine Privatwohnung, als die Gattin und einer seiner Söhne an das Krankenlager herbeigeeilt waren. Von dem Prinzen hatte er sich in lateinischen Distichen verabschiedet[28]); eine griechische Grabinschrift hatte er sich schon in Athen gemacht. Noch in den letzten Nächten hielt er, seiner Sinne nicht mehr mächtig, lange lateinische Reden mit volltönender Stimme oder weilte mit seinen Phantasien in Griechenland. Am 3. Dec. 1876 hat ihn der Tod dahingerafft durch ein acutes Stadium seines chronischen Blasenleidens, wie die Section festgestellt hat. Die Kunde von diesem Tode erregte auch in Triest und zwar nicht etwa blos bei den Deu schen oder Griechen die lebhafteste Theilnahme, noch me unter den Deutschen der Heimat und bei den Schweizer Der Sarg mit der Leiche kam ziemlich spät nach Heid berg, sodaß erst in den Nachmittagsstunden des 12. D die Beerdigung stattfinden konnte.[29]) Zur Theilnahme dieser Feier hatte der Großherzog von Baden seinen So geschickt, den Erbprinzen von Meiningen hatte die Ve ehrung getrieben; aus Heidelberg und Karlsruhe war die Behörden und Professoren, zahlreiche andere The nehmer in der Kirche zu Neuenheim erschienen mit d trauernden Witwe, zwei Söhnen und zwei Töchter Der Trauerchor aus der Antigone, von jungen Philolog in der Ursprache gesungen, eine warme Schilderung v der Persönlichkeit Köchly's durch den Ortsgeistlichen u im Auftrage der Universität die Trauerrede des trefflich Stark, kurze Worte eines der Schüler waren der Inh der kirchlichen Feier, nach deren Schlusse der Sarg a dem ziemlich entfernten neuen Kirchhofe beigesetzt wur Sein fürstlicher Freund hat ihm dort den Leichenstein gese auf diesem steht die vorher erwähnte griechische Inschri

'Αρμίνιος Κοιχλύς, ὅ τ' ἀεὶ γ' ἐπόθησεν, Ἀθήνα
ὀψὲ τυχὼν ἰδέειν, μοῖραν ἴδεν θανάτου.

Freunde und Schüler haben dafür gesorgt, daß die kl nen zerstreuten Arbeiten gesammelt und in angemessen Form der Zukunft überliefert wurden. Unter der L tung des alten Freundes Thomas haben zwei jüng Philologen die Mühe übernommen. Gottfr. Kinkel h die „Opuscula latina" (Leipzig 1881), Ernst Böckel d „Deutschen Aufsätze" (1882) zusammengestellt; K. Bart einen neuen Band „Akademischer Vorträge und Rede (Heidelberg 1881) der älteren züricher Sammlung h zugefügt und darin den berliner Vortrag „Cäsar u die Gallier", über den „Hippolytos" des Euripides, „Iliaslieder", über die „Mondmythen" und „Se Vorträge über Demosthenes" vereinigt. Eins aber hat die Freunde nicht wiedergeben können, die Macht d lebendigen Wortes, welches Köchly in seltener Weise herrschte. Das zeigte sich auch bei den Philologenv sammlungen, denen er von Darmstadt (1845) an in Je Hannover, Augsburg, Würzburg, Innsbruck (1874) b wohnte und die er 1865 in Heidelberg leitete.[30]) Wenn sich das Verdienst zuschrieb, die pädagogische Section 18 begründet zu haben, so ist das ein Unrecht gegen d wirklichen Urheber, den Seminardirector Curtmann Friedberg; richtig ist nur, daß er diese Gründung man haft gegen K. F. Hermann vertheidigt und seine V aussage, daß durch sie der Verein erst rechtes Leben winnen werde, glänzend bestätigt gesehen hat. Köc war einer der besseren Schüler Hermann's, in dessen F tapfen als Kritiker er stets gewandelt ist; der diplom tischen Kritik stand er abwehrend entgegen. Die V dienste um die späteren griechischen Epiker werden unv gessen bleiben, obschon er in der Annahme von I

27) Das interessanteste Document ist der Brief des Erbherzogs vom 12. Oct. 1877 in Wunder's Ecce S. 72. 28) Wunder's Ecce S. 75.

29) B. Stark in der Allgem. Zeitung 1876, Nr. 3 30) Bindseil in dem General-Register unterscheidet S. 23 z Köchly, Armin und Hermann.

lücken zu weit gegangen ist. Ebenso sind seine Verdienste um das antike Kriegswesen unbestreitbar. In den griechischen Geist ist er mit seltenem Verständnisse eingedrungen, aber auch die vaterländischen Dichter und Denker haben sein ideales Streben gefördert. Viele hat er begeistert, weil er selbst begeistert war. Die Schwächen, an denen auch er litt, konnte man leicht nachsehen. Im Umgange zeigte er sich liebenswürdig, gegen seine Freunde treu, gegen seine Schüler fürsorgend.

Quellen: B. Stark in der Allgemeinen Zeitung 1876, Nr. 361, wieder abgedruckt in den von Kinkel herausgegebenen Vorträgen und Aufsätzen S. 427—436. — Prantl in den Sitzungsberichten der philos.-philologischen Klasse der bair. Akademie in München 1877, Heft 1, S. 56—61. — A. Hug, H. Köchly, Vortrag, gehalten in Aarau am 6. Oct. 1877 in der Jahresversammlung des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer (Basel 1878). Derselbe in der Allgemeinen Deutschen Biogr. XVI, 410—414. — H. Wunder, Ecce, gehalten an der königl. Landesschule Grimma (1879), S. 35—77. — Uhlig auf der 18. Versammlung mittelrheinischer Gymnasiallehrer am 3. Juni 1879, in Zeitschr. für Gymnasialwesen XXXIV, S. 44. — E. Böckel, Gedächtnißrede auf H. Köchly, gehalten am 29. Sept. 1882 in Karlsruhe bei der Philologenversammlung, in den Verhandlungen S. 117—135. Dieser Schüler hat auch die Absicht, ein eingehenderes Lebensbild Köchly's auszuarbeiten und hat zu jener Rede genaue Nachweisungen über kürzere Mittheilungen gegeben. (*F. A. Eckstein.*)

KOCHOWSKI (Wespasian), polnischer Dichter und Historiker, wurde 1633 im Sandomirschen geboren und stammte aus dem alten Geschlechte der Sarnowie des Zeichens Nieczuja, von dem Stammgute Kochow Kochowscy genannt. Er besuchte in jungen Jahren die krakauer Universität und wurde ebenfalls in jungen Jahren, nämlich 1648, Soldat, wo er (nach eigener Aeußerung) an der Schlacht bei Beresteczko theilnahm, und blieb 10 Jahre lang unter den Waffen im Kampfe gegen die Kosaken und Schweden (decennio hastam tractavi, Vorrede zu Hypomnemata reginarum Poloniae); in der Schlacht bei Gnesen (Dziećmiarki) 1656, wo Czarniecki mit wenig Glück gegen Douglas kämpfte, trug er am rechten Arme eine Wunde davon (Lyrica II, Nr. 16), ein Ereigniß, welches in seinem poetischen Schaffen eine Wendung bewirkte, indem er nach der Heilung gelobte, seine Rechte nicht mehr leichtfertigen Gedichten zu leihen, sondern sie zur Verherrlichung des Höchsten und seiner Heiligen zu gebrauchen. Aus dem Kriege zurückgekehrt, ließ er sich auf dem Familiengute Gaj am Abhange des Kreuzberges (Kahlenberges, Góra Swiętokrzyska, Łysa Góra) bei Sandomir nieder, verließ aber nach wenigen Jahren (1663) dieses Gut, es den Landesgewohnheiten gemäß dem jüngsten Bruder überlassend, und zog in die krakauer Gegend, um sich in Goleniowy niederzulassen. Hier führte er, geachtet und geliebt von seinen Nachbarn, ein stilles Leben, dem Landbau und den Musen hingegeben, bis ihn die Erhebung des Marschalls Lubomirski gegen Joh. Kasimir und die französische Partei zu den Waffen rief, als Lubomirski nach dem Siege bei Czenstochowa im Triumphe das Krakauische durchzog; an der Schlacht bei Montwy mit den königlichen Truppen nahm er theil (memini nunc praesens cladem mihi visam, Annal. Clim. III, 232, 236). Kochowski gehörte zu der nationalen Partei, die gegen die Candidatur eines französischen Prinzen für den polnischen Thron mit aller Energie sich erklärte und es auch durchsetzte, daß nach der Thronentsagung Joh. Kasimir's fast unerwartet (auf die Anregung der Schrift des Bischofs Olszowski: Censura candidatorum etc.) ein Einheimischer („Piast"), Fürst Mich. Wiśniowiecki, zum polnischen König gewählt wurde. Kochowski begrüßte dieses Ereigniß durch ein polnisches Gedicht (Muza Słowieńska), durch einen lateinisch geschriebenen Panegyricus Munus civile, den er dem neugewählten Könige widmete, und die bald darauf erfolgte Verbindung Michael's mit der Erzherzogin Eleonore, Schwester Leopold's I. feierte er durch Hypomnemata reginarum Poloniae, welches er der Neuvermählten widmete. Vom Könige zum königlichen Secretär und zum Salinenbeamten (podżupnik) in Wieliczka ernannt (die Ernennung ist auf Empfehlung des Bischofs Olszowski am 29. Juli 1672 erfolgt), scheint er das erste Amt (eines Secretärs) mehr als Auszeichnung bekleidet, das zweite bald niedergelegt zu haben. Die Wahl des Königs Joh. Sobieski, sowie die Thaten dieses Königs, der dem patriotisch gesinnten Dichter als das Ideal eines polnischen Heldenkönigs erschien, feierte er durch mehrere Lyrica; die Sammlung seiner Lyrica, im J. 1674, widmete er dem ältesten Sohne des Königs, Jakob Sobieski und als der König 1683 nach Wien zum Entsatz zog, verließ Kochowski, obgleich 50 Jahre alt, sein stilles Haus und zog in den Kampf, den er in einem unvollendet gelassenen polnischen Gedichte verherrlichte und in einem lateinischen Commentar in lebendiger Weise schilderte (Commentarius belli adversus Turcas ad Viennam et in Hungaria a. 1683 gesti, Krakau 1684). Sobieski ehrte ihn durch Verleihung des Titels: historiographus privilegiatus (so unterzeichnete er sich schon im Commentarius), durch Ernennung zum königlichen Unterkämmerer und sicherte ihm ein Jahrgeld von 1000 Gulden aus den Einkünften der Salzbergwerke zu Wieliczka; der Adel der krakauer Wojewodschaft wählte ihn zum tribunus generalis Cracoviensis (wojski, tribunus, war ein Ehrenamt, dessen Träger in Kriegszeiten die Sorge für Frauen und Kinder der in den Krieg Gezogenen oblag). So durch das Vertrauen des Königs und der Mitbürger geehrt, verlebte er die übrigen Jahre seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit in Goleniowy, seine Thätigkeit der Landwirthschaft und der Geschichtschreibung widmend; sein geschichtliches Werk Annales Poloniae, das er schon vor dem Jahre 1674 angefangen hatte, wie aus der Widmung der Lyrica an Jakob Sobieski zu sehen, erschien 1683—1698 in drei Bänden. Gegen Ende seines Lebens schrieb er, von lästiger Krankheit heimgesucht, seine Psalmodya, gleichsam ein Glaubensbekenntniß und

Testament. Kochowski starb am Sonntage Trinitatis 1699, nachdem er in Goleniowy ein Hospital für 5 ausgediente Bauern gestiftet hatte.

Kochowski gehört zu den polnischen Schriftstellern, welche ihr Talent in gleichem Maße der Poesie und der Geschichte widmeten, den beiden Zweigen der Literatur, denen in Polen zu jeder Zeit das größte Interesse geschenkt wurde. Aehnlich wie andere, deren Geist ebenfalls im Dienste beider stand, widmete er sich in jüngeren Jahren mehr der Poesie, in reiferen Jahren der Geschichtschreibung.

Von seinen zahlreichen Schriften ist unter den poetischen das wichtigste und beste Werk seine Lyrica und seine kleineren Gedichte: Niepróżnujące próżnowanie albo Lyricorum polskich ksiąg pięć, tudzież Epigrammata i wiersze wesołe, herausgegeben in Krakau 1674 mit der Widmung an Jakob Sobieski: die erste Sammlung enthält 170 lyrische Gedichte nach Horaz' Vorbild in 4 Bücher (zu 36 Lyrica) mit einem fünften Buche Epodon eingetheilt; die andere Sammlung umfaßt gegen 700 kleine Gedichte der Art, wie sie nach dem Vorgange der Humanisten in die polnische Poesie eingeführt und nach dem italienischen Worte frasche auch fraszki genannt wurde. Die Ausgabe, welche mit Genehmigung der akademischen Censurbehörde erschien, wurde wegen einiger anstößigen Scherze (multa obscoena et turpia hieß es in der Anklageschrift, Grabowski Starożytności I, 401) von der Diöcesanbehörde angefochten; der Dichter sah sich veranlaßt, eine Vertheidigungsschrift zu überreichen, welche von Erfolg gewesen zu sein scheint. Dies beweist die baldige unveränderte zweite Ausgabe unter demselben Titel im J. 1681, die kleinen Gedichte sollen außerdem noch besonders im J. 1678 erschienen sein; die letzte Ausgabe ist von Turowski in Biblioteka polska 1859. Die von Załuski (Bibliotheca poetarum Polonorum) und von Bentkowski I, 297 erwähnte Załuski'sche (und Jabłonowski'sche) Handschrift, Ogród nie plewiony, bróg ale co snop innego zboża etc. scheint die vollständige Sammlung der Lyrica und der kleinen Gedichte Kochowski's oder eine Sammlung von zum Druck nicht bestimmten oder nicht geeigneten (die Censurbehörde hatte auch vieles gestrichen) enthalten zu haben. Die Lyrica sind der poetische Ertrag vieler Jahre, so sind einige Gelegenheitsgedichte aus den Jahren 1648—1656 und die leichten, Jugendlichkeit athmenden Gedichte von Wein, Liebe, Scherz und guter Laune als ältere an der unmittelbaren Frische, an der Lebendigkeit und dem melodischen Flusse zu erkennen, die andern, nach 1656 entstandenen, zeigen trotz der größten Mannichfaltigkeit, welche die Erscheinungen und Stimmungen verschiedener Zeiträume widerspiegeln, das Streben des Dichters, mehr der ernsten Lebensanschauung Rechnung zu tragen und dem poetischen Vorbilde anderer näher zu treten, besonders Kochanowski's und Twardowski's. Die Lyrica sind weder chronologisch noch nach innern Merkmalen und nach Kategorien geordnet, im allgemeinen aber sind exceptis excipiendis im ersten Buche die Gedichte enthalten, deren Gegenstand die politischen Ereignisse von 1648—1660 sind; im zweiten psalmenartige Gedichte, Hymne überhaupt Gedichte mit religiösem Charakter; im dritt heitere, leichte, launige, flotte Gedichte voll Lebenslu im vierten Gedichte meist politischen Charakters 1660-1669 und in Epodon meist Gedichte zur Verherrlichu Sobieski's. Kochowski zeigt in den Lyrica eine bede tende poetische Begabung, die durch die herrschende G schmacksrichtung allmählich auf falsche Bahnen geführ wurde: eine Fülle von poetischen Gesichtspunkten, ei nicht geringe Fähigkeit der Darstellung in anschaulich Bildern, eine große Fähigkeit, die poetische Form in Bo der Strophen, in Factur der Verse, in Rhythmus si dienstbar zu machen, und eine warme Empfindung, die si auch in der für seine Zeit in poetischer Literatur wen gewöhnlichen Empfänglichkeit für Naturschönheiten zeig so in dem Gedichte Wiosna (I, 4) und der Schilderu der Lage Gaj's; in den panegyrisch gefärbten Gedichte die er nach dem Geschmacke der Zeit schrieb, und in de jenigen, die er nach dem Vorbilde anderer verfaßte, li er sich mehr vom rhetorischen Schwunge fortreißen. Vo besonderer Wärme sind die Gedichte, in denen er mit p triotischer Entrüstung gegen den Luxus, gegen kostspieli Passionen, gegen die Feigheit der jungen Generatio gegen die Verweichlichung der Jugend und gegen d Phrasenhelden eifert, welche in der Zeit der blutigen Au einandersetzungen mit mächtigen Feinden an Lucullische Tafeln prahlen (Do Biberonich i Bellisarów I, 6 Von den politischen Gedichten zeichnen sich die frühere des ersten Theils vor den späteren durch poetische Em pfindung vortheilhaft aus (I, 17), von den gegen de Luxus gerichteten ist III, 22 das beste. Unter den re ligiösen Gedichten, die meist schwachen poetischen Flu zeigen, zeichnen sich nur wenige vortheilhaft aus, so Tre nodya Jeremiasza II, 22, wo gegen das Ende üb „den König ohne Königreich" (Joh. Kasimir) in unzwe deutiger Weise der Stab gebrochen wird. — In den 70 kleinen Gedichten (in 2 Theile getheilt), zu denen de Dichter den Stoff oder die Anregung aus Oven, Sa nazar, Inez u. a. entlehnte (II, 175), die er nur un formirt haben will (I, 22), zeigt er seine freundliche gesellschaftlichen Eigenschaften: Humor, Witz, gute Laun er verliert aber darüber nicht den Ernst des Leben dessen Schäden er mit leise andeutendem Spotte oder dur ernüchternde Satire aufdeckt und dessen bessere Gesta tung er ans Herz legt. Selten verstand jemand in Pole im 17. Jahrh. in geflügelten Worten ohne Pfeil un Stachel, aber mit schalkhaftem Humor, dem der Ern schattenhaft folgt, die polnische Gesellschaft des 17. Jahr zu schildern, zu unterhalten und zu belehren wie Ko chowski; die Jovialitates von dem Zeitgenossen Potoc sind zu anekdotenhaft und anstößig.

Die andern Gedichte Kochowski's haben gering Werth: zwei derselben erschienen 1668, Rożaniec un Kamień Swiadectwa, dieses ein Preisgedicht auf Lubo mirski (die lange Einleitung, in der die Angriffe auf di politischen Freiheiten des Adels von seiten der franzö sischen Partei als Eingebung der Hölle geschildert wer den, ist eine Nachahmung Tasso's); jenes enthält in dre

Theilen mit je fünf Geheimnissen eine Darstellung der Verkündigung, der Leiden und der Freuden Mariä, das Ganze, etwa 2400 Verse stark, nach dem Rosenkranze in der Weise eingerichtet, daß jedes „Geheimniß" 12 Strophen hat, eine für Pater noster, zehn für Ave, eine für Gloria. Ein ähnliches Gedicht, Chrystus Cierpiący (Darstellung der Leiden Christi) in 15 Punkten ist 1681 erschienen, aber spätestens 1676 geschrieben (Grabowski l. l.), zeigt, wie das vorhergehende neben wenig ansprechender Darstellung eine große Meisterschaft der Form, namentlich der Strophenbildung. In derselben Zeit ist die ohne Jahreszahl erschienene, der Marienverehrung gewidmete Sammlung von kirchlichen Titeln Mariä mit kurzen Gedichten unter dem Titel Ogród panieński entstanden. — Der poetische Geist Kochowski's zeigt sich hier in seinem Niedergange, der Dichter fühlte es auch, denn jahrelang schrieb er keine Gedichte, und als er es unternahm, 1683 den Entsatz Wiens in einem episch-poetischen Gedichte zu feiern (Dzieło Boskie), brach er es nach dem ersten Gesange ab und zog es vor, die Geschichte des Krieges in einem Commentarius lateinisch zu erzählen. Er fühlte sich auch immer mehr zur Geschichte hingezogen: noch circa 1666 schrieb er in einem Gedichte an seinen Bruder Johann (Lyrica IV, 10), er ziehe es vor, Gedichte statt Geschichte zu schreiben, denn jene gewinnen die Herzen, diese errege Haß; im J. 1674 sagt er in der Widmung der Lyrica an Jakob Sobieski, er könnte ihm Lateinisch geschriebene vaterländische Annalen zu Füßen legen, indeß wolle er als Pole ihm, als polnischem Königssohne, polnische Gedichte überreichen, woraus zu sehen, daß eine gewisse Partie der Annalen in dem genannten Jahre schon geschrieben war, indeß erschien der erste Theil dieser gleichzeitigen Geschichten erst im J. 1683. Langsam und in längeren Zwischenräumen folgten die weiteren Theile des Werkes, an dem der König Sobieski das regste Interesse nahm (Decessor rex, erzählt Kochowski im dritten Climacter, qua litteris qua mandatis per submissos urget continuanda coepta). Nur noch einmal regte sich der poetische Geist Kochowski's, er schrieb kurz vor seinem Tode Psalmodya, ein psalmenartiges Erzeugniß in ungebundener Rede, aber von hohem poetischen Werthe, wo er seine Erlebnisse, die Schicksale und Heimsuchungen Polens schildert und die über ihm wachende Vorsehung in Buße und Ergebenheit preist. Diese Schrift, den Zeitgenossen wol wenig bekannt, ist zuerst in Bibl. ed. Turowski gedruckt worden.

Als Historiker hat Kochowski weder durch seinen Commentarius noch auch durch andere kleinere Schriften, sondern durch seine Annalen sich einen Namen erworben. Annalium Poloniae ab obitu Vladislai IV. Climacter I. scriptore Wespasiano a Kochow Kochowski, ist in Krakau 1683 in Fol. erschienen und enthält die polnischen Geschichten vom J. 1648—1654 einschließlich; der zweite Climacter (die Zeit von 1655—1662 umfassend) ist im J. 1688 und der dritte (1663 bis zum Convocations-Reichstag im November 1668) im J. 1698, ebenfalls in Krakau und in Fol. Dieses mit vieler Hingebung und Wahrheitsliebe (nur mit offener Sympathie für die nationale Partei), aber ohne genaue Kenntniß der geheimen Triebfedern der Politik geschriebene Werk ist durch die republikanische und nationale Gesinnung und durch die fromm-fatalistische Weltanschauung gefärbt, der er besonders in Psalmodya Ausdruck gegeben hatte. Die Heimsuchungen des Vaterlandes schreibt er dem Verfall der altpolnischen Sitte und der alten ritterlichen Lebensweise und Zucht zu; die fremden Sitten und die Reformen haßte er, weil diese von der französischen Partei und von Frankreich ausgingen. Der Dichter hinterließ einen vierten Climacter (eigentlich nur die Geschichte der weiteren fünf Jahre), welchen Adalb. Zabielski S. J., ein Verwandter Kochowski's, an sich nahm; eine Copie davon befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Dresden (andere Handschriften in Lemberg und in Kornik). Aus dem lateinischen Texte, der bisjetzt nicht edirt ist, wurde von einem Unbekannten (beendigt von Dr. Mosbach) eine wenig gelungene polnische Uebersetzung besorgt und erschien unter dem Titel Roczników Polski Klimacter IV, obejmujący dzieje Polski pod panowaniem Króla Michała przez Wesp. Kochowskiego, z łacinskiego tłomaczenie polskie (Leipzig 1853) eine von Załuski vorbereitete polnische Uebersetzung ist nie erschienen (Bibl. poetarum polon.).

(W. Nehring.)

KOCHSTEDT, Städtchen in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bezirk Magdeburg, Kreis Aschersleben, an einem Zuflusse der Bode, 3 Kilom. im Südwesten von Schneidlingen gelegen. Die 2193 Bewohner, von denen 1057 männlichen und 1136 weiblichen Geschlechtes sind, führen in 280 Häusern 475 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 1793 ha Land, wovon 1685 ha Acker sind. Der Ort hat eine Pfarrkirche, Postamt und Volksbank; es besteht eine Zuckerfabrik und eine Salpeterhütte.

(G. A. von Klöden.)

KOCK (Paul de), einer der gelesensten französischen Romanschriftsteller, wurde am 21. Mai 1791 zu Passy bei Paris geboren. Sein Vater, der holländische Bankier, fiel als ein Opfer der Revolution auf der Guillotine, sodaß dieses tragische Ereigniß gewiß auf seine Knabenzeit einen düstern Schatten warf. Er sollte sich der kaufmännischen Carrière widmen, aber schon früh verrieth er Neigung und Talent für die Schriftstellerei, wenn auch nur für das leichteste Genre derselben und ohne anfangs mit seinen Localpossen den geringsten Erfolg zu erreichen. Noch unglücklicher war er in seinen Melodramen, die er mit der damals so beliebten schauerlichen Romantik im reichen Maße ausstattete. Bald versuchte er sich indeß in Novellen und Romanen und hier errang er dann schriftstellerischen Ruf und fand ein großes und dankbares Publikum. Ohne jede classische Bildung, ohne das Streben, in den höheren Gattungen der Dichtung sich auszuzeichnen, gab er sich ganz der Beobachtung des kleinbürgerlichen Lebens hin und was er mit unbefangenem Blicke erfaßt hatte, das skizzirte er mit gewandter Feder; er ist als der erste Vertreter des französischen Naturalismus zu betrachten, der aber bei

ihm nicht systematisch aufgebauscht, sondern in seiner cynischsten Form erscheint. Von dem Satze: naturalia non sunt turpia, machte er in seinen Romanen den ausgedehntesten Gebrauch; ein gewisser jovialer Sansculottismus ist für dieselben durchaus charakteristisch. Gegenüber den hochgehenden Tendenzen der romantischen Schule, die alles phantastisch überkleidete, konnte diese Natürlichkeit, die alles beim rechten Namen nannte, ihre Wirkung nicht verfehlen. So hatten diese ersten Romane, die seit 1820 erschienen, großen Erfolg, „Georgette“, „Gustave“, „Frère Jacque“, „La femme, le mari et l'amant“, „La pucelle de Belleville“ und viele andere wurden eifrig, wenn auch oft im Verborgenen, gelesen, etwa wie früher Clauren's Erzählungen in Deutschland, man scheute sich, diese Lektüre einzugestehen; die Gesellschaft, in die der Autor seine Leser führte, war doch etwas plebejischer Art und er belauschte sie noch dazu in ihren intimsten Lebensgewohnheiten. Man darf indeß seine schriftstellerischen Vorzüge nicht unterschätzen: er besitzt eine sehr glückliche gute Laune, ist sehr gewandt in wechselnden Erfindungen, im kaleidoskopischen Zusammenschieben verschiedener Bilder aus dem gesellschaftlichen Kreise, den er beherrscht, und seine Schilderungen aus dem kleinbürgerlichen Leben haben als Sittenschilderungen unbestreitbaren Werth: wie köstlich weiß er Volksbelustigungen zu schildern, wie in der „Prairie aux coquelicots“, wo besonders der Eselsact eine ergötzliche Burleske ist. Eine Schilderung des pariser Kleinbürgerthums enthält auch neuerdings Zola's „Pot-bouille“; doch welch ein Unterschied zwischen der Beleuchtung der Bilder, bei Paul de Kock rosenfarbige Gedanken, bei Zola düsterer Pessimismus, dort behagliche Naturwahrheit, hier ein Raffinement der Psychologie, die wie in der Entbindungsscene sich in alles unschöne Detail vertieft, und dabei erscheint Zola überall mit feierlichem Ernst, wo Paul de Kock mit scherzhaften Geberden seine lustigen Geschichten erzählt. So ist es auch mit den geschlechtlichen Verhältnissen; Paul de Kock hat freilich ein Feigenblatt dafür wie Zola, aber er liebt weder verweilende Schilderungen noch tiefsinnige Betrachtungen wie dieser, er knüpft an dieselben oft lustige Verwickelungen, sodaß man über die scherzhafte Einkleidung das Anstößige vergißt. Eine Fülle kleiner Sittenschilderungen hat Kock gesammelt in seinem „Mercur de Paris“ (8 Bde.). Seine Lieblingsheldinnen sind Grisetten, Ladenmädchen, Nähterinnen, sehr selten spielen die Koketten der höheren Demi-Monde in die Handlung mithinein; diese Liebschaften haben alle, so wenig sie gesetzlich sanctionirt sind, doch einen bürgerlichen Zug. Niemals freilich nimmt der Autor die Partei der betrogenen Ehegatten, die stets eine lächerliche Rolle spielen: der bunte Jahrmarkt des pariser Lebens wird dann durch intime Familienbilder illustrirt, die mit rückhaltsloser Derbheit ausgeführt sind. Zu rühmen ist es, daß Kock die Grenzen seines Genre genau innehält und nicht in höhere Gebiete hinübergreift. Einmal hat er freilich versucht, einen großen Roman im Stile der Eugen Sue zu schreiben: „L'amant de la lune“; diese acht Bände sind überreich an sensationellen Scenen, doch nur diejenigen Kapitel sind ihm g lungen, in denen er Kleinbilder aus dem Leben des fra zösischen Philisters malt. Einer derjenigen Romane, denen er das meiste Erfindungstalent bekundet, ist w „Moustache“; der Held desselben gehört dem Hundeg schlechte an, aber die Abenteuer, in die er verwickelt wir sind meistens drollig und glücklich miteinander verknüp Paul de Kock ist kein geistreicher Schriftsteller; aber er dafür auch ganz frei von der Sucht, geistreich zu sein; w er gibt, ist baare Lebensprosa, aber sie ist mit groß Gewandtheit ab- und aufgefaßt. In die Literatur gehö Paul de Kock nicht; dazu ist sein Stil zu flüchtig, trivial, aber er gehört zu den Autoren, die ein groß Lesepublikum finden, weil sie durch Lebendigkeit der Da stellung und burleske Schilderungen und Einfälle zu unte halten wissen. Seine Werke sind in 56 Bänden erschien (1844); eine Prachtausgabe mit Kupfern von Raffet e schien 1834 in zwanzig Bänden. Paul de Kock hat a vielen seiner Romane Vaudevilles gemacht; auch uns deutschen Operettendichter haben diese Fundgrube ni verschmäht und selbst in deutschen Lustspielen find sich Charaktere, die mit denen Paul de Kock's fra pante Aehnlichkeit haben. Aus seinem Leben ist wen zu berichten: er hat in der Politik, in der Gesellsch nie eine Rolle gespielt; er lebte nur an seinem Schrei tische. Gestorben ist er in Paris am 29. Aug. 187 Sein Sohn Henri de Kock (geb. 1821) zu Paris tr ganz in die Fußstapfen des Vaters mit seinen zahlreich Romanen. Doch die Zeit war nicht mehr so günstig f dies Genre wie damals, als Paul de Kock zuerst auftra die vollendete Harmlosigkeit in der Schilderung der mi lern und niedern Lebenskreise ist nicht mehr Mo seit dem man in diese allerlei sociale Tendenzen hineinträ

(*K*

KÖDER, Ankirrungsmittel für Wild und Fisc für Wölfe todte Thiere, für Füchse ebenfalls to Thiere mit einer Schleppe nach dem Luderplatze. M nimmt dazu Hasengescheide, das einige Tage in H ringslake gelegen hat, bindet es zusammen, zieht es h und her und wirft es schließlich dicht beim Luder hi Einen andern Köder für Füchse bereitet man, inde eine kleingeschnittene Zwiebel nebst etwas frischem Gän schmalz in einem neuen glasirten Tiegel langsam und un öfterem Umrühren mit einem neuen hölzernen Spa über gelindem Kohlenfeuer so lange kochen gelassen wir bis die Masse eine bräunliche Farbe bekommt; dann w den zwei Erbsen groß Kampher und einige in Wür geschnittene Brotstückchen hineingelegt, einige Zeit da liegen gelassen, dann mit dem Spatel herausgenomme auf reines Papier zum Abtrocknen gelegt und in rein Lappen zum Verwittern des Eisens aufbewahrt. F Marder dient als Köder gebackenes Obst, für Iltis kle Vögel, Eier, Fleisch, für Wildschweine Malz, Erbs Kartoffeln; zur Fliegenfischerei Nachbildungen v schiedener Insektenformen aus Federn, Pelzhaaren, Wo Seide, wobei man die Farben der lebenden Insekten grün lich zu studiren und die Farbe der Stoffe danach wählen hat. Zum Senken und Schweifen bei d

Angelfischerei braucht man als Köder ein lebendiges Fischchen, am besten einen Gründling; damit der Köder die Raubfische besser lockt, wird ihm eine der vordern Brustflossen abgeschnitten, damit er immer im Kreise herumschnellt. Zum Grundangeln dienen als Köder Regenwürmer, Maden, Teig. Pasten werden folgendermaßen bereitet. Allgemeine Pasten zum Angeln: 1) Man reibt Weizenbrotkrume zwischen reinen Fingern und knetet zum bessern Zusammenhalten etwas rohe Baumwolle darunter. 2) Süße Paste. Brotkrume wird mit Honig zur gehörigen Consistenz zusammengeknetet. 3) Grundköder. Einige Weizenbrotschnitte ohne Rinde werden mit Wasser vollständig gesättigt, ausgedrückt, eine gleiche Menge feine Weizenkleie und Hafermehl hineingeknetet und die Masse zu festen Kugeln verarbeitet. Diese Paste dient hauptsächlich für Karpfen, Dickkopf, Lauben, Rothauge. Barbenpaste. Weizenbrotkrume wird mit Wasser angefeuchtet, in dem man Grieven von Schöpsentalg hat maceriren lassen. Ein vorzüglicher Köder für Fische ist auch Lachsrogen. Man streut davon etwas in das Wasser nahe der Angel und schmiert auf den Angelhaken 2—3 Rogenkörner. Käsepaste wird dargestellt, indem man altbackenes Brot mit frischem Käse und frisches Brot mit altem Käse zu einem klebrigen Teige zusammenknetet. Zum Fangen vieler Fische ist ein Grundköder zum Ankirren durchaus nothwendig. Der Grundköder muß in der Regel von derselben Art sein wie der Köder, welcher an den Angelhaken gesteckt wird, aber von geringerer Qualität. In schnell strömenden Flüssen muß der Grundköder schwer und gut, deshalb mit Thon vermischt sein. Man arbeitet Thon und Kleie gut durcheinander und wirft Klumpen so groß wie ein Hühnerei an der Stelle aus, wo man zu angeln gedenkt. Wo es viele Arten Fische gibt, macht man eine Paste von Thon, Kleie und Weizenmehl, indem man diese Materialien zu einer sehr guten Masse mischt und daraus Kugeln formt. Mitten in diese Kugeln bringt man möglichst viel Maden und Würmer. Für stille und stehende Gewässer bereitet man einen Grundköder aus Sand, Thon und abgebrühter Gerste oder abgebrühtem Weizen, oder einen Köder von zerkleinerten Regenwürmern, Maden, Grieven und Käse. Eingeweide ziehen Hechte und Aale an. Durch Kleie, Kleiemehl, Mehl, Malz, Getreidekörner lassen sich Lauben, Dickköpfe und Bleie, durch Fettgrieven und Käse Barben und Dickköpfe anködern. (*William Löbe.*)

KODROS (*Κόδρος*), der letzte König der Athener, dessen Opfertod den Rückzug der Athen bedrohenden peloponnesischen Dorer zur Folge hatte. Die Sage wurde in den charakteristischen Grundzügen schon von Pherekydes (Fragm. 110 Müller) erzählt. Nach dem ausführlichst erhaltenen Berichte des Lykurgus (in Leocrat. 84) hatte der delphische Gott den Dorern Sieg verheißen, wenn sie den König nicht tödteten. Ein Delpher Kleomantis verrieth den Athenern das Orakel; Kodros, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, suchte und fand den Tod durch das Schwert eines Dorers vor den Stadtmauern (vgl. Bekker, Anecdot. I, 192, 32), worauf die Athener den Leichnam ihres Königs zur Bestattung verlangen, die Peloponnesier ihn herausgeben und die Belagerung aufheben. Nach *Paus.* I, 19, 6 wurde am Ilissos die Stätte gezeigt, wo der König den Tod gefunden hatte. Vielleicht geschah die Meldung durch die Inschrift eines in ein Haus am Lysikrates-Denkmal verbaut gefundenen Steins (Kaibel, Epigr. Gr. 1083).[1]) Diese besagt in ihrer zweiten Hälfte, daß die Athener den Leichnam aufhoben und unterhalb der Akropolis zu ewiger Ehre beisetzten, wodurch ohne Zweifel die in einer Grabkapelle dargebrachten üblichen heroischen Ehren angezeigt werden. Daß aber das Epigramm von eben jenem Heroon stamme, ist, da es die Aufmerksamkeit des „Fremdlings", des Wanderers der Landstraße, nur auf ein Bildwerk lenkt, von der weggetragenen, nicht der zur Stelle ruhenden Leiche spricht, nicht wahrscheinlich. Indem wir für den historischen Kern der Sage — Zurückweisung des dorischen Angriffs unter Beistand der durch die dorische Invasion vertriebenen messenischen Geschlechter, Abschaffung der Königswürde — auf Duncker, Geschichte des Alterthums (3—5. Aufl. V, 175), Curtius, Griechische Geschichte I^5, 295 verweisen, soll hier nur der mythische Kern der attischen Volkssage kurz erörtert werden. Der Opfertod des Königs durch Feindeshand, der den Seinigen vollen Sieg verschafft, erinnert an die römische Ueberlieferung von der Devotion der Decier, welche die schon fast verlorene Schlacht zu Gunsten der Römer wendet. Bei dieser wird die Grundanschauung unverhüllt ausgesprochen in der Devotionsformel: für das Gemeinwesen der Quiriten u. s. w. weihe ich die Legionen und Hülfsvölker der Feinde mit mir zusammen den Manengöttern und der Erde (*Liv.* VIII, 9, vgl. Preller Römische Mythologie, S. 466); sobald der Geweihte den Tod gefunden, gehören auch die Feinde den Mächten des Todes an, dieser zieht sie nach sich.[2]) In der attischen Sage ist die Beziehung auf die unterweltliche Macht, welche die römische Religion in ihrem klar und consequent offen gehaltenen Ursprunge aus dem Seelencult mit den eigentlichsten Worten ausspricht, mythologisch zugleich verhüllt und angedeutet: Kodros stammt aus dem Hause des Neleus (s. Hellanik., Fragm. 10 M.), der als heroische Hypostase des Hades, des Stammgottes der Kaukonen (s. den betreffenden Artikel zweite Section XXXV, S. 23) erkannt ist.[3]) Auch trägt er selber wahrscheinlich einen Hadesnamen, Kodros=*κυδρός*, *Κλύμενος*, Beiname des Hades, z. B. in Hermione. Für die Annahme, daß der bedeutsame Name als Anzeichen der altreligiösen Idee

---

1) Diese lautet: *Κόδρου τοῦτο πέσημα Μελανθείδαο ἄνακτος ξεῖνε, τὸ καὶ μεγάλην Ἀ[σ]ίδα τειχίσατο, σῶμα δ' ὑπ' ἀκροπόληι φέρων τάρχυσεν [Ἀθήνης λαὸς ἐς ἀθανάτους δόξαν ἀειράμε[νος.* Vgl. Wachsmuth, Rhein. Mus. 23, S. 21, 3. — Lugebil, 5. Supplem. von Fleckeisen's Jahrb. S. 542, der *τοῦτο πέσημα* sehr wahrscheinlich auf eine Darstellung des Todes bezieht und in *Ἀσίδα* einen Namen von Attika vermuthet.
2) *Liv.* X, 9 Gallos ... Telluris matris ac deorum manium esse; rapere ad se ac vocare Decium devotam secum aciem.
3) Vgl. H. D. Müller, Mythol. I, 158. — Hartung, Religion und Mythol. der Griechen II, 220.

der Devotion stehen geblieben sei, liefert uns aus nächster Umgebung die attische Sage eine Parallele: der Sieg des Erechtheus über die eleusinischen Thraker wird durch die Opferung seiner Tochter Chthonia d. i. der Unterirdischen erkauft. — Die sogenannte Kodrosschale[4]) zeigt auf dem Innenbilde laut der Beischrift den gewappneten Kodros im Gespräche mit dem älteren, mantelbekleideten, auf einen Krückstock gestützten Ainetos; hierin wollte man die Meldung des verhängnißvollen Orakelspruches sehen. Die beiden Außenbilder zeigen in genauer Responsion der Personen Auszugs- und Abschiedsscenen, einmal des Theseus mit seinem gerüsteten Genossen in Gegenwart von Aigeus, Medea, Aitra; auf der andern Seite ist Athena selber beim Auszug des Ajas (?) und Menestheus zugegen, während die Zurückbleibenden durch den greisen Lykos und Melite vertreten sind. Der Abschied der jugendlichen Krieger mit den immer wiederkehrenden Zügen und Figuren, also — nach Heydemann's (Comment. in hon. Mommseni p. 178) Erklärung — ein Genrebild ist dargestellt, aber der Held und sein treuer Gefährte, die zurückbleibenden Greise und Frauen sind durch die beigeschriebenen mythologischen Namen, für den Athener werthen und stolzen Klanges, in das höhere Gebiet heroischen Lebens emporgehoben. Hier stellt auch das Innenbild einfach eine heroische Genrescene des kriegerischen Auszugs dar; weder der Auszug zum Opfertod, der ja die ärmliche Verkleidung erfordern würde, noch die — durch nichts indicirte — Meldung des Orakels fügen sich so einfach den Außenbildern an.

(*F. A. Voigt.*)

KOEKKOEK (sprich Kukkuk, Barend Cornelis) holländischer Landschaftsmaler, geboren zu Middelburg, Provinz Zeeland, am 11. Oct. 1803, gestorben zu Cleve 5. April 1862. Sein Vater Johann Hermann (geboren am 27. Aug. 1778, gestorben am 12. Jan. 1851) war ein sehr geschätzter Marinemaler und von diesem erhielt er die erste Unterweisung in den Anfangsgründen der Kunst. Aber nicht auf die bewegte See hinaus war, wie beim Vater, sein Blick gerichtet, sondern nach den Naturschönheiten, wie sie sich auf dem festen Lande, auf den Bergen, im Thale, auf den Wiesen und in Wäldern offenbaren, und auf diesem Gebiete wußte er bald durch andauernden Fleiß und angeborenes Talent jeden Naturreiz zu entdecken und so schön auf der Leinwand darzustellen, daß er bald als einer der ersten Künstler seines Faches gefeiert wurde. Er studirte zuerst auf der Akademie zu Amsterdam, hielt sich dann in Hilversma auf, machte eine Studienreise durch den Harz, die Rheinprovinzen und Belgien und nach dreijähriger Abwesenheit zurückgekehrt, siedelte er sich in Cleve, an der Grenze des preußischen Staates an. Hier gelang es seinen Bemühungen, eine Zeichenakademie ins Leben zu rufen. Im J. 1829 erhielt er für eine Landschaft mit strömendem Regen die goldene Medaille von der Verbindung Felix Meritis in Amsterdam, auch war er Mitglied mehrerer Akademien, wurde im J. 1839 Ritter des Ord des niederländischen Löwen und 1842 Ritter des Leopo ordens. Auch der König von Preußen zeichnete Künstler 1844 durch Ertheilung des Rothen Adlerord aus. Für den Großfürsten-Thronfolger von Rußland ma er 1840 ein Kapitalbild: Waldansicht mit Vieh. Se Bilder befinden sich in den vornehmsten Sammlung und werden auch, wenn sie auf dem Kunstmarkte v kommen, hoch bezahlt. Im J. 1841 wurden beim V kauf der Sammlung Toelaar in Amsterdam für e Winterlandschaft 3025 Gulden bezahlt. Koekkoek ist sonders in der Darstellung der winterlichen Natur gl lich. Eine Sommerlandschaft aus einer andern Sam lung erzielte den Preis von 3100 Gulden. Das st tische Museum in Leipzig besitzt zwei Hauptwerke Künstlers, Frühling und Winter. Auf ersterem sieht m einen Waldweg, der sich durch den Eichenwald zum V dergrund zieht, wo ihn ein Bach durchkreuzt, über die Kuhheerde vom Hirten getrieben wird. Im Mitt grunde sieht man einige Andächtige vor der Waldkape Alles ist so frisch, sonnig, idyllisch, wie auf allen sei Bildern; das Einzelne ist ganz bestimmt betont, a durch die Behandlung und durch Verschmelzung der F bentöne das Ganze poetisch verklärt. Da auch die P spective und die figürliche Staffage sehr sorgfältig be achtet ist, so müssen seine Bilder zu den besten ih Genres, ihr Künstler zu den ausgezeichnetsten sei Landes gerechnet werden. Im J. 1841 gab Koekkoek a ein Werk heraus: „Erinnerungen und Mittheilungen ei Landschaftsmalers", das in Amsterdam erschien und des Inhalt eine ebenso angenehme Lektüre für Kunstfreu liefert, wie es anregend und nützlich für junge Küns ist.

(*J. E. Wessel*

KOESFELD oder COESFELD (sprich Ko feld), preußische Kreisstadt der Provinz Westfalen, Re Bezirk Münster, Kreis Münster, an der Berkel 81 Meter Höhe, 16 Kilom. im Nordnordwesten v Bahnhofe Dülmen gelegen. Die 4154 Bewohner, denen 1969 männlichen und 2155 weiblichen Geschle sind, führen in 569 Wohnhäusern (29 haben andere B stimmung) 911 Haushaltungen. Im J. 1871 zä man unter der katholischen Bevölkerung 108 Evangeli und 82 Juden; 11 Blöd- und Irrsinnige; 168 konn weder lesen noch schreiben. Zur Stadt gehörten 666 Land, wovon 451 ha Acker und 62 ha Gärten war Die Stadt hat Post-, Telegraphen- und Kreisamt, Kr gericht, Gasanstalt, eine evangelische und zwei katholi Kirchen, seit 1828 ein königliches Gymnasium in d 1628 gegründeten Jesuitencollegium (früher außerd 1 Mönchs- und 4 Nonnenklöster) und 2 Schlösser, denen eins die Ludgeriburg heißt, ehemals Residenz Bischöfe von Münster, später die des Fürsten und Rh grafen zu Salm-Horstmar, der jetzt in Schloß Var 5 Kilom. von Koesfeld residirt. Koesfeld ist Hauptst der 31 geogr. □Meilen großen Grafschaft Horstmar, ei Fideicommisses. (Die beiden alten Familien der S sind getheilt worden in: Haus Ober-Salm, aus dem Ha der Wild- und Rheingrafen, zu denen Salm-Horstm

4) Herausgegeben von E. Braun (Berlin 1848). Die Literatur bei Heydemann S. 178, N. 61.

Salm-Salm und Salm-Kyrburg gehören, und in Haus Nieder-Salm, aus dem Hause der Dynasten von Reyfferscheidt, zu welchen a) Salm-Reyfferscheidt-Krautheim, vormals Bedbur, nebst b) Nieder- oder Alt-Salm in den Ardennen und Salm-Reyfferscheidt-Dyck gehören.) Die Stadt hat Lederfabrikation, Färberei, Bierbrauerei.

Das Amt (Landgemeinde, Kirchspiel) Koesfeld zählt 2704 Bewohner (1381 männlichen und 1323 weiblichen Geschlechts), welche in 435 Häusern 435 Haushaltungen führen; sie sind katholisch; im J. 1871 zählte man 9 Blödsinnige; 136 konnten weder lesen noch schreiben. Dazu gehörten 3117 ha Acker und ausgedehnte Weiden. Das fürstliche Schloß Varlar liegt darin.

Der Kreis Koesfeld, 13,689 □Meilen oder 753,2 □Kilom. wird an der Ostseite von den 125 Meter hohen, im Schöppinger Berge 157 Meter hohen Baumbergen berührt, von denen aus sich ein Plateau bis nahe an Koesfeld heranzieht. Von da nach Südwesten beginnt eine weite Heide mit großen Oeden, die mit ockergelbem Sande bedeckt sind. „In diesem senneartigen Boden findet man unter der spärlichen Rasendecke eine ganze Schicht scherbenförmiger Bruchstücke eines eisenhaltigen Steines, bestehend aus Kieselstücken, Sand u. s. w., durch Eisenoxydhydrat zusammengekittet. Darunter liegt ein ockergelber Sand und in demselben große nierenförmige Knauer von Quarz, gewöhnlich nesterweise. An den Versteinerungen erkennt man die Formation der weißen Kreide, man steht also auf dem Boden der jüngeren Kreide, welche das ganze Gebiet der untern Lippe ausfüllt. Etwa 7 Kilom. in Südwesten von Koesfeld ersteigt man einen Sandhügel, den Hünsberg, welcher dieser Formation angehört; sein Gipfel bietet eine Aussicht, welche den grellen Gegensatz gegen die Landschaft der Baumberge bildet. Um den Fuß nach Westen, Süden und Osten liegt eine vollständige Ebene, das Becken von Koesfeld, ein über eine □Meile großes Moor; unmittelbar im Süden am Fuße einer Oase in der Wüste, die bewohnte und cultivirte Bauerschaft Stevede im Kirchspiele Koesfeld. Diese ganze Niederung zieht sich von Nordwesten nach Südosten und ihre Umgebung bildet durchweg die sandige Formation der jüngeren Kreide, im Norden der Hünsberg, im Nordosten und Osten der Höhenzug von Koesfeld über Darup, Rorup nach Dülmen, im Süden die Borkenberge und die Hohe-Mark. Die Borkenberge erheben sich als ein vom Plateau von Seppenrade getrenntes Gebirge in dem vom Heubache und Stever gebildeten Winkel. Sie bestehen aus drei parallelen Ketten, getrennt durch tiefe Thäler und aus mehrern isolirten, im Umkreise der Ketten liegenden Hügeln. Nur 50 Meter hoch, erscheinen sie wegen der Steilheit ihrer Abhänge, der scharfen Zeichnung ihrer Gipfel und der vollständigen Ebene im Norden als ein kleines Gebirge. Ihre Formation zeichnet sich aus durch besonders massenhafte Entwickelung der Eisensteine, welche dort in großen Platten und röhrenförmigen Stücken vorkommen. Die Umgebungen, bedeckt mit Abschwemmungen dieser Berge, sind meist unfruchtbar. — Die Hohe Mark bildet mit den Reckenschen Bergen und den Bergen von Borken ein zusammenhängendes Ganzes. Der nördliche, dem Koesfelder Becken zugewendete Theil ist steil, erreicht 125 Meter Höhe und verflacht sich nach Süden und Südosten allmählich zur Lippe. Die weiten, in seine Massen eingreifenden Thäler trennen die Erhebungen. Hier ist die Sandsteinbildung häufiger und die mergelige Bildung in einigen Thälern ausgezeichnet." — In dem Kreise entspringen die Münstersche Aa, die Steinfurter Aa, die Vechte, die Dinkel; die Berkel fließt auf 31,4 Kilom. hindurch. Die Venlo-Hamburger-Bahn (Köln-Minden) und der Zweig Wanne-Haltern durchziehen den Kreis. — In den 4 Städten Koesfeld, Dülmen, Haltern und Billerbeck und den 24 Landgemeinden führen die 42,001 Bewohner, von denen 21,003 männlichen und 20,958 weiblichen Geschlechts sind, in 6719 Häusern (69 haben andere Bestimmung) 7759 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man 39,676 Katholiken, 299 Evangelische und 355 Juden; 36 Blinde, 11 Taubstumme und 102 Blöd- und Irrsinnige; 1653 konnten weder lesen noch schreiben. — Von der gesammten Fläche haben 38,7% Lehm- und Thonboden, 19,6% sandigen Lehm, 37,7% Sand, 3,9% Moorboden. — 44% sind Acker 4., 5., 3., 6. Klasse; 28% Weiden, 16,3% Holzungen, 5,5% Wiesen. — Im J. 1865 zählte man 5615 Pferde (zur Zucht 17 Hengste und 147 Stuten); 21,922 Rinder (12,782 Kühe und 421 Bullen); 13,618 Schafe (940 Merinos); 11,342 Schweine; 1454 Ziegen. — Die städtischen 1031 Morgen erbrachten 1199 Thaler; die ländlichen 10,177 Morgen 3585 Thaler; die kirchlichen 4298 Morgen 7364 Thaler; 643 Morgen der Schulen 566 Thaler; die 1129 Morgen der Stiftungen 1959 Thaler; die 39,530 Morgen der Lehn- und Fideicommißgüter 53,596 Thaler. Alle 282,217 Morgen der gesammten ertragfähigen Liegenschaften 377,574 Thaler.

(G. A. von Klöden.)

KOEVORDEN oder COEVORDEN, niederländische Stadt, Gemeinde in der niederländischen Provinz Drenthe, grenzt nördlich und östlich an Dalen, westlich an Hoogeveen, südlich an Gramsbergen in Overyssel und an Laar und Emblicheim (Preußen); zum Gebiet der Gemeinde gehören noch Steenwykmoer und einige Weiler. Im Süden von Koevorden vereinigen sich das Schoonebekerdiep, das Drostendiep und das Loodiep zur kleinen Vecht und der Grund ist hier sehr fruchtbar. Die Einwohnerzahl ist in diesem Jahrhundert ziemlich stationär geblieben: im Jahre 1811 zählte die Gemeinde 2014 Einwohner und bei der letzten Volkszählung im Jahre 1880 nahe an 2800, worunter etwa 2000 Reformirte.

Koevorden ist eine Herrschaft, die zu der Zeit entstand, als die Bischöfe von Utrecht, als Grafen und Herren von Drenthe, in ihrer Burg zu Koevorden Castellane ernannten. Im J. 1262 wurde Koevorden vom Bischofe Heinrich I. an den damaligen Castellan verpfändet, aber als Friedrich von Blankenheim 1394 das Pfand einlösen wollte, weigerte sich der damalige Castellan, dasselbe herzugeben, er wurde aber durch Waffengewalt dazu gezwungen und die Herrschaft Koevorden, die bis dahin ein bischöfliches Lehn gewesen war, wurde nunmehr eine

bischöfliche Domäne und theilte auch in der Folgezeit die Schicksale des übrigen Theils von Drenthe.

Die Stadt Koevorden selbst am Zusammenflusse der drei genannten Bäche (kleine Becht) hat etwa 1750 Einwohner, ist sehr alten Ursprungs und wurde wol schon von den Römern als Standlager gebraucht; sie blieb ziemlich lange ohne Mauern, wurde aber durch das Schloß beschützt, worin die Castellane und Drosten von Koevorden und Drenthe residirten. Dies geschah erst im 16. Jahrh., doch wurden die Mauern unter Karl V. und Philipp II. geschleift; im J. 1579 wurden von Johan van den Cornput neue Wälle angelegt, aber erst durch Zuthun von Wilhelm Ludwig, Statthalter von Friesland, der die wichtige Lage von Koevorden alsbald erkannte und in ihm den Schlüssel von Drenthe, Gröningen und Friesland sah, wurden die großartigen Festungswerke angelegt, welche Koevorden zu einer niederländischen Festung ersten Ranges machten; erst 1607 waren die Anlagen vollendet. Die Stadt wurde oft belagert und hat viele Schicksalswandlungen aufzuweisen. Von 1222—1227 lag sie im Streite mit dem Bischofe Otto von der Lippe, 1228 wurde das Schloß von Bischof Willebrand von Oldenburg erobert, dagegen 1229 durch Rudolf von Koevorden wieder zurückerobert; ein Jahrhundert später (1394) fiel sie in die Macht des Bischofs von Blankenheim; durch Roelof von Münster wurde sie in der Nacht vom 16. Oct. 1512 überrumpelt u. s. w. Während der ersten dreißig Jahre des Kampfes gegen Spanien hatte die Stadt sehr wechselvolle Schicksale; am 18. Juni 1580 wurde sie von den Staatischen verlassen und von Marten Schenk besetzt, dagegen im folgenden Jahre vom Grafen von Hohenlo für die Staaten wieder zurückerobert, worauf die elftägige Belagerung derselben durch Renneberg und die Spanier folgte; dann wurde sie im J. 1592 von Moritz von Oranien belagert, der sie auch eroberte; während der Jahre 1593 und 1594 vertheidigte sie sich tapfer gegen Verdugo, im J. 1605 rückte Moritz wieder heran, um sie gegen Spinola zu decken; bekannt ist ihre Belagerung und Eroberung durch Bernhard von Galen, Bischof von Münster (vom 4.—11. Juli 1672); in der Nacht vom 29. auf den 30. Dec. 1672 wurde sie nach dem Plane des Schulmeisters Meindert Minnes van der Thynen von den Staatischen wieder zurückerobert und endlich wurde die von den Franzosen besetzte Festung nach langem Widerstande am 3. Mai 1814 den verbündeten Truppen übergeben.

(*Th. Wenzelburger.*)

KÖFLACH, Marktflecken im Herzogthume Steiermark, Bezirkshauptmannschaft Graz, Gerichtsbezirk Voitsberg, liegt 32° 45′ östl. von Ferro, 47° 4′ nördl. Breite, in einer Meereshöhe von 442 Meter am Gradenbache, zählt 2397 Einwohner und ist die Endstation der Graz-Köflacher-Eisenbahn. Köflach besitzt mehrere industrielle Etablissements, darunter zwei bedeutende Glasfabriken, ein großes Eisenwerk, eine Sensenfabrik und mehrere Kalköfen. Einen großen Reichthum hat Köflach und Umgebung in dem großen Braunkohlenlager, welches sich über das weite Thalbecken von Köflach, Lankowitz, Piber und Voitsberg ausdehnt. Die Kohle, welche sich in ihr Hauptmasse zwischen Köflach und dem 7 Kilom. en fernten Voitsberg als ein einziges Lignitlager von 6- 40 Meter Mächtigkeit ausdehnt, eignet sich wegen ihr Reinheit sowol zum häuslichen Gebrauch als zu ind striellen Zwecken. Dieses Lager wurde 1766 von Ab Poda und Johann Geist entdeckt, aber lange Zeit n sehr schwach ausgebeutet, bis Erzherzog Johann die Haup mulde zwischen Voitsberg und Köflach durch ein Netz vo Bohrlöchern sorgfältig untersuchen ließ. Gegenwärt gehört dieses Kohlenrevier der Vorderberg-Köflache Montanindustrie-Gesellschaft, außer welcher noch auf de gesammten Kohlenlager etwa dreißig Gewerkschaften baue Während die Ausbeute im J. 1818 etwa 300 Centn betrug, wurde gegenwärtig täglich bei 10,000 Centner p Bahn verführt. Für den Transport dieser Kohlen i im J. 1860 von der Kohlenbergbau- und Eisenbahn Actien-Gesellschaft die 41 Kilom. lange Graz-Köflach Bahn angelegt worden, deren Betrieb von der Südbah besorgt wird. (Vgl. Schrötter, Ueber die chemische Zu sammensetzung der Steinkohlen des Kaimachthales, in d Steiermärkischen Zeitschrift, redigirt von Kalchberg, Jahr 1834, Heft 2, S. 67—75. — Ettingshausen, Die fossi Flora von Köflach, im Jahrbuche der k. k. geologisch Reichsanstalt, Wien, Jahrg. 8, 1857, S. 738—756).

(*Ferdinand Grassauer*)

KOG (Groden), in Schleswig-Holstein, namen lich im Jeverlande, solches Land, das von dem Mee angeschwemmt worden ist. Es geschieht mittels d täglichen Flut, die, stets mit Sand, Lehm, Klei un Dammerde angeschwängert, dem flachen Seeufer zuströn und jene Stoffe daselbst absetzt. Zuerst läßt diese Str mung den schweren Sand fallen; derselbe bildet den U oder Mutterboden; darauf setzt sich der Lehm von cir $1/2$—$2/3$ Meter Höhe. Sand sowol als Lehm sind m kleinen Seemuscheln gemischt, welche viel zur Fruchtba keit des Bodens beitragen. Auf diese Lager setzt si nun zuerst die bessere Erde $1/3$—$1/2$ Meter hoch; sie i ein Gemisch von leichtem Sand, Klei und Dammerd die sich abwechselnd in Lagen auf- und übereinande schichten; je höher der Kog wird, desto mehr fruchtba Erde setzt sich an. Sobald der Schlamm nur noch vo der täglichen Flut überströmt wird, setzt sich Salico nia maritima an, abgestorben macht sie Poa maritim Glau maritima, Arenaria maritima Platz und d Land wird nun Außergroden genannt. Es wird n schon zum Futterbau benutzt. Ist der Kog lange ga auf diese Weise benutzt worden, so wird er eingedrü und in die Rotation aufgenommen. (*William Löbe*

KOHÁRY DE CSÁBRÁGH ET SZITNYA erloschenes ungarisches Magnatengeschlecht, das in letzt Stufe den Fürstenrang erhalten hatte. Der Urspru des Geschlechtes ist unbekannt, wahrscheinlich war es sl wischer Abkunft. Die ersten Spuren leiten bis in d zweite Hälfte des 15. Jahrh. zurück. Damals (um 147 war nach Lehoczky[1]) ein Georg Koháry Höfling b

1) Stemmatographie II, 217.

König Matthias (Corvinus). Sichere Nachrichten über das Geschlecht besitzt man erst aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Im J. 1560 erscheint Emerich Koháry als ein Großgrundbesitzer im honter Comitate. Derselbe war durch seine Frau Kata (Katharina) aus dem Geschlechte der Jákóffy von Kábó zu einem schönen Besitzthume gelangt.[2]) Aber erst unter seinem Sohne Peter Koháry hob sich die Familie aus dem Stande des gewöhnlichen Adels empor.

Peter Koháry hatte sich dem Waffenhandwerke gewidmet und bei der Erstürmung von Fülek (1593) und Gran (1594) wiederholt ausgezeichnet. Aber auch auf diplomatischem Gebiete leistete er vortreffliche Dienste. Bei den Vorverhandlungen zur Herstellung des Wiener Friedens (1606) fungirte er als königlicher Bevollmächtigter und hatte auch in sonstigen Missionen glänzende Erfolge. In Anerkennung seiner Verdienste erhielt er unter dem 15. Febr. 1616 von König Matthias II. (als Kaiser Matthias I.) die Baronie. Drei Jahre später (1619) vertheidigte er heldenmüthig Neuhäusel gegen den Fürsten Gabriel Bethlen, verlor aber infolge der Verrätherei seiner Soldaten die Festung und gerieth in Gefangenschaft des Fürsten. Aus dieser befreit, wurde er zum Oberkapitän von Neuhäusel ernannt; überdies verlieh ihm die Krone die Herrschaften von Csábrágh und Szitnya als königliche Donation. Peter Koháry starb als königlicher Personal (d. i. Stellvertreter des Königs in obersten Gerichtsangelegenheiten) im J. 1629. Aus seiner Ehe mit Bora (Barbara) von Kazy stammt Stephan I. Koháry, der gleichfalls die militärische Laufbahn erwählte. Derselbe wurde im J. 1647 Oberkapitän von Szécsény, 1657 von Fülek, 1658 Obergespan von Hont und 1664 Commandant des Heeres gegen die Türken; doch verlor er in demselben Jahre am 9. Juli bei Léva (Lewenz) sein Leben. Durch seine Gemahlin, Juditha Balassa, deren Mutter dem angesehenen Hause der Bosnyák angehört hatte, erbte Stephan einen Theil der kecskeméter Herrschaft. Von seinen vier Söhnen erwarb den hervorragendsten Namen Stephan II. Koháry. Derselbe wurde am 11. März 1649 im csábrágher Schlosse geboren. Der begabte Jüngling beendigte die philosophischen Studien an der Universität zu Wien, wo er bei einer Gelegenheit die persönliche Bekanntschaft des ungarischen Dichters und Helden, des Grafen Nikolaus Zrinyi, auf sich zog, der ihn zur eifrigen Pflege der Wissenschaften aufmunterte. Das Talent und der Fleiß des Studirenden hatten auch die Aufmerksamkeit des Kaisers Leopold I. auf sich gezogen, der ihn mit einer goldenen Kette beschenkte und ihn bereits 1661 zum Obergespan des honter Comitats ernannt hatte. Nach dem Tode seines Vaters (1664) erhielt der kaum 15jährige Jüngling auch das Oberkapitaneat von Fülek. Nach Beendigung seiner Studien übernahm er diese Oberkapitänstelle, mit welcher ein bewegtes, verantwortliches Leben verbunden war, da die Feste an der Grenze des kaiserlichen Ungarns lag und fast unaufhörliche Einbrüche der benachbarten Türken abzuwehren oder zu vergelten hatte.

Neue Sorgen und Unruhen kamen über das Land durch die Erhebung Tökölyi's, dessen Heere im J. 1678 auch Fülek beunruhigten. Gern hätte Emerich Tökölyi den angesehenen und einflußreichen füleker Oberkapitän für seine Partei gewonnen; allein keinerlei Anlockungen oder Versprechungen machten Stephan Koháry in der Treue gegen seinen Herrn und König wankend. Leopold lohnte diese Treue auch sichtbarlich durch die Verleihung seines Porträts an goldener Ehrenkette. Schlimmer wurde die Situation, als Tökölyi mit den Türken sich verband. Koháry ließ indessen mit der Verfolgung des doppelten Feindes nicht nach, sodaß sein Name zum Schreckensruf der Feinde wurde. Zur Belohnung wurde Stephan Koháry im J. 1681 zum königlichen Rath, dann zum Obersten und Kämmerer ernannt.

Von da ab wandte dem tapfern Helden das Glück den Rücken. Tökölyi suchte das wichtige Fülek, diesen Schlüssel zu den oberungarischen Bergstädten, um jeden Preis in seine Hand zu bekommen. Sein Feldherr, Michael Apafy, schloß im August 1682 die Feste ein. Koháry vertheidigte sich jedoch mit ungebrochener Tapferkeit und trotzdem er die Stadt bereits verloren hatte und das Schloß nur mehr einem Steinhaufen glich, wollte er doch nichts von Uebergabe hören. Gegen seinen Willen hißte die Besatzung die weiße Fahne auf; allein Koháry verweigerte beharrlich die Unterzeichnung des Uebergabedocumentes und nahm die erneuerten Anträge Tökölyi's, zu seiner Partei überzutreten, nur mit Schmähungen gegen den Anführer der Aufständischen entgegen. Er wurde deshalb auf ein Pferd gebunden und nach Regécz in die Gefangenschaft geschleppt (am 11. Sept. 1682). Seine ungebeugte Seelengröße bewog seine Wächter, ihn freizulassen; allein er gerieth abermals in die Gewalt seines Gegners, der ihn nun in strenger Haft auf dem Schlosse Munkács (später in Sárospatak) gefangen hielt. Hier wurde er in den tiefsten unterirdischen Kerker geworfen, von jedem Verkehre mit der Außenwelt abgesperrt, mit eisernen Ketten belastet und dem Hunger, Durst und der Kälte preisgegeben. Tökölyi hoffte noch immer, ihn fügsam zu machen; allein vergebens. Nach drei Jahren unsaglichen Leidens befreite der kaiserliche General Caprara im J. 1685 den vielgeprüften Mann.

Nachdem Stephan Koháry auf seinem Stammsitze Csábrágh seine Gesundheit wieder erlangt hatte, begab er sich nach Wien, wo Kaiser Leopold ihn angesichts des Hofes umarmte mit den Worten: „Es lebe der Spiegel der Treue!" Er ernannte ihn zum erblichen Oberkapitän von Fülek. Papst Innocenz zeichnete den charakterfesten Mann durch ein Breve und einen Ehrenhut aus. Stephan Koháry übernahm die Stelle eines Unterbefehlshabers in den ungarischen Theilen diesseit der Donau und in den Bergstädten und wurde mit seinen Brüdern Wolfgang, Johann und Emerich am 15. Juli 1685 in den erblichen Grafenstand erhoben. Im folgenden Jahre verlor er vor Erlau seinen rechten Arm, wurde aber trotz-

2) Mocsáry, Nógrád vármegye esmertetése (Darstellung des neograder Comitats) Bd. III.

dem am 2. Jan. 1687 zum Oberkapitän der Montangrenze ernannt.

Nun trat eine Zeit der Ruhe ein, bis Franz II. Rákóczi im J. 1703 neuerdings die Fahne des Aufruhrs erhob. Stephan Koháry wurde zur Theilnahme am Kriegsrathe nach Wien berufen, er rüstete sodann auf eigene Kosten ein Heer aus und kämpfte gegen die Aufständischen. Diese occupirten allmählich ganz Oberungarn und verwüsteten insbesondere auch die Koháry'schen Besitzungen daselbst. Stephan Koháry nahm seinen Aufenthalt in der Wasserstadt in Ofen. Mittlerweile erhob Kaiser Joseph I. ihn zum Feldmarschalllieutenant und im J. 1711 zum Erbobergespan des honter Comitats, im J. 1712 trat er mit vollem Gehalte in Pension, erhielt im J. 1714 die Würde eines k. k. Wirkl. Geheimen Rathes und wurde im December desselben Jahres zum obersten Landesrichter (Judex Curiae) ernannt.

Seitdem lebte Stephan Koháry auf seinem wiederaufgebauten csábrágher Schlosse, das er nur selten mehr verließ; sein ganzes ferneres Leben war der Gerichtspflege, der Wohlthätigkeit [3]) und der Wissenschaft geweiht. Er starb unvermählt am 29. März 1731 im 82. Jahre seines Lebens.

In den Tagen der munkacser Gefangenschaft beschäftigte sich sein Geist auch mit der Dichtkunst, die er dann auch später pflegte. „Seine zahlreichen poetischen Werke", urtheilt der ungarische Literarurhistoriker Franz Toldy [4]), dem wir auch im Vorstehenden gefolgt sind, „welche die besondern Zustände seines wechselreichen Lebens schildern, sind theils philosophischer Natur, theils haben sie religiösen und patriotischen Charakter. Im J. 1720 begann er deren Veröffentlichung durch den Druck unter dem Titel: „Sok ohajtás közben inségviselésben, éliségszvedésben, keserves rabságban Munkács kővárában szerzett versek (emlékezetből irva)", d. i. „Unter vielen Seufzern, Ertragung von Elend und Hunger, in bitterer Gefangenschaft auf der Steinfeste Munkács verfaßte Verse (aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben)", in fünf Heften. Außerdem erschienen noch vier andere Gedichtsammlungen. Ungedruckte Verse in ungarischer Sprache und einige lateinische Hefte befinden sich in der Bibliothek des Budapester National-Museums. „Die Meditation ist eine der Hauptquellen seiner Poesie, welche gepaart mit tiefer Empfindung in elegischen Farben dem eigenen Leiden und späteren Erfahrungen Ausdruck leiht und an vielen Stellen mächtig ergreifend wirkt. Doch stört oft die vordringliche gelehrte Manier seiner Zeit, das Allegorisiren, der Gebrauch mythologischer Ausdrücke, der Schwulst im Ausdrucke bei Magerkeit des Inhaltes, wodurch diese Dichtungen flach und langweilig werden. Die Sprache ist übrigens edel und sorgfältig.[5])

Von seinen Brüdern besaß **Wolfgang** seit 1704 die Feste Murány sammt der dazugehörigen Herrschaft. Er war mit einer Comtesse Rechberg vermählt. Sein vierter Sohn war **Andreas**, geboren 1694, der sich gleichfalls dem Soldatenstande zuwendete; er wurde Oberstlieutenant, 1731 erblicher Obergespan von Hont, 1741 Feldmarschalllieutenant und 1748 General der Cavalerie. Er zeichnete sich bei jeder Gelegenheit durch Tapferkeit und Freigebigkeit aus; so hatte er im J. 17.. auf eigene Kosten ein ganzes Regiment aufgestellt, außerdem noch Militärspitäler errichtet. Nach dem Tode seines Bruders Johann II. (1689—1717) wurde er der reichste Gutsbesitzer des Landes. Seine Güter lagen in Ungarn und Oesterreich. In Ungarn waren dieselben in acht Comitaten vertheilt. Die bedeutendsten waren: die Schlösser und Herrschaften von Csábrágh, Szitnya und Murány, ferner Balogvár, Fülek, Gömör, Derencsény, St.-Anton, Rimaszécs, Edelény, Jolsva u. a. In Niederösterreich: die Herrschaften Ebenthal und Walterskirchen. Graf Andreas Koháry war mit einer Baronesse Maria Thavonet vermählt. Aus dieser Ehe stammen: 1) **Nikolaus**, geboren am 6. Juli 1721 zu St.-Anton; trat gleichfalls in Kriegsdienst und wurde 1757 General-feldzeugmeister. Die honter Erbobergespanwürde bekleidete er seit 1758. Er starb im J. 1769. 2) **Ignaz**, geboren am 2. Dec. 1726; derselbe brachte es im Militärdienste bis zum Kapitän, seit 1769 übernahm er die Erbobergespanschaft des honter Comitats. Er starb im J. 177.. Aus seiner Ehe mit Maria Gabriela Comtesse von Cavriani entsproß **Anton Franz**, der letzte männliche Nachkomme des Geschlechtes, geboren am 4. Sept. 1760. Er widmete sich abweichend von dem Gebrauche seiner Vorfahren dem Civildienste, wurde k. k. Kämmerer, nach seines Vaters Tode Erb- und wirklicher Obergespan des honter Comitats, Ritter des goldenen Vließes, wirkl. geh. Rath, königlich-ungarischer Oberstmundschenk und Hofkanzler. Im J. 1815 erhielt er den Fürstenstand. Er starb am 27. Juni 1826. Seine Gemahlin, eine Fürstin Wallstein-Wartenberg, gebar ihm am 2. Juli 1793 eine Tochter **Maria Antonia Gabriela**, welche sich im J. 1816 mit dem Herzoge Ferdinand Georg von Sachsen-Koburg vermählte. Nach dem Tode des Fürsten Anton Franz Koháry hätten die Herrschaften Csábrágh, Szitnya und Murány an die Krone zurückfallen sollen; doch mittels königlicher Donation erhielt sie Herzog Ferdinand und dessen Nachkommen, die einige Zeit auch den Titel „Koburg-Koháry" führten. Das **Wappen** der Koháry ist im blauen Felde auf grünem Grunde ein doppelt-geschwänzter gekrönter Löwe, der in der rechten vordern Pranke ein entblößtes Schwert hält. Aus dem gekrönten Helme erhebt sich derselbe Löwe. Die Embleme sind rechts blau-gold, links roth-weiß.

Literatur: Außer den genannten Werken noch **Istvánffy**, Rerum hung.; **Petheö Gergely**, Kronika; **Feßler**, Geschichte von Ungarn, Bd. 8; **Schönfeld's** Adels-Lexikon; **M. Bél**, Notitiae nov. IV.; **J. Nagy** ...

3) Für Wohlthätigkeitsanstalten verwendete er die damals ungeheuere Summe von 713,800 Gulden, trotzdem er durch die Rakóczy'schen Unruhen an seinem Vermögen schwere Einbuße erlitten hatte. 4) Vgl. **Toldy**, A magyar költészet kézikönyve, d. i. Handbuch der ungarischen Poesie (2. Aufl., Budapest 1876), I, 256 fg. 5) **Toldy**, A magyar nemzeti irodalom története, d. i. Geschichte der ungarischen National-Literatur (Pest 1864—65) p. 75.

Magyar családok, d.i. „Ungarische Adelsfamilien" u.a.; S. Tomašik, Denkwürdigkeiten des Schlosses Murány.

Stammtafel der Familie Koháry.
(Nach Nagy, Magy. családok.)

Emerich 1560.
Gemahlin Kath. Jákoffy.

Peter, Freiherr, 1564—1629.
Gemahlin Bora Kazy.

Stephan I., Honter Obergespan, † 1664; Oberkapitän von Fülek. — Magdalena. — Katharina.

Stephan II., 1649—1731, Graf, Erboberkapitän von Fülek. Judex Curiae. — Graf Wolfgang 1685—1704. Gemahlin Gräfin Marie Rechberg. — Johann. — Emerich.

Andreas 1694—1757, Obergespan von Hont, General. Gemahlin Maria von Thavonet.

Ignaz 1726—1777. Gemahlin Gräfin M. Gabriela Cavriani. — Nikolaus 1721—1769.

Anton Franz 1760—1826, Kanzler, Fürst. Gemahlin Fürstin Waldstein-Wartenberg.

Maria Antonia Gabriela 1793—1862, vermählt mit Ferdinand, Herzog von Koburg.

(*J. H. Schwicker.*)

KOHELETH ist der Titel eines alttestamentlichen Buches, welches sich in der hebräischen Bibel an siebenter Stelle unter den sogenannten Ketubhim (d. i. Schriften) oder Hagiographa, also in der dritten Abtheilung des jüdischen Kanons, befindet. Uebrigens gehört das Buch Koheleth gleichzeitig zu den fünf sogenannten Megilloth oder Festrollen, da es am dritten Tage des Laubhüttenfestes in den Synagogen verlesen werden muß. In der Luther'schen Bibelübersetzung ist Koheleth (nach dem Vorgange der lateinischen Bibel, der sogenannten Vulgata) als „Prediger Salomo's" unter die Lehrbücher gestellt und hat hier seinen Platz zwischen zwei gleichfalls dem Salomo zugeschriebenen Büchern, den Sprüchen und dem Hohenliede.

Der Name Koheleth kann nur als ein Participium des hebräischen Verbums kahal, d. i. „versammeln", dann aber auch „zu einer Versammlung reden", erklärt werden. Danach würde das Wort eigentlich „Versammlerin" oder „Predigerin" bedeuten und in der That haben manche Ausleger die Femininform durch Ergänzung des weiblichen Substantivum chokhmā, d. i. Weisheit, erklären wollen. Für diese Deutung würde sprechen, daß das Buch Koheleth in der That der sogenannten Chokhma- oder Weisheitsliteratur angehört und daß auch anderwärts (vgl. Sprüche Salomo's 1, 20 fg. und besonders 8, 1 fg.) die Weisheit rufend und predigend eingeführt wird. Erwägt man aber, daß das Wort, wie in der Ueberschrift, so überall im Buche als Masculinum construirt wird (denn auch 7, 27 ist statt der falschen Wortabtheilung vielmehr āmar hakkoheleth [1]) zu lesen), so erweist sich obige Erklärung als unhaltbar. Die Femininform ist vielmehr auf Rechnung einer Eigenthümlichkeit der semitischen Sprachen zu setzen, nach welcher die Bezeichnungen der Träger von Aemtern und Geschäften nicht selten die weibliche Endung haben. Danach bezeichnet Koheleth eigentlich ein „predigendes" Wesen; der Sprachgebrauch aber versteht in solchem Falle nicht ein beliebiges Wesen, sondern einen Mann als Ausüber der betreffenden Thätigkeit. So hat offenbar schon der griechische Uebersetzer (in den sogenannten Septuaginta) das Wort verstanden, wenn er Koheleth durch Ἐκκλησιαστής wiedergibt. Die lateinische Bibel, die sogenannte Vulgata, hat statt des entsprechenden lateinischen Wortes (concionator) den griechischen Ausdruck beibehalten; dagegen hat ihn Luther passend durch „Prediger" ersetzt. Ehe wir nun die Frage nach dem eigentlichen Zweck, dem Verfasser und der Entstehungszeit dieses merkwürdigen Buches beantworten können, wird es nöthig sein, den Leser zuvor über den Inhalt desselben in Kürze zu orientiren.

Die Ueberschrift (1, 1) bezeichnet das Buch als „Worte des Predigers, des Sohnes David's, Königs in Jerusalem". Dieser Ueberschrift folgt aber auch sogleich der Ausruf, den man als das Programm und die Zusammenfassung des gesammten Buches betrachten kann: „O Eitelkeit der Eitelkeiten, spricht der Prediger; o Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel! Welchen Gewinn hat der Mensch von aller seiner Mühsal, mit der er sich abmüht unter der Sonne!" Es ist klar, daß diese Worte nicht etwa eine Ankündigung sein wollen, daß nun untersucht werden soll, was doch vielleicht an Vortheilen und Erfolgen bei der menschlichen Mühsal herausspringe. Vielmehr ist die Antwort schon gegeben: es kommt nichts dabei heraus, denn „alles ist eitel"! Mit diesem Ergebnisse beginnt der Prediger und mit ihm schließt er (12, 8) seine Ausführungen; dem Beweise für die Wahrheit des Satzes von der Eitelkeit und Nichtigkeit aller Dinge ist das Buch selbst gewidmet. Diese Nichtigkeit offenbart sich erstlich in dem endlosen Entstehen und Vergehen, in dem ruhelosen und doch fruchtlosen Kreislaufe der Naturdinge: es gibt gar nichts Neues unter der Sonne (1, 4—11); dieselbe Nichtigkeit hat sich aber dem Prediger auch auf andern Gebieten offenbart, wo man ein anderes Ergebniß hätte erwarten sollen: er trachtete nach Weisheit und brachte es weit in solchem Streben; aber er mußte auch das als ein windiges Streben erkennen, denn „wer Erkenntniß mehrt, mehret auch den Schmerz" (1, 12—18). So wollte er es denn mit der

---

1) Wenn Kleinert (in Herzog's Protestant. Real-Encyklopädie, 2. Aufl. XII, 169) unter Berufung auf das Ἐκκλησιαστρια des Graecus Venetus gleichfalls chokhmā ergänzt und die Aenderung in Kap. 7, 27 für einen Gewaltstreich erklärt, so ist natürlich zu fragen, warum Koheleth nur dieses eine mal als Feminin, sonst überall als Masculin gebraucht ist?

Freude und dem Sinnengenusse versuchen; er baute und pflanzte, häufte einen ungeheuren Besitz auf an Sklaven, Heerden und edeln Metallen, erfreute sich an Kunst- und sinnlichen Genüssen aller Art — aber das letzte Ergebniß war auch hier kein anderes als die Erkenntniß: Alles ist eitel und ein windiges Streben (2, 1—11). Freilich hat der Weise etwas vor dem Thoren voraus, der vollends im Finstern tappt; aber dieser zweifelhafte Vorzug wird durch das gleiche Schicksal im Tode wieder aufgehoben; der Weise wird vergessen gleich dem Thoren (2, 13—16). Der Weise hat keine Bürgschaft dafür, daß sein Werk von seinem Nachfolger in gleichem Geiste fortgesetzt werde (2, 17—23; vgl. schon Vers 12) — Grund genug, das Leben mit aller seiner fruchtlosen Mühsal zu hassen. — So bleibt schließlich nur noch Ein Rath: daß man diesem armseligen Leben die bestmögliche Seite abgewinnt, indem man ißt und trinkt und inmitten aller Mühsal sein Herz guter Dinge sein läßt. Freilich steht auch das nicht in des Menschen Macht, sondern ist eine Gabe Gottes (2, 24—26). Ueberhaupt geschieht alles, was da geschieht, nach einer festen Ordnung Gottes; er hat jeglichem Geschehen seine Zeit angewiesen, so zwar, daß für den Menschen immer wieder nur Mühsal herauskommt (3, 1—10). Aber so wenig der Mensch die Schönheit und Zweckmäßigkeit der göttlichen Weltordnung leugnen kann, zumal Gott selbst ihm die Ewigkeit, d. h. wol die Ahnung eines höheren Weltzweckes, ins Herz gelegt hat, so hilft ihm das alles doch wenig. Denn die Erkenntniß des innern Zusammenhangs im göttlichen Thun ist dem Menschen völlig verschlossen (3, 11); so bleibt ihm abermals nichts, als sich zu freuen und gütlich zu thun, solange er dieses Leben hat, dieses alles aber in Gottesfurcht, wie sie durch die Vollkommenheit des göttlichen Thuns nahegelegt wird (3, 12—15). Allerdings scheint dem die Herrschaft der Ungerechtigkeit unter den Menschen zu widersprechen (3, 16), aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar: Gott wird gerecht richten, wenn erst seine Zeit gekommen ist (3, 17). Die Herrschaft des Unrechts soll den Menschen zur Prüfung gereichen und sie zu der demüthigen Erkenntniß führen, daß sie nicht besser sind als das Vieh und jedenfalls im Tode das Schicksal des Viehes theilen; wo gäbe es also etwas Besseres, als daß der Mensch sich freue inmitten seiner Mühsal (3, 18—22). Und wie ist doch die Erde so voll der Mühsal! Im Hinblick auf die Thränen der Unterdrückten, denen Trost und Hülfe fern bleibt, muß der Prediger die Todten glücklich preisen vor den Lebendigen und glücklicher als beide den, der nie geboren ward (4, 1—3). Und welche Thorheit offenbart sich nicht in dem ruhelosen Jagen, durch welches sich die Menschen gegenseitig zu überbieten trachten (4, 4—6), sowie in dem rastlosen Anhäufen von Gütern, sogar von seiten solcher, die keine Erben hinterlassen; in ihrer Vereinsamung drohen ihnen allerlei Gefahren, die von Zusammenstehenden leicht überwunden werden (4, 7—12). Ein warnendes Beispiel für den Wechsel der Dinge und das rasche Eintreten der Enttäuschung ist auch die Erfahrung, die gemeiniglich bei einem Thronwechsel gemacht wird. Alle Welt jauchzt dem Emporkömmlinge zu, bis man sich schließlich, wie bei jedem seiner Vorgänger, enttäuscht sieht (4, 13—16).

Ganz unvermittelt geht jetzt der Prediger von diesen mislichen Wahrheiten zu klugen Rathschlägen über, wie sie Lebensweisheit und Erfahrung eingibt (4, 17—5, 8). Er empfiehlt aufmerksames Zuhören im Gotteshause; dies sei besser als das Opferbringen der Thoren; er warnt vor unbesonnenem Plappern beim Beten und vor leichtsinnigem Gelübde: besser als geloben ist Gott fürchten! Durch den scheinbaren Sieg der Ungerechtigkeit soll sich niemand beirren lassen, denn über jedem Gewalthaber steht ein noch mächtigerer als Richter und den mächtigsten von allen richtet Gott. Die Herrschaft eines Königs ist bei allen ihren Mängeln immer noch ein Segen (nämlich im Vergleich mit Anarchie und Bürgerkrieg).

Mit 5, 9 kehrt der Prediger von dieser Abschweifung wieder zu seinem eigentlichen Thema zurück. In längerer Ausführung schildert er die Unsicherheit und die Gefahren des Reichthums; nur dann hat derselbe einigen Werth und kann eine Gottesgabe heißen, wenn er von dem Besitzer genossen wird, anstatt daß sich derselbe in rastloser Gier bis an sein Lebensende verzehrt (5, 9—6, 9). Aber freilich: so gewiß dem Menschen sein Schicksal während dieses unbeständigen Lebens von einer höheren Hand zugemessen wird, so wenig weiß er doch, was ihm gut ist, noch auch was nach ihm geschehen wird (6, 10—12). Abermals unterbricht sich hier der Prediger, um eine Reihe von Lebensregeln und weisen Grundsätzen einzuflechten. Er redet von dem Werthe eines guten Namens, von dem Ernste des Lebens, der den Gang ins Trauerhaus räthlicher macht als den zu einem Trinkgelage (7, 1—7); er warnt vor Ungeduld und Unmuth: nur der Thor fragt nach dem Warum; der Weise fügt sich geduldig in Gottes unumstößliche Schickung und hütet sich in allen Dingen, selbst in der Gerechtigkeit und dem Trachten nach Weisheit vor dem Uebermaße. Die Gottesfurcht lehrt den rechten Mittelweg finden; die Weisheit gibt dem Menschen Stärke. Zu den Rathschlägen der Weisheit gehört endlich auch der, daß man fremden Reden nicht allzu viel Beachtung schenken soll; leicht wird man sonst auch hören müssen, was man nicht hören möchte, nämlich Verwünschungen, wie man sich deren ja selbst gegen andere schuldig gemacht hat (7, 8—22).

Zu solchen Erkenntnissen ist der Prediger bei seinem Streben nach Weisheit gelangt; freilich von der völligen Erlangung der Weisheit ist er weit entfernt geblieben. So viel aber hat er erkannt, daß das gefährlichste Hemmniß auf dem Wege zur Weisheit im Weibe zu erblicken ist; unter tausend Menschen mag man etwa noch einen rechten Mann finden, nicht aber ein tugendhaftes Weib. Nicht Gott trägt die Schuld daran; er hat die Menschen gerade erschaffen, sie aber suchten viele Ränke (7, 23—29). Im achten Kapitel gibt der Prediger Anweisung zu klugem Verhalten gegenüber dem Könige (8, 1—4) und warnt vor aufrührerischen Gelüsten, zumal es keinem Menschen gegeben ist, den schließlichen Ausgang vorherzusehen oder dem Tode zu entrinnen (8, 5—8).

Einen überaus drastischen Beleg für das Hin- und

Herschwanken der Reflexionen des Predigers bietet der Abschnitt 8, 9—15. Nachdem er zuerst constatirt hat, daß auf Erden oft Bedrückung im Schwange geht, daß die Frevler in Ehren begraben, die Gerechten aber vergessen werden, warnt er doch sogleich vor dem verderblichen Irrthume, als ob der Aufschub des Gerichts über die Sünde zu leichtfertigem Sündigen verführen dürfe. Denn es bleibe doch dabei, daß es nur dem Gottesfürchtigen wohlgehe, während die Frevler vor der Zeit dahingerafft werden. Aber in demselben Athem erklärt es der Prediger doch für ein misliches Ding, daß manche Frevler den Lohn der Gerechten erhalten und umgekehrt manche Gerechte den Lohn der Frevler. Und so gelangt er schließlich doch wieder zu seinem alten Spruch: es gibt für den Menschen nichts Besseres als inmitten aller der unvermeidlichen Mühsal des Lebens zu essen und zu trinken und fröhlich zu sein! Derselbe Rath wird sodann aufs neue begründet mit dem Hinweis auf die Unzulänglichkeit der menschlichen Erkenntniß und die zweifellose Gewißheit des allgemeinen Todesloses (8, 16—9, 10). Weder Stärke noch Weisheit, Reichthum und Gunst kann den Menschen von dem plötzlichen Verhängnisse erretten (9, 11—12), und wenn die Weisheit gelegentlich doch einmal augenfälligen Nutzen stiftet und sich besser erzeigt als Heldenkraft, so wird doch ihrem Träger nur mit Undank gelohnt (9, 13—16). Dies hindert freilich nicht, daß die Weisheit, mit der Thorheit verglichen, in vieler Hinsicht den Preis davonträgt und besonnenes Verhalten lehrt (9, 17—10, 4); aber betrübend ist's freilich, daß bei jähem Glückswechsel nicht selten auch die Thorheit obenaufkommt. In solchem Falle bleibt dem Klugen nichts übrig, als sich vor übereilten Kundgebungen seines Unmuths über die Machthaber zu hüten (dies wol der Sinn des etwas dunkeln Abschnitts 10, 5—15). Mag es immerhin gar schlimm stehen, wenn ein Knabe herrscht und die Fürsten von frühem Morgen an schwelgen — der Kluge vergißt doch nicht, daß selbst seine Gedanken von Spionen belauert werden (10, 16—20). Es folgen erneute Rathschläge zu umsichtiger Thätigkeit, obschon der Erfolg derselben nicht in des Menschen Hand steht, sowie zu heiterm Lebensgenusse, solange es zu solchem Zeit ist (11, 1—8); letzterer Rath gilt vor allem der Jugend, daß sie — freilich immer eingedenk der Gottesfurcht und künftiger Rechenschaft — die flüchtige Zeit genießen soll, ehe die bösen Tage und Jahre kommen, die uns nicht gefallen und deren Wirkungen am Menschenleibe der Prediger in drastischen Bildern zu schildern weiß (11, 9—12, 8).

Nachdem so der Prediger mit dem Ausrufe: „O Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel“ wieder zum Anfang seiner Darlegung zurückgekehrt ist, wird der Leser schließlich durch einen Epilog (12, 9—14) überrascht, dessen Zugehörigkeit zu dem ursprünglichen Buche später noch näher zu erörtern sein wird. Dieser Epilog rühmt die Weisheit und Lehrthätigkeit des „Predigers“ und die hohe Bedeutung, welche den Worten der Weisen zukommt, warnt aber den Leser vor allzu vielem Bücherlesen; vielmehr möge er beherzigen, was als Summe der ganzen Rede zu betrachten sei, die Mahnung zur Gottesfurcht und zum Halten seiner Gebote, zumal Gott alles Thun, auch das verborgenste, ins Gericht bringen wird.

Zweierlei dürfte sich aus vorstehender Uebersicht über den Inhalt des Buches zur Genüge ergeben. Erstlich: von einem wohlangelegten, durchgreifenden Plane des Buches kann in keiner Weise die Rede sein. Dafür würde schon beweisend sein, daß alle die zahlreichen, auf die Anlage des Buches gerichteten Bemühungen zu ganz verschiedenen Resultaten gekommen sind. Wäre wirklich eine beabsichtigte Ordnung in dem Buche zu erweisen, so dürfte dieselbe doch nicht jeweilen nur Einem Ausleger in die Augen springen. Aber auch abgesehen davon zeigt der Thatbestand zu deutlich, daß jede noch so zuversichtliche Rubricirung des Inhalts unter wohlberechnete Kategorien immer nur auf Selbsttäuschung beruht, ganz zu geschweigen der Verkehrtheit (Köster's und Vaihinger's), den Prediger ähnlich wie die Psalmen in wohlgemessene Strophen zu zerlegen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß sich nicht selten gleichartige Gedanken in Gruppen beisammenfinden, sowie daß hier und da Ansätze zu einer zusammenhängenden Ausführung gemacht werden. Aber deshalb ist doch der Prediger weit entfernt, sich selbst an einen festen Plan zu binden. Die Berührung des eben von ihm Ausgesprochenen mit einer andern Gedankenreihe wird ihm Anlaß, auf letztere überzuspringen und sie eine Zeit lang zu verfolgen, selbst dann, wenn sie mit dem Vorangegangenen in Widerspruch stehen sollte.

Damit haben wir bereits auf die andere Thatsache hingedeutet, welche dem Leser aus obiger Uebersicht über den Inhalt entgegentritt. Es ist eine merkwürdige Zwiespältigkeit des Urtheils in dem Buche, eine Inconsequenz, welche das eben erst mit Schroffheit Behauptete kurz darauf entweder ganz negirt oder doch bedeutend abschwächt. Es fragt sich: ist dies eine Folge der innern Haltlosigkeit des Verfassers, seines Hin- und Herschwankens zwischen den heterogensten Urtheilen, oder hat es einen tiefer liegenden Grund? Ist es vielleicht nur ein Schein, der bei richtigem Verständnisse der Tendenz und Anlage des Buches hinwegfällt?

Letzterer Ansicht haben von jeher alle diejenigen beigepflichtet, welche nicht begreifen konnten, wie der Prediger eine Stelle unter den biblischen Büchern verdiene, wenn man alle seine Aussprüche buchstäblich als seine Meinung fasse. Ist es denkbar, fragte man, daß ein Buch als heilig und als Gotteswort betrachtet wurde, welches in grundstürzender Skepsis die Nichtigkeit aller Dinge behauptet, auf alle Erkenntniß verzichtet und der Weisheit letzten Schluß darin erblickt, daß man esse und trinke und guter Dinge sei? Solche Meinung könne nimmermehr einem biblischen Schriftsteller zugetraut werden; somit gelte es, sein Buch anders und richtiger zu verstehen. Die thatsächliche Zwiespältigkeit der Urtheile des Predigers kam diesem Verlangen nach vermeintlich richtigerer Erkenntniß aufs beste entgegen. Man brauchte nur die heterogenen Aussprüche auf zwei Stimmen zu vertheilen, einen Dialog oder richtiger eine Disputation zu statuiren, bei welcher natürlich alle anstößigen Stellen

dem unterliegenden Streiter zugewiesen wurden, so schien jedes Bedenken endgültig gehoben. Es lohnt nicht der Mühe, den zahlreichen Hypothesen dieser Art im einzelnen nachzugehen. Meist wird dabei der Stoff auf einen fragenden oder zweifelnden Schüler und einen belehrenden oder zurechtweisenden Meister vertheilt (so nach dem Vorgange des Hieronymus die meisten, unter den Neuern besonders Herder im elften seiner „Briefe, das Studium der Theologie betreffend"). Andere dachten an einen Dialog zwischen der wahren und der Scheinweisheit (so zuletzt noch Schenkel in seinem Bibellexikon III, 554 fg., mit der Motivirung, daß ja Salomo selbst in seiner Jugend ein Repräsentant der wahren Weisheit, in seinem Alter ein solcher der falschen gewesen sei) oder gar an die zwei Seelen, die glaubende und die zweifelnde, die sich in des Predigers eigener Brust bekämpfen (so wesentlich Umbreit). Eichhorn in seiner Einleitung ins Alte Testament (V, 251 der vierten Auflage) erörtert sogar ernsthaft die Frage, ob nicht Qoheleth vielleicht eine von Salomo gestiftete Akademie bezeichne und der Prediger Reste von den Werken dieser Akademie enthalte; ähnlich ist die (schon von Grotius geäußerte) Ansicht, daß der Prediger als eine Sammlung philosophischer Wettgesänge zu betrachten sei, oder auch daß in ihm zwei ganz verschiedene Weltanschauungen von einem dritten verschmolzen seien. Tyler endlich (Ecclesiastes, London 1874) erblickte die Tendenz des Predigers in der gegenseitigen Vernichtung der stoischen und epikuräischen Philosophie, sodaß nur die Gottesfurcht als die allein heilsame Philosophie auf dem Plane bleibt. Alle diese Hypothesen sind mit Recht fast allgemein aufgegeben worden, denn jeder Versuch ihrer Durchführung konnte nur mit den ärgsten Künstlichkeiten stattfinden.

Letzteres Urtheil trifft aber auch die Hypothesen derer, welche die Anstöße an dem Buche dadurch heben zu können meinten, daß sie als letzten Zweck desselben irgend eine wichtige neue Lehre ausfindig machten, in deren Lichte alles scheinbar Anstößige zu betrachten sei. So Vaihinger (in Herzog's Protestantischer Realencyklopädie, 1. Aufl. XII, 92 fg.), der den Prediger durch den Zweifel zur Gewißheit, durch den Irrthum zur Wahrheit hindurchdringen und hindurchführen läßt. Zu diesem Behufe müsse er einen Einwand um den andern beseitigen, bis er schließlich die Hauptlehre des Buches, die Hoffnung der Unsterblichkeit und des künftigen Gerichts, zur vollsten Gewißheit erhebe. Aehnlich, wie Vaihinger, ist auch Bidder („Ueber Koheleth's Stellung zum Unsterblichkeitsglauben", Erlangen 1875) zu dem Resultat gelangt, daß „wir an Koheleth eine der kostbarsten Schriften des alttestamentlichen Kanons besitzen", weil in dem Hinweis dieses Buches auf das aller Menschen wartende Gericht nothwendig die Voraussetzung eines Lebens nach dem Tode enthalten sei. Man braucht indessen nur Stellen, wie 2, 16; 3, 19 fg.; 5, 15; 6, 6; 9, 3—6 zu lesen, um sich zu überzeugen, daß der Prediger bezüglich des Schicksals nach dem Tode genau auf demselben Boden steht wie das übrige Alte Testament. „Es gibt kein Thun und keine Berechnung und keine Erkenntniß und keine Weisheit in der Scheol (der Unterwelt), wohin du gehst" (9, 10). Und wenn es 3, 21 wenigstens als eine Zweifelsfrage hingestellt zu werden scheint, ob der Odem der Menschenkinder (nach dem Tode) aufwärts steige, der Odem der Thiere aber hinab in die Erde fahre, wenn 12, 7 sogar von dem Menschengeist gesagt wird, daß er zurückkehre zu Gott, der ihn gegeben hat, so wäre es doch ganz irrig, darin eine Unsterblichkeitshoffnung ausgesprochen zu finden. Denn nicht davon ist die Rede, daß der Menschengeist als ein individueller, seiner selbstbewußter zu Gott zurückkehre, sondern der Gottesgeist, dessen Einhauch den Leib des Menschen zu einem lebendigen Wesen machte, vereinigt sich wieder mit dem göttlichen Gesammtgeiste, aus welchem er seinen Ursprung genommen hatte.

So bleibt es also dabei: die Anstöße, die der Prediger dem religiösen Gemüthe bietet, lassen sich nicht durch künstliche Umdeutung seiner Worte hinwegräumen. Man muß unumwunden anerkennen, daß hier eine Skepsis das Wort führt, die trotz ernstlichen Ringens in keiner Weise mit dem Welträthsel fertig zu werden vermocht hat, die auf die Frage, ob es überhaupt ein bleibendes Gut gebe, dessen Erstrebung der Mühe werth sei, nur ein trostloses Nein hat. Denn wenn der Prediger bei allem Festhalten an der Gottesfurcht den möglichsten Lebensgenuß empfiehlt, so ist dabei nicht die Meinung, als ob nun beides den Besitz wahrhafter Güter verbürge, sodaß man mit Ewald sagen könnte, der Prediger wolle in den Finsternissen und Verkehrtheiten des Lebens das wahrhaft Belehrende und Aufrichtende zeigen, — vielmehr sind Gottesfurcht und Lebensgenuß nur die besten Mittel, sich noch so leidlich durchs Leben zu schlagen, die schwere Bürde des Lebens verhältnißmäßig leicht zu ertragen. Daran aber, daß schließlich alles eitel ist, daß die Todten glücklicher zu preisen sind als die Lebenden, und glücklicher als beide der, der nie geboren ward, — daran vermögen auch Gottesfurcht und Lebensgenuß nichts zu ändern.

So steht also das Buch auf der äußersten Peripherie alttestamentlichen Glaubens und alttestamentlicher Weltanschauung. Die letztere macht in diesem Buche gleichsam ihr Testament; sie bekennt ihre Unfähigkeit, mit den Mitteln der Erkenntniß, welche Gesetz und Propheten an die Hand geben, Gerechtigkeit und Vernunft in der göttlichen Weltordnung nachzuweisen. Und es mußte so kommen, sobald die Lösung des Problems nicht mehr (wie bei den Propheten) vom Standpunkte des Gesammtvolkes Israel, sondern vom Standpunkte des einzelnen Individuums aus versucht wurde. Dort konnte man das untergehende Individuum auf den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit in dem schließlichen Schicksale des Gesammtvolkes verweisen; welchen Trost aber hatte das Individuum, wenn es sich mit solcher Verweisung nicht mehr abspeisen ließ und doch auch inmitten des allgemeinen Verfalls und eigener schwerer Leiden keinen andern Halt und Trost erblickte? Mit Recht hat Köstlin („Kohelethstudien" in den „Theolog. Studien aus Würtemberg" 1882, S. 110 fg.) darauf hingewiesen, daß vor allem

in dieser Lösung des Einzelnen aus dem Verbande des Volksthums die Bedeutung des Koheleth zu suchen sei. Trotz alledem ist es nun aber doch unberechtigt, den Prediger für ganz außerhalb der alttestamentlichen Weltanschauung stehend zu erklären. Er ist weder „das Hohelied der Skepsis", zu welchem ihn Heinrich Heine hat stempeln wollen, noch „das Brevier des allermodernsten Materialismus und der äußersten Blasirtheit", für welches ihn Eduard von Hartmann erklärt hat. Denn es ist wohl zu beachten: die Skepsis des Predigers erstreckt sich keineswegs auf die Thatsache einer vollkommenen Weltordnung in physischer und sittlicher Hinsicht, sondern lediglich auf die Begreiflichkeit derselben. Er constatirt aufs stärkste den Widerspruch zwischen der Allmacht und Allweisheit Gottes, die man unbedingt glauben und voraussetzen muß, und der Nichtigkeit und Eitelkeit aller Dinge, die man täglich und stündlich erfährt, aber er vergreift sich deshalb nicht an jener Voraussetzung selbst: die Grundpfeiler der alttestamentlichen Religion, nämlich der Gottesbegriff und die unbedingte Heiligkeit der sittlichen Forderungen Gottes, bleiben auch ihm völlig unangetastet bestehen. Wenn es danach grundverkehrt ist, von einem Materialismus des Predigers zu reden, so nicht minder, wenn man ihm sittliche Laxheit und Frivolität hat unterschieben wollen. Den Rath, dieses elende Leben thunlichst zu genießen, gibt er nicht mit lachendem Munde, sondern mit düsterer, schwermüthiger Miene; das Dringen auf Gottesfurcht ist dabei nicht blos ein Anhängsel zur Beschwichtigung ängstlicher Gemüther. Vielmehr ist es ihm heiliger Ernst mit dem Hinweis auf die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen (7, 18; 8, 12 fg. und ganz besonders 11, 9), mit der Forderung wahrhaftiger Gottesverehrung (4, 17 fg., 5, 6), mit der Warnung vor leichtfertigem Wesen (7, 1—4), wie er denn auch trotz allen Verzichts auf Erkenntniß den relativen Werth der Weisheit (vergl. 2, 13 fg.; 7, 4 fg.; 7, 11 fg.: 7, 19; 8, 1) keineswegs verkennt. Kurz, die jüdische Synagoge war in vollem Rechte, wenn sie sich trotz schweren Bedenkens (s. u.) doch schließlich für die Aufnahme des Predigers in den Kanon entschied.

Wenden wir uns nun zu der Frage nach dem Verfasser und der Entstehungszeit des Buches, so muß fürs erste constatirt werden, daß es nach 1, 1 als ein Werk des Salomo gelten will, denn einen andern Sohn David's, der König in Jerusalem gewesen wäre, kennt die Geschichte nicht. Ebenso bestimmt kann man aber auch behaupten, daß diese Zurückführung des Buches auf Salomo eine bloße literarische Einkleidung ist, die sich ein weit späterer Schriftsteller gestattet hat, da er seine Lehren keinem so passend hätte in den Mund legen können wie dem Könige, dessen Weisheit ebenso sprichwörtlich geworden war wie sein Glanz, sein Reichthum und seine Ueppigkeit, der also über die Eitelkeit aller Dinge am besten aus eigener Erfahrung urtheilen konnte (vgl. bes. 2, 4 fg.). Unmöglich aber konnte Salomo schreiben: Ich, der Prediger, war König über Israel zu Jerusalem (1, 12); unmöglich konnte er von allen reden, die „vor ihm gewesen waren über Jerusalem" (1, 16; 2, 7), noch konnte er so über seinen Nachfolger urtheilen, wie es 2, 12 und 18 geschieht; am allerwenigsten aber hätte er solche Klagen über Bedrückung und schlechte Rechtspflege, wie 3, 16; 4, 1 und anderwärts niederschreiben können, ohne sich selbst aufs ärgste bloßzustellen; man vergleiche auch Aussprüche, wie 8, 2 fg. und 10, 16 fg. Diesen Thatsachen gegenüber muß die Beschwerde, daß die Leugnung der Salomonischen Abfassung nur eine bedauerliche Concession an die rationalistische Kritik sei (so z. B. Hahn in seinem Commentar, Leipzig 1860), ungehört verhallen, ebenso die thörichte Rede, daß der Prediger, wenn man ihn dem Salomo abspreche, für eine Lüge erklärt werde (so noch 1881 der Engländer Robert Watts in einer Polemik gegen Robertson Smith). Denn schon die einzige Stelle 1, 12 würde zum Beweis ausreichen, daß der Prediger die Fiction der Salomonischen Abfassung gar nicht so ängstlich wahrte, vielmehr die richtige Beurtheilung derselben seitens seiner Leser voraussetzte. Sicher würde das letztere der Fall sein, wenn sich die ursprüngliche Zugehörigkeit des Epilogs (12, 9 fg.) zu dem Buche wider jeden Zweifel erweisen ließe. Dann könnte man sagen, daß der Verfasser schließlich die Maske vollends fallen lasse, sich lediglich für einen Weisen und Volkslehrer der späteren Zeit erkläre. Aber die Echtheit des Epilogs unterliegt doch starken Bedenken, die nach dem Vorgange Döderlein's immer wieder (u. a. auch von Umbreit und Knobel, zuletzt von Reuß in seiner Geschichte der heil. Schriften des Alten Testaments, Braunschweig 1881, S. 545) geltend gemacht worden sind. Man kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß hier ein Späterer unter Voraussetzung der Salomonischen Abfassung die innere Nöthigung empfunden hat, den möglichen Anstoß an dem Buche zu beseitigen, indem er erstlich dem Verfasser (12, 9—11) ein günstiges Zeugniß ausstellt, dann aber doch den Leser vor übereifrigem Lesen und Grübeln warnt und schließlich in dem „Fürchte Gott und halte seine Gebote" eine solche Quintessenz des Buches aufstellt, die um so sicherer alle Bedenken beschwichtigen mußte, als der beigefügte Hinweis auf eine künftige Rechenschaft (Vers 14) im Sinne dieses Lehrers kaum anders als von einem jenseitigen göttlichen Gerichte und Ausgleiche verstanden werden kann. Sobald man sich aber auf diesen Boden stellt, ist der Skepsis ihr Stachel genommen![2]) — In Bezug auf die Person des Verfassers wird man Eins mit Sicherheit behaupten können: er war ein Greis, und es ist geradezu unbegreiflich, wie Eichhorn (a. a. O. S. 256) urtheilen konnte, der Ausdruck in jeder Zeile sei spielend und jugend-

2) Obiges Urtheil würde auch dann noch gelten, wenn sich die Hypothese von Grätz bewahrheiten sollte, daß der Epilog des Predigers nicht zu diesem Buche allein, sondern zu den Hagiographa überhaupt gehöre. Auch Kleinert (a. a. O.) hält daran wenigstens so viel für wahrscheinlich, daß der Prediger zur Zeit der Anfügung des Epilogs einen Anhang zu den Sprüchen Salomo's bildete, da sich der Epilog auf diese deutlich mitbeziehe. Dafür spreche auch der Umstand, daß die Kanonverzeichnisse des Melito, Epiphanius, Hieronymus den Koheleth hinter den Sprüchen stehen haben; die jetzige Stellung rührt daher, daß die Synagoge den Prediger zu den übrigen Megillen oder Festrollen stellen wollte.

lich und weit von aller Kraft und männlichen Stärke entfernt. Vielmehr bewahrheitet sich in jeder Zeile das entgegengesetzte Urtheil von Delitzsch (Commentar, S. 223): „das ganze Buch ist greisenhaft, ein Erzeugniß des im Altern und Ersterben begriffenen Alten Bundes". Uebrigens wäre schon die Schilderung des Alters Kap. 12, 1—7, die nur zu deutlich Selbsterfahrenes beschreibt, in anderm Munde als dem eines Greises psychologisch undenkbar.

Bezüglich der Entstehungszeit des Koheleth ist längst mit Recht bemerkt worden, daß als frühester Termin die Zeit des Propheten Malachi zu betrachten sei, da Koheleth 5, 5, wo der Priester kurzweg als „der Bote" bezeichnet wird, Mal. 2, 7 nothwendig vorausgesetzt werde. Als spätester Termin aber muß die Zeit der Abfassung des Buchs der Weisheit gelten, welches einerseits eine weitere Entwickelung der im Koheleth vorgetragenen Anschauungen, andererseits eine zweifellose Polemik gegen dieselben (und zwar kaum nur eine Polemik gegen die libertinistischen Ausmünzungen derselben, wie Kleinert a. a. O. behauptet) enthält. Da nun das Buch der Weisheit nicht vor der Mitte des 2. Jahrh. vor Christo verfaßt sein kann, vielleicht aber aus noch späterer Zeit stammt, so erhalten wir für die Entstehung des Koheleth einen Spielraum von circa 440 bis circa 150 v. Chr. oder selbst noch weiter herab.

Unter den Näherbestimmungen der Abfassungszeit können diejenigen kein großes Gewicht beanspruchen, welche das Buch deshalb in die Zeit Ezra's und Nehemia's (also circa 440) verlegen, weil angeblich von diesen Männern der Kanon des Alten Testaments abgeschlossen worden sei; so z. B. Hengstenberg, der das Buch sogar von dem Propheten Maleachi verfaßt sein läßt, Keil und Zöckler. Andere (so u. a. auch Delitzsch, Schultz) wollen wenigstens die Abfassung im persischen Zeitalter, also zwischen 440 und 332, festhalten, zum Theil mit der offenbaren Tendenz, das Buch, wenn man es einmal nicht dem Salomo zuschreiben kann, doch wenigstens sonst möglichst früh anzusetzen. Wieder andere, wie Knobel, Ewald, Oehler, denken an das Ende der persischen Zeit. Noch weiter, bis in das Ende des 3. Jahrh. rücken Hitzig, Nöldeke, Nowack, in der Hauptsache auch Kleinert (zwischen 320 und 217) u. a. das Buch herab.

Kuenen (in der Histor.-krit. Untersuchung u. s. w.) glaubt den Charakter des Buches, seinen Universalismus und seine Verwandtschaft mit dem Sadducäismus, dessen Vorläufer er sei, am besten aus dem makkabäischen Zeitalter erklären zu können. Dagegen hat jedoch Nowack (in der Einleitung zu seinem Commentar, S. 195) mit Recht erinnert, daß dann schwer zu begreifen sei, wie der Koheleth zu einer Zeit, wo die beiden Richtungen des Pharisäismus und Sadducäismus zur vollen Ausbildung gelangten, Anerkennung finden konnte, wenn dies nicht im großen und ganzen schon früher geschehen wäre. In der That, fügen wir bei, wäre solches viel eher bei einem Buche von pharisäischer Richtung als bei dem Prediger denkbar. (Ueber die jetzige Stellung Kuenen's vergleiche die Notiz am Schlusse dieses Artikels.) Renan, welcher früher (Histoire générale des langues sémitiques, p. 133 der 3. Aufl.; vgl. jedoch auch die stark restringirende Anmerkung daselbst) für möglich gehalten hatte, daß der Prediger die jüngere Redaction einer weit älteren Schrift sei, setzt das Buch in seinem Ecclésiaste von 1882 (s. u.) um 125 v. Chr. unter Johannes Hyrkanus an. Grätz endlich hat in dem Tyrannen, auf welchen das Buch anspiele, Herodes den Großen entdeckt und läßt demgemäß das Buch erst gegen das Ende der vorchristlichen Zeit entstanden sein.

Im allgemeinen muß nun constatirt werden, daß es an einem Anhalte zur definitiven Entscheidung der Streitfrage über die Abfassungszeit durchaus gebricht. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß Stellen wie 4, 13 fg. und 9, 14 fg. Anspielungen auf gleichzeitige Ereignisse enthalten; aber wir sind über die in Betracht kommende Geschichte viel zu wenig speciell unterrichtet, daß wir behaupten könnten, wer mit dem vom Gefängnisse zum Thron gelangten Prinzen (4, 14) gemeint sein müsse. Ebenso wenig wird man aus 10, 16 mit Schenkel herauslesen können, daß der knabenhafte König gerade Ptolemäus Philadelphus sein müsse, welchem Ptolemäus Lagi noch bei Lebzeiten die Herrschaft übergab; andere (Hitzig, Reuß) finden diesen König vielmehr in Ptolemäus Epiphanes wieder, welcher 204 in einem Alter von 5 Jahren den Thron bestieg. Wenn man sich dagegen für die Ansetzung im persischen Zeitalter auf Stellen wie 8, 8 („nicht gibt es Entlassung im Kriege") und 10, 20 (Warnung vor ausgedehnter Spionage) beruft, so dürfte doch zu fragen sein, ob denn die ganze ptolemäisch-seleucidische Zeit von solchen Plagen befreit war? Ebenso precär sind so allgemeine Behauptungen wie die, daß sich die mehrfach im Buche beklagte Unterdrückung von Recht und Gerechtigkeit am besten von der persischen Satrapenwirthschaft verstehen lasse. Umgekehrt freilich wird man gegen die persische Zeit auch nicht mit Nöldeke 8, 3 anführen können. Denn abgesehen davon, daß eine häufige Berührung mit dem Könige für die ptolemäische Zeit ebenso wenig vorausgesetzt werden kann wie für die persische (wenigstens wenn man das Buch in Palästina geschrieben sein läßt), ließe sich 8, 3 mit Nowack auch als eine nützliche Warnung überhaupt, eine allgemeine Regel der Lebensklugheit erklären.

Ist man somit für die Bestimmung der Abfassungszeit vornehmlich auf allgemeine Eindrücke angewiesen, so wird man allerdings sagen dürfen: es muß eine Periode gealterter Kraft und desolater Zustände gewesen sein, in der der Koheleth entstanden ist, eine Periode des Wirrsals, in der sich endlich und zwar endgültig die Fruchtlosigkeit der bisherigen lange fortgesetzten Bestrebungen ergab, eine Periode der allgemeinen Ermüdung, des gänzlichen Mangels an Initiative. Das alles aber paßt nicht auf das Juda der persischen Zeit. Nach allem, was uns darüber bekannt ist, erfreute sich Juda unter den persischen Königen einer milden Behandlung und im ganzen ungestörter Ruhe. Der Verfall des persischen Reiches vollzog sich bis zur macedonischen Invasion stetig und allmählich, ohne die gewaltsamen Erschütterungen und

Umwälzungen, welche das Buch Koheleth voraussetzt (man vergleiche z. B. 10, 6 fg., welche Stelle doch schwerlich blos von abgesetzten Satrapen zu verstehen ist). So werden auch wir zu dem Resultate gedrängt, daß bei der Abfassung des Koheleth die Zeit der ersten Ptolemäer bereits dahinten lag, das Buch somit etwa der zweiten Hälfte, vielleicht erst dem Ausgange des 3. Jahrh. zuzuweisen sein wird.

Diesem Resultate gereicht endlich auch die Sprache des Buches in starkem Maße zur Bestätigung. Dieselbe zeigt einen solchen Grad von Zersetzung des althebräischen Stils und dabei einen solchen Einfluß des Westaramäischen auf die Bildung der Wortformen und die Bedeutung der Wörter, daß man das Buch in sprachlicher Beziehung nur als den äußersten Grenzstein althebräischer Schriftstellerei betrachten kann, ja in nicht wenigen Punkten ist der Uebergang zu dem neuhebräischen Idiom, wie es in der Mischna vorliegt, bereits vollzogen. Dagegen kann nicht eingewendet werden, daß das ohne Zweifel ziemlich viel spätere Buch Daniel in seinen hebräischen Bestandtheilen keineswegs eine gleichstarke Zersetzung der Sprache aufweise, daß also auch der Koheleth noch ein reineres Hebräisch hätte schreiben können, wenn sich nicht bei ihm infolge von Umständen, die sich unserer Beurtheilung entziehen, ein besonders starker Einfluß des Aramaismus geltend gemacht hätte, welcher besondere Einfluß aber auch schon im 5. oder 4. Jahrh. statuirt werden könne. Dieser Einwand ist deshalb nicht zutreffend, weil aus der historischen Prosa des Danielbuches kein sicherer Schluß auf das gewöhnliche Schrifthebräisch des 2. Jahrh. gezogen werden kann. Denn die erzählende Prosa schließt sich am natürlichsten älteren Mustern an. Für dialektische Erörterungen würde sich sicherlich auch der Verfasser des Danielbuches einer mit dem Koheleth verwandten Prosa, wie sie in der gebildeten Conversation dieses Zeitalters üblich war, bedient haben. (Noch sicherer würde sich der Sprachcharakter des Buches als ein sehr später erweisen lassen, wenn es mit den schon 1792 von Zirkel, dann wieder von Hitzig und Grätz behaupteten Einflüssen des Griechischen seine Richtigkeit hätte. Dieselben sind bis in die neueste Zeit fast allseitig bestritten worden; doch hat neuerdings Kleinert wiederum an die Wendung âsoth tobh 3, 12 = εὖ πράσσειν, sowie an jôm tôbha = εὐημερία und anderes erinnert; a. a. O. S. 173). — Schon Grotius hatte im Hinblick auf die zahlreichen Wörter, die sich außer im Koheleth nur noch in Daniel, Esra und den chaldäischen Uebersetzern fänden, das Buch dem Salomo abgesprochen; am gründlichsten ist der Beweis für die späte Sprachgestalt des Buches geführt worden von Delitzsch S. 197—206 seines Commentars. Dem gegenüber kann die von Böhl (De aramaismis libri Koheleth, Erlangen 1860) aufgestellte Ansicht, Salomo habe durch die Einstreuung zahlreicher Aramaismen seine Gelehrsamkeit zeigen wollen, nur den Werth eines Curiosums beanspruchen. Eine andere Frage ist dagegen, ob nicht gewisse Abschnitte, die ein verhältnißmäßig reines Hebräisch zeigen, mit Derenbourg (s. u.) als Entlehnungen aus älterer Quelle zu betrachten sind. Schon Delitzsch machte die Bemerkung (a. a. O. S. 208), daß sich der Verfasser beim Maschal (der Sentenz) in Sprache und Wortstellung zuweilen zu wahrhaft classischer Form erhebe.

Bezüglich des Ortes der Abfassung wurde bislang allgemein angenommen, daß als solcher Jerusalem, jedenfalls aber Palästina zu betrachten sei. Erst vor kurzem hat Kleinert (s. u.) auf außerhebräische Impulse und Bildungselemente in der ästhetischen Eigenthümlichkeit des Buches hingewiesen; letztere aber weise nicht auf das Jerusalem der Diadochenzeit, sondern (besonders wegen 11, 1) auf eine Seestadt und zwar auf Alexandria, wohin ja auch das dem Koheleth in mancher Hinsicht verwandte Buch der Weisheit führe. Andere Belege für diese Hypothese findet Kleinert in 1, 7. 12; 12, 5 (dem ewigen Hause), sowie nicht minder in der überall vorausgesetzten Nähe des Königshofes 8, 2 fg.; 10, 4 fg.; 10, 16 fg.; 5, 8. Dagegen könne sich die herkömmliche Ansicht nur auf 4, 17 berufen, wo indessen unter dem Gotteshause auch eine Synagoge und unter den opfernden Thoren auch Heiden verstanden werden könnten. Wenn endlich Herodot II, 78 von der ägyptischen Sitte berichte, bei Gastmählern ein Todtenbild herumzureichen und dadurch zum Lebensgenuß aufzufordern, so werde man an solche ägyptische Festmahlgesänge lebhaft durch Stellen, wie 1, 2 fg.; 5, 17 fg.; 7, 2 fg.; 9, 7 fg.; 11, 9—12, 6 erinnert; dazu habe der Koheleth in Aegypten die Impulse empfangen. — So viel Beachtenswerthes diese Hypothese Kleinert's hat, so dürfte sie sich doch nur in Verbindung mit einer anderweitigen Hypothese behaupten können. Schon die einfache Thatsache, daß sich bei den alexandrinischen Juden gegen die Mitte des 3. Jahrh. das Bedürfniß nach einer griechischen Uebersetzung des Alten Testaments regte, kann zum Beweis dienen, daß von den in der Diaspora geborenen schwerlich in hebräischer Sprache geschriftstellert wurde und jedenfalls nicht für die Diaspora. Somit bliebe nur die Annahme, daß der Verfasser des Koheleth erst später, vielleicht erst in seinem Alter, aus Palästina nach Alexandrien gekommen und daselbst, ähnlich wie der Siracide, das Buch für den ihm nächststehenden Kreis von Neueingewanderten sowie für Palästinenser verfaßt habe.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die Geschichte des Buches und seiner Auslegung, so haben wir hier vor allem des Streites zu gedenken, der noch im ersten nachchristlichen Jahrhundert über die Kanonicität des Koheleth in den Kreisen der jüdischen Gelehrten geführt wurde. Dieser Streit drehte sich nicht um die Authenticität des Buches, denn der Salomonische Ursprung desselben galt beiden Parteien als ausgemacht; auch nicht um die Frage, ob das Buch nachträglich in den Kanon aufgenommen werden solle, denn es wird bereits um die Zeit kurz vor und nach Christi Geburt als Bestandtheil der Heiligen Schrift citirt. Vielmehr stritt man darüber, ob das Buch bei seinem vielfach bedenklichen Inhalte mit Recht im Kanon stehe. Diese Frage wurde von der Schule Schammai's verneint, von derjenigen Hillel's bejaht; letztere Ansicht siegte schließlich auf der Synode zu

Jabne gegen Ende des 1. Jahrh. n. Chr.; am meisten trug dabei der Hinweis auf den streng moralischen Schluß des Epilogs (12, 13 fg.) zur Hebung der Anstöße an dem Buche bei (vgl. den hebräischen Wortlaut der Notizen über diesen Streit im Talmud und Midrasch in Nowack's Commentar, S. 206 fg.). Auf christlichem Boden wurden besonders von Theodorus von Mopsuestia aufs neue Bedenken gegen das Buch geäußert; die Verdammung derselben auf dem 5. Oekumenischen Concil (553) ließ um so mehr den Widerspruch verstummen, als fortan unter den Christen niemand mehr zu einer selbständigen Beurtheilung des Buches im Grundtexte befähigt war. Erst Luther hat (in seinen Tischreden) wieder eine selbständige und zwar merkwürdig freie Ansicht über den Koheleth aufgestellt (vgl. Delitzsch's Commentar, S. 196 fg.). Nach ihm ist das Buch nicht vollständig auf uns gekommen und eher von Sirach, als von Salomo geschrieben; es sei, wie ein Talmud, aus vielen Büchern zusammengezogen, vielleicht aus der Liberey des Königs Ptolemäus Energetes in Aegypten. Allerdings erinnert Delitzsch mit Recht, daß diese Aeußerung fast so laute, als ob Luther hier den Ecclesiastes (Koheleth) und Ecclesiasticus (Sirach) vermenge. Doch sei Luther später wenigstens dabei stehen geblieben, das Buch enthalte eine nicht von Salomo selbst bewerkstelligte Zusammenstellung Salomonischer Aussprüche. Dieses Urtheil erschien jedoch dem starren Inspirationsbegriffe der nach-Lutherischen Theologen viel zu kühn, um sie zu näherer Prüfung des Thatbestandes herauszufordern. Erst Grotius machte, wie bereits erwähnt, den sprachlichen Charakter gegen die Authenticität geltend; seitdem ist die späte Entstehung des Buches mehr und mehr von allen unbefangenen Theologen als eine zweifellose Thatsache anerkannt worden und selbst Kritiker, wie Hengstenberg und Keil, die sonst fast jede Concession an die Kritik verabscheuen, haben sich dieser Thatsache beugen müssen.

Eine Aufzählung der gesammten Literatur zum Koheleth würde bei der Weitschichtigkeit derselben an dieser Stelle unmöglich sein. Wir begnügen uns daher, für die ältere Literatur, in welcher namentlich die Commentare von Knobel (Leipzig 1836), Hitzig (Leipzig 1847), Ewald (in den Dichtern des A. Bundes, 3. Aufl. Göttingen 1866), Ginsburg (s. unten) und Kleinert (Berlin 1864) hervorragen, auf die zum Theil erschöpfenden Literaturangaben in folgenden Werken zu verweisen: Ginsburg, Coheleth, commonly called the Book of Ecclesiastes, with commentary historical and critical (London 1861); Zöckler, Das Hohelied und der Prediger, theologisch-homiletisch bearbeitet (in J. P. Lange's „Theologisch-homiletisches Bibelwerk des Alten Testaments" 13. Theil, Bielefeld und Leipzig 1868; mit überaus reichhaltiger Literaturübersicht; noch vermehrt erscheint die letztere in der amerikanisch-englischen Ausgabe von Zöckler's Werk durch Tayler-Lewis, New-York und Edinburgh 1872); C. H. Wright, The Book of Koheleth (London 1883), Introduction, p. XIII fg. — Von Zöckler ist die Uebersicht über die Literatur bis Ende 1867 gegeben; nachstehend versuchen wir nun eine Uebersicht über die seitdem erschienene Literatur, welche von 1877 an auf annähernde Vollständigkeit Anspruch machen kann. Besonderes Augenmerk haben wir dabei naturgemäß der neuesten seit dem Commentar von Delitzsch (Leipzig 1875) erschienenen Literatur zugewendet und daher die bezüglichen Erscheinungen mit kurzen Charakteristiken versehen. Für die Zeit von 1868 bis 1877 verdanken wir einige Titel dem obenerwähnten Werke von Wright sowie der Geschichte der heil. Schriften Alten Testaments von Reuß.

1) Commentare und Uebersetzungen seit 1868 a) in Deutschland erschienen: Der Prediger, übersetzt und erklärt von Adolf Kamphausen, in Bunsen's Bibelwerk, 3. Theil (Leipzig 1868), S. 586 fg., eine sorgfältige Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen unter dem Texte. — H. Grätz, Koheleth oder der Salomonische Prediger, übersetzt und kritisch erläutert (Leipzig 1871; nicht ohne mannichfache exegetische und kritische Willkür). — Frz. Delitzsch, Biblischer Commentar über die poetischen Bücher des Alten Testaments. 4. Band: Hoheslied und Koheleth (Leipzig 1875, zugleich 4. Band des 4. Theils von Keil's und Delitzsch's biblischem Commentar über das Alte Testament). Das sprachliche und biblisch-theologische Verständniß des Buches dürfte in unserm Jahrhundert durch diesen Commentar von Delitzsch am meisten gefördert worden sein. — J. E. Veith, Koheleth und Hoheslied, übersetzt und erklärt, Wien 1877 (aus dessen hinterlassenen Handschriften herausgegeben). — W. Nowack, Der Prediger Salomo's (als zweite Auflage von Hitzig's Commentar in der 7. Auflage des „kurzgefaßten exegetischen Handbuchs" zum Alten Testament herausgegeben, Leipzig 1883). Dieser Commentar zeichnet sich ebenso durch seine gedrängte Kürze wie durch seine kritische Unbefangenheit und Besonnenheit aus; die früheren Exegeten sind sorgfältig verwerthet. — Fast werthlos ist dagegen: F. Bergmann, Eine Kette von Liedern (bisher das Hohelied Salomo's betitelt) und der Greis Salomo (bisher der Prediger Salomo benannt) aus dem Urtexte übersetzt und erklärt (Straßburg 1883). — b) Im Auslande erschienen: ein hebräischer Commentar von Ephraim Hirsch (Warschau 1871). — Wordsworth, Proverbs, Ecclesiastes and Song of Solomon (London 1872 als Bestandtheil der Holy Bible in the authorized version with notes and introductions). — Dale, Commentary on Ecclesiastes (London and Cambridge 1873). — Thomas Tyler, Ecclesiastes. A contribution to its interpretation, with introduction, exegetical analysis and translation, with notes (London 1874). Dieser Commentar hat durch die Behauptung, daß im Koheleth Einflüsse der nach-Aristotelischen (stoischen und epikuräischen) Philosophie zu constatiren seien, eine noch heute fortwirkende Debatte veranlaßt; vergleiche hierzu die unten unter Nr. 4 zu besprechende Abhandlung von Kleinert. — Leale, Homiletic commentary on the book of Ecclesiastes. With critical and explanatory notes (London 1877). — Bullock, Commentary and critical notes on Ecclesiastes (Bestandtheil des sogenannten Speaker's Commentary, London 1878). — Kalisch, Path and Goal etc. (mit einer Uebersetzung

des Koheleth, London 1880; so nach Wright, a. a. O. S. XVI). — Plumptre, Ecclesiastes or the Preacher. With notes and introduction (Cambridge 1881, Bestandtheil der Cambridge Bible for Schools). Im Anschlusse an Tyler (s. oben) versucht auch Plumptre im Koheleth, den er zwischen 240—180 vor Christus ansetzt, die Einflüsse stoischer und epikuräischer Philosophie nachzuweisen; Näheres darüber vergleiche man wiederum unten bei Kleinert. — E. Renan, L'Ecclésiaste traduit de l'Hébreu avec une étude sur l'âge et le caractère du livre, 1. und 2. Aufl., Paris 1882 (die Étude etc. erschien bereits in der Revue des deux Mondes, am 15. Febr. 1882, p. 721—751). Nach Renan ist der Verfasser des Koheleth, obschon praktischer Skeptiker und Vorläufer des allermodernsten (Schopenhauer'schen) Skepticismus, doch ein galant homme, ja das Muster eines vollendeten Weltmenschen, der, von allem zurückgekommen, alle Dinge mit wohlwollender Gleichgültigkeit beurtheilt. Somit ist das Buch eine „deliciöse Phantasie", welche in echtem Eklekticismus und Skepticismus auf jede Ueberzeugung verzichtet, ein Ausfluß der gebildeten Blasirtheit, welche alle Lebensgenüsse mit größtem Behagen durchkostet, indem sie dieselben zugleich für eitel erklärt (so wesentlich nach dem Referat von Kleinert). Wenn Renan zu alledem bemerkt, daß der Typus des Verfassers des Koheleth am ehesten in den feingebildeten und liebenswürdigen jüdischen Börsenfürsten wiederzufinden sei, so hat dagegen Lebrain („Mr. Renan et l'Ecclésiaste", Versailles 1882, extrait de la „Philosophie positive", September bis October 1882) nicht übel bemerkt, Renan habe in jenem weltmännischen Skeptiker vielmehr sein eigenes Porträt gezeichnet. — Ch. H. Wright, The book of Koheleth, commonly called Ecclesiastes, considered in relation to modern criticism and to the doctrines of modern pessimism with a critical and grammatical commentary and a revised translation, London 1883 (Donnellan lectures for 1880—81). Dieses überaus gründliche Werk untersucht zuerst in acht Kapiteln die Geschichte des Streits über die Kanonicität des Buches innerhalb der Synagoge, das Verhältniß des Koheleth zum Buch Jesus Sirach's und zum Buch der Weisheit, die Frage nach dem Verfasser, dem angeblichen Pessimismus des Buches und nach der Bedeutung des Epilogs. Hieran schließen sich die Uebersetzung des Buches, der grammatische und kritische Commentar und vier Excurse. Der Standpunkt des Verfassers ist in kritischer Beziehung ein ziemlich conservativer, wie denn z. B. die Abfassung des Buches deshalb zwischen 444—328 angesetzt wird, weil nach jüdischer Ueberlieferung bereits die „Männer der großen Synagoge" (welche Behörde gegenwärtig fast allgemein als eine Fiction der jüdischen Ueberlieferung erkannt ist) das Buch in den Kanon aufgenommen hätten. Nichtsdestoweniger hat sich Wright durch seine gründlichen Einzeluntersuchungen, besonders diejenigen zur Geschichte der Auslegung, große Verdienste um das Buch erworben.

2) Zur Textkritik und zu den alten Uebersetzungen des Buches: Janichs, Animadversiones criticae in versionem Syriacam Peschittam librorum Koheleth et Ruth (Breslau 1871). Die Reste des hexaplarischen Textes sammelte Field in Origenis Hexaplorum quae supersunt, tom. II, Oxf. 1875; den aramäischen Targum edirte de Lagarde in seinen „Hagiographa chaldaice" (Leipzig 1873), den sogenannten Graecus Venetus O. Gebhardt, (Leipzig 1875). — Der „Midrasch Koheleth" wurde zum ersten mal ins Deutsche übertragen von Aug. Wünsche in dessen Bibliotheca Rabbinica, 1. Lieferung, (Leipzig 1880).

3) Uebersichten über den Inhalt und die kritischen Fragen siehe in den Einleitungen des Alten Testaments von Eichhorn, 4. Auflage V, 251 fg.; J. Fürst (Der Kanon des Alten Testaments nach den Ueberlieferungen in Talmud und Midrasch) Leipzig 1868; de Wette, 8. Auflage, herausgegeben von Schrader (Berlin 1869) S. 538 fg.; F. A. Keil, 3. Auflage (Frankfurt 1873); F. Bleek, 4. Auflage, herausgegeben von Jul. Wellhausen (Berlin 1878), S. 525 fg.; P. Kleinert (Abriß der Einleitung, als dritte Ausgabe von Hertwig's Einleitungstabellen), Berlin 1878, S. 54 fg.; E. Reuß (Geschichte der heil. Schriften Alten Testaments), Braunschweig 1881, S. 541 fg.; Strack's Einleitung ins Alte Testament in Zöckler's Handbuch der theologischen Wissenschaften, Band I (Nördlingen 1883), S. 161 fg. — Vergleiche ferner die biblischen Theologien von Schultz (2. Auflage, S. 759, 809; Oehler II, 318 fg.; Kuenen, De Godsdienst van Israël, Band II (Haarlem 1870), S. 306—312; endlich die Artikel: Prediger Salomo von Vaihinger in Herzog's protestantischer Realencyklopädie, Band XII (in Bd. XII, 169 fg. der 2. Aufl. 1883 ersetzt durch den oben mehrfach citirten Artikel von P. Kleinert); „Koheleth" von Schenkel in dessen Bibellexikon, Band III (Leipzig 1871), S. 550 fg.; der Prediger Salomo von Riehm in dessen Handwörterbuch des biblischen Alterthums, S. 1342 fg.

4) Monographien und Abhandlungen: Wetzel, Unvorgreifliche Bemerkungen über das Buch Koheleth (in Behrend's lutherischer Monatsschrift 1869, S. 54 fg.); Grätz, Entstehungszeit und Charakter des Buches Koheleth (in dessen Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums 1869); B. Schäfer, Neue Untersuchungen über das Buch Koheleth (Freiburg 1870); F. Hitzig in Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1871, H. 4; Martin Stier, Ueber den Verfasser des Buches Koheleth (in Rudelbach und Guericke's lutherischer Zeitschrift 1871, S. 409—456; Stier versucht in dieser Abhandlung die gegen die Authenticität des Koheleth sprechenden Gründe mit einem natürlich nutzlosen Aufwande von Gegengründen zu entkräften); Bost, Essai d'introduction etc. Straßburg 1871 (Titel nach Reuß); Thomas Tyler, Some new evidence as to the date of Ecclesiastes, London 1872 (über den Commentar Tyler's von 1874 s. oben unter Nr. 1); Bloch, Ursprung und Entstehungszeit des Buches Koheleth, Bamberg 1872 (vgl. auch desselben „Studien zur Geschichte der Sammlung der althebräischen Literatur", Leipzig 1875); C. Taylor, The dirge of Coheleth in Eccles. XII, discussed and literally interpreted, London 1874; Perowne in der Zeitschrift „The

Expositor" Jahrgang 1879; W. Grimm, Ueber die Stelle Koheleth 3, 11ᵇ (in Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1880, S. 274 fg.); Grimm faßt hier das streitige Wort ôlām wesentlich wie Delitzsch als notio aeternitatis. — [D. Johnston] A treatise on the autorship of Ecclesiastes, London 1880 (der Verfasser dieses 590 Seiten starken Buches sucht die Möglichkeit der Abfassung des Koheleth durch Salomo dadurch zu erweisen, daß er aus Driver's Werke über den Gebrauch der Tempora im Hebräischen syntaktische Parallelen zwischen dem Koheleth und den andern älteren Büchern herausklaubt!!). — J. Derenbourg, Notes détachées sur l'Ecclésiaste, als Nr. 2 seiner Études bibliques veröffentlicht in der Revue des études juives, October bis December 1880, p. 165—185. Derenbourg trägt hier wieder die Ergänzung von Koheleth durch das Feminin chokhmā, die Weisheit, vor, sodaß das Wort also die Weisheit, die sich an die Gesammtheit wende, die philosophie populaire bedeute. Uebrigens solle Koheleth Salomo vorstellen (gegen die Herodes-Hypothese von Grätz). Nach einer Analyse des Inhalts des Buches erklärt sich sodann Derenbourg für die Ansetzung des Buches im 2. Viertel des 2. vorchristlichen Jahrh. unter den Hohenpriestern Jason und Menelas. Als Sentenzen aus älterer Quelle (s. oben) betrachtet Derenbourg die Stellen 7, 1—8; 9, 17; 10, 8 fg.; 12, 3 fg. — Bruston, Le prétendu Epicurisme de l'Ecclésiaste (in der Revue théologique, October bis December 1881, p. 310—342). — David Kohn, Einleitung in das Buch Koheleth (in hebräischer Sprache), Wilna 1881. — F. Köstlin, Kohelethstudien (in den theologischen Studien aus Würtemberg, 1882, S. 110 fg.); vergleiche die oben angeführte Stelle aus diesen gehaltvollen Studien, welche es mit Recht als eine hervorragende Eigenthümlichkeit des Koheleth bezeichnen, daß hier die Loslösung des Individuums vom Land und Volk Gottes vollzogen ist; das Individuum steht, vaterlandslos geworden, seinem Gott allein gegenüber, in Schmerz und Ahnung nach einer Zeit ausschauend, wo es wieder auf eine feste Basis gestellt werden sollte, nicht mehr die Naturbasis, sondern die des Reiches Gottes. — E. Ledrain, Mr. Renan et l'Ecclésiaste, Versailles 1882 (s. oben). — P. Kleinert, Sind im Buche Koheleth außerhebräische Einflüsse anzuerkennen? (in den Theologischen Studien und Kritiken 1883, 4, S. 761—782). Kleinert wendet sich hier gegen die Hypothesen Tyler's und Plumptre's (s. oben), nach welchen der Koheleth auf einer Mischung hebräischer Denkart mit hellenischer Philosophie beruhen, also auf eine Popularphilosophie aus den vorhandenen Mitteln der stoischen und epikuräischen Schultheorien hinauslaufen soll. Zwar habe Plumptre nicht ohne Geist eine ideale Biographie des Verfassers des Koheleth entworfen, den er unter Ptolemäus Philopator in Alexandrien unter Hetären und Philosophen zu seinen schließlichen Resultaten gelangen läßt, zu rügen sei jedoch, daß Plumptre wie Tyler nur auf die jungen Autoritäten der Stoa wie des Epikuräismus Rücksicht nehmen. So seien Tyler die Belege für den stoischen Hauptgrundsatz vom „naturgemäß leben" misglückt. Und wenn der Determinismus des Buches allerdings den Grundsätzen der Stoa entspreche, so sei er doch andererseits auch dem semitischen Geiste nicht wurzelfremd; ebensowenig braucht die Unterscheidung der Weisen und Thoren von der Stoa entlehnt zu sein. Uebrigens aber stehen diesen Aehnlichkeiten zwischen Koheleth und den Stoikern die stärksten Differenzen gegenüber; der Koheleth weiß so wenig etwas von einer Immanenz Gottes in der Welt wie von dem sittlichen Idealismus der Stoa. Ebensowenig lassen sich im Koheleth die specifischen Schullehren des Epikuräismus nachweisen, wie der Atomismus, die Leugnung des Geistes, die Lehre von der Vielheit der Welten, die Ablehnung jeder Furcht, die Forderung absoluter Gemüthsruhe. Bei alledem erkennt auch Kleinert, wie schon oben bemerkt, specifische Einflüsse des griechischen Wesens auf den hebräischen Geist in unserm Buche an; die von Tyler und Plumptre vorgetragene culturgeschichtliche Auffassung des Buches habe einen bleibenden Werth besonders durch den Hinweis auf die merkwürdige Analogie der gleichzeitigen Philosophenschulen, die, auch losgelöst vom nationalen Boden, kosmopolitisch und fast rein praktisch geworden sind. Trotzdem aber sei der Versuch Plumptre's, den schulmäßigen Skepticismus des späteren Hellenenthums an der Entstehung des Buches mitbetheiligt zu denken, undurchführbar. Im weiteren Verlaufe seiner Abhandlung wendet sich Kleinert sodann gegen die Aufstellungen Renan's und gibt dann seine eigenen Vermuthungen über den Abfassungsort, deren wir bereits oben Erwähnung gethan haben. Die Abhandlung Kuenen's über „Qoheleth" in der holländischen theologischen Tijdschrift, März 1883, S. 113—144, enthält eine Auseinandersetzung mit Renan's „Ecclésiaste" und dem 1871 erschienenen Commentar von Grätz. Dabei erklärt sich Kuenen jetzt für die Möglichkeit, daß das Buch erst in den Zeiten des Alexander Jannäi (also etwa um 100 v. Chr.) entstanden sei. *(E. Kautzsch.)*

KOHISTAN, auch KUHISTAN, ist kein Eigenname, sondern bedeutet Gebirgsland; die Kohistaner sind somit Gebirgsbewohner. Speciell nennt man so das Bergland in der Mitte Persiens, im Nordwesten der Wüste Lût, wo der Chus-Rûd von Osten kommt, sich nach Süden wendet und in der Wüste endet. An demselben liegt in 1340 Meter Höhe der Ort Chus.*) Ferner das Bergland, ehemals zu Belutschistan gehörig, am südöstlichen Ende von Persien, aus welchem sich der Maschkid-Rûd heraus nach Nordwesten windet und wo in 1130 Meter Höhe Dizak liegt: eine noch sehr unbekannte Region. Ferner das Bergland gerade nördlich von der Stadt Kabul in Kabulistan, dem nördlichen Afghanistan, wo der aus dem Gorbandthale, zwischen dem Hindu-Kusch und der Paghmankette herkommende obere Ka-

*) Dieser südliche Theil der großen persischen Provinz Chorasân, 35 geogr. Meilen im Nordwesten des Hamun-Sumpfes, eine wasserarme, gebirgige, steinige Landschaft, muß nach H. Kiepert das Land der Sagartier gewesen sein, welche im Heere des Xerxes als wilde, mit der Schleuder bewaffnete, skythisch gekleidete, aber Persisch sprechende Reiter beschrieben werden.

bul um das letztere Gebirge seine Krümmung macht. Es ist also das Längenthal Gorband, Parwan, Pandschîr, von etwa 200,000 räuberischen Tadschiks bewohnt. Gorband ist außerordentlich reich an den mannichfaltigsten Blumen und Sträuchern; Parwan, ähnlich auch Pandschîr, ein enges, gewundenes Felsenthal mit Burgen an den Abhängen und reich an Maulbeerbäumen. Da, wo sich die drei Ströme vereinigen, heißt die Ebene Kôh-i-Damân, d. h. Saum des Gebirges; sie mißt 6,7 und 1,5 geogr. Meilen. Das von Dörfern und Burgen erfüllte Ländchen ist überaus fruchtbar und ebenfalls von räuberischen Tadschiks bewohnt. In der östlichen Ecke, am Pandschîr, ist das berühmte Reig-Rawân, Höhen aus losem Wüstensande, der eine Musik hören läßt wie der tönende Sand am Sinai. Der nordwestliche Theil, die Ebene von Bagrâm, ist von größter landschaftlicher Schönheit, nahe von Bagrâm, bei Opiân, hat fast zweifellos das Alexandria ad Caucasum gelegen. Der Hauptort ist Tscharikar; das terrassenförmige Istalif liegt reizend.

Kohistan heißt auch eine Abtheilung oder ein Taluk des Karatschi-Districts in Sind, im Nordwesten des britischen Ostindiens, 191 geogr. □Meilen mit 5681 Einwohnern, wovon 4713 Mohammedaner waren (1877). Es ist ein unfruchtbares Bergland, voll Ausläufer der Kirtharkette; den Süden bilden einige ausgedehnte, durch Höhenzüge voneinander getrennte Ebenen, welche nach dem Regen reichlich Viehfutter für die Indusheerden bieten. Die hauptsächlichen Flüsse sind der Hab, Baran und Malir. Ackerbau gibt es nicht; die Balutschen-Stämme leben fast allein von ihren Schaf- und Ziegenheerden. Die Bevölkerung ist nomadisch und fluctuirend, sodaß nur 6 permanente Dörfer vorhanden sind. Die Balutschen bewohnen hauptsächlich den nördlichen Theil; die Numrias und Dschokias, welche Sind-Stämme sind, die Berge der Mitte und die südlichen Ebenen. Höchstens werden Mattenhütten errichtet, die binnen wenigen Stunden wieder abgebrochen werden können. Namentlich die Numrias mögen nichts mit der Regierung zu thun haben und alle Stämme sind große Viehdiebe. Unter den Balutschen-Stämmen besteht eine Art von Blutrache, welche sich aus dem geringsten Verstoße entwickelt und oft Veranlassung zu großer innerer Verwirrung gibt, die selbst jahrelang währt. *(G. A. von Klöden.)*

Kohl, s. Brassica.

KOHL (Johann Georg), ausgezeichneter Schriftsteller und Geograph, in Deutschland der eigentliche Begründer der Reisebeschreibung, die den Ton populärer Unterhaltung mit wissenschaftlicher Beobachtung und Darstellung zu vereinigen bestrebt ist, wurde am 28. April 1808 in Bremen geboren und gewann frühzeitig Eindrücke und Anregungen, die ihn auf das eigentliche Feld seiner späteren außergewöhnlich reichen und fruchtbaren Thätigkeit hinwiesen. Schon der Stand seines Vaters (er war Kaufmann), der Charakter seiner Vaterstadt, die nahe Berührung mit dem Meere, der Zuzug und Fortgang der Auswanderer lenkte seine jugendliche Phantasie in die Weite und man glaubt es ihm, wenn er in seinem anziehenden selbstkritischen Werke „Aus meinen Hütten. Oder Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers" (Leipzig 1850), Band I, S. 192, sagt: „Wenn ich jetzt an alles das, was mir schon von Jugend auf durch den Kopf ging, zurückdenke, so scheint es mir, als hätte ich nie andere Gedanken als Reisegedanken, nie andere Pläne als Reisepläne, nie andere Phantasien als Reisephantasien gehabt und gehegt." Ein alter Oheim, Johann Kohl, der als Supercargo portugiesischer Schiffe im 18. Jahrh. Ostindien gründlich kennen gelernt hatte, gab mit seiner Atlanten- und Seekartensammlung und mit seinen Reisejournalen, deren Lektüre sich Kohl nach seinen eigenen Worten unvergeßlich einprägte, bremische Seekapitäne mit der Erzählung ihrer Fahrten dem kindlichen Gemüthe weitere erwünschte Nahrung, und eine kleine Sammlung, die ethnographische Curiositäten und Gegenstände aus allen Zweigen der Naturgeschichte umfaßte, war das erste praktische Resultat dieses Verkehrs und des angeborenen Sammeleifers des Knaben. Seine Schulbildung empfing er auf der Vorschule (1818—1824) und dem Gymnasium (1824—1827) in Bremen. Sein Vater hatte ihn zum Advocaten bestimmt und obwol ohne stark ausgesprochene Neigung widmete Kohl sich doch seinen juristischen Studien fleißig, zunächst in Göttingen, das er zu Ostern 1827 bezog, im nächsten Jahre in Heidelberg, das ihm die Freundschaft Thibaut's, bei dem er Pandekten hörte, eintrug, zuletzt (seit Ostern 1829) in München. Der Tod des Vaters rief ihn jedoch plötzlich (1830) von seinen Studien ab und dieser den Jüngling anfänglich so hart treffende Schlag wurde indirect die Veranlassung zu dem glücklichen Erfassen seines wahren Berufs. Da die Aufhebung des väterlichen Geschäfts die Folge des Todesfalls war und die Advocatencarrière in Bremen für den wenig Begüterten in ihren Anfängen zu kostspielig schien, nahm er eine Hauslehrerstelle in Kurland an, die ihm Muße genug zu ausgiebigen geographischen und psychologischen Betrachtungen ließ und ihm den Weg zur Schriftstellerei und zur Berühmtheit bahnte. Während seines fünfjährigen Aufenthalts in Kurland sammelte er das reichhaltigste auf die Ethnographie der Letten bezügliche Notizen- und Objectenmaterial, das er sich späterhin, als er es wissenschaftlich verarbeiten wollte, fast gänzlich zu reconstruiren gezwungen sah: es war auf einem Transport mit der Kiste, die es barg, verschwunden. Der kurländer Aufenthalt brachte übrigens noch eine bedeutsamere Frucht, einen, wie Kohl sich ausdrückt, „mehr allgemeinen geographischen Versuch", der den Titel: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche" führt und der in seinen Grundzügen das Bedingtsein des Verkehrs der Menschen, ihres Handels, ihrer Eroberungszüge, ihrer Wanderungen und Städtegründungen von der Beschaffenheit der Erdoberfläche, vorzugsweise von dem Gegensatze des Flüssigen und Starren überzeugend und wegweisend darthut. Die Arbeit, die im J. 1841 in der Arnoldischen Buchhandlung (Dresden und Leipzig) erschien, fand mehr als dreißig Jahre später ihre werthvolle Fortsetzung und Ergänzung in seinem

Werke über „Die geographische Lage der Hauptstädte Europas“ (1874). Minder theoretisch als in der ersten Schrift und mit weiser Stoffbeschränkung kritisirt er nach denselben Gesichtspunkten darin die vornehmsten Hauptstädte Amerikas und Europas, um (nach seiner Erklärung im Vorworte) „bei jeder die Beschaffenheit ihres Bauplatzes und seine zu einer menschlichen Ansiedelung einladenden Qualitäten zu kennzeichnen, ferner die Richtung der auf sie zielenden Flußläufe und Thäler, oder zu ihr hinführenden Bodendepressionen und Gebirgspässe oder der bei ihr zusammentreffenden Küstenlinien und Meerbusen und die durch diese veranlaßten Verbindungen mit benachbarten oder entfernten Gegenden herauszustellen, sowie auch aus der Geschichte jedes Ortes nachzuweisen, wie solche von der Natur gebotenen Vortheile von den Landeskindern benutzt wurden und wie sie auf seine Hebung und sein Wachsthum einwirkten“. Es ist gewissermaßen die praktische Nutzanwendung der in dem „Verkehr der Menschen“ angeknüpften Gedankenreihe, die nach allen Seiten hin auf fruchtbaren Boden gefallen ist und die zu dem Bleibenden in Kohl's Werken gehört.

Auch Kohl's Arbeit über die „Geographie und Geschichte der Ströme Rußlands“, die er nach seiner Abreise aus Kurland in Dorpat unter reger Benutzung der Schätze der dortigen Universitätsbibliothek begann, beutet den Grundgedanken des „Verkehrs der Menschen“ im Speciellen aus. Er fing an, alle Stromgebiete Rußlands, von der Wolga bis zur Indigirka in Sibirien, zu beschreiben, suchte in die Geschichte der allmählichen Ausdehnung des russischen Staatsgebiets, der ganzen räumlichen Bewegung der Bewohner einzudringen, um den Nachweis zu führen, daß und inwieweit dies alles durch die Ströme des Landes bedingt sei. Das eine praktische Beispiel zog andere nach sich. Kohl besuchte Petersburg, Moskau, Charkow, Poltawa, benutzte an jedem Orte die vorhandenen Bibliotheken und arbeitete an seinem fast unerschöpflichen Thema weiter, bis das Material so stark angeschwollen war, daß er die Arbeit abschließen zu können und das Interesse der Petersburger Akademie dafür anrufen zu dürfen glaubte. Die Aussichten, dieselbe für den Druck des Werkes zu gewinnen, waren jedoch gering, und der Verfasser mußte sich entschließen, sie vorläufig aufzugeben und seine Reisen fortzusetzen.

Von jetzt an begann Kohl's Thätigkeit sich immer mehr in die Breite zu erstrecken. Er reiste (im Sommer 1838) nach Odessa, durch Bessarabien, in die Krim, kehrte im Winter durch Polen nach Deutschland zurück, nahm sein Domicil in Dresden und publicirte im Zeitraume von drei Jahren (1839—1842) seine „Reisen in Südrußland“ (3 Theile), „Petersburg in Bildern und Skizzen“ (3 Theile), „Reisen im Innern von Rußland und Polen“ (3 Theile) und die zweibändige „Schilderung der russischen Ostseeprovinzen“. In rascher Reihenfolge erschien bald nachher (nachdem der „Verkehr der Menschen und ihrer Ansiedelungen“ publicirt war) in den Jahren 1843—1847 die Ausbeute seiner mittlerweile unternommenen neuen Wanderfahrten: die „Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten“, 2 Theile (1842), die „Reise in Steiermark und dem bairischen Hochlande“ (1842), „Reisen in Ungarn“, 2 Theile (1842), „Reisen in England und Wales“ 3 Theile (1844), „Reisen in Schottland“, 2 Theile (1844), „Reisen in Irland“, 2 Theile (1844), „Land und Leute der brittischen Inseln“ 3 Theile (1844), „Englische Skizzen“ (1845), „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein“ (1846), „Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthume Schleswig“ (1847). Die Arbeiten hatten alle dieselbe Tendenz: die Erlebnisse des Reisenden auf eine für Land und Leute charakteristische Weise darzustellen und auch der Wissenschaft specielle Beobachtungen zuzuführen. Zwar sehnte Kohl sich inmitten dieser geschäftigen Schnellarbeit, die vorwiegend doch der Unterhaltung in gefälliger und belehrender Weise entgegenkam, nach wissenschaftlicher Vertiefung, und das alte in Rußland von ihm verfolgte Thema ließ ihn auch außerhalb des Zarenreichs nicht ruhen. Wie er es mit den russischen Strömen gethan, trug er sich nun auch mit dem Gedanken, die Flüsse Frankreichs und Deutschlands, zunächst die Deutschlands, in ihrem Einflusse auf die Menschen zu behandeln, aber die Umschau nach einem Verleger war wiederum vergeblich, und so blieb dem Reisenden nichts übrig, als von seinen geographisch-historischen Beobachtungen in seine Unterhaltungswerke so viel einfließen zu lassen, wie für das allgemeine Verständniß irgend thunlich war. „Der Rhein“ (1851) und „Die Donau von ihrem Ursprunge bis Pesth“ (1853) tragen deutliche Spuren davon, zum Theil auch die „Reisen in den Niederlanden“ (1850), die „Reisen nach Istrien, Dalmatien und Montenegro“, 2 Theile (1851), die „Reisen im südöstlichen Deutschland“ (1852). Zwischen diese fallen als Arbeiten leichteren Genres die „Alpenreisen“ (1849—1851), die „Naturansichten aus den Alpen“ (1851), die „Skizzen aus Natur- und Völkerleben“ (1851) und die schon erwähnte anziehende psychologische Selbstbetrachtung „Aus meinen Hütten“, liebenswürdige und offene Geständnisse, die das Wesen ihres Autors anschaulich klar legen und über die zwei Seelen in seiner Brust, die scheinbaren Widersprüche seines Wandertriebes und seines Hanges zur Einsamkeit, seiner Neigung zum Umherspüren in der Außenwelt und zum grüblerischen Sichversenken in das geheimste Innere feine und fesselnde Aufschlüsse geben.

Das dreibändige Werk erstreckt sich unter den Kapitelüberschriften „Ueber Selbstbeobachtung“, „Einsiedeleien“, „Reisen“, „Erfahrung“, „Kunsttrieb“, „Phantasie“, „Zeit und Tod“ u. a. in freier aphoristischer Manier so ziemlich über alle Kammern des Kopfes und Herzens und gehört auch rein schriftstellerisch zu Kohl's besten Leistungen, jedenfalls zu denen, die ihm die ungetheilteste Anerkennung eingetragen haben. Geht er in seinen Reisebeschreibungen oft zu sehr ins Weite und vermißt der Eingeweihte in ihnen zu Zeiten die Gründlichkeit der Forschung, so erfreut hier das bedächtige Schürfen in die Tiefe, das manchen kostbaren Edelstein an den Tag fördert. Einige Sätze des Werkes sind hier schon darum an ihrer Stelle, weil sie den Verfasser, wenn man sie

zusammenhält, besonders treffend charakterisiren. Für seine Reiselust wurde schon oben ein Citat beigebracht. Ein anderes lautet: „Humani nihil a me alienum puto. Dies ging mir schon als Knabe beständig durch den Kopf. Ich sprach dies tausend mal nach. Ich schrieb es auf hundert Papierchen nieder. Ich hatte es immer im Gedanken. Es wurde ein Wahlspruch meines Lebens. Alles, was die Menschen angeht, alles, was auf die Menschen eine nahe oder auch nur die entfernteste Beziehung hätte, wollte ich wissen, wollte ich kennen, wollte ich erspüren" (II, 234). In engem Zusammenhange damit steht das Wort: „Meine Ohren hatten schon frühzeitig das Wort „Polyhistor" aufgefangen und ich hörte mit Entzücken von Menschen, die es versucht hätten, den Umfang des ganzen menschlichen Wissens zu erschöpfen. Obgleich ich bald einsah, daß dies zu dieser Zeit nicht mehr möglich sei, so hörte ich doch nicht auf, dem Phantom, das mir vorschwebte, nachzujagen, und ich habe dies eigentlich bis auf diesen Augenblick herab immer unwillkürlich gethan, weil meine Natur einmal danach war. Ich hielt geradezu nichts, was den Schatz meiner Kenntnisse auf irgendeine Weise vermehren konnte, für fremdartig. Es kam mir vor, als gehörte alles zu meinem Fache. Und wenn ich auch nur erfuhr, wie auf Japanisch eine Heugabel hieß, so merkte ich es mir und freute mich darüber wie über eine Vermehrung des Kapitals meines Wissens" (II, 236). Wenn Kohl im 1. Bande S. 292 das „Reisen und Schweifen auf diesem Sterne, den wir unsere Erde nennen, als seinen ihm stets vorschwebenden Lebenszweck" bezeichnete, so bezeichnet ein anderer Ausspruch die völlige Kehrseite dieser Neigung: „Solange ich denken kann, habe ich einen unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit in mir gespürt und dieser Hang hat mich in allen Perioden meines Lebens aus den volkreichen Städten, die ich zu Zeiten bewohnen mußte, in die Wildniß hinausgetrieben und hat mich stets von den großen Heerstraßen der Welt, die ich zuweilen bewandelte, auf die einsamen Feld- und Fußpfade der versteckten Thäler und der unbewohnten Berge geführt" (I, 101). „Eine lange Zeit meines Lebens hielt ich an dem Plane fest, ich wollte mich in ein Kloster zurückziehen, und als ich als junger Mensch reiste, suchte ich immer nach einem solchen Kloster, wie es mir gefallen möchte" (I, 102). Ebenso interessant ist das Eingeständniß, daß er, für den auch die kleinste Aeußerung des menschlichen Lebenstriebes Reiz hatte, findet, „daß er von Jugend auf Todesgedanken in sich gehegt und gepflegt habe" (III, 403). Ausgeglichen erscheint diese Zweitheilung seiner Natur in den treffenden Sätzen: „Meine Seele ist wie ein Magnet von zwei entgegengesetzten Kräften durchwebt, von einer anziehenden und zurückstoßenden Kraft. Ich fühle die Expansion nach außen, die unwiderstehlich ist, und eine Concentration nach innen, die mich eben so ganz zu beherrschen scheint." Aber: „Keine Leidenschaft kämpfte bei mir die andere nieder. Ich glaube, daß meine Phantasie der eigentliche Schlüssel zu diesem Phänomen ist. Sie baute mir Hütten und Häuser und Schlösser und spiegelte mir süße Erinnerungen vor und sättigte damit während des Schweifens meinen Heißhunger nach dem stillen Umfange fester und friedlicher Mauern, sodaß er mich nicht daran hinderte zu genießen, was der Augenblick mir bot" (II, 433). „Alle meine Erfahrungen haben unausgesetzt eine doppelte Richtung gehabt. Sie waren erstlich auf die mich umgebende Außenwelt und dann auf meine innere Welt gerichtet. Und ohne diese Duplicität der Richtung hätten sie mir alle nichts helfen können" (I, 299). Kohl beweist damit, wie hell er es erkannt hat, daß gerade in diesen Contrasten seines Wesens seine ungewöhnliche Berufung zum Reiseschriftsteller involvirt liegt; sie erklären auch seine erstaunliche Productivität; seine Wand
Wette: kaum
schweifen u
die Wechself
— In eine
Blicke in
seinem Hang
subtilen W
lichen.

Im J. 1852 trug ihm Graz den zu stiftenden Lehrstuhl für Geographie an, den Kohl auf Zurathen Karl Ritter's anzunehmen entschlossen war. Da sich die Errichtung desselben aus Mangel an Fonds und Zuhörern jedoch zerschlug und Kohl seinen Wunsch, ein größeres rein geographisch-historisches Werk zu publiciren, in Europa nicht zu realisiren vermochte, wandte er sich, zunächst noch ohne den Continent zu verlassen, der Geschichte und Geographie Amerikas zu und reiste, nachdem er sich für eine in den Jahren 1852—1854 geschriebene Geschichte der Entdeckung des neuen Welttheils (für die er später, 1859, gleichfalls vergebens, die göttinger Universität zu interessiren suchte) umsonst nach einem Verleger umgesehen hatte, nach kurzem Aufenthalte in Paris zum zweiten mal nach London. Hier fand er im British Museum unter anderm für seine Arbeit werthvollen Material auch eine im J. 1489 in Lissabon hergestellte Karte der Alten Welt, die mit einer Erklärung von Kohl in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" facsimilirt zur Veröffentlichung gelangte. Da im übrigen aber auch in England trotz der freundlichen Aufnahme, die Kohl überall fand, niemand für seine große Arbeit zu gewinnen war, reiste er endlich (im Herbste 1854) nach den Vereinigten Staaten ab, wußte in Neuyork durch seine Vorträge in der Historischen Gesellschaft über die lissaboner Karte und amerikanische Kartographie die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf sich zu lenken, nahm seinen Wohnsitz in Washington und bereiste während der längsten Zeit der vier Jahre, die er in Amerika verweilte, das Land, die gewonnenen Eindrücke in derselben Weise wie früher verwerthend. Seine „Reisen in Canada und durch die Staaten von Neuyork und Pennsylvanien" (1856) und die „Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten" sind die Früchte dieser Wanderungen. Das Ansehen Kohl's steigerte sich rasch, er gewann den Ruf einer Autorität in der Kenntniß der Geographie Amerikas und erhielt in der Folge von dem Coast Survey Office, dem Bu-

reau der Küstenvermessungen, den Auftrag, eine Geschichte der pacifischen Küste der Vereinigten Staaten zu schreiben — nach Kohl's Plane der Anfang einer „vollständigen und speciellen Geschichte der amerikanischen Küsten, die auf einer speciellen hydrographischen Schilderung derselben basirt und durch von Kohl componirte historische Karten und chronologisch geordnete Copien aller Darstellungen der Küsten aus verschiedenen Zeiten illustrirt werden sollte". Das Werk gedieh in den ersten Stadien vortrefflich. Nach der Westküste der Vereinigten Staaten behandelte Kohl den Mexicanischen Meerbusen in ähnlicher Weise, ließ eine Abhandlung über die bei Hakluyt Vol. III beschriebenen oder erwähnten Karten amerikanischer Entdecker und Reisender drucken, übersandte dieselbe der Hakluyt-Society in London und regte den Gedanken an, sämmtliche bei Hakluyt erwähnten und zur Erläuterung seiner Documente dienlichen Karten aufzusuchen, resp. zu reconstruiren und so einen historischen Atlas als Beigabe zu dessen Werke zu schaffen, dem eine historische Kritik der Karten anzuschließen sei. Die Hakluyt-Society konnte auf diesen Vorschlag leider nicht eingehen. Dafür bewilligte der Congreß der Vereinigten Staaten jedoch die Summe von 6000 Dollars für die Copirung der von Kohl gesammelten Karten, die mit seinen Erläuterungen versehen in einer Abtheilung des Staatsdepartements deponirt werden sollten. Die Copien wurden auch genommen, die Handelskrisis im J. 1857 verhinderte jedoch ihre Veröffentlichung, wie sie bedauerlicherweise auch das begonnene Küstenwerk sistirte. Schon hatte Kohl auch die Bearbeitung der atlantischen Küste in Angriff genommen und der ganzen Arbeit den Gesammttitel „The Seacoasts of the United States. Their History and Hydrography" zugedacht, als ihm seitens des Superintendenten des Coast Survey Office die Mittheilung zuging, daß seine Arbeit schwerlich in der begonnenen Weise zu Ende geführt werden könne. Nichtsdestoweniger blieb Kohl auch ohne nahe Aussicht auf Veröffentlichung seinem Vorhaben getreu, beendigte das Werk und schrieb (gleichfalls auf Anregung des Coast Survey Office) eine „Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung von den ältesten Zeiten bis auf den großen amerikanischen Bürgerkrieg", welche mit drei Tafeln versehen 1868 in Bremen erschien, während das erstgenannte große Werk unpublicirt blieb.

Nach Deutschland zurückgekehrt (1858) ließ Kohl sich in seiner Vaterstadt nieder, vorderhand damit beschäftigt, weitere Ergebnisse seiner amerikanischen Studien auszuarbeiten und dem Drucke zu übergeben: „Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Obern See. Ein Beitrag zur Charakteristik der amerikanischen Indianer" erschien 1859 in deutscher Sprache in Bremen, 1860 in englischer in London, „Die beiden ältesten Generalkarten von Amerika, ausgeführt in den Jahren 1527 und 1529 auf Befehl Kaiser Karl's V." 1860 in Weimar, die „Geschichte der Entdeckung Amerikas von Columbus bis Franklin" 1861 in Bremen. Acht Jahre später verfaßte Kohl im Auftrage der Historischen Gesellschaft von Maine die „History of de discovery of the east coast of North America" (Portland 1869), 1877 erschien zu Berlin seine „Geschichte der Entdeckungsreisen und Schiffahrten zur Magellansstraße" — ein Werk, das Kohl's amerikanischen Ruf nur noch erhöhte und ihm in der Neuen Welt die Huldigung eintrug, der einzige ebenbürtige Nachfolger Alexander von Humboldt's zu sein.

Daß Kohl's Drang in die Ferne auch in seinem Vaterlande neue Nahrung suchte, war begreiflich; aber er zog sich mit den zunehmenden Jahren seine Kreise nach und nach enger. Die „Nordwestdeutschen Skizzen", 2 Bde. (Bremen 1864), die „Deutschen Volksbilder und Naturansichten aus dem Harze" (Hannover 1866) sind die letzten Ergebnisse seiner Wanderstudien. In seiner Geschichte des „Hauses Seefahrt zu Bremen" (Bremen 1862), seinem Buche über den „Raths-Weinkeller zu Bremen" (Bremen 1866), den „Episoden aus der Cultur- und Kunstgeschichte Bremens" (1870), und „Alte und neue Zeit. Episoden aus der Culturgeschichte der freien Reichsstadt Bremen" (Bremen 1871) bleibt er ganz und gar in seiner engeren Heimat und in der „Pilgerfahrt des Landgrafen Wilhelm von Thüringen zum heiligen Lande in dem Jahre 1461" (Bremen 1868), den wichtigen Schriften „Die Völker Europas" (Hamburg 1868), „Die geographische Lage der Hauptstädte Europas" (1874) — diese letztere wurde oben mit der Arbeit über den „Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen" zusammengestellt — und der geistreichen Abhandlung über „Die natürlichen Lockmittel des Völkerverkehrs", die in den bremer „Naturwissenschaftlichen Abhandlungen" zum Abdruck gelangte, verfolgt er mit Consequenz und Schärfe die Gedanken seiner älteren wissenschaftlichen geographischen Arbeit.

Ein besonderes Verdienst um das geistige Leben seiner Heimat erwarb sich Kohl durch den Eifer und die Umsicht, mit der er das ihm im Herbste 1863 übertragene Amt eines Stadtbibliothekars verwaltete. Der bedeutende Bücherschatz, dessen Grundstock die durch einen günstigen Gelegenheitskauf im J. 1646 vom bremer Rathe erworbene reichhaltige Sammlung des Melchior Goldast von Heimingsfeld bildet, war vor seinem Amtsantritte selbst den Gelehrten nur schwer zugänglich; die weiteren Kreise sahen sich fast gänzlich von seiner Benutzung ausgeschlossen. Zudem wurde die Verwaltung der Bibliothek nur als ein Nebenamt betrachtet, eine Art Sinecure, und weder sonderliche Aufwendungen seitens des Staats noch bemerkenswerthe Bemühungen seitens des Bibliothekars darauf verwandt. Kohl reorganisirte das Institut von Grund aus. Die wenig übersichtliche frühere Ordnung der Bücher ersetzte er durch eine auf sorgfältiger Katalogisirung beruhende neue, wußte den Bestand durch seine weitverzweigten Beziehungen zu auswärtigen Bibliotheken und Gelehrten beständig zu vermehren und das Interesse des Publikums durch seine gewinnende Freundlichkeit, durch die Bereitwilligkeit, mit der er Auskünfte ertheilte und besonders jüngere Leser berieth, beständig zu steigern. Auf seinen Antrag wurden auch die Mittel für Neuanschaffungen nicht unerheblich erhöht. Die übrigen Bibliotheken der Stadt, die staatlichen und die der größeren

Privatgesellschaften, vereinigte er mit der Stadtbibliothek zu einem Bibliothekverein. Trotzdem die geringe Dotirung der Stelle in keinem Verhältnisse zu der von ihm dafür aufgewandten Zeit und Arbeit stand, betrachtete er sie doch, lediglich von der Liebe zur Sache geleitet, als von seinem Leben unzertrennlich. Sie war ihm ans Herz gewachsen und er hat ihr in treuer Ausdauer auch noch seine letzten Kräfte geschenkt. Nur ein so ruhiger und rüstiger Arbeiter konnte bei der Arbeit, die er auf das Amt mehr fast als erforderlich verwandte, noch Muße und Frische genug zu den größeren Werken, deren Abfassung in die Zeit von 1863—1877 fällt, und zu den zahlreichen Aufsätzen finden, die in den bedeutendsten wissenschaflichen, belletristischen und politischen Zeitschriften verstreut liegen. Neben Artikeln leichteren Genres, wie sie sich u. a. in der „Gartenlaube" und „Ueber Land und Meer" finden, schrieb er geographische, historische und ethnographische Abhandlungen für das „Ausland", „Aus allen Welttheilen", „Petermann's Mittheilungen", die berliner „Zeitschrift für Erdkunde", die „Weser-Zeitung", die augsburger „Allgemeine", zahlreiche Recensionen und Anzeigen hervorragender Reisewerke u. a. für die „Göttingischen gelehrten Anzeigen". Daneben unterhielt er die regste Correspondenz mit seinen auswärtigen Verwandten, den zahlreichen Freunden, die er sich auf seinen Reisen in der Alten und Neuen Welt erworben, Gelehrten und gelehrten Gesellschaften. Seine gesammte schriftstellerische Thätigkeit ist schwer übersehbar und selbst in den Händen seiner Verwandten finden sich seine selbständig erschienenen Werke nicht vollzählig vereinigt — nicht einmal (trotz vielfachen Suchens nach den im Buchhandel vergriffenen) in der bremer Stadtbibliothek.

An Anerkennung seiner schriftstellerischen Leistungen und seiner Verdienste um die Erdkunde hat es ihm nicht gefehlt. Nur der historische Theil seiner Schriften will, da die Sichtung der Quellen nicht immer mit der nöthigen kritischen Vorsicht geübt ist, mit Reserve aufgenommen und controlirt sein. Königsberg und Brunswick (Maine) ernannten ihn zum Doctor honoris causa. Die deutsche Presse hat ihn auf seinen Wanderungen mit gleichmäßigem Wohlwollen begleitet und trotz des veränderten Zeitgeschmacks sind seine populären Reiseberichte noch immer eine gern aufgesuchte Unterhaltungslektüre. Das größte wissenschaftliche Ansehen genoß er in England und Amerika, und die fruchtbringenden Gedanken, die er entwickelt, werden noch lange vielfach nachwirken und ihm in der Geschichte der Geographie ein ehrenvolles Andenken sichern.

Kohl war unverheirathet, aber der herzliche Verkehr mit seinen Geschwistern und deren Familie ersetzte ihm das häusliche Glück. Eine seiner Schwestern, Ida (geb. am 25. Juli 1814), die ihn nach Frankreich und England begleitete, nahm auch an seiner literarischen Thätigkeit mitschaffenden Antheil. In dem dreibändigen Werke „Paris und die Franzosen" (Leipzig 1845) trat sie selbstständig als Schriftstellerin auf, an den „Englischen Skizzen" ihres Bruders fällt ihr ein nicht unerheblicher Antheil zu. Ihre Verheirathung mit dem Grafen Hermann Baudissin (1846) führte sie nach Freiburg. Seit Kohl's Rückkehr nach Bremen führte er anfangs mit seiner Mutter und einem Bruder, dann mit einigen jüngeren Verwandten ein gemeinschaftliches Hauswesen. Unter der Pflege der Seinen verschied er am 28. Oct. 1877 sanft, nachdem ein zunehmendes Rückenmarksleiden ihn im letzten Jahre seinem Amte und jeder anstrengenden Beschäftigung entzogen hatte.

Außer seinen für seine Biographie belangreichen Werken sind in diesem Artikel neben verschiedenen Nekrologen, u. a. in der Wochenschrift „Aus allen Welttheilen" von Dr. W. Wolkenhauer, handschriftliche autobiographische Aufzeichnungen Kohl's zu Grunde gelegt.

(Heinrich Bulthaupt.)

KOHLE, in reinem Zustande Kohlenstoff oder Carboneum, vierwerthiges zur Klasse der Metalloide gehöriges Element, Zeichen: C., Atomgewicht: 12 (11,97 nach Stas), findet sich in der Natur außerordentlich verbreitet in freiem Zustande und zwar seltener rein als Diamant und Graphit, in größter Menge dagegen als fossile Ueberreste organischer Substanz, meist in Verbindung mit mehr oder weniger Sauerstoff und Wasserstoff, als Anthracit, Steinkohle, Braunkohle und Torf. Häufiger tritt der Kohlenstoff in gebundenem Zustande, so namentlich in seiner Verbindung mit Sauerstoff als Kohlensäure auf. Dieser gasförmige Körper macht einen wesentlichen Bestandtheil unserer Erdatmosphäre aus; er ist auch in den meisten Quell- und Mineralwassern gelöst und bildet hier und da Exhalationen des Erdinnern. Noch massenhafter ist das Vorkommen des Kohlenstoffs in Form kohlensaurer Salze im Mineralreiche, namentlich als kohlensaurer Kalk im Kalksteine und der Kreide, als kohlensaure Magnesia im Dolomit und Magnesit, als kohlensaurer Baryt im Witherit, als kohlensaurer Strontian im Strontianit, als kohlensaures Eisenoxydul im Sphärosiderit u. s. w. Ferner begegnet man diesem Element noch in den verschiedenen natürlich vorkommenden Kohlenwasserstoffen, gasförmig, flüssig oder fest, im Sumpfgase oder Grubengase, Petroleum, Erdöl, Naphtha, Asphalt, Bergwachs, Ozokerit. Kohlenstoff bildet auch einen nie fehlenden Bestandtheil aller organischen Körper; die organische Chemie wird daher auch vielfach als Chemie der Kohlenstoffverbindungen bezeichnet. Kohlenstoff ist eine Lebensbedingung für Pflanze und Thier. Unter Mithülfe des Sonnenlichts findet in der chlorophyllhaltigen Pflanzenzelle die Zersetzung der atmosphärischen Kohlensäure statt; es entstehen kohlenstoffhaltige organische Körper, welche in der Pflanze weiter verarbeitet werden und zum Aufbau ihrer eigenen Organe Verwendung finden, der Sauerstoff der Kohlensäure dagegen kehrt in die Atmosphäre zurück. Das Thier ist hinsichtlich seiner Ernährung auf die Pflanze angewiesen. Der Pflanzenfresser producirt aus Pflanzensubstanz Fleisch und Fett, der Fleischfresser verzehrt das von jenem Gelieferte und lebt also indirect wieder von der Pflanze. Bei dem Athmungsprocesse wird von dem erwachsenen Thiere aber der bei weitem größte Theil des in der

verdauten Nahrung enthaltenen Kohlenstoffs wieder in Form von Kohlensäure abgegeben und kann nun aufs neue pflanzlichen Gebilden zur Ernährung dienen. So findet in der Natur ein ewiger Kreislauf des Kohlenstoffs statt, in welchen auch die Verwesungsüberreste ausgestorbener Floren, die in Gestalt von Steinkohlen im Innern der Erde vor Jahrtausenden aufgespeichert, dem Dienste des Menschen durch die Verbrennung nutzbar gemacht und hierdurch wieder in Kohlensäure übergeführt wurden, hereingezogen werden.

Von Interesse ist auch das Vorkommen des Kohlenstoffs in gewissen Meteorsteinen und gewisser Verbindungen desselben im Kern der Kometen, welches letztere durch die Spectralanalyse nachgewiesen wurde.

Als Element ist der Kohlenstoff zuerst von Lavoisier J. ums 1780 aufgestellt worden, als dieser Chemiker die Natur der Kohlensäure ergründete. Das letztere Gas war schon Paracelsus und van Helmont, als beim Brennen des Kalks und bei der Gärung auftretend, bekannt.

In der Natur tritt der Kohlenstoff dimorph auf. Er findet sich als Diamant in Formen des Tessaralsystems und als Graphit in sechsseitigen Tafeln krystallisirt, welche nach Kenngott als hexagonale, nach Nordenskiöld als monokline zu bezeichnen sind. Diese beiden krystallinischen Formen des Kohlenstoffs, Diamant und Graphit, haben wenig Aehnlichkeit miteinander, nur durch das gleiche chemische Verhalten werden sie als dasselbe Element erkannt. Der meiste Kohlenstoff findet sich jedoch im amorphen Zustande vor, namentlich in den natürlich vorkommenden Kohlenablagerungen mehr oder weniger rein. Amorph tritt er auch bei der Abscheidung aus seinen Verbindungen und bei Erhitzung pflanzlicher Producte unter Luftabschluß auf. Diese drei Arten von Kohlenstoff, früher Alpha-, Beta- und Gammakohlenstoff genannt, pflegt man als drei allotropische Modificationen zu bezeichnen, welche, hinsichtlich ihrer physikalischen Eigenschaften außerordentlich verschieden, doch dieselben chemischen Producte bilden. In der Folge sollen diese verschiedenen Zustände einer nähern Betrachtung unterzogen werden.

Diamant (Demant)[1]. Schon seit den ältesten Zeiten wurde dieses Mineral wegen seines hohen Glanzes, seines starken Lichtbrechungsvermögens und seiner großen Härte als Edelstein hoch geschätzt. Früher aber standen nur Steine von schönem Aeußern in hohem Werthe, da man dieselben noch nicht zu bearbeiten verstand und deshalb nur im rohen natürlichen Zustande benutzen konnte. Erst im J. 1456 entdeckte Ludwig von Berquem zu Brügge die Kunst, den Diamant mit seinem eigenen Pulver zu schleifen und zu poliren. Die chemische Natur des Diamants wurde ebenfalls erst spät erkannt. Bis zum J. 1777 hielt man den Edelstein nur für eine reinere Art von Bergkrystall; dann aber wies Bergmann mit dem Löthrohre nach, daß er keine Kieselerde enthalte, und nahm eine besondere Erde, terra nobilis, darin an, stellte ihn aber später, als die Verbrennlichkeit des Diamants erwiesen war, zu den Erdharzen. Schon Newton hatte aus dem starken Lichtbrechungsvermögen des Diamants geschlossen, daß derselbe ein brennbarer Körper sein möge, eine Vermuthung, welche durch einen Versuch der Akademie zu Florenz im J. 1694 bestätigt wurde: man fand, daß der Diamant im Focus eines kräftigen Brennspiegels verschwindet. Im J. 1773 ermittelte Lavoisier, daß bei dieser Verbrennung Kohlensäure entsteht. Smithson Tennant zeigte 1796, daß Kohle und Diamant bei der Verbrennung gleichviel Kohlensäure geben, und Mackenzie fand 1806, daß Graphit ebenso viel Kohlensäure gibt wie das gleiche Gewicht Kohle und Diamant.

Die ersten Diamanten, welche nach Europa gelangten, kamen aus Ostindien und Borneo. In Ostindien sind nach Ritter fünf Gruppen Diamantgruben auf der Hochebene von Dekan zu unterscheiden, südlich gelegen die von Cuddapah am Pennarflusse, auf der Westseite der Nalla-Malla-Berge zwischen Pennar und Kistnah die Nandialgruppe, am untern Kistnah die Elloragruppe, welcher letztern die früher so berühmten, jetzt in Verfall gerathenen Gruben von Golconda angehören, endlich die Sumbhulpurgruppe und die fünfte Gruppe im Bundelkund um Pannah. Die Diamanten finden sich in Indien theils im Lehmlager zwischen Rollsteinen, theils im eisenschüssigen Sandsteine und im Alluvium. Im J. 1727 begann die Einfuhr aus Brasilien. Die mächtigste Lagerstätte des Edelsteins in diesem Lande ist die von Sao Joao do Barro, wo derselbe in verwittertem Kalkquarzschiefer vorkommt, außerdem sind die Diamantfelder von Minas-Geraës zu nennen, welche bisjetzt eine Ausbeute von etwa 2000 K. ergeben haben. Weitere Fundstätten sind die Arena-Goldfelder in Australien, wo 1861 Diamanten entdeckt wurden, 1869 fand man auch im Innern von Neu-Süd-Wales in einer Tiefe von 20 Met. in einer 0,3—1 Met. mächtigen Schicht Waschsand abbauwürdige Lager. Im alluvialen Kiese in Südafrika ist im J. 1867 ein außerordentlich ergiebiger Fundort ermittelt worden. Derselbe befindet sich zwei Stunden vom Potchoffstrome längs der Vaal bis zu ihrer Vereinigung mit dem Orangeflusse und liefert Diamanten von beträchtlicher Größe, aber weniger schön als die von Brasilien. Auch in Nordamerika sind

---

1) Literatur: Petzholdt, Naturgeschichte der Diamanten (Dresden 1842). — Blum, Edelsteinkunde (Stuttgart 1834), 100. — Walker, Ueber die Minen von Golconda, Ann. des sc. phys. et nat. Genève, 22, p. 178. — Ueber Vorkommen und Gewinnung der Diamanten in Brasilien s. Spix's und Martins' Reise II, 433 und Eschwege's Reise II, 105. — Damour, Ueber Vorkommen sehr großer Diamanten in Minas-Geraës (einen von 247 Karat), l'Institut 1853, p.159. — Heusser und Claraz, Lagerstätte der Diamanten in Minas-Geraës, Zeitschr. für deutsche Geol. II, 448. — Zerrenner, Vorkommen am Ural und Borneo, Horner's und Leonard's Jahrb. für Mineral. 1838; Vorkommen am Ural, G. Rose's Min.-Geognost. Reise nach dem Ural I, 352. — Patterson, Vorkommen in den Vereinigten Staaten, Zeitschr. f. deutsche Geol. II,61; Sill., Am. J. [2] VIII, 294. — Rose, Beschreibung verschiedener ausgezeichneter Diamanten, Ber. der Berl. Akad. 1853, S. 633; 1856, S. 65. — Gladstone, Fluorescenz und Phosphorescenz der Diamanten, Report. of 29 Brit. Assoc. p. 69.

in verschiedenen Goldwäschereien Diamanten gefunden, das Vorkommen derselben im Ural dagegen ist ein so beschränktes, daß ein directer Betrieb sich nicht gelohnt haben würde, sie werden daher nur bei der Gold- und Platinwäsche gelegentlich gewonnen. Der Diamant findet sich gewöhnlich in angeschwemmtem Boden, dem sogenannten Seifengebirge. Da man in Brasilien Diamanten im Itacolumit, einem quarzhaltigen, biegsamen, zerreiblichen Glimmerschiefer eingewachsen vorgefunden hat, ist man zur Annahme geneigt gewesen, daß dieser Schiefer das Muttergestein des Diamants sei. Wahrscheinlich aber ist diese Felsart selbst eine secundäre Bildung und es läßt sich mit Sicherheit über die primäre Lagerstätte des Diamants nichts sagen. Im diamantführenden Sande finden sich stets eine Anzahl von andern Mineralien, namentlich Gold, Platin, Topas, Chrysoberyll, Turmalin, Zircon, Korund u. a. In Brasilien treten zwei Mineralien so regelmäßig als Begleiter des Diamants auf, daß man aus ihrem Dasein sichere Schlüsse über das Vorkommen des Edelsteins macht.

Der Diamant krystallisirt regulär und zwar tetraëdrisch-hemiëdrisch, selten tritt er als regelmäßiges Octaëder auf, häufig als Rhombendodekaëder, als Hexakisoctaëder und Hexakistetraëder, oft in Combinationen und Zwillingen derselben. Die gewöhnlichen Formen sind $\frac{O}{2}$ und $-\frac{O}{2}$, beide häufig im Gleichgewicht (gewöhnlichste Form in Ostindien), ∞O (Brasilien), $\infty O \infty$, $\infty O\frac{3}{2}$, $\infty O\frac{4}{3}$, $2O$, $3O\frac{3}{2}$. In der Regel sind die Krystallflächen gekrümmt und die Gestalten durch ungleiche Ausdehnung einzelner Flächen verzerrt; die Zwillingskrystallbildung erfolgt häufig nach dem Gesetze: Zwillingsebene $= O$, wobei die Krystalle in der Richtung der Zwillingsaxe sehr oft verkürzt sind, seltener sind die Durchkreuzungszwillinge mit parallelen Axensystemen. Mit Leichtigkeit nach den Octaëderflächen spaltbar.

Die Farbe variirt vom absoluten Farblos durch alle Töne der Farbenscala bis zum intensiven Schwarz; meistens finden sich farblose, durchsichtige, oft wasserhelle Krystalle, die gewöhnlichsten Sorten sind gelbliche bis braune, seltener sind blaue, grüne, rothe und schwarze Diamanten.

Das specifische Gewicht liegt zwischen $3{,}_5$ und $3{,}_6$, das der schwarzen brasilianischen Diamanten ist ein etwas geringeres ($3{,}_{012}$—$3{,}_{255}$). Specifische Wärme nach Regnault $0{,}_{1469}$. Der Diamant besitzt einen ausgezeichneten eigenthümlichen Glanz (Diamantglanz), eine stark lichtbrechende Kraft, infolge der er das bekannte schöne Farbenspiel zeigt, das um so schöner, je farbloser er ist; er pflanzt die Wärme schlecht fort und ist ein Nichtleiter der Elektricität.

Der Diamant ist der härteste aller Körper (sein Name leitet sich von ἀδάμας, unbezwingbar, ab); er wird nur von sich selbst geritzt, weshalb er in der mineralogischen Härtescala die höchste, nämlich die zehnte Stelle einnimmt. Von den übrigen sehr harten Körpern kommt ihm hinsichtlich dieser Eigenschaft nur das krystallisirte Bor nahe. Die natürlichen Flächen des Diamants besitzen, wie das meistens bei Krystallen der Fall ist, eine größere Härte als die künstlichen, durch Spaltung erzeugten. Der schwarze Diamant ist etwas weniger hart, aber immer noch härter als Topas.

Der sogenannte Carbonado oder Carbonat der Steinschleifer ist ein poröser derber Diamant, welcher schwarze oder braune Körner oder Bruchstücke bildet bis zur Schwere eines Kilogramms. Derselbe besitzt mikroskopische Hohlräume mit kleinen Octaëdern. Specifisches Gewicht $3{,}_{012}$—$3{,}_{255}$. Sogenannter anthracitischer Diamant, wahrscheinlich aus Brasilien stammend, gleicht äußerlich dem Anthracit, hat aber Diamanthärte und besteht aus $97{,}_0$ Proc. C $0{,}5$ H und $1{,}5$ O. Specifisches Gewicht $= 1{,}_{66}$.

Bei der bedeutenden Härte des Diamants ist er doch leicht zerbrechlich, ohne Schwierigkeit kann er im Stahlmörser zu einem feinen Pulver zerstoßen werden.

Wird der Diamant bei Luftabschluß erhitzt, so bleibt er auch bei den höchsten Temperaturen unverändert. Beim Erhitzen im Leuchtgasstrome wird er schwarz, zeigt unter dem Mikroskope eine krystallinisch-blätterige Structur von der Farbe des Graphits, nimmt an Gewicht zu und leitet Elektricität; im Flammenbogen einer kräftigen Batterie, zwischen Kohlenspitzen, erglüht er mit intensivstem Lichte, bläht sich auf seine acht- bis zehnfache Größe auf und nimmt ein kohksartiges Aussehen an. Wird er bei Weißglut im Kohlensäurestrome erhitzt, so tritt partielle Verbrennung ein, indem Reduction des Kohlensäuregases zu Kohlenoxyd vor sich geht. An der Luft ist dagegen der Diamant ziemlich leicht verbrennlich. Die Verbrennung gelingt schon, wenn man ihn auf einer Platinblechunterlage mit einer Glasbläserlampe erhitzt; er entzündet sich dann und verbrennt, solange man fortfährt, die Unterlage im Glühen zu erhalten. Bringt man ihn glühend in eine Atmosphäre von Sauerstoffgas, so verbrennt er darin von selbst fort. Die bei diesem Oxydationsprocesse gebildete Kohlensäure läßt sich leicht durch Trübung von Kalkwasser und durch Röthen von Lackmustinctur nachweisen. Bei vollständiger Verbrennung hinterläßt ganz reiner Diamant nur eine Spur von Asche. Weniger rein und klar, erhöht sich der Aschengehalt. Nach Dumas und Stas beträgt derselbe $0{,}_{05}$—$0{,}_{20}$ Proc. Petzholdt[2]), welcher in dieser Asche Kieselsäure und Spuren von Eisenoxyd nachwies, fand mittels des Mikroskops, daß sie kleine Schuppen und Blätter, oft auch ein feines dunkelbraunes Netzwerk, welches sechsseitige, bisweilen mehrfach übereinanderliegende Maschen zeigte, enthielt. Da derartige Formen bei der mikroskopischen Untersuchung des Pflanzenparenchyms auftreten, so ist man zu der Ansicht gekommen, daß der Diamant durch langsame Zersetzung von Pflanzenstoffen entstanden ist.[3]) Unter dem Mikroskop zeigen die meisten Diamanten dunklere, wolkenartige Stellen und oft dunkle Flecke. Diese letztern hat Sorby für kleine Krystalle von viel geringerm Brechungsvermögen, als der Diamant besitzt, erklärt.

---

2) Journ. pr. Chem. XXIII, 475; XXVIII, 474. 3) Agriculturchem. 1840, S. 285.

Auch auf nassem Wege kann die Verbrennung des Diamants erreicht werden, nämlich durch Erhitzung desselben mit chromsaurem Kalium und Schwefelsäure auf eine Temperatur von 180—230° C.

Ueber die Entstehungsweise des Diamants gehen die Ansichten vielfach auseinander. Während man früher sich der Annahme zuneigte, daß er durch Schmelzung der Kohle bei hoher Temperatur sich gebildet habe, ist jetzt mehr die Ansicht verbreitet, daß derselbe bei gewöhnlicher Temperatur durch langsame Zersetzung kohlenstoffhaltender Körper entstanden sei. Andere glauben, daß eine Reduction kohlensaurer Salze durch Alkalimetalle bei hoher Temperatur stattgefunden habe, wieder andere, daß diese Metalle auf Chlorkohlenstoff oder Kohlenwasserstoff einwirkten. Jedenfalls ist es bisjetzt nicht möglich gewesen, eine Erklärung abzugeben, die nur einige Wahrscheinlichkeit für sich hätte.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß es nicht an Versuchen gefehlt hat, einen so werthvollen und hochgeschätzten Körper wie den Diamant künstlich zu erzeugen. Dieselben sind hauptsächlich in der Weise angestellt, daß man starke galvanische Ströme auf Kohle wirken ließ (Hare, Sillimann, Cagniard de Latour). Ein positives Resultat ist aber bisjetzt noch nicht erzielt worden.

Der Werth des Diamants ist abhängig von seiner Farbe, seiner Größe und der durch die künstliche Bearbeitung ihm gegebenen Form. Vollkommen farblose Steine stehen am höchsten im Preise, es folgen dann die immerhin sehr seltenen roth-, blau- oder grüngefärbten. Gelbliche oder bräunliche Diamanten werden weniger hoch bezahlt. Das Gewicht, nach welchem der Diamant als Edelstein verkauft wird, ist das Karat (etwa 0,205 G.). Der Name Karat stammt von einer in Afrika wachsenden Schotenpflanze, Kuara, deren Samenkörner früher im indischen Diamanthandel als Gewichtseinheit verwendet wurden. Der Preis des Diamants stieg früher im Quadrat seines Gewichts, eine Maßnahme, die seit dem häufigern Vorkommen größerer Diamanten beseitigt ist, denn der Werth der Steine steigt jetzt im Verhältnisse wie das Gewicht.

Die Bearbeitung der Diamanten, die hauptsächlich in Paris und Amsterdam vorgenommen wird, zerfällt in zwei Abschnitte, die äußere Zurichtung und das Schleifen. Um Glanz und Farbenspiel, das sogenannte Feuer, vollkommen wirken zu lassen, ist es unerlaßlich, den Diamant in bestimmte, vielflächige Formen zu schneiden. Die hierbei auftretenden Schnittflächen oder Facetten müssen vollkommen polirt sein. Man unterscheidet den Brillantschliff und den Rosetteschliff. Für den erstern ist die Grundform, die dem Steine im Rohen durch die äußere Zurichtung zu geben ist, das Octaëder, für den letztern die Pyramide. Zum Zweck der Zurichtung wird der Diamant mittels Schellack an das Ende eines hölzernen Stäbchens, Kittstock, befestigt und an diesem Halter über der sogenannten Schneidebüchse angebracht. Nachdem nun zuerst mit einem andern ganzen Diamant, dann mit einem scharfkantigen Splitter eine Furche in die Oberfläche des zuzurichtenden Steins eingerissen ist, kann durch Einsetzen eines feinen Stahlmeißels, auf den mit einem Hämmerchen ein Schlag geführt wird, eine Zerspaltung in der Richtung der Furche erfolgen. Hierbei ist immer zu berücksichtigen, daß die Spaltung nach der Richtung der Octaëder unschwer vor sich geht. Ist es bei der Zurichtung nicht möglich, daß die Spaltung unter Berücksichtigung dieser Umstände geschieht, so wird der Stein mit Hülfe eines feinen Drahts, der mit Olivenöl und Diamantstaub bedeckt ist, nach Wunsch zersägt. Jedenfalls richtet man sein Augenmerk vor allem darauf, durch Spalten oder durch Sägen dem Diamant möglichst annähernd die Gestalt zu geben, die er später haben soll. Das Schleifen erfolgt auf der Schleifscheibe, einer horizontalen Stahlscheibe von circa 25 Centim. Durchmesser, welche durch Maschinenkraft in schnelle Umdrehung gesetzt (3000 Touren pro Minute) und nach Einölung mit Diamantstaub überpudert wird. Nachdem nun der zu schleifende Stein mit Hülfe einer geschmolzenen Mischung gleicher Theile Blei und Zinn in das Futter (Hülse oder Doppe), einen kleinen halbkugelförmigen Löffel, fest eingepaßt ist, sodaß die zu schleifenden Flächen aus der Umfassung hervorragen und das Futter in geeigneter Weise mit einem keilförmigen Holzstücke, das auf dem Schleiftische ruht, in Verbindung gebracht ist, drückt der Arbeiter den Diamant durch Auflegung eines kleinen Gewichts gegen die rotirende Scheibe. Sobald an demselben eine Fläche genügend abgeschliffen ist, nimmt der Schleifer eine Drehung des Futters um einen bestimmten Winkel vor, um eine zweite Fläche damit anzulegen. Diese Drehung genau zu bestimmen, ist lediglich dabei Sache der Uebung und der Geschicklichkeit. Sind alle Flächen in die nach aufwärts gekehrte Seite eingeschliffen, so wird der Diamant aus dem Futter genommen und in umgekehrter Lage wieder eingesetzt. Den zum Schleifen dienenden Diamantstaub oder Diamantbort erhält man theils aus dem beim Spalten gewonnenen Abfall, theils aus den wegen Fehlern nicht zu verwerthenden Diamanten durch Pulverisiren in einem sogenannten Diamantmörser von Gußstahl.

Am fertigen Brillantschliffe sind zu unterscheiden: Obertheil (Krone, Pavillon), nämlich der nach der Fassung aufwärts gekehrte Theil, ferner Untertheil (Unterkörper, Külasse) und Rundiste (Rand, Einfassung, Gürtel), d. i. der Theil des Steins, an welchem die Befestigung beim Fassen angebracht wird. Der Brillant stellt im wesentlichen zwei mit der Basis verbundene abgestutzte Pyramiden dar. Ober- wie Untertheil sind von Facetten begrenzt, welche nach ihrer Lage Tafel, Kalette, Stern- und Querfacetten genannt werden. Die Tafel ist die Fläche, die oben zu liegen kommt, also sich zu der durch die Rundiste gedachten Durchschnittsfläche in paralleler Lage befindet. Die Kalette liegt auf der Unterseite der Tafel parallel. Sternfacetten grenzen an die Tafel, Querfacetten im Ober- und Untertheile an die Rundiste. Nach der Anzahl der Flächen unterscheidet man weiter: dreifachen und zweifachen Brillant. Der erstere besitzt zwischen Tafel und Rundiste 32 Facetten in drei übereinanderliegenden Reihen, im Untertheile dagegen 24

Facetten in zwei Reihen. Dem letztern sind im Obertheile 24 Facetten in zwei Reihen, in der Külasse 8—12 Facetten in zwei Reihen eingeschliffen.

Außerdem ist die Form der Brillanten verschieden, nämlich je nach der frühern Gestalt des Steins rund, oval oder quadratisch. Auch beobachtet man gewisse Verhältnisse: Höhe des Obertheils gleich $^1/_3$, Höhe des Untertheils gleich $^2/_3$ der ganzen Höhe, die Kalettenfläche gleich $^1/_5$ der Fläche der Tafel, der Durchmesser der letztern gleich $^4/_9$ des Durchmessers der Rundiste.

Die Rosette stellt der Hauptform nach eine Pyramide dar. Der untere Theil ist flach, der Obertheil trägt zwei Reihen Facetten, von denen die obern in eine Spitze auslaufen. Wie beim Brillant unterscheidet man bei der Rosette je nach der Lage Stern- und Querfacetten; nach der Anzahl der Facetten: holländische Rosetten mit 6 Stern- und 18 Querfacetten, brabanter Rosetten (hier liegen bei der gleichen Anzahl der Facetten wie bei den vorigen die Sternfacetten flacher), Blackke Moderoosen mit 6 flachliegenden Stern- und 6 Querfacetten, Kruinige Moderoosen mit 6 flachliegenden Stern- und 12 Querfacetten, Rose recoupée mit 12 Stern- und 24 Querfacetten. Bei der Rosette verhält sich die Höhe zum Durchmesser der Grundfläche wie 1 : 2. Selbst sehr kleine Steine werden als Rosetten geschliffen; auf der Weltausstellung von 1867 waren 1500 Rosetten auf 1 Karat, die unter der Lupe noch regelmäßigen Schliff zeigten; 1000 Rosetten auf 1 Karat werden mit etwa 40 Pfennig pro Stück bezahlt.

Der Brillant wird stets à jour gefaßt, d. h. oben und unten frei, bei ihm kommt das Feuer des Steins am meisten zur Geltung. Sehr große Brillanten heißen auch wol Solitärs, Parangons, Nonpareils.

Von berühmten Diamanten mögen hier Erwähnung finden:

Ko-hi-noor (Berg des Lichts) aus den berühmten Gruben von Golconda in Ostindien. Früher im Gewicht von 672 Karat, wurde er von einem ungeschickten Steinschneider auf 250 Karat reducirt. Nachdem der Edelstein mehrmals seinen Besitzer gewechselt, gelangte er in die Hände der Englisch-ostindischen Compagnie und kam 1850 in den englischen Kronschatz. Nach der Ausstellung in London wurde er in Amsterdam von Coster umgeschliffen und in einen außerordentlich schönen Brillant von 106 Karat verwandelt.

Der Diamant des Rajah von Matun auf Borneo, von eiförmiger Gestalt, 367 Karat Gewicht. Der größte aller bekannten Steine.

Pitt oder Regent, im Besitze der französischen Krone, 136 Karat wiegend, nächst dem Ko-hi-noor der schönste Diamant von vollkommener Klarheit. Vor dem Schnitte wog er 410 Karat, er wurde vom Herzoge von Orleans dem Regenten von dem Engländer Pitt für $2^1/_2$ Millionen Francs gekauft und ist im Inventar der Krone mit 8 Millionen Francs eingetragen.

Orlow oder Amsterdamer Diamant, 195 Karat, an der Spitze des russischen Scepters, von ausgezeichneter Schönheit, wenn auch etwas unvortheilhaftem Schliff.

Großherzog von Toscana, von etwas gelblicher Farbe, mit einem Gewichte von 140 Karat. Er wurde in der Schlacht von Nancy von einem Soldaten erbeutet. Im Besitze des Kaisers von Oesterreich.

Ein in den Händen des Großmoguls befindlicher Diamant von 279,6 Karat ist als Rosette geschliffen.

Alle diese Steine stammen aus Ostindien. Brasilien hat bisjetzt nur zwei Exemplare von bedeutendem Gewichte geliefert. Ein noch ungeschliffener Diamant, 95 Karat schwer, ist im Besitze der Krone von Portugal. Ein anderer, der Südstern, wog roh 254 Karat, jetzt geschliffen 125 Karat, er wird auf 7 Millionen Francs geschätzt. Ein im Caplande gefundener Stein von $288^1/_4$ Karat Gewicht ist bisjetzt noch ungeschliffen.

Auch schön gefärbte Diamanten werden hoch bezahlt. Sehr selten sind namentlich die blauen. Berühmt sind: der Hope-Diamant, von prachtvollem Glanze und schöner blauer Farbe, er wiegt nur $44^1/_4$ Karat, hat aber einen Werth von 25,000 Pfund Sterling; der grüne Diamant, $48^1/_2$ Karat, in Dresden; endlich ein rubinrother von 10 Karat im Schatze der russischen Krone.

Zur Gewinnung des Diamanten wird das den Edelstein führende Material mit Wasser geschlämmt und abschlämmbare Theile, wie Thon, Mergel, Staubsand, beseitigt. Der Rückstand muß dann mechanisch ausgelesen werden, eine mühselige und zeitraubende Procedur, die nur dann von Vortheil sein kann, wenn entweder sehr billige Arbeitskraft zur Verfügung steht oder, wenn gleichzeitig, wie es häufig der Fall ist, edle Metalle, Platin oder Gold, mitgewonnen werden können.

Außer zu Schmucksteinen wird der Diamant noch vielfach angewendet. Die Technik zieht Vortheil aus seiner außerordentlichen Härte. Längst und allgemein bekannt ist seine Benutzung zum Glasschneiden. Hierzu dient der rohe Diamant mit etwas gekrümmten Kanten, welcher beim Aufdrücken keilartig wirkt, wenn er über das Glas hinweggeführt wird und dasselbe spaltet (Glaserdiamant). Spitze Diamanten eignen sich zum Schreiben auf Glas (Diamantfeder), zum Eingraviren feiner Schrift und Zeichnung in Glas, Kupfer, Stahl u. s. w. Bei der Anfertigung astronomischer Instrumente dreht man den harten Stahlzapfen mit Drehwerkzeugen nach, an denen sich spitze Diamanten befinden. Geringere Steine sind in der Uhrmacherkunst für Herstellung der Zapfenlager von Chronometern geschätzt. Die Bohrmaschinen der Neuzeit haben eine wesentliche Verbesserung erfahren, seitdem nach Erfindung des genfer Uhrmachers Lechot die Spitzen der Bohrer aus schwarzem Diamant angefertigt werden.

Die Ausbeute an Diamanten ist eine bedeutende, da schon seit den ältesten Zeiten eine große Arbeitskraft auf das Aufsuchen der Steine verwendet wurde. In den Gruben von Golconda in Ostindien sollen 1622 schon an 30,000 Arbeiter beschäftigt gewesen sein. In Brasilien werden durchschnittlich jährlich 20,000—30,000 Diamanten (wobei aber nur 800—900 Schmucksteine) gesammelt. Der Werth aller in den Jahren 1867—1875

in Südafrika gefundenen Steine wird von Tennant auf 240 Millionen Mark geschätzt.

Graphit, Reißblei, Plumbago, Wasserblei, hat seine Beinamen der frühern Annahme zu verdanken, daß er bleihaltend sei. Auch mit Molybdänglanz ist er vielfach verwechselt worden. Scheele wies 1779 nach, daß er Kohle enthalte, nachdem dieser Chemiker schon ein Jahr vorher seine künstliche Erzeugung beim Ausschmelzen des Eisens aus seinen Erzen im Hohofen beobachtet hatte. Später wurde der Graphit für eine Verbindung des Kohlenstoffs mit Eisen gehalten, da er beim Verbrennen stets Eisen hinterließ. Karsten zeigte dann, daß der Eisengehalt aus demselben vollständig entfernt werden könne, bald darauf fand man auch im Graphit von Barreros in Brasilien kaum Spuren von Eisen.

Der Graphit kommt in krystallinischen Gesteinen, in dem ältesten Gebirge vor, besonders in Gneis, Glimmerschiefer, Urkalkstein, auch im Granit und Thonschiefer. Er bildet Gänge und Lager, abgerundete Nester und ist schieferig oder säulenförmig gesondert. Ferner tritt er im körnigen Kalke auf. Oft verdrängt er im Gneis und Glimmerschiefer den Glimmer, so z. B. im Gneis von Passau. In solchen Graphitschiefern häuft er sich bisweilen zu Lagern von bedeutendem Umfange an, zumal an der Grenze von Kalksteinlagern. Auch im Granit ist mitunter der Glimmer durch Graphit vertreten. Die neuerdings in Sibirien entdeckten mächtigen Graphitlager sind zwischen Granit und Syenit eingeschlossen und werden meist von Kalkspat begleitet. Bei Wunsiedel in Baiern findet er sich dicht, im Kalksteine kleine, derbe Partien bildend, ebenso bei Passau. Berühmte und älteste Fundorte sind die Graphitgruben von Barrowdale und Keswick in Cumberland, welche seit 1540 im Betriebe stehen. Die ergiebigen Gruben sind jetzt fast erschöpft. Der Graphit fand sich dort, im Uebergangsthonschiefer eingebettet, von solcher Reinheit, daß er direct zu Bleistiften zerschnitten werden konnte. Im 16. und 17. Jahrh. wurde aus diesen Gruben nicht selten ein jährlicher Reingewinn von 40,000 Pfund Sterling erzielt, trotzdem nur während sechs Wochen im Jahre dort gearbeitet wurde.

In Deutschland kommt der Graphit bei Passau in der jüngeren Gneisformation neben Porzellanerde vor. Diese Lager sind ebenfalls seit Jahrhunderten im Abbau, sie liefern aber nicht alle ein Product von solcher Güte, wie es die Bleistiftfabrikation verlangt; geringere Sorten mit viel erdigen Beimengungen können deshalb nur zur Herstellung von Schmelztiegeln Anwendung finden. Als weitere deutsche Fundstätten des Graphits sind noch zu nennen: Groß-Klenau am Mühlbühl in der Oberpfalz; Arzberg, Hohenberg, Wunsiedel und Sinnathengrün in Oberfranken; Friedrichsroda in Thüringen.

Oesterreich besitzt reiche Graphitlager im böhmisch-mährischen Gebirge in krystallinischen Schiefern, meist im Gneis, gewöhnlich in der Nähe von Kalksteinlagern; ferner in Niederösterreich bei Krems, in Steiermark bei Kaisersberg und in Kärnten bei Klamberg.

Vor allem ist der erst in neuerer Zeit erschlossenen Graphitgruben in Sibirien Erwähnung zu thun. Dieselben sind durch die unermüdliche Ausdauer eines Kaufmanns J. P. Alibert in Ostsibirien, 400 Werst von der Stadt Irkutsk auf der Höhe des Felsengebirges Batongol, nahe der Grenze von China, entdeckt. Der Graphit findet sich hier zwischen Syenit und Granit in einer 2 Met. mächtigen, senkrecht abfallenden Ader von vorzüglicher Reinheit. Nur der Transport, welcher wegen morastiger Wege nur im Winter vor sich gehen kann, bietet große Schwierigkeiten. Weitere sibirische Graphitablagerungen kommen an den Nebenflüssen des Jenisei: Tunguska, Bachta und Kuzika, im Thonschiefer vor in einer Mächtigkeit von 5 Met., aber weniger rein als der Graphit vom Alibertsberg.

In Californien ist die „Eureka Black Lead Mine“ in der Nähe von Senora, der Hauptstadt von Tuolmune County, welche einen 7—10 Met. mächtigen Gang im Diorit und weichen Thonschiefer besitzt und einen sehr reinen Graphit liefert, zu nennen.[4]) Im J. 1868 wurden, ohne besonders starken Betrieb, monatlich 100,000 Kilogr. gefördert.

Ausgezeichnet kommt auch der Graphit auf Ceylon vor. Er findet sich dort nesterweise dem Gneis eingelagert.

Der natürliche Graphit enthält gewöhnlich einen größeren oder geringeren Procentgehalt an Asche, welche im wesentlichen aus Kieselsäure und Eisenoxyd besteht. Getrocknet enthält er keinen Wasserstoff.[4a]) Nachfolgende Zusammenstellung mag ein Bild von der Zusammensetzung verschiedener Graphitsorten geben:

4) Chem. News 1868, 209. — Dingler, Journ. 189, 175.
4a) Cloëz hat im Widerspruche mit den Untersuchungen aller neueren Forscher in verschiedenen Graphitsorten Wasserstoff gefunden. Vgl. Jahresber. der Chem., 1866, 22.

Fundort	Flüchtige Bestandtheile	Kohlenstoff	Asche	Zusammensetzung der Asche				
				Kieselsäure	Thonerde	Eisen	Kalk, Magnesia	Alkalien, Verlust
Cumberland, sehr schöne Sorte	1,10	91,55	7,35	52,5	28,3	12,0	6,0	1,2
„ gewöhnliche . .	3,10	80,85	16,05	—	—	—	—	—
Passau	7,30	81,08	11,62	53,7	35,6	6,8	1,7	2,2
„	4,20	73,65	22,15	69,5	21,1	5,5	2,0	1,9
Mugrau in Böhmen . . .	4,10	91,05	4,85	61,8	28,5	8,0	0,7	1,0

Fundort	Flüchtige Bestandtheile	Kohlenstoff	Asche	Zusammensetzung der Asche				
				Kieselsäure	Thonerde	Eisen	Kalk, Magnesia	Alkalien, Verlust
Mugrau in Böhmen . . .	2,85	90.85	6,30	—	—	—	—	—
Ceylon, krystallisirt	5,10	79,40	15,50	—	—	—	—	—
„ Handelswaare . . .	5,20	68,30	26,50	50,3	41,5	8,2	0,0	—
Altstadt in Mähren	1,17	87,58	11,25	—	—	—	—	—
Zaptau in Niederösterreich . .	2,20	90,63	7,17	55,0	30,0	14,3	—	0,7
Ural	0,72	94,03	5,25	64,2	24,7	10,0	0,8	0,3
Roheisengraphit von Creusot .	—	90,80	9,20	22,5	17,5	37,5	25,5	0,5
„ „ Givors .	—	84,70	15,30	55,9	15,5	12,0	15,5	0,1
„ „ Vienne .	0,15	88,30	11,55	—	—	—	—	—
Gasretortengraphit	0,25	95,25	4,50	72,0	24,3	3,0	—	0,7
Anthracitgraphit, durch Calciniren von Anthracit . .	0,82	95,63	3,55	—	—	—	—	—
Sibirischer Graphit	—	94,28	5,72	—	—	—	—	—
Russischer Graphit von Ajaguß .	2,80	40,55	56,56	—	—	—	—	—

Das specifische Gewicht schwankt von 2,105 bis 2,556 bei natürlichen, von 1,666 bis 2,583 bei künstlichen Graphitsorten.

Der Graphit krystallisirt in hexagonalen (monoklinen nach Nordenskiöld), meist tafelartig ausgebildeten Formen. Die Krystalle sind seltener kurz und säulenförmig, meist undeutlich ausgebildet. Natürlich vorkommend ist er derb, der vorherrschenden Basisfläche parallel leicht spaltbar, meist blätterig bis feinschuppig. Die parallelstenglichen und faserigen Aggregate erinnern oft an Holzstructur, ohne jedoch eine solche zu beweisen. Sehr mild, fettig anzufühlen, in dünnen Blättchen biegsam. Farbe eisenschwarz bis stahlgrau, metallisch glänzend, undurchsichtig, bei Berührung mit den Händen oder beim Streichen auf Papier abfärbend, welcher letztern Eigenschaft er seine wichtigste Anwendung zur Fabrikation der Bleistifte verdankt. H=0,5—1,0. Spec. Gewicht 2,1—2,58, doch sehr schwankend je nach dem Aschengehalte. Vollkommener Leiter der Elektricität. Der natürliche Graphit ist bald von mehr blätteriger Beschaffenheit und weniger zerreiblich, bald weicher und leichter zerreiblich, der erstere ist schwieriger verbrennlich und eignet sich aus diesem Grunde mehr zur Herstellung von Schmelztiegeln, der letztere mehr zum Färben. Die erdigen Beimengungen können zum Theil vom Graphit durch Schlämmen abgeschieden werden, ganz rein erhält man ihn nur auf chemischem Wege. Gegen Einwirkung chemischer Agentien zeigt sich der Graphit sehr widerstandsfähig. Schmelzendes Kalihydrat oder kohlensaures Kalium ist auf ihn ohne Einfluß. Bei der Verpuffung mit Salpeter verbrennen nur gewisse Graphitsorten (z. B. einige Sorten von Ceylon, Barrowdale, vom obern Jenisei, Upernivik [Grönland], Arendal), andere werden wenig oder gar nicht angegriffen (Ticonderoga, Ceylon, Hohofengraphit). Ein Gemisch von chromsaurem Kalium und Schwefelsäure führt ihn, ebenso wie den Diamant, beim Erhitzen in Kohlensäure über, dagegen sind Flußsäure, Salpetersäure und Salzsäure ganz ohne Einfluß auf Graphit.

Dieses indifferente Verhalten gegen alle diese Agentien gibt ein Mittel in die Hand, ihn von seinen erdigen Beimengungen vollkommen zu befreien.

Nach Brodie[5]) werden 14 Theile feingepulverter blätteriger Graphit mit 1 Theil gepulvertem Kaliumchlorat und 2 Theilen Schwefelsäurehydrat im Wasserbade so lange erhitzt, als sich noch Chlorgeruch bemerklich macht. Man wäscht den Rückstand mit Wasser aus und trocknet denselben; beim Erhitzen entläßt er Schwefelsäuredämpfe, wodurch der Graphit aufschwillt und zu einem lockern Pulver zerfällt, welches, auf Wasser geworfen, nicht benetzt wird und auf der Oberfläche schwimmt, während erdige Beimengungen zu Boden sinken.

Nach einer andern Vorschrift schmilzt man den gepulverten Graphit mit Kalihydrat und einem Gemenge von kohlensaurem Natrium und Kalium, laugt die Schmelze mit Wasser aus, um kieselsaures Alkali zu entfernen, und digerirt den Rückstand zur Beseitigung der Basen mit starker Salzsäure. Die Operation muß nöthigenfalls wiederholt werden. Durch Zusammenpressen des nach dem Trocknen zarten Pulvers in angefeuchtetem Zustande in Formen unter starkem Drucke resultiren cohärente Massen vom Ansehen und den Eigenschaften des natürlichen Graphits, deren Leitungsfähigkeit für Elektricität nach Matthießen die des natürlichen Graphits um das Achtzehnfache übersteigen soll.

Stingl[6]) reinigt den Graphit durch Schmelzen mit Kalihydrat, Auswaschen mit Wasser und Trocknen, Behandlung mit Königswasser, hierauf mit Flußsäure. Zur vollständigen Entfernung aller Aschenbestandtheile sollen die Operationen mehreremal wiederholt werden.

Der Graphit, welcher bei dem Reinigungsverfahren von Brodie resultirte, hinterließ beim Verbrennen einen

5) Ann. Chem. Pharmac. 97, 128. 6) Berl. Ber. 1873,391.

fast unwägbaren Rückstand und besaß einen Kohlenstoffgehalt von 99,66 Proc. Gereinigter Graphit verhält sich in chemischer Beziehung wie Kohlenstoff, er verbrennt beim Erhitzen im Sauerstoffgase, und zwar der dichte Graphit leichter als der blätterige und als Diamant.

Graphit kann auf mehrfache Weise auch künstlich erzeugt werden. Es ist oben schon einer Beobachtung Scheele's aus dem J. 1778 Erwähnung gethan, daß beim Ausschmelzen der Eisenerze in den Hohöfen eine künstliche Bildung von Graphit erfolge. Geschmolzenes Roheisen, eine Verbindung von Eisen mit Kohlenstoff (annähernd Fe_4C.) ist im Stande, weitere Mengen Kohlenstoff, bis zu 4 Proc., aufzulösen, welche bei langsamer Abkühlung in breiten, glänzenden, sehr dünnen Platten auskrystallisiren (Hohofengraphit), welche $^1/_{25}$ vom Gewichte des Eisens ausmachen können. Das Eisen wird durch diesen Gehalt an Kohlenstoff zu grauem Roheisen. Behandelt man dasselbe mit einem Lösungsmittel, z. B. mit Salzsäure, so bleibt ebenfalls Graphit in zarten Blättchen zurück, welcher auf eine der oben beschriebenen Weisen leicht von anhaftender Kieselsäure gereinigt werden kann. Der mit dem Eisen chemisch gebundene Kohlenstoff geht beim Auflösungsproceß in Gestalt unangenehm riechender Kohlenwasserstoffe fort. Nach Untersuchungen von R. Wagner[7]) ist es wahrscheinlich, daß der Graphit im Roheisen durch eine Zersetzung von Cyan und Cyanverbindungen entsteht. Bekannterweise wirkt beim Hohofenprocesse außer Kohlenoxydgas Cyanwasserstoffsäure als Hauptreductionsmittel der Eisenerze. Es findet dabei eine Spaltung des Cyans in seine Elemente statt. Der Kohlenstoff tritt dabei als Graphit auf, der Stickstoff bildet massenhaft Ammoniak. Wagner gelang es, aus dem braunen Absatze, welchen die Cyanwasserstoffsäure bei der freiwilligen, allmählichen Zersetzung fallen läßt, den man mit dem Namen Azulmsäure bezeichnet hat, durch Auskochen mit verdünnter Salpetersäure Graphit in Blätterform zu isoliren. Auf dem Frischherde scheiden die Garschlacken ebenfalls Graphit aus.

Eine andere, höchst interessante Bildung des Graphits aus Cyanverbindungen ist von P. Pauli[8]) beobachtet worden. Die bei der Fabrikation der Soda erhaltenen Mutterlaugen werden, um Aetznatron zu gewinnen, verdampft. Bei einem gewissen Concentrationsgrade tritt unter Aufschäumen eine Zersetzung der vorhandenen Cyanverbindungen ein. Es entweicht Ammoniak und Graphit scheidet sich auf der Oberfläche als zartes Pulver ab. Diese 1861 zuerst beobachtete Erscheinung hat dazu geführt, bei der Sodafabrikation (in Außig nach Schaffner's Verfahren) Graphit als Nebenproduct zu gewinnen.[9]) Stingl[10]), welcher bei der Analyse des in der außiger Sodafabrik gewonnenen Graphits einen Gehalt von 11,49 Eisenoxyd constatirte, glaubt hieraus annehmen zu müssen, daß der Graphit nicht direct aus Cyanverbindungen entstehe, sondern das Product eines secundären Processes sei. Cyannatrium und Ferrocyannatrium zerfallen durch Einwirkung des Sauerstoffs der Luft in Kohlenoxyd, Stickstoff, Natriumhydroxyd und in Eisenverbindungen. Durch Einwirkung des Kohlenoxyds auf Eisenoxydoxydul wird das Oxydul in Oxyd übergeführt und Kohlenstoff in Form von Graphit abgeschieden. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Erklärung spricht allerdings der Umstand, daß früher, als man die Rohlauge mit Salpeter oxydirte und man die unlösliche Eisenverbindung durch Absetzenlassen entfernte, keine Graphitbildung beobachtet worden ist.

Vollständig hiermit harmonirt eine Mittheilung von H. Gruner[11]): leitet man bei 300—400° über ein Eisenerz Kohlenoxydgas, so wird dasselbe oberflächlich reducirt. Ist an einem Theile der Oberfläche Eisen frei gemacht, so bekommt das Erz nach allen Richtungen hin Risse, bläht sich auf und bedeckt sich mit pulverförmigem Graphit. Mit Erhöhung der Temperatur sinkt die Graphitbildung und hört bei Rothglut ganz auf.

Deville[12]) erhielt Graphit in hexagonalen, irisirenden und glänzenden Blättchen, als er dampfförmigen Chlorkohlenstoff auf geschmolzenes Gußeisen wirken ließ. Hierbei wird der sich zuerst abscheidende Kohlenstoff vom Eisen gelöst und später, nachdem dasselbe gesättigt ist, in dem Maße wieder ausgeschieden, wie seine Menge zu- und die des Eisens abnimmt. Bei gleicher Behandlung scheiden Metalle, wie Aluminium, Natrium, Zink, welche Kohlenstoff nicht zu lösen vermögen, denselben im amorphen Zustande ab. Ueber die Bildung des Graphits sind die Ansichten der Geologen noch getheilt. Im Gegensatz zu der frühern Annahme, daß er plutonischen Ursprungs sei, herrscht jetzt mehr die Meinung, ihn als organisches Product anzusprechen. Zu Gunsten letzterer spricht sein Vorkommen in Kalksteinen und das Auftreten von Pseudomorphosen.

Gegenüber gewissen Oxydationsmitteln verhält sich der Graphit verschieden von Diamant und amorphem Kohlenstoff. Unter gleichen Umständen zeigen hierbei verschiedene Graphitsorten ebenfalls ein unter sich abweichendes Verhalten. Behandelt man Graphit mit einer Mischung von 1 Theil Salpetersäure und 4 Theilen Schwefelsäure, so nimmt er nach Brodie[13]) eine schöne Purpurfarbe an und zerfällt in der Flüssigkeit zu Stücken. Nach dem Entfernen der sauren Flüssigkeit und Auswaschen mit Wasser resultirt ein Präparat von etwas dunklerer Farbe als der Graphit, welches in allen Reagentien unlöslich ist. Es enthält neben Kohlenstoff Sauerstoff, Wasserstoff und Schwefelsäure. Beim Erhitzen zur Rothglut schwillt es unter Gasentwickelung auf und zerfällt zu einem Pulver von äußerst fein zertheiltem Graphit, eine Erscheinung, die Marchand[14]) und Schafhäutl[15]) schon früher gemacht hatten. Durch Kochen mit Alkali kann dem Oxydationsproducte die Schwefelsäure nicht entzogen wer-

7) Wagner, Jahresber. 1869, 230. 8) Phil. Mag. [4] 21, 541. — Dingler, Journ. 161, 129. 9) Wagner, Jahresber. 1869, 250. 10) Berl. Ber. 1873, 392; Wagner, Jahresber. 1873, 308.

11) Compt. rend. LXXIII, 28. 12) Ann. chim. phys. [3] 49, 72. 13) Ann. chim. pharm. 114, 6. 14) Journ. pr. Chem. 35, 320. 15) Ebenda 21, 153.

den. Gottschalk[16]) gelang es, durch anhaltendes Kochen mit Wasser einen Körper zu erhalten, der sich frei von Schwefelsäure zeigte und beim Erhitzen sich nicht mehr aufblähte, aber Graphit im Zustande der äußersten Zertheilung hinterließ. Dieser Körper ist Graphitsäure genannt worden. Behandelt man hingegen amorphen Kohlenstoff mit obigem Oxydationsgemisch, so entsteht eine schwarze Substanz, die aus dem Säuregemenge durch Hinzufügung von Wasser niedergeschlagen werden kann. Der ausgewaschene und getrocknete Niederschlag löst sich in reinem Wasser und in Alkali.

Berthelot[17]) hat sich in eingehendster Weise mit dem Studium der Graphitsäure beschäftigt. Zu ihrer Darstellung wird 1 Theil feingepulverter Graphit mit 5 Theilen feingepulvertem chlorsaurem Kali gemengt und nach und nach in rauchende Salpetersäure eingetragen. Nachdem man das Gemenge einige Stunden sich selbst überlassen, wird es 3—4 Tage ununterbrochen im Wasserbade auf höchstens 50—60° erwärmt, bis sich keine rothen Dämpfe mehr entwickeln. Durch wiederholtes Auswaschen mit warmem Wasser und Decantiren, Trocknen zuerst im Vacuum, dann bei 100°, resultirt ein Präparat, das gewöhnlich noch viel unveränderten Graphit enthält, weshalb die Operation mehreremale wiederholt werden muß.

Die Graphitsäure hat nach Brodie die Formel $C_{11}H_4O_5$ (nach Gottschalk $C_{11}H_4O_6$) und bildet, wenn aus blätterigem Graphit von Ceylon, von Passau oder aus Sodalauge erhalten, ein gelbes, staubtrockenes, lockeres, krystallinisches Pulver, welches sich am Lichte braun färbt. Graphitsäure röthet Lackmus und ist in allen Lösungsmitteln unlöslich. Beim Erhitzen zersetzt sie sich unter Flammenerscheinung. Beim vorsichtigen Erhitzen auf 250° geht die Säure in ein leichtes, schwarzes Pulver über, welches Berthelot mit Pyrographitoxyd bezeichnet (Berthelot gebraucht statt des Namens Graphitsäure Graphitoxyd). Durch Erhitzen von Graphitsäure mit der achtzigfachen Menge Jodwasserstoffsäure (von 2,0 specif. Gew.) auf 280° bildet sich Hydrographitoxyd, eine wasserstoffreichere Verbindung.

Durch Oxydation des Graphits aus Gußeisen erhält man eine grünlichgelbe, schuppige Masse, die beim Trocknen die Farbe behält und nicht zusammenbäckt. Erhitzt, zersetzt sich diese Graphitsäure unter lebhaftem Erglühen und Aufschwellen; der Rückstand, Pyrographitoxyd, löst sich fast vollständig in dem Gemenge von chlorsaurem Kali und Salpetersäure. Bei Behandlung mit Jodwasserstoff entsteht eine braune Masse, die beim Erhitzen unter Aufblähen und Ausgabe von Joddämpfen zerfällt.

Graphitsäure aus elektrischem Graphit (wie er sowol aus Diamant als aus gewöhnlicher Kohle beim Glühen im elektrischen Flammenbogen entsteht) ist ein kastanienbraunes Pulver, das beim Erhitzen unter Verpuffung zersetzt wird, wobei schwarzes Pyrographitoxyd hinterbleibt. Die durch Behandlung mit Jodwasserstoff erhaltene Verbindung zersetzt sich beim Erhitzen nicht unter Aufblähen. Der Diamant verhält sich dem oxydirenden Säuregemische gegenüber indifferent.

Der natürlich vorkommende Graphit, wie ihn direct die Gruben liefern, ist nicht ohne weiteres für die Bleistiftfabrikation oder andere Verwendungen geeignet; er findet sich meistentheils mit Gangart durchsetzt, mit Eisenoxyd, Thonerde und Kieselsäure verunreinigt oder von harter, fester Beschaffenheit und muß deshalb einer Aufbereitung unterworfen werden. Die Reinigung des Graphits geschieht entweder auf mechanischem oder auf chemischem Wege. Reinere Stücke werden von unreinern, mit Gangart durchsetzten soweit als möglich durch Auslesen getrennt. Letztere bringt man unter einen Kollergang, wo sie unter Wasserzufluß fein gemahlen werden. Die Trübe gelangt von hier aus durch ein System schwach geneigter Rinnen in ein Reservoir (Sumpf). Die gröberen Beimengungen setzen sich in den obern Rinnen ab, leichtere in der Nähe des Absatzbehälters. Man läßt den Graphit sich absetzen, zieht das darüberstehende Wasser ab, trocknet den Schlamm in Formen und preßt ihn schließlich unter hydraulischem Drucke zu dichten Massen zusammen. Durch ein solches Verfahren lassen sich aber nur gröbere Beimengungen vom Graphit trennen. Eisenoxyd und Silicate sind zu innig mit dem letztern gemischt, als daß es gelingen könnte, durch einen Schlämmproceß diese unerwünschten Begleiter zu beseitigen. Wo es sich also um einen absolut reinen Graphit handelt, ist man gezwungen, auf chemischem Wege das Ziel zu erreichen. Nach einem sehr bewährten, von A. Winkler[18]) angegebenen Verfahren wird der fein gepulverte Graphit mit der gleichen oder doppelten Gewichtsmenge eines Gemisches von Soda und Schwefel zu gleichen Theilen geglüht, die Masse nach dem Erkalten mit Wasser ausgekocht, ausgewaschen und der Rückstand mit verdünnter Salzsäure behandelt. Hierdurch werden Silicate aufgeschlossen und Eisenoxyd in durch Säuren leicht angreifbares Schwefeleisen umgewandelt. Die Methode soll aus den schlechtesten Graphitsorten sehr reine Producte erzielen lassen. Zu erwähnen ist noch das Verfahren von Brodie[19]), welches weniger dazu bestimmt ist, die natürlichen Graphite von fremden Beimengungen zu reinigen, als ein an sich reines Product in einen äußerst feinzertheilten Zustand überzuführen, welcher durch mechanische Mittel in dem Grade nicht zu erreichen ist. Nach Brodie's Methode wird der gepulverte Graphit mit einem Alkali-Nitrat, -Chlorat, -Chromat oder -Bichromat gemischt; am besten eignet sich Kaliumchlorat, von dem $^1/_{20}$ bis $^1/_{16}$ von dem Gewichte des Graphits genügt. Die Mischung erhält einen Zusatz von concentrirter Schwefelsäure (1,8 spec. Gewicht), der das doppelte Gewicht des angewendeten Graphits beträgt. Nachdem der Brei in einem eisernen Gefäße vorsichtig bei niedriger Tempe-

16) Ebenda 95, 326. 17) Compt. rend. LXVIII, 183, 269, 334, 392 und 445. — Wagner, Jahresber. 1869, 231.

18) Wagner, Jahresber. 1866, 200; Journ. pr. Chem. 98, 244. 19) Wagner, Jahresber. 1865, 276. — Dingler, Journ. 139, 215; 166, 398.

ratur (höchstens 60° C.) erhitzt ist, bis die reichliche Entbindung Unter-Säure aufgehört hat, läßt man ihn erkalten, wirft die Masse in Wasser und wäscht sie durch Decantation aus. Das trockene Pulver wird in einem Ofen zur Rothglut erhitzt, wobei es aufschwillt und einen außerordentlich feinzertheilten Graphit hinterläßt, welcher durch Behandlung mit Wasser von erdigen Beimengungen, welche zu Boden sinken, während der vom Wasser nicht benetzte Graphit auf der Oberfläche desselben schwimmt, befreit werden kann. Besonders ist diese Reinigungsmethode empfehlenswerth für den blätterigen Graphit von Ceylon. Zweckmäßig setzt man dem Gemische von Schwefelsäure, chlorsaurem Kali und Graphit etwas Fluornatrium hinzu, da in diesem Falle die Kieselsäure in Form von entweichendem Siliciumfluorid beseitigt wird.[19a])

Der Werth einer Graphitsorte ist meist abhängig von ihrem Kohlenstoffgehalte. Bei der Schwierigkeit, mit welcher der Kohlenstoff des Graphits verbrennt, ist eine Ermittelung desselben keine so einfache Sache wie eine derartige Bestimmung unter gewöhnlichen Umständen. Auch ist noch zu berücksichtigen, daß viele Graphite chemisch gebundenes Wasser enthalten, welches erst bei höherer Temperatur entweicht, ferner daß sie oft, namentlich wenn ihre Fundstellen im Kalksteine lagen, kohlensauren Kalk führen oder auch Glimmer. In allen diesen Fällen wird, wenn man nicht den beim Glühen eintretenden Verlust durch Entweichen von Wasser, von Kohlensäure (aus dem Calciumcarbonat) und von Fluorsilicium (aus dem Glimmer) vom gesammten Gewichtsverlust, der bei den gewöhnlichsten Bestimmungsmethoden des Kohlenstoffs im Graphit durch Verbrennung ermittelt wird, in Abzug bringt, das Resultat leicht zu hoch ausfallen.

Die älteste Anwendung des Graphits ist die zur Anfertigung von Bleistiften. Die Erfindung derselben fällt zusammen mit der Entdeckung der Graphitgruben in Cumberland, also in die Zeit von 1540—1560. Die ehemals so berühmten englischen Bleistifte wurden direct aus den Graphitblöcken geschnitten. Später versuchte man die losen Graphitmassen, mit Klebemitteln versetzt, zu Stiften zu formen. Auch sind solche durch Zusammenschmelzen von Graphit und Schwefel oder Antimon hergestellt worden, welche sich aber als zu hart und ungleichmäßig erwiesen. Eine wesentliche Verbesserung in der Bleistiftfabrikation wurde durch den Franzosen Nicolas Jean Conté im J. 1795 eingeführt. Nach demselben stellte man durch Mischung von Graphitmehl und höchst feingeschlämmtem Thon eine plastische Masse her, welche durch einen kurzen eisernen Cylinder gedrückt wird, an dessen unterer Seite sich ein kleines Loch von der Dicke und Form des gewünschten Stifts befindet. Die so erhaltene Schnur schneidet man in Stücke von der erforderlichen Länge, welche gut getrocknet und geglüht werden. Durch geeignete Abänderungen in der Menge des Thonzusatzes werden Bleistifte von verschiedener Härte und Schwärze hervorgebracht. Die neue Erfindung fand in Deutschland im J. 1800 zuerst Eingang. Für die Bleistiftfabrikation eignen sich nur erdige Graphite, schuppige wegen ihrer zu geringen Deckkraft weniger. Durch das Brodie'sche Reinigungsverfahren sollen sich aber auch die schuppigen Varietäten zu einem geeigneten Material der Bleistiftfabrikation verarbeiten lassen. Durch ganz besonders hohe Deckkraft sind die sibirischen Graphite ausgezeichnet. Die weltberühmte Bleistiftfabrik von Faber in Nürnberg bezieht gemäß eines im J. 1856 abgeschlossenen Vertrags auf alle Zeiten die Gesammtausbeute der Graphitgrube des Alibertbergs in Sibirien. Die feinsten Graphitsorten kommen diesem Etablissement auf etwa 1700 Mark pro 50 Kilo zu stehen.

Eine andere wichtige Verwendung findet der Graphit zur Herstellung feuerfester Schmelztiegel. Die sogenannten Passauer oder Ypser Tiegel sind seit langer Zeit wegen ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Temperaturwechsel bekannt, welche ihren Grund darin hat, daß die Tiegelmasse die Wärme gut leitet. Bei der glatten Oberfläche der Wände kann auch das geschmolzene Metall ohne Verlust vollkommen ausgegossen werden. Die Passauer Tiegel werden aus einem Gemenge von Graphit und der gemeinsam mit letzterm bei Passau vorkommenden Porzellanerde angefertigt. Sie dienen fast ausschließlich zum Schmelzen von Gold und Silber, in neuerer Zeit auch zur Verflüssigung des Gußstahls. Zu ihrer Herstellung eignet sich besser ein blätteriger als ein erdiger Graphit. Jener ist dichter und widersteht deshalb besser dem Feuer und die Blätterstructur wirkt dem Reißen des Tiegels entgegen. Die Krupp'schen Hüttenwerke in Essen besitzen eine eigene Tiegelformerei, in welcher hauptsächlich Graphit von Schwarzbach zu Gußstahltiegeln verarbeitet wird. In neuerer Zeit ist den Passauern eine Concurrenz durch englische Fabriken erwachsen. Obenan steht namentlich die große Fabrik der Patent Plumbago Crucible Company zu Battersea bei London, wo alljährlich Tausende von Centnern Ceylongraphits verarbeitet werden. Der feingemahlene Graphit wird mit dem vorzüglich feuerfesten Thon von Stourbridge in den verschiedensten Verhältnissen gemengt, die trockene Mischung mäßig angefeuchtet und behufs der gleichmäßigen Durchfeuchtung einige Zeit liegen gelassen. Durch einen Thonschneider findet nunmehr die vollkommene Durcharbeitung der Masse statt, die man, in Blöcke geformt, wieder mehrere Wochen liegen läßt. Durch dieses lange Lagern wird die Plasticität der Masse bedeutend erhöht. Das Formen der Tiegel findet auf der Drehscheibe statt. In der Tiegelfabrik von F. H. Gautier und Comp. zu Jersey in Nordamerika wird der plastische Graphitklumpen durch Centrifugalkraft in einer aus Gips gebildeten Form, welche auf einer schnell rotirenden Scheibe angebracht ist, in wünschenswerther Weise verarbeitet.

Nach dem Trocknen müssen die Tiegel, in Kapseln eingeschlossen, um eine oberflächliche Verbrennung des Graphits zu vermeiden, in Porzellanöfen gebrannt werden.

In der Schießpulverfabrikation dient der Graphit zum Poliren oder Lüstriren der Pulverkörner. Durch

19a) Ann. chim. phys. 4, 69.

einen derartigen Ueberzug soll die Hygroskopicität des Pulvers vermindert und die Bildung von Pulverstaub, welcher leicht Veranlassung zu Explosionen geben kann, verhindert werden; durch diese Maßnahme findet aber auch gleichzeitig eine Verminderung der Explosionskraft statt. Nach den Versuchen von Abel, Director des chemischen Laboratoriums im Arsenal zu Woolwich, ist, wenn die Wurfkraft von nicht geglättetem Pulver gleich 107,6 gesetzt wird, die des mit gewöhnlichem Graphit lüstrirten nur 89,9, dagegen bei Anwendung von dem nach Brodie's Verfahren gereinigten Graphit 99,7. Fadéjeff[20]) hat eine Mischung von Graphit und Holzkohle in fein gepulvertem Zustande als Einbettungsmaterial für Schießpulver bei der Verpackung und dem Transport empfohlen. Hierdurch wird dasselbe schwerer entzündlich und verbrennt angezündet langsam ohne Explosion, auch nimmt es weniger Feuchtigkeit auf als reines Pulver. Vor dem Gebrauche ist der Zusatz an Graphit- und Kohlenpulver durch Absieben zu entfernen.

Durch Zusammenpressen des Brodie'schen Graphits erhält man feste Platten, welche die Elektricität nach Matthießen 18 mal besser leiten als aus gewöhnlichem Graphit hergestellte. Solche Platten sind deshalb besonders geeignet zur Verwendung in der Bunsen'schen Batterie. Das Leitungsvermögen derselben übertrifft das der Platten aus Gaskohks um das 29fache.

Die Galvanoplastik macht von dem elektrischen Leitungsvermögen des Graphits, da sich derselbe außerdem in die Form des feinsten, unfühlbaren Pulvers bringen läßt, ausgiebigen Gebrauch, indem durch einen fast unmerklich dünnen Ueberzug von Graphit jedes beliebige Material für die Ablagerung der Metalle durch den galvanischen Strom geeignet wird. Ohne die Verwendung von Graphit wäre der gewaltige Aufschwung der Galvanoplastik, die Vervielfältigung von Kunstwerken aller Art nicht möglich gewesen.

Graphit wird ferner angewendet zum Anstrich eiserner Gußgegenstände, denen man dadurch ein metallisch glänzendes Aeußere gibt und sie gleichzeitig vor Rost sichert. Eine Mischung von Talg und Graphit dient als Maschinenschmiere. Endlich sei noch erwähnt, daß in der Papierfabrikation Graphit benutzt wird, als Staub der Papiermasse kurz vor dem Schöpfen zugesetzt, um dasselbe grau zu färben. Das so dargestellte graue Papier heißt Nadel- oder Rostpapier; es dient vorzugsweise zum Verpacken kleiner, feiner Stahlwaaren, welche dadurch vor dem Rosten geschützt sein sollen.

Amorpher Kohlenstoff, Kohle, ist diejenige Modification, in welcher sich der Kohlenstoff fast stets aus seinen Verbindungen abscheidet. In dieser tritt derselbe hauptsächlich bei der Zersetzung organischer Körper, welche ausnahmslos dieses Element enthalten, bei hoher Temperatur auf. Wird ein organisches Gebilde bei Luftabschluß stark erhitzt, so findet, falls es nicht verdampfbar ist und sich der Einwirkung der Hitze entzieht, Zersetzung desselben statt, wobei der größere Theil des darin enthaltenen Kohlenstoffs als poröse, schwarze, amorphe Kohle zurückbleibt, welche, wenn der betreffende organische Körper vor seiner Zersetzung nicht schmilzt, wie z. B. Holz, oder reich an Mineralsubstanzen ist, wie z. B. Knochen, die Structur des ursprünglichen Körpers beibehält, im andern Falle aber, wie z. B. bei Zucker, eine leichte, aufgeblähte poröse Masse bildet. Auch flüchtige organische Verbindungen erleiden eine Spaltung in ihre Elemente oder in einfache zusammengesetzte Körper, wenn man ihren Dampf durch glühende Röhren leitet. Die Producte, die dabei auftreten, sind von der Natur und der Elementarzusammensetzung der betreffenden Substanz abhängig.

Die bei diesen Processen resultirende Kohle ist nicht vollkommen rein, sie enthält je nach der Stärke des Erhitzens noch Wasserstoff und Sauerstoff, außerdem die anorganischen, feuerbeständigen Bestandtheile, wenn solche in der zersetzten organischen Substanz vorhanden waren, welche beim Verbrennen der Kohle bei Luftzutritt als Asche zurückbleiben. Organische Verbindungen, welche Stickstoff enthalten, hinterlassen eine stickstoffhaltige Kohle.

Amorpher Kohlenstoff in reiner Form entsteht, wenn man Kalium oder Natrium in einem Strome von Kohlensäure erhitzt, oder wenn in schmelzendes kohlensaures Natron Natrium, Bor oder Phosphor eingetragen wird; ebenso bei der Zersetzung des Kohlenoxydgases oder des Cyans durch den elektrischen Funken. Aus aschefreien organischen Körpern, z. B. aus Zucker, kann durch anhaltendes starkes Glühen auch eine fast reine Kohle erhalten werden. Eine mehrstündig dem heftigsten Gebläsefeuer ausgesetzte Zuckerkohle enthielt noch 0,2 Proc. Wasserstoff und 0,5 Proc. Sauerstoff. Nach Berthelot läßt sich der Wasserstoffgehalt durch Glühen im Chlorstrome beseitigen. Stark geglühte Holzkohle liefert bei dieser Behandlung ebenfalls ein sehr reines Product, da durch die Einwirkung des Chlors auch die Aschenbestandtheile zum großen Theil entfernt werden: die Kieselsäure wird in Chlorsilicium verwandelt, Eisenoxyd in Eisenchlorid, Thonerde in Aluminiumchlorid, die sämmtlich im Chlorstrome verdampfen. Sehr reiner Kohlenstoff ist die bei der Darstellung des Leuchtgases im obern Theile der Retorte sich absetzende Kohle, Gas- oder Retortenkohle, welche neben amorphem Kohlenstoff nur einige Tausendtheile Wasserstoff und Sauerstoff enthält, ferner die schwarzgrauen, langen, dünnen Fäden, welche sich in schlecht ziehenden Porzellanöfen wasserfrei ablagern, die Abscheidungen, welche bei der Stahlbereitung nach Mackintosh durch Einwirkung von Leuchtgas auf glühendes Stabeisen, und die, welche beim Durchleiten von ölbildendem Gase durch ein mit Eisendraht gefülltes weißglühendes Porzellanrohr entstehen.

Die Kohle zeigt je nach der Natur des angewendeten Materials und der Temperatur bei der Darstellung sehr verschiedene physikalische Eigenschaften, sie bildet ein außerordentlich feines, weiches, kaum fühlbares Pulver (Ruß) oder auch härteste Massen, die am Stahle Funken geben und Glas ritzen. Auf die Verschiedenheit in der

20) Vgl. Upmann, Das Schießpulver (Braunschweig 1874), 114.

äußern Beschaffenheit sind Abweichungen in ihren Eigenschaften, die zum Theil auf Oberflächenwirkung beruhen, zurückzuführen. Während Holzkohle und Knochenkohle die Eigenschaft haben, Gase und Wasserdämpfe in ihren Poren zu verdichten, geht dieses Vermögen den dichteren Kohlen, z. B. Kohks, fast vollständig ab. Die bei Glühhitze dargestellte Kohle hat die Fähigkeit, mehr Gase zu absorbiren als die bei Weißglut entstandene.

Die Verbrennlichkeit der Kohlen ist auch eine sehr ungleiche. Gaskohle verbrennt schwierig, sie nähert sich in dieser Beziehung den Graphiten, Holzkohle verglimmt bereits bei Luftzutritt, wenn sie nur sehr gelind erhitzt wird. Alle Kohlen leiten die Elektricität und zwar um so besser, je dichter sie sind. Das specifische Gewicht schwankt von etwa 1,5 bis 2,25. Die specifische Wärme ist am größten bei der Holzkohle (0,241), am kleinsten beim Diamant (0,1469). Nach Weber und Dewar[21]) wächst die specifische Wärme des Kohlenstoffs mit der Zunahme der Temperatur. Die chemischen Eigenschaften der Kohle sind die des reinen Kohlenstoffs. Durch Schmelzen mit Kalihydrat findet Oxydation, durch Erhitzen mit Salpeter leicht Verbrennung statt. Mit 5 Theilen chlorsaurem Kalium und einer entsprechenden Menge rauchender Salpetersäure mäßig (auf 50—60°) erhitzt, verwandelt sich amorphe Kohle in lösliche, humusähnliche Substanzen, während Graphit unter diesen Umständen Graphitsäure bildet, Diamant dagegen unverändert bleibt. Uebermangansäure in alkalischer Lösung verändert nur den amorphen Kohlenstoff, welcher dadurch in Mellithsäure übergeführt wird.[22]) Kohlenstoff ist unschmelzbar und nicht flüchtig. Nach Desgretz soll Kohle, im luftleeren oder luftverdünnten Raume der Wirkung einer Batterie von 500—600 Paaren oder einem kräftigen Inductionsstrome ausgesetzt, in Graphit übergehen, sich biegen und zusammenschweißen lassen, schmelzen und zuletzt flüchtig werden, wobei sich ein schwarzer, krystallinischer Anflug bildet, der sich unter dem Mikroskop als schwarze und weiße Octaëder vom Glanze und von der Härte des Diamantstaubs herausstellt. Diese Angabe steht jedoch bisher ohne irgendeine Bestätigung allein da. Kohle ist in allen gewöhnlichen Lösungsmitteln unlöslich, nur schmelzendes Gußeisen nimmt, wie wir beim Graphit sahen, eine gewisse Quantität auf, die sich beim Erkalten in schwarzen Blättchen als Hohofengraphit wieder abscheidet. Amorpher Kohlenstoff verbindet sich direct mit Wasserstoff, beziehungsweise Stickstoff unter dem Einflusse elektrischer Entladungen zu Acetylen, beziehungsweise Cyan. Er geht auch leicht mit Schwefel eine Verbindung ein, aber nicht mit den Halogenen. Die Kohlenwasserstoffe zerfallen bei sehr hoher Temperatur in Wasserstoff und Kohle, die kohlenstoffreicheren Verbindungen bei einer weniger hohen Erhitzung in kohlenstoffärmere Kohlenwasserstoffe und Kohle. Die gleiche Zersetzung erleiden kohlenstoffreiche Kohlenwasserstoffe bei der Verbrennung, dabei geben sie eine Flamme von kohlenstoffarmen Kohlenwasserstoffen, in welcher der abgeschiedene Kohlenstoff sich in feiner Zertheilung befindet und, zur Weißglut erhitzt, das Leuchten der Flamme veranlaßt. Kühlt man die Flamme durch hereingehaltene kalte Körper ab, oder geschieht die Verbrennung bei mangelhaftem Luftzutritte, so scheidet sich die Kohle als Ruß (Rußkohle) ab. Chlor bewirkt, indem es den Kohlenwasserstoffen Wasserstoff entzieht, ebenfalls Abscheidung von Ruß.

Die verschiedenen Arten des amorphen Kohlenstoffs: Kohks, Gaskohle, Rußkohle, Glanzkohle, Holzkohle, Knochenkohle und Thierkohle mögen nachstehend einer speciellen Betrachtung unterworfen werden.

Kohks (Kokes, Cokes, Coacs).[23]) Mit diesem Namen wird die Kohle bezeichnet, welche bei der Erhitzung der Steinkohlen bei Luftabschluß zurückbleibt, sie stellt eine concentrirte Form derselben dar. Zweck der Verkohkung der Steinkohlen ist ein mehrfacher. Es wird durch diese Operation eine rauchfrei brennende Kohle von hohem pyrometrischen Wärmeeffect erhalten, welche fast frei von Schwefel und zur Erzeugung sehr hoher Temperaturen ungemein geeignet ist.[24]) Die Kohks stellen je nach der Qualität der Steinkohlen und nach dem angewendeten Gewinnungsverfahren eine großblasige bis dichte, mürbe bis klingendharte Masse dar, bald dunkelgrau, matt und glanzlos, bald metallischglänzend. Sie bilden unregelmäßige Klumpen, oft von stengeligem Gefüge, leiten die Wärme gut und zwar um so besser, je dichter sie sind, und lassen sich infolge dieser Eigenschaften schwierig entzünden, brennen auch nur bei starkem Luftzuge fort, entwickeln aber infolge des Umstandes, daß bei ihrer Dichte eine große Menge Brennstoff auf einmal in den Feuerungsraum eingetragen werden kann, außerordentliche Heizkraft. Kohks sind gute Leiter der Elektricität und kommen in dieser Beziehung dem Graphit gleich. Je nach dem Verkohlungsverfahren enthalten sie schwankende Mengen von Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Der Aschengehalt variirt von 1—30 Proc. Gute Kohks sollen nicht mehr als 3—8 Proc. Asche geben, solche mit mehr als 12 Proc. Asche sind als schlechte zu bezeichnen. Der Gehalt an Kohlenstoff beträgt ungefähr 83—94 Proc., der an Feuchtigkeit bis zu 20 Proc. (infolge des Ablöschens). Völlig trockene Kohks absorbiren an der Luft bei gewöhnlicher Temperatur 1—2½ Proc. Wasserdampf. Durchschnittlich ist an eine gute Handelswaare die Anforderung zu stellen, daß sie enthält: 85—93 Proc. Kohlenstoff, 0,3—0,5 Wasserstoff, 2—2,5 Sauerstoff und Stickstoff, 3—4 Proc. Asche, 5—10 Proc. hygroskopische Feuchtigkeit, und Schwefel in nur sehr geringer Menge. Der Wärmeeffect ist nach Scheerer folgender:

---

21) Berl. Ber. 1872, 808. Pogg. Ann. 154, 367. — Phil. Mag. [4] 44 p. 461; Berl. Ber. 1872, 814. 22) Berl. Ber. 1871, 802 und 806.

23) Nach Gurlt (Berggeist 1878, Nr. 94, 107) von to coke abzuleiten, nach andern von coagere oder coquere. 24) Man unterscheidet Backkohks, Sinter- oder Sandkohks, je nachdem zu ihrer Darstellung Backkohle, Sinter- oder Sandkohle diente. Gaskohks wird die bei der Bereitung des Leuchtgases in den Retorten zurückbleibende Kohle genannt, die wegen ihrer lockern Beschaffenheit hauptsächlich zur Feuerung der Oefen in Wohnhäusern geeignet ist.

	Absol.	C = 1 Specif.	Pyrometr. Wärmeeffect
Kohks . . mit 10 Proc. Wasser und 5 Proc. Asche	0,84	—	2300° C.
„ . . „ 5 „ „ „ 3 „ „	0,92	—	2400 „
„ . . „ — „ „ „ 3 „ „	0,97	—	2450 „
Backkohks „ „ „ 5 „ „	—	0,33	—
Sinterkohks „ „ „ 5 „ „	—	0,41	—
Sandkohks „ „ „ 5 „ „	—	0,46	—

Bei Versuchen von Brix lieferten 1 Kilogr. Kohks (mit einem Gehalte von 5,9 Proc. Wasser und 2,5 Proc. Asche) 7,15, getrocknet 7,81 Kilogr. Dampf. Nach Berthier reducirten französische Kohks 22—28,5 Theile Blei und erwärmten 50,3—65,6 Theile Wasser von 0° bis 100° C.

Zum Verkohken ist eine Steinkohle anwendbar, welche die Fähigkeit hat, in der Hitze teigig zu werden und zusammenzubacken und deren Aschengehalt nicht zu hoch ist, da sich derselbe in den Kohks concentrirt. Vielfach wendet man Backkohlen, namentlich Klein an, dessen Verwendung bei Kesselfeuerungen wegen schwieriger Behandlung des Rostes der magern Kleinkohle nachgestellt wird. Dem Verkohken der Steinkohlen geht häufig eine nasse Aufbereitung derselben voraus. Durch diese Operation sucht man ein möglichst aschenarmes Product (mit 5—7 Proc. Asche) zu erzielen. Die Kohlenflötze sind nämlich vielfach mit Klüften durchsetzt, die sich im Laufe der Zeit mit Mineralstoffen füllten, und ferner nicht scharf abgegrenzt den sie einschließenden Gebirgsschichten eingelagert; es findet vielmehr eine Durchdringung beider in der Lettenkohle statt, welche letztere, oft kaum von der Kohle im äußern Aussehen unterschieden, doch bis zu 50 Proc. unverbrennliche Stoffe enthält. Durch die nasse Aufbereitung der Steinkohlen sucht man nun die specifisch leichteren Kohlen von Thonschiefer, Schwefelkies u. s. w. möglichst zu befreien, ehe man sie dem Verkohken unterwirft. Die Kohlen werden vor dem Waschen durch Aufwerfen auf ein System von vier schräg übereinanderliegenden Sieben sortirt, hierdurch die auf dem ersten Siebe liegenbleibende Stückkohle und die das zweite oder dritte Sieb nicht passirende Nußkohle ausgeschieden. Das Kohlenklein, welches durch das letzte Sieb gegangen ist, bringt man in Mühlen- oder Walzwerke und scheidet, nachdem das Zermahlene abermals einer Separation in Sieben unterworfen ist, die leichtere Kohle von schwereren Beimengungen durch gewöhnliche hydraulische oder continuirlich wirkende Setzmaschinen von ähnlicher Construction, wie sie zur nassen Aufbereitung von Erzen Anwendung finden. Zu erwähnen sind: die Setzmaschine von Marsilly, der Meynier'sche und Frölich'sche Waschapparat.[25]) Vielfach werden jedoch die Steinkohlen zur Erzielung sehr gleichmäßiger Kohks überhaupt gemahlen. Die bei der Schlämmung erhaltenen Rückstände finden, wenn sie sehr reich an Schwefelkies sind, mitunter, wie z. B. in England, Anwendung in der Schwefelsäurefabrikation. Die Verkohkung der Steinkohlen kann erfolgen in Meilern, Haufen, Oefen und in Retorten.

Die Meilerverkohkung ist der Meilerverkohlung sehr ähnlich; sie liefert eine wenig gleichförmige und feste Kohle, erfordert auch ein Rohmaterial, was sich sonst gut verwerthen läßt, dagegen aber keine kostspielige Ofenanlage. Den Mittelpunkt des Meilers bildet eine 1—2,5 Met. hohe gemauerte Esse, welche oben einen Durchmesser von 0,3 Met., an der Basis gewöhnlich einen solchen von 0,9 Met. hat und Zuglöcher in mehrern übereinander befindlichen Reihen besitzt. Man legt nun die größeren Steinkohlenstücke um diesen als Quandelschacht dienenden Kanal, die kleineren nach der Peripherie und füllt die Zwischenräume der größeren Stücke mit Steinkohlenklein (Cinder) aus. Auf der Meilersohle werden Kanäle, von der Peripherie zur Esse führend, gebildet; häufig erhält der Meiler eine Decke. Die Entzündung erfolgt dadurch, daß man Reisig in den Schornstein einfüllt und von unten in Brand steckt. Manche entzünden auch den Haufen von außen, was aber weniger rationell ist. Nachdem der schwarze Rauch verschwunden, wird die Essenmündung mit einem eisernen Deckel verschlossen und die Zugkanäle bedeckt. Häufig beschleunigt man die Abkühlung durch Anwendung von Wasser, weil durch die Wasserdämpfe der Rest des Schwefels, der sich nicht verflüchtigt hat, entfernt wird. Blackwell[26]) hat eine Vorrichtung angegeben, wodurch bei der Meilerverkohkung die flüchtigen Producte (Theer, flüchtige Oele u. s. w.) gewonnen werden können.

Bei der Haufenverkohkung gelingt eine gleichförmigere Erhitzung der Kohlen als in runden Meilern. Die Haufen erhalten eine Länge von 15,69 bis 47,1 Met., eine Höhe von 0,94 bis 1,22 Met. bei einer Breite von 1,88 Met. In Abständen von 1,88 bis 2,51 Met. werden Quandelpfähle befestigt. In der Hauptlängenrichtung des Hau-

25) Vgl. Meynier, Dingl. Journ. 144, 91; Bessemer, ebendas. 152, 286; Lebleu, Polyt. Centralbl. 1860, 1358; Bauer, Ebendas. 1862, 1265; Lührmann, Berggeist 1865, Nr. 35; Kohlenwäsche in Saarbrücken, Berggeist 1854, Nr. 51, 61, 63; 1866, Nr. 27; Kohlenwäsche bei Dortmund, Berggeist 1864, Nr. 7, 48; Geinitz, Fleck und Hartig, Ebendas. 2, 331; Evrard's Aufbereitung bei St.-Etienne in der Berg- und Hüttenm. Zeitung, 1866, S. 225; Polyt. Centralbl. 1867, S. 950, 1386; Verbindung der Kohlenwäscherei mit Kohkerei im Siegenschen, Zeitschr. der Ver. deutscher Ingenieure 18, 381; Havrez in Revue un vers. 1870, livre 3, Vol. 27; Rittler in der Kärntner Zeitschr 1871, Nr. 1.

26) Dingler, Journ. 160, 301.

fens läuft auf der Meilersohle ein aus großen Kohlenstücken erbauter Kanal, in welchen seitwärts weitere Luftzüge münden. Nachdem der Haufen aus kleineren Kohlenstücken bis zur erforderlichen Höhe aufgebaut ist, werden die Quandelpfähle herausgezogen und der Haufen an mehrern Stellen durch in den Hauptkanal und in die Seitenöffnungen eingebrachte brennende Kohlen angezündet. Sollte das Feuer zu heftig werden, so sperrt man einzelne Luftkanäle durch Aufwerfen von Cinders (Steinkohlenklein, Kohksabfall) ab und stößt mit einer eisernen Stange an andern Orten neue Oeffnungen ein (namentlich bei stark backenden Steinkohlen). Schlägt aus den senkrechten Zuglöchern nicht mehr eine dunkelgelbe, rußende, sondern eine bläuliche Flamme, das Zeichen des nahezu vollendeten Destillationsprocesses, so werden die untern Zuglöcher zuerst geschlossen, die Decke, wo es nothwendig erscheint, ausgebessert, hierauf auch die obern Luftkanäle zugeworfen und der Meiler zur Abkühlung sich selbst überlassen. Häufig löscht man zur möglichst vollständigen Abschwefelung die glühenden Kohks mit Wasser ab. Um vorzugsweise das billige Kohlenklein durch Verkohkung zu verwerthen, sind auch Meiler und Haufen angewendet, welche bei der Construction eine temporäre Einfassung von Bretern erhalten, die vor dem Anzünden beseitigt werden. Die Luftkanäle sind durch eingesetzte hölzerne Pfähle gebildet, die man aus dem fertigen Meiler oder Haufen herauszieht. Auch Meiler mit gemauerten Umhüllungen (Schaumburger Kohksöfen[27]) sind im Gebrauch.

Bei dem Verkohken in Meilern und Haufen ist es schwierig, das Feuer zu reguliren und einem starken Verbrennen der Kohle vorzubeugen. Um diese Uebelstände zu beseitigen, nimmt man gegenwärtig fast allgemein die Operation in geschlossenen Oefen vor, welche entweder die entstehenden Gase unbenutzt in die Luft entlassen (Kohksbacköfen), oder bei denen dieselben zur Heizung von Dampfkesseln, von Winderhitzungs-Vorrichtungen, von Kalköfen oder endlich von Verkohlungsöfen selbst dienen.

Die geschlossenen Oefen lassen sich eintheilen in:

A. Oefen, bei welchen die entweichenden Gase nicht zur Heizung der Oefen selbst dienen; backofenartige Apparate verschiedenster Construction für Chargen von 750—5000 Kg.

B. Oefen, bei denen die Verkohkungsgase zur Heizung der Sohle und der Seitenwände des Ofens verwendet werden. Diese zerfallen in:

1) Oefen mit einer Thür, in denen die Verkohkungskammern liegen:

a) parallel nebeneinander. System Jarlot[28]), Smit[29]), Dulait[30]), Talabot[31]);

b) parallel übereinander. System Frommont[32]), Bourg[33]), Gendebien[34]);

c) radial nebeneinander. System Eaton[35]), Laumonier.[36])

2) Oefen mit zwei Thüren:

a) mit horizontal nebeneinanderliegenden Verkohkungskammern, aus denen die Kohks herausgekrückt werden. System François[37]), François-Rexroth[38]), François-Gobiet[39]), Coppée[40]), Haldy[41]), Fabry[42]), Smit[43]), Ringel.[44])

b) mit geneigt gegeneinanderliegenden Verkohkungskammern; die Kohks fallen nach dem Oeffnen der untern Thür von selbst heraus. System Dubochet[45]);

c) mit vertical nebeneinanderstehenden Verkohkungsräumen, aus denen die Kohks nach dem Oeffnen der untern Thür von selbst herausfallen. System Appolt[46]), Bauer.[47])

C. Oefen, bei welchen die Verkohkungsgase, bevor sie zu Heizungszwecken Anwendung finden, Condensatoren passiren. System Knab[48]), Pernolet.[49])

Die sub A angeführten Verkohkungsöfen, Kohksbacköfen, sind zur Zeit fast außer Gebrauch, da durch die Nichtbenutzung der Verkohkungsgase bedeutende Wärmeverluste entstehen und außerdem die Umgebung durch die entweichenden Destillationsproducte sehr belästigt wird. Sie sind hauptsächlich noch in England in Benutzung, haben eine viereckige Herdsohle von 3,766 Met. Breite und 3,138 Met. Tiefe, eine Höhe von 0,941 bis 3,138 Met., und sind oben durch einfache Gewölbe geschlossen, in denen sich eine Oeffnung zum Entweichen der Gase befindet. Der Luftzutritt findet durch die eiserne, an mehrern Punkten durchlöcherte Thür statt. Die Kohlen werden in den zuvor glühend gemachten Ofen theils durch die Thür, theils durch die obere Oeffnung eingebracht und der Zug durch die letztere, welche man mittels eines eisernen Deckels beliebig weit öffnen oder schließen kann, regulirt. Zwölf Stunden nach beendigter Destillation können die noch glühenden Kohks aus dem Ofen gezogen

27) Dingler, Journ. 99, 428; 121, 97; Berg- und Hüttenm. Zeitung 1871, 217, 390; Berggeist 1867, 11; Percy-Knapp, Metallurgie 1, 176. 28) Dingler, Journ. 166, 119. 2) Polyt. Centralbl. 1864, 1021. 30) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1855, 233; 1864, 157; 1874, 242; Rittinger's Erfahrungen 1863, 30; Studienreise der Studir. des Berliner Gewerbeinstituts 255. 31) Ebendas.

32) Ebendas. 33) Berg- und Hüttem Zeit. 1855, 233. 34) Polyt. Centralbl. 1864, 1021; Berg- und Hüttenm. Zeit. 1864, 48. 35) Dingler, Journ. 164, 420; Berg- und Hüttenm. Zeitung 1862, 392; 1864, 217; Polyt. Centralbl. 1862, 1137. 36) Oesterreich. Zeitschr. 1866, 172; Berg- und Hüttenm. Zeitung 1867, 183. 37) Berggeist 1861, Nr. 91; 1864, Nr. 58; Polyt. Centralbl. 1871, 203. 38) Berg- und Hüttenm. Zeit. 1860, 83, 424; 1862, 239; 1864, 218, 225; 1865, 103; 1866, 76. 39) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1862, 329; 1867, 12; Kerpely, Eisenhüttenwesen Ungarns S. 258. 40) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1864, 125, 218; 1870, 30; 1872, 156, 310; 1873, 211. 41) Berggeist 1864, 39; Kärntner Zeitschr. 1870, Nr. 2. 42) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1864, 224. 43) Ebendas. 1864, 224; 1865, 103; 1874, 242. 44) Ebendas. 1872, 389. 45) Dingler, Journ. 142, 414; Berggeist 1861, Nr. 69. 46) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1856, 187; 1859, 100, 161, 224; 1860, 83, 424; 1864, 224; 1865, 103, 139; 1869, 363; 1872, 157; 1874, 272; Dingler, Journ. 141, 350; Polyt. Centralbl. 1872. 1345; Berggeist 1871, 70; Oesterr. Zeitschr. 1871, Nr. 46. 47) Berggeist 1872, Nr. 53; Berg- und Hüttenm. Zeitung 1872, 157, 319. 48) Berg- und Hüttenm. Zeitung 1860, 371; 1864, 225. 49) Dingler, Journ. 197, 411.

und mit Wasser abgelöscht werden. Der Ofen wird nach dem Entleeren sofort wieder gefüllt und besitzt noch Wärme genug, um sofort den Verkohkungsproceß wieder einzuleiten. Je gleichmäßiger der Ofen erhitzt war, desto besser fallen die resultirenden Kohlen aus.

Am verbreitetsten sind der Appolt'sche und der Coppée'sche Kohksofen. Der erstere, namentlich im Rheinland und in Westfalen vielfach in Benutzung, hat die Form eines stehenden Schachtes, welcher von außen durch die bei der Verkohkung sich entwickelnden und angezündeten Gase geheizt wird. Zur besseren Ausnutzung der Wärme sind je 12 Schächte in zwei Reihen zu einem Gesammtofen vereinigt. Die flüchtigen Destillationsproducte eines Schachtes dienen zur Verkohkung des Inhalts des Nachbars. Die Füllung mit je 1250 Kg. geschieht durch die obere Oeffnung, über welche eine Eisenbahn hinwegläuft, die Entleerung durch die im untersten Theile befindliche Klappe in eiserne, gleichfalls auf einem Schienenwege laufende Wagen. Der Proceß dauert 24 Stunden, sodaß also alle 2 Stunden eine Abtheilung entleert und neubeschickt wird. Die Ausbeute an Kohks beträgt 67 Proc. gegenüber einer solchen von höchstens 61 Proc. in liegenden Oefen.

Der Coppée'sche Ofen besteht aus einer Reihe horizontaler, parallel laufender Kanäle, welche durch verschließbare Oeffnungen in der Decke mit Steinkohlen beschickt werden können und an beiden Seiten während des Betriebs geschlossen gehalten werden. Je zwei solcher Kanäle bilden eine Gruppe. Die Destillationsproducte von zwei Oefen derselben Gruppe vereinigen sich unter der Sohle eines Ofens und gelangen an die Wandungen der folgenden Abtheilung, wo sie durch vorgewärmte Luftströme verbrannt werden; die aus dieser Gruppe entweichenden Gase verkohken den Inhalt der dritten u. s. w. Die Kohlenentleerung der Oefen wird durch einen Dampfschieber bewirkt; die Oefen müssen schnell aufs neue gefüllt werden. In Preußen sind gegenwärtig 2500 derartiger Oefen im Gebrauche.

Das Verkohken von Staubkohlen erfolgt auf überwölbten Herden, die nach Art der Backöfen gebaut sind.

Im übrigen sei auf die Originalangaben verwiesen.

Die Kohks finden hauptsächlich Anwendung in der Metallurgie, namentlich bei der Gewinnung des Roheisens in den Hohöfen. Es ist hier ein Brennmaterial nothwendig, welches vermag, den in der Rast und im Gestelle herrschenden Druck auszuhalten und der dabei Dichtigkeit genug besitzt, die Anwendung eines starken Winddrucks zu gestatten, somit einen höheren Hitzegrad zu geben und ein schnelles Niederschmelzen der Erze zu bewirken. Außerdem dienen Kohks auch zur Feuerung von Dampfkesseln, der mannichfachsten Heizungsanlagen und in der chemischen Großindustrie, wo sie wegen ihres geringen Gehalts an Schwefel besonders schätzenswerth sind. Die Production ist eine sehr bedeutende. In England gibt es Kohkereien, die wöchentlich über 10,000 Tonnen erzeugen.

Gaskohle, Retortenkohle ist das Product der Zersetzung von Kohlenwasserstoffen bei sehr hoher Temperatur. Sie bildet sich bei der Darstellung des Leuchtgases, wo ihre Ablagerung namentlich im obern Theile der Retorten erfolgt. Ist nämlich gegen das Ende der Destillation der Steinkohlen der obere Theil der ovalen oder halbcylindrischen Retorten sehr heiß geworden, so wird ein Theil der sich noch entwickelnden Kohlenwasserstoffe in Wasserstoff und Kohle zerlegt.

Gaskohle ist nach dem Ruß die reinste Form des amorphen Kohlenstoffs, sie bildet eisengraue, metallisch glänzende Massen von so großer Härte, daß sie am Stahle Funken gibt, leitet die Elektricität und Wärme gut und ist sehr schwer entzündlich. Sie kann auch erhalten werden, wenn man ölbildendes Gas C_2H_4 durch eine weißglühende Porzellanröhre leitet. Nach Marchand's und Meyer's Untersuchungen[49a]) hatte die direct der Retortenwand angelagerte Kohle das spec. Gewicht 2,356 und die spec. Wärme 0,2036 (in dieser Hinsicht also fast genau dem Graphit gleich), sie enthielt keinen Wasserstoff und hinterließ beim Verbrennen nur 0,3 Proc. Eisenoxyd. Die weiter abliegenden Schichten sanken im Gewichte bis zu 1,723 herab und enthielten etwas Wasserstoff, gaben auch etwas mehr Asche. Gaskohle dient zur Herstellung von Kohlenplatten für die Bunsen'sche Batterie, zur Anfertigung von Kohlentiegeln und von Kohlenpolen für das elektrische Licht. In zerkleinertem Zustande ist sie zur Erzeugung sehr hoher Temperatur geeignet.

Rußkohle (Kienruß, Lampenruß). Es ist schon erwähnt worden, daß beim Verbrennen von kohlen- und wasserstoffhaltigen Körpern eine Flamme erzeugt wird, welche durch den abgeschiedenen, feinzertheilten, glühenden Kohlenstoff Leuchtkraft erhält, und daß dieser Kohlenstoff bei mangelndem Luftzutritte, oder wenn man einen kalten Körper in die Flamme bringt, sich als Ruß abscheidet. Ist der verbrennende Körper sehr reich an Kohlenstoff, so rußt die Flamme schon ohne Abkühlung und um so stärker, je weniger rasch Luft zutreten kann. Man benutzt dieses Verhalten zur Darstellung von Rußkohle im großen und nennt diesen Fabrikationszweig selbst Rußschwelerei.[50]) Zur Darstellung von Kienruß dienen harzreiche Substanzen (Kienholz, Kienbrände vom Theerschwelen, Abgänge von Theer, Pechgrieven vom Pechsieden, Rückstände von der Petroleumraffination) herrührend, welche man am Anfange eines in der Rußhütte befindlichen gemauerten Kanals verbrennt. Derselbe ist etwa 4,7 Met. lang und hat einen Querschnitt von 0,25 Met., er ist gebogen und mit mehrern hölzernen oder gemauerten quadratischen Kammern von 60—90 Cubik-Met. Inhalt verbunden. Das Dach der Kammern hat Pyramidenform und besteht aus Wollenzeug; es kann mittels einer über eine Rolle gleitenden Schnur auf und ab bewegt werden. Beim Beginn des Schwelens läßt man zur Erwärmung des Kanals die Luft voll in diesen eintreten, später wird der Zutritt durch

---

49a) Journ. pr. Chem. 54, 313; 59, 332; Dingler, Journ. 123, 117, 185, 291; 129, 42. 50) Dingler, Journ. 21, 266, 351; 117, 319.

einen an der Mündung desselben befindlichen Schieber vermindert. In der gemauerten Röhre setzt sich theerhaltiger Glanzruß ab, während der schwarze Flatterruß in die Kammern übergeht und sich Dach und Wänden anhängt. Da der Zug durch das wollene Dach der Kammern erfolgt, so muß von Zeit zu Zeit durch leise Schläge der Ansatz aus der Haube entfernt werden. Der feinste Ruß wird erhalten, wenn man die Luft stärker zu den verbrennenden Rohmaterialien treten läßt, wobei allerdings die Ausbeute abnimmt; reichlicher, aber auch gröber und weniger schwarz, fällt dieselbe bei Anwendung von harzreichen Körpern, die mit stark rußender Flamme verbrennen, aus. Einen für Buchdruckerschwärze geeigneten Ruß gewinnt man aus dem Steinkohlentheeröl, welches in eisernen Pfannen bei mangelhaftem Luftzutritte verbrannt wird. Der Ruß setzt sich in einem Systeme großer cylindrischer Säcke ab. Bessere Rußsorten werden von noch anhängenden theerartigen oder empyreumatischen Stoffen durch Ausglühen in eisernen Cylindern befreit.

Der Lampen- oder Oelruß, die feinste und reinste Sorte, wie sie zur Tuschebereitung dient, entsteht bei der Verbrennung fetter Oele, in deren Flamme kalte Metallplatten gehalten werden; man verbrennt auch wol die betreffenden Oele (Terpentinöl, Harzgasöl u. a.) in Lampen und hängt über den Flammen derselben Metalldeckel auf.

Einen Apparat zur Fabrikation von Lampenölruß hat O. Thalwitzer [50a]) angegeben. Derselbe besteht im wesentlichen aus einer rotirenden, durch Wasser gekühlten Metallplatte, an die sich an der einen untern Seite der Ruß anlegt, um an der andern Seite durch einen Schaber abgekehrt und entfernt zu werden. Der Ruß wird in einer Anzahl von Oellampen durch unvollständige Verbrennung erzeugt.

Unter den Namen Diamantschwarz stellt P. Neef [50b]) durch Verbrennung natürlicher, der Erde entströmender Kohlenwasserstoffe einen Lampenruß dar, der sich namentlich zu feinen Buchdruckerarbeiten eignet.

Reiner, ausgeglühter Lampenruß enthält immer noch geringe Mengen schwerflüchtiger Kohlenwasserstoffe. Er kann von denselben nur durch Glühen im Chlorstrome befreit werden. Kubel fand in mit Aether ausgezogenem, dann stark geglühtem Ruße aus Terpentinöl 99 Proc. Kohlenstoff und 0,8 Proc. Wasserstoff.

Ruß ist infolge seiner äußerst zarten Vertheilung und der Widerstandsfähigkeit gegen chemische Agentien als schwarze Farbsubstanz sehr geschätzt. Unreine Arten dienen zur Bereitung von Stiefelwichse, reinere zur Herstellung der Buchdruckerschwärze (wesentlich gekochtes Leinöl mit Kienruß), als Steindruckfarbe (sogenanntes Frankfurter Schwarz, eine tiefschwarze Kohle aus Weinhefen oder Weintrestern, dient beim Kupferdrucke) und zur Bereitung von Oel- und Anstrichfarben. Der reinste und feinste Ruß wird zur Bereitung der chinesischen Tusche verwendet.

Die meisten Rußschwelereien befinden sich in Thüringen und im Schwarzwalde, von wo der Kienruß in länglichen, kleinen Tönnchen aus Tannenspänen in den Handel kommt.

Glanzkohle bleibt beim Verkohlen oder der trockenen Destillation schmelzender organischer Verbindungen rückständig. Sie bildet eine glänzende, blasige Masse, deren Dichtigkeit mit der Höhe der Temperatur, bei der sie gewonnen, zunimmt. Auch wenn der betreffende organische Körper, aus welchem die Kohle dargestellt wurde, keine unorganischen Bestandtheile enthielt, stellt die Glanzkohle nicht chemisch reinen Kohlenstoff dar, sondern enthält immer noch, wenn auch geringe Mengen, Sauerstoff und Wasserstoff.

Holzkohle. Man bezeichnet hiermit den Rückstand von der trockenen Destillation der verschiedenen Holzarten.

Den wesentlichen Bestandtheil des Holzes bildet die Holzfaser, Pflanzenfaser oder Cellulose. Dieselbe hat bei allen Holzarten dieselbe Zusammensetzung: 52,65 Proc. Kohlenstoff, 5,25 Proc. Wasserstoff und 42,10 Proc. Sauerstoff. Wie man sieht, ist also das Verhältniß des Wasserstoffs zum Sauerstoff dasselbe (1 : 8), in welchem diese Elemente sich zu Wasser vereinigen. Nimmt man an, daß bei der Verbrennung des Holzes dieses Wasser als Dampf fortgeht, so kann, da lufttrockenes Holz im Durchschnitte nur 40 Proc., ganz trockenes 50 Proc. Kohlenstoff enthält, nur ein verhältnißmäßig geringer Wärmeeffect erzielt werden, weil der Wasserdampf etwa viermal so viel Wärme absorbirt, um gleiche Temperatur hervorzubringen, als die übrigen Verbrennungsproducte. Deshalb ist man schon seit langer Zeit bestrebt gewesen, für alle die Zwecke, wo es sich um Erzeugung hoher Temperaturen handelt, aus dem Holze durch Verkohlung einen Brennstoff von höherer Heizkraft zu erzeugen. Bei der Gewinnung von Holzkohlen kommt es darauf an, ob man nur diese als Hauptzweck verfolgt, oder ob man diesen mit der Darstellung von Nebenproducten, als Theer, Holzessig u. a., combinirt. Die Ausbeute und die Qualität der Holzkohle hängt wesentlich von der Temperatur ab, bei welcher sie gewonnen wurde. Bei der trockenen Destillation entweicht zuerst das hygroskopische Wasser (Holz verliert dasselbe erst vollständig bei 150° C.), dann gehen Essigsäure und Theer über, später folgen Kohlenwasserstoffe und Kohlenoxydgas. Hält man bei der Holzverkohlung die Temperatur längere Zeit unterhalb des Punktes, wo eine lebhaftere Zersetzung des Holzes eintritt, so entweicht das hygroskopische und chemisch gebundene Wasser und kann keinen zersetzenden Einfluß mehr auf den Rückstand ausüben, die Ausbeute an Kohle ist hierbei die höchste. Wird dagegen das Holz rasch auf eine hohe Temperatur erhitzt, so zerlegt die glühende Kohle die noch nicht entfernten Wasserdämpfe, es entsteht Kohlenoxydgas und Wasserstoff und die Menge der schließlich rückständigen Kohle wird dadurch vermin-

---

50a) Dingler, Journ. 237, 132. 50b) Ebendas. 231, 178. — Chem. News 1878, XXXVIII, 44.

bert. Violette[51]) hat eine umfangreiche Untersuchung über den Einfluß verschiedener Temperaturen auf die Kohlenausbeute gemacht. Derselbe verkohlte Faulbaumholz und gelangte zu folgenden Resultaten:

Verkohlungstemperatur des Holzes	Menge der aus 100 Theilen des bei 150° C. getrockneten Holzes entwickelten flüchtigen Substanz	Gewicht der gewonnenen Kohle	Bemerkungen
160° C.	2	98,00	Nicht ausgebrannte Kohle (Brände)
170 „	5,45	94,55	
180 „	11,41	88,59	
190 „	18,01	81,99	
200 „	22,90	77,10	
210 „	26,86	73,14	
220 „	32,50	67,50	
230 „	44,63	55,37	
240 „	49,21	50,79	
250 „	51,33	49,57	
260 „	58,77	40,23	
270 „	62,86	37,14	
280 „ [1]	63,84	36,16	[1] Sehr rothbraune Kohle, von beginnender Zerreiblichkeit. Anfangsglied der Rothkohlen.
290 „	65,91	34,09	
300 „	66,39	33,61	
310 „	67,13	32,87	
320 „	67,77	32,23	
330 „	68,23	31,77	
340 „ [2]	68,47	31,53	[2] Diese u. die folg. Kohlen sind sehr schwarz.
350 „	70,34	29,66	
432 „ [3]	81,13	18,87	[3] Schmelzpunkt des Antimons
1023 „	81,25	18,75	„ Silbers
1100 „	81,60	18,40	„ Kupfers
1250 „	82,06	17,94	„ Goldes
1300 „	82,54	17,46	„ Stahls
1500 „	82,69	17,31	„ Eisens
Schmelzen des Platins	85,00	15,00	„ Platins

Die unter 280° erzeugte Kohle ist unausgebrannt, von 280° an und darunter beginnt sie zerreiblich zu sein, nimmt bei diesem Temperaturgrade rothbraune Farbe an (Rothkohle) und ist sehr entzündlich. Bei 350° wird sie schwarz (Schwarzkohle). Bei hoher Temperatur, zwischen 1300° und 1500° gewonnen, ist sie dicht, compact, schwer entzündlich und wird bei den höchsten Verkohlungstemperaturen klingend hart. Unter den letztern Umständen gewonnen, enthält sie noch Sauerstoff und Wasserstoff, wie folgende Tabelle von Violette zeigt:

Verkohlungstemperatur	Die gewonnene Kohle enthält in 100 Theilen			
	Kohlenstoff	Wasserstoff	Sauer- u. Stickstoff	Asche
280° C.	71,6	4,7	22,1	0,563
350 „	76,6	4,1	18,4	0,613
432 „	81,6	1,9	15,2	1,163
1032 „	81,9	2,3	14,1	1,598
1160 „	83,3	1,7	13,8	1,235
1250 „	88,1	1,4	9,2	1,199
1300 „	90,8	1,6	6,5	1,152
1500 „	94,5	0,7	3,8	0,664
über 1500 „	96,5	0,6	0,9	1,946

Aus Violette's sämmtlichen Versuchen ergeben sich folgende Schlüsse:

1) Auf die Ausbeute an Kohlen ist die Verkohlungstemperatur von großem Einfluß; es resultirt eine um so geringere Menge von Kohlen, je höher die Temperatur gestiegen ist. Bei einem und demselben Holz beträgt die Ausbeute bis 50 Proc. bei einer Verkohlungstemperatur von 250° C., bis 33 Proc. bei einer solchen von 300° C., bis 20 Proc. bei 400° C. und bis 15 Proc. bei 1500° C.

2) Die Kohlenausbeute ist bei derselben Verkohlungstemperatur der Dauer der Verkohlung, der Kohlenstoffgehalt der Kohle der Temperatur der Verkohlung proportional.

3) Das in vollkommen geschlossenen Gefäßen verkohlte Holz läßt weniger Kohlenstoff austreten als beim gewöhnlichen Verkohlungsverfahren, daher gewinnt man zwischen 150 bis 350° C. ungefähr 80 Proc. Kohle auf ersterm Wege, also fast die dreifache Menge, die auf letzterm zu erzielen ist. Bei einem Ertrage von 90 Proc. entsteht in vollkommen geschlossenen Verkohlungsgefäßen bei 180° C. rothe Kohle, bei 300 bis 400° C. unter Eintritt vollkommener Schmelzung eine schwarze, glänzende Masse, die alle organische Textur verloren hat.

4) Durch Verkohlung in Cylindern oder eisernen Töpfen lassen sich nicht Producte von gleichförmiger Zusammensetzung herstellen, wohl aber durch Anwendung überhitzter Wasserdämpfe je nach der angewendeten Temperatur mit beliebigem Kohlenstoffgehalt.

Die Verkohlung des Holzes kann ausgeführt werden unter beweglichen Decken in Meilern und Haufen, oder in Oefen. Die Köhlerei läßt sich, wie folgt, eintheilen in:

A. Waldköhlerei oder Verkohlung unter beweglicher Decke ohne Rücksicht auf Nebenproducte.

Diese zerfällt in:

1) Grubenköhlerei,
2) Meilerverkohlung;
 a) in stehenden Meilern,
 b) in liegenden Meilern.

51) Dingler, Journ. 123, 417.

B. Waldköhlerei mit Gewinnung der Nebenproducte, wo wieder zu unterscheiden ist:

1) Grubenköhlerei,

2) Meilerverkohlung.

C. Ofenverkohlung; diese kann vorgenommen werden:

1) in Meileröfen mit regulirbarem Luftzutritte in das Innere;

2) in Meileröfen mit Zutritt von sauerstofffreien Feuergasen in das Innere;

3) in Gefäßöfen, wo Verkohlung durch äußere Hitze stattfindet;

4) in Oefen mit Heizung durch überhitzten Wasserdampf.

Die Grubenverkohlung, das älteste Verfahren Holzkohle zu gewinnen, wird nur noch selten angewendet zur Verkohlung von geringwerthigem Holz, Reisig und Prügeln. In eine etwa 1 Met. tiefe, oben bis 2 Met. breite, nach unten zu sich kugelförmig verjüngende Grube, wirft man einen Haufen Reisig, zündet denselben an und läßt, sobald die Flamme rein, ohne Rauch brennt, weiteres Holz nachfolgen; auf diese Weise fährt man so lange mit Holzzugeben und Zusammenstoßen fort, bis die Grube voll ist, gibt eine Rasendecke und erstickt das Feuer durch Aufwerfen von Erde. Die Verkohlung dauert 24—36 Stunden. Der durch de la Chabeaussière verbesserte Verkohlungsapparat von Baillet besteht im wesentlichen aus einer schwachkonischen Grube, welche mit einem eisernen Deckel geschlossen werden kann und seitliche, durch Thonröhren gebildete Luftkanäle besitzt, die auf der Sohle der Grube münden. Der Rauch wird durch eine obere seitliche Oeffnung fortgeführt. Beim Füllen der Grube bringt man einen Quandelpfahl von 105 Millim. Durchmesser in den Ofen, umgibt ihn am untern Theile, um die Entzündung des Holzes zu erleichtern, mit Kohlenlösche und bildet durch Holzscheite Kanäle von den Luftlöchern bis nahe zum Quandel. Ist alles vorbereitet, so wird der letztere herausgezogen, der Deckel aufgelegt und durch eine mittlere Oeffnung desselben das Holz mittels eingetragener glühender Kohlen entzündet. Bei einer Tiefe von 2,82 Met. hat der Ofen einen obern Durchmesser von 3,14 Met. Die Verkohlung dauert 60—80 Stunden, nach derselben bleibt der Ofen zur Abkühlung ungefähr ebenso lange sich selbst überlassen. Die Ausbeute beträgt 20 Proc. des angewandten Holzes.

Bekannter und allgemeiner im Gebrauche ist die Verkohlung in Meilern. Unter einem Meiler versteht man einen nach gewissen Regeln aus gestellten oder gelegten Holzscheiten aufgeschichteten Kegel, dessen bewegliche Decke aus Kohlenlösche (Kohlenstaub mit Erde) hergestellt ist. Zum Aufbau desselben wählt man einen Ort, der möglichst vor Wind geschützt, also durch Bäume oder eine Bergwand gedeckt liegt. Der Boden, der weder zu trocken noch zu naß sein darf, wird fest gestampft und erhält nöthigenfalls einen Rost von Bohlen, Zweigen oder Aesten, welche mit einer Lage von Erde und Kohlenklein 100—150 Millim. hoch gleichmäßig bedeckt werden. Man errichtet in der Mitte der Meilersohle zuerst einen geraden starken Stamm, den Quandel, um welchen das Holz nach zwei verschiedenen Methoden geschichtet wird, indem man entweder die Scheite aufrecht stellt, oder sie theilweise horizontal legt. Vortheilhaft ist es, beide Methoden zu combiniren. Den Quandel umgibt man mit Bränden (halbgar gebranntes Holz von einer vorhergehenden Operation), Reisig und andern leicht feuerfangenden Substanzen und läßt im untern Theile des Meilers beim Aufbau zu ersterm einen Kanal frei, die Zündgasse. Nun wird das Holz so dicht als möglich in concentrischen Schichten aufrecht stehend, um den Quandelschacht gestellt (Richten des Meilers) und der Rest desselben, horizontal liegend, so vertheilt, daß die spitzern Enden nach innen zu liegen kommen, um so wenig wie möglich Zwischenräume zu erhalten. Wo dieselben sich indessen nicht vermeiden lassen, werden sie mit kleinen Scheiten oder Astholz ausgefüllt (Schlichten). Zur Abrundung der Haube dienen oben aufgelegte kleine Holzstücke. Der gerichtete Meiler erhält nun eine Decke. Rings um seinen Fuß wird eine 157 Millim. hohe Schicht von Reisig, durch in dem Boden befestigte Gabeln zusammengehalten, ausgebreitet. Diese sogenannte Rüstung hat den Zweck, sowol den Lufteintritt in das Innere wie den Dämpfen Austritt zu gestatten, endlich die Decke zu halten. Die letztere bildet man am besten so, daß der Meiler erst einen Beleg von Rasen erhält (Bewerfen), auf welchen ein Gemenge von Erde mit Kohlenklein zu liegen kommt. Ueber der Haube muß die Decke wegen des Gas- und Dampfsdrucks am stärksten ausgeführt werden. Die Entzündung geschieht von oben durch den Quandelschacht oder durch die Zündgasse. Der Meiler geräth in seinem innersten Theile zuerst in Brand, der im Anfange noch verstärkt wird, indem man oben und an den Seiten Löcher anbringt und so den Zug befördert. Diese Oeffnungen werden nach einiger Zeit geschlossen; die Gase und Dämpfe sind nun gezwungen, sich durch die ganze Holzmasse zu verbreiten, sie entweichen schließlich durch die Rüstung. Es tritt die erste Phase des Kohlenbrennens ein: durch die Wärme wird das hygroskopische Wasser ausgetrieben, welches sich an der Decke verdichtet, sodaß diese äußerlich feucht erscheint — das Schwitzen, Bähen des Meilers. Geschieht das erste Anfeuern nicht rasch, sodaß die Wasserdämpfe bei zeiten zu entweichen beginnen, so können später leicht Explosionen, welche die Decken abwerfen oder auch den ganzen Meiler zertrümmern, eintreten — das Werfen, Schlagen. Der Dampf verliert nun allmählich sein dunkles Aussehen, er wird leichter und beginnt aufzusteigen, die Decke fängt an zu trocknen und erhält Risse. In dieser Zeit ist der Quandel und ein großer Theil der Haube verzehrt, der stärkere Luftzutritt ist nun nicht mehr nothwendig, im Gegentheil, er könnte jetzt sogar schädlich wirken, deshalb wird die Rüstung bis auf wenige kleine Oeffnungen bedeckt. Der Köhler steigt auf den Meiler, stößt den Quandel nach rascher Entfernung des obersten Theils der Decke zusammen, schiebt neue Scheite ein und stellt die Decke wieder vollständig her.

Dieses Erneuern der Decke nennt man das Umfassen des Meilers. Der zweite Abschnitt des Processes naht nun heran, wo die Verkohlung von innen nach außen rüstig fortschreitet — das Treiben, durch die hohe Temperatur des Innern unterhalten. Jetzt hat der Köhler sein Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß die Verkohlung gleichmäßig geschieht. Bemerkt derselbe ein Einsinken der Decke an den Feuerlöchern, so müssen die Zuglöcher durch Rasenstücke, Sand und Kohlenklein geschlossen und an der entgegengesetzten Seite des Meilers neuangelegt werden. Hat das Treiben 2—4 Tage gewährt, so ist bis auf die äußerste Holzschicht unter der Decke und am Boden der größte Theil des Holzes verkohlt. Um auch diese Schichten in den Bereich der bezweckten Umwandlung zu ziehen — was man als letzte Phase der Operation mit Zubrennen bezeichnet —, wird ein Ring von Oeffnungen am Meiler in gewissen Zwischenräumen angebracht. Diese im Abstande von 30 Centim. voneinander gebildeten Zuglöcher beginnen am Saume der Haube und rücken allmählich bis zum Fuße vor, ihr Schließen hängt von der Beschaffenheit des entweichenden Rauches ab. Derselbe, anfangs schwarz, dann lichter, leichter und durchsichtiger, wird endlich blau, ein Merkzeichen für den Köhler, daß die Verkohlung in der betreffenden Region des Meilers vollendet ist. Die Verkohlung des Holzes ist als vollendet zu betrachten, sobald man mit dem Räumen an den Fußlöchern angekommen und sobald diese blau gehen. Nunmehr werden sämmtliche Räume zugeworfen und der Meiler sich selbst überlassen. Seine Abkühlung erleidet durch Umschaufelung der Decke unter Erneuerung derselben durch nasse Erde, natürlicherweise ohne Bloßlegung der Kohlen, einen willkommenen Vorschub.

Etwa 36—48 Stunden nach der Gare des Meilers macht man an seinem Fußende eine Oeffnung und schafft eine Quantität Kohlen heraus — Ziehen der Kohlen. Diese werden sofort mit feuchtem Sande bedeckt oder mit Wasser abgelöscht, wobei man aber das Loch im Meiler sofort wieder schließt. Nach Erkaltung der Kohlen geht die Entnahme einer neuen Portion vor sich und so fort, bis der Meiler abgeräumt ist. Je nach der Größe unterscheidet man: Ziehkohlen bis zu etwa 18 Centim. Größe, Lese- oder Staufkohlen, Quandelkohlen, die kleinsten, und Gröšekohlen, die allergeringste Sorte, welche man meist mit zur Stübbe nimmt. Unvollkommen ausgebrannte Stücke von röthlicher Farbe, die Brände, werden aussortirt.

Die Meilergröße varirt von 25 Cubikm. Inhalt (Thüringen) bis zu 310 Cubikm. (Steiermark). Die zweckmäßigste Größe ist die von 93—155 Cubikm.

Die stehenden Meiler heißen je nach ihrer Bauart: welsche oder italienische Meiler, mit einem aus drei oder vier Stangen bestehenden Quandel und zwei bis drei aufrecht übereinanderstehenden Holzschichten (die Entzündung erfolgt von oben durch das Einbringen glühender Kohlen in den Quandelschacht), slawische Meiler, von der oben näher beschriebenen Einrichtung, Schwartenmeiler, in Norwegen gebräuchlich, aus Schwarten, d. i. unregelmäßig geformten dünnen Bretern bestehend, von denen drei der größten den Quandelschacht bilden.

Das Ausbringen an Kohlen, dem Gewichte nach, schwankt zwischen 15 und 28 Proc., gewöhnlich beträgt es 22 Proc.

In beträchtlicherer Weise sind die Volumenprocente Schwankungen unterworfen, wie aus folgender Zusammenstellung erhellt:

	Gewichtsprocente:	Volumenprocente:
tholz nach v. Berg	20—22	52—65,6
. . „ „	20—21	65—68
. . „ „	22—25	60—64
. . „ „	23—25,8	65—74,5
. . „ „	21—25	50—65,3
. . „ „	20—23,6	41,7—50
. . „ „	19—22	38—48
gen. . . .	—	56,76
Fichtenholz „ „	—	65,91
Eichenholz nach Beschoren . .	21,3—23,4	71,6
Rothbuchenholz „ „ . . .	22,7	73,0
Birkenholz „ „ . . .	20,9	68,5
Hainbuchenholz „ „ . . .	20,6	57,2
Kiefernholz „ „ . . .	25,0	63,6

Für die Verkohlung in liegenden Meilern oder in Haufen ist theilweise Langholz nothwendig, welches besser als Bau- oder Nutzholz dienen kann. Dieses Verfahren wird daher jetzt nur noch in untergeordneter Weise, hauptsächlich in Rußland, Schweden und Steiermark, angewendet. Der Haufen erhält die Gestalt eines länglichen Vierecks, man wählt zu seiner Anlage gewöhnlich eine etwas geneigte Ebene, legt auf ihr zuerst drei starke Stangen oder Bäume, die Unterlager, in gleichen Abständen und begrenzt die Kohlenstätte durch Pfähle, der Höhe des Haufens entsprechend, welche inwendig eine Belattung zum Halt der Decke erhalten. Die ungespaltenen, entrindeten Holzstämme werden dann quer über die Unterlager gelegt, wobei die stärksten zu unterst zu liegen kommen und alle Zwischenräume mit kleinen Scheiten ausgefüllt. An dem vordern Ende (Fuß) befindet sich ein ausgesparter Raum, welcher, mit leichtentzündlichen Stoffen angefüllt, zur Entzündung dient. Die diesem gegenüber befindliche Hinterwand heißt Segel. Die Decke des Haufens besteht aus Reisig, Laub und Lösche, sie wird zwischen Scheiten und Verschalung eingestampft, wozu ein Raum von 157 Millim. ringsum frei gelassen ist. Hat sich das Feuer aus dem Zündungsraume in die Holzmasse verbreitet, so schließt man denselben durch Aufwerfen von Erde und regelt den Gang der Verkohlung in analoger Weise wie bei der Meilerverkohlung, nur mit dem Unterschiede, daß sich hier das Feuer nicht von einem Mittelpunkte nach der Peripherie, sondern nach einer einzigen Richtung, vom Fuße zum Segel, verbreitet. Ist die Verkohlung 1,6—2,5 Met. vorgeschritten, können vorn schon Kohlen gezogen werden, natürlicherweise unter steter Erneuerung der Decke. Das geschieht

so lange, bis der zurückbleibende Haufe kubische Gestalt angenommen hat, den man erst nach vollkommen vollzogener Verkohlung zieht. Die Vortheile der liegenden Meiler gegenüber den stehenden sind in dem schnelleren und bequemeren Aufrichten, der einfacheren Bedienung und in der größeren Leistungsfähigkeit zu suchen.

Die Meilerverkohlung besitzt den Nachtheil, daß die dabei auftretenden flüchtigen Nebenproducte vollständig verloren gehen. Es hat nicht an Vorschlägen[51])gefehlt, auch diesen Punkt zu berücksichtigen und bei der Erzeugung einer guten Meilerkohle die nutzbaren Nebenproducte zu gewinnen, aber häufig zeigte es sich, daß durch Einrichtungen, welche die Gewinnung von Holztheer, Holzessig u. a. ermöglichten, nur zu leicht der Gang der Meiler gestört, oder daß der Vortheil, der dadurch erreicht wurde, nur in der Ansammlung einer großen Quantität der flüchtigen Producte, nicht aber in Güte und Menge der gewonnenen Kohlen lag. Erwähnenswerth ist die von Foucand angegebene Meilereinrichtung. Bei derselben wird die Meilerdecke mit Horden, welche durch einen Bewurf von Lehm gedichtet sind, umgeben, und die zwischen den Rahmen bleibenden Spalten mit Lehm verstrichen. Die Haube ist durch eine runde Decke aus starken Bohlen überdeckt, in welcher sich zwei Oeffnungen befinden, die mittlere zum Entzünden des Meilers und zum Entweichen der Dämpfe in der ersten Phase der Operation, die seitliche, mit einem Ableitungsrohre versehen, zur Fortführung der Destillationsproducte, welche in einem Kühlapparate aufgefangen werden. Die Luftzufuhr erfolgt durch am Fuße des Meilers befindliche Oeffnungen. Bei einer andern, hauptsächlich in Südfrankreich und in Rußland benutzten, Meilerconstruction ist die Meilersohle aus Mauerwerk in Trichterform gebildet und besitzt im untersten Theile eine Oeffnung, durch welche die condensirbaren Destillationsproducte in einem schwach geneigten Kanal einem Sammelbehälter zugeführt werden.[52]) Durch diese Einrichtung gewinnt man bei harziger Beschaffenheit des Holzes bis zu 20 Proc. Theer und kleine, aber sonst brauchbare Kohlen.

Bei der Ofenverkohlung liegt der Hauptvortheil zumeist in der ergiebigen Ausbeute der flüchtigen Verkohlungsproducte; die gemauerten Oefen bedingen einen größeren Zeitverlust, da die Mauern lange Zeit die Wärme zurückhalten und erst bis zu einem gewissen Grade abgekühlt sein müssen, ehe man Kohlen ziehen kann, dagegen ist die Witterung ohne Einfluß, die bei der Waldköhlerei oft sehr hinderlich und lästig sich bemerklich macht. Die in feststehenden Oefen gewonnene Kohle soll, was Güte und Menge anbetrifft, der in Meilern erzeugten nachstehen. Meileröfen, die analog den Meilern construirt sind, in denen also die Verkohlung des Holzes bei mangelhaftem Luftzutritt in das Innere erfolgt, bestehen gewöhnlich aus einem gemauerten Gewölbe mit einem an der Basis befindlichen Rost. Die Füllung erfolgt durch eine Oeffnung an der Seite und durch eine solche an der Decke des Gemäuers. Die Gase und flüchtigen Verkohlungsproducte entweichen durch ein in der Decke des Gewölbes angebrachtes Abzugsrohr in geeignete Kühlvorrichtungen. Auch oblonge Oefen, bei denen der Betrieb ganz dem der liegenden Meiler gleichkommt, werden angewendet und zwar vorzugsweise in Mexico.[53])

Um die Kohlenausbeute zu erhöhen, führt man die Verkohlung des Holzes in Meileröfen durch Zutritt von sauerstofffreien Feuergasen aus. Es findet bei dieser Einrichtung nur eine Verkohlung, keine Verbrennung statt. Diese sogenannten schwedischen Verkohlungsöfen besitzen an ihrer Basis ringsherum mäßig große Oeffnungen, durch welche die Flammen kleiner Holzfeuerungen, die vor denselben angebracht sind, hereinschlagen. Da die Feuerungen keinen Rost haben, so wird auch kein Sauerstoff, der eine Verbrennung der Kohle bewirken könnte, eingeführt. Constructionen, die auf diesem Princip basiren, sind von Grill und Christian[54]) gemacht worden.

Die Verkohlung in Gefäßöfen durch äußere Erhitzung geschieht theils in eisernen stehenden Cylindern, theils in horizontalliegenden Retorten, theils in gemauerten Oefen, in welchen das aufgeschichtete Holz durch die Wärme verkohlt wird, welche ein von Feuergasen durchströmtes eisernes Röhrensystem innerhalb des Ofens ausstrahlt.[55]) Sie sind überall da am Platze, wo eine möglichst große Ausbeute an Holzessig und Theer bezweckt wird.

Die gleichmäßigste Verkohlung des Holzes bei verhältnißmäßig niederer Temperatur kann durch das von Violette eingeführte Verfahren, durch überhitzten Wasserdampf erreicht werden; es resultirt hierbei ein leichtverbrennliches Product von gleichförmiger Beschaffenheit, wie es nach den übrigen Verkohlungsmethoden nicht zu erreichen ist. Man bedient sich hierzu eines Apparats, der im wesentlichen aus zwei concentrischen Cylindern von Eisenblech besteht, von denen der innere zur Aufnahme des zu verkohlenden Holzes, der äußere zum Gehäus des erstern dient. Unter den Cylindern befindet sich ein spiralförmig gewundenes schmiedeeisernes Rohr, dessen eines Ende mit einem Dampfkessel, das andere mit dem äußern Cylinder in Verbindung steht und durch eine passend angebrachte Feuerung erhitzt werden kann. Die heißen Feuergase dienen gleichzeitig zum Erwärmen des äußern Cylinders, sie entweichen, das Dampfrohr bis zu seinem Eintritte in den letztern umspielend, von hier aus direct in den Schornstein. Durch einen Blechdeckel mit Schraubenverschluß wird die offene, also die dem Dampfrohreintritte entgegengesetzte Seite, der Cylinder, durch zwei eiserne Thüren der ganze Apparat geschlossen. Dieser doppelte, luftdichte Verschluß dient, um Abkühlung der Cylinder zu verhüten. Ist der Apparat mit Holz (25—30 Kilogr.) beschickt und in Thätigkeit

---

51[a]) von Berg, Verkohlen des Holzes 1860, 216. — Dingler, Journ. 139, 443. — Wagner, Jahresber. 1856, 452. 52) Vgl. Nessel, Dingler's Journ. 159, 377.

53) Dingler, Journ. 147, 20. 54) Percy-Knapp, Metallurgie 1, 141; Polyt. Centralbl. 1862, 323. 55) Illustr. Gewerbe-Zeitung 1873, Nr. 41, 42. — Dingler, Journ. 209, 449. — C. Vincent, La carbonisation des bois en vases closets etc. (Paris 1873). — Dingler, Journ. 159, 379; 188, 188; 161, 102.

gesetzt, so tritt der auf 300° C. und darüber erhitzte Dampf an der Hinterseite des äußern Cylinders ein, umströmt den innern Holzbehälter, um an der Vorderseite in denselben überzugehen und, nachdem das Holz seiner ganzen Länge nach durchdrungen ist, mit den Destillationsproducten durch ein Rohr zu entweichen. Die Spannung des Dampfes darf nicht unter einer halben Atmosphäre betragen, am besten arbeitet man mit doppelt so hohem Drucke. Für die Beobachtung der Temperatur im Verkohlungsraume dienen Metalllegirungen aus Blei und Zinn. Sobald der Dampf geruchlos entweicht, was durchschnittlich nach 1½—2 Stunden eintritt, ist die Verkohlung beendet. Die Entleerung des Apparats muß sehr schnell unter gewissen Vorsichtsmaßregeln geschehen, damit die heiße Kohle nicht Feuer fängt, dieselbe bleibt bis zu ihrer Erkaltung in Blechbüchsen eingeschlossen. Die Verkohlung mit Dampf liefert eine größere Ausbeute als sämmtliche übrigen Verkohlungsverfahren. Bei einiger Aufmerksamkeit erhält man fast ausschließlich Rothkohle. Diese Methode ist deshalb von unschätzbarem Werthe für die Herstellung des Schießpulvers, wo es vor allem darauf ankommt, eine durchaus gleichmäßige, leichtentzündliche Kohle zu erzeugen.

Auf die Ausbeute an Kohlen ist nicht nur der raschere oder langsamere Verlauf der Verkohlung und die Temperatur, bei der die letztere erfolgt, von Einfluß, sondern auch die Art der verkohlten Hölzer. Karsten[55a]) erhielt aus 11 verschiedenen lufttrockenen Hölzern im Durchschnitt: bei schneller Verkohlung 14,8 Proc., dagegen bei langsamer 25,6 Proc. Kohle. Nach Violette[56]) gab Eichenholz 46,09 Proc., Faulbaum 33,61 Proc., Roßkastanie 30,86 Proc. der bei 150° C. getrockneten Holzart bei einer Verkohlungstemperatur von 300° C. Die Beschaffenheit der Holzkohle wird, wie schon oben bemerkt, durch die Verkohlungstemperatur bedingt, aber auch durch die Beschaffenheit des Holzes. Während harzfreie und saftarme Hölzer, wie Linde und Buchsbaum, bei der gewöhnlichen Verkohlungstemperatur eine glanzlose, höchst poröse Kohle geben, welche die Holzstructur noch vollständig erkennen läßt, liefern harz- und saftreiche ein Product, welches zwar auch noch die Holzgestalt zeigt, aber das mit der durch die Zersetzung der schmelzenden Harze und Saftbestandtheile entstandenen Glanzkohle durchsetzt ist. Die bei relativ niedriger Temperatur dargestellte Kohle ist ein schlechterer Wärmeleiter als die bei hohem Wärmegrade gewonnene, infolge dieses Umstandes ist die erstere auch leichter entzündlich als die letztere. Nach Violette verhält sich die Entzündungstemperatur zur Verkohlungstemperatur wie folgt:

Verkohlungstemperatur:	Entzündungstemperatur:
260—380° C.	340—360° C.
290—350 „	360—370 „
432 „	circa: 400 . . „
1000—1500 „	600—860 „
Schmelzpunkt des Platins	1250 „

Im allgemeinen kann man sagen, daß je leichter ein Holz, desto poröser, also auch leichter entzündlich die daraus gewonnene Kohle unter sonst gleichen Umständen ist. Mit der Erhöhung der Verkohlungstemperatur, oder was auf dasselbe hinauskommt, mit der Dichte der Kohle wächst auch das Leitungsvermögen für die Elektricität. Das specifische Gewicht des Holzkohlenpulvers ist etwa 1,5, das scheinbare von poröser, lufthaltiger Kohle etwa 0,16 bis 0,17 bei leichten und 0,20 bis 0,23 bei harten Kohlen. Violette fand, daß das specifische Gewicht von Faulbaumholzkohle mit der Verkohlungstemperatur steigt, bei einer solchen von 150° C. war dasselbe 1,507, bei der über 1500° C. gewonnenen Kohle dagegen 2,002. Das Holz bleibt, auf 150° C. erhitzt, noch unverändert, das Product zeigt demnach ein dem Holze entsprechendes specifisches Gewicht, dasselbe nimmt aber ab in dem Maße, wie die Verkohlung fortschreitet und erreicht bei einer Temperatur von 270° C. ein Minimum. Bei derselben Temperatur geht das Holz auch in Rothkohle über. Bei 350° C., wo das specifische Gewicht der Kohle wieder mit dem des zur Verkohlung verwendeten Holzes zusammenfällt, beginnt die Bildung von Schwarzkohle.

Wie alle porösen Körper hat auch frisch ausgeglühte Holzkohle die Eigenschaft, Gase und Wasserdämpfe zu absorbiren und in ihren Poren zu verdichten. Diese Fähigkeit wächst mit der Porosität der Kohle, im höchsten Grade besitzt sie die ungemein feinporige Buchsbaumkohle. Nach Saussure verdichtet 1 Volumen der letztern 90 Volumen Ammoniak, oder 85 Volumen Chlorwasserstoffsäure, oder 65 Volumen schweflige Säure, oder 55 Volumen Schwefelwasserstoff, aber nur 1,75 Volumen Wasserstoff. Es werden somit von derselben Kohle verschiedene Gase in verschiedenen Mengen absorbirt und zwar von den leichter condensirbaren Gasen größere als von den schwerer zu verdichtenden. Auch Stenhouse[57]) hat neuerdings Versuche in dieser Richtung angestellt. Dieses Absorptionsvermögen zeigt Kohle nur im frisch ausgeglühten Zustande. Durch Glühen werden die absorbirten Gase ausgetrieben, ebenso unter der Luftpumpe, im Vacuum.

Wasserdampf wird von poröser Holzkohle mit der größten Begierde verschluckt. Frisch ausgeglühte Holzkohle nimmt, feuchter Luft ausgesetzt, schnell an Gewicht zu, bis das Maximum ihrer Absorptionsfähigkeit erreicht ist, dann bleibt ihr Gewicht constant. Natürlicherweise ist die Temperatur, bei welcher die Kohle gewonnen wurde, oder ihre durch diese bedingte Dichte von großem Einflusse auf die Quantität des verschluckten Wasserdampfes. Violette setzte Faulbaumholzkohle, die bei verschiedenen Verkohlungstemperaturen dargestellt war, feuchter Luft so lange aus, bis ihr Gewicht nicht mehr zunahm. Er fand:

Verkohlungstemperatur:	100 Theile frischer Kohle absorbiren Wasser:
150° C.	20,862
160 „	18,220
170 „	18,160
180 „	16,660

55a) Karsten, System der Metallurgie 3, 34. 56) Dingler, Journ. 123, 117.

57) Ann. Chem. Pharm. 90, 186.

Verkohlungstemperatur:	100 Theile frischer Kohle absorbiren Wasser:
190 C.	11,626
200 „	10,018
250 „	7,406
300 „	7,608
350 „	5,394
440 „	4,704
1025 „	4,676
1100 „	4,444
1250 „	4,760
1300 „	2,224
1500 „	2,204

Durchschnittlich absorbiren frische Kohlen 12 Proc. Feuchtigkeit und Gase. Da besonders Sauerstoff lebhaft verschluckt wird, so verbrennen abgelagerte Kohlen energischer als ganz frische.[58]) Die Absorption ist von einer Wärmeentwickelung begleitet, welche sich bis zur Entzündung der Kohlen steigern kann.

Kohle wirkt Fäulniß beschleunigend, insofern sie durch den in ihren Poren verdichteten Sauerstoff eine rasche Oxydation organischer Stoffe einleitet und fördert. Cadaver von Hunden und Katzen, die man in Kohlenpulver eingebettet, viele Monate lang aufbewahrte, zeigten sich nach dieser Zeit vollständig verwest; nur die Knochen waren übriggeblieben, die organische Substanz war vollständig zerstört worden, ohne daß die Umgebung durch übelriechende Producte belästigt worden wäre. Es hatte hiernach ein so lebhafter Oxydationsproceß stattgefunden, daß die schädlichen Gase verbrannt waren, ehe sie in die Atmosphäre gelangen konnten. In der angewendeten Kohle fanden sich bedeutende Mengen von salpetersauren Salzen, Schwefelsäure, Ammoniak u. a. Auf Grund dieses Oxydationsvermögens der Holzkohle hat Stenhouse[59]) Respiratoren, welche, im Innern mit grobem Kohlenpulver gefüllt, die Mund- und Nasenöffnung bedecken, für Arbeiter, die in mit schädlichen Gasen geschwängerter Atmosphäre (z. B. in Latrinen) zu thun haben, vorgeschlagen; dieselben sind von der englischen Regierung eingeführt worden.

Kohle wirkt auch antiseptisch, indem dieselbe Fäulnißproducte absorbirt. Bekannt ist ja, daß man verdorbenes Trinkwasser durch Benutzung von Kohlenfiltern wieder genießbar macht, daß man Pfähle an dem Ende, mit welchem sie in die Erde geschlagen werden sollen, zur Erhöhung ihrer Widerstandsfähigkeit gegen das Morschwerden ankohlt. Kohle nimmt auch aus Flüssigkeiten riechende Stoffe auf, hierauf beruht ihre Anwendung zur Entfuselung des Rohspiritus. Diese Wirkung ist aber nur der matten, porösen, frisch ausgeglühten Holzkohle eigen, denn hat dieselbe sich durch Liegen an der Luft mit Gasen und Dämpfen beladen, so vermag sie nicht noch andere Stoffe aufzunehmen.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der Holzkohle ist die, daß sie gefärbten Flüssigkeiten die färbenden Substanzen entzieht. Wenn man eine möglichst neutralisirte Lösung von Indigo in Schwefelsäure durch eine genügend große Schicht von Holzkohlen filtrirt, so wird der Farbstoff vollständig aufgenommen; Aetzkalilauge entzieht der Kohle denselben wieder. Diese entfärbende Eigenschaft der Holzkohle ist in der Technik vielfach ausgenutzt worden. Kohle, welche einmal zum Entfärben gedient hat, erlangt nach dem Glühen meistens nicht die volle entfärbende Wirkung wieder, weil sich durch Verkohlung der abgelagerten organischen Substanzen eine der Zuckerkohle ähnliche, glänzende Kohle bildet und in den Poren ablagert, die diese Eigenschaft in nur geringem Grade oder gar nicht besitzt. Aber nicht nur Farbstoffe, sondern auch anorganische und organische Verbindungen, von den letztern namentlich Alkaloide, werden durch Holzkohle aus Lösungen absorbirt; da diese Eigenschaft der Knochen- und Thierkohle in besonders hohem Grade eigen ist, so soll an betreffender Stelle näher auf diesen Gegenstand eingegangen werden. Man muß dieselbe als eine sogenannte Flächenwirkung ansprechen, da die absorbirten Substanzen unzersetzt und ohne ihre Natur zu ändern auf der Oberfläche der Kohle abgelagert werden. Bleiben die aufgenommenen Substanzen längere Zeit in inniger Berührung mit der Kohle, so kann dieselbe unter Umständen auf erstere auch chemisch wirken. So wird z. B. Bleioxyd nach einiger Zeit zu Metall reducirt.[60])

Die Zusammensetzung der Holzkohlen hängt nach Violette von der Verkohlungstemperatur und der Natur des verkohlten Holzes ab. Durchschnittlich erhält ein reines trockenes Product 90 Proc. Kohlenstoff, 3 Proc. Wasserstoff und 7 Proc. Sauerstoff; abgelagert dagegen: 70,45 Proc. Kohlenstoff, 1,68 Proc. Wasserstoff, 13,10 Proc. Sauerstoff, 1 Proc. Asche und 13,76 Proc. Feuchtigkeit und Gase.

Der specifische Wärmeeffect wasserfreier Holzkohlen steht im geraden Verhältnisse zu ihren specifischen Gewichten, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

	Wärmeeffect			1 Theil reducirt Blei	Wärmeeinheiten	Specif. Gewicht
	Absol.	C = 1 Specif.	Pyrom.			
Schwarzkohle, völlig trocken, mit 3 Proc. Asche	0,97	—	2450° C.	—	Durchschnittlich	—
„ lufttrocken, mit 12 Proc. Wasser und 3 Proc. Asche	0,84	—	2365 „	—		—
Birkenkohle, völlig trocken, mit 3 Proc. Asche	—	0,20	—	33,71	7570	0,203

58) Journ. für pr. Chem. 101, 397. 59) Ann. Chem. Pharm. 90, 186.

60) Journ. pr. Chem. 67, 255. — Ann. Chem. Pharm. 55, 241; 59, 354. — Pharm. Centralbl. 1848, 319. — Archiv für Pharm. 69, 121. — Ann. Chem. Pharm. Bd. 83, 39.

	Wärmeeffect			1 Theil reducirt Blei	Wärme-einheiten	Specif. Gewicht
	Absol.	C = 1 Specif.	Pyrom.			
Rothbuchenkohle, völlig trocken, mit 3 Proc. Asche	—	0,18	—	33,57		0,187
Rothtannenkohle, „ „ „ „ „ „	—	0,17	—	33,51		0,176
Ahornkohle, „ „ „ „ „ „	—	0,16	—	—	Durchschnittlich	0,164
Eichenkohle, „ „ „ „ „ „	—	0,15	—	33,74		0,155
Lindenkohle, „ „ „ „ „ „	—	0,10	—	32,79	7570	0,106
Fichtenkohle, „ „ „ „ „ „	—	—	—	33,58		—
Rothkohle, „ „ „ „ „ „	—	—	2260	33,49		—

Die Anwendung der Holzkohle ist eine sehr vielseitige. Natürlicherweise wird die größte Menge zur Erzielung hoher Ofentemperaturen bei den verschiedensten metallurgischen Operationen verwendet. Der Chemiker und die chemische Großindustrie macht von ihrer reducirenden Wirkung ausgiebigen Gebrauch. Bedeutende Mengen consumiren ferner die Pulverfabriken. Infolge ihrer Indifferenz gegen chemische Agentien ist sie bei vielen chemischen Operationen geradezu unersetzbar. Ihre Brauchbarkeit als Antisepticum und als Entfärbungsmittel war am betreffenden Orte näher besprochen worden.

Knochenkohle (Knochenschwarz, Beinschwarz, Spodium) heißt das durch Verkohlung der Knochen erhaltene Product. Wegen seiner ausgedehnten Verwendung in der Industrie, hauptsächlich in der Zuckerfabrikation zum Entfärben und Entkalken der Säfte, wird dasselbe im Großen dargestellt. Das Rohmaterial für diese Kohle, die Knochen, besteht in frischem Zustande aus etwa gleichen Theilen organischer Substanz und anorganischen Salzen, der sogenannten Knochenerde. Die erstere setzt sich zum größten Theil aus leimgebendem Gewebe, Eiweiß, Fett und Wasser zusammen, die letztere vorwiegend aus Calciumphosphat, ferner aus Magnesiumphosphat, Calciumcarbonat, Fluorcalcium u. a. In ausgetrocknetem Zustande beträgt die Menge der organischen Materie ungefähr die Hälfte der anorganischen, sodaß in der Knochenkohle der amorphe Kohlenstoff mit fast dem Zehnfachen seines Gewichts Knochenerde gemischt ist. Poröse Knochen, wie Rippen, Knorpel, Köpfe sind an organischer Substanz reicher als die compacten, worauf bei Erzeugung einer guten Knochenkohle, die öfter einen Wiederbelebungsproceß unbeschadet ihres Zusammenhangs aushalten muß, Rücksicht zu nehmen ist. Für eine solche sind die härtesten, dichtesten Röhrenknochen die geeignetsten. Von Vortheil ist es, zur Knochenkohlenfabrikation frisches Material, welches durch längeres Lagern nicht Einbuße an leimgebender Substanz erfahren hat, zu verwenden, auch ist zu berücksichtigen, daß entfettete Knochen eine weit wirksamere Kohle hinterlassen als fetthaltige. Empfehlenswerth erscheint daher der von Deiß[61]) gemachte Vorschlag, der Verkohlung der Knochen eine Entfettung mittels Schwefelkohlenstoff vorausgehen zu lassen, da hierdurch die volle Menge der leimgebenden Substanz erhalten wird, was bei dem gewöhnlichen Entfettungsverfahren, die Knochen auszukochen oder auszudämpfen, nicht der Fall ist.

Zur Darstellung der Knochenkohle ist zunächst eine sorgfältige Sortirung der Knochen nothwendig. Man wählt die härtesten und dichtesten Stücke derselben aus und sucht vor der Verkohlung das Fett so viel als möglich zu entfernen. Gewöhnlich wird die Entfettung durch Auskochen oder Ausdämpfen in eisernen Gefäßen vorgenommen. Das Fett sammelt sich hierbei an der Oberfläche und wird abgeschöpft, seine Menge beträgt etwa 5—6 Proc. Die nach dem Ausdämpfen auf Darren möglichst rasch getrockneten Knochen werden entweder unmittelbar verkohlt oder erst mittels Stampfen bis zu Bohnengröße zerkleinert; letzteres Verfahren gibt die sogenannte Patentkohle. Zerkleinerte Knochen lassen sich leichter und gleichmäßiger verkohlen als größere Stücke; sie liefern daher ein besseres Product.

Die Verkohlung kann vorgenommen werden in Oefen mit unterbrochenem und in solchen mit continuirlichem Betriebe. Die bei diesem Processe auftretenden flüchtigen Producte fängt man entweder auf oder läßt sie verbrennen.

Oefen mit unterbrochenem Betriebe sind stehende oder liegende Flammenöfen. Die Knochen kommen in flache gußeiserne Töpfe, welche etwa 12 Kilogr. Verkohlungsmaterial fassen und so übereinandergestellt werden, daß der obere als Deckel für den untern dient. Der oberste Topf erhält einen Deckel oder einen leeren Topf als Bedeckung. Nachdem der innere Ofenraum vollständig mit den aus Töpfen gebildeten Säulen angefüllt und die zur Beschickung oder zum Entleeren dienenden Einsatzthüren mit Mauerwerk geschlossen sind, beginnt man zu heizen. Die Flammen einer außerhalb des eigentlichen Verkohlungsofens gelegenen Feuerung treten, durch eine durchbrochene Wand gleichmäßig vertheilt, in diesen ein und durchziehen die Topfreihen. Man steigert die Temperatur allmählich bis zur Rothglühhitze und mäßigt das Feuer, sobald durch die eingetretene Zersetzung der Knochen brennbare Producte in großer Menge gebildet werden, die innerhalb des Ofens verbrennen und so viel Wärme erzeugen, um die Glühtemperatur zu erhalten. Zur Beobachtung der Temperatur innerhalb des Ofens sind in der Wandung desselben an verschiedenen Stellen Schaulöcher

61) Dingler, Journ. 159, 436.

angebracht. Gewahrt man durch dieselben, daß die Zersetzung der Knochen beendet ist, so wird der Ofen zur Abkühlung sich selbst überlassen und, sobald dieselbe so weit erfolgt ist, daß ein Arbeiter den innern Raum betreten kann, entleert, sodann von neuem beschickt.

Man erkennt leicht, daß diese Oefen ungleich mehr Wärme verbrauchen als diejenigen mit continuirlichem Betriebe, da alle die Wärme, die sich während der Operation im Mauerwerke aufspeichert, während der nothwendigen Abkühlung des Ofens verloren geht und außerdem die Wände des letztern durch die sich regelmäßig wiederholende Erhitzung und Abkühlung einer beständigen Ausdehnung und Zusammenziehung ausgesetzt sind, wodurch Risse in kurzer Zeit entstehen müssen. Endlich ist auch noch hervorzuheben, daß die Destillationsproducte im Anfange, wenn der Ofen noch nicht Glühtemperatur erreicht hat, unverbrannt aus dem Schornsteine entweichen und die Umgebung durch ihren widerwärtigen Geruch im höchsten Grade belästigen. Wenn trotzdem Oefen dieser Construction noch vielfach Benutzung finden (namentlich in Deutschland), so liegt diesem Umstande die vorgefaßte Meinung zu Grunde, daß durch die Verkohlung in Retorten kein so gutes Product zu erzielen ist als in Töpfen.

Die Verkohlung der Knochen mit continuirlichem Betriebe geschieht entweder in liegenden oder in stehenden Retorten. Die erstern gleichen denen, wie sie bei der Bereitung des Leuchtgases zur Anwendung kommen, nur bestehen sie aus Gußeisen. Die Knochen werden in die glühenden Retorten eingetragen, nach beendigter Verkohlung rasch wieder herausgezogen und in luftdicht verschließbaren Behältern gesammelt. Die Destillationsproducte gehen in Condensatoren über, sie liefern Ammoniakwasser, Theer und Gas, welches letztere als Feuerungsmaterial in den Retortenöfen oder als Leuchtgas dient. Ein Nebenproduct der Knochenfabrikation ist auch das Thier- oder Knochenöl (Oleum animale *Dippelii*). Zu erwähnen ist ein von Sebor[62]) construirter Apparat zur gleichzeitigen Gewinnung von Ammoniak und Leuchtgas. Es möge auch einer von Lunge[63]) gegebenen Beschreibung einer englischen Knochenkohlenbrennerei mit liegenden Cylindern gedacht sein.

In stehenden Retorten führte zuerst Siemens-Hohenheim die Verkohlung der Knochen aus. Der Hohenheimer Ofen besteht aus 4 (kleinerer Betrieb) oder 8—10 (größerer Betrieb) aufrecht stehenden Cylindern aus Gußeisen, welche am obern Ende mit einem Deckel, am untern durch einen beweglichen Schieber geschlossen werden und in einem gemeinsamen Ofen eingemauert sind. Am untern Ende der Cylinder befindet sich ein Abzugsrohr für die Destillationsproducte, die direct in die Feuerung entweichen. Die gröblich zerschlagenen Knochen werden durch die obere Oeffnung in die Cylinder eingefüllt, der Deckel aufgesetzt und mit Lehm dicht verstrichen. Durch seitlich in der Wandung des Glühraums angebrachte Schaulöcher kann man die Glühtemperatur beobachten, was insofern unbedingt nothwendig ist, als ein zu starkes Glühen schädigend auf das Entfärbungsvermögen der Knochenkohle einwirkt; man sagt in letzterm Falle: „Die Kohle brennt todt.“ Nach Beendigung der Glühoperation, die ungefähr zwei Stunden dauert, werden die Schieber am untern Ende der Cylinder geöffnet, die Kohle aus je zwei Cylindern fällt dann in einen gemeinschaftlichen Dämpfer, worin sie bei Luftabschluß abkühlt. Die Cylinder erhalten sofort eine neue Beschickung.

Die Capacität der Glühröhren beträgt 25 Kilogr. Es kann demnach in einem Ofen mit 10 Cylindern täglich ein Quantum von 3000 Kilogr. Knochen verkohlt werden.

Von Gits und Du Rieux[64]) ist dieser Ofen so eingerichtet, daß man die flüchtigen Destillationsproducte gleichzeitig gewinnt. Bei dieser Construction saugt eine Pumpe die aus dem obern Theile der Cylinder durch ein Rohr abgeführten gas- und dampfförmigen Körper durch fünf Absorptionsgefäße, von denen die ersten drei Schwefelsäure zur Aufnahme des Ammoniaks, die übrigen Eisenvitriol zum Zurückhalten von Cyanverbindungen enthalten, und treibt die nicht verdichtbaren, brennbaren Gase in den Feuerungsraum. Die Flüssigkeit der ersten Absorptionsgefäße wird zur Gewinnung von Ammoniumsulfat abgedampft, während man die der letztern auf Berlinerblau oder Blutlaugensalz verarbeitet. Aehnliche Oefen sind von Brison[65]), H. Huyard[66]) und Nepp[67]) angegeben.

Nachdem die Knochenkohle in den Dämpfern erkaltet ist, folgt die Operation des Zerkleinerns oder des Körnens. Die Zwecke der Industrie verlangen ein Product, welches nicht pulverförmig sein darf, um mit Erfolg ein öfteres Wiederbeleben auszuhalten. Am geeignetsten haben sich Stücke von Erbsen- bis Stecknadelknopfgröße gezeigt. Die Zerkleinerung geschah früher auf Kollergängen, wobei viel pulverförmige, minderwerthe Kohle abfiel, gegenwärtig bedient man sich meistens cannelirter Walzen. Sechs Paar derselben bilden ein System, in welchem die einzelnen Walzenpaare übereinanderliegen und so arbeiten, daß das oberste Paar die Knochenkohle erst grob zerkleinert, während die folgenden allmählich die feinere Körnung bewerkstelligen. Die Endsortirung der Kohle nach verschiedenen bestimmten Größen erfolgt durch ein Siebsystem.

Eine gute, ausgebrannte Knochenkohle muß eine reine tiefsammetschwarze Farbe besitzen, der Bruch muß matt aussehen und bei genügender Porosität, an die Zunge gehalten, sich ansaugen. Eine röthliche oder bräunliche Färbung deutet auf unvollständige Verkohlung, eine graue oder weißliche auf Kohlenstoffarmuth, indem die Knochenkohle entweder aus verwittertem, schlechtem Rohmaterial hergestellt wurde oder beim Brennen durch Luftzutritt Verluste erfahren hat.

---

62) Dingler, Journ. 208, 350. 63) Ebenda 184, 503.

64) Dingler, Journ. 180, 359. 65) Zeitschr. des Ver. f. d. Rübenzuckerindustrie d. Deutsch. Reichs 1868, 301. 66) Dingler, Journ. 227, 249. 67) Chem.-Zeitung 1878, Nr. 25, 222.

Die Ausbeute bei dem Verkohlungsprocesse beträgt durchschnittlich 60 Proc. Die Knochenkohle enthält 6—12,5 Proc. Kohlenstoff, innig gemengt mit Knochenerde, außerdem etwas Wasserstoff und immer eine gewisse Menge Stickstoff, nach Wallace[68]) durchschnittlich $^1/_{10}$ des Kohlenstoffs, welcher durch Ausglühen nicht entfernt werden kann. Von Weiler wurde ferner Cyancalcium als ein in frischen Kohlen nie fehlender Bestandtheil constatirt. Auch Schwefelcalcium, entstanden durch Reduction von schwefelsaurem Kalk, ist stets in geringer Menge vorhanden. Ausführliche Analysen der Knochenkohle führten Wallace[69]), Renner[70]), Stammer[71]) und B. Schulz[72]) aus.

Knochenkohle besitzt in weit höherem Maße als vegetabilische Kohle die Eigenschaft, Gase und Dämpfe aufzunehmen, organische Farbstoffe, Bitterstoffe, Zucker, Alcaloide und gewisse Salze wässerigen Lösungen zu entziehen und auf ihrer Oberfläche niederzuschlagen. Diese Eigenschaft, welche schon im J. 1811 von Figuier zuerst nachgewiesen wurde, bezeichnet man als Absorptionsfähigkeit. Dieselbe ist die Folge einer Oberflächenattraction, ihre Größe hängt deshalb von der Oberflächenbeschaffenheit der Kohle ab. Ihrer Structur nach stellt die Knochenkohle ein Labyrinth von zahlreichen, höchst feinen, aus Knochenerde bestehenden Kanälen dar, welche mit amorphem Kohlenstoffe ausgekleidet sind und eine außerordentlich große wirkende Oberfläche darbieten. Durch Zerstörung dieses aus Kalksalzen aufgebauten Skelets infolge von Behandlung mit Salzsäure wird die Wirkungsfähigkeit der Kohle erheblich beeinträchtigt. Es scheint somit auch die Knochenerde absorbirend zu wirken, wenn auch in bedeutend geringerem Grade als die Knochenkohle. Eine Mitwirkung der Knochenasche findet z. B. statt bei der Behandlung der Kohle mit Indigolösung, wie aus den Versuchen von Schwarz[73]) hervorgeht.

Die Absorptionsfähigkeit wächst im allgemeinen mit der Vergrößerung der Oberfläche, somit muß die Form, in welcher die Knochenkohle zur Verwendung gelangt, von großem Einflusse auf ihre Wirkungsfähigkeit sein. Unter gleichen Umständen entfärbten 100 Theile Knochenkohle:

fein zerrieben . . .	170	Vol. Indigolösung
in Grieskörnung . .	150	„ „
„ Linsenkörnung . .	130	„ „
„ Kaffeebohnenkörnung	110	„ „

Wenn die Praxis trotzdem eine grobkörnige Kohle einer fein gepulverten vorzieht, so geschieht das aus dem Grunde, weil die letztere dem Filtriren von Flüssigkeiten einen großen Widerstand entgegensetzt, sich auch schwer von denselben vollständig trennen läßt, endlich bei der Wiederbelebung zu große Verluste erfährt. Die entfärbende Kraft der Knochenkohle wird erhöht, wenn man dieselbe auf heiße Flüssigkeiten wirken läßt, sie wird vermindert durch längeres Liegen in ammoniakhaltiger Luft. Da die Knochenkohle bei ihrer Darstellung stets in einer Atmosphäre befindlich ist, welche kohlensaures Ammoniak enthält, das beim Erkalten der Kohle absorbirt wird, so empfiehlt es sich nach Ventzke, dieselbe vor dem Gebrauche mit verdünnter Salzsäure zu waschen, von welcher man als Maximum $^1/_{10}$ Proc. der Knochenkohle anwendet.

Wasserdampf wird von Knochenkohle äußerst lebhaft verschluckt, da letztere infolge ihrer Porosität eine der hygroskopischsten Substanzen ist. Eine normale Kohle enthält gewöhnlich 10 Proc. Wasserdampf verdichtet, diese Menge kann sich nach Walz[74]) in einer mit Dampf gesättigten Atmosphäre aber auf 15 Proc. erhöhen. Im Handel sollen nach Gundermann[75]) Knochenkohlen vorkommen, welche bis 21 Proc. Wasser enthalten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher zum Haufen geschichtete, frischgebrannte, grobkörnige Kohlen Wasser absorbiren, ist so groß, daß dabei bedeutende Temperaturerhöhung beobachtet wird, unter Umständen soll sich nach Ventzke[76]) dieselbe bis zur Entzündung der Kohlen steigern. Es ist deshalb beim Aufbewahren derselben in Haufen von bedeutenderer Größe Vorsicht anzurathen.

Knochenkohle besitzt auch ein großes Absorptionsvermögen für anorganische Stoffe der verschiedensten Art. Die ersten Untersuchungen über diesen Gegenstand stammen von Graham.[77]) Derselbe fand, daß Kohle dem Kalkwasser den Kalk entzieht, Metalloxyde, besonders die schweren Metalle aus den wässerigen Lösungen ihrer Salze ausfällt, ja sogar Jod aus Jodkaliumlösung abscheidet. Durch Chevalier[78]) wurden die Untersuchungen Graham's erweitert. Später gelangte von Weppen[79]) zu ähnlichen Resultaten: die schwefelsauren Salze von Kupfer, Zink, Chrom und Eisen, ferner die salpetersauren Salze von Nickel, Silber, Kobalt, Quecksilber, sodann essigsaures Blei, weinsaures Antimonoxyd-Kali, Zinnchlorür, Quecksilberchlorid und essigsaures Eisen werden lebhaft absorbirt. Die Wirkung der Knochenkohle auf diese Metallsalze ist als eine dreifache zu bezeichnen, indem entweder das Salz unverändert aufgenommen oder das Metalloxyd als solches auf derselben niedergeschlagen oder endlich dieses Oxyd in den Poren der Kohle zu Metall reducirt wird. Weitere Arbeiten über diesen Gegenstand führten Esprit[80]), L. Liebermann[81]) und W. Heintz[82]) aus.

In neuerer Zeit ist hauptsächlich das Verhalten der Knochenkohle gegen die Salze der Alkalien und der alkalischen Erden, welche in der Zuckerfabrikation eine wichtige Rolle spielen, Gegenstand des eingehendsten Studiums geworden. Stammer[83]) zeigte zuerst, daß die über Knochenkohle filtrirten Säfte der Zuckerfabriken salzärmer seien als vor der Filtration. Walkhoff[84]) stellte darauf

68) Journ. pr. Chem. 105, 314. — Dingler, Journ. 201, 159. 69) Journ. pr. Chem. 105, 314. — Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1871, 349. 70) Dingler, Journ. 144, 371. 71) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie d. Deutsch. Reichs 1871, 332. 72) Dingler, Journ. 183, 314. 73) Dingler, Journ. 205, 430.

74) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1873, 767. 75) Ebendas. 1868, 13. 76) Journ. pr. Chem. 57, 332. 77) Dingler, Journ. 40, 443. 78) Compt. rend. 1844, Nr. 24. — Dingler, Journ. 95, 129. 79) Ann. Chem. Pharm. 55, 241; 59, 354. 80) Dingler, Journ. 118, 45. 81) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1877, 115. 82) Ann. Chem. Pharm. 187, 227. 83) Dingler, Journ. 160, 378. 84) Dingler, Journ. 161, 380. — Chem. Centralbl. 1861, 754.

Versuche über das Verhalten der Alkalien und ihrer möglicherweise in den Rübensäften vorkommenden Verbindungsformen gegen Knochenkohle an. Umfassend und gründlich wurde aber erst die Wirkung der Kohle von Cunze und Reichhardt[85]), von Bodenbender[86]) und von Wahlberg[87]) untersucht. Die erstgenannten Forscher fanden, daß Kalksalze lebhafter absorbirt werden als die entsprechenden Natronsalze. Bodenbender zieht aus seinen Resultaten folgende Schlüsse: Eine gleiche Menge Kohle nimmt aus concentrirten Salzlösungen absolut mehr auf als aus verdünnten, verdünntere Lösungen werden aber relativ mehr erschöpft als concentrirtere; ein gleichzeitiger Zuckergehalt der Lösung verringert um ein Geringes die Aufnahme der Salze durch die Kohle; das Absorptionsvermögen für die Salze ist verschieden groß, es folgen sich, mit dem geringsten beginnend: die Chloride, Nitrate, Acetate, Sulfate, Carbonate; Natronsalze werden schwächer absorbirt als Kalisalze. Bei der Absorption der kohlensauren, oxalsauren und citronensauren Salze findet neben der Attractionswirkung gleichzeitig eine chemische Umsetzung statt; bei der Behandlung mit kohlensauren Alkalien geht durch Umsetzung mit dem schwefelsauren Kalke der Knochenkohle schwefelsaures Alkali in Lösung, die Lösungen der oxalsauren und citronensauren Alkalien enthalten nach Einwirkung der Knochenkohle eine gewisse Menge phosphorsaures Salz. Wahlberg's Versuche bestätigen im wesentlichen Bodenbender's Resultate. Nach Anthon[88]) absorbirt Knochenkohle schwefelsauren Kalk aus seiner Lösung, es findet dabei eine geringe Zersetzung in der Weise statt, daß ein Theil der Schwefelsäure mit Ammoniak, welches selbst nach anhaltendem Auswaschen aus der Kohle nicht zu entfernen ist, in Verbindung tritt und als schwefelsaures Ammoniak in die filtrirte Flüssigkeit übergeht. Die Bedingungen der Absorption von Kalk durch Knochenkohle erforschte zuerst Schatten, welcher fand, daß Kalk, gleichgültig ob in Wasser gelöst oder als Zuckerkalk, von Kohle lebhaft aufgenommen und daß durch Erhöhung der Temperatur die Absorption vergrößert wird. Ueber die Form, in welcher der Kalk aus den Zuckersäften absorbirt wird, ist man noch nicht völlig im Klaren. Während einige Forscher, wie Anthon[89]), Werneking[90]) und Fr. Meyer[91]), annehmen, der Grund zur Kalkabsorption liege nicht in einer Flächenanziehung, sondern sei bedingt durch den Kohlensäuregehalt der Kohle, welche den Kalk als Calciumcarbonat in ihren Poren niederschlage, bestreiten andere, so namentlich Stammer[92]) und Scheibler[93]), diese Ansicht und führen mit Recht gegen dieselbe an, daß in der Zuckerfabrikation stets vom Glühprocesse noch warme Kohle in die Filter eingetragen und vor dem Saftzuflusse mit gespannten Wasserdämpfen behandelt wird. Sicher ist nur das, daß sich der Kalk nach der Absorption auf der Kohle stets als kohlensaurer Kalk, nicht als Aetzkalk, vorfindet.

Die absorbirende Kraft der Knochenkohle für Zucker ist zuerst von Ventzke[94]) beobachtet und näher untersucht worden, später haben sich mit diesem Gegenstande noch Scheibler[95]) und sehr eingehend Wahlberg[96]) beschäftigt. Man fand, daß von der gleichen Menge Kohle aus verhältnißmäßig concentrirten Lösungen vergleichungsweise viel Zucker aufgenommen wird, aus verdünnteren weniger, aber nicht proportional dem Verdünnungsgrade; während concentrirte Lösungen relativ wenig erschöpft werden, steigt die Absorption, in Procenten der angewendeten Zuckermenge ausgedrückt, in regelmäßiger Linie, aber nicht proportional dem Verdünnungsgrade.

Das Entfärbungsvermögen der Knochenkohle kann auf chemischem oder physikalischem Wege mit Hülfe optischer Instrumente ermittelt werden. Bei der chemischen Bestimmungsmethode benutzt man nach Schwarz[97]) und Schober[98]) eine Lösung von Indigocarmin, deren Wirkungswerth gegen Chamäleonflüssigkeit genau ermittelt ist. Aus dem Minderverbrauche der letztern nach Einwirkung der fraglichen Kohle auf die Indigolösung läßt sich leicht der absorbirte Farbstoff finden. Optische Apparate für die Prüfung der Farbstoff-Absorptionsfähigkeit der Knochenkohle sind construirt von Payen[99]), Ventzke, Stammer[1]), Dubosque[2]), Salleron[3]) u. a., sie führen den Namen Decolorimeter, Colorimeter, Chromoskop, Farbenmaß. (Das Nähere siehe: Muspratt's Chemie von Kerl und Stohmann, 3. Aufl. 3. Bd. S. 1893.)

Wie die Holzkohle kann auch die Knochenkohle nur eine gewisse Menge an Farbstoffen aufnehmen; ist das Maximum erreicht, so verhält sich die Kohle indifferent, sie ist nicht weiter im Stande entfärbend zu wirken; dasselbe gilt in Bezug auf die Absorption von Salzen. Wohl aber vermag eine Kohle, deren Absorptionsfähigkeit für Salze erschöpft ist, noch entfärbend zu wirken und umgekehrt.

Durch den sogenannten Wiederbelebungsproceß kann man einer Knochenkohle die durch Befriedigung ihrer Sättigungscapacität verloren gegangenen absorbirenden Eigenschaften wieder ertheilen, was für die Zuckerfabriken, welche in dem zum Betriebe nöthigen Knochenkohlenvorrathe ein sehr ansehnliches Kapital niedergelegt haben, von großer Bedeutung ist, da es nicht möglich wäre, fortdauernd mit nur frischer, noch niemals gebrauchter Kohle zu arbeiten. Diese Wiederbelebung kann 20—25mal mit der Kohle vorgenommen werden, es findet dabei aber immer ein Verlust an Kohlenstoff statt, welcher 1,2 bis 1,5 Proc. vom Gewicht der Kohle beträgt. Während der Filtration nimmt die Knochenkohle aus den Zuckersäften auf: Farbstoffe,

85) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1869, 772. 86) Ebendas. 1870, 22. 87) Ebendas. 1874, 855. 88) Dingler, Journ. 213, 159. 89) Dingler, Journ. 160, 304. — Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1862, 859. 90) Dingler, Journ. 208, 60. 91) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1873, 853. 92) Ebendas. 1862, 459. 93) Ebendas. 1872, 101.

94) Journ. pr. Chem. 77, 332. — Dingler, Journ. 129, 144. 95) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1870, 218. 96) Ebendas. 1874, 861. 97) Ebendas. 1873, 42. 98) Ebendas. 1873, 858. 99) Dingler, Journ. 27, 372.
1) Ebendas. 159, 341. 2) Zeitschr. für anal. Chem. 9, 473. 3) Dingler, Journ. 203, 141.

Schleim, Eiweißstoffe, Zucker und andere organische Substanzen, ferner Kalk, welcher zum größten Theil in der wiederzubelebenden Kohle als kohlensaurer, zum kleinern Theil als organischsaurer Kalk enthalten ist, Gips, endlich Salze der verschiedensten Art. Alle diese aufgenommenen Körper müssen durch das Regenerationsverfahren wieder entfernt oder zerstört werden. Dies wird dadurch erreicht, daß man die organischen Substanzen durch Gärung, Fäulniß oder Verwesung theils in gasförmige Producte, theils in durch Wasser ausziehbare Körper verwandelt, den Rest derselben schließlich gänzlich durch Glühen zerstört, daß man ferner die Kalksalze, mit Ausnahme des Gipses, durch Behandlung mit verdünnter Salzsäure in Lösung überführt, den Gips endlich durch Einwirkung kohlensaurer Alkalien in kohlensauren Kalk umbildet und so dem Angriffe der lösenden Salzsäure zugänglich macht. Man unterscheidet trockne, nasse und halbnasse Gärung. Bei der erstern bleibt die Kohle, in Gruben oder Holzbehältern zu Haufen von 60—70 Centim. Höhe aufgeschichtet, sich selbst überlassen, bis die nach kurzer Zeit unter bedeutender Temperaturerhöhung (bis 70°) eintretende Gärung nach Verlauf von 10—20 Tagen ihr Ende gefunden hat.

Bei der nassen Gärung werden die Kohlen in gemauerten, cementirten Gruben, besser in aus Mauerwerk ausgeführten Behältern, oder in Holzbottichen mit warmem Wasser übergossen. Sehr bald tritt unter Blasenbildung die Gärung ein. Es entwickeln sich Kohlensäure, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, das Wasser trübt sich infolge von Absatz schleimiger Substanzen und von Pilzbildungen und nach 5—6 Tagen läßt die Gasentwickelung nach. Die Kohle wird nun nach Entfernung der über ihr stehenden schleimigen Abscheidung mit Wasser gewaschen.

Bei der halbnassen Gärung läßt man die Kohle 12—18 Stunden in einem Behälter unter Wasser stehen, zieht hierauf letzteres ab und bringt die Kohle in Haufen, wo sie, mit Tüchern überdeckt, wiederholt mit kaltem oder warmem Wasser je nach der Intensität der Gärung übergossen wird. Es findet somit bei dieser Methode bereits eine Auslaugung der löslich gemachten Stoffe statt.

Pelouze[4]) hat vorgeschlagen, die Gärung durch eine Behandlung der Knochenkohle mit ätzenden Alkalien in der Wärme zu ersetzen, aber ohne dauernden Erfolg, nachdem Stammer[5]) und Renner[6]) die Mangelhaftigkeit dieses Verfahrens dargethan hatten.

Die Entkalkung der Kohle durch Salzsäure wird am zweckmäßigsten vor der Gärung vorgenommen. Die Salzsäure gelangt so verdünnt zur Anwendung, daß die zu behandelnde Kohle gleichmäßig von der Säure durchdrungen und überdeckt ist. Die Menge der letztern muß sich genau nach der Menge des aufgenommenen kohlensauren Kalks richten, welche vorher quantitativ, am besten mit Hülfe des Scheibler'schen[7]) Kohlensäure-Bestimmungsapparats, ermittelt wird. Bei der Entkalkung der Kohle ist mit größter Sorgfalt darauf zu achten, daß nur der bei der Filtration aufgenommene Kalk, nicht auch der von Otto zutreffend bezeichnete Constitutionskalk von der Säure angegriffen wird, da in letzterm Falle die Structur der Knochenkohle nachtheilige Aenderung erfahren würde.

Die Entfernung des Gipses aus der Knochenkohle nach der oben mitgetheilten Methode geschieht nur dann, wenn sich eine größere Menge desselben in der Kohle angehäuft hat.

Erwähnenswerth ist ferner noch das von Eisfeldt[8]) und Thumb angegebene Reinigungsverfahren der Knochenkohle, sowie die Methode von Pfleger-Divis[9]) und von Leplay und Cuisinier.[10])

Nach dem Säuern und Gären wird die Knochenkohle mit Wasser ausgekocht, wodurch die verschiedenen in der Kohle noch enthaltenen fremden Stoffe so weit löslich gemacht werden, daß sie durch den nun folgenden Waschproceß beseitigt werden können. Der letztere kann durch sogenannte Hand- oder Maschinenwäsche[11]) ausgeführt werden. Sehr empfehlenswerth und auch viel im Gebrauche ist die Waschmaschine von Klusemann. Nach dem Waschen folgt das Trocknen oder Darren der Kohlen; von Vortheil ist es, dieser Operation noch ein Ausdämpfen vorangehen zu lassen, um nicht nur die Kohle von Wasser möglichst zu befreien, sondern auch um dieselbe noch warm auf die Darre zu bringen. Die Darre ist gewöhnlich so am Knochenkohlen-Glühofen angebracht, daß sie durch die entweichenden heißen Feuergase des letztern erwärmt wird. Die auf der Darre vollständig getrocknete Kohle hat nun noch zum Schluß einen Glühproceß durchzumachen, durch welchen die durch die Gärung und das Waschen nicht vollständig entfernten organischen Producte gänzlich zerstört und die Porosität der Kohle wiederhergestellt werden soll. Das Glühen erfolgt allgemein in aufrechtstehenden Cylindern oder Retorten, welche meist aus Gußeisen angefertigt werden. Die Oefen haben eine ähnliche Einrichtung wie der oben beschriebene Knochenverkohlungsofen von Siemens-Hohenheim. Der Betrieb ist ein continuirlicher. Ofenconstructionen sind von Schatten, Walkhoff, Lange, Brison und Blaise, Parker u. a. angegeben worden.[12])

Man hat es nicht unterlassen zu versuchen, Surrogate für Knochenkohle ausfindig zu machen. So empfahl Stenhouse[13]) vegetabilische Kohle, welche künstlich mit Thonerde oder phosphorsaurem Kalke imprägnirt ist, als Ersatzmittel, Gawalowski[14]) mit Blutkohle durchsetzte Bimssteinstücke, Ziegler[15]) eine geglühte Mischung von Thon mit 10 Proc. Theer. Alle diese künstlichen Producte haben wenig

4) Ebendas. 134, 396. 5) Ebendas. 161, 141. 6) Ebendas. 166, 291. 7) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1859, 285.

8) Dingler, Journ. 206, 405. 9) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1872, 975; 1874, 248. 10) Dingler, Journ. 163, 386; 164, 60, 63. 11) Muspratt's Chemie (3. Aufl., 3. Bd., 1838). 12) Dingler, Journ. 153, 389; 162, 24; 177, 215; 175, 391; 177, 140. — Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1868, 303; 1864, 719; 1873, 931. 13) Ann. Chem. Pharm. 101, 243. 14) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1875, 218. 15) Dingler, Journ. 185, 481.

oder keinen genügenden Ersatz für die Knochenkohle bieten können.

Knochenkohle wird in enormen Quantitäten bei der Zuckerfabrikation zur Filtration der Säfte consumirt, eine weitere Verwendung findet sie in Glycerin-, Paraffin- und Ceresinfabriken. Sie dient ferner zur Bereitung der Schuhwichse als schwarzer Farbstoff zum Färben des Leders und in erschöpftem Zustande zur Darstellung von Superphosphat.

Thierkohle nennt man die bei der trockenen Destillation thierischer Abfälle, als Fleisch, Blut, Horn, Leder, Haare, Häute u. s. w. resultirende Kohle. Vielfach wird

hervorgeht.

	Relativ entfärbende Wirkung auf eine Auflösung v. Indigo in Schwefelsäure.	Relativ entfärbende Wirkung auf Melasse.
Gewöhnliche Knochenkohle	1,0	1,0
Mit Salzsäure behandelte Knochenkohle	1,9	1,6
Mit Salzsäure behandelt, dann mit Pottasche geglüht und ausgewaschen .	45,0	20,0
Geglühter Kienruß	4,0	3,3
Mit Pottasche geglühter Kienruß . . .	15,2	10,6
Mit Pottasche geglühter Leim . . .	36,0	15,5
Mit Pottasche geglühtes Eiweiß . . .	34,0	15,5
Mit Calciumphosphat geglühtes Blut .	12,0	10,0
Mit Calciumcarbonat geglühtes Blut .	18,0	11,0
Mit Pottasche geglühtes Blut . . .	50,0	20,0

Thierkohle findet außer zur Entfärbung von Flüssigkeiten, sei es in der Technik oder im chemischen Laboratorium, vor allem infolge ihres hohen Stickstoffgehalts Anwendung zur Bereitung des Blutlaugensalzes. Man benutzt hierzu verkohlte thierische Abfälle aller Art.

Die quantitative Bestimmung des Kohlenstoffs geschieht am besten und sichersten dadurch, daß man die betreffenden Körper mit oxydirenden Substanzen, Kupferoxyd, chromsaurem Blei oder im Sauerstoffstrome verbrennt und die gebildete Kohlensäure direct durch Wägung dadurch ermittelt, daß man die getrockneten Verbrennungsproducte durch einen gewogenen Kohlensäure-Absorptionsapparat (Kaliapparat oder Natronkalkrohr) leitet. Durch directe Wägung die bei chemischen Processen ausgeschiedene Kohle ermitteln zu wollen und als Kohlenstoff zu berechnen, ist durchaus unzuverlässig, da dieselbe Sauerstoff und Wasserstoff, oft sogar auch in erheblicher Menge Stickstoff enthalten kann und diese Gase selbst bei sehr hohen Temperaturen hartnäckig zurückgehalten werden. Im übrigen muß hier auf die speciellen Angaben der Jahrbücher für analytische Chemie (Rose, „Handbuch der analytischen Chemie“, 6. Aufl., II. Bd., 1871, S. 732 und Fresenius, „Anleitung zur quantit. chem. Analyse“, 6. Aufl., II. Bd., S. 47 fg.) verwiesen werden.

Verbindungen des Kohlenstoffs. Kein Element geht so zahlreiche chemische Verbindungen ein wie der Kohlenstoff. Es ist bereits bemerkt worden, daß alle organischen Körper Kohlenstoff enthalten. Die Anzahl der bekannten Kohlenstoffverbindungen ist schon gegenwärtig fast unübersehbar und wächst mit jedem Tage durch Entdeckungen neuer. Ihre Beschreibung und wissenschaftliche Untersuchung bildete früher das Gebiet der sogenannten organischen Chemie im Gegensatze zu der Mineral- oder anorganischen Chemie; seit man aber eingesehen hat, daß zwischen diesen beiden Disciplinen kein wesentlicher Unterschied besteht, daß in beiden dieselben Gesetze gelten und daß die organischen Verbindungen auch außerhalb des pflanzlichen und thierischen Organismus entstehen können, spricht man nur noch aus Zweckmäßigkeitsgründen von einer Chemie der Kohlenstoffverbindungen gegenüber der Chemie der übrigen Elemente. Bei gewöhnlicher Temperatur und unter normalen Umständen verhält sich der Kohlenstoff andern Elementen gegenüber vollkommen indifferent, daher seine Unveränderlichkeit. Unter dem Einflusse elektrischer Entladungen vereinigt er sich direct sowol mit Wasserstoff zu Acetylen C_2H_2, als auch mit Stickstoff zu Cyan CN oder Cy. Direct verbindet er sich auch mit Schwefel zu Kohlenstoffdisulfid oder Schwefelkohlenstoff CS_2, aber nur bei Rothglut, ebenso mit Sauerstoff zu Kohlenoxyd CO und Kohlensäure CO_2, während er mit den Halogenen nur auf indirectem Wege zusammentritt. Kohlenstoff vereinigt sich auch bei hoher Temperatur mit vielen Metallen zu Kohlenstoffmetallen oder Metallcarbureten, so besonders mit Eisen, Mangan, Nickel und Kobalt. Die Bildung derselben erfolgt beim Schmelzen der betreffenden Metalle mit überschüssiger Kohle oder bei Gegenwart von kohlenstoffhaltigen Gasen, namentlich von Kohlenwasserstoffen.

Kohlenwasserstoffe. Kohlenstoff ist durch die außerordentlich große Anzahl seiner Verbindungen mit Wasserstoff vor allen übrigen Elementen ausgezeichnet. Er vereinigt sich mit demselben in den mannichfachsten Verhältnissen. Manche dieser Kohlenwasserstoffe sind gasförmig, andere, und zwar die größere Menge, flüssig oder fest. Sie sind sämmtlich flüchtig und bis auf die kohlenstoffärmste Verbindung mit stark leuchtender, rußender Flamme brennbar. Kohlenwasserstoffe finden sich zum Theil fertig gebildet natürlich vor als Bestandtheile der meisten ätherischen Oele, Producte des organischen Lebens, oder im Mineralreiche als Begleiter der Kohlenablagerungen, ferner in Form von Petroleum, fossiler Harze,

wie Ozokerit, Fichtelit, Könleinit, Hartit u. a. In großer Menge treten sie bei der trockenen Destillation organischer Körper, besonders der kohlenstoff- und wasserstoffreichen, auf.

Werden z. B. Steinkohlen dieser Operation unterworfen, so resultiren im wesentlichen zwei gasförmige Kohlenwasserstoffe CH_4 und C_2H_4, außerdem Theer, welcher aus einer Menge von flüssigen und starren Kohlenwasserstoffen besteht. Die meisten Kohlenwasserstoffe können künstlich dargestellt werden und zwar namentlich durch Anwendung verschiedener synthetischer Methoden aus schon existirenden organischen Verbindungen, aber auch durch Vermittelung einfacher anorganischer Verbindungen der beiden Elemente.

Sämmtliche übrige Kohlenstoffverbindungen lassen sich auf ungezwungene Weise durch theilweise oder gänzliche Substitution der Wasserstoffatome durch andere Elemente oder Radicale von den Kohlenwasserstoffen ableiten. Die letztern bilden deshalb eine wichtige Grundlage für die Systematik organischer Verbindungen, wobei ihr Kohlenstoffgehalt für die Gruppe, ihr Wasserstoffgehalt für die Reihe, welcher eine gewisse Verbindung angehört, maßgebend ist.

Die Menge von existirenden Kohlenwasserstoffen ist nicht nur dadurch bedingt, daß eine große Anzahl von Kohlenstoffatomen sich miteinander vereinigen können, sondern auch durch den Umstand, daß sie sich gegenseitig mit ein, zwei, drei oder auch vier der Verbindungseinheiten gegenseitig sättigen und außerdem noch in verschiedenartiger Weise zusammengruppiren.

Nach ihrer Constitution und ihrem Verhalten lassen sich die Kohlenwasserstoffe in zwei Hauptgruppen theilen, nämlich in Kohlenwasserstoffe der Fettreihe und in Kohlenwasserstoffe der aromatischen Reihe. Bei den erstern befinden sich die Kohlenstoffatome in einfacher Verkettung; erfolgt eine dichtere Bindung, so nehmen daran nur verhältnißmäßig wenige Atome theil. Bei den letztern sind immer wenigstens sechs Kohlenstoffatome in dichterer Gruppirung vereinigt. Eine weitere Eigenthümlichkeit der Kohlenwasserstoffe ist die, daß viele von ihnen bei gleicher Zusammensetzung verschiedene physikalische oder chemische Eigenschaften besitzen. Diese Erscheinung bezeichnet man als Isomerie. Die Zahl der Isomeren wächst natürlich mit dem Moleculargewichte des Kohlenwasserstoffs. Bei den Kohlenwasserstoffen der sogenannten Sumpfgasreihe z. B., der allgemeinen Formel C_nH_{2n+2} entsprechend, sind bei dem fünften Gliede, dem Pentan C_5H_{12}, 3, bei dem zwölften Gliede, Dodecan $C_{12}H_{26}$, dagegen nicht weniger als 357 isomere Verbindungen möglich.

Von allgemeinem Interesse sind namentlich zwei Verbindungen, welche als leichtes und schweres Kohlenwasserstoffgas bezeichnet werden.

Leichtes Kohlenwasserstoffgas, Sumpfgas, Grubengas, Methan, CH_4, Volumengewicht 7,985, enthält in 100: Kohlenstoff 75, Wasserstoff 25.

Methan ist schon früh beobachtet worden. Plinius erwähnt brennbare, luftförmige Ausströmungen, welche in verschiedenen Gegenden vorkommen, auch Basilius Valentinus berichtet über Feuererscheinungen, welche in Bergwerken auftreten. Im J. 1776 beobachtete Volta die Entwickelung von Sumpfgas aus dem Bodenschlamme von Teichen, constatirte auch, daß Kohlensäure bei der Verbrennung desselben entsteht; näher wurde dann die Verbindung von Priestley, Dalton, Henry u. a. untersucht. Dieses Gas entsteht stets, wenn im Schlamme stehender Gewässer organische Substanzen, namentlich Pflanzenüberreste, verwesen. Rührt man den schlammigen Boden von Teichen mit einem Stocke auf, so steigen Gasblasen an die Oberfläche, welche leicht in einer mit Wasser gefüllten Flasche, in deren Hals ein Trichter gesteckt ist, aufgefangen werden können. Das aufgefangene Gas besteht im wesentlichen aus leichtem Kohlenwasserstoffgase; wegen dieser Bildung hat es auch den Namen Sumpfgas erhalten. Nicht selten tritt dieser Kohlenwasserstoff in großer Menge in Steinkohlengruben auf, wo er auf eine analoge Weise wie auf dem Boden stagnirender Gewässer gebildet wird, nämlich durch eine langsame Zersetzung der Steinkohlen.[16]) Mit Kohlensäure und Stickstoff gemengt, sammelt sich das Gas in unterirdischen Höhlen an und ist in denselben oft unter so hohem Drucke enthalten, daß, wenn man beim Abbau des Kohlenlagers solchen Räumen zu nahe kommt, es oft aus Spalten mit Heftigkeit ausströmt und durch seine Vermischung mit der Grubenluft ein explosives Gasgemenge (Schlagende Wetter oder Feurige Schwaden) bildet, welches, an der Lampe des Bergmanns oder durch Pulversprengungen entzündet, schon oft die fürchterlichsten Explosionen hervorgerufen hat. Alljährlich fallen noch viele Menschenleben den Schlagenden Wettern zum Opfer.[17])

Gegen diese Gefahren ist das sicherste Mittel da, wo Grubenexhalationen sich zeigen, für gute Ventilation Sorge zu tragen, damit nicht nur das auftretende Gas möglichst schnell entfernt, sondern auch mit so viel Luft verdünnt wird, daß das Gasgemisch nicht mehr explosiv ist. Von Davy ist auch eine nach ihm benannte Sicherheitslampe construirt worden, welche den Bergmann bei einiger Aufmerksamkeit zeitig benachrichtigt, wenn er in der Grube Strecken befährt, wo schlagende Wetter drohen. Dieselbe besteht aus einer einfachen Oellampe, deren Flamme von einem Cylinder aus feinem Metallgewebe so umgeben ist, daß die Luft zur Flamme nur durch die feinen Maschen treten kann. Die zu diesen Lampen verwendeten Gewebe enthalten auf den Quadratcentimeter 114—117 Maschen. Kommt der Grubenarbeiter mit seiner Sicherheitslampe in eine Luft, die durch Mischung mit Grubengas explosiv geworden, so ist das leicht zu erkennen. Es zeigt sich dann nämlich im Innern der Lampe eine blaue Flamme, die Lampenflamme verlängert sich und nimmt eine eigenthümlich zitternde Bewegung an oder erlischt wol auch ganz. Eine Fortpflanzung der Flamme des innerhalb des Metallnetzes brennenden Gasgemenges nach außen findet aber nicht statt, weil erstere beim Durchgang durch die Maschen des Drahtgewebes eine solche

16) Gmelin, Handbuch der organischen Chem. 1, 209; Suppl. 2. 17) Phil. Mag. 14, 1; 28, 437.

Abkühlung erfährt, daß sie erlischt. Natürlich geht diese abkühlende Wirkung nach einiger Zeit verloren und es ist deshalb hohe Zeit für den Bergmann, welcher durch seine Lampe gewarnt ist, die gefährliche Stätte zu verlassen und durch geeignet verstärkte Ventilation die Schlagenden Wetter zu beseitigen.

Auch oberirdisch entströmt häufig Grubengas in der Nähe von Kohlenbergwerken dem Boden, aber auch da, wo Kohlenflötze nicht in unmittelbarer Nähe nachgewiesen werden können, kann man derartige Gasexhalationen beobachten.[18]) Hier ist namentlich zu erwähnen das heilige Feuer von Baku am Kaspischen Meere, welches seit undenklichen Zeiten brennt. Dasselbe wird durch Grubengas unterhalten, dem 6 Proc. Stickstoff, 1—5 Proc. Kohlensäure und etwas Steinöldampf beigemengt sind. Der Schlammvulkan Bulganak in der Krim dagegen entläßt nach Bunsen reines Grubengas. Auch in den Gasen der Steinölquellen von Butler-County in Pensylvanien ist dasselbe enthalten. Methan findet sich auch in den Darmgasen der Menschen, besonders nach reichlichem Genusse von Fleisch und Hülsenfrüchten.

Methan entsteht bei der trockenen Destillation vieler
...st daher auch im Leuchtgase als
...l enthalten; es bildet sich ferner
...koholdampf beim Passiren einer
...thetisch kann es erhalten werden,
...ze von Schwefelwasserstoff und
über glühendes Kupfer leitet[20]):

$$2H_2S+CS_2+8Cu=CH_4+4Cu_2S$$

Chemisch reines Methan resultirt bei der Zersetzung von Zinkmethyl durch Wasser[21]):

$$Zn(CH_3)2+2H_2O=Zn(OH)2+2CH4$$

Eine größere Menge von Grubengas läßt sich leicht durch Erhitzen von Essigsäure oder Aceton mit überschüssigem Alkalihydrat erhalten.[22]) Bei diesem Processe spaltet sich die Essigsäure in Methan und Kohlensäure:

$$CH_3.COONa+NaOH=Na_2CO_3+CH_4$$

Die Operation wird zweckmäßig in einer sogenannten Verbrennungsröhre aus schwer schmelzbarem Glase oder auch wol in einem eisernen Rohre vorgenommen; bei derselben muß eine zu starke Erhitzung sorgfältig vermieden werden, da es sonst schwer ist, das Gas rein zu erhalten. Fast immer enthält dasselbe etwas freien Wasserstoff, von etwa beigemengtem Aethylen reinigt man es dadurch, daß man in die Rohrleitung eine U-förmige Röhre einschaltet, welche mit Schwefelsäure getränkte Bimssteinstücke enthält.[23])

Methan ist ein farbloses, geruch- und geschmackloses Gas von 0,559 spec. Gewicht (für Luft = 1, Thomson). Seine Verdichtung zu einer farblosen, leicht beweglichen Flüssigkeit ist erst vor kurzem durch Anwendung eines Druckes von 180 Atmosphären bei 7° C. und ein plötzliches Aufheben desselben gelungen. Mit Luft gemengt verursacht es beim Einathmen keine oder in reiner Luft schnell schwindende Beschwerden. Es ist leicht entzündlich und brennt mit schwachleuchtender, bläulicher, im obern Theile gelblicher Flamme. Seine Entzündungstemperatur liegt höher als die des Wasserstoffs, Schwefelwasserstoffs, Kohlenoxydgases und des Aethylens. Mit 2 Vol. Sauerstoff vermischt und angezündet, verbrennt es unter heftiger Explosion, ebenso explodirt es, jedoch mit geringerer Heftigkeit, wenn es mit 10 Vol. atmosphärischer Luft gemengt ist, welche 2 Vol. Sauerstoff entsprechen. Es findet aber keine Explosion statt, wenn das Gas mit einer viel kleineren oder viel größeren Menge von Luft gemischt ist, so z. B. wenn die letztere weniger als das sechsfache oder mehr als das vierzehnfache Volumen des Grubengases beträgt. Bei der Verbrennung entsteht Kohlensäure und Wasser.

Von Chlor wird Grubengas im Dunkeln nicht zersetzt, im zerstreuten Tageslichte geht die Einwirkung leicht vor sich, im directen Sonnenlichte findet sogar heftige Explosion statt, namentlich dann, wenn 1 Vol. des Gases mit 2 Vol. Chlor gemischt ist. Hierbei entsteht unter Abscheidung von Kohle Chlorwasserstoff. Methan ist wenig in Wasser, etwas mehr in Weingeist löslich.[24]) Sein Absorptionscoëfficient für Wasser beträgt nach Bunsen zwischen 6° und 26°:

$$C=0,05449-0,0011807t+0,000010278t^2,$$

derjenige für Alkohol zwischen 2° und 24°:

$$C=0,522586-0,0028655t+0,0000142t^2.$$

Als sehr beständiger Körper verhält es sich den meisten Reagentien gegenüber indifferent. Leitet man das Gas durch eine weißglühende Porzellanröhre oder setzt es dauernd dem Inductionsfunken aus, so zerfällt es in Wasserstoff und Kohle, dabei entstehen aber immer noch höher condensirte Kohlenwasserstoffe, wie Acetylen, Benzol, Naphtalin u. a.[25]) Unter dem Einflusse eines glühenden Palladiumdrahts tritt Dissociation in Kohle und Wasserstoff ein.[26]) Mit Luft gemengt, wird es von einer glühenden Platinspirale zu Ameisensäure oxydirt.[27]) Das Sumpfgas ist der Stammkohlenwasserstoff für die Glieder der nach der allgemeinen Formel $C_nH_{2n}+2$ zusammengesetzten Fettreihe, es leiten sich von ihm eine große Anzahl von Substitutionsproducten ab, von denen aber nur die der Halogene auf directem Wege sich erhalten lassen.

---

18) Compt. rend. 47, 317. — Jahresber. 1857, 716; 1858, 791. — Poggendorff, Ann. 83, 197. — Jahresber. der geolog. Reichsanst. 45, 398. — Petersb. Akad. Bull. 14, 49. — Jahresber. 1855, 1008. — Compt. rend. 41, 410. — Neue Edinb. Phil. J. 1, 67. — Berl. Ber. 1870, 572. — Journ. pr. Chem. 13, 514. — Dingler, Journ. 224, 552. — Compt. rend. 67, 1046. — Jahresber. 1868, 1026. 19) Dingler, Journ. 126, 260, 345. — Ann. Chem. Pharm. 111, 254. 20) Compt. rend. 43, 286. — Ann. chim. phys. [3] 53, 69. — Jahresber. 1856, 422; 1858, 216. 21) Ann. Chem. Pharm. 71, 214; 72, 171. 22) Revue scientif. 1, 51. — Ann. Chem. Pharm. 88, 181. — Journ. pr. Chem. 21, 260.

23) Jahresber. 72, 296. — Journ. pr. Chemie 21, 260. 24) Ann. Chem. Pharm. 93, 1; 94, 129. — Jahresber. 1867, 344. 25) Ann. Chem. Pharm. 113, 129. — Compt. rend. 62, 947; 67, 1188. 26) Compt. rend. 84, 1503. — Jahresber. 1877, 361. 27) Compt. rend. 77, 444. — Jahresber. 1873, 300.

Schweres Kohlenwasserstoffgas, ölbildendes Gas, Elaylgas, Vine, Aethylen oder Aethen, C_2H_4, enthält 85,7 Proc. Kohlenstoff und 14,3 Proc. Wasserstoff. Volumengewicht 13,97.

Dieses Gas wurde 1669 zuerst von Becher durch Erhitzung von Weingeist mit Schwefelsäure erhalten, seine Angaben galten jedoch als irrige, und erst 100 Jahre später führt Priestley in seinen „Experiments and Observations on Air" an, daß Ingenhouß bei einem Enée in Amsterdam ein solches Gas habe darstellen sehen. Im J. 1795 ermittelten vier holländische Chemiker: Deimann, Paets van Troostwyck, Bondt und Lauwerenburgh, daß der bisher für brennbare Luft gehaltene Körper aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehe, sie stellten sein specifisches Gewicht fest und gaben ihm den Namen „öliges Gas" (gaz huileux), weil es mit Chlor eine flüssige Verbindung von dicklicher, öliger Consistenz eingeht. Aethylen ist namentlich in neuerer Zeit von den Chemikern vielfach untersucht und seine zahlreichen Derivate sind eingehend studirt worden. Berzelius faßte Aethylen zuerst als Radical auf, er gab demselben die Formel CH_2 und nannte dasselbe Elayl; Liebig und Regnault schreiben die Formel doppelt so groß C_2H_4. Auch die Typentheorie betrachtet die Verbindung als ein Radical und zwar als ein zweiwerthiges, welches zwei Atome Wasserstoff zu vertreten im Stande ist. Der neuern Anschauungsweise nach ist Aethylen durch die Formel $H_2C{=}CH_2$ auszudrücken, d. h. die beiden Kohlenstoffatome sind doppelt aneinandergebunden und die von den vorhandenen acht Verwandtschaftseinheiten übrigbleibenden vier durch Wasserstoff befriedigt.

Aethylen ist ein Bestandtheil der durch trockene Destillation organischer Stoffe erhaltenen gasförmigen Producte, deshalb auch in namhafter Menge im Leuchtgase, gleichgültig ob dasselbe aus Steinkohlen, Holz, Harz u. a. gewonnen wurde, enthalten. In kleinen Mengen tritt es auch in dem Grubengase mancher Steinkohlengruben neben leichtem Kohlenwasserstoffe auf.

Reines Aethylen wird am zweckmäßigsten durch Zersetzung des Alkohols mittels Schwefelsäure dargestellt. Bei diesem Processe entzieht die Schwefelsäure dem Alkohol die Elemente des Wassers:

$$C_2H_5OH - H_2O = C_2H_4.$$

Am besten bedient man sich des von Mitscherlich[28]) angegebenen Verfahrens, welches darauf beruht, daß eine bei 165°C. siedende Schwefelsäure den Alkohol ziemlich glatt in Aethylen und Wasser spaltet. In einem etwa zur Hälfte gefüllten Kolben wird eine Mischung von 10 Theilen concentrirter Schwefelsäure und 3 Theilen Wasser zum Sieden erhitzt und in die siedende Flüssigkeit aus einem zweiten Kolben der Dampf starken Alkohols eingeleitet. Das erstere Gefäß enthält ein durch den dreifach durchbohrten Stopfen eingeführtes Thermometer, welches in die siedende Flüssigkeit eintaucht und dazu dient, den Siedepunkt der Schwefelsäure durch passendes Zuleiten von Alkoholdampf so reguliren zu können, daß derselbe weder unter 160° sinkt, noch über 170° steigt. Das entbundene Gas passirt zu seiner Reinigung ein Kühlgefäß, wo Wasser und unzersetzter Alkoholdampf sich verdichten, dann ein Absorptionsrohr mit concentrirter Schwefelsäure, welches Aetherdampf und eventuell gebildete kohlenstoffreichere Zersetzungsproducte zurückhält. An Stelle von Schwefelsäure als wasserentziehendem Agens kann auch Chlorzink oder Borsäure benutzt werden. Aethylen bildet sich noch ferner, wenn Alkohol- oder Aetherdampf glühende Röhren passirt[29]), oder neben Methan, wenn ein Gemenge von Schwefelwasserstoffgas und Schwefelkohlenstoffdampf oder Kohlenoxyd über rothglühendes Kupfer oder Eisen geleitet wird[30]), es entsteht auch durch Einwirkung von Wasserstoff auf die Chlorkohlenwasserstoffe C_2Cl_6 und C_2Cl_4 bei höherer Temperatur oder im statu nascendi[31]) durch Erhitzen von Acetylen mit Wasserstoff bis zur Rothglut oder durch Behandeln der Acetylenkupfer-Verbindungen mit Ammoniak und Zink.[32])

Das schwere Kohlenwasserstoffgas ist farblos, von eigenthümlichem ätherartigem Geruche. Eingeathmet wirkt es sehr nachtheilig auf den Organismus. Wasser nimmt bei 0° 0,25 Vol., bei 15° 0,16 Vol., bei 20° 0,15 Vol. Aethylen auf, weshalb es von Vortheil ist, erwärmtes Wasser zum Auffangen des Gases anzuwenden. In Alkohol, Aether, Terpentinöl und Olivenöl löst es sich etwas reichlicher, nämlich Alkohol absorbirt bei 0° 3,6 Vol. bei 15° 2,9 Vol., Aether etwa das zweifache, Terpentinöl und Steinöl das $2\frac{1}{2}$fache, Olivenöl das gleiche Volumen. Durch starke Compression bei gleichzeitiger Erkaltung auf —110° kann das Gas als wasserhelle Flüssigkeit erhalten werden, die bei —110° noch nicht gefriert und bei —75° C. einen Druck von 4—5 Atmosphären, bei 1° einen solchen von $42\frac{1}{2}$ Atmosphären ausübt. Das spec. Gewicht beträgt 0,9784. Aethylen ist leichtentzündlich und verbrennt mit leuchtender Flamme, ein Gemisch von 1 Volumen Aethylen und 3 Volumen Sauerstoff explodirt angezündet äußerst heftig; hierbei findet vollständige Verbrennung zu Kohlensäure und Wasser statt. — Durch den elektrischen Funken wird das Gas unter Verdoppelung seines Volumens in Wasserstoffgas und Kohle zersetzt[33]); die gleiche Zersetzung findet statt, wenn man es durch glühende Röhren leitet, bei einer weniger hohen Temperatur zerfällt es in Kohle, Acetylen, Methan, Aethan und einige theerartige Kohlenwasserstoffe.[34]) Auch beim Verbrennen erleidet das Aethylen eine ähnliche Zersetzung; seine Flamme ist eine solche von Wasserstoff- oder leichtem Kohlenwasserstoffgas, welche durch den abgeschiedenen glühenden Kohlenstoff Leuchtkraft erhält. Mischt man Aethylen mit dem doppelten Volumen Chlor, so verbrennt es angezündet von oben nach unten mit stark

28) Mitscherlich's Lehrbuch 4. Aufl., 195.

29) Creller, Ann. 1795, 2, S. 195, 310 und 430. 30) Ann. Chem. Pharm. 100, 122; 108, 188. — Compt. rend. 43. 236. 31) Journ. pr. Chem. 71, 431. — Ann. chim. phys. [3] 51, 48. 32) Ann. Chem. Pharm. 81, 108. — Ann. chim. phys. [3] 33, 295. 33) Bull. soc. chim. [2] 5, 267. 34) Ann. Chem. Pharm. 139, 272. — Ann. chim. phys. [4] 9, 431.

rußender rother Flamme unter Abscheidung fast allen Kohlenstoffs als Kohle. Ein solches Gemenge explodirt auch im directen Sonnenlichte. Gleiche Raumtheile von Aethylen und Chlor verdichten sich zu einer schweren, farblosen Flüssigkeit, Aethylendichlorid $C_2H_4Cl_2$, welche, zuerst von den oben erwähnten vier holländischen Chemikern erhalten, Veranlassung gab, das schwere Kohlenwasserstoffgas auch mit dem Namen „ölbildendes Gas" zu bezeichnen. Oxydirende Agentien, wie eine Mischung von zweifach chromsaurem Kalium und Schwefelsäure, resp. übermangansaures Kalium führen das Aethylen in Kohlensäure und Wasser[35]), resp. Kohlensäure und Ameisensäure über.[36])

Das Aethylen ist das Anfangsglied einer Reihe von Kohlenwasserstoffen, welche nach der allgemeinen Formel C_nH_{2n} zusammengesetzt sind. Es verbindet sich direct mit Chlor, Brom, Jod, Chloriod, Untersalpetersäure, mit Bromwasserstoff- und Jodwasserstoffsäure. Es wird von wasserfreier und von rauchender Schwefelsäure aufgenommen, wobei Carbylsulfat, bezw. Aethionsäure entsteht. Aus dem lebhaften Vereinigungsbestreben, welches das Aethylen zeigt, sich direct mit Elementen oder mit zusammengesetzten Atomcomplexen zu vereinigen, hat man geschlossen, daß bei diesen Reactionen sich die doppelte Kohlenstoffbindung in die einfache auflöse, wodurch also eine zweiwerthige Gruppe entsteht. Die Abkömmlinge des Aethylens können hiernach Additions- oder Substitutionsproducte sein; man kennt eine sehr große Anzahl derselben.

Kohlenoxyd, Kohlenstoffmonoxyd, CO. Atomgewicht 28, Volumengewicht 13,96 für H=1. In 100 Theilen 42,85 Kohlenstoff und 57,15 Sauerstoff.

Diese gasförmige Verbindung erhielt zuerst Lasonne 1776 durch Glühen von Zinkoxyd mit Kohle, 1796 auch Priestley durch Erhitzen von Hammerschlag mit gut calcinirter Holzkohle. Der letztere betrachtete dieselbe als einen Kohlenwasserstoff im Gegensatze zu Cruikshank, welcher Kohlenoxyd durch Glühen von Kohle mit verschiedenen Metalloxyden gewann und aus seinem verhältnißmäßig hohen spec. Gewichte den Schluß zog, daß es keinen Wasserstoff enthalten könne. Die wahre Natur des Gases erkannten erst Clement und Deformes.

Kohlenoxyd kann auf verschiedene Weise erhalten werden. Es bildet sich, wenn man Metalloxyde, wie Zinkoxyd, Eisenoxyd, Braunstein u. a., oder verschiedene kohlensaure Salze, wie Calinmcarbonat, Pottasche mit Kohle glüht. In letzterm Falle kann auch Zink oder Eisenfeile die Stelle der Kohle vertreten. Diese Bildungsweisen finden durch folgende Gleichungen einen Ausdruck:

$$ZnO + C = Zn + CO.$$
$$CaCO_3 + C = CaO + 2CO.$$
$$K_2CO_3 + Zn = K_2O + ZnO + CO.$$

Weiter entsteht Kohlenoxyd, wenn Kohlensäure oder Wasserdampf über eine lange Schicht glühender Kohlen geleitet[37]) oder wenn Kohlensäure auf 1300° erhitzt wird.[38]) Bei Anwendung von Wasserdampf entsteht gleichzeitig Wasserstoff und Kohlensäure. Durch den elektrischen Funkenstrom wird Kohlensäure in Kohlenoxyd und Sauerstoff zerlegt.[39]) Erhitzt man Oxalsäure oder ein oxalsaures Salz mit concentrirter Schwefelsäure, so entwickelt sich ein Gemisch von gleichen Raumtheilen Kohlensäure und Kohlenoxyd:

$$C_2H_2O_4 = H_2O + CO + CO_2.$$

Die Kohlensäure kann leicht entfernt werden, wenn man das Gasgemenge ein mit Kalkmilch nicht ganz gefülltes Gefäß passiren läßt. Eine ähnliche Zersetzung erleiden die ameisensauren Salze durch concentrirte Schwefelsäure, infolge von Entziehung der Elemente des Wassers zerfallen sie in schwefelsaures Salz, Kohlenoxyd und Wasser:

$$2(CH_2O_2Na) + H_2SO_4 = Na_2SO_4 + 2CO + 2H_2O.$$

Am bequemsten erhält man Kohlenoxydgas durch Erhitzen von 1 Theil gepulvertem Blutlaugensalze mit 8—10 Theilen concentrirter Schwefelsäure. Hierbei entwickelt sich nach Grimm und Ramdohr[40]) zuerst etwas schweflige Säure und Kohlensäure, dann das reine Gas. Bei diesem Processe zerfällt das Ferrocyankalium nach folgender Gleichung:

$$K_4FeC_6N_6 + 6H_2SO_4 + 6H_2O = 6CO + 2K_2SO_4 + 3[(NH_4)_2SO_4] + FeSO_4.$$

Kohlenoxyd ist ein farbloses Gas ohne Geschmack und von schwachem, eigenthümlichem Geruch. Spec. Gewicht 0,9678, spec. Wärme = 0,2450. Es gelang nicht, durch einen Druck von 2790 Atmosphären dasselbe (bei gewöhnlicher Temperatur, also oberhalb seines sogenannten kritischen Punktes) zu verdichten. Nach Cailletet[41]) bildet sich, wenn man Kohlenoxyd bei einem Drucke von 300 Atmosphären und einer Temperatur von —29° plötzlich ausdehnt, ein intensiver Nebel von verdichtetem oder erstarrtem Gase. Kohlenoxyd löst sich wenig in Wasser; sein Absorptionscoëfficient ist nach Bunsen und Pauli:

$$C = 0{,}032874 - 0{,}00081632t + 0{,}000016421t^2.$$

In etwas höherm Grade wird es von Alkohol, leicht dagegen von salzsaurer oder ammoniakalischer Kupferchlorürlösung aufgenommen.[42]) Es ist sehr leicht entzündlich und brennt mit schöner blauer Flamme, die immer da beobachtet werden kann, wo eine größere Menge glühender Kohlen aufeinanderliegen. Bei der Verbrennung vereinigt sich 1 Vol. Kohlenoxyd mit 0,5 Vol. Sauerstoff zu 1 Vol. Kohlensäure.

Eingeathmet wirkt Kohlenoxyd sehr giftig. F. Hoffmann beobachtete schon im J. 1716 Vergiftungsfälle und machte in seinem „Bedenken von dem tödlichen Dampfe der Holzkohlen" auf die Schädlichkeit dieses Gases aufmerksam. Kleine Thiere sterben in demselben fast augenblicklich. Atmosphärische Luft, die etwas Kohlenoxyd ent-

35) Ann. Chem. Pharm. 150, 373 und Suppl. 8, 44. — Compt. rend. 68, 334; 70, 256. 36) Ann. Chem. Pharm. 141, 108. — Compt. rend. 63, 274.

37) Compt. rend. 59, 873. 38) Chem. Centralbl. 1878, 609. 39) Ann. Chem. Pharm. 113, 140. 40) Ann. Chem. Pharm. 98, 127. 41) Compt. rend. 85, 1217. 42) Chem. News, 37, 6.

hält, erzeugt leicht Angstgefühl, Schwindel, Kopfschmerzen, Ohnmachten, ja selbst den Tod. Durch den Gebrauch von Kohlenpfannen zur Zimmerheizung oder das zu frühzeitige Schließen der Ofenklappen sind häufig Unglücksfälle herbeigeführt worden. Kohlenoxyd wirkt blutvergiftend, indem es beim Einathmen von den Blutkörperchen absorbirt wird, wobei sich Kohlenoxyd-Hämoglobin bildet. Mit Hülfe des Spectralapparats läßt sich in Vergiftungsfällen Kohlenoxyd leicht nachweisen: gewöhnliches Sauerstoff haltendes Blut zeigt nämlich im grünen Theile des Spectrums zwei schwarze Absorptionsstreifen, welche nach Zusatz reducirender Körper, wie Schwefelammonium oder alkalischer Zinnoxydullösung, in ein einziges breites Band übergehen, während das Spectrum des Kohlenoxyd-Hämoglobins, welches dem der Sauerstoffverbindung ganz gleich ist, durch reducirende Substanzen nicht verändert wird. Es lassen sich auf diesem Wege noch kleine Mengen (2,5 Proc.) von Kohlenoxyd in einer mit diesem Gase vergifteten Luft nachweisen.[43])

Kohlenoxyd ist ein energisches Reductionsmittel, es spielt deshalb beim Ausbringen der Metalle aus den oxydirten Erzen eine wichtige Rolle. Mit Sauerstoff über Platinschwamm geleitet, erfolgt schon bei gewöhnlicher Temperatur Oxydation zu Kohlensäure. Es vereinigt sich leicht mit Chlor im directen Sonnenlichte, weniger energisch im zerstreuten Tageslichte, zu Kohlenoxychlorid (Chlorkohlensäure, Phosgengas, Carbonylchlorid) $COCl_2$, langsamer mit Bromdampf zu Kohlenoxybromid (Bromkohlensäure) $COBr_2$. Leitet man bei Glühhitze Kohlenoxyd über Kalium oder Natrium, so entsteht unter Abscheidung von Kohle kohlensaures Alkali, bei etwa 80° dagegen bildet sich, bei Anwendung des erstern Metalls, Kohlenoxydkalium COK, eine Verbindung, welche mit Wasser heftig explodirt und öfter als unliebsames Nebenproduct bei der Bereitung des Kaliums auftritt. Durch Anziehung von Feuchtigkeit geht dieselbe leicht in krokonsaures und rhodizonsaures Kalium über. Werden die Alkalien bei Gegenwart von Wasser mit Kohlenoxyd erhitzt, so entstehen ameisensaure Salze.[44]) Durch den Inductionsfunken wird Kohlenoxyd in Kohle und Kohlensäure zerlegt.[45]) (*Paul Bässler.*)

KOHLENOXYDGAS-VERGIFTUNG. Das Kohlenoxydgas ist eins der heftigsten Gifte, welches, eingeathmet, den Sauerstoff aus dem Blute verdrängt und mit dem Blutfarbstoffe eine Verbindung eingeht, welche letztern unfähig macht, weiterhin Sauerstoff aufzunehmen, worauf sehr bald Betäubung, Asphyxie und Tod erfolgt.

Am häufigsten sind zwei Arten dieser Vergiftung, Kohlendunstvergiftung und Leuchtgasvergiftung, während Vergiftung durch chemisch reines Kohlenoxyd nur sehr selten beobachtet worden ist.

1) Kohlendunst-Vergiftung. Der reine Kohlendunst ist vollkommen farb- und geruchlos und deshalb um so gefährlicher; nur wenn ihm noch andere Stoffe, wie z. B. schwefelige Säure oder Schwefelwasserstoff beigemengt sind, oder wenn sich gleichzeitig mit ihm auch Rauch entwickelt, kann er für Geruch- und Gesichtssinn wahrnehmbar werden. Das Kohlenoxyd entwickelt sich in der Regel, wenn Kohlen oder Holz im Ofen ohne genügenden Luftzug verbrennen, wenn die Ofenklappe abgesperrt wird, während die Kohle noch glimmt, wenn die Rauchröhre durch Hadern verstopft, durch Ruß verlegt ist, oder auch wenn die Verbrennungsgase durch heftigen Wind in den Ofen zurückgetrieben werden. Demnächst entwickelt es sich in Kalk- und Ziegelbrennereien, in Räumen, welche mittels offener Kohlenbecken geheizt werden; das Kohlenoxyd ist ferner ein Bestandtheil der in Bergwerken vorkommenden schlagenden Wetter, namentlich wenn in unterirdischen Räumen Feuersbrünste entstehen (Plauenscher Grund in Sachsen); es kommt auch in verschiedenen Fabriken vor, Gießereien, Hüttenwerken, bei der Fabrikation verschiedener Chemikalien, bei trockener Destillation von Hadern in Papierfabriken. Das Kohlenoxyd kann auch aus benachbarten Räumen durch Thüren, Fußböden, ja sogar durch die Mauern eindringen (Kaminbrände, Glimmen von Balken in der Nachbarschaft).

Die Kohlendunstvergiftung kann 1) kürzer oder länger dauernde, ja auch bleibende Gesundheitsstörungen, 2) den Tod des Betroffenen zur Folge haben, wobei in erster Linie die Quantität des eingeathmeten Giftes maßgebend ist; jüngere, schwächliche Individuen unterliegen schneller als erwachsene und kräftige. Personen, welche nahe der Dunstquelle schlafen, sterben schneller als solche, deren Lager in der Nähe der Thür oder des Fensters war, oder welche noch im Stande waren, rechtzeitig die Fenster zu öffnen oder ins Freie zu gelangen.

Bezüglich des Verlaufes des Vergiftungsprocesses kann man 4 Stadien unterscheiden, das der Betäubung, der Convulsionen, der Asphyxie und jenes der Erholung, resp. der Nachkrankheiten, obwol diese 4 Stadien sich nicht in allen Fällen genau abgrenzen lassen. Nach den übereinstimmenden Aussagen Geretteter ist heftiger Kopfschmerz mit Ohrensausen und Schwindel gewöhnlich das erste Symptom, dem dann große Muskelschwäche sowie Uebelkeit und Erbrechen nachfolgen; ausnahmsweise tritt dann eine psychische Exaltation ein, welche sich bis zu einem Tobsuchtanfalle steigern kann, während gewöhnlich unter Athmenbeklemmung die meist von Zuckungen und Krämpfen begleitete Bewußtlosigkeit, resp. Asphyxie eintritt, welche letztere stundenlang anhalten und doch schließlich mit Genesung enden kann, wenn auch in der Mehrzahl der Fälle ernste Folgezustände, wie Pneumonie, Diabetes, Lähmungen einzelner Glieder, der Harnblase, des Mastdarms, Verlust der Sprache, Hirnerweichung, Blödsinn u. a. nachzufolgen pflegen.

An den Leichen der durch Kohlendunst Vergifteten sind vor allem charakteristisch die schön hellrothen Todtenflecke, wie sie fast nur bei Erfrorenen, mitunter auch bei Blausäurevergiftung vorkommen; ebenso charakteristisch ist die nach Eröffnung der Leiche bemerkbare hellrothe Färbung des flüssig gebliebenen Blutes, wobei die Farbennuancen zwischen rosen-, zinnober- und

43) Berl. Ber. 1878, 235. 44) Jahresber.. 1861, 107. 45) Bull. soc. chem. [2] 26, 102. — Jahresber. 1876, 215.

kirschroth variiren; den Ausschlag für Constatirung der durch Kohlendunst erfolgten Vergiftung ergibt jedoch die Natronprobe und die spectrale Untersuchung des Blutes; durch letztere ist unter Umständen selbst nach Wochen und Monaten das Kohlenoxydgas noch mit Sicherheit nachzuweisen, namentlich wenn das zu untersuchende Blut mittels einer gesättigten Boraxlösung conservirt wird. Außer der erwähnten Blutfärbung fällt aber auch eine eigenthümlich rosenrothe Färbung der innern Organe in die Augen, während die Mehrzahl der sonst bemerkbaren Veränderungen auf Erstickungssymptome zurückzuführen sind. In Fällen, wo der Tod sehr schnell erfolgte, findet man häufig Spuren von Ruß und zwar nicht blos als rußiger Anflug an den Respirationsöffnungen, sondern auch an der Schleimhaut des Kehlkopfes und der Luftröhre, ja selbst unter den Speiseresten im Magen.

2) Leuchtgas-Vergiftung. In der Regel rühren die Unglücksfälle, welche einzelne, zumeist aber gleichzeitig mehrere Individuen treffen, von schadhaft gewordenen, manchmal in ziemlich weiter Entfernung von der Wohnstätte verlaufenden Gasleitungsröhren her, wozu oft eine sehr geringe Beschädigung der letztern, z. B. durch Einschlagen eines Nagels, genügt; das Gas kann dann unter Umständen durch die Einschnitte sich einen Weg bahnen und so in die nächstgelegenen Häuser dringen. Durch Offenlassen des Abschlußhahns bedingte Gasausströmungen werden meist durch Explosion Schaden bringen (Brandwunden-Verletzungen), dagegen seltener zu eigentlichen Vergiftungen Anlaß geben.

Das Leuchtgas ist zweifellos giftiger als der Kohlendunst (6,64% Kohlenoxydgas gegen nur 2,54% im Kohlendunst), seine Gefährlichkeit wird aber dadurch gemindert, daß es einen charakteristischen penetranten Geruch verbreitet und dadurch seine Ausströmung früh genug verräth, um den Nachtheilen derselben rechtzeitig auszuweichen zu können. Die Vergiftungssymptome der Leuchtgasvergiftung sind annähernd dieselben wie bei Kohlendunstvergiftung, ebenso fällt die Diagnose an der Leiche mit jener der Kohlendunstvergiftung zusammen, nur daß die Veränderungen, dem größeren Kohlenoxydgasgehalte entsprechend, exquisitere sind. *(Alfred Krug.)*

KOHLENSÄURE, KOHLENDIOXYD (Luftsäure, Kreidesäure, fixe Luft, mephitische Luft), CO_2, Volumengewicht 21,945, enthält in 100 Theilen 27,27 Kohlenstoff und 72,73 Sauerstoff.

Dieses Gas ist schon früh von der gewöhnlichen Luft unterschieden worden. Paracelsus und van Helmont beobachteten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die Bildung desselben beim Brennen von Kalksteinen, bei Gärung des Weins, bei der Einwirkung von Säuren auf kalkige Substanzen, und erkannten seine Eigenschaften, auf Thiere erstickend zu wirken und die Verbrennung nicht zu unterhalten. In der Folge beschäftigten sich noch andere Chemiker mit diesem Körper, so Hoffmann, welcher die Luft der Mineralwasser (von ihm „Spiritus mineralis" genannt) untersuchte und hierbei fand, daß dieselbe Pflanzenfarben röthe. Aber trotzdem wurde dieselbe für gewöhnlich noch mit atmosphärischer Luft identificirt, bis Black (1757) zeigte, daß das Gas die Eigenthümlichkeit besitze, in den sogenannten milden Alkalien in festem Zustande gebunden oder fixirt zu sein, weshalb er dasselbe „fixe Luft" nannte, und daß dieses aus letztern durch Säuren entbundene Gas mit dem bei der Gärung entstehenden identisch sei. Bergmann wies 1774 das Vorkommen desselben in der atmosphärischen Luft nach und gab ihm wegen seiner sauern Eigenschaften den Namen „Luftsäure"; Cavendish entdeckte, daß das Gas auch bei der Verbrennung der Kohlen entsteht, Lavoisier endlich erkannte seine wahre Natur, indem er Quecksilberoxyd erst für sich, dann mit Kohle gemengt glühte und im erstern Falle reinen Sauerstoff, im letztern fixe Luft erhielt, welche sich also als eine Verbindung von Kohle und Sauerstoff herausstellte. Nach dieser Bildungsweise wurde sie von Lavoisier mit Acide carbonique, Kohlensäure, bezeichnet.

Die Kohlensäure ist ein in der Natur weit verbreiteter Körper. Sie findet sich sowol in freiem als auch in gebundenem Zustande, in Form kohlensaurer Salze (Carbonate). In ersterm bildet sie einen zwar kleinen, aber constanten und wesentlichen Bestandtheil der Atmosphäre. Ihre Gegenwart in derselben kann leicht durch die wässerigen Auflösungen von Baryt, Kalk, Strontian oder basisch essigsaurem Blei erkannt werden, welche beim Schütteln mit gewöhnlicher Luft unter Abscheidung von unlöslichem kohlensaurem Salze sich trüben. Der normale Gehalt an Kohlensäure in der Luft beträgt etwa 0,04 Volum. Proc., derselbe kann jedoch in geschlossenen Räumen, wo viele Menschen athmen, oder wo Verbrennungs- oder Gärungsprocesse stattfinden, z. B. in Theatern, Versammlungssälen, Gruben, Schächten, Gärungskellern in einer Weise erhöht werden, daß nachtheilige Wirkungen auf den Organismus stattfinden. Nach Saussure[1]), Schlagintweit[2]) und andern Forschern nimmt die Kohlensäuremenge in der Luft von der Oberfläche allmählich zu, bis sie in etwa 3300 Met. Höhe ihr Maximum erreicht, in größeren Höhen ist der Gehalt ein constanter. Die Ausathmungsluft ist etwas reicher an Kohlensäure als die Atmosphäre, sie enthält ungefähr 4—5 Proc.; auch in der gasförmigen Hauttranspiration wurde dieses Gas als Bestandtheil ermittelt.

Hier und da entströmt Kohlensäure in großen Mengen dem Boden, wahrscheinlich durch vulkanische Thätigkeit im Erdinnern gebildet, so namentlich an einigen Punkten der Rheingegend (bei Brohl in 24 Stunden etwa 300 Kilogr. CO_2, am Laachersee in der Eifel), bei Vichy und Hauterive, wo das Gas zur Bleiweißfabrikation benutzt wird, in der Dunsthöhle bei Pyrmont, in der Hundsgrotte bei Neapel, welche ihren Namen davon erhalten hat, daß das schwere Gas, welches dem Boden entströmt, fortwährend durch die nur wenig höher gelegene Höhlenöffnung abfließt, sodaß ein Mensch hineingehen kann, ohne Belästigung zu verspüren, während

1) Gilbert's Annal. 54. 72. — Poggendorff, Annal. 19, 391. 2) Ebendas. 76, 442; 87, 293. — Pharm. Centralbl. 1853, 4. — Jahresber. der Chem. 1849, 257; 1852, 355.

Hunde oder andere kleine Thiere, wenn sie in die nur den Boden bedeckende Gasschicht kommen, davon erstickt werden. In Italien werden die Stellen, wo Kohlensäure aus dem Boden entweicht, Mofetten genannt. Enorme Quantitäten von Kohlensäure exhaliren die noch thätigen südamerikanischen Vulkane. Im engen Zusammenhange mit solchen Exhalationen stehen die mit Kohlensäure reichbeladenen Mineralwasser, welche als Säuerlinge oder Sauerbrunnen, bei einem Gehalte von kohlensaurem Eisenoxydul aber als Eisensäuerlinge oder Stahlquellen bezeichnet werden. Bekannte natürliche Sauerbrunnen sind die von Selters und Apollinaris. Geringere Mengen von Kohlensäure finden sich auch in jedem Brunnen- oder Quellwasser, sowie in der humushaltigen Ackererde. Mitunter sammelt sich dieses Gas bei mangelhafter Ventilation in den Stollen der Bergwerke an und bildet dann die „Bösen Schwaden“, häufig ist dieses in alten Brunnen und Abtrittsgruben der Fall. Zu Flüssigkeit verdichtete Kohlensäure ist in den Hohlräumen einiger Krystalle, des Quarzes, Topas und Saphirs durch die Spectralanalyse oder die Kalkwasserreaction nachgewiesen[3]), nachdem schon verschiedene Beobachter aus der starken Ausdehnbarkeit, welche viele solcher Flüssigkeitseinschlüsse beim Erwärmen zeigen, geschlossen hatten, daß dieselben tropfbar-flüssige Kohlensäure enthalten müßten.

Nicht weniger häufig und weit verbreitet ist das Vorkommen der Kohlensäure im gebundenen Zustande in Form kohlensaurer Salze, welche Carbonate genannt werden, von denen viele in der Natur massenhaft, namentlich das Calciumcarbonat, als Kalkstein, Marmor, Kreide, Arragonit, Kalkspat ganze Gebirge bildend, auftreten. Von den natürlichen Carbonaten seien noch erwähnt: Magnesiumcalciumcarbonat (Mg,Ca) $2CO_3$, eine ebenfalls in großen Massen als Dolomit als Baumaterial der Erdkruste verwendete Felsart, Magnesit $MgCO_3$, Spateisenstein oder Siderit (Sphärosiderit) $FeCO_3$, meist aber $(FeMnMgCa)CO_3$, Zinkspat oder Galmei $ZnCO_3$, Witherit $BaCO_3$, Strontianit $SrCO_3$ u. a. Auch im Thierreiche sind die Carbonate reich vertreten, so bildet kohlensaurer Kalk den Hauptbestandtheil der Eierschalen und den des Skelets niederer Thiere (Muscheln, Korallen, Krebsthiere, Stachelhäuter u. s. w.); in geringerm Maße ist derselbe in den Knochen der Wirbelthiere enthalten.

Die Bildung der Kohlensäure ist eine sehr mannichfache, da sie bei vielen chemischen Processen entsteht, so vor allem bei der Verbrennung aller kohlenstoffhaltigen Substanzen an der Luft oder im Sauerstoffgase, weshalb sie auch stets in den Verbrennungsproducten der Heiz- und Beleuchtungsmaterialien enthalten ist. Die Temperatur, bei welcher die Oxydation derselben zu Kohlensäure erfolgt, ist eine sehr verschiedene. Diamant verbrennt leicht an der Luft oder im Sauerstoffgase bei starker Rothglühhitze, Graphit unter eben diesen Umständen, obwol etwas schwieriger, und nur solange die Erhitzung fortgesetzt wird (vgl. „Diamant“ und „Graphit“ im Artikel Kohle), bei organischen Substanzen, besonders bei Kohle, ist nur dunkle Rothglühhitze zur Einleitung des Verbrennungsprocesses erforderlich, der sich an der Luft dann meistens von selbst fortsetzt. Organische Körper entwickeln schon bei gewöhnlicher Temperatur, wenn Ozon auf dieselben einwirkt, Kohlensäure, in geringem Maße ist dies auch der Fall in ozonfreier Luft[4]), selbst feinzertheilte Kohle erleidet unter diesen Umständen eine langsame Verbrennung. Große Mengen von Kohlensäure treten in der Natur bei der Gärung, Fäulniß und Verwesung organischer Stoffe auf, wobei sich der Kohlenstoff theils mit dem in ihnen enthaltenen Sauerstoffe, theils mit dem der Luft schon bei gewöhnlicher oder durch die Bildungswärme mäßig erhöhter Temperatur zu Kohlensäure verbindet. Oxydationsmittel, wie Uebermangansäure, Chromsäure, Salpetersäure, schmelzende Nitrate und Chlorate führen Kohlenstoff und kohlenstoffhaltige Producte in Kohlensäure über, die erstern beiden Agentien wirken in vielen Fällen schon bei gewöhnlicher Temperatur. Chromsäure oxydirt beim Erwärmen sämmtliche Kohlenstoffverbindungen, selbst Diamant und Graphit.[5]) Behandelt man Kohle mit concentrirter Schwefelsäure, so entsteht ebenfalls Kohlensäure. Dieselbe bildet sich auch beim Glühen der Metalloxyde mit Kohle, beim Verbrennen von Kohlenoxydgas, bei der Einwirkung von Wasserdampf auf glühende Kohle oder Kohlenoxydgas, bei der Zersetzung des letztern durch den elektrischen Funkenstrom[6]) oder durch starke Rothgluthitze unter Abscheidung von Kohlenstoff. Beim Glühen der Salze organischer Säuren entstehen kohlensaure Salze, wenn die betreffenden Basen bei dieser Temperatur die Kohlensäure zurückzuhalten vermögen. Alle Carbonate geben bei Behandlung mit einer Säure leicht ihre Kohlensäure ab; viele derselben lassen sie auch bei mehr oder weniger starkem Erhitzen entweichen.

Wiewol also unausgesetzt im Haushalte der Natur sich Kohlensäure durch die mannichfachsten Processe bildet, so findet doch keine Anhäufung dieses Gases in der Erdatmosphäre statt, weil die Pflanzen dasselbe durch die Blattorgane einathmen und unter Wiederausscheidung des Sauerstoffs den Kohlenstoff zum Aufbau ihres Körpers verwenden.

Kohlensäure kann in allen drei Aggregatzuständen, gasförmig, flüssig und fest erhalten werden.

Um Kohlensäuregas darzustellen, übergießt man ein Carbonat: Magnesit, Marmor, Kreide oder doppeltkohlensaures Natron mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure, worauf sich schon bei gewöhnlicher Temperatur das Gas unter starkem Aufbrausen entwickelt. Bei Anwendung von Magnesit (kohlensaure Magnesia) erfolgt die Zersetzung nach der Gleichung:

$$MgCO_3 + H_2SO_4 = MgSO_4 + H_2O + CO_2$$

Das aus kohlensaurem Kalke entwickelte Gas besitzt häufig einen eigenthümlichen Geruch, der von flüchtiger organi-

3) Poggendorff, Annal. 105, 460. — Berl. Ber. 2, 125. — Chem. Soc. J. 1876, 1, p. 137; 2, 237.

4) Poggendorff, Annal. 109, 346. 5) Jahresber. der Chem. 1847 und 1848, 333 und 943. 6) Ebendas. 1864, 125; 1865, 59.

scher Materie herrührt. Von diesem kann es nach Stenhouse[7]) leicht dadurch befreit werden, daß man es durch ein mit erbsengroßen Holzkohlenstücken gefülltes Rohr leitet. Eine sehr reine Kohlensäure resultirt bei der Zersetzung des Natriumbicarbonats durch verdünnte Schwefelsäure:

$$2(NaH.CO_3)+H_2SO_4=Na_2SO_4+2H_2O+2CO_2$$

Bei der Zersetzung der Carbonate durch Säuren tritt die Kohlensäure wasserfrei, als Anhydrid auf, da das Kohlensäurehydrat schon bei gewöhnlicher Temperatur in Wasser und Anhydrid zerfällt. Wendet man Salzsäure bei der Darstellung der Kohlensäure an, so ist es nothwendig, das entbundene Gas zur Zurückhaltung von mitfortgerissener Salzsäure entweder ein mit Natriumbicarbonat gefülltes Rohr oder eine Waschflasche, welche etwas Sodalösung enthält, passiren zu lassen. Das auf die eine oder andere Weise entwickelte Gas wird entweder direct verwendet oder über Quecksilber oder Wasser aufgefangen. Wählt man die letztere Aufbewahrung, so findet ein kleiner Verlust an Gas durch Absorption statt, was indessen in den meisten Fällen unberücksichtigt bleiben kann. Für die Bereitungsweise der Kohlensäure in größeren Mengen, wie sie z. B. oft chemische Arbeiten erheischen, sind zweckmäßige Apparate von Stohmann[8]), von Gorup-Besanez[9]), Kipp, Scheibler[10]) u. a. construirt worden. Wol am meisten ist in den chemischen Laboratorien der Kipp'sche Apparat im Gebrauche, welcher auch für die Entwickelung größerer Mengen von Wasserstoffgas benutzt werden kann. Derselbe besteht im wesentlichen aus zwei Theilen, von denen der untere zwei durch einen engen Hals miteinander in Verbindung stehende Glaskugeln bildet. Die untere dieser Kugeln, an welche ein Fuß, auf welchem der ganze Apparat ruht, angegossen ist, dient zur Aufnahme der zur Zersetzung der Carbonate bestimmten Säure, die obere als Gasentwickelungsraum; sie wird mit einem kohlensauren Salze, gewöhnlich groben Stücken von Marmor nahezu gefüllt. In den Tubulus, welchen diese Glaskugel in der obersten Wölbung besitzt, ist luftdicht eine schwach konische Röhre eingeschliffen, welche direct über ersterm in eine dritte, im obersten Theile ebenfalls tubulirte Kugel endigt, nach unten aber fast bis auf den Boden des Säurereservoirs ausläuft. Die mittlere Kugel besitzt eine seitliche Oeffnung für die Ableitung des entbundenen Gases, welche mittels eines Glashahnes geschlossen werden kann, die unterste nahe am Fuße eine solche, die gewöhnlich mittels eingeschliffenen Glasstöpsels verschlossen gehalten wird, zum Abfluß verbrauchter Säure. Beim Gebrauch des Apparats gießt man, nachdem die mittlere Kugel mit dem zur Verwendung gelangenden Carbonat gefüllt ist, durch die Tubulatur der obersten Kugel verdünnte Salzsäure oder Schwefelsäure, welche die untere Kugel füllt und sodann in die mittlere eintritt. Schließt man alsdann den Glashahn, so drückt das entwickelte Gas, welches nirgends entweichen kann, die Säure aus dem Gasentwickelungsraum in die untere und zum Theil durch die mittlere lange Röhre in die obere Kugel zurück. Durch verschieden weite Oeffnung des Hahnes hat man es nun in der Gewalt, einen beliebig starken Strom von Kohlensäuregas zu erzeugen, welcher lange Zeit bei genügender Capacität der untersten und mittlern Kugel andauert. Ein Hauptvortheil bei dem Kipp'schen Apparate liegt, abgesehen von der Einfachheit seiner Construction, in dem Umstande, daß das Carbonat immer mit frischer Säure in Berührung kommt, indem die gebildete schwere Chlorcalciumlösung (bei der gewöhnlichen Verwendung von Marmor und Salzsäure) auf den Boden der untern Kugel fließt und sich dort ansammelt, wodurch die Gleichmäßigkeit des Gasstromes sehr gefördert wird. Für die Bereitung der kohlensäurehaltigen Luxusgetränke und künstlichen Mineralwässer verwendet man gewöhnlich Magnesit, da die aus kohlensaurem Kalke bereitete Kohlensäure, welche meist dem mit dem Gase imprägnirten Wasser einen unangenehmen Geschmack (infolge eines Gehalts bituminöser Substanzen) ertheilt, selbst durch Waschungen mit einer Lösung von Kaliumpermanganat[11]) nicht immer vollständig geruchlos dargestellt werden kann.

Zur Fabrikation des Natriumbicarbonats dient gewöhnlich die aus den Kohksthürmen der Condensationsapparate ablaufende schwache Salzsäure, welche beim Durchströmen gußeiserner, inwendig mit Blei ausgekleideter und mit Kalkstein oder Kreide gefüllter Cylinder Kohlensäure entbindet, die gewaschen und in große Räume geleitet wird, in denen kohlensaures Natrium in großen Blöcken aufgeschichtet ist.

Wo eine Beimengung von indifferenten Gasen nichts ausmacht oder von geringem Belang ist, gewinnt man die Kohlensäure meist durch Verbrennung kohlenstoffhaltiger Substanz, Kohks, Holzkohle, oder als Nebenproduct bei der Darstellung des Aetzkalkes. In ersterm wie letzterm Falle ist der entbundenen Kohlensäure der Stickstoff der zur Verzehrung des Brennmaterials nothwendigen Menge von Luft beigemengt. In großen Mengen wird auf solchem Wege dargestellte Kohlensäure in der Zuckerfabrikation zur Saturation der Säfte benutzt, einer Operation, durch welche man theils den bei der Scheidung in dieselben gelangten Kalk wieder entfernen, theils den sehr basischen Scheideschlamm zur leichteren Wiedergewinnung des in ihm enthaltenen Zuckers sättigen will. Apparate für diesen Zweck sind von Kleeberger, Kindler, Witzleben u. a. construirt worden. Der vielfach in Fabriken noch benutzte Kindler'sche Kohlensäureofen besteht aus einem unten mit Rost versehenen Schachte, dessen obere Füllöffnung durch einen eisernen Deckel geschlossen werden kann. Als Brennmaterial dienen Kohks, mit denen man, nachdem auf dem Roste ein Feuer entzündet ist, den ganzen Schacht füllt. Derselbe wird hierauf mit dem Deckel wieder geschlossen. Eine mit dem Apparate verbundene Saugpumpe oder ein Körting'scher Injec-

7) Annal. Pharm. 102, 126. 8) Muspratt's Chem. 3. Aufl. 3, 2040. 9) von Gorup-Besanez, Anorg. Chem. 4. Aufl. 341. 10) Zeitschrift für Rübenzuckerindustrie 1869, 825.

11) Chem. Centralbl. 1868, 191. — Polyt. Centralbl. 1867, 994.

tor[12]) zieht durch eine seitliche Oeffnung im Schachte die Luft ein; dieselbe durchdringt die glühenden Kohksschichten und gibt hierbei ihren Sauerstoff vollständig ab. Die gebildete Kohlensäure tritt in einen theils zur Abkühlung, theils zur Entfernung von schwefliger Säure mit grob zerschlagenen Kalksteinstücken angefüllten Raum, in welchem sich auch die mit fortgerissene Flugasche absetzt, und wird durch die Pumpe durch einen sogenannten Laveur, ein zur Hälfte mit feuchten Kalksteinstücken, zur andern Hälfte mit Wasser gefülltes cylindrisches Gefäß, gesogen und von dort an den Ort ihrer Verwendung geleitet. Da es sehr schwer ist, den Gang der Saugpumpe so zu reguliren, daß nur so viel Luft in den Kohksschacht eintritt, als erforderlich ist, um ihren Sauerstoff vollständig abzugeben, in welchem Falle man ein sauerstofffreies Product von 21 Volum. Proc. Kohlensäuregehalt theoretisch erhalten müßte, während in der Praxis selten ein Gas mit mehr als 10 Volum. Proc. resultirt, so findet man in den größeren Zuckerfabriken jetzt gewöhnlich die zweckmäßigern Kalkbrennöfen als Kohlensäurequelle in Benutzung. Dieselben werden in drei verschiedenen Constructionen ausgeführt, je nachdem die Heizung derselben mittels Planrosten am untern Theile des Ofens erfolgt, oder das Brennmaterial, Kohks, in wechselnden Schichten mit Kalk in den Ofen gestürzt, oder endlich die Heizung mittels Gasfeuerung bewerkstelligt wird. In Deutschland ist der von von Witzleben[13]) construirte Ofen vielfach im Gebrauche. Derselbe, im Innern aus feuerfesten Steinen hergestellt, hat die Form eines abgestumpften Kegels. Die Heizung erfolgt an der Basis durch drei gleichmäßig vertheilte Feuerungen, welche etwas nach der Außenseite vorspringen, um nicht durch den herabgehenden Kalk in Unordnung gebracht zu werden, der von Zeit zu Zeit durch seitliche Abzugsöffnungen, die etwas tiefer als die Feuerungen liegen, abgezogen wird. Die Gicht des Ofens ist mit einer starken Eisenplatte abgedeckt, in welcher sich ein Trichter, der durch ein Hebelwerk leicht geöffnet oder geschlossen werden kann, zur Einbringung des Kalksteins, seitlich desselben aber ein Abzugsrohr für die entweichenden Gase befindet. Der Betrieb ist ein continuirlicher. Zur Erreichung einer möglichst vollständigen Verbrennung besitzt der Ofen noch seitlich von jeder Feuerung zwei Luftkanäle, außerdem, gleichmäßig an seiner Peripherie vertheilt, drei Reihen von Schaulöchern, welche zur Beobachtung des Ganges in seinem Innern dienen. Das Gasabzugsrohr steht mit einem Waschapparate und einer Saugpumpe in Verbindung. Während früher zur Heizung ausschließlich Kohks verwendet wurden, sind in neuerer Zeit mit dem günstigsten Erfolge böhmische Braunkohlen[14]) an deren Stelle getreten, wodurch der Gehalt der Gichtgase an Kohlensäure, welcher bis 25 Volum. Proc. betrug, auf 33—36 Volum. Proc. erhöht worden ist. Zum Brennen von 100 Kilogr. Kalkstein sind 50 Kilogr. an böhmischer Braunkohle erforderlich, wobei zu berücksichtigen ist, daß bei Verwendung eines schwefelhaltigen Brennmaterials eine um so größere Sorgfalt dem Wasch- und Reinigungsprocesse des Gasstroms gewidmet werden muß. Constructionen, bei welchen das Brennmaterial, mit Kalkstein gemengt, durch die obere Oeffnung des schachtförmigen Ofens eingetragen wird, sind von Chrétien und Felix[15]) angegeben worden, sie haben namentlich in den französischen Fabriken Eingang gefunden. Weniger verbreitet zum Zweck, Kohlensäure für industrielle Verwendung zu erzeugen, als vielmehr Kalkstein zu brennen, findet man Oefen mit Gasfeuerung[16]), trotzdem dieselben ein durch Rauch nicht verunreinigtes Gas liefern. Gasöfen sind construirt von Steinmann, Frühling, Hodek, Ponsard[17]) u. a. Von den Verfahren, reine Kohlensäure darzustellen, ist für die Technik namentlich das von Ozouf[18]) vorgeschlagene empfehlenswerth. Derselbe leitet die durch Verbrennen hergestellte und durch Waschen gereinigte Kohlensäure in ein Gefäß, welches eine Auflösung von neutralem kohlensaurem Natrium enthält, die hierdurch unter Absorption der Kohlensäure in eine solche von Natriumbicarbonat übergeht, während der Rest der Verbrennungsgase entweicht. Durch Erhitzen der entstandenen Hydrocarbonatlösung entwickelt sich reines Kohlensäuregas. Nach einer von Walkhoff[19]) mitgetheilten Methode wird Kalkstein in liegenden Retorten zum Glühen erhitzt und dabei gleichzeitig ein Strom überhitzten Wasserdampfes durch dieselben geleitet. Es entsteht hierbei ebenfalls reine Kohlensäure, doch ist dieses Verfahren niemals in die Praxis gedrungen. F. Stolba[20]) erzeugt durch Gärung von Zuckerlösung reines Gas, Thudichum und Wanklyn[21]) durch Glühen einer Mischung von Kaliumbichromat und wasserfreiem Natriumcarbonat.

Flüssige Kohlensäure wurde zuerst von Faraday dadurch erhalten, daß er in den einen Schenkel eines gebogenen Glasrohrs Schwefelsäure, in den andern kohlensaures Ammoniak brachte, die Röhre durch Zuschmelzen schloß, und nun durch sehr vorsichtiges Neigen die Säure allmählich zum kohlensauren Salz treten ließ. Die Kohlensäure verdichtet sich hierbei durch den ausgeübten eigenen Druck und sammelt sich in dem einen Schenkel als farblose Flüssigkeit an. Zur Anstellung dieses Versuchs müssen starkwandige Röhren gewählt werden, auch ist es unbedingt erforderlich, die Schwefelsäure nur ganz allmählich wirken zu lassen, da sonst wegen zu starker Wärmeentwickelung das Rohr zerspringt.[22]) In mit Guttaperchastopfen geschlossenen Röhren läßt sich das Gas leicht und gefahrlos verflüssigen.[23]) Um größere

12) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1874, 523; 1875, 201. 451. 458. 13) Ebendas. 1870, 158. 14) Ebendas. 1871, 135; 1872, 897; 1873, 409, 1029; 1874, 75, 486.

15) Zeitschr. für Rübenzuckerindustrie 1874, 811. 16) Polyt. Centralbl. 1870, 1420. — Dingler, Journ. 200, 144; 198, 501. — Polyt. Centralbl. 1874, 1281. 17) Ann. industrielles 1874, 723. — Dingler, Journ. 222, 72. 18) Dingler, Journ. 177, 220. 19) Compt. rend. 51, 170. — Jahresber. der Chem. 1860, 692. — Pharm. J. Trans. [2] 2, 278. — Dingler, Journ. 158, 130. 20) Jahresber. der Chem. 1874, 241. 21) Chem. Soc. J. [2] 7, 293. 22) Br. Arch. 36, 175. 23) Lond. R. Soc. Proc. 11, 85.

Mengen flüssiger Kohlensäure zu erhalten, construirte Thilosier[24]) einen auf demselben Principe basirenden Apparat, welcher aus einem luftdicht verschließbaren, starken gußeisernen Cylinder bestand, in welchen Natriumbicarbonat und ein mit Schwefelsäure gefüllter Cylinder gebracht wurde. Nachdem der Apparat hermetisch verschlossen war, ließ man durch Neigen desselben die Schwefelsäure zum kohlensauren Salz fließen und verband nach erfolgter Zersetzung den Generator durch ein Rohr mit einem zweiten gleichen Gefäße, dem Recipient, in welchen die im ersten gebildete Kohlensäure überdestillirte. Wegen der Sprödigkeit und der häufig ungleichmäßigen Beschaffenheit des Gußeisens lag bei dem enormen Gasdrucke (circa 100 Atmosphären) die Befürchtung nahe, daß die Cylinder zerspringen möchten, ein Fall, der bald darauf eintrat, wobei ein junger Chemiker Herwey sein Leben verlor. Hare schlug nun vor, den Apparat aus Schmiedeeisen anzufertigen. Später haben Donny und Mareska[25]) denselben noch weiter verbessert, indem sie ihn aus zähen Metallen herstellten. Er besteht in seiner modificirten Gestalt aus einem Bleicylinder, welcher mit einem Mantel von Kupfer umhüllt ist. Letztern umgeben schmiedeeiserne Stäbe, welche starke Bänder zusammenhalten. Der Generator hat eine Capacität von 6—7 Liter, in welchen zur Bereitung von Kohlensäure 1750 Gramm Natriumbicarbonat nebst 4 Liter Wasser und 1000 Gramm concentrirte Schwefelsäure in einem kupfernen Cylinder gebracht werden. Nach der Füllung wird er verschraubt, die Zersetzung des Carbonats anfangs durch vorsichtiges Neigen der Flasche eingeleitet, später durch Hin- und Herbewegen unterstützt und vollendet. Der Inhalt des Entwickelungsgefäßes nimmt bei diesem Vorgange eine Temperatur von etwa 30° C. an; wird daher der Generator mit dem Recipient durch ein Rohr verbunden, so destillirt in kurzer Zeit sämmtliche Kohlensäure in die kühlere Vorlage über. Durch 5—6 Operationen kann man mit diesem Apparate etwa 2 Liter flüssige Kohlensäure in demselben ansammeln[26]); er findet aber wegen seiner Gefährlichkeit kaum noch Anwendung. Auf völlig gefahrlose und einfache Weise gelingt es, mit der von Natterer[27]) erfundenen Compressionspumpe Kohlensäure zu verflüssigen, durch welche man auch alle solche Gase verdichten kann, welche Eisen nicht angreifen. Dieselbe besteht aus einer starken schmiedeeisernen Flasche, in welche mittels einer Druckpumpe Kohlensäuregas, das man unter gewöhnlichem Drucke aus Natriumbicarbonat und Schwefelsäure entwickelt, eingepreßt wird. Die Druckpumpe stellt einen sorgfältig ausgedrehten eisernen Cylinder dar, in welchem sich ein massiver Kolben luftdicht auf- und abbewegt und auf dessen oberes Ende das Verdichtungsgefäß aufgeschraubt ist. Die Zuleitung der Kohlensäure erfolgt durch ein im untern Theile des Kolbens angebrachtes seitliches Rohr, dessen Oeffnung frei wird, sobald der Kolben seinen tiefsten Stand erreicht hat, während es sich beim Vorwärtsgehen desselben durch die Kolbenwandung schließt. Das Compressionsgefäß besitzt im untern Theile ein genau gearbeitetes Kegelventil, das sich nur nach innen öffnet, somit dem eingepreßten Gase wol den Eintritt, nicht aber den Austritt gestattet, im obern Theile eine mittels einer Schraube verschließbare, seitlich sich öffnende Röhre. Der Hin- und Hergang des Kolbens wird durch das Drehen einer mit eisernem Schwungrade versehenen Welle mittels Kurbels und Pleuelstange veranlaßt. Beim Gebrauch des Apparats führt man aus einem Gasometer vollkommen getrocknete Kohlensäure durch einen Kautschukschlauch der Druckpumpe zu, setzt dieselbe in Thätigkeit und öffnet nach etwa 20—30 Umdrehungen der Welle das Ventil der Verdichtungsflasche, um mit der eingepreßten Kohlensäure die Luft entweichen zu lassen, eine Manipulation, die mehrmals wiederholt werden muß. Dann erst beginnt die eigentliche Comprimirung, während welcher zweckmäßig die mit Blechmantel umgebene Flasche mit Eis gekühlt wird[28]), um die bei der Verdichtung freiwerdende Wärme fortzunehmen. Die Zunahme der flüssigen Kohlensäure in der Flasche muß von Zeit zu Zeit durch Wägung controlirt werden. Man hat zu diesem Zwecke ein- für allemal das Gewicht des Verdichtungsgefäßes ermittelt, schraubt dasselbe während der Operation von Zeit zu Zeit ab und wägt wieder. Nach etwa dreistündigem Pumpen beträgt die Menge der flüssigen Kohlensäure 300—375 Gramm. Es ist rathsam, die Flasche nur etwa zu $^2/_3$ mit derselben sich füllen zu lassen. Will man die flüssige Kohlensäure verwenden, so schraubt man die Flasche ab, kehrt sie um und bringt das Ansatzrohr in ein passendes Gefäß. Beim Oeffnen des Verschlusses durch Drehung der Schraubenspindel dringt die Kohlensäure aus der Röhre und erstarrt sofort infolge der rapiden Vergasung zu einer schneeigen Masse.

Setzt man Kohlensäure einer sehr großen Kälte aus, so gelingt es, dieselbe bei gewöhnlichem Drucke zu verflüssigen. Auf diesem Wege condensirten Loir und Drion[29]) das Gas; sie benutzten hierbei die Verdunstungskälte flüssigen Ammoniaks, welches im Vacuum vergast wurde.

Um größere Mengen von Kohlensäure zu verflüssigen, ist von W. N. Hill, Chemiker der Torpedostation zu Newport, ein Apparat construirt worden, welcher sowol zur Erzeugung als auch zur Compression des Gases erfolgreiche Anwendung gefunden hat.[30]) Derselbe liefert stündlich 25 Kilogr. flüssige Kohlensäure bei einem Kohlenaufwande von nur 15 Cents (60 Pfennigen) pro 0,5 Kilogr. Zum Aufbewahren der Säure dienen stählerne Flaschen von etwa 0,9 Met. Länge und 0,3 Met. Durchmesser, die

24) Annal. Chem. Pharm. 30, 122. — Poggendorff, Annal. 36, 141. 25) Mem. cour. et Mem. Savants étrang. Acad. Royal. Bruxelles 18. 26) Vgl. Muspratt's Chem., 3. Aufl., 3. Bd. 2049. 27) Journ. pr. Chem. 35, 169.

28) Heumann, Anleit. zum Experimentiren 382 fg. 29) Bull. soc. chim. 1860, 184. — Compt. rend. 52, 748. — Jahresber. der Chem. 1860, 41; 1861, 106. 30) Americ. Chem. 1875, V, No. 11, 395. — Deutsche Industriezeit. 1875, 264. — Wagner, Jahresber. 1875, 538.

gegen 50 Kilogr. flüssige Säure fassen, etwas über 50 Kilogr. wiegen und auf einen Druck von 150 Atmosphären geprüft sind. Die Flaschen werden in eigenthümlicher Weise aus Stahlblechen hergestellt, die man wie Lockenpapier ineinanderwickelt, ihre Zwischenräume mit reinem Zinn anfüllt und das äußerste Blech vernietet. Die Wandstärke von Blech und Zinn beträgt ungefähr 16 Millimeter.

Die feste Kohlensäure wird erhalten, wenn man die flüssige Säure aus dem Verdichtungsapparate mittels einer Röhre austreten läßt, wobei, wie oben bemerkt, infolge der durch die rapide Verdampfung bewirkten Kälte (— 90° C.) der Rest der Säure zu einer schneeigen Masse erstarrt. Um die starre Säure zu sammeln, hat Natterer einen eigenen Apparat construirt. Derselbe besteht aus zwei aufeinanderpassenden, mit je einer Handhabe versehenen Messingkapseln, in deren Wölbungen sich feine Löcher befinden. Man läßt die flüssige Kohlensäure durch ein seitlich angebrachtes Rohr langsam in die Metalltrommel einfließen, wobei sich ein Theil rasch vergast und durch die feinen Oeffnungen entweicht, während der Rest erstarrt zurückbleibt. Als feste, eisähnliche, durchsichtige und beim Zerdrücken zu Würfeln zerfallende Masse erhielten Loir und Drion[29]) Kohlensäure, als sie die nach dem oben erwähnten Verfahren erhaltene liquide Säure einem Drucke von 3—4 Atmosphären aussetzten.

Eigenschaften der Kohlensäure. Die feste Kohlensäure erscheint meist als lockere, weiße, schneeartige Masse, die sich gleich dem Schnee zusammenballen läßt und sich weniger rasch verflüchtigt als die flüssige Säure. Trotz ihrer bedeutenden Verdunstungskälte kann man sie in die Hand nehmen, da das sich fortwährend entwickelnde Gas eine Schicht erzeugt, welche eine innige Berührung hindert (also eine ähnliche Erscheinung wie der Wassertropfen beim Leidenfrost'schen Versuche). Auf einer glatten Fläche mit dem Finger berührt, gleitet feste Kohlensäure schnell, als wie vom Winde getragen, hinweg. Fest auf die Haut gepreßt, verursacht sie brennenden Schmerz, wie die Berührung mit glühendem Eisen, es entsteht ein weißer Fleck und nach 15 Secunden eine Blase.[31]) Der Gefrierpunkt der Kohlensäure liegt bei — 65° C. (Mitchell), ihr Siedepunkt, d. h. der Punkt, bei welchem die Spannkraft ihres Dampfes eine Atmosphäre beträgt, bei — 78° C.[32]) In einem Gemische von fester Kohlensäure und Aether, welches unter der Luftpumpe eine Verdunstungskälte von — 110° C. erzeugt, erstarrt flüssige Kohlensäure zu einer durchsichtigen eisähnlichen Masse.

Die tropfbare Kohlensäure ist ein wasserhelles, äußerst dünnflüssiges Liquidum, welches sich in der Wärme stärker ausdehnt als Gase und überhaupt irgendein anderer Körper. Specif. Gewicht 0,9951 bei —10°, 0,9470 bei 0° und 0,8266 bei 20°.[33]) Der Siedepunkt der flüssigen Säure liegt bei — 78,2°[34]), bei —26° beträgt die Spannkraft ihres Dampfes bereits 26, bei 0° 36 und bei 30° 73 Atmosphären. Tabellen der Spannkräfte bei verschiedenen Temperaturen sind von Regnault[35]) berechnet. Flüssige Kohlensäure leitet die Elektricität nicht und wird durch den elektrischen Strom nicht zerlegt, sie verhält sich indifferent gegen trockenes Lackmuspapier, löst weder Schwefel noch Phosphor, aber eine geringe Menge von Jod (Cailletet[36])), wird von Wasser in nur geringer Menge aufgenommen, läßt sich mit Alkohol, Aether, Terpentinöl und Schwefelkohlenstoff in jedem Verhältnisse mischen, wenig mit fetten Oelen. Petroleum löst das fünffache Volumen (Cailletet). Sie bricht das Licht fast so stark wie Wasser.[37])

Bei gewöhnlicher Temperatur stellt die Kohlensäure ein farbloses Gas dar, welches schwach stechend riecht, säuerlich schmeckt und Lackmus in geringem Grade vorübergehend röthet. Es ist irrespirabel und giftig, Menschen und Thiere ersticken daher in demselben. In einer etwas geringeren als zur Erstickung nothwendigen Menge eingeathmet oder in größeren Quantitäten in Form von Lösung in den Körper gebracht, ruft es eine gewisse Art von Trunkenheit, Schwindel, oft sogar Ohnmachten, Kopfschmerz und Betäubung hervor. Kohlensäuregas ist weder brennbar, noch unterhält es die Verbrennung, ein in dasselbe gebrachtes Licht oder ein glühender Span erlischt sofort; ja sogar in Luft, welche mit $1/5$ ihres Volumens Kohlensäuregas gemischt ist, vermag eine Kerze nicht weiter zu brennen. Specif. Gewicht 1,52024. Die Kohlensäure besitzt ein nur geringes Diffusionsvermögen, infolge dessen sich das Gas längere Zeit dicht an der Oberfläche der Erde an Orten, die gegen raschen Luftwechsel geschützt sind, wie z. B. Höhlen (Hundsgrotte, Pyrmonter Dunsthöhle), Gärungsräumen, Kellern u. s. w. erhält. Es läßt sich deshalb dasselbe bei seinem bedeutend hohen specifischen Gewichte wie eine Flüssigkeit aus einem mit demselben gefüllten Cylinder in ein anderes leeres Gefäß umgießen. Kohlensäure besitzt nach H. Kolbe[38]) auch antiseptische Eigenschaften. Ochsenfleisch, welches, in einer Atmosphäre von Kohlensäure aufgehangen, aufbewahrt wurde, war nach 8 Tagen von frischem Fleische nicht zu unterscheiden; nach 14 Tagen, obwol äußerlich etwas grau, zeigte es sich im Innern fleischroth, saftig und gab eine durchaus wohlschmeckende Fleischbrühe. Selbst nach 3 Wochen war das so conservirte Fleisch noch genießbar. Kalbfleisch, noch weniger aber Hammelfleisch wurden nicht so lange durch Kohlensäure vor Fäulniß geschützt. Aehnliche Beobachtungen hatte schon vor 100 Jahren Hermbstädt[40]) gemacht. In Wasser ist das Kohlensäuregas in bedeutender Menge löslich. Seine Löslichkeit findet in folgender Gleichung (Bunsen und Pauli) einen Ausdruck: $c = 1{,}7967 - 0{,}07761t + 0{,}0016424t^2$ Bei 0° und 760 Millim. Barometerstand absorbirt 1 Vol. Wasser 1,7967 Vol. Kohlensäuregas, mit Erhöhung der Temperatur nimmt

31) Annal. Pharm. 37, 354. 32) Poggendorff, Annal. 77, 107. 33) Annal. Chem. Pharm. 110, 1. 34) Ann. Chim. phys. [3] 26, 257.

35) Mém. de l'Acad. 26. — Jahresber. der Chem. 1863, 66. 36) Compt. rend. 66, 1020. — Monit. scientif. 1873, No. 373, 24. 37) Annal. Chem. Pharm. 1, 35. 38) Journ. pr. Chem. [2] 26, 249. — Ebendas. [2] 28, 61.

das Absorptionsvermögen desselben für Kohlensäure im stetigem Verhältnisse ab, sodaß Wasser von 15° C. nur noch 1,002 Vol., ein solches von 20° C. 0,9 Vol. Kohlensäure aufnimmt. Reichlicher als in Wasser löst sich das Gas in Alkohol und Aether. Alkohol vom specif. Gewichte 0,792 bei 20° löst es nach der Formel: $c = 4{,}32955 - 0{,}09395t + 0{,}00124t^2$ Ein Vol. Alkohol absorbirt bei 0° C. 4,33 Vol., bei 10° C. 3,5 Vol., bei 20° C. 3 Vol. Die wässerige Lösung der Kohlensäure wird durch Lackmustinctur violett gefärbt, zwiebelroth nur dann, wenn das Wasser bei 1½ bis 2 Atmosphären Druck mit dem Gase gesättigt wurde. Durch Erhitzen solcher Lösungen entweicht nach längerm Kochen die Kohlensäure vollständig und der zugesetzte Farbstoff nimmt wieder blaue Färbung an. Die bei verstärktem Drucke dargestellten, mit Kohlensäure gesättigten Wässer enthalten dem Gewichte nach mehr, aber weniger als die dem Drucke entsprechende Menge des Gases. Die Kohlensäure folgt dem Gesetze von Henry und Dalton nur, wenn der Druck viel kleiner als eine Atmosphäre, und weicht um so mehr von dem Gesetze ab, je höher der Druck ist. Nach den Untersuchungen von Khanikoff und Longuinine[39]) nimmt ein Volumen Wasser unter dem Drucke P folgende auf 0° und 760 Millim. reducirte Volumen Kohlensäure auf:

P	
697,71	0,9441
809,03	1,1619
1289,41	1,8647
1469,95	2,1623
2002,06	2,9076
2188,65	3,1764
2369,02	3,4857
2554,00	3,7152
2738,33	4,0031
3109,51	4,5006

Wird Wasser, welches unter erhöhtem Drucke mit Kohlensäuregas gesättigt ist, dieses Druckes enthoben, so entweicht unter lebhaftem Aufbrausen (Perlen, Moussiren) ein Theil des Gases und nur die den verschiedenen Druck- und Temperaturverhältnissen entsprechende Menge desselben bleibt im Wasser gelöst. Diese Erscheinung zeigen die natürlichen und künstlichen Säuerlinge, z. B. das Selterser Wasser, das Sodawasser u. s. w. sind unter erhöhtem Drucke mit Kohlensäure gesättigte Wässer. Kohlensäuregas wird auch von rauchender Schwefelsäure absorbirt, dieselbe nimmt ihr 1,25faches, concentrirte Schwefelsäure ihr 0,75faches Volumen auf. Auch mehrere Metalle absorbiren beim Glühen in Kohlensäure dieses Gas, so Gold sein 0,16faches, gefrittetes Silber sein 0,486 bis 0,545faches Volumen.

Durch Druck oder Kälte läßt sich die Kohlensäure verdichten, wie oben gezeigt wurde. Oberhalb einer gewissen Temperaturgrenze, des sogenannten kritischen Punktes, kann sie jedoch auch durch den stärksten Druck nicht mehr verflüssigt werden. Dieser Punkt liegt bei 30,92° C.

39) Ann. Chim. phys. [4] 11, 412.

Die wässerige Lösung der Kohlensäure enthält wahrscheinlich die zweibasische Kohlensäure $CO(OH)_2$. Die Existenz derselben ergibt sich aus dem Umstande, daß eine solche Lösung Lackmus röthet, während das trockne Gas und die flüssige Säure ohne Einwirkung auf diesen Farbstoff sind, weiter auch daraus, daß, wenn man Wasser mit Kohlensäure unter Druck sättigt und sofort darauf den Druck aufhebt, das Gas stürmisch und in so kleinen Blasen entweicht, daß die Flüssigkeit dadurch milchig erscheint. Geschieht die Wegnahme des Druckes aber erst nach 24 Stunden, so wird das Gas träger und in größeren Blasen entbunden, woraus man schließen kann, daß die Kohlensäure bei der Absorption im Anfange erst mechanisch als Anhydrid, erst später durch Aufnahme der Elemente des Wassers in Form von Hydrat im Wasser gelöst war, welches zu seiner Dissociation eine gewisse, wenn auch kurze Zeit gebraucht. M. Ballo[40]) fand, daß ein bei Srinye-Lipoviz im Saivser Comitate vorkommendes und unter dem Namen Salvator in den Handel gebrachtes Mineralwasser nur sehr langsam seine Kohlensäure verliert und daß durch eingetauchtes Magnesium Wasserstoff aus demselben entwickelt wird. Hieraus schließt derselbe, daß dieses Mineralwasser die Kohlensäure nicht als Anhydrid (CO_2), sondern als Hydrat (H_2CO_3) enthalten müsse.

Wenn man Kohlenstoff in reinem Sauerstoffgase verbrennt, so beträgt das Volumen der gebildeten Kohlensäure ebenso viel als das des verbrauchten Sauerstoffs; es folgt hieraus, daß eine Verdichtung stattgefunden hat:

1 Vol. Kohlenstoffdampf + 2 Vol. Sauerstoff
= 2 Vol. Kohlensäure.

Das aus dem specifischen Gewichte der Kohlensäure berechnete Moleculargewicht beträgt 43,9; da in demselben ferner 2 Atome Sauerstoff enthalten sind, so folgt daraus die Moleculaformel: CO_2, was durch die Untersuchungen von Dumas und Stas[41]) bestätigt ist. Dieselben führten eine Reihe von Versuchen aus, indem sie sowol Diamant als auch natürlichen und künstlichen Graphit in reinem Sauerstoffgase verbrannten und nach einer äußerst exacten Methode die Menge der gebildeten Kohlensäure bestimmten. Sie fanden als Mittel des Resultats von 18 Verbrennungen, daß 2 Atome oder 31,92 Gewichtstheile Sauerstoff mit 11,97 Gewichtstheilen Kohlenstoff sich zu 43,89 Gewichtstheilen Kohlensäure vereinigen.

Kohlensäuregas ist ein sehr beständiger Körper. Erst bei sehr hoher Temperatur, wenn man dasselbe durch eine mit Porzellanstücken gefüllte, auf 1200—1300° C. erhitzte Porzellanröhre leitet, zerfällt es theilweise in Kohlenoxyd und Sauerstoff (Deville). Die gleiche Zersetzung wird erreicht, wenn elektrische Funken durch eine Kohlensäureatmosphäre längere Zeit schlagen; zur vollständigen Zerlegung des Gases ist es aber nach Deville erforderlich, von Zeit zu Zeit den entstandenen Sauerstoff durch schmelzenden Phosphor hinwegzunehmen. Diese Zersetzung läßt sich am besten zeigen, wenn man in einem

40) Berl. Ber. 1882, 3003. 41) Ann. chim. phys. 76, 1. — Annal. Pharm. 38, 141. — Journ. pr. Chem. 22, 300.

mit Kohlensäure gefüllten Gefäße zwischen Eisenpolen den elektrischen Flammenbogen erzeugt; man erhält dann schnell reines Kohlenoxyd, dessen Volumen genau gleich dem des angewandten Dioxydes ist (Buff und Hofmann). Bei diesem Versuche tritt der frei gewordene Sauerstoff mit dem Eisen sofort zu Eisenoxyduloxyd zusammen. Analog wirkt die Gegenwart anderer Metalle und die von Wasserstoff.[42]) Auch beim Glühen von Kohlensäure mit Wasserstoffgas, Kohle, Eisen oder Zink resultirt Kohlenoxyd und gebundener Sauerstoff.[43]) Daß Kohlensäure in der chlorophyllhaltigen Pflanzenzelle bei der Assimilation des Kohlenstoffes im Tageslichte zerlegt wird, war früher schon erwähnt worden. Auch bei künstlichem Lichte, selbst bei Gaslicht[44]), ja sogar bei dem schwachen Lichte einer brennenden Kerze[45]) findet diese Zersetzung statt. Kalium (oder Natrium) scheidet, im Kohlensäurestrome erhitzt, unter Erglühen Kohle ab und geht in kohlensaures Salz über, Magnesium gibt bei gleicher Behandlung Kohle und Magnesia, Phosphor dagegen nicht immer reine Kohle, oft humusähnliche Substanzen.[46]) Auch Bor reducirt bei Rothglut an Alkalien gebundene Kohlensäure. Flüssige Kohlensäure wird in der Kälte von Kalium und Natrium unter Aufbrausen zersetzt, nicht aber durch Zink, Blei, Eisen oder Kupfer. Phosphor wirkt auch bei erhöhter Temperatur nicht auf dieselbe ein. Kohlensäure gibt mit Schwefel, Schwefelkohlenstoffdampf und mit Schwefelwasserstoff bei höherer Temperatur neben andern Producten Kohlenoxysulfid. Bei der Einwirkung von Kohlensäure auf Natrium oder beim Einleiten dieses Gases in die das Zink enthaltende Zelle einer Bunsen'schen oder Grove'schen Batterie entsteht ameisensaures Salz[47]), dagegen liefert trockene Kohlensäure mit Kalium- oder Natriumamalgam bei der Siedehitze des Quecksilbers oxalsaures Salz, wobei eine einfache Addition stattfindet:

$$2\,Na + 2\,CO_2 = Na_2C_2O_4$$

(Drechsel).[48]) Natriumamid bildet bei gelindem Erhitzen im Kohlensäurestrome unter Ammoniakentwickelung Cyanamid; Stickstoffmagnesium bei lebhaftem Glühen Cyan, Magnesia und Kohle. Die Behandlung von Natriumäthyl mit Kohlensäure gibt propionsaures Salz:

$$C_2H_5Na + CO_2 = C_2H_5\ COONa.$$

Leitet man Kohlensäure über erhitztes Phenolnatrium, so entsteht Salicylsäure und Paraoxybenzoësäure:

$$C_6H_5NaO + CO_2 = C_7H_5NaO_3.$$

Wasserfreie Alkalien und Erdalkalien (Na_2O, BaO) absorbiren das Kohlensäuregas nicht[49]); dagegen wird dieses von den trockenen (besser noch feuchten) Hydraten (KOH, Natronkali), sowie von den wässerigen Lösungen derselben mit großer Begierde und unter Abscheidung von Wasser aufgenommen. Kohlensäure oder kohlensäurehaltiges Wasser erzeugt in Kalk- oder Barytwasser einen weißen, flockigen Niederschlag von kohlensaurem Salze; auf diese Weise läßt sich erkennen, ob eine Gasart oder ein Wasser freie Kohlensäure enthält (Kalkwasserreaction).

Die Kohlensäure ist eine der schwächsten Säuren, sie wird deshalb aus ihren Salzen schon in der Kälte von fast allen andern Säuren und von den meisten sauren Salzen ausgetrieben. Ein eigenthümliches Verhalten zu derselben zeigen die Lösungen der Phosphate, Borate und Silikate der Alkalimetalle, welche Kohlensäure absorbiren. Die Phosphate gehen dabei in ein Gemenge von saurem phosphorsauren und saurem kohlensauren Salz über:

$$Na_2HPO_4 + CO_2 + H_2O = NaH_2PO_4 + NaHCO_3.$$

Erhitzt man die Reactionsflüssigkeit zum Sieden, so entweicht Kohlensäure und das ursprüngliche Salz wird regenerirt. In den Lösungen der Borate, resp. Silikate veranlaßt die Behandlung mit Kohlensäure die Abscheidung von Borsäure (oder saurer Borate), resp. Kieselsäurehydrat (während andererseits trockene kohlensaure Salze beim Glühen von Kieselsäure mit Leichtigkeit unter Entweichen von Kohlensäure zersetzt werden). Auch unlösliche Silikate erleiden durch Kohlensäure bei Gegenwart von Feuchtigkeit eine langsame Zersetzung, schneller im Zustande feiner Zertheilung. Auf dieser Erscheinung beruht das Verwittern der Silikatgesteine, die Bildung der Thone aus den Feldspaten, das Anlaufen oder Blindwerden des Glases u. a. Wasser, welches Kochsalz gelöst enthält, nimmt Kohlensäure leichter auf als die reine Flüssigkeit, was seinen Grund darin hat, daß ein Theil des Kochsalzes in Natriumbicarbonat und freie Salzsäure zerlegt wird:

$$NaCl + CO_2 + H_2O = NaHCO_3 + HCl.$$

Leitet man Kohlensäure in eine Lösung von Bleichlorid, so fällt Bleicarbonatchlorid aus[50]):

$$2\,PbCl_2 + CO_2 + H_2O = Pb_2Cl_2CO_3 + 2\,HCl.$$

Die Kohlensäure bildet wohlcharakterisirte, meist sehr beständige Salze, welche sich von dem in freiem Zustande nicht bekannten Hydrat $CO(OH)^2$ ableiten. Sie ist demnach eine zweibasische Säure und ihre Salze werden, je nachdem ein oder beide Hydroxylwasserstoffatome durch ein- oder zweiwerthige Metalle oder organische Radicale substituirt sind, nach der allgemeinen Formel:

$$\overset{I}{M}O.CO.OH \text{ oder } \overset{I}{M}_2O_2.CO \text{ (resp. } \overset{II}{M}O_2.CO.)$$

zusammengesetzt sein (s. Kohlensaure Salze unter dem Artikel Kohle).

Die Anwendung der Kohlensäure in der Technik ist eine sehr vielseitige. Sehr bedeutende Mengen des Gases dienen zur Darstellung des doppelkohlensauren Natrons oder Natriumbicarbonats. Man erhält ersteres, wie oben erwähnt, durch Zersetzung von Kalkstein mittels einer schwächeren Salzsäure, wie dieselbe von den Kokstürmen der Condensationsapparate bei der Sodafabrikation geliefert wird, in eisernen, mit Blei ausgefütterten und mit einer Rohrvorrichtung versehenen Cylindern. Sehr billig läßt sich dieses Salz darstellen, wo Kohlensäuregas der Erde entströmt, z. B. an kohlensäurereichen Mineralquellen, in Dunsthöhlen u. s. w. Im erstern

42) Gilbert, Annal. 13, 129 und 134. 43) Annal. Chem. Pharm. 108, 46. — Jahresber. der Chem. 1858, 596. 44) Compt. rend. 69, 408. 45) Ebendas. 69, 482. 46) Jahresber. der Chem. 1861, 111. 47) Annal. Chem. Pharm. 119, 251. 48) Annal. Chem. Pharm. 146, 141. 49) Jahresber. der Chem. 1867, 135.

50) Journ. Chem. Soc. [2] 8, 37.

Falle muß die Quelle cisternenartig mit Mauerwerk so gefaßt werden, daß das entweichende Kohlensäuregas sich unter einer Glocke ansammelt und von hier aus durch eine Rohrleitung dem Orte seiner Verwendung zugeführt wird, während das Mineralwasser der Quelle durch ein seitliches Ueberlaufsrohr abfließt. Bei der Bereitung des Bittersalzes aus Magnesit und Schwefelsäure oder der Magnesia alba kann ebenfalls mit Vortheil die entbundene Kohlensäure zur Fabrikation des Natriumbicarbonats benutzt werden, für welchen Zweck Pelouze und Fremy einen geeigneten Apparat construirt haben. Wiederholt ist man auch bestrebt gewesen, das bei der Gärung zuckerhaltiger Flüssigkeiten in den Gärungskellern der Brennereien und Bierbrauereien massenhaft auftretende Gas technisch nutzbar zu machen, ohne daß bisjetzt diese Frage in völlig befriedigender Weise gelöst worden wäre. So hat Noël[51]) eine Einrichtung angegeben, die bei der Gärung der Melasse frei werdende Kohlensäure zur Fabrikation von Natriumbicarbonat zu verwenden, eine andere, die hauptsächlich im Laboratorium zur Erzeugung eines gleichmäßigen, lange andauernden Gasstroms dienen soll, empfiehlt Stolba[52]), in Frankreich hat sich Faucheux[53]) die Anwendung der Gärungskohlensäure zur Darstellung von Pottasche (mittels Chlorkalium und Ammoniak) und Alkalicarbonaten (durch die Einwirkung von Schwefelalkalien auf die durch die erste Reaction erhaltenen Bicarbonate) patentiren lassen, und was dergleichen Vorschläge mehr sind.[54]) Die Benutzung der Kohlensäure in der Zuckerfabrikation zum Entkalken der Säfte und die zu diesem Zwecke dienenden Darstellungsweisen und Apparate sind schon früher erwähnt worden. In der Bleiweißfabrikation, wo es darauf ankommt, ein basisches Bleiacetat durch Kohlensäure in ein basisches Bleicarbonat ($2\,PbCO_3 + PbH_2O_2$) überzuführen, sind die Quellen, welche dieses Gas liefern, sehr verschiedene. Bei der holländischen Methode wird dasselbe aus Pferdemist oder gebrauchter Lohe (sogenannte Mistbäder oder Loogen) erzeugt, bei der deutschen aus Essig, Weingeläger und Pottasche, bei der französischen Darstellungsweise endlich dienen die Verbrennungsgase aus Kohks, welche zweckmäßig nach dem Ozouf'schen Verfahren zu reinigen sind. Seltener findet reine, aus Mineralsäure und Calcium- oder Magnesiumcarbonat erzeugte, ebenso dem vulkanischen Boden entströmende Kohlensäure (wie z. B. bei Linz am Rhein) Verwendung. Gärungsgase können schon aus dem Grunde zur Bleiweißfabrikation weniger vortheilhaft benutzt werden, weil die Steuergesetze eine solche Verwendung der Gärungsgefäße erschweren und weil die Gärung selbst leicht dadurch gestört wird. Die Anwendung der Kohlensäure ist auch vielfach zum Feuerlöschen empfohlen worden. Am bekanntesten dürfte der von Raven und Zabel[55]) in Quedlinburg für diesen Zweck construirte Apparat, Extincteur genannt, sein. Derselbe besteht aus einem runden Blechcylinder, stark genug, um einen Druck von mindestens 6 Atmosphären auszuhalten. Er wird mit Wasser und einer gewissen Menge von Natriumbicarbonat nicht ganz gefüllt. Am obern Boden ist innerhalb ein Glascylinder befestigt, der durch eine verschließbare Oeffnung des erstern mit Schwefelsäure gefüllt wird; ein ventilartiger Deckel liegt lose auf dem Glascylinder und schließt ihn gegen äußere Einflüsse ab. Nach Verschluß der Einfüllöffnung ist der Apparat zum Gebrauch vorbereitet, er kann beliebig lange auf seinem Platze stehen bleiben, ohne daß man zu erwarten hat, daß er im Augenblicke der Gefahr seine Schuldigkeit versage. Soll der Extincteur benutzt werden, so wird der Apparat umgedreht; die durch das lose aufgelegte Ventil in die Salzlösung austretende Schwefelsäure bewirkt nunmehr eine Entbindung von Kohlensäure, welche zum größten Theil in der Flüssigkeit gelöst bleibt und auf letztere einen so starken Druck ausübt, daß, wenn man dieselbe durch ein am Boden des Cylinders angebrachtes Ablaßrohr, welches mit einem Hahn und einem kurzen Gummischlauche nebst Mundstück versehen ist, austreten läßt, ein Strahl entsteht, dessen Tragweite bis 10 Meter beträgt. Brände, welche noch nicht zu große Dimensionen angenommen haben, können mit einem oder mehrern solcher Extincteure in sehr kurzer Zeit erstickt werden. Bei diesem Apparat ist das wirksame Agens wol nur in untergeordnetem Grade in der freien Kohlensäure, deren Menge zu gering ist, um bei der aufwärtsgehenden Bewegung der Feuergase die Luft von der Berührung mit der glühenden Kohle abzuhalten, als vielmehr in der kühlenden Wirkung des Wassers, welche durch die Dampfbildung theils durch Bindung von Wärme, theils durch Hindern des Luftzutritts wesentliche Unterstützung erfährt, und in dem Umstande zu suchen, daß die mit Salz gesättigte Löschflüssigkeit beim Verdampfen die brennenden Körper mit einer Salzkruste überzieht, welche ein Weiterverbreiten des Feuers hemmt. Der Extincteur zeigt daher seine volle Wirkung, wenn man sich der Brandstelle bis auf 4—5 Meter nähern kann, sodaß dieselbe vom Strahl sicher erreicht und getroffen wird. Beim Gebrauch wird er mittels zweier Tragbänder von einem kräftigen Manne (Gewicht des Extincteurs circa 50 Kilogr.) auf den Rücken aufgenommen. Größere Apparate dieser Construction, welche, auf Rädern montirt, gezogen werden können, sind in Amerika im Gebrauche. Zum Löschen von Feuer auf Schiffen ist von Berber[56]) die Anwendung flüssiger Kohlensäure empfohlen worden, für denselben Zweck ist Paton und Harris[57]) in Glasgow ein

51) Ann. du Génie civil 1867, 535. — Bull. de la soc. chim. 1867, VIII, 449. 52) Dingler, Journ. 211, 325. — Polyt. Centralbl. 1874, 332. — Chem. Centralbl. 1874, 117. 53) Wagner, Jahresber. 1875, 21. — Bull. de la soc. chim. 1875, XXXIII, Nr. 11, 528. 54) Verwerthung der bei der Gärung sich bildenden Kohlensäure, Deutsche Industriezeit. 1869, 442. — Die bei der Gärung als Nebenproduct gewonnene Kohlensäure, ihre Bedeutung und ihr Werth in landwirthschaftlicher und industrieller Beziehung (C. Greßler und Jul. Wachler, Halle a. d. S.).

55) Wagner, Jahresber. 1878, 357. Vgl. auch Bad. Gewerbezeit. 1875, 171. — Deutsche Industriezeit. 1875, 125. 56) Americ. Chem. 1875, V, No. 11, p. 395. — Deutsche Industriezeit. 1875, 264. 57) Illustrated London News June 12, 1875. — Polyt. Centralbl. 1875, 1103.

Apparat unter dem Namen Pyroleter patentirt, der sich gut bewährt haben soll. Die Kohlensäure, im Falle des Bedürfnisses durch Mischung zweier entsprechenden Lösungen entwickelt, wird durch passende Rohrleitungen an den Sitz des Feuers geleitet. Ein Pyroleter von mäßiger Größe soll nach der Berechnung dem Ladungsraume eines Schiffes von 1280 Tonnen binnen 20 Minuten so viel Kohlensäure zuführen, daß die darin befindliche Luft keine Verbrennung mehr unterhalten kann. Besonders vortheilhaft dürfte bei diesem exacten Löschverfahren sein, daß die Waaren nicht wie beim Löschen mittels Wassers durchnäßt oder feucht werden. Kohlensäure ist auch als treibende Kraft[58]) benutzt worden. Bei der Kohlensäuremaschine von L. Seyboth[59]) in Wien, welche auf der Wiener Weltausstellung von 1873 unter den Motoren einen Platz einnahm, wird das Gas aus Spateisenstein und Schwefelsäure entwickelt. In großer Menge endlich wird die Kohlensäure zur Fabrikation der künstlichen Mineralwässer, namentlich aber der sogenannten Luxuswässer, zu welchen das Selterser Wasser, das Sodawasser, die Limonades gazeuses, sowie auch die moussirenden Weine zu zählen sind, benutzt (vgl. Mineralwässer). Das zu diesem Zwecke verwendete Gas muß nicht nur frei von fremden Gasen sein (bei eisenhaltigen Mineralwässern namentlich frei von Luft, da sonst das in Form von kohlensaurem Eisenoxydul gelöste Eisen mehr oder weniger als Oxyd abgeschieden wird), sondern auch einen vollkommen reinen Geruch besitzen. Es wird entweder und zwar gewöhnlich durch Zersetzung des Magnesits mittels Schwefelsäure oder auch in ausgezeichneter Reinheit durch Erhitzung von Natriumcarbonat (bei dem Mineralwasserapparate von J. F. Beins[60]) gewonnen. Schließlich sei noch der Anwendung der Kohlensäure bei den Bierdruckapparaten zur Hebung des Biers aus den Lagerkellern in die Verschankräume Erwähnung gethan.

Erkennung und Bestimmung der Kohlensäure. Die Kohlensäure ist in freiem Zustande leicht als solche zu erkennen, da sie mit Kalk- oder Barytwasser sofort einen weißen Niederschlag erzeugt und von Kalilauge vollständig, wenn rein, absorbirt wird. Aus ihren Salzen kann sie durch Uebergießen mit irgendeiner Säure frei gemacht werden, sie entweicht dann unter starkem Aufbrausen und zeigt die angeführten Reactionen. Einige natürliche krystallisirte oder krystallinische Salze der Kohlensäure werden nur in fein gepulvertem Zustande oder beim Erwärmen durch Säuren zerlegt. Es ist noch zu bemerken, daß auch die Salze der Cyansäure, mit einer stärkeren Säure übergossen, Kohlensäuregas infolge eines Zerfalls des Cyansäuremolecüls entwickeln. Das entweichende Gas hat aber von etwas beigemischter unzersetzter Cyansäure einen stechenden Geruch, außerdem kann im Rückstande leicht ein Ammoniaksalz nachgewiesen werden.

Auch die quantitative Bestimmung der Kohlensäure bietet keine Schwierigkeiten, dieselbe kann direct durch Wägung oder indirect durch Ermittelung des Gewichtsverlustes erfolgen. Handelt es sich um eine Bestimmung der Kohlensäure in Gasgemischen, so bringt man in ein gemessenes Volumen der letztern eine Kugel von feuchtem Kalihydrat und stellt das Volumen nach erfolgter Absorption von neuem fest. Die Volumendifferenz entspricht der vorhandenen Kohlensäure (vgl. Bunsen, Gasometrische Methoden). Oder man läßt das Kohlensäuregas durch eine bestimmte Menge von titrirtem Barytwasser absorbiren und erfährt dann aus der Verminderung des Titers des letztern die Menge der Kohlensäure. Diese von Pettenkofer[61]) erdachte und von W. Hesse[62]) modificirte Methode eignet sich namentlich vorzüglich zur Ermittelung des Kohlensäuregehaltes der atmosphärischen Luft. An Stelle des maßanalytischen Weges kann auch der gewichtsanalytische eingeschlagen werden. Es wird in diesem Falle die Menge des aus ammoniakalischer Chlorbaryumlösung abgeschiedenen kohlensauren Baryts, der unter bestimmten Vorsichtsmaßregeln filtrirt und ausgewaschen werden muß, ermittelt.[63]) Sind fremde, durch Kalihydrat oder Barytwasser absorbirbare Gase neben Kohlensäure in dem Gasgemische zugegen, so müssen dieselben vorher entfernt werden und zwar Kohlenoxyd durch Kupferchlorür, schweflige Säure durch Mangansuperoxyd, Chromsäure oder iodsaures Natrium; Schwefelwasserstoff durch Metallsalze, namentlich durch Kupfervitriolbimsstein, Chlorwasserstoff durch Wasser oder gleichfalls Kupfervitriolbimsstein. Den Kohlensäuregehalt der Feuergase ermittelt man meist mit Hülfe der Bunte'schen[64]) oder der Hempel'schen[65]) Gasburette, häufig auch mittels des Orsat'schen Apparats[66]), den der Saturationsgase der Zuckerfabriken zweckmäßig mittels Scheibler's[67]) Apparats. Im Gegensatze zu diesen letztern Bestimmungsmethoden, bei welchen die Kohlensäure indirect ermittelt wird, steht das von A. Winkler[68]) angegebene Verfahren, welches sich zur Bestimmung der atmosphärischen Kohlensäure eignet. Hier gelangt dieselbe direct zur Messung. Schnelle, aber nur annähernd richtige Resultate liefert der Lunge'sche[69]) Apparat, welcher für denselben Zweck wie der vorige construirt ist.

Besondere Vorsichtsmaßregeln sind natürlich zu beob-

58) E. Geisenberger und G. Cherpit, Berl. Ber. 1872, 594. 59) Amtl. Bericht über die Wiener Weltausstellung von 1873 (Braunschweig 1874), Bd. II, 57. Vgl. auch Jahrbücher des k. k. polytechn. Instituts IX, 106. — Bull. de la soc. d'encouragement 1826, XXV, 76. — Dingler, Journ. 54, 222. — F. von Kobell's Kohlensäurepresse, Katalog der Industrieausstell. zu München 1854, 13. 60) Wagner, Jahresber. 1874, 408; 1875, 462.

61) Abhandl. der naturwissenschaftl. technischen Commission bei der bair. Akademie der Wissensch. Bd. 2, 1. 62) Winkler, Industriegase 2. Abtheil., 375. — W. Hesse, Anleitung zur Bestimmung der Kohlensäure in der Luft. 63) R. Fresenius, Quant. Analyse, 6. Aufl. 1, 438. 64) Journ. für Gasbeleucht. 1877, 447. — Winkler, Industriegase 2. Abtheil. 144. 65) Hempel, Techn. Gasanalyse 1877, 8. — Winkler, Industriegase 2. Abtheil. 228. 66) Ann. min. [7] 8. — Chem. News 29, 176. — Revue métallurgique 1877, 4. — Dingler, Journ. 227, 257; 227, 258. 67) Zeitschr. für anal. Chem. 6, 261. — Dingler, Journ. 183, 206. 68) Winkler, Industriegase 2. Abtheil. 385. 69) Lunge, Zur Frage der Ventilation u. s. w. (Zürich 1877), 2. Aufl.

achten, wenn es gilt, gelöste freie Kohlensäure[70]), z. B. in Trink- und Mineralwässern, zu bestimmen. Einfach und genau geschieht dies nach Fresenius dadurch, daß man das betreffende Wasser mit Kalkhydrat und einer hinreichenden Menge von Chlorcalcium (wenn Carbonate gleichzeitig zugegen sind) zusammenbringt und schließlich im gebildeten Calciumcarbonat die Kohlensäure durch directe Wägung oder indirect aus dem Gewichtsverluste bestimmt. Auch das von Pettenkofer[71]) zur Bestimmung der Kohlensäure in der Luft angewendete Verfahren läßt sich für diesen Zweck benutzen.

Bei der quantitativen Bestimmung der Kohlensäure in Salzen ist der einzuschlagende Weg danach verschieden, ob die Salze beim Erhitzen ihre Kohlensäure entlassen oder nicht, ferner ob sie wasserhaltig sind und ob sie noch andere flüchtige Bestandtheile enthalten oder nicht. Im erstern Falle glüht man die gewogene Substanz bis zu constantem Gewichte und wägt wieder. Bei Gegenwart von Wasser geschieht die Erhitzung in einer Kugelröhre, durch einen trockenen Luftstrom wird das mit der Kohlensäure entweichende Wasser einem gewogenen Chlorcalciumrohre zugeführt, dessen Gewichtszunahme vom Glühverluste abzuziehen ist. Fügt man hinter das Chlorcalciumrohr einen gewogenen Kaliapparat an, so kann die Kohlensäure gleichzeitig durch dessen Gewichtszunahme ermittelt werden. Durch bloßes Glühen schwer zersetzbare, wasserfreie Carbonate geben ihre Kohlensäure vollständig beim Schmelzen mit Boraxglas ab. Man schmilzt dasselbe in einem Platintiegel ein und wägt, bringt das Carbonat hinzu, wägt abermals und schmilzt nun $^1/_4$—$^1/_2$ Stunde bei Rothglühhitze. Der durch wiederholte Wägung gefundene Gewichtsverlust entspricht der Menge der vorhandenen Kohlensäure. Es sind außerordentlich viele kleine und leichte Apparate construirt worden, in denen Carbonate durch eine starke Säure so zersetzt werden, daß nur trockenes Kohlensäuregas entweicht, daß mithin der Gewichtsunterschied des Apparats vor und nach der Zersetzung die Kohlensäuremenge angibt. Sind schwefligsaure Salze oder Sulfide zugegen, so verhindert man das Entweichen von schwefliger Säure oder Schwefelwasserstoff durch Zusatz von einer Kaliumchromatlösung, während man etwas Silbernitrat in den Apparat gibt, wenn die Gegenwart von Chloriden die Entbindung von Chlorwasserstoff befürchten läßt. Der einfachste und bekannteste der für diesen Zweck dienenden Apparate ist der von Fresenius und Will angegebene. Derselbe besteht aus 2 Kochfläschchen, die durch eine zweimal rechtwinkelig gebogene Gasleitungsröhre so verbunden sind, daß dieselbe in dem zur Zersetzung bestimmten Gefäße (A) dicht unter dem Stopfen endet, während sie in dem andern Fläschchen (B), welches zu etwa $^2/_3$ mit concentrirter Schwefelsäure gefüllt ist, bis auf den Boden hinabreicht. Durch die doppeltdurchbohrten Strophen von A und B tritt ferner noch je eine Glasröhre a und b, von denen a in A bis auf den Boden mündet und während der Zersetzung der Carbonate außerhalb mit etwas Wachs verschlossen gehalten wird, während das in B eintretende Rohr b unter dem Stopfen endet. Zur Ausführung der Bestimmung bringt man in A das abgewogene Carbonat nebst etwas Wasser, setzt das Kölbchen durch das Communicationsrohr mit dem Schwefelsäuregefäß B in Verbindung und wägt den Apparat. Wird nun an b gesaugt, so tritt aus A etwas Luft durch die Schwefelsäure aus und beim Wiedereinlassen der Luft steigt etwas von der Säure nach B über, sodaß die Zersetzung des Carbonats beginnt, welche durch wiederholten Säureübertritt von A nach B vollendet wird. Die entbundene Kohlensäure geht durch die concentrirte Schwefelsäure in B und entweicht trocken aus b. Beim Vermischen der Schwefelsäure mit der Flüssigkeit in A wird so viel Wärme frei, daß keine Kohlensäure von derselben zurückgehalten wird. Man entfernt nun den Wachsverschluß von a und saugt mittels eines an b angebrachten Kautschukschlauches zur Entfernung noch vorhandener Kohlensäure genügend lange Luft durch den Apparat, wägt denselben nach vollständigem Erkalten und erfährt aus der Differenz beider Wägungen die Menge der in Substanz enthaltenen Kohlensäure.

Da es sehr schwer ist, einen Apparat wie den Fresenius-Will'schen bei der immerhin großen Glasfläche und den beiden Korkstopfen auf constanter Tara zu erhalten, so hat Geisler[72]) einen vollständig aus Glas angefertigten Kohlensäureapparat, der im übrigen auf demselben Princip beruht, construirt. Aehnliche mehr oder minder brauchbare Einrichtungen sind von Mohr, Rose, Stolba, Otto u. a. angegeben worden, dieselben besitzen außer dem schon berührten Uebelstande aber sämmtlich den Fehler, daß sie bei ihrer verhältnißmäßig großen Schwere die Wägungen unsicher machen.

Wo es auf sehr exacte Resultate ankommt und wenn Substanzen mit geringem Kohlensäuregehalte vorliegen, ist die directe Bestimmungsmethode der Kohlensäure zu empfehlen. Dieses zuerst von Kolbe[73]) angegebene Verfahren ist von Fresenius[74]) mit ausgezeichnetem Erfolge angewendet worden. Der Apparat hat folgende Einrichtung. Die in einem durch doppeltdurchbohrten Kautschukstopfen verschlossenen Kölbchen von etwa 150—300 Inhalt befindliche, mit Wasser übergossene Substanz wird durch allmählichen Zufluß von verdünnter Salzsäure, resp. Salpetersäure zersetzt. Der Eintritt der Säure in das Zersetzungsgefäß erfolgt durch ein zweimal U-förmig gebogenes, in der Mitte der ersten und zweiten Biegung zu einer Kugel erweitertes Rohr, welches, bis auf den Boden des Kölbchens reichend, an seinem obern Ende einen aufgeschobenen Kautschukschlauch trägt, welcher während der Zersetzung durch einen Quetschhahn geschlossen gehalten wird. Auf das andere Ende des Schlauchs schiebt man zum Einguß der Säure ein Trichterchen auf. Die entbundene Kohlensäure passirt zuerst, um Wasser-

70) Fresenius, Quant. Analyse 6. Aufl. 1, 436; 2, 191. 71) Jahresber. der Chem. 1857, 132.

72) Journ. pr. Chem. 60, 35. 73) Annal. Chem. Pharm. 119, 130. 74) Fresenius, Quant. Analyse 6. Aufl. 1. Bd. 449.

und Salzsäuredämpfe vollständig abzugeben, drei theils mit Chlorcalcium, theils mit Kupfervitriolbimsstein gefüllte U-förmige Röhren, dann den Kohlensäureabsorptionsapparat, welcher ebenfalls aus einem System von 2 kleineren solchen Röhren besteht, die zu $^5/_6$ mit Natronkalk und gegen die äußern Enden hin zu $^1/_6$ mit Chlorcalcium gefüllt sind, hieran schließt sich zum Schutz des Absorptionsapparats noch eine weitere, mit Natronkalk und Chlorcalcium versehene Röhre. Ist die Substanz im Kölbchen zersetzt, so wird das Eingußtrichterchen entfernt, das Schlauchende mit einem Kohlensäure zurückhaltenden Absorptionsapparate verbunden und nun mittels eines Aspirators ein langsamer Luftstrom so durch den Apparat gesogen, daß alle Kohlensäure den Absorptionsröhren zugeführt wird, während man die Flüssigkeit im Zersetzungskolben bis zum beginnenden Sieden erwärmt. Von Classen[75]) und Volhard[76]) ist das Verfahren noch vereinfacht worden, der letztere läßt die Kohlensäure durch einen in das Röhrensystem eingeschalteten Liebig'schen Kaliapparat absorbiren. Erwähnungswerth ist endlich noch der Scheibler'sche[77]) Kohlensäureapparat, bei welchem die durch Salzsäure aus irgendeinem Carbonat entwickelte Kohlensäure direct gemessen wird. Derselbe ist überall bei den Carbonaten anwendbar, welche ohne Erwärmung von Salzsäure zersetzt werden, er wird hauptsächlich mit gutem Erfolge zur Bestimmung des kohlensauren Kalks in der Knochenkohle benutzt. Liegt ein normales Carbonat zur Untersuchung vor, so kann endlich die Kohlensäure auch indirect durch alkalimetrische Bestimmung der Basis ermittelt werden, vorausgesetzt, daß keine andere Säuren abstumpfende Verbindung zugegen ist.[78])

(Paul Bässler.)

KÖHLER (August), ein durch emsige Förderung der Fröbel'schen Erziehungsweise bekannter Schulmann, wurde als der Sohn eines Lehrers am 9. Sept. 1821 in dem kleinen gothaischen Orte Traßdorf bei Ilmenau geboren. Da seine Aeltern außer ihm noch sechs andere Söhne zu ernähren hatten und zudem nicht mit Glücksgütern gesegnet waren, so überließen sie ihn, als er kaum fünf Jahre zählte, einer in Dietendorf verheiratheten kinderlosen Schwester des Vaters zur weiteren Erziehung. Er sollte sich dort zum Landmann ausbilden und dereinst das kleine Bauerngut der Pflegeältern zur Bewirthschaftung übernehmen. Schon früh mußte er diese in häuslichen Geschäften unterstützen und seit dem elften Altersjahre auch an den Feldarbeiten theilnehmen. Aber er fand an den letztern bald kein Gefallen mehr, da ihm allmählich der Beruf eines Lehrers als ideales Ziel vor die Seele trat. Zwei Umstände hatten vornehmlich dazu mitgewirkt: einmal das Klavierspiel, welches er auf Veranlassung einer ihm wohlgewogenen Dame aus der benachbarten Herrnhutercolonie Neudietendorf betreiben durfte, und sodann der sich anknüpfende engere Verkehr mit seinem Lehrer, dem Ortscantor Agthe, dessen eigenartige Persönlichkeit bildend und anregend auf ihn einwirkte. Als er jedoch den Pflegeältern von seinen Plänen Kunde gab, fand er bei ihnen den hartnäckigsten Widerstand; ja sie drohten ihm mit Enterbung, wenn er auf seinem Vorsatze beharre. Gleichwol ließ er sich nicht irre machen: er kehrte vielmehr nach Traßdorf zurück, um sich dort für das Lehrerseminar in Gotha vorzubereiten, und trat dann im März 1838 in dasselbe ein. Von seinen mittellosen Aeltern nicht hinreichend unterstützt, von seinen grollenden Pflegeältern absichtlich karg gehalten, sah er sich während einer siebenjährigen Studienzeit genöthigt, seinen Unterhalt vornehmlich durch Stundengeben und Schreiberarbeit zu verdienen. Im Sommer 1845 endete dieser entbehrungsreiche Abschnitt seines Lebens, indem er damals nach bestandener Prüfung eine Lehrerstelle an der Salzmann'schen Erziehungsanstalt in Schnepfenthal erhielt. Während er hier einerseits mit Unterrichtgeben beschäftigt war, benutzte er andererseits zugleich die ihm gebotene Gelegenheit zu weiterer Ausbildung: er übte sich im Turnen und Schwimmen und besuchte fleißig die Lehrstunden des bekannten Naturforschers Harald Othmar Lenz. Schon in Schnepfenthal machte ihn ein älterer College auf die neue Erziehungsweise Fröbel's aufmerksam; aber diese erschien ihm damals noch als Spielerei und keiner Beachtung werth. Im Februar 1848 erhielt er einen Ruf nach Gotha, dessen Schulwesen der rührige Director Adolf Moritz Schulze soeben neu geordnet hatte. Die ihm übertragene Klasse zählte 80—100 Schüler, denen er den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen ertheilen mußte; daneben gab er Privatstunden, sodaß es ihm 1849 bei reichlicherer Einnahme möglich war, seine Braut, die Tochter jenes dietendorfer Cantors, als Gattin heimzuführen. Die sich mehrenden Privatschüler wurden dann in einer freilich erst 1856 vom Oberconsistorium als solche anerkannten Schule vereinigt. In der Bürgerschulklasse hatte er inzwischen beobachtet, daß diejenigen Kinder, welche Theilnehmer der sogenannten Spielschule, d. h. eines von Fröbel selbst 1844 eingerichteten Kindergartens, gewesen waren, die übrigen an geistiger Entwickelung übertrafen; wenn ihn diese Beobachtung schon über die bisher geringgeachtete Erziehungsweise aufklärte, so gewann ihn 1852 das persönliche Erscheinen Fröbel's bei der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Gotha vollends für dessen Sache. Er führte nun selbst seine beiden Kleinen dem Kindergarten zu; er benutzte die freien Abende, um sich mit Fröbel's Schriften eingehend bekannt zu machen; er richtete dann selbst einen Kindergarten ein, der, von kleinen Anfängen ausgehend, binnen Jahresfrist bereits 50 Schüler und Schülerinnen umfaßte. Nachdem er dann 1856 in einem öffentlichen Vortrage bei der Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung sich entschieden für Fröbel ausgesprochen hatte, trat er im folgenden Jahre mit seiner Gattin eine pädagogische Rundreise an, um durch den Besuch verschiedener Anstalten sein Urtheil über dieselben zu erweitern und zu vervollständigen. Zugleich sammelte er auf dieser Reise zu Bewegungsspielen geeignete Texte, deren Melodien ihm seine musikalisch gebildete Frau aus der

75) Zeitschr. für anal. Chem. 15, 288. 76) Annal. Chem. Pharm. 176, 142. 77) Fresenius, Quant. Analyse 6. Aufl. 1. Bd. 452. 78) Vgl. Mohr, Titrirmethode, 4. Aufl. 113.

Erinnerung wiederholte, sodaß aus dieser gemeinsamen Arbeit die erste Sammlung der Bewegungsspiele hervorging. Nach seiner Heimkehr schien es ihm dringend nöthig, eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen zu begründen, da es in Thüringen allzu sehr an solchen fehlte und bei dem bekannten preußischen Verbote überdies zu befürchten war, daß auch bisherige Lehrerinnen, ihres dornenvollen Amtes müde, sich von demselben zurückziehen möchten. Aber die Sache war anfangs schwer genug: Köhler konnte im J. 1857 erwachsene Mädchen nur gegen Zahlung eines monatlichen Lohnes für seinen Unterricht gewinnen; doch ließen sich im Sommer 1858 schon andere unentgeltlich bereit finden und im Herbste des nämlichen Jahres durfte er endlich ein bestimmtes Schulgeld für die Unterweisung verlangen. Bald fanden sich auch Theilnehmerinnen aus Baden, Würtemberg und Preußen ein, sodaß die bisherigen Miethräume nicht mehr ausreichten und die Anstalt deshalb in ein käuflich erworbenes, von einem Garten umgebenes Haus verlegt wurde. Im J. 1863 erhielt dieses eine Erweiterung durch einen Anbau und im folgenden Jahre, als nach dem neuen gothaischen Schulgesetze auch geprüfte Lehrerinnen an der Volksschule zugelassen werden sollten, fand die Anstalt durch die Gründung eines Lehrerinnenseminars ihren Abschluß. Die einzelnen Zweige derselben wurden dann 1872 zu einem organischen Ganzen verbunden, welches 16 Jahrgänge in 11 verschiedenen Klassen umfaßte: den Kindergarten (Klasse XI und X), die höhere Töchterschule (Klasse IX bis VI), die Fortbildungsschule (Klasse V), das Seminar für Kindergärtnerinnen (Klasse IV) und das Seminar für Lehrerinnen (Klasse III bis I). Aus den deutschen Gauen und aus dem Auslande sammelten sich nun lerneifrige Mädchen und Frauen um den begeisternden Lehrer, durch dessen Schule gegangen zu sein bald für eine besondere Empfehlung galt. Daneben stellten sich zahlreiche Schulmänner und sonstige Freunde von nah und fern ein, um die Lehrweise kennen zu lernen und neue Eindrücke zu gewinnen. — Aber auf seine Anstalt blieb Köhler's Wirksamkeit nicht beschränkt. Im J. 1861 nahm er, einem Rufe folgend, einen zweijährigen Urlaub, um in Hamburg einen Curs für Kindergärtnerinnen zu leiten. Während dieser Zeit genossen 57 Schülerinnen seinen Unterricht. Schon vorher, im Sommer und Herbste 1859, hatte er zu Gunsten der „neuen Erziehung" eine Anzahl Fachgenossen und freundlich gesinnte Laien zu einer Zusammenkunft in sein Haus berufen und in Gemeinschaft mit ihnen den „Deutschen Fröbelverein" und die Zeitschrift „Kindergarten, Bewahranstalt und Elementarklasse" (seit 1860) begründet. Er selbst gab dieselbe mit Fr. Schmidt und Fr. Seidel bis zu seinem Tode heraus, worauf sie der letztgenannte allein fortsetzte. Außer den Aufsätzen, welche er in dieser Zeitschrift erscheinen ließ, veröffentlichte Köhler in seinem Fache namentlich noch Folgendes: „Die Bewegungsspiele des Kindergartens" (1862; 6. Aufl. 1878); „Das Fröbel'sche Faltblatt" (1862; 2. Aufl. 1872); „Das Stäbchenlegen" (1862; 2. Aufl. 1866); „Die Erbsenarbeiten für Kinder von 4—10 Jahren" (1862; 2. Aufl. 1866); „Das Fröbel'sche Flechtblatt als Anschauungs- und Darstellungsmittel" (1863; 2. Aufl. 1872); „Der Kindergarten in seinem Wesen dargestellt" (1868; 2. Aufl. 1874); „Die Praxis des Kindergartens", 3 Bde. (1. Bd. 1871, 3. Aufl. 1878; 2. Bd. 1873, 2. Aufl. 1876; 3. Bd. 1875); „Winke für angehende Fröbelvereine" (1872); „Die neue Erziehung" (1873) und (gemeinschaftlich mit Fr. Seidel) das „Buch der Erzählungen für Mütter, Kindergärtnerinnen und Lehrer" (1874). — Aus seiner großartigen Thätigkeit wurde Köhler leider am 22. April 1879 durch einen plötzlichen Tod abgerufen. Die von ihm geschaffene Anstalt, welcher fortan die bewegende Seele fehlte, löste sich schon im Herbste 1881 der Hauptsache nach auf und nur der Kindergarten besteht unter kundiger Leitung auch heute noch.

Literatur: Repertorium der Pädagogik, herausgegeben von Joh. Bapt. Heindl, 9. Jahrg. (Ulm 1875, S. 240—256 Selbstbiographie); mit einzelnen Kürzungen wiederholt bei Adalbert Weber, Die Geschichte der Volksschulpädagogik und der Kleinkindererziehung (Eisenach 1878). — K. Justus, August Köhler und das Gothaische Lehrerinnen- und Kindergärtnerinnen-Seminar. Mit A. Köhler's Porträt in Stahlstich (Gotha 1877). — Gothaische Zeitung (Nr. 95 vom 24. April 1879, S. 3ª und Nr. 96 vom 25. April 1879, S. 2ᵇ—3ª). — Illustrirte Zeitung (Leipzig, Nr. 1874 vom 31. Mai 1879, S. 425ᶜ und 428ª. Vom Bankdirector G. Schneider in Gotha. Mit Köhler's Bildniß auf S. 430). — Allgemeine Deutsche Biographie (16. Bd., Leipzig 1882, S. 436—438. Von dem Verfasser dieses Artikels).

(A. Schumann.)

KÖHLER [1]) (Johann David) wurde am 18. Jan. 1684 in Colditz, einem sächsischen Städtchen, geboren. Seinen Vater, welcher Diakonus an der Stadtkirche war, verlor er so frühzeitig, daß sein Oheim, Superintendent Lehmann in Annaberg, die Sorge für seine Erziehung übernehmen mußte. Es glückte ihm, eine Freistelle in der Landesschule zu Meißen zu erhalten und dort absolvirte er den sechsjährigen Cursus. Im J. 1703 begann er in Wittenberg Theologie zu studiren. Der Kampf der orthodoxen und dabei unduldsamen Lutheraner gegen die Pietisten verleidete ihm dieses Studium, zumal er schon von seinem Vater her den in Wittenberg verketzerten Spener hatte verehren lernen. Rasch entschlossen wendete er sich der Geschichte und den schönen Wissenschaften zu, für die er in C. S. Schurzfleisch einen ausgezeichneten Lehrer fand. Dieser zog ihn auch in seinen näheren Umgang und gewährte ihm den Gebrauch seiner vortrefflichen Bibliothek. Im J. 1704 wurde er Magister. Die schwedischen Kriegsunruhen trieben ihn 1706 aus Sachsen; er wollte nach Straßburg reisen, blieb aber unterwegs in Altorf, wo Moller sich seiner besonders annahm und ihn unter andern auch in die Münzwissenschaft einführte. Hier erwarb er die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, eine Anstellung aber lehnte er ab, weil seine Hoffnung auf eine Lehrer-

1) Lateinisch nannte er sich Koelerus und deshalb ist das Dehnungszeichen im Deutschen öfter weggelassen.

stelle in Meißen ging. Diese ging nicht in Erfüllung. Der schwedische Gesandte am kaiserlichen Hofe Freiherr von Strahlenheim, der kraft einer Bestimmung des Altranstädter Friedens in der Commission zur Ordnung der Verhältnisse der Protestanten in Schlesien saß, suchte einen Gelehrten, dessen er sich zur Ausfertigung der lateinischen Aufsätze an den wiener Hof bedienen konnte. Köhler bewarb sich um diese Stelle und erhielt sie. Offenbar hat er sich brauchbar bewiesen, denn er folgte dem Freiherrn, als dieser von dem Könige Karl XII. als General-Gouverneur in das Herzogthum Zweibrücken entsendet wurde. In der Hauptstadt bekam er von dem Kanzler von Greiffencranz und dem gelehrten Geschichtsforscher Professor Johannis Anleitung zur genealogischen Wissenschaft. Der Gouverneur versuchte ihn zu halten, als er 1710 einen Ruf als ordentlicher Professor nach Altorf bekam. Köhler folgte aber dem Rufe und entschied damit über seine künftige Lebensbahn. Im Mai 1711 trat er in die Professur der Logik, neben der er die Aufsicht über die Universitätsbibliothek übernahm, vertauschte aber die Stelle 1714 mit der Professur der Geschichte, welche durch Moller's Tod frei geworden war und seiner Neigung und seinen Fähigkeiten mehr entsprach. Mit seltenem Eifer entfaltete er nun als Lehrer und Schriftsteller eine fruchtbare Wirksamkeit, der es an Anerkennung nicht gefehlt hat. Kaiser Karl VI. übersandte ihm 1725 eine goldene Gnadenkette mit einem eigenhändigen Schreiben. Die Universitäten Halle, Helmstedt und Wittenberg bemühten sich vergeblich ihn zu gewinnen; dem Rufe, die Professur der Geschichte an der neuen Universität Göttingen zu übernehmen, leistete er 1737 keinen Widerstand. Im October dieses Jahres begann er seine Vorlesungen und ist der jungen Universität zwanzig Jahre lang treu geblieben bis zu seinem am 10. März 1755 erfolgten Tode. Die Erwartungen, welche man in ihn gesetzt hatte, hat er vollständig erfüllt und den Grund gelegt zu der Entwickelung, welche seine großen Nachfolger herbeigeführt haben. Seine Verdienste liegen hauptsächlich auf dem Gebiete der sogenannten historischen Hülfswissenschaften, besonders der Genealogie, Chronologie und der Numismatik, wo ihm die Erklärung vieler der ältesten und dunkelsten Münzen vorzüglich gelang und sein umfangreiches Werk eigentlich grundlegend geworden ist. Ein Geschichtschreiber ist er nicht geworden, dazu fehlte ihm die Sorgfalt für die Darstellung und die Uebersicht über größere Zeiträume, denn über das Mittelalter ist er nicht viel hinausgekommen. Es ist daher eine Hyperbel, wenn Saxe sagt: „Multis ingenii monumentis ita se commendavit, ut eius paene nomen pro Historia haberetur".[2]) Vergessen ist heute die kurzgefaßte und gründliche Reichshistorie vom Anfange des Reichs bis auf den Badenschen Frieden (Frankfurt und Leipzig 1736, 1751 fg.), deren Titel schon den seltsamen Anfang dieser Geschichte von Ludwig dem Deutschen zeigt. Bei der Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst 1740 schrieb er die „Hochverdiente und aus beglaubten Urkunden wohl beglaubte Ehrenrettung Joh. Guttenberg's (Leipzig 1741, 4)[3]), welche Vertheidigung der Ansprüche von Mainz vielfache Anerkennung fand, aber damals auch manchem Zweifel begegnete. Auf Chronologie beziehen sich die für Vorlesungen bestimmten „Elementa chronologiae" (Altorf 1717, 8) und die „Chronologia historiae universalis tabulis distinctis XXVII descripta" (1719 und 1736 in Fol.); auf Heraldik und Genealogie der Geschichts-, Geschlechts- und Wappen-Kalender von 1722—1755; auf Numismatik die historische Münzbelustigung (1729—1755 in 22 Theilen in 4)[4]), in deren letztem Theile einige Stücke von seinem Sohne und seinem Nachfolger Gatterer sind; auf Genealogie die unter dem Namen des Systema familiarum Augustarum zusammengefaßten Abhandlungen über die Geschlechtsregister der römisch-deutschen Kaiser, welche von 1721—1731 erschienen waren unter dem Titel: „De genealogia augustae familiae Stauffensis, de familia aug. Lucemburgensi, de fam. aug. Franconica, de fam. aug. Carolingica, stemmatographia aug. Saxonica". Man hat sie zusammendrucken und Heumann das Habsburgische Haus hinzufügen wollen, allein keins von beiden ist geschehen. Die Anleitung zur alten und mittleren Geographie ist wiederholt gedruckt, die „Descriptio orbis antiqui XLIV. tabulis exhibita" in Folio hinzugefügt. Untergeordnet sind „Fasti universitatis Altorfinae" in 5 Theilen 1719—1723. Zu seinen Verdiensten gehört auch die vermehrte und verbesserte Ausgabe von „Marq. Freheri directorium historicum" (1720 und 1734), von „J. W. Imhofii notitia procerum s. romani imperii" in 2 Bden., (1732 und 1734) und von „Imm. Weberi examen artis heraldicae" (1753), wo einige seiner heraldischen Abhandlungen hinzugekommen sind. Dissertationen und Programme hat er sehr viele verfaßt, meist geschichtliche, auch aus der Literatur und über den Theuerdank, jedoch zu einer Sammlung derselben ist es nicht gekommen, wozu wol der ganz in des Vaters Fußstapfen gehende Sohn (gest. 1768 in Göttingen) die nächste Verpflichtung gehabt haben würde. Die Berliner Akademie hatte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt; bei der Göttinger Societät war dies selbstverständlich.

Von funfzehn Kindern, welche er in zwei Ehen gezeugt hat, haben ihn nur acht überlebt. Seine stattliche Persönlichkeit imponirte sehr. Er war sehr freimüthig und aufrichtig. Seine Reizbarkeit auch bei geringfügigen Veranlassungen ging schnell vorüber und schadete deshalb wenig, obschon die im Zorne gebrauchten Ausdrücke oft über das Maß hinausgingen. Der fröhlichen Geselligkeit war er nicht abgeneigt. Der Religion war er in seinem ganzen Leben eifrig zugethan.

Die Universität ehrte ihn durch eine memoria von Gesner (1755, Fol.), die in der „Biographia academ. Gotting." I, p. 173—214 wieder abgedruckt ist. — Sein Sohn und Gatterer gaben eine Nachricht von seinem

2) Onomast. liter. VI, p. 93.

3) Gesner hat in den Carmina p. 87 das siegreiche Ergebniß gepriesen. 4) Auch dies Werk hat Gesner verherrlicht, Isagoge, T. I, p. 448 und 449.

Leben und Schriften vor dem 22. Theile der Münzbelustigung. — Schröckh in den Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten II, S. 240—253. Die Geschichten der Universität von Pütter und von Rößler (die Gründung 1855) enthalten einzelne Nachrichten.

(F. A. Eckstein.)

KOHLFURTH, evangelisches Pfarrdorf in der preußischen Provinz Schlesien, Reg.-Bezirk Liegnitz, Kreis Görlitz bei Waldau, an der Kleinen Tschirne, 22 Kilom. im Nordosten von Görlitz, in 189 Meter Höhe gelegen, im J. 1871 mit 925 Bewohnern, die in 165 Häusern 189 Haushaltungen führten; der Ort hat eine görlitzer Oberförsterei und einen Torfstich. Der 3 Kilom. im Südosten gelegene Bahnhof Kohlfurth, 18 Häuser mit 363 Bewohnern, ist ein wichtiger Knotenpunkt der Görlitzer- und der Berlin-Breslauer-Eisenbahn. Er gehört zum Gutsbezirk Penzig, der auf seinen 23 Wohnplätzen 723 Bewohner in 67 Häusern zählt; darunter ist das Waldhaus Kohlfurth (13 Einwohner) und das Etablissement Kohlfurth (18 Einwohner in 4 Häusern).

(G. A. von Klöden.)

KOHLHASE, Hans (nicht Michael), geboren um 1495, war ein Kaufmann in Cölln a. d. Spree (Berlin), der mit Honig, Speck, Heringen u. dgl. handelte, und nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, ein Pferdehändler. Als Geschäftsmann erfreute er sich eines guten Rufes, war gebildet, des Lateinischen mächtig und seine Briefe verrathen einen klaren Kopf. Als er im J. 1532 zur Michaelismesse nach Leipzig reiste, schickte er seine Waaren unter sicherm Geleite über Dommitzsch und Eilenburg, während er selbst mit zwei Pferden den Weg über Wittenberg einschlug, um unterwegs noch einige Schuldforderungen einzuziehen. Am 1. Oct. kam er spät abends in Wellaune an, einem Dorfe an der Straße von Wittenberg nach Leipzig. Er wollte früh in Leipzig eintreffen und ließ sich am Kruge einen Trunk auf das Pferd reichen. Seine Eile, die einen Nachtweg in jener unsichern Zeit nicht scheute, erregte bei den Bauern, die im Kruge versammelt waren, Verdacht. Sie fragten Kohlhase nach woher und wohin, und als er eine trotzige Antwort gab und ein Bauer ihn darauf für einen Pferdedieb erklärte, sprang er vom Pferde und mishandelte den Verleumder. Er mußte jedoch der Uebermacht weichen und seine beiden Pferde zurücklassen, die der Richter des Junkers Günther von Zaschwitz, dem Wellaune gehörte, an sich nahm. Seine Geschäfte in Leipzig gingen schlecht; er hatte Verluste, die er seinem zu späten Eintreffen zuschrieb. Etwa 10 Tage nach jenem Vorfalle traf er wieder in Wellaune ein mit einem Empfehlungsschreiben eines Hans Blumentrost, der ihn als einen frommen, ehrlichen Kaufmann von gutem Wandel und Gerücht rühmte. Der Richter war bereit, ihm die Pferde auszuliefern, wenn er 5—6 Groschen Futtergeld erlegen würde. Kohlhase glaubte dazu nicht verpflichtet zu sein, ließ dem Richter die Pferde und reiste weiter. In der nächsten Zeit kam sein Geschäft so herunter, daß er seinen Gläubigern Haus, Hof, Acker und Weiden verpfänden mußte. Er wandte sich nun an seinen Kurfürsten Joachim I. um Vermittelung in der Wellauner Angelegenheit. Der brachte es dahin, daß auf den 13. Mai 1533 ein Rechtstag in Düben angesetzt wurde. Kohlhase forderte den doppelten Preis für seine Pferde und 150 Gulden Entschädigung für die Verluste, die er durch sein zu spätes Eintreffen auf der Leipziger Messe erlitten; der Junker von Zaschwitz aber verlangte 12 Gulden Futtergeld. Kohlhase nahm die Pferde, die inzwischen sehr abgetrieben waren, für die Taxe von 12 Gulden an, behielt sich aber vor, seine weitern Ansprüche bei dem Amte in Bitterfeld geltend zu machen. Am 25. Juli wandte er sich an den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen um seine Vermittelung, der sich auch aufrichtig um eine Einigung bemühte. Aber der Junker von Zaschwitz erschien nicht unter irgendeinem Vorwande zu dem angesetzten Rechtstage, obwol Kohlhase seine Ansprüche auf 4 Gulden ermäßigt hatte. Noch im nächsten Jahre gab Kohlhase die Hoffnung auf ein gütliches Abkommen nicht auf; als er aber am 15. Febr. 1534 vom wittenberger Landvogte erfahren mußte, daß der Junker auf seine billigen Vorschläge nicht eingegangen sei, da erließ er wenige Tage nachher seinen Fehdebrief an Sachsen, datirt von „Schlag zu". Der Schluß lautete: „Weil ich nun nichts mehr als meinen Leib und mein Leben vorzusetzen habe, so will sich gebühren, daß ich meine Ehre und meinen Glimpf, wie das einem Ehrliebenden zusteht, vertheidige; ich will aller List und Behändigkeit gebrauchen, will sein Gottes und aller Welt Freund, allein Günther von Zaschwitz und dem ganzen Lande zu Sachsen abgesagter Feind, wo ich sie bekomme, an Händen und Füßen lähmen, auch rauben und brennen, sie hinwegführen und schatzen, bis mir Günther von Zaschwitz Abtrag thut und meinen Schaden, so ich allenthalben darüber genommen, zur Billigkeit erstattet." Groß war der Schrecken im Kurfürstenthume; ein Bote wurde von Johann Friedrich nach Berlin gesandt, um Joachim von Kohlhase's Absicht zu benachrichtigen. Joachim erinnerte mit einer gewissen Schadenfreude an die Unternehmungen des sächsischen Ritters Nickel von Minckwitz gegen Brandenburg aus dem J. 1528 und meinte: „es ist fast also, wie der Kohlhase schreibt, daß er durch sächsische Justiz um seinen Glauben und ins Verderben gekommen ist." Am 9. und 10. April brannte es in und bei Wittenberg, natürlich hielt man Kohlhase für den Brandstifter. Da kam es durch Vermittelung des Eustachius von Schlieben, der an der Grenze wohnte, dahin, daß auf den 6. Dec. 1534 ein Rechtstag in Jüterbock angesetzt wurde, nachdem der Kurfürst von Sachsen, wenn auch ungern, Kohlhase freies Geleit zugesichert hatte unter der Bedingung, daß er sich durch einen Eid von dem Verdachte der Brandstiftung reinigte. Dorthin kamen die Richter, die Anwälte der streitenden Parteien und diese selbst, Kohlhase mit zahlreicher Verwandtschaft und die Familie von Zaschwitz — Günther von Zaschwitz war im November gestorben. Kohlhase leistete den Eid: „Ich Hans Kohlhase schwöre zu Gott und dem heiligen Evangelio, daß ich der angelegten Feuer, so sich dieses Jahr zu Wittenberg ereignet haben, keine Schuld, die nicht angelegt noch anlegen lassen,

viel weniger das zu thun befohlen, als mir Gott helfe durch Jesum Christum, Amen." Sein Anwalt Johann Gentzke beantragte vollen Schadenersatz für ihn, während Dr. Scheffel, der Vertreter der Gegenpartei, darauf antrug, daß mit dem Tode Günther's von Zaschwitz Kohlhase's Ansprüche für erloschen erklärt würden. Endlich erbot sich die Gegenpartei, 300 Fl. als Abfindung zu zahlen. Am nächsten Tage, als die Verhandlung erneuert wurde, forderte Kohlhase 1200 Fl., begnügte sich aber mit 600, die ihm bis zum 1. Jan. in Jüterbock gezahlt sein sollten. Allein die Witwe Sophia von Zaschwitz beschwerte sich über die Höhe der Summe bei Johann Friedrich, desgleichen der Anwalt der Zaschwitz'schen Kinder, und der Kurfürst schrieb seinen Räthen: „Wir befehlen Euch, ohne Verzug dem Kohlhase zu erkennen zu geben, daß das, was Ihr gehandelt, gegen unsern Befehl geschehen ist." Die Räthe schickten Kohlhase ein Entschuldigungsschreiben: er möchte all ihre Handlung ihrem Unverstande beimessen. Am 26. Dec. war das Schreiben in seinen Händen. Seine Antwort an den Boten lautete: „Sagt Eurem Landvogt, ich habe die Meinung wohl vernommen." Der Landvogt setzte, ohne daß Kohlhase etwas Feindliches unternommen, einen Preis von 100 Thalern auf seinen Kopf; Sachsen hatte damit zuerst den Boden des Rechts verlassen. Allerhand Frevelthaten wurden auf Kohlhase geschoben; der aber dachte noch nicht an Gewalt, sondern rief erst den Rath und Beistand eines Mannes an, den er hoch verehrte, Luther's. Der antwortete ihm: „Nehmt Friede an, wo er Euch werden kann, leidet lieber an Gut und Ehre Schaden, denn daß Ihr Euch weiter sollt begeben in solch Fürnehmen. So Euch dienen werden zur Fehde, die sind doch nicht fromm, meinen's mit keinen Treuen und suchen ihren Nutz. Zuletzt werden sie Euch selbst verrathen, so habt Ihr denn wohl gefischt. Malet Ihr ja nicht den Teufel über die Thür, bittet ihn nicht zu Gevattern; er kommt dennoch wohl, denn solche Gesellen sind des Teufels Gesinde, nehmen auch gemeiniglich ihr Ende nach ihren Werken. Euch ist zu bedenken, wie schwerlich Euer Gewissen ertragen will, so Ihr wissentlich sollet so viele Leute verderben, da Ihr kein Recht habet. Setzet Euch zufrieden, Gott zu Ehren, und lasset Euch Euren Schaden von Gott zugefügt sein und verbeißet's um seinetwillen, so werdet Ihr sehen, er wird wiederum Euch segnen und Eure Arbeit reichlich belohnen, daß Euch lieb sei Eure Geduld, so Ihr getragen habt." [1]) Das Schreiben übte auf Kohlhase die Wirkung aus, daß er nicht Gewaltthätiges beging und ruhig sein Geschäft betrieb. Aber Einflüsse von anderer Seite weckten wieder den Groll über das erlittene Unrecht. Seine zahlreiche Verwandtschaft war der Ansicht, Kohlhase dürfe die Sache nicht ruhen lassen und müsse zu seinem Rechte kommen. „Wenn's mich anginge, so sollte den Edelmann das stete Uebel bestehen", sagte sein Vater zu ihm. Da eröffnete er am 26. Mai 1535 durch einen nächtlichen Ueberfall der Mühle zu Gommig die Fehde. Als die sächsischen Behörden sich beim Kurfürsten Joachim über diese That beschwerten, meinte derselbe, Kohlhase könnte das nicht begangen haben, außerdem bitte er, ihn mit weitern Ansuchen zu verschonen. Wiederum gelang es Eustachius von Schlieben, Kohlhase zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, indem er ihm einen neuen Rechtstag in Aussicht stellte. Endlich, nachdem eine Beschwerde auch bei dem neuen Kurfürsten Joachim II. erfolglos geblieben war, wurde von sächsischer Seite ein zweiter Rechtstag in Jüterbock angesetzt um die Mitte des J. 1537. Die Verhandlungen führten jedoch zu keinem Ergebniß, da Kohlhase sich nicht dem Urtheilsspruche der sächsischen Gerichte unterwerfen wollte. Er wollte Recht nach seinem Sinne haben, und da er das nicht erlangen konnte, so begann er um die Mitte des J. 1538 seinen Rachezug gegen Sachsen. Am 23. Juli nahm er auf der Landstraße bei Jüterbock den von der frankfurter Messe heimkehrenden Wittenberger Georg Reiche gefangen. Reiche's Frau wurde nach Wittenberg entlassen mit einem Fehdebrief an den Bürgermeister. Kohlhase erklärte, Reiche sei erst ein „Morgenbrot" für die erlittenen Schädigungen und würde nicht eher entlassen werden, als bis Sachsen ihm sein Recht gewährt hätte. Darauf wurden in Sachsen Streifpatrouillen organisirt und die benachbarten Gebiete boten ihren Beistand an, nur Brandenburg nicht; es erlaubte den sächsischen Beamten nur, den Kohlhase auch auf brandenburgischem Gebiete zu verfolgen. Kohlhase aber ging mit seinem Gefangenen nach Böhmen, wo er 14 Tage blieb, und wandte sich dann zurück nach der Herrschaft Storkow. Hier wurde er in einem Walde, der den Herren von Birkholz gehörte, überfallen, entkam zwar mit genauer Noth, mußte aber seinen Gefangenen und einen Knecht in den Händen seiner Verfolger lassen. Der Knecht wurde nach Storkow gebracht und daselbst am 7. Sept. durch sächsische Beamte peinlich verhört. Der Bischof von Lebus, dem Storkow gehörte, hatte anfangs ein peinliches Verhör verweigert, auch die Herren von Birkholz hatten gebeten, ein solches zu unterlassen, da Kohlhase gedroht habe, er würde ihnen den rothen Hahn aufs Dach setzen, weil sie einen armen Menschen für Geld auf die Fleischbank geliefert hätten. Am 20. Sept. 1538 wurde der Knecht, Stephan Meyße mit Namen, hingerichtet. Kohlhase ruhte inzwischen nicht; überall wurde nach ihm gestreift. Da er sehr vorsichtig zu Werke ging — er hatte bei seinen Unternehmungen gewöhnlich nur drei bis fünf Mann bei sich — gelang es nicht, ihn zu fangen. Die größte Zahl von Genossen, ihrer 35, hatte er, als er am 7. Nov. das Dorf Marzahna überfiel. Mit reicher Beute — er selbst hatte den Pfarrer ausgeplündert — ritt er davon; die Bauern sollten bis zu einem gewissen Termin noch mehr liefern. Dem Abte von Zinna fielen zwei der Theilnehmer am Ueberfall in die Hände. Sie wurden am 22. Nov. aufs Rad geflochten. In der Nacht vom 15. zum 16. Dec. ritt Kohlhase mit drei Genossen zur Richtstätte und löste die Leichen von den Rädern. Auf eins heftete er einen Zettel mit den Worten: Recte judicate, Filii homi-

1) De Wette, Dr. M. Luther's Briefe IV, p. 569; Burkhardt, Luther's Briefwechsel.

num.[2]) Auch sonst zeigte er, daß er sich nicht einschüchtern ließ. Die Bauern von Marzahna mahnte er an die versprochene Brandschatzung und setzte einen letzten Lieferungstermin fest. „Wo Ihr nicht Folge leistet", schrieb er, „so schickt Euch die Woche darnach auf kalt Wasser. Und wenn Ihr alle wachet, es wird Euch nichts helfen." Die Herren von Birkholz forderte er auf, sich mit ihm wegen der Wegnahme seines Gefangenen zu vergleichen.

Daß Kohlhase so sicher aufzutreten wagte, hatte seinen Grund in der ihm günstigen Stimmung der brandenburgischen Bevölkerung. Der Kurfürst Joachim II. hatte zwar am 2. Jan. 1539 den Befehl erlassen, den Sachsen zur Ergreifung Kohlhase's behülflich zu sein; aber wenn schon die Behörden sich nicht danach richteten, so erst recht nicht das Volk. Es war erbittert über die sächsischen Streifpatrouillen, die zuweilen Unschuldige fortführten, erbittert darüber, daß fremde Gerichte im Lande Urtheile fällten und vollstreckten. Namentlich bei den Hinrichtungen trat die Erbitterung zu Tage; die sächsischen Beamten wurden verhöhnt, bedroht, waren ihres Lebens nicht sicher. Wurde einer von Kohlhase's Gesellen gefangen, so wurde er ohne Gnade hingerichtet; auf jede Hinrichtung antwortete Kohlhase mit einer neuen That. Die Unsicherheit in Sachsen war so groß, daß Handel und Wandel stockte; die Verbrechen mehrten sich, weil die Verbrecher vor Entdeckung ziemlich sicher waren, da alle Unthaten auf Kohlhase geschoben wurden. Dieser empfand schließlich Ueberdruß an dem unsteten Leben. Er bat unter dem Namen Jörg Platte um Aufnahme in Braunschweig, erhielt aber auf sein Gesuch keine Antwort. Da setzte er noch einmal seine Hoffnung auf Luther. In einer Verkleidung, von einem Knechte begleitet, ritt er nach Wittenberg, wo er am Abend eintraf. Er begab sich in Luther's Haus. Der Magd, die ihm öffnete, wollte er seinen Namen nicht nennen. Luther kam selbst; er ahnte, wer sein nächtlicher Gast war. „Bist du Hans Kohlhase?" — „Ich bin es, Herr Doctor!" — Melanchthon und andere Freunde wurden gerufen und nun erzählte Kohlhase seine Leidensgeschichte. Bis tief in die Nacht hinein saßen die Männer beisammen. Dann schied Kohlhase erleichterten Herzens, nachdem er das Sakrament empfangen und versprochen hatte, nichts Feindliches mehr gegen Sachsen zu unternehmen. Luther wollte sich für ihn beim Kurfürsten verwenden; es scheint, daß er keinen Erfolg gehabt hat. Kohlhase hat sein Versprechen ehrlich gehalten. Der Kurfürst von Sachsen aber war unnachsichtig in seiner und seiner Gesellen Verfolgung. Auf wiederholtes Ersuchen erbot sich nun endlich auch Joachim zum Einschreiten gegen sie. „Nur um Namen handelt es sich", schrieb er, „dann wollen wir sie strafen." Sofort wurde eine Liste mit 39 Namen eingereicht. Und während nun die Untersuchungen eingeleitet, die Verdächtigen eingezogen wurden, irrte Kohlhase rath- und thatlos umher; er war ein gebrochener Mann. „Man mußte sich seiner erbarmen, die Christenpflicht gebot es", hat ein Verwandter von ihm ausgesagt. 80 Ortschaften wurden ermittelt, die Kohlhase Aufnahme gewährt hatten, 51 Personen namhaft gemacht — Adelige, Bürgermeister, Landrichter, Pfarrer, Krüger, Müller — welche seine Unternehmungen begünstigt haben sollten. Die sächsischen Beamten kamen, vom Scharfrichter begleitet, nach Berlin zum peinlichen Verhör. Joachim gestattete es nur bei wenigen. Dann wurde von verschiedenen Seiten die Competenz der sächsischen Gerichte bestritten und die Einstellung der Untersuchung verlangt. Das Urtheil der Schöppen von Magdeburg und Leipzig wurde darüber eingefordert; es entzog viele dem Urtheile der sächsischen Richter. Endlich waren es 115 Personen, gegen welche der Proceß eingeleitet wurde. Nur Kohlhase hatte man nicht, jedenfalls weil ihn die brandenburgischen Behörden nicht haben wollten. Da ließ er sich durch einen gewissen Georg Nagelschmidt zu einer That verleiten, die nun auch Joachim ernstlich gegen ihn aufbrachte. Nagelschmidt rieth ihm nämlich, auch Joachim zu schädigen, damit derselbe, aus Furcht vor weitern Schädigungen, sich ernstlich beim Kurfürsten von Sachsen für ihn verwende. Sie überfielen etwa eine halbe Meile von Stolpe den brandenburgischen Factor Konrad Dratzieher, der einen Transport Silberkuchen aus den mansfelder Bergwerken nach Berlin führte, und versenkten den Raub unter eine Brücke, die seitdem den Namen Kohlhasenbrücke führt. Joachim war empört; bald sollte er den Uebelthäter in seiner Gewalt haben. Mit Hülfe des berliner Scharfrichters Hans, so erzählt sich das Volk, der ein Schwarzkünstler war, wurde Kohlhase nach Berlin gelockt, wo ihn jedes Kind kannte. Das Gerücht von seiner Anwesenheit verbreitete sich schnell durch die Stadt. Der Kurfürst ließ bekannt machen: wer den Kohlhase und seine Gesellen beherberge oder bei wem sie gefunden würden, der solle am Leben gestraft werden. Die Haussuchungen begannen. Kohlhase hatte sich bei dem Küster von Nicolai, Thomas Meißner, auf dem Boden in einer Kiste versteckt. Als er merkte, daß die Kiste geöffnet werden sollte, sprang er aus derselben hervor, schlug den Deckel hinter sich zu und sagte: „Hier bin ich und trage in der Jopen, damit ich büßen und bezahlen kann, was ich mishandelt." In der Kiste saß noch seine hochschwangere Frau. Ueberall abgewiesen, barg sie sich unter den Feuerleitern am cöllnischen Rathhause, wo sie mit zwei todten Kindern niederkam. Nagelschmidt war in der Nähe des Georgenthores in dem Hause eines alten Bürgers, namens Puttlitz, entdeckt worden. Puttlitz und seine Frau, die von dem Aufenthalte des Gesuchten in ihrem Hause nichts gewußt hatten, wurden sofort auf dem neuen Markte hingerichtet. Der Kurfürst hatte die alte Frau begnadigen wollen; sie hatte die Gnade abgelehnt. Ein zweiter Gefährte Kohlhase's, Hans Grasmus, entkam als Bauer verkleidet durch das Thor. Das Volk meinte, er wäre ein Schwarzkünstler gewesen und hätte sich in eine schwarze Katze verwandelt; so wäre er über die Dächer entkommen. Zur Untersuchung gegen Kohlhase sandte auch der Kurfürst von Sachsen seine Räthe nach Berlin.

2) Das Original befindet sich im Ernest. Gesammt-Archive zu Weimar.

Am Montage nach Palmarum des J. 1540 fand die Gerichtssitzung statt. Kohlhase vertheidigte sich in dreistündiger Rede; er sprach die feste Ueberzeugung aus, daß er unschuldig sei und nach dem Rechten verfahren habe. Das Urtheil gegen Kohlhase, Nagelschmidt und Meißner lautete auf Tod durch das Rad. Der Kurfürst wollte Kohlhase zum Schwert begnadigen. Nagelschmidt rief: „Gleiche Narren, gleiche Kappen!" und Kohlhase lehnte die Gnade ab. Am selben Tage — am 22. März — in den ersten Stunden des Nachmittags wurden die Verurtheilten zum Richtplatz vor das Georgenthor geführt. „Nie sah ich einen Gerechten verlassen", wiederholte Kohlhase auf seinem letzten Gange. Joachim soll die Absicht gehabt haben, ihn zu begnadigen. Es war zu spät.

Kohlhase lebte in jener gärenden Zeit, in welcher sich der Uebergang des Mittelalters zur Neuzeit vollzog. Er ist einer von denen, die noch mit mittelalterlichen Vorstellungen erfüllt sind und sich in die neuen Verhältnisse nicht finden können. Das Römische Recht wurde vom Volke als fremder, unberechtigter Eindringling angesehen. Auch Kohlhase will sich ihm nicht unterwerfen, er will seinen Streit beurtheilt und entschieden sehen — wie das früher der Fall gewesen — durch freie Männer, die zum Gericht zusammentreten. Deshalb verlangt er Einigung auf Rechtstagen und verweigert eine Unterwerfung unter den Spruch der sächsischen Gerichte. Daß er sich durch seine Raubzüge eines Landfriedensbruches schuldig gemacht hat, daß solche Unternehmungen wie die seinen in einem geordneten Rechtsstaate unmöglich sind, dafür hat er kein Verständniß. Da er kein Recht erlangen kann, so greift er, wie das in solchem Falle früher gestattet war, zur Selbsthülfe, nachdem er die nöthige Förmlichkeit, das vorherige Ansagen der Fehde, erfüllt hat. Er hat denn auch bis zum Tod das volle Bewußtsein seiner Unschuld bewahrt.

Literatur: Petr. Hafftitius (um die Mitte des 16. Jahrh. in Berlin), Microchronicon Marchicum (nur handschriftlich vorhanden). Der Kohlhase betreffende Abschnitt ist abgedruckt in Chr. Schöttgen's Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Obersachsen III, S. 528 fg. (Ueber Hafftitius siehe Kletke: Quellenkunde der Geschichte des preußischen Staates I, S. 32—35.) — Balthasar Mentz, Stamm-Buch, das ist, kurtze Erzehlung vom Ursprung und Herkommen der Chur- und Fürstlichen Stammen Sachsen, Brandenburg, Anhalt und Lüneburg (Wittenberg 1598). — Collectio scriptorum de rebus Marchiae Brandenburgensis maxime celebrium, Nicolai Leuthingeri de Marchia et rebus Brandenburgicis commentarii ed. Krausius (Frankfurt und Leipzig 1729). — Heinrich von Kleist, Michael Kohlhaas. — Klöden, Ueber Kohlhase, in Gropius, Beiträge zur Geschichte Berlins S. 41 (Berlin 1840). — Die bisher genannten Darstellungen enthalten viel Unrichtiges. Mit Benutzung bis dahin unbekannter Acten des weimarer Archivs hat Burkhardt geschrieben: Der historische Hans Kohlhase und Heinrich von Kleist's Michael Kohlhaas (Leipzig 1864). *(Paul Schwartz.)*

Kohlrabi, Kohlrübe, s. Brassica.

KOHLRAUSCH (Heinrich Friedrich Theodor) ist am 1. Nov. 1780 in Landolfshausen, einem Dorfe in der Nähe von Göttingen, geboren. Sein von Osterode stammender Vater war dort Prediger; seine Mutter, Justina Rinne, stammte aus Hannover. Schon im J. 1783 verlor er den Vater; die Mutter blieb mit den zwei Kindern im Dorfe. Unter den einfachsten Verhältnissen wuchs der Knabe mit den Bauerjungen auf, besuchte die Dorfschule und erhielt von deren Lehrer, weil er studiren sollte, auch den ersten lateinischen Unterricht. Im J. 1789 wurde er nach Hannover gebracht, wo er zuerst die hohe Schule besuchte. Der geringe Erfolg, welchen dieser Unterricht hatte, veranlaßte seine Versetzung in die Hofschule, wo er bessere Lehrer und an dem Abte Salfeld, dem Curator der Anstalt, einen auch in der späteren Zeit stets fürsorgenden Gönner fand. In der Schule fand er in den Söhnen des Oberjägermeisters von Beaulieu zwei Jugendfreunde, was die Veranlassung wurde, daß er nach einiger Zeit ganz in das Haus ihres Vaters aufgenommen wurde. Aeußere Umstände veranlaßten eine neue Aenderung seiner Wohnung; er ging zu gleicher Zeit wieder in die hohe Schule über, in deren Secunda er an seinem Oheim, dem Conrector Kohlrausch, einen wohlwollenden Lehrer fand. Nachdem er zwei Jahre in der Prima gesessen hatte, verließ er Ostern 1799 die Anstalt. Auf der Universität Göttingen sollte er Theologie studiren. An dem Verbindungsleben hat er sich nicht betheiligt und doch in ungezwungener Geselligkeit mit wenigen Freunden gelebt, fleißig Ausflüge gemacht, sogar an den Rhein von Straßburg bis Köln, gewissenhaft die Vorlesungen besucht und Hefte geschrieben, es aber zu einer warmen Begeisterung für die Wissenschaft nicht gebracht. Ostern 1802 war die Universitätszeit zu Ende. Er bestand, um in die Zahl der Predigtamts-Candidaten aufgenommen zu werden, in Hannover das sogenannte examen praevium ganz gut, überhaupt die einzige Prüfung, welcher er sich seit seiner Schulzeit sein ganzes Leben hindurch unterzogen hat. Auf Salfeld's Empfehlung erhielt er eine Hauslehrerstelle bei dem Grafen Baudissin auf Rantzau bei Plön, wo er zwei begabte Knaben und in einigen Gegenständen auch eine Tochter zu unterrichten hatte. Fünf Sommer und einen Winter hat er in Holstein zugebracht, aber der Winter führte ihn nach Berlin, wo der Graf als dänischer Gesandter lebte, in Verhältnisse, die für seine Bildung einflußreich wurden, und zwar nicht blos für die gesellige durch den Verkehr in angesehenen Familien und den Umgang mit berühmten Besuchern des Hauses, sondern auch für die geistige. Er besuchte die Vorlesungen Fichte's, der ihn bald unter seinen Zuhörern bevorzugte, hörte A. W. Schlegel's literarische Vorträge, schrieb sogar Gall's Vorträge über Schädellehre nach. Alle diese Bildungselemente förderten ihn im Bunde mit talentvollen Freunden, ohne daß er dabei die Pflichten des Lehrers vernachlässigte, zumal der älteste seiner Zöglinge sich bereits an dem Genusse derselben betheiligen konnte. Dies schöne Verhältniß in einer edeln Familie machte es ihm leicht, den Ruf in eine Lehrerstelle zu Han-

nover abzulehnen und sich noch weiter für die Stelle zu binden. Im Herbste 1805 begleitete er den älteren Grafen nach Kiel, wo ihn ebenso der glänzende gesellige Verkehr als die stillen platonischen Studien anzogen, in den Osterferien 1806 nach Kopenhagen, wo er die Familie seiner Braut kennen lernte und den Eindruck einer großen Seestadt gewann. Im Herbste 1806 ging er unter dem Eindrucke des großen politischen Umschwungs mit beiden Grafen, denn auch der jüngere Sohn Karl sollte eine allgemeine wissenschaftliche Bildung erwerben, nach Göttingen. Jetzt hörte er selbst mit seinen Zöglingen mehrere Vorlesungen, auch juristische bei Hugo, und dachte vielfach daran, sich zum akademischen Lehrer auszubilden. Das sollte 1808 begonnen werden, aber bereits 1807 ließ er sich mit Dorothea Holm von seinem Schwager Eberwein in Ballenhausen trauen, um diese als Frau Kohlrausch im Mai nach Kopenhagen zurückzuschicken. Im Frühjahre 1808 brachte er den jüngeren Grafen, der in die Garde eintreten sollte, nach Kopenhagen und sah dort seine inzwischen geborene erste Tochter Linda. Im Mai gelangte er mit dem Grafen Wolf nach Heidelberg, wo er mit der Familie Voß in engere Verbindung trat und in den Herbstferien eine Schweizerreise bis nach Oberitalien unternahm [1]), ohne Mailand kennen zu lernen. In Göttingen, wohin er im Herbste zurückkehrte, wurde nun ein eigener Hausstand eingerichtet und Graf Wolf in denselben aufgenommen. Der Gedanke an ein akademisches Lehramt trat nach dem Tode J. von Müller's zurück, dagegen durch die Verbindung mit Herbart und den Mitgliedern der Pädagogischen Gesellschaft, Dissen und Thiersch, die pädagogische Thätigkeit in den Mittelpunkt seines Strebens. Aus jener Vereinigung war das Schriftchen von Dissen: „Kurze Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen", hervorgegangen und in Beilagen dazu hatte Thiersch Bemerkungen über die Lektüre Herodot's nach der des Homer und Kohlrausch über den Gebrauch des Alten Testaments für den Jugendunterricht im Februar 1809 hinzugefügt. Ihm kam es darauf an, in den Schilderungen der Patriarchenzeit das Familienleben als die ursprüngliche Gestalt des geordneten menschlichen Zusammenlebens darzustellen, wo der Familienvater König, Gesetzgeber und Priester in Einer Person war. Es waren wesentlich Herder's Gedanken, auf die er sich stützte. Aber zugleich gab er die Probe einer Bearbeitung für das Kindesalter, etwa vom 8. Jahre an, nicht nach der Luther'schen Uebersetzung, sondern mit Veränderungen, Weglassungen und Erklärungen. [2]) Bald nach dem Erscheinen jener Aufsätze forderte Kanzler Niemeyer in Halle ihn zu der Bearbeitung der biblischen Geschichte in einem Schulbuche auf, das er noch in Göttingen begann und 1810 in Barmen vollendete. Es sind die Geschichten und Lehren des Alten und Neuen Testaments für Schulen [3]), die trotz aller Angriffe kirchlicher Reaction nicht nur ihr funfzigjähriges Jubiläum, sondern noch 1880 die 29. Auflage erlebt haben. Philosophische Arbeiten über politische Einrichtungen wurden geplant und begonnen, aber nicht veröffentlicht. Ein alter Freund, Bischof in Barmen, hatte ihn aufgefordert, dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zu errichten, die Knaben und Mädchen von dem ersten Alter an bis zur Confirmation und auch darüber hinaus aufnehmen sollte. Das Bedürfniß des Kaufmannsstandes war für die innere Einrichtung maßgebend; die schwach besuchte Anstalt einer Französin aus den Niederlanden wurde mitübernommen; einige Knaben traten als Pensionäre in sein Haus. Daneben hielt er für Damen Vorträge über die schöne Literatur älterer und neuerer Zeit. Herbart'sche Ideen konnte er in seinem Institut nicht durchführen, dafür schrieb er den chronologischen Abriß der Weltgeschichte (Elberfeld 1811) [4]), das Handbuch für Lehrer höherer Schulen beim Gebrauch der Geschichte (Halle 1811 und einigemal wiederholt) und die Anleitung für Volksschullehrer. [5]) Der Umschwung veranlaßte ihn zu Reden über Deutschlands Zukunft, bei denen ihm Fichte's großes Vorbild vorschwebte. Er hatte Napoleon in seiner Größe gesehen, sah die schmähliche Flucht des Königs von Westfalen und darin den Vorläufer der großen Niederlage, durch welche der fränkische Machthaber vom deutschen Boden entfernt wurde. In edler Begeisterung hatte er diese Reden in Barmen gehalten und darin seine Gedanken über die Gestaltung des Vaterlandes dargelegt. Die Pflege des Nationalgeistes durch die gemeinsame Sprache und Sitte steht voran, die Sorge für die Wehrkraft gipfelt nach der körperlichen Erziehung der männlichen Jugend von der Kindheit an in kriegerischen Nationalfesten, zu denen alle drei Jahre an drei Orten und im zwölften Jahre in Leipzig die Jugend zu Kriegsspielen zusammentreten, aber auch den Künsten, besonders der Musik und der Schauspielkunst, Gelegenheit geboten werden sollten. Die Kosten solcher Provinzial- und Centrallager hoffte er durch Verminderung der stehenden Heere zu erreichen. Auf die Bildung des weiblichen Geschlechts ging er genauer ein, der Unterricht wurde berührt, ebenso die Einrichtung eines Bundestages, Reichsgerichts, der Volksrepräsentation und in liberaler Weise die Beseitigung aller Schranken des geistigen und materiellen Verkehrs gefordert. Bestimmter Vorschläge über die Organisation des Bundes hat er sich klüglich enthalten. Der streng conservative Mann zeigt sich auch hier als Großdeutscher, was er geblieben ist. [6]) Das Erziehungsinstitut, dessen Hauptbestandtheil Mädchen bildeten, konnte ihn auf die Dauer nicht befriedigen, und gern folgte er einem Rufe nach Düsseldorf, der Hauptstadt des Herzogthums Berg. Dort hatte unter der französischen Herrschaft der Minister von Nesselrode den tüchtigen Dr. Kortüm, einen Evan-

1) Erinnerungen davon hat er 1811 in einer zu Barmen erscheinenden Zeitschrift drucken lassen und einige Stellen daraus in den „Erinnerungen" S. 438—472. 2) Die drei Abhandlungen hat Herbart herausgegeben und mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet (Göttingen 1809), aber auf dem Titel steht nur Dissen's Name.

3) Zuerst 1811 aus einer Vorrede von Niemeyer. 4) 15. Auflage (1861). 5) 4. Auflage (Halle 1837). 6) Interessante Mittheilungen über die Aufnahme des Buchs gibt er in den „Erinnerungen" S. 149 fg.

gelischen, zum Director des Lyceums ernannt und außer Kohlrausch auch Strack, also noch zwei Evangelische, als Lehrer berufen. Nach Vertreibung der Franzosen verwandelte 1814 der Generalgouverneur Just. Gruner[7]) die Anstalt in ein Gymnasium und sorgte für reiche Dotirung aus dem Bergischen Fonds. Zu den drei Freunden im Lehrercollegium trat unter preußischer Regierung bald auch der noch jugendliche Brüggemann, und es gelang dem einträchtigen Zusammenwirken derselben, daß die Schule bald als eine Musteranstalt am Rheine galt. Drei derselben haben nachher in höherer Stellung auf die Gestaltung der Gymnasien in weitern Kreisen einen glänzenden Einfluß ausgeübt. Kohlrausch hatte neben dem Ordinariat von Secunda Geschichtsunterricht in den oberen Klassen und behandelte in demselben, durch die Zeitverhältnisse veranlaßt, mit Vorliebe die deutsche Geschichte. Da er selbst noch Geschichte studiren mußte, war auch sein Interesse stets frisch und lebendig. Da es an einem passenden Lehrbuche fehlte, auch eine populäre Darstellung für das größere Publikum nicht vorhanden war, entschloß er sich zur Abfassung der deutschen Geschichte, die in Elberfeld 1816 zuerst erschien.[8]) Namentlich die Geschichte der Freiheitskriege[9]) schrieb er in der begeisterten Erinnerung der durchlebten großen Zeit; wir haben als Knaben jene Schilderungen der denkwürdigen Schlachten mit Enthusiasmus gelesen und an vielen Schulen pflegten sie bei den öffentlichen Festen vorgelesen zu werden. An dieses Werk schlossen sich die kurze Darstellung der deutschen Geschichte und die Bemerkungen über die Stufenfolge des historischen Unterrichts (1818). Zu der Schularbeit war Unterricht an einem Mädcheninstitut und im eigenen Hause gekommen, sowie die Theilnahme an einem Schulrathe, der ein organisches Statut für das Volksschulwesen entwerfen sollte und der ihm eine Vorbereitung zu der späteren Stellung gab. Nach Ablehnung eines Rufes nach Mainz wurde er 1818 als Consistorial- und Schulrath nach Münster berufen, um dort die Angelegenheiten der höheren Schulen im Provinzial-Schulcollegium zu bearbeiten. Hier stand er unter dem unermüdlichen Oberpräsidenten von Vincke, der in der neuen Organisation der Provinz für die Schulen an Kohlrausch die kräftigste Stütze fand. Zwölf Jahre ist er in diesem Amte geblieben und hat durch regelmäßige Inspectionsreisen die genaueste Bekanntschaft mit den verschiedenen Schulen und deren Lehrern gemacht und durch unmittelbaren persönlichen Einfluß viel Gutes gewirkt. Die äußere Stellung, aber noch mehr der geistige Gehalt wurde gehoben, die Zahl der Gymnasien vermehrt[10]), Katholiken und Protestanten gleich beachtet, wenn sie nur tüchtig waren. Im J. 1826 besuchte er sie in Begleitung des unvergeßlichen Joh. Schulze von Berlin, dem er seitdem nahe trat. Auch die Akademie in Münster blieb nicht unbeachtet. Um größere Schulen kennen zu lernen, besuchte er 1827 Magdeburg, Berlin, Schulpforta und Gotha. Am grünen Tische verfehlte er nicht, zweckmäßige Verwaltungsmaßregeln zu treffen. So erschien bereits 1819 die Circularverfügung über die Anordnung des Gymnasialunterrichts, im J. 1823 die Dienstinstruction für die Vorstände und Lehrer der höheren Schulen, im J. 1826 Bestimmungen über die Ausführungen des Abiturienten-Prüfungsreglements, 1827 Dienstinstructionen für die Gymnasialdirectoren und für die Klassenordinarien, 1829 die von dem Ministerium gebilligte Instruction für den Geschichtsunterricht, dessen dreifache Gliederung lange Zeit ziemlich allgemeine Geltung gehabt hat. Ihm gebührt auch das unbestrittene Verdienst, den von zwei jugendlichen Directoren angeregten Gedanken der Directoren-Conferenzen für die Provinz mit lebendiger Theilnahme und einsichtiger Beurtheilung seiner Wirkungen erfaßt, mit richtigem Takte die äußere Form dafür gefunden, auch die in der Bestreitung der Kosten liegenden Schwierigkeiten beseitigt zu haben. Er ist der Begründer dieses in Preußen immer weiter verbreiteten und seit 1878 fester geregelten wohlthätigen Instituts gewesen.[11]) Die erste Conferenz wurde 1823 in Soest gehalten und es fallen noch vier in seine Verwaltungszeit. Sie fanden unter seinem Vorsitze statt und folgten in kürzeren Zwischenräumen aufeinander, weil der wenig geordnete Zustand des Gymnasialwesens eine rasche Verständigung der Directoren nothwendig machte und ein überreiches Material für die Berathung vorlag. Wie hier die amtlichen Verhältnisse ihn durchaus befriedigten, so gewann er in Münster zahlreiche Freunde nicht blos unter den Amtsgenossen, sondern auch unter den höheren Offizieren, deren Verkehr er für seine Geschichte verwerthete, und auch unter den unbefangenen Katholiken. Die Familie gedieh, ersparte ihm aber nicht schwere Sorgen bei Krankheitsfällen von Frau und Kindern. Eine solche hatte ihm 1824 auch ein Ministerialrescript bereitet, durch welches der Gebrauch seiner Geschichte beim Schulunterricht verboten wurde. Die Kamptz'sche Reaction hatte an mehrern Stellen (z. B. über das Wartburgsfest) Anstoß genommen, die in der zweiten Auflage (1818) sich fanden, in der vierten Auflage aber bereits geändert oder gestrichen waren, und so konnte jenes Interdict wieder aufgehoben werden. Die Lehrer Westfalens überreichten ihm bei dem Scheiden aus der Provinz einen werthvollen silbernen Becher mit einem lateinischen Gedichte.

Der letzte, wichtigste Abschnitt seines Lebens begann mit seiner Wirksamkeit in Hannover. Man hatte dort eine nicht geringe Zahl von Schulanstalten, welche ihre Schüler zur Universität vorbereiteten und auch entließen. Sie waren nicht blos in der Zahl der Klassen und Lehrer ungleich, sondern auch in ihrem innern Zustande, namentlich in ihren Leistungen. Schon im J. 1829 war eine Verordnung über die Maturitätsprüfungen erlassen und

7) Steffens, Was ich erlebte, VII, S. 343—360, ist nicht überall genau. 8) Die 17. Auflage Leipzig 1867. 9) Dieser Theil ist auch unter dem Titel der Deutschen Freiheitskämpfe besonders erschienen und oft gedruckt. 10) In Coesfeld und Recklinghausen waren katholische Gymnasien neu gegründet.

11) Genaueres bei Suffrian, Art. Provinzial-Schulconferenzen in Schmid's Encykl. VI¹, S. 424; kürzer Erler, Die Directoren-Conferenzen des preuß. Staates (1876), S. 1.

darin, wie in Preußen, das zu erreichende Ziel gesetzt; zugleich hatte man die verschiedenen Schulen, königliche wie städtische, in Gymnasien und Progymnasien klassificirt. Aber da man keine Schulordnung hatte, wurde die Einsetzung einer leitenden Behörde beabsichtigt als einer Centralbehörde für das gesammte höhere Schulwesen, welche dem Ministerium unmittelbar unterstellt war. An die Spitze war Kohlrausch als Ober-Schulrath gestellt und am 4. Juni 1830 hat die Wirksamkeit begonnen, welche in seltener Eintracht und bei seltenem Wechsel der Mitglieder geführt wurde. Im J. 1849 trat der Director Schmalfuß von Lüneburg als zweites technisches Mitglied ein. Wol nirgends mögen weniger allgemeine Verordnungen erlassen und weniger Schreibwerk gefordert sein; in dem persönlichen Verkehre bei den zahlreichen Inspectionen lag das Hauptmittel. Bei der Sichtung der Schulen wurde nur vollständigen Gymnasien das Recht der Entlassung zur Universität zugestanden, aber auch kleineren Orten sind ihre Gymnasien gelassen, weil in dem Publikum und in den städtischen Behörden die Vorliebe für die gelehrte Bildung zu groß war, sodaß schließlich die Zahl auf 17 stieg. Die kleineren Anstalten wurden als Progymnasien bezeichnet, welche für alle Berufsarten bestimmt waren und deshalb auch die Zwecke der Realschule verfolgten. Zur Herstellung einer selbständigen Realschule bot allein die Hauptstadt hinreichende Mittel und Schüler; sie wurde 1835 gegründet. Als das Verlangen nach einer mehr praktischen Richtung und einer Abkürzung der Schulzeit allgemeiner wurde, begnügte man sich seit 1834, die Zwecke der realistischen Bildung mit denen des Gymnasiums in die möglichst beste Verbindung zu bringen. Man ließ die Schüler in der Regel bis zur Quarta ungetrennt, richtete aber dann bei den größeren Schulen drei, bei den kleineren zwei Realklassen ein und erreichte noch ziemlich früh das Ziel der höheren Bürgerschule. Es entstand eine große Mannichfaltigkeit der so combinirten Anstalten, aber auch ein großer Zuwachs der Realschüler. Nur fünf Gymnasien sind rein humanistische Anstalten geblieben, aber auch an diesen wurden künftige Juristen und Mediciner 1846—1849 nicht genöthigt, an dem griechischen Unterrichte theilzunehmen. Modificationen und neue Redactionen der Ordnung für die Reifeprüfungen waren am 22. Mai 1839, 11. Dec. 1840 und 15. Aug. 1846 (Gesetzsammlung Nr. 83, III. Abth. Nr. 8) erfolgt, ein Nachtrag vom 25. April 1849 machte das Griechische wieder für alle Abiturienten zum obligatorischen Prüfungsgegenstand. Im J. 1853 gab Kohlrausch in der Hannoverschen Zeitung einen Aufsatz[12]): „Muß die jetzige Unterrichtsordnung der gelehrten Schulen geändert und müssen die Maturitätsprüfungen abgeschafft werden"? eine in ihrer Klarheit und Wärme überzeugende Vertheidigung gegen die Uebertreibungen eines laudator temporis acti im „Neuen Volksfreunde" 1853 Nr. 80 fg. Die letzten Festsetzungen enthält die Bekanntmachung vom 31. Juli 1861, welche die Zeugnißnummern beseitigte und den lateinischen Aufsatz (allerdings mit bedenklichen Erleichterungen) forderte.[13])

Die Lebensbedingung eines guten Schulwesens ist die Bildung eines tüchtigen Lehrerstandes. In diesem befanden sich viele Theologen, die eine solche Stellung nur als Durchga[illegible] [illegible]etrachteten oder auch niemals zu einen [illegible] Aber diese reichten nicht aus, das L[illegible] [illegible] und deshalb wurde Hülfe im Auslan[illegible] [illegible] für Mathematik und Naturwissenschaft[illegible] [illegible] modernen Cultursprachen, fehlten [illegible] [illegible]estand seit 1737 das philologische Sem[illegible] [illegible] und hatte unter berühmten Leitern [illegible] [illegible]er gezogen, aber die Zahl der Mitglieder (9 ordentliche) und der Aspiranten (12) war gering und erst in dem 1859 errichteten Proseminar fanden 25—30 Studirende Aufnahme. Am 22. April 1831 wurde die königliche Verordnung über die Prüfung der Schulamts-Candidaten und über die Errichtung einer wissenschaftlichen Prüfungscommission[14]) zu Göttingen erlassen (Gesetz-Sammlung I, Nr. 14), die sich wenig von preußischen Formen unterscheidet. Die Instruction dazu, datirt vom 17. Mai 1831, macht diejenigen Punkte bekannt, welche einer weitern Ausführung bedurften und deren Kenntniß für die Betheiligten von Wichtigkeit ist. Sie wurde aufgehoben und auf Grund der bis dahin gemachten Erfahrungen durch die Bekanntmachung vom 14. Febr. 1853 ersetzt; an die Stelle des §. 6 kam am 6. Nov. 1860 eine Anordnung, in welcher der Einseitigkeit in der Ausbildung für das Lehramt Einhalt gemacht wurde. Durch das Bestehen dieser Prüfung war die Anwartschaft auf eine Anstellung an einer höheren Schule erworben und damit die Aussicht auf eine geordnete Laufbahn als „Königliche Diener" gewährt. Um die Möglichkeit der praktischen Ausbildung zu erreichen, wurde 1842 das pädagogische Seminar in zwei Abtheilungen gegründet und dessen Statut 1846 festgestellt.[15]) Ein mathematisch-physikalisches Seminar wurde 1850 vom Universitäts-Curatorium errichtet. Die Candidaten, welche nicht in jenem Seminar gewesen waren, mußten an einer Anstalt des Landes ein Probejahr bestehen. Auf die Heranbildung guter Lehrer zielten auch zwei Erlasse des Ober-Schulcollegiums vom December 1840 in Beziehung auf diejenigen Schüler, welche sich künftig dem höheren Schulfache widmen wollen, und das Circular wegen der praktischen Heranbildung der jungen Lehrer und Candidaten. Für die Verbesserung der äußern Lage der Lehrer wurde wohl gesorgt, aber die Mittel waren dürftig und die Städte meist unbemittelt. Kohlrausch sah hier seine Wünsche vielfach nicht erfüllt. Trotzdem besaß er allgemeine Liebe. Das wird niemand auffällig finden, der in den „Erinnerungen" die milden, liebenswürdigen Cha-

12) Ein Separatabdruck (Hannover bei Culemann, in 8).

13) Abgedruckt in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1862, S. 60. In den „Erinnerungen" hat er von S. 398 das Einzelne ausführlich zu rechtfertigen versucht. 14) Ihr wurden auch die Maturitäts-Prüfungsacten der Gymnasien zur Prüfung und gutachtlichen Beurtheilung durch das Ober-Schulcollegium zugestellt. 15) Wiese, Verordnungen und Gesetze II, S. 32; Das höhere Schulwesen in Preußen II, S. 606.

rakteristiken der Gymnasien und einzelner Progymnasien gelesen hat, und wird es sich leicht erklären, daß die Lehrer sich 1848 vereinigten, sein Bild von Oesterley anfertigen zu lassen und seiner Familie zum Geschenk zu machen. Periodisch wiederkehrende Directoren-Conferenzen, wie sie Kohlrausch in Westfalen begründet hatte, hat er in Hannover nicht eingeführt. Die größere Zahl der sehr verschiedenartigen Directoren und die ungleich bedeutenderen Kosten schreckten ihn ab. Doch wurden im J. 1847 in Emden von den Directoren und einigen Lehrern der westlichen Gymnasien Conferenzen über den Realunterricht gehalten. Im Herbste 1848 wurde eine alle höheren Lehranstalten des Königreichs umfassende allgemeine Schulconferenz in Hannover abgehalten, bei welcher unter dem Vorsitze von Schmalfuß wichtige Fragen berathen[16], aber gültige Beschlüsse nicht gefaßt wurden. An Wünschen in Betreff des Gehaltes, der Titel und überhaupt der äußern Stellung fehlte es hier, wie auch anderwärts, nicht, aber alle diese Dinge hingen nicht von der Entscheidung des Ober-Schulcollegiums ab, mußten also zu weiterer Ueberlegung des Ministeriums und theilweise der Ständeversammlung gebracht werden. Im J. 1854 trat eine orthographische Conferenz zusammen zur Feststellung der Schreibweise bei schwankendem Gebrauch. Auf Grund dieser Berathungen veröffentlichte 1855 das Ober-Schulcollegium Regeln und Wörterverzeichniß für deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch für höhere Schulen, denen später eine modificirte Redaction für die übrigen Schulen folgte. Diese gab auch andern Staaten Anlaß zu ähnlichen Arbeiten. Das Jahr 1855 brachte auch für das Ober-Schulcollegium das Jubelfest seines 25jährigen Bestehens. Kohlrausch lieferte für die Zeitung einen Bericht über die Wirksamkeit dieser Behörde, der unter dem Titel „Das höhere Schulwesen des Königreichs Hannover seit seiner Organisation im Jahre 1830" auch besonders abgedruckt wurde. Der König hatte ihm bei dieser Gelegenheit das Commandeurkreuz des Guelfenordens verliehen. Bei seinem feinen Sinne, die Entwicklung der Individualitäten zu erforschen, hatte er bei der Beaufsichtigung der Schüler die Mannichfaltigkeit mehr begünstigt als recht war. Den städtischen Patronaten hatte er z. B. bei der Genehmigung des Lectionsplanes und der Conferenzbeschlüsse, bei der Beförderung der Lehrer, bei den Bestimmungen der Schulzucht, bei der Inspection des Unterrichts zu weit gehende Zugeständnisse gemacht, sodaß die preußische Regierung wegen der Ueberhebung und des Misbrauchs einzelner die Zügel straffer anzuziehen genöthigt war.[17]) Bei seinem Landesherrn und den oft wechselnden Ministern hat der loyale Mann stets in Gunst gestanden. So waren der Herzog von Cambridge, König Ernst August und König Georg ihm wohlgeneigt, der letztere schickte ihm an seinem achtzigsten Geburtstage 1859 die Ernennung zum General-Schuldirector und die Insignien des Commandeurkreuzes erster Klasse des Guelfenordens.

16) Die Protokolle erschienen in Hannover X und 47 S., 8.
17) Lahmeyer in Schmid's Encykl. III², S. 249.

Im J. 1837 nahm er an dem hundertjährigen Jubiläum der Georgia Augusta lebhaften Antheil. Die philosophische Facultät verlieh ihm honoris causa ihre Doctorwürde. Er war auch einer der ersten Unterzeichner der Statuten für die Philologen-Versammluug. Vor der ersten Versammlung warnte er Ranke, weil einer der Sieben die Statuten mitunterzeichnet hatte. Er wohnte jedoch 1840 der Versammlung in Gotha bei und betheiligte sich bei den Erörterungen über Rothert's Vortrag.[18]) Als die Versammlung 1864 in Hannover tagte, übergab er im Namen der königlichen Behörden ein Glückwunschschreiben und rief ihr auch ein persönliches Willkommen zu.[19]) Damals wurde auf meinen Antrag an ihn eine Adresse gerichtet und von ihm in herzlichster Weise erwidert.[20]) Selbst von den pädagogischen Verhandlungen blieb er damals nicht fern.

In Hannover machten ihm die Angelegenheiten der Polytechnischen Schule, in deren Verwaltungscommission er Vorsitzender war, durch disciplinarische Ausschreitungen der Schüler viel Mühe. Auch den übrigen Anstalten für Bildung der Handwerker und der höheren technischen Berufsarten hat er seine Fürsorge zugewendet. In dem Historischen Vereine für Niedersachsen hat er viele Jahre den Vorsitz geführt und diese Stellung erst aufgegeben, als anhaltende Kränklichkeit seine regelmäßige Theilnahme an den Sitzungen verhinderte.

Trotzdem hat er nicht blos die zahlreichen neuen Auflagen seiner älteren Schriften immer verbessert, sondern auch neue hinzugefügt. Auf Veranlassung von Perthes in Gotha übernahm er den Text zu den von Schneider gefertigten Bildnissen der deutschen Könige und Kaiser; das Werk erschien 1846 heftweise und erreichte das Zeitalter Maximilian's I., aber mit dem ersten Bande hörte das zu großartig angelegte Werk leider auf. Im J. 1860 widmete er aus Dankbarkeit und Liebe dem alten Freunde Karl Wilhelm Kortüm das für die Freunde und Verehrer des edeln Mannes bestimmte Lebensbild, nur über die Zurücksetzung, die derselbe unter der Reaction erfahren, schweigt er behutsam. Im J. 1855 behandelte er die Organisationsfrage der höheren Schulen auch theoretisch, denn er schrieb im December den Aufsatz: Auch zur Revision des Lehrplans der höheren Schulen und des Abiturienten-Prüfungsreglements mit Bezugnahme auf eine Abhandlung von Landferman in Mützell's Zeitschrift October 1855.[21]) Nur in einem Nachtrage gab er seine Meinung über zwei preußische Verfügungen vom Januar 1856, durch welche der Lehrplan modificirt und das Reglement für die Reifeprüfung abgeändert wurde. Er war in wichtigen Punkten wesentlich anderer Ansicht und hat deshalb noch in den „Erinnerungen" S. 400 einen Auszug unter der Aufschrift „Das System des gelehrten Unterrichts" gegeben.

Die Rücksicht auf seine Gesundheit nöthigte ihn zu

18) Verhandlungen S. 14. 19) Verhandlungen S. 23. 20) Verhandlungen S. 32. 65. 112. Kohlrausch hat in seinen „Erinnerungen" davon nichts sagen können, weil diese im Februar 1863 abgeschlossen sind. 21) In Mützell's Zeitschrift 1856, B. X, S. 209—258.

wiederholten Reisen nach Wiesbaden, Karlsbad hat er nur einmal besucht. Auch daheim war er oft auf längere Zeit an das Zimmer oder auch an das Bett gefesselt. Reisen waren ihm stets willkommen und er hat sie oft gemacht. In seiner Familie hat er viel Freude, aber auch manches schwere Leid erlebt. Im März 1857 wurde die Goldene Hochzeit gefeiert, aber bereits am 8. Sept. erlag die 76jährige Frau einem Choleraanfalle. Schon am 9. März 1858, nachdem er nur eine sehr kurze Wirksamkeit in Erlangen entfaltet hatte, starb der älteste Sohn, der zweite hatte sich dem ärztlichen Berufe gewidmet, der dritte war Gymnasiallehrer geworden. Der Töchter waren vier. Ueber die Hochzeiten, welche diese Kinder in seine Familie brachten, berichtet er in den „Erinnerungen". Die mit dem Alter verbundenen Hemmungen und Beschwerden wurden ihm nicht erspart. Seine Bewegung wurde langsamer, die Sinne stumpfer und besonders das Gehör immer schwächer; gleichwol rechnete er sich in seiner Zufriedenheit und Ergebenheit zu den Glücklichen auf dieser Erde. Aber der welfisch Gesinnte hat noch erlebt, daß sein Heimatland durch Gesetz vom 20. Sept. 1866 mit dem preußischen Staate verbunden wurde, denn erst am 30. Jan. 1867 ist er in seinem 87. Lebensjahre gestorben. So erlebte er nicht mehr die Auflösung des Ober-Schulcollegiums, das mit dem 1. Oct. d. J. in ein preußisches Provinzial-Schulcollegium verwandelt wurde.

Hauptquellen sind Kohlrausch' „Erinnerungen aus meinem Leben" (Hannover 1863)) mit einem guten Bildnisse des Verfassers, aber auch mit mancherlei Fehlern, besonders in Namen. Dazu Schmalfuß, Nekrolog auf F. Kohlrausch (Hannover 1867). Das Gedenkbuch von G. Freytag „Wolf Graf Baudissin" 1880 war mir nicht zugänglich. Hettner, Klein. Schr. S. 121, gedenkt des Verhältnisses zu Kohlrausch flüchtig. Kümmel, in der Allgemeinen Deutschen Biographie XVI, S. 450, hat wol nur die Erinnerungen benutzt. *(F. A. Eckstein.)*

KOHLRAUSCH (Rudolf Hermann Arndt), deutscher Physiker, Sohn des vorigen, ward am 6. Nov. 1809 zu Göttingen geboren, besuchte das dortige Gymnasium, studirte an der dortigen Universität und widmete sich hierauf dem mathematisch-physikalischen Lehrfache, und zwar bekleidete er folgeweise die Lehrerstelle für Mathematik und Physik von 1833 an der nachmals aufgehobenen Ritterakademie zu Lüneburg, von 1835—1849 am Gymnasium zu Rinteln, von da an der Polytechnischen Schule zu Kassel und von 1851 am Gymnasium zu Marburg; daneben war er von 1853 an zugleich außerordentlicher Professor an der dortigen Universität. Im J. 1857, ein Jahr vor seinem Tode, ward der schon seit einiger Zeit kränkliche Kohlrausch als ordentlicher Professor der Physik an die Universität Erlangen berufen. Dort starb er am 9. März 1858. Seine Arbeiten und Untersuchungen bewegten sich mit geringer Ausnahme auf dem Gebiete der Elektricität. Zu diesen Ausnahmen gehört vor allen Dingen seine philosophische Doctordissertation „De avium saccorum aëriorum utilitate" (1832) und eine Programmabhandlung über Treviranus' Ansichten vom deutlichen Sehen in verschiedenen Entfernungen (Rinteln 1836). Seine sämmtlichen übrigen Arbeiten fanden Aufnahme in Poggendorff's Annalen der Physik. Es sind der Reihe nach folgende: Ueber das Dellmann'sche Elektrometer (Poggendorff's Annalen LXXII, 1847 und LXXIV, 1848). Ueber die Verbindung des Condensators mit diesem Elektrometer (Ebenda LXXV, 1848). Ueber die Proportionalität der elektromotorischen Kraft mit der elektroskopischen Spannung an den Polen (Ebenda, derselbe Band). Ueber die elektroskopischen Eigenschaften der geschlossenen galvanischen Kette (Ebenda LXXVIII, 1849). Ueber den Ursprung der elektromotorischen Kraft der Daniell'schen Kette (Ebenda LXXIX, 1850). Versuch zur numerischen Bestimmung der Stellung einiger Metalle in der Spannungsreihe (Ebenda LXXXII, 1851). Zur Erklärung der elektromotorischen Kraft der Grove'schen Kette (Ebenda, derselbe Band). Ueber die elektrischen Differenzen und Faraday's Schwefelkaliumkette (LXXXVIII, 1853). Das Sinuselektrometer (Ebenda, derselbe Band). Theorie des elektrischen Rückstandes in der Leidener Flasche (Ebenda XCI, 1854). Ueber die elektrischen Vorgänge bei der Elektrolyse (Ebenda XCVII, 1856). Ueber Regnault's Bestimmungen des specifischen Gewichtes der Luft und des Wassers (Ebenda XLVIII, 1856). Praktische Regeln zur genauen Bestimmung des specifischen Gewichtes (Schriften der Naturforschenden Gesellschaft zu Marburg 1856). — Mit Wilhelm Weber veröffentlichte er: Elektrodynamische Maßbestimmungen u.s.w., in den Abhandlungen der Königlich-Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (V, 1856). Ein Auszug hieraus befindet sich in Poggendorff's Annalen (XCIX, 1857). *(H. A. Weiske.)*

KOHREN, Städtchen im Königreiche Sachsen, Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Borna, am Thale des zwischen Kohren und Frohburg in die Wyhra (ein Seitengewässer der Pleiße), mündenden Rathebaches gelegen; die Einwohner (1880: 1038) treiben außer Feldbau hauptsächlich Töpferei. Die Hauptmerkwürdigkeit Kohrens bilden die Ueberreste der alten Burg, zwei mächtige auf einem vorspringenden Bergrücken 43 Meter voneinander entfernt stehende Thürme mit 4 Meter dicken Mauern, die einst durch einen Zwischenbau verbunden gewesen sind. Die ursprünglich im romanischen Stile gebaute und dem heil. Gangloff geweihte Kirche stammt in ihren ältesten Theilen aus dem 13. Jahrh., hat aber mehrere Umgestaltungen, die durchgreifendste 1517, erfahren. Eingepfarrt in dieselbe sind Sahlis, Terpitz, Walditz, Linda und Meusdorf; Tochterkirche ist Jahnshain. Collator ist die Rittergutsherrschaft zu Sahlis.

Kohren, urkundlich Choryn, Chorun, war wahrscheinlich in der Schenkung inbegriffen, welche Kaiser Otto II. im J. 974 dem Bisthume Merseburg mit der Stadt Zuengouua (Zwenkau) und den Waldungen im Gau Chutizi, Ausläufern des großen Miriquidwaldes, machte [1]) und die bei Aufhebung des Stifts im J. 987

1) Codex dipl. Saxon. reg. I, 1, 19.

an das Erzbisthum Magdeburg, zehn Jahre später aber durch Tausch an Kaiser Otto III. überging, der wiederum diese Waldungen an den Markgrafen Ekkehard I. von Meißen abtrat.[2]) Nach Wiederherstellung des Bisthums Merseburg sprach zwar Kaiser Heinrich II. um 1005 demselben auch dieses Besitzthum wieder zu, dennoch aber versuchten Ekkehard's I. Söhne, Markgraf Hermann und Ekkehard, nachdem ein von ihnen gestellter Tauschantrag erfolglos geblieben und trotzdem daß ihre Rechtsansprüche zu Magdeburg in Gegenwart des Kaisers ausdrücklich zurückgewiesen worden waren, die Waldung sich mit Gewalt anzueignen, indem sie ohne Rücksicht auf die Klagen des Bischofs Thietmar zwei hohe Gehege zum Wildfang darin aufrichten ließen. Als nun Ostern 1018 herankam, entschloß sich Bischof Thietmar, angelockt durch das schöne Wetter und die Wegsamkeit der Straßen und zumal er diese Gegend seines Sprengels noch nie besucht hatte, die Sache an Ort und Stelle sorgfältig zu untersuchen. Am 2. Mai, einem Freitage, langte er auf seinem Hofe Kohren an und reichte dort der zusammenströmenden Gemeinde das heilige Mahl; als er aber die Netze am Wege stehen sah, ließ er sie zerhauen und belegte darauf von Rochlitz aus die unrechtmäßige Benutzung des Forstes mit der Strafe des Bannes. Nach Kohren zurückgekehrt hörte er, daß Ekkehard's Mannen die Seinen bedrohten, indessen versprach dessen Bruder, der Kanzler Gunter, der gerade bei Thietmar übernachtete, seine Vermittelung. Die markgräflichen Brüder gelobten Frieden, doch hinderte dies nicht, daß ihre Lehensleute sechs von des Bischofs Leuten mishandelten und ihre Wohnungen zerstörten.[3]) Später erscheint Kohren als ein markgräflich meißnisches Lehen im Besitze der Herren von Chorun. Im J. 1190 ist Heinrich von Chorun[4]) als Zeuge gegenwärtig bei Bestätigung des Verkaufs von Markranstädt an das Kloster Zelle, zehn Jahre später auf dem Landtage zu Colmen, 1206 zu Dresden als Zeuge bei der Entscheidung einer Irrung zwischen dem Bischofe von Meißen und dem Burggrafen Heinrich von Dohna, 1214 bei einer gleichen über die Zehnten im Burgwart Gozne zwischen dem Domkapitel und Arnold von Mildenstein. Auch gehörte er zu denen, welche das von Kaiser Otto IV. mit Markgraf Dietrich dem Bedrängten zu Frankfurt geschlossene Bündniß beschworen und war unter des letztern Gefolge, als der Kaiser am 14. April 1213 das von demselben gestiftete Thomaskloster zu Leipzig bestätigte. Zuletzt wird er 1220 als Zeuge erwähnt in der Bestätigungsurkunde des Markgrafen Dietrich über die Schenkung, welche Günther von Rochsburg dem Kloster Buch mit dem Dorfe Hohenkirchen gemacht hatte. Die Angabe des G. Fabricius[5]), im J. 1020 (etwa 1220?) hätten Markgraf Dietrich und Bischof Dietrich von Meißen das Schloß Kohren zerstört und bei Acht und Bann seine Wiederaufbauung verboten, ist ganz verworren; sie läßt sich aber vielleicht auf eine Theilnahme der Herren von Chorun an der Fehde des osterländischen Adels gegen Markgraf Dietrich deuten. Der letzte aus diesem Geschlechte, welcher erwähnt wird, ist Thimo von Chorun, der 1303 in einem Kaufbriefe des Klosters Buch vorkommt. Nachdem Kohren den Markgrafen von Meißen heimgefallen war, setzten diese Burgmänner daselbst ein. Ein solcher Burgmann von Kohren war Friedrich von Schönburg, wahrscheinlich derselbe, der 1358 als Besitzer von Crimitzschau starb und 1355 an der Fehde anderer Edelleute gegen Markgraf Friedrich den Strengen betheiligt war; vielleicht zur Strafe dafür wurde ihm das Burglehen von Kohren entzogen und dem Burggrafen Otto II. von Leisnig verliehen; dieser aber verzichtete darauf in dem Vertrage, welcher 1357 die Fehde zwischen Friedrich dem Strengen und dem Vogte Heinrich von Plauen beendigte, zu Gunsten des letztern, seines Schwiegersohnes. Als im J. 1382 Landgraf Balthasar und Markgraf Wilhelm I. die wettinischen Lande mit ihren Neffen, Friedrich's des Strengen Söhnen, theilten, fiel Kohren den letztern zu und sie belehnten am 25. Juli 1388 ihre Vettern Konrad und Dangwart von Harburg und, wenn diese ohne rechte Leibeserben stürben, Günthern von Konriz, Burgmann zu Kohren, mit dem im Dorfe Sahlis gelegenen Vorwerke; dies ist das erste mal, daß Sahlis als Ritterlehen erwähnt wird. Beim Erlöschen der Vögte von Plauen kam Schloß Kohren lehensweise an Hans von Lanse; unter ihm wurde 1398 Syverd von Schönefeld Burgmann zu Kohren und erhielt für die Vertheidigung des Schlosses: Acker, soviel mit einem Pfluge bestellt werden kann, Holz und Wiesen, 2 Schock 12 Groschen freiberger Münze jährliche Zinsen, zwei Pfund Wachs, zwei Teiche und die Lehen über die Kapelle bei der Pfarrkirche zu Kohren mit 1 Schock 19 Groschen zu Sahlis und 4 Groschen daselbst jährliche Zinsen und einem Teiche zu Sahlis. Als Hans von Lanse 1428 ohne Leibeserben starb, verkauften die Herzoge Friedrich II. und Sigismund, denen Kohren nach der Erbeinigung von 1410 gehörte, das Schloß Kohren mit allem Zubehör Sonnabend St.-Elisabeth 1429 an Melchior von Meckau, der damit zugleich mit seinem Bruder Balthasar beliehen wurde. Beider Vater besaß schon vorher Grundstücke bei Kohren, u. a. das Vorwerk Lindischberg, die seine Witwe Margaretha zum Leibgedinge erhielt; 1448 wurden Melchior's Sohn und der Balthasar's, Helfreich von Meckau, von Burggraf Otto III. von Leisnig mit allen Gütern belehnt, welche ihre Väter von ihm zu Lehen gehabt hatten. Helfreich heirathete seine verwitwete Tante Elisabeth, deren Leibgedinge in einigen Gütern bei Altenburg bestand, und nachdem er diese durch ein unbekanntes Verbrechen verwirkt hatte, erhielt Georg von Meckau auf Fürbitte seines Oheims, des kurfürstlichen Obermarschalls, Hildebrand's von Einsiedel auf Gnandstein, Sonntag nach St.-Martinstag 1450 die Anwartschaft darauf für den Fall von seiner Mutter Elisabeth Tod. Im J. 1451 verkauften letztere und ihr Gemahl das Vorwerk Sahlis an ihren Sohn Georg von Meckau; nach dessen Tode aber im J. 1454 fielen alle Güter desselben auf

---

2) Ibid. 48 a. 997, 20. Aug. 3) Thietmar III, 10. SS. III, 867. 4) Wenn dieser nicht auf das in der Nähe von Nossen bei Rüsseina gelegene Dorf Choren zu beziehen ist. Beyer, Alt-Zelle S. 288. 5) Suppl. Chron. Misn. ad a. 1020.

Grund einer von Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen Montag nach Allerheiligen 1453 erhaltenen Eventualbelehnung an Hildebrand von Einsiedel, der auch noch einige andere Vorwerke in der Nachbarschaft dazukaufte und alle diese Besitzungen 1455 zu einem Gute, dem jetzigen Rittergute Sahlis, vereinigte. Im folgenden Jahre kaufte er Zinsen zu Meusdorf für 100 neue Schock vom Kapitel der St.-Georgskirche auf dem Schlosse zu Altenburg und tauschte von demselben gegen Zinsen in altenburgischen Dörfern andere zu Jahnshain, Meusdorf und Bocka ein. Die Ansprüche, welche 1458 nach Helfreich's von Meckau Tode dessen Söhne Melchior, Balthasar und Kaspar auf Kohren erhoben, beseitigte er in einem zu Grimma geschlossenen Vergleiche durch Zahlung einer Abfindung von 400 alten Schock. Nachdem er bereits 1455 das Kirchlehen und die Erbgerichte zu Flemmingen von Hans von Kauffungen an sich gebracht, kaufte er 1459 noch 1 Schock 10 Groschen jährliche Zinsen ebendaselbst und zu Frommsdorf von Hans von Zehmen zu Imnitz dazu; in demselben Jahre erwarb er auch das Dorf Langenleuba-Oberhain. Hildebrand's von Einsiedel (gest. 1461) Schwester Elisabeth war mit Kunz von Kauffungen vermählt, woher es sich erklärt, daß dieser in einigen Kohren betreffenden Urkunden als Zeuge erscheint. Daß Kunz die Nacht vor dem Prinzenraube auf Schloß Kohren zugebracht, ist Sage. Das Burglehen zu Kohren besaßen bei Hildebrands Tode die beiden Brüder Heinrich und Wenzel von Rüdigsdorf, die dasselbe 1471 nebst einem Theile des Vorwerks Rüdigsdorf und Zinsen zu Neumörbitz, Schönbach, Meusdorf und Linda an Hildebrand's Sohn, Heinrich von Einsiedel, verkauften. Bei der Theilung, welche dessen Söhne 1534 vornahmen, kamen Kohren nebst Sahlis, Scharfenstein und Wolftitz an Heinrich Abraham von Einsiedel. Da dieser keine männlichen Erben hatte, fielen bei seinem Tode 1564 seine Güter an seines Bruders Heinrich Hildebrand fünf Söhne; das Schloß Kohren, welches bereits damals nicht mehr bewohnbar war und ausdrücklich als wüst bezeichnet wird, erhielt nebst Sahlis der älteste, Heinrich IV., dessen Sohn Georg Heinrich das 1596 durch eine Feuersbrunst in Asche gelegte Rittergut Sahlis 1602 an Wolf Löser auf Brandis für 60,000 Fl. zu veräußern sich gezwungen sah. Diese Familie besaß daher auch Kohren während des Dreißigjährigen Kriegs, der auch über diese Gegend schreckliche Verheerungen brachte. Am Michaelistage 1632 wurde es durch Holke's Kroaten in Brand gesteckt und was diese übriggelassen hatten, raubten abwechselnd die Schweden und die Kaiserlichen 1641 fg. In dieser Noth bildete Hans Löser aus seinen waffenfähigen Unterthanen eine 203 Köpfe starke bewaffnete Schutzwachmannschaft und gab ihnen in der sogenannten alten Schloßordnung eine Anweisung zur Selbstvertheidigung. Unter Kurt Löser wurden am 12. Juli 1656 die Innungsartikel der Schneider, Schuhmacher, Fleischhauer, Böttcher und Tischler zu Kohren bestätigt, wurde auch mit Erbauung des jetzigen Dorfes Sahlis an Stelle des abgebrochenen alten, sowie mit der der Häuser am alten Schlosse und im sogenannten Baumgarten zu Kohren der Anfang gemacht. Von den Löser kaufte das Gut 1700 Joh. Friedr. von Eckhardt, hannoverscher Kammer- und Bergrath, veräußerte es aber schon 1720 wieder an Kurt Abraham von Einsiedel auf Gnandstein gegen 22,300 Thaler baar und die beiden Güter Döllnitz und Burg im Saalkreise. Nachdem er und sein Sohn, Hans Abraham, einzelne Stücke davon verkauft hatten, überließ letzterer am 4. Mai 1754 das ganze Gut für 69,000 Thaler dem Kammerrathe Georg Leberecht Crusius, der 1778 auch das Lindenvorwerk von den Brüdern Eckhardt zurückkaufte und auf die Verschönerung seines Besitzthums große Summen verwendete. Nach seinem am 21. Oct. 1805 erfolgten Tode erbte dasselbe sein Sohn Siegfried Leberecht, Buchhändler zu Leipzig, der 1810 das Rittergut Rüdigsdorf dazukaufte und beides 1824 seinem einzigen Sohne, Dr. Heinr. Wilh. Leb. Crusius, hinterließ. Durch diesen, einen Mann von bedeutender Intelligenz und großem Gemeinsinn, sind diese Güter zu wahren Musterwirthschaften erhoben worden.

Wann das östlich von der Burg gelegene Städtchen Kohren gegründet worden, läßt sich nicht ermitteln; gewiß ist, daß es im J. 1453 mit dem Stadtrechte begnadigt war. Um sein Emporkommen zu fördern, wirkte ihm Hildebrand von Einsiedel 1456 vom Kurfürsten Friedrich II. das Recht aus, einen Wochenmarkt zu halten, sowie die Bestätigung des Rechts, Bier zu brauen und sowol im ganzen und einzelnen zu verkaufen. Bis zur Einführung der Städteordnung im J. 1834 fand in Kohren die besondere Einrichtung statt, daß das Bürgerrecht nur auf 26 Häusern ruhte. Einige Bürger besitzen Grundstücke in der wüsten Mark Eckertsberg. Eine Kirche hat Kohren schon im J. 1266 gehabt, da unter den Zeugen einer Schenkung Markgraf Heinrich's des Erlauchten an die Katharinenkirche zu Geithain sich auch der Pleban Heraldus zu Kohren befindet. Das Hospital, 1537 bestätigt, ist eine Stiftung derer von Einsiedel.[6]) Valentin König, der bekannte Verfasser der Adelshistorie, war Stadtschreiber zu Kohren. *(Th. Flathe.)*

KOJETEIN, eine Stadt in Mähren, an der March, in einer Meereshöhe von 200 Meter, 49° 21′ nördl. Br. und 34° 58′ östlich von Ferro gelegen, hat 4888 Einwohner (darunter über 700 Israeliten) mit böhmischer Umgangssprache, ist der Sitz eines Bezirksgerichtes und gehört zum politischen Bezirk Prerau. Kojetein ist eine Station der Mährisch-Schlesischen Nordbahn. Von industriellen Unternehmungen daselbst sind die bedeutendsten eine Brauerei, eine Zuckerfabrik und eine landwirthschaftliche Actien-Mälzerei. Kojetein ist ein Hauptabsatzort für die Gerste und den Weizen der Hanna und seine Getreidemärkte sind von hervorragender Bedeutung.

Der olmützer Herzog Otto soll bereits im J. 1059 die Pfarre in Kojetein gestiftet, die Kirche daselbst nebst einem festen Schlosse erbaut und den Ort vergrößert haben; doch steht nur fest, daß Kojetein unter dem Namen „Ko-

6) Scheubner in Sachsens Kirchengalerie X, 65 fg.

jate“ als Dorf urkundlich im J. 1059 vorkommt. Im 13. Jahrh. wurde Kojetein von dem Landesfürsten an das prager Erzbisthum geschenkt. Im J. 1280 wird Kojetein urkundlich als Stadt erwähnt. Im J. 1406 erneuerte der prager Erzbischof der Stadt ihre durch Feuersbrünste vernichteten Privilegien. In den Hussitenkriegen wurde Kojetein im J. 1423 von den Hussiten erobert, geplündert und niedergebrannt, wobei mehr als 1000 Einwohner im Flusse Rusawa ertränkt worden sein sollen. Zur Hebung ihres Wohlstandes verlieh König Georg der Stadt im J. 1459 zwei Jahrmärkte. Im Dreißigjährigen Kriege war in Kojetein einige Wochen hindurch im J. 1643 das Hauptquartier des kaiserlichen Heeres unter Graf Matthias von Gallas. *(Ferd. Grassauer.)*

KOJUNLU ist im Türkischen ein von dem Worte Kojun, der Hammel, gebildetes Beiwort, welches im Deutschen eines Aequivalents entbehrend mittels einer Präpositional-Umschreibung wiedergegeben werden muß. Mit den Wörtern kara, schwarz und ak, weiß zusammengesetzt, bezeichnet es zwei verwandte turkomanische Stämme, welche, von der großen, unter den centralasiatischen Steppenbewohnern durch Dschingis-Khan angeregten Bewegung fortgerissen, Ende des 13. Jahrh., während der Regierung des Argun-Khan, eines Enkels Hulaku's, nach den islamitischen Culturländern auswanderten, um sich neue Wohnsitze zu suchen. Zu wechselseitiger Unterscheidung führten dieselben einen schwarzen und einen weißen Hammel in der Standarte, und diese Embleme ergaben ihre Benennung, welche so allgemein wurde, daß ihr eigentlicher, wahrscheinlich gemeinschaftlicher Stammesname darüber in Vergessenheit gerieth. Die vom Schwarzen Hammel, karakojunlu, unterwarfen sich die Quellgegend des Halys und Hoch-Kappadocien; die vom Weißen Hammel, akkojunlu, die Gegend von Diarbekr und Süd-Armenien. Ein Jahrhundert lang scheinen sie je an den Weideplätzen ihrer Länder und den Tributzahlungen der alten Bewohner derselben ihr Genüge gefunden zu haben; unstreitig aber mehrten sie sich an Zahl und Reichthum und behielten unter erblichen Stammeshäuptern ihre alte kriegerische Tüchtigkeit bei.

In die Geschichte sehen wir zunächst die Dynastie vom Schwarzen Hammel eintreten. Dieselbe hatte in nicht genau festzustellender Zeit das südöstliche Armenien und die benachbarten Districte Aserbeidschâns gewonnen und residirte in der Stadt und Festung Wan am Ostufer des gleichnamigen Sees. Der erste bekannte Herrscher, Beg war damals noch der Titel, hieß Mohammed (bei Malcolm, Hist. of Persia, Kara-Mohammed) und war ein Zeitgenosse Timur's, welcher im J. 1388 seine Hauptstadt Wan erstürmen und ausplündern ließ. Der Machtentwickelung des Staats scheint dies wenig Abbruch gethan zu haben, denn Mohammed's Sohn, Kara Jussuf, wird von den Historikern bereits einfach als der Gebieter von Aserbeidschân bezeichnet. Dieser letztere zog sich, wie es scheint, durch seine Bemühungen, eine Coalition wider den mächtigen Tatarenkaiser zu Stande zu bringen, aber auch dadurch, daß er einen Feldherrn desselben, Otlamusch, Commandanten der Burg von Awenik, aufgegriffen und dem Mamlukensultan Berkûk von Aegypten übergeben hatte, die tödlichste Feindschaft Timur's zu. Als nun Timur im J. 1399 von seiner glorreichen Expedition nach Hindostan zurückkehrte, fühlte Kara Jussuf sich in seinem Lande nicht mehr sicher, sondern flüchtete mit seinem Schicksalsgenossen, dem Sultan Ahmed Tschelair, letztem Il-Khan von Bagdad, nach Aegypten, woselbst der Sultan Berkûk wol beide gastlich aufnahm, jedoch Bedenken fand, sich von ihnen zum Kriege wider Timur fortreißen zu lassen. Das Vergebliche ihrer desfallsigen Bemühungen einsehend, verließen die beiden Fürsten nach längerm Verweilen Aegypten und begaben sich an den Hof des türkischen Sultans Bajasid I. Jyldyrym, welchem sie zuerst von den feindseligen Absichten Timur's auch gegen ihn Nachricht brachten. Timur hatte noch in dem Jahre 1399, um Bajasid zu schrecken und zugleich eine Beleidigung an ihm zu rächen, die türkische Stadt Siwas (Sebaste) in Kappadocien zerstört, hatte sich dann aber südwärts wider die syrischen Länder des ägyptischen Sultans gewandt, die Armeen desselben geschlagen, Aleppo, Damascus und andere Städte geplündert und verheert, war dann nach dem Irak gezogen, um sich Bagdad zu unterwerfen, und erschien nunmehr, gegen jede Diversion gesichert, an der Ostgrenze der osmanischen Monarchie. Entehrende Friedensbedingungen, welche er dem Sultan Bajasid bot, unter denen die Auslieferung Kara Jussuf's als eines „Straßenräubers, der sogar die Mekka-Pilger ausgeplündert“, eine der vornehmlichsten war, wurden verworfen, Timur rückte mit gewaltiger Heeresmacht in Anatolien ein und traf bei Angora auf den Sultan, welcher eine furchtbare Niederlage erlitt und selber gefangen wurde. Kara Jussuf, im Gefolge Bajasid's gegen den gemeinsamen Feind ausgezogen, hatte sich mit dem ältesten Sohne desselben nach Brussa geflüchtet, von wo er, als die Tataren nachrückten, nach Cäsarea entkam. In dieser Stadt, welche — so scheint es — von den Tataren unbehelligt blieb, fand er ein sicheres Asyl, bis Timur's Tod im J. 1407 ihm die Rückkehr in seine Staaten gestattete. Allerdings hatte Timur das Land Aserbeidschân seinem Sohne Mirân-Schah vermacht; jedoch scheint dieser nicht einmal einen Versuch gemacht zu haben, sich gegen Kara Jussuf zu behaupten, welcher nunmehr in Tabris seine Residenz nahm und seine Herrschaft noch über Bagdad ausdehnte, nachdem er den Ilkhan Ahmed Tschelair, seinen ehemaligen Genossen, besiegt, gefangen genommen und eigenhändig ermordet hatte. Er starb im J. 1420, als er eben einen Feldzug wider Schah-Rokh, einen der Söhne Timur's, vorbereitete. Sein Sohn und Nachfolger, Iskender, erbte auch diesen Krieg, welcher für ihn unglücklich ausfiel, indem sein jüngerer Bruder, Dschihân-Schah, sich auf die Seite des Feindes stellte; beim Friedensschluß nöthigte ihn Schah-Rokh, die Hauptstadt Aserbeidschâns, Tabris, seinem Bruder abzutreten, worauf er, wie es scheint, seine Residenz wieder nach Wan verlegte. Nun empörten sich aber seine Söhne gegen ihn und bekriegten ihn, unterstützt von ihrem Oheim Dschihân-Schah, bis er erlag und umgebracht wurde. Dschihân-Schah bemächtigte sich

darauf der Krone und herrschte in Georgien, Armenien, Aserbeidschân, Fars, Kerman und einem Theile des Irak. Doch auch gegen ihn empörten sich seine Söhne, welche er in Tabris und in Bagdad als Statthalter eingesetzt hatte (1464), und kaum hatte er dieselben zur Unterwerfung gezwungen, als er, von dem Haupte der Akkojunlu-Dynastie, Usûn Hassan, angegriffen, in einem Gefechte fiel. Sein Sohn und Nachfolger, Hassan Ali, bemühte sich vergeblich, sich gegen diesen neuen Gegner zu behaupten, welcher ihn gefangen nahm und hinrichten ließ, um sodann das ganze Geschlecht auszurotten.

Die Nachrichten über die Dynastie vom Weißen Hammel, Ak-Kojunlu, gehen weiter zurück, jedoch beschränken sie sich im Beginn auf die Namen zweier Stammeshäupter, von deren Thaten wir nichts erfahren, nämlich des Ala-ed-Dîn Tur Ali Beg, der um 1290 blühte, und seines Sohnes, Fakhr ed-Dîn Kotli Beg, um 1330. Wahrscheinlich ein Enkel des letzteren war Kara Iuluk Osman Beg, ein Zeitgenosse Timur's und Kara Jussuf's, mit letzterm verfeindet und deshalb ein Anhänger des erstern, den er politisch und militärisch unterstützte. Osman residirte, wie wol auch seine Vorgänger, zu Diarbekr im nördlichen Mesopotamien; zu seinen früheren Besitzungen erwarb er durch Timur's Gunst die wichtige Festung Mardin, einen Theil von Aserbeidschân u. a. m. Darüber aber gerieth er nach Timur's Tode in Krieg mit den Kara-Kojunlu und fiel vor Erserûm im Kampfe gegen Iskender, den Sohn des Kara Jussuf. — Auf Kara Iuluk Osman folgte sein Sohn Hassan. Gegen diesen empörten sich aber seine Neffen Dschihângîr und Usûn-Hassan,*) die Söhne eines früh verstorbenen Sohnes Kara Iuluk's, besiegten ihn und brachten ihn sammt allen seinen Familiengliedern um. Auch Dschihângîr, der ältere der beiden Neffen, welcher nunmehr den Thron bestieg, hatte eine unglückliche Regierung, denn alsbald erhob sein Bruder Usûn Hassan Ansprüche auf eine autonome Theilherrschaft und machte sich durch List zum Herrn der Hauptstadt Diarbekr, von welcher aus er Deweli-Hissar, ein Schloß am Südostfuße des Ardschisch Daghy, und einen Theil von Ost-Anatolien eroberte. Dschihângîr starb 1467 und nunmehr wurde Usûn Hassan Alleinherrscher der Ak-Kojunlu.

Wie, den geographischen Erfordernissen ihrer Gebiete entsprechend, zur Zeit Timur's die Kara-Kojunlu Feinde der Tataren und Freunde der Osmanen gewesen waren, so die Ak-Kojunlu umgekehrt. Galt es doch für diese letztern, sich gegenüber der schon von Brussa aus gewaltig aufstrebenden Macht der Pforte zu behaupten, ein Ziel, das nur durch die Verbindung aller bedrohten Dynastien Kleinasiens und der benachbarten Ostländer zu erreichen schien. Besonders innig waren die Beziehungen zu den Karamaniern und zu den christlichen Kaisern von Trapezunt. Schon Kara Iuluk war mit einer kaiserlichen Komnenin vermählt gewesen, und ebenso waren die Gemahlin des Usûn Hassan sowie wahrscheinlich seine Mutter trapezuntische Prinzessinnen. Mit Deweli-Hissar war der Grund zu einer Gebietserwerbung gelegt, durch welche rechts das trapezuntische Gebiet mit dem karamanischen links in Verbindung gesetzt wurde und die Flut der osmanischen Eroberungen wirksam eingedämmt schien. Schwerlich würde auch die Pforte sich diese Beleidigung haben gefallen lassen, wenn nicht in Europa, wo ihr Joh. Hunyadi gegenüberstand, noch wichtigere Interessen auf dem Spiele gewesen wären, welche ihre kriegerische Thätigkeit ganz in Anspruch nahmen. Nachdem Murad's II. gewaltiger Sohn, Mohammed II., im J. 1454 Konstantinopel genommen, wurde auch dies anders. Es galt nunmehr, auch im Osten die durch Timur gestörten großen Pläne des Hauses Osman wieder aufzunehmen, und zu diesem Zwecke mußte der am wenigsten widerstandsfähige der noch bestehenden anatolischen Staaten, das Kaiserthum Trapezunt, fallen. Auf seinem Zuge dahin im J. 1461 wandte sich Mohammed zunächst gegen Usûn Hassan, den er zu einem Separatfrieden unter Preisgebung seines Schwagers, des Kaisers David des Komnenen, nöthigte, worauf die Eroberung Trapezunts leicht von statten ging. Um so mehr war Usûn Hassan nunmehr bedacht, sich in Karamanien einen sichern Rückhalt zu schaffen. Im J. 1463 war der Fürst dieses Landes Ibrahim Beg, ein Schwager Mohammed's II., gestorben und hatte mehrere Söhne hinterlassen, unter denen Ishâk Beg, als nicht der osmanischen Prinzessin entstammend — er war der Sohn einer Sklavin — im Volke der beliebteste war. Usûn Hassan unterstützte denselben wider den ältesten seiner Halbbrüder, Pîr Ahmed, den Neffen Mohammed's II. und eroberte für ihn das ganze väterliche Gebiet. Nun trat aber Mohammed für Pîr Ahmed ein; Ishâk wurde nach Cilicien zurückgeworfen und sein Bruder zum Herrn des Landes nördlich vom Taurus gemacht, wofür er allerdings dem Oheim durch Abtretung wichtiger Festungen seine Erkenntlichkeit bezeigen mußte. Im J. 1466 erschien Ishâk Beg wieder in dem Hochlande und veranlaßte dadurch einen abermaligen Krieg mit der Pforte, welcher, da auch die Neffen des Sultans sich für sie unzuverlässig gezeigt hatten, mit der Einverleibung der ganzen Herrschaft bis auf einige cilicische Festungen endigte. Ishâk Beg flüchtete zu Usûn Hassan und starb bald darauf. Die Interessenverwandtschaft führte diesen darauf mit den Halbbrüdern Ishâk's zusammen, welche das Land wider die Osmanen aufzuwiegeln und sich so wieder in den Besitz des väterlichen Erbes zu setzen suchten. Der Sultan sandte deshalb im J. 1471 den Wesir Kedük Ahmed Pascha in die cilicischen Küstenländer, um das Gebirge von allen Seiten zu fassen und so jeden Widerstand zu brechen. Demselben gelang es auch, sich der bedeutendsten Festungen, Alaje und Selefka (Seleucia), zu bemächtigen; an der Vollendung seiner Aufgabe aber hinderte ihn das Vorrücken Usûn Hassan's, wodurch er sich zum Rückzug aus Cilicien genöthigt sah. Unterdessen waren die Vortruppen Hassan's unter dessen Neffen Jusufdsche-Mirsa, bei welchem sich Pîr Ahmed Beg und

*) D. i. der lange Hassan; wahrscheinlich führte er den seiner Leibesstatur entnommenen Beinamen ursprünglich im Gegensatze zu seinem Oheim Hassan. Die arabischen Autoren nennen ihn Hassan ettawîl, was dasselbe bedeutet.

sein Bruder Kasim Beg befanden, bis nach Hamîd vorgedrungen, und obwol ihnen ein Sieg des Beglerbeg Daud Pascha ein Ziel steckte, so sah doch Mohammed II. den Angriff für hinreichend gefährlich an, um im J. 1473 in eigener Person an der Spitze eines Heeres von 100,000 Mann zu seiner Abwehr herbeizueilen. Diese Macht nöthigte den Usûn Hassan zur Vorsicht und er zog sich in eine feste Stellung in der Euphratgegend zurück. Als er aber, durch einen über die türkische Vorhut unter Khaß-Mahmûd-Pascha gewonnenen glänzenden Sieg muthig geworden, dennoch dem Sultan selber entgegenzutreten wagte, erlitt er auf dem Terdschân-Felde in der Nähe von Ersingjân eine vernichtende Niederlage, durch welche der Krieg mit einem Schlage beendigt wurde. Einer seiner Söhne, Seinil Beg, fiel; er selber entfloh mit Zurücklassung seines Lagers und seiner Schätze nach Tabris. Doch auch der Sultan scheint seinen Sieg theuer erkauft zu haben, wenigstens verfolgte er den Gegner nicht und ließ sich an der nächsten Frucht, der vollständigen Bewältigung Karamaniens, genügen. Von Usûn Hassan's Kriege wider Dschihân Schâh und seiner Ausrottung der Dynastie vom Schwarzen Hammel ist bereits oben die Rede gewesen. Von den Folgen dieses Ereignisses haben wir noch einiges nachzuholen. Unter den Ländern der Kara-Kojunlu, welche ihm damit zufielen, war das wichtigste Aserbeidschân, nach dessen Hauptstadt Tabris er, wie früher die Nachkommen Kara Jussuf's, seine Residenz verlegte. Timûr hatte das Land seinem Sohne Miranschâh bestimmt, und dessen Sohn Abu Said glaubte nach dem Falle der Kara-Kojunlu den Augenblick gekommen, wo er sich in den Besitz setzen könnte. Indessen fiel der Versuch übel aus; Usûn Hassan schlug und tödtete ihn. Mit dem Gebiete der Kara-Kojunlu hatte derselbe auch ihre Gegnerschaft gegen die Timuriden geerbt; so griff er denn seinerseits den Schah Hussein von Khorassan, einen Urenkel Timur's, an und stieß ihn vom Throne, auf welchen er Hussein's Vetter, Jâdkjâr Mohammed, erhob. Die Niederlage auf dem Terdschân-Felde überlebte er um 5 Jahre; diese Zeit war durch einen Aufstand seines Sohnes Oghurlu Mohammed getrübt, welcher, von den Truppen des Vaters geschlagen, zu dem Feinde dieses Mohammed II. flüchtete, später von Kleinasien aus, wo ihm der Sultan Wohnsitze angewiesen, wieder in Armenien einfiel und bis vor Tabris gelangte, bei welcher Stadt er 1476 seinen Tod fand. Usûn Hassan starb zu Tabris im J. 1478, und mit ihm schwand der ephemere Glanz seines die ganze moralische Verworfenheit des damaligen Islam widerspiegelnden Hauses. Ihm folgte sein Sohn Khalil. Gleich im folgenden Jahre empörte sich gegen diesen sein jüngerer Bruder Jakûb; bei Khoi (Selmas) kam es zur Schlacht, in welcher Khalil, geschlagen, den Tod fand. Jakûb regierte darauf 11 Jahre lang und hatte in dieser Zeit schon Kämpfe mit der Saffi-Dynastie von Schirwân zu bestehen, welche bald die Schah-Würde an sich reißen sollte. Er starb 1490 zusammen mit seinem jüngeren Bruder Jussuf an Gift, welches die gemeinschaftliche Mutter ihm allein bestimmt hatte. Damit war die erste Generation der Nachkommen Usûn Hassan's vom Schauplatze abgetreten und es folgten die nicht minder von blutigen Kriegen und Treubrüchen erfüllten Regierungen der Enkel. Nacheinander bestiegen Beisankor, Rustem, Ahmed (der Sohn Oghurlu Mohammed's, Schwiegersohn des Sultans Bajasîd II.), dann Murad, dann Elwend und zuletzt noch einmal Murad den Thron. Durch gegenseitige Kämpfe ebneten dieselben dem Ismail Schirwân Schah, dem Stifter der Saffiden-Dynastie, den Weg zur Regierung. Der letztere schlug den Elwend im J. 1499 bei Nakhitschewan und machte der Akko-Junlu-Herrschaft in Aserbeidschân ein Ende. Eine Weile hielt dann Murad sich noch in Bagdad, bis Ismail ihn auch von dort vertrieb. Er begab sich nunmehr nach Diarbekr, dem Stammsitze seines Hauses, und regierte daselbst noch 10 Jahre lang, bis Ismail ihn im J. 1514 auch dort aufsuchte und als den letzten Akko-Junlu tödtete.

(G. Rosen.)

Kokastrauch, s. Erythroxylon.

KOKEL oder KOCKEL, so heißt im Deutschen ein Zwillingsfluß Siebenbürgens, ungarisch wird er Küküllö, walachisch Tirnava genannt, beide Namen bedeuten so viel wie das deutsche Dornbach. Von den beiden Parallelflüssen heißt der südliche die Große Kokel, der nördliche die Kleine Kokel; sie entspringen im großen Trachytgebirge Siebenbürgens nicht weit voneinander, strömen anfangs in südwestlicher, dann mehr in westlicher Richtung, fast immer in gleicher Entfernung voneinander, schließlich wendet sich die Große Kokel nach Nordwesten, die Kleine aber nach Südosten, und so vereinigen sie sich bei Blasendorf, um dann vereint in westlicher Richtung dem Maroschflusse zuzuströmen, in welchen sie sich bei Mihálczfalva ergießen. Sie durchströmen das innere Becken Siebenbürgens fast in der Mitte, in beinahe gleichem Abstande von den Flüssen Alt und Marosch. Das Quellgebiet derselben ist ein rauhes, bewaldetes Gebirgsland, dessen mittlere Höhe über 1000 Meter beträgt; es ist von engen, tiefen Thälern durchschnitten, die fächerförmig in das Gebirgsmassiv eingesenkt sind; ungestüme Wildbäche brechen aus denselben hervor, die sich nach kurzem Laufe vereinigen. Die beiden Hauptthäler erweitern sich dann und gehören zu den schönsten, ergiebigsten und bevölkertsten Gebieten Siebenbürgens. Die mittlere Höhe derselben beträgt 320—350 Meter, blumige Wiesen und üppige Kornfelder breiten sich zwischen den zahlreichen Ortschaften aus. Sanft gerundete Bergzüge erheben sich zu beiden Seiten der Hauptthäler, die im Osten, wo sie sich an das trachytische Hargittagebirge anlehnen, ihre größte Höhe erreichen und nach Westen sich mehr und mehr erniedrigen. Die parallelen Bergzüge des innern Beckens von Siebenbürgen, welche die Thäler der Alt, der beiden Kokel, des Marosch und des Szamosch einrahmen und die betreffenden Flußgebiete voneinander scheiden, haben die charakteristische Gestaltung, wonach die südliche Abdachung derselben im allgemeinen viel kürzer und schroffer ist als die nördliche. Die Wasserscheide zieht daher in der Nähe des südlichen Fußes der Bergzüge. Diese Gestaltung finden wir na-

mentlich bei den Bergzügen, die das Thal der Großen Kokel von dem des Altflusses und die Thäler der beiden Kokel voneinander scheiden. Die nördliche Abdachung des Küküllöer Bergzuges ist meistens wohl angebaut, die Felder und Weingärten erstrecken sich fast bis zum Hauptkamm. Der viel steilere südliche Abhang dagegen ist größtentheils bewaldet, es wechseln Eichen- und Buchenbestände, nur die Seitenthäler sind bebaut, die westlicheren Gehänge sind auch mit Weingärten bedeckt. Beide Abhänge des Bergzuges sind von vielen Querthälern durchfurcht, die zum Theil ebenfalls sehr fruchtbar sind.

Die Große Kokel entspringt östlich von Parajd am Berge Küküllö-tömezö; sie fließt anfangs in südwestlicher Richtung, vereinigt sich mit mehrern Gebirgsbächen, wendet sich dann nach Osten, um den vom Ostoros-Berge herabrauschenden Sikaszó aufzunehmen, schlägt dann die Richtung des letztern Flusses ein und behält fernerhin im ganzen diese südwestliche Richtung bei. Schon bei Udvarhely ist sie zu einem bedeutenden Flusse angeschwollen; es ergießen sich aber in dieselbe weiter abwärts von beiden Seiten viele Bäche und kleinere Flüsse, die längsten und wasserreichsten münden von Süden, links in dieselbe. Die bedeutendsten der linksseitigen Zuflüsse sind: der Keißder, Köpischer, Birthälmer und Weißbach. Székely-Udvarhely, Székely-Keresztúr, Schäßburg, Mediasch und Blasendorf (Balázsfalva) sind die wichtigsten Ortschaften, welche an der Großen Kokel liegen. Bei Blasendorf vereinigt sie sich mit der Kleinen Kokel. Diese entspringt am nordwestlichen Abhange des Berges Küküllö-tömezö und fließt in südwestlicher Richtung; mehrere Wildbäche vereinigen sich mit ihr, sodaß sie schon bei Parajd ein bedeutender Fluß ist. Die längsten Zuflüsse empfängt sie ebenfalls von der linken Seite, einige ihrer Zuflüsse sind salzig, bei Parajd gibt es ganze Berge, die aus reinem Kochsalze bestehen. Die bedeutendsten Nebenflüsse der Kleinen Kokel sind der Koronder, Etéder, Nádoser und Zenderesch-Bach. In ihrem Thale liegen nur kleine Ortschaften, namentlich Parajd, Szováta, Sóvárad u. s. w. Die wichtigste Ortschaft ist Kokelburg.

Die Länge der Großen Kokel beträgt etwa 180, die der Kleinen Kokel 140 Kilom., das Flußgebiet der ersteren wird auf 5200, das der letztern auf 2080 □Kilom. berechnet. Die Große Kokel verursacht manchmal durch ihre Ueberschwemmungen große Verheerungen; ihr Wasserstand ist bedeutenden Schwankungen ausgesetzt. Im J. 1857 übertraf der höchste Wasserstand derselben bei Schäßburg um 6,2 Meter den mittlern.

(J. Hunfalvy.)

Kokkelskörner, s. Cocculus.

KOKKOLITH, körniger Augit, grüne oder schwarze, wie abgeschmolzen aussehende Krystallkörner von Augit in körnigen Aggregaten; besonders in Norwegen häufig (bei Arendal). *(E. Geinitz.)*

KOKLER COMITAT. Es gibt gegenwärtig zwei Comitate in Siebenbürgen, welche von den beiden Kokelflüssen benannt werden, nämlich das Groß-Kokeler und Klein-Kokeler Comitat (ungarisch: Nagy-Küküllö megye und Kis-Küküllö-megye). Das Groß-Kokeler oder Küküllöer Comitat wurde erst im J. 1876 bei Gelegenheit der neuen administrativen Eintheilung des Landes errichtet; es wird im Süden von den Comitaten Hermanstadt und Fogaras, im Westen vom Unter-Albenser, im Norden vom Klein-Kokeler und Udvarhelyer und im Osten vom Háromszéker und Kronstädter Comitate begrenzt. Die Bestandtheile desselben sind: der ehemalige Repser Stuhl, mit Ausnahme von zwei Gemeinden; der gewesene Schäßburger Stuhl, ebenfalls mit Ausnahme von zwei Gemeinden; der gewesene Groß-Schenker Stuhl; der Mediascher Stuhl, mit Ausnahme von sechs Gemeinden; ferner die Gemeinden Magara und Apátfalva vom ehemaligen Leschkircher Stuhl und endlich 44 Gemeinden, die vordem zum Ober-Albenser Comitat gehörten und zwischen der Großen Kokel und dem Altflusse inmitten der sächsischen Stühle getrennte Enclaven bildeten. Die erwähnten Bestandtheile des neugebildeten Comitats und ein Blick auf die Karte beweisen am besten, wie nothwendig es war, in Siebenbürgen eine neue, vernünftigere administrative Eintheilung und Arrondirung der Municipien durchzuführen; freilich wäre es das Klügste gewesen, wenn man bei Gelegenheit der Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Zustände die von der absoluten Regierung eingeführte Eintheilung des Landes in 10 Kreise und 79 Bezirke beibehalten hätte. Man hätte sich jedenfalls die Klagen der Sachsen über die Vergewaltigung derselben durch die Magyaren ersparen können.

Das Groß-Kokeler Komitat liegt größtentheils zwischen der Großen Kokel und dem Altflusse, es hat eine unregelmäßige Gestalt, doch erstreckt es sich mehr in die Länge von Osten nach Westen als in die Breite von Norden nach Süden. Das Areal desselben beträgt 3116,13 □Kilom. Ein breiter Bergzug, welcher das Thal des Altflusses von dem der Großen Kokel trennt, durchzieht es in ost-westlicher Richtung. Dieser Bergzug besteht größtentheils aus langgedehnten Rücken und abgerundeten Kuppen, die im Osten und Süden des Comitats ihre größte Höhe erreichen, im Westen aber zu niedrigen Hügeln herabsinken. Die höchsten Gipfel sind der Galgenberg bei Schäßburg, der Steinberg südöstlich von Schäßburg, der Rukforberg in der Nähe des Altflusses; sie erreichen eine Höhe von 680—790 Meter. Die höheren Berge sind bewaldet, die sanft ansteigenden niedrigeren Anhöhen sind mit Feldern und, besonders im westlichen Theile des Comitats, mit Weingärten bedeckt. Viele Thäler durchschneiden den Bergzug, das größte derselben ist das des Hartbaches, welcher in den Altfluß mündet. Den östlichen Theil des Comitats durchzieht der sogenannte Geisterwald oder das Persányer Gebirge, dessen Rücken und Gipfel viel schroffer ansteigen und auch eine bedeutendere Höhe erreichen; der sogenannte Burgberg, der sich an der östlichen Grenze des Comitats erhebt, ist 1130 Meter hoch. Der Geisterwald streicht von Süden nach Norden, der Altfluß durchbricht denselben in einem malerischen Engthale. Die Große Kokel bildet die nördliche Grenze des Comitats, der Altfluß durchschlängelt den östlichen Theil desselben und bildet dann die südliche Grenze, der Homoródbach durchschneidet es im Nordosten,

der Hartbach fließt in der Mitte desselben in südwestlicher Richtung; die übrigen Gewässer sind unbedeutende Bäche.

Das Klima des Comitats ist im Osten, in den höher gelegenen Gegenden, ziemlich rauh, sodaß daselbst die Rebe nicht gedeiht; auch in den südlichen Gegenden, in der Nähe des Altflusses, macht sich der Einfluß der hohen Fogarascher Alpen geltend, die Winter sind daselbst ziemlich streng. Am mildesten ist das Klima in den Thalgebieten des Hartbaches und der Großen Kokel. Dort wird viel und zum Theil vorzüglicher Wein erzeugt. Sonst sind Getreide, Mais, Flachs, Hanf, allerlei Gemüse und Obst die Hauptproducte des Comitats. Die Viehzucht ist bedeutend. Das Comitat ist mittelmäßig bevölkert, die Einwohnerzahl beträgt nach der Zählung von 1881: 132,154, davon sind 66,699 männlichen, 66,355 weiblichen Geschlechts. Die Walachen und Deutschen bilden auch in diesem Comitate die Mehrheit, man zählte nämlich 57,398 Deutsche (Sachsen) und 57,632 Walachen neben 12,026 Magyaren. (Die Kinder, welche noch nicht sprachen, sind bei der Aufnahme nicht mitgezählt.) Von der Gesammtbevölkerung gehören 3800 zur römisch-katholischen, 14,909 zur griechisch-katholischen, 45,853 zur griechisch-orientalischen, 58,920 zur evangelisch-lutherischen, 5999 zur reformirten (helvetischen), 2219 zur unitarischen Kirche; die Anzahl der Israeliten beträgt 722. Lesen und schreiben können 29,541 Männer, 21,036 Weiber, blos lesen können 1404 Männer und 4958 Weiber. Von der Gesammtbevölkerung sind also fast 56 Procent des Lesens und Schreibens unkundig. Das Verhältniß stellt sich um 10 Procent günstiger, wenn man die Kinder unter 7 Jahren abzieht. Noch günstiger ist das Verhältniß bei den Deutschen, die fast ohne Ausnahme zur evangelisch-lutherischen Kirche sich bekennen. Von den lutherischen Bewohnern des Comitats sind 21,349 Männer und 17,006 Weiber, zusammen 38,355 des Lesens und Schreibens kundig, folglich über 65 Procent.

In administrativer Beziehung zerfällt das Comitat in 7 Bezirke und 2 Städte mit geregeltem Magistrat. Die Bezirke sind: der Repser mit 20 Gemeinden, der Seiburger (Zsiberker) mit 14, der Groß-Schenker mit 15, der Bürgisch-Agnethlener mit 17, der Bell-Marktschelkener mit 22, der Birthälmer mit 12, der Kreischer mit 23 Gemeinden. Die Städte mit geregeltem Magistrat sind Mediasch (ungarisch Medgyes) und Schäßburg (ungarisch Segesvár). Diese beiden Städte sind die bevölkertsten Ortschaften des Comitats; Schäßburg ist der Hauptort desselben; er zählt 8788 Einwohner, darunter sind 1140 Magyaren, 4963 Deutsche, 2029 Walachen. Mediasch zählt 6489 Einwohner, darunter sind 710 Magyaren, 3470 Deutsche und 1909 Walachen. Von den übrigen Ortschaften des Comitats haben noch folgende mehr als 2000 Einwohner: Keisd oder Keißd (Szász-Kézd) mit 2011, Birthälm (Berethalom) mit 2487, Groß-Schenk (Nagy-Sink) mit 2635, Reps (Kőhalom) mit 2778 und Agnethlen (Szent-Agota) mit 3175 Einwohnern. Alle diese Ortschaften haben eine überwiegend deutsche Bevölkerung.

Das **Klein-Kokeler** oder **Küküllöer** Comitat liegt zwischen den Flüssen Marosch und Groß-Kokel zu beiden Seiten der Kleinen Kokel, fast genau im Mittelpunkte von Siebenbürgen. Es grenzt westlich an das Unter-Albenser, nördlich an das Torda-Aranyoser und Maros-Tordaer, östlich an das Udvarhelyer und südlich an das Groß-Kokeler Comitat. Die Bestandtheile desselben sind: Das ehemalige Küküllöer Comitat mit Ausnahme der Gemeinden Hidegkút und Oláh-Andrásfalva; die Gemeinden Körös, Bogács, Ober-Baaßen, Böle, Nagy- und Kis-Ekemezö vom ehemaligen Mediascher Stuhl; endlich die Stadt Erzsébetváros oder Ebesfalva. Das Comitat hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, dessen Basis von der Großen Kokel gebildet wird. Das Areal desselben beträgt 1645,82 □Kilom. Zwei Bergzüge, die sich im Osten an die Trachytmassive des Görgényer Gebirges und der Hargittakette anlehnen, durchziehen das Komitat in ostwestlicher Richtung; sie bestehen meistens aus sanft ansteigenden Höhenrücken und abgerundeten Kuppen und erreichen nirgends eine bedeutende Höhe. Die höchsten Gipfel sind nur 600—630 Meter hoch. Die beiden Haupthöhenzüge schließen das Thal der Kleinen Kokel ein, welches das Hauptthal des Comitats ist. Der Boden desselben ist sehr fruchtbar; üppige Felder und Wiesen erstrecken sich nicht blos im Hauptthale, sondern auch in den vielen Querthälern, welche die Bergzüge durchschneiden. Auch die größtentheils sanften Anhöhen sind wohl bebaut und liefern vorzügliche Weinsorten. Hauptproducte des Comitats sind: Getreide, Mais, Wein, Obst, Hanf und Flachs. Das Comitat zerfällt in 4 Bezirke, die nach den Hauptorten derselben benannt werden, nämlich von den Ortschaften Elisabethstadt, Dicsö-Szent-Márton, Radnót und Hoszúaszó; der erste Bezirk zählt 36, der zweite 30, der dritte 24, der vierte 27 Gemeinden; es gibt also zusammen 117 Gemeinden im Comitate. Die Seelenzahl beträgt nach der Volkszählung von 1881 im ganzen 92,214, darunter sind 46,155 männlichen, 46,059 weiblichen Geschlechts. Von der Gesammtbevölkerung sind 21,604 Magyaren, 16,976 Deutsche (Sachsen), 44,372 Walachen; 3999 bekennen sich zur römisch-katholischen, 33,520 zur griechisch-katholischen, 16,627 zur griechisch-orientalischen (orthodoxen), 16,794 zur evangelisch-lutherischen, 15,701 zur helvetischen, 3968 zur unitarischen Kirche. Die Israeliten zählen 1246 Seelen. Von der Gesammtbevölkerung können lesen und schreiben 10,986 Männer, 6519 Weiber, blos lesen können 1045 Männer und 2329 Weiber, von den Männern sind also 70,44, von den Weibern aber 82,48 Procent Analphabeten. Die volkreichste Ortschaft des Comitats ist Elisabethstadt (ungarisch Erzsébetvárosa oder Ebesfalva); diese Stadt war einst sammt dem dazugehörigen Dominium ein Apaffi'sches Gut und der Lieblingssitz des Fürsten Michael I. Nach dem Erlöschen dieser Familie kam es in den Besitz des Fiscus und wurde später dem siebenbürgischen Hofkanzler, Grafen Gabriel Bethlen, verliehen, der es dann der armenischen Gemeinde verkaufte, welche durch landesfürstliche Verleihung in dem Besitze bestätigt wurde. Die Einwohner der Stadt sind auch heute

noch größtentheils Armenier, die sich aber vollständig magyarisirt haben; sie bekennen sich zur armenisch-katholischen Kirche und beschäftigen sich vorzüglich mit Handel. Die Stadt liegt an der Großen Kokel, sie ist regelmäßig gebaut und hat einige ansehnliche Gebäude; sie zählt 2500 Einwohner. Es gibt im ganzen Comitate keinen zweiten Ort, der mehr als 2000 Einwohner zählt; nächst Elisabethstadt ist Dicsö-Szent-Márton mit 1958 Einwohnern die bevölkertste Ortschaft; es ist jetzt der Hauptort des Comitats. Kokelburg (ungarisch Küküllövár), von welchem das Comitat den Namen erhalten hat, zählt blos 1290 Einwohner. Dieser Marktflecken liegt an der Kleinen Kokel und ist jetzt ganz von Ungarn und Walachen bewohnt. Eine Viertelstunde von dem Flecken entfernt liegt das weitläufige Schloß, welches von der gräflich Bethlen'schen Familie an der Stelle des früheren, der Apaffi'schen Familie gehörigen erbaut wurde. In Radnót an der Marosch befindet sich ein merkwürdiges Schloß, welches Fürst Rákóczi I. durch einen venetianischen Baumeister aufführen ließ. Die von Sachsen bewohnten Dörfer Radesch (ungarisch Szász-Nádas) und Zendersch (ungarisch Szenaverös) erzeugen den besten Wein. *(J. Hunfalvy.)*

Kokosnuss, s. Cocosnüsse.

Kokospalme, s. Cocos.

KOKYTOS (*Κωκυτός*, heutzutage *Βωβός*), nordwestlicher Nebenfluß des Acheron in Thesprotien, in den er westlich von der *Ἀχερουσία λίμνη* mündet, in wilder, schauerlicher Gegend, mit bitterm Wasser (*ὕδωρ ἀτερπέστατον*, *Paus.* D. G. 1, 17, 5). Zugleich mit dem Acheron wurde sein Name auf die Flüsse der Unterwelt übertragen; bei Homer (Od. 10, 514) ergießt er sich als Arm des Styx mit dem Periphlegethon in den Acheron, während Virgil (Aen. 6, 295) letztern in den Kokytos münden läßt. *Aesch.* Agam. 1160; *Sept.* 690; *Lucan.* Char. 6; *Hesych.* und *Suidas* s. v.; *Athen.* 13, 597 C.; *Eurip.* Alc. 458. (Siehe den Artikel Acheron.) *(W. Sieglin.)*

KOLA, Stadt im Kemskischen Kreise des europäisch-russischen Gouvernements Archangelsk, in rauher, wilder Gegend, die nördlichste Stadt des europäischen Rußlands, liegt (68° 53′ nördl. Br. und 50° 41′ östl. L.) zwischen der Kola und ihrem Nebenflusse, der Tuloma, auf einer spitzen Landzunge am Fuße des 250 Fuß hohen Berges Solowaroka, 52 Kilom. vom nördlichen Eismeere und hat einen sichern geräumigen Hafen, den Katharinenhafen. Kola ist der Hauptort des altrussischen Lappland, hat eine Kirche, 94 Häuser, 3 Kaufläden, 2 Vorrathsmagazine, eine Poststation, eine Pfarrschule und enthält unter ihren 762 Einwohnern außer Russen noch Lappen und einige Finnen, die sich vom Walroß-, Kabeljau- und Walfischfange nähren. Am südlichen Ende der Stadt sieht man die Ueberreste alter, hölzerner Befestigungswerke mit ihren Thürmen und Schanzen. Der Handel der Stadt beschränkt sich auf den Verkauf der nothwendigsten Lebensmittel. Jahrmärkte und Wochenmärkte finden in Kola nicht statt. — Kola ist eine sehr alte Stadt, die schon 1264 von den Nowgorodern des Fischfangs wegen besucht wurde. Im J. 1533 war Kola bereits ein ansehnlicher Ort mit 2 Kirchen. Seit 1550 diente er als Verbannungsort für Verbrecher. Im J. 1582 wurden hier Befestigungswerke zum Schutz gegen die Einfälle der Schweden und Norweger angelegt. Im J. 1590 unternahmen die Schweden einen Feldzug gegen Kola, wurden aber zurückgeschlagen und zerstörten auf ihrem Rückzuge das unweit der schwedischen Grenze am Fuße Petschenga gelegene Troizo-Petscheas. Im J. 1664 schickte der Zar Alexei einen Woiwoden und Strjelzen nach Kola. Im J. 1708 erhielt Kola, welches damals eine Garnison und 59 Kanonen hatte, die Stadtrechte und wurde zur Kreisstadt des Gouvernements Archangelsk erhoben. Unter der Regierung des Kaisers Paul wurde die Festung aufgehoben. Im J. 1808 nahmen die Engländer die Stadt ohne Widerstand ein. Im J. 1854 bombardirte die englische Flotte die Stadt, wobei 64 Häuser in Brand geriethen. Im J. 1858 verlor Kola seine Stadtrechte.

Kola heißt auch die ganze große Halbinsel, die zwischen dem Eismeere und dem Weißen Meere sich ausdehnt und in deren nordwestlichem Theile die Stadt Kola liegt. Die Halbinsel ist von Westen gegen Osten 375 Kilom. lang, von Norden gegen Süden 300 Kilom. breit, hat ein Areal von 99,000 □ Kilom. und gehört dem Tieflande an. In dem Flusse Kola werden ziemlich große Perlen gefunden. *(A. von Wald.)*

KOLARISCHE SPRACHEN (auch Mundasprachen, sogenannt nach dem Volke der Kolh, Munda oder Munda-kolh), bilden einen kleinen, wie es scheint, völlig selbständigen Sprachstamm für sich. Nächst der Mundari- oder Kolhsprache im engeren Sinne gehören hierzu das Santal (Santhal, Sonthal), das nahe verwandte Larca-kolh oder Ho, das Bhumidsch, Dschuang, Korko, Kur, Koba, Birhor, Kharria, Mahle, Munsi und vielleicht noch einige andere Dialekte. Nur das Santal und das Munda-kolh sind eingehender grammatikalisch bearbeitet worden; eine eigene Literatur haben sie ebenso wenig aufzuweisen wie ihre Verwandten. Lehnwörter aus den benachbarten arisch-indischen Sprachen sind überall eingedrungen, am wenigsten in das Mundari von Mankipati, das auch in lautlicher Hinsicht manches Alterthümliche bewahrt zu haben scheint, während das Santal in anderer Richtung, namentlich wegen seiner großartig entfalteten Conjugation, den Vorzug verdient. Die Aufstellung sicherer Lautgesetze ist noch nicht möglich, weil die Laute des Kolh noch nicht so scharf aufgefaßt und aufgezeichnet worden sind wie die des Santal. Zur Schreibung des letztern bedienen wie uns folgender Buchstaben und Buchstabenverbindungen:

Vocale: a, e̦, e, i, o̦, o, u; ā, ē, ē̦, ī, ō̦, ō, ū; a̦, i̦, o̦, u̦; ã, ẽ̦, ẽ, ĩ, õ, ũ (nasal).

Diphthonge: ae, ao, e̦i, e̦o, co, eu, iu, o̦e, oe, oi, ua, ui, a̦i, a̦u, a̦o.

Consonanten: k, kh, g, gh, k', ṅ; c (= tsch), ch, j (= dsch), jh, c', ń; ṭ, ṭh, ḍ, ḍh, ṇ; t, th, d, dh, t', n; p, ph, b, bh, p', m; y, ṛ, ṛh, r, l, w; s, h.

Das r ist dental, ṛ und ṛh dagegen linguo-palatal; k', c', t', p' werden als unvollkommene, halbe Consonanten mit heftig einströmendem Athem gebildet, dann so abgebrochen, daß sie beim Wiederausströmen der Luft nicht mehr hörbar sind. Vor andern Vocalen als a verwandeln sie sich zuweilen in die entsprechenden nicht aspirirten Media. In Mundarten des Santal und des Kolh werden diese Halbconsonanten unterschiedslos durch eine Art Visarga, Abbrechen des vorausgehenden Vocals, als wollte der Redende sich verbessern, ersetzt; doch hat das Kolh daneben auch die verwandten Laute g^n, d^n, t^n, b^n, abgebrochene oder unterbrochene Consonanten mit folgendem Ausströmen des Athems durch die Nase, z. B. urik', uri:, urig^n, Name einer Vogelart. Consonantenhäufungen erscheinen fast nur im Inlaute, im Auslaute nie; doch sind hier auch Aspiraten und Palatale zulässig. Im Anlaute findet sich z. B. Santal: gnām, suchen, finden, Kolh: nam; Santal: gnel, sehen, Kolh nel; Santal: gnindā, Nacht, Kolh: nidā; dagegen Kolh: nnenda, vereinbart, Santal: nenḍa.

Der Accent ruht im Kolh meist auf der ersten (Stamm-)Silbe, rückt aber unmittelbar vor die Infinitivendung -tea und fällt auf die drittletzte Silbe, wenn die letzte diphthongisch ist, z. B. jómkenabu, wir haben gegessen; káji, Wort; kajítea, reden; kajikédkoae, er hat zu ihnen geredet.

Der Bau der kolarischen Sprachen ist agglutinirend und zwar überwiegend suffigirend. Vereinzelte Präfixbildungen finden sich in der Conjugation, und die Infixe, namentlich des reciproken und des intensiv reciproken Verbalstammes, sind anscheinend eher aus Prä- als aus Suffixen entstanden; z. B. Santal und Kolh: dal, schlagen: dapal, einander schlagen, Santal: dak'pal, einander heftig schlagen (doppeltes Infix); Kolh: eraṅ, zanken; eperaṅ, sich miteinander zanken; om, geben; opom, einander geben; god, pflücken: gonod, das Pflücken; dub, sitzen: dunub, das Sitzen; hiju, kommen: hiniju, das Kommen; ol, schreiben: onol, das Schreiben. Die einfachen Verbalstämme sind meist einsilbig, seltener zweisilbig, z. B. jom, essen; sen, gehen; kul, fragen; nel, ńel, sehen; Kolh: abuṅ, waschen u. s. w. Nominalstämme sind ein- oder zweisilbig. Die Conjugation incorporirt außer dem Subjecte noch das directe und indirecte Object und die Genitivbeziehung. Congruenzgesetze sind vorhanden. Die regelmäßige Wortfolge ist diese: das Subject steht vor dem Prädicate, alle näheren Bestimmungen treten vor das näher zu Bestimmende und da hierher auch das Object gehört, so ist das Verbum der beschließende Satztheil. Participial- und Gerundialformen ersetzen die Relativpronomina und einen Theil der Conjunctionen; Postpositionen vertreten die Präpositionen. Insoweit erinnert der Satzbau an den der ural-altaischen und der drâvidhischen Sprachen.

Das Substantivum ist entweder belebt oder unbelebt und dies bedingt einen Unterschied in den Pronominibus. Der Numeri gibt es drei: den Singular, ohne besonderes Suffix, den Dual, im Kolh durch -kiṅ, im Santal durch -kin, und den Plural, durch -ko bezeichnet. Von den Casus tragen der Nominativ und der Accusativ die Stammform, der Vocativ kann durch vor- oder nachgefügte Interjectionen hervorgehoben werden; alle übrigen finden ihren Ausdruck durch Postpositionen. Letztere lassen sich auf folgende Grundformen zurückführen:

Kolh		Santal	
-te	*instr. abl.*	-te	*dat.*, *instr.*
		-ṭhe	*dat.*, *instr.*
-re	*gen.*, *loc.*	-re	*gen.*, *loc.*
-ke	*dat.*, *acc.*	-khọ	*abl.*

Hiermit können folgende Pronominalelemente verbunden werden:

Kolh	Santal
-en	-on, -en für Belebtes
-a	-ak', -aṅ für Unbelebtes
	-ac' = selbst.

Daraus erklärt sich folgende Tabelle der Casussuffixe:

	Kolh	Santal
Gen.	-a, -ra, -rea	-ak, -aṅ, -reak', -reaṅ
	-ren	-ren
Dat.	-ke	-te, -ṭhen, ṭhec'
Acc.	-ke	—
Abl.	-ete, -ate	-khọn, -khọc', (-khọnak')
Instr.	-te	-te, -ṭhen, -ṭhec'
Loc.	-re, -ren	-re

Im Dual und Plural werden die Casussuffixe an die Numeruszeichen angefügt, z. B. biṅ, Schlange; biṅkiṅ, die beiden Schlangen; biṅko, die Schlangen; biṅkote, durch die Schlangen.

Die Numerus- und Casussuffixe können sich nun, wie es scheint, ins Endlose potenziren, sodaß immer die Gesammtheit der vorhergehenden Glieder den folgenden gegenüber als declinirbarer Stamm behandelt wird. Beispiele aus dem Sandal: Panḍu-ak', das des Pandu; Panḍu-ak'-kin, die beiden des Pandu; Panḍu-ak'-ko, die des Pandu; Panḍu-ren, der des Pandu; Panḍu-ren-ko-ak', das derer des Pandu; Panḍu-ren-ko-ṭhen-ak', das mit denen des Pandu; Panḍu-ṭhen-ko-khon-ak', das von denen mit Pandu u. s. w.

Die Personalpronomina haben doppelte Formen: eine volle, selbständige und eine kürzere Affixform:

Volle Form			Kurze Form	
Person	Kolh	Santal	Kolh	Santal
Sing. 1	aiṅ	iń	iṅ	ń
2	am	am	m, me	m, me, em
3 belebt	ae, ini	ać, oni	i	e
unbelebt	ena	ona	e	
Dual 1 incl.	alaṅ	alaṅ	laṅ	laṅ
1 excl.	aliṅ	aliń	liṅ	liń
2	aben	aben	ben	ben
3	akiṅ	akin	kiṅ	kin
Plur. 1 incl.	abu	abon, abo	bu	bon, bo
1 excl.	ale	ale	le	le
2	ape	ape	pe	pe
3	ako	ako	ko	ko

Die vollen Formen werden wie Substantiva declinirt, doch verlangt im Kolh der Accusativ das Suffix -ke. Im Genitiv können sie die Possessivpronomina vertreten, z. B. Kolh: aiṅa sadom, mein Pferd; inia hon, sein Kind; Santal: ińak' ṭaṅga, mein Beil; ińren hopon, mein Sohn; ińrenkin hopon, meine zwei Söhne. Statt dessen kann man im Santal auch die bloße volle Form vor oder hinter dem Substantivum gebrauchen: iń hopon oder hopon iń, mein Sohn. — Auch diese Pronomina lassen eine endlose Reihe von Casusableitungen zu, z. B. iń-khon-ren-te, durch den von (denen) von mir; iń-ṭhen-ren-te, durch den von (denen) bei mir u. s. w.

Die kurzen Formen dienen als Personalaffixe für Subject und Object in der Conjugation, außerdem auch im Kolh als Possessivsuffixe, z. B. apu-iṅ, mein Vater.

Als Reflexiv- und Determinativpronomina gelten für die 3. Person im Kolh ae, im Santal ać; die der 1. und 2. Personen werden durch das Suffix -ge, Santal -tege gebildet: aiṅge, ińtege, ich selbst.

Demonstrativpronomina sind im Kolh: ni, ne, dieser, abject., nea, dieses; ini jener, subst., en jener, dieser, substant. adj., ena, jenes. Im Santal: noi, Dual nokin, Plur. noko dieser (nahe); oni (onkin, onko), der (fernere oder abwesende); honi jener (noch fernere); hani, jener (ganz ferne); ni, dieser (nahe); ini, der (fernere); hini, jener; noa, dieses; ona, das; hona, jenes; hana, jenes (ganz ferne); ähnlich: nia, ina, hina.

Interrogativpronomina sind

im Kolh:	im Santal:	
oko, okoe	okoe	wer? was?
cikan	cele	was?
okoa	oka	was? welches?
—	cet'	welches?

Die Conjugation läßt hinsichtlich der Bezeichnung des Personalsubjects drei Möglichkeiten zu. Dasselbe kann nämlich entweder blos durch das selbständige Pronomen, oder blos durch das Personalsuffix, oder endlich durch beide zugleich ausgedrückt werden. Ueberdies darf das Personalsuffix (und muß zuweilen) statt an das Verbum an ein vor diesem stehendes Adverb treten. Z. B. im Kolh: sen, gehen, Präsens sentana, Fut. senoa: aiṅ sentana, sentanaiṅ, aiṅ sentanaiṅ, ich gehe; aiṅ gapa senoaiṅ oder aiṅ gapaiṅ senoa, ich werde morgen gehen.

Der allgemeine Charakter des Verbum finitum, activum oder neutrum ist -a, das aber zuweilen wegfällt. Der Charakter o ist im Kolh Zeichen des Passivums, das entsprechende ok' im Santal Zeichen des Reflexivums, für welches das Kolh n, en, on hat. Die einfachste Form des Verbum finitum ist der Imperativ, in welchem die Suffixe der 2. Person einfach an den Stamm gefügt werden: dal-me, schlage! dal-pe, schlaget! Ihm zunächst steht das Futurum, das außer dem a jedes besondern Zeichens entbehrt: dal, schlagen; Kolh: dalaiṅ; Santal: dalań, ich werde schlagen. Die übrigen Tempora und Modi werden gebildet:

a) durch Participien

Kolh	Santal	
jad, yad, nad	et'	unvollendete Gegenwart
tan	et'-kan	vollendete Gegenwart
ked, ken	ket'	jüngste Vergangenheit
led, len	let'	frühere Vergangenheit
akad, akan	akan	Perfectum definitum
jan	—	Perfectum

b) durch Modalsuffixe:

Kolh	Santal	
ka	kea	Optativ
re, redo	lea	Conditionalis
—	le	Präliminaris: „erst"
—	lagit'	Inchoativ
—	nahĩ	Expostulativ

Kolh	Santal	
—	ba	Persuasiv
—	ma	Precativ
—	ena	Admissiv
—	khan	Subjunctiv, adverbiales Partic.
—	gi	Bedingtheit

c) durch das defective Verbum (Kolh) taiken, (Santal) tahēkan = war. Infinitive und Gerundien werden durch Casusformen, im Kolh -tea, im Santal reak', te, re ausgedrückt. Das Santal hat zudem noch ein Präfix paset' = vielleicht; in Verbindung mit diesem verliert das Verbum das Suffix -a, und das Subjectspronomen wird zwischen paset' und den Stamm eingefügt. Im Kolh sind die Formen akad, ked, led, jad, yad, nad activ, die entsprechenden auf n: akan, ken, len u. s. w. neuter oder passiv. — Zur Erläuterung des Bisherigen dienen folgende Proben der Paradigmen:

Kolh: (aiṅ) abuṅ-tana-iṅ, ich wasche, bin eben im Waschen begriffen; abuṅ-jada-iṅ, ich wasche (gewöhnlich); abuṅ-ka-iṅ, ich möge waschen; abuṅ-tan-taikena-iṅ, ich war waschend; abuṅ-a-iṅ, ich werde waschen; abuṅ-kada-iṅ, ich habe (einmal oder dann und dann ein nicht lebendes Wesen) gewaschen; abuṅ-keda-iṅ, ich habe (gewöhnlich nicht lebende Wesen) gewaschen; abuṅ-aka-iṅ, ich habe (dann und dann ein lebendes Wesen) gewaschen; abuṅ-kia-iṅ oder abuṅ-leda-iṅ, abuṅ-lia-iṅ, desgleichen gewöhnlich; abuṅ-tan-redo-iṅ, wenn ich wasche; abuṅ-e-me, wasche! abuṅ-tan, waschend; abuṅ-tan-i, der Waschende; abuṅ-o-tana-iṅ, ich werde gewaschen; abuṅ-o-ka-iṅ, ich möge gewaschen werden u. s. w.; abuṅ-en-tana-iṅ, ich wasche mich u. s. w.

Santal: dal-a-ń, ich werde schlagen; dal-et-a-ń, ich schlage; dal-et'-khan-iń, wenn ich schlage; paset'-iń-dal-et, vielleicht schlage ich; dal-et'-kan-a-ń, ich bin im Schlagen begriffen; dal-ket'a-ń, ich schlug soeben; dal-let'-a-ń, ich schlug vorher, hatte geschlagen; dal-et'-tahēkan-a-ń, ich pfleg
tahēkan-a-ń, ich war im
tahēkan-a-ń, ich würde
ich werde im Begriffe sei
lagidok'kan-a-ń, ich ste
schlagen; dal-ke-a-ń, ic
ket'-gi-ń, (dann wenn d
oder würde ich schlagen;
schlagen; dal-le-nahī-ń,
schlage erst! dal-ma-ń, möge ich schlagen! u. s. w.; dal-ok'-kan-a-ń, ich bin dabei mich selbst zu schlagen u. s. w. Soll nun angedeutet werden, daß das Verbum eine dauernde Nachwirkung haben solle oder werde, so nimmt es den Charakter k, ka an: dal-k-ok'-kan-a-ń, ich bin dabei mich selbst zu schlagen (sodaß es nachwirkt). Auch dies geht wieder durch die verschiedenen Tempora und Modi durch. Ebenso die reduplicirte Intensivform dadal- (sich anstrengen um zu schlagen), aber dal-og-ok', sich anstrengen um mit dauernder Nachwirkung zu schlagen u. s. w.

Es ist dies nur eine Auswahl aus der Unzahl der sich potenzirenden Formen und doch ist hiermit der Reichthum noch lange nicht erschöpft. Aehnlich den einverleibenden Sprachen Amerikas besitzen nämlich die kolarischen Sprachen noch sogenannte Transitionen.

Im Kolh wird nur das directe Object incorporirt, z. B. abuṅ-me-tana-iṅ, ich wasche dich; abuṅ-iṅ-tana-m, du wäschest mich; abuṅ-pe-tana-e, er wäscht euch u. s. w. Das Santal dagegen bildet z. B. dal-t-ae-a-e, er wird Seinen schlagen; dal-t-ae-t-iń-a-e, er wird meinen Seinigen schlagen; dal-ae-a-e, er wird für ihn schlagen, dal-ae-t-ae-a-e, er wird für Seinen schlagen; dal-ae-t-ae-t-iń-a-e, er wird für meinen Seinigen schlagen; dal-e-a-e, er wird ihn schlagen; dal-e-t-ae-a-e, er wird ihn, den Seinen, schlagen; dal-e-t-ae-t-iń-a-e, er wird meinen Seinigen schlagen! Es würde zu weit führen, zu zeigen, wie auch die scheinbar sinnlosen Gebilde im Gebrauche nutzbar und bedeutsam werden. Die oben beigegebenen Uebersetzungen durch Possessive und Dative erklären wol die Form, nicht aber die Anwendung; jedenfalls genügt das Bisherige, um eine Ahnung von dem unerschöpflichen Reichthume, der Feinheit und der Klarheit der santalischen Conjugation zu geben. Ein Beispiel für die Anwendung der possessiven Transition ist (Santal): sadomko, dańrako, setako, sukriko-kogoc'-en-t-iń-a (Pferde, Ochsen, Hunde, Schweine-sie-sind-mir-gestorben) = meine Pferde u. s. w. sind gestorben, oder, da bei Aufzählung auch einzelner Gegenstände der Plural erforderlich ist: mein Pferd, mein Ochse u. s. w.

Die Zahlwörter lauten:

	Kolh	Santal	Dschuang	Kurku
1	miad, mod, moyad, mīd	mit'	mi, mui	mia
2	baria	barea, bar	ambar	baria
3	apia	pea, pe	sgota	hapia
4	upun, upunea	ponea, pon	gudami	upunia
5	moṇea, moṛea	mōre	—	monoya
6	turia, turūea	tūrui	—	turaya
7	ea, eya	ēae	—	ayia
8	īrlia, iralea	irāl	—	ilaria
9	aria, area	āre	—	[illegible]
10	gelea	gēl	—	gēl
11	gelmiad	gêl mit'	—	—
20	midhisi, mihisi	mit' isi	—	essa
40	bar hisi	bar isi	—	—
100	moṛea hisi	mōṛe isi	—	mia saddi

Die Pronominaladverbien sind reich und symmetrisch entwickelt; einige dreißig Postpositionen theils nominalen theils verbalen Ursprungs dienen nächst den Casuszeichen zur genauen Bestimmung der Beziehungen substantivischer Satztheile. Endlich sind etwa ebenso viele Conjunctionen vorhanden, eine immerhin ansehnliche Zahl, wenn man den Reichthum der Sprachen an verbal-

nominalen Conjugationsformen und ihre Neigung und Fähigkeit zu participialen und gerundialen Satzverbindungen bedenkt.

In der Syntax ist vorzugsweise die prädicative Congruenz entwickelt. Dabei herrschen manche Seltsamkeiten. Im Kolh hat das Verbum im Dual statt im Singular zu stehen, wenn das Subject eine Frau ist, die Kinder hat: kuṛi sen-jana-kiṅ, die Frau ist gegangen. Im Santal vertritt zwischen Schwiegerältern und Schwiegerkindern der Dual in erster und zweiter Person den Singular, zwischen andern Verschwägerten der Plural im gleichen Falle den Dual.

In anthropologischer Hinsicht hat man die kolarischen Völker mit den drâvidhischen vereinigen wollen; für eine sprachliche Verwandtschaft beider Stämme spricht aber zur Zeit gar nichts. Die linguale oder cerebrale Consonantenreihe ist allerdings beiden gemeinsam; allein Aehnlichkeiten im Lautwesen benachbarter unverwandter Sprachen sind in der Sprachenwelt sehr häufig und die Lingualen sind bekanntlich ein Gemeingut aller vorderindischen Sprachen, auch der arischen.

Auffallend ist die Aehnlichkeit der vier ersten Zahlwörter mit denen des Talaing (Môn, Peguanischen) und des Annamitischen. Man vergleiche:

	Kolarisch	Môn	Annamitisch
1	miad	mioay	mōt
2	bar	pa	(χai)
3	pe, pea	pe	ba
4	pon	pōn	bōn

Es fragt sich, ob man dieser Spur weiter folgen solle, oder einer noch ferneren. Auch die australischen Sprachen nämlich weisen zumal in ihren zwei ersten (zuweilen einzigen) Zahlwörtern Anklänge auf: 1 Kamilaroi: mal, Tasmanisch: maṛawa; 2 Kamilaroi: bülär; 3 Dippil: bopa. Hierzu kommen die Personalpronomina: ich, aiṅ, iṅ, Dippil: ai, ṅai; wir zwei, aliṅ, alaṅ, Dippil: alen; wir, ale, Encounter Bai: nāne, Adelaide: ṅadlu; Du, am, me, Lake Macquarie: bi; ihr zwei, aben, Lake Macquarie: bula, Turrubul ṅil-pun. Noch mehr Aehnlichkeiten bieten die Possessivsuffixe der Sprache von Encounter Bai: -an, mein; -m, dein; -en, -in, sein; alam, unser beider. An das Dualsuffix -kiṅ, -kin mag dort das gleichbedeutende -eṅk erinnern, und auch die Casuszeichen -ku für den Dativ, -to für den Urheber (Ablativ und Instrumental) haben in den -ke, -kho, -te, -ate der kolarischen Sprachen Seitenstücke. Diese Vergleichungen, so wenig sie an sich besagen wollen, dürfen einstweilen der Bleek'schen Hypothese von einer Urverwandtschaft der australischen mit den drâvidhischen Sprachen entgegengestellt werden.

Literatur: E. L. Puxley, A Vocabulary of the Sántáli Language (London 1868). — L. O. Skrefsrud, A Grammar of the Santhal Language (Benares 1873). — J. C. Whitley, A Mundári Primer (Calcutta 1873). — A. Nottrott, Grammatik der Kolh-Sprache (Gütersloh 1882). (*G. von der Gabelentz.*)

KOLBE (Hermann), unter den bedeutendsten Chemikern dieses Jahrhunderts hervorragend, wurde am 27. Sept. 1818 in Elliehausen bei Göttingen geboren, wo sein Vater Prediger war. Letzterer, zugleich tüchtiger Philologe aus Heyne's Schule, leitete den ersten Unterricht des Sohnes bis in dessen 14. Lebensjahr, worauf der Knabe das Gymnasium zu Göttingen bezog. In der Prima desselben kam er zuerst, durch Zufall, in Berührung mit der Chemie, welcher er sich nach Absolvirung des Gymnasiums (Ostern 1838) mit aller Kraft widmete. — Unter Wöhler's anregender Leitung wurde H. Kolbe in die Wissenschaft eingeführt, die er seit dem J. 1842, in welchem seine erste selbständige Arbeit erschien, während eines Zeitraums von 42 Jahren durch eine Reihe wichtigster experimenteller sowie theoretischer Untersuchungen bereichert hat.

Sein äußerer Lebenslauf ist, abgesehen von den ersten, auf die Universitätszeit folgenden Lehr- und Wanderjahren, der eines deutschen Gelehrten gewesen. Auf die Zeit 1842—1847, während der er als Assistent Bunsen's (Marburg), dann L. Playfair's (London) vorwiegend praktisch-chemisch thätig war, folgten seine literarischen Lehrjahre (1847—1851) in Braunschweig, wohin er als Redacteur des großen Handwörterbuchs der Chemie auf Veranlassung der berühmten Verlagshandlung Fr. Vieweg und Sohn übergesiedelt war. Aus dieser, ihn auf die Dauer nicht befriedigenden Wirksamkeit, versetzte ihn die im J. 1851 an ihn ergangene Berufung nach Marburg, wo er als Nachfolger Bunsen's im Laufe der nächsten Zeit, namentlich seit 1858, eine außergewöhnliche Lehrthätigkeit entfaltete. Zu dieser gesellten sich zahlreiche literarische Arbeiten und die Ausführung hervorragender Experimental-Untersuchungen. Im J. 1865 folgte er einem Rufe nach Leipzig, wo er bis zu seinem Tode (am 25. Nov. 1884) mit außerordentlichem Erfolge, durch Wort und Schrift, namentlich als Leiter des nach seinen Plänen in den Jahren 1867 und 1868 erbauten Laboratoriums wirkte.

Schon die Erstlingsarbeiten Kolbe's — es seien die Inaugural-Dissertation „Ueber die Producte der Einwirkung von Chlor auf Schwefelkohlenstoff", (1843) und die Abhandlung: „Beiträge zur Kenntniß der gepaarten Verbindungen" (in Liebig's Annalen 1845 erschienen) erwähnt — lenkten die Blicke der hervorragenden Chemiker auf den aufstrebenden Fachgenossen. Der würdige Altmeister Berzelius hieß denselben im Kreise der „wahren Bearbeiter der Chemie" willkommen. Die Anerkennung welche der junge Forscher fand, ist auf guten Boden gefallen: reiche Früchte zeitigte der Aufenthalt in London und Marburg, wo er theils allein, theils in Gemeinschaft mit dem dort gewonnenen Freunde und Arbeitsgenossen E. Frankland höchst wichtige Experimental-Untersuchungen ausführte (Ueber die Elektrolyse organischer Verbindungen; mit Frankland: Ueber die chemische Constitution der Fettsäuren u. s. w.).

Auf Grund dieser Arbeiten gelangte Kolbe zu be-

deutungsvollen theoretischen Ansichten, welche er in zahlreichen Aufsätzen des Handwörterbuchs erörterte und im J. 1850 in der seinen weiten Blick documentirenden Abhandlung „Ueber die chemische Constitution und Natur der Radicale" zusammenfaßte.

Zwischen diesen Arbeiten speculativen Charakters und seinen bahnbrechenden, im Laufe der nächsten 9 Jahre in Liebig's Annalen Bd. 101 und 113 veröffentlichten Abhandlungen besteht ein natürlicher, von gesunder Entwickelung zeugender Zusammenhang, ebenso wie zwischen den einzelnen, in jenen Jahren und später entstandenen Experimental-Untersuchungen. — Bei aller Originalität Kolbe's ist aber zu betonen, daß er immer an Bestehendes anknüpfte, daß er als Muster und Vorbilder die Arbeiten von Berzelius, Liebig, Bunsen betrachtete, mit welchen im Zusammenhange zu bleiben er sich bestrebte. Dieser conservative Zug, welcher Kolbe vor manchem Abwege bewahrt hat, brachte ihn schon früh in einen mehr und mehr sich steigernden Gegensatz zu der modern-chemischen Schule. Diese hat seine Verdienste niemals vollauf gewürdigt und nie zugestanden, wie viel gerade Kolbe zu ihrer Entwickelung beigetragen.

In der That sind seine Arbeiten unentbehrliche Bausteine an dem Gebäude der heutigen Chemie. Kolbe's einzigartige Untersuchungen über die Milchsäure (1859) und über die Salicylsänre, ferner die, welche zur Erkenntniß der Constitution der Aepfel- und Weinsäure, des Asparagins, des Taurins u. s. w. führten, sowie die zahlreichen Arbeiten, welche von ihm inspirirt, durch seine Schüler ausgeführt wurden[1]): alle diese Ergebnisse seiner Geistesarbeit bestätigen das oben Gesagte.

Hand in Hand mit diesen fruchtbringenden Experimental-Untersuchungen ging die speculative Thätigkeit Kolbe's, welcher mit scharfem Blicke und kühnem Griffe weite Gebiete der organischen Chemie in Besitz nahm. Seine mit Recht berühmte Abhandlung[2]): „Ueber den natürlichen Zusammenhang der organischen mit den unorganischen Verbindungen, die wissenschaftliche Grundlage zu einer naturgemäßen Klassifikation der organischen chemischen Körper" ist beredtes Zeugniß dafür. Der in derselben durchgeführte Hauptgedanke und damit der Kern seiner Auffassung liegt in folgendem Satze ausgesprochen: „Die organischen Körper sind durchweg Abkömmlinge unorganischer Verbindungen und aus diesen, zum Theil direct, durch wunderbar einfache Substitutionsprocesse entstanden."

Die deductive Behandlung chemischer Fragen hat in Kolbe's Arbeiten ihren Höhepunkt erreicht. Mit dem geistigen Auge, aber auf dem festen Boden experimenteller Thatsachen stehend, entdeckte er neue Gebiete, er prognosticirte die Existenz unbekannter Körper, ja ganzer Klassen solcher (z. B. der secundären und tertiären Alkohole u. a.). Glänzende Bestätigung fanden seine Speculationen durch die im Laufe der nächsten Jahre erfolgte Entdeckung der neuen Verbindungen, deren Bestehen, ja deren chemisches Verhalten von ihm vorausgesagt worden war. Auf speculativem wie experimentellem Gebiete hat sich Kolbe als Führer der vielfach unsicher gehenden Chemiker jener Zeit bewährt.

Seine und seiner Schüler Arbeiten sind in zwei stattlichen Bänden separat veröffentlicht worden[3]); die aus dem marburger Laboratorium hervorgegangenen umfassen die Jahre 1859—1865, die aus dem leipziger die Jahre 1865—1872.

Seine Untersuchungen über Salicylsäure (1874) sind allgemeiner bekannt geworden, da sie die Grundlage zur Ausbildung eines technischen Verfahrens gebildet haben, nach welchem große Mengen dieses der Menschheit nützlichen Stoffes dargestellt werden. Die neuesten in Leipzig entstandenen Arbeiten Kolbe's und seiner Schüler sind in dem Journal für praktische Chemie, dessen Redaction er seit dem J. 1870 übernommen hatte, veröffentlicht.

Kolbe's große wissenschaftliche Bedeutung liegt ganz besonders in den oben kurz besprochenen Arbeiten, sie hat aber auch wesentlich in seiner hervorragenden Lehrthätigkeit bestanden, welche der Liebig's an die Seite gestellt werden darf. Mit Begeisterung hingen die Schüler an dem geliebten Lehrer, in welchem sie oft ihren väterlichen Freund und zuverlässigen Berather verehren lernten.

Kolbe's Lehrmethode, nach welcher die praktisch zu Unterrichtenden selbst beobachten und denken, nicht aber auswendig lernen sollen, hat sich trefflich bewährt. Die gediegenen Untersuchungen seiner Schüler legen von dem sie erfüllenden Geiste bestes Zeugniß ab. Sein Lehrtalent wurde kräftig unterstützt durch den praktischen Blick und das organisatorische Talent, welche er insbesondere bei dem Bau und der Einrichtung des neuen leipziger Instituts, eines mustergültigen Laboratoriums, bethätigt hat.

Neben der auf dem mündlichen Unterrichte basirenden Lehrthätigkeit hat Kolbe auch literarisch eine bedeutende Wirksamkeit entfaltet: abgesehen von seinen zahlreichen Abhandlungen und Gelegenheitsschriften hat er ein ausführliches Lehrbuch der organischen Chemie (Braunschweig 1854—1865) und ein kurzes der anorganischen und der organischen Chemie (1877—1883) herausgegeben, durch Klarheit der Anordnung, Präcision des Ausdrucks, fesselnde Darstellung, Durchsichtigkeit und Schärfe der Erörterungen ausgezeichnete Werke.

In seinen Aufsätzen, welche er in den letzten 12 Jahren im Journal für praktische Chemie über theoretisch-chemische Fragen veröffentlichte, hat Kolbe schneidige, mit der Zeit sich noch verschärfende Kritik geübt an den Mängeln, Auswüchsen und Ausschreitungen, welche er der modern-chemischen Richtung zur Last legte. Wenn auch diesen Kritiken häufig eine kräftige Polemik innewohnte, durch welche er der Persönlichkeit manches Fachgenossen nahe trat, so hat Kolbe doch immer nur die Sache, das Wohl seiner geliebten Wissenschaft, welche er arg gefährdet glaubte, im Auge gehabt. Sein Bestreben, Schäden und Fehler aufzudecken, ist häufig falsch gedeutet

1) Fast alle diese Arbeiten wurden in Liebig's Annalen veröffentlicht. 2) Liebig's Annalen Bd. 113 (1859).

3) Bei Fr. Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen.

worden. Die, welche ihn näher gekannt haben, wissen, daß ihn seine gerade, offene, mannhafte Natur, sowie treues Festhalten an dem als gut Erkannten und für richtig Gehaltenen, nicht Streitsucht, in den Kampf gegen die moderne Chemie trieb. — Im täglichen Verkehre war von der ätzenden Schärfe, welche vielen seiner kritischen Schriften eigenthümlich ist, nichts zu merken.

Kolbe's wissenschaftliche Verdienste haben äußerlich durch mannichfache Auszeichnungen Anerkennung gefunden. In bleibenden Lettern sind dieselben in den Büchern der Geschichte seiner Wissenschaft verzeichnet, deren jetzige Entwickelung wesentlich durch seine Geistesarbeit möglich gewesen ist. *(E. von Meyer.)*

KOLBE (Karl Wilhelm, genannt Eichenkolbe), Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller, geboren zu Berlin am 20. Nov. 1757, gestorben zu Dessau am 13. Jan. 1835. Er besuchte das französische Gymnasium, wurde aber durch Chodowiecki, einen nahen Verwandten der Familie, zum Zeichnen angeleitet. Nach absolvirten Studien wurde er Lehrer der französischen Sprache am Philanthropin zu Dessau, übte sich aber in freien Stunden im Zeichnen weiter. Nachdem er später zwei Jahre lang als Secretär im Forstdepartement im Dienste des Grafen Schulenburg angestellt gewesen, ging er zum zweiten mal nach Dessau, um daselbst Unterricht im Zeichnen zu ertheilen. In dieser Stellung war er auch als Schriftsteller thätig; von 1782—1791 gab er mehrere Unterrichtsschriften, darunter einzelne in französischer Sprache, heraus und machte sich um die deutsche Sprache verdient. Seine beiden Werke dieser Richtung: „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlagen zur Poesie" — „Ueber Wortmengerei, Sprachreinheit und Sprachreinigung" gehören einer späteren Zeit (nach 1806) an. Er kehrte abermals nach Berlin zurück (1793), um hier zu bleiben und sich ganz der Kunst zu widmen. Bereits 1795 wurde er Mitglied der Akademie. Als Künstler hatte er eine besondere Vorliebe für die Landschaft und zeichnete viel und fleißig nach der Natur. Seine Zeichnungen übertrug er dann auf die Kupferplatte und eignete sich eine freie, oft ins Großartige wirkende Behandlung der Radirnadel an. Nur wo im tiefen Schatten das Aetzwasser nicht tief genug wirkte, suchte er mit dem Grabstichel nachzuhelfen. In der Technik des Radirens nahm er sich Waterloo und Geßner zu Vorbildern; den erstern Meister hat er jedoch nie erreichen können; die poetische Auffassung der Natur, der Baumgruppen, des Waldes, die wir in den Blättern des holländischen Meisters bewundern, war ihm versagt. Doch gehört er zu jenen deutschen Künstlern, die sich bemühten, die deutsche Kunst wieder aus ihrer Lethargie aufzuwecken. Besonders die Naturalisten in der Kunst können von seiner treuen, lebendigen Wiedergabe des Einzelnen noch immer lernen. Gern brachte er alte Eichen auf seinen Radirungen an (deshalb sein Beiname: Eichenkolbe), einzeln oder in Gruppen. Die Behandlung des Technischen ist vorzüglich. Für die Vordergründe liebte er gern große Blätter, Schilf und sumpfigen Boden und hier leistete er Bewunderungswürdiges. Solche Hauptblätter sind: die Kuh im Schilfe und die Kuh in Kräutern, ein großes Kräuterstudium mit arkadischen Schäfern, ein dergleichen mit schlafendem Hirtenknaben, dann die beiden Blätter, die unter dem Namen: Große Kräuterstudien bekannt sind; auf einem bildet ein Mädchen mit dem Zitherspieler die Staffage, das andere hat die Unterschrift: Auch ich war in Arkadien. Seine figürlichen Staffagen sind das Schwächste in seinen Radirungen, besonders die Zeichnung der nackten Figuren ist oft ganz verfehlt und der Künstler liebte es gerade besonders, solche mythologische Nuditäten in Waldungen und Schilfsdickicht sich herumtummeln zu lassen. Seine beiden Blätter: der Centaur mit dem geraubten nackten Mädchen und der bewaffnete Reiter, der ein Mädchen entführt, wirken geradezu komisch. Im J. 1805 besuchte er den Dichter Geßner in Zürich und hier radirte er 23 idyllische Landschaften nach dessen Guachebildern. Es werden 125 Blätter als sein Werk angeführt. Seine Schüler waren die Historienmaler Hofmaler Beck und Professor Krüger, sowie die Landschaftsmaler Krause und Krägen. Die beiden letztern werden von seinem Unterrichte den meisten Nutzen gezogen haben. Im J. 1810 erhielt er an der Universität Halle das philosophische Doctordiplom. Auch hat er eine Selbstbiographie geschrieben, die 1825 in Berlin erschien und in welcher er über seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprache und Kunst Aufschluß gibt. (Siehe seine Selbstbiographie; A. G. Schmidt, Schriftsteller-Lexikon; Andresen, Handbuch.)

(J. E. Wessely.)

KOLBE (Karl Wilhelm), Historienmaler, des Vorigen Neffe, geboren zu Berlin am 7. März 1781, gestorben daselbst am 8. April 1853. Er wurde zum Künstler auf der Akademie seiner Vaterstadt herangebildet und zwar unter Chodowiecki's Leitung. Schon mit 15 Jahren stellte er eine große historische Composition (Kreidezeichnung) aus, Froben's Tod in der Schlacht bei Fehrbellin und erhielt den ersten akademischen Preis. Er schlug dann die sogenannte romantische Richtung in der Kunst ein, in welcher er große Erfolge erzielte, um so mehr, als in der deutschen Literatur, namentlich durch Fouqué und Tieck, dieselbe Richtung sich vordrängte und die dafür gestimmte Gesellschaft gefangen nahm. Die romantischen Dichter konnten nicht ohne tiefen Einfluß auf die darstellende Kunst bleiben und wenn unsern Ohren heutzutage die Ritter- und Märchendichtung fremdartig und die darin vertretene Gefühlsrichtung unnatürlich erscheint, so müssen auch die in diesem Geiste entstandenen Malerwerke in unsern Augen dasselbe Schicksal haben. Kolbe's historische Compositionen erscheinen wie die auf Knalleffect berechneten Schlußscenen eines Spectakelstückes; die Hauptperson erscheint in der Mitte einer figurenreichen Umgebung und damit nichts fehle, muß das Mondlicht oder eine grelle Fackelbeleuchtung den Effect womöglich noch steigern. Die beiden Historien in der Nationalgalerie zu Berlin liefern für das Gesagte den Beweis: das eine Bild stellt Karl's V. Flucht über die Alpen 1551 bei Nachtzeit dar, das andere Friedrich Barbarossa in der Schlacht bei Antiochia 1190.

Letzteres Bild zeigt indessen bereits den Einfluß der Düsseldorfer Malerschule.

Von seinen größeren Compositionen sind zu nennen: die Entwürfe zu Glasfenstern für das Schloß in Marienburg. Sie stellen die Kämpfe und Schicksale der deutschen Ordensritter dar, behandeln also ein Thema, das dem Geiste des Künstlers recht zusagen mußte. Sie entstanden 1822—1827. Zwei Oelskizzen davon befinden sich in der berliner Nationalgalerie und stellen den festlichen Einzug der Ritter in das Schloß und deren Krankenpflege in Jerusalem dar. In den Vorhallen des Marmorpalais bei Potsdam führte er Fresken aus, zu denen ihm das Nibelungenlied den Stoff lieferte. Weitere Bilder von seiner Hand sind eine Himmelfahrt Christi in der Schloßkirche zu Potsdam, Karl der Große beim Kohlenbrenner, Winzerfest im Mittelalter, Doge und Dogaressa, die Schlacht gegen die Ungarn bei Merseburg (1829 vollendet); Albrecht Achilles erobert eine Fahne und die Belehnung des Kurfürsten Friedrich I. durch den Kaiser, beide im königlichen Schlosse und außerdem einige Bilder im königlichen Besitze. Bei kleineren Bildern hielt er sich an altdeutsche Meister und führte sie mit peinlicher Genauigkeit durch, wählte dazu auch eine klare helle Beleuchtung. Ein Beispiel dieser Art ist die altdeutsche Straße mit figurenreicher Staffage vom J. 1824, die sich gleichfalls in der Nationalgalerie befindet. Der Künstler, der seine Vaterstadt nicht verließ, wurde 1815 Mitglied und 1830 Professor der Akademie. (Siehe Rosenberg, Die Berliner Malerschule.)

(*J. E. Wessely.*)

KOLBEN nennt man in der Botanik einen ährenförmigen Blütenstand mit dicker fleischiger Spindel, welcher die meist dichtstehenden Blüten ohne Stiel aufsitzen. Er kommt nur bei monokotylen Pflanzen, insbesondere bei Aroideen und Palmen, seltener bei Gräsern vor. Häufig ist der Kolben von einem großen Deckblatte, der Blütenscheide, spatha, umgeben. (*Garcke.*)

Kolbengras, s. Alopecurus.

Kolbenhirse, s. Setaria.

KOLBERG oder COLBERG, Seestadt in der preußischen Provinz Pommern, Reg.-Bezirk Köslin, Kreis Kolberg-Köslin in 5 Meter Höhe, an der Persante, 3 Kilom. vor ihrer Mündung, 36 Kilom. von Belgard entfernt. Die 16,027 Bewohner, von denen 8156 männlichen und 7695 weiblichen Geschlechtes sind, führen in 1212 Häusern (27 haben andere Bestimmung) 3647 Haushaltungen. Unter den evangelischen Bewohnern waren 1871: 826 Katholiken und 780 Juden; 9 Taubstumme und 17 Blöd- und Irrsinnige; 809 konnten weder lesen noch schreiben. Zur Stadt gehören 5026 ha Land, wovon 1443 ha Acker, 1047 ha Wiesen, 1668 ha Holz u. s. w. sind. Die nach der Seeseite befestigte Stadt hat 4 Vorstädte: die Lauenburger Vorstadt, die Gelder, die Strandstadt und die Münde; eine reiche Kämmerei, einen Marktplatz mit der Statue Friedrich Wilhelm's IV. von Drake seit 1864; seit 1858 ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, ein Waisenhaus, 4 Hospitäler, ein Zucht- und Arbeitshaus, ein adeliges Fräuleinstift, ein schönes von Zwirner erbautes Rathhaus. Unter den 5 sehr alten Kirchen ist die im J. 1316 vollendete herrliche Marienkirche, 64 Meter lang, 40 Meter breit, mit einem 74 Meter hohen Thurme und 2 kleineren Nebenthürmen, Kanzel, 2 Altären und Taufstein aus Erz, ansehnlicher Dombibliothek, Figuren der Apostel von 1327, Holzschnitzwerk von 1523 u.s.w.; das Domkapitel wurde 1810 aufgehoben. Außerdem sind zu erwähnen ein Kloster (1481), die Nikolai-, Heilige Geist- und Georgenkirche (1639). Die Stadt hat Gasanstalt, Wasserleitung, einige Fabriken, große Fischerei, lebhaften Seehandel (37 Schiffe von 6586 Tonnen) und ein treffliches Sool- und Seebad; Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Bankagentur und Volksbank, Kreisamt und Kreisgericht und ein Haupt-Zollamt. Die Quellen des Salzwassers liegen am Zellenberge beim Münderthor und die Gebäude und das Gradirhaus des 1860 aufgegebenen Salzwerkes stehen an der Persante; das Wasser wird jährlich noch von 2000 Patienten zu Soolbädern benutzt. Im J. 1840 gewann man noch 2½ Millionen Kilogramm Salz.

Die Stadt ist von Morästen umgeben, deren breite Gräben durch die Persante mit Wasser gefüllt werden können, sodaß die umliegenden Sümpfe überschwemmt werden. Bei der Hafenvorstadt Kolbergmünde, dem besten Hafen in Hinterpommern, welcher Leuchtthurm, Post und Seebad hat, liegen zu beiden Seiten des Flusses Strandbatterien, im Osten das Münder-Fort, auf der West- oder Maikuhl-Seite die Kleist- und Heidenschanze. Zu den Handelsanstalten gehören auch in der Stadt die Börse, die 1334 gebaute Seilerbahn, der Packhof, die Magazine u. s. w. — Kolberg war die alte Hauptstadt des Herzogthums Kassuben und war schon im 10. Jahrh. vorhanden. Der Polenherzog Boleslaw belagerte es im J. 1102 vergeblich; im J. 1255 erhielt es deutsches (lübisches) Stadtrecht durch Wratislaw III. und 1277 kam es an das Stift Kammin. Es trat 1284 der Hansa bei und nahm 1530 die Reformation an. Im J. 1630 wüthete dort die Pest. Im J. 1648 im Westfälischen Frieden erhielt Brandenburg zur Schadloshaltung das Bisthum Kammin, das allmählich fast den sechsten Theil von ganz Pommern an sich gebracht hatte, als ein Fürstenthum. Im J. 1653 übergaben die Schweden die Stadt den Brandenburgern. Im J. 1758 belagerte sie General Palmbach 19 Tage lang ohne Erfolg mit 20,000 Mann; 1760 wurde die Festung durch 27 russische und schwedische Kriegsschiffe und durch 15,000 Mann zu Lande belagert, aber durch den General Werner mit 6000 Mann entsetzte; 1761 erschien Romanzow mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps vor Kolberg; indeß erst die größte Hungersnoth nöthigte den Commandanten zum Capituliren. Ebenso tapfer wurde es 1807 durch Gneisenau gegen 18,000 Franzosen unter Feulié, Loison, zuletzt Mortier vertheidigt, wozu auch Schill und der wackere 70jährige Bürger Nettelbeck beitrugen, bis die Nachricht vom Tilsiter Frieden dem Kampfe Einhalt that. — Kolberg ist der Geburtsort Ramler's.

Der Kreis Kolberg-Köslin, 16,89 geogr. □Meilen oder 930,04 □Kilom., ist der von der

Persante durchflossene westliche Theil des ehemaligen Kreises Fürstenthum. Durchzogen wird er von der Berlin-Stettin-Hinterpommerschen Bahn und der Zweigbahn Belgard-Kolberg. Die beiden Städte des Kreises, Kolberg und Köslin, nebst den 76 Landgemeinden und 64 Gutsbezirken, sind von 51,730 Bewohnern bevölkert, von denen 26,137 männlichen und 25,593 weiblichen Geschlechts sind; diese führen in 5116 Häusern (136 haben andere Bestimmung) 10,028 Haushaltungen. Im äußersten Nordosten des Regierungsbezirks, östlich von der Leba, wohnen noch die letzten Reste der zu den polabischen Slawen gehörenden Slowinzen und Kabatken mit eigenthümlichem Dialekt. (*G. A. von Klöden.*)

KOLBUSZOW, Ortschaft in Galizien, 39°27′ östlich von Ferro, 50° 15′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 210 Meter gelegen, zählt 3111 Einwohner und ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes. Südöstlich davon Kolbuszowa górna mit 1580 Einwohnern und nordwestlich Kolbuszowa dolna mit 1258 Einwohnern. (*Ferdinand Grassauer.*)

KOLCHIS. Zwischen der westlichen Kette des Kaukasus, in deren Mitte sich der gewaltige Elbrus erhebt, und den hohen Gebirgszügen, welche sich vom Kaukasus nach Südwesten abzweigen und in ihrem weiteren Laufe die Südküste des Schwarzen Meeres begrenzen, den moschischen Gebirgen der Alten, liegt eine weite und fruchtbare aber ungesunde Ebene, welche von dem wasserreichen und schiffbaren Rion, dem Phasis der Alten, und seinen zahlreichen Nebenflüssen durchströmt wird. Dieses Gebiet bildet gegenwärtig die Landschaften Mingrelien und Imeretien oder das Gouvernement Kutais. Hier war im Alterthume der Volksstamm der Kolcher ansässig, nach dem die Landschaft den Namen Kolchis trägt.

Ob die Kolcher schon in den assyrischen Inschriften erwähnt werden, steht dahin. Um das Jahr 1170 v. Chr. war der Stamm der Muschkâja, in denen wir wol zweifellos die Moscher der Griechen, nach denen die Gebirge südlich von Kolchis ihren Namen haben, wiedererkennen dürfen, in die Tauroslandschaften und das nördliche Syrien eingebrochen, wo sie um 1120 von Tiglatpileser I. besiegt werden, aber auch später noch erscheinen. Neben ihnen nennt dieser König einmal die Kaschkâja und auch unter Tiglatpileser II. erscheinen die Kaski in den Tauroslandschaften (vgl. meine Geschichte des Alterthums I, §§. 265, 273, 367). Vielfach hat man in denselben die Kolcher erkennen wollen und lautlich ist die Gleichsetzung vollkommen möglich, wenn allerdings auch nicht so evident wie bei den Moschern. Im übrigen ist es ja vollkommen begreiflich, daß diese kriegerischen Gebirgsstämme des Nordens weitere Eroberungszüge unternahmen und ein Theil derselben sich im Süden dauernd niedergelassen hat.

Von den Griechen ist die Ostküste des Schwarzen Meeres etwa um das Jahr 800 entdeckt worden; der Fluß Phasis erscheint in der uns erhaltenen Literatur zuerst in dem Hesiodeischen Flußkataloge (Theog. 340). In der Folgezeit (etwa 750—600) gründeten dann die Milesier, wie an allen Küsten des Schwarzen Meeres so auch hier, eine Reihe von Ansiedelungen, unter denen Phasis (jetzt Poti) auf Pfählen in den Sümpfen an der Mündung des gleichnamigen Flusses erbaut, und weiter im Norden Dioskurias (am Vorgebirge Iskuria) die bedeutendsten sind. Eine dritte griechische Ansiedelung zwischen beiden, Namens Gyênos, an einem gleichnamigen Flusse, nennt Skylax 81, die mit den Orten *Πυῆνις* und *Τυῆνις* bei Steph. Byz. identisch ist und auch sonst noch unter andern Namen erscheint, vgl. C. Müller's Commentar zu Skylax l. c.

Daß der Name Kolcher eine größere Anzahl von Stämmen umfaßte, ist eine unbegründete Annahme; die Koraxer und Moscher, welche in den offenbar ungenauen Excerpten aus Hekatäus bei Steph. Byz. als *ἔθνη Κόλχων* bezeichnet werden, erscheinen in genaueren Berichten, z. B. bei Skylax, diesen nebengeordnet. Die Kolcher sind nur einer der zahlreichen kleineren Stämme an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Als Grenzen ihres Gebietes bezeichnet Skylax im Norden Dioskurias, im Süden den Fluß Apsaros, und damit stimmen im wesentlichen alle übrigen Angaben. Außerdem erwähnt Xenophon (Anab. IV, 8, 8. 22, V, 3, 2 und *Diod.* XIV, 29, 6) Kolcher bei Trapezus und Kerasus, die sonst nicht vorkommen; Arrian (peripl. Ponti 15) scheint sie nur aus Xenophon zu kennen. Ueber die Herkunft der Kolcher hat Herodot die Hypothese aufgestellt, sie seien ägyptische Colonisten aus der Zeit des Sesostris, weil er in ihrer dunkeln Hautfarbe und ihrem krausen Haar, in Lebensweise und Sprache eine Uebereinstimmung mit den Aegyptern zu bemerken glaubte und bei den Kolchern die ägyptische Sitte der Beschneidung und der Leinenbereitung vorfand (II, 103 fg.). Herodot sagt selbst, die Annahme sei seine eigene Vermuthung, nicht Ueberlieferung (*νοήσας δὲ πρότερον αὐτὸς ἢ ἀκούσας ἄλλων λέγω*); auf Befragen hätten dann die Kolcher sich der Sache noch so ziemlich, die Aegypter weniger erinnert, letztere hätten dann die weitere Hypothese über Sesostris aufgestellt. Der Einfall Herodot's ist in alter wie in neuerer Zeit vielfach wiederholt worden; daß er ganz hinfällig ist, bedarf keiner weiteren Ausführung; schon deshalb, weil weder Sesostris noch sonst ein ägyptischer König je weiter als nach Nordsyrien vorgedrungen ist. Die Aussage Herodot's, daß beide Sprachen ähnlich seien, kann nicht viel verschlagen, da er notorisch keine andere Sprache als die griechische konnte. Positive Aussagen über die Nationalität der Kolcher aufzustellen, fehlen uns alle Mittel; vermuthlich sind sie den kaukasischen Stämmen zuzurechnen. Ihren eigenthümlichen Typus erwähnt auch Hippokrates. Auch von der Religion der Kolcher wissen wir nicht viel: *σέβονται δὲ μάλιστα Οὐρανὸν καὶ Γῆν* heißt es schol. Apoll. Rhod. III, 202, wo auch nach Nymphodoros erzählt wird, daß die Kolcher nur die weiblichen Leichen bestatteten, die männlichen aber in Rindshäute einnähten und aufhängten (so auch *Nic. Dam.* fr. 124 *Aelian.*, v. hist. IV, 1). Nach Arrian (peripl. Ponti 11,) liegt links von der Phasismündung die Culturstätte der *Φασιανὴ Θεός*, deren Bild, das offenbar unter griechischem Einflusse entstanden ist, der kleinasiatischen Göttermutter ähnlich war: ihren Sitz tragen Löwen, sie

hielt eine Cymbel in der Hand. Auch auf der unten zu erwähnenden Münze des Aristarchos ist sie dargestellt; von Sallet (Zeitschr. für Numism. III, 58) bezeichnet sie als „thronende Cybele". Der Avers der Münze zeigt das Strahlenhaupt des Sonnengottes. Ein Heiligthum einer Göttin, welche die Griechen Leukothea nennen — es soll von Phrixos gegründet sein, der hier ein Orakel hatte — lag in den moschischen Bergen und erfreute sich großen Ansehens (*Strabo* XI, 2, 17 fg.). Dagegen wird der Hain des Ares an der Mündung des Phasis, in dem nach den Darstellungen der Argonautenfahrt das Goldene Vließ aufgehängt war, wol nur der griechischen Sage angehören (*Apoll. Rhod.* II, 404, *μέμνηνται* [*αὐτοῦ*] *πολλοί* sagen die Scholien; bei Hellanikos erschien an seiner Stelle ein Heiligthum des Zeus).

Seine Berühmtheit verdankte Kolchis dem Umstande, daß die Griechen hier das Land Aia, das Ziel der Argofahrer, wiederzufinden glaubten. Der Ursprung dieser Sage ist wol zweifellos rein mythisch; in der Odyssee liegt die Insel Aiaia, wo Kirke, die Schwester des Aietes, wohnte (*κ*, 135 fg.) und von wo die Argo zurückfuhr (*μ*, 70), fern am Ende der Welt und zwar nach dem jetzigen Zusammenhange im Westen. Doch weisen verschiedene Andeutungen darauf hin, daß sie auch hier ursprünglich im Osten gedacht war; sind doch auf Aiaia die Wohnungen und Tanzplätze der Morgenröthe und der Aufgang des Helios (*μ*, 3 f.; vgl. jetzt von Wilamowitz, Homerische Untersuchungen 165). Jedenfalls ist der Schauplatz der Sage sonst durchweg im fernen Osten: allgemein sucht man Aia am Phasis, den sich die ältere Anschauung direct mit dem östlichen Ocean in Verbindung denkt. Nach Skylax liegt am Phasis 180 Stadien von der Mündung eine große Barbarenstadt, aus der Medea stammte; und Aehnliches erzählen zahlreiche andere. Gewöhnlich wird die Stadt selbst Aia genannt, so bei Steph. Byz. und Plinius (VI, 13), wo sie als verschwunden bezeichnet wird. Natürlich ist der Name rein mythisch; bei den Alexandrinern wird sie mit der Stadt Kytaia identificirt (*Lycophron.* Alex, 1312 mit dem Schol.; *Apoll. Rhod.* II, 399 und sonst; *Steph. Byz.* s. v.), die in den Zeiten Justinian's als Castell und Hauptort des Fürstenthums Lazica erscheint (*Procop.* Goth. IV, 14; *Agath.* II, 22) und noch gegenwärtig unter demselben Namen Kutais Hauptstadt des Landes ist. Die moderne Stadt liegt am linken, die Ruinen am rechten Ufer des Rion (von Haxthausen, Transkaukasien 22). Auch sonst hat die Argonautensage auf die alte Geographie des Landes Einfluß geübt: so erscheint bei zahlreichen Schriftstellern ein Kirkaeisches Gefilde (*Apoll. Rhod.*, *Plin.*, *Dion. Perieg.* u. a.), die Heiligthümer werden hier wie in der ganzen Nachbarschaft auf Phrixos und Jason zurückgeführt, die Volksstämme von ihnen und ihren Genossen abgeleitet, der Fluß Apsaros gilt für den Schauplatz des Todes des Apsyrtos. Auch der Schauplatz von Prometheus' Leiden lag ja in der Nähe. Der Anker der Argonauten, ein ziemlich modernes Fabrikat, wurde dem Arrian an der Phasismündung gezeigt.

Im Gefolge der Argonautensage sind die Kolcher auch ins Adriatische Meer gekommen. Von Aeetes zur Verfolgung der Medea ausgeschickt, sollen sie sich, als sie ihrer nicht habhaft werden konnten, an verschiedenen Punkten desselben angesiedelt haben. So werden die Istrer und speciell ihre Stadt Pola auf die Kolcher zurückgeführt (*Plin.* III, 129; *Justin.* 32, 3), Olcinium und Oricum in Illyrien heißen kolchische Colonien (*Plin.* III, 144 fg.). Ein Theil aber siedelte sich bei den Phäaken auf Scheria an, von wo sie von den Korinthern, als diese Kerkyra besetzten, verjagt sein sollen. Erst bei dieser Gelegenheit läßt Timaeos (Schol. Ap. Rhod. IV, 1216) sie nach Illyrien hinübergehen. Ebenso erzählen *Apoll. Rhod.* und *Apollodor* I, 9, 23 (mit weitern Zusätzen). „Es ist nicht wunderbar, daß die Träger der Argonautensage in Hellas, die Medeia ihre Königstochter nannten [d. i. die Korinther], in ihren Feinden die Wilden wiederfanden, die jene korinthische Prinzessin gefangen gehalten hatten" (von Wilamowitz, Homerische Untersuchungen 170).

Von der Geschichte von Kolchis ist nicht viel zu berichten. Die Producte des Landes, Feldfrüchte, Holz, Hanf, Wachs, Pech, ferner das schon von Herodot gerühmte Linnen, das bei den Griechen *λίνον Σαρδονικόν* hieß, wurden von den griechischen Hafenorten ausexportirt, die daneben aus Sklavenfang und Sklavenhandel bedeutenden Gewinn zogen. Namentlich Dioskurias gelangte zu bedeutender Blüte: es war der Hafenort und Handelsplatz für 70 oder wie andere sagen 300 uncultivirte Stämme, deren jeder eine andere Sprache sprach (*Strabo* XI, 2, 16). Die Kolcher standen unter mehrern localen Dynasten (*σκηπτοῦχοι*) ohne größere Macht; eine geschichtliche Rolle haben dieselben nie gespielt.*) In der Perserzeit sind die Kolcher und ihre Nachbarn nach Herodot (III, 97) nicht eigentlich unterthan, sondern liefern dem Perserkönige jedes fünfte Jahr 100 Knaben und 100 Mädchen; außerdem leisten sie Heeresfolge (VII, 79). Es ist nicht unmöglich, daß sie in der Liste der persischen Unterthanen in der Grabschrift des Darius am Schlusse als Karka erscheinen. Auf ihrem Rückzuge aus dem innern Asien nach Trapezus glaubten die griechischen Söldner des jüngern Kyros auch an den Phasis gekommen zu sein (*Xen.* Anab. IV, 6, 4; *Diod.* XIV, 29, 1); doch ist das ein Irrthum gewesen; es war vermuthlich der Araxes.

Dann bleibt Kolchis selbständig, bis Mithradates VI. Eupator von Pontus um 115 die Fürsten am Phasis unterwarf und sein Reich bis an den Kaukasus ausdehnte (vgl. meine Geschichte des Kgr. Pontos S. 88). Kolchis, das wegen seines Holzreichthums dem Könige für den Schiffsbau besonders wichtig war, wurde als eigene Provinz organisirt und von einem Statthalter verwaltet (*Strabo* XI, 2, 18). Während des ersten Römerkrieges empörten sich die Kolcher, waren indessen bereit, sich frei-

*) Plinius (XXXIII, 52) erzählt von einem Kolcherkönig Saulaces Aeetae suboles, dessen Schätze Sesostris erobert hätte; von Gutschmid, Zeitschr. für Num. III, 150, hatte geglaubt, ihn auf einer Münze nachweisen zu können, doch gehört dieselbe, wie sich jetzt herausgestellt hat, einem Taurerkönige Saumakes; s. R. Weil, Zeitschr. für Num. VIII, 324 fg.

willig wieder zu unterwerfen, wenn der König ihnen seinen gleichnamigen Sohn zum König gebe. Mithradat willigte ein, schöpfte indessen bald darauf Verdacht gegen seinen Sohn, setzte ihn gefangen und ließ ihn hinrichten (*App.* Mithr. 64). Nach einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung von Gutschmid's (Literarisches Centralblatt 1880, 869) stammt vou diesem Mithradat eine 1876 gefundene Tetradrachme mit der Legende *Βασιλέως Μιθραδάτου Φιλοπάτορος καὶ Φιλαδέλφου* (von Sallet, Zeitschrift für Num. IV, 233). Später hat Mithradat die Verwaltung von Kolchis dem Moaphernes, dem Vatersbruder von Strabo's Mutter (*Strabo* XI, 2, 18) übertragen. Als Mithradat nach der Schlacht bei Nikopolis (66) vor den Römern fliehen mußte, brachte er den Winter in Dioskurias zu (*App.* Mithr. 101); im nächsten Frühjahre rückte Pompeius von Iberien aus in Kolchis ein (*App.* 103, *Plut.* Pomp. 34, *Dio.* 37, 2; ein im Triumphe mit aufgeführter *Κολχῶν σκηπτοῦχος 'Ολθάκης App.* 117). Bei der Neugestaltung des Orients durch Pompeius wurde über die Kolcher ein Dynast Aristarchos gesetzt (*App.* 114; *Eutrop.* VI 14; *Ruf.* Brev. 16); von ihm besitzen wir eine schon erwähnte Silberdrachme mit der Legende *ΑΡΙΣΤΑΡΧΟ — ΤΟΥΕΠΙ — ΚΟΛΧΙΔΟ;* im Abschnitte *BI* (von Sallet, Zeitschr. für Numism. III, 58 und correcter Koehne, Numism. Chronicle XVII. Die weitern Schicksale des Landes kennen wir zunächst nicht; als Mithradates' Sohn Pharnakes im J. 48 sein väterliches Reich wieder zu gewinnen versuchte, gewann er auch Kolchis und plünderte das Heiligthum der Leukothea in den moschischen Gebirgen aus. Nach seiner Niederlage bei Zela erlitt dann das Heiligthum dasselbe Schicksal noch einmal durch Mithradates von Pergamon, den Cäsar zu Pharnakes' Verfolgung ausschickte (*Strabo* XI, 2, 17, *Dio*, 42, 45). Schließlich unter Augustus kam Kolchis an König Polemo I. von Pontos (*Strabo* XI, 2, 18, XII, 3, 29). Das Reich der Polemoniden ist unter Nero im J. 66 n. Chr. eingezogen. Doch ist Kolchis nach *Eutrop.* VIII, 3, *Ruf.* Brev. 20 erst unter Trajan zum römischen Reich geschlagen. Es kam zur Provinz Kappadokien. Doch war nur das unmittelbare Küstenland römisches Gebiet, während das Innere unter Stammesfürsten stand, die Roms Oberhoheit anerkannten. Die Grenze war bei Dioskurias, das in der Zwischenzeit durch die Angriffe seiner barbarischen Nachbarn stark gelitten hatte (als nunc desertum bezeichnet es *Plin.* VI, 16) und jetzt unter dem Namen Sebastopolis wiederhergestellt wurde; hier lag die letzte römische Garnison; siehe darüber den für Hadrian im J. 131 verfaßten Bericht des Legaten von Kappadokien Arrian (*περίπλους Εὐξείνου Πόντου*). In dieser Zeit scheint Kolchis (Ptolemäus [V, 10] rechnet seinen Umfang vom Flusse Korax nördlich von Dioskurias bis zum Phasis) nur noch ein geographischer Begriff zu sein: weder bei Arrian noch bei Ptolemäus erscheint ein Volksstamm der Kolcher. Neue Gruppirungen und Namen der Stämme in der Ostecke des Schwarzen Meeres haben sich gebildet: nach Ptolemäus zerfällt Kolchis in das Gebiet der *Λᾶζαι* (jetzt Lazen), *Μάνραλοι* (j. Mingrelier) und *'Εκρηκτική* (j. Egrissi). Wie südlich von Kolchis die Sannen oder Tzanen (die alten Makronen), so treten im eigentlichen Kolchis die Lazen am bedeutendsten hervor. In der byzantinischen Zeit bilden sie ein eigenes Königreich, das zu Justinian's Zeit christlich war (*Agathias* II, 18) und in den zahlreichen Grenzfehden zwischen dem römischen und dem neupersischen Reiche ein gewöhnliches Streitobject bildete. (*Eduard Meyer.*)

KÖLCSEY (sprich Költscheï, Franz von), ungarischer Schriftsteller, der Sprosse einer alten reformirten Adelsfamilie, ist geboren den 8. Aug. 1790 in Szö-Demeter (Comitat Mittel-Szolnok). Sein Vater starb schon 1796, seine Mutter 1801; der früh verwaiste Knabe, den die Blattern des rechten Auges beraubt hatten, stand allein und lernte bald des Lebens Ernst kennen. Seine Studien absolvirte Kölcsey 1798—1809 in Debreczin, wo er sich auch fleißig mit französischer und deutscher Literatur beschäftigte und die ungarische literarische Bewegung bereits mit Aufmerksamkeit verfolgte. Am 19. Mai 1808 schrieb Kölcsey seinen ersten Brief an Kazinczy (s. d.), den Führer des damaligen literarischen Ungarns, mit dem ihn bis an des gefeierten Mannes Tod (1831) die wärmste Freundschaft verband. Aus demselben Jahre stammen seine ersten Gedichte und aus dem folgenden seine erste selbständige Abhandlung über die 1549 erschienene „Orthographia Hungarica", zu der ihn Kazinczy's „Ungarische Alterthümer" (1809) angeregt hatten.

Nach Beendigung seiner juristischen Studien kam Kölcsey nach Pest und arbeitete als Jurat bei der königlichen Tafel; doch entsagte er bald der Rechtspraxis, da ihn die literarischen Studien und Arbeiten weit mehr fesselten[1]), zu denen ihn auch seine pester Freunde, die Schriftsteller Stephan Horvát, Michael Vitkovicz und Paul Szemere, anspornten. Daher zog er sich auf sein Erbe Almosd (Biharer Comitat) zurück, wo er einzig der Bewirthschaftung seines Gutes und den Wissenschaften lebte. Im J. 1815 siedelte er nach Cseke (Comitat Szatmár) über, einem abgelegenen Dorfe an der Theiß, wo ihn nur sein fleißiger Briefwechsel, besonders mit Kazinczy und Döbrentei, und wiederholte kurze Reisen nach Pest im Zusammenhange erhielten mit dem stets lebhafter pulsirenden literarischen Leben seines Vaterlandes.

In die Literatur trat Kölcsey in den Jahren 1814 und 1815 mit einigen Gedichten ein, welche ziemlich unbemerkt blieben.[2]) Aus derselben Zeit stammen seine „Briefe an Döbrentei" (1813—1816), welche außer interessanten autobiographischen Daten seine ästhetischen Ansichten enthalten[3]), und seine Theilnahme an der witzigen polemischen Flugschrift „Felelet a mondolatra" (Antwort auf das Mondolat, Pest 1815)[4]), in welcher Kölcsey

---

1) Zu derselben Zeit wurde er als Professor nach Debreczin berufen, lehnte jedoch ab. 2) Dieselben erschienen in Stef. Horvát's „Ungarischem Damen-Kalender" und im „Siebenbürger Museum". 3) Dieselben erschienen in der Zeitschrift „Élet és Literatura" (Leben und Literatur), II. Band. 4) Das „Mondolat" war ein gegen Kazinczy's neugebildete ungarische Wörter

im Verein mit Paul Szemere die Angriffe zurückwies, welche die orthologe Partei gegen Kazinczy's Neuerungen auf dem Gebiete der ungarischen Sprache gerichtet hatte.

Im J. 1817 begann Kölcsey's kritische Thätigkeit mit einer Beurtheilung des Dichters Michael Csokonai, welcher bald zwei weitere Kritiken über die Dichter Johann Kiß und Daniel Berzsenyi folgten.[5]) Kölcsey's strenges, obwol im allgemeinen nicht eben ungerechtes Urtheil machte ihm nicht nur die Beurtheilten zu Feinden, sondern schadete ihm auch beim Publikum, welches die Bedeutung und Nothwendigkeit der Kritik noch nicht begriff und den ästhetischen Tadel ohne weiteres auf persönliche Gründe zurückführte. Gleichzeitig erschienen in den zeitgenössischen Almanachen zahlreiche Gedichte Kölcsey's, welche den Namen des Verfassers bald bekannt und beliebt machten und die Zeitgenossen allmählich mit dem gefürchteten Kritiker aussöhnten.

Im J. 1826 zog Kölcsey auf einige Monate nach Pest und begründete hier mit Paul Szemere die Zeitschrift „Élet és literatura" (Leben und Literatur), welche 1826—1829 in vier Bänden erschien und das erste bedeutende literarische Journal Ungarns war. Kölcsey veröffentlichte hier, außer den erwähnten gehaltreichen „Briefen an Döbrentei", zahlreiche gediegene Abhandlungen, von denen die folgenden: „Ueber Körner's Zrinyi", „Ueber das Komische", „Die bildende Kunst und die Dichtkunst", „Geschmack und Kritik" die bedeutendsten sein mögen. Während seines pester Aufenthaltes schloß er auch mit Karl Kisfaludy (s. d.) und dessen Kreise Freundschaft und blieb mit den hauptstädtischen Schriftstellern in regem brieflichen Verkehr, als er im Januar 1827 nach Cseke zurückkehrte.

Im J. 1829 zum Notar des Szatmárer Comitats ernannt, begann Kölcsey sich nun eifrig mit politischen Fragen zu befassen und betheiligte sich lebhaft an den Elaboraten für den nächsten Reichstag, welche die modernen Reformideen mit Geist und Entschiedenheit vertraten und auch von andern Comitaten acceptirt wurden. Kölcsey hatte durch diese gediegenen, echt liberalen Arbeiten die Achtung und Neigung des Comitats dergestalt gewonnen, daß er 1832 zum Reichstags-Ablegaten gewählt wurde. Auf dem Reichstage war Kölcsey einer der angesehensten Führer der Opposition, welche, im Gegensatze zu den conservativen und reactionären Fractionen, die Ideen des modernen Liberalismus vertrat und theilweise zum Sieg führte. Seine Reden über das Erbrecht des königlichen Fiscus, über die Majorate, über die Geltungssphäre der ungarischen Sprache u. a. gehören, nebst zahlreichen Adressen und Nuntien, die aus Kölcsey's Feder flossen, auch abgesehen von ihrem literarischen Werthe, zu den bedeutendsten und erfolgreichsten Enunciationen dieser bewegten Epoche. Doch erlitt seine politische Wirksamkeit eine unerwartete Unterbrechung, als 1834 im Szatmárer Comitat die conservative Partei ans Ruder gelangte und nun ihren Ablegaten am Reichstage Aufträge ertheilte, welche mit den früheren Beschlüssen des Comitats und mit den innersten Ueberzeugungen Kölcsey's im Widerspruche standen. Als es dem letztern nicht gelang, das Comitat umzustimmen, legte er am 9. Febr. 1835[6]) sein Mandat nieder und kehrte auf sein einsames Landgut zurück. Erst jetzt gelang es ihm, die liberale Partei wieder zur herrschenden seines Comitats zu machen.

Inzwischen setzte Kölcsey auch seine literarische Wirksamkeit fort. Die Akademie hatte ihn 1830 zu ihrem ordentlichen Mitgliede gewählt und Kölcsey nahm an den organisatorischen Arbeiten des jungen Instituts sofort regen Antheil. Im J. 1832 hielt er hier seine meisterhafte „Denkrede auf Franz Kazinczy"; im selben Jahre gab er seine „Gedichte"[7]) heraus; im J. 1836 hielt er seine vorzügliche „Denkrede auf Daniel Berzsenyi". Von seinen kleineren Schriften aus dieser Zeit mögen erwähnt werden: 1833 Ueber das Theater; 1834 Franz I.; 1837 „A vadászlak" (das Forsthaus), Novelle; Paränesis; zwei (nie gehaltene) Vertheidigungsreden für eine Kindes- und eine Gattenmörderin; 1838 „A kárpáti kincstás" (Das Schatzhaus in den Karpaten), Novelle; historische Studien über die Union Ungarns und Siebenbürgens und über die Rechte Ungarns auf die sogenannten partes annexae. Seine letzten Jahre verbitterte die durch den Antagonismus zwischen der Regierung und der Nation aufgeregte und getrübte politische Lage, welche ihm selbst die Fortsetzung seiner kritischen Thätigkeit, zu der er sich um diese Zeit anschickte, verleidete. Seine letzte öffentliche Thätigkeit war seine Vertheidigung des Grafen Nikolaus Wesselényi, den die Regierung des Hochverraths angeklagt hatte. Bald nach dem Abschlusse dieses Processes starb Kölcsey am 24. Aug. 1838 im 48. Jahre seines Alters.

Die erste Gesammtausgabe seiner Werke besorgten B. Jos. Eötvös, Ladisl. Szalay und Paul Szemere, (Pest 1840—1848, 6 Bde.); 2. Aufl. von Franz Toldy, (daselbst 1862, 8 Bde.); hierzu: Kölcsey's Tagebuch aus den Jahren 1832—1833 (über den Reichstag), daselbst 1848. — Kölcsey's Denkmal (Erzbüste) in Szatmár wurde am 25. Sept. 1864 enthüllt, bei welcher Gelegenheit Aug. Greguß die Festrede hielt.

Ueber ihn vgl. die geistvolle Denkrede des Barons Jos. Eötvös (1839); Franz Toldy's Biographie Kölcsey's im „Magyar Költök élete" (Leben ungarischer Dichter) (Pest 1871, 2 Bde.); Alex. Flegler's treffliche Charakteristik Kölcsey's im Album des literarischen Vereins in

gerichtetes Pamphlet. Das Wort „Mondolat" (Wörterbuch) selbst ist ein schlecht gebildetes und sollte die Bestrebungen der Neologen schon im Titel der Schrift lächerlich machen.

5) Die drei Kritiken erschienen in der Zeitschrift „Tudományos Gyüjtemény" (Wissenschaftliche Sammlung), Bd. II, III und VII. Berzsenyi antwortete auf Kölcsey's Kritik das. IX, 1825.

6) Kölcsey's an diesem Tage auf dem Reichstage zu Preßburg gehaltene Abschiedsrede war von so ergreifender Wirkung auf die Versammlung, daß die Sitzung sofort geschlossen werden mußte.

7) Einzelne Gedichte Kölcsey's erschienen in deutscher Uebersetzung in den Anthologien von Fr. Toldy, K. M. Kertbeny, Gottl. Stier, Gust. Steinacker u. a., auch in Alex. Flegler's Studie (s. unten).

Nürnberg (1856), Victor Vajda's Kölcsey-Biographie (Budapest 1875) und Ben. Jancsó's Buch über Kölcsey (das. 1885).

Kölcsey ist eine der edelsten Gestalten der ungarischen Geschichte, ein fleckenloser Charakter, ein für alle großen Güter der Menschheit und den Fortschritt seines Volkes begeisterter und furchtlos kämpfender Mann. Diese Entschiedenheit und Mannhaftigkeit seines Wesens war jedoch mit einer eigenthümlich schwermüthigen, beinahe pessimistischen Stimmung seines Gemüthes verknüpft, welche letztere besonders in seinen nicht zahlreichen Gedichten zum Ausdruck kommt. Den Kern seiner Dichtung bildet seine leidenschaftliche Vaterlandsliebe, welche in seinen besten Liedern (Hymnus, An die Nymphe des Rákos, Zrinyi's Lieder) als verzweifelnder Schmerz über das Unglück und die Noth Ungarns erscheint. In der Ballade und Romanze, die Kölcsey in die ungarische Literatur eingeführt hat, ist er ein Schüler Bürger's und Schiller's.[8])

Kölcsey's eigentliche Bedeutung liegt jedoch nicht in seinen Gedichten, so werthvoll sie sind, sondern in seinen Reden und Kritiken. Seine rhetorischen Werke (nicht alle seine Reden wurden wirklich gehalten) zählen zu den bedeutendsten Leistungen der ungarischen Prosa und sind durch Reichthum und Originalität der Gedanken, künstlerische Composition und schwungvoll gehobene Sprache ausgezeichnet. Auch in diesen Werken wirkt mehr das reiche und edle Gemüth des vortrefflichen Mannes als seine juristischen Beweise oder staatsmännischen Gesichtspunkte, obwol jene seine Gelehrsamkeit und seinen Scharfsinn, diese seine echt politische Begabung und seinen freien Blick glänzend bezeugen. Daher sind auch seine akademischen Denkreden, in denen er die Bedeutung und den Einfluß der Dichtkunst auf das nationale Leben mit Geist und Wärme entwickelt, die gelungensten rhetorischen Leistungen Kölcsey's.

Seine Kritiken, mit denen Kölcsey die ungarische Kritik begründete, sind durch umfassende Kenntniß aller europäischen Literaturen, Schärfe des Urtheils und Klarheit der ästhetischen Begriffe und Ideen ausgezeichnet. Kölcsey, ein echter und würdiger Schüler Lessing's, war zuweilen hart und ein wenig ungerecht in seinem Urtheil, da er zu hohe Forderungen stellte; auf die Entwickelung der Literatur übte er aber eben hierdurch den günstigsten Einfluß. Unter den Bahnbrechern der neueren ungarischen Literaturepoche und des modernen ungarischen Staats gebührt Kölcsey als Dichter, Kritiker und Redner eine der hervorragendsten, wenn nicht die erste Stelle.

(Gustav Heinrich.)

KOLDING, alte dänische Stadt an der Ostseite der Halbinsel Jütland, an dem 11,3 Kilom. langen und 630—1880 Meter breiten Koldinger Fjord des Kleinen Belts, in welchen an der Grenze Schleswigs die Kolding-Aa mündet. Sie liegt in 55° 30′ 5″ nördl. Br. und 27° 9′ 30″ östl. L. von Ferro, im Stifte Ribe, Amt Veile, 22 Kilom. im Südwesten von Fridericia und an der Bahnlinie Varndrup-Fridericia. Im J. 1880 war die Zahl der Bewohner 7141 und die Stadt besaß 23 Schiffe von 992 Tons; zu ihr gehörten auch 700 ha Land. Neben der Stadt liegen die schönen und großen Ruinen des Schlosses Koldinghuus, ehemals Oernsborg d. h. Adlerburg genannt, welches im 13. Jahrh. erbaut worden und häufig die Residenz der dänischen Könige gewesen ist (von denen Christian III. hier starb) und welches 1808 abgebrannt ist. — Bei Kolding wurden die Königlichen 1313 von den Rebellen unter Niels Oluffon, im December 1643 die Dänen von den Schweden unter Torstenson geschlagen, welcher am 4. Jan. 1644 das Schloß eroberte. Im December 1658 nahmen die Polen unter Czarnecki das Schloß ein. Hier siegten am 23. April 1849 die schleswig-holsteinischen Truppen unter General Bonin über die dänische Armee unter Bülow; im J. 1864 wurde Kolding wieder durch die deutschen Truppen besetzt.

(G. A. von Klöden.)

KOLETTIS (Johannes) war einer der bedeutendsten Politiker, welche unter den Neugriechen während ihres Unabhängigkeitskrieges gegen die Pforte und nachher während der ersten Hälfte der Regierung des Königs Otto aufgetreten sind. Nach der dem Verfasser dieses Artikels mündlich durch Professor Ludwig Roß gemachten Mittheilung war Kolettis (wie die Familie Sina) ein gräcisirter Wlache; sein Geburtsort lag im Gebirge Pindos zwischen Epirus und Thessalien — es war der Flecken Syrako bei Kalarites im obern Stromgebiete des „Flusses von Arta". Kolettis ist im J. 1788 geboren; nach Art so vieler junger Griechen jener Zeit machte er seine Studien in Italien und zwar in jener Wissenschaft, die damals bei ihnen die populärste war und vielen ihres Volkes den Weg auch zu politischer Macht gebahnt hat, nämlich in der Medicin. In Bologna erwarb Kolettis 1810 die Doctorwürde. Wie viele der späteren mächtigen Politiker der griechischen Revolution hat Kolettis seine politische Schule in Janina am Hofe des damals in Griechenland dominirenden Ali-Pascha durchgemacht, wo er als Leibarzt eines der Söhne des gewaltigen Wessirs, des Prinzen Muchtar-Bei, thätig war. Wie viele andere der griechischen Offiziere, Beamten und Diener Ali's ist auch Kolettis frühzeitig in die „große Hetärie" eingetreten, die nach dem Sturze des französischen Weltbezwingers Napoleon I. ihre Fäden über die griechische Welt ausspannte.

Als im J. 1820 der große Krieg des türkischen Padischah Mahmud II. gegen Ali-Pascha und unter dem Donner der Geschütze bei Janina auch im April 1821 der Aufstand der Griechen gegen die Pforte in Morea und auf den Inseln ausgebrochen war und die griechische Bewegung sich auch über Mittelgriechenland und den Norden ausbreitete: da versuchte es Kolettis (Mitte Juli 1821), mit Hülfe des griechischen Armatolenkapitäns Rhangos, die gräcisirten Wlachen seiner Heimat im Pindos für die griechische Erhebung zu gewinnen. Als aber vor der Macht der türkischen Truppen, die Khurschid-Pascha aus seinen Stellungen bei Janina nach dem Pindos dirigirte, der Aufstand im Pindos zusammensank und die

8) Auch im Drama hat er sich versucht, doch blieb seine Tragödie „Perényi" Fragment. Ebenso blieb seine vorzügliche Uebersetzung der „Ilias" unvollendet.

Insurgenten nach Aetolien flüchten mußten: da ging Kolettis nach Morea, wo die Griechen sich besser behaupteten, und schloß sich den hier kämpfenden Elementen an. Obwol Kolettis unter Umständen auch an kriegerischen Unternehmungen sich betheiligt hat, gingen seine Talente und seine Neigungen weit mehr auf die Theilnahme an der Regierung und an den Verwaltungsarbeiten für die der Pforte entzogenen Theile Griechenlands. Dabei wußte Kolettis auf die meisten seiner nord- und mittelgriechischen Landsleute, die sogenannten Rumelioten, unter der Fahne des freien Griechenlands einen sehr mächtigen Einfluß auszuüben. Er wußte nämlich die wilden Kapitäne ganz vortrefflich zu nehmen. Persönlich selbst eine imposante Erscheinung, war Kolettis klüger als andere seiner gebildeten Landsleute, namentlich als der sonst sehr begabte Fanariot Alexander Maurokordatos, dessen Frack und Brille den Klephten und Armatolen stets höchst wunderlich vorkam. Kolettis, der in der landesüblichen Fustanella auftrat und Redeweise, Sitte und Brauch der Rumelioten theilte, gewann die Möglichkeit, seine gewaltige geistige Ueberlegenheit über die derben Soldaten zur Geltung zu bringen. Bis tief in die bairische Zeit hinein behauptete er das stärkste Gewicht bei den alten nord- und mittelgriechischen Palikaren. Seine diplomatischen Talente im großen Stile zu entwickeln, fand er erst in der bairischen Zeit Gelegenheit. Während des Befreiungskrieges dagegen zeigte Kolettis allerdings (wie viele andere seiner Zeitgenossen), daß er in der epirotischen Schule zu Janina die Kunst der byzantinischen Intrigue in hohem Grade ausgebildet hatte. Die angeborene Verschlagenheit des griechischen und gräcisirten Stammes war bei ihm sehr eigenthümlich zur Reife gediehen. Eine reichbegabte Natur, imponirte er im Rathe durch abwartende Klugheit, feierliche Würde und ein anscheinend unerschütterliches Phlegma. Aber seine griechischen Gegner mußten es erfahren, daß er auch die Rachsucht des griechischen Stammes theilte; und Kolettis verstand es gar sehr, die Stellung seiner politischen Gegner zu untergraben und wiederholt seine „eigenthümlich bohrende" Rache kaltblütig durchzuführen. Es war eben das Unheil des damaligen Griechenlands, daß während des großen Krieges und unter den Arbeiten zur Ausbildung einer haltbaren Regierung nicht nur die Rivalität zwischen ehrgeizigen Politikern sich energisch geltend machte, sondern auch der alte Gegensatz zwischen den Bewohnern der verschiedenen Landschaften Griechenlands, namentlich die damals noch in voller Kraft bestehende Abneigung der Insulaner und Rumelioten gegen die „Moraïten".

Als Politiker trat Kolettis zuerst in den Vordergrund bei den Verfassungsarbeiten der ersten griechischen Nationalversammlung, die zu Anfange des Jahres 1822 zu Piadha (einst Epidauros) in Argolis zusammengetreten war. Bei der Centralregierung unter dem Präsidium des Alexander Maurokordatos, welche diese Versammlung ernannte, fungirte Kolettis als Kriegsminister. Ungleich einflußreicher aber ist er geworden, als ihn bei bereits sehr gespannten Verhältnissen zwischen der augenblicklichen Regierungscommission in Nauplia und der legislativen Versammlung zu Argos am 7. Dec. 1823 die letztere an Stelle des Grafen Metaxas zum Mitglied der Regierung bestimmte. Als dann die Legislative sich genöthigt sah, ihren Sitz zu Kranidhi aufzuschlagen, bildete sie unter dem 18. Jan. 1824 die neue Regierung, deren bedeutendste Männer Kolettis und der hydriotische Georg Konduriotis (s. d.) waren. Die Begabung und die Energie des Dr. Kolettis gaben dieser Regierung viel Kraft; leider nur mußte diese sich namentlich in den Kampf gegen innere Unruhen, gegen die selbstherrlichen peloponnesischen Kapitäne und den livadischen Odysseus entfalten; und gleichzeitig beutete dieselbe die Uebermacht der Rumelioten und Insulaner stark zu Ungunsten der Peloponnesier aus. Kolettis wußte damals namentlich seinen alten Gegner Odysseus zu überflügeln; und als dieser später über seine mehr als zweideutigen Intriguen mit den Osmanen zu Falle gekommen war, ist der Regierung zu Nauplia sein räthselhafter Untergang auf der attischen Akropolis (17. Juni 1825) schwerlich fremd geblieben. Der Aufstand der Peloponnesier im Spätjahre 1824 wurde namentlich durch die Rumelioten gedämpft, über welche Kolettis verfügte; nur daß seit dieser Zeit ein herber Gegensatz bestehen blieb zwischen Kolettis und dem bedeutendsten der besiegten Moraïten, dem General Theodor Kolokotronis.

Die Kraft aber und die Gewandtheit, die Kolettis in diesen innern Kämpfen gezeigt hatte, standen ihm und seinen Collegen nicht zur Seite in den überaus ungünstigen Verhältnissen, in welche Griechenland seit Februar 1825 durch die ägyptische Armee unter Ibrahim-Pascha gerieth. Die schweren Unfälle, welche damals die griechische Sache erlitt, zuletzt der Fall von Missolunghi im April 1826, machten die Regierung des Kolettis und Konduriotis endlich unhaltbar. Aber aus dieser Nothzeit war auch eine tiefe Differenz mit Maurokordatos für Kolettis hervorgegangen. Kolettis stand an der Spitze einer kleinen Zahl namhafter Männer, die (1825) unter dem Drucke der ägyptischen Invasion sich an Frankreich anzulehnen gedachten. Als aber Maurokordatos im August desselben Jahres eine von vielen Tausenden unterzeichnete Adresse an die Regierung von England erzielte, durch welche die Griechen sich unter den Schutz dieses Staats stellten, widerstrebte Kolettis sehr bestimmt. Seine Stellung als Chef der sogenannten französischen Partei wurde inzwischen für lange Zeit ganz bedeutungslos. Denn vor wie nach dem Rücktritte von den Geschäften (Ende April 1826) so mittellos, daß er wieder zu seiner ärztlichen Praxis hatte greifen müssen, hat Kolettis mehrere Jahre hindurch eine imposante Stellung unter seinen Landsleuten nicht wieder zu gewinnen vermocht. Das aber geschah erst nach dem Tode des Präsidenten Giovanni Kapodistrias, unter dessen Herrschaft Kolettis (1828) einen Platz in dem Staatsrathe oder Panhellenion gefunden hatte.

Als der Präsident am 9. Oct. 1831 seinen Tod durch Mörderhand gefunden hatte, stellte der damals fungirende Senat den Dr. Kolettis mit dem Grafen Augustin Kapodistrias (des Ermordeten Bruder) und mit Kolettis' Gegner Kolokotronis in eine Reihe als die Glieder einer

provisorischen Regierung. Als aber die beiden letztern als leidenschaftliche Verehrer des Todten und als Hauptführer der nach dem Präsidenten sich nennenden „kybernitischen" Partei den Bruch mit des todten Kapodistrias Gegnern, namentlich mit den Inselgriechen, immer schroffer ausbildeten; als nun weiter auf der zu Argos versammelten griechischen Nationalversammlung endlich auch die Rumelioten zu den Gegnern der provisorischen Regierung in Nauplia übertraten: da ging, als die kybernitische Majorität am 20. Dec. 1831 den Grafen Augustin zum Präsidenten ernannt hatte, Kolettis zu den Rumelioten über und zog sich mit 60 Abgeordneten und zahlreichem militärischen Gefolge nach Megaris zurück. Und nun brach wieder der Bürgerkrieg aus.

Perachora im westlichen Megaris wurde das Hauptquartier, wo Kolettis den politischen und militärischen Widerstand aller Gegner des herrschenden Systems, — der neuen Gesammtpartei der „Syntagmatiker" (Verfassungspartei), — sammelte und trefflich organisirte. Es ist ihm wirklich gelungen, seine Streitkräfte nach Nauplia zu führen (wo die Kybernitiker Ende März 1832 den Grafen Augustin noch zum Regenten bis zur Ankunft des Königs Otto ernannt hatten) und nun den jüngeren Kapodistrias am 9. April zur Abdankung zu nöthigen.

Nun trat Kolettis ein als Mitglied in die neue, aus Mitgliedern beider Parteien formirte Siebenercommission, die bis zu Otto's Ankunft die Geschäfte leiten sollte, 14. April 1832. Die Geschichte Griechenlands zeigt, wie furchtbar schwer diese Aufgabe unter den Gegensätzen innerhalb der Regierung gegenüber dem kybernitischen Senat und gegenüber den stets zu Unruhen gestimmten kybernitischen Parteiführern in Morea der Commission geworden ist.

Am 6. Febr. 1833 begann endlich die bairische Herrschaft. Die bisherige Stellung des Dr. Kolettis ging zu Ende; die neue bairische „Regentschaft" verwendete ihn dann seit Anfang April 1833 als Minister für Handel und Marine, seit Ende October desselben Jahres als Minister des Innern. Als solcher gewann er namentlich seit dem Sommer 1834 unter der Oberleitung des Grafen Armansperg ein sehr entschiedenes Uebergewicht in der Regierung, namentlich durch seinen Einfluß auf die alten Palikaren, die zur Dämpfung eines Aufstandes in Messenien und Arkadien neben den bairischen Truppen aufgeboten wurden. Als er aber dem Grafen unbequem wurde, sandte ihn auf Armansperg's Antrieb der König Otto im September 1835 als Vertreter Griechenlands nach Paris. Der Ausbruch der attischen Septemberrevolution führte Kolettis wieder nach Athen zurück. Hier fungirte er zuerst als Vicepräsident der vom 20. Nov. 1843 bis zum 30. März 1844 arbeitenden verfassunggebenden Nationalversammlung. Seit dem 18. Aug. 1844 führte er das damals aus Mitgliedern der russischen und französischen Partei unter seinem Vorsitze (als auswärtiger Minister) neugebildete Ministerium. Nun konnte er seine Kraft und Begabung vielfach zum Nutzen des Landes geltend machen. Aber die tiefgehende Abneigung der englischen Politiker gegen seine Person und seine französischen Sympathien bereiteten ihm die schwersten Hindernisse und Kränkungen der herbsten Art. Diese erreichten ihren Höhepunkt, als Kolettis, rücksichtslos gegen die Pforte, wegen der Verweigerung eines Passes nach Stambul für den den Türken verdächtigen Obersten Karatasos, Adjutanten des Königs, den König Otto zu einem persönlichen Conflict (25. Jan. 1847) mit dem verhaßten türkischen Gesandten Musurus-Bei veranlaßt hatte. Durch englische Einflüsse geschürt, trieb die Pforte den Streit nunmehr bis zu scharfen Drohungen in Sachen der griechischen Interessen, da Kolettis die andernfalls geforderte schimpfliche Demüthigung bestimmt verweigerte. Da machte endlich am 12. Sept. 1847 der Tod dem Conflict ein Ende. Ein hitziges Fieber brach die Kraft des vielgeplagten Kolettis und sein Nachfolger Glarakis konnte (14. Dec. 1847) die arge Demüthigung vor Musurus ohne persönlichen Stachel vollziehen. *(G. Hertzberg.)*

KOLIBRIS. Dies ist der aus dem Mexicanischen übernommene Name einer Familie von Vögeln, welche die zierlichsten, farbenprächtigsten, dabei kleinsten (die größte Art mißt etwa 8 Zoll) Vertreter der ganzen Klasse umfaßt. Nach der alten Linné'schen Gattung Trochilus heißt sie jetzt Trochilidae und es enthält die Familie gegenwärtig ungefähr 400 auf etwa 140 Gattungen vertheilte Arten. Nach Art der Schmetterlinge Blüten umflatternd, bald in blitzesgleichen Wendungen umherschießend, bald durch unmerkbares Erzittern der Flügel gleichsam in der Luft stehend bilden sie einen lebensvollen Reiz der von ihnen bewohnten Länder. Ihre geographische Verbreitung ist gleicherweise äußerst interessant. Von Cuvier zu den Dünnschnäblern gestellt, wurden sie zuerst von Joh. Müller nach der Beschaffenheit ihres untern Kehlkopfs aus der Reihe der Singvögel entfernt und neben die Spaltschnäbler (Segler und Ziegenmelker) gestellt, mit welchen sie Cabanis als „Langhänder" in seinen Schrillvögeln (Strisores) vereinigte. Sie besitzen einen langen dünnen Schnabel, an welchem die Ränder des Oberschnabels meist den Unterschnabel scheidenartig umfassen. Nach der Form und Verbindung der Knochen an der Basis ihres Schädels gehören sie zu den Aegithognathae Huxley's, mit den zuletzt genannten beiden Familien die Gruppe der Cypselomorphae bildend. Ihre Zunge ist lang, gespalten; die Flügel sind lang, meist spitz, die kurzen Schwingen von den Deckfedern bedeckt. Die Füße sind sehr klein und schwach, die beiden äußern Zehen in der Regel am Grunde durch eine Haut verbunden. Die Eier sind meist gefärbt und für die Größe der Thiere enorm groß. Sie sind Insektenfresser, obschon sie auch Nektar saugen. Die durch verschiedene Entwickelung des Schnabels, der Füße, namentlich des Gefieders, Bildung besonderer Schmuckfedern, wie Federstütze, Kehlschild, verlängerte Federn u. dergl. voneinander abweichenden Gattungen werden in 7 Unterfamilien geordnet, welche nach der Hauptgattung einer jeden Polytminae (Polytmus), Phaëthornithinae (Phaëthornis), Campylopterinae (Campylopterus), Lampornithinae (Lampornis), Florisuginae (Florisuga), Hylocharinae (Hylocharis) und Trochilinae (Trochilus) genannt

werden. Die Kolibris sind ganz auf Amerika beschränkt und zwar sowol auf das Festland als auf die anliegenden Inseln; hiervon machen nur die Falkland- und Galapagos-Inseln eine Ausnahme, da auf ihnen kein Vertreter der Familie vorkommt. Sie finden sich von Sitka bis zum Cap Horn. Nur sechs zu drei Gattungen gehörige Arten reichen in das arktische Gebiet Nordamerikas. Am reichlichsten sind sie in den Andes von Mexico bis Chile entwickelt, an denen sie bis zur Schneegrenze vorkommen, während sich ihre Zahl in den ebenen Theilen vermindert. Gattungen sind meist auf kleine Districte beschränkt; auch besitzen häufig einzelne Berge, Thäler oder Inseln besondere, nur da vorkommende Arten. So lebt eine besondere Gattung in zwei Arten auf Juan Fernandez und in einer dritten Art auf Masafuera; Tres Marias, 60 englische Meilen von der Westküste Mexicos, besitzt eine, die Bahamas zwei eigene Arten. Sie entsprechen den Sonnenvögeln oder Nectariniden und den Dicaeiden der Tropen des alten Continents, nur daß die Artentwickelung dieser beiden Familien meist nicht so scharf local begrenzt ist. (Hauptwerke über die Familie sind die von R. P. Lesson, von J. A. Gould, von H. G. L. Reichenbach und von E. Mulsant und Jule und E. Verreaux; siehe auch Trochilus). (*J. Victor Carus.*)

KOLIK (von κῶλον, der Grimmdarm) oder **Enteralgie** (von ἔντερον, Darm und ἄλγος, Schmerz), **Bauchgrimmen**, **Darmschmerz**, nennt man schmerzhafte Affectionen der Gedärme, welche nicht von Entzündungen oder sonstigen anatomischen Veränderungen der Darmwandungen bedingt sind, sondern auf einer gesteigerten Empfindlichkeit — Hyperästhesie — der Darmnerven beruhen und in der Mehrzahl der Fälle durch Behinderung der Entleerung des Darminhaltes bedingt sind; die Schmerzen entstehen durch Vermehrung der peristaltischen Darmbewegungen oberhalb dieses Hindernisses, welche starke Spannung der Darmwandungen und dadurch periodenweise auftretende Schmerzen bedingen. Jeder Kolikschmerz ist demnach Darmschmerz und jeder Schmerz in andern Organen, mag er der Kolik auch nach Auftreten und Verlauf ähneln, gehört nicht zum Begriff der Kolik.

Die **Ursachen**, welche Kolik hervorrufen, gehen entweder vom Darminhalte oder von selbständiger Erkrankung der Darmnerven aus; in weiterer Ausdehnung des Begriffs Kolik kann man auch anatomisch nachweisbare Veränderungen der Darmwand als ursächliches Moment auffassen.

Was zunächst den Darminhalt betrifft, so ist ja bekannt, daß gewisse Individuen eine nicht näher erklärbare Idiosynkrasie gegen gewisse Speisen (saure Speisen, junges Gemüse, frisches Obst) besitzen, deren wenn auch vorsichtigster Genuß einen Kolikanfall hervorruft. Meist aber sind es Ausschreitungen in Speise und Trank, sowie der Genuß verdorbener oder unzweckmäßig bereiteter Nahrungsmittel, welche Kolik erzeugen. Aber auch anormaler Darminhalt, wie Entozoën — Ascariden, Bandwurm, — Darmsteine, in den Darmkanal durchgebrochene Gallensteine sowie andere Fremdkörper können Veranlassung zu Kolik werden. Besonders oft sieht man letztere dann auftreten, wenn Nahrungsmittel innerhalb des Darmtractes einer regelwidrigen Umsetzung anheimfallen, wobei es gewöhnlich zur Entwickelung großer Gasmengen kommt, welche mechanisch den Darm ausweiten und durch Zerrung der Darmmuskulatur und der Darmnerven die Schmerzanfälle hervorrufen. Der Darminhalt kann aber auch einfach durch Anstauung die Darmschleimhaut theils direct reizen, theils durch übermäßige Ausdehnung der Darmwand die Schmerzen hervorrufen, und dies um so mehr, als oberhalb der angestauten Kothmassen meist große Gasmengen sich ansammeln und zur Steigerung der Schmerzen beitragen. Ob endlich auch chemische Veränderungen in der Zusammensetzung der Verdauungssäfte — Magensaft, Darmsaft, Pancreassaft, Galle — directe Kolik erzeugen können, ist fraglich, vielmehr dürften dieselben als verdauungsstörend und dadurch indirect Kolik bedingend anzusehen sein.

Die rein **nervöse Form** der Kolik wird theils vom Centralnervensysteme aus, theils infolge peripherer Reizung sich entwickeln. Centralen Ursprungs sind zweifellos diejenigen Fälle, welche bei Hysterie, Hypochondrie sowie bei manchen Rückenmarkskrankheiten beobachtet werden; auch die als Begleiter von Wechselfieber und Gicht auftretenden Kolikanfälle dürften auf centralen Ursprung zurückzuführen sein. Zuweilen können auch Erkrankungen der Leber, der Harn- und Geschlechtsorgane reflectorisch auf den Darmtract übertragen werden und hier secundär Kolik erzeugen. Daß endlich auch Erkältungen häufig Kolik im Gefolge haben, ist nicht abzuleugnen, obwol den Causalnexus zwischen Rheuma und Kolik festzustellen bisher noch nicht gelungen ist. Unter allen Umständen handelt es sich aber um excessive Erregung der Darmnerven, welche zu dem Gebiete des sympathischen Nervensystems gehören, und spielt daher dieses in letzter Instanz die Vermittlerrolle bei der nervösen Kolik.

Wo anatomisch nachweisbare Veränderungen der Darmhaut vorhanden sind, werden fast stets Koliksymptome zu beobachten sein, so namentlich bei Ruhr, bei Darmgeschwüren, vor allem auch bei mechanischen Störungen, wie solche durch Darmeinklemmung, Axendrehung, Ineinanderschiebung des Darms, Verengerung desselben durch Narben- oder Geschwulstbildung bedingt werden. Von den **Symptomen**, durch welche die Kolik sich kennzeichnet, ist ein gewöhnlich in der Nabelgegend beginnender, von hier bald sich weiter verbreitender und durch seinen springenden, wandernden Charakter charakterisirter **Schmerz**, welcher oft bis in sehr entfernte Gegenden, — Schulter, Schenkel, Arme, Hoden — irradiiren kann und von den Kranken bald als kneifend, stechend, schneidend, bohrend, bald als windend und zerrend geschildert wird, das charakteristischste. Derselbe tritt anfallsweise auf und jeder Schmerzparoxysmus läßt deutlich ein Stadium der Zunahme der Höhe und des Abfalls erkennen, wobei die Dauer eines solchen Paroxysmus eine sehr verschiedene, oft auf mehrere Stunden ausgedehnte sein kann; ebenso verschieden ist die Dauer der Zeiträume zwischen den einzelnen Attaken.

Bei hoher Intensität des Schmerzes, welche sich meist auch in den Gesichtszügen der Kranken widerspiegelt, kann es zu Anwandlung von Schwächegefühl, Ohnmachten, selbst Convulsionen kommen. Dabei ist die Körpertemperatur meist etwas herabgesetzt, der Puls verlangsamt, oft auch unregelmäßig, die Haut bedeckt sich mit kühlem, klebrigem Schweiß, es treten Harndrang, Aufstoßen, Würgbewegungen, Erbrechen ein, während der Stuhl meist angehalten ist. Der Bauch ist entweder im ganzen aufgetrieben oder die Auftreibung erfolgt wechselnd und nach verschiedenen Stellen fortschreitend, was dann gewöhnlich von einem fühl- und hörbaren polternden und kollernden Geräusche begleitet ist. Druck auf die aufgeblähten Stellen lindert gewöhnlich den Schmerz, weshalb auch die Kranken meist in zusammengekauerter Stellung oder auf dem Bauche liegend gefunden werden; die Bauchmuskeln fühlen sich oft bretthart an. Das Schwinden eines Anfalls erfolgt bald allmählich, bald plötzlich, letzteres gewöhnlich unter Abgang von Gasen nach oben oder unten, oder nach erfolgter Stuhlentleerung.

Ein bestimmter anatomischer Befund läßt sich bei der Kolik als solcher nicht constatiren, namentlich bei der rein nervösen Form; bei den durch Erkrankungen der Darmwand bedingten Koliken sind die jenen Erkrankungen eigenthümlichen Veränderungen nachweisbar.

Die Diagnose der Kolik ist nach dem oben Gesagten im allgemeinen leicht zu stellen. Von Rheumatismus der Bauchmuskeln unterscheidet sie sich dadurch, daß bei letzterm das anfallsweise Auftreten sowie der in die Tiefe verlegte Sitz des Schmerzes fehlt, dagegen Druck der afficirten Bauchmuskeln den Schmerz steigert. Ebenso wird bei lumbo-abdomineller Neuralgie durch Druck auf die erkrankten Nerven eine Schmerzzunahme bedingt. Wo es sich um Zerreißung einzelner Muskelfasern, resp. Blutungen in die Muskelsubstanz handelt, dürfte schon die Anamnese die Diagnose feststellen. Bei Hysterischen treten oft kolikähnliche Schmerzen auf, welche aber meist in der Bauchhaut oder den Bauchmuskeln localisirt sind und nach Briquet's Erfahrungen durch den faradischen Strom meist fast augenblicklich gehoben werden. Bei Kolik infolge von Anomalien des Darminhalts geht dem Schmerzanfalle, welcher urplötzlich einsetzt, gewöhnlich Erbrechen voran; Aufgetriebenheit des Bauches und Kollern im Leibe sind meist sehr intensiv, der Stuhl meist durchfällig und nach dessen wiederholter Entleerung hört der Anfall gewöhnlich bald auf. Sind Ascariden oder Bandwurm die Ursache, so wird die Diagnose gewöhnlich schon vorher durch Abgang solcher Entozoën festgestellt werden können; bei Kindern werden bei Wurmkolik nicht selten Convulsionen beobachtet. Bei der Windkolik ist die ungewöhnlich starke Auftreibung der Bauchdecken charakteristisch, welche entweder gleichmäßig oder auf einzelne Darmabschnitte, am häufigsten den Grimmdarm, beschränkt ist, während hier erleichterndes Aufstoßen oder Windabgang eine gewöhnliche Erscheinung ist. Bei der durch Kothansammlung bedingten Kolik fühlt man nicht selten die Kothmassen als harte Knollen durch die Bauchdecken hindurch und wenn dieselben nicht genügend schnell entfernt werden können, so erfolgt leicht Kothbrechen. Wo geschwürige Processe in der Darmwand vorliegen, ist Druck an bestimmten, dem Sitze des Geschwürs entsprechenden Stellen gewöhnlich besonders schmerzhaft und werden erkennbare Symptome einer vorhandenen Dyskrasie meist die Diagnose erleichtern. (*Alfred Krug.*)

KOLIN (Neukolin, Kolín, Colonia, das alte Köln an der Elbe), Stadt, Vorort der Bezirkshauptmannschaft und des Gerichtsbezirks Kolin, Station der österreichischen Staatsbahn, zählte 1880: 11,163 czechische und 139 deutsche Einwohner. Nach der Confession waren 324 Protestanten, 1148 Israeliten, die übrigen Katholiken. Das Schulwesen ist ganz czechisch. Kolin hat ein Realgymnasium (296 Schüler), eine Knaben- und Mädchenbürgerschule und je eine fünfklassige Knaben- und Mädchenvolksschule (1884 zusammen 1641 Kinder).

Der Handel der Stadt mit Rohproducten, Schnittwaaren u. dergl. ist bedeutend. An größeren Industrie-Etablissements stehen gegenwärtig im Betriebe: 2 Brauereien, 2 große Mühlen, 1 Dampfmühle, 2 chemische Productenfabriken, 2 Spiritusfabriken, 2 Zuckerfabriken, 1 Dampfsäge, 1 Metall- und Maschinenfabrik und 1 Glasfabrik. — Ueber die historischen Verhältnisse und die Schlacht zwischen Friedrich II. von Preußen und den Oesterreichern unter Daun am 18. Juni 1757 s. den Artikel Colin. (*L. Schlesinger.*)

KOLIN (Altkolin, Kolín starý), Dorf unweit der Stadt Kolin mit 930 czechischen Einwohnern, ist Stationsplatz der Oesterreichischen Staatsbahn. (*L. Schlesinger.*)

KOLLÁR (Jan = Johann), ein hervorragender böhmischer Dichter, geboren am 29. Juli 1793 im Städtchen Mossocz, Comitat Thurocz in Ungarn (Mošovce in der Slowakei), wo sein Vater einen Besitz hatte. Den Schulunterricht hatte er in seiner Vaterstadt und 1806—1808 in Kremnitz genossen und sollte nun nach dem Willen des Vaters zu Hause bleiben und sich der Feldwirthschaft zuwenden. Kollár hatte sich aber vorgenommen, weiter zu studiren, verließ das Haus des Vaters, bei dem er wegen seines Vorsatzes in Ungnade gefallen war und der sich mit dem Sohne erst aussöhnte, als dieser schon Prediger in Pest war. Er fand Unterstützung bei seinen Bekannten und Verwandten, kam 1810 nach Neusohl, um das Gymnasium zu beendigen, und war 1812—1814 am Lyceum in Preßburg, neben der Schule Sprach- und Literaturstudien betreibend. Hier ist er auch mit Fr. Palacky bekannt geworden, mit dem er seitdem in Freundschaft verbunden blieb. Im J. 1815—1816 war Kollár Erzieher einer vermögenden Familie in Neusohl und ersparte sich so viel, daß er im Herbste 1816 die Universität Jena beziehen konnte. Den Weg nahm er über Prag, wo er mit Joseph Jungmann bekannt wurde. In Jena hörte er Vorlesungen über Philosophie (Professor Fries), Theologie, Geschichte (Luden), Philologie und Naturwissenschaften (Oken), lernte hier die gehobene patriotische Stimmung der Universitätskreise kennen, nahm am 18. und 19. Oct. 1817 theil an der

Lutherfeier auf der Wartburg, welche die Amtsenthebung der Professoren Fries und Oken zur Folge hatte und wurde auch mit Goethe bekannt, der sich mit ihm über slowakische Volkslieder unterhielt. In der Nähe von Jena lernte Kollár auch seine nachmalige Gemahlin Mina (Friederike Wilhelmine Schmidt, geboren 1795) kennen, die Tochter des Pastors Georg Friedrich Schmidt in Lobeda, der krank war und sich in seinem Amte Kollár's Aushülfe erbat. Schmidt ist 1819 gestorben und die Gemeinde wollte Kollár zu dessen Nachfolger haben; aber Kollár konnte sich hierzu nicht entschließen und kehrte 1819 in seine Heimat zurück. Unterwegs hielt er sich einige Wochen in Prag auf, wo er mit Jungmann, Dobrovsky und Hanka verkehrte und in Preßburg, wo er Palacky wieder fand. In demselben Jahre wurde er Vicar (Kaplan) der evangelischen Kirchengemeinde von Pest-Ofen geworden und als sein Vorgesetzter Pastor Molnar bald darauf starb, folgte er ihm im Amte nach. Hier gründete er 1820 eine slowakische Schule und strebte die Errichtung einer selbständigen slowakischen Kirchengemeinde an; deshalb hatte er aber mit Deutschen und Magyaren einen harten Kampf zu bestehen, der sich lange hinzog und erst 1833 von Kaiser Franz zu Gunsten der von Kollár vertretenen Sache entschieden wurde. Der nationale Kampf jedoch war hiermit nicht beseitigt und war 1848 besonders schwer. Durch die Anstrengungen seines Amtes ist Kollár 1823 und abermals 1826 bedenklich erkrankt und fand beide male edle Unterstützung und Milderung seiner Lage bei dem Inspector der evangelischen Kirche, Baron Alexander Pronay. Im J. 1841 besuchte er zur Erholung Oberitalien, 1844 bereiste er Italien abermals und kam bis Rom. Im März 1849 verließ er Pest und kam als Vertrauensmann der Regierung nach Wien. Hier erhielt er im selben Jahre die Professur der slawischen Archäologie, starb aber schon am 24. Jan. 1852. Sein Verhältniß zu Mina Schmidt war seit seiner Heimkehr von Jena 1819 gelockert, da die Mutter Mina's nicht zugeben wollte, daß ihre Tochter nach Ungarn heirathe; später hielt Kollár Mina für todt infolge einer Nachricht, nach der sie sterbenskrank sein sollte; erst 1835 bekam er wieder Nachricht von ihr und heirathete sie in demselben Jahre. Sie überlebte ihn und starb in Weimar am 13. Oct. 1871. Kollár's Lebensumstände sind zum Theil aus seinen bis 1819 reichenden Memoiren (Pamĕti) bekannt; sein gesammtes Leben und Wirken zu beschreiben hat V. Zeleny (gestorben 1875) unternommen, hat aber seine Aufgabe nicht ausführen können. Als Dichter ist Kollár zuerst 1821 aufgetreten. Die unansehnliche in jenem Jahre herausgegebene Sammlung seiner Gedichte (Básnĕ, Prag 1821, 88 Seiten klein 8°) enthielt in zwei Abtheilungen 86 Sonette, nebstdem auch einige Elegien, Epigramme u. a. und fand zwar keine öffentliche Anerkennung, denn eine Kritik gab es nicht, wurde aber desto eifriger gelesen. Bald konnte eine vermehrte Ausgabe der Sonette unter dem Titel „Slávy Dcera“ (die Tochter der Sláva, d. i. der Slawengöttin; Ofen 1824) folgen; die Sammlung ist in drei Gesänge mit je 50 Sonetten getheilt, die Gesänge sind Sála (Saale), Labe (Elbe), Dunaj (Donau) betitelt und ist ihnen eine ergreifende, den germanisirten Nordwestslawen gewidmete Elegie vorangestellt. Čelakovsky, den ästhetischen Werth dieser Sammlung besprechend (in der Zeitschrift des böhmischen Museums 1831), erblickt in den vorliegenden drei Gesängen den Frühling, Sommer und Herbst des Dichters und befürchtet das Hereinbrechen des Winters, der sich in der folgenden vermehrten Ausgabe (Pest 1832, 615 Sonette) wirklich eingestellt hat. Die Sammlung theilt sich hier in fünf Gesänge. Der I. und III. haben ihren alten Namen Sála und Dunaj, der II. heißt Labe (Elbe), Rén (Rhein), Vltava (Moldau); die Namen zeigen nach den Gegenden, welche der Dichter durchwandert und wo der Gegenstand oder Anlaß der slawisch-patriotischen Sonette des betreffenden Gesanges zu suchen ist. Der IV. Gesang heißt Lethe, der V. Acheron; die todtgeglaubte Mina sendet dem Dichter Nachrichten aus dem Jenseits, welche Belohnungen die Freunde des Slawenthums im slawischen Himmel genießen und welche Strafen die Feinde desselben in der slawischen Hölle zu erleiden haben. Auch in den folgenden Ausgaben haben die Sonette eine Vermehrung erfahren; der Abdruck vom J. 1845 (Ofen) zählt ihrer 622, die 1852 herausgegebene letzte Bearbeitung 645. Der vierte und fünfte Gesang erinnert an Dante; Reminiscenzen aus Dante, Petrarca, Horaz und neueren deutschen Dichtern finden sich auch in einigen einzelnen Gedichten dieser Sammlung. Die Sonette sind theils erotischen, theils philosophischen (reflectirenden), theils slawisch-patriotischen Inhaltes und im Werthe sehr ungleich; viele sind höchst gelungen und eine bleibende Zierde der böhmischen Lyrik, die Mehrzahl aber ist mittelmäßig; vieles, namentlich in den zwei letzten Gesängen, ist reine Prosa in Versen; die Form ist mitunter recht mangelhaft. Trotzdem bleibt aber „Slávy Dcera“ Kollár's Hauptwerk, ist in der böhmischen Nationalliteratur äußerst wirksam gewesen und deshalb für den Literaturhistoriker von ungemeiner Wichtigkeit. Weniger wichtig sind Kollár's übrige Gedichte, die zuerst 1821 als 2. Abtheilung der „Gedichte“, dann vermehrt 1845 u. d. mit der „Slávy Dcera“ unter dem gemeinschaftlichen Titel „Kollár's poetische Werke“ als 2. Theil erschienen sind. Von großem Gewichte ist dagegen trotz gewisser Mängel Kollár's Sammlung slowakischer Volkslieder (Národnié Zpiewanky, 2 Bde., Ofen 1823 und 1827; 2. vermehrte Auflage 1834 und 1835, 454 und 566 S.). Auch seine Abhandlung „Ueber die literarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slawischen Nation“ (zuerst ein Artikel in der Zeitschrift „Hronka“, dann ausführlich deutsch umgearbeitet, Pest 1837, böhmisch übersetzt von Tomíček 1853) ist eine wichtige literarische Manifestation; die Mittel, welche Kollár zur Hebung der literarischen Wechselseitigkeit den Slawen empfiehlt, sind slawische Buchhandlungen, Schriftenaustausch unter den Autoren, Lehrkanzeln der slawischen Sprachen, slawische Festschriften, Bibliotheken, Grammatiken und Wörterbücher, Sammlungen slawischer Volkslieder, Reinheit der Sprache und gleiche Orthographie.

Außerdem hat Kollár auch seine beiden italienischen Reisen beschrieben, die erstere unter dem Titel Cestopis obsahující cestu do Horní Italie (Pest 1843); die zweite blieb unvollendet und wurde als Cestopis druhy gedruckt (Prag 1863). Als Kanzelredner genoß Kollár großen Ruf und seine gedruckten Predigten (Kázně, 1. Theil, Pest 1831, 2. Theil 1844) standen in Achtung. Unerquicklich sind dagegen seine philologisch-archäologischen Schriften, denen er leider den größten Theil seiner Muße hat opfern müssen. Es sind dies namentlich seine „Abhandlungen über die Namen, Anfänge und Alterthümer des slawischen Volkes und seiner Stämme" (Rozpravy o jménách, pocátkách a starožitnostech národu Slávského a jeho kmenů, Ofen 1830), „Die Göttin Sláva und der Ursprung des Namens der Slawen" (Sláva Bohyné a původ jména Slávův čili Slavjanův, Pest 1839) und „Das slawische Altitalien" (Staroitalia slavjanská aneb objevy a důkazy živlů slávských etc., Wien 1853, 4°, 884 S.). In den Rozpravy wird der Name der Slawen von einer Wurzel sl, die Berühmtes, Erhabenes u. dergl. bedeuten soll, abgeleitet; die Volksnamen Srb (Serbe) und Chrv-at (Kroat) sollen Variationen und Ableitungen von sl sein; Wend-en, Hun-en u. a. stammen von der Wurzel un (bonus) und sind Synonyma zu slav.; Cech steht für têch, das in útěcha (solatium) enthalten ist; Polák wird mit bol (magnus) zusammengestellt u. s. w., immer aber kommt zuletzt die Bedeutung slav (berühmt) heraus. Šafařík hat in seinen „Slawischen Alterthümern" (Prag 1837) die slawischen Volksnamen freilich anders gedeutet und Čelakovsky hat dies in einem witzigen Aufsatze (in der Zeitschrift des böhmischen Museums 1838) constatirt. Kollár wollte aber seine Deutungen nicht fallen lassen und schrieb seine „Sláva Bohyně", in der Form von (16) Briefen an Šafařík. Er hält hier seine wunderlichen Etymologien aufrecht und ergänzt sie durch Aufstellung der „Göttin Sláva", die bei den heidnischen Slawen besonders verehrt sei; nach ihr sollen die Slawen (Slavjan) den Namen haben, der erst durch christlichen Einfluß in Slovan umgeändert worden sein soll. In der „Staroitalia" endlich wird alles Altitalische für slawisch erklärt und werden nach einer Einleitung, welche die slawoitalische Verwandtschaft in Sprache, Geschichte und Religion allgemein zeigen will, in einzelnen Kapiteln die Sprache der slawischen Nachbarvölker, dann der slawoetrurische, slawoumbrische, slawolatinische, slawosabinische oder volskische und der oskische Dialekt besprochen; Sprachdenkmäler der einzelnen Dialekte werden in der willkürlichsten Weise auf slawisch interpretirt. Eine Auswahl aus Kollár's Schriften ist bei Kober in Prag 1862—1863 (2. Aufl. 1868) in vier Theilen erschienen; der 1. Theil enthält die Slávy Dcera u. a. Gedichte; der 2. Theil ist ein umfassender Commentar zur Slávy Dcera (Výklad ke Slávy Dceře), der für das Verständniß der vielen historischen und archäologischen Anspielungen der Slávy Dcera, namentlich des 4. und 5. Gesanges nothwendig geworden war (erste Ausgabe 1832); der 3. Theil enthält die Beschreibung der Reise nach Oberitalien, der 4. die zweite Reise und die Memoiren (Pamèti). Schließlich ist noch hervorzuheben, daß Kollár ein eifriger Verfechter der böhmisch-slowakischen Einheit in der Schriftsprache und Literatur war und deshalb gegen Stúr und seinen Anhang viel zu kämpfen hatte; die Trennung, die er durch sein Auftreten und durch seine Autorität verhindern half, hat die folgende Generation slowakischer Literaten vollzogen.

(*J. Gebauer.*)

KÖLLEDA oder CÖLLEDA, alt Collidhe (vielleicht Waldhaus), Kreis-Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Reg.-Bezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, am Frauenbach, 23 Kilom. von Weimar gelegen. Die 3642 Bewohner, von denen 1780 männlichen und 1862 weiblichen Geschlechts sind, führen in 564 Häusern 940 Haushaltungen. Unter den evangelischen Bewohnern gab es 18 Katholiken und 4 Juden; 59 Personen konnten weder lesen noch schreiben. Zur Stadt gehören 1932 ha Land, wovon 1662 ha Acker sind. Der Ort hat Telegraphen-, Kreis- und Rechts-Amt und treibt Ackerbau und Viehzucht.

(*G. A. von Klöden.*)

KOLLER (Dummkoller), Krankheit der Pferde. Das Pferd steht gewöhnlich traurig, einschlafend, senkt den Kopf zur Erde oder setzt ihn auf einen Gegenstand, die Miene ist dumm, das Auge stier, die Augenlider sind geschlossen, die allgemeine Empfindlichkeit sehr vermindert, der Gang träge und schwerfällig, die Füße, besonders die Hinterfüße, werden hoch aufgehoben und tappend zur Erde gesetzt, das Pferd ist gegen den Zügel wenig empfindlich, schwer zu lenken und sehr schwierig zum Zurücktreten zu bringen. Beim Fressen ist es langsam, kaut zuweilen bei vollem Maule nicht oder kaut bei leerem Maule, läßt Stroh- und Heuhalme aus dem Maule hängen, frißt am liebsten von der Erde und steckt beim Saufen zuweilen den Kopf bis über die Nase in das Wasser. Am auffallendsten werden die Zeichen von Stumpfsinn während und nach schneller oder erhitzender Bewegung. Das Pferd geht dann oft gerade aus, bis es irgendwo anrennt, oder es drängt nach der Seite und läßt sich nicht lenken. Im Winter sind diese Zufälle seltener und nicht so anhaltend wie im Sommer. Um ein des Dummkollers verdächtiges Pferd sicher beurtheilen zu können, muß dasselbe bis zum starken Schweiß geritten oder gefahren und gleich darauf untersucht werden. Die Ursachen des Kollers sind heftige Anstrengungen, besonders bei heißem Wetter, längere Einwirkung heißer Sonnenstrahlen, Aufenthalt in heißen, dunstigen Ställen, Gehirnentzündung, Stoßen, Schlagen oder Verwundungen des Schädels. Heilung gelingt selten und nie gründlich. Während der Cur besteht die Nahrung aus Grünfutter, Möhren, Kartoffeln oder Kleie. Das Pferd muß in einem kühlen Stalle gehalten und darf nicht zur Arbeit verwendet werden. Man macht eiskalte Umschläge auf den Kopf in der Art, daß man aus einer Höhe von 2 Meter täglich zwei bis dreimal 20—30 Stalleimer kaltes Wasser auf den Kopf schüttet. An den Seiten des Genicks bringt man zwei Eiterbänder an, die wochenlang in Eiterung erhalten werden. Auch Einreibungen an den Seiten des Halses mit Kantharidensalbe haben zuweilen guten Er-

folg. Die Homöopathie wendet Pulsatilla im Wechsel mit Veratrum, zum Schluß Sulphur an.

(William Löbe.)

KOLLOIDE (von κόλλα, Leim). Bringt man in ein (am besten cylindrisches) Gefäß, dessen Boden durch eine aufgespannte Membran (thierische Blase, Pergamentpapier u. s. w.) gebildet wird, wässerige Lösungen verschiedener Substanzen und setzt dasselbe dann in ein größeres, mit reinem Wasser gefülltes Gefäß, so gehen die in den Lösungen enthaltenen Substanzen durch die Membran hindurch in das äußere Wasser über, sie diffundiren in dieses. Die Geschwindigkeit, mit welcher dieser Uebertritt erfolgt, ist für verschiedene Substanzen sehr verschieden; krystallinische Körper, wie Salze, viele unorganische und organische Säuren, Zucker, auch Alkohol u. s. w., diffundiren verhältnißmäßig sehr rasch, andere dagegen, wie lösliches Kieselsäurehydrat, lösliche Thonerde, Dextrin, Caramel, Gummi, Eiweißkörper, Leim u. s. w., die meist nicht krystallisirt erhalten werden können, äußerst langsam. Graham unterscheidet deshalb die letztern als „Kolloïde" von den erstern, den „Krystalloïden". Der Unterschied zwischen denselben ist aber kein absoluter, sondern nur ein relativer; die Kolloïde werden zwar durch genügend dicke Membranen so gut wie völlig zurückgehalten, allein durch sehr dünne nicht, doch diffundiren sie durch letztere immer noch außerordentlich langsam im Vergleich mit den Krystalloïden. Die Ursachen dieser Verschiedenheiten in der Diffusionsgeschwindigkeit sind noch nicht genügend ermittelt worden; die Fähigkeit zu krystallisiren bedingt nicht nothwendig eine große Diffusionsgeschwindigkeit, denn manche Kolloïde, besonders das Oxyhämoglobin (der rothe Farbstoff des arteriellen Blutes), krystallisiren sehr schön und leicht. — Auf das beschriebene verschiedene Verhalten der Krystalloïde und Kolloïde hat man ein Verfahren zur Trennung beider gegründet, die Dialyse; wechselt man nämlich das Außenwasser, in welches die Krystalloïde übergehen, öfters, so gelingt es allmählich, diese bis auf ganz geringe Spuren aus der im Innengefäße, dem Dialysator, befindlichen Lösung zu entfernen. Zu beachten ist dabei, daß der Diffusionsstrom durch die Membran nach beiden Seiten hin gleichzeitig erfolgt; daher gehen zwar die im Dialysator enthaltenen Krystalloïde aus diesem heraus, aber ebenso geht Wasser in denselben hinein, sodaß die in ihm befindliche Lösung während der Dialyse eine Verdünnung erleidet. Siehe besonders Gmelin-Kraut, „Handbuch der Chemie", 5. Aufl., Bd. 1, I. Abtheilung, S. 587 fg. — In der Technik hat die Dialyse verschiedene Anwendung erfahren, besonders bei dem sogenannten Osmoseverfahren in der Rübenzuckerfabrikation.

(E. Drechsel.)

KOŁŁONTAI (Hugo), Graf von Sztumberg, polnischer Gelehrter und Staatsmann, ist in der Woiwodschaft Sandomir am 1. April 1750 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in dem heimischen Städtchen Pinczow, weiteren genoß er in Krakau. Da er in den geistlichen Stand zu treten beabsichtigte, begab er sich nach Rom, wo er auf das eifrigste Theologie und Kirchenrecht, nebenbei aber auch schöngeistige und kunsthistorische Studien betrieb. Er hatte noch kaum seine Studien beendigt, als in Krakau ein Kanonikat frei wurde. Er bewarb sich um dasselbe und obwol er erst 24 Jahre alt war, erhielt er es trotz des Widerspruchs des krakauer Bischofs Kajetan Sołtyk. Nach Uebernahme dieser Würde begab sich Kołłontai nach Warschau, wo der König auf den jungen, aber geistvollen, energischen Geistlichen schnell aufmerksam wurde und ihm seine Gunst zuwandte. Um die gleiche Zeit trat die Unterrichtscommission ins Leben und Kołłontai wurde trotz seiner Jugend derselben zugetheilt. Zuerst übernahm er die Abfassung der Elementarbücher und führte den Auftrag zu völliger Zufriedenheit aus. — Im J. 1777 wurde er von der Commission nach Krakau gesandt, um daselbst an den sogenannten Nowodworskischen Schulen die neue Schulreform durchzuführen, und löste auch diese Aufgabe, wie zu erwarten stand, mit ebenso viel Eifer als Geschick. Nun blieb noch die Reformation der Universität übrig, welche ihren einstigen Ruf und ihre Bedeutung völlig verloren hatte und in ihrem Werthe gänzlich gesunken war. Die Aufgabe war schwierig, nicht nur in sachlicher Beziehung, sondern auch weil der Widerstand vieler hochgestellter Persönlichkeiten überwunden werden mußte; niemand fand sich, der sich ihr unterziehen wollte. Endlich bestimmte die Commission Kołłontai zum Visitator und Reformator der Universität. Der vorangegangene Erfolg mit den Nowodworskischen Schulen hatte das nöthige Vertrauen gegeben, er fühlte sich durch seine Kenntnisse und Energie zur Ausführung auch dieser Mission befähigt und begann deshalb sein Unternehmen mit aller Zuversicht. Mit der Reform der theologischen Facultät sollte der Anfang gemacht werden. Kołłontai entwarf den Reformplan mit so weiser Berücksichtigung nicht nur der historischen Entwickelungen und der Rechte der Vergangenheit, sondern auch des Zeitgeistes und dazu in so musterhafter Weise, daß man mit einem seiner Biographen sagen kann: „Wenn Kołłontai sonst nichts durchgeführt hätte als diesen in der Theorie ebenso schönen als in der Ausführung höchst einfachen Plan, so erwüchse ihm das volle Recht auf bleibenden Ruhm in der Geschichte des Unterrichts in Polen und auf den Dank der Nation!" In zwei Jahren angestrengtester Arbeit förderte der junge Reformator sein Werk so weit, daß am 1. Oct. 1780 die nach seinem Plane reorganisirte Universität von ihm selbst feierlichst eröffnet werden konnte. Aber nicht nur mit offener Feindschaft und allerschlimmsten Intriguen hatte Kołłontai bei dieser großen Arbeit zu kämpfen gehabt, sondern fast noch mehr mit gemeinen Gehässigkeiten, die seine Ehre angriffen und ihn zwangen, bei dem bischöflichen Gerichte Schutz und Hülfe zu suchen. Wie wenig ihm diese unaufhörlichen Anfeindungen ernstlich schadeten, zeigt der Umstand, daß er zum ersten Emeriten und auf drei Jahre zum Rector der Universität ernannt wurde. Auch weiterhin durften die Hände noch nicht in den Schos gelegt werden, denn die medicinischen und chirurgischen Schulen waren einer Reform ebenfalls bedürftig, ein mineralogisches Cabinet harrte der Gründung, die Landessprache mußte noch in allen Abtheilungen eingeführt wer-

den, und vor allen Dingen war die Ordnung des völlig verwahrlosten Archivs ein Gebot der Nothwendigkeit. Allen diesen Aufgaben unterzog sich Kollontai mit bestem Erfolge. Im J. 1782 endlich trat er von seinem Posten ab, sei es, daß er, wie einige behaupten, durch nicht zu entschuldigende Eigenmächtigkeiten seinen Gegnern die Handhabe zu erfolgreichem Angriffe geboten hatte, oder daß er, wie andere meinen, sich freiwillig zurückzog, weil er seine Bemühungen von Erfolg gekrönt sah und der Bestand seiner Schöpfung ihm genügend gesichert erschien. Der König wollte jedoch Kollontai's gewaltige Thatkraft nicht ungenützt lassen, sondern ernannte ihn zunächst zum Referendar von Litauen und bald darauf zum Vicekanzler der Krone. Wie überall entwickelte Kollontai auch in dieser Stellung eine große Thätigkeit, indem er auch hier auf in der That dringend nothwendige Reformen in der Regierung selbst drang, und ganz besonders auf dem constituirenden Reichstage. Die Verleihung der höchsten Orden bewies, daß der König mit Kollontai's Thätigkeit in höchstem Maße zufrieden war. Das J. 1791, der Sturz der Verfassung, traf auch ihn. Er wurde von der Conföderation von Targowice geächtet und flüchtete nach Dresden, wo er so lange blieb, bis Kosciuszko sich erhob. Im J. 1794 in das Vaterland zurückgekehrt, trat er von neuem in den Dienst der Regierung und wurde zunächst in Finanzangelegenheiten und darauf im auswärtigen Amte beschäftigt. Als im November 1794 Warschau von den Russen genommen war, floh Kollontai nach Galizien, wurde aber bei Sandomir von österreichischen Soldaten aufgegriffen und nach Olmütz gebracht, wo er neun Jahre in enger Haft blieb. Nach seiner Entlassung 1803 kehrte er in die Heimat zurück und ließ sich zu Krzemieniec nieder, wo er dem eng befreundeten und verbundenen Thaddäus Czacki bei der Schulreform mit Rath und That zur Hand ging. Nach der Errichtung des Herzogthums Warschau begab sich Kollontai nach Warschau und beschäftigte sich bald hier bald in Krakau ausschließlich mit den Wissenschaften. Im J. 1811 besuchte er, schon sehr gebrechlich, den Landtag und bald darauf, am 28. Febr. 1812, schloß er 62 Jahre alt sein vielbewegtes Leben mit Hinterlassung einer bedeutenden Anzahl literarischer Werke von bedeutendem wissenschaftlichen Werthe.

Seine Schriften sind in chronologischer Reihenfolge: „Listy Anonyma do Stanisława Małachowskiego Referendarza koronnego", d. h. Briefe eines Anonymus an Stanislaus Malachowski, Referendar der Krone (3 Theile, Warschau 1788—1790). — „Uwagi nad pismem Seweryna Rzewuskiego o prawie tronu dziedzicznego", d. h. Betrachtungen über die Schrift des Severin Rzewuski über das Thronerbrecht in Polen (Warschau 1789). — „Prawo polityczne narodu polskiego", d. h. Staatsrecht des polnischen Volkes (Warschau 1790). — „Uwagi o sukcessye tronu w Polsce", d. h. Betrachtungen über die Thronfolge in Polen (Warschau 1790). — „Ostatnia przestroga dla Polski", d. h. Letzte Ermahnung an Polen (Warschau 1790), erschien ohne Kollontai's Namen. — „Mowy Ks. Hugona Kołłontaja podkanclerza Koronnego na Sejmie 1791", d. h. Reden des Vicekanzlers H. Kollontai auf dem Landtage (Warschau 1791). — Zweifelhaft ist das anonym erschienene: „O ustanowieniu i upadku Konstytucyi 3. Maja", d. h. Von Verleihung und Aufhebung der Constitution vom 3. Mai, 2 Theile (Metz 1793). — „Uwagi nad terazniejszém położeniem tej części ziemi polskiej, która od pokoju Tylżyckiego zaczęto zwać księstwem Warszawskim", d. h. Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand desjenigen Theiles von Polen, der seit dem Tilsiter Frieden das Fürstenthum Warschau genannt wird (Warschau 1808). — „Porządek fizyczno-moralny czyli nauka o należytościach i powinnościach człowieka, wydobytych z praw wiecznych" d. h. Die physisch-moralische Ordnung oder die Lehre von den Rechten und Pflichten des Menschen, genommen aus den ewigen Rechten der Natur (Krakau 1810, 1. Theil, ein 2. Theil ist nicht erschienen). Aus Kollontai's Nachlasse ist außerdem gedruckt worden: „Pamiętnik o stanie duchowieństwa katolickiego i innych wyznań w połowie XVIII wieku", d. i. Denkschrift über den Stand der Geistlichkeit der katholischen Kirche und anderer Bekenntnisse in der Mitte des 18. Jahrh. (Posen 1840). — „Stan oswiecenia w Polsce w ostatnich latach panowania Augusta III", d. h. Zustand der Geistesbildung in Polen in den letzten Regierungsjahren August's III. (herausgegeben von Eduard Raczyński, Posen 1841). — „Badania historyczne. Rozbiór krytyczny zasad hystoryi o początkach rodzaju ludskiego", d. h. Historische Forschungen. Kritische Untersuchung der historischen Ansichten über den Ursprung des Menschengeschlechts (3 Theile, Krakau 1842). — Hugona Kołłontaja Korrespondencyja listowna z Tadeuszem Czackim przedsięwzięta w celu urządzenia instytutów naukowych i t. d.", d. h. Briefwechsel Kollontai's mit Thaddäus Czacki, unternommen in Hinblick auf die Gestaltung der Lehranstalten u. s. w.; herausgegeben von Ferd. Koisiewicz (Krakau 1844). Außerdem existiren noch einige Manuscripte, deren Bekanntmachung durch den Druck wünschenswerth wäre. Kollontai ist nicht nur ein äußerst fruchtbarer, sondern auch einer der besten Schriftsteller Polens, da seine literarische Thätigkeit auf einer umfassenden Bildung beruhte. Seine Sprache wird von den polnischen Literaturhistorikern als rein, kernig und wohlklingend bezeichnet. Unter solchen Umständen ist es nicht wunderbar, daß Kollontai's literarischer Einfluß bis heute nachwirkt, zumal sein Wirken als Patriot die höchsten und edelsten Zwecke seines Volkes fördern half. — Nach den Artikeln in Band 28 der Nouvelle Biographie générale und in Band 12 (1864) von Wurzbach's Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. *(K. Lohmeyer.)*

KOLLOS oder KOLLES heißt ein vorzügliches Weingebirge an der steiermärkisch-kroatischen Grenze. Dasselbe bildet den nördlichen Theil des **Matzelgebirges**, dessen Kern aus tertiärem Sandsteine besteht, welchen überall jüngere tertiäre Schichten einschließen. Die Höhe desselben variirt zwischen 300—400 Meter über dem

Meere. Es wird in der Richtung von Westen nach Osten in die obere, mittlere und untere Kollos eingetheilt. Zur letztgenannten gehören die ihres guten Weines wegen bestens bekannten Sauritscher Berge. Die mittlere Kollos erfüllt den Raum zwischen dem Wela- und dem Tainabache, während die obere sich westlich bis zum Rogatzbach ausdehnt. Einen recht lieblichen Eindruck machen die auf den Spitzen der einzelnen Höhenzüge stehenden zahlreichen Kirchlein. Die Thäler haben einen ergiebigen Wiesengrund; der größere Theil des Flächenraumes an den Höhenzügen ist mit Weinrebe bepflanzt und nur die nördlichen Abhänge eignen sich für die Waldcultur. Die Qualität der Kolloser Weine ist verschieden. Das beste Product liefern die Sauritscher Berge und die anstoßenden Hügel. Die Hauptabsatzgebiete für diese Weine sind Kärnten und Krain. (Vgl. den Artikel Kollos in J. A. Janisch, Topogr.-statistisches Lexikon von Steiermark (Graz 1878, Bd. 1, S. 768.) (*Ferdinand Grassauer.*)

KOLLUTHOS (wol richtiger als KOLUTHOS), ein später epischer Dichter, war geboren im ägyptischen Lykopolis und lebte zu den Zeiten des Kaisers Anastasios (491—518). Er gehört im allgemeinen zu der Schule des epischen Dichters Nonnos von Panopolis, ist aber in mehrern Punkten ebenso, wie der Epiker Tryphiodoros, seinen eigenen Weg gegangen, besonders hinsichtlich der metrischen Gesetze in seinem Versbau (vgl. Ludwich in Phil. Jahrbuch 109, 450 fg.). Ein Act dieser Emancipirung ist, daß er den von Nonnos und seinen Anhängern verbannten versus spondiacus wieder eingeführt hat. Neben seinen Gedichten, die vorzugsweise altmythische Stoffe behandelt zu haben scheinen, nennt der Biograph Hesychios Milesios (bei Suidas) die Kalydoniaka in 6 Büchern, ferner Enkomia in heroischem Versmaße und die Persika, von denen allen uns keine Spur erhalten ist. Dagegen besitzen wir ein kleineres Epos in 392 Hexametern, welches betitelt ist Ἁρπαγὴ τῆς Ἑλένης (de raptu Helenae) und in glänzenden Versen wol im Anfange des 6. Jahrh. abgefaßt ist. Dieses Gedicht wurde zusammen mit den Posthomerica des Quintus Smyrnäus zuerst in einer Aldina edirt (entweder 1504 oder 1505 oder 1521), sodann von Henricus Stephanus in seine Sammlung griechischer Gedichte in heroischem Versmaße aufgenommen (1556, wieder abgedruckt 1606), welche Texte sehr verdorben waren. Im ganzen ist das Gedicht recht oft edirt worden, so in unserm Jahrhundert von J. Bekker (Berlin 1816), der zwei neue Handschriften aus Gotha und Modena hinzuzog und den bisherigen Text aus dem Mutinensis um 9 Verse vermehrte, leider aber den wichtigsten codex Mutinensis sehr nachlässig verglich; von H. Schäfer mit Tryphiodoros (Leipzig 1823); von Stanislas Julien (Paris 1823) mit zahlreichen Uebersetzungen und zwei facsimilirten pariser Handschriften; von F. S. Lehrs in der Didot'schen Ausgabe der griechischen Epiker (Paris 1840). Die beste Ausgabe mit Benutzung des vollständigen handschriftlichen Materials ist von Eugen Abel (Berlin 1880). Beiträge zur Kritik lieferten neuerdings G. Hermann in seinen Emendationes Coluthi (Opusc. acad. IV, 205—227); O. Schneider in Philol. 23, 404—447; dann einzelne Herausgeber des Kolluthos, endlich Ludwich und Tiedke in ihren Arbeiten über Nonnos. Unter zahlreichen Uebersetzungen (unter denen besonders auch italienische vertreten sind) nennen wir die von Ferd. Torney (Mitau 1860). (*H. Flach.*)

Kolmar, früher Hauptstadt des franz. Departements Oberrhein, seit 1871 Hauptstadt des Bezirks Oberelsaß im deutschen Reichslande Elsaß-Lothringen, 1880 mit 26,093 Einwohnern, s. Colmar.

Kolmar (in Posen) Kreisstadt in der preußischen Provinz Posen, Reg.-Bezirk Bromberg, Kreis Kolmar, mit 3145 Einwohnern, hieß vordem Chodziesen oder Chodzesen (s. d.).

KOLMODIN (Israel), geistlicher Liederdichter und Superintendent der schwedischen Insel Gotland, geboren in Enköping 1643. Kolmodin studirte an den Universitäten sowol in Lund wie in Upsala und wurde hier 1672 Magister, worauf er einige Zeit auf Reisen in fremden Ländern zubrachte. Als er zurückkam, wurde er 1674 ordinirt, später erhielt er in kurzen Zwischenräumen eine Beförderung nach der andern, im J. 1686 wurde er Professor der Theologie in Upsala; er war Mitglied der Bibelcommission und nahm mehrere Jahre theil an den Arbeiten des Reichstags. Kolmodin wurde 1692 zum Superintendenten auf Gotland ernannt und in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode im J. 1709. Als Superintendent zeigte er lebhaftes Interesse für den ihm untergeordneten Klerus und suchte dessen Vortheil so viel wie möglich zu fördern. Uebrigens ist sein Name hauptsächlich als Psalmendichter auf die Nachwelt gekommen und es sind noch einige von ihm verfaßte Psalmen in dem jetzt gebrauchten Psalmenbuche aufbewahrt. (*O. Printzsköld.*)

KOLMODIN (Olaf), Propst in Flo in Westgothland, geboren den 26. Mai 1690, Sohn des Pastors Johann Kolmodin in Nytätra in Upland und Neffe von Israel Kolmodin; er studirte in Upsala, wo er 1716 Magister und zwei Jahre später ordinirt wurde; im J. 1721 wurde er Pastor in Flo und daselbst starb er am 8. April 1753. Als Dichter genoß Kolmodin großes Ansehen bei seinen Zeitgenossen; seine geistlichen Gedichte kennzeichnen sich durch christliche Frömmigkeit und Mildheit und geben einen Ausdruck für die frische und ernste Gottesfurcht, welche die Zeit Karl's XII. kennzeichnete und die wol nicht gleich mit ihm verschwand. Sein bedeutendstes Werk nannte er „Andelig Dufvoröst"; dies war weit verbreitet unter den Volke und blieb lange ein sehr beliebtes Lesebuch der Bauern. Die Didaktik bildete Kolmodin's starke Seite und sein Ziel; was er an Gedichten geschrieben, war die trockenste Prosa. (*O. Printzsköld.*)

Köln, Hauptstadt des Regierungsbezirks Köln (3974,36 □Kilom. mit 654,667 Einwohnern), 144,772 (1880) Einwohner mit dem gegenüberliegenden und als Brückenkopf dienenden Deutz eine Festung ersten Ranges, s. Cöln.

Köln, das ehemalige Erzstift und Kurfürstenthum, s. Cöln.

Kölnisches Wasser, s. Cölnisches Wasser.

KOLOBOM DER IRIS (auch Iridoschisma genannt) ist ein der Hasenscharte (s. d.) ähnlicher angeborener Bildungsfehler der Regenbogenhaut, welcher eine Spaltung der letztern nach unten, bisweilen auch nach unten und innen darstellt, die vom Pupillarrande mehr oder weniger tief gegen den Ciliarrand hinreicht und von verschiedener Breite ist. Ihre Ränder verlaufen meist convergirend, seltener parallel oder divergirend und es erhält die Pupille dadurch eine birnen-, schlüsselloch- oder glockenförmige Gestalt. Betrifft jene Spalte blos den großen Kreis — was zu den selteneren Varietäten des Koloboms gehört, — so findet man eine dreieckige periphere Pupille von der normalen durch eine Art Querbalken getrennt, während die Kolobome mit divergirenden Rändern und leichten Vorsprüngen oder Anhängseln am Pupillarrande gewissermaßen die Mittel- oder Uebergangsglieder bilden. — Bei dem Kolobom nach unten ist die obere Hälfte der Iris etwas breiter, weil deren Schließmuskel (Sphincter) keinen Ring, sondern gleichsam ein Hufeisen darstellt, mit dessen Endpunkten sich die Radialfasern vereinigen, wodurch dann auch die Wölbung nach den Seitentheilen der Spalte hin herabgezogen wird. Die Iris bietet deshalb auch nur an ihrem dem Kolobom gegenüberstehenden Theile das Phänomen der Pupillen-Verengung resp. -Erweiterung dar, während die das Kolobom begrenzenden Seitentheile sich einander nicht nähern, sondern höchstens etwas verkürzen oder verlängern können; diese letztern sieht man, wenn die Spaltung bis zum Ciliarrand reicht, gegen die Peripherie hin etwas rückwärts gezogen, an dem freien Rande bisweilen etwas nach hinten umgestülpt.

Mit dem Kolobom ist im allgemeinen eine wesentliche Störung des Gesichts, sowol bezüglich der Sehkraft als der Accommodation für ferne und nahe Objecte, nicht verbunden; dagegen disponirt dasselbe nach den Beobachtungen zahlreicher Ophthalmologen zur Trübung der Linse (Kataract). Es erscheint theils nur auf einem Auge und dann gewöhnlich linkerseits, theils auf beiden zugleich und dann stets in correspondirender Richtung gerade nach unten, oder nach innen und unten, gewöhnlich auch in gleichem Grade, zuweilen links größer. Das Kolobom wird als eine Hemmungsbildung betrachtet (mangelhafte Vereinigung der Ciliargefäße). Manche Autoren nehmen Erblichkeit, namentlich von seiten des Vaters, an, andere schreiben dem Versehen der Mutter während der Schwangerschaft einen Einfluß zu. Als begleitende Abnormitäten hat man neben dem Kolobom Mikrophthalmus, ovale und am Rande getrübte Hornhaut, Pyramidenstaar, Kolobom des obern Lides, Hasenscharte, Hypospadie, Hydrocephalus, Encephalocele, sowie ziemlich constant das sogenannte Coloboma Chorioideae (Kolobom der Aderhaut), welches auf einem angeborenen theilweisen Mangel derselben beruht und nur in Verbindung mit dem Kolobom der Iris vorkommt, beobachtet. — Von Beseitigung oder Abminderung dieses Bildungsfehlers auf operativem Wege kann wol kaum die Rede sein, es ist auch, soweit bekannt, bisjetzt noch nicht versucht worden. *(Alfred Krug.)*

KOLOGRIW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kostroma, unter dem 58° 47′ nördl. Br. und 61° 31′ östl. L. auf dem linken, steilen Ufer der Unsha und am Einflusse des Flüßchens Kitschinka in dieselbe. Kologriw befand sich im J. 1609 45 Kilom. weit von der jetzigen Stadt, da, wo jetzt das Dorf Archangelskoje liegt, an der Stelle des Dorfes Kitschina, das im J. 1778 zur Kreisstadt des Gouvernements Kostroma unter dem Namen „Kologriw" erhoben wurde. Die Stadt hat 3 Kirchen, 22 Kaufläden, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine Mädchenschule, ein Hospital, ein Gefängniß und 2787 Einwohner, die sich mit Schiffbau und Holzflößerei beschäftigen. Der Handel der Stadt ist unbedeutend. Auf den am 26. Sept. (a. St.) stattfindenden Jahrmarkt werden grobes Tuch, Baumwollenzeuge, Schaffelle, Butter und Colonialwaaren im Werthe von 5000 Rubeln zum Verkauf gebracht. Der Kologriwer Kreis mit einem Areal von 211,9 □Meilen zeichnet sich durch seinen Reichthum an Wäldern und Sümpfen aus. Die Wälder allein nehmen 85% der gesammten Bodenfläche ein. *(A. von Wald.)*

KOLOKOTRONIS (Theodor), neugriechischer Heerführer im Unabhängigkeitskriege gegen die Pforte. In Europa ist der Name Kolokotronis allerdings erst seit dem Blutbade von Tripolitza und seit dem großen Siege über das Heer des Türken Dramali in den Päffen des Treton allgemein bekannt und berühmt geworden. Aber in Griechenland hatte er schon viel früher einen guten Klang. Im Peloponnesos (Morea) war die „Klephturie", einzig das Land der Mainotten ausgenommen, auch in jenen Zeiten der osmanischen Herrschaft, wo die „Klephten" durch die Sympathie der griechischen Nation getragen wurden, niemals zu solcher Macht und Bedeutung gelangt wie in Rumelien, namentlich in Agrapha und Akarnanien. Nichtsdestoweniger gab es im 18. Jahrh. auch hier mehrere mächtige Häuptlinge kühner Gebirgskrieger, die den Osmanen Respect einflößten und je nach Umständen von diesen geschont oder grausam verfolgt wurden. Zu diesen gehörte das Geschlecht der Kolokotronis, die ihre Abkunft auf das arkadische Leondari zurückführten, aber in historisch bekannter Zeit ihren Sitz in den Berglandschaften des reizenden Cantons Messenien hatten, der sich westlich vom Taygetos, der maniatischen Gebirgsfestung, ausdehnt. Das letzte Drittel des 18. Jahrh. schien den Kolokotronis verhängnißvoll werden zu sollen. Der von den Osmanen gefürchtete Chef des Hauses, Johannes, war seit 1770 den türkischen Behörden näher getreten, als es galt, sich der wilden albanesischen Haufen zu erwehren, die nach Abwehr der russischen Landung in Morea und des daran sich knüpfenden griechischen Aufstandes nun mehrere Jahre lang Griechenland auf das schlimmste heimsuchten. Seine Palikaren gehörten mit zu den Truppen, mit denen endlich der grimme Seraskier Hassan-Ghazi im J. 1779 bei Tripolitza die entscheidenden Schläge gegen die wilden Schkypetaren führte. Aber die neue Freundschaft war seitens der Türken nicht ehrlich gemeint. Schon im J. 1780 fiel der Arm der letztern schwer auch auf die

Klephten in Morea und das früher in Strömen durch Johannes vergossene Blut der Mohammedaner rächten sie nun durch seine grausame Hinrichtung in der messenischen Andrussa.

Trotzdem gelang es der Treue mehrerer seiner alten Palikaren, einen Theil seiner Familie vor dem Untergange zu retten, namentlich denjenigen seiner Söhne, der der spätere Rächer seines Vaters werden sollte. **Theodor Kolokotronis**, der am 3. April 1770 auf dem messenischen Berge Rhamowuni unter einem Baume geboren war, wurde damals nach den Hochthälern der Maina gerettet und wuchs zum künftigen Klephten heran. Wie für viele andere junge Griechen aller Klassen in dieser Zeit wurde aber auch für ihn die erste Französische Revolution bedeutungsvoll; der ideale Glanz, der damals noch in den Augen des Auslandes, namentlich auch der Griechen, die feurigen Explosionen des französischen Vulkans umgab, wirkte bezaubernd auf viele dieser modernen Hellenen. Kolokotronis, der in den Freiheitsrufen, die aus Paris durch die Welt drangen, die „Welttrompete" zu vernehmen glaubte, gewann durch diese Einflüsse einen etwas höheren und weiteren Horizont als andere Männer seiner Art: das klephtische Naturell wurde bei ihm veredelt und er vermochte den Gedanken an eine künftige Befreiung der griechischen Nation von der türkischen Fremdherrschaft zu fassen. Aber er sollte erst als ein rüstiger Fünfziger dazu gelangen, in dieser Richtung die Waffen zu führen.

Zunächst hatte Theodor im J. 1790 sich mit der Tochter eines griechischen Gemeindevorstehers zu Leondari verheirathet und mit seiner Frau eine ganz namhafte Mitgift erhalten. Zum friedlichen Bürger und Bauer aber war dieser Jüngling, bei dem die soldatischen Neigungen seines Geschlechts den Sieg davontrugen, nicht geschaffen. Nachdem er einige Jahre lang der Chef localer Milizen gewesen, gerieth er seit 1797 durch einige Raubzüge nach dem messenischen Gau Emblakika (nach der Gegend des altgriechischen Stenyklaros) ganz und gar in das Treiben der Klephten hinein. Die Abneigung der griechischen Bauern gegen diese Unruhen und die Energie der türkischen Behörden zwangen ihn endlich, im J. 1806 Morea zu verlassen und sich nach der Insel Zante als Flüchtling zurückzuziehen. Als nachher seit October 1809 die Engländer die Ionischen Inseln eroberten, bildeten sie (nach ihrer damaligen Praxis, den Weltkampf gegen den Napoleonismus zum Theil mit Hülfe geworbener fremder Krieger zu führen) aus massenhaft angeworbenen jungen Griechen unter der Führung des dazu vortrefflich geeigneten Sir Richard Church ein Regiment leichter Schützen. In diesem Corps hat Theodor Kolokotronis bis zu dessen Entlassung (1815) als Major gedient.

Als nach der Schlacht bei Waterloo die Donner des europäischen Weltkrieges verhallt waren, entschloß sich **Kolokotronis**, friedlicher Proviantfahrer zu werden. Bald aber empfand er die Berührungen jener geheimen Macht, die jetzt dahin arbeitete, den Ausbruch einer umfassenden griechischen Revolution vorzubereiten, nämlich der „großen Hetärie der Philiker". Schon im J. 1817 ist er Mitglied der Hetärie geworden und beobachtete nun mit gespannter Aufmerksamkeit die weitere Entwickelung. Freudig und hoffnungsvoll begrüßte er im Sommer 1820 die Uebernahme der Leitung der Hetärie durch den General-Ephoren Alexander Hypsilanti und nachher dessen Aufruf, sich zum Kampf bereit zu halten. Als die Osmanen hörten, daß er zu Ende des Januar 1821 in dem maniatischen Hafenplatze Skardamula wieder den Boden des Peloponnes betreten hatte, wo er sich unter den Schutz des maniatischen Geschlechtes Murtzinos stellte, erkannten sie die Nähe des langen drohenden Ausbruches. Es ist bekannt, daß dann Kolokotronis zu Anfange des April 1821 den Aufstand im südlichen Peloponnes, und damit seine lange und wechselvolle Laufbahn als Feldherr dieser Revolution, durch den siegreichen Angriff auf das messenische Kalamata eröffnet hat, den er mit einer Schar erprobter griechischer Waffenbrüder und maniatischer Krieger durchführte.

Theodor Kolokotronis ist unbezweifelt unter den Offizieren des griechischen Nationalkrieges, welche aus den Reihen der Peloponnesier hervorgegangen sind, weitaus der bedeutendste. Unter den Rumelioten hatte Odysseus das Zeug, ein Chef seines Schlages zu werden; nur daß es bei diesem Manne die persönliche Selbstsucht und die Nachwirkungen der schlimmen Schule von Janina davontrugen. Der edelste der neugriechischen Chefs, Markos Botzaris, fand zu früh den Heldentod und unter den übrigen griechischen Häuptlingen hat für den Landkrieg nur der brillant begabte Karaiskakis sich allmählich zu einem wirklichen Feldherrn entwickelt, der bei längerem Leben auch den alten Kolokotronis stark in den Schatten gestellt haben würde. Die Leistungen des Kolokotronis als Heerführer dürfen billigerweise nicht nach europäischem Maße beurtheilt werden. Aus seiner englischen Schule brachte er freilich die klare Erkenntniß der Vortheile mit, welche der Führer eines abendländischen Heeres vor dem einer irregulären Armee voraushat; aber er hat es selbst niemals versucht, seine Palikaren nach abendländischer Weise zu schulen und taktisch zu verwenden. Dagegen mag man mit Recht sagen, daß Kolokotronis den höchsten Grad eines klephtischen Kapitäns erreicht und mit seinem Material, nämlich mit einer Anzahl geschulter Klephten (zum Theil auch älteren und jüngeren Kameraden aus der Zeit des britischen Dienstes) und mit bewaffneten Bauern und Hirten, das Bedeutendste geleistet hat, was mit solchen Mitteln möglich war. Kolokotronis verstand die dreifache Kunst: die noch völlig ungeschulten und ursprünglich nicht sehr kriegerisch veranlagten peloponnesischen Bauern zu Soldaten zu machen, — seine Operationen jedesmal sehr geschickt der Natur seiner Leute und des Terrains anzupassen, — und endlich selbst wirkliche Feldzugspläne nach griechischen Dimensionen zu entwerfen. Mit seiner Art der Taktik und mit seinen Palikaren konnte er es allerdings nicht wagen, in offener Feldschlacht europäisch disciplinirten Truppen, wie namentlich Ibrahim-Pascha's Aegyptern, zu begegnen. Seine glänzendsten Erfolge dagegen im Kriege mit Osmanen und Albanesen erfocht Kolokotronis mit den Mitteln und der Praxis des sogenannten kleinen Krieges, oder noch besser gesagt, mit den Mitteln

des Posten- und Heckenkrieges; obwol auf diesem Wege in den Kämpfen großer Staaten und regulärer Heere principiell eine wirkliche Entscheidung nicht gesucht wird, so machten die eigenthümlichen Verhältnisse des griechisch türkischen Krieges und namentlich der Terraingestaltung des Peloponnes es doch möglich, daß Kolokotronis auf diesem Wege zweimal eine großartige Entscheidung herbeiführte: wir meinen den Fall von Tripolitza und den Sieg in den Pässen des Treton. Dabei besaß Kolokotronis die für einen solchen religiös-politischen Nationalkrieg ganz unschätzbare Eigenschaft, ein ausgeprägter Repräsentant aller guten wie aller bedenklichen Eigenschaften seines Stammes zu sein. Er vermochte wie wenige andere seiner Zeitgenossen das Volk zu begeistern. Eine mächtige Gestalt, eine wahre Löwenstimme, ein höchst charakter- und ausdrucksvolles Gesicht, — Adlernase, schieler Blick, buschiges Haupthaar, — imponirte auch den philhellenen Kampfgenossen des merkwürdigen Mannes, der zu der Nationaltracht einen antiken Helm hinzuzufügen liebte. Seine unverwüstliche Ausdauer, Zuversicht und Elasticität, seine Unerschöpflichkeit an Kriegslisten und Auskunftsmitteln, sein frischer, wiederholt selbst cynischer Humor, erhielt die Palikaren bei guter Laune, vermochte die jungen Truppen auch unter sehr schwierigen Umständen zusammenzuhalten und flößte ihnen allezeit volles Vertrauen ganz speciell zu seiner Führung ein.

Leider aber fehlten diesem für das Gelingen des Befreiungskrieges so wichtigen Führer der Griechen auch sehr bedenkliche Züge nicht; sie wurzeln, wie seine Habsucht, theils in der Natur des Stammes, theils erklären sie sich aus der Vorgeschichte der Griechen seiner Zeit. Kolokotronis war unleugbar sehr stark erfüllt von der Idee der nationalen Befreiung; zäh und treu hat er an dieser Idee alle Zeit festgehalten; Schwankungen oder gar verrätherische Anwandlungen, wie sie die Geschichte namentlich von Odysseus kennt, sind bei ihm nicht vorgekommen. Auch das ist hervorzuheben, daß er in dem entsetzlichen Kampfe mit den Türken sich von gemeiner Verrätherei und unnützen Greueln frei gehalten hat. Dagegen theilte er gar sehr die Neigungen der großen soldatischen Häuptlinge dieses Krieges, welche nach Austreibung der Osmanen die Herrschaft in ihrer Hand zu behalten hofften. Daraus entwickelte sich der schroffe Gegensatz zu der sogenannten bürgerlichen Partei, nämlich zu den frühern Primaten und Kodscha-Baschis, die ihrerseits dasselbe für sich erstrebten, aber dabei mehr civilisirte, europäische Formen zu schaffen gedachten. Dieser Gegensatz verschärfte sich dadurch, daß allmählich die bedeutendsten Männer der sogenannten Bürgerpartei, wie der Rumeliot Dr. Kolettis und der Hydriot Georg Konduriotis, auch zu persönlichen Gegnern des Kolokotronis wurden, der ihnen ferner auch mit „moraïtischem" Particularismus (als „nesiotischen" und stereohelladitischen" Gegnern der peloponnesischen Sonderinteressen) gegenüberstand. Unter solchen Verhältnissen, wie später als Führer der Kybernitiker gegenüber den Syntagmatikern, scheute er auch den offenen Bürgerkrieg nicht. Zum Glück wurde seine mit griechischer Verschlagenheit gepaarte Leidenschaftlichkeit doch durch seine durchdringende Klugheit gemäßigt, und in hochkritischen Lagen des Landes hat bei ihm wiederholt der Patriotismus über den persönlichen Hader den Sieg davongetragen, sodaß schließlich sein Ausgang ein friedlicher und versöhnender war.

Wir fassen nun die Schilderung seines reichen Lebens als peloponnesischer Heerführer und Politiker kurz und gedrängt zusammen. Die beiden ersten Jahre des im April 1821 ausgebrochenen griechischen Unabhängigkeitskrieges haben seinen militärischen Ruf ganz vorzugsweise begründet. In den Frühlings- und Sommermonaten des Jahres 1821 hat Kolokotronis, der sich damals auch der alten französischen Felsenfestung Karitena am arkadischen Alpheios bemächtigte, bei der Blokade der türkischen Provinzialhauptstadt Tripolitza die jungen Milizen zu Kriegern ausgebildet. Er entwarf ferner den klugen Plan, diese Festung zuerst in ungeheurem Kreise durch Sperrung aller Pässe zäh zu blokiren und nur allmählich die Sperrlinien näher an die Mauern der Stadt heranzuschieben. Seine Ausdauer wurde von Erfolg gekrönt und das total erschöpfte Tripolitza ist endlich am 5. Oct. 1821 von den Griechen mit Sturm genommen worden. Damit war Griechenland sozusagen als kriegführende Macht legitimirt. Die Existenz aber des Aufstandes und der griechischen Cantone, die hauptsächlich die Last des Krieges mit der Pforte trugen, rettete Kolokotronis im Sommer 1822. Während im Laufe dieses Jahres auf sämmtlichen Außenlinien des weiten Kriegsschauplatzes die Sache der Griechen schwere Einbuße erlitt (namentlich also auf Euböa, auf dem Olympos, auf Chios und endlich bei dem epirotischen Peta): richtete der Seraskier Mahmud-Dramali seinen großen Stoß mit 30,000 Mann unmittelbar gegen das Herz Griechenlands. Als er aber siegreich bis nach Argos gelangt war und das hart bedrängte Nauplia (24. Juli) entsetzt hatte, hielt diesen thörichten Heerführer der tapfere Demetrius Hypsilanti an den Mauern der alten Larissa von Argos fest. Und nun fand Kolokotronis die Möglichkeit, durch Sperrung sämmtlicher Bergpässe die feindliche Armee in der Ebene von Argos der Gefahr zuzutreiben, durch Seuchen und Mangel ruinirt zu werden. Den Rückzug endlich nach Korinth durch die Pässe des Tretongebirges (6. und 8. Aug.) mußten die Osmanen mit einer gewaltigen Niederlage bezahlen. Nunmehr durch die dankbare Gerusia des Peloponnes zum Oberfeldherrn dieser Landschaft ernannt, wußte Kolokotronis die Reste der Türken auch in der korinthischen Umgegend (unter Mitwirkung der nordisthmischen Palikaren des Odysseus) einzusperren und zuletzt vollständig zu Grunde zu richten.

Damals und noch während des Jahres 1823 stand der lorbergekrönte Kolokotronis auf der Höhe seines Ansehens. Aber nun war er zu habsüchtig und allzu selbstwillig und übermüthig, um nicht binnen kurzer Zeit nach allen Richtungen hin sich persönliche Gegner zu schaffen. Schon im Sommer 1823 entwickelten sich seine Reibungen mit der Bürgerpartei. Persönlich ein Mitglied der (10. Mai) durch die Nationalversammlung von Astros neuernannten Regierungscommission, nährte (auf

Karitena und auf das inzwischen übergebene Nauplia, wo sein Sohn Panos commandirte, gestützt) den bittersten Hader mit der legislativen Versammlung zu Argos, die endlich unter Benutzung mehrerer Rechtswidrigkeiten der Regierungscommission am 7. Dec. 1823 mit derselben offen brach, dann nach Kranidhi (Hermione) übersiedelte und hier am 18. Jan. 1824 eine neue Regierung einsetzte, deren bedeutendste Männer nun Dr. Kolettis und Georg Konduriotis waren. Darüber kam es zuerst zum Bürgerkrieg (März und April 1824), der freilich ziemlich unblutig verlief, aber doch für den Wehrstand des Landes und für die Abwehr der moslemitischen Angriffe höchst schädlich wirkte. Nach einer Reihe von Gefechten bei Nauplia und Tripolitza, wo erstaunlich viel Pulver verknallt worden war, erkannte Kolokotronis, der die Gegner als die stärkeren fand, zu Anfang Juni 1824 die neue Regierung an und sein Sohn Panos übergab derselben gegen Zahlung von 25,000 Piastern für seine Leute die Festung Nauplia am 19. Juni. Am 14. Juli wurde allgemeine Amnestie proclamirt. Als aber nun die Regierung mehr und mehr die rumeliotisch-insulare Abneigung gegen die Moraïten in den Vordergrund treten ließ und wiederholt die peloponnesischen Interessen verletzte, brach im Herbste 1824 ein neuer Bürgerkrieg aus, der in Arkadien mit einer allgemeinen Steuerverweigerung begann. Das Glück stand aber der Partei des Kolokotronis nicht zur Seite. Sein Sohn Panos fiel (23. Nov.) bei einem Angriffe auf die Werke von Tripolitza, und die rumeliotischen Palikaren, die Dr. Kolettis in Masse nach Morea zog, warfen bis zu Anfange des J. 1825 den Aufstand überall nieder. Nun bat auch Kolokotronis um Amnestie; er mußte sich (11. Jan. 1825) in Nauplia der Regierung stellen und wurde dann am 14. Febr. mit 14 seiner Freunde nach dem St.-Eliaskloster auf der Insel Hydra abgeführt.

Aus dieser Haft befreite ihn nicht lange nachher die furchtbare Kriegsnoth, in welche die Landung der ägyptischen Armee unter Ibrahim-Pascha in Messenien (23. Febr.) und das siegreiche Vordringen in Morea das griechische Volk und seine Regierung stürzte. Unter dem Drucke der öffentlichen Stimmung befreite man (22. Mai 1825) den alten Kolokotronis und seine Freunde aus ihrer Internirung und proclamirte acht Tage später eine allgemeine Amnestie. Am 1. Juni wurde Kolokotronis in Nauplia wieder zum Oberfeldherrn im Peloponnes ernannt. Nun sammelten sich zwar die Palikaren in Masse in seinem Lager; aber diesmal hatte er wenig Glück. So tapfer und gewandt er auch die Pässe aus Messenien nach Arkadien vertheidigte, die überlegene Taktik Ibrahim's bahnte doch den Aegyptern den Weg nach Arkadien und bis vor die Wälle von Nauplia. Auch nachher, als Ende Juni die Aegypter sich in Tripolitza festsetzten und der alte Feldherr nun den Versuch machte, die Blokadetaktik zu wiederholen, die er früher gegen Dramali mit Erfolg angewendet hatte, siegte die ägyptische Kriegskunst. Mehrere Gefechte, namentlich die Schlacht am Trikorpha (6. Juli), in welcher des Alten Sohn Johannes durch glänzende standhafte Tapferkeit sich den Ehrennamen Gennäos erwarb, den er seitdem stets in Griechenland geführt hat, sprengten die Kette der griechischen Blokadetruppen. Seitdem ist Kolokotronis — namentlich während der Entscheidungskämpfe um Missolunghi und die Burg von Athen — für längere Zeit mehr zurückgetreten; er war darauf beschränkt, namentlich im J. 1826 und 1827, den Aegyptern durch einen gutgeleiteten Guerrillakrieg möglichst viel Abbruch zu thun und überall den Widerstand gegen die Mohammedaner lebendig zu erhalten.

Viel wirksamer aber wurde er jetzt als Parteiführer. Durch seinen Gegensatz zu Maurokordatos und zu den Hydrioten und durch den Einfluß seines ionischen Freundes Metaxas bestimmt, war er ein eifriger Anhänger der sogenannten russischen Partei geworden, interessirte sich lebhaft für die in St.-Petersburg gewünschte Einsetzung des ionischen Grafen Giovanni Kapodistrias zum Präsidenten von Griechenland. Dank seiner großen Verschlagenheit und diplomatischen Gewandtheit hat er es endlich auch dahin zu bringen gewußt, daß die griechische Nationalversammlung zu Dhamala (Trözene) am 11. April 1827 den Grafen wirklich auf sieben Jahre zum Präsidenten des Landes erwählte, von welchem nachher die Schlacht bei Navarin (20. Oct. 1827) und deren Folgen den schwersten Druck der feindlichen Belastung nahmen.

Kolokotronis ist einer der ergebensten Anhänger und Vertreter des Präsidenten Kapodistrias gewesen, seit dieser (im Januar 1828) die Regierung in Griechenland angetreten hatte. Nach der Ermordung dieses hervorragenden Staatsmannes (9. Oct. 1831) blieb Kolokotronis einer der leidenschaftlichsten Führer der korfiotischen oder kybernitischen Partei. Zunächst theilte er sich dank der Wahl des griechischen Senats mit Augustin Kapodistrias und Dr. Kolettis in die sofort neu formirte provisorische Regierung des Landes. Bekanntlich hielt sich gegenüber der Opposition der Rumelioten auf der Nationalversammlung zu Argos diese Combination nur bis zum 20. Dec. 1831, wo die Mehrheit der Versammlung den Grafen Augustin zum Präsidenten ernannte, dann aber die Rumelioten nach wildem Straßenkampfe (21.—23. Dec.) mit Kolettis nach Perachora in Megaris abzogen, um hier als Syntagmatiker den neuen Bürgerkrieg zu organisiren. Bekanntlich gelang es der neuen, gutgeführten Partei endlich doch, den Grafen Augustin (9. April 1832) zur Abdankung und zur Abreise aus Griechenland zu nöthigen. Dann aber hat während des ganzen Zeitraumes bis zur Ankunft des Königs Otto und der bairischen Regentschaft der alte Kolokotronis der neu mit der Regierung betrauten Siebenercommission durch Intriguen und offene anarchische Gewaltthätigkeit in Morea die größten Schwierigkeiten zu bereiten verstanden. Der politische Gedanke dabei war offenbar der, sich vor Ankunft der neuen bairischen Machthaber womöglich noch in den Besitz einer möglichst imposanten Machtstellung zu setzen. Aus solchen Verhältnissen heraus erwuchs noch ganz zuletzt der blutige Zusammenstoß zwischen seinen und seiner Freunde wilden

Palikaren und den (mit Kolettis befreundeten) damals in Morea stehenden französischen Truppen zu Argos (16. Jan. 1833).

In Wahrheit war Kolokotronis nun doch nicht zum Ziel seiner Wünsche gelangt, als König Otto am 6. Febr. 1833 in Nauplia einzog. Am folgenden Tage hat er dann Zutritt bei dem Könige erhalten, und gegen die Zusage von Treue und Gehorsam Gnade und Amnestie erlangt, nachher auch sein Schloß zu Karitena der neuen Regierung übergeben. Aber die alte Abneigung des Kybernitikers gegen die ihm und seinen politischen Freunden nicht sehr günstige und noch weniger sympathische Ordnung der Dinge in Griechenland trieb ihn (so ist die allgemeine Annahme, der nur Mendelssohn-Bartholdy neuerdings widersprochen hat) noch einmal zu Conspirationen gegen die bairische Regentschaft. Dank der Energie der letztern aber wurde er sammt seinem Schwager Koliopulos Plaqutas, Theodor Grivas und andern Häuptlingen (in der Nacht vom 18. zum 19. Sept. 1833) auf seinem Landgute bei Nauplia verhaftet und nun vor Gericht gestellt. Der mit großer Leidenschaftlichkeit und unter dem Eindrucke mancher persönlicher Gegnerschaften geführte Proceß, dessen juristische Begründung allerdings nicht ohne Schwächen war, führte Ende Mai 1834 zur Verkündigung des Todesurtheils über Kolokotronis und Koliopulos. Aber es war so sehr undenkbar, daß dieses Urtheil hätte vollzogen werden können, daß der Gerichtshof selbst auf Umwandlung desselben durch die Gnade des Königs antrug. Der König verwandelte denn auch die Todesstrafe in zwanzigjährige Haft auf dem Schlosse Palamidhi bei Nauplia und hat schon am 1. Juni 1835 bei Eintritt seiner Volljährigkeit beide Gefangene vollständig begnadigt. Mehr noch, Kolokotronis wurde auch in den im September 1835 neu ins Leben gerufenen Staatsrath aufgenommen. Intelligent und mit scharfem Blicke für die nationale Bedeutung der neuen Schöpfung, wie er war, ist Kolokotronis später in den Vorstand eines im J. 1839 zur Erbauung eines Universitätsgebäudes und anderer akademischer Institute durch freiwillige Beiträge gebildeten Vereins in Athen getreten. In der neuen Residenz des jungen Königreichs ist er endlich am 26. Febr. 1843 gestorben. Seine Denkwürdigkeiten, die er (in ziemlich barbarischem Griechisch) dem Tertsetis in die Feder dictirt hatte, erschienen 1851 zu Athen. Die Denkwürdigkeiten seines Sohnes Gennäos über den Unabhängigkeitskrieg wurden 1856 von Philadelpheus herausgegeben. Der jüngere Kolokotronis selbst, der unter König Otto als Politiker eine nicht unerhebliche Rolle spielte, ist am 4. Juni 1868 zu Athen gestorben. *(G. Hertzberg.)*

KOLOMAN, der neunte König der Ungarn aus dem Fürstengeschlechte Arpád, einer der tüchtigsten Regenten seiner Zeit, der von 1095—1114 regierte. Koloman war der älteste Sohn des ungarischen Königs Geisa I. (gest. 24. April 1077) und der Synadene, Nichte (Tochter?) des Nicephorus Boniates, der im J. 1078 den byzantinischen Kaiserthron bestieg.[1]) Aus dieser Ehe stammten noch ein Sohn, Almos, und eine Tochter, Sophia, die spätere Gemahlin Ulrich's, des Markgrafen von Kärnten. Die Zeit der Geburt Koloman's ist nicht bekannt, jedenfalls befand er sich beim Tode seines Vaters noch im Stande der Unmündigkeit, sodaß sein Oheim Ladislaus gemäß dem herkömmlichen Altersvorzug den Thron bestieg. Koloman's Mutter, die Witwe nach König Geisa's I. Tode, kehrte zu ihrem Vater, dem Kaiser von Byzanz, zurück.[2])

Ueber die Jugendzeit Koloman's besitzt man sagenhafte Nachrichten in späteren Chroniken. Denen zufolge soll König Ladislaus seinen jüngeren Neffen Almos zum Thronfolger, Koloman aber dem geistlichen Stande bestimmt haben. Als Ursache dieser sonderbaren Verfügung, die mit dem usuellen Altersvorzuge im Widerspruch gestanden hätte, führen dieselben Geschichtsquellen an: Koloman sei „von harter und grausamer Gemüthsart gewesen", sodaß König Ladislaus besorgt habe, daß er „als König schuldloses Blut vergießen werde"; ferner schildert ihn der Chronist Thuroczy auch dem Leibe nach mit abschreckenden Farben. Koloman war danach „häßlich von Gestalt, schieläugig, strupphaarig, buckelig, lahm und ein Stammler".

Wir stimmen jenen Historikern bei, welche diese misgünstige Schilderung späterer Chronisten für leere Fabelei halten, möchten aber die Quelle dieser Fabel nicht in dem Hasse der Mönche gegen die „Freisinnigkeit" des Königs oder in der geringen Zuneigung desselben zur Geistlichkeit suchen, wie dies die modernen Historiker Ungarns thun, weil wir ja documentarische und sonstige zeitgenössische Zeugnisse vom Gegentheil besitzen. König Koloman erscheint nirgends als ein Gegner der Kirche und des Klerus, vielmehr hat er die Rechte derselben feierlich anerkannt, ja dem Papste gegenüber sogar noch erweitert. Der minder gute Ruf des Königs bei den Chronisten des späteren Mittelalters ist weit eher auf die einseitigen Nachrichten der Kreuzfahrer und deren Annalisten und Geschichtschreiber zurückzuführen; denn das kreuzfahrende Volk war auf den ungarischen König aus begreiflichen Gründen nicht besonders gut zu sprechen. Nebenbei sei bemerkt, daß die Chronisten, welche König Koloman in so abschreckender Weise schildern, vergessen, wie ein derartiges Ungethüm auch zum geistlichen Stande nicht zulässig gewesen wäre, da der Mangel der körperlichen Tüchtigkeit, der defectus corporis, nicht blos in dem Fehlen eines zur Verrichtung geistlicher Functionen wichtigen Körpertheils besteht, sondern sich dieses Hinderniß zum Eintritt in den Priesterstand auch auf die mangelnde Würde in

1) So ist die allgemeine Anschauung bei den ungarischen Historikern; dagegen ist Büdinger, Ein Buch ungar. Geschichte (Leipzig 1866), S. 60—61 der Ansicht, daß Koloman und Almos Geisa's Söhne aus erster Ehe gewesen, Synadene aber Geisa's zweite Gemahlin war. Seine Beweisführung ist hier indessen nicht überzeugend. Uebrigens verdient mindestens in der Note erwähnt zu werden, daß die älteren ungarischen Geschichtschreiber (Pray, Katona, Cornides u. a.) König Koloman als Sohn des Königs Ladislaus des Heil. betrachtet haben; doch hat diese Ansicht keinen stichhaltigen Grund.

2) Büdinger, l. c. S. 61.

der äußern Erscheinung des Betreffenden bezieht.[3]) Nun denke man sich den angeblich schieläugigen, buckeligen, lahmen und stammelnden Koloman als Candidaten für den Bischofsstuhl von Erlau, der ihm von seinem Oheim angeblich zugedacht war!

Wohlbegründet ist allerdings die weitere Angabe, daß Koloman eine treffliche Bildung genossen hat; er war nach dem Zeugnisse Papst Urban's II. in den weltlichen und geistlichen Wissenschaften erfahren und eine Chronik nennt ihn unter den Fürsten seiner Zeit in literarischen Dingen bewandert. Von seiner Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung wird auch sein Beiname: „Könyves" (Kalman), d. i. „Koloman der Bücherfreund", abgeleitet.

Die Sage spinnt die Fabel von Koloman's geistlicher Bestimmung noch weiter dahin aus, daß derselbe aus Abneigung gegen den ihm zugedachten Stand mit zwei Vertrauten heimlich nach Polen entflohen sei. Als jedoch König Ladislaus sein Ende herannahen fühlte, habe er den Flüchtigen zurückgerufen und sich mit demselben ausgesöhnt. Koloman wurde nach dieser Version entweder von Ladislaus auf dem Sterbebette zum Thronfolger ernannt oder nach dessen Tode vom Volke zum König gewählt. Almos mußte dem älteren Bruder weichen und sich begnügen, Regent von Kroatien unter ungarischer Hoheit zu sein.[4])

Da wir die Fabel von der körperlichen Misgestalt sowie von der Bestimmung Koloman's zum geistlichen Stande verwerfen, so fällt damit auch die weitere Ausschmückung der Sage hinweg. König Ladislaus konnte seinen Neffen Koloman schon deshalb nicht für den geistlichen Beruf bestimmt haben, weil der König in ihm seinen alleinigen rechtlichen Thronerben erkennen mußte. Gleichwie Ladislaus als der älteste der regierenden Linie des Hauses Arpád nach seines Bruders Geisa I. Tode das Recht auf den Thron besaß, ebenso fiel dieses Recht jetzt dem älteren Koloman vor dessen jüngerm Bruder Almos zu. Das ergibt sich auch aus der Thatsache, daß Ladislaus nach der Eroberung Kroatiens (1091) daselbst den jüngeren Neffen Almos als „stellvertretenden Herrscher" einsetzte, sodaß nach einer ansprechenden Vermuthung Büdinger's[5]) „Ladislaus seinen zweiten Neffen durch Verleihung eines außerhalb Ungarns liegenden und doch in Dependenz von demselben stehenden Reiches befriedigte".

Koloman trat nach seines Oheims Tode (gest. 29. Aug. 1095) die Regierung ungehindert an. Kein Widerspruch erhob sich gegen ihn, als er bei seiner Rückkehr aus Polen, wo er zur Zeit des Hinscheidens seines Vorgängers war, sich zum König krönen ließ. Seine Regierung war überaus bewegt und für Ungarn von segensreichen Folgen begleitet.

Bald nach seiner Thronbesteigung erhob sich in dem erst vor wenigen Jahren erworbenen Kroatien ein gefährlicher Aufstand. Einer der Häuptlinge, Namens Peter (Banus), stellte sich an die Spitze der Misvergnügten, um das kroatisch-nationale Königthum wieder aufzurichten. Der Herzog Almos war der drohenden Gefahr nicht gewachsen und so eilte König Koloman selbst an der Spitze eines Heeres herbei. „König" Peter erwartete ihn in den Gebirgen von Petrowa Gora; das ganze Kroatenvolk unter seinen Zupanen hatte sich der Erhebung angeschlossen; wäre sie gelungen, so würde Kroatien wieder als selbständiges Königreich aufgelebt sein. Aber es gelang Koloman, die aufständischen Zupane durch vertragsmäßige Zusagen für sich zu gewinnen, sodaß sie ihren Anführer Peter verließen und mit dem Könige Frieden schlossen. Peter selbst fand im offenen Kampfe zwischen der Glina und Kulpa den Tod.[6]) König Koloman dehnte die ungarische Herrschaft danach bis an die Adria aus.

Hier nun begegnete er zum ersten male der damaligen Seekönigin des Mittelmeeres, der stolzen Signoria von Venedig, die selber auf die dalmatinischen Küstenstädte und Inseln ihr Auge gerichtet hatte. Noch war der ungarische König nicht in der Lage, dieser Nebenbuhlerin erfolgreich in den Weg zu treten; deshalb schloß er klüglich mit derselben einen Bund gegen den gemeinsamen Feind, gegen die unteritalischen Normannen. Auf venetianischen Schiffen segelten ungarische Bundestruppen nach Unteritalien und eroberten einige Küstenplätze, darunter das wichtige Brindisi. Allein für die Dauer war ein solcher Kriegszug nicht. Er konnte auch keinen andern Zweck haben, als den Normannen heilsamen Respect einzuflößen und sie von der Wiederholung ihrer Angriffe gegen die kroatisch-dalmatinischen Küstenstriche abzuhalten. Der Zweck wurde erreicht, ja König Koloman schloß sogar mit dem mächtigen Normannenfürsten Roger I. ein Freundschaftsbündniß und vermählte sich mit dessen Tochter Busilla. Im Mai 1097 brachte die Braut ein sicilischer Bischof nach Bielograd (Zara Vecchia), das bereits zur Herrschaft Koloman's gehörte.[7])

An der Fortsetzung und Ausbeutung des kroatisch-dalmatinischen Feldzuges wurde König Koloman durch die beginnenden Kreuzfahrten nach dem Heiligen Lande verhindert. Die ersten Scharen der Bekreuzten unter Anführung des Ritters Walter „von Habenichts" erschienen im Mai 1096, denen dann die Scharen des Einsiedlers Peter folgten. Der Weg führte diese Abenteurer auf der großen Völkerstraße donauabwärts durch Ungarn. König Koloman hatte ihnen den Durchzug gestattet, ließ Lebensmittel reichlich beistellen, ohne jedoch das Treiben dieser meist zuchtlosen Menge aus dem Auge zu verlieren. Als der Priester Volkmar mit seiner ver-

---

3) Vgl. Schulte, Lehrbuch des kathol. Kirchenrechts, 3. Aufl. (Gießen 1873), S. 198. 4) Vgl. Feßler-Klein, Geschichte von Ungarn I, 194 und die sonstigen ungarischen Historiker. 5) Ein Buch ungar. Geschichte S. 102.

6) Büdinger, l. c. S. 127—130. 7) Ebendas. S. 131. Kroatische Forscher, z. B. Dr. Racki, stellen die Anwesenheit König Koloman's in Kroatien vor dem J. 1102, somit auch die Erwerbung, resp. Wiedergewinnung dieses Landes für die ungarische Krone in Abrede. Allein ihre Beweisführung ist den bestimmten Nachrichten der zeitgenössischen Quellen gegenüber nicht überzeugend.

folgungssüchtigen Schar durch Böhmen und Mähren heranzog und auch in Oberungarn allerlei Excesse verübte, da griff der König die Wegelagerer und Plünderer bei Neitra an, und wer nicht floh, fand seinen Tod. Aehnlich erging es dem Kreuzheere unter der Führung des Priesters Gottschalk aus Schwaben, der bereits den festen Platz Wieselburg erstürmt und geplündert hatte. Ein ungarisches Heer besetzte neuerdings die Stadt und zerstreute die Haufen. Gefährlicher war die Schar, die unter dem Raubritter Grafen Emicho heranzog und ihren Weg durch Judenmetzeleien, Raub und allerlei Zügellosigkeiten bezeichnet hatte. König Koloman verbot ihnen den Durchzug durch sein Land. Darüber geriethen die Kreuzfahrer derart in Wuth, daß sie die Feste Wieselburg bestürmten. Allein diese wurde tapfer vertheidigt; dennoch drangen die Stürmenden ein, als sie von plötzlichem Schrecken erfaßt die Flucht ergriffen und dabei größtentheils erschlagen wurden.[8])

Diese Strenge des ungarischen Königs gegen die zuchtlosen und raubenden Kreuzhorden erzeugte insbesondere die ungünstigen Anschauungen über Ungarn und seinen Herrscher in den Berichten jener Zeit und daraus entwickelte sich dann das schon erwähnte Märchen von der moralischen und leiblichen Schreckgestalt Koloman's. Dieser Umstand wirkte anfangs auch auf das erste geordnete Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon, das im Herbste 1096 an der Westgrenze Ungarns erschien und erst eine drohende Haltung annahm, bis es nach gepflogenen Unterhandlungen mit König Koloman seinen ruhigen, vertragsmäßigen Zug durch Ungarn nehmen konnte, da Gottfried den König Koloman überzeugt hatte, daß er nicht gleich den frühern Pilgerführern seine Mitchristen schädigen lassen werde.[9])

Die Jahre 1097 und 1098 scheinen ziemlich ruhig verlaufen zu sein; im Juni des Jahres 1099 kam es zwischen Koloman und dem böhmischen Herzog Bretislaw II. zu einem Friedensschlusse, der einen langwierigen Streit beendigte. In demselben Jahre ließ jedoch König Koloman sich zu einem Kriegszuge gegen Rußland verleiten, der für ihn sehr unglücklich ausfiel. König Koloman war hierzu einer Einladung Swjatopolk's, des Großfürsten von Kiew, gegen dessen Vetter gefolgt. Das ungarische Hülfsheer wurde aber bei Premysl von den verbündeten russisch-kumanischen Scharen fast gänzlich vernichtet. Der König selbst konnte nur mit großer Anstrengung und Aufopferung gerettet werden.[10])

Nach diesem Miserfolge wendete König Koloman seine Hauptaufmerksamkeit der innern Ordnung seines Landes zu; da wir jedoch die legislatorische Thätigkeit des Königs unten im Zusammenhange skizziren wollen, so erwähnen wir vor allem noch die äußern politischen Ereignisse und Begebenheiten.

Hier steht in erster Linie die weitere Besitzergreifung der dalmatinischen Küstenstädte. Ein neuer Aufstand der kroatischen Malcontenten, die wahrscheinlich auch von Venedig Aufmunterung und Unterstützung erhalten hatten, rief Koloman abermals nach Kroatien, wo Herzog Almos augenscheinlich ein schwaches Regiment führte. Durch Klugheit gelang es dem Könige, die Empörung bald zu bewältigen. Dagegen wendete sich nun Koloman gegen die dalmatinischen Seestädte, welche Venedig für sich beanspruchte und über die auch die byzantinischen Kaiser eine Art von Oberhoheit auszuüben versuchten. Theils durch kriegerische Strenge, theils durch die Mittel der Milde, Nachsicht und Freigebigkeit gelang dem Könige die Unterwerfung von Spalato, Trau und Jadra (Zara); überall bestätigte er dem Volke seine städtischen Freiheiten, den Kirchen und Klöstern ihre Besitzungen und gewann dadurch für die ungarische Herrschaft festen Boden. Nachdem er den unfähigen Herzog Almos von der Regierung in Kroatien enthoben, ließ Koloman sich zum „König von Kroatien und Dalmatien" krönen.[11])

Aber Koloman's Erwerbungen gingen damals noch weiter. Der glückliche Feldzug des J. 1102 verschaffte nämlich Ungarn auch noch ganz Bosnien, weshalb König Koloman seit dem Jahre 1103 auch den Titel eines „Königs von Rama" annahm.[12]) Bei seiner Rückkehr aus Dalmatien im J. 1103 bestellte der König als Statthalter dieser südwestlichen Landestheile einen „Ban von Kroatien und Dalmatien". Doch mußte er schon zwei Jahre später wieder mit bewaffneter Macht an den Ufern der Adria erscheinen. Ein Aufstand der Bürger von Jadra war bald bezwungen und dann wurde die Unterwerfung der dalmatinischen Inseln, darunter Arbe, Cherso, Veglia u. a., fortgesetzt und beendigt. In großer Versammlung zu Zara (Jadra) bestätigte der König die Freiheiten Dalmatiens und erneuerte oder erweiterte für einzelne Städte deren Privilegien, namentlich auch die freie Wahl ihrer Vorsteher sowie ihrer Bischöfe und Priester, und setzte die Abgaben und Leistungen der Bürger an den König, an die königlichen Beamten und an die Geistlichkeit fest.[13]) Seitdem war die ungarische Herrschaft in Kroatien und Dalmatien gesichert.

Böse Erlebnisse hatte König Koloman im Schose seiner Familie. Seine erste Gemahlin, die ihm im J. 1101 ein Zwillingspaar, Ladislaus und Stephan, geboren hatte, war bald darauf (1103) gestorben. Koloman vermählte sich zum zweiten male mit Predislawa, der Tochter seines Bundesfreundes Swjatopolk, des Großfürsten von Kiew. Aber der König fand an dieser Gemahlin wenig Gefallen; dieselbe machte sich auch des ehelichen Treubruches schuldig und der König schickte sie ihrem Vater zurück. Dort gebar sie bald einen Sohn, Boris, der später in der Geschichte Ungarns eine unrühmliche Rolle spielte.

Noch schlimmer gestaltete sich das Verhältniß Kolo-

8) Büdinger, l. c. S. 133 fg. — Feßler-Klein, Geschichte von Ungarn I, 195 fg. — Kugler, Geschichte der Kreuzzüge u. a. 9) Kugler, l. c. S. 34. 10) Büdinger, l. c. S. 140 fg.

11) Feßler-Klein, l. c. I, 204. 12) Vgl. Pesti, Die verschwundenen ungar. Komitate (in magyar. Sprache, Budapest 1880), II, 337. 13) Vgl. die betreffenden Urkunden bei Schwandtner, Endlicher und in andern Quellenwerken.

man's zu seinem Bruder Almos, dem frühern Herzoge von Kroatien. Dieser fühlte sich durch seine Entfernung von der Regierung gekränkt, er spann allerlei Ränke wider den König, erregte Aufstände im Innern und begab sich dann in den Schutz des deutschen Kaisers Heinrich V., dessen Hülfe er anrief und auch erhielt. König Koloman ließ sich immer wieder zur Aussöhnung mit seinem intriguanten und hochverrätherischen Bruder bewegen; allein beim sechsten Hochverrath desselben (1113) befahl er die Blendung des schuldigen Herzogs und dessen unschuldigen, minderjährigen Söhnleins Béla. Diese harte Strafe, namentlich aber die nicht zu rechtfertigende Grausamkeit an dem Kinde, sollen das Gemüth Koloman's verdüstert und seine Lebenskraft untergraben haben. Er starb am 4. Febr. 1114, nachdem er 18 Jahre und 6 Monate weise, kraftvoll und erfolgreich regiert hatte.[14])

Außer seinen territorialen Erwerbungen im Südwesten verdienen insbesondere die legislatorischen Schöpfungen Koloman's die volle Aufmerksamkeit.[15]) Das „Decretum Colomanni", wie es uns erhalten ist, ist die Privatarbeit eines gleichzeitigen Mönches oder Klerikers Albricus, der seine Zusammenstellung der Kolomanischen Gesetze an den Erzbischof von Gran Seraphim (gest. 1096) richtet und diesen bittet, die Mängel seiner Arbeit zu entschuldigen, da er der magyarischen Sprache nicht kundig sei. In den Ausgaben des „Corpus juris Hungarici" zerfällt das „Decretum Colomanni" in zwei Bücher, von denen aber nur das erste zu der Vorrede des Albricus gehört, während das zweite (nach Endlicher) aus folgenden Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Es findet sich darin: a) ein Kolomanisches Judengesetz („Lex data Judaeis in regno commorantibus"); b) zwei isolirte Synodalbeschlüsse: α) „De degradatione bigamorum" und β) „De decimis a populo ecclesiae, et de tribus denariis a servis ecclesiae parochiano impendendis" und c) Beschlüsse einer zweiten Reichssynode, als „Synodus Strigoniensis" in die Zeit von 1105—1113 versetzt.[16])

Die Kolomanische Gesetzgebung kennzeichnet ihre Tendenz ausdrücklich dahin, daß der König „die Gesetzgebung des heiligen Königs Stephan zeitgemäß verändern wollte". Zu diesem Zwecke hatte er binnen Jahresfrist nach der Schlacht bei Premysl eine Versammlung seiner Großen bei dem sonst unbekannten Orte „Cursol" (oder „Tursol?") einberufen. Die gesetzlichen Bestimmungen beschäftigen sich zumeist mit der Regelung der kirchlichen und der Sittenpolizei, mit den Besitzverhältnissen, mit der Comitatsverfassung, dem Ständewesen und mit den Majestätsrechten. Im geistlich-weltlichen Gerichtswesen sollte eine möglichst gleichförmige Ordnung herrschen, die geistliche Jurisdiction wird erweitert und genauer festgestellt; der König entsagt der Investitur der Prälaten, hält aber bei der Wahl, Absetzung und Uebersetzung kirchlicher Würdenträger und in Hinsicht der Auftragung der Regalien an letztere an den Rechten und Befugnissen der ungarischen Krone fest. Gesetzliche Bestimmungen regeln auch den Verkehr mit dem Auslande, die Ausfuhr aller Thiere aus dem Lande wird verboten, Sklaven dürfen nur, wenn sie „fremder" Zunge sind, exportirt werden. Scharfe Strafe trifft den überwiesenen Diebstahl. Die Fremden, die „Gäste" und die „Stadtleute" müssen ein Kopfgeld als Steuer entrichten, die Besteuerung der Gemeinfreien dagegen wird abgeschafft, die freien Wochenarbeiter haben jedoch eine „Arbeitssteuer" zu leisten. Die politische Eintheilung des Staates erfolgt nach den bischöflichen Sprengeln, die geistlichen und weltlichen Großen halten in jeder Diöcese jährlich zweimal öffentliches Gericht. Die Bestimmungen über den Handelsverkehr, über die Verleihung und Vererbung von Grund und Boden, über den öffentlichen Eilbotendienst u. s. w. zeugen von fortschreitender wirthschaftlicher Entwickelung. Gegen die Juden lauten die Vorschriften ziemlich mild, um so schärfer aber gegen die Ismaeliten (mohammedanische Chazaren u. s. w.) Noch gedenken wir einer viel angefochtenen gesetzlichen Bestimmung in dem „Decretum Colomanni" über die Hexen.

Feßler-Klein schreibt (a. a. O. p. 212) in Uebereinstimmung mit den meisten ungarischen Historikern hierüber Folgendes: „Der nüchterne Verstand der Magyaren sträubte sich gegen den Glauben an Zauberkünste und wir lesen (in den Gesetzen Koloman's) mit großer Bewunderung das Gesetz dieser Zeit: „Gegen Hexen, die es nicht gibt, soll gar keine gerichtliche Untersuchung vorgenommen werden" (c. 57). Bei Endlicher (Mon. Arp. II. p. 267) lautet die Stelle: „De strigis uero que non sunt, ne ulla questio fiat." Man hat dieses Gesetz schon wiederholt als einen Anachronismus erkannt, denn eine Anschauung, wie sie hier ausgesprochen ist, steht im Widerspruche mit der gesammten damaligen Zeit, ja mit den sonstigen gesetzlichen Vorschriften König Koloman's selbst. Büdinger (l. c. p. 152) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in c. 60 des Kolomanischen Decrets von Bestimmungen gegen die „Zauberer" (malefici) die Rede ist. Der Glaube an Zauberer fällt aber mit dem an Hexen doch so ziemlich zusammen. Auch möchten wir hinweisen auf die Beibehaltung der Gottesurtheile, der Wasser- und Feuerproben, wie diese in dem Kolomanischen Decr. c. 22 angeordnet sind. Nicht minder fällt ins Gewicht, daß König Koloman an die Gesetzgebung König Stephan's des Heiligen anknüpfen will und der Compilator Albricus im Vorworte seiner Uebersetzung den König nachdrücklich dagegen in Schutz nimmt, daß der „Landtag von Cursol" keine „unnöthige Neuerung" geschaffen, sondern nur die „Gesetze des heiligen Stephan einer Durchsicht unterzogen, dabei aber, wenn man die Sache genauer betrachte, diese Gesetze nicht gemindert, sondern gemehrt habe", sodaß König Koloman nicht als

---

14) Feßler-Klein, l. c. S. 207—210. 15) Vgl. hierüber außer der Textausgabe der Gesetze bei Endlicher, Rerum Hungaricarum Monumenta Arpadiana, Bd. II noch: Endlicher, Die Gesetze des heil. Stephan (Wien 1849). — Büdinger, Ein Buch ungar. Geschichte, S. 144 fg. — Feßler-Klein, l. c. S. 211 fg. — Krones, Geschichte Oesterreichs III, 119. Dann die ungar. Historiker L. Szalay, M. Horváth u. a. 16) Vgl. die Textausgaben bei Endlicher, Mon. Arp. Bd. II.

ein Begründer der Gesetzgebung erscheine, sondern als einer, der „auf einer vorhandenen Grundlage ein Gebäude aufführt". [17]) Nun ist bekannt, welch strenge Maßregeln König Stephan der Heilige in seinem Decr. I, c. 33 gegen die Hexen getroffen hat. Ja der unmittelbare Vorgänger Koloman's, König Ladislaus der Heilige, hat in seinem Decr. I, c. 24 die Bestrafung der Hexen der Willkür der Bischöfe preisgegeben. „Auch der erleuchtetste Gesetzgeber", bemerkt hierzu Büdinger (l. c. p. 153 Anm.), „hätte doch die allgemeine Ueberzeugung acht Jahre später nicht so sehr beleidigen können, daß er seine persönliche Theorie von der Nichtexistenz zauberkräftiger Weiber als nationales Landesgesetz promulgirt hätte." Büdinger denkt, daß hier „nur ein Uebersetzungsfehler Alberich's vorliege". Uns dünkt die Ansicht des österreichischen Historikers Dr. Fr. von Krones wahrscheinlicher. Derselbe sagt in Uebereinstimmung mit einigen ungarischen Geschichtschreibern in seiner „Geschichte Oesterreichs" (Berlin 1878 Bd. 3, p. 119) Folgendes: „Bemerkenswerth unter den Strafgesetzen bleibt die Satzung über «Hexen und Zauberer» („De strigis et maleficis"). Allerdings scheint der richtigere Wortlaut zu sein: «Von Hexen und Zauberern (?), die es nicht sind („qui non sunt"), geschehe keine Erwähnung» — statt, wie es gemeinhin gelesen wird, «weil es solche nicht gibt» („quia non sunt"); immerhin zeigt auch in dieser Fassung das Gesetz eine beachtenswerthe Rücksichtsnahme auf den Mangel eines zureichenden Thatbestandes und die Häufigkeit falscher Beschuldigungen in dieser Richtung."

Die Möglichkeit eines Schreib- oder vielmehr Abschreibefehlers liegt um so näher, als man den Text des „Decretum Colomanni" nur in einer Handschrift aus dem Ende des 15. Jahrh. in dem sogenannten „Codex Thuroczianus" der wiener kaiserl. Hofbibliothek besitzt und beim Copiren die Vertauschung von „que" (nicht „quae" oder „quia") und „qui" sehr leicht geschehen konnte. Die Leugnung der Hexen am Ende des 11. Jahrh. würde um so weniger begreiflich sein, als der von Feßler-Klein und ihren Gesinnungsgenossen bewunderte nüchterne Verstand der Magyaren sich früher und später nicht nur gegen den „Glauben an Zauberkünste" nicht „gesträubt", sondern vielmehr zugelassen hat, daß bis tief ins 18. Jahrh. herauf auch in Ungarn allenthalben die Hexen gerichtlich belangt und verurtheilt wurden und den flammenden Scheiterhaufen besteigen mußten. Bis zum heutigen Tage ist der Glaube an Zauberkünste, Zauberer und Hexen im magyarischen Volke lebendig und es haben ungarische Ethnographen und Geschichtsforscher für die Sprach- und Volkskunde der Magyaren aus dieser Quelle reichlich geschöpft.

Die hohe politische und culturelle Bedeutung der Regierung König Koloman's verliert nichts an ihrem Werthe, wenn man sie von einem unglaublichen und haltlosen Anachronismus befreit. Die Neubefestigung der königlichen Gewalt, die Regelung des Besitz- und Ständewesens, die Fürsorge für ordentliche Gerichtsbarkeit, öffentliche Sicherheit und geregelten Handelsverkehr, endlich die Befestigung des Besitzes von Kroatien sowie die Erwerbung Dalmatiens und Bosniens bilden eine Reihe schöpferischer Regierungshandlungen, welche König Koloman unter die hervorragenden Monarchen seiner Zeit erhoben und ihm den Dank und die Anerkennung der Nachwelt gesichert haben. (*J. H. Schwicker.*)

[17]) Vgl. Endlicher, Die Gesetze des heil. Stephan S. 25.

KOLOMEA (Kolomyia), Stadt im östlichen Galizien am Pruth und an der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn liegt 42° 42′ östlich von Ferro, 48° 32′ nördl. Br. und 290 Meter über dem Meere, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichtes, einer k. k. Finanzbezirks-Direction, hat ein Realgymnasium, eine meteorologische Beobachtungsstation, eine Krankenanstalt und ein israelitisches Spital. Die 23,109 Einwohner der Stadt sind zum großen Theil Ruthenen und Juden (Chassiden). Erstere betreiben Landwirthschaft, besonders Maisbau und Viehzucht, letztere üben die Schankwirthschaft aus und betreiben Leih- und Handelsgeschäfte sowie städtische Gewerbe. (*Ferdinand Grassauer.*)

KOLOMNA, Kreisstadt im Gouvernement Moskau, unter dem 56° 6′ nördl. Br. und 56° 25′ östl. L. am Einfluß der Kolomenka in die Moskwa und an der Rjäsan-Moskauer Eisenbahn, 107½ Kilom. im Südosten von Moskau, hat 17 Kirchen, 2 Klöster, 329 steinerne Kaufläden, 1 Progymnasium, 4 Schulen, eine Handelsbank, 16 Fabriken mit einer Production von 435,850 Rubeln, darunter eine Seifensiederei, eine Seidenfabrik, 2 Lohgerbereien u. a. In dem Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 884,000 Rubeln verladen und für 1,155,000 Rubel ausgeladen. Abgesehen davon treiben die kolomnaer Kaufleute einen bedeutenden Handel mit Vieh, das aus den südlichen Gouvernements hierher gebracht wird; mit Getreide aus Rjäsan und Tula und mit Holz, Talg u. s. w. Der jährliche Handelsumsatz der Stadt wird auf 8 Millionen Rubel geschätzt. Jahrmärkte finden nicht statt; dagegen sind die Wochenmärkte (Montag und Donnerstag) besonders zur Winterszeit stark besucht. — Kolomna wird in den russischen Chroniken schon 1177 erwähnt und ist mehrmals gänzlich zerstört worden, so 1237 von Baty, 1380 von Tochtamysch, 1440 von dem kasanschen Könige Machmed, 1525 von Machmed Ghirei und 1611 vom polnischen Könige Wladislaw. Nach der Zerstörung im J. 1525 wurden auf Befehl Johann's des Grausamen die alten Befestigungswerke wiederhergestellt, deren Mauern noch heutzutage existiren. Kolomna diente früher auch als Verbannungsort wichtiger politischer Verbrecher. Im 16. Jahrh. war Kolomna der Sammelpunkt der Heere, die gegen die Tataren auszogen. Im J. 1781 wurde die Stadt zur Kreisstadt erhoben und erlangte durch ihre günstige Lage eine wichtige Bedeutung für den Handel. Im kolomnaer Kreise (38,1 □ Meilen) gibt es 33 Fabriken mit einem jährlichen Umsatz von 731,000 Rubeln. (*A. von Wald.*)

KOLON (*κῶλον*), Grimmdarm, ist ein Theil des Dickdarms (intestinum crassum), welcher aus ersterm

und dem Blinddarm (Coecum) besteht und vom Dünndarm (Ileum) durch zwei klappenartige quere Vorsprünge (Valvula Bauhini) getrennt, in ziemlich rechtwinkeliger Krümmung nach unten weiter geht, um schließlich in den Mastdarm (Rectum) überzugehen. Das Kolon ist der obere Theil des Dickdarms, das Coecum, welchem an seinem untern blinden Ende der circa 3″ lange Wurmfortsatz (Processus vermiformis) aufsitzt, ist der untere. Das Kolon steigt zunächst vom Darmbein an der rechten Seite hin bis unter den rechten Leberlappen hinauf (C. ascendens), beugt sich daselbst (flexura C. dextra) und geht unter dem Magen vor dem Zwölffingerdarm (Duodenum) quer bis zur Milz (C. transversum), beugt sich hier von neuem (flexura C. sinistra) und läuft dann an der linken Bauchseite bis zum linken Darmbein herab (C. descendens), bildet daselbst eine Sförmige Windung (S romanum, flexura iliaca) und geht dann in den Mastdarm über. Blinddarm sowie auf- und absteigender Grimmdarm sind fest mit der Bauchwand verwachsen, sodaß der diese berührende Theil ihrer Oberfläche nicht von Bauchhaut (Peritonaeum) überzogen ist; letztere geht vielmehr direct von der Bauchwand auf den nicht angewachsenen Theil der Dickdarmoberfläche über. Der Quergrimmdarm (C. transversum) dagegen und die Flexura iliaca hängen in Bauchhautfalten frei in die Bauchhöhle hinein, sind von deren Wandungen weiter entfernt und daher einer größern Beweglichkeit fähig; an manchen Stellen des Kolon gehen kleine, mit Fett erfüllte Falten der Bauchhaut (Appendices epiploicae) über die Grimmdarmoberfläche hinaus. Seine Blutgefäße erhält das Kolon von Zweigen der Art. mesenterica und zwar das Colon ascendens und transversum von der A. m. superior, das Colon descendens von der inferior; gleichnamige Venen begleiten die Arterien und führen das Blut in die Pfortader (V. portae) über; seine Nerven sind Aeste der Unterleibsgeflechte des N. sympathicus, während zahlreiche Lymphgefäße durch viele Lymphdrüsen hindurchgehen, die beim Kolon nahe am Darm am sogenannten Mesokolon liegen.

Diese letztern sind für den im Kolon sich abschließenden Verdauungsproceß von besonderer Wichtigkeit; während im Mund die Speisen zerkleinert und mit Speichel vermischt, zu dem so gebildeten Speisebrei im Magen als weitere Verdauungsmittel Galle und Bauchspeicheldrüsensaft zugesetzt, auf dem langen Wege durch den Dünndarm noch eine gehörige Durcharbeitung des ganzen Darminhaltes vermittelt wird, sind die Lymphdrüsen und Lymphgefäße des Kolon dazu bestimmt, das für die Ernährung und Blutbildung Brauchbare aus dem Speisebrei zu extrahiren und durch Vermittelung der V. portae dem Blutkreislaufe zuzuführen, während die unbrauchbaren Ueberreste im Blinddarm deponirt und durch den Mastdarm nach außen befördert werden.

Erkrankungen des Kolon bieten in ihren wesentlichen Symptomen das gleiche Bild wie die des Darmkanals überhaupt. Besonders hervorzuheben ist jedoch, daß bei seiner theilweise festen Verbindung mit der Bauchhaut, bei seinem mehrfach geknickten Verlauf und bei den nahen Beziehungen, in welche es während des letztern zu verschiedenen andern Organen der Bauchhöhle tritt, dasselbe immerhin bei Erkrankungen der letztern oder der Bauchhaut besonders leicht in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Näheres hierüber siehe bei dem Artikel Unterleibsentzündung u. a. Für die Chirurgie ist die Kenntniß der anatomischen Verhältnisse des Kolon von hoher Wichtigkeit, da bei Verschluß des Darmkanals die Eröffnung des Kolon vielfach angezeigt und auch mit günstigem Erfolge ausgeführt worden ist.

(Alfred Krug.)

KOLONOS (*Κολωνὸς Ἵππιος*), ein kleiner Hügel nordwestlich von Athen, berühmt als Geburtsort des Sophokles, die Grabstätte der Archäologen Otfried Müller und Charles Lenormant, die 1840, bez. 1859 in Athen starben. Da zwei ähnliche Hügel nebeneinanderliegen, ist es im Grunde genommen unsicher, welcher der Kolonos ist; doch wird der südlichere mit den beiden Gräbern jetzt allgemein als derselbe bezeichnet. Der nördlichere ist dann wol identisch mit dem in dem dodonäischen Orakelspruche *Paus.* D. G. 8, 11, 12 erwähnten *Σικελία λόφος* (Bursian, Geographie von Griechenland I, S. 325). Kolonos war einst dem Poseidon Hippios, dessen Tempel den Hügel krönte (*Paus.* 1, 30, 4) und der Athene Hippia geweiht; zwischen beiden Hügeln wurde ein Platz gezeigt, der als Eingang zum Hades galt, von dem aus Theseus und Peirithoos hinabgestiegen waren, als sie die Proserpina entführen wollten. Dort befand sich auch noch zu Pausanias' Zeit ein Heroon der beiden, ebenso des Oedipus, der hier im Haine der Eumeniden starb, und des Adrast (*Paus.* a. a. O.). Der Tempel des Poseidon, dessen heilige Räume zuweilen zu Volksversammlungen dienten (*Thuc.* 8, 67; vgl. Curtius, Griech. Gesch. 2[4], S. 704), wurde schon von Antigonus bei einem Einfalle in Attika zerstört; doch zeigte man noch in späterer Zeit die Altäre des Poseidon wie der Athene (*Paus.* a. a. O.). Von blühenden Gärten und herrlichen Oelwäldern umgeben, mit bezaubernder Aussicht auf Athen und die Akropolis, „die schönste Flur unter Attika's Himmel", war der Hügel im Alterthume der Stolz seiner Anwohner; von Sophokles ist er im Oedipus Koloneus in den bekannten Strophen V. 667 fg. besungen. Jetzt sind beide Hügel kahl.

(W. Sieglin.)

KOLOPHON (*ἡ Κολοφών*), eine der zwölf ionischen Städte, 2000 Schritte oberhalb der Mündung des Halesus in den Sinus Caystrius gelegen, 70 Stadien nordwestlich von Ephesus, mit dem Hafen Notium. Unbedeutende Ruinen finden sich bei dem Dörfchen Chille.

Nach der Sage von dem Pylier Andraimon gegründet (*Strabo* p. 633), erblühte die Stadt, deren beträchtliche Seemacht und tüchtige Reiterei im Alterthume berühmt war (*Strabo* p. 643; *Heracl.* Pont. d. r. publ. 22; *Polyaen.* Strat. 7, 2, 2), rasch. Den Aeoliern entriß sie Smyrna wieder (*Herod.* 1, 150), wodurch sie im Ionischen Bunde auf lange das Uebergewicht erhielt (*Suid.* s. v. *Τὸν Κολοφώνιον*); sie gründete Myrlea, das spätere Apamea in Bithynien an der Propontis (St. B.

p. 463; *Plin.* N. H. 5, 143); führte eine Colonie nach Siris in Lucanien (*Aristot.* und *Timaeus* bei *Athen.* 12, p. 523 C.; *Strabo* p. 263). Den Reichthum Kolophons, das eine demokratische, in Wahrheit ochlokratische Verfassung besaß (*Arist.* Pol. p. 5, 2, 12) rühmt Aristoteles (Pol. 4, 3, 9). Bald freilich zogen Schwelgerei und Luxus in die Stadt wie in ihre Colonien ein (*Athen.* 12, p. 523 c.; p. 524 B.). Später wurde sie unter Gyges eine Beute der Lyder (*Herod.* 1, 14) und theilte fortan die Schicksale Joniens. In den Perserkriegen frei geworden, strebte ein Theil der Bevölkerung aus commerziellen Gründen wieder nach der Verbindung mit der Continentalmacht; 430 kam die Stadt auch auf einige Zeit durch die Umtriebe dieser Partei in die Hände der Perser; der nationalgesinnte Rest aber siedelte in die Hafenstadt Notium über, bis Paches, als eben auch die letztere zu Persien überzugehen drohte, 427 beide Städte unter athenische Hoheit brachte (*Thuc.* 3, 34, 1—4). Bei Notium war es auch, wo 407 Antiochus seine verhängnißvolle Niederlage von Lysander erlitt. In den Diadochenkämpfen, in den Kriegen der verbündeten Könige gegen Antigonus erhielt die Stadt den härtesten Stoß. Als die Verbündeten unter dem Feldherrn Prepelaus Kolophon genommen (*Diod.* 20, 107), verpflanzte Lysimachus seine Einwohner mit denen von Lebedos nach dem eben erbauten Neu-Ephesus, um diese seine Gründung zu heben (*Paus.* D. G. 1, 9; 7, 3). Der Jambendichter Phönix besang dieses Ereigniß in einem Klageliede (*Paus.* a. a. O.). Seitdem war Notium allein noch bewohnt, das allmählich selbst den Namen der Mutterstadt erhielt (*Liv.* 37, 28, 4). Von den Römern erhielt dieses 188 im Frieden mit Antiochus Freiheit und Immunität; im 1. Jahrh. ward es, wie so viele andere Städte Joniens, von den cilicischen Seeräubern ausgeplündert (*Cic.* p. Imp. Cn. Pomp. 33).

In der Nähe der Stadt war der berühmte Tempel des Klarischen Apollo. Kolophon galt als Vaterstadt des Homer, Mimnermus, des Naturforschers Xenophanes und seines Sohnes Nikander, des Malers Dionysius, des Elegikers Hermesianax, des Historikers Dinon u. a. m. Epikur lehrte eine Zeit lang hier im Hause seines Vaters (*Diog.* L. 10, 1). (*W. Sieglin.*)

KOLOPHONIT, Mineral zu Granat oder Vesuvian gehörig; bildet körnige Aggregate von brauner bis schwarzer Farbe mit Harzglanz. (*E. Geinitz.*)

Kolophonium, s. Colophonia.

KOLOSCHISCHE SPRACHE. Die koloschische Sprache steht, soweit es sich bisjetzt übersehen läßt, völlig vereinzelt da. Ihr Lautwesen ist überaus rauh, reich an Gutturalen und an fast unglaublichen Häufungen von Consonanten, deren genauer Lautwerth noch nicht durchgängig festgestellt ist, z. B. lhkulhaχtš, taub; χhhuχhh, Harz; utšχh, beinahe; athlhichhi, Stück; χhchachtatuch, spuken; χhhcha, Vorgebirge; katlhth, Asche; tlhklunuk, gesund. Der Bau der Sprache ist agglutinirend, überwiegend, aber nicht ausschließlich, suffigirend, nicht einverleibend. Die persönlichen Fürwörter erscheinen in drei Formen: selbständig, als prädicative Infixe und als possessive Präfixe.

Sing.	1. chat, chatš	-cha-, -chu-	ach-
	2. uăje, uje, ujetš	-hi-, -i-	i-, ih-
	3. u	(u)	tu-
Plur.	1. uan	-tu-	a-
	2. juan	-hi-, -i-	i-
	3. us	-sa-, -sau-, -s-	astu-

Hiernach gibt es eine prädicative und eine possessive Conjugation; bei ersterer tritt das Personalinfix zwischen die Tempus- und Modussuffixe.

Literatur: И. Веняминовъ, Замѣчанія о Колошенскомъ и Кадьякскомъ языкахъ (St.-Petersburg 1846). — W. Schott, Ueber die Sprache der Koloschen nach Wenjaminow (A. Ermann's Archiv für wissensch. Kunde von Rußland III, 1843, S. 439—445). — J. C. E. Buschmann, Die Pima-Sprache und die Sprache der Koloschen (Abhandl. der königl. Akademie der Wissensch. zu Berlin 1856, S. 376—432. — A. Pfizmaier, Aufklärungen über die Sprache der Koloschen (Sitzungsber. der kaiserl. Akademie der Wissensch. Bd. CV, S. 169 fg. — Fr. Müller, Bemerkungen über das Verbum der koloschischen Sprache (daselbst Bd. CVI. S. 453—462), Wien 1884.

(*G. von der Gabelentz.*)

KOLOSS (*κολοσσός*, colossus), eine Riesenbildsäule: moles quippe excogitatas videmus statuarum, quas colossaeas vocant, turribus pares.[1] Die Kolossalbildung ist zu allen Zeiten und von allen Völkern in der Kunst beliebt worden und zwar nicht nur in Perioden der Ohnmacht der Kunst, um durch äußere Größe den Mangel an innerer zu ersetzen, sondern auch in Zeiten der Blüte derselben. Im Alterthume treten uns besonders die Kolosse der Aegypter, Griechen und Römer bedeutsam entgegen, wenn auch diese Form der Kunst Mittelasiens, Indiens, Amerikas, ja selbst der Südseeinseln nicht fremd war. Allbekannt sind die Riesenbilder der Pharaonen, die gewaltigen Sphinx- und Widdergestalten der ägyptischen Kunst. Die bedeutendsten unter denselben sind: die Sphinx bei den Pyramiden von Gizeh (Memphis). Sie ist aus dem lebenden Felsen gehauen und hat eine Höhe von 65, eine Länge von 142 Fuß.[2] Zwei Sitzstatuen Amenophis' III. aus granitähnlichem Stein am Eingange einer großen Tempelanlage zu Medinet-Habu (Theben). Ihre ursprüngliche Höhe betrug ungefähr 70 Fuß.[3] Der nordöstliche dieser Kolosse wurde von den Griechen als Memnon (s. d.) bezeichnet. Die 65 Fuß hohen Ramseskolosse an der Façade des großen Felsentempels zu Abu Simbel, welche den König sitzend darstellen, sind keine Freistatuen, sondern aus dem lebenden Felsen ausgespart. Auch die Façade des kleinen Felsentempels daselbst ist geschmückt mit sechs stehenden Ko-

1) *Plin.* N. H. 34, 39. Die folgenden §§. geben eine Aufzählung von Kolossen der griechisch-römischen Kunst. 2) Ueber die Deutung vgl. Lepsius, Briefe aus Aegypten u. s. w. (Berlin 1852), S. 42 fg. 3) Vgl. Lepsius a. a. O. S. 282 fg.

lossen von 35 Fuß Höhe, welche in ähnlicher Weise, nur mehr reliefartig, aus dem Felsen herausgearbeitet sind.

Die griechische Kunst schuf während der archaischen Zeit eine große Zahl von Kolossen, über die wir aber nur schriftliche Nachrichten besitzen, wie über fast sämmtliche Werke dieser Art aus griechischer und römischer Zeit. Erwähnt seien hier zwei Werke, welche sich schon mehr der Blütezeit nähern: der eherne Apollo, den Onatas für die Pergamener schuf, nach Pausanias (VIII, 42, 7) bewundernswerth wegen seiner Größe und seiner Kunst, und der 30 Ellen hohe Erzkoloß des Apollo von Kalamis. Letzterer kostete 500 Talente und wurde von M. Lucullus aus Apollonia am Pontus nach om auf das Capitol versetzt (*Plin.* 34, 39; *Strabo*, VII, p. 319). In der Blütezeit weist besonders die attische Schule eine Reihe von kolossalen Götterbildern auf, die zu den herrlichsten Schöpfungen der Kunst gezählt wurden. So die Goldelfenbeinstatuen der Athena Parthenos zu Athen und des Zeus zu Olympia, beide von der Hand des Pheidias. Erstere hatte mit der Basis eine Höhe von 26 Ellen (*Plin.* 36, 18)[4]), die Nike auf ihrer Hand ungefähr 4 (*Plin.* I, 24, 5). Die Angaben über die Höhe des Zeus schwanken; er dürfte mit der Basis etwa 42 Fuß gemessen haben.[5]) Ein dritter Koloß des Pheidias war die Bronzestatue der Athena Promachos auf der Burg von Athen, welche schon vom Saronischen Meere aus sichtbar war. Ihre Höhe hat man bis in neuere Zeit überschätzt: sie war höchstens 7,50 Met., mit Einschluß der Hand etwa 9 Met. hoch[6]). Neben der Athena Parthenos und dem Zeus des Pheidias wurde das Goldelfenbeinbild der Hera zu Argos, ein Werk des Polykleitos, als das berühmteste Götterbild in dieser Technik bezeichnet. Ueber seine Größe erfahren wir nichts Näheres, nur daß es kleiner war als die gleichartigen Werke des Pheidias (*Strabo*, VIII, p. 372). Noch mehr Kolossalität zeigen einige Werke um die Zeit Alexander's des Großen und später. So stand in Tarent ein eherner Koloß des Zeus von Lysippos, 40 Ellen = 60 Fuß hoch (*Plin.* 34, 40). Strabo (VI, p. 278) bezeichnet ihn als den größten Koloß nächst dem rhodischen. Plinius (l. c.) erzählt von ihm: „Bewundernswerth ist an ihm, daß es mit der Hand zu bewegen sein soll — so ist das Gleichgewicht abgemessen — und von keinem Sturme erschüttert wird. Das soll auch der Künstler schon vorgesehen haben, indem er in einem mäßigen Zwischenraume, wo sich der Strom des Windes hauptsächlich brechen mußte, eine Säule aufstellte. Deshalb, wegen der Größe und wegen der Schwierigkeit, ihn von der Stelle zu schaffen, hat ihn auch Fabius Verrucosus nicht angerührt, als er den Herakles auf dem Capitol von dort herüberschaffte." Letzterer war ebenfalls ein Werk des Lysippos (*Strabo*, l. c.). Der berühmteste aller Kolosse des Alterthums aber war der zu den Sieben Weltwundern zählende eherne Koloß des Helios zu Rhodos[7]). „Vor allen aber ward bewundert", berichtet Plinius (34, 41), „der Koloß des Sonnengottes zu Rhodos, welchen Chares aus Lindos, der Schüler des Lysippos, gemacht hatte. Seine Höhe betrug 70 Ellen (105 Fuß). Dieses Bild ward auch 56 Jahren durch ein Erdbeben niedergeworfen; aber noch liegend ist es zum Erstaunen. Wenige sind im Stande, seinen Daumen zu umfassen; die Finger allein sind größer als die meisten Statuen; weite Höhlen gähnen aus den gebrochenen Gliedern entgegen. Drinnen aber sieht man gewaltige Felsblöcke, durch deren Gewicht es der Künstler bei der Aufrichtung festgestellt hatte. In zwölf Jahren soll es für 300 Talente gemacht worden sein, die man aus dem Apparate löste, welchen der König Demetrios aus Ueberdruß an der langen vergeblichen Belagerung vor Rhodos zurückgelassen hatte." Vgl. außerdem noch *Strabo* XIV, p. 652 und *Philo Byzant.*, De VII orbis spect. IV. Das Werk scheint aber nicht 56, sondern 66 Jahre aufrecht gestanden zu haben.[8]) Daß es in römischer Kaiserzeit wieder aufgerichtet worden sei[9]), ist unwahrscheinlich. Ueber die spätern Schicksale vgl. Allatius zu Philo a. a. O. p. 102 fg. ed. Orelli. Die gewöhnliche Vorstellung, daß der Gott mit gespreizten Beinen über dem Hafeneingange stand, in der erhobenen Hand eine Fackel als Leuchtthurm, ist völlig unbegründet. Der Koloß stand allerdings in der Nähe des Hafens, über die Gestalt des Wunderwerkes fehlt uns aber jede Nachricht. Außer dem Sonnenkolosse zählte Rhodos noch 100 weitere, wenn auch kleinere, ferner fünf kolossale Götterbilder, welche Bryaxis fertigte (*Plin.* 34, 42).

Der berühmteste Koloß der römischen Zeit war der Neronische des Zenodoros. Das Bild des Kaisers, welches später dem Sonnengotte geweiht wurde, hatte eine Höhe von 119½ Fuß (*Plin.* 34, 45 fg.). „An dieser Statue erkannte man, daß die Kunde des Erzgusses untergegangen war", berichtet Plinius. Der Koloß stand ursprünglich vor dem „Goldenen Hause", wurde aber später dislocirt (*Spartian.*, Hadr. 19) und wurde schließlich noch in einen Commodus umgewandelt (*Herodian.* I, 15). Auch von einem späten Goldelfenbein-Kolosse erfahren wir noch, nämlich von dem Zeus Olympios, den Hadrian für Athen stiftete, und der nach Pausanias (I, 18, 6) außer den rhodischen und römischen Kolossen an Größe alle Götterbilder übertraf.

Unter den uns erhaltenen Bildwerken griechisch-römischer Kunst begegnen wir sehr häufig Statuen, welche Formen bedeutend über Lebensgröße zeigen, es sei erinnert an den Farnesischen Herakles, die Farnesische Flora, beide im Museum zu Neapel, an den vergoldeten ehernen Herakles der Rotunde des Vatican u. a., aber nur selten Kolossen im engern Sinne des Wortes. Reste gewaltiger Marmor- und Bronzekolosse finden sich im Hofe des Conversatorenpalastes zu Rom. Am bekanntesten und berühmtesten sind die rossebändigenden Dios-

4) Vgl. Michaelis, Parthenon, S. 272. 5) Vgl. Brunn, Gesch. der griech. Künstler I, S. 175 fg. 6) Vgl. Michaelis, Mittheil. des deutschen archäolog. Instit. 1877, S. 87 fg. 7) Vgl. Lüders, Der Koloß von Rhodos (Hamburg 1865). 8) Vgl. Brunn, Gesch. der griech. Künstler I, S. 416. 9) Dies sucht Lüders a. a. O. zu erweisen.

kuren auf dem Monte Cavallo in Rom.[10]) Sie sind aus Marmor und 5,6 Met. hoch. Die nicht antiken Inschriften an den Fußgestellen bezeichnen sie als „opus Phidiae" und „opus Praxitelis". In Wahrheit aber sind es römische Werke, wahrscheinlich nach Originalen alexandrinischer Zeit.

Auch die neuere Zeit hat sich vielfach der Kolossalbildung bedient. Es haben aber fast alle Werke dieser Art nur einen geringen Kunstwerth, und selbst der neueste Koloß, die Germania auf dem Niederwalde, entspricht noch keineswegs den Anforderungen, welche man an ein derartiges Monumentalbild zu stellen hat. Wir beschränken uns auf die Anführung des Wichtigsten.[11]) Die Statue des S.-Carlo Borromeo zu Arona, entworfen von Crespi, modellirt von Cerano, ausgeführt von Bernardo Falconi und Siro Zanella, ist 24 Met. hoch und erhebt sich auf einem 15 Met. hohen Sockel. Der Heilige ist dargestellt, mit der Rechten seine Geburtsstadt segnend, in der Linken die Agende der mailänder Kirche. Das Werk ist aus getriebenen Kupferplatten hergestellt, nur Kopf, Hände und Füße sind aus Bronze gegossen. Vollendet wurde der künstlerisch völlig werthlose Koloß 1697. Der aus Kupfer getriebene Herakles auf dem Octogon zu Wilhelmshöhe ist 10 Met. hoch. Er ist eine vergrößerte Nachbildung des Farnesischen Herakles und wurde 1696—1717 hergestellt durch den kasseler Kupferschmied Otto Friedrich Kupper. Die Bavaria in München, modellirt von Schwanthaler 1838—1845, gegossen und aufgestellt von Miller 1844—1850, mißt von der Plinthe bis zum Scheitel 54 Fuß, bis zur Spitze des Kranzes, den die emporgehobene linke Hand hält, 63 Fuß. Der Hermann auf dem Teutoburgerwalde, ein Werk Bandel's, aus getriebenem Kupfer, erhebt sich auf einem 30,75 Met. hohen Unterbau. Die Statue selbst ist 17,26 Met. hoch, bis zur Spitze des Schwertes in seiner erhobenen Rechten sogar 26,66. Die soeben in Aufstellung begriffene Germania des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde hat eine Scheitelhöhe von 36 Fuß, während die Spitze der von der Rechten gehaltenen Krone 42 Fuß Höhe erreicht. Die von Schilling modellirte und Miller gegossene Statue erhebt sich auf einem 24 Met. hohen reichgeschmückten Unterbau. Das Bild der Notre-Dame de France auf dem Felsen Corneille bei le Puy, Hauptort des Departements Haute-Loire, wurde 1860 errichtet. Es ist 16 Met. hoch, aus 213 bei Sebastopol genommenen Kanonen gegossen und ein Werk von Bonassieux. Die 1883 enthüllte Bronzestatue der Republik in Paris steht auf einem hohen Piedestal, welches die Statuen der Loi, Justice und Paix umgeben. Das Ganze ist 28 Met. hoch, die Statue selbst 9,50. Verfertiger waren die Gebrüder Morice. Die kolossalste Statue der Neuzeit ist die zur hundertjährigen Feier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten am Eingange des Hafens von Neuyork errichtete Statue der Freiheit, hergestellt in Paris durch den Bildhauer Bartholdi. Das Material ist getriebenes Kupfer, die Gesammthöhe beträgt 72 Met., nämlich 25 Met. für den Sockel, 34 für den Körper, 13 für den rechten Arm, der erhoben ist und eine Fackel als Leuchtthurm trägt; mithin ist die Statue höher als selbst der Koloß von Rhodos und der des Nero.

(*Leopold Julius.*)

KOLOSSAE, Stadt in Phrygien; die neutestamentlichen Briefe an die Kolosser und an die Epheser.

I. Kolossä lag im südwestlichsten Phrygien am Lykus, einem südlichen Nebenflusse des Mäander. Als Etappe an der großen Heerstraße von der kleinasiatischen Westküste, speciell von Ephesus oder Milet nach dem innern Asien (*Strabo* XIV, 2, 29, p. 663) wurde die *πόλις μεγάλη* nach Herodot (VII, 30) von Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland, nach Xenophon (Anab. I, 2, 6 fg.), wo sie *πόλις οἰκουμένη καὶ εὐδαίμων καὶ μεγάλη* heißt, 401 von dem jüngeren Cyrus auf seinem Zuge von Sardes aus circa 35 Kilom. südlich vom Uebergange über den Mäander, circa 90 Kilom. vor Kelänä (s. d.) berührt[1]). Nach Strabo (XII, 8, 16, p. 578) lag sie nahe bei Laodikea (s. d.) und trieb wie diese Stadt gewinnbringende Zucht rabenschwarzer Schafe, wie solche Pococke[2]) noch im vorigen Jahrhundert dort traf, rangirte aber doch neben ihr und Apamea-Kelänä nur als *πόλισμα* (XII, 8, 13, p. 576), während sie gleichzeitig (im 1. christlichen Jahrhundert) bei dem älteren Plinius (Nat. hist. V, 41 [32], 145) unter den oppida celeberrima aufgezählt wird, jedoch, da sie V, 29, 105 fg. sogar unter den Städten zweiten Ranges fehlt, wol nur wegen ihrer Vergangenheit. Der Geograph Ptolemäus im 2. Jahrh. n. Chr. nennt sie nicht. Theodoret (gest. 457) konnte in der Einleitung zu seinem Commentar Laodikea für ihre *μητρόπολις* halten. Seit dem 10. Jahrh. kennen wir sie wieder als eine blühende Stadt mit einer weitberühmten Kirche des Erzengels Michael und als Heimat des byzantinischen Historikers und Dogmatikers Niketas Akominatus (gest. nach 1206) und seines älteren Bruders Michael Akominatus, Erzbischofs von Athen. Und zwar erscheint sie jetzt unter dem Namen *Χῶναι*.[3]) Daher darf man sie wol in oder bei Chonos suchen, einem Flecken am Görduk (Lykus) nordöstlich von Laodikea (circa 33 Kilom.) und der nur circa 6 Kilom. nördlich hiervon gelegenen heutigen Stadt Denizli.[4]). Der Mis-

---

10) Vgl. Friederichs, Bausteine zur Gesch. der griechisch-römischen Plastik I, Nr. 104—105 und das dort Angeführte. 11) Für die Richtigkeit der im Folgenden angeführten Maße kann der Verfasser keine Gewähr leisten; nur die Maße der Bavaria und Germania sind authentisch.

1) Die Berechnung der Stadien bei Xenophon nach Hirschfeld, Kelainai (in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1875) 8, 1 und Hultsch, Metrologie 49; 274 fg. 2) Beschreibung des Morgenlandes. Aus dem Englischen III (1755), 110. 3) Constantinus Porphyrogennetus (gest. 959) p. 8 ex.; Oekumenius und Theophylact zu Kol. 1, 2; Zonaras 18, 12 ex.; Niketas selbst p. 115; 256; 410. 4) Nach Pococke 106; 115 fg. und ältern Reisebeschreibungen bei Steiger, Der Brief an die Kol. (1835) 19—21.

sionar Hartley[5]) zählte hier 1826 etwa 530 Häuser und sah an ihnen zahlreiches Material aus alten Säulen und 1—2 Kilom. südwestlich davon beträchtliche Ruinen, ohne dieselben jedoch näher zu untersuchen. Die Bestimmung der Lage von Kolossä scheint überaus einfach durch die Notiz des Herodot (s. oben), daß in der Stadt der Lykus in die Erde verschwinde und circa 1 Kilom. weiter unten wieder zum Vorschein komme, wovon noch Plinius (Hist. nat. II, 105 [102], 225), nur ohne Angabe des Orts, berichtet. Aber ein solcher Punkt ist, soviel uns bekannt, nicht aufgefunden worden. Jedoch kann sehr leicht ein Erdbeben die Localität verändert haben; den vulkanischen Charakter des ganzen Landstrichs, der daher auch *Κατακεκαυμένη* heißt, kann Strabo[6]) nicht nachdrücklich genug betonen. Berichten doch Eusebius (Chron. ad Olymp. 210, 4) und Orosius (Hist. adv. paganos VII, 7) ausdrücklich, daß unter Nero mit Laodikea auch Kolossä und Hierapolis durch ein Erdbeben zerstört wurden. Sie werden nur darin irren, daß sie dasselbe ins 10. bez. 14. Jahr des Nero verlegen, während nach Tacitus (Ann. XIV, 27) ex illustribus[7]) Asiae urbibus Laodicea im 7. Jahre des Nero (60—61) davon betroffen wurde. Da er hinzufügt, die Stadt habe sich ohne Staatsmittel aus eigenen Kräften erholt, würde er ein so bald darauf erfolgtes neues Unglück schwerlich übergangen haben. Auf eine weitere bedeutende Bodenveränderung deutet eine von Hartley[8]) mitgetheilte neugriechische Legende, wonach der Erzengel Michael zur Abwendung einer Ueberschwemmung von Kolossä die Erde geöffnet habe. Böhmer[9]) bringt hiermit den neuen Namen *Χῶναι* = Erdtrichter in Verbindung. Von einem an jenem Punkte errichteten Kloster sollen nach Hartley's Gewährsmännern die Ueberbleibsel noch 1826 sichtbar gewesen sein. Daß in Denizli zu Anfange des vorigen Jahrhunderts durch ein Erdbeben 12,000 Menschen umgekommen, berichtet Pococke (S. 105). — Neben der auch durch Münzen[10]) bestätigten Form *Κολοσσαί* bez. *Κολοσαί* hat eine wol mehr volksthümliche *Κολασσαί* existirt, die mehrfach auch in guten Bibelhandschriften bezeugt und deshalb im Neuen Testament vielleicht für ursprünglich zu halten ist.

II. Mit dem im Neuen Testament vorliegenden **Briefe an die christliche Gemeinde zu Kolossä** muß in jeder wissenschaftlichen Untersuchung **der an die zu Ephesus** verbunden werden. Nicht nur, daß beide von demselben Tychicus offenbar gleichzeitig überbracht werden sollen (Kol. 4, 7 fg.; Ephes. 6, 21 fg.) und sich daher aus derselben Gefangenschaft des Paulus (Kol. 4, 3; 18; 10; vgl. 1, 24; Ephes. 3, 1; 4, 1; 6, 20) — ob zu Cäsarea 58/59 bis 60/61 oder zu Rom 61/62 bis 63/64, bleibt ungewiß — datiren, sondern sie zeigen auch eine ganz auffallende Verwandtschaft, welche der der drei ersten Evangelien[11]) zu vergleichen ist.

1) Dies lehrt schon ein **Ueberblick über ihren Inhalt**. Von ganzen Abschnitten sind dem Epheserbriefe nur der allgemein gehaltene Eingang (1, 3—14), die Mahnungen zu innerer Kräftigung (3, 14—21) und zu kirchlicher Einheit (4, 1—16), die Ausführung über die geistliche Waffenrüstung (6, 10—17) und die Abschweifung über die Ehe Christi mit der Kirche (5, 22—32), dem Kolosserbrief nur die Polemik gegen Irrlehrer (c. 2) und eine Reihe Grüße und Bestellungen (4, 9—17) allein eigen; im übrigen stimmen im großen und in vielem einzelnen durchaus überein der Gruß (Kol. 1, 1 fg.; Ephes. 1, 1 fg.), Dank und Bitte zu Gott in Betreff der Zustände der Leser (Kol. 1, 3—13; Ephes. 1, 15—19), die Darlegung der Würde und des Versöhnungswerkes Christi (Kol. 1, 14—23; Ephes. 1, 20—2, 22) und der apostolischen Thätigkeit des Paulus (Kol. 1, 24—29; Ephes. 3, 1—13), die Mahnung zu sittlicher Erneuerung (Kol. 3, 1—17; 4, 5 fg.; Ephes. 4, 17—5, 21), die sogenannte Haustafel oder Standespredigt für das gegenseitige Verhalten der Hausgenossen (Kol. 3, 18—4, 1; Ephes. 5, 22—6, 9), die Aufforderung zu Gebet und Fürbitte (Kol. 4, 2—4; Ephes. 6, 18—20) und der Schluß (Kol. 4, 7 fg.; 18; Ephes. 6, 21—24).

2) Noch weit überraschender zeigt sich aber das **Verwandtschaftsverhältniß in der Form**. Von den nicht ganz 1600 Wörtern des Kolosserbriefs stimmen weit über 400, öfters in ununterbrochenen Reihen bis zu 10 (1, 1; 2; 16; 3, 6; 23 fg.; 4, 7; 7 fg.), Buchstabe für Buchstabe mit solchen des Epheserbriefs (1, 1; 2; 10; 5, 6; 6, 7 fg.; 21; 21 fg.) überein, außerdem gegen 160 im Wortstamme, während die Endung wegen abweichender Construction eine andere ist, und etwa 30 in der Endung, während der Begriff durch ein Synonymum ausgedrückt wird. Und dabei ist nicht etwa wie in einer Untersuchung des Wortschatzes ein *δέ* oder *καί* einem beliebigen *δέ* oder *καί* des andern Briefes gleichgestellt, sondern es sind nur solche Wörter gezählt, welche sich in sinnverwandten Stellen finden. Besonders merkwürdig ist es, wie bei starken Abweichungen und theilweise anderer Wendung des Gedankens doch das gleiche Wortmaterial immer wieder zum Vorschein kommt und die Parallelen zu Einem Vers sich über den ganzen andern Brief vertheilen. Man vergleiche nur z. B. Kol. 2, 19 mit Ephes. 4, 16; Kol. 3, 8—10 mit Ephes. 4, 22—26; 29; 31; 5, 4; Kol. 1, 25 fg. mit Ephes. 3, 2 fg.; 5; 7—9; 6, 19; Kol. 1, 27 mit Ephes. 1, 9; 18; 3, 8 fg.; 16; 6, 19; Kol. 1, 20—22; 2, 14 fg.; 3, 15 mit Ephes. 2, 13—17. Hieraus ist wol ersichtlich, wie unberechtigt die gewöhnliche Methode ist, jeden der beiden Briefe für sich mit nur gelegentlichen Seitenblicken auf den andern zu erklären. Natürlich darf man versuchen, denjenigen, welchen man für den ältern hält, ohne Rücksicht auf den andern zu begreifen, nie aber auch den letztern; und auch über den

5) Researches in Greece and the Levant, 2. Aufl. (London 1833), 240 fgg., nach dem Auszuge bei Steiger 22—28. 6) XII, 8, 16—19, p. 578—580; XIII, 4, 8; 10 fg.; 14 fg., p. 627—630. Vgl. auch die Art. Hierapolis, Sect. II, Thl. 8, S. 22, und Kelänä II, 35, 116 fg. 7) Daher durften Kolossä und Hierapolis hier fehlen. 8) S. 49; bei Steiger 31. 9) Isagoge in ep. ad Col. (1829) 27. 10) Eckhel, Doctr. num. I, III, 147 fg.

11) S. den Art. Matthäus.

ersten darf man das Urtheil nie abschließen, ohne seine Priorität durch eingehende Vergleichung beider erwiesen zu haben. Es ist aber auch das andere klar, daß die Uebereinstimmungen ihren Grund nicht in der gleichzeitigen Entstehung der Briefe haben können, wenn der Verfasser nicht bei Abfassung des zweiten den ersten vor sich liegen hatte, was man wenigstens dem Paulus doch nicht gern zutraut. Bei gedächtnißmäßiger Reproduction würden sich nicht die 12 in Kol. 3, 12—15 wie Ephes. 4, 2—4 und 4, 32 übereinstimmenden Begriffe genau zwischen beide Stellen des Epheserbriefs vertheilen und mit nur Einer Ausnahme die gleiche Reihenfolge innehalten, oder Kol. 2, 2 wie Ephes. 3, 17 fg. auf die Erwähnung der καρδίαι αὐτῶν bez. ὑμῶν ein zu den Genitiven in Apposition stehendes Particip im Nominativ mit dem Zusatze ἐν ἀγάπῃ folgen. Ganz gleichzeitig geschrieben, wenn auch gleichzeitig abgesandt, können die Briefe (wenigstens wenn sie echt sind und der Epheserbrief wirklich nach Ephesus gerichtet ist) ohnehin nicht sein, da Timotheus und Aristarch bei Abfassung des Briefes an die Epheser, mit denen sie sehr vertraut waren (I Kor. 4, 17; Apostelgeschichte 19, 29), wegen ihrer Nichterwähnung entweder noch nicht oder nicht mehr bei Paulus gewesen sein können wie bei der Ausfertigung des Kolosserbriefs (1, 1; 4, 10). Leider ist aber das Verwandtschaftsverhältniß der Briefe so complicirt, daß es völlig gesicherte Resultate über ihren Ursprung nicht liefern kann. Daher ist es geboten, zunächst aus andern Daten diesen zu erforschen. Ihre Abfassung durch Paulus unterliegt nämlich den allerstärksten Bedenken, wenn dieselben auch nicht die gleiche Ueberzeugungskraft für alle wie die gegen die Briefe an Timotheus und Titus haben.[12])

3) Was zunächst die äußern Umstände der Abfassung betrifft, so will der Kolosserbrief nach 4, 9 auch gleichzeitig mit dem Briefe an Philemon (s. V. 11) abgesandt sein; aber hier (23 fg.) heißt Epaphras συναιχμάλωτος des Paulus und Aristarch nicht, während es Kol. 4, 10; 12 fg. gerade umgekehrt ist. Indessen ließe sich dies zur Noth ähnlich wie die schon unter 2) berührte Schwierigkeit mit Timotheus und Aristarch erklären. — Daß Paulus der Gemeinde zu Kolossä, als deren Stifter oder wenigstens Lehrer jener Epaphras erscheint (1, 7 fg.; 4, 12 fg.), von Person nicht bekannt ist (2, 1; vgl. 1, 23), darf kein Bedenken erregen; denn seine zwei Reisen durch Phrygien (Apostelg. 16, 6; 18, 23) brauchten ihn nicht gerade in die kleine Stadt im äußersten Südwesten des Landes zu führen.

4) Ganz andere Schwierigkeiten macht die Adresse des Epheserbriefs. Nach Ephesus, wo er drei Jahre (Apostelg. 19, 8; 10; 22; 20, 31) Freud' und Leid erfahren, einen Brief in lauter allgemeinen Wendungen zu schreiben, war für Paulus eine Unmöglichkeit. Selbst wenn die persönlichen Mittheilungen im einzelnen dem Tychicus aufgetragen waren (6, 21 fg.), mußte die Vertrautheit mit den speciellen Zuständen und Bedürfnissen der Leser an zahllosen Stellen zum Durchbruch kommen. Man denke nur an die Korintherbriefe. Statt dessen einzig die farblose Wendung 1, 15, der Schlußgruß 6, 23 fg. gar in dritter Person, und 3, 2 und 4 noch unwidersprechlicher der Beweis, daß die Leser den Apostel persönlich gar nicht kannten! Deshalb halten sehr viele den Brief für ein encyklisches Schreiben. In der That bezeugt schon Origenes (gest. 254), vielleicht schon Tertullian (Adv. Marcionem V, 17, um 200), daß in 1, 1 die Worte ἐν Ἐφέσῳ nicht standen. Das ist aber unmöglich ursprünglich. An die „vorhandenen" oder „wahres Sein besitzenden" oder „wirklich heilig seienden" oder „auch an Christus gläubigen" Heiligen (als ob auch ungläubige Heilige denkbar wären) kann der Brief doch nicht adressirt sein, und daß ein Nachahmer von Kol. 1, 2 einen Ortsnamen beabsichtigt, aber nicht gewagt habe, stimmt nicht zu der sonstigen Gewandtheit des Verfassers. Soll aber Paulus hinter τοῖς οὖσιν eine Lücke gelassen haben, in welche Tychicus bei der Vertheilung der zahlreich angefertigten Exemplare nach Anweisung oder eigenem Gutdünken den Namen des Ortes, in den er gerade kam, einsetzte, oder welche jede Gemeinde, die sich eine Abschrift nahm, mit ihrem eigenen Namen ausfüllte, so sind das sehr merkwürdige Ansichten über Schriftenverbreitung im apostolischen Zeitalter. Wie Paulus an mehrere Gemeinden zugleich adressirte, zeigt der Brief an die Galater und der zweite an die Korinther. Maßgebend soll schließlich das ephesinische Exemplar geblieben sein. Aber Ephesus muß ja aus jenem Cirkel obendrein ausgeschlossen werden; denn so gut wie nach Kolossä hätte Paulus doch auch nach Ephesus einen individuellen Brief geschickt. An die sieben Gemeinden der Offenbarung Johannis (1, 11) ist also nicht zu denken, obgleich Marcion um 140 in 1, 1 ἐν Λαοδικείᾳ las. War der Brief wirklich an diese dem Paulus in der That unbekannte Gemeinde (Kol. 2, 1) gerichtet, so ist er derjenige, welcher Kol. 4, 16 citirt wird.[13]) Allein dann hätte nicht nur die Bekanntschaft des Epaphras mit den dortigen Verhältnissen (Kol. 4, 13) den Paulus sicher zur Berührung einer Menge von Einzelheiten veranlaßt, sondern es sind auch neben dem directen Briefe dorthin gleichzeitige Grüße und Bestellungen auf dem Umwege über Kolossä (Kol. 4, 15 fg.) sehr unnatürlich und deuten höchstens auf den Versuch, durch solche Verweisungen, wie sie in großartigem Maßstabe der Brief des Polykarp c. 13 zeigt, den Briefen einen größeren Schein von Echtheit zu geben. Da aber die Einsetzung von Ephesus statt Laodikea immer noch schwer denkbar bleibt, so ist das Wahrscheinlichste, daß Ephesus von dem nachapostolischen Verfasser wirklich geschrieben, aber bei der Verbreitung durch Abschriften wegen seiner Unrichtigkeit theils gestrichen, theils nach Kol. 4, 16 durch Laodikea ersetzt wurde. Factisch ist der Brief eben an Heidenchristen überhaupt gerichtet (2, 11; 1, 12 fg.) und nicht einmal encyklisch, sondern sogar katholisch zu nennen.[14])

12) S. den Art. Paulus, Sect. III, Thl. 14, S. 200 fg.

13) S. hierüber den Art. Laodikener. 14) Vgl. den Art. Katholische Briefe, Sect. II, Thl. 34, S. 362.

5) Daß man solche Annahmen wirklich nicht zu scheuen hat, zeigt sich aufs deutlichste an dem, was über die Person des Paulus gesagt ist. Ob durch ἐν σαρκί Kol. 2, 1 sich verräth, daß Paulus bereits gestorben, bleibe dahingestellt; aber der Gedanke von Kol. 1, 24, daß Paulus durch sein körperliches Leiden zu Gunsten der Kirche stellvertretend für Christus die Lücken ausfülle, welche dessen Leiden gelassen, ähnlich wie nach späterer Fiction Ignatius[15]), ist im apostolischen Zeitalter unerhört und dient der katholischen Kirche nicht mit Unrecht zur Begründung ihrer Lehre, daß außer Christus auch die Heiligen ihr einen Schatz von überflüssigen guten Werken hinterlassen haben. Ein Paulus ferner, der sich wie Ephes. 3, 3 fg. zum Beweis seiner Einsicht in den göttlichen Rathschluß der Beseligung der Heiden auf seine soeben (2, 11—22) gegebene schriftliche Darlegung beruft, ist nicht der, welcher Gal. 1, 8, I Kor. 2, 10—16 und II Kor. 11, 5 fg. geschrieben. Und der Umstand, daß auf den zwölf Grundsteinen des neuen Jerusalem nach Offenb. 21, 14 die Namen der zwölf Apostel stehen sollten, sowie die (unrichtige) Lesart οἱ ἅγιοι ἀπόστολοι καὶ οἱ προφῆται Offenb. 18, 20 haben stets als Hauptbeweise gegen die Abfassung der Apokalypse durch den Apostel Johannes gegolten; nur Paulus darf die Kirche auf das Fundament gegründet sein lassen, welches die Apostel und Propheten bilden (nicht etwa: legen), da Christus (anders I Kor. 3, 11) nur der Eckstein dabei ist (Ephes. 2, 20), und darf, ja muß wegen des αὐτοῦ[16]) Ephes. 3, 5 von den „heiligen Aposteln und Propheten" sprechen. Es ist doch wol ein Unterschied, ob man die ganze Christenheit „Heilige" nennt oder ob etwa ein Pastor von den „heiligen Pastoren (Gottes)" reden wollte. Noch bis zum Ende des 2. Jahrh. heißt es immer nur: „der Apostel Paulus", „der selige Paulus", „die guten Apostel".[17])

6) Was ferner die Bedenken wenigstens unterstützt[18]), ist die fast allseitig zugestandene Thatsache, daß der Stil, abgesehen etwa von Ephes. 5, 6—14, statt des dialektischen Charakters der paulinischen Hauptbriefe vielmehr den des einfach behauptenden Denkens trägt. Genauer noch kennzeichnet wenigstens die theoretischen Partien, und zwar am stärksten im Epheserbriefe, jene „endlose und zufällige Satzbildung", die durch immer neue Relativa oder Participia den Gedanken nach einer andern Richtung weiterspinnt (siehe z. B. Kol. 1, 9—16; 24—29; 2, 10—12; Ephes. 1, 3—14; 2, 1—3; 3, 1—12; 14—19; 5, 18—21), dazu die auffallendsten Häufungen von Synonymen in schwerfälligen Constructionen (Kol. 1, 6; 9—12; 27; 2, 2; 4, 4; Ephes. 1, 6; 11; 17—19; 2, 14—18; 3, 7; 12; 16; 18; 4, 13; 16; 24 und besonders 6, 18). Die Eigenthümlichkeiten des Wortschatzes, an sich übrigens nicht beweiskräftig, hängen zum guten Theil mit dem

7) Lehrinhalt zusammen. In der Grundlage völlig paulinisch zeigt derselbe doch so bedeutende Abweichungen, daß nicht einmal die Annahme einer Weiterentwickelung des paulinischen Denkens in der Gefangenschaft genügt. Genauerem Zusehen offenbaren sich aber zugleich bemerkenswerthe Unterschiede zwischen den beiden Briefen selbst. Im Mittelpunkte steht Person und Werk Christi, worauf wir uns hier beschränken müssen. Die Schilderung seiner himmlischen Erhabenheit, verwandt mit der des Hebräerbriefs, geht wenigstens darin sicher über die in den vier Hauptbriefen des Paulus hinaus, daß er Abbild des nach der alexandrinischen Religionsphilosophie[19]) einer directen Selbstoffenbarung an die Welt nicht fähigen Gottes ist (Kol. 1, 15; vgl. Hebr. 1, 3 und später I Tim. 1, 17; 6, 14—16; Joh. 1, 18), daß er in dieser Eigenschaft Organ nicht blos der Weltschöpfung (Kol. 1, 16; vgl. I Kor. 8, 6), sondern auch der Welterhaltung heißt (Kol. 1, 17; vgl. Hebr. 1, 3), und als Weltziel (Kol. 1, 16; vgl. Ephes. 1, 10; gegen Röm. 11, 36; I Kor. 8, 6) nicht mehr wie I Kor. 15, 28 seine Herrschaft schließlich in die Hände des Vaters zurückgibt (Ephes. 1, 21; vgl. Hebr. 1, 8). Und diese Herrschaft erstreckt sich nicht mehr blos über seine Gläubigen, sondern über die ganze himmlische und irdische, sichtbare und unsichtbare Welt, speciell über die Engel, vgl. Hebr. 1, 4—2, 9 (und zwar Ephes. 1, 21 wie Phil. 2, 10 seit seiner Auferstehung, Kol. 2, 10 wegen 1, 16 schon von Ewigkeit her). Ebenso aber, was besonders unpaulinisch ist, seine Versöhnungsthat am Kreuz (Kol. 1, 20; Ephes. 1, 10). Deren Bedeutung als stellvertretendes Erleiden der göttlichen Strafe (Röm. 3, 25) und der Ertödtung der Sündenmacht im Fleische (Röm. 8, 3) ist gänzlich verschwunden; aus der Loskaufung vom Fluche des Gesetzes (Gal. 3, 13) ist sie in Kol. 2, 15 zu einer Entwaffnung der Engel als Gesetzeswächter, im Epheserbriefe, wo die bösen Engel noch nicht als definitiv überwunden gelten (6, 12), nach 2, 14 fg. zur Beseitigung der im Gesetze liegenden Scheidewand zwischen Juden und Heiden umgebildet und erscheint fast direct als Opfer zur Herstellung des Friedens, theils zwischen Gott und Menschen (Kol. 1, 21 fg.; Ephes. 2, 16; 18), hauptsächlich aber nach Kol. 1, 20 (gegen Hebr. 2, 16) zwischen den Weltmächten, nach Ephes. 2, 11—22 zwischen Juden und Heiden, und als Opfer zur Reinigung und Weihung der Kirche (Ephes. 5, 2; 25 fg.; vgl. Hebr. 9, 13 fg.; 10, 14). Denn wie man schon an den obigen Belegzahlen bemerken wird, betheiligt sich der Epheserbrief nicht an allen metaphysisch-kosmologischen Aussagen des Kolosserbriefs; dafür legt er das entscheidende Gewicht auf die Einheit und Reinheit der Kirche (4, 1—16; 5, 26 fg.). Und so bedeutet auch der charakteristischste Begriff, πλήρωμα, in Kol. 2, 9 und 1, 19 den von Ewigkeit (1, 15) in Christus und zwar (wie bei Joh. 1, 14, aber gegen II Kor. 8, 9; Phil. 2, 7; Hebr. 2, 7; 9; 5, 7 fg.) auch während seines Erdendaseins wohnenden vollen Inbegriff des göttlichen Wesens (also das,

15) Ad Eph. 21, 1; ad Smyrn. 10, 2; ad Polyc. 2, 3; 6, 1. Vgl. Hilgenfeld, Apostol. Väter (1853) 224; 193, 5. 16) So Harleß. 17) Harnack in Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 391. 18) Zu diesem Abschnitte vgl. Holtzmann 99—121; Koster 164—195; von Soden 330—332; 536—542 und sonst (Titel s. am Schluß).

19) S. den Art. Philon Judaeus, Sect. III, Thl. 23, S. 446.

was bei Paulus II Kor. 3, 17 vielmehr das πνεῦμα heißt), in Ephes. 1, 23 und 4, 13 dagegen geradezu die Kirche als Ergänzung Christi, als seinen Leib, ohne den ihr Haupt[20]) etwas entbehren würde wie der Mann ohne das Weib (5, 23—32). Daß auch Kol. 1, 18 und 2, 19 (neben 2, 10) Christus das Haupt der Gemeinde heißt, steht hier ebenso in zweiter Linie wie umgekehrt in Ephes. 4, 10 und 1, 23, daß Christus das Weltall, nicht blos die Kirche, wie 4, 16, sei es mit seinen Kraftwirkungen, sei es mit seiner Gegenwart erfüllt. Minder bedeutsam ist der Unterschied, daß die Erfüllung der Gemeinde durch Christus in Kol. 2, 10 als schon (in thesi) vollendet, in Ephes. 3, 19 als Ziel erscheint.

8) Zur Beurtheilung dieser Speculationen will vor allem beachtet sein, daß sie wenigstens im Kolosserbriefe ihre Spitze gegen Irrlehrer kehren. Und zwar ausdrücklich Kol. 2, 4—23, aber wegen Identität von 2, 9 fg. mit 1, 19 und von 2, 18 fg. mit 1, 18 auch Kol. 1, 14—22. Hierdurch gewinnt ihr Bild sehr an Deutlichkeit. Ihre Eigenheiten zerfallen in drei Gruppen. In der Beobachtung der jüdischen Feste und Speiseverbote (2, 16) und der Beschneidung (2, 11) gleichen sie den galatischen Judaisten (Gal. 4, 10; 5, 2 fg.), in der Enthaltung auch von bestimmten Getränken (und vermuthlich von Fleischspeisen überhaupt: 2, 16), einer nur auf Menschensatzung (2, 8; 22) beruhenden Kasteiung (2, 23), den „Schwachen" in Rom (14, 17; 2; 21). Da nun diese jedenfalls durch Essenismus[21]) beeinflußt waren, so könnte in Kolossä hierauf auch der Engeldienst (2, 18) zurückgeführt werden[22]) und damit zur Noth eine gewisse Theosophie (φιλοσοφία 2, 8) sowie die Ansicht, daß Christus entweder ein bloßer Prophet oder einer der Engel sei. Aber auch abgesehen von der Schwierigkeit, die erst nach 70 in größerer Zahl zum Christenthum übergetretenen Essener[23]) schon um 60 als Gemeindeglieder (Kol. 2, 19) in Phrygien zu denken, sind diese Merkmale vielmehr auf die häretische Gnosis zu beziehen[24]), deren Name 2, 3 und deren sonst nirgends nachweisbares Schlagwort πλήρωμα 1, 19 ohne jede Erläuterung gebraucht wird. Die Gnostiker dachten die Fülle der göttlichen Kräfte und Eigenschaften personificirt in einer Menge von himmlischen Mächten[25]) („Aeonen" oder Engeln), zu denen auch Christus gehörte. Nur ihnen gegenüber mußte also die Erhabenheit Christi über alle Engel von Ewigkeit her (1, 15—17; 2, 10; 19) als Verkörperung des ganzen πλήρωμα in ihm (1, 19; 2, 9) bezeichnet und der irdische Vollzug der Versöhnung (1, 20; 2, 14 fg.) betont werden; nur bei ihrer Askese kommt auch die ἀφειδία σώματος 2, 23 zu ihrem Rechte. Aber auch im Epheserbriefe, obgleich er auf Irrlehrer nur von fern hindeutet (4, 14; 5, 6), ist die Vorstellung von Engelklassen verschiedener Abstammung (3, 15) und der Name Aeon[26]) nur so zu begreifen. Und nur aus starker Beeinflussung durch die bekämpfte Erscheinung selbst erklärt es sich, daß beide Briefe einen so eminenten Werth auf Erkenntniß (ἐπίγνωσις, σύνεσις, σοφία, φρόνησις u. s. w., Kol. 1, 6; 9 fg.; 2, 2 fg.; Ephes. 1, 8; 17 fg.; 3, 18 fg.; 4, 13) und auf das erst durch Christus enthüllte μυστήριον der göttlichen οἰκονομία (Kol. 1, 25—27; 4, 3; Ephes. 1, 9 fg.; 3, 2—5; 9 fg.; 6, 19) legen. Denn nur die Christus herabsetzende φιλοσοφία gilt als κενὴ ἀπάτη (Kol. 2, 8; 19); in Christus dagegen liegen alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß (Kol. 2, 3), und nicht zu ewiger Verborgenheit, sondern gerade zur Erleuchtung jedes Menschen (Kol. 1, 28; Ephes. 3, 18; 4, 13), während die häretische Gnosis nur bevorzugten Pneumatikern zugänglich sein sollte.[27]) Doch sind die späteren, ausgebildeten Systeme derselben hier ebensowenig bekämpft wie Montanismus[28]); und sollen die ebionitisch-essenischen und die gnostischen Elemente nicht gänzlich zusammenhangslos sein, was bei Interpolation des Kolosserbriefs (s. Nr. 9) allerdings denkbar wäre, so müssen die Irrlehrer auch deshalb in den Anfangszeiten des Gnosticismus, welche nach Hegesippus (bei *Euseb.* Hist. eccl. III, 32, 8) von Trajan an zu datiren sind, beim Uebergange des Ebionitismus bez. Essenismus in denselben gesucht werden[29]), wobei einige bestimmt an Kerinth[30]) denken.

9) Nach diesen Feststellungen kehrt die Frage nach der gegenseitigen Abhängigkeit beider Briefe (s. Nr. 2) wieder; doch müssen wegen der Schwierigkeit ihrer Darlegung[30a]) hier wenige Bemerkungen genügen. Unbedingt einleuchtend sind zahlreiche Beweise der z. B. von Hönig vertretenen Abhängigkeit des Epheserbriefs: 6, 21 καί vgl. Kol. 4, 7; Ephes. 6, 19 ἄνοιξις τοῦ στόματος Misverständniß von Kol. 4, 3 θύρα τοῦ λόγου; Ephes. 1, 16 fg. Dank und Wunsch aus Kol. 1, 3 und 9 vermengt und dabei διὰ τοῦτο und καί Ephes. 1, 15 unnatürlich; 2, 1; 4; 5; 13 in viermaligem Ansatze nach und nach alle Momente der unregelmäßigen Construction Kol. 1, 21 verwerthet; Ephes. 5, 2 der 4, 32 abgeänderte Begriff aus Kol. 3, 13b doch noch nachgeholt; ἐν πλεονεξίᾳ

---

20) Denn nicht mehr mit dem beseelenden Geiste wird Christus verglichen wie I Kor. 12, 12 fg. 21) S. den Art. Essäer, Sect. I, Thl. 38, S. 173—192; Lipsius in Schenkel's Bibel-Lexikon II (1869), 181—192; Schürer, Neutestamentl. Zeitgeschichte (1874) 599—619; Hilgenfeld, Ketzergeschichte des Urchristenthums (1884) 87—149. 22) Nach Josephus (Bell. jud. II, 8, 7) war den Essenern verboten, die Namen der Engel Fremden mitzutheilen. S. Sect. I, Thl. 38, S. 180. 23) Ritschl, Altkathol. Kirche, 2. Aufl. (1857), 220—248. 24) Lipsius in Schenkel's Bibel-Lexikon II, 497—499. S. überhaupt die Art. Gnosticismus, Sect. I, Thl. 71, S. 223—305, und Kanon II, 32, 323, sowie Hilgenfeld (Anm. 21). 25) S. Gnosticismus 259.

26) 2, 2 = ἄρχων. Bei Paulus heißt der Satan θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου II Kor. 4, 4, wo aber αἰών = κόσμος. 27) S. Gnosticismus 241. 28) Ueber diesen s. Kanon 324. 29) Gnosticismus 287. 30) Ebendas. 286 fg.; 257 fg.; 245; 271; Hilgenfeld (Anm. 21) 411—421. 30a) Noch complicirter wird das Verhältniß durch die vielfache Abhängigkeit von den paulinischen Briefen, worüber Holtzmann und Seufert (s. Anm. 34). Z. B. Kol. 1, 16—19 = Ephes. 1, 20—23 nach I Kor. 15, 20; 23—28; oder Ephes. 3, 12 fg. nach Röm. 5, 2 fg.; II Kor. 4, 15—17; 7, 4; das unmotivirte νῦν χαίρω Kol. 1, 24 aus II Kor. 7, 9; das seltsame μέλη Kol. 3, 5 aus Röm. 7, 23; Ueberbietung von I Kor. 15, 9 in Ephes. 3, 8.

Ephes. 4, 19 unpassend aus Kol. 3, 5 u. s. w. Als beseitigt kann Mayerhoff's umgekehrte Behauptung gelten. Nach Holtzmann hat nun aber ein und derselbe Mann auf Grund des echten Kernes des Kolosserbriefs[31]) den Epheserbrief verfaßt und dann daraus den Kolosserbrief interpolirt. In der That legen hier manche Stellen den Gedanken einer spätern Einarbeitung nahe: 2, 12 τῆς πίστεως; 1, 6 ἐν ἀληθείᾳ; 4, 3b und 4; Theile von 2, 23; 1, 10; aber auch 3, 10 εἰς ἐπίγνωσιν; 3, 16 ἐν τῇ χάριτι, welche Holtzmann in dem Tenor der Interpolation für urwüchsig hält.[32]) Andere Stellen lassen sich speciell aus dem Epheserbriefe gut erklären: 3, 11, im Zusammenhange zwecklos, veranlaßt durch Ephes. 2, 15 wegen dessen Verwandtschaft mit Kol. 3, 10; τῇ διανοίᾳ Kol. 1, 21 aus Ephes. 2, 3; ἐκ τοῦ στόματος ὑμῶν Kol. 3, 8 aus Ephes. 4, 29. Und andererseits klingt vieles in dem ausgeschiedenen Urbriefe (Anm. 31) wirklich entschieden paulinisch. Trotzdem ist die Hypothese in ihrer Durchführung durchaus nicht sicher. Der Frage gegenüber, ob der Urbrief für einen paulinischen genug Inhalt besitze, hat Holtzmann bereits zugestehen müssen, daß er vielleicht zu viel ausgeschieden habe. Ein guter Zusammenhang läßt sich zwischen den echten Stücken in 1, 21 fg. und 1, 23, in 3, 8 und 3, 12 vermissen. Vor allem aber muß nach Holtzmann alles Paulinische dem echten Grundstocke angehören (s. dagegen Ephes. 2, 5; 8), alles Nichtpaulinische eo ipso vom Verfasser des Epheserbriefs stammen, obgleich 1, 15; 17; 18b; 19; 22 fg.; 28; 2, 3; 9; 15; 17 fg.; 22 fg.; 3, 1 fg.; 4 dort kaum Parallelen, auch keine sachlichen, haben, und andererseits wirklich parallele Stellen wie Kol. 3, 18—4, 1 sich nicht als secundär erweisen lassen. Auch erwartet man dann in den Interpolationen noch mehr Lieblingsideen des Epheserbriefs, z. B. Ephes. 1, 4—11; 2, 11—18; 4, 5—14; 5, 23—32. An dem ursprünglichen Briefe aber darf kein Buchstabe angetastet worden sein, während noch Marcion vieles änderte[33]). Dazu kommt die Verschiedenheit des Lehrgehaltes (s. 7) und die oft unfreie schriftstellerische Abhängigkeit. Beide machen wenigstens die Scheidung zwischen dem Verfasser des Epheserbriefs und dem Ueberarbeiter des Kolosserbriefs räthlich, jedoch auf keinen Fall in Hönig's Weise, wonach keiner den andern kannte, also alles im Kolosserbriefe, was der Epheserbrief nachweislich kennt, z. B. fast die ganze unpaulinische Dogmatik, von Paulus stammt. Vielmehr handelt es sich bei Annahme einer dritten Hand darum, ob durch dieselbe der Kolosserbrief auf Grund des Epheserbriefs erweitert (so von Soden) oder der Epheserbrief auf Grund des erweiterten Kolosserbriefs verfaßt ist (so Pfleiderer), oder ob der Kolosserbrief etwa gar außer einer selbständigen Ueberarbeitung auch eine solche auf Grund des Epheserbriefs erfahren hat. Bleibt hier noch vieles räthselhaft, so läßt sich

10) Zeitlage, Zweck und Bedeutung der Briefe sicherer erkennen. Wenn echt, würden sie das bekannte Bild des Paulus nur um einige ziemlich fremdartige Züge bereichern; als nachapostolisch eröffnen sie einen Blick in selbständige Entwickelungsphasen des Christenthums. Denn da sie vor Marcion um 140 nicht nachweisbar sind, so kann der Epheserbrief, sofern er in mehrern Punkten weiter geht als der an die Kolosser, und seine Priorität vor diesem nicht gesichert ist (s. 9), 1—2 Decennien nach ihm (s. 8) fallen; seine enge Verwandtschaft mit dem ersten Petrusbriefe[34]) gibt über sein zeitliches Verhältniß zu diesem leider keine sichere Entscheidung. Auf die Apostel (Kol. 1, 24), ja zugleich auf die neutestamentlichen Propheten (Ephes. 2, 20; 3, 5) bereits mit Ehrfurcht zurückblickend, Christi Wiederkunft zur Aufrichtung seines Reiches kaum noch (Kol. 3, 4; Ephes. 4, 30) begehrend[35]), um die Rechtfertigung aus Glauben (nur noch Ephes. 2, 5—10, und ohne das Wort δικαιοῦν u. s. w.), um die Zulassung der Heiden (Ephes. 2, 11 λεγομένη περιτομή), ja um die Union der Heiden- und Judenchristen (Ephes. 2, 11—22; 3, 5 alle Apostel) gar nicht mehr kämpfend sichert die Kirche im Vollbewußtsein ihrer Bedeutung (Ephes. 3, 10) ihren Bestand in der Welt. Ihre unbedingte Erhabenheit und ihre weltumspannende Bestimmung (Kol. 1, 6; 23) prägt sie aus theils nach der Weise der Zeit in der göttlichen Erhabenheit ihres Stifters (s. 7), theils (nur Ephes. 1, 4—11; 3, 9—11) in dem lediglich auf ihre Verwirklichung abzielenden vorweltlichen Rathschlusse Gottes, ihre Einheit in der Bekämpfung der Irrlehrer (s. 8), in dem Ausbau der Idee des Leibes Christi (s. 7) und in den Anfängen der Hierarchie (nur Ephes. 4, 11); ihrer Reinheit dienen die Sittenvorschriften, welche in ihrer Begründung auf die christlichen Centralgedanken zu den schönsten Partien des Neuen Testaments gehören und, sammt der Autorisation der Gnosis im Christenthume (s. 8) und der Verherrlichung Christi als des Logos, in der Betonung der Liebe (Kol. 3, 14; Ephes. 3, 18 fg.; 4, 15 fg.) die directe Vorstufe der johanneischen Theologie[36]) bilden.

Neuere Literatur. Commentare zum Kolosserbrief von Bähr (1833), Böhmer (1835), Steiger (1835), Huther (1841), Ewald (Die Sendschreiben

31) 1, 1—3; 7 fg.; 13; 21; 22a; 23; 25; 29; 2, 1; 4—6; 8; 12—14; 16; 20 fg.; 3, 3; 12 fg.; 17; 4, 2—8; 10—14; 18 nebst Theilen anderer Verse, aber excl. kleiner Einschiebsel. 32) Aber auch im Epheserbriefe (1, 22 ὑπὲρ πάντα; 3, 2 τῆς χάριτος; 4, 22 κατὰ τὴν προτέραν ἀναστροφήν; 5, 26 ἐν ῥήματι), dessen Ueberarbeitung noch niemand behauptet hat. Aehnlich steht es mit den Wiederholungen einzelner Satztheile (Doubletten), woran Holtzmann die Einschaltungen mit zu erkennen versucht. Auf Zerreißung eines ursprünglichen Zusammenhanges deuten sie mit einiger Sicherheit ohnehin nur dann, wenn die Wiederholung des Wortes das Wiedereinlenken in den verlassenen Text bezweckt, was nur 1, 23—25 und etwa noch 2, 10 durch ἐν αὐτῷ (vgl. 2, 9) oder 2, 11 durch ἐν ᾧ geschieht; aber sogar dieser Klasse lassen sich Stellen des Epheserbriefs an die Seite setzen: 3, 2. 7; 6, 11. 13; 2, 15 fg. (ἔχθραν); 1, 5. 9. 11; 4, 32 mit 5, 2. 33) Kanon 324.

34) Wol aus dem J. 112—113. S. Katholische Briefe 365 fg.; über die Abhängigkeit besonders Seufert, Zeitschr. für wissensch. Theol. 1881, 178—197; 332—380; 512. 35) Vgl. dem gegenüber Kanon 319, Anm. 88. 36) S. darüber Katholische Briefe 366—369.

des Paulus, 1857), Dalmer (1858), Lightfoot (3. Aufl. 1879), Klöpper (1882); zum Epheserbrief von Holzhausen (1833), Rückert, Meier, Matthies, Harleß (sämmtlich 1834); Stier (Die Gemeinde in Jesu Christo, 1848 fg., verkürzt 1859), Ewald (Sieben Sendschreiben, 1870); zu beiden Briefen von Baumgarten-Crusius (1847), Bleek (1865) und in den Gesammtwerken über das Neue Testament von Olshausen, de Wette, Meyer, Lange (zweifach: von Schenkel und von Braune), Bunsen, Hofmann, Reuß (La Bible). Den Kolosserbrief halten alle für echt, den Epheserbrief nur de Wette (schon in seiner Einleitung ins Neue Testament 1826) und Ewald für unecht. — Von Specialschriften zur Kritik und biblischen Theologie vertreten die Echtheit des Epheserbriefs Lünemann, De authentia etc. (1842); Rinck, Disputatio etc. (1848); Meynard, L'épitre aux Eph. (Genf 1880); die Echtheit beider Briefe Wiggers, Theolog. Studien und Kritiken 1841, 413—456 (auch 1838, 165—188); Anger, Laodicenerbrief (1843); Klöpper, De origine etc. (1852); Räbiger, Christologia Paulina (1852) 42—76; Weiß in Herzog's Real-Encykl. XIX (1865); Rich. Schmidt, Paulin. Christol. (1870) 179—214; Schenkel, Bibel-Lexikon (1869; 1871); Koster, De echtheid u. s. w. (Utrecht 1877). Die Unechtheit beider behaupten Schrader, Der Apostel Paulus V (1836), 175—186; Mayerhoff, Der Brief an die Col. (1838) und außer Baur und Schwegler (Tübinger theolog. Jahrbücher 1844, 378—395 = nachapost. Zeitalter II, 375—392) Köstlin, Lehrbegriff des . . Joh. (1843) 355—378; Planck, Tübinger Jahrbücher 1847, 461—468; Hilgenfeld, Zeitschr. für wissensch. Theologie 1870, 245—252 und 1873, 188—201; Hoekstra, Theol. Tijdschrift 1868, 599—652; Blom, Ebendas. 1882, 393—427; Thoma, Johannesevang. (1882) 149—170; dazu Seufert (s. Anm. 34). Einen paulinischen Kern des Kolosserbriefs nehmen an: Weiße, Beiträge zur Kritik der paulin. Briefe (1867) 59—65; Hitzig, Zur Kritik paulin. Briefe (1870) 22—33; Hönig, Zeitschr. für wissensch. Theologie 1872, 63—87; Holtzmann, Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe (1872), theol. Literaturzeitung 1877, 612 und Zeitschr. für wissensch. Theologie 1883, 460—480; Pfleiderer, Paulinismus (1873) 366—390 und 431—461; von Soden, Jahrbücher für protest. Theologie 1885, 320—368; 497—542; 672—702, der nur 1, 15—20; 2, 10; 15; 18 med. (θέλων — ἐμβατεύων) für eingeschaltet hält.

(*Paul Wilh. Schmiedel.*)

KOLOWRAT, altes, heute noch blühendes Adelsgeschlecht in Böhmen, verwandt mit den Herren von Polna und von Zierotin. Die ältesten Nachrichten über die Kolowrate verlieren sich in der sagenhaften Periode der Geschichte Böhmens. Mit den Scharen Czech's sollen die Kolowrate nach Böhmen eingewandert sein, während ihre bereits adeligen Ahnen ein Stammschloß einige Meilen weit von Laibach bewohnt haben sollen. In der Nähe von Aurzinowes, wo noch jetzt das Dorf Kolowraty liegt, bauten sie eine Burg in ihrer neuen Heimat. Sicher erscheint wol, daß das Geschlecht ein im 9. oder 10. Jahrh. nach Böhmen gekommenes südslawisches ist, denn bereits im 11. Jahrh. finden wir einen Jaroslaus von Kolowrat als Statthalter des kourzimer Kreises, der in dem Kriege gegen Polen eine hervorragende Rolle spielt, während beiläufig um dieselbe Zeit ein Butko von Kolowrat, erst Dommherr in Prag, dann Propst von Altbunzlau, in letzterer Stadt zwei Kirchen erbaut und die eine derselben mit seinem Wappen versieht.

Das älteste Wappen der Kolowrat war ein Rad. Den Ursprung desselben erzählt die Sage folgendermaßen: Als ein geschlagener Kroatenfürst seine Rettung auf der Flucht suchte, geriethen die Pferde, scheu geworden, an einen Abgrund, als plötzlich ein Mann von ungeheurer Körperkraft herbeisprang und durch einen kühnen Griff in die Speichen das Gespann aufhielt. Der dankbare Fürst nannte ihn daher Kolowrat (von kolo Rad, wratiti wenden, also etwa „Radwender") und gab ihm das Rad in das Wappen. Das obenerwähnte Wappen Butko's trägt bereits zwei Räder und Pfauenfedern als Schmuck. Als Karl IV. unter Anführung des Albert von Kolowrat (gestorben in Prag 1381 oder nach andern 1391) ein Heer dem polnischen Könige zur Bekämpfung der aufständischen Litauer zu Hülfe schickte, bekam jener als Auszeichnung für seine außerordentliche Tapferkeit den polnischen, halbrothen halbweißen Adler im blauen Felde in das Wappen, der sich von da an in den Wappenschildern aller Linien des Hauses findet. Gegen Ende des 15. Jahrh. beginnt die Theilung in verschiedene Linien, die nach ihren Schlössern benannt werden und bis auf die Linie Kolowrat-Krakowsky alle bereits ausgestorben sind. Es sind dies: die Bezdruzicky, Koschatecky, Zebrowicky, Maschterovsky, Nowohradsky (ausgestorben 1802), Liebsteinsky (Fideicommißstiftung um 1700 durch Graf Franz Karl [1620—1700], ausgestorben 1861) und die Krakowsky, die wieder in die von Radienin, Brzeznitz und Teinitzl zerfallen. Der oben erwähnte Albert erhielt von Karl IV. die Baronie, damals die höchste Adelswürde in Böhmen, 1624 wurde Zdenko Leo von Kolowrat-Liebsteinsky in den Reichsgrafenstand erhoben und nicht lange darauf erfolgte die Verleihung derselben Würde an die übrigen Linien. Das Haus Kolowrat gab Böhmen und Oesterreich eine ganze Anzahl hervorragender Männer, die sich im Heere, in kirchlichen und Staatswürden nicht minder wie als Förderer der Künste und Wissenschaften auszeichneten. Aus diesen wollen wir die folgenden besonders hervorheben:

Philipp Graf Kolowrat-Krakowsky, Stifter der Linie von Radienin, geboren am 26. März 1688, gestorben am 28. März 1773. Als Karl Albert von Baiern 1741 Prag eingenommen hatte, waren unter den vierhundert Adeligen, die ihm am 19. Dec. in dem Veitsdome feierliche Huldigung als König von Böhmen leisteten, auch die Kolowrat. Philipp Kolowrat-Krakowsky wurde nun, einerseits wegen seiner bewiesenen eifrigen Sympathie für Karl Albert als auch andererseits des großen Vertrauens, dessen er sich bei den böhmischen Ständen erfreute, im Verein mit dem Grafen Franz

Buquoy und dem Ritter Dolansky mit der provisorischen Führung der Landesgeschäfte betraut, die er schon einmal, und zwar nach Karl's II. Tode, als einer der 17 Statthalter geleitet hatte. Nach Abzug des bairischen Heeres und nachdem Karl sich zur Kaiserwahl nach Frankfurt begeben hatte, finden wir ihn an der Spitze der siebengliederigen sogenannten Hofdeputation, in deren Händen die gesammte Landesverwaltung ruhte. In dieser Stellung schützte er die Interessen des Adels auf das eifrigste, besonders gegen die Erpressungen des französischen Intendanten Sechelle und in den Bauernbewegungen, welche durch die Vorspiegelungen der bairischen und französischen Feldherren hervorgerufen worden waren. Als die Franzosen im December 1742 Prag verlassen mußten, nahm Belleisle auf seinem tollkühnen Zuge nach Eger auch Kolowrat als Geisel mit, entließ ihn jedoch daselbst bald wieder. Nachdem Maria Theresia wieder von Böhmen Besitz ergriffen hatte, wurde, wie alle übrigen Cavaliere, die sich dem Feinde angeschlossen hatten, auch Kolowrat zur Rechenschaft gezogen und vorläufig aus Prag verwiesen. Kolowrat rechtfertigte sich, daß er sein Amt vollständig im Interesse des Landes geführt habe, und 1745 war er bereits wieder in Gnaden aufgenommen und begrüßte die Kaiserin bei ihrem Einzuge in Prag mit dem übrigen Adel. Als Präsident einer Commission wegen Vertreibung der Juden aus Böhmen zeigte er weise Mäßigung, wurde 1748 Oberster Burggraf von Böhmen, 1763 Präsident des Landesguberniums, welche Würden er 1771, da er sich ihnen wegen hohen Alters nicht mehr gewachsen zeigte, auf Wunsch Maria Theresia's niederlegte. (S. Arneth, Maria Theresia I. II. X; Tupetz, Die bairische Herrschaft in Böhmen, Sybel's historische Zeitschrift 1879.)

Philipp Anton Graf Kolowrat-Krakowsky, geboren am 17. April 1756, gestorben 1819. Erst 26 Jahre alt wurde er bereits zum Kreishauptmann des Rakonitzer Kreises ernannt, als welcher er am 16. März 1782 die von Joseph II. verfügte Aufhebung des Prämonstratenser-Männer- und Frauenklosters zu Doxan zu vollziehen hatte. Seine geradezu übertriebene Energie, die er dabei entwickelte und in der er selbst die Gnadenbilder der Kirche ihres Gold- und Silberschmuckes beraubte, den er an die Wiener Hofkammer einschickte, gab der antijosephinischen Partei willkommene Gelegenheit, daraus Kapital zu schlagen. Daß er bei der Aufhebung schamlose Reden geführt, ja sogar zwei dem Kloster gehörige Globen entwendet habe und ähnliche Beschuldigungen seiner Gegner, die sie in einer Beschwerde an das Gubernium vorbrachten, stellten sich wol als Verleumdungen heraus. Dagegen gereichte dem Grafen eine übereilte, jedes tieferen Grundes entbehrende Untersuchung, die er auf ein Gerücht hin, es seien im Kloster Kinderknochen gefunden worden, veranstaltete, sehr zum Schaden. Hauptsächlich den Bemühungen des Referenten der Klosteraufhebungs-Commission Grafen Clary, eines persönlichen Gegners der Kolowrat, ist seine Abberufung und Ersetzung durch Biener von Bienenberg zuzuschreiben. Obgleich er sich vollständig zu rechtfertigen vermochte, erfolgte dennoch seine Absetzung als Kreishauptmann von Rakonitz, welches Urtheil rückgängig zu machen ihm trotz seiner einflußreichen Verbindungen nicht gelang. Am 17. Aug. 1782 erfolgte übrigens seine Wiederanstellung beim Appellationsgericht. Der Doxaner Proceß wirbelte eine ungeheuere Menge Staub auf und erzeugte eine große Broschürenflut für und wider. (Oesterreichische Biedermannschronik 1784, deren Angaben er selbst widerlegte; Steinsberg, Vollständiger Proceß und Vertheidigung des Grafen Phil. Kolowrat-Krakowsky (Amsterdam [Nürnberg] 1783); Gräffer, Josephinische Curiosa 1848, III, S. 20 und S. 41.)

Alois Joseph Graf von Kolowrat-Krakowsky, Freiher von Ujezd, geboren am 21. Jan. 1759, gestorben am 28. März 1833, Sohn des königl. böhm. Landrichters Prokop Grafen von Kolowrat. Er studirte am St.-Wenzels-Seminar in Prag, empfing 1775 die niedern Weihen und wurde sogleich Kanonikus in Olmütz, worauf er zur Vollendung seiner Studien sich nach Rom begab. Das Verbot Kaiser Joseph's (vom 12. Nov. 1781), daß kein Oesterreicher in Rom studiren dürfe, veranlaßte seine Rückkehr. Er war damals bereits Priester und Doctor der Theologie, erwarb aber 1783 auch in Prag den Doctorgrad. Er wurde schnell nacheinander Propst zu Kremsier, 1801 Bischof von Sarepta in partibus und Weihbischof in Olmütz, kaiserl. geheimer Rath, 1812 Bischof in Königgrätz. In den Bemühungen, die Wunden, die die langen Kriegsjahre geschlagen, zu heilen, floß sein Leben ruhig dahin, als er bereits im hohen Alter, als seine Sinne bereits geschwächt waren, auf den erzbischöflichen Sitz von Prag berufen wurde. Hier hatte er bei der 1831 ausgebrochenen Cholera Gelegenheit, sich durch die Organisirung des geistlichen Krankendienstes große Verdienste zu erwerben. Er starb 73 Jahre alt, nachdem er durch seine Gebrechlichkeit schon längere Zeit gezwungen war, die Geschäfte durch seinen Weihbischof Franz Pißtek versehen zu lassen. (Frind, Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag, 1873.)

Franz Anton Graf Kolowrat-Liebsteinsky, geboren zu Prag am 31. Jan. 1778, gestorben zu Wien am 4. April 1861. Ursprünglich für die militärische Laufbahn bestimmt, widmete er sich aus Vorliebe den juristischen Studien, trat im J. 1799 in den Staatsdienst und wurde, erst 29 Jahre alt, bereits Stadthauptmann von Prag und ein Jahr darauf mit dem Hofrathstitel ausgezeichnet. Im Beginn des Napoleonischen Krieges 1809 wurde er zum Oberstburggrafen von Böhmen ernannt. In diesen beiden Stellungen, deren letztere er 16 Jahre lang bekleidete, war ihm unendlich viel Gutes zu wirken möglich. Das prager Armenhaus, das Taubstummen- und das Blindeninstitut verdanken ihm zum großen Theil ihr Entstehen. Das Böhmische Museum hatte an ihm einen eifrigen Förderer. Nicht weniger Verdienste erwarb er sich durch die Organisation der deutschen Landwehren 1808 und durch seine umsichtige Arbeit bei der Heeresverpflegung in den langdauernden Kriegsjahren. Dafür ward ihm 1813 das Goldene Vlies verliehen und 1825 wurde er zum Staats- und Conferenzminister er-

nannt. Hier sehen wir ihn bald einen fortdauernden Kampf mit dem allmächtigen Metternich aufnehmen, dessen Einfluß er einzuschränken suchte und dem gegenüber er die liberalere Richtung einschlug. So lange Kaiser Franz lebte, gelang es Kolowrat, Metternich immer mehr zurückzudrängen. Schon 1826 zum dirigirenden Staats- und Conferenzminister ernannt, wußte er bald die Finanzfragen aus der collegialen Behandlung des Staatsrathes auszuschalten und dazu eine besondere Commission zu bilden, deren Vorsitz er führte, und auf diesem Wege fortschreitend dem Staatsrathe nichts mehr als die Controle des Executivdienstes und der Personalfragen zu überlassen. Beim Regierungsantritt Kaiser Ferdinand's aber hatte die bis dahin fast unumschränkte Macht Kolowrat's ein Ende. Wohl scheint sogar eine formelle Aussöhnung der beiden Gegner stattgefunden zu haben, wohl wurde Kolowrat in allen Aemtern und Würden bestätigt, aber durch die Einführung der „Staatsconferenz" (Kolowrat, Metternich und die Erzherzoge Ludwig und Franz Karl) war sein Einfluß gebrochen, da er in derselben fast in allen Fragen vereinzelt stand. Die Einführung der Zuckerzölle endlich gab den Grund zu seiner Dimission. Nachdem er diese durchgesetzt, wurde die Verfügung während seiner Abwesenheit wieder zurückgezogen. Allerdings ließ er sich noch einmal zur Zurücknahme der Dimission bewegen, aber bald entstanden aus den vollkommen divergirenden Ansichten Metternich's und Kolowrat's neue Differenzen in Behandlung des Finanzressorts, deren Kolowrat endlich müde wurde. Am 3. Nov. 1840 nahm Kolowrat seine Entlassung als Finanzminister und verblieb bis zur Revolution nur noch im Staatsrathe. Als die Märztage kamen, wollte man in Kolowrat den richtigen Mann finden, der berufen sei, an die Spitze eines constitutionellen Ministeriums zu treten. Doch bald zeigte es sich, wie wenig er einem solchen Posten gewachsen war. Nach kaum 14 Tagen nahm er krankheitshalber am 4. April seine Entlassung und wurde in den definitiven Ruhestand versetzt.

Seine übrigen Tage verlebte er gänzlich als Privatmann. Mit ihm starb die Linie Liebsteinsky aus, das Majorat ging an die letzte noch blühende Linie Krakowsky über. Seine große 35,000 Bände starke Bibliothek testirte er dem Böhmischen Museum. — Kolowrat war als Staatsmann ohne große Bedeutung, aber wenn er auch nicht die finanziellen Gebrechen der Verwaltung zu heben im Stande war, er erkannte sie wenigstens mit richtigem Blick. Der öffentlichen Meinung galt er lange als Vertreter der liberalen Richtung, aber er war, trotzdem er für die Heranbildung eines kräftigen Mittelstandes, für die Verbesserung der Lage der Bauern und gegen die Niederlassung des Jesuitenordens eintrat, eine durchaus conservative Natur. Immer bereit zu helfen, war er ein eifriger Beförderer aller Humanitätsanstalten und ebenso ein eifriger Freund der Künste und Wissenschaften. Er war es, der dem Kaiser einen Entwurf vorlegte, gemäß dem den deutschen dramatischen Dichtern eine Belohnung zutheil werden sollte: „Der Dichter, der von der Bühne herab Tausende erheitert und erhebt, soll nicht trockenes Brot essen müssen." Durch seine Theilnahme, die er dem Böhmischen Museum, heute ein czechisch-nationales Institut, zuwandte, wird er jetzt als einer der ersten national denkenden Czechen von mancher Seite gepriesen. Schon Wurzbach (Biogr. Lex.) weist die Unrichtigkeit dieser Behauptung zurück. Kolowrat war zuviel Altösterreicher und hat sicher nichts mit den Tendenzen gemein, deren Mittelpunkt die Museumsgesellschaft heute ist. (Sybel, Zeitschr. 38. Bd. — Beer, Die Finanzen Oesterreichs 1877. — Hock und Biedermann, Der österreichische Staatsrath, 1879.) *(K. von Görner.)*

KOELREUTERIA, eine von Laxman zu Ehren des um die Erforschung des Geschlechts der Pflanzen sehr verdienten Kölreuter benannte Pflanzengattung der Sapindaceen mit folgenden Merkmalen: Blüten unregelmäßig, vielehig; Kelch fünftheilig, in der Knospenlage klappig; Blumenkronblätter durch Fehlschlagen 3—4, dem Blütenboden eingefügt und mit den Kelchgipfeln abwechselnd, länglich, innen am Grunde mit einer kleinen zweitheiligen Schuppe; Discus sehr fleischig, aufrecht, schief, gekerbt; Staubgefäße 5—8, der Scheibe innen eingefügt, abwärts geneigt, mit freien, wolligen Fäden. Fruchtknoten länglich, dreikantig, weichhaarig; der lange Griffel mit spitzer oder schwach-dreispaltiger Narbe; Samenknospen in den Fächern zu zweien, dem Centralwinkel über der Mitte eingefügt und übereinanderstehend; Kapsel aufgeblasen, dreilappig, fachspaltig-dreiklappig, aber am Grunde und an der Spitze fast einfächerig, Scheidewände samentragend; Samen kugelig, ohne Mantel, aber mit krustiger Schale, Embryo spiralig zusammengerollt.

Aus dieser Gattung kennt man nur eine Art, K. paniculata *Laxman* (K. paullinioides *L'Héritier*, Sapindus chinensis *Linné fil.*), einen in China einheimischen kleinen Baum mit wechselständigen, nebenblattlosen, unpaarig-gefiederten Blättern, wechselständigen oder gegenüberstehenden, eiförmigen, groß- und unregelmäßiggezähnten Blättchen, großen, endständigen, vielblütigen Rispen, gelben Blüten und ziemlich großen Kapseln. *(Garcke.)*

KOLUREN nennt man in der Astronomie diejenigen zwei größten Kreise der Himmelskugel, von denen der eine (Kolur der Solstitien) durch die Pole des Aequators und die Sonnenwendepunkte, der andere (Kolur der Aequinoctien) durch die Pole des Aequators und die Aequinoctialpunkte gezogen gedacht wird. Beide gehören zu den sogenannten Declinationskreisen. Derjenige Bogen des Solstitialkolurs, welcher zwischen dem Aequator und der Ekliptik enthalten ist, ist gleich der Schiefe der Ekliptik. Der Name stammt aus dem Griechischen und wird schon bei Eudoxus gefunden. Er bedeutet soviel als „Verstümmelte", doch ist der Grund dieser Benennung nicht sicher erkannt, vielleicht rührt er daher, daß jeder dieser beiden Kreise theilweise unter dem Horizonte liegt. *(W. Valentiner.)*

KOLURI (oder Kuluri, d. h. Brezel, das alte Salamis) ist eine im Westen von Athen, im Golfe von Aegina (Saronischer Meerbusen) gelegene Insel,

welche den auf ihrer Nordseite gelegenen Golf von Levsina südlich fast verschließt. Dieser Golf hat von der Nordküste der Insel bis zu dem nördlich vorliegenden elenden Dorfe Levsina (Eleusis) eine Breite von 4,5 Kilom.; die Entfernung der Ostküste vom Piräeus ist 9,5 Kilom. und die schmalste Stelle der östlichen Einfahrt ist 1,9 Kilom. breit. Die Insel besteht aus einer nördlichen und einer südlichen Hälfte, welche fast voneinander getrennt sind und nur durch einen 7 Kilom. breiten Isthmus zusammenhängen. Sie hat eine Länge von 17,5 Kilom., einen Flächeninhalt von 1,67 geogr. □Meilen = 92 □Kilom.; der in der Mitte gelegene Mavro Vuni erhebt sich zu 380 Met. = 1170 pariser Fuß, sodaß am muschelreichen, heißen Strande von Levsina sich nahe davor die braune gewaltige Felsmasse aus dem tiefblauen Meeresspiegel zum tiefblauen Himmel wie drohend erhebt; kein von ihrer Höhe herabfließendes kühlendes Lüftchen mildert die fast unerträgliche Glut der Sonne, in welcher sich das weidende Kamel wohl befindet. Ergiebigen Boden hat die dürre Felsmasse nur an den Küstenstrichen. An der die Insel halbirenden Bucht liegt beim Isthmus die einzige Stadt, Koluri, mit 2800 Einwohnern; außerdem sind noch drei Dörfer und ein Kloster vorhanden. 11,5 Kilom. südlicher liegt die Insel Aegina. Aus der mythischen Zeit der Griechen ist die Insel bekannt als Besitz des Königs Telamon, des Ajax Vater; aus der historischen Zeit durch des Themistokles Seesieg über die Perser. H. Kiepert sagt: Ihren Namen und den damit zusammenhängenden echt semitischen, mit Menschenopfern verbundenen Cultus des *Ζεὺς ἐπικοίνιος* (Ba'al-schalâm) verdankte sie phönikischen Colonisten (nicht umgekehrt, wie die attische Sage das Verhältniß auffaßt); dann, von Ioniern besetzt, gehorchte sie dem benachbarten Megära in den Jahrhunderten seiner bedeutenden Seemacht, bis sie durch Solon für Athen zurückerobert wurde, ohne aber unter die Zahl der attischen Demen aufgenommen zu werden; sie blieb im Besitze Athens mit Ausnahme der Periode der makedonischen Herrschaft (318—230), welche ihr eine nominelle Selbständigkeit gab. Salamis auf Kypros ist also die ältere, die Mutterstadt. (*G. A. von Klöden.*)

KOLYMA, Fluß im Gebiete des asiatisch-russischen Gouvernements Jakutsk, der unter dem 69° 40′ nördl. Br. und 179° 40′ östl. L. sich nach einem Laufe von 1650 Kilom. in eine Bucht des nördlichen Eismeeres ergießt. Die Kolyma entspringt unter dem 61° 30′ nördl. Br. auf dem Stanowoi-Gebirge, das sich längs der Küste des Ochotskischen Meeres hinzieht. Die vorherrschende Richtung ihres Laufes ist die nördliche. In ihrem obern Laufe fließt die Kolyma 900 Kilom. zwischen Bergen und hat ein sehr starkes Gefälle. In der Nähe von Srednje-Kolymsk verflacht sich das linke Ufer und verläuft unweit der Mündung des Flusses in die Tundren. Das rechte Ufer ist durchweg bergig. 22 Kilom. unterhalb Nischne-Kolymsk befinden sich die ziemlich hohen Berge Pantelewskaja, Surowa und Bjelaja Sopka. Der untere Lauf der Kolyma ist reich an Inseln. Die größte von ihnen hat eine Länge von 112 Kilom. und liegt zwischen den Mündungen der Nebenflüsse Omolon und Aniui. Auf ihr liegt die Stadt Nischne-Kolymsk. Die Kolyma ergießt sich in das Meer in drei Armen, die ein Delta von 112 Kilom. Breite bilden. Der östliche Arm dieses Deltas, die Kamennaja Kolyma, ist der bedeutendste und hat an seiner Mündung eine Breite von 26 Kilom. Der westliche, Pochodskaja Kolyma, ist $4\frac{1}{2}$ Kilom. breit. Der Fluß ist bei Nischne-Kolymsk ($68\frac{1}{2}$° nördl. Br.) 268 Tage, an seiner Mündung 286 Tage im Jahre mit Eis bedeckt. Der Eisgang erfolgt gewöhnlich am Ende Mai und verursacht nicht selten ungeheuere Ueberschwemmungen, besonders im untern Laufe, wozu nicht wenig die heftigen Seewinde beitragen, welche Eisberge aus dem Meere vor die Mündung des Flusses treiben und dieselbe verstopfen. Schon am Ende des Septembers bedeckt sich der Fluß mit Eis. Die Ueberschwemmungen treten oft so plötzlich ein, daß die Bewohner der umliegenden Gegend sich nur mit Mühe auf die Dächer ihrer Häuser retten können. Die Ufer des Flusses sind mit Lärchenwäldern bedeckt. Die äußerste Grenze der Waldvegetation befindet sich unweit der Mündung der Kolyma. Die Kolyma wird für den fischreichsten aller Flüsse gehalten, die im Osten von der Lena fließen. Die Hauptansiedelungen längs der Kolyma sind: Werchne-, Srednje- und Nischne-Kolymsk. Jakuten und Jukagiren bewohnen die Ufer unterhalb Srednje-Kolymsk. In die Kolyma ergießen sich gegen 35 Flüsse, unter denen die bedeutendsten die Sürjanka (links) und der Omolon und Aniui (rechts) sind. Die Kolymabucht zwischen den Vorgebirgen Krestowski und Baranow hat eine Breite von circa 146 Kilom. und erstreckt sich 90 Kilom. weit in das Festland hinein bis zum Delta der Kolyma. Der südliche Theil dieser Bucht enthält viele Inseln. Nach der Kolyma fanden zwei wissenschaftliche Expeditionen statt, die von Billing und Sarütschew 1785—1794 und die von Wrangel (1820—1825). (*A. von Wald.*)

KOLYWAN (oder Tschausk), Stadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tomsk, unter dem 52° 13′ nördl. Br. und 35° 55′ östl. L., 225 Kilom. im Südwesten von Tomsk, an dem Flusse Tschauß. Bis zum J. 1822 befand sich an der Stelle der jetzigen Stadt das Fort Tschausk, das 1713 zum Schutz gegen die Einfälle der Kirgisen angelegt worden war. Im J. 1822 erhielt das Fort den Namen „Kolywan" und wurde zur Bezirksstadt des Gouvernements Tomsk erhoben, 1856 aber wieder zur Stadt degradirt. Kolywan hat 2 steinerne Kirchen, 2 Kronmagazine, 11 Kaufläden, 1 Gefängniß, 2 große Marktplätze und 4672 Einwohner, die sich außer dem Ackerbaue, der Vieh- und Bienenzucht hauptsächlich mit dem Fischfang auf dem Ob und den 80 kleinen zum Stadtgebiet gehörigen Seen beschäftigen. Die Fische bilden den Hauptgegenstand des Handels. Der vom 24. Nov. bis 9. Dec. (a. St.) stattfindende Jahrmarkt ist von keiner Bedeutung und hat nur einen jährlichen Umsatz von circa 10,000 Rubeln. — Der im tomskischen Gouvernement liegende Kolywan-See (absol. Höhe 1180 Fuß, Länge 4 Kilom., Umfang circa $8\frac{1}{2}$ Kilom.) zeichnet sich durch seine reizende Lage am

Fuße hoher Granitfelsen aus, die ganz bizarre Formen haben, wie z. B. Thürme, Ruinen, Terrassen, Pyramiden u. a. Das Wasser des äußerst fischreichen Sees ist sehr klar und durchsichtig. In der Nähe des Sees befinden sich Kupferminen.

Kolywanskische Berge. Unter diesem Namen werden die Granitausläufer des westlichen Altaigebirges in der Nähe des Kolywan-Sees verstanden. Der Name Kolywanskischer Altai begreift den ganzen westlichen metallhaltigen Theil des Altaischen Gebirgssystems. (*A. von Wald.*)

KOLZOW (Alexej Wassiljewitsch), einer der originellsten und volksthümlichsten Lyriker der russischen Literatur, wurde 1809 in Woronesh geboren. Obwol sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, erhielt er gemäß den Anschauungen und dem Bildungsgrade dieses Standes, für den er selbst bestimmt war, doch nur den nothdürftigsten Elementarunterricht. Seine Leselust führte ihn indeß weiter, zunächst zu den ihm erreichbaren russischen Volksbüchern, dann mit Hülfe des Buchhändlers seiner Vaterstadt zu den Werken Shukowskij's, Puschkin's u. a.; eine etwas regelrechtere Bildung wurde ihm ferner vermittelt durch den Umgang mit einem Zöglinge des Seminars in Woronesch, Serebrjanskij; im ganzen blieb seine Bildung unter diesen Umständen eine dürftige. Aber Kolzow war eine außerordentlich empfängliche, eindrucksfähige Natur von angeborener poetischer Kraft. Die Lektüre, die allgemeine Begeisterung der russischen Gesellschaft der zwanziger Jahre für Poesie, vor allem aber die eigenartige Natur der Steppe, in der er einen großen Theil seiner Jugend bei den Heerden seines Vaters verlebte, gaben seinem dichterischen Sinne reichliche Nahrung. In den Jugendgedichten dieser Periode zeigt sich denn auch trotz ihrer Formlosigkeit und Mangelhaftigkeit des Ausdrucks echte Poesie. Tiefere innere Entwickelung gab dem jungen Dichter eine unglückliche Liebe zu einer Dienerin des väterlichen Hauses; die mit der Neigung Kolzow's nicht einverstandene Familie entfernte während einer Abwesenheit desselben das Mädchen aus dem Hause; Kolzow erkrankte vor Gram, suchte dann nach seiner Genesung die Geliebte weit und breit und ließ sie suchen, um zuletzt zu erfahren, daß sie in einer donschen Kosaken-Stanitza gestorben sei. Von dieser Zeit an datiren seine innigen Liebes- und Klagelieder. Bald sollte er auch mit der gleichzeitigen russischen Literatur und ihren Vertretern in ein näheres Verhältniß treten. Die Vermittelung dazu gab die Bekanntschaft mit dem Sohne eines Gutsbesitzers der Gegend von Woronesh, Stankowitsch, der sich für Kolzow's Talent interessirte und 1835 dessen erste Gedichtsammlung (18 Stück) herausgeben ließ. Derselbe hatte auch schon 1831 bei einem Aufenthalte Kolzow's in Moskau diesen in litterarischen Kreisen bekannt gemacht. Fruchtbar wurde diese Verbindung jedoch erst, als er 1836 bei einem Aufenthalte in Petersburg und Moskau mit Puschkin, Shukowskij, Wjasemskij u. a. in nähere Beziehungen trat. Die dort eingesogene Begeisterung und Anregung, die nähere Bekanntschaft mit den Idealen der Zeit wirkten auch noch nach der Rückkehr in die Heimat nach und ließen ihn den Druck der Umgebung, der er geistig entwachsen war, und die Last der ihm widerwärtigen Geschäfte im Hause seiner Familie weniger empfinden. Es konnte indeß nicht ausbleiben, daß er in dem Streben, seine höhere Lebensanschauung für sich und andere geltend zu machen, mit seiner gänzlich ungebildeten und sogar rohen Umgebung in den schroffsten Widerspruch gerieth. Im J. 1840 war er noch einmal in Petersburg, wo er namentlich mit dem großen Kritiker Belinskij verkehrte; nach seiner Rückkehr nahmen die Schwierigkeiten seiner Lage noch zu, und als er zuletzt noch die Hoffnung aufgeben mußte, sich mit einer geliebten Frau zu verbinden, war sein Lebensmuth völlig gebrochen. Schon länger von Krankheit heimgesucht, starb er im October 1842 in Woronesh, wo ihm später ein Denkmal errichtet wurde. — Kolzow nimmt in der russischen Poesie dadurch eine eigenartige Stellung ein, daß er der ausgeprägteste Vertreter des eigentlichen, sangbaren Liedes in volksthümlicher Form ist, des lyrischen Gedichtes, das sich in seiner Empfindungsweise, in sprachlicher und metrischer Form wie von selbst mit der Musik verbindet. Von Ausgaben der Werke Kolzow's sei genannt: Стихотворенія Кольцова (Moskau 1863, mit einer Abhandlung Belinskij's über den Dichter). — Ausführliche Biographie: *Де Пуле*, А. В. Кольцовъ (St.-Petersburg 1878). (*R.*)

KOMBABOS. In seiner Schrift über die syrische Göttin von Hierapolis-Bambyke erzählt Lucian (die Zweifel an der Echtheit der Schrift scheinen mir unberechtigt), das jetzige Heiligthum der Stadt rühre von Stratonike, der Gemahlin des Seleukos I. und Antiochos I., her. Im Traume befahl ihr die Göttin, den Tempel zu bauen, und ihr Gemahl entsandte sie mit Geldmitteln und Heeresmacht und gab ihr als Begleiter den Jüngling Kombabos mit. Dieser erkannte, daß man ihn nach der Rückkehr verklagen würde, er habe sich an des Königs Frau vergangen; um sich zu sichern, entmannte er sich und übergab dem Könige die abgeschnittene Scham in einem versiegelten Gefäße. Wie er erwartet hatte, geschah es; Stratonike entbrannte in Liebe zu ihm, und als sie nach drei Jahren an den Hof zurückkehrten, wurde Kombabos auf den Tod verklagt. Da enthüllte er seine That und der König überhäufte ihn mit allen Ehren. Kombabos ging nach Hierapolis zurück, vollendete den Tempel und wohnte daselbst, die Göttin aber, um ihn zu trösten, trieb auch viele andere an, seine That nachzuahmen; oder wie andere erzählen, seine Freunde thaten es aus eigenem Antriebe. Seitdem entmannen sich jedes Jahr zahlreiche Verehrer im Tempel der Göttin. Daselbst steht auch eine eherne Statue des Kombabos von Hermokles von Rhodos mit weiblichen Zügen, aber in männlicher Gestalt. Die Verschnittenen dagegen tragen weibliche Kleidung, und auch diese Sitte soll auf Kombabos zurückgehen, da er, als eine zum Fest gekommene fremde Dame sich in ihn verliebte und sich, weil er sie nicht befriedigen konnte, aus Verzweiflung den Tod gab, seine Kleidung wechselte, um weiteres Unheil zu verhüten. So erzählt Lucian. Diese Sage ist sehr interessant, weil sie zeigt, wie spät noch die Mythen sich umgestaltet haben. Offenbar ist Kombabos — der Name wird sonst

nicht genannt — eine einheimische Sagengestalt, die mit dem kleinasiatischen, vielleicht auch aus Syrien stammenden Attis, mit Adonis u. a. auf einer Linie steht, der Liebling der Göttin, der zu ihrem größten Leid seine Mannheit verliert. Daß die Syrer sich im Dienste der großen Naturgöttin entmannten, ist allbekannt; als Grund wird hier, wie immer in solchen Fällen, ein einmaliger mythischer Vorgang erzählt, in dessen Nachahmung die Sitte entstanden ist und zur Erinnerungsfeier fort und fort begangen wird. Der Mythus hat hier aber ein völlig märchenhaftes Gewand erhalten — ähnliche Märchen sind ja bis auf den heutigen Tag weit verbreitet, vgl. z. B. die moderne Erzählung bei Landberg, „Proverbes et Dictons du peuple Arabe" I, 157 — und an die Stelle der Göttin ist die hellenistische Königin getreten. Denkbar, aber zur Erklärung durchaus nicht nöthig ist es, daß der Tempel in der That auf Seleukos I. und Stratonike zurückgeht; aber irgendwelcher Zufall konnte zur Einführung der Stratonike die Veranlassung geben. Im übrigen lebte gerade Stratonike durch die romantische Geschichte von der Liebe ihres Stiefsohns Antiochos zu ihr, dem der Vater schließlich die Gemahlin abtritt, im Gedächtnisse des Volks; auch Lucian erzählt sie bei dieser Gelegenheit. (*Eduard Meyer.*)

KOMBURG, früher Komberg genannt, königliches Schloß im würtembergischen Jagstkreise, Gemeinde Steinbach, mit 1223 Einwohnern (1880), Oberamt Hall. Das Schloß liegt ½ Stunde von Hall entfernt auf einem Hügel oberhalb Steinbach und war bis 1802 ein aus einer Benedictinerabtei hervorgegangenes weltliches Chorherren- oder Ritterstift. Es ist nunmehr Sitz des königlichen Ehren-Invalidencorps, das in einem Theile der Stiftsgebäude untergebracht ist, und des Landwehrbezirks-Commandos. In einem andern Gebäude ist die mit dem Forstamte verbundene Holzsamen-Ausklenganstalt. Rechts gegenüber liegt das frühere Franciscaner-Nonnenkloster St.-Aegidien, jetzt Klein-Komburg genannt, das als Landesgefängniß dient. (Vgl. den Art. Comburg.)
(*Wilh. Höchstetter.*)

KOMETEN (Haar- oder Schweifsterne) nennt man mit einem schon im Alterthume gebräuchlichen Namen eine in vieler Beziehung noch wenig erforschte Klasse von Himmelskörpern, die sich von den Planeten und Fixsternen einerseits durch ihre meist sehr große räumliche Ausdehnung, durch die Unbestimmtheit ihrer Umrisse und äußerst geringe Dichtigkeit, andererseits durch die Gestalt ihrer Bahnen und ihre Bewegung im Weltraume unterscheiden. Ihr Aussehen ist sehr verschieden. Die dem bloßen Auge sichtbaren Kometen besitzen in der Regel einen hellen, meist nicht scharf begrenzten Kern, der von einer nebelartigen Hülle, der Coma, umgeben ist und sich bis zu einer gewissen Entfernung um den Kern herum ausbreitet. Dieselbe geht in der Regel an der der Sonne abgewandten Seite in eine schweifartige Verlängerung über, die sich oft über einen großen Theil des Himmels hin verfolgen läßt und den Kometen die auffallende Erscheinung verleiht, durch die sie von jeher die Aufmerksamkeit des Volkes in besonderm Maße auf sich gelenkt haben. Im Gegensatze hierzu ähneln die teleskopischen Kometen, runde, nebelartige, im Innern etwas verdichtete Gebilde, sehr den zahlreichen am Himmel sichtbaren Nebelflecken, von denen sie oft nur durch die Bewegung zu unterscheiden sind; dieselben besitzen ebenfalls zuweilen, wenn auch verhältnißmäßig selten, einen kurzen Schweif. Daß die Materie, aus der die Kometen bestehen, eine äußerst feine sein muß, geht daraus hervor, daß selbst schwache Sterne, wenn sie von denselben bedeckt werden, kaum eine merkbare Lichtverminderung erleiden. Dies gilt namentlich von den Schweifen, welche oft große Theile des Himmels bedecken.

Das merkwürdige Aussehen der Kometen, welche bald mit einer Flammensäule, bald mit einem flammenden Schwerte verglichen wurden, verbunden mit ihrem seltenen, unerwarteten Erscheinen und ihrer scheinbar unregelmäßigen Bewegung, gab schon in den frühesten Zeiten Anlaß zu einem weitverbreiteten Aberglauben, der sich bis in die neueste Zeit erhalten hat und auch in der Gegenwart noch nicht ganz geschwunden ist, sofern er gewisse Einflüsse, wie große Hitze, besonders gutes Gedeihen des Weinstocks betrifft, die man den Kometen zuschreibt. In der früheren Zeit trachtete man förmlich danach, unglückliche Ereignisse aller Art, Krieg, Hungersnoth, Seuchen, Feuersbrünste, verheerende Naturereignisse und dergleichen mit den Kometen in Zusammenhang zu bringen. Die Schriften aus jener Zeit, welche Nachrichten von Kometen enthalten, sind voll von solchen Dingen und den Darlegungen dessen, was das Erscheinen dieser Himmelskörper den Menschen zu bedenten habe.

Die Ansichten über den Ursprung und das Wesen der Kometen waren infolge dessen begreiflicherweise in früherer Zeit sehr phantastisch. Die Chinesen und vermuthlich auch die Chaldäer haben schon lange vor dem Beginn unserer Zeitrechnung Beobachtungen von Kometen angestellt, jenen verdanken wir die ältesten glaubwürdigen Nachrichten über diese Himmelskörper, während die Griechen und Römer uns nur hier und da rohe Angaben hinterlassen haben. Letztere schrieben den Kometen im allgemeinen einen atmosphärischen Ursprung zu, eine Ansicht, welche auch Aristoteles theilte, der in seiner „Meterologie" einiges über einen großen 371 v. Chr. erschienenen Kometen überliefert hat. Richtiger war die Ansicht Seneca's, der die Kometen für Körper hielt, die aus den fernen Regionen des Aethers zur Erde in geregelten Bahnen herniedersteigen, von denen er hoffte, daß man nach Jahrhunderten des Forschens ihre wahre Natur werde erkennen lernen. Der erste, der genauere Beobachtungen an den Kometen anstellte, war der berühmte Regiomontanus, der die Stellung des 1472 erschienenen Kometen in Nürnberg dadurch bestimmte, daß er seine Abstände von benachbarten Fixsternen maß. Später haben Apianus, Fabricius, Moestlin und endlich Tycho Brahe die Kometen eifrig beobachtet, und nach der Erfindung des Fernrohres begann man bald, dasselbe auch auf die Kometen anzuwenden. Man erkannte, daß die Zahl dieser Himmelskörper eine ungeheure sein müsse, schon Kepler schätzte ihre Zahl auf viele Millionen, und als

man gar anfing, mit den Fernröhren nach denselben zu suchen, verging selten ein Jahr, das nicht einen oder mehrere Kometen aufzuweisen hatte.

Die irrige Ansicht, daß die Kometen der Erdatmosphäre angehörten, welche im ganzen Alterthume und im Mittelalter die fast allein herrschende war, wurde durch die Versuche Tycho Brahe's, die Parallaxe dieser Körper zu bestimmen, widerlegt. Er kam zu dem Schlusse, daß die Kometen weiter von der Erde entfernt sein müßten als der Mond, und hiermit war ihr kosmischer Ursprung erwiesen. Diese Erkenntniß bahnte der weitern Erforschung der Natur der Kometenbahnen den Weg. Schon Hevel hegte den Gedanken, daß dieselben parabolisch oder wenigstens nach der Sonne hin gekrümmt seien, und 1680 stellte, als wiederum ein großer Komet erschien, der Pfarrer Dörfel zu Plauen im Voigtlande die Behauptung auf, seine Bahn sei eine Parabel, in deren Brennpunkte die Sonne stehe. Bald darauf bewies Newton in seinen Principien, daß nach dem Gravitationsgesetze die Bahnen aller Himmelskörper Kegelschnitte sein müßten; bei den Kometen könne man annehmen, daß diese Bahnen sich bis auf ein Unmerkliches der Parabel näherten. Newton gab auch Methoden zur Berechnung der Kometenbahnen, die später von Euler, Laplace u. a. und namentlich von Olbers in Bremen verbessert wurden. Nach denselben hat Pingré in seiner großen „Kometographie" die Bahnen aller derjenigen Kometen berechnet, über welche ausreichend genaue Angaben in den Ueberlieferungen der Chinesen oder den Chroniken zu finden waren. Die Olbers'sche Methode, welche noch jetzt allgemein und fast ausschließlich in Anwendung ist, findet sich in der Abhandlung „Ueber die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen zu berechnen".

Von hierab datirt die Erkenntniß, daß manche Kometen unserm Sonnensysteme angehören und deshalb in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehren. Der englische Astronom Halley berechnete nach der Methode Newton's die Bahnen vieler früher erschienenen Kometen und fand bei den Kometen von 1531, 1607 und 1682 eine so große Aehnlichkeit der Bahnelemente, daß er die Wiederkehr eines Kometen für 1759 vorhersagte, nachdem er durch Berechnung einer elliptischen Bahn gefunden hatte, daß die kleinen Unregelmäßigkeiten in der Umlaufszeit durch die Störungen des Planeten Jupiter sich erklären ließen. In der That kehrte der Halley'sche Komet nahe zu der erwarteten Zeit zur Sonne zurück, nachdem vorher der französische Mathematiker Clairaut unter Beihülfe der Madame Lepaute die Zeit seiner Wiederkehr auf etwa einen Monat genau vorher berechnet hatte. Er wurde bereits im December 1758 von dem Bauer Palitzsch in Prohlis bei Dresden aufgefunden. Im J. 1835 kehrte der Komet wiederum zu seiner Sonnennähe zurück, bei welcher Gelegenheit Bessel merkwürdige Beobachtungen über seine physische Beschaffenheit anstellte, welche die Grundlage aller spätern Theorien, die die Natur der Kometen betreffen, bilden. In neuerer Zeit haben Hind und Laugier in den Kometen 12 v. Chr., 66, 141, 218, 295, 373, 451, 530, 608, 684, 760, 837, 989, 1066, 1145, 1301, 1378 und 1456 n. Chr. Erscheinungen des Halley'schen Kometen nachgewiesen.

Außer dem Halley'schen Kometen sind einige andere beobachtet worden, für welche man ebenfalls Umlaufszeiten von einigen 70 Jahren abgeleitet hat. Eine solche berechnete Encke für den 1812 von Pons in Marseille entdeckten Kometen; derselbe ist im Herbste 1883 wiederum in seiner Sonnennähe von Brooks in Amerika aufgefunden worden. Die Kometen von Olbers (1815), de Vico (1846), Brorsen (1847), Westphal (1852) haben Umlaufszeiten bezüglich von 74, 74, 75 und 61 Jahren und sind daher erst in einer Erscheinung beobachtet worden. Eine weitere Gruppe bilden die von Tempel (1866), Coggia (1867) und Galle (1880) entdeckten Kometen, für welche man Umlaufszeiten resp. von 33, 34 und 37 Jahren berechnet hat.

Viel zahlreicher ist die Gruppe periodischer Kometen mit kürzeren Umlaufszeiten, über welche die folgende Zusammenstellung einen Ueberblick gibt:

Name	Zeit der Sonnennähe	Umlaufszeit in Jahren	Entdecker
Tuttle . .	1871 Nov. 30	13,8	Méchain (1790)
—	1846 Juni 1	12,8	C. H. F. Peters
—	1881 Sept. 13	8,8	Denning
Faye . .	1881 Jan. 22	7,6	Faye (1843)
d'Arrest .	1877 April 10	6,7	d'Arrest (1851)
Biela . .	1852 Sept. 23	6,6	Biela (1826)
Wolf *) .	1884 Nov. 17	6,5 (?)	Wolf
—	1873 Dec. 3	6,9	Coggia
Tempel I	1879 Mai 7	6,0	Tempel (1867)
Barnard*)	1884 Aug. 17	5—6 (?)	Barnard
—	1783 Nov. 19	5,9	Pigott
Winnecke	1875 März 11	5,7	Winnecke (1858)
Lexell . .	1770 Aug. 13	5,6	Messier (1770)
—	1844 Sept. 2	5,5	de Vico
Brorsen .	1879 März 30	5,5	Brorsen (1846)
Tempel II	1880 Nov. 8	5,4	Tempel (1869)
—	1743 Jan. 8	5,4	Grischow
Tempel III	1878 Sept. 7	5,2	Tempel (1873)
—	1766 April 26	5,0	Helfenzrieder
—	1819 Nov. 20	4,8	Blanpain
Encke . .	1881 Nov. 15	3,3	Méchain (1786)

Von diesen Kometen sind die meisten mehrmals unabhängig entdeckt und ihre Identität ist erst später erkannt worden.

1) Der Encke'sche Komet wurde 1818 von dem bekannten Pons in Marseille entdeckt. Als bald darauf Encke eine Umlaufszeit von nur wenig über 3 Jahren berechnete, welcher Fall als erster dieser Art großes Auf-

*) Umlaufszeit noch unsicher.

sehen erregte, gelang es bald, einige frühere Erscheinungen dieses Kometen zu constatiren, sodaß er sich bis 1786 zurückverfolgen ließ. Seitdem ist er regelmäßig bei jeder Wiederkehr beobachtet worden, und aus dem Umstande, daß seine Umlaufszeit sich bei jedem Umlaufe um einige Stunden verkürzte, schlossen Olbers und Encke auf die Existenz eines widerstehenden Mittels im Weltraume, durch dessen Widerstand die eigene Bewegung des Kometen verringert, die Anziehung der Sonne dagegen vermehrt wird, sodaß der Komet gezwungen ist, sich der Sonne zu nähern. Dagegen fanden später von Asten und Backlund in Pulkowa, daß die Verminderung der Umlaufszeit keine regelmäßige sei, sodaß man über die Ursache derselben noch nicht völlig im Klaren ist. Der Encke'sche Komet hat durch seine Annäherung an den Planeten Mercur die Gelegenheit geboten, die Masse desselben zu bestimmen; er ist in der Regel nur teleskopisch und nur in den günstigsten Fällen eben mit bloßem Auge zu erkennen.

2) Der Biela'sche Komet wurde am 27. Febr. 1826 von dem österreichischen Hauptmann von Biela in Josephstadt und wenige Tage später auch von Gambart in Marseille entdeckt, weshalb derselbe zuweilen auch als der Gambart'sche Komet bezeichnet wird. Man hatte schon früher die Identität zweier Kometen, die 1772 und 1805 erschienen, vermuthet, und diese Ansicht bestätigte sich durch die neue Entdeckung. Der Biela'sche Komet, ebenfalls teleskopisch, ist dadurch merkwürdig, daß seine Bahn die Erdbahn fast schneidet, sodaß bei gleichzeitigem Eintreffen beider Körper an dem betreffenden Punkte ein Zusammenstoß stattfinden könnte, wenn man bei der geringen Dichtigkeit der Kometen von einem solchen überhaupt sprechen kann. Die Furcht vor einem solchen Ereignisse war in früherer Zeit sehr groß und lebte neu auf, als 1832 nach Olbers' Berechnung der Biela'sche Komet die Erdbahn streifen sollte, trotzdem die Erde damals noch weit von dem Schnittpunkte der Bahnen entfernt war. Als der Komet im J. 1845 zur Sonne zurückkehrte, beobachtete man zum ersten mal, wenigstens in historischer Zeit, die Spaltung in zwei gesonderte Kometen, die bei allmählich zunehmender Entfernung nebeneinander herliefen. Im J. 1852 fand Secchi zunächst nur den einen der beiden Theile, der andere wurde einige Wochen später in einem Abstande von $^{1}/_{2}$ Grad aufgefunden, welcher einer Entfernung von $2^{1}/_{2}$ Millionen Kilom. entsprach. Nach dieser Erscheinung ist der Komet nicht wieder gesehen worden, sodaß angenommen werden muß, daß er sich ganz aufgelöst habe. Dagegen fand im November 1872, als die Erde die Bahn des Kometen passirte, ein sehr glänzender Sternschnuppenfall statt, über welchen das weiter unten Folgende zu vergleichen ist.

3) Der Lexell'sche Komet ist, wiewol er infolge der jetzigen Gestalt seiner Bahn auf immer den Augen der Erdbewohner entzogen ist, einer der merkwürdigsten infolge der außergewöhnlichen Störungen, welche er von den Planeten erlitten hat. Messier entdeckte diesen Kometen 1770 und Lexell berechnete für ihn eine Ellipse von 5—6 Jahren Umlaufszeit, bewies aber gleichzeitig, daß dieser Komet einerseits 1767 sich dem Jupiter so stark genähert habe, daß seine vorher ganz anders gestaltete Bahn in die neue umgestaltet worden sei; ferner daß er in dieser neuen Bahn dem Jupiter wieder so nahe komme, daß er infolge einer zweiten Veränderung seiner Bahn der Erde nicht wieder zu Gesicht kommen werde. In der That zeigten genauere Berechnungen, daß er mitten durch das System der Jupitersmonde hindurchgegangen sein mußte.

Die übrigen Kometen des obigen Verzeichnisses bieten nichts Bemerkenswerthes, mehrere derselben sind nur einmal zur Zeit ihrer Entdeckung beobachtet und seitdem nicht wieder aufgefunden worden.

Die große Mehrzahl der Kometen bewegt sich im Gegensatze zu den soeben angeführten in Bahnen, welche sich so gut wie gar nicht von der Parabel unterscheiden; da aber die Parabel infolge der unaufhörlich stattfindenden Störungen nur ein Durchgangsstadium bilden kann und man noch keine hyperbolische Bahn mit Sicherheit hat nachweisen können, so ist man berechtigt, anzunehmen, daß jedenfalls der größte Theil aller beobachteten Kometen in sehr langgestreckten Ellipsen von vielen Jahrtausenden Umlaufszeit um die Sonne wandelt. Es ist daher auch nicht möglich, die Frage, ob die Kometen aus dem Weltraume kommend nur zeitweilig in die Attractionssphäre der Sonne hineingerathen, oder ob sie sämmtlich dauernd dem Sonnensysteme angehören, zu entscheiden. Während die periodischen Kometen mit kurzer Umlaufszeit sämmtlich sich in derselben Richtung bewegen wie die Planeten, findet man unter den übrigen alle denkbaren Bewegungsrichtungen vertreten, auch scheint es nicht, als ob aus einer Gegend des Raumes mehr Kometen kämen als aus irgendeiner andern. Auch in Beziehung auf ihre Annäherung an die Sonne zeigen sie große Verschiedenheiten. Der große Komet von 1680, dessen Schweif sich über den ganzen Himmel erstreckte, näherte sich der Sonnenoberfläche bis auf 230,000 Kilom. und hier betrug seine Geschwindigkeit etwa 400 Kilom. in der Secunde, während sie in der Sonnenferne nur etwa 3 Met. beträgt. Dagegen befand sich der von Sarabat 1729 entdeckte Komet selbst in seiner Sonnennähe noch in einer Entfernung von 80 Mill. Meilen von der Sonne.

Noch sind einige besonders auffallende Kometen zu erwähnen. Der Komet von 1744, an welchem zuerst der Akademiker Heinsius in Petersburg mit einem guten Fernrohre merkwürdige Veränderungen wahrnahm, zeigte während einiger Tage sechs fächerförmige, nebeneinanderliegende breite Schweife. Der große Komet von 1842, der im März plötzlich aus den Sonnenstrahlen hervortrat, nachdem er Ende Februar verschiedentlich am hellen Tage neben der Sonne gesehen worden war, entwickelte einen schmalen Schweif von ungeheurer Länge, dieselbe betrug zu Zeiten 250 Mill. Kilom. Aehnlich zeichneten sich die großen Kometen von 1811 und 1858 (der Donati'sche) durch außerordentlich glänzende Schweife aus. Der große Komet endlich, der im September 1882 erschien, und sich der Sonne ebenfalls sehr bedeutend näherte, konnte am Tage seines Perihels mit Leichtigkeit gesehen werden, als

er sich mit großer Geschwindigkeit dem Sonnenrande näherte. Trotzdem die Rechnung ergab, daß er vor der Sonne vorübergehen mußte, verschwand er in dem Moment, in dem er den Rand der Sonne berührte, vollständig und erschien erst wieder, als er im andern Zweige seiner Bahn sich wieder von der Sonne zu entfernen begann. Bald darauf fand man, daß sein langgestreckter Kern sich in mehrere Theile spaltete und in seiner Nähe entdeckte Schmidt in Athen mehrere schwache Nebel, die dem großen Kometen folgten und von denen man vermuthen kann, daß sie bei einer in der Zeit des Perihels stattgehabten Katastrophe vom Hauptkörper losgerissen wurden.

Was die physische Beschaffenheit der Kometen anbetrifft, so läßt sich mit Sicherheit bisjetzt nicht viel über dieselbe sagen. Die Thatsache, daß das von den Kometen ausgesandte Licht polarisirt ist, beweist, daß es zum großen Theil wenigstens reflectirtes Sonnenlicht ist. Andererseits haben spectroskopische Untersuchungen gezeigt, daß das continuirliche Spectrum, wie es bei reflectirtem Lichte erscheinen müßte, meist sehr schwach ist, und daß das Spectrum der meisten Kometen dem gewisser Kohlenstoffverbindungen ähnelt; in allerneuester Zeit ist in zwei Fällen (bei den Kometen des J. 1882) die Existenz glühender Natriumdämpfe mit Sicherheit nachgewiesen worden. Mit der Annahme einer rein gasförmigen Natur der Kometen lassen sich aber einzelne Thatsachen nicht vereinen, z. B. die, daß niemals eine Ablenkung der Lichtstrahlen selbst durch die dichteren Theile eines Kometen erfolgt ist, ferner der Umstand, daß ein inniger Zusammenhang zwischen Meteorschwärmen und Kometen nachgewiesen ist. Man muß daher wol annehmen, daß die Kometen infolge der gänzlich verschiedenen Druck- und Temperaturverhältnisse im Weltraume sich in einem Zustande befinden, zu welchem auf der Erde kein Analogon existirt.

Ueber die Art der Schweifbildung sind im Laufe der Zeit mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, so namentlich von Kepler und Newton, welche das Entstehen der Schweife der Einwirkung der Sonnenstrahlen zuschrieben. Im 19. Jahrh. haben Olbers bei dem Kometen von 1811 und Bessel beim Halley'schen Kometen 1835 Wahrnehmungen gemacht, welche zur Begründung der Repulsionstheorie geführt haben. Olbers beobachtete, daß der Kern des Kometen von 1811 frei im Innern einer parabolischen Hülle zu schweben schien, und schloß daraus, daß sowol die Sonne als auch der Kern auf die Schweifmaterie eine Abstoßung ausübten, infolge deren sich die Materie da ansammle, wo diese Kräfte sich das Gleichgewicht hielten. Am Halley'schen Kometen beobachtete Bessel eine fächerförmige Ausströmung, die nach der Sonne hin gerichtet war und in einiger Entfernung vom Kerne in den Schweif umbog, ferner bemerkte er ein pendelförmiges Hin- und Herschwingen derselben, wahrscheinlich in der Ebene der Kometenbahn. Aehnliche Erscheinungen sind später häufig, namentlich am Donati'schen Kometen 1858, gesehen worden, von dessen Kern sich nach und nach mehrere langsam aufsteigende concentrische Hüllen ablösten. Olbers und Bessel wiesen schon auf die Analogie mit elektrischen Kräften hin, später hat Zöllner in Leipzig in dem Buche „Ueber die Natur der Kometen" diese Theorie weiter entwickelt, und Bredichin in Moskau hat auf Bessel's Untersuchungen eine vollständige Theorie der Kometenschweife gegründet, die mit den Thatsachen gute Uebereinstimmung zeigt. Jedenfalls ist es erwiesen, daß der Schweif, der namentlich in der Sonnennähe oft mit ganz enormer Geschwindigkeit den Bewegungen des Kernes folgt, ähnlich wie die aus einem Schornsteine aufsteigende Rauchsäule sich immer wieder durch die Ausstrahlung des Kernes ergänzt und deshalb in jedem Moment aus andern Partikeln besteht, sodaß im Laufe der Zeit eine Verminderung der Materie des Kernes angenommen werden muß. Daß übrigens elektrische Kräfte wahrscheinlich in großartigem Maßstabe wirksam sind, dafür sprechen auch die spectroskopischen Erscheinungen, welche denen in gewissen Geißler'schen Röhren beobachteten ähneln.

Endlich ist noch der schon 1837 von Morstadt vermuthete, später von Schiaparelli in Mailand nachgewiesene Zusammenhang zwischen gewissen periodischen Sternschnuppenschwärmen und den Bahnen einiger bekannter Kometen zu erwähnen. Schiaparelli fand, daß die Bahn des Augustschwarms, der sogenannten Perseiden, mit der des dritten Kometen von 1862 vollständig zusammenfiel. Aehnliches ergab sich für den großen November-Sternschnuppenfall 1866, dessen Bahn Leverrier berechnete; deren Aehnlichkeit mit der Bahn des Tempel'schen Kometen 1866 wies Peters in Altona nach. Der merkwürdigste Fall dieser Art ist aber der folgende. Der Biela'sche Komet, welcher 1852 zum letzten mal gesehen ward, sollte am 6. Oct. 1872 durch sein Perihel gehen, konnte aber nicht gefunden werden. Dagegen trat am 27. Nov., als die Erde durch den absteigenden Knoten der Kometenbahn ging, ein Sternschnuppenfall von außerordentlicher Pracht ein, der in ganz Europa und Amerika gesehen wurde. Da der Radiationspunkt des Schwarmes in der Gegend lag, welche in der Richtung der Bahn des Biela'schen Kometen lag, so kam Klinkerfues in Göttingen auf den Gedanken, die Erde könne den Kometen passirt haben, und telegraphirte an Pogson in Madras, er möge den Kometen an der dem Radiationspunkte entgegengesetzten Stelle des Himmels aufsuchen. In der That wurde dort sofort ein Komet gesehen, derselbe konnte aber seiner Lichtschwäche und schlechten Wetters wegen nur kurze Zeit beobachtet werden. Nach der Berechnung fiel zwar die Bahn dieses Kometen mit der des Biela'schen zusammen, indessen stimmte die Zeit der Sonnennähe nicht überein, sodaß es zweifelhaft ist, ob der Komet der Biela'sche war. Jedenfalls war aber erwiesen, daß der Sternschnuppenschwarm, welcher am 27. Nov. die Erde streifte, in der Ferne als Komet erschien. In neuerer Zeit hat man noch oft Gelegenheit gehabt, die Uebereinstimmung der Bahnen weniger auffallender Meteorschwärme mit Kometenbahnen nachzuweisen.

(E. von Rebeur-Paschwitz.)

KOMMOTAU (Comotovium, Chomutow), königliche Stadt in Böhmen am Fuße des Erzgebirges in einer fruchtbaren, landschaftlich schönen Gegend gelegen, bildet den Knotenpunkt eines verzweigten Eisenbahnnetzes (Prag-Karlsbader-, Außig-Teplitzer-, Dux-Bodenbacher-, Weipert-Annaberger-Linie). Es ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichtes, eines Hauptzollamtes und hat ein reichentwickeltes Schulwesen: Gymnasium (1592 gegründet), Lehrerbildungsanstalt, technische Lehrwerkstätte, Doppelbürgerschule, Fortbildungsschule für Handels- und Gewerbslehrlinge, 2 Kindergärten u. s. w. Das Rathhaus befindet sich in der ehemaligen Residenz der Deutschen Ritter. Das ehemalige Jesuitencollegium ist in eine Kaserne umgewandelt. Im J. 1880 wurden 9975 Einwohner gezählt, wovon sich 427 zur czechischen Umgangssprache bekannten. Seit alters wird in Kommotau großer Getreide- und Obsthandel betrieben. Der Obst- und Gemüsebau im Weichbilde der Stadt ist nicht unbedeutend. In den kommotauer Gärten werden feine Obstsorten, darunter die genießbare Kastanie gezogen. In den letzten 20 Jahren entwickelten sich einzelne bedeutende Industriezweige, so ein Eisenwerk (der gegenwärtig stockende Betrieb soll wieder aufgenommen werden), Papierfabrikation, Alaungewinnung, Dampfmüllerei; eine Zuckerfabrik ist im Entstehen. Die Gemeinde gehört zu den reicheren Communen des Landes und besitzt 2376 Joch Grundareal.

Kommotau verdankt seine städtische Entwickelung dem Orden der Deutschen Ritter, in dessen Besitz es im J. 1252 als Marktflecken gelangte. Als hervorragende Residenz des Ordens erhielt es von diesem im 14. Jahrh. städtische Gerechtsame, so auch das Wappen, 2 Thürme mit Fenstern und Knöpfen, zwischen welchen ein offenes Thor und über diesem eine Kugel mit einem Kreuze sich befindet. Mittels Urkunde von 1407 verlieh König Wenzel Kommotau die Privilegien der Bannmeile und des Braurechtes. Im J. 1416 kam die Stadt durch Verpfändung in königlichen, kurze Zeit darauf aber in meißnischen Pfandbesitz. Ein schreckliches Schicksal ereilte die gut deutsch und katholisch gesinnte Stadt in den Hussitenkriegen. Nach tapferer Gegenwehr wurde sie am Palmsonntage (16. März) 1462 erstürmt und auf das grausamste verwüstet. Nur wenige entgingen dem greulichen Blutbade, das die durch den Widerstand gereizten Hussiten unter den Einwohnern anrichteten. Nur langsam erholte sich die Stadt. Ihre Besitzer wechseln rasch. Im J. 1424 wird ein Herr Nikolaus von Lobkowitz, 1441 der bekannte Jakob von Wresowitz, 1456 Johann Czalta von Steinberg und 1488 des letztern Schwiegersohn Benesch von der Weitmühl als Herr von Kommotau genannt. Die Familie der Weitmühl bleibt bis zum J. 1560 im Besitze der Stadt, in welchem Johann von Weitmühl die Herrschaft an den Erzherzog Ferdinand (zweiten Sohn Ferdinand's III.) verkaufte, welcher zwei Jahre in Kommotau residirte. Im J. 1571 ging die Stadt durch Kauf in den Besitz des Herrn Bohuslaw Felix Hassenstein von Lobkowitz über, welcher mit großem Erfolge an der Protestantisirung der Stadt arbeitete. Diesem folgte 1583 Bohuslaw Joachim, der 1588 Kommotau im Tauschwege an seinen Oheim Georg Popel von Lobkowitz abtrat. Dieser, ein eifriger Katholik, suchte mit Hülfe der Jesuiten den Katholicismus in der Stadt wieder einzuführen; es kam deswegen zu einem Aufstande der Bürger, der aber niedergeschlagen wurde (1591). Als nicht lange darauf Popel von Lobkowitz angeblich wegen Hochverraths in Ungnade fiel und seine Güter confiscirt wurden (1594), bemühte sich die Stadt beim Kaiser um Zustandekommen eines Freikaufes, der denn auch im J. 1605 gelang. Kommotau zahlte an den Fiscus 113,715 fl. 46 kr. Rheinisch, wurde dagegen zur freien königlichen Stadt mit dem Besitze des Gutes Schönlinde erhoben. Im Dreißigjährigen Kriege litt Kommotau nicht wenig; besonders hausten die Schweden in den Jahren 1645 und 1647 in arger Weise. Auch in den Schlesischen Kriegen blieb es nicht verschont; im Siebenjährigen Kriege erlitt es allein nicht weniger als 22 feindliche Einfälle.

Eine Viertelstunde nordöstlich von der Stadt befindet sich der sogenannte Alaunsee, welcher seit 1818 allmählich infolge des Eingehens der alten Alaunbergwerke (St.-Christoph seit 1558 im Betriebe) entstanden ist. Ein Abzugskanal aus demselben führt in die Biela.

Als bemerkenswerthe aus Kommotau gebürtige Gelehrte verdienen genannt zu werden: der mit Luther befreundete Matthäus Goldhahn (Aurogallus), starb 1543 als Professor der Hochschule zu Wittenberg; Johann Jakob Weingarten (starb 1693), vorzüglicher Rechtsgelehrter; Franz Pubitschka, Jesuit (starb 1807), böhmischer Landes-Historiograph, und Franz Joseph Ritter von Gerstner (starb 1832), Director der technischen Lehranstalt in Prag, bekannter Mathematiker und Mechaniker.

Auf dem Rathhause wird eine höchst umfangreiche, fleißig gearbeitete, bis zum J. 1770 reichende Geschichte der Stadt von Joh. Joseph Urtika im Manuscript aufbewahrt. Eine gute Monographie über die Stadt veröffentlichte P. J. Kral (dermalen Abt von Osseg) in den Gymnasialprogrammen von 1861—63. (*L. Schlesinger.*)

KOMNENEN ist der Name einer berühmten byzantinischen Kaiserfamilie, welche von 1081 bis 1185 das Reich der Oströmer, und nachher von 1204 bis 1461 das von dem großen Reiche zur Zeit und infolge des vierten Kreuzzuges abgesplitterte kleinere Reich von Trapezunt beherrscht hat. Für den historischen Zusammenhang müssen wir auf die Artikel der Encyklopädie über das „Oströmische Reich" und über „Trapezunt" verweisen. Hier ist hauptsächlich Folgendes zu sagen. Die Familie der Komnenen gehörte zu den großen griechischen Geschlechtern adeliger Grundherren, welche, in ritterlicher Haltung, Tapferkeit und politischen Neigungen der Ritterschaft des germanisch-romanischen Abendlandes nicht unähnlich, im Laufe des 9. und noch mehr des 10. Jahrh. im byzantinischen Reiche, namentlich in Griechenland und im griechischen Kleinasien, hervortreten. Der große Grundbesitz der Komnenen lag in dem nordwestlichen Paphlagonien, westlich vom untern Laufe des Halys, und zwar in dem Bezirke von Kastamona (jetzt Kastamuni), südwestlich von Sinope. Wir skizziren nun im Folgenden

immer nur die der vielen im Laufe der byzantinischen Geschichte erwähnten Komnenen, welche wirklich eine historische Bedeutung erlangt haben.

„In die Reichsgeschichte tritt" (um diese Wendung zu brauchen) dieses Adelsgeschlecht zuerst ein mit Manuel Erotikos Komnenos, der als tüchtiger Offizier sich die besondere Gunst des strengen und kriegsgewaltigen Kaisers Basilios II. (976—1025 n. Chr.) erworben hatte, und bei seinem Ableben zwei unmündige Söhne, Isaak und Johannes hinterließ, deren Vormundschaft der kaiserliche Freund übernahm. Vortrefflich erzogen, wurden beide höchst ausgezeichnete Persönlichkeiten. Isaak Komnenos, durch Basilios II. persönlich zu einem tüchtigen Stabsoffizier geschult, heirathete nach dem Untergange des bulgarischen Reichs (1019) die Prinzessin Katharina, des letzten Bulgarenkönigs Wladislaus Tochter, die ihm zugleich eine sehr bedeutende Mitgift mitbrachte. Allmählich immer höher gestiegen, wurde Isaak etwa 1055 durch die Kaiserin Theodora, die die große Aristokratie ihres Reichs mit tiefem Mistrauen ansah, von dem Commando über die kleinasiatische gegen die Türken aufgestellte Armee entfernt. Aber schon zwei Jahre später war alles verändert. Der Kaiserin Nachfolger, Michael VI. Stratiotikos, war nicht im Stande, die Erhebung der kleinasiatischen Aristokratie gegen seine Herrschaft und das System der Eunuchen-Regierung, wie es unter den Basiliden zur Uebermacht gelangt war, aufzuhalten. Isaak Komnenos, den der Adel als Gegenkaiser am 8. Juni 1057 in Paphlagonien aufstellte, überwand schnell den Widerstand der Regierungstruppen, nöthigte den alten Michael VI. zur Abdankung, und wurde am 2. Sept. 1057 in der Sophienkirche in Konstantinopel als neuer Kaiser gekrönt.

Noch aber wurden die Komnenen nicht sofort auf dem oströmischen Throne heimisch. Isaak I., ein sehr bedeutender Mann, und sehr wohl geeignet, als tüchtiger Reformer in dem vielfach heruntergekommenen Reiche aufzutreten, erkrankte schon im Herbste 1059 anscheinend lebensgefährlich. Nur auf das Wohl des Reiches bedacht, wandte er die Nachfolge nicht seinem sehr tüchtigen Bruder Johannes, sondern seinem Freunde und Minister Konstantin Dukas zu, den er für noch geeigneter zum Kaiser erachtete. Auch als er damals wieder gesund wurde, ergriff er die Zügel der Regierung nicht wieder, sondern trat als Mönch in ein Kloster, wo er zwei Jahre später sein Leben beschloß.

Die Geschichte des byzantinischen Reiches zeigt uns nun, daß Isaak I. sich doch in der Wahl seines Nachfolgers stark vergriffen hatte. Der Regierungsantritt des Konstantin Dukas wurde die Einleitung einer Reihe für das Reich sehr schlimmer Jahre, später sogar furchtbarer innerer und äußerer Zerrüttung, aus welcher die Byzantiner erst durch Isaak's Neffen Alexios gerettet wurden. Isaak's Bruder Johannes Komnenos hatte von Anna Dalassena, der Tochter eines der edelsten byzantinischen Geschlechter, fünf Söhne und drei Töchter, die durch ihre Heirathen nachher das Haus der Komnenen mit mehrern der damals mächtigsten Adelsfamilien in verwandtschaftliche Beziehungen gebracht haben. Unter den Nachfolgern des alten Isaak war das Haus der Komnenen andauernd sehr angesehen und einflußreich, und entging auch der schweren Gefahr, in welche die Freundschaft der Komnenen mit Kaiser Romanos IV. Diogenes (1068—1071) bei dessen Sturze durch das Haus Dukas im J. 1071 die Familie zu stürzen drohte. Nachdem damals der Groll des „Cäsars Dukas" der Witwe des Johannes, Anna, und ihren Söhnen eine vorübergehende Verbannung nach einer Insel der Propontis zugezogen hatte, ging der Glücksstern der Komnenen wieder auf. Manuel freilich, der älteste Sohn Johann's und der Anna, starb schon 1071. Aber in demselben Jahre heirathete Isaak die iberische Prinzessin Irene, eine Cousine der schönen iberischen Maria, der Gattin des Kaisers Michael VII. Bei diesem Dukas gewannen jetzt die Komnenen, deren Schwester Eudokia zugleich die Gattin des mächtigen Nikephoros Melissenos wurde, hohe Gunst, und namentlich die Brüder Isaak und Alexios dienten ihm als Heerführer.

Weitaus der bedeutendste Mann des Hauses war damals der 1048 geborene Alexios. Geistig und körperlich reich begabt, tüchtig erzogen, und im hohen Grade dazu angethan, als Verwalter, als Diplomat und als Feldherr zu glänzen, hat er zuerst im J. 1074 in Michael's VII. Diensten den gefährlichen Aufstand des normannischen Söldnerführers Oursel Bailleul im östlichen Kleinasien gedämpft. Als vier Jahre später Michael VII. fast ohne Kampf vor dem Usurpator Nikephoros III. Botaniates zu Ende März 1078 die Waffen streckte, huldigten auch die Komnenen dem neuen Kaiser. Alexios leistete demselben sehr wichtige Dienste, indem er noch 1078 zwei gefährliche Rivalen des Botaniates, die sehr gewandten Generale Nikephoros Bryennios in Thrakien und Basilakes bei Thessalonich gänzlich überwand. Als aber nachher sein Schwager Melissenos in Asien mit Hülfe der Türken sich als Prätendent erhob, da lehnte er (1080) das Commando ab. Dadurch aber wurde er dem Kaiser und dessen Agenten um so mehr verdächtig, als er diesen bei seinem großen Ansehen in der Armee und durch seine ausgedehnten Familienverbindungen mit dem hohen Reichsadel ohnehin schon gefährlich erschien. Alexios hatte sich 1077 mit Irene Dukäna, der Tochter des Andronikos Dukas (Vetter Michael's VII.) verheirathet, deren Schwester die Gattin des kühnen Generals Georg Paläologos wurde. Allmählich kam es zur Katastrophe. Nikephoros III. hatte sich im J. 1078 mit Michael's VII. bisheriger Gattin Maria vermählt, die in diese Ehe nur einwilligte, um für ihren und Michael's Sohn Konstantin die Krone zu retten. Als aber (1080) der alte Botaniates sich dahin entschied, die Thronfolge seinem Neffen Synadenos zuzuwenden, da verband die Kaiserin Maria in ihrem Zorne ihre Interessen eng mit denen der Komnenen und adoptirte (zu Anfang des J. 1081) den Alexios.

Nun entbrannte in Konstantinopel ein wilder Krieg der Hofintriguen. Endlich mußte Alexios fürchten, daß auf Rath seiner Minister Nikephoros III. ihn würde verhaften und blenden lassen. Da entwich er aus der Residenz nach dem Lager bei Tzurulon in Thrakien, wo

damals ein Heer zur Abwehr des in Asien gegen den Bosporus vordringenden Melissenos gesammelt wurde. Hier sammelten sich alle seine Freunde aus dem hohen Adel, namentlich auch Georg Paläologos. Nun ging es gegen Konstantinopel. Schon stand Botaniates im Begriff, sich mit Melissenos zu vertragen, um dann über Alexios herzufallen. Da erkaufte Paläologos einen Söldnerhauptmann der Besatzung der Residenz, und nun konnte in der Nacht zum 1. April das Heer des Alexios in die Reichshauptstadt eindringen, die damals einer schrecklichen Plünderung verfiel. Botaniates wagte keinen Kampf mehr, sondern floh in die Sophienkirche, dankte ab und wurde Mönch.

Am 2. April 1081 wurde der Sieger als Alexios I. zum Kaiser gekrönt und griff nun mit Kraft und Gewandtheit die schwere Aufgabe an, das Reich aus der entsetzlichen Lage zu retten, in welche dasselbe damals durch lange Jahre schlechter Regierung, wiederholter innerer Erschütterungen und äußerer Bedrängnisse gerathen war. Augenblicklich nämlich gehörte Kleinasien, wo nun zwar Melissenos sich mit Alexios sofort vertrug, zu neun Zehnteln den Seldschuken, und der europäische und insulare Theil des Reiches war durch die furchtbare Invasion der apulischen Normannen Robert Guiscard's bedroht. Durch das Elend der letzten Jahrzehnte war das Volk materiell erschöpft, der Zusammenhang zwischen den Provinzen und der Centralgewalt stark gelockert, die Zucht in der Armee stark erschüttert, das Reich mit ehrgeizigen Familien früherer Kaiser und Prätendenten in bedenklicher Menge erfüllt, die Lage des Alexios dadurch nicht eben bequemer, daß er selbst an der Spitze einer empörten Armee die Krone erkämpft hatte.

Alle diese entsetzlichen Schwierigkeiten hat Alexios als ein großer Mann wirklich überwunden und das Reich der Oströmer noch einmal für ein volles Jahrhundert in seiner Existenz gerettet, es noch einmal als eine Macht ersten Ranges für jene Zeit hergestellt. Dank aber hat seine Riesenarbeit nur bei wenigen gefunden, und noch heute ist es üblich, sein Charakterbild möglichst dunkel zu färben, ohne daß erwogen wird, daß viele der fatalen Züge griechischer List, Perfidie und Verschlagenheit theils dem Volkscharakter, theils der furchtbaren Nothlage seiner Zeit zur Last fallen. Ein politischer Reformator freilich ist Alexios nicht gewesen; auch vermochte er nicht, dem sinkenden Reiche gleichsam neue Lebenskraft einzuhauchen. Aber er besaß die zähe Ausdauer der Byzantiner im höchsten Grade; seine Standhaftigkeit im Unglück ist staunenswerth; nicht minder der imposante historische Sinn und das starke Staatsgefühl, mit welchem er niemals die Absicht fallen ließ, das Reich in seinen alten Grenzen zwischen der Adria und dem Euphrat wiederherzustellen. Lange Zeit nur auf Konstantinopel, auf einige Festungen und auf ein Mosaik von geworbenen Kriegsleuten aus den verschiedensten Völkern des Reiches und des Auslandes angewiesen, hat Alexios allerdings anderthalb Jahrzehnte lang nur mit geradezu verzweifelten Mitteln sich vor dem Untergange in das Chaos retten können. Die raffinirtesten Mittel der griechischen Diplomatie, die feinste Kunst der Menschenbehandlung, die rücksichtsloseste Verwendung des Geldes, um die Offiziere seiner Gegner zu kaufen und den letztern allerorten hinterrücks Feinde zu erwecken; rücksichtsloser Gebrauch von Versprechungen und Zusagen, die nachher zu halten er durchaus nicht entschlossen war, — das alles gehörte zu dem Arsenal dieser Kriegskunst. Der enorme Geldbedarf nöthigte zur härtesten Besteuerung; selbst das heillose Hülfsmittel, die Reichsmünze unterwerthig auszuprägen und Steuern nur in gutem altem Gelde einzuziehen, ist nicht verschmäht worden.

Alexios hat zunächst auf alle Weise die großen Familien belohnt, die ihn bei seiner Erhebung unterstützt hatten. Dann aber strebte er, sich mehr und mehr den Rücksichten auf die übermächtige Aristokratie zu entziehen, und suchte, persönlich selbst eifrig der orthodoxen Kirche zugethan, seinen Rückhalt hauptsächlich im Klerus und in der Armee, der er, ebenso unter starker Verwendung der List, ein vortrefflicher Führer gewesen ist.

Die ungeheure normannische Gefahr nöthigte ihn, gleich nach seiner Thronbesteigung mit den Seldschuken den Frieden zu schließen, der ihnen fast alle ihre bisherigen Eroberungen ließ. Und als nun Robert Guiscard mit seinen Normannen Ende Mai 1081 den Krieg in Epirus eröffnete und Dyrrhachion angriff, da mußte die starke Hülfe der venetianischen Flotte durch die Preisgebung Dalmatiens an Venedig und (1082) durch einen Handelsvertrag erkauft werden, der später den Oströmern furchtbar theuer zu stehen gekommen ist. Der lange schwankende Krieg mit den Normannen endigte zuletzt doch zum Vortheil des Alexios; die Gefahr schwand ganz, als Robert Guiscard am 17. Juli 1085 auf der Insel Kephallenia starb. Gleich nachher aber verband sich mit einem Aufstande der verfolgten Sekte der Paulicianer bei Philippopolis der Ausbruch (1086) eines neuen Existenzkampfes mit dem wilden transdanubischen Steppenvolke der Petschenegen. Die ganze Osthälfte der eigentlichen Balkanhalbinsel schwebte mehrere Jahre lang in tödlicher Gefahr, bis endlich Alexios mit Hülfe der Kumanen in der Mordschlacht bei Lebunion an der Mündung der Maritza (29. April 1091) das wilde Volk nahezu vertilgen konnte.

Den Türken nunmehr Kleinasien zu entreißen, hoffte Alexios mit Hülfe des Abendlandes. Als aber die Heere der Kreuzfahrer des ersten Kreuzzuges, — der zum Theil wenigstens auch durch die an Papst Urban II. gerichteten Hülferufe des Kaisers Alexios (1095) seinen letzten Anstoß erhalten hatte, — in Gestalt einer wahren Völkerwanderung nach Konstantinopel sich wälzten, da war die Kunst des Kaisers lange darauf gerichtet, einerseits diese Massen von einem Angriffe auf sein Reich abzulenken, andererseits aber ihre Waffenthaten für sich nutzbar zu machen. Er hat es dann freilich darin versehen, daß er durch seine überschlaue Art die Kreuzfahrer mit den Griechen innerlich verfeindet, und weiter sich nicht mit Gewinnung von Kleinasien begnügt, sondern seine Pläne auf die Gewinnung auch von Syrien gerichtet hat. Thatsächlich gewann Alexios durch die Kreuzfahrer seit 1097

Nikäa und die Zurückwerfung der Türken im innern Kleinasien bis nach dem östlichen Phrygien. Nachher entbrannte zwischen ihm und Guiscard's Sohne Boëmund von Tarent die Rivalität um den Besitz von Antiochien, und aus diesem Conflict entspann sich ein neuer Normannenkrieg, der 1107 und 1108 wieder bei Dyrrhachion sich abspielte und im September 1108 mit entschiedener Demüthigung des Fürsten von Tarent zu Ende ging. Nur daß Alexios dadurch doch nicht in den Besitz von Antiochien gekommen ist.

Seit 1110 war der türkische Krieg in Asien wieder im Gange, der 1116 mit einem für Alexios günstigen Frieden abschloß. Es war gelungen, außer den Küstenlandschaften die bessere Westhälfte der schönen Halbinsel wieder für das oströmische Reich zu behaupten.

Daneben gingen bei Alexios, wie bei seinen Nachfolgern, die Bemühungen her, den Handel und Verkehr zu fördern und zu heben; besonders aber auch die Pflege und Anregung der Literatur. Neben den theologischen Interessen, die in dem Palaste einen starken Anhalt fanden, ist unter dieser Dynastie ein neuer Aufschwung der altclassischen Studien und der schriftstellerischen Thätigkeit, namentlich auch der historiographischen, zu bemerken. Außer dem Minister Zonaras, der später sich nach dem Athos zurückzog, wo er auch seine bis 1118 n. Chr. herabgeführte Weltchronik schrieb, ist für den Hof des Alexios von ganz besonderer Bedeutung gewesen seine schöne, kluge und geistvolle Tochter Anna, die auch ihres Vaters Biographie geschrieben hat. Im J. 1083 geboren, zuerst mit des Kaisers Michael VII. jungem Sohne Konstantin verlobt, und nach dessen Tode mit dem schönen und glänzenden, ebenfalls als Historiker thätigen Nikephoros Bryennios vermählt, war sie bei hoher wissenschaftlicher Bildung und Vertrautheit mit Plato und Aristoteles eine Zierde des Hofes, — leider aber auch intrigant und, wie so viele der fürstlichen Damen des byzantinischen Hofes, von wilder Herrschsucht und grausamer Härte durchaus nicht frei. Sie ging namentlich Hand in Hand mit ihrer Mutter Irene, als diese in den letzten Tagen des sterbenden Alexios sich eifrig bemühte, ihren ältesten Sohn, den wackern Johannes, der schon seit 26 Jahren zur Erbfolge bestimmt gewesen war, von der Herrschaft zu verdrängen. Dieser Johannes (c. 1088 geboren und 1104 mit des magyarischen Königs Ladislaus des Heiligen Tochter Pyriska-Irene verheirathet) war bei kleiner, unscheinbarer Gestalt und dunkler Gesichtsfarbe der Mutter weniger sympathisch als Anna's glänzender Gemahl; für die in Byzanz so seltene, offene, bis zur Derbheit gerade und freimüthige Art des Kronprinzen hatte die Mutter noch weniger Sympathie. Als aber die Intrigue an der Abneigung des Alexios und an der raschen und sichern Entschlossenheit des Johannes gescheitert, und letzterer nach des Vaters Ableben (15. Aug. 1118) Kaiser geworden war, da ging Irene in ein Kloster. Anna dagegen bildete eine Verschwörung gegen ihren Bruder, bei der sie, hätte ihr Gemahl es zugelassen, die äußersten Mittel nicht gescheut haben würde. Nur der seltenen Milde des durch seinen Minister Axuchos noch mehr zur Nachsicht gestimmten jungen Kaisers verdankte es Anna, daß sie nach Entdeckung des Complots völlig ohne Strafe blieb. Als nachmals 1137 ihr Gatte starb, zog auch sie sich in ein Kloster zurück, nur noch den Wissenschaften lebend. Sie hat im Anschlusse an ihres Gatten unvollendete Geschichte der Komnenen die Geschichte ihres Vaters (1069—1118) als „Alexias“ in 15 Büchern geschrieben; ein Werk, welches durch geistreiche Auffassung und gute Beobachtung (weniger durch stilistische Vorzüge) zu den bedeutendsten der byzantinischen Literatur gehört. (Vgl. über Anna Komnena die Schriften von Füßli, „Dissertatio de Alexiade Annae Comnenae“, Zürich 1766 und E. Oster, „Anna Komnena“, Bd. I—III. Rastadt 1868—1871. Die erste vollständige Ausgabe der „Alexias“ von P. Prussin in dem Corp. Byzant. zu Paris 1651, Venet. 1729 und seit 1839 von L. Schopen in Bonn. Eine deutsche Uebersetzung s. in Schiller's Allg. Sammlung histor. Memoiren, Jena 1790, Bd. 1 und 2).

Kaiser Johannes ist unter den Komnenen, wie überhaupt unter den byzantinischen Herrschern vielleicht die edelste Gestalt. Leidenschaftlich genug, dabei aber großmüthig und edel veranlagt, gerecht und fromm, doch ohne byzantinische Bigoterie, war er ein Mann von ausgezeichneter fürstlicher Begabung und ein Feldherr ersten Ranges. Während das Reich innerlich einer guten Verwaltung sich erfreute, und nach außen wieder in hohem Ansehen stand, führte der Kaiser wiederholt mit Erfolg die Waffen gegen die vielen Feinde auf verschiedenen Seiten. Nicht glücklich freilich verlief der Versuch, sich durch Kündigung des Vertrags von 1082 der lästigen Handelsübermacht der Venetianer wieder zu entziehen. Ein seit 1122 durch diese eröffneter Seekrieg nöthigte 1126 den Kaiser, den alten Vertrag wieder zu erneuern. Dagegen hat Johannes 1120 und 1121 die Seldschuken auf der phrygischen und pisidischen Grenze, und weiter nach völliger Vernichtung der Petschenegen am Balkan (1123) bis 1126 auch die Serben und die Magyaren, nachher aber bis 1136 wieder die Seldschuken in Paphlagonien mit erheblichem Erfolge bekämpft. Dagegen ist der Versuch, im J. 1137 und 1138 die Reichsmacht über das französische Fürstenthum Antiochien auszudehnen, nicht gelungen. Und als nach neuen Kämpfen mit den Türken der Kaiser 1143 mit gewaltiger Macht nach Jerusalem ziehen wollte, theils um den König Fulko gegen die Mohammedaner zu unterstützen, theils um seine Oberhoheit über Syrien auszudehnen, da verwundete sich Johannes auf einer Eberjagd in Kilikien tödlich. Er starb am 8. April 1143, nachdem er noch verfügt hatte, daß von seinen ihn überlebenden Söhnen der jüngere, ungleich befähigtere Manuel (geb. 1122) sein Nachfolger werden sollte.

Kaiser Manuel Komnenos ist unzweifelhaft die glänzendste Gestalt des hohen Kaiserhauses; aber seine Regierung verschuldete theilweise doch den späteren Niedergang des Reiches. Manuel war bei vielen trefflichen Zügen des Charakters reichbegabt; ein junger Held von herkulischer Kraft und Waffentüchtigkeit, war er ein

ritterlicher Krieger und tapferer Kämpfer, — freilich nicht in gleichem Grade auch Feldherr. Bei sehr bedeutender Bildung (er war mit Vorliebe einerseits Theologe, andererseits praktischer Arzt) zeigte er sich kirchlich ungewöhnlich tolerant; das Justizwesen auf gutem Fuße zu erhalten und das Recht der ärmeren Bevölkerung gegen Unterdrückung durch die Großen des Reichs zu sichern, war er eifrig bemüht. Gefährlich aber ist ihm und seinem Reiche die Ueberspannung seiner politischen Pläne geworden, die seit 1150 in den Vordergrund tritt. Anfangs sehr glücklich in immer stärkerer Zurückdrängung der Seldschuken von Ikonion, wurde für ihn der zweite Kreuzzug der Deutschen und Franzosen 1147 militärisch und politisch eine Quelle großer Schwierigkeiten, nicht nur wegen der ungeheuern Masse der Kreuzfahrer, sondern noch mehr, weil in derselben Zeit (Sommer 1147) der normannische König von Sicilien, Roger II., der mit den Griechen zerfallen war, seine Flotte zu einem furchtbaren Raubzuge gegen die reichen Städte des eigentlichen Griechenlands ausschickte, bei dem namentlich Theben und Korinth schwer litten. Da auch die Franzosen des Kreuzzuges starke Sympathien für die Normannen zeigten, so war Manuel's Politik jetzt wesentlich darauf gerichtet, einerseits die Kreuzfahrer möglichst schnell aus seinem Reiche zu entfernen, andererseits mit den Türken Frieden zu halten, und endlich alle Energie auf Niederwerfung der Normannen zu concentriren. Mit Hülfe der Venetianer ist es denn auch unter harten Kämpfen gelungen, 1149 das verlorene Korfu zurückzuerobern. Der bis 1158 fortgesetzte Krieg aber gegen die Normannen zeigt recht deutlich, daß Manuel nunmehr auf allzu großartige Pläne gekommen war, deren militärisch-diplomatische Durchführung zuletzt doch auf unbesiegbare Hindernisse stieß, und für die er das Geld und die Wehrkraft seines Reichs mit nur sehr mäßigem Erfolge vergeudete.

Sein Lieblingswunsch war es nämlich, die Hohenstaufen (obwol er durch seine erste Gattin, Bertha von Sulzbach, mit Konrad III. verschwägert und befreundet war) von der kaiserlichen Stellung zu verdrängen und sich selbst die römische Krone zu gewinnen. Aber die zu diesem Zwecke angestrengten Unternehmungen sind eben nur zur Hälfte von Erfolg begleitet gewesen. Allerdings ist es ihm in langen Kämpfen, die sich von 1150 bis 1168 hinzogen, wol geglückt, Serbien, Bosnien, Kroatien und Dalmatien wieder zum Reich zu bringen und über Ungarn den beherrschenden Einfluß zu erzielen. Aber die Versuche, sich erobernd in Unteritalien festzusetzen, sind gescheitert. Und die Unterstützung der Lombarden wie des Papstes Alexander III. gegen Friedrich Barbarossa halfen wol diesen Mächten zur Abwehr der deutschen Uebermacht, aber selbst die Curie mochte trotz der kirchlichen Unionspläne Manuel's sich nicht um der Griechen willen für immer mit Deutschland verfeinden. Glücklicher dagegen ist Manuel bei der Arbeit gewesen, die Suprematie über die fränkischen Ritterstaaten in Syrien zu gewinnen.

Gegenüber seinen alten Unterthanen ist Manuel auf die Dauer unpopulär geworden; dies namentlich wegen seiner unverhehlten persönlichen Vorliebe für das fränkische oder lateinische Wesen. Manuel ging eifrig ein auf die ritterliche Weise der abendländischen Völker. Er wählte nach dem Tode seiner ersten deutschen Gattin sich (1161) eine zweite, diesmal eine Französin, nämlich die schöne antiochenische Prinzessin Maria, zur Frau, und gewann für deren Sohn, seinen Kronprinzen Alexios, 1180 des Franzosenkönigs Ludwig VII. Tochter Agnes zur Gemahlin. Manuel warb große Massen abendländischer Krieger für seine Armee, führte abendländische Gefechtsart bei seinen Truppen ein, stellte zahlreiche Franken in wichtigen Aemtern an, und begünstigte endlich die italienischen Kaufleute von Venedig, Pisa und Genua durch Handelsverträge in systematischer Weise.

Auf die Dauer aber ist ihm das Glück nicht treu geblieben, und zuerst waren es doch wieder die Abendländer, die ihm die größten Schwierigkeiten bereiteten. Der Bruch mit Venedig 1171 führte zu einem Kriege zwischen Manuel und dieser Republik, der beiden Theilen vielen Schaden bereitete, ohne daß entscheidende Schläge geführt wurden. Wol behaupteten die Griechen 1173 das im J. 1167 von ihnen besetzte italienische Ancona gegen die Angriffe der Venetianer und Hohenstaufen. Aber die Allianz der Venetianer mit den sicilischen Normannen nöthigte (1175) Manuel, sich doch wieder mit der Republik zu vertragen. Seine Politik aber brach zusammen, als in einem türkischen Kriege mit Kilidsch-Arslan II. von Ikonion das große Heer des griechischen Kaisers bei Myriokephalon in Phrygien im September 1176 eine vernichtende Niederlage erlitten hatte. Damit war weithin das „Prestige" der Byzantiner zerstört, und Manuel hatte nicht mehr die Zeit, dasselbe gründlich wiederherzustellen. Denn schon am 24. Sept. 1180 ist er gestorben.

Zu allem Unglück für sein Reich und sein Haus war Manuel's Kronprinz Alexios II. (geb. 1167) damals erst 13 Jahre alt. Und gegen die Regentschaft, welche seine schöne französische Mutter Maria und als leitender Minister der Protosebastos Alexios Komnenos (ein Sohn des 1141 verstorbenen Andronikos, eines Sohnes des Kaisers Johannes) führten, erhoben sich bald von allen Seiten schlimme Intriguen hochstehender Persönlichkeiten des Reiches. Ein blutiger Aufstand, den die schöne und energische ältere Schwester des jungen Kaisers, die mit dem italienischen Markgrafen Rainerio von Montferrat vermählte Prinzessin Maria, gegen ihre verhaßte Stiefmutter entzündet hatte, wurde freilich am 2. Mai 1182 mit Waffengewalt niedergeworfen. Aber die Lage wurde höchst bedenklich, als in heimlicher Verbindung mit dieser Dame, und getragen durch die Gunst der fanatisch orthodoxen und frankenfeindlichen nationalen griechischen Partei, ein alter Vetter des Kaisers Manuel in die Dinge eingriff. Es war der im J. 1113 geborene Andronikos Komnenos, der zweite Sohn Isaak's, des Bruders des Kaisers Johannes. Physisch und geistig in staunenswerther Weise begabt und längere Jahre in Gunst bei Kaiser Manuel, war diese glänzende Persönlichkeit zuletzt doch nichts als ein gefährlicher

Abenteurer geworden. Seine galanten Abenteuer und eine an Hochverrath streifende verdächtige politische Haltung waren Anlaß gewesen, daß ihn Manuel endlich 1155 in Haft nehmen ließ. Als er aus dieser entkommen war und durch seine Beziehungen zu den Russen von Halicz gefährlich zu werden drohte, söhnte sich Manuel 1165 mit ihm wieder aus. Neue Differenzen bestimmten ihn, 1166 das Reich abermals zu verlassen. Ein durch galante Abenteuer aller Art bunt und romantisch gefärbtes Wanderleben an den Höfen der Franken von Antiochien und Jerusalem, hernach bei den Türken in Damaskus, in Bagdad und in Ikonion, schloß ab mit seiner Stellung als türkischer Parteigänger des letztern Hofes. Erst als der griechische Statthalter von Trapezunt seine Familie gefangen genommen und nach Konstantinopel geschickt hatte, stellte Andronikos die von Koloneia aus gegen seine Landsleute betriebenen Raubzüge ein, und erlangte durch eine ausgesuchte persönliche Demüthigung die Gnade Manuel's wieder, der ihm dann das paphlagonische Oenäon als Wohnsitz anwies.

Nun aber blieben bis zu Ende Frauenliebe und skrupelloser Ehrgeiz die starken Leidenschaften des alten Mannes. Als daher Manuel 1180 gestorben war, griff Andronikos so schlau in die Intriguen ein, die in Konstantinopel sich abspielten, daß endlich alle Welt in ihm den Retter des Reiches zu erkennen glaubte. Im J. 1182 konnte er in der That an der Spitze zahlreicher Anhänger von Oenäon westwärts vordringen und nach dem Uebertritte verschiedener Kriegerscharen und namentlich des bithynischen Statthalters Andronikos Angelos mit erheblicher Macht am Bosporus erscheinen. Als nun der Protosebastos sich auf die Hülfe der Italiener in Konstantinopel zu stützen gedachte, ging der berühmte Feldherr Andronikos Kontostefanos mit der Flotte zu dem Prätendenten über, der sich den Anschein gab, als komme er nur, um den jungen Kaiser von seiner schlechten Umgebung zu befreien. Nun fiel ihm die ganze Residenz jubelnd zu, und man krönte die Revolution, indem der griechische Pöbel unter den schändlichsten Greuelthaten die italienischen Quartiere in umfassender Weise mit Mord, Brand und Plünderung heimsuchte, freilich nur, um zu sehen, daß die auf ihre Schiffe entwichenen rachsüchtigen Italiener sofort den Corsarenkrieg gegen die Griechen eröffneten.

Andronikos seinerseits warf schnell genug, sobald nur erst der Protosebastos geblendet und die Macht des Usurpators gesichert war, die Maske der Frömmigkeit und freundlichen Rücksicht ab. Wol hat er es versucht, vielfach verständig zu reformiren und namentlich den schmählichen Erpressungen der Beamten und des Fiscus zu steuern, überhaupt die materiellen Interessen der Massen zu fördern. Aber nach allen andern Seiten zeigte er eine wilde Rachsucht, und gegenüber allen Elementen, die ihm irgend im Wege standen, namentlich gegen die hohen Beamten und den Adel, eine wahrhaft dämonische, von großen Confiscationen und grauenhafter Grausamkeit begleitete Blutgier und Vernichtungswuth. Die jetzt unbequeme Prinzessin Maria und ihr Gemahl wurden durch Gift, die Kaiserin-Witwe, des Hochverraths angeklagt, durch Justizmord aus dem Wege geräumt. Im October 1183 als Mitkaiser seines jungen Vetters gekrönt, ließ er diesen im September 1184 ermorden. Und die darauf in Asien ausbrechenden Aufstände wurden mit schrecklicher Wildheit gestraft.

Nun aber ergriffen die sicilischen Normannen unter Wilhelm II. die Gelegenheit, als angebliche Verbündete eines zu ihnen geflüchteten Komnenen Alexios (Enkel eines verstorbenen Bruders des Kaisers Manuel) im Sommer 1185 wieder erobernd gegen die Griechen vorzugehen. Der schnelle Fall von Dyrrhachion (24. Juni), die Einnahme (24. Aug.) und über die maßen scheußliche Mishandlung von Thessalonich, und das weitere Vordringen der Normannen nach dem südlichen Thrakien erregte die tödliche Angst der Byzantiner und ihren wilden Zorn gegen Andronikos, der in seinem Palaste Meludion am Bosporus nur seinen Frauen lebte und nichts Rechtes thun zu wollen schien. Bereits waren Volk und Adel durch das Gerücht tief erregt, daß der grimme Alte damit umgehe, zahllose als verdächtig Verhaftete hinrichten zu lassen. Da machte der gefürchtetste Henker des Andronikos auf eigene Hand am Abend des 11. Sept. 1185 den Versuch, einen ihm aus astrologischen Motiven besonders bedenklichen Mann um jeden Preis in seinem Palaste zu verhaften. Es war Isaak Angelos, Enkel des Konstantin Angelos von Philadelphia und der Theodora, einer Tochter des Alexios I. Komnenos, und Sohn des 1183 von Andronikos wieder abgefallenen Andronikos Angelos, und seinerseits zu Anfang des J. 1185 bei Niederwerfung des asiatischen Aufstandes ob seiner anscheinenden Ungefährlichkeit ausnahmsweise von dem Kaiser begnadigt. Diesmal gab dem sonst muthlosen Manne die Todesangst Kraft. Er erschlug den vornehmen Henker mit seinem Schwerte und floh dann nach der Sophienkirche, wo nun auf die Kunde des Vorgefallenen alle Unzufriedenen sich um ihn sammelten und ihn am folgenden Morgen (12. Sept.) als Kaiser proclamirten. Im Nu fiel ihm die ganze Residenz zu. Andronikos, der im letzten Moment von Meludion im Kaiserschlosse am Bosporus erschien, konnte bei der Lauheit der im Schlosse befindlichen Soldaten nicht einmal diesen Platz halten. Er ergriff die Flucht und suchte von dem bithynischen Chele aus zu Wasser nach Rußland zu entkommen. Widrige Winde trieben ihn aber nach Bithynien zurück und nun fiel er in die Hände der Schergen des Kaisers Isaak. Nach Konstantinopel zurückgeführt, wurde er zuerst von Isaak mit arger Roheit behandelt, und dann durch denselben der Volkswuth ausgeliefert. Rachgier des Adels, Grausamkeit der Weiber, soldatische Brutalität und die Bestialität des durch Andronikos selbst zuvor tüchtig geschulten Pöbels vereinigten sich, um den unglückseligen Mann viele Stunden lang in grauenhafter Weise todtzuquälen, bis er endlich zwischen zwei Säulen im Hippodrom an den Beinen aufgehängt wurde.

In so schauderhafter Weise ging die etwas über hundertjährige Herrschaft des stolzen Geschlechts der Komnenen über das byzantinische Reich zu Ende. Männer aus dem eigentlichen Komnenenhause haben in Konstan-

tinopel nicht wieder das Scepter geführt. Nur daß der zweite Kaiser des Hauses Angelos, Alexios III. (1195 bis 1203) bei seiner Thronbesteigung noch einmal den Namen „Komnenos" annahm. — Der vielen sonst in dem Detail der byzantinischen Geschichte auftretenden Prinzen des Hauses Komnenos, die in der Regel eine größere Rolle nicht gespielt haben, und der vielen Damen dieses Hauses, durch welche die Komnenen sich mit zahlreichen griechischen Adelsgeschlechtern und benachbarten Fürsten verschwägert haben, gedenken wir hier nicht weiter. — Die Geschichte des Hauses der Komnenen ist sehr ausführlich behandelt in den allgemeinen Werken über die byzantinische Geschichte von Le Beau, Gibbon, Finlay und neuerdings (Berlin 1882) von G. F. Hertzberg in der Grote-Oncke'schen Sammlung „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen", im zweiten Hefte der „Geschichte der Byzantiner und des Osmanischen Reichs", wie auch bei W. Heyd, „Geschichte des Levantehandels im Mittelalter" Bd. I. Stuttgart 1879. Als Einzelschriften sind noch immer bedeutend die Schriften von Friedrich Wilken, „Rerum ab Alexio I., Joanne, Manuele et Alexio II. Comnenis gestarum libri IV." (1811) und dessen Biographie des Andronikos Komnenos in Fr. Raumer's „Historischem Taschenbuch", 1831, S. 431—545; für diesen letzten Komnenen sind noch zu vergleichen die Apologie in Fallmerayer's „Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt", S. 28—43, und G. L. F. Tafel, „De regno Andronici Comneni", Tübingen 1846. — Dagegen sollten nach einer Pause von fast zwanzig Jahren die Enkel des schrecklichen Andronikos nach der Zertrümmerung des alten Reiches der Oströmer durch die Lateiner des vierten Kreuzzuges die Herrschaft über ein asiatisches Bruchstück desselben an sich reißen. Bei der gräßlichen Revolution gegen Andronikos Komnenos hatten auch dessen Söhne ihren Untergang gefunden. Johannes und der milde Manuel waren geblendet worden, der letztere daran 1186 gestorben. Aber Manuel hinterließ zwei jugendliche Söhne, die damals (der vierjährige Alexios und David) durch befreundete Hände dem Verderben entrissen wurden und später zur Zeit des vierten Kreuzzuges nach Kolchis flohen. Die berühmte große Königin von Georgien, Thamar, von väterlicher Seite ihre Tante, unterstützte sie jetzt, sodaß sie mit Hülfe iberischer Söldner die damals sich vollziehende Katastrophe des byzantinischen Reiches benutzen und im April 1204 Trapezunt an sich reißen konnten. Schnell genug eroberten sie die südliche Küste des Schwarzen Meeres bis tief nach Paphlagonien hinein und schufen ein kleines Reich, welches schließlich, durch die Griechen von Nikäa und die Türken von Ikonion auf die pontischen Landschaften bis zum Thermodon und Iris beschränkt, das Reich oder Kaiserthum von Trapezunt genannt wurde. Für die Geschichte dieses Reiches ist auf den Artikel „Trapezunt" und auf die unten zu nennenden Hülfsschriften zu verweisen. Diese jüngere Linie des alten Komnenenhauses, deren Stifter Alexios I. (1204—1222) den Namen „Groß-Komnenos" angenommen hatte, behauptete ihre von Anfang an nicht sehr starke Stellung, die durch den Druck zuerst der Griechen von Nikäa und der Seldschuken von Ikonion, später der Paläologen in Konstantinopel und der im 14. Jahrh. im Schwarzen Meere übermächtigen Genuesen, endlich der seit Ablauf des ersten Drittels des 14. Jahrh. in Kleinasien vorherrschenden Osmanen schrittweise immer gefährlicher wurde, bis 1461. Der letzte Kaiser von Trapezunt, der seit 1458 regierende schwache David Komnenos, mußte im Herbste dieses Jahres sein Reich und seine Residenz dem furchtbaren Osmanensultan Mohammed II., dem Eroberer von Konstantinopel, Morea und Athen, übergeben. Dann wurde er als Pensionär des türkischen Padischah nach dem makedonischen Mauronoros (bei Seres) geführt, was er als Entschädigung für Trapezunt erhalten hatte. Als er aber nach einiger Zeit in den Verdacht einer Verbindung mit den Feinden der hohen Pforte im innern Orient gerieth, ließ ihn Mohammed II. nach Stambul schleppen und befahl ihm bei Todesstrafe, zum Islam überzugehen. Ein standhafter Christ, wies David das ab, und so ließ der mordgewohnte Bluthund Mohammed II. den frühern Kaiser, dessen Neffen und sieben Söhne (darunter selbst einen, der früher gezwungen worden war, Türke zu werden) hinrichten, um ein für allemal das alte Fürstenhaus von der Erde zu vertilgen (1465). Vgl. Fallmerayer, „Geschichte des Kaiserthums Trapezunt", München 1827. Finlay, „Medieval Greece and Trebizond", ins Deutsche übersetzt von Reiching, Tübingen 1853, und den zweiten Band von G. F. Hertzberg, „Gesch. Griechenlands von dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart" (Gotha 1877). — Nach der Behauptung eines spätern Geschichtschreibers, die freilich unerwiesen geblieben, rettete sich ein Glied dieser Familie, Georg Nikephoros, nach der Maina in Lakonien. Von dort wanderte ein Konstantin Komnen 1675 nach Genua aus und ging von hier nach Corsica, wo er den Landstrich Paormia cultivirte. Während einer seiner Söhne, Kalomeros, sich in Toscana niederließ und angeblich Stammvater der Familie Bonaparte wurde, die aber in Wahrheit von den langobardischen Kadolingern abstammt, behaupteten die andern Nachkommen des Konstantin Komnen lange Zeit die Würde eines Capitano über jenen Landstrich. In der That erhielt ein gewisser Demetrios Komnen, geb. in Corsica 1750, angeblich der letzte Zweig dieser Colonistenfamilie, wegen Zerstörung seines Eigenthums durch die Corsen eine Entschädigung von der französischen Regierung; doch erfolgte die Anerkennung desselben als eines Nachkommen des David Komnen durch ein königl. Schreiben von 1782 nur aus politischen Gründen, weil man sich damals den Fall von Konstantinopel als nahe dachte. Dieser Demetrios Komnen wanderte zu Anfang der Revolution aus und focht unter Condé's Fahnen, kam aber 1802 nach Frankreich zurück, lebte dort von einem von Napoleon I. ihm ausgesetzten und von Ludwig XVIII. bestätigten Jahrgelde, wurde von letzterm auch zum Maréchal-de-Camp ernannt und starb 8. Sept. 1821. Er hat einige Schriften über die Geschichte der Komnenen veröffentlicht.

(G. F. Hertzberg.)

KOMÖDIE (griechische). Die griechische Komödie steht, wie die Tragödie, im engsten Zusammenhange mit dem Cult des Dionysos. Aber während die Tragödie ausgegangen ist von dem Winterfeste der Lenäen, welches mehr einen ernsthaften Charakter hatte und in dem leidenschaftlichen Dithyrambus seinen Vorgänger oder genauer gesagt seine Quelle hatte, hängt die Komödie mit dem ausgelassenern Feste der kleinen Dionysien (τὰ μικρὰ Διονύσια) zusammen, die den Schlußtheil des Weinlesefestes im Herbste bildeten. Aus diesem Grunde kann es nicht zweifelhaft sein, daß der Name der Komödie herzuleiten sei von dem ausgelassenen Komos oder dem Trinkgelage, welches am Schlusse des Festes stattzufinden pflegte. Deshalb sind die Dorier im Irrthume gewesen, welche, um die Erfindung der Komödie für sich zu retten, den Namen von κώμη (Dorf) abgeleitet haben (*Aristot.*, Poet. 3). Aber wenn wir auch die Entstehung der Komödie für den attischen Boden vindiciren, so muß doch zugestanden werden, daß ganz unabhängig von dieser attischen Komödie sich in Sicilien, und gewiß zuerst in Syrakus, an jener gesegneten Stätte des Weinbaues und des Dionysoscultes, sich ein noch ausgelasseneres und possenhafteres Genre des Lustspiels entwickelte, als dessen ältester Vertreter Aristoxenos aus Selinus von Epicharmos selbst angegeben wird. Da nun die Blüte Epicharm's in Ol. 60 (540 v. Chr.) fällt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Aristoxenos etwa ein Menschenalter vor diesem Dichter gelebt hat (580; vgl. Flach, „Geschichte griechischer Lyrik" I, 253 fg.). Indem also das eigentliche poetische Element der attischen Komödie ursprünglich aus einem sehr muntern Chorliede bestanden hat, wurde es schon frühzeitig mit der Sitte verbunden, die wir auch bei den Demeterfesten und den Anfängen der iambischen Poesie überhaupt (Archilochos) beobachten können, daß nach diesem Chorgesange eine Verhöhnung einzelner — ursprünglich wol der ersten besten — Persönlichkeiten stattfand. Vielleicht ist der Name Komödie weniger aus dem Chorliede des Komos herzuleiten wie aus jenem nach dem Gesange stattfindenden lärmenden und trunkenen Herumstreifen, Schwärmen und Verhöhnen der Entgegenkommenden. Die alte Komödie, welche weder eine Charakter- noch eine Intriguenkomödie ist, sondern eine Caricaturkomödie, richtete dann ihre Angriffe gegen Personen der Oeffentlichkeit, sei es gegen Staatsmänner, wie Perikles, Kleon, Kleophon u. a., oder gegen Philosophen, wie Sokrates, oder gegen Dichter, wie Archilochos, Hesiodos, Sappho, u. a. Aus diesem Grunde darf man nichts für richtig halten, was sie bringt, und die Dichter selbst, wie das Publikum, wußten genau die Wirklichkeit von der Caricatur, die zur Darstellung kam, zu unterscheiden. Jenes alte Chorlied, welches nicht stehend, sondern in Form einer Procession gesungen wurde, bei welcher der phallus, das Symbol des Zeugungstriebes und der Fruchtbarkeit, vorangetragen wurde, blieb selbst nach der Ausbildung der Komödie als fester Bestandtheil derselben bestehen und erscheint als sogenannte Parabase in jenem Umzuge des Chors, der mitten im Stücke stattfand, wobei der Chor sich zu den Zuschauern wendet und dieselben anredet. Das daran sich knüpfende scherzhafte und aggressive lyrische Lied, das Epirrhema, wird vielleicht jenen alten Spottreden, die an das Chorlied sich anschlossen, entsprechen. Nach dem Berichte des Aristoteles (Poet. 5) ist die Komödie längere Zeit verborgen geblieben, weil man ihre Anfänge für unbedeutend hielt, bis sie endlich dieselbe künstlerische Behandlung und Verwerthung erfuhr wie die Tragödie. Damit erhielt sie zunächst einen constanten Chor, der aus 24 Mitgliedern bestand (der Hälfte jener 48, welche eine Tragödie für Trilogie und Satyrspiel besaß), und einen Schauspieler, der analog der Tragödie später vermehrt wurde. Aber auch Aristoteles wußte nicht mehr, wer die Prologe und die Schauspielerzahl fixirt habe. Ebenso ist ungewiß, wer zuerst den iambischen Trimeter und den trochäischen Tetrameter gebraucht und den unzüchtigen Tanz der Komödie, den Kordax, eingeführt hatte. Durch wen diese Umbildung geschehen ist, läßt sich deshalb nicht mit völliger Sicherheit ermitteln, weil die Nachrichten über die älteste Komödie sehr unzuverlässig sind. Früher war man gewohnt, diese Reform auf Susarion zurückzuführen, der in dem attischen Demos Ikaria seine Chöre zur Aufführung brachte, und da Susarion kein Attiker von Geburt war, sondern ein Megarer, so entstand jene Fabel von einer älteren megarischen Komödie, die auch Aristoteles (Poet. 3) im Zusammenhange mit der sicilischen nennt, ohne indeß des Susarion Erwähnung zu thun. Daß die megarische Komödie aber auf einer Erfindung der Athener beruht, welche die Thorheit der Megarenser verhöhnen wollten, und in Athen die megarische Komödie genannt wurde, was die Römer Atellana nannten, ist mit Sicherheit nachgewiesen worden (Wilamowitz im Hermes IX, 319 fg.). Aus diesem Grunde sind auch die fünf dem Susarion zugeschriebenen Verse zweifellos unecht (bei Kock, Com. fr. I, 3). Als mythisch gelten heute ferner die Namen der Dichter Euetes, Euxenides und Myllos (Wilamowitz a. a. O. 338 fg.) Demgemäß wird man mit jenen beiden Dichtern anfangen müssen, welche auch Aristoteles a. a. O. als die ältesten der attischen Komödie nennt, Chionides und Magnes, von denen der zweite um 465 v. Chr. zu setzen ist. Der erstere lebte nach der nicht anfechtbaren Notiz des Hesychios (bei Suidas) 8 Jahre vor den Perserkriegen (gegen diese Datirung ohne jeden stichhaltigen Grund Wilamowitz a. a. O. 340), und von ihm werden drei Komödien namhaft gemacht: die Helden, die Bettler, die Perser oder Assyrier. Einzelne Fragmente davon sind uns erhalten. Magnes war gebürtig aus dem Demos Ikaria, in dem das Dionysosfest eine so bedeutende Rolle spielte. Er schrieb neun Komödien und siegte zweimal. Als Komödien von ihm werden genannt: Die Lyder, Die Wespen, Die Vögel, Die Frösche, Die Krautleserinnen, Dionysos, Die Barbitisten. Hauptsächlich scheint er dadurch eine heitere Wirkung hervorgebracht zu haben, daß er von seinen Chören theils die Stimmen nachahmen ließ — wie in den Vögeln und Wespen — theils die Farbe in der Kleidung — wie in den Fröschen — theils durch andere Scherze und Erfindungen Unterhaltung verschaffte. Vgl. über ihn auch Leo im Rh. Mus. XXXIII, 139 fg.

Endlich wird noch Ekphantides zu den ältesten Dichtern der attischen Komödie gerechnet (Aspasios zu *Aristot.* Nicom. Eth. 4, 2), der von sich sagte, daß er sich schäme, eine megarische Komödie zu dichten. Einen viel sicherern Boden betreten wir nun mit den folgenden Dichtern, deren Reihe eröffnet wird von Kratinos, nächst Aristophanes dem talentvollsten Dichter der alten Komödie, von dem das gelehrte Alterthum 21 Dramen und neun Siege verzeichnet hatte. Er war ein Zeitgenosse des Aeschylos und starb hochbejahrt im Jahre 423 v. Chr. Kratinos hat zweifellos das Fundament zu der griechischen Komödie gelegt, wie Aeschylos zur Tragödie. Sein sprühender Witz, seine Kühnheit, Freimüthigkeit und Rücksichtslosigkeit kannten keine Grenzen. Den Spottreden gegen ihn verdanken wir eins seiner berühmtesten Stücke: „Die Flasche.“ Bemerkenswerth in der Dichtung des Kratinos ist, daß er, abgesehen von der politischen Satire, welcher seine Nachfolger vorzugsweise treu bleiben, auch die literarhistorische pflegte, indem er besonders den Dichter Archilochos und die durch Räthsel hervorragende Dichterin Kleobuline dem Gelächter preisgab. Er war ferner der erste Komiker, der mit seinem Stück 'Ὀδυσσῆς die mythologische Travestie eingeführt hatte (Wilamowitz im Hermes IX, 330). Ziemlich unabhängig von ihm hielt sich Krates, der in den Komödien des Kratinos als Schauspieler aufgetreten war. Er gab die politische Satire ganz auf und war nach der Darstellung des Aristoteles der erste Komiker, welcher die persönliche Satire verließ, um in schöner Verkettung der einzelnen Scenen ein Charaktergemälde zu schaffen. So hatte er zuerst einen Trunkenbold auf die Bühne gebracht. Die politischen Größen wurden dagegen wieder angegriffen von Eupolis, einem Sohne des Sosipolis, der bereits im 17. Lebensjahr eine Komödie zur Aufführung brachte und siebenmal den Sieg davontrug. Wie Kratinos, wie es scheint, besonders auch Perikles als Zielscheibe seines Spottes sich ausgewählt hatte, so verhöhnte Eupolis den Demagogen Hyperbolos, den Nachfolger des Kleon, und in den „Babtai“ den Alkibiades, vermuthlich wegen der Unzüchtigkeiten, welche er und seine ausschweifenden Genossen sich zu Schulden kommen ließen. Der Dichter kam noch während des Peloponnesischen Krieges bei einem Schiffbruche um. Als ältere Zeitgenossen des Aristophanes sind noch zu nennen Telekleides und Hermippos, welche dem perikleischen Zeitalter angehören, während Pherekrates, Phrynichos, Platon und Ameipsias während des peloponnesischen Krieges ihre Dichtungen aufführen, zum Theil als glückliche Rivalen des größten Komikers. Von diesen bewegte sich besonders Pherekrates, der gleichfalls zuerst Schauspieler war, in der Art des Krates, indem er mehr Charakterdichtungen oder bürgerliche Komödien verfaßte, wie den „Sklavenlehrer“, „Korianno“ — worin ein liederliches und trunksüchtiges Weib verhöhnt wird — die „Petale“ und „Thalassa“, die gegen verbuhlte Weiber gerichtet waren (Meineke I, 376.), „Cheiron“, worin die Entartung der Musik und der Musiker gegeißelt war. In einer andern Komödie hatte er einen Vielfraß verhöhnt. Auch Phrynichos behielt den zahmeren Charakter des Krates bei und enthielt sich, wie es scheint, fast ganz der politischen Satire. Er begann seit 429 seine Komödien aufzuführen. Seine Stoffe sind theils mythologischen Inhalts, wie „Kronos“, „Ephialtes“, theils literarischen, wie seine „Musen“ sich ungefähr mit den „Fröschen“ des Aristophanes decken, indem gleichfalls ein Wettstreit zwischen den Dichtern Sophokles und Euripides dargestellt war, der von den Musen entschieden wird, seine „Satyrn“ mit dem „Cheiron“ des Pherekrates, da die Dithyrambiker und ihre Musik darin verspottet wurden. Von der allergrößten Vielseitigkeit war Platon (dichtete von 427—391), von dem man 28 Komödien kannte. In seinen politischen Stücken bekämpfte er zum Theil die Staatsmänner seiner Zeit, so die Demagogen Kleophon und Hyperbolos in den gleichnamigen Stücken, ebenso den Peisandros, der die Herrschaft der Vierhundert errichtet hatte. Auch eine Anzahl reiner Sittenkomödien hatte er geschrieben, von denen einige wol gegen die Unzüchtigkeiten der Frauen bei den weiblichen Festen gerichtet waren. Indessen behandelte doch die Mehrzahl seiner Komödien mythologische Stoffe, und diese scheinen die glänzendsten Producte seiner Muse gewesen zu sein. So spottet er über die eifersüchtige Liebe der Venus und des Bakchos gegen Adonis, über des Zeus Liebe zu Europa, über die Schande, die Zeus von seinem ungerathenen, aus Bordellen herausgeworfenen Sohne Herakles zutheil wurde, er verhöhnte den Laios, den Erfinder der Knabenliebe, und schilderte die lange Nacht, in welcher Herakles geboren wurde. Endlich parodirte er im Phaon die Unempfindlichkeit dieses von der Venus heißgeliebten Fährmanns, indem er wol gleichzeitig die Dichterin Sappho verhöhnte, wodurch sich diese Komödie zu den oben erwähnten literarhistorischen des Kratinos gesellt. Aehnlich waren die Stoffe des Ameipsias, der in der Komödie „Kronos“ auch Sokrates, in der „Sappho“ diese Dichterin verspottet hatte. Aus der letzten Zeit des Peloponnesischen Krieges sind noch Leukon, Philyllios, Theopompos, Strattis, Sannyrion u. a. zu nennen. Den Mittelpunkt der alten Komödie bildete Aristophanes, von dem das Alterthum 44 Komödien kannte, von denen uns durch die Auswahl, welche die byzantinischen Lehrer und Abschreiber getroffen haben, elf erhalten sind. Diese sind nach der chronologischen Reihenfolge: Acharner (425), Ritter (424), Wolken und Friede (424), Wespen (422), Vögel (414), Lysistrata (411), Thesmophoriazusen (411), Frösche (405), Ekklesiazusen (392), Plutos (388). Die „Ritter“ richteten sich gegen Kleon, die „Wolken“ gegen Sokrates, die „Wespen“ gegen den Unfug des Geschworenengerichts, die „Thesmophoriazusen“ und „Frösche“ gegen Euripides. Seine Komödie wurde ermöglicht durch die größte Freiheit der Demokratie Athens, durch die Selbständigkeit der athenischen Macht und die Fehler der demokratischen Regierungsweise. Mit dem Aufhören der Freiheit und Selbständigkeit fand diese Gattung ihr Ende. Im ganzen gab es 40 Dichter der alten Komödie, von denen etwa 300 Komödien verfaßt waren. Von diesen hatte aber der alexandrinische Kanon, der von Kallimachos begründet wurde, von Aristophanes und Aristarch seine wissenschaft-

liche Begründung erhielt, nur fünf Musterdichter ausgewählt: Kratinos, Eupolis, Aristophanes, Pherekrates und Platon, zu denen Epicharm, der Vertreter der sicilischen Komödie, gesellt wurde. Außerdem aber unterschied man noch οἱ ἐπιδεύτεροι (*Suidas* v. Ἀριστομένης und Φρύνιχος), von denen nicht ausgemacht ist, ob sie einer zweiten Rangstufe oder einer jüngern Zeit (Ende des Peloponnesischen Krieges) zugewiesen werden sollen. Vgl. im allgemeinen Meineke's „Historia critica", com. fragm. I, 1; Usener im Rh. Mus. XXVIII, 418 fg.; ferner von Wilamowitz, Die megarische Komödie, Hermes IX, 319—341. Die Fragmente bei Meineke und am vollständigsten bei Kock, „Comicorum Atticorum fragmenta" I (Berlin 1880).

Die mittlere Komödie ist eigentlich kein für sich abgeschlossenes Genre, sondern nur ein Uebergang zur neuen Komödie, denn die Richtung, welche die mittlere Komödie ausschließlich vertritt, war bereits früher durch Krates und Pherekrates gepflegt worden, besonders aber auch durch Aristophanes in seiner Komödie „Plutos". Dieser Uebergang beginnt schon in den letztern Jahren des Peloponnesischen Kriegs. Die Zeit, in welcher die mittlere Komödie geblüht hat, bestimmt Meineke von Ol. 97—110,3 (396—340 v. Chr.) Wie fruchtbar die Dichter dieser Periode gewesen sind, ergibt sich daraus, daß Athenäos (VIII, 336 D.) behauptet, 800 Komödien aus dieser gelesen zu haben. Wir können diese mittlere Komödie passend die „bürgerliche" Komödie nennen. Denn nachdem durch das Gesetz verboten war, die großen Staatsmänner und andere öffentliche Personen zu schmähen, blieb den Dichtern nichts übrig, als sich dem gewöhnlichen Leben zuzuwenden und die einzelnen Klassen der menschlichen Gesellschaft mit ihrem Spotte zu verfolgen. Unter ihnen werden besonders lächerlich gemacht Parasiten und Hetären, daneben aber auch Krieger, Handwerker und andere Stände. Wie die Hetären schon von Pherekrates verspottet waren, so hatte man von der alten Komödie auch beibehalten die Angriffe gegen die Dichter, unter denen selbstverständlich die Tragiker und Epiker am meisten vorgenommen wurden, womit man die literarhistorische Komödie des Kratinos und des Komikers Platon fortsetzte. Endlich wandte man auch nach ihrem Vorbild die Angriffe gegen die Philosophen. Außerdem aber war ein neues Genre dieser Komödie ausgebildet, welches man das änigmatische genannt hat, und dessen Ursprung man auf die Kleobulinai des Kratinos zurückführen darf. In diesem wurde der bis zur Lächerlichkeit und Verrücktheit in jener Zeit gesteigerte Trieb nach Räthsellösung verspottet. Zu dieser Gattung gehören die „Kleobuline" des Alexis (*Athen.* XIII, 586 A.), die nach dem Vorbilde des Kratinos gearbeitet zu sein scheint, der „Sphingokarion" des Eubulos und die „Sappho" des Antiphanes. — Ferner verschmähte man auch nicht ganz das mythologische Genre, wie es in der alten Komödie schon von Kratinos und Phrynichos gepflegt worden war und das jetzt zu einer ganz besondern Blüte gelangte. Da die neue Komödie nur wenige Dichtungen aufweist, die in ähnlicher Weise einen mythologischen Stoff behandelt haben, so gibt gerade diese Dichtungsart der mittleren Komödie ihr eigenthümliches Gepräge. Besonders war es die Geburt der einzelnen Götter, welche den Hohn und Spott der Dichter herausforderte. Zu den Dichtern, welche hier zu nennen sind, gehören vorzugsweise Araros, der Sohn des Aristophanes, Philiskos und Antiphanes, daneben aber zahlreiche andere (Meineke I, 283 fg.). — Was nun die äußere Form dieser ganzen Gattung anbetrifft, so erfahren wir zunächst, daß die Sprache des Dialogs sich wesentlich von der alten Komödie unterschieden habe, indem dort eine poetische und pathetische Diction vorherrschend gewesen sei, hier eine dem gewöhnlichen Leben nahe kommende (Anon. De com. XXVIII.), womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß diese Dichter nicht auch zuweilen, wo es ihnen gut schien, sich von der vulgären Diction entfernt hätten. Auch in den Metren wichen sie nicht unerheblich von den ältern Dichtern ab, indem sie vielfach sich des daktylischen Hexameters bedienten, ja bisweilen sogar des elegischen Distichons. Außerdem aber gebrauchten sie neben den jambischen Trimetern und trochäischen Tetrametern auch mit Vorliebe den anapästischen Dimeter. — Was die Chorgesänge anbetrifft, so waren diese ebenso wie die Parabase, die keinen Zweck mehr hatte, in der mittlern Komödie fortgefallen (aber einen Chor gab es: Kock, Fragm. com. I, 55). Doch glaubt Meineke (I, 302) Spuren entdeckt zu haben, daß sie in einzelnen Komödien noch vorgekommen seien. Unter den uns bekannten 34 Dichtern der mittlern Komödie haben die alexandrinischen Grammatiker ausgezeichnet Antiphanes, der in Ol. 103 geblüht hat, und Alexis. Vgl. im allgemeinen Grauert, De mediae Graecorum comoediae natura et forma, im Rh. Mus. II, 1 fg. Meineke I, 271 fg.

Die neuere Komödie beginnt nach Meineke's Ansicht mit der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.). Sie umfaßt 64 Dichter und ist uns am meisten aus den Nachbildungen des Plautus und Terenz bekannt geworden. Daraus ergibt sich, daß die neue Komödie sich noch mehr auf das bürgerliche Leben beschränkte, wie die mittlere, und daß sie im allgemeinen auch auf Spott und Parodie verzichtete, womit aber keineswegs gesagt sein soll, daß nicht einzelne Beispiele von Verhöhnung öffentlicher Persönlichkeiten vorgekommen sein mögen. Ein Verzeichniß solcher bei Meineke I, 436. Nicht ungewöhnlich war sogar noch die Verhöhnung der Philosophen, und wir finden in der neuern Komödie nicht nur Epikur, Hegesippos, Zeno, Kleanthes, Posidippos verspottet, sondern, was als sehr auffallend bezeichnet werden muß, sogar Platon, und zwar verhöhnt von Philippides (*Stob.*, Flor. LXVIII, 6). In den Hintergrund gedrängt ist in dieser Komödie auch das Hetärenwesen, von dem die mittlere eine ganze Reihe Titel ihrer Stücke bekommen hatte, wiewol Lustdirnen und ihre Schicksale auch bei ihr mehrfach vorgekommen sind. Im allgemeinen kann man behaupten, daß in der neuern Komödie das größte Gewicht gelegt wurde auf die Entwickelung der Fabel, die einen ordentlich geschürzten Knoten und eine passende Abwickelung haben mußte, wodurch sie sich principiell von der alten Komödie unterscheidet, die mehr auf komisch aneinandergereihte Bilder und Situationen wie auf eine

vernünftig und witzig angelegte Handlung gesehen hat. — Hinsichtlich der Diction nähert sich die Sprache in dieser Komödie noch mehr dem gewöhnlichen Leben, und Beispiele von poetischer Rede oder von Partien, die von der gewöhnlichen Sprache abweichen, wie sie noch in der mittlern Komödie vorkommen, werden nicht mehr gefunden. — Eine ähnliche Einfachheit und Dürftigkeit zeigen die Metra, die außer dem gewöhnlichen iambischen Trimeter hauptsächlich noch trochäische Tetrameter und daneben einen eupolideischen Vers aufweisen. Fast gar nicht mehr kommen die in der mittlern Komödie so gewöhnlichen anapästischen Dimeter vor; ebenso selten sind daktylische Hexameter. — Die alexandrinischen Grammatiker haben sechs Dichtern den Preis in dieser Gattung ertheilt: Philemon, Menander, Diphilos, Philippides, Posidippos, Apollodoros. Etwas abweichend nennt Tzetzes, Proleg. ad Lycophr. 257 (Müller) nur drei besonders hervorragende: Menander, Philemon, Philiskos. Vgl. Schlegel, „Dramat. Vorles." I, 326 fg.; Meineke, Praef. ad Menandrum; ferner Fragm. com. I, 435 fg. *(H. Flach.)*

KOMÖDIE (römische). Der Realismus des römischen Volkscharakters kam nur einer Gattung der Dichtkunst halbwegs entgegen, derjenigen Gattung, welche in der Literatur anderer Völker gemeiniglich den Schlußstein der Entwickelung zu bilden pflegt, dem Drama. Und von den beiden Zweigen des Dramas fand wiederum die Komödie, die ja in Rom allezeit den Vorrang vor der bei weitem kümmerlicher gepflegten ernsten Schwester zu behaupten gewußt hat, ungleich mehr Anknüpfungspunkte in Neigung, Leben und Sitte des Volks. Auch in den Bewohnern des alten Roms lebte der allen Völkerschaften Italiens eigene Sinn für das Derbkomische, der sich seit uralter Zeit bis auf den heutigen Tag bei fröhlichen Ereignissen, bei ländlichen Festen, insbesondere zur Zeit der Weinlese in Tanz, Neckerei und Mummenschanz charakteristischen Ausdruck verschaffte. Freilich liegt zwischen diesen regellosen Aeußerungen heiterer Lust und Spottsucht einerseits und der ausgebildeten Literaturkomödie andererseits eine unendlich weite Kluft, welche die alten Geschichtschreiber Roms sicherlich nicht um vieles besser als wir Nachgeborenen zu überbrücken vermocht haben werden.

Darum fürchte ich auch, daß man den einzelnen Entwickelungsstufen der dramatischen Kunst in Rom wol allzu viel Gewicht beigelegt hat, die der Bericht des Livius (VII, 2) unterscheidet. Von dieser Livianischen Darstellung hat Valerius Maximus in seiner an Tiberius gerichteten Anekdotensammlung (II, 4, 4) einen in allem Wesentlichen identischen Auszug gegeben.

In der Livianischen Uebersicht will der Verfasser sichtlich fünf selbständige Stufen unterschieden wissen.

1) Den ersten Anstoß zur Einführung der scenischen Spiele in Rom habe eine in das J. 364 v. Christus fallende Pest gegeben. Da alle andern Versuche nichts gefruchtet hätten, seien, um den Zorn der Götter zu besänftigen, Spielleute aus Etrurien herbeigerufen worden, die ohne jeden Gesang, ohne Gesten, Tänze nach einer Flötenmelodie aufgeführt hätten, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen wären (sine carmine ullo, sine imitandorum carminum actu ludiones ex Etruria acciti ad tibicinis modos saltantes haud indecoros motus more Tusco dabant; vgl. Valerius Maximus: eaque res ludium ex Etruria arcessendi causam dedit. cuius decora pernicitas vetusto ex more Curetum Lydorumque, a quibus Tusci originem traxerunt. novitate grata Romanorum oculos permulsit).

2) Diese Tanzproductionen bezahlter etrurischer Schauspieler seien dann von freigeborenen römischen Jünglingen nachgeahmt worden unter Hinzufügung von heitern improvisirten Wechselreden, die sie mit einer dem mündlichen Vortrage entsprechenden Pantomimik begleitet hätten (imitari deinde eos iuventus simul inconditis inter se iocularia fundentes versibus coepere; nec absoni a voce motus erant. Diesen Worten dürfte bei Valerius Maximus folgende Stelle entsprechen, die freilich bei ihm den vorhin citirten Worten vorausgeht venerabilibus erga deos verbis iuventus rudi atque incomposito motu corporum iocabunda gestus adiecit).

3) Da die Sache Beifall fand, so hätte sich nunmehr ein besonderes Gewerbe einheimischer Schauspieler ausgebildet, die man dann mit dem etruscischen Namen histriones bezeichnet habe. Diese hätten jedoch nicht mehr rohe, den Fescenninen ähnliche Verse aus dem Stegreife wechselsweise vorgetragen, sondern vollständige, wohlrhythmisirte und componirte Schwänke aufgeführt, bei denen Musik, Gesang und Pantomime zu einem Ganzen sich vereinigten (accepta itaque res saepiusque usurpando excitata, vernaculis artificibus, quia ister Tusca verbo ludius vocabatur, nomen histrionibus inditum; qui non, sicut ante, Fescennino versu similem incompositum temere ac rudem alternis iaciebant, sed impletas modis saturas descripto iam ad tibicinem cántu motuque congruenti peragebant. Vgl. Valerius Maximus: et quia ludius apud eos histrio appellabatur, scaenico nomen histrionis inditum est. paulatim deinde ludicra ars ad saturarum modos perrepsit).

4) Der Fortschritt von jenen lose aneinandergereihten Schwänken zu einem wirklichen Theaterstücke mit einheitlicher Handlung sei durch Livius herbeigeführt worden. Dieser, Dichter und Schauspieler in einer Person, wie es damals allgemein üblich war, habe einige Jahre nach seinem ersten Auftreten, als er zu häufigen Wiederholungen einzelner (lyrischer) Partien veranlaßt, heiser geworden war, einen Knaben anstatt seiner singen lassen, während er, nicht mehr durch die Rücksichtnahme auf seine Stimmmittel gehindert, die in dem Gesange ausgedrückten Gefühle nunmehr um so besser in entsprechender Pantomimik dargestellt habe. Von jener Zeit ab seien diese lyrischen Partien besondern Sängern verblieben, die Schauspieler hätten nur die Wechselreden vorgetragen. (Livius post aliquot annis, qui ab saturis ausus est primus argumento fabulam serere, idem scilicet, id quod omnes tum erant, suorum carmi-

num actor, dicitur cum saepius revocatus vocem obtudisset, venia petita puerum ad canendum ante tibicinem cum statuisset canticum egisse aliquanto magis vigente motu, quia nihil vocis usus impediebat. inde ad manum cantari histrionibus coeptum diverbiaque tantum ipsorum voci relicta. Vgl. Valerius Maximus: a quibus (saturis) primus omnium poeta Livius ad fabularum argumenta spectantium animos transtulit, isque sui operis actor cum saepius a populo revocatus vocem obtudisset adhibito pueri ac tibicinis concentu gesticulationem tacitus peregit.)

5) Neben dieser Kunstform des Livius, deren Darstellung fortan den gewerbsmäßigen Schauspielern vorbehalten blieb, sei jene dilettantische Uebung freier römischer Jugend (s. Stufe 2) fortgesetzt und erweitert worden. Diese Possen, in der Folge Nachspiele genannt, hätten dann insbesondere durch die (Herübernahme der) Atellanen, d. h. dadurch, daß man die atellanischen Charaktermasken auf sie übertrug, einen zusammenhängenden dramatischen Inhalt erhalten.[1]) Diese von den Oskern entlehnte Atellane habe die Jugend nicht in die Hände der Histrionen kommen lassen, weshalb auch die Sitte sich erhalten habe, Darsteller von Atellanen (im Gegensatze zu den handwerksmäßigen Schauspielern) nicht aus der Tribus zu stoßen und zum Kriegsdienst zuzulassen (postquam lege hac fabularum ab risu ac soluto ioco res avocabatur et ludus in artem paulatim verterat, iuventus histrionibus fabellarum actu relicto ipsa inter se more antiquo ridicula intexta versibus iactitare coepit; quae exodia postea appellata consertaque fabellis potissimum Atellanis sunt. quod genus ludorum ab Oscis acceptum tenuit iuventus nec ab histrionibus pollui passa est: eo institutum manet, ut actores Atellanarum nec tribu moveantur et stipendia tamquam expertes artis ludicrae faciant. Vgl. Valerius Maximus: Atellani autem ab Oscis acciti sunt. quod genus delectationis Italica severitate temperatum ideoque vacuum nota est: nam neque tribu movetur nec a militaribus stipendiis repellitur. Zum Schlußsatz vgl. auch Cicero bei Augustin, „De civit. dei" II, 13).

Mit diesem Berichte hat der Historiker sich vergebens bemüht, aus dem Kerne einer gelehrten Ueberlieferung[2]) einen zeitlichen und ursächlichen Zusammenhang herzustellen. Wir werden unten erörtern, was als historisch zu betrachten sein dürfte; Folgendes scheint in Bezug auf die Livianische Combination hervorzuheben zu sein.

Zunächst macht die ganze Darstellung den Eindruck des künstlich Gemachten. Dem zweimal erwähnten Auftreten von Schauspielern wird zweimal die Uebung römischer Jünglinge entgegengesetzt. Zuerst sind es etrurische Schauspieler, die herbeigerufen werden. Sie werden abgelöst durch freie römische Jünglinge, welche ihrerseits nicht bei den religiösen Tänzen der Etrusker stehen bleiben (s. darüber unten). Dann folgen römische Schauspieler, die die Bestrebungen jener aufnehmen und fortführen, ohne sie zu verdrängen; dann wiederum freie römische Jünglinge, neben deren kunstlosen Possenproductionen die nun bereits kunstmäßigere Uebung der Schauspieler von Profession natürlich bestehen bleibt. Zwischen das Auftreten der römischen Schauspieler und das neuerliche Auftreten römischer Jünglinge ist die Einführung des griechischen Dramas durch Livius Andronicus gestellt (darüber s. unten).

Gehen wir noch etwas näher auf den Bericht des Livius ein. An der sicherlich geschichtlich bezeugten Thatsache der Herbeiziehung etrurischer Schauspieler wird festzuhalten sein. Indeß erscheint es unbegreiflich, wie aus jenen doch wol ernsten Tänzen der Etrusker (s. *Dionys. Halic.* Antiq. Rom. I, 20), die ohne Anwendung des gesprochenen oder gesungenen Wortes nicht einmal eine Handlung pantomimisch versinnbildlichten, die zweite Stufe hervorgegangen sein kann, welche freie römische Jünglinge in scherzhaften Stegreifversen, die mit entsprechender mimischer Action verknüpft waren, gegeneinander auftreten läßt. Möglicher-, ja wahrscheinlicherweise blieb das Auftreten der Etrusker ohne jede Wirkung in Rom. Ueberdies läßt sich mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, daß mit Tanz verbundene improvisirte Scherze und Neckereien schon seit allerältester Zeit bei besondern Gelegenheiten im Schwange waren, wovon schon oben gesprochen wurde (vgl. *Verg.* Georg. II, 385 fg.; *Hor.* Ep. II, 1, 139 fg.; *Tibull.* II, 1, 55 u. a.). Wahrscheinlich nahm die ursprünglich ganz rohe Stegreifpoesie, deren charakteristisches Merkmal bereits die Wechselrede gewesen zu sein scheint, nach und nach ein etwas mehr geordnetes Wesen an. Es entwickelte sich die satura.

In dieser satura haben wir, wenn nicht alles trügt, den ersten Keim eines einheimischen Lustspiels zu erblicken. Der einheitlichen dramatischen Handlung entbehrend, hätte sie sich möglicherweise ohne die That des Livius Andronicus zum nationalen Lustspiel fortentwickelt. Nach der bereits im Alterthume verbreiteten Ansicht faßt man sie gewöhnlich als ein Allerlei, ein Quodlibet, dagegen deutet Mommsen ihren Namen als den Mummenschanz der vollen Leute (saturi). Was freilich Livius von dieser Form sagt, wird erst von der entwickelten satura gelten können. Denn eine lange Entwickelung ist hier allerdings vorauszusetzen. In dieser entwickelten Gestalt nun mögen die saturae nach Melodie und Tempo bestimmt gewesen sein, in älterer Zeit waren sie es entschieden nicht.

Ueber des Livius Andronicus Einführung des griechischen Dramas sind wir, auch abgesehen von dem Historiker Livius, durch Cicero und andere gut unterrichtet.

---

1) Andere, mir wenig wahrscheinlich, „sie seien den Atellanen hinten angehängt worden". Ich stimme O. Jahn bei, der conserta fabellis potissimum Atellanis als Pendant zu argumento fabulam serere betrachtet: „Die lose aneinandergereihten dialogischen ridicula erhielten durch die fabula, den in Handlung gesetzten Stoff der Atellanen, einen zusammenhängenden Inhalt."
2) Ob Varro? wie O. Jahn, Hermes (1867) II, 225 anzunehmen geneigt ist.

Ueber ihn wird unten näher zu handeln sein; daß aber die Art und Weise, wie der Historiker Livius dieser großen That Erwähnung thut, der Bedeutung derselben nicht entspricht, hat sogar der Fabulist Valerius Maximus gefühlt, der ihr durch seine Fassung viel mehr gerecht wird als Livius selbst, den er doch ausschreibt. Livius macht zur Hauptsache eine wenn auch gewiß historisch bezeugte Anekdote ganz nebensächlicher Natur. Es mag uns dies ein Fingerzeig sein, wie es mit den Quellen des Historikers in dieser sogenannten Geschichte der Anfänge dramatischer Kunst in Rom bestellt war.

Nach der satura hat Livius in seiner fünften Stufe der Atellane Erwähnung gethan. Aber in wie nebensächlicher Art wird auch hier die neue Form angeführt, die doch für die folgende Zeit so überaus fruchtbar werden sollte. Wann, auf welche Veranlassung hin und in welcher Gestalt diese dramatische Form nach Rom kam, von alledem finden wir kein Wort bei ihm. Und doch sind wir wenigstens in Bezug auf die dritte der obigen Fragen nicht so ganz auf die Kunst des Nichtwissens angewiesen, die Quintilian zu den Tugenden eines Alterthumsforschers zählt. Diese in der Hauptsache improvisirte Posse ist zweifelsohne eine der ältesten dramatischen Formen, in welche italische Spottlust sich kleidete. Genannt nach dem früher oskischen, dann campanischen Landstädtchen Atella, hat sie sich, worauf zuerst Goldoni und nach ihm Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" II, 8 fg. aufmerksam gemacht hat, in der sogenannten commedia dell' arte zum Theil mit Beibehaltung derselben Personen aus grauer Urzeit bis auf unsere Tage in Italien erhalten. In jener ältesten illiteraten Form, in der sie in Rom Eingang fand, war sie nichts anderes als ein Maskenscherz, der sich innerhalb des Rahmens von stereotypen, immer wiederkehrenden Personen in bunter Mannichfaltigkeit und toller Laune abspielte. Es war eine Volks- und Bauernposse, die Regionen, in denen sie wurzelte, waren von jeher die untern Schichten der Bevölkerung. Man verabredete einen Plan für den Gang der Handlung im allgemeinen, dessen Ausführung jedoch der improvisirenden Schlagfertigkeit der Mitspielenden überlassen blieb. Wann freilich diese Hanswurstiaden nach Rom kamen, ob erst, nachdem 211 v. Ch. Campanien unterworfen und rechtlich vernichtet worden war, wie Mommsen angenommen hat, ist ungewiß. Ich möchte es sehr bezweifeln, wie ich auch Mommsen's Ansicht nicht für richtig halten kann, daß es überhaupt eine oskische Atellane nie gegeben habe, daß die ganze Gattung von Anfang an rein lateinisch und nichts anderes gewesen sei als eine Krähwinkeliade. Natürlich ist die Notiz Strabo's V, 3, 6 p. 233 C unhaltbar, daß die Sprache der Atellanen noch in Rom oskisch gewesen sei. In Rom wurde diese Stegreifsposse nie anders als lateinisch aufgeführt. Die ganze Erwähnung der Atellane von seiten des Livius scheint keinen andern Grund zu haben, als um hinzufügen zu können, daß die Atellanendarsteller von der nota censoria nicht betroffen wurden. Natürlich nicht, man erkannte sie nicht, weil sie Masken trugen, während die Darsteller der aus dem Griechischen entlehnten Komödie bis nach Terenz' Zeit ohne Masken spielten.

Noch mancherlei Unklarheiten lassen sich in dem Liviusberichte nachweisen, überall fehlt das Archimedische δὸς ποῦ στῶ, seine Perioden sind nicht als historisch abgrenzbare Entwickelungsstufen des römischen Dramas zu betrachten und nur das eine ist aus der ältesten Zeit sicher, daß es einen einheimischen, dramatischen Keim gab, die satura. Diese aber bahnte nicht nur der Einführung des griechischen Schauspiels den Weg, sondern entwickelte sich durch Herübernahme einer fremden Form zur römischen Atellanenposse. Ja es erscheint mir nicht unmöglich, daß neben jener zur Atellane gewordenen satura auch eine der ursprünglichen Gestalt ähnliche satura Sprossen trieb und daß auf diese die Einführung des spätern Mimus zurückzuführen ist.

Der Schöpfer des kunstgemäßen römischen Dramas wurde der Grieche Livius Andronicus, indem er, der als Kriegssklave nach Rom gekommen war, kurz nach Beendigung des ersten Punischen Krieges im J. 240 v. Chr. der Sitte seiner Heimat gemäß ein griechisches Stück auf die Bühne Roms verpflanzte. Seine Neuerung bestand lediglich darin, daß er das Stück in Rom lateinisch aufführte (s. *Cic.*, Brut. c. 18 und nicht ganz genau in der Zeitangabe *Gell.*, N. A. XVII, 21, 42). Fraglich bleibt, ob das erste von Livius aufgeführte Stück eine Komödie oder eine Tragödie war, denn in beiden Gattungen erwies sich Livius thätig. Nachdem aber einmal die ersten schwachen Versuche den Beifall der Menge gefunden, wuchs und erstarkte die römische Komödie, begünstigt und gefördert durch den Hebel der noch im Laufe des 6. Jahrh. der Stadt an Zahl zunehmenden scenischen Spiele und eilte einer baldigen Blüte zu. Denn weder der Ehrgeiz des festgebenden Adels noch die Schaulust der Menge ließ sich an diesen Festtagen an alten Stücken genügen.

Die Originale der von Livius auf die Bühne Roms verpflanzten Komödien gehörten ohne Zweifel, wie die der folgenden Dichter, der neuen attischen Komödie, dem Muster des Lustspiels für alle Zeiten, an, der sie ja auch zeitlich am nächsten standen. Livius Andronicus ist somit der Erfinder der sogenannten fabula palliata, der Komödie im pallium, d. h. griechischen Stoffes, im Gegensatze zu der national-römischen fabula togata, die erst später aufkam. Ueber die Art der Nachbildung gibt uns zwar nicht das halbe Dutzend Verse oder vielmehr Verstheile, die sich von den Komödien des Livius erhalten haben, wohl aber seine Nachbildung der Odyssee, von der wir mehr besitzen, ein Urtheil an die Hand. Sie kann nicht anders als roh, steif und ungelenk gewesen sein; erst nach und nach mit dem allmählichen Wachsthum der Bildung näherten sich die römischen Bearbeiter der Feinheit des Originals. Jedenfalls ist der Ausspruch Cicero's bezeichnend: „Livianae fabulae non satis dignae quae iterum legantur" (Brut. 18, 71). Noch zu Terenz' Zeit müssen übrigens die Livianischen Stücke allgemein bekannt gewesen sein, wie das Citat bei Terenz, (Eun. 426) lehrt; s. auch die Bemerkung des

Vopiscus de Numeriano (vgl. Umpfenbach, Terent. praef. p. LXXVII).

Der erste komische Dichter von Bedeutung ist des Livius Nachfolger Cn. Nävius, gebürtig wahrscheinlich aus einer latinischen Gemeinde Campaniens, ein Mann selbstbewußten, originellen Geistes, der im Vergleich zu dem unbehülflichen Stammeln seines Vorgängers bereits eine erstaunliche Herrschaft über die Sprache zeigt. In den verschiedensten Gattungen der Poesie sich bethätigend, entfaltete er sein reiches Talent hauptsächlich in der ihm besonders zusagenden Komödie. Er erscheint bald nach dem ersten Auftreten des Livius mit einer Komödie auf der Bühne Roms, die er bis zu der unfreiwilligen Einstellung seiner dichterischen Thätigkeit unumschränkt beherrscht haben mag. Kühnen und unerschrockenen Muthes griff er, ein Anhänger der plebejischen Partei, die Nobilität Roms, die mächtigen Scipionen und Meteller an, die seine Einkerkerung und Verbannung herbeiführten. Von allen Dichtern Roms zeigt Nävius die meiste Verwandtschaft mit Aristophanes, aber nichts ist falscher als die nicht selten ausgesprochene Ansicht, daß er die alte attische Komödie nachgebildet habe. Im Gegentheil trägt das Hundert der meist aus sprachlichen Gründen von den Grammatikern aufbewahrten Fragmente durchaus das der neuen attischen Komödie eigene Gepräge, nur daß er, wie ja auch sein Nachfolger Plautus, nicht selten aus der Rolle fällt. Solchen Illusionsstörungen aber sind die politischen Apostrophen angehörig, von denen soeben die Rede war (s. die Fragmente v. 9, 11, 92 fg., 107, dann die auch im Versmaß an die Parabase erinnernden Verse 108—110, 112 bei Ribbeck). Anderes wird den Prologen entnommen sein. Wer weiß übrigens, ob diese politische Apostrophe nicht auch sein Freund und Gesinnungsgenosse Plautus öfter angewendet haben würde, wenn ihm nicht das harte Schicksal des Nävius vor Augen geschwebt hätte (vgl. Cicero bei Augustin, „De civit. dei" II, 13).

Aber nicht in sprachlicher Beziehung allein erwies sich Nävius als ein Meister der Form. Er war es, wenn nicht alles trügt, der im Verein mit seinem größern Nachfolger Plautus auch in metrischer Hinsicht in ganz neue Bahnen einlenkte. Er ist mit einem Worte der Begründer der Polymetrie des römischen Dramas, denn auch die Tragödie des Ennius, Pacuvius und Accius steht in dieser wie in anderer Rücksicht durchaus unter dem Einflusse der Komödie. Der metrischen Einfachheit des griechischen Originals hat er und mit ihm in erhöhtem Maße Plautus eine erstaunliche Mannichfaltigkeit der Rythmen gegenübergestellt nnd damit manche Schattenseite der römischen Nachbildung wett zu machen verstanden. Gesteigert wird unsere Bewunderung durch den Umstand, daß er, für eine Anzahl metrischer Gebilde wenigstens, die Muster bei den Griechen überhaupt nicht vorfand; Oktonare, wie sie neben (iambischen und trochäischen) Septenaren, Anapästen und Kretikern sich aus Nävius' Komödien erhalten haben, hat es ja im griechischen Drama überhaupt nie gegeben. Freilich verschwindet diese metrische Productionskraft gar bald wieder; bereits Terenz trägt ein weit einfacheres, den Griechen auch in dieser Hinsicht ähnlicheres Gepräge.

Ueber das bereits von Nävius und nach ihm von Plautus, besonders aber von Terenz angewandte Verfahren der Verarbeitung zweier griechischer Originale zu einem römischen Stücke (Contamination) s. unten zu Terenz. Des Nävius Titel sind theils griechische (Acontizomenos, Agrypnuntes, Colax, Glaucoma), theils lateinische, wie sie mit Plautus zur Regel wurden (Dementes, Dolus, Figulus u. a.), auch hat er die bei Plautus und in der spätern literarischen Atellane so häufige Titelform auf die Endung aria (Corollaria die Kranzkomödie, Testicularia, Tunicularia). Die meisten Fragmente haben sich aus der Tarentilla erhalten.

Den Höhepunkt der fabula palliata bezeichnet das Dreigestirn Plautus, Cäcilius, Terentius. Sie unterscheiben sich auch insofern von ihren Vorgängern, als sie lediglich als Palliatendichter aufgetreten sind. Die Stoffe ihrer Stücke sind natürlich ganz dieselben wie die ihrer griechischen Originale, hauptsächlich Menander, Philemon, Diphilus und Apollodor. An andern Quellen haben sich die Palliatendichter nicht genährt, auch Plautus nicht, von dem man dies lange Zeit angenommen hat. Namentlich ist die dorische Komödie des Epicharm durchaus unter den Quellen des Plautus und der Palliatkomödie überhaupt zu streichen. Vielleicht dürfte sich eine Einwirkung dieses Dichters auf eine bestimmte Richtung der altattischen Komödie nachweisen lassen (s. des Unterzeichneten Abhandlung „De Cratete et Pherecrate novae comoediae Atticae praecursoribus", Leipzig 1877, p. 10 sq.), ein directer Einfluß desselben auf die römischen Komödiendichter hat niemals stattgefunden. Auch mit der Rhinthonica, die man als Quelle für den Amphitruo des Plautus angesehen, hat diese mythologische Posse nichts zu thun.

Ueber das Verfahren nun, welches die Dichter der Palliaten bei der Bearbeitung der griechischen Originale eingeschlagen haben, ist hier noch kurz zu handeln. Nicht unterrichtet sind wir in dieser Beziehung über die ältesten Komödiendichter Roms, obwol schon frühzeitig die Erkenntniß dessen, was wirksam war, die Dichter geleitet haben muß. Dagegen macht sich ein großer Unterschied zwischen Plautus und Terenz geltend, während Cäcilius, soweit wir urtheilen können, in dieser und in anderer Beziehung zwischen beiden die Mitte hielt. Plautus, ein Dichter durchaus selbstschöpferischen Geistes, behandelt die Originale ganz frei, dem geringen Bildungsstande seiner Zeit entsprechend, die einen gröbern, niedrigern Ton zu einem Bedingniß des Erfolgs machte, dagegen erscheint die Komödie des Terenz im ganzen und großen als eine viel sklavischere Copie des Originals. Selbst weit weniger originell, konnte er seinen Zeitgenossen, die sich inzwischen der griechischen Cultur in die Arme geworfen hatten, viel eher das unverfälschte attische Salz bieten. Aus den 26 Stücken beider aber, die sich von der Palliate nicht nur, sondern überhaupt von der römischen Komödie einzig und allein erhalten haben, müssen wir leider auch unsere Kenntniß der neuen attischen Ko-

mödie schöpfen, die sie in mehr oder minder freier Weise nachahmen.

Auf eine Charakteristik des Plautus und Terenz selbst kann es hier nicht ankommen (s. die besondern Artikel), hier ist nur im allgemeinen über den Fortschritt zu sprechen, den die römische Komödie durch sie gemacht hat.

Die Komödie des **Plautus** hat das ganze 6. Jahrh. der Stadt beherrscht. Bei der großen Beliebtheit einerseits, welcher sich die auf die niedern Stände Roms berechnete Art des Dichters erfreute, und bei der Art der Erhaltung andererseits, die, bei den Komödien älterer Zeit wenigstens, lediglich durch die Bühnenexemplare geschah, ist es leicht begreiflich, daß der Name fabula Plautina zum Gattungsnamen wurde, unter dem sich auch unechtes Gut zum Theil von zweifelhaftem Werthe barg. Noch zu Gellius' Zeit waren etwa 130 Stücke unter des Plautus Namen vorhanden. Der apokryphe Dichter **Plautius**, dem man einen Theil derselben zuzuschreiben geneigt war, ist nichts als eine Erfindung der spätern Zeit. Indeß hat es schon frühzeitig gelehrte Thätigkeit unternommen, das Echte vom Unechten zu scheiden. Nach Aelius Stilo hat besonders **Varro**, der größte Kritiker Roms, sich um die Authentität der plautinischen Komödien unsterbliche Verdienste erworben. Das Genauere s. unter Art. Plautus und Ritschl, „Die fabulae Varronianae des Plautus", Parerg. 73—245. Die von Varro als unzweifelhaft plautinisch bezeugten 21 Stücke sind wir so glücklich noch gegenwärtig zu besitzen mit Ausnahme der erst im 6. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung verloren gegangenen „Vidularia" (bruchstücksweise im Codex Ambros. erhalten). Es sind in alphabetischer Ordnung: „Amphitruo", „Asinaria" (die Eselskomödie), „Aulularia", (Topfkomödie), „Bacchides" (die beiden Schwestern Bacchis), „Captivi", „Casina", „Cistellaria" (Kästchenkomödie), „Curculio", „Epidicus", „Menaechmi" (die Zwillinge), „Mercator", „Miles gloriosus", „Mostellaria" (die Gespensterkomödie), „Persa", „Poenulus", „Pseudolus", „Rudens", „Stichus", „Trinummus" (das Dreigroschenstück), „Truculentus" (der Grobian).

Die Mehrzahl dieser zwanzig Komödien sind **Intriguenstücke** (motoriae), für die man überhaupt zu allen Zeiten in Rom eine große Vorliebe gehabt haben muß. Zu den vorzüglichsten derselben zählen: „Mostellaria", „Pseudolus" und „Bacchides", denen sich in zweiter Reihe der „Miles glor." anschließt. Unter den **Charakterstücken** (statariae) nimmt die „Aulularia" zweifelsohne den höchsten Rang ein. Ein Muster der Zufallskomödie sind die Menächmen. Mehr dem Gebiete des Schauspiels gehört das Rührstück „Captivi" an, einzig in seiner Art steht der „Amphitruo" da, den wir als mythologisches Lustspiel bezeichnen dürfen. Wahrscheinlich ist er im Gegensatze zu allen andern Stücken des Plautus einem Stücke der sogenannten mittlern attischen Komödie nachgebildet, in der diese Götterparodien sehr beliebt waren. Freilich hat sich auch die *νέα* ihrer nicht ganz enthalten. Im ganzen und großen finden sich auch bei den übrigen Komödiendichtern der Römer nur wenige Titel, die man auf diese Gattung des mythologischen Lustspiels beziehen könnte. Aus der Palliate würde dazu nur der „Aethrio" (oder „Aetherio") des Cäcilius zählen, wenn nur der Titel feststünde und wir überhaupt mehr über das Stück wüßten, als die fünf vorhandenen Einzelverse besagen. Dagegen scheint in der sullanischen Zeit die literate Atellane des Pomponius und Novius mythologische Stoffe öfter behandelt zu haben; vgl. des erstern „Agamemno suppositus", „Marsya", des letztern „Hercules coactor".

Ueber die Schattenseiten der plautinischen Stücke, hauptsächlich ihre Mängel im Bau, kann hier nicht näher gesprochen werden, ebenso kann aber auch nur im Vorübergehen der großen Verdienste gedacht werden, die sich der Dichter erworben hat um die Ausbildung der Sprache, in der ihm von allen Kunstrichtern die Palme zuertheilt wird, sowie um die Vervollkommnung der Versmaße, die, in größter Mannichfaltigkeit angewandt, sich den Situationen aufs glücklichste anpassen. Daß sich auch in dieser Beziehung Plautus keineswegs als sklavischer Nachbildner der Griechen erweist, wurde oben bereits erwähnt.

Keins von seinen Stücken ist übrigens ganz in der Gestalt auf uns gekommen, in der sie aus der Hand des Dichters hervorgegangen sind. Es ist dies eine Folge der bereits oben erwähnten Art der Erhaltung derselben vermittels der Bühnenexemplare und der Wiederaufführung der Stücke in nach-plautinischer Zeit. Die Theaterdirectoren der Mitte des 2. vorchristlichen Jahrhunderts, welche die vom Publikum von neuem begehrten Stücke wieder auf die Bühne brachten, glaubten Zeit- und Localanspielungen ändern, unwirksam gewordene oder ihnen erscheinende Partien durch Neudichtungen ersetzen zu müssen, ja man blieb nicht bei **einer** Umänderung stehen: eine spätere Aufführung setzte wieder anderes an die Stelle des bereits Geänderten. Wurde dadurch das Plautinische an den meisten Stellen verdrängt, so blieb es an andern Stellen neben der Umarbeitung stehen: daher die vielen miteinander unvereinbaren Doppelpartien, der doppelte Schluß des „Poenulus" (vgl. den Doppelschluß der Terenzischen „Andria"). Auch die uns erhaltenen 14 Prologe rühren in ihrer jetzigen Gestalt nicht von Plautus her, wenngleich einzelnes in ihnen sicherlich (namentlich die Erzählung des Inhalts) aus dem ursprünglichen Prologe des Dichters herübergenommen ist. Noch im 2. und 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung mögen Leser und möglicherweise auch Darsteller plautinischer Stücke einzelnes verunstaltet haben: denn nicht nur gelesen wurden die plautinischen Stücke bis in die spätesten Zeiten, auch von Aufführungen einzelner Stücke dieses Dichters wie auch des Terenz wird uns berichtet, z. B. des „Amphitruo" noch im 4. und 5. Jahrh.

Unter des Plautus jüngern Zeitgenossen kommt **Ennius** als Komödiendichter fast gar nicht in Betracht, dagegen bezeichnet der Gallier **Statius Cäcilius**, nach 194 v. Chr. dichtend und frühzeitig gestorben, in gewisser Beziehung unleugbar einen Fortschritt der Pal-

liate. Obwol in der Sprache hinter seinem großen Vorgänger merklich zurückstehend, richtete er sein Hauptaugenmerk auf einen strengern und geregeltern Bau der Stücke, worin ihm dann Terenz gefolgt ist. Den Inhalt eines seiner Stücke, des „Plocium", aus dem sich auch die meisten Fragmente erhalten haben, vermögen wir mit Hülfe der Analyse, die Gellius II, 23 von demselben gibt, in den Hauptzügen uns zu construiren. Die Anfänge seiner literarischen Thätigkeit wurden mit Ungunst aufgenommen und hauptsächlich der Hülfe des für ihn eintretenden Theaterdirectors Ambivius Turpio (s. *Terent.*, Hecyr. prol. II, 6 sq.) hatte er es zu danken, daß er durchdrang. Sechzehn von vierzig Stücken (soviele Titel sind wenigstens bekannt) sind dem Menander nachgebildet. Er bildet den Uebergang von den rein lateinischen Titeln des Plautus zu den rein griechischen des Terenz, jedoch mit entschiedener Hinneigung zu letzterm.

Von den ältern Komikern sind noch zu nennen Trabea, Atilius, Aquilius, dessen Komödie „Boeotia" so große Aehnlichkeit mit Plautus hatte, daß selbst Varro geneigt war, sie diesem Dichter zuzusprechen, ferner Licinius Imbrex, Juventius und der Gegner des Terentius Luscius Lavinius (Lanuvinus). Unter ihnen schließt sich Atilius der griechischen Titelbildung an (Misogynos), die Titel des Aquilius und Licinius sind Eigennamen, gestatten also keinen Schluß auf die Art der Titelbildung. Daß dagegen die jüngern, mit Terenz gleichzeitigen Dichter Juventius und Luscius nur griechische Titel haben, versteht sich von selbst. Würden wir nun berechtigt sein, aus der veränderten Fassung des Titels auf eine Veränderung der innern Beschaffenheit der Stücke zu schließen, eine Voraussetzung, die nicht allzu kühn erscheint, so wäre es **Cäcilius** gewesen, der, anfangs ganz auf plautinischer Bahn wandelnd, sich dann allmählich emancipirt und durch immer nähern Anschluß an griechische Art und Weise endlich die Stufe herbeigeführt hätte, auf der die Römer mit gänzlicher Selbstentäußerung sich in eine fremde Kunstgattung heineinzuversetzen und ein unvermischt griechisches Kunstwerk mit Empfänglichkeit aufzunehmen im Stande waren (Ritschl, Parerg. p. 145 Anmerkung *).

Die vollständigste Aneignung des Hellenismus zeigt erst der als afrikanischer Sklave nach Rom gekommene **Terentius**, der dimidiatus Menander, wie ihn Cäsar nennt. Alle von ihm auf die Bühne gebrachten Stücke sind auf uns gekommen, nämlich: „Andria", „Eunuchus", „Hautontimorumenos", „Phormio", „Hecyra" und „Adelphi". Meist nach Menander, die „Adelphi" freilich unter Mitbenutzung einer Scene aus dem Anfange der „*Συναποθνήσκοντες*" des Diphilus, nur „Phormio" und wie es scheint „Hecyra" nach Apollodor. Die lächerliche Notiz der Suetonischen „Vita Terenti", der aus Griechenland zurückkehrende Dichter sei mit 108 von ihm übersetzten Stücken des Menander im Meere umgekommen, wird im Artikel Terentius zu besprechen sein.

Eigenthümlich ist das von Terenz jedenfalls in viel ausgedehnterem Maße als von seinen Vorgängern Nävius, Plautus und Ennius angewendete Verfahren der Benutzung zweier griechischer Originale. Er hat in einigen seiner Stücke („Andria", „Eunuchus" und „Adelphi") aus einem zweiten griechischen Originale ähnlichen Inhalts passende Figuren und Scenen, die das im übrigen nachgebildete Hauptoriginal nicht enthielt, in seine Nachbildung herübergenommen, ohne Zweifel um die Wirkung seiner Stücke zu vergrößern. Die Gegner des Dichters nannten dieses Verfahren **Contamination**, Verunstaltung. Ob man dasselbe auch in nach-terenzischer Zeit angewendet hat, ist unbekannt.

Der bereits oben angedeutete Unterschied des Terenz von seinem Vorgänger Plautus bezieht sich sowol auf die Composition der Stücke im allgemeinen, die zwar ungleich sorgfältiger, aber auch weit weniger derbkomisch ist als die plautinische, als auch auf den mehr auf die Gebildeten berechneten Ton der Sprache. Kein Wunder, daß Cicero, der seine Verse meist auswendig citirt, Quintilian u. a. ihm den Preis zuerkennen, wie ja schon der, wie es scheint, kurz nach Terenz' Tode geborene Afranius in einem Prologe ausruft: Terenti numne similem dicent quempiam? Daß die ganze metrische und scenarische Technik einer Terenzkomödie durchaus verschieden ist von einer plautinischen, leuchtet selbst bei einer flüchtigen Vergleichung beider ein: es wird dieser Punkt unten noch mit einem Worte zu berühren sein; doch darf hier nochmals hervorgehoben werden, worüber schon oben gesprochen wurde, daß in Bezug auf kunstmäßige Handhabung der Metra von Plautus zu Terentius ein unendlicher Rückschritt zu verzeichnen ist, wenn auch freilich die spätere Zeit diesen Umstand nicht anerkennen mochte.

Vortrefflich ist die Erhaltung der Terenzkomödien. Die mächtigen Freunde, deren sich der Dichter schon bei der Schöpfung seiner Dichtungen als Helfer bediente, wachten nach seinem frühzeitigen Tode auch für die Reinerhaltung dieser Werke. Umdichtungen und Ueberarbeitungen einzelner Stellen nach des Dichters Tode finden sich deshalb bei Terenz nicht, mit Ausnahme etwa des sogenannten zweiten (ja sogar eines dritten!) Andriaschlusses. Zudem scheinen die Stücke nicht blos durch die Theaterexemplare sich erhalten zu haben, wie dies bei Plautus der Fall war.

Der letzte bedeutende Dichter der Palliatkomödie ist **Turpilius**, erst gegen Ende des 2. Jahrh. v. Chr. gestorben (103 v. Chr.), aber möglicherweise schon früher verstummt. Nächst Cäcilius haben sich von ihm die meisten Fragmente erhalten, die freilich in der Hauptsache von dem Grammatiker Nonius citirt, bei ihrer Geringfügigkeit und Kurzathmigkeit über die Eigenart des Turpilius nur wenig Aufschluß zu geben vermögen. Jedenfalls war mit dem Ablaufe des 6. Jahrh. der Stadt die Zeit für Neuschöpfungen in der Palliate vorbei; über die an diese Zeit sich anschließende Nachblüte plautinischer Kunst wurde oben gesprochen. Ueber die ganze Menge der Palliaten haben wir keine Nachricht, doch dürfte dieselbe sicherlich die Zahl 300 erreicht oder überstiegen haben.

Wir glaubten im Vorstehenden Abstand nehmen zu müssen von den uns erhaltenen Urtheilen der Alten über die Dichter der Palliate. Es sind uns deren fast über einen jeden derselben erhalten. Doch würde die Erwähnung dieser Urtheile eine längere Auseinandersetzung erfordert haben, als diese Uebersicht sie zuläßt. Kommt es ja doch hier vor allem auf die Festsetzung des jedesmaligen Standpunktes an, von dem aus der betreffende Kunstrichter urtheilt. Im übrigen s. die Specialartikel. Nur eines Gesammturtheils wird hier Erwähnung gethan werden müssen, eben weil es ein Gesammturtheil ist. Es ist dies der sogenannte Kanon des Volcatius Sedigitus, eines jedenfalls dem Anfange des 1. Jahrh. v. Chr. angehörigen, sonst aber unbekannten Kritikers. Aus seinem Werke „De poetis" hat uns Gellius XV, 24 eine Rangordnung der Palliatendichter in 13 Senaren erhalten, nach welcher dem Cäcilius die Palme zutheil wird, während die übrigen in folgender Reihe genannt werden: Plautus, Nävius, Licinius, Atilius, Terentius, Turpilius, Trabea, Luscius und (antiquitatis causa) Ennius. Freilich ist bezüglich des Maßstabes, von dem der Kritiker bei der Beurtheilung ausgegangen ist, trotz einer nicht unbedeutenden neuern Literatur über diese Verse nichts mehr zu ermitteln (unrichtig ist sicherlich Ladewig's Urtheil, der diesen Maßstab in der größern oder geringern Originalität suchte), wofern wir nicht annehmen wollen, daß rein subjective Gründe ihn geleitet haben. Im übrigen vgl. noch über die hauptsächlichsten Komödiendichter die beiden Urtheile des Varro bei Charis. 241, 28 fg. K. und bei Non. poscere. Um unsere Kenntniß der Palliate wie um die der dramatischen Literatur der Römer überhaupt hat sich vor allen Fr. Ritschl die größten Verdienste erworben. Die Fragmente der Palliate s. bei O. Ribbeck, „Comicorum Romanorum praeter Plautum et Terentium fragmenta" (Leipzig 1873), p. 3—130.

Ob die von Varro erwähnten Komödien des Quintipor Clodius Palliaten waren, dieser also unter die Nachzügler dieser Kunstform zu rechnen wäre, muß dahingestellt bleiben; wenn dagegen sogar aus Augusteischer Zeit berichtet wird von „Graecis fabulis eleganter in sermonem latinum conversis Surdini ingeniosi adolescentis" (*Senec.* Suas. VII, 12), so kann es sich nur um Stilübungen handeln, nicht um Dichtungen zum Zweck von Bühnenaufführungen.

Gegen die Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. war die Palliate an dem Ziele ihrer Entwickelungsfähigkeit angelangt. Das Volk, nach stärkeren Reizmitteln lüstern, als die ethische, alles Drastischen bare Komödie des Terenz und seiner Zeitgenossen bot, wandte sich jetzt den neu auftretenden lustigeren Gattungen der Togate, Atellane und schließlich dem Mimus zu.

Mit der Togate, einer Kunstform, die in ihren ersten Anfängen wenigstens noch in des Terenz Zeit zurückreicht, sollte der Versuch gemacht werden, zu einem kunstgemäßen Nationallustspiel zu gelangen, freilich in strenger Anlehnung an die Technik der Palliate. Sie setzt an die Stelle einer griechischen, in Athen selbst oder doch in einer griechischen Pflanzstadt sich abspielenden Handlung italisches, zumeist latinisches Volksleben. So finden wir Setia, Ferentinum, Veliträ und andere Landstädte in Roms Nähe, auch Brundisium als Ort der Handlung, ob auch Rom selbst, ist zweifelhaft. Mommsen leugnet es („Röm. Gesch." I[7], S. 906, Anm.) mit Berufung darauf, daß togatus in der technischen Sprache den Italiker im Gegensatz nicht blos zu dem Ausländer, sondern auch zu dem römischen Bürger bezeichne. Auch das Verschwinden dieser Komödiengattung bringt er mit der Ausdehnung des Bürgerrechts auf ganz Italien in Verbindung, wodurch den Lustspieldichtern die latinische Inscenirung verloren gegangen sei. Eine Satire auf römische Verhältnisse, die Teuffel in seiner „Römischen Literaturgeschichte" der Togate zuschreibt, kann ich in den Fragmenten nicht finden.

Die Togate wird, insofern sie das Leben der untern Stände schildert, auch mit dem Namen tabernaria bezeichnet. Leider sind wir über die Entwickelungsstufen dieser Kunstform nur sehr unvollkommen unterrichtet; auch fehlen größere Fragmente gänzlich. Indeß muthet uns selbst aus den einzelnen Versen, die Grammatikersorgfalt uns erhalten, in den beiden ältern Vertretern dieser Gattung ein lustiger frischer Ton von volksthümlicher, vielfach an Plautus erinnernder Derbheit an. Die Frauen treten in den Titeln wie in den Bruchstücken ungleich mehr hervor, als es in der Palliate der Fall ist, durchaus entsprechend der ihnen in Rom durch Sitte und Gesetz eingeräumten Stellung, dagegen spielen die Sklaven eine viel untergeordnetere Rolle.

Die Hauptvertreter dieser Gattung sind der schon genannte Titinius, Quintius Atta und vor allen Afranius. An den zwei erstgenannten rühmt Varro, indem er sie in dieser Beziehung mit Terenz zusammenstellt, die feine Charakterzeichnung (ἤθη). Funfzehn Komödientitel sind von Titinius überliefert, von denen neun nach Frauenrollen benannt sind: „Die Zwillingsschwester" (Gemina), „Die Juristin" (iurisperita), „Proclia"? (ein Name), „Die Stieftochter" (privigna), „Die Harfenistin von Ferentinum" (psaltria oder Ferentinatis), „Die Setinerin" (Setina), „Die Flötenbläserin (tibicina), „Die Veliternerin" (Veliterna) und ein ganz verstümmelter weiblicher Titel; nur sechs tragen Männernamen: „Barbatus" (?), „Der Blinde" (caecus), „Die Walker" (fullones), „Hortensius", „Quintus", „Varrus" (?) (der Krummbeinige?).

In des Vorgängers Fußstapfen trat Atta (gest. 78 v. Chr.), von dem 12 Titel bekannt sind, während Afranius allgemein für das Muster der Togate gilt. Den Witz, die Anmuth und Eleganz seiner Sprache rühmten die Alten besonders, ja der Augusteischen Zeit erschien er als der römische Menander (*Horat.*, Ep. II, 1, 57). Sein literarischer Nachlaß bestand aus mindestens 44 Stücken — wenigstens sind uns so viel Titel erhalten, noch zu Nero's Zeit wurde sein „Incendium" aufgeführt. Bezeichnend für ihn wie für die Frage nach der Selbständigkeit der Togate überhaupt ist des Dich-

ters eigenes Geständniß, welches Macrobius aus dem Prologe der „Compitalia" überliefert hat:

Nicht nur Menandern hab' ich vieles nachgeahmt;
Sobald ich etwas selbst nicht besser machen konnt',
Nahm ich's von einem andern, was mir brauchbar schien,
Und wär's ein röm'scher Dichter.

Die Sammlung der Togatenfragmente s. bei Ribbeck S. 133—222.

Ihr Ende fand die Togate, nachdem sie sich gegen ein Jahrhundert auf der Bühne Roms behauptet hatte, durch die Einführung der Atellane in die Literatur. Verschwunden war zwar diese seit uralten Zeiten in Italien heimische Poesie niemals völlig (s. oben); sie behielt ihren Platz unter den Volksbelustigungen Roms, obwol sie, wie es scheint, auf die Kreise des Vorstadtpublikums beschränkt blieb und das Gebiet dilettantischer Uebung nicht verließ. Den Sprung auf die Bühne wagte sie erst in Sullanischer Zeit durch Pomponius und Novius. Erst von dieser Zeit ab darf man von einer Atellane als Literaturzweig sprechen.

Pomponius aus Bononia, dessen Blüte in den Anfang des 1. Jahrh. v. Chr. gesetzt wird, also in eine Zeit, in welcher die Togate noch nicht völlig erloschen war, scheint der ältere, originellere und fruchtbarere von beiden gewesen zu sein. Gegen 70 Titel kennen wir von ihm, während von Novius nur 42 Titel überliefert sind. Die Fragmente beider sind zu unbedeutend, auch nicht charakteristisch genug, als daß wir ein Urtheil über sie zu fällen berechtigt wären. Den erstern rühmt Vellejus, indem er ihm ausdrücklich die Erfindung der Gattung zuschreibt (novitate inventi a se operis commendabilem) seiner Gedanken wegen (sensibus celebrem), tadelt jedoch seine Ausdrucksweise (verbis rudem); des letztern witzige und überraschende Einfälle lobt Cicero. Eine Hauptrolle, auch in den Titeln, spielen natürlich bei beiden Dichtern die stehenden oskischen Charaktermasken, aus denen sich ja die Atellane in ihrer illiteraten Gestalt entwickelt hat (den Figuren der commedia dell' arte, dem arlechino, brighella, pantalone, dottore u. a. zu vergleichen), der Maccus, der häßliche, dumme, gefräßige und lüsterne Hanswurst, der, in die verschiedensten Situationen versetzt, anderer Vergehen schließlich mit seinem Buckel büßt (vgl. die Titel des Pomponius „Maccus", „Macci gemini", „Maccus miles", „Maccus sequester" [der Vermittler], „Maccus virgo" und des Novius „Maccus", „Maccus copo", „Maccus exul"), dann der schwatzhafte, verschlagene, unverschämte und listige Bucco (vgl. des Pomponius „Bucco adoptatus" und „Bucco auctoratus"; auch im „Aruspex vel Pictor rusticus" desselben Dichters [so möchte ich den Titel schreiben] kommt ein Bucco vor), ferner Pappus, der eitle, geizige und am Ende geprellte Alte (vgl. „Hirnea Pappi" [Pappus' Schenkkanne], „Sponsa Pappi", „Pappus agricola" und „Pappus praeteritus" des Pomponius, in dessen „Pictores" sich ebenfalls ein Pappus findet; auch Novius schrieb einen „Pappus praeteritus"), und endlich Dossennus, der pfiffige, betrügerische Charlatan und Beutelschneider, ein Buckelinski (vgl. des Novius „Duo Dossenni", auch in des Pomponius „Campani" und „Philosophia" kam er vor). Ueber diese Hauptfiguren der Atellanen s. Munk, „De fabulis Atellanis" (Leipzig 1840), S. 28—38.

Außer diesen Charaktermasken werden in der literaten Atellane der genannten Dichter die verschiedenen Stände persiflirt und carikirt: Bauern, Fischer, Walker, Müller, Winzer, Aerzte, Wahrsager, Kuppler, Possenreißer, Spieler, Hetären u. a. Andere Stücke behandelten die Sitten von Völkerschaften aus der Nachbarschaft Roms, Campani, oder auch von entfernter wohnenden Völkern, Galli transalpini. Hierzu rechne ich auch die Titel des Pomponius „Syri" und möglicherweise des Novius „Phoenissae". Eine ganz eigenthümliche Art der Atellanen waren endlich die mythologischen Stücke, von denen schon oben die Rede war, dazu des Pomponius „Agamemno suppositus", „Marsya" u. a., auch Schreckgestalten, Popanze aller Art kommen vor; vgl. des Pomponius „Pytho Gorgonius" und des Novius „Mania medica".

Es ist eine Fülle humoristischer Genrebilder, ein lustiges und tolles Stück Volksleben, das diese Charakterstücke bieten, die freilich, wenn sie auch an komischen Scenen und Situationen, an schlagenden Einfällen, ja selbst an persönlichen Anzüglichkeiten reich waren, doch dem Plumpen, Zotigen und Gemeinen nicht aus dem Wege gehen konnten, wollten sie anders auf die große Masse wirken. Daher begreifen wir, daß das gebildete Publikum Roms in älterer Zeit wenigstens sich von der Atellane fern hielt.

In metrischer Beziehung finden wir in den Fragmenten die Maße der Palliate, doch scheint es mir etwas zweifelhaft, ob noch Kretiker und Baccheen Anwendung fanden. Was den scenischen Apparat der Atellane betrifft, so wurde sie von Anfang an mit Masken gespielt (s. oben). Daß diese Stücke übrigens mit ihrem Eintreten in die Literatur auch von gewerbsmäßigen Schauspielern dargestellt wurden, ist zwar nirgends überliefert, aber glaubhaft. Unter den Kaisern werden ausdrücklich professionsmäßige Atellanendarsteller erwähnt.

Um das Ende der Republik sah sich die Atellane auf kurze Zeit durch den inzwischen auch literat gewordenen Mimus verdrängt, der nunmehr mit den noch übrigen Gattungen der Komödie um die Herrschaft ringt. Aber schon unter Tiberius' Regierung entsteht eine Nachblüte dieser dramatischen Form. Als Wiedererwecker wird uns ein im übrigen ganz unbekannter C. Mummius genannt (C. Mummius . . . diu iacentem artem Atellaniam suscitavit, *Macrob.* Sat. I, 101). Tiberius vertrieb zwar die Atellanenspieler aus Rom, aber bald kehrten sie zurück und noch Hadrian ließ Atellanen aufführen. In dieser Zeit werden sie neben den Mimen als exodium, d. h. als heiteres Nachspiel ernster Stücke verwandt (vgl. *Sueton.*, Tib. 45). Insofern hat der Grammatiker Diomedes recht, sie dem griechischen Satyrspiele zu vergleichen, mit dem sie im übrigen keine Aehnlichkeit hatten. Die Fragmente s. bei Ribbeck S. 225—276.

Den Endpunkt der römischen Komödie bildet der Mimus. Man hat denselben — mir sehr wenig wahrscheinlich — in Verbindung gebracht mit den griechischen, jedoch nicht scenischen Mimen des Syrakusaners Sophron, eines Zeitgenossen des Sophokles. Livius erwähnt ihn nicht; daß er jener alten dramatischen Satura verwandt war oder aus ihr hervorging, wurde bereits oben vermuthet. Mit den Atellanen hat der Mimus trotz mancher unterscheidender Merkmale doch auch wieder nicht wenige Berührungspunkte, sodaß man sehr wohl eine gemeinsame Quelle beider dramatischen Formen annehmen kann.

Als unterscheidend von der Atellane muß das Ueberwiegen der Gesticulation bezeichnet werden, die sich in Grimassen, Gesichts- und Gliederverrenkungen überbot, um auf das Zwerchfell der Zuschauer zu wirken (vgl. *Cic.* De or. II, 61, 251: Quid potest esse tam ridiculum quam sannio est? Sed ore, vultu, imitandis moribus, voce, denique corpore ridetur ipso). Nicht minder kommt das Fehlen der Masken im Mimus in Betracht. Außerdem hatte er nur einen Hauptdarsteller, den archimimus, neben welchem die nur secundirenden Nebendarsteller eine mehr passive Rolle spielten. Dazu kam, daß in diesen Stücken auch Frauen (mimae) auftraten, während ja in allen andern Arten der Komödie die Frauenrollen ausnahmslos durch Männer gespielt wurden. Seit Cicero's Zeit werden viele solcher mimae genannt, z. B. Cytheris, die Freundin des Antonius, ferner Origo, Lycoris, Dionysia, Arbuscula und andere uns in den Inschriften erhaltene Namen. Als eine besondere Eigenthümlichkeit des Mimus (ob von Anfang an der Gattung anhaftend, ist zu bezweifeln) erscheint die Fülle von Sentenzen und sentenziösen Wendungen, die von der Folie des zotigen und scurrilen Inhalts um so greller abstechen mußten (vgl. dazu den Ausspruch des Seneca, „De tranq. anim." 11, die Sprechweise der Mimen sei nur auf die Galerie berechnet [verba ad summam caveam spectantia], aber in dem Kothe befänden sich die kostbarsten Perlen).

Dagegen sind erhebliche Berührungspunkte der Mimen mit den Atellanen die Entnahme der Stoffe aus dem gemeinen Leben, das Schmuzige in Sprache, Handlung und Inhalt überhaupt (Ehebruch, Diebstahl, Betrügereien und Schelmenstreiche aller Art), sodaß sich z. B. Cicero Vorwürfe macht, daß er bei den Festspielen Cäsar's gelassen die Stücke des Laberius und Publilius angehört habe. Auch typische Persönlichkeiten kamen vor (natürlich nicht die personae oscae), wie z. B. der Dummrian (stupidus) und der Grimassenschneider (sannio). Sogar mythologische Parodien gab es hier wie dort (von Laberius „Lacus Avernus" und „Necyomantia"), namentlich werden dieselben in der Kaiserzeit häufig. Hier wie dort finden sich auch persönliche Anzüglichkeiten aller Art, die selbst die Höchstgestellten nicht verschonten. Auf einen kunstvollen Bau der Stücke wird weder dort noch hier besonders geachtet (*Cic.* Phil. II, 27 persona de mimo, modo egens, repente dives und der späte Lydus, Mag. I, 40: *μιμικὴ . . . τεχνικὸν ἔχουσα οὐδέν*). Außerdem haben beide, Mimus wie Atellane, eine langdauernde illiterate Periode durchgemacht, bevor sie in die Literatur eintraten.

Bereits der Dictator Sulla scheint Mimen verfaßt zu haben, für solche halte ich wenigstens die von Nicolaus Damascenus (unter Augustus) erwähnten *σατυρικαὶ κωμῳδίαι τῇ πατρίῳ φωνῇ γραφεῖσαι*. Die berühmtesten Mimendichter aber sind Laberius und Publilius der Syrer. Ersterer ein römischer Ritter, der von Cäsar als sechzigjähriger Mann gezwungen wurde, auf der Bühne aufzutreten. Außer dem bei dieser Gelegenheit gehaltenen meisterhaften und wahrhaft ergreifenden Prologe, den uns Macrobius (II, 7, 3) aufbewahrt hat, kennen wir 44 Titel von ihm, die auch ohne die immerhin unbedeutenden Fragmente beweisen würden, daß der Mimus die Erbschaft aller vorausgehenden Komödiengattungen angetreten hatte: für alle vorher üblichen Titelformen, die der Palliate sowol als der Togate und auch der Atellane finden sich Belege unter den Laberischen Titeln. Daß des Laberius Mimen neben vielem Schmuz, den er mit der ganzen Gattung gemein hat, zuweilen auch einen höhern Flug nahmen, sei noch besonders hervorgehoben.

Sein jüngerer Zeitgenosse Publilius der Syrer trat unter ungeheuerm Beifall in Italien als Mimendichter und Improvisator auf (*Macrob.* II, 7, 7). Ueber seine Stücke ist fast nichts bekannt. Die aus denselben schon frühzeitig (1. Jahrh. der christl. Zeitrechnung) ausgezogenen Sentenzen haben hauptsächlich seinen Namen der Nachwelt überliefert.

Außer diesen beiden Hauptvertretern werden als Mimendichter noch genannt Matius, der gleichen Zeit wie Publilius angehörig, und Nucula; in die erste Kaiserzeit fallen ein gewisser Atticus, ein Catullus, Lentulus, Hostilius, dann Vergilius, Romanus, M. Pomponius Bassulus, Marullus, Aesopus und Aemilius Severianus, ohne daß wir über sie auch nur im geringsten unterrichtet wären. Der Magnesier Philistion, der um den Anfang unserer Zeitrechnung in Rom Mimen verfaßte, schrieb wahrscheinlich griechisch, kommt also hier nicht in Betracht. Die Fragmente des Mimus s. bei Ribbeck S. 279—359.

Nachdem sich in der Kaiserzeit, wie schon erwähnt, die Grenzen der beiden allein noch übrigen Komödiengattungen, der Atellane und des Mimus, immer mehr verwischt hatten, gewöhnte man sich schließlich daran, die Geberdensprache als das allein Wichtige zu betrachten. Der gesprochene oder gesungene Text hörte auf, es vollzog sich der Uebergang des Mimus in den Pantomimus.

So hatte die römische Komödie den Kreislauf vollendet, den sie, vom Geberdenspiele und Tanze ausgehend, durch die Stufen der satura, Palliate, Togate, Atellane und schließlich des Mimus zum Pantomimus durchzumachen bestimmt war. Aeltestes und Neuestes berührt sich hier wie so oft im Leben der Völker in merkwürdiger Aehnlichkeit.

Es erübrigt noch über die einzelnen Theile der Komödie zu sprechen. Es ist selbstverständlich, daß das Folgende sich in der Hauptsache auf die Palliate bezieht, von der ja eben allein ganze Stücke sich erhalten haben, doch findet das meiste auch Anwendung auf die übrigen Formen der ausgebildeten Komödie.

Die Theile der römischen Komödie sind *prologus*, *diverbium* und *canticum*.

Den Prolog nahmen die Römer wol gleich mit der Einführung der Palliate aus der neuen attischen Komödie herüber (schon die sogenannte mittlere Komödie der Attiker kennt ihn) und so begegnen wir denn bereits einem Prologe zum „Acontizomenos" des Nävius, (Acontizomenos fabulast prime proba), wobei freilich zugegeben werden muß, daß dieser Prologvers auch aus einer spätern Aufführung des nävianischen Lustspiels herrühren kann.

Euanthius, der Verfasser der Abhandlung „De tragoedia et comoedia", zählt vier verschiedene Arten von Prologen auf, dieselben lassen sich aber auf zwei Hauptformen zurückführen: den Argumentprolog, der gewissermaßen den Zweck unserer Theaterzettel erfüllt, und den persönliche Angelegenheiten des Dichters behandelnden Prolog. Letzterer läuft gemeiniglich auf Vertheidigung des Dichters gegen neidische Zunftgenossen hinaus. Ersterer Art sind die meisten Prologe des Plautus, letzterer sämmtliche des Terenz. Mit diesem Dichter scheint übrigens die Entwickelung des Prologs zu einem Abschlusse gelangt zu sein. Alle folgenden Dichter schließen sich im wesentlichen der terenzischen Form an: so der Togatendichter Afranius (Prolog zu den „Compitalia"), der Atellanendichter Pomponius (... „poema placuit populatim omnibus", Ribbeck v. 182) und der Mimendichter Laberius, von dessen berühmtem Prologe bereits oben die Rede war. Der Sprecher des plautinischen Prologs war entweder eine Person des Stücks („Amphitruo", „Mercator", „Miles gloriosus") oder eine allegorische Figur („Aulularia", „Cistellaria", „Rudens", im „Trinummus" sogar deren zwei) oder endlich ein eigener Prologsprecher, selbst schlechthin prologus genannt. Die Terenzprologe sind sämmtlich von diesem prologus gesprochen, mit Ausnahme des Prologs zum Hautontimorumenos, den der Theaterdirector selbst sprach (s. noch Wieseler, „Denkmäler des Bühnenwesens", Göttingen 1851, Tafel X, Nr. 8 und dazu S. 72). In zwei Stücken des Plautus („Miles glor." und „Cistellaria") vertreten übrigens Mittelscenen des Stücks selbst den Prolog; einige plautinische Stücke entbehren des Prologs vollständig: „Epidicus", „Mostellaria", „Persa", „Stichus" und „Curculio" (der jedoch inmitten des Stücks eine Art Parabase hat), der Prolog der „Bacchides" ist möglicherweise mit dem Anfange des Stücks verloren gegangen. Daß übrigens von den erhaltenen 14 plautinischen Prologen kein einziger in der vorliegenden Gestalt ganz der Hand des Dichters angehören kann, ist bereits oben angedeutet worden. Der Trinummusprolog ist der bündigste und geschmackvollste von allen, geht also in der Hauptsache wol auf den Dichter selbst zurück, während die meisten andern zur Zeit der Nachblüte plautinischer Kunst entstandenen Prologe (Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.) an geschwätziger Breite, lästigen Wiederholungen, auch Mangel gehörigen Zusammenhangs und vorzüglich an frostiger Witzhascherei leiden (Ritschl, „Parerg." 236). Von der terenzischen „Hecyra" haben sich zwei Prologe (der erste lückenhaft) erhalten. Um die Prologe der Palliate hat sich nach Ritschl vorzüglich Dziatzko große Verdienste erworben.

Das Stück selbst zerfällt in *diverbia* und *cantica* (s. dazu auch Diomedes, „Gramm. Lat." I, p. 491 K. und Donat in den „Einleitungen zu Terenz' Komödien"). Ueber die Bedeutung dieser beiden Bezeichnungen haben erst die Forschungen Ritschl's [„Rhein. Museum" Bd. 26 (1871), S. 599 fg. und Bd. 27 (1872), S. 186 fg. = „Opusc. phil." III, p. 1 fg.] und unabhängig von ihm Bergk's [„Philologus" Bd. 31 (1872), S. 229 fg. = „Opusc. phil." I, p. 192 fg.] genaueren Aufschluß gegeben. Es haben sich nämlich in den Handschriften BCD und auch E des Plautus namentlich zu den Stücken „Trinummus", „Poenulus", „Pseudolus", und „Truculentus" [s. Ritschl a. a. O.], aber auch zu „Amphitruo", „Asinaria", „Captivi", „Curculio", „Casina", „Cistellaria" und „Epidicus" [über letztern s. „Asinaria" ed. Goetz et Loewe praef. p. XIII sq.] neben den Scenenüberschriften Reste einer ohne allen Zweifel auf die plautinischen Bühnenexemplare selbst zurückgehenden Semeiosis erhalten in Gestalt der Zeichen DV C und C. Auch in den Handschriften des Terenz, die dem Donat vorlagen, fand sich diese Parepigraphe, während in den auf uns gekommenen Handschriften fast nichts derart erhalten ist (nur Phorm. II, 4. DV im cod. P). Daraus erhellt, daß sich die beiden Ausdrücke canticum und diverbium nur auf den Vortrag der betreffenden Partien mit oder ohne Musikbegleitung beziehen. Keineswegs ist also diverbium schlechthin mit Dialog gleichbedeutend.

Als *diverbium* werden vielmehr lediglich die in iambischen Senaren verfaßten Scenen bezeichnet (sogar die monologischen!). Sie wurden gesprochen ohne Musikbegleitung. Alles übrige heißt canticum. Die *cantica* aber zerfallen in zwei Klassen: cantica in weiterm und in engerm Sinne, obgleich die alten Techniker für beide Gattungen nur die eine Bezeichnung haben. Jene, gebildet von den Scenen in trochäischen Septenaren, waren Melodramen, sie wurden gesprochen mit musikalischer Begleitung; diese, die cantica in engerm Sinne, sind alle lyrischen, aus freiern oder gemischten Metren bestehenden Scenen, sie wurden unter Begleitung der Musik gesungen. Ob diese cantica im engern Sinne mehr unsern Recitativen (wie Ritschl annimmt) oder unserm Arioso glichen, kann hier nicht erörtert werden. Ich glaube allerdings, daß letzteres, wenn auch nicht durchgehends, der Fall war.

Man hat übrigens in neuester Zeit für diese lyrischen Canticascenen die Dreitheiligkeit des Baus annehmen zu sollen geglaubt mit Berufung auf eine Notiz Donat's, von den mutatis modis cantici [Zeichen

MMC] und vielleicht auch mit Rücksicht auf die Dreitheiligkeit der Lyrik überhaupt. Indeß die Versuche, diese Dreitheiligkeit noch heute nachzuweisen, sind nicht gelungen und werden nicht gelingen. Zudem, was gewinnen wir auch aus einer Zerfällung dieser cantica in ganz ungleiche Theile, wenn dieselbe nicht auf der allein sichern Basis der uns leider verlorenen Musik ruht? Praktische Consequenzen aus einer so zweifelhaften Sache zu ziehen, halte ich wenigstens für durchaus gefährlich. Etwas anderes wäre es, handelte es sich um eine in die Augen springende Responsion, wie in den Chören des griechischen Dramas. Aber daran ist ja in der römischen Komödie nicht im entferntesten zu denken.

Daß übrigens die lyrischen Monodien seit Livius Andronicus die ganze folgende Zeit hindurch von einem besondern Sänger vorgetragen worden seien, während der Schauspieler zu dessen Gesange nur gespielt habe (s. die anfangs angeführte Liviusstelle), ist ein noch immer von vielen getheilter Aberglaube, den Bergk mit vollem Rechte zurückgewiesen hat (a. a. O. I, p. 200, Anm. 10).

Natürlich haben schon die griechischen Originale der Palliate ihre diverbia und cantica gehabt, aber schon ein flüchtiger Blick auf die Fragmente Menander's und der andern Dichter der neuen Komödie lehrt das Vorherrschen des iambischen Trimeters, also das Ueberwiegen der gesprochenen über die melodramatischen, bez. gesungenen Partien. Daß die ältern römischen Palliatendichter, Plautus obenan, durch diese grundsätzliche Veränderung der Metra des Originals einen Ersatz zu bieten gesucht haben für die gewiß von ihnen klar erkannte Vergröberung des Originals, davon war schon oben die Rede (s. unter Nävius). Namentlich in der plautinischen Zeit wurden die cantica als die Blüte des ganzen Stücks angesehen, aber auch der der griechischen Feinheit ungleich näher stehende Terenz konnte sich der Vorliebe des Publikums für diese Verbindung des Worts und der Musik nicht entziehen.

Im übrigen gilt das über canticum und diverbium Gesagte ebenso von der gleichzeitigen Tragödie wie von der Togate, ja es deuten nicht wenige Anzeichen darauf hin, daß auch die Atellane und der Mimus diese Technik sich zu Nutze gemacht haben, wenngleich mehr in der Art des Terenz.

Ein Wort ist noch hinzuzufügen über die Eintheilung der Komödien in Acte. Zunächst ist die Frage zu stellen, ob die Dichter selbst ihre Stücke in Acte getheilt haben. Dieselbe ist entgegen den Untersuchungen Spengel's („Die Acteintheilung der Komödien des Plautus", München 1877), wie ich glaube, zu verneinen. Es war für jene Zeit auch keinerlei Nöthigung vorhanden, einen Unterschied zu machen zwischen einem Scenenschlusse, bei welchem die Bühne leer wurde — und fast in allen Stücken wird die Bühne öfter als viermal leer — und einem Actschlusse, da ja in dieser Zeit kein Theatervorhang existirte und bei jedem Leerwerden der Bühne Musik ertönte. Daß der Ausdruck primo actu im Hecyraprologe sich nicht auf eine Acteintheilung bezieht, leuchtet ein (im Anfange der Aufführung), auch Horaz' Regel, Ep. II, 3, 189: „Neu sit quinto productior actu fabula" wird fälschlich hierauf bezogen: sie gilt nur der Tragödie. Donat hat allerdings die Eintheilung in fünf Acte, klagt aber über die Schwierigkeit der Acteintheilung (s. „Argum. Andr.", vgl. auch Euanthius, „De trag. et com."). Nach seinem Vorgange haben in der Zeit der Wiedererweckung der Wissenschaften italienische Herausgeber eine Eintheilung der plautinischen und terenzischen Komödien in fünf Acte aufgestellt, die aber, zum Theil gänzlich verfehlt, von den neuern vielfach geändert worden ist. In unsern Plautus- und Terenzhandschriften findet sich von einer Acteintheilung keine Spur.

Dagegen hat sich die für die Bühnenaufführung wichtige Sceneneintheilung in allen Handschriften erhalten. Es ist unzweifelhaft, daß dieselbe schon in den alten Bühnenexemplaren sich vorfand und aus ihnen in unsere Handschriften übergegangen ist (vgl. A. Spengel, „Scenentitel und Scenenabtheilung in der lateinischen Komödie", Sitzungsber. der bair. Akademie der Wissensch. 1883 philolog.-historischer Klasse, Heft 2, S. 257—298).

Die Musik zu den Stücken theilt sich 1) in reine Instrumentalmusik, *Ψιλὴ αὔλησις* (Ouverture und Intermezzi) und 2) die Musik zu den melodramatischen Stücken und den Gesangspartien. Musikverständige Hörer vermochten bei Wiederholungen älterer Stücke schon aus der Ouverture zu erkennen, welches Stück gespielt werden würde (*Cic.*, Acad. II, 7, 20). Von der instrumentalen Theatermusik, die natürlich ebenso wie die Texte selbst aufgeschrieben wurde, ist gar nichts auf uns gekommen, von den Gesangsnoten der lyrischen Theile dagegen, die sicherlich in den Bühnenexemplaren über den Worten vollständig verzeichnet waren, haben sich merkwürdigerweise die griechischen Notenzeichen eines einzigen iambischen Octonars bei Terenz erhalten [Hecyra II, 4, 21 (861) im Codex Victorianus]. Ausgeführt wurde die Instrumentalmusik durch eine Doppelclarinette, die verschiedener Art war (tibiae pares und impares, dextra und sinistra (Sarrana). Der Abschluß der Stücke erfolgte stets mit Musikbegleitung (nur der erste Schluß des plautinischen „Pönulus" und der zweite der terenzischen „Andria" schließen mit Senaren, also ohne Musik ab.

Als Componist der Musik zu Terenz erscheint in den Didascalien derselben ein sonst unbekannter Flaccus Claudi (nämlich libertus), von den plautinischen Stücken ist nur der Componist des 200 v. Chr. aufgeführten „Stichus" bekannt: Marcipor Oppii (s. Studemund, „De actae Stichi Pl. tempore" in Comment. philol. in honorem Theod. Mommseni p. 800 (21).

Von Schauspielertruppen (grex oder caterva) ist aus plautinischer Zeit nur die des T. Publilius Pellio bekannt, der zugleich als Träger der Hauptrolle (actor primarum) auftrat (s. Studemund a. a. O.), aus terenzischer Zeit die des Ambivius Turpio und des Atilius aus Präneste. Sie traten unmaskirt auf, erst nach Terenz kamen Masken auf (darüber schon oben). Ueber

andere berühmte Komödienspieler, die Zahl der in der Komödie verwandten Schauspieler, für welche die griechischen Personensiglen einen Anhalt geben, die sich in einigen Handschriften des Plautus und Terenz finden und anderes s. den Artikel Römisches Theater. Die unzulänglichen und zum Theil unklaren Nachrichten über den ganzen Costümapparat der neuen attischen Komödie, der zumeist wol auch für die Palliate gilt, finden sich gesammelt bei Wieseler, „Denkmäler" S. 70ᵇ—80ᵇ; über die Kleidung der Schauspieler ebenda S. 79ᵃ—80; s. auch die daselbst wieder abgedruckten Bilder zweier Terenzhandschriften Taf. X aus dem Vaticanus C und dem Ambrosianus F des Terenz; in einer dritten Terenzhandschrift, dem Parisinus P, sind Masken in einem Repositorium abgebildet (s. Wieseler, Taf. V, Nr. 28 und dazu S. 43ᵇ fg.). (*Th. Hasper.*)

Komoren, s. Comoren.

KOMORN (ungar. Komárom, eigentlich Rév-Komárom, d. h. Hafen-Komorn), Stadt in Ungarn, am östlichen Ende der großen Schüttinsel, in dem Winkel, welchen die Waagdonau, d. h. der Neuhäusler oder Kleine, mit der Waag und dem Neutraflusse vereinigte Donauarm und die Große oder Naaber Donau bei ihrer Vereinigung bilden. Die Stadt ist eine königliche Freistadt und bildet als solche eine eigene vom Comitat unabhängige Municipalität. Sie ist im Osten, Norden und Westen von den verschiedenen Festungswerken umgeben, und nur die südliche Seite derselben liegt frei und unmittelbar an der Donau, die dort eine 2000 Schritt lange Insel bildet. Den Mittelpunkt der Fortificationswerke bildet die alte Festung, die auf der äußersten Inselspitze liegt. Darin befinden sich die Depots, Dampfmühlen, Bäckereien, Waffenfabriken, eine Kanonengießerei, die Pulver- und Munitionsvorräthe. Diese alte Festung wird im Westen durch die Werke der später erbauten neuen Festung gedeckt; am nordwestlichen Eck der letztern, 200 Met. nordöstlich vom Wartthurme, steht das aus Stein gemeißelte Standbild einer Jungfrau, die in der rechten Hand einen Lorberkranz hält, mit der linken aber ein Schnippchen schlägt; am Sockel ist folgende Inschrift zu lesen: „Nec arte, nec marte." Von den Wällen dieser Befestigungswerke werden die Uebergänge über die Donau und Waag beherrscht. Die Brückenköpfe sind zu beiden Seiten, der alten Festung gegenüber, angelegt. Der Waagbrückenkopf besteht aus einer Reihe von Redouten, die mehrere hundert Schritte oberhalb der Waagmündung beginnen und sich halbkreisförmig bis zum Donauufer, Alt-Szöny gegenüber, ausdehnen. In ähnlicher Weise ist der Brückenkopf auf dem rechten Donauufer zwischen Alt- und Neu-Szöny angelegt. Aus diesen Werken bestand die Festung Komorn bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts; in neuerer Zeit wurden dann noch weitläufige Außenwerke hinzugefügt. Ein Theil derselben erstreckt sich im Westen der Stadt von der Waag bis zur Donau; dieser Theil wird die „Palatinallinie" genannt. Dem Donauanschlusse derselben gegenüber liegt oberhalb Neu-Szöny der Weinhügel Monostor, der höchste Punkt der Hügelkette, welche Neu-Szöny und den Brückenkopf am rechten Donauufer im Halbkreise umschließt. Von diesen Anhöhen kann man die Uebergänge der Donau beherrschen und die gegenüberliegende Stadt nebst Festung beschießen. Deshalb wurden dieselben seit dem Herbste 1848 unter der damaligen ungarischen Regierung mit Schanzen und Redouten versehen, die man dann später noch vermehrte und vergrößerte. Auch die oben erwähnte Elisabethinsel zwischen der Stadt und Neu-Szöny ist mit Brustwehren und Batterien versehen; endlich ist auch die innerhalb des Festungsrayons gelegene Waaginsel befestigt. So ist diese, inmitten großer Flüsse und ausgedehnter Sümpfe erbaute Festung eins der stärksten Bollwerke des Landes; sie gilt von altersher für uneinnehmbar. Sie kann in ihren weitläufigen Verschanzungen an 30,000 Mann, außerdem 10,000 in den Kasernen und ebensoviel in den überaus festen Kasematten beherbergen.

Die Stadt Komorn liegt vor der neuen Festung, von der sie durch ein schmales Glacis getrennt ist. Sie erstreckt sich von Osten nach Westen in der Gestalt eines länglichen Vierecks. Von außen sieht man nur die Thürme und einige emporragende Gebäude. Eine Schiffbrücke verbindet die Stadt mit dem rechten Donauufer bei Neu-Szöny. Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig gebaut, mit meist krummen und schmuzigen Gassen. Die meisten Wohnhäuser sind ebenerdig. Die Hauptgasse beginnt im Westen an der Donau und erstreckt sich ostwärts bis zum Glacis. Es befinden sich darin die meisten Gewölbe und die bemerkenswerthesten Gebäude: das Sparkassengebäude, die große St.-Andreaskirche nebst dem Benedictinerkloster, die St.-Johanniskirche, die griechische Kirche, das Josephhospital. Am östlichen Ende der Gasse liegt der Hauptplatz mit dem Rathhause. Auch das im J. 1816 erbaute Comitathaus ist ein ansehnliches, zwei Stock hohes Gebäude. An der nördlichen Seite desselben liegt das große Arbeitshaus der Sträflinge, in welchem 150—180 Gefangene mit ihren Werkstätten untergebracht werden können. Von den erwähnten Kirchen ist die St.-Andreaskirche besonders wegen ihrer Größe bemerkenswerth, indem sie 5 bis 6 tausend Menschen faßt. Der Grundstein zu derselben wurde im J. 1748 gelegt, im J. 1763 stürzten die beiden Thürme derselben infolge eines Erdbebens ein und begruben viele Menschen unter ihren Steintrümmern; am 17. Sept. 1848 verheerte eine große Feuersbrunst die Kirche, sodaß sie mehrere Jahre als Ruine dastand und erst im J. 1860 wieder eingeweiht werden konnte. Das an dieselbe angeschlossene Kloster ist ein einstöckiges, mit großen Sälen und Corridoren versehenes Gebäude; es wurde von den Jesuiten erbaut, gehört aber jetzt den Benedictinern. Das ehemalige Franciscanerkloster ist ein ungeheures Gebäude, welches aus einer großen Kirche, außerordentlich vielen Zimmern und einem großen Hofe besteht. Es wurde für das Militärärar expropriirt und wird jetzt als Proviantmagazin, als Kaserne und Kanzlei benutzt. Von den Militärgebäuden ist besonders der große „Offiziers-Pavillon" sehenswerth, vor demselben dehnt sich eine mit großer Sorgfalt gepflegte Promenade aus.

Die Römisch-Katholischen besitzen vier Kirchen, die Protestanten der Helvetischen und Augsburgischen Confession je ein Gotteshaus, die Israeliten haben eine Synagoge und ein Bethaus.

Außer den Volksschulen befindet sich in Komorn ein vierklassiges Untergymnasium unter der Leitung der Benedictiner, ferner eine Kinderbewahranstalt unter der Aufsicht der Barmherzigen Schwestern.

Die Gemarkung der Stadt ist verhältnißmäßig klein und besteht zum Theil aus sumpfigen Wiesen, Weiden und Röhricht, sodaß die Landwirthschaft der Bevölkerung nur geringe Erwerbsquellen bietet. Ehemals blühten der Handel und die Gewerbe, gegenwärtig sind auch diese ziemlich unbedeutend. Verschiedene Verhältnisse wirkten zusammen, infolge deren Komorn in Verfall gerieth. Von wem und wann die Stadt und Festung zuerst gegründet wurden, darüber ist ein noch nicht gelüfteter Schleier ausgebreitet. Die Festung ward erst im J. 1318 eine königliche Burg, die Stadt erhielt bereits in den Jahren 1275—78 ihre Privilegien. König Matthias I. ließ die Festung renoviren und vergrößern. Als die Türken zum ersten mal Wien belagerten, fiel Komorn ihnen in die Hände, denn Ferdinand's I. feige Besatzung hatte sie ohne Vertheidigung übergeben. Hardek entriß sie jedoch den Türken noch im J. 1529; von nun an blieb die Festung Komorn fortwährend in dem Besitze Ferdinand's I. und seiner Nachfolger. Die Stadt hing ganz von den Launen der jeweiligen Festungscommandanten ab, die besonders seit 1670 die Protestanten mit Grausamkeit verfolgten. Erst im J. 1745 wurde sie wieder in die Reihe der königlichen Freistädte aufgenommen und so ward sie auch von der Willkür der Festungscommandanten befreit. In den Jahren 1763, 1764, 1765, 1783, 1822 und 1832 wurde sie von mehr oder minder heftigen Erdbeben heimgesucht, trotzdem nahm sie einen bedeutenden Aufschwung, die Bevölkerung vermehrte sich, Handel und Verkehr blühten auf, namentlich entwickelte sich der Handel mit Bauholz, Getreide und Mehl. Die Stadt besaß gegen 300 Donauschiffe, die zum Theil auch daselbst gebaut wurden. Die Einführung der Dampfschiffahrt auf der Donau verdrängte nach und nach den Verkehr mittels der kleinen Ruder- und Zugschiffe; der Fruchthandel fand außerdem in Raab einen viel geeigneteren Stapelplatz. So sank der Verkehr in Komorn immer mehr und nur der Holzhandel ist auch jetzt noch bedeutend. Die Ereignisse von 1848 und 1849 schlugen Komorn neue Wunden. Es war der damaligen ungarischen Regierung gelungen, einen zuverlässigen Commandanten zu ernennen, sodaß bei dem Ausbruche der Revolution die Festung in ihren Händen blieb. Während des Winterfeldzugs von 1849 cernirten sie die kaiserlichen Truppen besonders auf dem rechten Donauufer und begannen am 19. März sowol die Festung als auch die Stadt zu bombardiren. Als die großen Mörser in Verwendung kamen, litt die Stadt großen Schaden und die Einwohner mußten sich in die verfügbaren Kasematten der Palatinallinien flüchten oder ihre Zelte auf der Zigeunerwiese aufschlagen. Auch die Besatzung begann bereits zu wanken, als am 21. April der neuernannte Festungscommandant, Richard Guyon, glücklich nach Komorn kam. Nun wurde die große Donau überbrückt und in der Nacht vom 26. April mit größter Vorsicht ein Ausfall der Besatzung ausgeführt. Die überraschte Belagerungsarmee auf dem rechten Donauufer wurde in die Flucht gejagt, und die Besatzung kehrte mit großer Beute in die Festung zurück. Doch schon am 29. Juni 1849 setzte sich die österreichische Armee wieder gegen Komorn in Bewegung, besetzte die Ortschaften Ács, Igmánd und Kisbér und zog sich am 1. Juli gegen das bei Szöny und Monostor befindliche Lager der Ungarn. Am 2. Juli griffen die Oesterreicher bei Sonnenaufgang die Stellung der Ungarn an, wurden jedoch zurückgeschlagen; Görgey erhielt in diesem Gefechte einen Säbelhieb an der Stirn. Am 11. Juli wurde vor Komorn wieder eine blutige Schlacht geschlagen, den Oberbefehl der ungarischen Truppen führte General Georg Klapka, da Görgey infolge seiner Kopfwunde an der Leitung verhindert war. Beide Theile erlitten große Verluste. Görgey mußte bald darauf mit dem größten Theile seiner Truppen abziehen, nun erfolgte die zweite Belagerung von Komorn, das Festungscommando hatte Klapka übernommen. Dieser machte am 2. Aug. einen denkwürdigen Ausfall, der die Déroute der ganzen österreichischen Belagerungsarmee und deren wilde Flucht nach allen Richtungen nach sich zog. Die Sieger kehrten mit unermeßlicher Beute an Munition, Kanonen, Waffen, Pferden und Proviant nach Komorn zurück. Doch konnte dieser Sieg das Schicksal der Insurrection nicht mehr ändern. Görgey hatte am 13. Aug. vor Paskewitsch die Waffen gestreckt; nachdem sich Klapka von der Katastrophe untrügliche Beweise verschafft hatte, blieb ihm keine andere Wahl übrig, als eine Capitulation abzuschließen, in welcher er für die ganze Besatzung ehrenvolle Bedingungen erwirkte. Am 3—5. Oct. erfolgte die Uebergabe der Festung an die kaiserlichen Truppen.

Im J. 1830 zählte Komorn 17,838, im J. 1848 über 20,000 Einwohner, natürlich ohne Besatzung, im J. 1857 dagegen zählte die Stadt nur 11,951 Seelen. Die letzte Zählung (1880) ergab eine Civilbevölkerung von 13,108 Seelen, es sind fast ausschließlich Magyaren und sie bekennen sich größtentheils zur römisch-katholischen Kirche.

Komorn ist die Hauptstadt des nach ihm benannten Comitats und folglich Sitz der Comitatsbehörde und eines königlichen Gerichtshofs. Das Komorner Comitat wird von den Comitaten Preßburg, Neutra, Barsch, Gran, Stuhlweißenburg, Raab und Weßprim begrenzt. Die Große Donau theilt es in eine nördliche und südliche Hälfte. Der Flächenraum des Comitats beträgt 2944 □Kilom. Der nördliche Theil ist fast ganz eben, nur im nordöstlichen Winkel desselben gibt es größere Hügelketten, deren höchste Punkte jedoch nur eine absolute Höhe von 180—190 Met. erreichen. Die relative Höhe derselben beträgt nur 60—70 Met. Auch der im Süden der Donau gelegene Theil ist meistens eine einförmige Ebene, doch ist das rechte Ufer der Donau im allgemei-

nen höher als das linke, ferner bilden die Ausläufer des Vértesgebirges an der südlichen und östlichen Grenze des Comitats einige zusammenhängende Berggruppen, die eine absolute Höhe von 480—670 Met. erreichen. Die Gebirgszüge erstrecken sich in der Gegend von Dotis und Almás bis zur Donau. Sie bestehen meistens aus Kalk und enthalten bedeutende Marmorlager. Die höhern Rücken sind mit Laubwald bekleidet, auf den Abhängen sind ausgedehnte Weingärten. Hauptfluß des Comitats ist die Große Donau, ein Nebenarm derselben heißt Tschilis (Csiliz), er bildet mit dem Hauptarme die Kleine Schütt (ungar. Csilizköz), von welcher ein Theil zum Komorner Comitat gehört. Den nördlichen Theil desselben durchschneidet die Waag, die bei Szimö in dasselbe eintritt, bei Gutta die Kleine Donau aufnimmt und bei Komorn in die Große Donau mündet. Den nordwestlichen Theil des Comitats durchströmen noch die Flüsse Neutra und Zsitva; die Neutra vereinigt sich ebenfalls mit der Waag kurz vor ihrer Einmündung in die Donau. Alle diese Flüsse haben ein geringes Gefäll und treten oft aus ihren Betten aus. Die bisher durchgeführten Regulirungsarbeiten, Deiche und Kanalisirungen sind nicht genügend, um die Uferlandschaften, namentlich auch die Stadt Komorn, vor Ueberschwemmungen zu schützen. In der südlichen Hälfte des Comitats gibt es blos kleine Bäche, die der Großen Donau zufließen; sie haben ebenfalls einen trägen Lauf und bilden größere und kleinere Teiche. Die größten seeartigen Teiche befinden sich bei den Marktflecken Dotis und Nagy-Igmánd. In Dotis gibt es auch warme Quellen und lauwarme Teiche. Noch größere Flächen nehmen die Sümpfe und stehenden Gewässer im nördlichen Theile des Comitats ein. Trotzdem ist dasselbe eins der fruchtbarsten Comitate; es producirt besonders viel Getreide, Wein und Obst. Der berühmteste Wein wächst bei der Ortschaft Neszmély, in der Nähe der Donau. Bei Almás befinden sich die berühmtesten Marmorbrüche, bei Zsömle findet man Braunkohlen. Auch die Viehzucht ist bedeutend, besonders nimmt die Pferdezucht eine hervorragende Stelle ein. In Kisbér und auf der Pußta Bábolna befindet sich das berühmte königl. Militärgestüt. Hauptartikel des Handels sind: Getreide, Wein, Obst, Vieh, Bauholz, welches auf der Waag aus den nördlichen Comitaten nach Komorn geflößt wird, ferner Marmor, Wolle, Knoppern, Fische.

Die Bevölkerung des Comitats beträgt 151,699 Seelen, in dieser Summe ist auch die Civilbevölkerung der Stadt Komorn mitgerechnet; davon gehören 93,727 zur römisch-katholischen, 45,437 zur reformirten (calvinischen), 5171 zur evangelischen (lutherischen) Kirche, 7300 sind Israeliten. Der Muttersprache nach gibt es darunter 132,354 Magyaren, 11,690 Deutsche, 10,277 Slowaken; 5450 können noch nicht reden. Des Lesens und Schreibens kundig sind 45,707 Männer und 37,840 Weiber, blos lesen können 1640 Männer und 6954 Weiber, von den über 7 Jahre alten Bewohnern können demnach 18,3, beziehungsweise 26,3 Proc. weder lesen noch schreiben.

In administrativer Beziehung zerfällt das Comitat in vier Bezirke; der dotiser zählt 25, der geszteser 20, der csalóközer (Große Schütt) 25, der udvarder 24 Gemeinden. Folgende Ortschaften haben eine Bevölkerung von mehr als 2000 Seelen: Dotis (ungar. Tata) 6507, Tóváros 3784, Kisbér 2908, Kocs 3079, Mócsa 3256, Alt-Szöny 2658, Tárkány 2314, Nagy-Megyer 2882, Szimö 2343, Csúz 2046, O'-Gyalla 2523, Naszvad 3122, Perbete 3072, Szent-Péter 2376, Udvard 4035. In O'-Gyalla befindet sich eine Privatsternwarte des Herrn Konkoly. (*J. Hunfalvy.*)

KOMOS ist ursprünglich nur der Schlußtheil eines Schmauses, bei welchem die gewöhnlichen Gesetze der Sitte bereits aufgehoben sind und die fröhlichen, lärmenden Jünglinge sei es an der Stätte des Gastmahls selbst sich ausgelassenen Gesängen hingeben, sei es in lautem, aufgeregtem Zuge singend oder Flöte spielend durch die Straßen der Stadt ziehen. Die Verliebten mögen so an die Thür ihrer Mädchen gezogen sein. Vgl. *Alkaeos*, Fragm. 56; *Hermesianax* v. 47 (s. 146 ed. Bach). Schon frühzeitig mag der Komos gerade mit den Hochzeitsgebräuchen in Zusammenhang getreten sein, da wir ihn wenigstens an der ältesten Stelle der griechischen Literatur (*Hesiod.*, Scut. 281 fg.), wo er vorkommt, wie es scheint, schon als einen usuellen Act der Hochzeitsfeierlichkeiten vorfinden. Während nämlich der eine Theil des Brautgefolges, der sowol aus Jünglingen wie aus Mädchen besteht, den hymenaeos anstimmt und mit diesem Gesange den Hochzeitswagen begleitet, kommen von der andern Seite entgegen lärmende, d. h. tanzende und singende Jünglinge, denen Flötenspieler voranziehen, gewiß die eben von dem rauschenden Festmahle kommenden. Solche Scenen finden sich auf Vasenbildern häufig abgebildet, ebenso wie dort auch einem der Satyrn öfters der Name Komos beigeschrieben ist. Vgl. Müller, „Archäol. d. Kunst" §. 385, 6; O. Jahn, „Vasenbilder" S. 17 f. S. 27. Die Schilderung eines Gemäldes, auf welchem der trunkene und mit gesenkter Fackel im Stehen eingeschlafene Komos dargestellt war, findet sich bei Philostrat, Imag. I, 2 s. 380 Kayser. Wie nun der hymenaeos in der späteren Chorlyrik aus seiner ursprünglich kunst- und regellosen Gestalt zu einer bestimmten Kunstform umgewandelt wurde (nachdem die äolischen Dichter, und besonders Sappho, auch monodische Gesänge dieser Art gedichtet hatten), so wurde auch dem alterthümlichen Komos eine feste Form gegeben. Auffallenderweise aber verliert er ganz seine Beziehung zum Hochzeitsfest, indem er vielmehr für die zuerst von Simonides gedichteten Enkomien und Epinikien verwendet wurde. Während nämlich eine Art derselben auf einer Procession nach dem Heiligthume eines Gottes gesungen wurde, hatten besonders die Enkomien mehr einen sympotischen Charakter und wurden als Tischgesänge aufgeführt, denen dann noch oftmals ein rauschendes Gelag folgte. In ähnlicher Weise sind auch wirkliche Epinikien vorgetragen worden. In eine noch frühere Zeit aber fällt die Anknüpfung der Komödie an diesen ausgelassenen Komosgesang, die ursprünglich nicht nur ausschließlich aus einem Chorgesange bestand, sondern auch zweifellos

ihren Namen von dem ausgelassenen Komos erhalten hat. Vgl. im allgemeinen O. Müller, Gr. Lit. I, 35 und 370, II, 1, 183; Flach, „Geschichte d. griech. Lyrik", II, 634 fg. *(H. Flach.)*

KOMRAT, bulgarische Colonie im russischen Gouvernement Bessarabien, Kreis Bender, unter 46° 18′ nördl. Br. und 46° 19′ östl. L., an der Poststraße von Kischinew nach Akkjerman und am Flusse Jalpuch, mit 4898 Einwohnern und einiger Industrie. Komrat ist der Sitz der Hauptverwaltung der dortigen bulgarischen Colonien. Es wurde in der Nähe einer alten nogaischen Ansiedelung angelegt, die nach den Worten komur-at, d. i. brauner Hengst, benannt war. *(P.)*

KONAK, von dem türkischen Zeitworte konmak, sich niederlassen, sich setzen, bedeutet zunächst allgemein eine Einkehr- und Wohnstätte. Nach dem Bekanntwerden der Türken mit Persern und Arabern wurde das Wort mit dem arabischen Mensil von nasal absteigen identificirt und als Nachtlager auf Reisen gebraucht, woraus sich die fernere Bedeutung Tagereise ergab. In diesem Sinne beträgt ein Konak so viel, wie ein gesundes Pferd, raschen Schritt gehend, seinen Reiter an einem Tage tragen kann, d. h. ungefähr 6 deutsche Meilen, bald mehr und bald weniger, je nachdem sich Ortschaften am Wege finden, in welchen Unterkunft für die Nacht gewährt wird. In Beziehung auf die Organisation des in Ländern, denen unsere Wirthshäuser ganz fehlen, höchst nützlichen Konakwesens sind die orientalische Gastlichkeit und die behördliche Fürsorge für den Verkehr Hand in Hand gegangen; den an den Hauptstraßen liegenden Ortschaften wird seitens der Regierung aufgegeben, zur unentgeltlichen Aufnahme und Bewirthung der Reisenden ein Gemach — allerdings nur vier Wände und eine Feuerstelle, weil der orientalische Reisende sein Bett mit sich führt — in Bereitschaft zu halten. Selbstverständlich heißt dies Gemach oder Häuschen Konak. Beim Anlangen in einem Dorfe fragt also der Reisende nach dem Konak, nicht minder erkundigt er sich nach der Zahl der Konaks bis zu seinem Ziel, und in beiden Fällen wird ihm entsprechender Bescheid. — Konak bedeutet aber auch, ganz abgesehen von aufgenommenen oder aufzunehmenden Gästen, ein großes Haus, ein Herrenhaus. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß im Orient, und zwar nicht blos bei Mohammedanern, sondern auch bei Christen und Juden, derjenige Theil der Wohnung, in welchem der weibliche Theil der Familie verkehrt, als Harem von Fremden nicht betreten werden darf, und daß bei den beschränkt wohnenden ärmeren und mittleren Klassen das ganze Haus als Harem gilt. Das Haus des Wohlhabenden, des größeren Grundbesitzers, des höheren Beamten, dagegen ist zweitheilig; es besitzt außer dem Harem, der Clausur, auch ein Selamlik, ein Begrüßungs-, d. h. Besuchs-Appartement, woselbst der Hausherr Fremde männlichen Geschlechts empfangen und ihnen den Ikrâm, die Ehrenbewirthung, Tschibuk, Sorbet und Kaffee, angedeihen lassen kann, und wird in diesem Falle Konak genannt. Die Gewährung von Nachtlagern an empfohlene oder befreundete Gäste ist zwar nicht Zweck der Selamlik-Einrichtung, aber auf den an den Wänden herlaufenden Divans leicht zu bewerkstelligen und demnach ein nicht seltenes Vorkommniß, wenn auch keineswegs erforderlich, um ein mit Selamlik versehenes Haus als Konak zu charakterisiren. In einem Lande aber wie die Türkei, welches keinen Adel und kein vom Staatsdienste unabhängiges persönliches oder Familienansehen kennt, konnte in früherer Zeit ein einfacher Privatmann kaum wagen, ein solches Haus zu bewohnen und gleichsam als reicher Mann den Neid herauszufordern. Weil demnach in den Provinzialstädten meistens der Statthalter, Pascha, Sandschak-Begi, Mutessellim u. s. w. der einzige war, welcher einen Konak bewohnte, so wurde es Sitte, mit diesem Worte das Statthalterei-Gebäude mit den daran befindlichen Regierungs-, Verwaltungs- und Polizei-Bureaus zu benennen. Man geht also auf den Konak, um (dem Pascha) einen Besuch abzustatten, man wird auf den Konak citirt, man droht mit einer Klage auf dem Konak. Auch von der Gesammtheit der Insassen wird der Ausdruck gebraucht; man hofft bei einer Lustbarkeit den Konak zu treffen. In der combinirten Bedeutung von Herrenhaus und Einkehrhaus entspricht Konak unserm Hôtel, hospitale, d. i. Einkehrhaus, und das zur gastlichen Aufnahme angesehener Gäste eingerichtete Haus eines Ministers, Gesandten u. dgl. m. Auch das neugriechische Wort spiti Haus, von dem im Mittelalter dem Lateinischen entlehnten hospitium, beruht auf demselben Grundgedanken, nur daß hier der Begriff Herrenhaus zu Haus schlechthin verallgemeinert worden ist. *(G. Rosen.)*

KONARSKI (Stanislaus), einer der bedeutendsten Reformatoren Polens, aus einem alten Geschlechte stammend, Sohn Georg Konarski's, Castellan von Zawichost, wurde 1700 in Zarzyce (in der Wojewodschaft Krakau) geboren und auf der Piaristenschule zu Piotrkow vorgebildet. Nachdem er die Aeltern durch frühen Tod verloren hatte, folgte er dem Beispiele seiner zwei älteren Brüder und trat in den Piaristenorden in Podolinze, wo er sich zum Lehrer ausbildete und wo er auch unterrichtete. Bald ging er nach Warschau und lenkte hier durch seine ungewöhnliche Begabung, durch seine Predigten und durch seine lateinischen Gedichte die Aufmerksamkeit auf sich, in denen er nach dem herrschenden Geschmacke des Zeitalters in panegyrischer Rhetorik Gönner der Piaristen pries. Durch ein solches Gedicht gefeiert, lenkte sein Onkel, Jos. Tarko, Bischof von Posen, seine besondere Aufmerksamkeit auf den talentvollen und für Rhetorik besonders beanlagten jungen Lehrer, schickte ihn 1725 auf seine Kosten zur weitern Ausbildung nach Rom, wo er in dem besten Piaristencollegium, dem Collegium Nazarenum, der Theologie, Philosophie, der Mathematik und besonders der Rhetorik sich widmete, und wo er nach zweijährigen Studien selbst zwei Jahre lang Unterricht ertheilte. Hier, wo er durch Vergleichung auf den dürftigen Lehrplan, die veraltete Lehrmethode und auf den verwilderten Geschmack der heimatlichen Schulen aufmerksam wurde, legte er den Grund zu seiner bahnbrechenden Reform des öffentlichen Unterrichts in Polen. Weitere Er-

fahrungen sammelte er auf seiner Reise in Oberitalien und während seines Aufenthaltes in Frankreich, besonders in Paris, wo er 1$^1/_2$ Jahre hindurch das Schulwesen studirte und den in der französischen Literatur herrschenden Geschmack durch fleißiges Lesen und noch mehr durch persönlichen Verkehr mit bedeutenden Männern, namentlich Fontenelle, kennen lernte. Der mehrjährige Aufenthalt im Auslande gab ihm auch Gelegenheit, die innern Rechts- und wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens und Frankreichs genau zu beobachten und ihre belehrende Seite gegenüber der Unhaltbarkeit der innern Verhältnisse seines Heimatlandes zu prüfen; in Frankreich lernte er auch den Schwiegervater Ludwig's XV., den frühern König von Polen, Stan. Leszczyński kennen, welcher in Chambord und Nancy seinen Studien lebte, Männer von Geist, Ruf und Verdienst um sich versammelte und dessen Hof den geistigen Verkehr zwischen Franzosen und Polen vermittelte. Auf dem Schlosse Chambord hielt sich Stan. Konarski längere Zeit auf und unterhielt sich mit Leszczyński in eingehenden, für beide Seiten anregenden und auch folgenreichen Gesprächen über das, was dem Vaterlande noththue. Als er 1731 nach Polen zurückkehrte, trat er in Verbindung mit dem Kronreferendar, dem nachherigen Bischofe von Kijow und dem Begründer der berühmten Załuski'schen Bibliothek, Jos. Andr. Załuski, welcher den Plan gefaßt hatte, eine vollständige Sammlung der polnischen Reichstagsconstitutionen zu veröffentlichen und sich deshalb an die Piaristenbuchdruckerei wandte, welche seit 1701 das Privilegium hatte, Reichstagsbeschlüsse zu drucken. Obgleich mit einem ähnlichen Werke im Auftrage der Reichsstände Kożuchowski beschäftigt war, verfolgte Załuski, weil Kożuchowski's Arbeit nicht chronologisch und ohne System war, doch seinen Plan mit Beharrlichkeit und fand in Konarski einen eifrigen Mitarbeiter. Nach vielen Bemühungen Załuski's gelang es, den wichtigsten ersten Band (der bis 1550 reichte) im J. 1732 in fol. mit einer historischen Einleitung Konarski's zu veröffentlichen und im nächsten Jahre den zweiten Band folgen zu lassen; zu gleicher Zeit bereitete Załuski ein Inventar vor, welches Ladnowski's Inventarium von 1685 (umfassend 1550—1685) nach zwei Richtungen hin vervollständigen sollte, für die Constitutionen vor 1550 und für solche nach 1685. Die sehr wichtige Arbeit wurde zeitweilig durch die Wirren des Interregnums von 1733 unterbrochen, später dann wieder aufgenommen, unter Konarski's sorgfältiger Leitung 1739 mit der Herausgabe des sechsten Bandes beendigt (später, circa 1780, kamen noch zwei Bände hinzu). — Der Tod August's II. brachte die nationale Partei in Thätigkeit: Leszczyński, der Candidat dieser mit Frankreich haltenden Partei, wurde fast einstimmig zum König gewählt; Konarski nahm an der Wahlangelegenheit Leszczyński's das größte Interesse und widmete sich ihrer Förderung ausschließlich. Zunächst ließ er zwei Broschüren in polnischer Sprache erscheinen, von denen die eine in der Form von Briefen: „Listy przyjacielskie" 1733 die Argumente für die Wahl Leszczyński's und die Vortheile derselben auseinandersetzte, die andere „Rozmowa ziemianina z sąsiadem" 1733 Reformgedanken in Bezug auf die Reichstagsordnung enthielt; er begab sich nach Paris mit der polnischen Gesandtschaft, welche sich mit der französischen Regierung wegen der Förderung der Wahl Leszczyński's verständigen sollte; als aber Lezszczyński, der in Danzig erschienen war, durch vordringende russische Truppen und Erfolge derselben am weitern Vorgehen nach dem Innern des Königreichs verhindert wurde und nach Königsberg gehen mußte, begab sich Konarski dorthin, blieb bei Leszczyński bis zur Thronentsagung desselben und begleitete ihn nach Lothringen. Für die dem durch das Herzogthum Lothringen und Bar entschädigten Leszczyński bewiesene Treue belohnte Ludwig XV. Konarski durch Verleihung der Einkünfte zweier Abteien in Frankreich. Jetzt reifte bei Konarski der Plan, in seinem Vaterlande, welches durch den Miserfolg der Candidatur Leszczyński's der Aussicht auf eine den Reformbedürfnissen zusagende Regierung beraubt war, die Reform im Schulwesen durchzuführen und auf diesem Wege den Reformgedanken in die Gemüther der aufwachsenden Generation Eingang zu verschaffen.

In die Heimat zurückgekehrt, widmete er sich dem Lehrfache und nachdem er eine Zeit lang in Krakau docirt hatte, ließ er sich als Lehrer an das Piaristenseminar nach Rzeszow versetzen, um hier nach seinem Sinne und nach dem Vorbilde der besten Piaristenschulen des Auslandes, vornehmlich des Collegium Nazarenum in Rom, Lehrer für die von ihm längst schon geplante Reform des Unterrichts auszubilden: er unterwies sie in den bei dem Unterrichte bis dahin vernachlässigten Unterrichtszweigen, schickte begabte und für den Lehrberuf geeignete junge Piaristen ins Ausland als Begleiter und Mentoren reicher Magnatensöhne, wobei ihm seine verwandtschaftlichen Verbindungen mit vielen angesehenen Gesinnungsgenossen zu statten kamen, und dirigirte andere, die er mit Stipendien aus einem ihm zur Verfügung gestellten Stipendienfonds versorgte, als Candidaten des höhern Schulamts ins Ausland, wo er sie nach ihrer Neigung und Begabung bestimmte Fächer nach genauer Instruction studiren ließ; den gelehrten Buchhändler Mitzler a Koloff in Warschau gewann er, daß er einigen jungen Piaristen Privatunterricht im Griechischen ertheilte. Bald sollte auch eine Musterschule mit dem zeitgemäßen Lehrplane in Warschau ins Leben treten. Schon während seines Aufenthaltes in Rom arbeitete er einen Plan dazu aus nach Maßgabe des im Collegium Nazarenum in Rom üblichen Lehrplans und Lehrmodus und schickte denselben nach Warschau an den damaligen Provinzial mit dem Vorschlage, eine Musterschule in Warschau zu eröffnen, aber der Plan scheiterte an dem Mangel von Geldmitteln und eines geeigneten Gebäudes, wie ein ähnliches Project der Begründung einer solchen Schule in Wilna, welches er an den Rector der Piaristenschule Tymiński in der Hauptstadt von Litauen schickte, an der Abneigung des letztern sich zerschlug, mit dem mächtigen Jesuitenorden in Collision zu treten, nur wenige Aenderungen traten im Lehrplane ein. Jetzt richtete Konarski alle seine Bemühungen dahin, seinen Plan ins Leben treten zu lassen. Finanziell durch seine Einkünfte aus Frankreich sowie durch die Spenden

der nächsten Verwandten unterstützt, miethete er einen Theil der Räumlichkeiten in der Piaristenschule zu Warschau und eröffnete 1740 das Collegium nobilium, dessen Lehrplan, durch wichtige bis dahin vernachlässigte Gegenstände erweitert, von ihm selbst entworfen war, und welches im ersten Jahre zwar auf einen Zögling (Swidziński) beschränkt war, aber durch Bemühungen Konarski's allmählich zu einer von den besten Familien bevorzugten Schule wurde, sodaß manche ihre Söhne von Krakau wegnahmen und nach Warschau in das adelige Convict schickten. Konarski sorgte für gute, im Auslande und unter seiner Leitung gebildete Lehrer und für die besten Lehrbücher, die, aus Frankreich und England bezogen, allmählich ins Polnische übersetzt wurden, da die Vortragssprache die polnische war; er selbst schrieb zwei Lehrbücher, welche für die Geschichte des Schulwesens und die Geschmacksrichtung in der polnischen Literatur epochemachend waren, nämlich eine lateinische Grammatik mit einer (in lat. grammat. Lehrbüchern stets üblichen) „Anleitung zur poln. Orthographie" 1741, un dein Buch über den mustergültigen Stil: „De emendandis vitiis eloquentiae", welches schon 1740 erschienen ist. Das erste, sehr oft herausgegeben und im bewußten Gegensatze zu der in den Jesuitenschulen gebräuchlichen geisttödtenden versificirten lateinischen Grammatik von Alvarez verständig und zweckentsprechend geschrieben, wurde, wiederholt herausgegeben, zu einem sehr verbreiteten Schulbuche und hatte den Vorzug, nachdem es ins Polnische übersetzt worden, unter nachbessernden Modalitäten von der Unterrichtscommission in alle Schulen eingeführt zu werden; das andere war bestimmt, den unnatürlichen, panegyrischen und durch Maccaronismen entstellten, geist- und geschmacklosen Stil aus den Schulen, aus der Poesie und den freien Redevorträgen zu verbannen, wobei Konarski seine eigenen frühern Gedichte und Panagyrici als abschreckende Beispiele hinstellte, und Regeln eines ansprechenden und gefälligen Stils zu geben, wobei auf classische lateinische Muster hingewiesen wurde. In dem zweiten Jahre ihres Bestehens zählte die Schule schon über 20 Zöglinge und Konarski, in der richtigen Voraussicht, daß die Neuheit und die Zweckmäßigkeit der Sache stets neue Schüler heranziehen würde, sorgte im voraus für ein geräumiges Gebäude und legte 1743 feierlich in Gegenwart vieler angesehener Herren den Grundstein zu dem neuen Schulgebäude an der Miodowa in Warschau. Damals war er seit dem Tode Jastrzębski's (gest. 1741) Provinzial der polnischen Piaristenhäuser und nahm als Deputirter derselben am Generalkapitel in Rom 1742 theil. Mit um so größerem Nachdruck und Erfolg konnte er für das Gedeihen seiner Schöpfung sorgen: er bereicherte die Bibliothek des Collegium nobilium, sah darauf, daß die in den Schulplan aufgenommenen Gegenstände der Landesgeschichte, der allgemeinen Geschichte, besonders des Alterthums, Geographie, Philosophie, Mathematik in zweckentsprechender Weise gelehrt würden; regelte die Pflichten der Vorgesetzten, Lehrer, Schüler, deren Bildung und Erziehung sorgfältig den Bedürfnissen derselben als zukünftiger Staatsbürger angepaßt, vorgeschrieben und geleitet wurde, und da die früher üblichen Mittel der geistigen und körperlichen Beschäftigung und der Zerstreuung wie Disputationen und ähnliche Spielereien dem Ernste des Schullebens zum Opfer fallen mußten, so sorgte Konarski für angemessene und bildende Zerstreuung durch specielle Vorschriften, vornehmlich durch Einrichtung einer Bühne, auf welcher meist in der Fastnachtszeit durch Schüler der Anstalt Schauspiele und Tragödien gespielt wurden, die den Geist und das Gemüth zu bilden im Stande waren. Dazu wurden meist polnische Uebersetzungen der bessern französischen dramatischen Werke, auch original-polnische Stücke benutzt, und so traten an Stelle der bei deu Jesuiten althergebrachten Schuldialoge, welche zu allegorischen, panegyrischen oder religiösen Declamationen oder Schaustellungen ausgeartet waren, kunstgerechte dramatische Erzeugnisse. Zu gleicher Zeit wurden auch die Piaristenschulen und Seminarien allmählich reformirt. Aber die Ueberanstrengung der Kräfte schwächte die Gesundheit Konarski's: im Sommer 1743 sah er sich genöthigt, in einem Bade in Lothringen Erholung und Stärkung zu suchen. Auf der Rückreise erwirkte er in Dresden bei August III. ein Privilegium für das Collegium nobilium in Warschau und die Zusicherung bedeutender Geldzuschüsse für mehrere Jahre; mehr noch erlangte er von polnischen Magnaten, vornehmlich seinen Verwandten, von denen Joh. Tarlo, Wojewode von Sandomir, außer einer schon früher gespendeten Summe von 114,000 polnischen Gulden noch weitere Zuschüsse gab, theils zum Bau des neuen Convictgebäudes, theils als Stipendienfonds, die Frau Wojewodin Tarlo ein Gut mit zwei Vorwerken im Kreise Radom, und so viele andere. Mit Hülfe dieser reich fließenden Spenden und getragen von dem ihm von verschiedenen Seiten entgegengebrachten Vertrauen, förderte er die Sache seiner Lieblingsschöpfung auf das nachdrücklichste: er machte zunächst den Schaden gut, den während seiner Abwesenheit eine Feuersbrunst in den bisherigen Schulräumlichkeiten, namentlich in der Bibliothek, angerichtet hatte, sodann brachte er den Bau des neuen Schulgebäudes im Laufe von mehrern Jahren so weit, daß es in feierlicher Weise im J. 1753 während des Reichstags in Gegenwart der angesehensten Herren, darunter auch August Czartoryski, Wojewode von Reußen, eröffnet und eingeweiht werden konnte. Konarski hielt dabei die Festrede, in welcher er alle Hoffnungen des künftigen Heils des Landes auf die richtige Bildung und Erziehung in der Schule legte. Unterdessen hatte Konarski seine reformatorischen Bestrebungen im Gebiete des öffentlichen Unterrichts auch in den andern Piaristenschulen und Seminarien weiter verfolgt, wobei er vor allem den Unterricht zeitgemäß erweiterte und einrichtete und den Zusammenhang zwischen Schule und Leben betonte, was bis auf seine Zeiten außer Acht gelassen worden war.

Um von äußern Hindernissen nicht gestört zu sein, wirkte er 1750 bei dem Papste Benedict XIV. durch den Primas Komorowski die Exemtion der Piaristenschulen und Häuser von der Controle des Ordensgenerals in Rom und Unterstellung jener unter die Controle des polnischen

Provinzials aus (damals Komorowski, des Primas Bruder). Trotz aller Anfechtungen und aller Opposition, die ihm von dem kurz zuvor von Rom gekommenen Ubaldo Mignoni, von dem frühern Provinzial Kamieński und von Dąbrowski gemacht wurde, führte er, gestützt auf das päpstliche Breve, nach welchem der Piaristenorden die frühern Statuten verbessern und umgestalten durfte, im Einverständniß mit den Vorstehern der Piaristenschulen in Polen und Litauen und im Einvernehmen mit den ältesten Piaristen, z. B. Fal. Mąkolski, seinen Bestrebungen entsprechende Ordnungen für das Klosterleben und die Schule ein, welche, in ein Statut gebracht, 1753 von dem Kapitel der versammelten Rectoren und Deputirten gebilligt und vom Papste 1754 sanctionirt, unter dem Titel Visitationes apostolicae pro provincia polona CC. RR. PP. M. D. scholarum piarum 1755 erschienen sind (beigegeben wurde auch das Statut für das Collegium nobilium, s. Łukaszewicz, Hist. szkół. II, 14). Auch äußerlich traten die Piaristen anders auf. So brachte Konarski trotz der größten Schwierigkeiten den Piaristenorden (Pauperes matris Dei), welcher seit seiner Einführung unter Wladislaus IV. nur eine untergeordnete Stellung eingenommen und sich mit dem niedern Unterrichte und auf arme Schüler beschränkt hatte, innerhalb kaum eines Menschenalters zu bedeutender Höhe, stellte den öffentlichen Unterricht auf zeitgemäße Grundlage, machte ihn dem Staate und seinem Interesse dienstbar. Der Jesuitenorden war überflügelt, welcher den höhern Unterricht (abgesehen von der Universität) fast ausschließlich in seiner Hand gehabt hatte; auch die Jesuiten mußten die Fehler und Mängel ihrer Schulen einsehen und besserten vieles nach dem Vorbilde der Piaristen. — Nach dem Vorbilde des Collegium nobilium, in welchem neben dem Latein das Französische, die Geschichte mit der Geographie und die Mathematik besonders eifrig betrieben und in welchem für die körperliche und moralische Ausbildung besonders gesorgt wurde, wurde auch in Wilna und in Lemberg ein solches angelegt. Hier erhoben die Jesuiten, die auf Grund eines alten Privilegs 1661 und nach Reichstagsbeschlüssen des Jahres 1667 und 1677 das alleinige Recht zur Anlage einer hohen Schule in Anspruch nahmen, ihr Collegium zu einer Akademie 1759, mußten aber, da sowol die Akademie zu Zamość als auch die krakauer Universität dagegen protestirte, nach dem Urtheilsspruche des Königl. Gerichts 1761 ihre Schule des akademischen Charakters entkleiden; dies benutzten die Piaristen und legten ein Collegium nobilium an.

Nachdem die Piaristenschulen, vornehmlich das warschauer Collegium nobilium eine ansehnliche Zahl von Zöglingen für das öffentliche Leben ausgebildet hatte, durfte Konarski es wagen, im Einklange mit den Reformbestrebungen der Czartoryski, gegen das Hauptübel in dem innern Staatsleben der polnischen Republik, gegen das liberum veto, in einem polnisch geschriebenen Werke O skutecznym rad sposobie (von dem wirksamen modus der Berathungen) in vier Theilen 1760—1763 aufzutreten (er hatte dies schon 1733 in Rozmowa, wenn auch nicht entschieden genug, gethan, s. Hoffmann, Hist. ref. 199). Dieses für die Läuterung der politischen Ansichten in Polen epochemachende Werk ist allmählich entstanden, nach Maßgabe der von der öffentlichen Meinung oder den maßgebenden Persönlichkeiten öffentlich oder dem Verfasser privatim geäußerten Ansichten und Urtheile (Konarski veröffentlichte über 50 zustimmende Briefe): in dem ersten Bande schildert der Verfasser in trüben Farben die Anarchie in Polen und stellt als einziges Mittel des Heils eine bessere Form der Berathungen hin: die Reichstage seien die höchste gesetzgebende und executive Gewalt in Polen und diese sei durch das liberum veto lahm gelegt; anfänglich durch eine Majorität, später durch eine Minorität, seit 1652 durch den Widerspruch eines einzigen Landtagsboten zerrissen, würden die Reichstage unter Anwendung verschiedener Mittel, zuletzt durch unnöthig gehäufte Controversen gehemmt und unmöglich gemacht: seit 1690 sei ein einziger Reichstag (1706) zu Stande gekommen. Die Abschaffung dieser Tyrannei des einzelnen könne nicht durch eine Conföderation, welche auch ein gefährliches Auskunftsmittel sei, sondern müsse durch den Reichstag selbst bewirkt werden. Die alte Ansicht, daß Polen nur durch Anarchie sich halte, entkräftet der Verfasser durch den Hinweis auf Theilungsprojecte. In dem zweiten Bande beleuchtet er wieder historisch den Krebsschaden im Körper der polnischen Republik: das liberum veto, weit entfernt, der Augapfel der Freiheit des Adels zu sein, sei stets das Mittel der Großen und der auswärtigen Mächte gegen das Wohl des Staats gewesen, durch seine Abschaffung und durch Einführung der Abstimmnng per maiora werde der Adel sich von der Bevormundung der Magnaten befreien. Im dritten Bande werden die Angriffe widerlegt, darunter die Besorgniß, der König, der die Verleihung der Aemter und der Starosteien habe, könne sich durch dieses Mittel die Majorität sichern und zur absoluten Herrschaft gelangen, durch den Vorschlag beschwichtigt, dem Könige die Distribution der Aemter und Güter zu entziehen. Der befürchtete Absolutismus würde eher bei der herrschenden Anarchie einbrechen. Hierbei wird die früher ausgesprochene Befürchtung von den bösen Absichten der Nachbarmächte beschwichtigt; diese würden eine innere Kräftigung der Republik gern sehen, sofern nur dem Absolutismus vorgebeugt wird. Im letzten Bande (1763) plaidirt der Verfasser wieder mit Nachdruck für die Abstimmung per maiora, für Aufhebung der Aemterverleihung durch den König, er deutet die größten Vortheile an, wenn der Thron für erblich erklärt würde und wenn man das in unzähligen Constitutionen zersplitterte Landrecht unter Beseitigung der Widersprüche codificire. Der Verfasser schließt mit der Schilderung der unausbleiblichen traurigen Folgen der Anarchie: schon so, ohne sich in fremde Händel zu mischen, habe Polen 10,000 Mann und den Respect von Europa verloren. — Niemand hat, seitdem vom Anfange des 18. Jahrh. an die Verfassungsfrage Polens (durch Karwicki, Leszczyński u. a.) in der Literatur behandelt wurde, trotz aller Um- und Vorsicht so entschieden seine Stimme gegen das liberum veto erhoben wie Konarski, er konnte sich nicht verhehlen, daß die Durch-

führung seines Reformgedankens schwierig sei, indeß hatte er und mit ihm alle Wohlgesinnten die Befriedigung zu sehen, daß von nun an, noch mehr seit dem Auftreten Zamoyski's, des Wojewoden von Inowraclaw, auf dem Convocations-Reichstage 1764 die Frage der Reform der Berathungen zur stehenden politischen Aufgabe wurde, bis sie auf dem großen Reichstage 1788—91 im Sinne Konarski's und der Reformpartei gelöst wurde.

Mit der Erhebung Stan. Poniatowski's, eines Neffen der Czartoryski, auf den polnischen Thron wurden die Reformbestrebungen auf die Tagesordnung gebracht und die Reformpartei wurde zur herrschenden; Konarski wurde jetzt, was er schon vor dem Tode August's III. gewesen war, in hohem Grade die Vertrauensperson und der Berather der nationalen Partei, man suchte und befolgte seinen Rath. Aber alle Versuche, ihn zur Annahme einer hohen Stellung zu bewegen, schlugen fehl (die Bischofswürde lehnte er wiederholt ab), er widmete sich bescheiden dem Dienste seines Ordens und der Literatur: er schrieb 1767 „Institutiones oratoriae", worin er, nachdem er in dem Werke „De emendandis vitiis eloquentiae" die äußere Seite des Stils behandelt hatte, über zweckentsprechende Disposition handelt. Neben den Schulangelegenheiten, deren Leitung er seit 1756 in andere Hände gelegt hatte, hatte Konarski stets offenes Auge und Herz für die wichtigsten Fragen seines Zeitalters und die wichtigsten Aufgaben seiner Mitbürger, und so wie er die Erziehung der jungen Generation geregelt und seine Mitbürger auf den Krebsschaden des innern Staatslebens hingelenkt hatte, so trat er auch 1769 gegen die Lauheit oder den Indifferentismus seiner Zeitgenossen in Sachen der Religion auf. Während in den Piaristenschulen der katholische Religionsunterricht eine wichtige Stelle einnahm, nahm die polnische Gesellschaft, der französischen Aufklärung huldigend, vielfach entweder den atheistischen oder deistischen Standpunkt ein. Gegen diese wandte sich Konarski in seinem Werke „O religii poczciwych ludzi" (Von der Religion der rechtschaffenen Leute), wo er die vermeintliche Religion dieser Freigeister bekämpft und den Satz beweist, daß ohne die geoffenbarte Religion keine Sittlichkeit möglich sei. Dieses vom allgemein freisinnigen, aber nichtsdestoweniger strenggläubigen Standpunkte geschriebene Buch gab Konarski's zahlreichen Feinden Anlaß zu Verdächtigungen; der päpstliche Nuntius Durini, welcher dieser Stimmung Ausdruck gibt, nennt Konarski in seinen Berichten an den päpstlichen Staatssecretär einen Mann ohne Religion; dabei bildete die Frage nach dem Rechte der Jurisdiction des päpstlichen Nuntius über die Piaristen eine unerquickliche Streitfrage, welche schließlich durch ein Breve Clemens' XIV. zu Gunsten des Nuntius entschieden wurde (Theiner, Geschichte Clemens' XIV, S. 297 fg.). Konarski rechtfertigte sich dadurch, daß er eine lateinische Ausgabe des Buches „De religione honestorum hominum" 1771 (in erweiterter, aber nicht veränderter Fassung) dem Papste Clemens XIV. übersandte, und hatte die Befriedigung, daß er vom Papste wegen seines Eifers belobt wurde. Diese Rechtfertigung, der auch bald die Auflösung des Jesuitenordens in Polen folgte, wurde noch erhöht durch die Auszeichnung des Königs, welcher Konarski durch eine Medaille mit der Inschrift: Sapere auso ehrte (1771, aber mit der Jahreszahl 1765).

Die literarische Thätigkeit Konarski's ist neben der pädagogischen und politischen eine umfassende. In jungen Jahren schrieb er in lateinischer Sprache „Panegyrici" und „Elegiarum libri III cum decade lyricorum" (Vars. 1724); auch in spätern Jahren schrieb er „Lyricorum in moralibus et politicis materiis" libri II (Vars. 1767). Zahlreich sind seine Orationes, auch in polnischer Sprache „Pismo na obronę nowo założonego Kollegium pijarskiego" (Wilna 1738) fol. (anonym); von seinen dramatischen Schriften, welche für die Bühne des Collegium nobilium in Warschau bestimmt waren, ist die polnische Uebersetzung von Corneille's „Otho" im J. 1744 erschienen, die Originaltragödie „Epaminondas" in Versen erst 1882 im II. Bande des „Archiwum oświaty (herausgegeben von der Krakauer Akademie der Wissenschaften); außerdem werden von Załuski in Bibl. poetarum Pol. Corneille's „Polieuctes", Racine's „Esther und Athalie" und Voltaire's „Zaïre und Alzire" als solche genannt, welche Konarski zusammen mit Orłowski für das Collegium nobilium ins Polnische übersetzt hat. Auch philanthropische Broschüren schrieb Konarski, so z. B. „Projekt o ustanowieniu szpitalów lub domów pobożnych". (*W. Nehring.*)

KONCHOIDE (κογχο-ειδής, muschelförmig), ist eine algebraische Curve vierter Ordnung, deren Construction nach den Berichten von Pappus (Συναγωγή ed. Hultsch, L. III u. IV) und Eutokius (Comment. in Archimedem de sphaera et cyl. l. II) von dem griechischen Mathematiker Nikomedes (c. 200 v. Chr.) zuerst angegeben und mit Hülfe eines einfachen Mechanismus auch graphisch ausgeführt worden ist. Dreht man eine Gerade um einen in ihr gelegenen festen Punkt O, während sie eine andere feste Gerade dabei in einem beweglichen Punkte P schneidet, so entsteht, wenn man auf den Geraden PO in jeder Lage die Strecken $P\Pi_1$ und $P\Pi_2$ von gleicher unveränderlicher Länge sowol in der Richtung von P nach O als auch in der entgegengesetzten abträgt, eine stetige Aufeinanderfolge von Punkten Π_1 und Π_2, welche die aus zwei Aesten bestehende Curve bilden. Nikomedes nannte den festen Punkt O den Pol der Curve, und betrachtete nur den einen Ast, welcher durch die Strecken $P\Pi_2$ erzeugt wird, und eine muschelförmige Form mit zwei Wendungen erhält. Er bemerkte auch schon, daß dieser Ast asymptotisch zu der festen Geraden verläuft. Der zur Erzeugung dienende Mechanismus ist nächst dem Lineal und Cirkel der einfachste. Nikomedes zeigte, wie mittels desselben die Aufgabe gelöst werden kann, zwischen zwei Zahlen a und b zwei mittlere Proportionalen einzuschalten, also die Größen x und y zu bestimmen, welche der Relation

$$a : x = x : y = y : b$$

genügen, eine Aufgabe, auf welche nach den Ueberlieferungen von Eratosthenes (im Commentar des Eutokius), und Proklus bereits Hippokrates von Chios

im 5. Jahrh. v. Chr. das berühmte Problem der Verdoppelung eines Würfels zurückgeführt hatte. Nach dem Berichte des Proklus hat auch schon Nikomedes die Konchoide verwandt, um einen beliebigen Winkel in drei gleiche Theile zu theilen. Diese Construction findet sich bei Pappus (l. IV), der sich selbst als den Erfinder derselben bezeichnet. Sonach sind diese beiden Probleme, deren Auflösung auf der Lösung einer binomischen kubischen Gleichung beruht, schon in der Geometrie der Alten durch den gleichen Mechanismus vereinigt. Auch Newton gebrauchte die Konchoide zur graphischen Auflösung der Gleichungen 3. und 4. Grades (De aequationum constructione lineari, Arith. univ.).

Wählt man die feste Gerade parallel zur x Axe, und liegt der Pol unterhalb derselben in der Entfernung a im Coordinatenanfangspunkte, so wird, wenn die constante Länge $P\Pi_1 = P\Pi_2 = p$ ist, die Gleichung der Curve:

$$p^2 y^2 = (a-y)^2(x^2+y^2)$$

Der unendlich ferne Punkt auf der Geraden $y = a$ ist ein Selbstberührungspunkt der Curve, der Pol ein Doppelpunkt mit reellen, zusammenfallenden oder imaginären Tangenten, je nachdem p größer, gleich oder kleiner als a ist. Die Curve ist demnach vom Geschlechte o.

Eine Verallgemeinerung der Konchoide untersuchte Roberval (Divers Ouvrages, contenues dans Mémoir. de l'Acad. depuis 1666—1669. T. VI), indem er statt der festen Geraden einen festen Kreis annahm und den Pol auf der Peripherie dieses Kreises. Er nannte diese Konchoide auf circularer Basis: Limaçon de Pascal, zu ihr gehört die Kardioide. Eine ausführliche Untersuchung der Konchoide, deren Basis eine beliebige Curve bildet, hat de la Hire (Mém. de l'Acad. des Sc. 1708) ausgeführt.

Eine praktische Verwerthung wurde der Curve gegeben, indem Vignola in seinem Lehrbuche der Perspective zur Construction der Curven, nach denen die Profile der Säulen gekrümmt sind, ein Verfahren ersann, von welchem Blondel (Cours d'Architecture 1750) nachwies, daß es den obern Zweig einer Konchoide liefert. Indessen ist es bei den überaus schwach gekrümmten Curven der Säulen nicht möglich, mit Sicherheit zu entscheiden, ob überhaupt dieselben nach einer bestimmten mathematischen Regel von den griechischen Architekten gebildet worden sind. (Vergl. Hauck, Subjective Perspective 1879). *(Ax. Harnack.)*

KONDA, Fluß im russisch-sibirischen Gouvernement Tobolsk, linker Nebenfluß des Irtysch, entspringt in den Wäldern an der Grenze des Beresowskischen und Turinskischen Kreises, fließt anfangs südlich, dann südöstlich, zuletzt von der Mündung der Kuma an nordöstlich und mündet nach einem Laufe von 597 Kilometr. in den Irtysch etwas unterhalb des Dorfes Rjepolowsk. Die Ufer sind sehr schlammig und zum Theil sumpfig. An beiden Seiten der Konda finden sich gegen 30 Seen; sie selbst durchfließt vier Seen oder Tumane (wogulisch Tòman, d. i. Durchgangssee) und ist nicht schiffbar. Ihre Nebenflüsse sind von links: die Muljilja, Jachwa, Tana und Jukonda, von rechts: die Jewra oder Jerwa und Kuma. Am Oberlaufe des Flusses bis zur Mündung der Jukonda nomadisiren Wogulen, von da an bis zum Irtysch Ostjaken. Diese Ostjaken an der Konda bilden die sogenannte Kleine Konda-Wolost (ostjakisch: Chund-amir) mit 828 Einwohnern. In früheren Zeiten war das Flußgebiet der Konda unter dem Namen Kondia bekannt, der in den Titel der russischen Kaiser übergegangen ist. *(P.)*

KONDOMA, Fluß im russisch-sibirischen Gouvernement Tomsk, Kreis Kusnezk, entspringt am Westabhange des Kusnezkischen Alatau, auf den Bergen Ala und Tschorba, und mündet nach einem meist nördlichen Laufe von 342 Kilom. links in den Tom. Der Fluß ist dadurch bemerkenswerth, daß er Goldsand führt; auch finden sich an ihm Steinkohlenlager und Eisenerze. An seinem obern Laufe nomadisiren die tschernowschen oder kusnezkischen Tataren (von den Russen kusnezy, d. i. Schmiede, genannt, weil sie schon bei der Eroberung Sibiriens durch die erstern das Eisen zu bearbeiten verstanden) und Nachkommen der alten Teleuten; hier findet sich auch an der Mündung des Flüßchens Kabarbinka die Spaßkische Goldwäscherei, 1843 von der russischen Regierung errichtet. An der untern Hälfte des Laufes haben Russen Dörfer angelegt. *(P.)*

KONDURIOTIS (mit der Nebenform Kunduriotis) ist der Name einer großen hydriotischen Familie, die während des Befreiungskrieges der Neugriechen eine bedeutende Rolle gespielt hat. Die Kenner der Zustände Griechenlands während der Herrschaft der Pforte wissen, daß die Katastrophe, die über die Venetianer in Morea 1715 hereinbrach, wesentlich auf die stärkere Bevölkerung der Klippeninseln bei den südlichen Gestaden von Argolis einwirkte. Während und nach der Vertreibung der Flagge des St.-Markus aus Griechenland nämlich siedelten aus Furcht vor der mit alter Wildheit sich erneuernden türkischen Ueberflutung zahlreiche griechische und albanesische Familien aus Morea und Livadien nach Spetzä und Hydra über. Zu denselben gehörte das Geschlecht, welches später nach seiner frühern Heimat, nach dem Flecken Kondura oder Kundura in dem Gebirge Karydhi (in dem Canton Megaris), den Namen Konduriotis oder Kunduriotis führte. Wie andere ihrer Schicksalsgenossen nahmen die Konduriotis an der interessanten Entwickelung der Insel Hydra während des 18. Jahrh. theil. Der riesige Aufschwung des hydriotischen Handels während des letzten Viertels dieses Jahrhunderts und nachher bis zur Zeit des Sturzes Napoleon's I. machte es den Konduriotis möglich, gewaltige Reichthümer zu gewinnen. Damit erlangte das rüstige Geschlecht auch eine mächtige Stellung unter den Primatenfamilien der Insel.

Unter diesen Umständen war es nur natürlich, daß die Konduriotis in den Kämpfen eine wichtige Rolle spielten, welche endlich zur Erwerbung der nationalen Selbständigkeit Griechenlands geführt haben. Für die Zeit des Griechisch-Türkischen Krieges sind hier nun historisch bedeutend geworden die Brüder Lazaros und Georgios Konduriotis, welche der nationalen Sache acht Schiffe

und mehrere Millionen Drachmen aus eigenem Vermögen, in Wahrheit den ganzen Reichthum ihres Hauses zum Opfer gebracht haben.

Der ältere Bruder, Lazaros Konduriotis, war etwa 1768 auf Hydra geboren und befand sich, als im April 1821 der griechische Aufstand in Morea ausbrach, — als ein reicher Rheder unter den regierenden „Demogeronten" seiner Insel. War er klug und vorsichtig den Minirungsarbeiten der „großen Hetärie" vor dem Ausbruche des Kampfes gefolgt, so hat er, als erst der Pforte abgesagt worden war, neben seiner Opferwilligkeit sich durch seine wackere Sinnesweise, durch seine Ausdauer und Zähigkeit als eine Stütze der nationalen Sache auf Hydra bewährt. Der schreckliche Krieg, der den Wohlstand der Hydrioten für immer zu Grunde richtete, hatte schon fünf Jahre nach seinem Ausbruche unter dem Inselvolke vielfach theils verzweifelte Muthlosigkeit, theils den Hang zur Piraterie hervorgerufen; beiden gefährlichen Richtungen ist Lazaros nach Kräften entgegengetreten. An der centralen Leitung der griechischen Dinge während des Krieges hat sich Lazaros nicht betheiligt; nichtsdestoweniger genoß er in ganz Griechenland ein weitverbreitetes Ansehen. Es war daher für den Präsidenten Giovanni Kapodistrias sehr unangenehm, daß bei der wachsenden Erbitterung im Lande im J. 1830 auch Lazaros Konduriotis die Beziehungen zu seiner Regierung abbrach, und später (Juni 1831) Mitglied der hydriotischen Commission wurde, die nun offen den Kampf gegen den Präsidenten aufnahm. Die Bemühungen des tüchtigen Mannes, nach Ablauf der Geburtswehen des griechischen Staats die ruinirten Inseln wieder zu heben, sind nur von mäßigem Erfolge begleitet gewesen. Lazaros ist in hohem Alter am 17. Juni 1852 auf Hydra gestorben.

Persönlich viel unmittelbarer als Lazaros betheiligte sich sein Bruder Georgios an der allgemeinen griechischen Politik, obwol er dem ältern Bruder weder an Begabung noch an Charaktertüchtigkeit sich gleichstellen konnte. Georgios hatte namentlich das Unglück, sehr tief in die innern Schwierigkeiten und wüthenden Parteikämpfe verflochten zu werden, durch welche die nur erst halb befreiten Griechen seit 1823 ihre Kräfte thörichterweise verbrauchten. Der Gegensatz zwischen den Parteien der peloponnesischen Militärchefs und der Primaten, namentlich der Inseln, erhielt aber seine schlimme Verschärfung, als die legislative Versammlung in Kranidhi am 18. Jan. 1824 ihn und den Dr. Kolettis an die Spitze einer neuen Regierungscommission stellte, welche allerdings ein kräftiges Regiment führte, aber auch das Uebergewicht der Inselgriechen und der Rumelioten über die „Moraïten" gar sehr scharf geltend machte. Die Kraft und Geschicklichkeit, mit welcher diese Regierung gegen die Aufstandsversuche der Peloponnesier vorging, ließ Konduriotis hernach vermissen, als seit Ende Februar 1825 der schreckliche Ibrahim Pascha mit seiner ägyptischen Armee in Messenien festen Fuß gefaßt hatte und den Krieg gegen die Hellenen aufnahm. Sein früheres Ansehen schwand immer mehr, als Georgios, der weder Feldherr war, noch auch die Beschwerden eines Feldzuges körperlich ertragen konnte, Messenien verließ und thörichterweise den kriegerischen Kapitänen, die gegen die Aegypter im Kampfe standen, einen hydriotischen Schiffskapitän, den Demetrios Skurtis, zum Chef gab, der nachher in der Schlacht bei Kremmydi (19. April 1825) aufs Haupt geschlagen wurde. Weitere Unglücksfälle, zuletzt der Fall von Missolunghi (22./23. April 1826), machten seine Regierung vollkommen unhaltbar. Als er und seine Collegen damals zurücktreten mußten, kehrte er nach Hydra zurück und betheiligte sich zunächst durch die Presse an den politischen Bewegungen. Der Gegensatz zu Miaulis und Tombasis hatte ihn zum Gegner der unter diesen schlimmen Zeitläuften in Griechenland entwickelten „englischen" Partei werden lassen, und für längere Zeit auf die Seite der sogenannten „russischen" Partei geführt, die nachher — freilich wider seine Wünsche — in der Nationalversammlung zu Damala am 11. April 1827 den Grafen Giovanni Kapodistrias zum Präsidenten wählte. Unter dessen Herrschaft war Georgios eine Zeit lang Abtheilungschef in der durch Kapodistrias 1828 geschaffenen Staatsverwaltung, dem sogenannten Panhellenion, folgte aber später der hydriotischen Opposition gegen den Präsidenten, und spielte 1832 bei der Parteiung der Syntagmatiker unter diesen seine Rolle im Gegensatze zu den Kybernitikern. Nach dem Sturze des Präsidenten Augustin Kapodistrias wurde (14. April 1832) Georgios ein Mitglied der neuformirten, regierenden Siebener-Commission zu Nauplia, kehrte aber nachher bei deren innerm Zerfalle und bei der Unmöglichkeit einer Verständigung mit dem kybernitischen Senate am 3. Oct. 1832 nach Hydra zurück. Später unter König Otto seit 1835 Mitglied des griechischen Staatsrathes, ist Georgios im März 1858 gestorben. *(F. G. Hertzberg.)*

KONEWKA (Paul), Silhouetten-Zeichner, geb. 5. April 1840 zu Greifswald, gest. 10. Mai 1871 zu Berlin. Der Vater des Künstlers, ein Universitätsbeamter, aus einer polnischen Familie stammend, war ein Mann von gediegenem Wissen und da er an seinem Sohne die Bemerkung machte, daß er Sinn für Kunst besitze, unterließ er nichts, demselben alle Wege zur künstlerischen Ausbildung zu ebnen. Bereits in der Zeit, bevor er das Gymnasium seiner Vaterstadt besuchte, zeigte der Knabe eine bewunderungswürdige Auffassungsgabe der verschiedensten Erscheinungsformen, die er auf eigenthümliche Weise festzuhalten verstand. Er schnitt nämlich mit der Scheere die Contouren eines jeden Gegenstandes trefflich aus, sodaß es dem aufmerksamen Beobachter leicht wurde, aus den Umrissen sich den Gegenstand der Darstellung klar vorzustellen. Ohne Anleitung von außen, rein durch einen innern Trieb geleitet, hat er die Silhouette geübt. Was ursprünglich nur ein Spiel gewesen, wurde später zur wirklichen Kunst. Zuerst kam Konewka in Drake's Atelier, um sich für die Bildhauerei auszubilden; bald sagte ihm dieser Kunstzweig nicht zu und er wurde Adolf Menzel's Schüler, freilich nicht, um Maler zu werden, sondern um sich in der Zeichnung zu vervollkommnen. So war es ihm möglich geworden, die

Silhouette, bislang nur ein Spiel müßiger Hände oder der Mode, zu einer Kunstform zu erheben. Seit 1860 begann Konewka in diesem Fache zu produciren. Tausende von Bildern entstanden, es war, als ob sie seine ungemein rege Phantasie als Schattenbilder auf die Wand geworfen hätte. Die Virtuosität und Schnelligkeit, mit welcher er, oft in der Gesellschaft, unbemerkt, unter dem Tische, das Porträt eines Anwesenden schnitt, gab zu vielen Anekdoten Anlaß; denn dieser Kunst wie auch seines geselligen Charakters wegen war er überall sehr beliebt.

Er umfaßte mit seiner Gabe ein sehr weites Darstellungsgebiet, neben naturtreu aufgefaßten Gruppen aus dem Thierleben des Hauses wie des Waldes verstand er es, drollige Originalgestalten aus dem Alltagsleben trefflich zu schildern, wie er auch die classischen deutschen Dichter prächtig zu illuminiren wußte. Ueber alles reizend sind aber seine Kinder und anmuthigen Mädchen und Frauen. Im J. 1867 weilte Konewka in Stuttgart, besuchte den Schwarzwald zu wiederholten malen. Mehrere seiner Arbeiten, die ein Ganzes bilden, sind im Druck erschienen. Wir nennen: „Bilder zu deutschen Volksliedern", „Der Spaziergang aus Goethe's Faust", „Zwölf Blätter zum Faust" (bei Amsler u. Ruthardt in Berlin), „Shakespeare's Sommernachtstraum", „Das Bilderbuch für Kinder", „Der schwarze Peter", mehreres in Weise's deutschen Bilderbogen; „Falstaff und seine Gesellen" (Straßburg 1871). Seine letzte Arbeit ist im „Daheim", eine Illustration zum Volkslied: „O Straßburg u. s. w."

S. Herm. Kurz, „Falstaff und seine Gesellen", wo biographische Notizen gegeben werden. *(J. E. Wessely.)*

Kong-fu-tse, s. Kung-fu-tse.

KONGO[1]). 1) **Kongo, Zaire, Moienzi-Ensaddi**, größter Strom Afrikas, dessen directer Abstand von der Quelle (Tschambesi) bis zur Mündung 2300 Kilom., dessen Gesammtlänge ca. 4200 Kilom. beträgt. Sein Quellfluß Tschambesi entspringt unter 9° südl. Br., 32° östl. L. von Greenwich in ca. 1300 bis 1650 Met. Seehöhe auf dem Mambwegebirge in mehrern Quellbächen, ungefähr in der Mitte zwischen dem Südende des Tanganjika im Nordwesten und dem Norduser des Nyassasees im Südosten, und ergießt sich nach einem südwestlichen Laufe von 350 Kilom. in den Bangweolo- oder Bembasee, welcher von allen Seiten her noch bedeutende Zuflüsse erhält, verstärkt durch den Lokinha, Mapampa, Lokulu und Mansia. Der Bangweolosee, zwischen 11° und 12° südl. Br., 28° 30′ bis 30° 50′ östl. Länge von Greenwich, im Süden von dem 2100 Met. hohen Lokingaplateau, im Norden von den Urungubergen, im Westen von dem Konda Irungogebirge eingeschlossen, liegt 1124 Met. über dem Meere, steigt aber zur Zeit des Hochwassers um 2 bis 15 Met. über seine, namentlich im Osten, Nordosten und Südosten niedrigen, schlammigen Ufer und hat einschließlich der zahlreichen Inseln, unter denen Lifungo, Kisi, Tschiribe, Moezia, Kasanga die bedeutendsten sind, eine Größe von 19,680 □Kilom. Sein Ausfluß an der Südostküste wird Luapula genannt, welcher, durch den auf den Urungubergen entspringenden Luango und dessen bedeutende Nebenflüsse verstärkt, sich nach 250 Kilom., erst von Osten nach Westen gerichtet, dann in großem Bogen nach Norden umwendend unter 9° 30′ südl. Br. in den Moëro-Okata oder Mwerosee (ca. 5000 □Kilom. groß incl. der großen Kirwa-Insel) ergießt, im Nordwesten der Hauptstadt Casembe des Reiches Lunda. Der Moërosee empfängt von allen Seiten bedeutende Zuflüsse, den Lofuku, Kafira, Mokoa, Kamfua, Moronde, Kampombwe, besonders aber im Osten den 210 Kilom. langen Kalongosi mit seinen Zuflüssen Moambasi, Tschisera, Luena, von Norden der Urunguberge her, auf dem Hochlande zwischen dem Moëro und Tanganjika. Auf diesem Hochlande liegt unter 11° südl. Br. die Wasserscheide zwischen Tschambesi und Loangwa, einem Quellflusse des Sambese, während unter dem 12° südl. Br. 26° östl. L. von Greenwich die Quellen des Sambese denen des Lufira und dem Luapula im Südosten des Bangweolo auf geringe Entfernung genähert sind, sodaß ein Kanal von 25—35 Kilom. über flaches, ebenes Land die beiden großen Systeme des Kongo und Sambese, also den Atlantischen mit dem Indischen Ocean miteinander verbinden würde, wie in der Regenzeit (nach Cameron) schon jetzt eine Verbindung zwischen beiden gebildet wird. Der Fluß verläßt den See an seiner Nordspitze (8° 30′ südl. Br., 914 Met. über dem Meere) unter dem Namen Luwa (auch Lualaba) in nordwestlicher Richtung, empfängt rechts den Lofunzo, Luisi, Luvigila, links den eigentlichen Lualaba. Dieser Lualaba (550 Kilom. lang) entspringt unter 12° 30′ südl. Br. auf dem Konegebirge, durchfließt den Lohembasee, empfängt dann links den Luburi und mündet in den Kikondscha oder Kassalisee (700 Met. Seehöhe), in welchen noch von Westen her der Luvoi, von Osten her der Lufira (Lulua) und Lekulwe (ca. 500 Kilom. lang) einmünden. Nach dem Austritte aus dem Kassalisee (8° 10′ südl. Br.) durchfließt der Lualaba fünf Seen: Kowamba, Kohando, Ahimbe, Bembe und Siwambo, vielmehr bedeutende Erweiterungen des Flußbettes des ohne starkes Gefäll dahinschleichenden Flusses, empfängt von rechts und links eine Menge ansehnlicher Zuflüsse, besonders Luwidscho, Kuvoi, Losansi, Luvunguvi von Westen; Kulamehongo, Mana, Kasamba, Kisuwulungu von Osten her, alle ansehnliche Flüsse, und mündet nach ca. 590 Kilom. langem Laufe kurz vor der Erweiterung des Flusses zum Kamolondosee in den Luvwa. Der Kamolondo- oder Landschisee (5° 30′ bis 6° südl. Br.) ist eigentlich nur eine starke mit vielen Inseln bedeckte Erweiterung des Flusses, in welchen von Westen her Tschobela und Lufira, von Osten her besonders der Lukuga als Abfluß des Tanganjika einmündet, der somit zum bedeutendsten Tributär des

1) Wenn an dieser Stelle der erst in unserer Zeit erschlossene Strom wiederholt geschildert werden soll, so wird die Bedeutung desselben für Europa diese Ausnahme rechtfertigen, da die Angaben des Artikels Congo (Encyklopädie I. Sect., Thl. 19) durchaus nicht mehr zutreffen. Die Darstellung der Verhältnisse des neugebildeten neutralen Kongostaats bedarf keiner Rechtfertigung. Anmerkung der Redaction.

Kongo wird, ohne indeß eine seiner Größe angemessene Wassermenge an den Strom abzugeben. Der Tanganjika (zwischen 3°—9° südl. Br., 528 Kilom. lang, 22—75 Kilom. breit, 824 Met. über dem Meere) ist fast rings von steilen, 800 bis 1000 Met. über den Spiegel des Sees aufsteigenden Höhen umgeben, von welchen zahlreiche Wasserfälle herabstürzen. Aus der bedeutenden Tiefe des Sees steigen nur wenige und kleine Inseln, z. B. die Kasenge- und Kabogoinseln im Süden empor. Gespeist wird der See durch zahlreiche Zuflüsse, besonders den Malagarasi mit dem Ngumbe, Wale-Nullah und Ngombe-Nullah (430 Kilom. lang), den Rusizi im Osten, den Lufu mit dem Urungu im Süden, den Lofuku, Rubuko, Ruando ꝛc. im Westen, Luanda im Norden, durch welchen auch der Muta-Nzige mit dem Tanganjika in Verbindung stehen soll. Der Lukuga-Lualaba verläßt den Tanganjika an der Westküste 2286 Met. breit, empfängt den Njemba, Katamba und Luwika und mündet zwischen 5—6° südl. Br. in den Lualaba; er ist bald nach seinem Ausflusse aus dem See durch bedeutende Grasbarren verstopft und unfahrbar, bildet vielleicht auch nur bei bedeutendem Hochwasser des Sees, welches bei dem unregelmäßigen Anschwellen desselben nicht jedes Jahr eintritt, einen wasserreichen Abfluß zum Kongo, während bei gewöhnlichem Stande nur geringe Wassermengen aus dem See entsendet werden.

Bald nach dem Austritte aus dem Landschisee empfängt der nunmehr Lualaba genannte Kongo rechts den Luamo mit mehrern starken Zuflüssen, den Lulindi und bei Njangwe (4° 15′ südl. Br., 26° 16′ östl. L. von Greenwich) den Toba mit mehrern Zuflüssen. Hier, an dem Endpunkte der Forschungen Livingstone's und dem eigentlichen Beginn der Stanley'schen Entdeckungen, ist der Fluß 1250—1350 Met. breit, 6—8 Met. tief und durchbricht von hier ab auf einer Strecke von 280 Kilom. den Westrand des ostafrikanischen Hochlandes in einer Reihe von Katarakten und Fällen, empfängt auf dem bis zu den Stanley-Fällen unter dem Aequator nach Nordwesten gerichteten Laufe rechts den Kipembwa, Lira, Urindi, Lowwa, Leopoldstrom; links den Ruwubu (Ruiki) und Kasuku (Luwik), von denen die rechtsseitigen bis kurz vor ihrer Mündung reine Gebirgsströme und für den Verkehr werthlos sind. Mit dem Beginn der Katarakte heißt der Strom Ruarowa oder Ruwarowa, in dessen Norden der große Wald von Uregga liegt. Kurz vor den Stanley-Fällen nimmt der Fluß links, gegenüber der Mündung des Leopoldflusses (1° 30′ südl. Br.), den bedeutenden Lomamifluß (1100 Kilom. lang) auf. Die Quelle desselben liegt unter 9° 24′ südl. Br., 24° 15′ östl. L. von Greenwich; er empfängt von Westen her den Luwembi (Luembi), der den Ikisee durchströmt. Die auf den Lomami folgenden Nebenflüsse des Kongo vom Süden haben alle eine bedeutende Größe, tiefeingeschnittene und steile Ufer und ziemlich parallelen Lauf. Der nun sehr breite Kongo wird nahe beim Aequator in den zahlreichen Stanley-Fällen (503—450 Met. über dem Meere) stark zusammengeschnürt, um nach deren Ueberwindung endlich mit mächtiger Breite und großem Inselreichthume den Unterlauf zu beginnen, auf dem er fast 1500 Kilom. lang bis zum Stanley-Pool für Dampfer fahrbar wird. In den Fluß münden nun rechts der Mbura und Aruwimi, welchen letztern Stanley auf seiner jüngsten Reise bis Yambuga (in gerader Entfernung bis zur Mündung 150 Kilom.) befahren hat und für identisch mit dem Uelle Schweinfurth's erklärt. Auch Nachtigal hat außer Stanley die Zugehörigkeit des Uelle zum Kongo behauptet, während Schweinfurth, Hutchinson und Junker dieselbe bestreiten. Nach Junker entspringt der Uelle 2° 20—30′ nördl. Br. und zwischen 30° und 31° östl. L. von Greenwich an dem Westabhange der Blauen Berge als Kibali, empfängt rechts den Duru, Kapili, Mbmole, Gurba, Bomo, Ura, Zigo; links den Gadda, Kliua, Majo, Bapi; bis auf 840 Kilom. nach Westen ist der Strom bekannt, dann aber scheint sein weiterer westlicher Lauf mit einer Einmündung in den Aruwimi nicht vereinbar. Wahrscheinlicher ist die Annahme Junker's, daß der südlich vom Uelle ebenfalls nach Westen fließende Npoko zum Aruwimi gehöre.

Endlich erreicht der mächtige Strom, aus der nordwestlichen in die westliche Richtung einlenkend, unter 22° östl. L. von Greenwich und 2° 5′ nördl. Br. im Lande der Barua, nun Ikutu Jakongo genannt, seinen nördlichsten Punkt und empfängt, allmählich nach Westsüdwesten gerichtet, von Norden her den Ukere, von Süden den Lubilasch, welcher im Gebiete der Baschilange aus dem Lubiranzi und Luwembi entsteht; ferner wird noch genannt als südlicher Nebenfluß der Sankuru (Sankora), der den gleichnamigen, 75 Kilom. langen See und zwei bedeutende Nebenflüsse, Luilha und Buzimani, aufnehmen soll. Nachdem der Fluß in seiner westlichen Richtung noch den Ngala (Bangala, 2° nördl. Br., 19° östl. L.) aufgenommen und sich immer mächtiger entwickelt hat, wendet er sich unter 1° nördl. Br. 17° 30′ östl. L. von Greenwich nach Süden und empfängt gleich darauf von Norden den Mbundgu und links den sehr bedeutenden Ikelemba (N'Zaire, Uruki), der wahrscheinlich den Unterlauf des nur in seinem Oberlaufe erforschten Kassai bildet. Dieser letztere, über 1900 Kilom. lang, entspringt 1650 Met. über dem Meere im Lundareiche, über 300 Kilom. von der Westküste entfernt und empfängt an bedeutenden Nebenflüssen rechts den Lulua mit Luisa, Kalandschi und Lubilasch; links den Tschikopa, Luaschimo, Tschiumbue, Luwembe, Lowua, Luele, Loangue. Südlich des Ikelemba liegt der 192 Kilom. lange Matumbasee, 48 Kilom. nördlich des Sees Leopold II. Die Angaben über ihn und seinen Abfluß sind zu ungenau, als daß sich Bestimmtes über seinen Abfluß zum Leopold II. oder direct zum Kongo sagen ließe. Aus dem südlichern See Leopold II. (110 Kilom. lang) mit zahlreichen Inseln fließt der Wabumafluß (Ibari Nkutu), mit welchem der Kwango (Quango 1050 Kilom. lang) sich vereinigt, dessen Quellen nahe denen des Kassai sich finden, dessen Nebenflüsse aber ungleich schwächer entwickelt sind, am bedeutendsten Kukunobi, Luhe, Kuengo, Luale, Kambo, Kugho. Weiter abwärts sind noch als südliche Zuflüsse des Kongo zu nennen Kuillu, Luwu und Mpopo, Flüsse

der Ebene mit kurzem Berggebiete, welche im Gebiete der Livingstone-Fälle in Wasserfällen in den Kongo herabstürzen. Von der rechten Seite fallen noch zum Kongo der Kunja, Alima, Mpuka, Lefimi (Lawson), Gordon-Bennetfluß (Dschue), Nkenke, Edwin-Arnoldfluß u. a. unbedeutende Gewässer. Zwischen 4° und 4° 20′ südl. Br. erweitert sich der Kongo noch einmal zu dem circa 40 Kilom. langen, 26 Kilom. breiten, circa 1350 □Kilom. großen Stanley-Pool (327 Met. über dem Meere) mit 17 größern und vielen schwimmenden Schilf- und Papyrusinseln, alle reichbelebt von Wild, Elefanten, Büffeln, Flußpferden, Krokodilen und zahlreichen Wasservögeln, von gutbewaldeten bis 900 Met. hohen Ufern umgeben; hier hört die 1455 Kilom. lange Fahrstraße des Kongo bis zu den Stanley-Fällen auf, die Ufer treten nun näher zusammen, erheben sich steil aus dem Flusse, bilden zahlreiche Felsenriffe im Flußbette und es beginnen von Brazzaville (Kintamo) abwärts bis unterhalb Isanghila die 32 Livingstone-Fälle, auf einer Strecke von 322 Kilom. bis zum letzten Fall bei Yellala. Bis Manjanga abwärts, 152 Kilom. lang, ist der Fluß unfahrbar, dann 118 Kilom. bis Isanghila wieder schiffbar. Vom Stanley-Pool bis Vivi wird nämlich das westafrikanische Schiefergebirge, welches das Plateau mit seinen ausgedehnten Prärien durchschneidet, vom Kongo durchbrochen. Auf der Strecke bis Boma, 345 Kilom. lang, fallen die Ufer 120—250 Met. oft steil ab; 90—2300 Kilom. breit. Das stark gewundene Bett bis dahin ist in krystallinischen Schiefer (Quarzsandstein, Glimmerschiefer, Quarzit) eingegraben, während im Niederlaufe, so am Blitz- und Fetischfelsen, Granit auftritt. Von Ntamo abwärts ist der Fluß gleich einem riesigen Wildbach in steil abschüssigem Bett, mit 13,5 Met. Stromgeschwindigkeit in der Secunde, 400—800 Met. breit, 40—90 Met. tief, mit seinen zahlreichen Fällen, von denen Ntama, Inkissi, Nseto, Mowa, Mataka, Mbelo, Mansau, Ngombi, Isanghila, Yellala die meist genannten sind; auch die auf dieser Strecke dem Kongo zufließenden Nebenflüsse fallen in Wasserfällen und Stromschnellen zu demselben herab. Der Gesammtfall des Stromes vom Stanley-Pool bis Boma beträgt 314 Met. Boma, 13 Met. über dem Meere, ist 133 Kilom. von der Mündung des Kongo entfernt. Hier tritt der vorher nur 400—800 Met. breite, oft auf 90 Met. eingeengte Strom in die Küstenebene. Die Ufer erweitern sich schnell auf 3200 Met., treten immer weiter voneinander, werden allmählich flach und bilden zahlreiche, durch Inselreihen getrennte Stromläufe, bis die Mündung selbst (6° südl. Br.) zwischen Punta do Padrao mit dem Fetischfelsen im Süden und Shark Point (Haifischspitze) mit dem Blitzfelsen am Norduser die Breite von 10 Kilom. erreicht bei einer mittlern Tiefe von 300 Met. Das Mündungsgebiet selbst ist nicht ein Delta, sondern eine sogenannte Bayouxbildung von 32 Kilom. Breite, während der Hauptstrom nur 3—6 Kilom. breit ist; doch ist nach Johnston der Fluß von Boma ab zur Deltabildung geneigt und nur mit vieler Mühe kann diesem Streben entgegengearbeitet werden. Unter den Inseln des Mündungsgebiets sind Buka, Kete, Chombe, Stocking u. a. die bedeutendsten, zwischen ihnen drei Fahrwasser: das nördliche Nvangwa, das mittlere besonders befahrene Mamballa oder Nschibul, das südliche Rio Sonho; die breiteste Stelle des Fahrwassers innerhalb dieses Inselarchipels mißt 9,3 Kilom. Bei Punto da Lenha liegen die Draper- und Grasinseln. Darauf beginnt die zweite Inselbildung des Kongo, wobei der Fluß 3—6 Kilom. breit freies Fahrwasser hat an den Seiten zahlreicher kleiner, durch enge Flußarme getheilter Inseln. Die Mündung des Kongo selbst wird gebildet durch zwei Landzungen, die Halbinseln Banana im Norden und Antonio im Süden mit den äußersten, 10 Kilom. voneinander entfernten Mündungspunkten Pointe française und Shark Point.

Eine kritische Zusammenstellung vorstehender überreicher Angaben über den Kongo ergibt folgendes Gesammtbild. Das Stromgebiet des Kongo erstreckt sich von 12° bis 32° östl. L. von Greenw. über 20 Längengrade, vom 7° nördl. Br. bis zum 12° südl. Br. über 19 Breitengrade, und nimmt nach der planimetrischen Berechnung Petermann's ein Areal von 59,100 geographischen □Meilen oder 3,253,800 □Kilom. ein, d. h. sechsmal soviel als das Deutsche Reich. Das in großem Bogen nach Süden geöffnete Becken dieses gewaltigen Stromes, nach Stanley ursprünglich ein riesiger See, hat von der Lowwamündung bis zum Stanley-Pool, in 1100 Kilom. geradem Abstande, nur ein Gefäll von 176 Met., begünstigt also bei bedeutender Wassermenge im Gebiete der äquatorialen und tropischen Regen eine gesteigerte Wirkung auf die Ausarbeitung eines gewaltigen tiefen Flußbettes, in welcher Beziehung denn auch der Kongo die meisten Ströme der Erde übertrifft. Da das Steigen und Fallen eines Stromes von der geographischen Lage seiner Zuflüsse abhängig ist, der Kongo aber seine meisten und bedeutendsten, durch 10 größere Seen verstärkten Zuflüsse von Süden her erhält, so erklärt es sich von selbst, wie dies schon von Tuckey[2]) bemerkt worden ist, daß der Fluß wegen der verschiedenen Zeit der Schneeschmelze seiner Zuflüsse von Norden und Süden zwar einen ziemlich beständigen Wasserstand habe, sodaß der Unterschied zwischen Hoch- und Tiefwasserstand kaum mehr als 3 Met. betrage, daß aber doch der Fluß nicht das ganze Jahr hindurch Hochwasser habe, sondern gleich den übrigen tropischen Flüssen verschiedene Wasserstände, am höchsten infolge des Hochwasserstandes der südlichen Zuflüsse. Auch Cameron bestätigt Tuckey's Beobachtungen. „Der Kongo", sagt er[3]), „steigt in Vergleich mit andern tropischen Flüssen sehr unbedeutend, zweimal im Jahre; dies mag darauf beruhen, daß das Flußgebiet auf beiden Seiten des Aequators ausgebreitet ist und daß also einige seiner Zuflüsse Hochwasser haben, während andere wasserarm sind." Der schlagendste Beweis, daß das Hauptquellgebiet des Kongo auf der südlichen Hemisphäre liegt, geht daraus hervor, daß derselbe, entsprechend der Regenzeit südlich des Aequators vom November bis April, im November zu schwellen beginnt, seinen

2) Narrative of an expedition etc. S. 337 fg. 3) Cameron, Quer durch Africa (Leipzig 1877, 2 Bde.) II, 253.

höchsten Stand im December und Januar erreicht, im April wieder abnimmt und endlich im Juli und August seinen niedrigsten Stand einnimmt.

Die bedeutende Wassermenge, welche dieser Riesenstrom ins Meer wälzt, und dessen Wirkungen sind aufmerksamen Beobachtern, wie besonders Tuckey, nicht entgangen. Der Engländer Findley äußert sich darüber[4]: „Der Kongo bringt eine ungeheuere Wassermenge herab, die ein einschneidendes Bett von sehr bedeutender Tiefe ausgehöhlt hat. An manchen Stellen des Aestuars findet man bei 200 Faden noch keinen Grund, 40 Seemeilen außerhalb der Mündung haben sich seine Gewässer erst zum Theil mit denen des Meeres gemischt und bisweilen sind sie 9 Seemeilen weit draußen noch ganz süß. Den Hauptstrom dieses mächtigen Flusses deuten schwimmende Massen von Bambus u. s. w. an, die er weit hinaus in die See trägt. Die Schnelligkeit der von ihm verursachten Strömung soll 4—8 Seemeilen in der Stunde betragen. Diese Strömung des Kongo wird noch in großer Entfernung auf der See gespürt; es wird angegeben, daß bis 300 Seemeilen weit draußen das Wasser noch gelblichgrün gefärbt und die Strömung des Flusses noch bemerkbar ist."

Da das Flußbett an der Mündung 37—464 Met. tief ist, die Strömungsgeschwindigkeit 1,6—3,1 Met. in der Secunde beträgt, so sendet der Fluß zur Zeit der Trockenheit 70—80,000, zur Zeit der höchsten Flußschwelle dagegen mindestens 120,000 Kubikmeter Wasser in jeder Secunde zum Meer. Daraus wird verständlich, daß das dunkelbraunroth gefärbte Wasser des Kongo noch 22 Kilom. westlich von der Mündung braun und süß, sogar 64 Kilom. weit noch gefärbt und brakisch ist; die Strömung des Flusses soll sich sogar nach 300 Kilom. noch im Ocean bemerkbar machen und auch durch seine höhere Temperatur (28,3° C.) vor der des Meerwassers (23,3° C.) erkennbar sein. Zur Regenzeit aber namentlich treiben bis 90 Met. lange schwimmende Grasinseln ins Meer hinaus und gefährden die Einfahrt in den Strom. Bei so bedeutender Wassermenge ist erklärlich, daß die Flut nur bis oberhalb Boma (133 Kilom.) in den Strom eindringt, das Wasser aber auch nur um 0,2 bis 0,4 Met. hebt und die Strömung nicht aufzuheben vermag. Durch diese starke Strömung, die zahlreichen festen oder schwimmenden Barren, besonders aber durch die gegen die ganze westafrikanische Küste mächtig anstürzende See, die Kalemma (Dünung), wird die Einfahrt in den Strom in hohem Maße erschwert und gefährdet.

Trotzdem aber ermöglicht der Strom außer dem Nil zu Schiffe das weiteste Eindringen in den dunkeln Welttheil und eröffnet dem Verkehr ein bedeutendes Handelsgebiet, dem Forscher ein dankenswerthes Feld für wissenschaftliche Ausbeute.

2) Geschichte der Entdeckung. Daß diese erst in verhältnißmäßig später Zeit geschehen ist, ist wahrscheinlich mehr in der ungesunden, wenig versprechenden Küste und den seitherigen Herren des Landes als in der Schwierigkeit des Vordringens begründet. Freilich waren die Portugiesen schon vor gerade 400 Jahren zur Mündung des Kongo gelangt, aber ihre älteren Reisen und Erkundigungen im Lande waren ebenso vergessen, wie diejenigen unsers Jahrhunderts vor Livingstone für die Erdkunde resultatlos blieben.

Vom Papst durch besondere Bullen (1452 und 1454) autorisirt, „für sein Wohlergehen zu entdecken und zu erobern die Länder der Ungläubigen", hatte der König von Portugal den Diego Cao durch Edict vom 14. April 1484 bevollmächtigt, Entdeckungen in Westafrika vorzunehmen „zum Dienst Gottes, zur Ausbreitung des katholischen Glaubens und zum Wohl und Wachsthum Portugals"; von dem daraus entspringenden Nutzen für die geographische Wissenschaft war darin keine Rede, noch viel weniger von dem leiblichen oder geistigen Wohle der Völker, mit denen man in Berührung treten sollte. Noch im J. 1484 erreichte Diego Cao, von dem deutschen Reisenden Michael Behaim begleitet, die Mündung des Kongo und errichtete am äußersten linken Mündungspunkte des Flusses einen portugiesischen Markstein, von welchem die Spitze noch heute ihren Namen führt (Punta de Padrao). Martin Behaim aber veröffentlichte in seiner Vaterstadt Nürnberg die neue Entdeckung auf dem berühmten, noch vorhandenen Erdglobus vom J. 1492, wo aber die Mündung des Rio de Padrao genannten Flusses unter dem 10° südl. Br., also vier Grad zu weit nach Süden verlegt ist. Es folgten nun bald Forschungs- und Missionsreisen in das Gebiet des Kongo, so 1491 unter Ruy de Sousa bis San-Salvador, 1526—37 unter Balthasar de Castro und Manuel Pacheco bis zum obern Lauf des Kongo (d. h. wahrscheinlich dem Stanley-Pool), wo oberhalb der Stromschnellen der Fluß wieder schiffbar wird. Die Karte von Afrika aus dieser Zeit, die des Großpiloten von Indien unter Karl V., Diego Ribera vom J. 1529, ist die erste, welche ein im großen und ganzen zutreffendes Bild von Afrika und den Rio de Padrao so darstellt, wie er zu jener Zeit untersucht war. Das älteste Zeugniß über den sogenannten Aquilondasee, welcher lange als ein Hauptsee des Kongo auf den ältern Karten verzeichnet war und schließlich in den sechziger Jahren von Petermann als Problem wieder erneuert wurde, findet sich bei de Barros („Asia" u. s. w. 1552) nach einem Gesandtschaftsbericht vom J. 1490. Er wird dargestellt als reich an gutbebauten Inseln im Königreich Matamba; seinen Abfluß bildet der Barbola, der sich nach ungefähr achtzig Stunden in den Kongo ergießt. Eingehender sind jedenfalls die Berichte des Reisenden Duarte Lopez um 1560, dessen Reisen 1598 durch Pigafetta bearbeitet sind. Nach ihm entsteht der Kongo aus drei Seen, dem Zambre, Zaïre und einem dritten ungenannten; aus dem Zambre entfließen Nil, Zaïre und andere Flüsse. Auch der Engländer Andreas Battel hat 1589—1607 interessante Fahrten in Angola ausgeführt. Alle diese Berichte nebst denen italienischer Missionare seit 1645, besonders des Dion. Carli (1666 fg.) sind in der bekannten Beschreibung von Afrika von dem Niederländer Dapper benutzt worden (1676), welche gerade in

4) Sailing directory (London 1855).

unsern Tagen wieder erneutes Interesse hat nach der Neuentdeckung der bisher für unser Wissen wieder verloren gegangenen Gebiete. Interessant ist hier und in andern ältern Beschreibungen namentlich die Erscheinung, daß die Völker seit Jahrhunderten auf der frühern Stufe der Entwickelung stehen geblieben sind und die frühern Schilderungen in dieser Hinsicht sowie in Bezug auf Naturproducte noch heute zutreffend sind. Bei Dapper erscheint der Zaire oder Zembre als Quelle des Nil und Kongo, welch letzterer in einem großen Bogen, aber ohne den Aequator zu erreichen, sich nach Westen wendet; der Aquilondasee erscheint hier nicht als Zubehör des Kongo, wogegen bei dem fast gleichzeitigen Merolla (1682), der Sonho und Kakongo bereiste, ein Abfluß des Kongo, Verbele oder Barbele, aus dem Zaire kommend den Aquilondasee durchfließt und nahe bei Pango in den Kongo mündet; bei beiden Geographen ist die Beschreibung des Unterlaufes und der Mündung des Kongo trefflich und nach der Natur. In ebendieser Zeit spricht sogar Manuel Godinho (1667) von einem nicht ganz unbekannten Ueberlandwege über Angola nach Indien und ein Missionar soll quer durch Afrika gereist sein, was gar nicht übermäßig schwer falle; aber es wird dabei nichts von dem Kongo und von dem Lande berichtet. Alle diese und einige spätere Berichte sind in der ersten kritischen Karte Afrikas von d'Anville (1749) benutzt, wo alles Unsichere ausgeschieden ist. Die folgende Zeit ist arm an Forschungsreisen auf diesem Gebiete: so sehr war alle Kenntniß von demselben verloren gegangen, daß nach des Reisenden Mungo Park Ansicht, also im Beginn des 19. Jahrh., der Niger in weitem Bogen nach Süden in den Kongo münden sollte. Um dieses Problem zu lösen, war 1816 Kapitän Tuckey von der Londoner Afrikanischen Gesellschaft ausgesendet worden. Nach den alten Karten segelte man, wie Tuckey die falschen Positionsbestimmungen der afrikanischen Küste trefflich darstellt, an der Küste entlang bis zur Kongomündung auf dem Lande. Der Fluß schien unbedeutend, versandet, mit Mangrovegebüsch verwachsen, lautlose Stille herrschte im weiten Waldgebiete. Die Expedition gelangte bis zu den Yellalafällen, welche die Weiterfahrt hinderten. Tuckey wanderte zu Fuß weiter, bis endlich der Fluß wieder schiffbar wurde, da zwang Krankheit zur Rückkehr (15° 30′ östl. L. von Gr.), 350 Kilom. weit von der Mündung; Tuckey starb am 4. Oct. 1816, seine Begleiter Smith, Cranch, Tudor, Galway waren schon vor ihm dem mörderischen Klima erlegen. Tuckey gab die ersten guten Aufschlüsse über den vergessenen Strom und sein Gebiet, denen gegenüber die portugiesischen Berichte des Mendez (1785), Furtado's (1790) u. a. so unbekannt blieben, daß der französische Sklavenhändler Douville 1832 ein Werk und eine Karte über eine angebliche Reise (1827 fg.) nach dem Kongo veröffentlichen und dafür von den geographischen Gesellschaften zu Paris und London den Preis erringen konnte, worin einfach das Resultat einer zu Anfang des Jahrhunderts unternommenen portugiesischen Reise sowie die Berichte von Mulattenpombeiros benutzt waren. Diese Kaufleute durchquerten, wie schon früher geschehen war, im Beginn unsers Jahrhunderts das Land von Pungo Andongo bis zur Sambesemündung, ohne daß ihre Reisen für die Geographie Werth gehabt hätten. Erst Graça's Reise (1843 fg.) in Kongo, Angola und Benguela bezeichnete einen kleinen Fortschritt, wurde aber durch Ladislaus Magyar's Reisen (seit 1847) in dem ganzen Gebiete weit überflügelt, welche besonders dadurch verdienstvoll sind, daß sie Livingstone's spätere Züge vielfach ergänzen. Im Osten hatten die Portugiesen Pereira, Lacerda, Monteiro und Gamitto den Tschambesi und Bangweolosee schon lange vor Livingstone gekannt, aber über ihre Zugehörigkeit zu einem Flußgebiete wußten sie nichts; Gamitto sagt noch 1831: „Man weiß nicht gewiß, wo der Tschambesi mündet, doch ich halte es für wahrscheinlich, daß er seine Gewässer in den Sambese ergieße." Ebenso wie mit den portugiesischen Reisen war es mit denen der Araber aus Sansibar.

Neues Leben kam in die Entdeckungsgeschichte, als 1858 Burton und Speke den Tanganjika entdeckten. Gehörte dieser mächtige See zum Nil? entsendete er seine Gewässer durch den Kongo zum Atlantischen oder durch den Sambese zum Indischen Ocean? Kein anderer als Livingstone übernahm die Lösung dieser Frage, von 1867 ab bis zu seinem Tode 1873. Aber dieser große Reisende war weder frei von Vorurtheilen, noch bemühte er sich, geographische Erkundigungen einzuziehen und zu verwerthen. Mit Recht urtheilt darüber Behm[5]): „Leider hat sich Livingstone auf seinen Reisen niemals sehr bemüht oder es verstanden geographische Erkundigungen einzuziehen. Seit seinem Eintritte in das Flußgebiet des Lualaba befand sich Livingstone beständig in Gesellschaft von Arabern, die in dem ganzen Aequatorialgebiete von der Ostküste bei Sansibar bis an die Westküste genau Bescheid wissen, und doch hat er kaum ein einziges Itinerar erkundet, selbst über die Hauptströme nur ziemlich unbestimmte Nachrichten eingezogen. Livingstone hatte Gelegenheit, mit Syde ben Habib, einem arabischen Kaufmann, zu verkehren, welcher von der Ostküste nach Loanda an der Westküste und wieder zurück an die Ostküste gereist war (1844, vgl. „Transactions of the Bombay Geogr. Society" XV, 1860, S. 146 fg.); derselbe hatte seitdem auch noch andere Reisen gemacht und konnte Livingstone viele Daten geben, und so gab es viele gereiste Araber." Livingstone aber ging seinen Weg allein, nur seinen Augen vertrauend. Ehe er vom Tanjanjika, in dem er sofort einen Tributär des Nil erblickte, weiter zog, schrieb er 1867[6]): „Ich glaube, wir sind jetzt an der Wasserscheide zwischen Sambese und Luapula." Später fand er freilich den Zusammenhang des Tschambesi, Bangweolo und Luapula als ein vom Sambese getrenntes mächtiges Flußsystem: aber er blieb wieder an der vorgefaßten Meinung haften, daß dasselbe zum Nilsystem gehöre. Vorübergehend freilich schreibt er in sein Tagebuch[7]): „Der See (Tangan-

5) Livingstone's Reisen in Innerafrika 1866—73 in Petermann's Mittheil. 1875, S. 162 fg. 6) Proceedings of the Lond. Geogr. Soc. XII, 178. 7) H. Waller, The last Journals of Dr. Livingstone etc. II, 159.

jika) ergießt sich wahrscheinlich durch den Logumbafluß in den Lualaba als Luamo; aber dies kann bisjetzt nur als eine theoretische Entdeckung angenommen werden." Aber trotzdem hat er den Glauben, im Bangweolo den südlichsten Quellsee des Nils gefunden zu haben, mit in sein Grab genommen und auch auf Stanley übertragen, der bestimmt war, denselben gründlich zu zerstören.

Inzwischen hatte Behm schon aus den bis dahin bekannt gewordenen Angaben über den Lualaba und den Nil den „Beweis für die Identität des Lualaba und des Kongo" geführt.[8]) Und zwar zunächst wegen der geringen Differenz der Seehöhen, indem der Mwutan 2720, der Tanganjika nur 2800 engl. Fuß über dem Meere liege; sodann aber besonders wegen des Volumens der beiden Flüsse Lualaba bei Nyangwe und des Bahr el Abiad unterhalb der Mündung des Bahr el Ghazal, seines letzten bedeutenden Nebenflusses, nach den Angaben Livingstone's und Petherick's, aus denen sich ergibt, daß der erstere elfmal soviel Wasser habe als der Bahr el Abiad, woraus natürlich folge, daß der Lualaba nicht zum Nil gehören kann, also zu einem andern Flusse, d. h. dem seinem Volumen nach bekannten und zum Lualaba allein zutreffenden Kongo gehören muß.

Nachdem sich diese Ansicht Bahn gebrochen, wurde Bastian zu Berlin von dem Gedanken erfüllt, die Ehre der Erforschung des Kongo, seiner Zuflüsse und Uferländer für Deutschland zu wahren. So wurde am 19. April 1873 in Berlin „Die Deutsche Afrikanische Gesellschaft" gegründet. P. Güßfeld wurde zum Führer der von derselben ausgerüsteten „Loango-Expedition" auserwählt, Bastian selbst aber ging noch vor ihm nach der Loangoküste und wählte Tschintschoscho (Chinchoxo) 13 Meilen nördlich vom Kongo an der Küste als Station der Expedition aus. Güßfeld, Hattorf, Falckenstein, Soyaux und Pechuel-Loesche waren an der deutschen Loango-Expedition betheiligt; neben derselben wirkten Lenz am Ogowe, Homeyer in Angola. Pogge ging 1874 nach Loanda, 1876 wurden durch Schütt seine Forschungen fortgesetzt, der am weitesten nach Norden vordrang und werthvolles kartographisches Material sammelte. Sein Nachfolger seit 1879 war Buchner. Während diese sorgsam ausgerüstete Expedition sich auf ein kleines Gebiet beschränkte, war von England aus Lieutenant Cameron von Osten her in das Quellgebiet des Kongo eingedrungen, hatte Anfang 1874 den Tanjanjika umfahren und im Westen den Abfluß desselben zum Lualaba entdeckt, aber nur 6 Kilom. weit verfolgt wegen der vielen schwimmenden Grasinseln. Dies war eine der hervorragendsten Entdeckungen Cameron's, welcher die Entdeckung des Kassalisees gleichsteht. Er kann den Lukuga nicht weiter passiren und wendet sich nach dem Quellgebiete der südlichen Zuflüsse des Kongo, sagt aber über seine Entdeckung: „Ich kann fast positiv aussprechen, daß der Lualaba der Kongo ist. Ich hörte die Araber vom Kongo sprechen; sie sagten, der Lualaba gehe in den Ugarowowa, der Ugarowowa werde Kongo genannt und sei an vielen Stellen sehr breit, habe viele Inseln, einige große mit 600 Einwohnern. Ein Araber sagte, er sei von Nyangwe aus in 55 Tagen den Fluß hinabgefahren und an das Meer gekommen, wo Schiffe ankamen und weiße Männer große Häuser besaßen und mit Palmöl und Elfenbein handelten. Die angegebene Entfernung, ungefähr 500 engl. Meilen, stimmt gut mit der Entfernung von der Kongomündung." Diese letztere Angabe Cameron's ist allerdings ein Irrthum.

Inzwischen hatte auch Stanley wieder sich aufgemacht, um das Räthsel des Kongo zu lösen. Mit seltener Energie den Gefahren trotzend gelang ihm die Befahrung des Riesenstroms vom Lualaba bis zur Mündung (8. Aug. 1877) und wohl verdient war deshalb Petermann's Lob: „Stanley hat mehr gethan als die ganze wissenschaftliche Erforschung Innerafrikas, die sich damals über etwa dreißig Jahre erstreckte; er hat mehr gethan als alle Reisen von Europäern, die seit hundert Jahren und mehr überall im Innern Afrikas vordrangen; er hat mehr gethan als das ganze graue und classische Alterthum; und schließlich hat Stanley mehr in Erfahrung gebracht, als die Millionen von Eingeborenen von ihrem eigenen Lande wissen. Es gibt kein ähnliches Beispiel in der ganzen Entdeckungsgeschichte der Erde."

Schon im September 1876 war zu Brüssel unter dem Vorsitze des Königs von Belgien die „Internationale Afrikanische Association zur Erforschung und Civilisirung Afrikas" gegründet worden. Die Gesellschaft beauftragte den kühnen energischen Entdecker mit der Eröffnung des gewaltigen Stroms für den Verkehr, zu welchem Zwecke Stationen längs dem ganzen Laufe des Flusses angelegt werden sollten. In welcher Weise Stanley diese Arbeit durchgeführt hat, werden wir später sehen. Nachdem Portugiesen, Engländer und Deutsche am Kongo gewirkt, wollten auch die Franzosen nicht nachstehen, weniger um der Erdkunde als um des Besitzes willen. Zu diesem Zwecke wurde 1877 Savorgnan de Brazza von der Pariser Geographischen Gesellschaft nach dem Ogowe gesendet, von wo aus er die Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Kongo erforschte, während der von der portugiesischen Regierung gleichzeitig ausgesendete Serpa Pinto das Quellgebiet des Quanzo und Cubango durchforschte und sich dann zum Cuanda, dem Hauptzuflusse des Sambese, wendete. Zum Schluß sind hier noch die Verdienste Wißmann's, der 1883 das Gebiet der südlichen Kongozuflüsse zum großen Theil durchquerte, sowie die Versuche Chavanne's (1884), die Wasserscheide zwischen Kongo, Binue und Uelle festzustellen und die Positionen des Kongobeckens genau zu bestimmen, 1883 Johnston's Reise zum Stanley-Pool, sowie endlich die jüngste deutsche Expedition in das südliche Kongogebiet unter Schulze als Nachfolger von Pogge und Wißmann zu erwähnen, von denen die deutschen Expeditionen die Erschließung des noch unbekannten Gebietes der südlichen Kongozuflüsse zum Ziel haben.

3) Kongo-Conferenz[9]). Ein eigenthümliches

8) In Petermann's Mittheil. 1872, S. 405 fg.

9) Officiell ist die Berliner Conferenz in der den Mächten

Staatswesen hat sich in unsern Tagen und unter unsern Augen im Kongobecken entwickelt, nicht durch kriegerische Eroberung wie im Alterthume, nicht durch Theilung eines vorhandenen Staats unter verschiedene Erben wie im Mittelalter, sondern auf die friedlichste Weise infolge von vorhergehenden wissenschaftlichen Unternehmungen zu Handelszwecken und von darauffolgenden Verträgen zwischen einer Privatgesellschaft mit den Häuptlingen der Negerstaaten des Kongolandes und mit den betheiligten Weltstaaten ist ein Neues geschaffen, was freilich erst der Durchgestaltung zu einem gegliederten Ganzen bedarf. In Betreff der Vorgeschichte des genannten Gebietes kann auf den ältern Artikel (Congo) verwiesen werden; hier ist nur nöthig, diejenigen staatlichen Verhältnisse zu erörtern, welche Einfluß auf die Neugestaltung geübt haben.

Vor allen sind es die Portugiesen, welche seit 1484 das Land südlich des Kongo besetzt und in verschiedener Ausdehnung Hoheitsrechte dort ausgeübt haben, welche sogar andere Mächte, wie die Niederlande (1648—60) und England (1723), aus diesem Besitze verdrängten. Erst kurz vor Schluß des vorigen Jahrhunderts, besonders aber durch Zusatzartikel zum Wiener Congreß vom J. 1817 wird streng geschieden zwischen dem thatsächlichen (actuel) Besitz der Portugiesen in Westafrika, nämlich der Küste von Ambriz (8° 5′ südl. Br.) bis zum 18° südl. Br. und dem von ihnen beanspruchten (réservé) Gebiete von Ambriz nordwärts bis 5° 12′ südl. Br. (Massabi). Portugal hätte nun freilich nur nöthig gehabt, die Annexion dieses Gebietes zu erklären und durch einige Beamte aufrecht zu erhalten, hatte indeß nicht die Absicht, sich zu diesem Zwecke Kosten zu verursachen, und mußte sich daher gefallen lassen, daß zunächst England seit 1846 sein actuelles Besitzrecht auf die Kongomündung bestritt. Im J. 1853 behauptet dann England, es habe 1817 nur bestätigt, daß Portugal Molembo als den nördlichsten Punkt seiner Besitzungen am Kongo ansehe, daß aber die durch die Entdeckung erworbenen Rechte durch factisches Aufgeben des Besitzes und Nichtausübung des Besitzrechtes hinfällig geworden seien. Trotzdem machten die Portugiesen auch jetzt keine Anstalten, durch öffentliche Besitzergreifung in aller Form Rechtens die Streitfrage zu erledigen, bis es zu spät war. Denn schon hatte seit 1879 Stanley nach der Erschließung des Kongolaufes im Auftrage der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft zu Brüssel, durch die reichlichen Geldmittel des Königs Leopold II. unterstützt, von Westen her sich aufgemacht zur Gründung von Stationen, von welchen aus der Verkehr mit den Bewohnern des Binnenlandes angeknüpft werden sollte, während zu gleicher Zeit von Nordwesten her Brazza für die Erweiterung französischer Interessen wirkte.

Nun endlich knüpfte Portugal seit dem Herbste 1882 Unterhandlungen mit dem britischen Ministerium Gladstone an, welches die portugiesischen Interessen gegenüber denen des übrigen Europa begünstigte, trotz des Widerspruchs sogar der gesammten englischen Handelswelt. Begründet war dieser Widerspruch durch das Zugeständniß Gladstone's, daß Portugal in dem ganzen Gebiete für alle ein- und ausgehenden Waaren nach dem Mozambique-Tarife vom J. 1877 Zölle erheben dürfe, während bisher in den fraglichen Gebieten, von Ambriz ab nach Norden, der Handel keinerlei Zollabgaben unterlag und sich demzufolge ungestört hatte entwickeln können.

Doch es war für Portugal zu spät zu ernten, wo es nicht gesäet hatte. Schon 1878 auf der Versammlung des Völkerrechtlichen Instituts zu Paris war vorgeschlagen worden, die freie Schiffahrt auf dem Kongo auf internationalem Wege zu regeln. Im September 1883 hatte dann derselbe Congreß zu München beschlossen, „den Wunsch auszusprechen, daß die Schiffahrt auf dem Kongo allen Nationen freigegeben werde und die Mächte sich über Maßnahmen verständigen möchten, welche geeignet sind, Conflicten der civilisirten Nationen im äquatorialen Afrika vorzubeugen". Portugal antwortete auf diesen Beschluß Anfang October 1883 mit der Besitzergreifung aller Territorien vom Massabiflusse bis Molemba, d. h. zwischen 8° und 5° 12′ südl. Br. Aber schon am 4. Dec. erklärte der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika in einer Botschaft an den Congreß: „Es könne nothwendig werden, daß die Vereinigten Staaten mit allen Handelsmächten cooperiren, um die Rechte des freien Verkehrs und der Niederlassung im Kongothale zu sichern ohne Intervention oder politische Controle irgendeines einzelnen Staates."

Trotzdem wird am 26. Febr. 1884 zu London ein Vertrag zwischen Großbritannien und Portugal betreffend das Kongogebiet unterzeichnet. Nach diesem Vertrage [10]) anerkennt England in Artikel I die Souveränetät Portugals über die Westküste Afrikas zwischen 8° und 5° 12′ südl. Br., nach Osten hin bis zur Grenze des Gebietes der Küstenströme, am Südufer des Kongo aber bis Nokki. Während dann Artikel II und III allen Nationen betreffs des Besitzes, der Handels- und Schifffahrtsfreiheit auf dem Kongo und Sambesi gleiche Rechte mit den Portugiesen zuspricht, bestimmt Artikel IV, daß eine gemischte Commission von Engländern und Portugiesen eingesetzt werde, um Vorschriften über Schiffahrts-, Polizei-, Abgaben- und Zollangelegenheiten aufzustellen und zu überwachen. Diese drei, sowie der fünfte Artikel, wonach zwar Durchgangszölle für Waaren nach dem Hinterlande nicht erhoben werden sollen, wohl aber für die Beaufsichtigung beim Umladen und für die Anlegung von Zollvorschüssen behufs Verhinderung von Unterschleifen Abgaben an die portugiesischen Behörden gezahlt werden müssen, waren geeignet, das Mistrauen der Handelswelt zu errigen, weil dadurch der bekannten portugiesischen „Beamtenwillkür Thür und Thor geöffnet und

zugegangenen Einladung vom 1. Nov. 1884, Nr. 42 der Actenstücke als Conferenz für die Westafrika-Angelegenheiten bezeichnet, während sie im Reichs- und Staats-Anzeiger stets als Afrikanische Conferenz bezeichnet wird.

10) Actenstücke betreffend die Kongofrage. Dem Deutschen Bundestag und dem Reichstag vorgelegt im April 1885. Nr. 1. Bericht des kaiserl. Botschafters zu London.

eine völlig uncontrolirbare Belastung des Waarenverkehrs mit willkürlich bemessenen Spesen sanctionirt werden"[11]), wovon die unausbleibliche Folge das allmähliche Erliegen des europäischen Handelsverkehrs mit diesem Gebiete sein mußte. Artikel IX bestimmt dann die Erhebung von Ein- und Ausfuhrzöllen nach dem Mozambique-Tarife von 1877. Nach diesem Tarife stellen sich laut Ermittelungen der Handelskammer zu Manchester die Abgaben für Einfuhr einfacher ungebleichter Baumwollzeuge auf 30—35, für Gewehre auf 120, für Schießpulver auf 100 Procent vom Werthe, während an Ausfuhrzoll von Gummi 2, Guttapercha, Kautschuk, Wachs und Erdnüssen 4, von Elfenbein 6 Procent des Werthes zugestanden werden.[12])

Dieser Vertrag wurde sofort dem englischen Parlamente vorgelegt. Die bedeutendsten Handelskammern protestirten gegen die Ausführung eines solchen Vertrags und am 18. April 1884 erhob die deutsche Regierung Widerspruch gegen denselben, da dessen Bestimmungen keineswegs den Voraussetzungen der an der Freiheit des Handels im Kongogebiete betheiligten Regierung entsprechen, und zwar wegen der differentiellen Behandlung Fremder und der Nationalen, wegen der hohen Zolltarife, der sonstigen Erschwerungen des Verkehrs und der mancherlei Misbräuche der portugiesischen Colonialbeamten. Die kaiserliche Regierung sei deshalb nicht in der Lage, den portugiesisch-englischen Vertrag vom 26. Febr. 1884 als für das Reich und seine Angehörigen verbindlich anzusehen.[13])

Inzwischen hatte auch die französische Regierung in Berlin angezeigt, daß sie ebenso wenig gewillt sei, den Vertrag als für französische Angehörige verbindlich anzuerkennen, und am 17. April wurde in Paris angefragt, ob dieselbe geneigt wäre, sich mit uns und den Regierungen der andern an dem westafrikanischen Handel betheiligten Länder über Herbeiführung einer internationalen Regelung dieser Frage zu verständigen.[14]) Auch die niederländische Regierung erklärte sich in dem gleichen Sinne, ebenso später Spanien und Italien.

Während dieser diplomatischen Verhandlungen hatte die in erster Linie betheiligte Internationale Afrikanische Gesellschaft mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeschlossen, worin die Gesellschaft sich verpflichtete, keiner andern Macht als Frankreich Territorien abzutreten und, falls sie sich auflösen sollte, Frankreich den Vorzug bei Erwerbung ihrer Territorien zu geben. Sodann hatte sie am 22. April 1884 der Regierung zu Washington eine Declaration überreicht, in welcher sie erklärt, daß ihr durch Verträge mit den legitimen Fürsten im Becken des Kongo und Njadi-Kuilu und in den angrenzenden Küstenstrichen ein Territorium zum Nutzen und Wohl von Freistaaten abgetreten wurde, welche unter dem Schutze und der Aufsicht dieser Gesellschaft gegründet worden sind oder werden sollen. Die erwähnten Freistaaten haben diese Cessionen in rechtsverbindlicher Form angenommen. In den Freistaaten werden keine Waarenzölle erhoben, damit der Handel bis in das äquatoriale Afrika sich ungehindert entwickele. Den Fremden wird vollkommene Handelsfreiheit zugesichert und die Errichtung von Factoreien gestattet, wenn sie sich den Gesetzen unterwerfen. Die Gesellschaft verpflichtet sich, allen Bürgern jeder Nation die gleichen Vorrechte einzuräumen und soviel als möglich den Sklavenhandel zu unterdrücken. Die amerikanische Regierung hat der Gesellschaft hierauf gemeldet, daß sie deren Flagge als die einer befreundeten Regierung achten werde. — Es ist zu beachten, daß hier nicht von einem Freistaate, sondern von Freistaaten unter dem Schutze der Kongogesellschaft die Rede ist, welche letztere hier zuerst als eigenes Staatswesen anerkannt wird.

Nachdem nun Deutschland am 5. Mai auch in London gegen den portugiesisch-englischen Vertrag Protest erhoben, wird der Gedanke an die Behandlung der Streitfrage durch eine Conferenz zuerst von dem portugiesischen Gesandten zu London angeregt, indem die portugiesische Regierung einzusehen begann, daß Widerstand nicht länger rathsam sei.[15]) Als darauf auch Frankreich seine Beistimmung zu einer Conferenz erklärt, trat Fürst Bismarck mit einer energischen Protestnote gegen das londoner Cabinet[16]) hervor, worin es heißt: „Wir sind nicht geneigt, die Gewährung von Vorzugsrechten an irgendeine der bei dem Kongohandel betheiligten Mächte als eine geeignete Grundlage der Unterhandlungen anzusehen. Partugal besitzt nach unserer Ansicht keinen stärkeren Anspruch auf das untere Kongogebiet als jede andere dort verkehrende Macht. Handel und Verkehr sind dort für alle Nationen bisher gleichmäßig von jeder Einschränkung frei gewesen. Seine Majestät der Kaiser fühlt sich verpflichtet, dem deutschen Handel die Vortheile des bestehenden Zustandes auch für die Zukunft zu wahren und sie womöglich durch ein Uebereinkommen unter allen betheiligten Nationen zu befestigen. Wir sind daher nicht in der Lage, der portugiesischen oder einer andern Nation dort Vorrechte einzuräumen.... Im Interesse des deutschen Handels kann ich nicht dazu beitragen, daß ein so wichtiges und bisher freies Küstengebiet der portugiesischen Colonialverwaltung unterworfen werde." Den Erfolg dieser Note zeigt am besten das kurze Telegramm[17]) des deutschen Botschafters zu London vom 26. Juni: „Die englische Regierung hat beschlossen, den Vertrag mit Portugal vom 26. Febr. d. J. nicht zu ratificiren."

Unter den folgenden Verhandlungen sind nur noch hervorzuheben die Erklärung des Auswärtigen Amts zu Berlin vom 26. Juli und die Note des französischen Botschafters de Courcel zu Berlin an Fürst Bismarck.[18]) In der erstern werden den letztern Versuchen der britischen Regierung, zu Gunsten Portugals eine Entscheidung herbeizuführen, folgende Argumente entgegengehalten: „In

11) Ebenda Nr. 4, Eingabe an die Handelskammer zu Hamburg. 12) Ebenda Nr. 5, Eingabe der solinger Handelskammer. 13) Ebenda Nr. 9, Note an den kaiserl. Gesandten zu Lissabon. 14) Ebenda Nr. 11, Note an den kaiserl. Botschafter zu Paris.

15) Ebenda Nr. 26, Note des Auswärtigen Amts zu London. 16) Ebenda Nr. 27, Note Fürst Bismarck's an den kaiserl. Botschafter zu London. 17) Ebenda Nr. 24. 18) Ebenda Nr. 32 und Nr. 35.

Centralafrika, wo anerkannte und widerstandsfähige, sich absperrende Staatswesen nicht bestehen, kommt es darauf an, daß durch die von dem Auslande angestrebten staatlichen Organisationen, seien es selbständige Staaten oder Colonien europäischer Mächte, die bestehende Handelsfreiheit nicht zum Vortheil einzelner eingeschränkt werde. Dieser Zweck würde nicht erreicht werden, wenn die internationale Verständigung nicht über die Regelung der Schiffahrt auf dem Kongoflusse hinausginge, wie dies nach dem Wortlaute der Depesche Lord Granville's.... der englischen Regierung anscheinend vorschwebt.... Nach unserer Ansicht muß die internationale Verständigung alle den Handel zu Lande wie zu Wasser berührenden Fragen regeln.... Es würde daher ein Arrangement, welches nur die Schifffahrt auf dem Kongoflusse unter eine internationale Controle stellte, dagegen den Handelsverkehr auf dem Landwege dem Belieben derjenigen Staaten und Colonien überließe, welche sich dort einrichten werden, eine sehr unvollkommene Lösung sein.... Unsers Erachtens sollte die internationale Verständigung zum Zweck haben, den Grundsatz der Gleichberechtigung aller Nationen in Bezug auf den Handel in dem ganzen Kongogebiete zur Anerkennung zu bringen und zugleich wirksame Garantien dafür zu schaffen, daß in diesem für alle Nationen gleichwichtigen Wirthschaftsgebiete die bestehende Handelsfreiheit durch territoriale Einrichtungen nicht über Gebühr und nicht zum Vortheil einzelner Mächte beschränkt werde." In dem zweiten Actenstücke erklärt de Courcel: „In die erste Reihe der Grundsätze (deren Anwendung auf den afrikanischen Handel und deren Anerkennung seitens aller Nationen im gemeinen Interesse liegt) stellt die französische Regierung die Handelsfreiheit im Becken und an den Mündungen des Kongo. Die Internationale Afrikanische Gesellschaft, welche an diesem Strome eine Anzahl Stationen errichtet hat, erklärt sich bereit, dieselbe für den ganzen Umfang derjenigen Gebiete anzunehmen, über welche sie Rechte ausübt. Frankreich ist seinerseits bereit, die Handelsfreiheit in den Stellungen zu gewähren, welche es am Kongo einnimmt oder später erwerben wird; es würde sogar bereit sein, diese Freiheit aufrecht zu erhalten, falls es in die Lage kommen sollte, aus den Arrangements, welche Frankreich im Falle der Veräußerung der von der Internationalen Gesellschaft erworbenen Gebiete das Verkaufsrecht zu sichern, Nutzen zu ziehen. Diese Zugeständnisse Frankreichs hängen selbstverständlich von der Bedingung der Gegenseitigkeit ab. Unter Handelsfreiheit verstehen wir freie Zulassung aller Flaggen, Verbot jeden Monopols und jeder differentiellen Behandlung, wir halten dagegen die Einführung von Abgaben für zulässig, welche als Ersatz nützlicher Ausgaben für den Handel erhoben werden."

Hierauf erschien es zweckmäßig, unverzüglich die Einladung an die Mächte ergehen zu lassen, damit die Eröffnung der Conferenz im Laufe des Monats October erfolgen könne; als diejenigen Mächte, welche an der Conferenz theilzunehmen hätten, bezeichnete Jules Ferry[19]) außer Frankreich und Deutschland in erster Linie Großbritannien, die Niederlande, Spanien, Portugal, Belgien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, neben welchen dann auch noch die nicht unmittelbar betheiligten Mächte Dänemark, Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden-Norwegen, später auch die Türkei eingeladen wurden. Am 6. Oct. erging durch Circularerlaß[20]) die Einladung zur Conferenz nach Berlin, worin als Punkte der Berathung aufgestellt wurden:

1) Die Handelsfreiheit in dem Becken und an den Mündungen des Kongo; 2) Anwendung auf den Kongo und den Niger derjenigen Principien, welche von dem Wiener Congresse in der Absicht, die Freiheit der Schifffahrt auf mehrern internationalen Flüssen zu sichern, angenommen und welche später auf die Donau angewandt worden sind; 3) Feststellung der Formalitäten, welche zu beobachten sind, damit neue Besitzergreifungen an den Küsten von Afrika als effective betrachtet werden.

Nachdem diese Einladung von allen Mächten angenommen war, wurde die Eröffnung der Conferenz auf den 15. Nov. festgestellt. Vor der Eröffnung aber wurde noch zwischen dem Deutschen Reiche und der Internationalen Gesellschaft eine Uebereinkunft[21]) abgeschlossen (8. Nov.), in welcher gewissermaßen die Ziele der Conferenz anticipirt werden: Gleichstellung aller, Freiheit des Handels, Verkehrs, Gewerbes und Besitzes in dem ganzen Gebiete der als befreundeten Staates innerhalb bestimmter Grenzen anerkannten Gesellschaft werden darin festgestellt.

Am bestimmten Tage wurde durch Fürst Bismarck die Conferenz in dem Palais des Reichskanzlers eröffnet am 26. Febr. 1885, genau ein Jahr nach Unterzeichnung des portugiesisch-englischen Vertrages, welcher den Handel am Kongo zu vernichten bestimmt war, die völlige Freiheit desselben durch Unterzeichnung der „Generalacte der Berliner Conferenz"[22]) proclamirt, nachdem in der ersten Hälfte des Februars alle Schwierigkeiten, betreffend den Territorialbesitz zwischen Frankreich und Portugal einerseits und der Kongogesellschaft andererseits, durch besondere Verträge beigelegt waren, indem am 7. Febr. zwischen Frankreich und der Kongogesellschaft, am 15. Febr. zwischen letzterer und Portugal Verträge über den Besitz im Kongogebiete abgeschlossen wurden; zugleich war die Kongogesellschaft von diesen Staaten als Souverän in ihrem ganzen Gebiete anerkannt.

Die Generalacte zerfällt in eine Einleitung und sieben Kapitel mit zusammen 38 Artikeln, wovon Kapitel I—IV, incl. die Kongofrage betreffen; und zwar enthält Kap. I in 8 Artikeln die „Erklärung, betreffend die Freiheit des Handels in dem Becken des Kongo, seinen Mündungen und den angrenzenden Ländern, nebst einigen damit zusammenhängenden Bestimmungen"; Kap. II die „Erklärung, betreffend den Sklavenhandel"; Kap. III in drei Artikeln die „Erklärung, betreffend die Neutralität der in dem conventionellen Kongobecken einbegriffenen Gebiete",

19) Ebenda Nr. 37, Schreiben de Courcel's an Fürst Bismarck.

20) Ebenda Nr. 38. 21) Ebenda Nr. 43. 22) Ebenda Nr. 44.

Kap. IV. in 13 Artikeln die „Kongo-Schiffahrtsacte". Kap. V. behandelt sodann in 8 Artikeln die „Niger-Schifffahrtsacte"; Kap. VI. in 2 Artikeln die „Erklärung, betreffend die wesentlichen Bedingungen, welche zu erfüllen sind, damit neue Besitzergreifungen an der Küste des afrikanischen Festlandes als effective betrachtet werden"; Kap. VII. endlich enthält in 3 Artikeln „Allgemeine Bestimmungen", denen die Unterschriften der 19 Theilnehmer des Conferenzwerkes beigefügt sind.

4) Kongogebiet und Kongostaat. Das Freihandelsgebiet des Kongo wurde von der Conferenz nach dem Gutachten technischer Beiräthe, welche zu den Commissionssitzungen der Conferenz herangezogen waren, besonders Wörmann's und Stanley's, begrenzt. Ersterer unterschied bezüglich des Handels drei verschiedene Gebiete in Westafrika: vom Cap Verde bis zum Kamerungebirge, wo man bereits nach Geld und Geldeswerth rechne; von dort bis Batanga, wo nach einem bestimmten Maße Palmöl, dem Kru, gerechnet werde; endlich von Batanga bis Ambriz, wo das Kong, d. i. ein bestimmtes Maß Zeug, oder die Bar, eine Messing-, auch Eisenstange, die Werthseinheit bezeichne. Nach dieser letztern Werthbezeichnung und, was damit zusammenhängt, den Productionsgrenzen des härteren transparenten Elfenbeins und des Kautschuks, müsse das Gebiet des Freihandels in Aequatorialafrika gezogen werden. Stanley betonte hingegen die Ausdehnung der Karavanenwege nach der Küste für die Producte aus dem Binnenlande. Beide Herren stimmten darin überein, daß das Ogowebecken mit in das Freihandelsgebiet gezogen werden müsse, was aber von der Conferenz nicht angenommen wurde. Dieselbe setzte in Kap. I. Art. 1 der Generalacte fest: „Der Handel aller Nationen soll vollständige Freiheit genießen:

a) In allen Gebieten, welche das Becken des Kongo und seiner Nebenflüsse bilden. Dieses Becken wird begrenzt durch die Höhenzüge der darangrenzenden Becken, nämlich insbesondere die Becken des Niari, des Ogowe, des Schari und des Nils im Norden, durch die östliche Wasserscheide der Zuflüsse des Tanganjikasees im Osten, durch die Höhenzüge der Becken des Zambese und des Loge im Süden. Es umfaßt danach alle Gebiete, welche von dem Kongo und seinen Nebenflüssen durchströmt werden, einschließlich des Tanganjikasees und seiner östlichen Zuflüsse.

b) In dem Seegebiete, welches sich an dem Atlantischen Ocean von dem unter 2° 30′ südl. Br. gelegenen Breitengrade bis zu der Mündung des Loge erstreckt (7° 44′ südl. Br.).

Die nördliche Grenze folgt dem unter 2° 30′ südl. Br. gelegenen Breitengrade von der Küste bis zu dem Punkte, wo er mit dem geographischen Becken zusammentrifft, ohne indessen das Becken des Ogowe, auf welchen die Bestimmungen des gegenwärtigen Actes keine Anwendung finden, zu berühren.

Die südliche Grenze folgt dem Laufe des Loge bis zu der Quelle dieses Flusses und wendet sich von dort nach Osten bis zur Vereinigung mit dem geographischen Becken des Kongo.

c) In dem Gebiete, welches sich östlich von dem Kongobecken in seinen oben beschriebenen Grenzen bis zu dem Indischen Ocean erstreckt, von dem fünften Grade nördlicher Breite bis zu der Mündung des Zambese im Süden; von letzterm Punkte aus folgt die Grenzlinie dem Zambese bis fünf Meilen aufwärts von der Mündung des Schire und sucht ihre Fortsetzung in der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Nyassasees und den Nebenflüssen des Zambese und Kongo zu erreichen."

In dem so umschriebenen, durch eine der Generalacte beigegebene Karte[23]) genau bezeichneten Freihandelsgebiete sind zu unterscheiden folgende Einzelbesitze:

α) Im Westen das französische Gebiet, umfassend die Flußgebiete des Njangi, Kuilu (das Becken des Ogowe gehört nicht zum Freihandelsgebiet) und der Kongozuflüsse Ubangi, Alima und Lefimi, im Süden bis 5° südl. Br., am Tschiloango entlang, hinter Manjanga den Kongo aufwärts bis 1° südl. Br., darauf den 17° östl. L. von Greenwich entlang bis zum 1° nördl. Br. Die Stationen dieses Gebiets sind seit 1877 von Brazza begründet, darunter die wichtigsten Brazzaville am Stanley-Pool und Rudolfstadt an der Mündung des Kuilu. Auf seinen Vorschlag sollten in den Thälern des Kuilu und Niari Eisenbahnen bis Brazzaville erbaut werden, um den Handel von hier aus in das französische Gebiet zu ziehen. Die französische Regierung bewilligte zum Zweck der genauen Untersuchung 1,250,000 Francs. Es wurden nun seit 1884 mehrere neue Stationen gegründet, so am Kuilu entlang Grantville und Alexandraville, am Mittellaufe Beaudouinville, Kiyabi, Francville, am obern Laufe Stanley-Njadi, Stephanieville, Philippeville; außer diesen sind Strauchville, Nyandu-Ubangi, Mayamba, Yanga und die nördlichste Sette-Cama zu nennen. Betreffs der Eisenbahn aber zeigte sich, daß der Bau wegen der steilen Ufer des Kuilu zu schwer durchführbar sein würde.

β) Das portugiesische Gebiet in zwei Theilen, dem kleineren im Norden des Kongo von Tschintschoscho bis Yaba, im Norden durch den Tschiloango vom französischen Besitze getrennt, im Osten und Süden an den Kongostaat grenzend, etwa 80 Kilom. lang und 50 Kilom. breit; dann den größeren Theil südlich des Kongo bis Ambriz, im Norden den Fluß aufwärts bis Nokki, von da 4° 40′ südl. Br. entlang bis zum Kuango und diesen aufwärts zur Grenze des Freihandelsgebiets, dessen Linie bis zum Loge hinauf und diesen entlang bis Ambriz die Südgrenze bildet. In dem nördlichen Gebiete sind Cabinda und Landana die Hauptpunkte, während im südlichen Theile Sonho und Nokki am Kongo, Lilundo, Ambrizetta und Kisembo an der Küste, Kassanje im Süden und die alte Hauptstadt des Kongoreichs, San-Salvador, erwähnenswerth sind. Zwischen Nokki und Nuam-Mpozo liegt am Kongo auch die deutsche Erwerbung.

γ) Nördlich und südlich des Kongostaats liegen die

23) Zu den Actenstücken u. s. w. von Friederichsen reproducirt.

unerforschten Negergebiete, im Süden namentlich das große, aber wenig bekannte Reich Lunda zwischen dem Kuango, den östlichen Zuflüssen des Kassai und dem Lubilasch.

δ) Im Osten des Kongostaats verschiedene dem Kongobecken zugehörige Negerstaaten, wie Unyam-West, Uganda, Urungu u. s. w., sowie das Küstengebiet des Sultanats Sansibar mit seinem Hinterlande, darunter die jüngste ostafrikanische deutsche Erwerbung Usagara, und die portugiesische Mozambiqueküste zwischen Rovuma und Zambese nebst dem unabhängigen Hinterlande. In Bezug auf diese letzten Gebiete ist vom Congresse anerkannt (Kap. I. Art. 1), „daß der Grundsatz der Handelsfreiheit auf Gebiete, welche zur Zeit irgendeinem unabhängigen und souveränen Staat gehören, nur insoweit Anerkennung findet, als der letztere seine Zustimmung ertheilt. Die Mächte beschließen, ihre guten Dienste bei den an der afrikanischen Küste des Indischen Oceans bestehenden Regierungen einzulegen, um die fragliche Zustimmung zu erhalten und für alle Fälle der Durchfuhr aller Nationen die günstigsten Bedingungen zu sichern."

ε) Der Kongostaat schließlich mit einem Gesammtgebiete von 2,5 Millionen □Kilom. ist durch folgende Grenzen umschlossen. Im Westen vom Norduser des Kongo bis Yaba grenzt der Atlantische Ocean, dann die portugiesische und französische Grenze entlang bis oberhalb Manjanga, nun den Kongo aufwärts bis zur Aequatorstation und von hier ab den 17° östl. L. von Greenwich entlang bis zum 4° nördl. Br. Die Nordgrenze läuft den 4° nördl. Br. entlang bis 30° östl. L. von Greenwich. Im Osten geht die Grenze den 30° östl. L. entlang, östlich um den Muta-Nzige herum bis zur Nordspitze des Tanganjika, an dessen Westufer entlang bis zur Südspitze, von hier in gerader Linie zum Moërosee und den Luapula entlang bis zum Westufer des Bangweólosees und dem Ausflusse des Luapula. Die Südgrenze endlich fällt bis zum 24° östl. L. von Greenwich mit der Freihandelsgrenze zusammen, geht dann in ziemlich gerader Linie die letztgenannte Linie aufwärts bis zum 6° südl. Br., diesen entlang bis zum Kuango, nun an diesem abwärts bis 5° 40′ südl. Br. und darauf in dieser Linie zum Kongo, welchen sie bei der Station Nuam Mpozo und der deutschen Kongoerwerbung trifft.

Im J. 1874 begann Stanley die Verbindung von Stanley-Pool bis zur Küste und zum Tanganjika. Die erste gegründete Station war Vivi, 11 Kilom. unterhalb des Yellalafalls. Bis Ende 1880 war von hier aus eine 83 Kilom. lange Fahrstraße am rechten Ufer nach Isanghila erbaut, wo die zweite Station errichtet wurde. Von hier ist der Kongo wieder 118 Kilom. aufwärts schiffbar bis Manjanga unterhalb des großen Katarakts Ntombe Mateka, und hier wurde im Mai 1881 die dritte Station gegründet, von wo ab der Kongo bis Stanley-Pool 152 Kilom. unfahrbar ist, weshalb auch hier eine Fahrstraße erbaut wurde. Da inzwischen Brazza das rechte Ufer am Stanley-Pool besetzt hatte, wurde die vierte Station Leopoldville im Februar 1882 am linken Ufer angelegt, von wo ab der Kongo aufwärts 1500 Kilom. für Dampfschiffe fahrbar ist. Noch gründete Stanley die fünfte Station Msunta zwischen Kuango und Stanley-Pool und kehrte nach Europa zurück, erschien aber schon Anfang 1883 wieder auf dem Schauplatze und gründete noch Lutete, Bolobo und Ikengo. Während dieser Zeit verkehrten schon vier Dampfschiffe auf dem Flusse zwischen Banana und Vivi, zwei zwischen Isanghila und Manjanga, drei oberhalb Leopoldville; der Verkehr gestaltete sich friedlich, die Stationen erhielten sich selbst. Bis Ende October 1884 waren 21 Stationen gegründet, denen weitere bis zur Stanleyfalls-Station gefolgt sind. Auf die Fälle folgt wieder eine für Dampfboote fahrbare Wasserstraße von 480 Kilom. bis kurz vor Nyangwe, worauf endlich oberhalb Nyangwe noch eine 960 Kilom. lange Fahrstraße im Mittellaufe des Lualaba folgt. Da die Schwierigkeiten des Unterlaufs nicht beseitigt werden können, so ist der Bau einer Bahn zwischen Vivi und Stanley-Pool nöthig, um eine ununterbrochene Straße bis tief in das Innere Afrikas herzustellen. Von den übrigen Stationen sind den Fluß aufwärts noch zu nennen: Banana, Boma, Lukunga, Kimpoko, Lukolela, Ngondo, die Aequatorstation, Bangala, Aruwimi und Falls-Station. Hierzu kommen zahlreiche Niederlassungen der protestantischen und katholischen Mission den ganzen Kongo entlang und besonders im Gebiete der großen Seen, theils mit den Handelsstationen vereinigt, theils von denselben gesondert.

Am 16. April 1885 übergab König Leopold II. von Belgien dem Ministerrathe in Bezug auf die Souveränetät des Kongostaats eine Mittheilung, worin er sagt: „König der Belgier wäre ich gleichzeitig der Souverän eines andern Staates. Dieser wäre unabhängig wie Belgien und wie letzteres würde er alle Vortheile der Neutralität genießen. Er würde für seine Bedürfnisse aufkommen müssen, und die Erfahrung sowie das Beispiel der benachbarten Colonien ermächtigt mich zu der Versicherung, daß die benöthigten Mittel demselben zu Gebote stehen würden. Die Grundlage zu seiner Vertheidigung und zur Wahrung der polizeilichen Ordnung würden afrikanische Truppen unter dem Befehle europäischer Freiwilliger bilden. Es bestände sonach zwischen Belgien und dem neuen Staate nur ein persönliches Band. Ich habe die Ueberzeugung, daß diese Verbindung dem Lande nützlich sein würde, ohne daß demselben unter irgendwelchen Fällen Lasten daraus erwachsen würden." — Das Ministerium schlug darauf am 21. April der Kammer der Abgeordneten vor, den Beschluß zu fassen: „Der König ist ermächtigt, das Haupt des Staates zu werden, welchen die Internationale Kongogesellschaft in Afrika gegründet hat. Die Verbindung zwischen Belgien und dem neuen Kongostaate wird ausschließlich persönlicher Art sein." Am 29. April entschied die Kammer diesem Antrage gemäß, worauf der König sich zum „Souverän des Kongostaates erklärte".

Zum Schluß noch einige Angaben über Land, Klima, Erzeugnisse, Handel und Ackerbau, sowie über die Auswanderung nach dem Kongo.

Das Kongobecken ist eingesenkt in das von Randgebirgen an der Küste umgebene Hochplateau, welches nur im Quellgebiete des Stromes und seiner Nebenflüsse auf 2000 Met. Seehöhe sich erhebt, sonst aber beträchtlich unter dieser Höhenstufe zurückbleibt. Man unterscheidet deshalb die niedrige Küste, reich an kleinen Flüssen, kahl, heiß und ungesund, mit vielen wilden Thieren und lästigem Ungeziefer in dichtem Mangrovegebüsche; darauf folgt die Region der Randgebirge im Westen bis zum Stanley-Pool, mit einigen Bergen vulkanischen Ursprungs (montes Queimados, verbrannte Berge), mit gemäßigtem Klima, sehr fruchtbar und reich an Metallen, mit zahlreicher Bevölkerung und lebhaftem Handel; die dritte Region ist die des centralen Hochafrika bis zum Tanganjika mit reichem Wechsel von Gebirgen, Seen und Strömen, ein gesundes Land, meist Savannenwälder oder dichtbevölkerte Prairien. Das Klima ist nach Johnston gesünder als am Niger und der Goldküste, am wenigsten zwischen Boma und der Küste wegen der vielen Mangrovesümpfe, über Bivi hinaus bei größerer Höhe kühler und gesünder; jenseit des Stanley-Pool ist die Temperatur angenehm, zu Mittag 31° C., 2 Uhr nachts 16° C., die höchste Temperatur in Bivi 36,5° C. An der Küste gibt es vier Regenmonate von November bis März, am Stanley-Pool vom October bis Mai, am Aequator vom Juni bis September.

Die Producte des Landes sind äußerst mannichfaltig. Das Pflanzenreich liefert an Nahrungs- und Genußmitteln Maniok, Erdnüsse, Bananen, Brotfrucht, Zucker, Kaffee, Pfeffer, Ingwer; der Industrie dienen das Holz der Mangroven und Bilubaholz (Ambadsch); Indigo und Orseilleflechten liefern Farben; von größter Wichtigkeit sind die Oelpalmen und die kautschukhaltigen Landolphien; Fasern zu Gespinsten, Geweben, Seilerarbeiten und Papierfabrikation liefern Baumwollen- und Papyrusstaude, Baobab, Ananas, Fächer- und Weinpalmen; Medicinalpflanzen endlich sind Ricinus, Aloë, Carica Papaia, Cinchonen. Das Thierreich, weniger durch Artenreichthum als durch Masse der Individuen bedeutungsvoll, liefert Elfenbein, Straußfedern, Häute und Wachs, außerdem zahlreiche lebende Thiere, welche in großen Mengen ausgeführt werden. Das Mineralreich endlich bietet reiche Schätze an edeln und unedeln Metallen sowie zahlreiche nützliche Mineralien. — Der Handel ist schon jetzt lebhaft entwickelt. England berechnet seinen jährlichen Export auf eine halbe Million Pfund und der Export der Firma Wörmann allein betrug in den ersten drei Monaten des J. 1884 über 500,000 Mark. Hauptartikel der Einfuhr sind Baumwollzeuge, Steinschloßgewehre, Pulver, schlechter Rum, dazu Kurzwaaren, besonders zum Putz. Das herrschende Handelssystem ist das sogenannte Trustsystem, welches gegenüber Hübbe-Schleiden durch Wörmann als das zur Zeit einzig in Afrika anwendbare vertheidigt wird, und welches auch wahrscheinlich nicht eher aufhören wird, als bis die Stämme im Innern an den unmittelbaren Handelsverkehr mit den Europäern gewöhnt und dadurch der Zwischenhandel hinfällig geworden sein wird.

Eine wichtige Zukunft hat für das Kongogebiet der Plantagenbau, welcher reiche Ausbeute an allen Nutzpflanzen gewährt. Gegen Stanley's Ansicht indeß, daß auch die Europäer im Stande sein würden, bei landwirthschaftlicher Arbeit das Klima zu ertragen, erheben sich viele bedeutende Stimmen, welche das Land lange gekannt haben und dringend abrathen, diese Länder als neue Heimat aufzusuchen.

Vgl. Tuckey, Narrative of an expedition to explore the River Zaire (London 1818). — H. Waller, The last Journals of Dr. Livingstone in Central Africa from 1865 to his death (London 1874, 2 Bde. Deutsch Hamburg 1875). — A. Bastian, Die Deutsche Expedition an die Loangoküste u. s. w. (Jena 1874, 2 Bde.). — V. L. Cameron, Quer durch Africa (Leipzig 1877, 2 Bde.). — Stanley, Durch den dunkeln Welttheil. Deutsch von Böttger (Leipzig 1878, 2 Bde.). — Schütt, Reisen im Südwestbecken des Kongo (Berlin 1881). — Soyaux, Aus Westafrika (Leipzig 1879, 2 Bde.). — H. Johnston, Der Kongo. Uebersetzt von Freeden (Leipzig 1884). — Stanley, Der Kongo und die Gründung des Kongostaats. Deutsch von Wobeser (Leipzig 1885, 2 Bde.). — Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande (Leipzig 1749), Bd. IV, Buch XI und XII. — Bowdich, An account of the discoveries of the Portuguese in the Interior of Angola and Mozambique (London 1824). — L. Lahun, La véridique description du royaume africain etc. (Brüssel 1883). — L'Association internationale africaine et le Comité d'Etudes du Haut-Congo. Travaux et résultats de Décembre 1877 à Octobre 1882, par un de leurs Coopérateurs (Brüssel 1883). — Actenstücke betreffend die Kongo-Frage. Dem Bundestag und dem Reichstag vorgelegt im April 1885. — Patzig, Die Afrikanische Conferenz und der Kongostaat (Heidelberg 1885). — Ch. Faure, La conférence africaine de Berlin (Genf 1885). — E. Banning, La conférence africaine et l'association internationale du Congo (Brüssel 1885). — Carte politique de l'Afrique Centrale. (Brüssel 1885). — Karte von Centralafrika von Friedrichsen, herausgegeben zu den Actenstücken u. s. w. (1885).

(*E. Kaufmann.*)

Kongo-Kaffrische Sprachen, s. Kaffrische Sprachen.

KONGSBERG, die größte norwegische Bergstadt mit Kaufstadt-Gerechtigkeit, in 157 Met. Höhe am Laagen Elv (spr. Lögen), der vom Hardanger-Fjeld kommt und nach einem 250 Kilom. langen Laufe bei Laurvig ins Kattegat mündet. Sie liegt im Stifte Agershus, Amt Buskerud, im Südwesten von Drammen, 84 Kilom. im Westsüdwesten von Christiania, am Fuße des 900 Met. hohen Jonsknuden, und ist Sitz des norwegischen Bergamts und der königlichen Münze, zugleich das wichtigste norwegische Silberbergwerk, enthält die Bergschule, ein Eisenwerk, eine Gewehrfabrik und Pulverfabrik. Das Silbererz wurde schon 1623 entdeckt; da die Bearbeitung aber zu kostbar war, so wurde es von 1805—1816 auf-

gelassen; dann wurde es auf Kosten des Staats wieder aufgenommen und lieferte von 1831—1870 einen Ueberschuß von 22½ Mill. Mark.

1816—1833:	74,538 M.,	jährl. also	4141 M.	= 1078 Kg.
1839—1843:	25,454 „	„ „	5091 „	= 1216 „
1854—1858:	32,862 „	„ „	6572 „	= 1544 „
1858—1863:	16,091 „	„ „	3218 „	= 756 „
1871—1875:	—	„ „	—	= 3624 „

Die besten Gruben liegen auf der Westseite des Laagen in dem 22 Kilom. langen, mit dem Flusse parallel von Norden nach Süden streichenden Gebirgszuge Stor-Ås. Aber von den 100 Gruben werden nur noch 4 bearbeitet. Nicht selten hat man große Stufen gediegenen Silbers gefunden, so im J. 1630 in der Grube Segen Gottes eine von 409 Mark oder 204 Pfund, 1666 in der Grube Neue Hoffnung eine von 560 Pfund und 1834 eine von 1443 Mark oder 13,000 Speciesthalern. Auch Tuch- und Spielwaarenfabrikation findet statt. Das Eisenhüttenwerk ist, obwol das Eisen das beste norwegische sein soll, auf einen Stabhammer beschränkt. In der Nähe liegt das Blaufarbenwerk (Kobalt) Modum und der Wasserfall Haugfos. (*G. A. von Klöden.*)

KONIA, das alte Iconium, die Hauptstadt des gleichnamigen, den mittlern Theil des südlichen Kleinasien einnehmenden Vilajets, liegt an der südöstlichen Abdachung eines sich vom Dschehni-Daghy gegen die große Lycaonische Hochebene vorstreckenden Höhenzuges 37° 52′ nördl. Br. und 32° 40′ 15″ östl. L. in einer fruchtbaren, wohlbewässerten und sorgsam angebauten Gegend. Die Stadt selber hat nur einen Umfang von 3 bis 3½ Kilom., jedoch dehnen sich außerhalb der Ringmauer im Süden und Osten Vorstädte aus, die ihr an Größe und Einwohnerzahl gleichkommen. Die Stadtmauer, von den Seldschuken-Sultanen des Reiches Rum aufgeführt, ist noch heute mit ihren Zinnen, ihren festen quadratischen Thürmen, ihren je von einem Paar solcher Thürme flankirten Thoren ein ebenso stattlicher Bau, wie sie für die Kriegführung der frühern Jahrhunderte eine widerstandsfähige Schutzwehr bildete. Konia besitzt 12 große und mehr als 100 kleine Moscheen, welche mit ihren zum Theil hoch aufgebauten Kuppeldächern und Minarets der Stadt zu großer Zierde gereichen. Das bemerkenswertheste Gebäude aber ist das Tekkje, d. i. das Versammlungshaus der sogenannten tanzenden oder Mewlewi-Derwische mit dem Mausoleum des Molla Hunkjar, des Kaiser-Molla, oder Hasreti-Mewlana, des gnädigen Herrn, wie der in der Betitelung hochstehender Glaubenslehrer so verschwenderische Islam den Scheich Dschellâl-ed-Din Muhammed el-Balkhi el Konewi, Verfasser des berühmten theosophischen Gedichts el Mesnewi, welcher von Balkh nach Konia gekommen, dort lebte und bis an seinen 1273 erfolgten Tod wirkte, zu nennen pflegt. Das besagte Mausoleum ist eine hohe Rotunde, äußerlich ganz mit Fayencefliesen in lebhaft grüner Farbe, von reicher Ornamentirung, Arabesken und monumentalen Inschriften unterbrochen, bekleidet, welche eine weitgreifende, majestätische Kuppel trägt. Da die Nachkommenschaft des Scheich noch jetzt in Konia existirt, und ihr jeweiliger Chef unter dem Namen Emir Tschelebi an dem Heiligthume eine Art hohenpriesterlicher Stellung einnimmt, auch für dieses Heiligthum von nah und fern alljährlich aus allen islamitischen Ländern Geschenke eingehen, so wird dasselbe in vortrefflichem baulichen Zustande erhalten, während andere herrliche Denkmäler sarazenischer Architektur, z. B. das Mausoleum Ala-ed-Din's, mehrere alte Medressen (Hochschulen), die Moschee Sultan Selim's I, das von Ala-ed-Din erbaute Residenzschloß u. a. m. zum Theil dem Verfall entgegengehen und zum Theil schon völlig zur Ruine geworden sind. Eine Felsenhöhe innerhalb der Stadt von einem Kilom. Umfang trägt noch Spuren von ehemaliger Befestigung und bildete wahrscheinlich die Akropolis des alten Iconium; der Gipfel trägt die Reste des schon erwähnten Residenzpalastes, eine Ruine mit gewölbten Substructionen. Die Vorstädte erstrecken sich in den beiden schon erwähnten Richtungen weithin in die Ebene. Auf der Westseite sind die sanften Gehänge der Hügel mit Obst- und Weinpflanzungen und lieblichen Fluren bedeckt; die eigentliche Gartenlandschaft aber schließt sich der östlichen Vorstadt an und dehnt sich mehrere Kilometer weit in die hier tief liegende Ebene aus. Ein Flüßchen, welches von Nordwesten her aus dem Gebirge herströmt, wird, in unzählige Kanäle vertheilt, zu künstlicher Bewässerung benutzt und in der trockenen Zeit des Jahres ganz aufgebraucht, während es im Winter und Frühlinge seinen Ueberfluß an Wasser in einen 9 Kilom. weit von der Stadt entfernten kleinen See oder Morast ergießt. Antike Kunstreste, Marmorstücke mit Inschriften, Bruchstücke von Sculpturen oder ganze Bildwerke, Säulentrümmer, Kapitäle, sind in und um Konia häufig. Die seldschukidischen Sultane scheinen, als sie die Stadtmauern und ihre Prachtbauten aufführten, darauf Werth gelegt zu haben, derartige Findlinge recht sichtbar den Mauern und Wänden einfügen zu lassen. So z. B. findet sich an dem Ladik-(Laodicäa-)Thore neben einer großen türkischen Inschrift ein schön gearbeitetes Haut-Relief-Bild und eine Kolossalstatue des Hercules. Keine dieser Antiquitäten ist aus vorrömischer Zeit zu datiren; man darf also schließen, daß, wenn auch Iconium schon früh vorhanden war, doch die Stadt erst unter den römischen Kaisern zu Bedeutung gelangte. Als Grabstätte des großen theosophischen Dichters Dschellâl-ed-Din und als Centralpunkt des im Orient hochgeachteten mystischen Ordens der Mewlewi-Derwische gilt Konia bei den Mohammedanern als heilige Stadt, in welcher durch Stiftung einer Armenküche, eines öffentlichen Brunnens, eines Bethauses, einer Sâwijeh oder eines sonstigen guten Werks Wohlthätigkeit zu üben, als besonders verdienstlich angesehen wird. Leider hat dieser Umstand dem Orte auch eine zahlreiche Einwanderung von fanatischen Faulenzern zugezogen, welche sich die frommen Stiftungen zu Nutze machen und die arbeitsamen Ortsbewohner, besonders die christlichen, mit Bettelei belästigen.

Die Bevölkerung von Konia soll 30,000 Seelen betragen, von welcher Zahl nur ein geringer, nicht genau festzustellender Procentsatz auf die Nichtmohammedaner, Griechen, Ar-

menier und Juden fällt. Der griechische Klerus ist daselbst durch einen Metropolitan vertreten; die Gemeinde, offenbar directe Nachkommen der alten Lycaonier, denen das Griechische immer eine fremde Sprache blieb, redet nur türkisch und erhält vom griechischen Patriarchat zu Constantinopel gewisse nothwendige Drucksachen, Kalender und Gebetbücher in türkischer Sprache mit griechischer Schrift zugesandt. Die Stadt hat zwei Kirchen, eine griechische und eine armenische, 7 Khans zur Aufnahme der Karavanen, vier öffentliche warme Bäder. Die städtische Industrie befaßt sich mit Teppichwirkerei, mit Weißgerberei, Bereitung gelben und blauen Saffians, welche Gegenstände zusammen mit Rohproducten, Korn, Häuten, Baumwolle, Wolle u. a. m., auch nach außen versandt werden. — Konia hat glühend-heiße, lange Sommer und kurze, aber strenge Winter; dennoch ist die Luft gesund, wie auch die Stadt, welche auf dem natürlichen Knotenpunkte der von Adalia im Süden, von Adana (Cilicien und Syrien) im Osten, von Smyrna im Westen, von Brussa und Angora im Nordwesten und Norden kommenden Handelszüge angelegt worden ist, zu allen Zeiten wohlbewohnt gewesen zu sein scheint.

Die Erwähnung Iconiums bei den Schriftstellern des classischen Alterthums ist nicht selten, entbehrt aber des historischen Interesses. Aus dem Umstande, daß Strabo es noch ein wohlgebautes Städtchen, dagegen Plinius schon eine sehr berühmte Großstadt (urbs celeberrima) nennt, läßt sich auf seine rasche Entwickelung unter der römischen Herrschaft schließen. Seine Blüte unter den Kaisern wird durch den Befund an Alterthümern bestätigt. Die Apostelgeschichte (14,1) erwähnt eine große Menge (πολὺ πλῆθος) Juden und Hellenen daselbst; es scheint also, daß die iconischen Griechen wie die Juden, welche letztern vielleicht die Nachkommen einer zum Judenthum übergetretenen alten phönizischen Colonie waren, innerhalb der lycaonischen Stadtbevölkerung eine besondere Gemeinde bildeten. Später wird die Stadt Metropolis, Provinzialhauptstadt, und Sitz eines Metropolitan-Bischofs genannt. Ihre Glanzzeit erlebte sie, nachdem die seldschukidischen Sultane, denen die Kreuzfahrer im J. 1097 ihre Hauptstadt Nicäa entrissen, dahin ihre Residenz verlegt hatten. Auf seinem merkwürdigen Zuge durch Kleinasien eroberte sie Friedrich Barbarossa 1190 mit Sturm, jedoch setzten sich die Sultane nach Friedrich's Ableben bald wieder in ihren Besitz, den sie bis zu dem Verfalle der Dynastie in der Mitte des 13. Jahrh. behaupteten. Auch in den Kriegen zwischen den osmanischen Sultanen und Karamanien, einem mächtigen, aus dem Seldschukenreiche hervorgegangenen anatolischen Theilfürstenthume, spielte Konia eine große Rolle. Erst dem Eroberer Constantinopels und Trapezunts, Mohammed II. gelang es, die Stadt endgültig mit der Monarchie zu vereinigen. Mehrere spätere Sultane, u. a. Selim I. und der große Suleiman II., besuchten die heilige Grabstätte Konias. In neuester Zeit wurde die Stadt viel genannt, als Ibrahim Pascha daselbst am 2. Dec. 1832 im tiefen Schnee einen entscheidenden Sieg über Reschid Pascha, den Großvezir Mahmud's II., davontrug und dadurch den Sultan zum Abschluß des nachtheiligen Friedens von Kutahja nöthigte.

Wegen des Vilajets Konia s. den Art. Karamanien.

(*G. Rosen.*)

KÖNIG und KÖNIGTHUM. Es haben bereits in dem Artikel „Kaiserthum" die wichtigsten Merkmale des Königthums mehrfache gelegentliche Beachtung, namentlich aber auch die wesentlichsten Kriterien, durch welche sich der Gedanke des Kaiserthums von dem des Königthums wie der Monarchie überhaupt unterscheidet, eingehende Würdigung gefunden. Wenn daher an dieser Stelle zunächst auf das in jener Abhandlung Gesagte verwiesen werden darf, so ergibt sich hieraus gleichzeitig, daß in Berücksichtigung des innern und bis zu einem gewissen Grade unzertrennlichen Zusammenhanges beider Begriffe der nachfolgende Artikel zunächst als eine Ergänzung jenes frühern, weiterhin aber als eine erschöpfendere Darlegung der unter „Kaiserthum" zum Theil schon hervorgehobenen geschichtlichen und staatsrechtlichen Momente des Königthums aufgefaßt werden will.

A. Entstehung und geschichtliche Entwickelung des Königthums.

I. Das hellenische und das altgermanische Königthum. Schon in den frühesten Zeiten sowol der hellenischen wie auch der germanischen Geschichte finden wir unter beiden Völkern Könige an der Spitze der Stämme und Staaten; und zwar zeigt die Art, wie diese Institution von jenen Völkern aufgefaßt und behandelt wird, eine auffallende Uebereinstimmung, während dagegen das in der Mitte liegende altrömische Königthum, von dem weiter unten die Rede sein wird, in wesentlichen Beziehungen sich davon unterscheidet. Das Königthum der Hellenen wie der Germanen bildet den Uebergang aus der noch ideokratischen Form der orientalischen Alleinherrschaft in eine menschlich-politische Institution. Die Könige leiten zwar ihr Geschlecht gewöhnlich von den Göttern her, die hellenischen meistens von Zeus, die germanischen von Wodan, und der Volksglaube verehrt in den Königen die Ueberlieferung des göttlichen Blutes; aber obwol so der Ursprung der Könige angeknüpft wird an die Herrschaft der Götter über die Welt, werden sie doch andererseits als Menschen erkannt und vielfach auch menschlich beschränkt. Daher sind die Ehrenrechte der Könige höher und ausgedehnter als ihre Macht. Sie vertreten das gesammte Volk den Göttern gegenüber und vermitteln durch Opfer und Gebet, soweit nicht besondere Priester diese Pflicht üben, zwischen beiden, weshalb denn auch in Athen noch nach der Abschaffung des Königthums der opfernde Archon den Namen des Königs beibehielt. An Werth wird ihre Person weit höher geschätzt als die übrigen Volksgenossen. Das Wergeld der germanischen Könige übertrifft das der Edeln gewöhnlich mehrfach. Sie ragen daher auch durch ihren Reichthum vor allen hervor. Ihnen gehört ein großer Theil des Landes als Domäne zu Eigenthum zu, und bei Eroberungen erhalten sie ausgedehnte Güter

zum voraus. Durch Insignien sind sie als Könige bezeichnet. Die griechischen tragen das Scepter zum Zeichen der Gerichtshoheit und der Macht, ebenso die deutschen den Stab. Sie sitzen auf einem erhöhten Throne, dem Königsstuhle. Den deutschen Königen wird überdies das Banner vorgetragen als Zeichen ihrer Kriegsgewalt. Bei den Griechen verkünden Herolde ihr Erscheinen und gebieten Schweigen, ähnlich den deutschen Fronboten in den Gerichten. Die Existenz königlicher Geschlechter und die Verbindung derselben mit Göttern weist unverkennbar auf alte Erblichkeit des Königthums hin. Gleichwol bestimmte das Erbrecht die Nachfolge keineswegs nach festen Regeln. Vielmehr wird bei den Hellenen zugleich auf persönliche Tüchtigkeit gesehen. So werden daher sowol Weiber wie Kinder meistens von der Thronfolge ausgeschlossen, und infolge der Anerkennung, welche den Edeln und dem Volke vorbehalten bleibt, und der Einwirkung solcher individueller Rücksichten nicht selten Abweichungen vom regelmäßigen Erbrechte durchgesetzt. Ebenso ist bei den Deutschen die Beachtung des Erbrechts mit der Kur der Fürsten und der Zustimmung des Volkes verbunden, wennschon in gewöhnlichen Fällen das Erbrecht entscheidet, und eher noch als bei den Hellenen auch Kinder zu Königen erhoben werden. „Reges ex nobilitate sumunt“, sagt Tacitus; die Rücksicht auf das Geschlecht aber liegt schon im Namen Kuning, der vom gothischen kuni („Geschlecht“) abzuleiten ist. Die staatliche Macht dieser Könige war zwar intensiv, aber immerhin sehr beschränkt. Sie äußert sich hauptsächlich in folgenden Momenten: 1) Der König hat den Vorsitz und die Leitung sowol des Rathes der Fürsten als der Versammlung des Volkes. Er hat in beiden eine hohe Autorität, aber, wie Tacitus das sehr richtig bezeichnet, eher eine moralische Autorität der Empfehlung als eine rechtliche des Gebotes. 2) Er ist der oberste Richter und hat als solcher, wenn auch nicht das Urtheil zu finden, so doch das Recht zu schützen und zu handhaben. Auch hier übt er keine willkürliche Gewalt, weder in Form noch Inhalt; in beiden Beziehungen wird er durch das Urtheil beschränkt und bestimmt. 3) Er ist ferner Haupt der Kriegsordnung und in der Regel Heerführer. Im Kriege erweitert sich dann seine Macht. Zuweilen sehen sich die deutschen Stämme indessen genöthigt, eben weil sie noch mehr als die Hellenen am Erbrechte halten, statt unmündiger Könige im besondern Falle Herzöge mit der wirklichen Kriegführung zu betrauen, auch in solchen Fällen aber gilt doch immerhin der König als Oberhaupt des Heerbannes. Die eigentliche Regierungsmacht dagegen ist bei den Hellenen und den Germanen in den ersten Zeiten noch sehr unentwickelt; der Keim derselben liegt noch verhüllt in den genannten Eigenschaften der Könige. Außerdem aber sind dieselben mit ihrer ganzen Existenz und ihren Rechten umschlossen vom göttlichen und menschlichen Rechte. Die Griechen machen auf den Unterschied zwischen der orientalischen Despotie und diesem Königthume aufmerksam und heben mit Nachdruck hervor, daß das Wesen des letztern in der Beachtung der göttlichen Ordnung, der vaterländischen Gesetze und der Gewohnheiten bestehe. Der König steht somit nicht über, sondern in der Rechtsordnung, nicht außerhalb des Volkes, sondern an der Spitze desselben. Noch mehr beschränkt durch das Recht des ganzen Volkes und der übrigen Glieder desselben sind die deutschen Könige; „nec regibus infinita ac libera potestas“, heißt es bei Tacitus. Eine Eigenthümlichkeit des deutschen Königthums endlich, wodurch die geringe Macht desselben in gewissen Kreisen sehr verstärkt wird, ist die Beziehung desselben zu dem auserwählten und engverbundenen Gefolge. Durch dieses kriegerische und zu persönlicher Treue und Ergebenheit eidlich verpflichtete Gefolge erlangen die deutschen Könige eine ihnen ausschließlich dienende Haus- und Kriegsmacht, als deren freie „Herren“ sie gelten und deren Ehre darin besteht, die Ehre, Autorität und Macht des Königs gegen seine Feinde und Widersacher zu vertheidigen. In dieser Eigenthümlichkeit aber liegt der Keim zu der großen mittelalterlichen Schöpfung der Lehnsverfassung, welche die Nationalverfassung später vielfach durchbrochen, überwuchert und großentheils umgestaltet hat; von dieser Lehnsverfassung wird weiter unten noch zu sprechen sein.

II. Das altrömische Königthum. In einigen Beziehungen erscheint das alte Königthum der Römer dem der Hellenen und Germanen nahe verwandt; in andern aber unterscheidet es sich von diesem so bedeutend, daß wir in ihm wol eine neue Art der Alleinherrschaft, und zwar eine höhere Entwickelungsstufe derselben erkennen dürfen. Schon bei Bestallung der römischen Könige finden wir den wichtigen doppelten Unterschied, daß die Rücksicht auf das Erbrecht bedeutend zurücktritt hinter das Element der Ernennung oder der Wahl, und daß nicht ebenso der Volksglaube die römischen Könige von göttlicher Herkunft sein läßt wie die griechischen und germanischen. Zwar haben die Heroen, denen Rom seine Gründung verdankt, noch Götterblut in ihren Adern, und Romulus wird nach seinem Tode selbst zu den Göttern erhoben. Aber nach ihm äußern die Götter ihre Mitwirkung nur, wie in allen andern wichtigen Staatsangelegenheiten, durch die Zeichen, welche bei den Auspicien beobachtet werden, durch die unsichtbare Stimmung der Seelen und durch die unabwendbare Macht des Schicksals. Der Charakter des römischen Königthums ist demnach rein menschlich geartet, obwol auch in ihm die Verbindung mit göttlicher Einwirkung auf das Geschick des Staates noch festgehalten wird. Die Einsicht und der Wille der Individuen wirkt hier stärker ein, und die Rücksicht auf das Blut und die Familie tritt mehr in den Hintergrund. Der römische König wird von dem Vorgänger oder dem Interrex unter Mitwirkung des Senates und mit Zustimmung der Götter ernannt oder auf Lebenszeit gewählt, nicht also eine königliche Erbdynastie anerkannt. Es kommt daher mehr auf die Individualität desselben als auf den Stamm an. Dem gewählten Könige wird nach einem von ihm selber vorgeschlagenen Gesetze der Curien mit den Auspicien von dem Interrex die königliche Gewalt durch eine „lex regia“ übertragen, ganz so wie später den Magistraten der

Republik ihr imperium; und so ist denn das römische Königthum von Anfang an auch eine individuelle Magistratur. Schon diese Unterschiede bedingen eine andere Auffassung der königlichen Institution. Ein anderer, nicht minder gewichtiger liegt in der Art und dem Charakter der königlichen Gewalt selbst. In manchen Punkten zwar sind die Rechte des rex ähnlich denen der andern antiken Könige. Auch er ist Opferpriester für das Volk, auch er versammelt und leitet sowol den Senat als die verschiedenen Comitien des Volkes. Ebenso ist er in der Regel der oberste Richter, wennschon es von seinen Strafen unter gewissen Voraussetzungen noch eine Berufung an das Volk gibt. Er steht ferner von Rechts wegen an der Spitze der Kriegsverfassung und ist der natürliche Heerführer. Endlich besitzt auch er Reichthum an Gütern und Einkünften. Aber obwol der römische König kein Abkömmling der Götter und nur auf Lebenszeit gewählt ist, so ist seine Macht doch sehr viel intensiver und voller als die der griechischen Könige. Hierin eben offenbart sich schon von Anfang an der vorzugsweise staatliche Sinn der Römer, daß sie ihre obersten Magistrate mit einer Fülle von Macht und insbesondere mit der Gewalt, für die öffentliche Wohlfahrt energisch zu sorgen, ausstatten. Das specifisch „römische" imperium ist es vorzüglich, was dieses Königthum vor jenen andern Institutionen so wesentlich auszeichnet. Auch die äußere Erscheinung des Königs ist nicht minder voll Glanz und Ehre als die der andern, aber in ihr schon offenbart sich seine größere Macht. Die Ruthenbündel und Beile, welche die zwölf Lictoren ihm vortragen, sind nicht bloße Zeichen, sondern Werkzeuge der strengen Strafgewalt, welche den Ungehorsam an Leib und Leben heimsucht. Das römische Imperium und die Beile der Lictoren gehören im Leben und in der Idee der Römer zusammen. Infolge dieses höchsten Imperiums, welches der König von Rechts wegen mit den Auspicien überliefert erhalten hat, ist er voraus berechtigt, die erforderlichen Staatsordnungen und Rechtsgrundsätze festzustellen. Man darf nicht vergessen, daß der römische Staat vom Könige gegründet worden war, und daß die Gewalt des ursprünglichen Begründers auf dem Wege der Tradition auf dessen Nachfolger überging. Die eigentlichen Gesetze bedurften freilich der Zustimmung des Senats und, seit Servius Tullius, der Genehmigung der Volksversammlung, aber selbst für diese war der Wille des Königs entscheidend und gewöhnlich auch maßgebend. Denn nur er konnte das Gesetz in Antrag bringen, und gegen seinen Willen konnte kein Vorschlag in Berathung oder zur Abstimmung kommen. Außer den Gesetzen konnte aber der König unzweifelhaft durch sein Edict, ohne Berathung und Zustimmung irgendeiner beschränkenden Versammlung, das Recht näher bestimmen, welches er schützen und handhaben werde. Machte er auch selten hiervon Gebrauch, so wurde es doch von jeher als ein Recht der römischen Magistrate betrachtet, das Gewohnheitsrecht und neue Rechtsansichten in solcher Weise zur Anerkennung zu bringen und in den von ihnen bestimmten Formen fortzubilden. Dieses jus edicendi war von den Königen auf die Magistrate der Republik übergegangen, nicht etwa für diese neu begründet worden. So war auch die Autorität der römischen Könige in Handhabung der Rechtspflege weit größer als die der germanischen Fürsten. Wie diese saßen auch jene öffentlich und anfangs persönlich zu Gericht, aber der rex war nicht beschränkt durch das Urtheil der Beisitzer. Er leitete nicht blos den Gang des Processes, er setzte auch selber den Rechtsspruch fest (jus dicit), welcher zur Anwendung kommen sollte. In der ältern Zeit urtheilte er häufig wol auch selbst. Die ganze Privatrechtspflege und der größere Theil der Strafrechtspflege hingen durchaus von ihm ab. Ganz besonders ausgedehnt war ferner die Heeresgewalt des römischen Königs. Keinerlei Schranke hemmte im Felde sein absolutes Recht über Leben und Tod aller Kriegspflichtigen, von den obersten Führern bis hinab zu den untersten Kriegern. Noch aus den Zeiten der römischen Republik, in welchen die überlieferte königliche Gewalt doch schon so mancherlei Beschränkungen erlitten hatte, kennen wir eine ziemliche Anzahl von Beispielen, in welchen nicht blos Dictatoren, deren vollere Macht eben die alte ungeschmälerte königliche war, sondern auch Consuln trotz der Bitten oft des ganzen Heeres angesehene Kriegsobersten hinrichten, oder in ganzen Heeresabtheilungen je den zehnten Mann enthaupten ließen. Die übrigen Staatsämter und priesterlichen Würden leiten großentheils ihr Dasein und ihre Befugnisse vom Könige ab. Der tribunus celerum als Anführer der Reiterei, der praefectus urbi, welcher in der Hauptstadt als Stellvertreter des Königs waltet, werden von ihm ernannt. Die Augurn und die Pontifices haben ihre Wissenschaft der Weissagung und des heiligen Rechts vom Könige empfangen. Endlich aber liegt im Imperium als dessen innerster Kern eine mächtige Regierungsgewalt, welche überall, wo das Bedürfniß des Staates und die Umstände es im einzelnen Falle verlangen, ein- und durchgreift und im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt das Nöthige anordnet. Diese Gewalt — bei den hellenischen Königen nur in sehr geringem Umfange, bei den germanischen fast gar nicht bekannt — nimmt im römischen Staatsrechte von Anfang an eine wichtige Stellung ein, und wie die Römer in ihrer Familie und als Eigenthümer die absolute Herrschaft lieben, so ist auch ihr staatliches Imperium absolut. Ihre Könige sind daher nicht blos Richter im Frieden, sie sind vielmehr, wie schon der Name zeigt, ganz vorzugsweise Regenten. Nur so erklärt es sich, wie die ganze Politik des römischen Staates in der Königsperiode von dem individuellen Willen und der Thatkraft der Könige bestimmt, wie alle Einrichtungen auf die Könige zurückgeführt werden. Nur so wird es verständlich, wie schon zu dieser Zeit riesenhafte und gemeinnützliche Bauwerke in Rom von den Königen angeordnet und durchgeführt wurden. Sie haben die Sorge für die Lebensmittel und für eine gute Bewirthschaftung des Bodens, sie wachen über die guten Sitten der Bürger und üben die polizeiliche Gewalt in ausgedehntem Maße aus. Alle Gewalt überhaupt, welche später unter die Consuln, die Prätoren, die Censoren, die Aedilen vertheilt wurde, sehen wir ursprünglich

in der einzigen Hand des römischen Königs vereinigt. Mit einem Worte: der römische Staat zuerst führt die Monarchie in Form einer menschlich-nationalen Individualherrschaft mit voller Concentration aller staatlichen Macht und sogar mit einer Fülle absoluter Regierungsgewalt in die Geschichte ein.

III. Das fränkische Königthum. Das große Reich der deutschen Franken erhob sich auf römischem Boden. Die fränkische Monarchie, aus römischen und deutschen Elementen gemischt, bildet somit den Uebergang aus der antiken in die moderne Welt- und Staatsordnung. Ungleich mächtiger als ein altgermanischer ist der fränkische König. Die Ideen des germanischen Rechts und der germanischen Freiheit haben sich gewissermaßen vermählt mit dem Gedanken der römischen Staatshoheit und Macht, und aus dieser Verbindung ist die monarchische Institution hervorgegangen, wie wir sie in der Zeit Karl's des Großen in voller Kraft entfaltet sehen. Eine Reihe von Gründen wirkten zusammen, um die einheitliche Macht der karolingischen Könige zu stärken: vorerst die merkwürdige Folge individuell ausgezeichneter und glücklicher Herrscher, sodann die wachsende Ausdehnung eines großen Reiches, für welches ein umfassendes und starkes politisches Regiment Bedürfniß ward, die Nothwendigkeit einer stets verfügbaren großen Kriegsmacht und die Siege, welche durch sie erfochten wurden, endlich die Verbindung mit den romanischen Unterthanen, die seit Jahrhunderten in der Cultur des römischen Staates erzogen und an die Vorstellungen und durchgreifenden Einrichtungen des letztern gewöhnt waren. In einer Beziehung freilich machte die Institution der Monarchie eher einen Rückschritt. Das Princip der Erblichkeit nämlich der königlichen Würde, neben welcher die frühere Kur zu einer ziemlich bedeutungslosen Formalität zusammenschrumpfte, wurde allzu sehr nach der Art der privatrechtlichen Erbfolge ausgeübt und zum Nachtheil des Staates und der Nation das Gesammtreich unter mehrere Söhne des verstorbenen Königs so vertheilt wie die liegenden Güter, die ein Privatmann hinterlassen hatte. Damit aber war der politische und staatsrechtliche Charakter der Thronfolge, welcher die fortdauernde Einheit des Staates erhält, gänzlich verkannt, und wurde dem privatrechtlichen Princip, daß die Herrschaft im Staate wie ein Vermögen des Individuums und der Familie aufzufassen sei (dem sogenannten Patrimonialprincip), nach dieser Richtung hin gehuldigt. — Als hauptsächliche Veränderungen in den Machtverhältnissen sind folgende zu erwähnen:

1) Gesetzgebung. Diese wurde im fränkischen Reiche überhaupt wichtiger und fruchtbarer, als sie vormals in dem engen Lebenskreise einer einzelnen germanischen Völkerschaft gewesen war, und die Könige erlangten dort einen viel größeren Einfluß auf dieselbe, als sie bis dahin gehabt hatten. Der Grundsatz der römischen Kaiserzeit, daß jede beliebige Willensäußerung des Kaisers in Rechtssachen Gesetzeskraft habe, konnte selbstverständlich unter dem germanischen Volke der Franken weder Billigung noch Geltung finden; aber die in den meisten Fällen maßgebende Vorbereitung der Gesetzesentwürfe wurde nun gewöhnlich in dem königlichen Cabinete mit Hülfe der königlichen Räthe vorgenommen, und die Gesetze selbst im Namen des Königs erlassen, dessen Sanction erst den Entwürfen Gesetzeskraft verlieh. Von größter Bedeutung aber war es, daß die Berathung, bez. die Zustimmung der auf den Reichstagen versammelten geistlichen und weltlichen Großen der Aristokratie in der Sitte wie im Rechte als unentbehrlich betrachtet wurde für die Gesetzgebung. Die Billigung durch das eigentliche Volk selbst hatte dagegen nur noch eine untergeordnete Bedeutung und galt in den meisten Fällen, insbesondere wenn es sich um staatliche oder kirchliche Organisation handelte, nicht mehr für nöthig. Nur wenn das eigentliche Volksrecht verändert werden sollte, wurde auch die Gutheißung des Volkes selbst noch erfordert. In jener Mitwirkung der Optimaten aber ist der erste Ansatz der ständischen Repräsentation zu erkennen, welche in spätern Jahrhunderten eine so großartige Ausbildung erlangt und den repräsentativen Staat hervorgebracht hat.

2) Regierung. Die Größe des Staates und die damalige Umgestaltung der öffentlichen Zustände machten eine Regierungsgewalt, wie sie dem ältern germanischen Leben unbekannt gewesen, zum unabweisbaren Nationalbedürfniß. Der Idee, für die Handhabung des Friedens und die Aufrechterhaltung des Rechts zu sorgen, gesellte sich die Rücksicht auf die öffentliche Wohlfahrt bei. Indessen war den germanischen Vorstellungen das römische Imperium ein zu fremder und zu unerträglicher Begriff, als daß derselbe hätte adoptirt werden können. Vielmehr erhob sich die neue Regierungsmacht im Geiste der einheimischen Mundschaft (mundiburdium, mundium). Diese königliche Mundschaft verhält sich auf dem Gebiete des Staatsrechts zu dem römischen imperium gerade so wie die Vormundschaft des deutschen Ehemanns und Vaters zu der römischen potestas im Familienrechte. Sie ist nicht eine absolute Herrschergewalt, sondern der Schutz der Rechte des Volkes und der Unterthanen und die Fürsorge für deren Wohl sind die Ideen, welche sie beleben. Die Vorstellung der Pflicht wird mit der des Rechts unauflösbar verbunden und schrankenlose Willkürgewalt nicht gestattet. Der neue Gedanke ist freilich noch nicht nach allen Seiten hin klar geworden, aber der Kern desselben ist gesund und einer wahrhaft staatlichen Entwickelung fähig. Von diesem Standpunkte aus darf und soll der König auch gebieten. Das Gebot äußerte sich in der Form des sogenannten Bannes. Der König hatte den Heerbann, infolge dessen er über die gesammte Kriegsmacht des Reiches verfügte, freilich auch hier dem Herkommen gemäß und nach bestimmten Verhältnissen der Kriegsdienstpflicht. Indessen riefen starke Könige, wie insbesondere Karl der Große, nicht blos das lehnspflichtige Gefolge, sondern ganze Abtheilungen des Heerbannes auch zu Angriffskriegen auf und bedrohten jeden Säumigen mit dem schweren Königsbanne von 60 Schillingen Buße. Im Gerichtswesen, woran sich noch immer die Landesverwaltung anlehnte, übte der König den Gerichtsbann aus, freilich selten nur in Person, in der Regel durch die Gaugrafen, deren Gerichtsbarkeit aber von ihm

abgeleitet wurde. Die erstarkende Staatsordnung beschränkte nun die früher in viel weiterm Umfange geübte Selbsthülfe und Rache in privatrechtlichen Streitigkeiten wie im Straffällen, und über das ganze Land breitete sich der sogenannte Königsfrieden unter dem Schutze des Königsbannes aus und ersetzte den vormals leichter zu störenden gemeinen Frieden. Auch die Einkünfte der königlichen Kammer und der Fiscus des Königs, worüber dieser nach eigenem Ermessen frei verfügte, hatten bedeutend zugenommen. Die Eroberung römischer Provinzen und die Aufhebung der alten König- und Herzogthümer hatten die Domänen der Könige sehr bereichert. Ueberall im Reiche gab es ansehnliche königliche Villen, von deren Pfalzen hinwieder ausgedehnte Güter abhingen. Die Grund- und Kopfsteuern der Provinzialen wurden beibehalten, die römischen Zölle theilweise sogar ausgedehnt, den besiegten Stämmen Tribute auferlegt und reichlichere Bußen erhoben.

3) Ein vom Könige abhängiges **Beamtensystem** diente nun dazu, die königliche Macht nach allen Richtungen und auf allen Stufen der Staatsordnung auf Volk und Land einwirken zu lassen. Die obersten Reichsämter wurden nach dem Vorbilde des byzantinischen Kaiserhofes am Hofe des Königs concentrirt. Dahin gehören der Pfalzgraf (comes palatii), welcher an des Königs Statt das oberste Richteramt verwaltet, der Kaplan (apocrisiarius, referendarius), welcher an der Spitze der Hofgeistlichkeit steht und in kirchlichen Dingen referirt, und der Kanzler (cancellarius), welcher der königlichen Kanzlei vorsteht und daher auch die diplomatische Correspondenz leitet. Dahin gehören ferner auch die eigentlichen Hofämter: des Kämmerers, der den königlichen Schmuck, den Hofstaat der Königin und die Ehrengaben des Hofes besorgt, des Seneschalls, der die Aufsicht hat über alle Ministerialen, das Gesinde und die ganze Oekonomie des Hofes, des Kellners, welcher die Naturgefälle bezieht und auch für die königliche Tafel den Wein besorgt, des Marschalls, welcher die königlichen Stallungen unter sich hat, des Hausmeisters, welcher dafür sorgt, daß der König, wo immer er seinen wechselnden Hof aufschlagen will, eine würdige Aufnahme und Wohnung finde, der vier obersten Jägermeister und endlich des Falkners. Die königlichen Sendboten (missi dominici), die jährlich mit besonderer Vollmacht nach der freien und wechselnden Ernennung des Königs die einzelnen Länder des weiten Reiches bereisten, waren hier seine Stellvertreter. Sie waren seine Augen, durch deren Hülfe er Einsicht erlangte in die öffentlichen Zustände, in den Staat und in die Kirche, seine Ohren, mittels deren er die Beschwerden und Wünsche der Bevölkerung vernahm, zuweilen auch seine Arme, durch die er dem Gesetze Gehorsam verschaffte und der öffentlichen Ordnung Schutz verlieh. Die Gaugrafen, welche in den Gauen die hohe, und die Zentgrafen, welche in den Zenten die mittlere Gerichtsbarkeit ausübten, leiteten nun ihre Richtergewalt vom Könige ab, als dem obersten Richter auf Erden, die erstern unmittelbar, die letztern mittelbar, ebenso ihre militärische Gewalt; und obwol allerdings schon unter den Nachkommen Karl's des Großen die Neigung zur Erblichkeit der Grafenämter theilweise zu einem Rechte auf Erblichkeit erwachsen war, so galt in der noch frischen Periode der ausgebildeten fränkischen Monarchie die Würde der Grafen als ein wahres Reichsamt, auf dessen Besetzung dem Könige ein entscheidender Einfluß zukam, noch nicht aber als eine feste Erbherrschaft. Als jedoch das Institut der Sendboten außer Uebung kam, die Herzogthümer hergestellt wurden und die Reichsämter sich in Familienrechte verwandelten, da war es auch um die Macht des neuen romano-germanischen Königthums geschehen, und die Aristokratie der zahlreichen Fürsten und Herren trat an seine Stelle.

4) Endlich ist auch an dieser Stelle noch der schon im Artikel „**Kaiserthum**“ des nähern gewürdigten engen Beziehung des fränkischen Königthums sowie der durch Karl den Großen damit verbundenen Kaiserwürde zu der Ausbreitung des Christenthums und zu der christlichen Kirche als einer hervorragenden Eigenschaft zu gedenken. Der Staat war ein christlicher geworden und das Königthum hatte durch Priesterhand die göttliche Weihe empfangen und war so geheiligt worden. Der König fühlte sich verpflichtet, für die Erhaltung und Ausbreitung des reinen christlichen Glaubens in seinem Reiche zu sorgen, und als Kaiser, soweit seine Macht reichte, das Heidenthum zu vertilgen und die Ketzerei auszurotten; eine Verpflichtung, welche Karl der Große in großartigem Umfange und mit Strenge vollzog. Die Christenheit selbst galt als ein zusammengehöriger Körper mit zwei Ordnungen: der priesterlichen und der königlichen, der kirchlichen und der staatlichen. Obwol aber der König das Haupt der letztern, wie der Papst die Spitze der erstern war, so handhabte jener doch auch dem Klerus gegenüber die einmal erkannte christliche Ordnung. Er berief Synoden, beaufsichtigte die Bischöfe und die Klöster, und erließ eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen von kirchlichem Inhalte. Ebenso wirkte der Geist der Hierarchie hinwieder auf die Gestaltung der politischen Einrichtungen und auf die Rechtsgrundsätze der weltlichen Ordnung bedeutend zurück.

IV. **Die Lehnsmonarchie.** Die fränkische Monarchie trug zwar in ihrer organischen Anlage alle Bedingungen einer wahren Monarchie in sich, und insofern erscheint sie als der Anfang einer neuen, der modernen Staatsentwickelung. Allein die widerstrebenden Kräfte und Leidenschaften waren damals in der Nation noch so mächtig, und die alten, einer jeden starken Staatsgewalt abgeneigten Gewohnheiten des Adels und der freien Germanen noch so fest, daß es nur ausnahmsweise einzelnen großen Regenten gelang, den öffentlichen Charakter des neuen Königthums und die darin liegende Staatsmacht großartig zu entfalten. Saßen schwache Individuen auf dem Throne, so wurde sofort die Ohnmacht derselben fühlbar, und auf allen Seiten zeigten sich die Tendenzen zur Auflösung der Staatseinheit, zur Beschränkung und Nichtachtung der Centralgewalt, zu selbständig-particularer Herrschaft in kleinen Kreisen. Die Abschwächung und das Erlöschen der Karolinger bezeichnet zugleich die Ver-

dunkelung der königlichen Macht und das Wachsthum der in den einzelnen Stämmen, Ländern und Gebietstheilen sich erhebenden Fürsten- und Herrengewalt. An die Stelle der frühern romano-germanischen Weltmonarchie trat nun das Lehnskönigthum; in ihm erlangte der Charakter des Mittelalters in Vorzügen und Mängeln einen angemessenen politischen Ausdruck. Die hervorragenden Eigenschaften der Feudalmonarchie sind folgende:

1) Alles bisherige Königthum beruhte auf den Volksstämmen oder ganzen Völkern oder einer zur Einheit verbundenen Nation. Man darf dasselbe wol eine volksthümliche oder nationale Institution nennen. Das feudale Königthum dagegen steht zwar auch in Beziehung zu einem bestimmten Volke, an dessen Spitze der König ist, aber es wurzelt, wenn man auf das Wesen sieht, vornehmlich in der engen persönlichen Treuverbindung zwischen dem Könige als dem obersten Lehnsherrn und seinen Vasallen, welche von ihm Macht, Ehre und Vermögen ableiten. Die übrige Masse des Volkes, soweit sie nicht im Lehnsnexus steht, kommt daher nur in untergeordneter Weise, nur mittelbar in Betracht. Dieses Königthum ist somit nicht eine nationale Institution im eigentlichen Sinne, sondern vielmehr eine eigenthümliche Standesinstitution; nicht das Volk, sondern die Gefolgschaft ist die ursprüngliche Grundlage desselben.

2) Die persönliche Treue, von dem Glanze und der Kraft der Ehre beleuchtet und gestärkt, wurde nunmehr zum wichtigsten Staatsbegriff erhoben. Alle Vasallen mußten daher persönlich dem Herrn bei Empfang des Lehens den Eid der „Treue und Hulde" schwören. Am ausgebildetsten sind, wie das Lehnssystem überhaupt, so auch diese Schwurverhältnisse in dem saxo-normannischen Rechte des englischen Königreiches bestimmt. Die eigentlichen Lehnsvasallen schwören dem Könige, ihrem Lehnsherrn kniend den Mannschaftseid (homagium) und stehend auf das Evangelium den Treueid (fidelitas). Bischöfe und Aebte schwören ausnahmsweise nur den letztern. Jener ist enger als dieser und nothwendiger an den Lehnsbesitz geknüpft. Die Treue ist allgemeiner und es kann daher auch außerhalb des Lehnsverhältnisses von den übrigen Unterthanen der Eid der Treue gefordert werden, wie das schon in der karolingischen Zeit — freilich auch unter dem Einflusse von Feudalbegriffen — vorkam. Diese Treue aber ist gegenseitig. Auch der Herr ist dem Vasallen zur Treue verpflichtet, nur die Ehrerbietung, die der Mann dem Herrn schuldet, hat dieser nicht ebenso zu erwidern.

3) Das Streben der Lehnsmonarchie, alle Unterthanen in ein Vasallenverhältniß hineinzuziehen, hat auch eine dingliche Beziehung auf den Grund und Boden. In diesem Sinne suchten die ersten englischen Könige von normannischem Geschlechte ein Obereigenthum des Königs über das ganze Land zur Anerkennung zu bringen, infolge dessen nicht blos die hergebrachten oder neuverliehenen Lehnsgüter, sondern auch die freien Eigengüter im Rechtssystem als vom Könige abgeleitet erklärt wurden. Das Volksrecht des freien Eigenthums am Boden wurde so in das Lehnrecht des abhängigen Grundbesitzes umgewandelt. Dies aber ist ein allgemeiner Charakterzug der Feudalmonarchie, welcher in der englischen Rechtsgeschichte besonders klar hervortritt.

4) Ganz parallel dieser stufenweisen Ableitung des Grundbesitzes vom Obereigenthume des Königs geht im Lehnssystem die stufenweise Ableitung jeder staatlichen Gewalt von der königlichen Gewalt. Der König selbst hat seine Macht in einheitlicher Fülle von Gott zu Lehn empfangen. Wie die Planeten ihr Licht von der Sonne entleihen, so erhalten die niedern Herren ihre Herrschaft vom obersten irdischen Lehnsherrn, dem Könige. Sie erhalten die Gewalt aber nicht etwa als bloße öffentliche Beamte des Staates, als Organe der Regierung, sondern je für ihre besondern und abgegrenzten Kreise zu eigenem Rechte und Genusse, wie sie die Lehnsgüter zu eigener Verfügung und Fruchtgenuß empfangen. Die Mischung politischer Befugnisse mit privatrechtlicher Selbständigkeit und sogar die erbliche Verbindung der verschiedenen Stufen der Staatsgewalt mit bestimmten Familien und festem Grundbesitze sind charakteristische Eigenschaften des Lehnssystems. Der König kann daher weder sich weigern, dem erbberechtigten Vasallen die Herrschaft zu verleihen, noch darf er in die Sphäre der verliehenen Herrschaft eingreifen oder, sei es bestimmend, sei es beschränkend, einwirken. Jeder Kreis der Gewalt ist in sich abgeschlossen und wesentlich selbständig. Die Einheit der Staatsgewalt ist daher im Lehnsstaate fast nur eine formelle. Sobald es darauf ankommt durchzugreifen, erheben sich oft unüberwindliche Schwierigkeiten. Die besondere Macht der großen und kleinen Vasallen setzt sich wider die allgemeine Staatsmacht, und statt diese zu vermitteln, tritt sie ihr entgegen und hemmt ihre Wirkungen. So wird das nationale Leben gespalten in eine Mannichfaltigkeit particulärer Gestaltungen, die Eine Staatsmacht aufgelöst in eine Vielheit beschränkter Herrlichkeiten. Dem individuellen Willen und der individuellen Neigung, besonders der Magnaten des Landes, wird ein freier Spielraum auf dem politischen Gebiete eröffnet und ein bunter Reichthum der Formen und Einrichtungen entfaltet; aber der Zusammenhang des Ganzen ist überall durchbrochen und der Staat selbst gebunden. Die Aristokratie nur ist stark und frei, das Königthum zwar an Ehren reich, an Macht aber arm, und das Volk in der naturgemäßen Entwickelung seiner Kräfte auf allen Seiten gehemmt. Je entfernter die Volksklassen vom Centrum dieses Staates, vom obersten Lehnsherrn stehen, desto drückender wird für sie das Gewicht der in der Mitte liegenden Herrschaftsrechte und desto lästiger auch die Willkür der kleinen Herren. Die beiden Hauptbestandtheile der germanischen obrigkeitlichen Gewalt, der Heerbann und der Gerichtsbann, wurden so unter die zahlreichen Herren und Vasallen vertheilt. Die eigentliche Regierungsgewalt aber wurde im Vergleiche zu den Grundsätzen der fränkischen Monarchie wieder vermindert und mehr als früher beschränkt. Die ganze Verfassung war wesentlich eine aristokratische geworden, obwol sie mit einer monarchischen Krone geschmückt war. Die französischen Könige aus dem capetingischen Hause ragten

nur wenig über die seigneurs hervor, und auch die deutschen Könige waren im Innern des deutschen Reiches vielfach gelähmt durch die Macht der Fürsten. Nur ausnahmsweise, wo besondere günstige oder drängende Verhältnisse eine Abweichung veranlaßten, konnte sich eine stärkere Centralmacht der Könige erhalten, wie z. B. in England nach dem Siege der Normannen, wo die Forderungen der Sicherheit den normannischen Adel nöthigten, sich enger an den König anzuschließen, und wo das Bedürfniß der neubegründeten Dynastie, sich zu behaupten, eine energischere Entfaltung der königlichen Macht erforderte.

5) Der Lehnsstaat kann vorzugsweise ein Rechtsstaat genannt werden. Das Staatsprincip der öffentlichen Wohlfahrt ist verdunkelt, die Abgrenzung der mancherlei politischen Rechte aber genau bestimmt, diese selbst sind ähnlich wie Privatrechte dem Willen des Berechtigten und sogar dem gewöhnlichen Rechtsverkehre des Kaufes, des Tausches, der Vergabung, der Vererbung u. s. w. preisgegeben. Der Schutz dieser Rechte wird großentheils in Form des gerichtlichen Processes gehandhabt, oder gar der erlaubten Selbsthülfe im Wege der Fehde überlassen. Auf der einen Seite eine starre, festgegliederte Rechtsordnung, welche wol den Individuen, nicht aber der Gesammtheit, wol den einzelnen Corporationen und Stiftungen, nicht aber der Nation und ihren Kräften Freiheit gewährt, auf der andern Seite ein fortwährender innerer Krieg und eine immer wiederkehrende Anarchie — das sind die beiden entgegengesetzten Erscheinungen, welche wie die beiden Gesichter des Januskopfes mit dem mittelalterlichen Lehnsstaate verwachsen sind.

V. Die absolute Monarchie. Aus dem mittelalterlichen Lehnsstaate ging die moderne Repräsentativmonarchie nicht unmittelbar hervor als die staatliche Ordnung der neuen Zeit. Im Kampfe mit dem Lehnswesen erstarkte vorerst die neue absolute Monarchie. Die sämmtlichen germano-romanischen und die germanischen Völker Europas mußten erst das letztere Staatssystem wieder erfahren, bevor es zu der Bildung der neuen Staatsform kam. Am frühesten zeigt sich diese Entwickelung und am heftigsten tritt der Absolutismus hervor in Frankreich und in Spanien. Je stärker die germanischen Elemente in der Nation waren, desto weniger konnte es den Königen gelingen, eine den germanischen Rechtsbegriffen völlig fremde und zuwiderlaufende absolute Gewalt zum geltenden Staatsprincip zu erheben. Dagegen waren dieser die römischen Traditionen, die nun in Wissenschaft und Leben wieder wach wurden, durchaus günstig. Schon seit dem 12. Jahrhundert, als noch die seigneurs des üppigsten Machtgenusses sich erfreuten, arbeiteten die französischen Legisten (so wurden die römischen Rechtsgelehrten genannt) mit Kühnheit und Einmüthigkeit an der Aufgabe, die französische Monarchie auf die alten Grundlagen des römischen Kaiserreiches zurückzuführen. Sie gründeten eine theoretische und praktische Schule des Regiments, deren oberster Grundsatz die Einheit, die Untheilbarkeit und die absolute Staatsgewalt des Königthums war, welche sie unter dem Ausdrucke der souveränen Gewalt zusammenfaßten. Von da aus behandelten sie die Herrschaften und Gerichtsbarkeiten der Großen und ihrer Vasallen als Anmaßungen und Misbräuche, die zu Gunsten des Königs und des Volkes aufzuheben oder mindestens soweit als möglich zu beschränken seien. Sie stellten die französischen Könige als Nachfolger der römischen Imperatoren dar, und indem sie die römische Gesetzgebung als die wahre priesen, behandelten sie die einheimischen germanischen Rechtsgewohnheiten mit Geringschätzung. Freilich dauerte es noch Jahrhunderte, bis diese Theorien in die Praxis eindrangen und bis die Herrschaft der seigneurs wirklich gebrochen wurde; aber der innere Kampf hörte nicht mehr auf, bevor der ganze reichgestaltete Lehnsstaat von Grund aus zusammenstürzte, dann aber auch in seinen Sturz die inzwischen mächtig gewordene absolute Monarchie mit verwickelt ward. Der Satz des römischen Kaiserrechts: „Quod principi placuit legis habet vigorem", wurde aus dem Alterthume wieder hervorgeholt und als nothwendiges Staatsprincip verkündigt; er ging in das französische Rechtssprichwort über: „Qui veut le roi, si veut la loi." War einmal das Recht der Gesetzgebung im Könige concentrirt und wurde dasselbe diesem in unbeschränkter Weise eingeräumt, so konnten von da aus die Hemmnisse, welche das Lehnswesen der vollen Entwickelung der Staatsgewalt, des nationalen Geistes und der öffentlichen Wohlfahrt entgegensetzte, hinweggeräumt werden. Die von der neuen Rechtsgelehrsamkeit geleitete Praxis der Gerichte, besonders der königlichen Parlamente, half im einzelnen kräftig mit, dieser Richtung den Sieg zu verschaffen. Die öffentliche Meinung, zunächst in den Städten, in denen die römische Cultur einen uralten Sitz hatte und die von den Einflüssen des Lehnsrechts freier geblieben waren, war der veränderten Rechtsansicht günstig. Sie haßte die kleinen Herren viel mehr, als sie den nationalen König fürchtete, und die Fortschritte der städtischen Gewerbe in Handel und Handwerk schienen durch die Demüthigung und Schwächung der Lehnsherren nur gefördert zu werden. Auch die Bauern konnten eher gewinnen als verlieren, wenn die Macht des Königs über ihre Bedränger zunahm. In Frankreich war das Uebergewicht der königlichen Gewalt über die Lehnsherrschaft seit Ludwig XI., in Spanien seit Philipp II. entschieden. In Frankreich kamen freilich von Zeit zu Zeit Reactionen dagegen vor; in Spanien dagegen blieb der Absolutismus sicherer und hatte hier einen finsterern und grausameren Charakter. Es erregt ein Grauen, wenn man sich daran erinnert, daß Philipp II. das ganze Volk der Niederländer, über welches ihm nur beschränkte Herrschaftsrechte zustanden, als Verbrecher zu verurtheilen wagte. Erst unter Ludwig XIV. hatte in Frankreich die absolute Gewalt des Königthums ihren Höhepunkt erstiegen, von dem aus sie jählings dem Abgrunde der Revolution entgegenstürzte. Sein Beispiel ahmten dann die deutschen Dynastien nach, die großen wie die kleinen. Es wurde wieder erlebt, daß ein christlich-europäischer Monarch ein ganzes Volk, dessen Oberhaupt zu sein er sich überdies nur angemaßt hatte, daß Joseph I. von Oesterreich

die Baiern zum Tode verurtheilte und sich hierbei gar auf göttliches Recht berief. Den politischen Grundgedanken dieses neuen Absolutismus hat Ludwig XIV. mit einer staunenswerthen Naivetät in dem bekannten Satze ausgesprochen: „L'état c'est moi." Der König betrachtete sich hiernach nicht mehr als das Oberhaupt des Staates, welches selber nur ein — wenn auch das oberste und mächtigste — Glied des gesammten Staatskörpers ist, sondern er identificirte seine Person und den Staat vollständig, sodaß es außer ihm keine andern berechtigten Staatsglieder mehr gab. Es gab keine Staatswohlfahrt außer seiner persönlichen Wohlfahrt, kein Staatsrecht außer seinem individuellen Rechte; er war alles in allem, außer ihm nichts. Diese völlige Verwechselung des Königthums mit dem Staate war nun aber um so bedenklicher, als gleichzeitig, während des 17. und 18. Jahrh., die Theorie von der Staatsallmacht aufkam. Während des Mittelalters war der Staat durch eine unendliche Menge fester und abgeschlossener Rechtskreise zerklüftet und jeder durchgreifenden Macht beraubt worden. Nun machte die Theorie den Sprung in das Gegentheil und ließ gar keine selbständige, der Willkür und der Einwirkung des Staates entzogene Rechtssphäre mehr gelten. Selbst das Privatrecht wurde als ein Product des Staates aufgefaßt und dem Belieben der Staatsgewalt preisgegeben. Die Staats- und Rechtswissenschaft jener Zeiten hatte an dem Schaden, den diese Theorien gestiftet, einen großen Antheil. Die einen billigten und unterstützten die unnatürliche Anmaßung der absoluten Könige mit Scheingründen, die andern traten derselben nicht entgegen, wie die Pflicht geboten hätte. Aber nicht minder haben sich die damaligen Theologen versündigt, welche die christliche Idee der Göttlichkeit der obrigkeitlichen Gewalt dahin entstellten, daß sie in gewissem Sinne die Könige als unmittelbare und vollkommene Repräsentanten und Inhaber der göttlichen Weltregierung auf Erden, als irdische Götter ausgaben. Weil Gott unumschränkter Herr der Welt ist, die er geschaffen hat und die er mit seinem Geiste erfüllt und erhält, so sollten die Könige auch unumschränkte Herren der Völker sein, die sie nicht geschaffen haben, und die sie nicht zu erfüllen noch zu erhalten vermögen. Es kam, wie in den Zeiten der römischen Imperatoren, wieder dahin, daß die Könige es liebten, sich auch mit der Gottheit zu identificiren; man weiß, wie gern Ludwig XIV. den Jupiter gespielt hat, was freilich in heidnischer Form eher anging als in christlicher. Unmittelbar neben dieser Allmacht des Absolutismus, welche nun durch die Theorie dem Monarchen zugesprochen und in wichtigen Beziehungen auch praktisch geübt wurde, offenbarte sich freilich von Zeit zu Zeit die völlige Ohnmacht der absoluten Könige. Es geschah nicht selten, daß Fürsten, welchen Schmeichelei und knechtischer Sinn eine schrankenlose Gewalt beimaßen, selber zu willenlosen Dienern des Ehrgeizes ihrer Günstlinge oder der Herrschsucht und Ausschweifung ihrer Maitressen erniedrigt wurden. Alles hing dann von der Persönlichkeit des Monarchen ab. War er eine hervorragende Individualität, welche die dictatorische Gewalt mit Energie und Geist zu handhaben verstand, wie Ludwig XIV. selbst, so konnte er wenigstens den Schein der Allmacht erhalten; auf die Dauer freilich konnte selbst ein solcher Mann auf so schwindelnder Höhe nicht feststehen. War er dagegen eine schwache Natur, wie Ferdinand VII. von Spanien oder wie Ludwig XV., so schwelgten andere in der Willkür, die dem Könige allein vorbehalten, seinen Händen aber entwunden war. Auch standen dieser Anmaßung auf dem alten Boden der europäischen Verhältnisse so viele Ueberlieferungen widerstrebender Rechtsansichten und so bedeutende und feste Institutionen entgegen, daß es doch nirgends zu einer vollständigen und bleibenden Geltung eines Staatsprincips kam, welches den asiatischen Despotien gemäß, dem europäischen Leben aber fremd war. Als in England die restaurirte Dynastie der Stuarts auf ähnliche Abwege gerieth und Jakob II. versuchte, die uralten und verbrieften Rechte des Parlaments und die neuere Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse nach Willkür zu verletzen, als er das Beispiel Ludwig's XIV. eigensinnig nachahmte und selbst den gesetzlichen Widerstand der loyalen Freunde des Throns und der Verfassung mit Verachtung behandelte, da büßte er die verwirkte Herrschaft ein, und die Vereinigung Wilhelm's von Oranien, des größten Staatsmannes und Fürsten dieser Zeit, mit der englischen Nation hatte die feste Begründung des modernen Repräsentativsystems zur Folge. Von da an aber war das System der absoluten Monarchie in dem eigentlichen civilisirten Europa überwunden, und es reifte auch auf dem Continent, wo es noch eine Weile fortbestand, dem sichern Untergange entgegen. Nur in Rußland, in einer noch jungen, einer höhern Staatscultur noch nicht theilhaft gewordenen Nation, in einem unermeßlichen Reiche, welches vor allem einer gewaltigen Centralmacht bedarf, besteht das System noch heute, obschon auch hier in neuester Zeit sehr bemerkenswerthe Symptome repräsentativer Bestrebungen hervorgetreten sind.

VI. Die constitutionelle Monarchie. Abgesehen also von Rußland, haben die civilisirten Staaten des europäischen Continents sich in neuerer Zeit dem System der constitutionellen Monarchie zugewendet und in ihr den Abschluß der Gegensätze, welche das Mittelalter hinterlassen, der Zerbröckelung und Erstarrung des Staates einerseits und der absoluten Monarchie andererseits, zugleich aber auch eine Versöhnung der verschiedenen politischen Strömungen der Zeit, insbesondere der Demokratie und der Monarchie zu finden gehofft; eine kurze Erörterung der Grundlagen dieses Systems scheint demnach an dieser Stelle geboten. — Die constitutionelle Monarchie will und soll eine Wahrheit sein; demgemäß muß sie eine wahre, darf sie keine Scheinmonarchie vorstellen. Liegt nun aber das Wesen der Monarchie in einer Herrschaft des Individuums im Gegensatze zu der Herrschaft der Volksmehrheit oder einer ausgezeichneten Klasse, der Minderheit, so ergibt sich, daß die beiden specifischen Seiten dieses Organismus folgende sind:

1) Die Herrschaft steht dem Individuum zu eige-

nem Rechte zu und sie ist in der Person des Monarchen concentrirt.

2) Sie ist oberste Staatshoheit und vollkommene Staatsmacht.

Ad 1) Durch das hier gedachte Princip wird weder

a) die Beschränkung des Monarchen durch die Repräsentation der übrigen Bestandtheile der Nation in der Gesetzgebung, noch

b) die Gebundenheit des Monarchen an die Mitwirkung der Minister bei der regelmäßigen Ausübung der Regierungsrechte und Pflichten ausgeschlossen. Wohl aber werden durch dasselbe zwei Irrthümer beseitigt, nämlich erstlich, daß der Monarch ein bloßes Idol, eine bloße Form, nicht ein lebendiges Wesen sei, sodann aber, daß der Monarch der Volksrepräsentation oder den Ministern untergeordnet sei und von ihnen gezwungen werden könne, einen Willen zu äußern, den er nicht hat, und zu handeln, wie er nicht will. Da die oberste Gewalt seiner Person zusteht, so gebührt ihm auch die Freiheit und das Recht der Persönlichkeit. Er hat einen eigenen Willen und soll ihn haben. Der monarchische Staat legt auf die individuelle Sorge und die individuelle Energie des Monarchen einen großen Werth, und es wäre ungereimt, dem Könige das höchste Recht im Staate zuzusprechen und zugleich ihn um deswillen unter die Vormundschaft anderer zu stellen. Nicht die Kammern schaffen das Gesetz, sondern der Monarch, indem er seine Sanction frei ertheilt, begründet das staatliche Ansehen des Gesetzes. Nicht die Minister fügen seinen Regierungsbeschlüssen ihre Autorität bei, sondern er verleiht denselben seine Autorität, und die Minister dienen nur als Organe, wenn auch unentbehrliche Organe seines Willens. Soweit der König durch die Verfassung nicht beschränkt und nicht gebunden ist an die nothwendige Zustimmung oder Mitwirkung anderer Glieder des Staatsorganismus, so weit ist er auch völlig frei, seinen eigenen persönlichen Willen auszusprechen und demgemäß zu handeln. Die Eigenthümlichkeit der constitutionellen im Gegensatze zu andern Monarchien besteht nun gerade darin, daß der Monarch für sich allein weder Gesetze geben noch in der Regel Regierungshandlungen ausüben darf, sondern in der erstern Beziehung die Mitwirkung und Zustimmung der Kammern, in der letztern die Mitwirkung der Minister erfordert wird. Diese aber besteht nicht darin, daß der Schwerpunkt der Staatsregierung in den Kammern oder in den Ministerien liegt; vielmehr steht sowol die eigentliche Parlamentsregierung wie die Ministerregierung im Widerspruche mit dem monarchischen Princip, denn beide sind wesentlich republikanisch. Innerhalb jener Schranken bewegt sich auch der constitutionelle Monarch mit voller Freiheit. Es ist abgeschmackt, ihn verhindern zu wollen, daß er seine eigene Meinung ausspreche. Jeder tüchtige Mann hat ein Bedürfniß, seine wirkliche Gesinnung zu äußern. Politische Rücksichten mögen den Monarchen oft zurückhalten, dieselbe ganz und laut zu offenbaren, aber niemand steht das Recht zu, ihm die freie Rede zu versagen oder gar ihn zu falscher Rede zu nöthigen. Dem Monarchen kommt es ferner zu, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, selber zu prüfen, wie es in seinem Lande steht, unmittelbar sich von den Bedürfnissen des Volkes zu unterrichten, die Erscheinungen des öffentlichen Lebens zu beobachten und, wo das Interesse und die Wohlfahrt des Ganzen es erfordern, anregend einzugreifen und Auftrag zur Bearbeitung der nöthigen Gesetze oder zur Einleitung der erforderlichen Maßregeln zu geben. Diese und ähnliche Punkte sind es, in denen von jeher große Monarchen sich ausgezeichnet haben und darin liegt die wahre Activität des Monarchen, und so bietet auch die constitutionelle Staatsform einer bedeutenden Individualität nach allen jenen Richtungen hin noch genügend freien Spielraum.

Ad 2) Anlangend den anderweiten Grundsatz, wonach dem Könige die oberste Staatshoheit und die vollkommene Staatsmacht zusteht, so erkennt selbst das englische Staatsrecht, welches bekanntlich die Rechte des Königthums in einem den Monarchien des Continents fremden Maße beschränkt, gleichwol auch dieses Princip an. Darin aber liegen folgende Gesichtspunkte eingeschlossen:

a) Die Monarchie ist nicht ein Aggregat von einzelnen Hoheitsrechten, sondern die Einheit und Fülle aller Hoheitsrechte. Die absolute Monarchie übertreibt diesen Gedanken dahin, daß sie andern politischen Körperschaften und Organen weder eigene, der Willkür des Monarchen entzogene Rechte, noch auch eine nothwendige Betheiligung bei der Ausübung der Rechte des Monarchen zugesteht und daß sie auch von berechtigten Freiheiten der Individuen und Volksklassen nichts wissen will. Alles Recht nimmt sie für sich in Anspruch, den andern vergönnt sie höchstens Gnaden; die constitutionelle Monarchie dagegen ist auch hierin eine beschränkte und erkennt die Rechte jener Körperschaften und die Freiheit der Unterthanen an.

b) An der Gesetzgebung hat der Monarch nicht blos einen Antheil, sondern den formell entscheidenden Antheil. Ihm steht die Sanction der Gesetze zu und in seinem Namen werden sie verkündigt. Wird dieser Grundsatz in einer constitutionellen Monarchie verneint, so wird auf diesem Gebiete das monarchische Princip durch die Einwirkung republikanischer Ideen in Wahrheit beeinträchtigt; denn dann ist die oberste Staatsmacht nicht mehr bei dem Könige, sondern bei den — für sich allein betrachtet — offenbar republikanischen Kammern, und der König ist, soweit die Gesetzgebung reicht, der Unterthan der Kammern. Hieraus aber folgt: die Rechte der Kammern können nach dem System der Monarchie nur concurrirende, nicht ausschließliche sein.

c) Alle Staatsregierung ist im Monarchen concentrirt, steht ihm zu eigenem Rechte zu und wird in seinem Namen ausgeübt. In der constitutionellen Monarchie dürfen die Minister oder andere Regierungsbeamte nicht in ihrem Namen regieren. Ihre gesammte Gewalt ist vielmehr ein Ausfluß der königlichen Gewalt, ihr Regierungsrecht ein aus der Fülle der königlichen Macht abgeleitetes und zwar nicht im Sinne der mittelalterlichen Lehnsmonarchie, wonach ihnen diese abgeleiteten Rechte für sich zu eigenem Rechte und eigener Nutzung verliehen

waren, sondern so, daß die organische Einheit des Staates gewahrt bleibt. Das im Mittelalter erkannte Princip, daß alle Regierungsautorität und Gewalt von obenher komme und nach untenhin verliehen, nicht aber umgekehrt von unten nach oben übertragen werde, ist in der constitutionellen Monarchie der neuern Zeiten in Anerkennung geblieben, aber die mittelalterliche Zersplitterung dieser Gewalt in selbständige Theilgewalten hat aufgehört.

d) Alle einzelnen Staatsorgane sind dem Könige untergeordnet, und zwar nicht blos diejenigen, welche in ihrem Wirkungskreise von seinem Willen völlig abhängig sind, sondern auch diejenigen, an deren Zustimmung er selber gebunden ist, um einen staatlichen Willen zu äußern, wie die Minister, und die, denen ein von der Einwirkung des Staatsoberhauptes unabhängiger Wirkungskreis angewiesen ist, wie die Richter, ja selbst die gesetzgebenden Kammern, welche als selbständige Factoren im Staate sich mit ihm zur Gesetzgebung einigen. Wie das Haupt allen andern Gliedern des menschlichen Körpers übergeordnet ist, so nimmt der König im Staatskörper die höchste Stelle ein.

e) Die Verfassung und das Gesetz sind die urkundlichen Schranken der constitutionellen Monarchie; im Hinblick auf die verfassungsmäßigen Rechte auch der übrigen Glieder des Staatsorganismus und der Unterthanen, sowie auf die verfassungsmäßigen Bestimmungen über die Ausübung der Rechte des Königs hat diese Art der Monarchie ihren Namen erhalten. Unser gegenwärtiges Jahrhundert aber legt auf urkundliche Bestätigung, auf Verbriefung der politischen Rechte, obwol die Natur der letztern nicht von der Form der Bezeugung und Zusicherung abhängt, einen entschiedenen Werth, ohne deshalb das ungeschriebene Recht zu bestreiten. Dieser Zug ist dem gesammten modernen Leben gemäß, dessen Rechtsbewußtsein nicht mehr so unmittelbar mit der Gewohnheit verwachsen ist, sondern, um sich sicher zu fühlen und zur Klarheit zu gelangen, der Fixirung durch die Schrift bedarf; eine eingehendere Darstellung dieser geschriebenen Constitutionen der europäischen Continentalstaaten liegt außerhalb des Rahmens dieses Artikels und muß daher in dieser Beziehung auf anderweite Artikel dieses Werkes (s. namentlich Verfassung) verwiesen werden. — Vgl. Hinrichs, „Die Könige" (Leipzig 1852). — Sybel, „Die Entstehung des deutschen Königthums" (Frankfurt 1844). — Souchay, „Geschichte der deutschen Monarchie", 4 Bde. (Frankfurt 1861—1862). — Dahn, „Die Könige der Germanen", Bd. 1—6 (Würzburg 1861—1873).

B. Die europäischen Könige der Gegenwart.

In Europa führen gegenwärtig den Königstitel nur die Beherrscher größerer und mehr oder weniger unabhängiger Monarchien. Innerhalb des Deutschen Kaiserreiches gehören dahin die Staatsoberhäupter von Preußen, Baiern, Sachsen und Würtemberg. Der Kaiser von Oesterreich ist zugleich König von Ungarn nebst partes annexae, von Böhmen, Galizien und Lodomerien; der Zar von Rußland zugleich König von Polen u. s. w. Außerdem führen den Königstitel die Beherrscher von Schweden und Norwegen, von Dänemark, von Großbritannien und Irland, der Niederlande, der Belgier, von Spanien, von Portugal, von Italien, von Griechenland, neuerdings endlich auch die von Rumänien und von Serbien. Die Anrede der Könige ist „Majestät", und außerdem genießen sie noch andere, jedoch meist unwesentliche, nur das Ceremoniell betreffende Vorrechte (wie namentlich die königliche Krone im Wappen u. s. w.), welche die Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren honores regii, honneurs royaux) zusammenfaßt. In frühern Zeiten wurden die Könige bei der Thronbesteigung gesalbt, jetzt aber ist an die Stelle dieser Weihe nur eine feierliche Krönung getreten oder sogar jede äußere Ceremonie hinweggefallen. (*Albrecht Just.*)

KÖNIG, in Urkunden Kunticha, Kunthichum, Kendig, Kumbich, Kunnig, Quinticha u. s. w., Marktflecken in der großherzoglich-hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Erbach, an der hessischen Odenwaldbahn und der Mümling gelegen, zählte (1880) 1961 fast durchweg evangelische Einwohner. Der Ort ist sehr alt. Schon in der lorscher Grenzbeschreibung kommt ein Wald Köntig vor; 820 erhielt das Kloster Lorsch Besitzthümer dort. Sehr früh trug das gräfliche Haus Erbach die eine Hälfte von König von Mainz zu Lehn und erhielt später auch die andere. Der Stifter der Erbach-Schönberg'schen Linie, Graf Georg August (1717) residirte hier und der Ort gehörte dieser Linie, bis er im J. 1806 unter hessische Hoheit kam. — Das 1429 von einem Schenken zu Erbach erbaute Schloß, in dessen Hofe die neuere Kirche steht, ist Eigenthum der Grafen von Erbach-Schönberg, die noch jetzt in der Gegend bedeutenden Privatbesitz haben. (*Walther.*)

KÖNIG (Friedrich), der Erfinder der Schnellpresse (s. das.), wurde am 17. April 1774 zu Eisleben als Sohn des dortigen Ackerbürgers Johann Christoph König geboren und erhielt in der Taufe den Namen Johann Friedrich Gottlob. Aus seiner Kindheit ist nur bekannt, daß er die Volksschule seiner Vaterstadt besuchte und, nachdem er auch am Privatunterricht von Karl und Bernhard Trinius, den beiden Söhnen erster Ehe der Frau des dortigen Generalsuperintendenten Müller theilgenommen, schon mit dem achten Jahre in das Gymnasium zu Eisleben trat und demselben bis zu seinem sechzehnten Jahre angehörte; er verließ es sodann, um 1790 in die Druckerei von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf in Leipzig als Setzer und Drucker in die Lehre zu treten. Schon auf dem Gymnasium hatte er sich als begabter, namentlich in der Mathematik und Mechanik befähigter Schüler gezeigt; in der Lehre muß er sich nicht minder tüchtig erwiesen haben, denn statt ihn zur Beendigung der üblichen und contractlich festgesetzten fünfjährigen Lehrzeit anzuhalten, wurde er bereits nach $4^1/_4$ Jahren, Michaelis 1794, zum Gehülfen ernannt. Ein schwerer Verlust hatte ihn während derselben getroffen; sein Vater war 1791, erst 54 Jahre alt, gestorben. (Die Mutter starb 1822, 86 Jahre alt.)

Ueber König's nächste Lebensjahre, bis 1802, fehlen sichere Nachrichten; es ist wahrscheinlich, daß er in dieser Periode einen Onkel, der Buchdruckereibesitzer zu Greifswald war, besuchte und dort sich auch noch mit dem Geschäftsbetriebe des Buchhandels bekannt machte; in Leipzig, wo er einige Zeit weilte, arbeitete er in Buchdruckereien oder erwarb sich mit Uebersetzungen für Buchhändler ein kümmerliches Brot, hospitirte aber gleichzeitig an der Universität und hörte namentlich die Vorlesungen des berühmten Ernst Platner, dabei die Nacht ernsten Studien widmend, in denen er von seinem zu Leipzig studirenden Freunde Trinius unterstützt wurde.

Im Juli 1802 finden wir ihn zu Eisleben, einen Vertrag schließend mit einem gewissen F. W. Riedel behufs Errichtung einer Buchhandlung, eventuell mit Buchdruckerei verbunden; sein Compagnon sollte die Mittel dazu liefern, während er seine Thätigkeit dem Unternehmen widmete. Doch wurde dieser Plan bald aufgegeben. Nach einer sofort nach Abschluß des Vertrags unternommenen Reise nach Paris ist König im darauffolgenden Jahre in Suhl mit dem Bau einer verbesserten Buchdruckpresse beschäftigt, auf welche er mit Riedel's Genehmigung die von diesem erlangten Mittel verwendete; gleichzeitig hatte er eine Buchdruckerei zu Mainz erworben, deren Besitz er indeß bald wieder aufgab. Mit dem Pressenbau hatte er sich dem Ziele zugewandt, dessen Erreichung seine Lebensaufgabe wurde; der Eisenfabrikort Suhl war hierfür von ihm gewählt worden, weil dieser ihm die beste Aussicht auf zweckentsprechende technische Unterstützung bot. Seine praktische Thätigkeit an der Druckerpresse hatte ihn deren Unvollkommenheit erkennen lassen; die großen politischen Ereignisse jener Tage aber drängten zur Schöpfung eines Werkzeuges, das besser geeignet wäre zur schleunigen Verbreitung von Nachrichten als die alte, seit Gutenberg's Tagen nur wenig veränderte Holzpresse. Gleichwol war König's erstes Streben mehr auf Ersparung von Arbeit und Erzielung qualitativ besserer Leistungen als auf größere Schnelligkeit gerichtet; er wollte eine Presse schaffen, die, durch eine mechanische Kraft in Bewegung gesetzt, alle Verrichtungen der Drucker, mit alleiniger Ausnahme des Ein- und Auslegens des Papiers, selbstthätig ausführe. Wie wiederaufgefundene Pläne zeigen, war seine projectirte Presse ein massiver Holzbau, welcher die wesentlichsten Theile des bisherigen Preßmechanismus in einer dem beabsichtigten mechanischen Betriebe angepaßten Form enthielt; nur das Farbwerk war durchaus neu und originell, denn an Stelle der bisher gebräuchlichen Ballen zum Auftragen der Buchdruckerschwärze hatte er mit Leder überzogene Walzen gesetzt, die eine stets frische Farbenzufuhr aus einer oberhalb derselben angebrachten Büchse erhielten und außer der rotirenden eine seitliche Bewegung hatten zum Zweck der besseren Vertheilung der Farbe; indem die Schriftform unter diesen Walzen hindurchging, wurde sie jedesmal mit einer neuen Farbschicht bedeckt.

Die Kosten von König's Versuchen überschritten indeß bald seine Mittel und die seines Compagnons, der überdies seinen contractlichen Verpflichtungen, 5000 Thaler einzuschießen, bei weitem nicht nachkommen konnte. Die eigentliche Presse war zwar nahezu vollendet, der Antriebsmechanismus aber konnte von König deshalb nicht ausgeführt werden. Er siedelte zunächst nach Meiningen über, sich dort eine Zeit lang mit einer zweiten Erfindung, einer Art Stereotypie durch Matrizenprägung, beschäftigend und gleichzeitig die Unterstützung seiner Projecte durch die bairische Landesregierung zu Würzburg nachsuchend. Nach letzterer Stadt begab er sich im November 1804, seine Erfindung von da aus auch dem leipziger Verleger und Drucker Göschen anbietend; als aber beide Versuche, materiellen Beistand zu erlangen, erfolglos blieben, reiste er, von meininger Freunden unterstützt, in den ersten Monaten des J. 1805 nach Wien, hoffend, in dem Director der dortigen Staatsdruckerei einen Förderer seiner Pläne zu finden. Eine wohlwollende Aufnahme wurde ihm gewährt, doch nicht die Mittel zur Durchführung seiner Erfindung; unverrichteter Sache mußte er abreisen, sich nach Hamburg zu einem Freund und Landsmann, dem Musikalienverleger und Händler Böhme wendend, in dessen Geschäft er zunächst trat, nachdem er schon von Wien aus an die kaiserliche Regierung zu St.-Petersburg geschrieben und ihr seine Pläne angeboten hatte. Die Verhandlungen mit ihr zogen sich lange hinaus; von Hoffnung auf einen glücklichen Abschluß erfüllt, reiste er im Mai 1806 selbst nach Petersburg, um, abermals mit getäuschten Erwartungen, die russische Residenz noch im November 1806 zu verlassen und sich von da direct nach London zu begeben, wohin er schon lange seine Augen gerichtet hatte. Ein günstigerer Stern schien ihm hier zu leuchten: am 31. März 1807, nachdem er sich bis dahin seinen Unterhalt durch Arbeit in Druckereien verdient hatte, schloß er mit dem londoner Buchdrucker Thomas Bensley einen Vertrag, wonach die Ausführung seiner Erfindung sofort in Angriff genommen werden sollte. Dies geschah auch, doch erwiesen sich die Arbeiten bald so kostspielig, daß im J. 1809 noch zwei londoner Drucker, George Woodfall und Richard Taylor, zu dem Unternehmen hinzugezogen wurden, das man in eine Gesellschaft mit den Leistungen entsprechenden Antheilen verwandelte. Noch eine andere willkommene Hülfe fand König in dem 1783 zu Stuttgart geborenen Mechaniker und Optiker Andreas Friedrich Bauer, der behufs Weiterbildung in seinem Fache nach London gegangen war. Zwischen beiden Männern knüpfte sich bald ein Band inniger Freundschaft, und eine Vereinigung, die nicht wenig beigetragen hat zum Gelingen von König's Erfindung. An der Vollendung der ersten, am 29. März 1810 patentirten Druckmaschine hatte Bauer bereits thätigen Antheil; seine technischen Fertigkeiten, verbunden mit peinlicher Genauigkeit, kamen König's Werke wesentlich zu statten; leider verzögerte eine schwere Erkrankung des Erfinders längere Zeit den Probedruck auf der genau nach seinen ersten Plänen gebauten Maschine, bei welcher allerdings die schwere Holzconstruction des Gestells durch Eisen ersetzt war. Ihre Leistung entsprach zwar seinen Erwartungen, aber er mußte erkennen, daß neben der Arbeitsersparniß noch eine zweite, gleich wichtige Aufgabe zu lösen sei, die der Schnelligkeit; ihre Lösung war aber

mit dem Tiegel- oder Flachdruck nicht in genügender Weise zu erreichen. Er stellte deshalb Druckversuche mittels eines Cylinders an, und da diese über Erwarten gelangen, so wurde sofort zum Bau einer Druckmaschine mit verändertem Druckprincip geschritten. Am 30. Oct. 1811 war diese Arbeit so weit vorgeschritten, daß sie patentirt werden konnte, und im December desselben Jahres erfolgten die Druckversuche damit; Walter, der Besitzer der „Times“, den man hierzu eingeladen, war von den Leistungen der Maschine so befriedigt, daß er sofort Auftrag auf zwei nach dem gleichen Princip zu erbauende Doppelmaschinen ertheilte. Schon im November 1814 konnten diese in einem Nebenlocale des Timesetablissements aufgestellt werden Am 29. November verkündete das Blatt in einem schwungvoll geschriebenen Leitartikel der Welt und den Druckern der „Times“ selbst, die man, um Gewaltthätigkeiten ihrerseits zu verhüten, bisher in Unwissenheit erhalten hatte über die neuen Einrichtungen, das von dem Deutschen Friedrich König geschaffene Druckwunder.

Doch der Erfolg zeitigte die Nachahmung. R. M. Bacon und Bryan Donkin, letzterer nachmals berühmt als Erbauer von Papiermaschinen, waren die ersten, welche versuchten, ebenfalls eine Druckmaschine nach eigenen Plänen zu erbauen, ohne indeß zu reussiren. Edward Cowper und Augustus Applegath hatten zwar anfänglich keinen bessern Erfolg, als es ihnen aber gelang, König's seitherigen Compagnon Bensley in ihre Interessen zu ziehen und sich Eingang zu verschaffen in seine Druckerei, um daselbst die Maschinen des Erfinders gründlich zu studiren, da konnte es kaum noch überraschen, daß es jetzt auch ihnen möglich wurde, arbeitsfähige Druckmaschinen zu bauen. Bensley, den in der Unterstützung der König'schen Pläne niemals eine höhere Rücksicht als die auf den eigenen Vortheil geleitet hatte, lieh den Nachahmern König's offenes Ohr, als letzterer nicht zugeben wollte, daß nur für Zeitungsdruckereien Maschinen erbaut würden, während deren Benutzung seitens der Werkdrucker ausgeschlossen und allein Bensley reservirt sein sollte. Die Verblendung und Treulosigkeit dieses Mannes erwies sich aber um so folgenschwerer für König, als durch den 1814 erfolgten Austritt Woodfall's dessen Geschäftsantheile und mit diesen auch die ihnen entsprechende Stimmenzahl von Bensley erworben worden war, der nun, im Besitze von mehr Stimmen als König und Taylor zusammen, beide in seiner Hand hatte und somit seinen Willen in Angelegenheiten ihrer Gesellschaft beliebig zur Geltung bringen konnte.

Mit der Ausführung der Timesmaschinen, deren Vervollkommnungen König durch ein drittes Patent unter dem 23. Juli 1813 schützen ließ, hatte derselbe indeß seine Erfindung noch nicht für abgeschlossen erachtet, vielmehr noch eine Maschine ersonnen, welche den Druck beider Seiten eines Bogens (Schön- und Wiederdruck) in unmittelbarer Folge gestattete und diese Complet- oder Schön- und Wiederdruckmaschine war ihm am 24. Dec. 1814 patentirt worden. Während die einfache Maschine 800 bis 900 Bogen auf einer Seite in der Stunde druckte, die sogenannte Doppelmaschine es anfänglich auch nicht höher brachte als auf 1100—1200 einseitige Drucke von einer Form, leistete die Completmaschine das Doppelte und gewährte überdies noch den großen Vortheil eines genauen Registers, d. h. des exacten Aufeinandertreffens der Vorder- und Rückseite, was bei den andern Maschinengattungen nicht mit gleicher Zuverlässigkeit zu erreichen war, da bei ihnen der Bogen nicht direct nach dem ersten Drucke den zweiten empfing, sondern noch ein zweites mal in die Maschine gebracht werden mußte, — bei der Führung desselben durch sich dehnende Bänder ein wenig Sicherheit gewährendes Verfahren.

Aber noch weniger Sicherheit gewährten König seine Patente, wie er zu seinem Schaden bald erfahren sollte. Durch einen neuen, am 25. Nov, 1816 abgeschlossenen Vertrag, in welchem festgesetzt war, daß König und Bauer nach Deutschland zurückkehren und daselbst eine Fabrik für Druckmaschinen gründen würden behufs Lieferung derselben an die bisherigen Compagnons Bensley und Taylor für den eigenen Bedarf wie zum Weitervertriebe, in welchem Vertrage diese sich bei hoher Buße verpflichteten, solche Maschinen innerhalb der nächsten zwölf Jahre weder von andern zu kaufen, noch selbst zu bauen, hatte König gehofft, Bensley von den Nachahmern seiner Erfindung abzuziehen und ihr Treiben zu hemmen, aber er hatte die Treulosigkeit dieses letztern unterschätzt und nicht erwartet, daß derselbe diesen Contract nur unterschreiben könne, um ihn desto sicherer in Unwissenheit zu erhalten über seine und seiner neuen Verbündeten Handlungen, deren Theilhaber er in der That bereits war, als er seine Unterschrift daruntersetzte. Als nun König darauf drang, gegen Cowper, Applegath und Genossen den Schutz des Gesetzes anzurufen wegen Uebertretung seiner Patentrechte, da verweigerte Bensley seine Zustimmung —, ohne ihn war indeß eine Verfolgung der Uebertreter nicht möglich, denn es fehlte König und Taylor nicht nur an den hierzu erforderlichen Mitteln, sondern ihr eventuelles Vorgehen ohne den neun Sechszehntel der Geschäftsantheile besitzenden Bensley würde voraussichtlich auch ein erfolgloses oder doch ein überaus schwieriges gewesen sein. Es trat hierbei der in der Geschichte der Erfindungen wol nicht allzu häufige Fall ein, daß ein bestohlener Patentinhaber die ihn bestehlenden Diebe schützte. — Das war jedoch noch nicht das Ende der Bensley-Cowper'schen Perfidie: auch König's Erfinderruhm suchte man zu verkümmern. Ein Patent, das ein gewisser Nicholson, der Herausgeber eines wissenschaftlichen Journals und nebenbei nicht gerade erfolgreicher Projectenmacher, im J. 1790 auf einige gänzlich unverdaute Ideen über den Druck von Büchern mittels Cylinder genommen hatte, Ideen, die niemals ausgeführt worden sind und thatsächlich in der projectirten Weise unausführbar waren, wurde hervorgesucht und man stellte König jetzt als den Nachahmer Nicholson's, als den Mann dar, dem es geglückt war, dessen Gedanken in erfolgreicher Weise aufzufassen und durchzuführen. Nicholson mußte als Schild dienen, mit der sich Cowper und Genossen vor der öffentlichen Meinung und dem Gesetze gegenüber zu decken suchten. Damit sie nicht

als Nachahmer König's bezichtigt werden könnten, stellte man diesen als Nachahmer eines Mannes dar, von dessen Existenz er vor seinem Eintritte in England gar keine Kenntniß gehabt hatte, dabei ganz und gar die Thatsache negirend, daß niemals der bloße Gedanke, sei er auch noch so sehr verbrieft und patentirt, sondern erst dessen erfolgreiche Ausführung eine Erfindung constituiren könne. Plump und durchsichtig wie dieses Manöver war, fand es doch völligen Glauben im englischen Volke, welches in seiner nationalen Befangenheit sich nicht zu der richtigen Auffassung der Thatsache aufzuschwingen vermochte, daß eine von einem Ausländer in England durchgeführte Erfindung dessen geistiges Eigenthum und keineswegs eine englische Erfindung sei, auch wenn sie auf englischem Grunde und Boden zur Reife gelange.

König schließlich auch des materiellen Erfolgs seiner Thätigkeit in England zu berauben, übernahm Bensley allein. Als der durch solche Machinationen schwer gekränkte Erfinder auf eine Auseinandersetzung mit seinen Gesellschaftern und auf eine Entschädigung von 1000 Pfd. Sterl. für seinen Patentantheil, und von 500 Pfd. als Ablösung der Jahreszahlung für Benutzung der patentirten Maschinen seitens Bensley's drang, antwortete dieser in einem höhnischen Briefe, daß man jetzt seiner Dienste nicht mehr bedürfe. König's gerechten Ansprüchen aber ist er niemals durch Zahlung auch nur des geringsten Betrages nachgekommen.

König litt es jetzt nicht länger in dem gegen ihn so undankbaren England. Am 10. Aug. 1817 schiffte er sich ein nach Rotterdam; das Bewußtsein, seine große Erfindung vollendet zu haben, war fast das einzige Gut, welches er mit sich nahm, denn sein ganzer Verdienst während der Ausführung seiner Erfindung hatte in einer Monatsgage von 10 Pfd. Sterl., die er aus den Mitteln der Gesellschaft bezog, bestanden und eine Extraeinnahme war ihm nur aus dem Antheile erwachsen, welchen er an der von dem Besitzer der „Times" für seine beiden Maschinen gezahlten Summe hatte, sowie ihm noch 150 Pfd. Sterl. zukamen von dem seitens Taylor's erlegten Betrage für die Ausnutzung seiner patentirten Maschine. Ein armseliger Lohn für zehn Jahre körperlicher und geistiger Anstrengung, in denen er ein Werk geschaffen, das ihn zum Wohlthäter der ganzen civilisirten Welt gemacht hat. — Bauer folgte ihm erst im Mai 1818 nach Deutschland, vor seiner Abreise noch eine im Bau begriffene, für Taylor bestimmte Maschine vollendend.

Als beide Freunde ihre Rückkehr nach Deutschland fest beschlossen hatten, war als Schauplatz ihrer zukünftigen Thätigkeit die König bereits bekannte ehemalige Prämonstratenserabtei Oberzell bei Würzburg von ihnen ausersehen worden und auf seitens des letztern deshalb gethane Schritte wurde sie ihm von der bairischen Regierung unter günstigen Zahlungsbedingungen käuflich überlassen. Dort begannen sie jetzt ihr Werk aufs neue, bei dessen Durchführung aber auf weit größere Schwierigkeiten stoßend, als sie erwartet haben mochten. Diese waren hauptsächlich in dem damals noch außerordentlich niedrigen Stande der Maschinenindustrie in Deutschland begründet; es fehlte an geschickten Arbeitern infolge der langen, kaum beendeten Kriege, wie auch an gutem brauchbarem Werkzeuge; Hülfsmaschinen zur Erleichterung und Beschleunigung der Arbeit kannte man noch fast gar nicht, auch Hülfswerkstätten waren selten und weit entfernt von Oberzell, und als man selbst eine Eisengießerei anlegte, mußte man für dieselbe den Coaks, in Zuckerfässer verpackt, aus England kommen lassen, von wo man auch alles Eisen zu beziehen hatte, bei der damaligen Langsamkeit und Kostspieligkeit aller Transporte höchst misliche Umstände. Die Folge war denn auch, daß die Einrichtung von Oberzell und die Ausführung der übernommenen ersten Arbeiten weit kostspieliger wurden und beträchtlich langsamer von statten gingen, als man veranschlagt hatte, zumal man in Ermangelung tüchtiger berufsmäßiger Arbeiter zu dem Radicalmittel greifen und Fabrikarbeiter aus den Bauern und Weingärtnern der umliegenden Dörfer heranbilden mußte. Die erste unter so schwierigen Umständen aus Oberzell hervorgegangene Arbeit war eine Vervollkommnung der Maschinen der „Times" in London zur Erzielung größerer Druckschnelligkeit; der zweite Auftrag war von deutscher Seite gekommen: der Besitzer der Haude und Spener'schen Zeitung in Berlin und sein Schwager, der Oberhofbuchdrucker G. Decker daselbst, hatten sich vereinigt, um zwei einfache Schnellpressen für eine gemeinsame Maschinendruckerei bauen zu lassen; nach des letztern 1819 erfolgtem Tode wurde indeß diese Bestellung, da man die Vereinigung der Druckerei nicht mehr für zweckmäßig hielt, auf je zwei Completmaschinen für jeden der Besteller erweitert. Bei der Ausführung dieses im November 1822 zu glücklichem Ende geführten Auftrags hatten König und Bauer mit mancherlei Mühsal und Noth, die namentlich im Mangel der hinreichenden Mittel gipfelte, zu kämpfen; was sie besessen, war erschöpft vor seinem Beginn und selbst die von den beiden berliner Auftraggebern in coulantester Weise geleisteten Vorschüsse genügten nicht, da eben alles von Grund aus zu schaffen war; ohne die kräftige Unterstützung der bairischen Regierung, welche im J. 1821 einen unverzinslichen Vorschuß von 20,000 Gulden auf fünf Jahre gewährte, wäre die Entwickelung der Fabrik zu Oberzell wol noch manchen schwer zu bewältigenden Hindernissen begegnet. Freilich war auch diese Regierungshülfe, wie sich in der Folge erwies, noch nicht hinreichend, denn sie bedang zugleich die Anlage einer Papierfabrik zu Oberzell mit einer der damals noch neuen Maschinen zur Erzeugung von sogenanntem Papier ohne Ende —, ein von König mit besonderer Vorliebe gepflegtes Project; zunächst aber half sie zur Vollendung der Buchdruckmaschinen für Berlin, welche schließlich von Bauer daselbst aufgestellt wurden.

Nach dessen Rückkehr nach Oberzell unternahm König im Spätsommer 1823 eine Reise nach England, um sich über alle daselbst in der Papierfabrikation gemachten Fortschritte zu unterrichten; die zuvorkommende Aufnahme, die er seitens seiner englischen Freunde fand, mochte wohlthuend auf ihn wirken, wenn er der Umstände gedachte, unter denen er sechs Jahre vorher England verlassen hatte.

Damals aber hatte er sich voll freudiger Hoffnung der deutschen Heimat zugewandt, seitdem war er jedoch um manche dieser Hoffnungen ärmer geworden, denn die Unterstützung, welche er in der entgegenkommenden Aufnahme seiner Erfindung seitens der deutschen Buchdrucker zu finden erwartet hatte, war ausgeblieben und der Gedanke, daß es ebenso sehr an Bestellungen fehlte zu Oberzell, wie an Mitteln zu dessen weiterer Entwickelung, mag ihm die Rückkehr dorthin jetzt nur wenig verlockend gestaltet haben. Auch folgten derselben traurige Tage und Monate voll tiefer Niedergeschlagenheit König's, die noch verschärft wurde durch Misverständnisse zwischen ihm und Bauer, bis endlich eine Maschinenbestellung des Freiherrn von Cotta für Augsburg eine Verbindung mit diesem süddeutschen Großindustriellen anbahnte, welche schließlich zu einer Vereinigung desselben mit König und Bauer zur gemeinschaftlichen Anlage der Papierfabrik führte.

Diese für die Durchführung der Pläne König's günstige Wendung ließ ihn wieder frischen Muth fassen und einer heitereren Lebensanschauung Raum geben, die in einem Schritte gipfelte, welcher ihm das lange ersehnte, traute Familienheim gründen sollte: er verheirathete sich. Die Mutter des von ihm heimgeführten Mädchens hatte er im J. 1803 zu Suhl als junges Mädchen gekannt; sie war jetzt die auf eine geringe Pension angewiesene, in beschränkten Verhältnissen lebende Witwe des früh verstorbenen Amtmanns Jacobs zu Saalfeld; auf ihre Bitte suchte er für ihre älteste Tochter ein Unterkommen in einem bürgerlichen Hause, das zu Würzburg gefunden wurde. Als er aber seinen zukünftigen Schützling in Suhl sah und kennen lernte, da machte ein rascher Entschluß seinerseits das siebzehnjährige Mädchen zur Gattin des einundfunfzigjährigen Mannes und trotz der Ungleichheit der Jahre der beiden Theile wurde doch diese Ehe eine der glücklichsten, nicht minder durch die trefflichen Eigenschaften des Herzens und Gemüths der jungen Frau wie durch den geraden und liebenswürdigen Charakter des um die Seinen — die Ehe war von zwei Söhnen und einer Tochter gesegnet — stets liebend besorgten König.

Um sein Glück zu erhöhen, schienen jetzt endlich auch die Besitzer von Buchdruckereien und Zeitungen ihre Vorurtheile gegen die Schnellpressen mehr und mehr aufzugeben und zu deren Anschaffung zu schreiten; ihre Einführung in Frankreich war ebenfalls mit bestem Erfolge gelungen und bald konnte die sich täglich steigernde Arbeiterzahl zu Oberzell selbst durch angestrengteste Arbeit nicht mehr den Anforderungen genügen, welche an die Fabrik gestellt wurden. Druckmaschinen gingen aus Oberzell nach allen größeren deutschen Städten und nach vielen Frankreichs; selbst Kopenhagen und St.-Petersburg sahen sie bald in Thätigkeit.

Da kam die Französische Julirevolution. König, der in ihr das Anbrechen einer bessern Zeit für die Druckindustrie erblickte, begrüßte sie freudig —, leider sollte er aber das wirkliche Tagen dieser erhofften Zeit nicht mehr erblicken und zunächst nur Kummer ernten aus der Saat der Freiheit. In Paris wurden die Druckmaschinen von den Arbeitern zerschlagen und daß in Deutschland und speciell in Leipzig, wo Friedrich Brockhaus, Chef der Firma F. A. Brockhaus, damals der einzige Besitzer von Schnellpressen war, nicht das Gleiche geschah, war nur dessen Ruhe und Geistesgegenwart zu verdanken. Der Aufschwung aber, welchen der Bau von Druckmaschinen genommen, kam mit einem mal zum Stillstand; niemand wollte fernerhin einen Apparat anschaffen, über dessen Vortheile man noch nicht allgemein sich klar war, dessen Besitz jedoch zu Collisionen mit aufgeregten Arbeitermassen führen konnte. König und Bauer, anfänglich nur eine bald vorübergehende Stockung annehmend, suchten durch Arbeit auf Vorrath der Entlassung ihrer mühsam herangebildeten Maschinenarbeiter vorzubeugen, doch da ihre Voraussetzung sich nicht erfüllte und die Lagervorräthe immer mehr anwuchsen ohne Aussicht auf Abnahme, blieb König der schwere Kummer nicht erspart, seine Getreuen einen nach dem andern scheiden zu sehen, sodaß schließlich von 120 Arbeitern nur noch ein Stamm von 14 der Fabrik zu Oberzell verblieb.

Aber wenn König's lebendiger Geist nicht volle Beschäftigung mehr fand in der Leitung und Fortführung seines Unternehmens, so rastete er gleichwol nicht in dieser schweren Periode. Seine Bestrebungen waren jetzt auf noch höhere Vervollkommnung der Erfindung gerichtet; eine Ansprache an die Buchdruckereibesitzer verkündete, daß er bereit sei, Maschinen zum Druck von sogenanntem endlosem Papier zu bauen — die Construction einer Schnellpresse für zweifarbigen Druck wurde in Angriff genommen und muß auch, jener Ansprache zufolge, vollendet worden sein; doch sind beide Maschinen damals aus Mangel an Verlangen nach solchen Apparaten nicht in die Praxis eingeführt, ja so gänzlich wieder vergessen worden nach König's Tode, daß die Zweifarbenmaschine erst einige dreißig Jahre später von dem ältesten Sohne des Erfinders, Wilhelm, zum zweiten mal erfunden werden mußte, als der Bedarf nach ihnen sich geltend machte.

Doch König's Körper, erschöpft durch die Anstrengungen eines Lebens voll Arbeit und Sorge, vermochte nicht mehr gleichen Schritt zu halten mit seinem starken Geiste; er war den aufs neue auf ihn hereinbrechenden Kümmernissen nicht auf die Dauer gewachsen. Schon in den jüngeren Jahren König's hatte das Uebermaß der Arbeiten, denen er sich oft unterzog, zu bedenklichen Zufällen geführt mit Bluthusten im Gefolge; jetzt stellte öfters wiederkehrende und bis zur Dauer von hundert Stunden sich steigernde Schlaflosigkeit sich ein, die, indem sie den Geist erregte, den Körper vollends entkräftete. Am 15. Jan. 1833 brach ein Schlaganfall den Rest der König verbliebenen Widerstandskraft — am 17. Jan. verstarb, ohne nochmals zum Bewußtsein gelangt zu sein, der Erfinder der Schnellpresse. Er hat das Wiedererblühen der Schöpfung, welcher er sein ganzes Leben geweiht, nicht mehr gesehen, und mußte von ihr scheiden zu einer Zeit, wo selbst deren Zukunft und somit auch die seiner Familie, an der er mit allen Fibern seines Herzens gehangen, wie früher an Mutter und Geschwistern, nicht sichergestellt erschien. Es war ein tragischer Tod, dieses Ende des Mannes, welchem die Welt eine der be-

deutungsvollsten und weittragendsten Erfindungen verdankt und der sich vom bescheidenen, mittellosen Schriftsetzer in Verfolgung und Durchführung seiner großen Idee trotz aller ihm widerfahrenen Zurückweisungen durch die Kraft seines Geistes, niemals erlahmende Energie und zähe Ausdauer emporgeschwungen hatte zu der geschäftlich hochangesehenen und auch gesellschaftlich hochgeachteten Stellung des Besitzers von Oberzell, — beehrten doch selbst Baierns König Maximilian Joseph und Kronprinz Ludwig die Fabrik Oberzell wiederholt mit ihrem Besuche. Diese aber hat sich, trotz des allzu frühen Hinganges ihres Begründers, unter der umsichtigen Leitung der ihrer schwierigen Lage gewachsenen jungen Witwe, welcher König's langjähriger Freund Bauer mit seinen reichen Erfahrungen und technischem Geschick treu zur Seite stand, glänzend weiter entwickelt, sodaß diese Schöpfung des Erfinders der Schnellpresse und continentale Wiege der Druckmaschinen-Industrie, an deren Spitze jetzt schon seit Jahren König's Söhne Wilhelm und Friedrich stehen, noch heute die erste Stelle einnimmt unter den Schnellpressenfabriken Deutschlands. (S. auch Th. Goebel, „Friedrich König und die Erfindung der Schnellpresse", Stuttgart 1883). (*Theod. Goebel.*)

KÖNIG (Gottlob), verdienter Forstmann, geboren am 18. Juli 1779 zu Hardisleben im Großherzogthume Weimar, wurde 1805 Förster in Ruhla und gründete daselbst 1808 eine Forstlehranstalt. Als er 1829 zum Forstrath und Oberförster mit dem Sitze in Eisenach ernannt wurde, siedelte auch die von ihm ins Leben gerufene forstwirthschaftliche Lehranstalt von Ruhla nach Eisenach über, um die Stelle derjenigen einzunehmen, welche H. Cotta daselbst gegründet und 1811 mit nach Tharand verlegt hatte. Im J. 1830 wurde die König'sche Lehranstalt zur Staatsanstalt erhoben. König's Hauptverdienst bestand in der Pflege der forstlichen Mathematik. Sein Lehrbuch „Die Forstmathematik" (Gotha 1835, 5. Aufl. herausgegeben von K. F. A. Grebe 1864) ist noch jetzt mustergültig. König starb als Oberforstrath zu Eisenach am 22. Oct. 1842. (*William Löbe.*)

KÖNIG (Gustav), Historienmaler, geboren am 21. April 1808 in Koburg, gestorben am 30. April 1869 in Erlangen. Er begann frühzeitig sich mit Zeichnen zu beschäftigen, doch ohne Ahnung, einmal der Kunst ausschließlich zu leben. Da sein Vater zeitig starb und die arme Witwe für den zwölfjährigen Knaben nichts thun konnte, so mußte darauf Bedacht genommen werden, wie dieser bald einen Erwerb erringen könne. In Koburg bestand das Schmidt'sche Porzellanmalerei-Geschäft, das später nach Bamberg übersiedelte. In dieses trat der nun sechszehnjährige König ein. Diese Anstalt besaß eine kleine Sammlung von Gipsabgüssen nach Antiken und der Besitzer der Anstalt erlaubte den Zöglingen, darin nach den guten Mustern zu zeichnen, ja es wurde ein geschickter Porzellanmaler der Anstalt, Fr. Müller, angegangen, den fleißigen Schülern den Unterricht zu erleichtern und diese in den nöthigen Kunstdisciplinen, wie Anatomie, Perspective u. s. f., zu unterrichten. In diesen Stunden des Unterrichts, die ihn auch auf die höchsten Aufgaben der Kunst hinwiesen, erkannte König, daß er unter günstigen Umständen es weiter als zum Porzellanmaler bringen könne. Einige kleine Reisen, nach Heidelberg, Stuttgart, Strasburg und München, erweiterten seinen Gesichtskreis und bestärkten ihn in seinem Drange nach den höchsten Zielen. Freilich durfte er, schon der armen Mutter wegen, seinen bisherigen Beruf nicht plötzlich aufgeben, aber jede freie Stunde wurde benutzt, um im rechten Augenblicke bereit zu sein.

Die Bekanntschaft mit dem Dichter Uhland war für den angehenden Künstler insofern von hohem Werthe, als dessen Dichtungen seinen Geist mit vielen Bildern befruchteten. Im J. 1830 kam er zum zweiten mal nach München, wo gerade Cornelius an seinen Fresken in der Glyptothek malte, die auf König so einwirkten, daß er sich wünschte, in München stets bleiben zu können. Bald darauf starb seine Mutter und so war ein Hinderniß zwar gehoben, aber König mußte sich sagen, daß er noch weit von jener Stufe entfernt sei, auf der er etwas Ordentliches leisten und Käufer für seine Arbeiten finden könne. Dennoch ließ er sich von diesen Schwierigkeiten nicht abschrecken und legte den Porzellanpinsel nieder.

Was zu erwarten stand, ging in Erfüllung, seine Erstlingsbilder, durchweg Compositionen zu Uhland's Gedichten, fanden keine Abnehmer. Es war ein Glück für den jungen Künstler, daß sie schließlich vom Herzoge Ernst von Koburg angekauft wurden. In der Zwischenzeit verlegte sich König, um den nöthigen Lebensunterhalt zu gewinnen, auf die Bildnißmalerei. Er machte auf diesem Gebiete erfreuliche Fortschritte, sodaß er vom Fürsten Hohenlohe-Waldenburg zum „Hofmaler" ernannt und längere Zeit von ihm in dieser Eigenschaft beschäftigt wurde. Diese freilich sorgenfreie Existenz auf dem fürstlichen Schlosse hinderte ihn indessen, höhere Ziele in seiner Kunst zu verfolgen, weshalb er sich plötzlich entschloß, seine Stellung aufzugeben und nach München überzusiedeln. Dies geschah 1833 und der fünfundzwanzigjährige Maler hielt es nicht unter seiner Würde, in das Atelier von J. Schnorr von Carolsfeld als Schüler einzutreten. In dieser Zeit malte er einen Cyklus von sieben Oelgemälden für den Herzog Ernst von Koburg, welche Scenen aus der sächsischen Geschichte darstellen. Insbesondere waren es jene sächsischen Fürsten, die für die Reformation sehr thätig waren, die er mit Vorliebe zum Stoff für seine Bilder wählte. Indem er der Conception seiner Bilder ein umfassendes Studium der Reformationsgeschichte vorangehen ließ, lebte er sich allmählich in diese Zeit vollständig ein, sodaß er von diesem Augenblicke an nur diese Periode illustrirte und besonders den deutschen Reformator zum Centrum seiner Kunstarbeiten erwählte. Damit erwarb er sich den besondern Beinamen „Luther-König". So hatte er Luther's Leben mit 25 Compositionen illustrirt, die ihn auch schnell bekannt machten. Einzelne dieser Compositionen wurden später mit gewissen Veränderungen auch in Oel ausgeführt. Sein großartig angelegter und fleißig durchgearbeiteter Carton „Luther's Bibelübersetzung" befindet sich im Germanischen Museum zu Nürnberg.

An diese Werke schloß sich dann ein weiterer Cyklus; er componirte 29 Initialen zu Luther's geistlichen Gesängen, die in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen kamen, welcher auch ein weiteres cyklisches Werk des Künstlers, „Zeichnungen aus dem Leben David's", erwarb. Diese bestehen aus 12 Compositionen, jede derselben enthält ein Hauptbild, das von Arabesken und Nebenbildern eingerahmt ist.

Mehrere seiner Bilder wurden vervielfältigt; P. Barfus stach den Luther als Bibelerklärer, Thäter und Merz die Psalmen, letzterer auch das Bild: „Die Freude der Engel über einen Sünder", Gonzenbach einen Johannes auf Patmos. Die Handzeichnungen aus dem Leben David's wurden von Hanfstängl photographirt. Der Künstler versuchte sich auch selbst in der Radirkunst. Ein erster Versuch vom J. 1836 stellt zwei Gemsjäger auf dem Anstande vor, zwei kleine Blättchen enthalten einen Reiter nach J. A. Klein und den Apostel Paulus, Copie nach Dürer. *(J. E. Wessely.)*

KOENIG (Heinrich Joseph), deutscher Schriftsteller, vorzugsweise Romandichter, ward am 21. März 1791 zu Fulda, damals noch der Hauptstadt des souveränen Fürstbisthums, geboren. Aus armer Familie stammend und als einziger Sohn einer Witwe in den dürftigsten Verhältnissen aufwachsend, zeichnete er sich in der Stadtschule durch besondere geistige Fähigkeiten aus und ward, in der Voraussicht einer künftigen geistlichen Laufbahn, dem uralten Gymnasium zu Fulda ungefähr um dieselbe Zeit anvertraut, als dasselbe durch die Säcularisation des Fürstbisthums und die Verwandlung desselben in ein weltliches nassau-oranisches Fürstenthum eine gründliche Reform erfuhr. Koenig durchlebte als Knabe die ganze kurzwährende Episode dieser oranischen Herrschaft, seine Schulzeit war noch nicht zu Ende, als die neue Souveränetät mit der französischen Occupation im Herbst 1806 zusammenbrach. Der Uebergang von der Schule zur Universität blieb Koenig versagt; bevor er zwanzig Jahre alt war, sah er sich durch die Folgen eines Liebesverhältnisses, in das er mehr hineingezogen worden war, als daß er es gesucht hatte, zu einer übereilten Heirath gezwungen, welche schwer auf die weitere Entwickelung seines Lebens drückte. An der Seite einer ungebildeten, geistig stumpfen Frau mußte er sich allein weiterkämpfen. Als Advocaten- und Mairieschreiber und demnächst als Districtscontroleur in der Verwaltung der indirecten Abgaben des Großherzogthums Frankfurt, betrat Koenig die Beamten- und als Prolog- und Epilogdichter einer neugegründeten Liebhaberbühne die poetische Laufbahn. Seine Ernennung zum Districtscontroleur von Burghaun vom 25. Aug. 1813 war eine der letzten Regentenhandlungen, die Karl von Dalberg als Großherzog von Frankfurt überhaupt vornahm, doch blieb Koenig während der provisorischen Verwaltung des Großherzogthums im Besitze seiner Stelle und seines mäßigen Diensteinkommens und ward 1816, als Fulda an das Kurfürstenthum Hessen überging, zum Regierungssecretär mit einem auskömmlichen Gehalte von 900 Gulden ernannt. In den folgenden Jahren, in denen er mit einem längern Ausfluge nach Weimar auch den ersten Blick in die außerfuldaische Welt that, fuhr er neben seinen amtlichen Arbeiten fort sich poetisch und literarisch zu versuchen. Ein Festspiel zur Feier der neuen Verbindung mit Hessen, ein Trauerspiel „Wyatt" und ein späteres „Otto's Brautfahrt", lyrische Gedichte in St. Schütze's „Taschenbuch der Freundschaft und Liebe" und in jetzt vergessenen Zeitschriften machten seinen Namen dem deutschen Publikum zuerst bekannt. Einige Jahre später ward Koenig in der Eigenschaft eines Regierungssecretärs aus seiner Vaterstadt nach dem protestantischen und den liberalen Zeitbestrebungen zugeneigten Hanau versetzt. Das Leben in dieser Stadt hatte bedeutenden Einfluß auf ihn und entfremdete ihn der Kirche, in der er geboren und erzogen war, in eigenthümlicher Weise. In den zwanziger Jahren nahm er an einer vom Pfarrer Friedrich in Frankfurt a. M. neubegründeten Zeitschrift „Der Protestant" lebhaften Antheil. Koenig „lehnte sich ganz gegen eine Partei auf, der man äußerlich zugezählt wird, ohne ihr innerlich anzugehören". Er gab der Aufforderung nach, lieferte „kleine Betrachtnngen über katholische Dinge". Aus diesen ging der 1829 in Frankfurt a. M. bei Sauerländer gedruckte „Rosenkranz eines Katholiken" hervor. Durch dieses Buch ward er in Conflicte mit dem Bischof und dem Domkapitel von Fulda verwickelt und mit der Excommunication bedroht. Er schrieb 1830 eine zweite verwandte Schrift, „Der Christbaum des Lebens", die er, als nach Ablauf von Jahr und Tag „eine wiederholte liebevolle Ermahnung zum Widerruf seines «Rosenkranz» erging, als Erklärung einreichte". Gleichzeitig rief er den Schutz des hessischen Ministeriums gegen den Bischof von Fulda an. „Dieser blieb nun auf seine bloße Kirchengewalt beschränkt, nach welcher er nur ganz im stillen, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anschlag an der Kirche den sogenannten Kleinen Bann verhängen konnte". Dieser erfolgte am 25. Juni 1831, kurze Zeit später trat Koenig zur französisch-wallonischen (reformirten) Gemeinde von Hanau über. Im J. 1832 trat er als zweiter Abgeordneter von Hanau in die nach der neuen Verfassung gewählte Zweite hessische Kammer, und gelangte ungefähr gleichzeitig mit der politischen zur literarischen Wirksamkeit in größerem Stile, insofern sein erster umfangreicherer Roman „Die hohe Braut" bedeutendes Aufsehen erregte. Am 7. Jan. 1835 starb die ungeliebte Gattin, deren Beschränktheit und dumpfe Lebensauffassung er mit männlicher Resignation ertragen hatte. Gewisse verhängnißvolle Zufälligkeiten bei ihrem Tode und die Verleumdungen seiner Gegner führten für einen Augenblick den Verdacht herbei, daß die arme Frau erwürgt worden sei; die gerichtliche Section erwies den völligen Ungrund dieses Verdachts und der Arzt besann sich, daß er selbst die verdächtigen Spuren am Halse der Verstorbenen herbeigeführt habe. Koenig aber hatte in wenigen Stunden Furchtbares durchleben und erfahren müssen, wie verzweifelt nahe die entsetzlichste Gefahr dem Menschen kommen kann. Im Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin schloß der Schriftsteller eine zweite glückliche Ehe, welche ihm die volle Befrie-

digung eines wirklichen Herzensbündnisses und wahrer Bildungs- und Lebensgemeinschaft gewährte. Aus seinen behaglichen Verhältnissen in Hanau ward er durch eine Mitte April 1840 erfolgte Ernennung zum Secretär beim Obergericht zu Fulda herausgescheucht. Diese Strafversetzung führte ihn nach seiner Heimatstadt zurück, deren Verhältnisse ihm fremd, ja widerwärtig geworden waren, sie zwangen ihn, von gelegentlichen Reisen und Ausflügen abgesehen, in Fulda ein Einsiedlerdasein zu führen, welches einige Zeit hindurch von Franz Dingelstedt getheilt ward, der gleichfalls durch „höchstes Rescript" an das Gymnasium zu Fulda versetzt war. Im J. 1847 suchte Koenig um seine Pensionirung nach, siedelte 1848 wieder nach Hanau über, wo eine weitere Folge seiner Schriften entstand, und ließ sich schließlich 1860 nach dem Tode seiner einzigen Tochter in Wiesbaden nieder, wo er am 23. Sept. 1869 starb.

Koenig's „Gesammelte Schriften" (Leipzig 1854—1868, 20 Bde.) sowie die Sammlung seiner „Ausgewählten Romane" (ebendas. 1875, 15 Bde.) und die mehrfachen Auflagen einiger seiner Romane verbürgen, daß er zu den modernen Schriftstellern gehört, welche ein Publikum gefunden und dauernd an sich gefesselt haben. Seiner Gesammtrichtung nach gehörte Koenig, obschon aus einer ältern Generation stammend, zur Gruppe des Jungen Deutschland. Persönliche Erlebnisse, die Theilnahme an den kirchlichen und politischen Kämpfen des 3. bis 5. Jahrzehents unsers Jahrhunderts, eine ursprüngliche Neigung zur Reflexion und das Gewicht, welches die autodidaktische Bildung auf ihre selbstgewonnenen Einsichten zu legen pflegt, alle diese Ursachen vereint gaben von der Zeit an, wo Koenig's Productionen eine größere Verbreitung erlangten, seinem Schaffen die Richtung. Die ältern dramatischen Dichtungen, das Festspiel „Die Erfüllung" (Fulda 1816), die Tragödien „Wyatt" (Reutlingen und Leipzig 1818) und „Die Bußfahrt" (Leipzig 1836) waren durchaus von den jeweiligen Vorbildern abhängig. Als er dann mit der Erzählung „Der Wilddieb" (Charis für 1824) und der größeren „Die Wallfahrt" (Frankfurt a. M. 1829) das Gebiet der epischen Prosa betrat, fehlte ihm zu eigentlicher freier Productivität die Fülle der erfindenden und gestaltenden Phantasie, welche er durch stets wiederholte Betonung des Grundgedankens seiner Handlungen und der Grundanlage seiner Charaktere, durch geschickte Combination, eine auf sorgfältige Vorstudien gegründete Detaillirung und endlich durch tendenziöse Episoden und einen sich in Anspielungen, künstlichen Antithesen, Wortspielen und Wortwitzen gefallenden Stil auszugleichen suchte. Daß er damit dem Geschmacke und den Wünschen des damaligen Publikums entsprach, bewies die Aufnahme seiner größeren Romanen „Die hohe Braut" (Leipzig 1833), eine Geschichte mit dem Hintergrunde der französischen Revolutionszeit und ihrer Wirkungen auf Italien; „Die Waldenser" (Leipzig 1836; spätere Umarbeitung unter dem Titel „Hedwig die Waldenserin" ebendas. 1856), „William's Dichten und Trachten" (Hanau 1839; umgearbeitet als „William Shakespeare", Leipzig 1850), „Die Clubbisten in Mainz" (Leipzig 1847), in gewissem Sinne Koenig's bester Roman, insofern hier die sorgfältige Darstellung der mainzer Verhältnisse von 1792 die Mängel der poetischen Erfindung und der Charakteristik einigermaßen ausgleichen kann; „König Jerôme's Carneval" (Leipzig 1857), in welchem wie in den „Clubbisten von Mainz" eine Menge interessanter mainzer Erinnerungen und Ueberlieferungen, eine gleiche oder größere Anzahl kasseler Memoiren verarbeitet sind. In den spätern Romanen Koenig's trat an die Stelle der tendenziös zugespitzten Geistreichigkeit eine breite Geschwätzigkeit, die sich im Dreinsprechen in den Gang der Erzählung nicht genugthun kann. Die alten Mängel einer gewissen Lüsternheit, einer kleinlich eiteln Selbstbespiegelung und einer nergelnd-ironischen Oppositionslust, welche sich schon in den älteren Werken geltend gemacht hatten, traten in den späteren noch stärker hervor und erhöhten den unerfreulichen Eindruck dieser flachen und dabei doch so prätenziösen Belletristik. (Ad. Stern, „Geschichte der neuern Literatur", Bd. 6, S. 302.) Zu diesen spätern Romanen gehören „Marianne oder um Liebe leiden" (Frankfurt a. M. 1858); „Von Saalfeld bis Aspern", historischer Familienroman (Wiesbaden 1864); „Eine pyrmonter Nachcur" (Leipzig 1869), denen sich die Novellensammlungen: „Seltsame Geschichten" (Frankfurt a. M. 1856), „Familienabende" (ebendas. 1857) anschließen.

Werthvoller als diese späteren belletristischen Werke Koenig's waren einige Schriften historischer und biographischer Natur, die entweder wie „Literarische Bilder aus Rußland" (Stuttgart 1837) zufälligen Lebensumständen (in diesem Falle einem mehrjährigen Verkehre Koenig's mit dem russischen Schriftsteller Nikolaus Molgunow) oder den Vorstudien zu seinen Romanen entstammten, wie die Herausgabe von „Eickemeyer's Denkwürdigkeiten" (Frankfurt 1845), die Lebensgeschichte Georg Forster's, welche er unter dem Titel „Haus und Welt" (Braunschweig 1852) herausgab. Die besten Leistungen dieser Art waren die beiden autobiographischen Bücher „Auch eine Jugend", Erinnerungen und Bekenntnisse (Leipzig 1852), und „Ein Stillleben", Erinnerungen und Bekenntnisse (Leipzig 1861), in denen er nicht ohne gelegentliche Gespreiztheit, aber im ganzen mit Wärme und lebendiger Wahrheit seinen Lebenslauf und seine literarischen Bestrebungen schildert. (*A. Stern.*)

KÖNIGE (die heiligen drei). Die Sage von den heiligen drei Königen ist erst in nachchristlicher Zeit allmählich aus der Erzählung Matth. 2, 1—12 herausgesponnen worden. Allerdings ist dort nicht von Königen, sondern nur von „Magiern aus dem Morgenlande" und zwar ohne Näherbestimmung der Anzahl die Rede, daher man noch um 400 n. Chr. ihre Zahl auf 12 (Chrysostomus) oder 15 (Epiphanius) bestimmte. Den Rückschluß aus der Dreizahl der Gaben auf die Dreizahl der Ueberbringer vollzog zuerst Leo der Große (440 fg.). Dabei dachte man aber die letztern noch als Sterndeuter oder Weise überhaupt. Die spätere Umsetzung zu Königen fußte theils auf dem königlichen

Charakter ihrer Geschenke, theils auf der Beiziehung mehrerer alttestamentlicher Weissagungen. Heißt es doch Ps. 72, 10: „Die Könige von Tarschisch und den Inseln werden Geschenke entrichten, die Könige aus Saba und Seba werden Gaben herzubringen.“ Diese Weissagung erachtete man um so sicherer in Matth. 2, 1 fg. erfüllt, als man sie mit Jes. 60, 6 combinirte, wo unter den Gaben aus Saba ausdrücklich Gold und Weihrauch genannt sind (die Myrrhen stammen nach Strauß, „Leben Jesu für das deutsche Volk“, S. 375 der 3. Auflage, vielleicht aus Ps. 45, 9, zumal dieser Psalm nach Hebr. 1, 9 ja auch messianisch gedeutet worden sei). Die noch jetzt gebräuchlichen Namen der drei Könige kennt zuerst Beda Venerabilis (gest. 735). Von diesen Namen ist Kaspar noch immer unerklärt und in dieser Form jedenfalls nicht semitisch; Melchior ist ohne Zweifel Latinisirung des hebräischen Compositums malkior, d. i. „König des Lichts“ (ob Anspielung an den Stern?), wie malkisedeq, d. i. König der Gerechtigkeit, im Lateinischen zu Melchisedec wurde; Balthasar endlich (auch Baltassar) ist die Latinisirung des Namens Bēltschassar, welcher Daniel 1, 7 ausdrücklich als chaldäischer Name bezeugt wird, also für einen König aus dem Osten ganz passend schien. Uebrigens werden noch im spätern Mittelalter auch ganz andere Namen genannt, deren Ursprung und Bedeutung wir auf sich beruhen lassen müssen. Für den Volksglauben war es weit wichtiger, daß 1162 die Leichen der drei Könige in der Eustorgiuskirche zu Mailand gefunden und von Friedrich Barbarossa dem Erzbischofe Raynald von Köln geschenkt wurden, wo sie noch jetzt als hochgefeierte Reliquien gezeigt werden.

Nachdem die heiligen drei Könige auf diese Weise zu zweifellos geschichtlichen Gestalten gemacht waren, begannen sie namentlich in West- und Süddeutschland im Volksglauben eine solche Rolle zu spielen, daß sie die andern Veranlassungen des Epiphanienfestes, welches nun zum „Dreikönigsfest“ wurde, ganz in den Hintergrund drängten. An die Namen der drei Könige erinnerten die Buchstaben C. M. B., welche der katholische Priester als eine Art kräftigen Talisman am Dreikönigstage an die Thüren schrieb und manchenorts wol noch jetzt schreibt; die Könige selbst aber wurden, wie noch heute, durch phantastisch vermummte Männer oder Knaben dargestellt, die unter Vorantragung eines Sterns an einer Stange (daher auch „Sternbuben“ genannt) in Gesang oder Dialog ihre Bedeutung erklärten und milde Gaben erbaten, bisweilen aber auch durch rohe Späße oder Diebstähle das Einschreiten der Obrigkeit herausforderten. Zu bemerken ist noch, daß die übliche Darstellung des einen der drei Könige als eines Mohren auf der sinnigen Absicht beruht, in den drei Königen die Repräsentanten der (Christo huldigenden) drei Menschenrassen, die man auf eine weiße, braune und schwarze beschränkt dachte, vorzuführen.

Vgl. zu Obigem besonders H. A. in Herzog's protestantischer Real-Encyklopädie III, 503 fg. der ersten Auflage.

(*E. Kautzsch.*)

KÖNIGE (zwei Bücher der). Unter diesem Namen wird seit der griechischen Uebersetzung des Alten Testaments, den sogenannten Septuaginta, das große Geschichtswerk citirt, welches in der hebräischen Bibel ursprünglich als ein Buch (sepher hamelākhīm, Buch der Könige) und zwar als das letzte unter den sogenannten „frühern Propheten“ nach Josua, Richter, Samuel, gezählt wird. Die griechische Bibel zählt es eigentlich (zusammen mit Samuel) als 3. und 4. „Buch der Königreiche“ (*βασιλειῶν*), ebenso die Vulgata als 3. und 4. Buch regnorum, wofür jedoch regum üblicher geworden ist. In die hebräischen Bibeln ist die Unterscheidung zweier Bücher der Könige erst durch die Drucke des Daniel Bomberg seit 1518 eingedrungen. Die im Deutschen übliche Citirung beruht natürlich auf der Uebersetzung Luther's.

Der Inhalt der Königsbücher umspannt die Geschichte des Volkes Israel von der Thronbesteigung Salomo's (noch bei Lebzeiten David's) an bis zu der 562 v. Chr. erfolgten Begnadigung des 599 deportirten jüdischen Königs Jojakhin durch den chaldäischen König Evil-Merodach. Innerhalb dieses Zeitraums von circa 450 Jahren lassen sich deutlich folgende größere Gruppen unterscheiden: 1) Die Geschichte Salomo's I, Kap. 1—11. 2) Die Geschichte der getrennten Reiche seit der Theilung bis zum Untergang Samariens (also nach traditioneller Chronologie 975—722 v. Chr.) I, 12—II, 17. Den Schluß bildet eine längere Reflexion über die Ursachen des Falls des nördlichen Reichs und Angaben über seine Wiederbevölkerung. 3) Die Geschichte Judas seit dem Falle Samariens bis zur Begnadigung Jojakhin's II, 18—25.

Daß die Darstellung einer Geschichte, die inmitten einer ziemlich eifrigen literarischen Thätigkeit des betreffenden Volkes verläuft, nicht blos aus der mündlichen Ueberlieferung, sondern auch aus schriftlichen Quellen schöpft, würde man a priori voraussetzen müssen, wenn es sich auch nicht, wie in unserm Falle, strict beweisen ließe. Dieser Beweis ist zu führen einerseits aus der Mannichfaltigkeit der ins Königsbuch verarbeiteten Abschnitte sowol hinsichtlich der Sprache als besonders hinsichtlich der religiösen Anschauungen, in welchen deutlich verschiedene Redactionsschichten zu erkennen sind. Zu alledem kommen nun aber noch ausdrückliche Verweisungen auf größere Werke, welche für den oder die Verfasser des Königsbuchs zugleich die Bedeutung von Quellen gehabt haben. Mit dem Charakter dieser Werke, soweit er sich noch ermitteln läßt, werden wir uns hier zuerst zu beschäftigen haben; und zwar handelt es sich dabei um folgende Citate: I Kön. 11, 41 wird für die Geschichte Salomo's verwiesen auf das „Buch der Geschichte Salomo's“, sodann fast bei allen Königen Judas (außer Achasja, Joachas, Jojakhin und Zedekia) auf das „Buch der Zeitgeschichte der Könige Judas“, endlich bei allen Königen Israels außer Joram und Hosea auf das „Buch der Zeitgeschichte der Könige Israels“. Als Muster der Citationsweise, die fast überall die gleiche ist, kann z. B. I Kön. 14, 29 (und das übrige der Geschichte Rehabeam's u. s. w.) dienen. Wo sich

Zusätze zu der bloßen Citirung finden (I, 14, 19; II, 14, 15; I, 15, 23; I, 22, 39; II, 20, 20; I, 16, 20; II, 15, 15), da deuten dieselben darauf, daß es sich in den citirten Werken besonders um die politische Geschichte, um Kämpfe nach außen und innen, sowie um Regierungsmaßregeln, öffentliche Bauten und dergleichen gehandelt haben muß.

Seit Ewald nun ist die Ansicht herrschend geworden, daß wir in jenen Zeitgeschichten der Könige Judas und Israels die officiellen Annalen oder „Reichsjahrbücher" beider Reiche zu erblicken haben, wie sie durch einen besondern Beamten, den mazkîr oder Annalisten, verfaßt worden seien. So soll sich auch erklären, warum bei dem von Jehu ermordeten Joram und bei dem letzten israelitischen Könige Hosea, nicht minder endlich, warum bei den beiden letzten Königen von Juda die Citation fehle. In allen diesen Fällen habe entweder der Nachfolger nicht Lust oder Zeit gehabt, die Aufzeichnung der Geschichte seines Vorgängers anzuordnen oder der officielle Historiograph habe wegen des Untergangs des Staates gefehlt. Es läßt sich jedoch unschwer zeigen, daß diese ganze Beweisführung in der Luft schwebt. Erstlich ist nicht abzusehen, warum die Geschichte Achasja's in Juda nicht von seinem Sohne Joas hätte aufgezeichnet werden sollen; die Weglassung der Citation kann also nur den Grund haben, daß sich bei der jetzigen Verflechtung der Berichte keine passende Stelle dafür finden ließ. Ein anderer Grund dürfte auch bei Joram von Israel nicht obwalten. Denn wenn man die Weglassung der Citation daraus erklärt, daß der Mörder und Usurpator Jehu nicht seine eigenen Schandthaten habe beschreiben können, so ist zu fragen: warum fehlt denn die Citation in den andern Fällen nicht, wo Königsmörder den Thron von Samarien bestiegen? Daß bei Joachas von Juda (nicht aber bei seinem Nachfolger Jojakim!) die Citation fehlt, erklärt sich einfach daraus, daß Joachas gar nicht eigentlich zur Regierung kam. Daß aber die Zeitgeschichte Israels inmitten des Untergangs des Staates unter Hosea keinen Aufzeichner fand, ist ebenso begreiflich wie das Fehlen der Citation bei den letzten jüdischen Königen Jojakhin und Zedekia. Aus dem Fehlen einer Fortsetzung jener Zeitgeschichten folgt aber noch nicht, daß dieselben officielle Annalen repräsentirten. Solche sind ohnedies bei dem Charakter der Geschichte des nördlichen Reiches schwer denkbar.

Hierzu kommt, daß die wenigen Erwähnungen des mazkîr, die übrigens sämmtlich entweder der Zeit David's (II Sam. 8, 16; 20, 24), Salomo's (I Kön. 4, 3), u. s. w. oder dem Reiche Juda angehören (II Kön. 18, 18. 37; Jes. 36, 3. 22 unter Hiskia, II Chron. 34, 8 unter Josia), weit eher an einen höchsten Staatsbeamten, etwa einen Vezier oder vortragenden Rath (was das Wort mazkîr ganz wohl bedeuten kann), als an einen Reichshistoriographen denken lassen; vgl. hierzu Reuß, „Geschichte der heil. Schriften Alten Testaments", S. 204. Und wie soll man sich endlich vorstellen, daß in Juda in so vielen Fällen der jeweilige Davidide die Sünden seines Vaters officiell habe aufzeichnen lassen? Man vergleiche nur II Kön. 21, 17, wo bei dem Verweise auf die Zeitgeschichte ausdrücklich auch auf die dort erzählte „Sünde Manasse's" verwiesen wird!

Nach alledem waren also jene Zeitgeschichten Privatwerke und zwar zeigt das zuletzt erwähnte Citat, daß in denselben doch auch das religiöse Interesse eine gewisse Rolle gespielt haben muß, wenn auch der äußere Geschichtsverlauf nach allen Spuren im Vordergrunde stand.

Eine andere Frage ist nun allerdings: hat man sich jene Zeitgeschichten als größere Chroniken zu denken, die — wie so manche des Mittelalters — von Zeit zu Zeit weiter fortgesetzt wurden, oder sind es selbst schon Auszüge aus größeren Annalen und Specialwerken gewesen? Letztere Ansicht ist neuerdings die herrschende geworden. Sie wird vertreten von Bleek in seiner Einleitung ins Alte Testament; auch Wellhausen (s. unten) macht geltend, daß ja nicht die Zeitgeschichte selbst, sondern „das Buch der Zeitgeschichte" citirt werde. Strack erblickt in den beiden Zeitgeschichten zwei vermuthlich kurz vor dem Exil aus den Reichsannalen und andern Schriften gemachte Auszüge; ebenso Reuß (a. a. O. §. 317), der übrigens die beachtenswerthe Frage aufwirft, ob man nothwendig zwei getrennte Werke annehmen müsse?

Wie dem auch sei, so wird durch die letzterwähnten Hypothesen die Thatsache nicht hinfällig, daß in jene Zeitgeschichten Notizen und ohne Zweifel auch größere Abschnitte aus alter Zeit verarbeitet waren; so muß I Kön. 12, 19 („bis auf diesen Tag!") von einem Judäer vor 722 geschrieben sein; II Kön. 8, 22 muß sogar vor die Zeit Amazja's oder doch Usia's hinaufreichen. Wie viel nun allerdings der Hauptredactor unsers Königsbuches selbständigen älteren Quellen entnahm, wie weit er solche überhaupt noch außerhalb der „Bücher der Zeitgeschichte" kannte, wird sich nicht mehr mit Sicherheit ausmachen lassen. Jedenfalls hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß aus jenen Zeitgeschichten vor allem die annalistischen Notizen (so bei den judäischen Königen das Alter bei der Thronbesteigung, der Name der Mutter und zum Theil wol auch die Dauer der Regierung, ferner bei beiden Reichen die Notizen über Kriege, Bauten u. s. w.) entnommen sind.

Durch die im Vorstehenden nachgewiesenen und überall noch deutlich erkennbaren Grundlagen wird jedoch nicht ausgeschlossen, daß der in unserm Königsbuche vorgeführte Stoff zu einer bestimmten Zeit einheitlich redigirt worden ist. Vielmehr kann der betreffende Redactor noch eher ein Verfasser heißen als z. B. der Redactor der Samuelisbücher. Nicht nur daß der ausgewählte Stoff in ein festes Schema gebracht ist: er ist bereits nach einem sehr bestimmten Gesichtspunkte excerpirt und zugleich beurtheilt. Die Absicht dabei war aber nicht, ein kurzgefaßtes Handbuch der vaterländischen Geschichte zur Befriedigung der Neugier oder zur Anfeuerung des Patriotismus zu schreiben, sondern der Verfasser wollte aus der Geschichte vor allem mittheilen, was zur religiösen Belehrung dienen konnte.

Das oben erwähnte Schema wird mit peinlicher Gleichmäßigkeit bei allen Königen Judas und Israels

festgehalten. Zuerst wird das Jahr der Thronbesteigung nach dem jeweiligen Regierungsjahre des Nachbarkönigs und die Regierungsdauer (bei den jüdischen Königen auch das Alter bei der Thronbesteigung, sowie Name und Herkunft der Mutter, weil dieselbe in Juda eine besondere Würde bekleidete) angegeben; dann folgt eine Beurtheilung des religiösen Charakters, wie: „er that, was recht war in den Augen Jahwe's" oder „er wandelte ganz auf dem Wege seines Vaters" u. s. w., bei schlimmen Königen dagegen: „er that, was böse war in den Augen Jahwe's" u. s. w. Die Könige von Israel erhalten regelmäßig das Prädicat: „er that, was Jahwe übel gefiel und ließ nicht ab von den Sünden Jerobeam's" (d. h. von der Anbetung Gottes im Bilde eines Stiers) oder „er wandelte auf den Wegen der Könige von Israel". Bisweilen werden auch die Könige hinsichtlich ihrer Frömmigkeit mit ihren Vorgängern oder (so Hiskia) mit David verglichen.

Fragt man nun, welcher Maßstab diesen Beurtheilungen zu Grunde liegt, so kann die Antwort nicht zweifelhaft sein. Es ist der Standpunkt, wie er durch das 624 v. Chr. aufgefundene Deuteronomium und die durch dasselbe hervorgerufene Cultusreinigung des Josia officielle Sanction in Juda erhalten hatte. War in frühern Jahrhunderten und zwar in beiden Reichen (in Juda bis auf Josia selbst) unbedenklich auch außerhalb des Salomonischen Tempels auf den sogenannten „Höhen" geopfert und geräuchert worden, so lehrte nunmehr Deuter. Kap. 12, daß der Höhendienst, geschweige gar der Stierdienst des nördlichen Reiches, seit der Errichtung des von Mose in Aussicht gestellten Centralheiligthums als Sünde zu betrachten sei. Daher wird im Königsbuche der Beurtheilung auch der guten Könige Judas (außer Hiskia) bis auf Josia die Rüge beigefügt: „Nur beseitigte er die Höhen nicht; das Volk opferte und räucherte noch auf den Höhen." Wie dieses Urtheil, so heben sich auch die sonstigen Reflexionen und Urtheile des Redactors, den man wegen seiner engen Verwandtschaft mit dem Geiste und Sprachgebrauche des Deuteronomiums den Deuteronomisten zu nennen pflegt, scharf und leicht erkennbar von dem anderwärts entlehnten Stoffe ab; ja er ist weit entfernt, nach dem oben erwähnten Maßstabe in die Darstellung der älteren Quellen selbst einzugreifen, sonst könnte er es z. B. nicht ohne Rüge hingehen lassen, daß auch ein Elias auf einem Höhenaltare am Karmel opfert und sich über die Niederreißung der Altäre Jahwe's durch die Baalsanbeter beklagt. Die Urtheile des Deuteronomisten erscheinen mehr als Verbrämung beim Eingang oder Ausgang der Geschichte der einzelnen Könige. Uebrigens aber hängt mit dem religiösen Standpunkte auch die Auswahl des Stoffes zusammen, d. h. die Beiseitelassung alles dessen, was nur politisches Interesse hat oder etwa gar den fleischlichen Dünkel nähren könnte. Während die Cultusreinigung des Josia noch mit ziemlicher Ausführlichkeit erzählt wird, geht der Verfasser an den Ereignissen, welche den Sturz des Reiches Juda einleiten und über welche er doch sicherlich gut unterrichtet war, mit raschen Schritten vorüber; freilich ist diese Geschichte nicht dazu angethan, daß ein patriotisch und religiös gesinnter Mann mit Behagen dabei verweilen konnte.

Fragen wir nun: wann wurde unser Königsbuch verfaßt? so scheint die Antwort sehr einfach. Da am Schlusse der Wiedererhebung Jojakhin's gedacht wird, so muß der Verfasser dieselbe erlebt haben, und da er II, 25, 30 „aller Lebenstage" des Jojakhin gedenkt, so muß auch der Tod desselben bereits zurückliegen. So würden wir also mindestens in die Zeit des babylonischen Exils von ca. 560 an versetzt und dazu stimmt, daß Salomo I, 5, 4 als mächtig über alle Könige jenseit des Euphrat bezeichnet wird, welche Stelle somit östlich vom Euphrat, also in Babylonien, geschrieben sein muß. Nicht minder stimmt dazu der Hinweis auf die Zerstörung Jerusalems II, 21, 10 fg.; 22, 20 u. a. Trotz alledem läßt sich nicht leugnen, daß nach verschiedenen Spuren die Hauptredaction des Buches doch noch vor dem Exil stattgefunden haben könnte, sodaß also der Schluß von II, 24, 8 (nach Stade bereits von II, 23, 30) an unter strenger Beibehaltung des früheren Schemas im Exil oder nach demselben beigefügt und zugleich eine Superredaction vorgenommen worden wäre. Dieser Hypothese Ewald's (Geschichte Israels, 3. Aufl. I, 227 fg.) haben sich die meisten Neueren angeschlossen; so Kuenen, Wellhausen (in Bleek's Einleitung 4. Aufl. S. 262 fg.), Stade (Gesch. des Volkes Israel, S. 73) u. a. Immerhin fragt sich, ob die Gründe für die erstmalige vorexilische Redaction definitiv zwingend sind. Man erklärt dann alle die Stellen, welche auf die Zerstörung Jerusalems hinweisen, für nachexilische Interpolationen. Dies soll nach Wellhausen besonders evident sein II, 17, 19 fg., da Vers 21 genau an Vers 18 anschließe; der ursprüngliche Concipient kenne erst das Exil des nördlichen Reiches (daher V. 18b: nichts blieb übrig, als der Stamm Juda allein!). Aber so gewiß Vers 19 u. 20 eine Parenthese sind, so fragt sich doch, ob dieselbe nicht vom Verfasser selbst gemacht ist, abgesehen von der Möglichkeit, daß die Verse eine noch spätere Glosse sein könnten. Dieselbe Streitfrage kehrt wieder bei II, 21, 10—15, wo allerdings auch Vers 16 an Vers 9 anschließt, und bei 23, 26—27. Weiter legt Wellhausen Gewicht auf 17, 35—41, wo der spätere Redactor nicht bedenke, daß vorher gar nicht mehr von Israeliten, sondern von der assyrischen Mischbevölkerung die Rede sei. Aber gesetzt, die Verse sind ein späterer Zusatz, warum muß dann der Abschnitt Vers 24—34 (über die Götter der fremden Colonisten) vor dem Exil redigirt sein? Weil er, sagt Wellhausen (a. a. O. S. 263), eine Anschauung voraussetzt, die im Exil nicht wohl zu haben war. Gewiß! Aber das Sachliche, das auf Anschauung beruht, kann ja vom Verfasser den beständig von ihm citirten Jahrbüchern entnommen sein. Sicher ist das letztere der Fall an Stellen wie II, 8, 22 (die Edomiter fielen ab unter Joram „bis auf diesen Tag"), II, 14, 7 (Amazja eroberte Sela und nannte es Jokteel „bis auf diesen Tag"), II, 16, 6 (die Edomiter setzten sich in Elath fest „bis auf diesen Tag"). Die Formel „bis auf diesen Tag" soll in diesen Stellen nach Wellhausen vom Epitomator herstammen und nicht aus seiner Quelle. Richtiger

aber dürfte das Umgekehrte sein: sie müssen aus der Vorlage stammen; denn den dauernden Abfall der Edomiter seit Joram konnte der nicht behaupten, der II, 14. 7 ihre Besiegung durch Amazia und 16, 6 ihre Besitzergreifung von Elath berichtet. Eher könnte man aus I Kön. 8, 8 auf einen vorexilischen Augenzeugen schließen. Aber die Formel „bis auf diesen Tag" paßt dort schlecht zu der Schilderung, die sich auf untergegangene Dinge zu beziehen scheint, und fehlt in LXX Vaticanus. Wahrscheinlich stand ursprünglich im Texte eine Wendung, wie: „und sie waren dort bis zum Tage, da der Tempel verbrannt ward" oder Aehnliches. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß die deuteronomistisch gehaltenen Stellen in der Weiherede Salomo's, welche den Bestand des Königthums und des Tempels vorauszusetzen scheinen (I, 8, 25 fg. 29 u. a., am einfachsten aus einer vorexilischen Vorlage zu erklären sind.

Auf Rechnung des angenommenen zweiten Redactors pflegt sodann auch ein Element des Buches gesetzt zu werden, welches nicht geringe Schwierigkeiten in sich birgt, die Chronologie. Daß hier von vornherein mancherlei Verwirrung und Unrichtigkeiten zugestanden werden müssen, würde schon aus dem Mangel einer festen Aera zu folgern sein, nach der man beide Königsreihen hätte datiren können. Statt dessen ist der Regierungsantritt der einzelnen Könige stets nach den Regierungsjahren des im andern Reiche herrschenden datirt; die Anordnung ist dabei ganz äußerlich so getroffen, daß über die frühere Behandlung die Priorität der Thronbesteigung entscheidet. So kommt es, daß bisweilen mehrere Könige desselben Reiches nacheinander behandelt werden, weil unterdeß im andern Reiche kein Thronwechsel stattgefunden hat, der zur Unterbrechung der Darstellung nöthigte. Wie mislich aber diese gegenseitige Datirung war, ergibt sich aus folgender Thatsache: Die Summe der Regierungsjahre der jüdischen Könige von Rehabeam bis zum 6. Jahr des Hiskia beträgt 260 Jahre, während die Summe der israelitischen Reihe nur 241 Jahre 7 Monate 7 Tage ergibt. Allerdings hat man dieser Differenz durch unzählige Hypothesen (Statuirung von Interregnen in Israel und Mitregentschaften in Juda, Annahme von Schreibfehlern u. s. w.) abzuhelfen gesucht. Aber alle Willkür in dieser Beziehung ist nutzlos, so lange das gesammte chronologische System der Königsbücher durch die (auch astronomisch) wohl fundirte Chronologie der assyrischen keilinschriftlichen Denkmäler stark in Frage gestellt wird. Die assyrische Chronologie differirt nämlich zur Zeit Ahab's von der israelitischen (welche die frühern Ansetzungen hat) um c. 50 Jahre; diese Differenz verringert sich dann allmählich bis 722 (Zerstörung Samariens), wo beide Chronologien übereinstimmen. Daß nun ein Theil der chronologischen Angaben in den Königsbüchern den Ereignissen ziemlich fernsteht, ergibt sich z. B. aus II Kön. 19, 37, wo die Ermordung Sanherib's gleich nach seiner Heimkehr (701 oder 700) erfolgt scheint, während sie nach den assyrischen Quellen erst ins Jahr 682 oder 681 fällt; nicht minder aus II Kön. 18, 13, wo der Zug Sanherib's ins 14. Jahr des Hiskia verlegt wird, während sich dieses Datum ursprünglich ohne Zweifel auf die Kap. 20 erzählten Ereignisse bezieht. Endlich kann auch das nicht geleugnet werden, daß die Gesammtbestimmung des Zeitraums der Königsgeschichte auf einer künstlichen Berechnung beruht. Denn nach I Kön. 6, 1 sind vom Auszuge aus Aegypten bis zum Beginn des Tempelbaues 480 Jahre (d. h. zwölf Generationen zu je 40 Jahren!) verflossen. Die jüdischen Könige umspannen vom Beginn des Tempelbaues bis zur Zerstörung Jerusalems (588) einen Zeitraum von 430 Jahren. Rechnet man dazu noch die 50 Jahre, die bis zum Edict des Cyrus, also bis zum Ende des Exils (538) verfließen, so ergeben sich vom Beginn des Tempelbaues bis zur Gestattung des Wiederaufbaues abermals 480 Jahre. Daraus dürfte sich ein Doppeltes ergeben: erstlich daß der Redactionsabschluß erst nach dem Edict des Cyrus erfolgt sein wird, und zweitens, daß die 430 Jahre der jüdischen Könige zum Theil durch kleine Aenderungen an den überlieferten Zahlen oder durch Ergänzung der nicht überlieferten erzielt wurden. Noch weiter sind einige neuere Kritiker gegangen, indem sie den größten Theil der chronologischen Notizen auf künstliche Berechnungen zurückführten. Nachdem Wellhausen zuerst auf die Unsicherheit der Datirungen der Regierungsantritte hingewiesen hatte (Jahrbücher für deutsche Theologie 1875, S. 605 fg.), folgte Krey (Zur Zeitrechnung des Buchs der Könige, in Hilgenfeld's Zeitschr. für wissenschaftl. Theologie 1877, 3, S. 404 fg.) mit der Behauptung, daß auch die Zahlen, welche die Regierungsdauer betreffen, fast durchaus künstlich und dem (oben erwähnten) Systeme der 480 Jahre vom Tempelbau bis zur Rückkehr aus dem Exil angepaßt seien. Weitere Belege für diese Annahme gab Wellhausen in seiner Ausgabe von Bleek's Einleitung, S. 264 fg. Er macht hier insbesondere geltend, daß die acht ersten Könige Israels 98 Jahre haben gegen 96 Jahre der jüdischen Könige; somit seien bei Baesa nicht 24, sondern 22 Jahre anzusetzen. Dann springe aber die Künstlichkeit des ganzen Systems in die Augen: die Grundzahl 12 wird zwei Königen gegeben, dreimal ergänzt sich 22 und 2 zu 24 und man erhält so die 8 mal 12 Jahre. Dieselbe Künstlichkeit der Zahlen behauptete dann Stade auch für die Zeit von Jehu bis auf Hosea (Geschichte des Volkes Israel, S. 88 fg.) und Robertson Smith (The Chronology of the Books of Kings, in Vol. X des Journal of Philology, 1881, p. 209 fg.), machte weiter die Entdeckung, daß die wenigen Daten der Königsbücher, die sich abgesehen von den Regierungsjahren finden, den Tempel betreffen (Plünderung durch Schischak I Kön. 14, 25; Verwendung der Tempeleinkünfte II Kön. 12, 6), also wol den Tempelannalen entstammen. Nun sei das 23. Jahr des Joas (II, 12, 6) nach der traditionellen Chronologie gleich dem 161. Jahre des Tempels, mit welchem Jahre das zweite Drittel des Cyklus von 480 Jahren beginne. Der Beginn des dritten Drittels der Periode des Verfalls sei vom 1. Jahre des Manasse datirt. Somit wären auch nach Robertson Smith die überlieferten

Zahlen theils künstlich ergänzt, theils abgeändert, um obiges Schema der drei Drittel der Tempelgeschichte durchzuführen.

Es kann nun kaum einem Zweifel unterliegen, daß in nicht wenigen Fällen der Verdacht einer künstlichen Zurechtmachung der Zahlen wohl gegründet ist und daß man bei genauerem Einblick in das Problem mit den oben erwähnten üblichen Auskunftsmitteln nicht auskommt. Vergebens hat daher Oppert zu erweisen versucht („Salomon et ses successeurs“ (Paris 1877), Extrait aus den „Annales de philosophie chrétienne“ 1876, tom. XI und XII), daß die Chronologie des Königsbuchs eine wissenschaftlich begründete sei und auf gleichzeitigen Annalen beruhe. Ebenso willkürlich ist das Problem behandelt von H. Matzat (Chronologische Untersuchungen zur Geschichte der Könige von Juda und Israel, Weilburg a. L. 1880). Indem er sich rühmt, das chronologische System rein auf Grund der biblischen Zahlen zu reconstruiren, dabei aber auch die in den assyrischen Quellen gebotenen Zahlen gelten läßt, gelangt er zu solchen Ungeheuerlichkeiten wie der Annahme zweier Ahab u. s. w. Ob in dieselbe Kategorie auch der Artikel von Beecher gehört („The chronology of the Kings of Israel and Juda“ in „Presbyterian Review“ vom Januar 1880), vermag ich nicht zu sagen. Dagegen wurde neuerdings von Kamphausen ein beachtenswerther Versuch gemacht, die zu weit gehenden Behauptungen, besonders Krey's und Stade's, unter Befolgung einer strengwissenschaftlichen Methode auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen („Neuer Versuch einer Chronologie der hebräischen Könige“ in Stade's Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, 1883, p. 193—202) und in dem Buche „Die Chronologie der hebr. Könige. Eine geschichtliche Untersuchung“ (Bonn 1883). Kamphausen sucht hier eine Reihe der überlieferten Zahlen dadurch vor dem Verdachte der künstlichen Zurechtmachung zu schützen, daß er analoge Spiele des Zufalls auch in andern zweifellos bezeugten chronologischen Reihen nachweist.

Im Nachfolgenden versuchen wir nun die verschiedenen Quellenschichten, welche in den Büchern der Könige durch die kritische Analyse (besonders von Wellhausen in Bleek's Einleitung) ermittelt worden sind, in gedrängter Uebersicht vorzuführen, und zwar soll uns zuerst der Abschnitt über die Geschichte Salomo's, Buch I, Kap. 1—11, beschäftigen.

Zunächst ist hier allgemein anerkannt, daß Kap. 1—2 (außer 2, 1—9, s. u.) einer alten Quelle entnommen ist, die uns noch Sam. Kap. 9—20 erhalten ist, zu welchen Kapiteln I Kön. 1. 2 die Fortsetzung bildet. Dies würde sich schon daraus ergeben, daß jene ausführliche Geschichte David's nicht ohne Erwähnung seines Todes schließen konnte (welcher erst I Kön. 2, 10 berichtet wird). Und ebenso natürlich ist, daß der Leser jener Biographie David's, nachdem einmal die durch eine Palastintrigue erfolgte Thronbesteigung Salomo's erzählt war, nun auch noch über das Schicksal der dabei betheiligten Personen unterrichtet wurde. Da nun aber die Kap. 1 erzählte Erhebung Salomo's zugleich den Anfang von dessen Geschichte bildete, so konnte der Verfasser der Geschichte Salomo's (denn an diesen, nicht erst an den Redactor der Königsbücher, wird wegen des Citats I, 11, 41 zu denken sein) nichts Besseres thun, als daß er Kap. 1 u. 2 aus jener Biographie David's herübernahm. Nur 2, 1—9 (das Testament David's) müssen ein späterer Zusatz sein, da V. 13 fg. das Verfahren Salomo's gegen die Feinde seines Vaters ganz anders motivirt wird als durch einen testamentarischen Befehl seines Vaters. Welchen Zweck freilich jener Zusatz in 2, 1—9 hatte, ist schwer zu sagen. Sollte dadurch (wie z. B. Stade annimmt) Salomo, der Erbauer des Tempels, von Blutschuld gereinigt werden? Aber auf Kosten David's? Dazu kommt, daß nach der ursprünglichen Erzählung in 2, 13 fg. eigentlich gar keine Blutschuld an Salomo haftet.

Alter Quelle und zwar wol der „Geschichte Salomo's“ gehören an: 3, 1 und die Urkunden 4, 1—19 mit der Fortsetzung 5, 7—8. V. 24 fg. und 27—30. Kap. 6 und 7 außer der Redactionsüberleitung in 6, 1, welche das alte Monatsdatum aus 6, 37 entnommen hat, und außer dem deuteronomistischen Einschiebsel 6, 11—13. Ferner 8, 1—9 (außer 2^a, 3^b und 4^b, s. darüber unten); 9, 10—28 (außer V. 22; die Verse 16—19. 24. 25^b sind anderswoher versprengt und stehen hier an ganz ungehöriger Stelle); ferner 10, 1—13 (mit dem Einschiebsel V. 11 fg.) und 14—29, letzterer Abschnitt deutlich mit deuteronomistischer Ueberfärbung (vgl. z. B. V. 15. 20^b. 23—26; versprengt ist V. 27), endlich 11, 14—40. Allerdings ist dieser Abschnitt theils in deuteronomistischem Geiste superredigirt (so besonders in V. 31—39), theils an einigen Stellen verstümmelt. So bricht die V. 23 begonnene Erzählung in V. 25 ganz sinnlos ab; ebenso muß nach V. 39 etwas über einen wirklichen Empörungsversuch des Jerobeam berichtet gewesen sein.

Gleichfalls aus alter Quelle, aber schwerlich aus jener „Geschichte Salomo's“, welche deutlich erst 4, 1 einsetzt, stammen 3, 16—28 und die uralten Verse 8, 12 und 13, welche nach dem vollständigeren Texte der Septuaginta (hinter Vers 53) aus einem alten Liederbuche citirt sind.

Auf den deuteronomistischen Redactor entfallen somit 3, 2—15; 4, 20—5, 6 (zum Theil auf Grund alter Notizen); 5, 9—14 (ebenso); 5, 15—23. 26; 6, 1. 11—13; 8, 10 fg., 13—61. Von den in die Weiherede Salomo's eingestreuten vorexilischen Stellen, wie V. 25 fg., 29 u. a., welche einer ältern Vorlage entnommen zu sein scheinen, war bereits oben die Rede. Auch die jetzige Redaction des Schlusses der Tempelweihe 8, 22—66 beruht auf alter Grundlage; über die Glosse V. 65^b s. u. — Ferner gehört dem Redactor noch an 9, 1—9. 22 (in Widerspruch mit den alten Quellen 5, 27 und 11, 28!); 10, 11—12; 11, 1—13 (auf Grund einiger alter Notizen), Vereinzeltes in V. 31—39 (so besonders 33 fg., 38 fg.), endlich ganz V. 41—43.

Sehr spärlich finden wir in Kap. 1—11 (wie überhaupt in den Samuelis- und Königsbüchern) ein Element vertreten, welches im Pentateuch und im Josua eine überaus wichtige Rolle spielt, das ist die letzte Superredaction der Geschichtsbücher, welche erst in nachexilischer Zeit vom

Standpunkte des sogenannten Priestergesetzes aus unternommen wurde. Deutliche Spuren dieser letzten Redaction enthalten 8, 4 und 65. An ersterer Stelle lautete der ursprüngliche Text: „Da versammelte der König Salomo alle Aeltesten Israels u. s. w. und da alle Aeltesten Israels kamen, brachten sie (die Aeltesten!) die Lade Jahwe's hinauf." Als Glossen ergeben sich somit V. 2^a, wo die Aeltesten, Stamm- und Familienhäupter im Widerspruche mit V. 1 zu „allen Männern Israels" gesteigert sind; ferner wol auch 3^b, wo als Träger der Lade die Priester eingesetzt sind, während ursprünglich wol die Aeltesten u. s. w. Subject blieben; ganz sicher aber ist späte Glosse der ganz ungefüge Zusatz „wurden hinaufgebracht von den Priestern und den Leviten", höchst wahrscheinlich auch das vorangehende: „und (sie brachten hinauf) die Stiftshütte und alle heiligen Geräthe, die in der Hütte waren." Mit ersterem Zusatze sollte die Vorschrift des Priestergesetzes gewahrt werden, nach welchem das Tragen der Lade den Leviten zukam (von welchen als besonderem Stande freilich die vorexilischen Quellen nichts wissen); durch die Erwähnung der Stiftshütte aber sollte die Frage beantwortet werden, wohin denn die Mosaische Stiftshütte, die sammt ihren Geräthen im Priestergesetze (II Mos. 25 fg. und 35 fg.) eine so überaus wichtige Rolle spielt, schließlich gekommen sei. Die alten Quellen geben darauf keine Antwort, da sie zwar der heiligen Lade, aber niemals jener Stiftshütte gedenken. — Die Glosse endlich „und 7 Tage, das sind 14 Tage" am Schlusse von V. 65 ist deutlich aus II Chron. 7, 9 fg. entnommen, obwol sie unmittelbar vor V. 66 („am achten Tage") einen Unsinn enthält.

Als eine zweite größere Gruppe fassen wir zusammen I Kön. 12 bis II Kön. 8, 15. Lassen wir dabei vorläufig die I Kön. 17 beginnenden großen Quellengruppen der Elias- und Elisageschichten bei Seite, so ergeben sich im übrigen als Bestandtheile der von dem Redactor excerpirten Jahrbücher oder sonstiger älterer Quellen: I, 12, 1—14. 16. 18—20 (wobei allerdings V. 3 fg. die Ueberarbeitung an dem persönlichen Eingreifen Jerobeam's ersichtlich wird, während der geschichtliche Thatbestand V. 20 hervortritt); ferner 12, 25 fg., 28 fg., 31 fg.; 14, 10—18; 25—28; Kap. 15, 12 fg. 17—22. 23^b. 27—29^a, Kap. 16, 9—11. 15^b—18. 21 fg. 24. 34. 47—50. Dem deuteronomistischen Redactor gehören an: 12, 15. 17. 21—24 (auf älterer Grundlage), 27. 30 fg. 33— Kap. 13, 32. Daß letztere Prophetengeschichte in ihrer jetzigen Gestalt aus sehr später Hand stammt, lehrt schon die offenbare Bezugnahme auf II Kön. 23, 16 fg.; immerhin scheint in 13, 7—32 eine ältere Vorlage durchzuschimmern. — Ferner: 14, 1—9 (letzterer Vers für den religiösen Standpunkt und Eifer des Redactors besonders charakteristisch!); 14, 14—20 (auf älterer Grundlage), 21—24. 29. 31; 15, 1—11. 14—16. 23^a. 24—26. 29^b— Kap. 16, 8 (16, 3 fg. scheint 14, 10 fg. nachgebildet; die ursprüngliche Form jenes alten Gottesspruches an Bascha klingt vielleicht noch in Vers 7 durch); 16, 12—15^a. 19 fg. 22. 25—33; Kap. 22, 39—46. 51—54; II Kön. 1, 18; 3, 1—3.

Was nun die bisher von uns übergangenen Elias- und Elisageschichten, den sogenannten „Prophetenspiegel", betrifft, so lehrt schon eine flüchtige Analyse, daß dieselben zwar einer zusammenhängenden Vorlage entnommen sein könnten, aber keineswegs von derselben Hand stammen. Und zwar sind die Eliaserzählungen im allgemeinen älter als die Elisaerzählungen und bilden zum Theil die Vorlage für die letztern. Aber auch innerhalb dieser beiden Hauptgruppen lassen sich wieder verschiedenartige Bestandtheile unterscheiden. So gehören in den Eliasgeschichten eng zusammen die vorzüglich erzählten Stücke I Kön. Kap. 17—19. 21 und wol auch II Kön. 2, 1—18. Daß diese Erzählungen von einem israelitischen Verfasser herrühren, lehrt z. B. I Kön. 19, 3 (Beerschäba, welches zu Juda gehört!); daß wir leider nicht die ganze Quelle mehr besitzen, ergibt sich z. B. aus 18, 4 und 13, wo auf Vorgänge verwiesen wird, welche vor unserm Kap. 17 von dem Erzähler berichtet worden sein müssen. Uebrigens enthalten die genannten Kapitel nur wenige spätere Einschiebsel: 18, 19 (die 400 Ascherapropheten; V. 22 und 40 ist nur von Baalspropheten die Rede); 19, 9^b—11^a, ein ungeschicktes Duplicat zu V. 13^b und 14, welches vielleicht aus einer rein mechanischen Doppelschreibung derselben Verse entstanden ist; 21, 21—26, wo der charakteristische Stil des Deuteronomisten in die Augen springt; die authentische Form des betreffenden Gottesspruches ist uns übrigens noch in II Kön. 9, 25 fg. erhalten.

Einen ganz andern, d. h. weit legendenhafteren Charakter, trägt die Erzählung II Kön. 1, 1—17, wennschon an eine alte gut bezeugte Grundlage (V. 1—4) angelehnt. — Noch haben wir endlich der in die Eliaserzählungen eingeflochtenen Prophetenerzählungen I Kön. Kap. 20 und 22 zu gedenken. Daß dieselben jünger sind als die Eliaserzählungen in Kap. 17 fg., ergibt sich z. B. aus der Bezugnahme auf 21, 4, die sich in 20, 43 findet. Uebrigens aber sind auch diese Erzählungen ziemlich alt und überdies werthvoll durch eine Menge von politischem und kriegsgeschichtlichem Detail, welches aus einer vorzüglichen alten Quelle (dem Buche der Zeitgeschichte?) entnommen sein muß. Von der Person Ahab's bekommen wir durch diese beiden Erzählungen ein ganz anderes und zwar ein viel günstigeres Bild, als wir es nach dem Verwerfungsurtheil des letzten Redactors irgend erwarten konnten. Ein ziemlich ungeschickter späterer Zusatz zu Kap. 22 ist V. 36; durch denselben soll die Drohung gegen Ahab motivirt werden, welche ursprünglich nach 21, 19 zu lesen war und in den Septuaginta noch jetzt dort zu lesen ist. Dabei ist allerdings 22, 38 die Pointe des alten Spruches 21, 19 übersehen: „an dem Orte, wo die Hunde das Blut Naboth's geleckt haben (also zu Jesreel), sollen sie auch dein Blut lecken"! Die wirkliche Erfüllung des Eliasspruches wird uns in II Kön. 9, 25 fg. berichtet. — Aus derselben Quelle, wie I Kön. 20 und 22 stammen aber weiter auch die hochinteressanten Erzählungen II Kön. 3, 4—27 (der Feldzug der Könige Joram und Josaphat gegen Mescha von Moab) und 6, 24—7, 20 (die plötzliche Be-

freiung Samariens von der Belagerung durch die Syrer). Beide Erzählungen betreffen zwar die Wirksamkeit des Elisa, gehören aber doch nicht zu den unten zu behandelnden Elisageschichten im engern Sinne; daß uns die zweite Erzählung nicht vollständig erhalten ist, geht aus 6, 31 hervor, wonach früher eine Ermahnung des Elisa zu unerschütterlichem Ausharren berichtet gewesen sein muß. Ueber II Kön. 8, 7—15 und 9, 1—10, 27, welche Erzählungen gleichfalls in engem Zusammenhange mit den ältern Elias- und Elisageschichten stehen, wird weiter unten die Rede sein.

In den eigentlichen Elisageschichten handelt es sich größtentheils um Wunder desselben, zum Theil übrigens um Vorgänge, die sich ohne Zwang recht natürlich erklären lassen. Wenn in einigen Fällen zweifellos das Vorbild der Eliasgeschichten auf die jetzige Gestalt der Erzählungen eingewirkt hat, so ist doch andererseits nicht zu übersehen, daß anderes — und zwar gerade die unscheinbaren Begebenheiten — den Stempel zuverlässiger Erinnerung trägt, wie sie in den Kreisen der Prophetenschüler zunächst mündlich fortgepflanzt worden war. Im einzelnen lassen sich folgende elf Erzählungen unterscheiden: II, 2, 19—22 die Reinigung schlechten Trinkwassers durch eine Schale Salz; V. 23—24: das Strafwunder an den Knaben von Bethel (hierzu ist V. 25^{b} wahrscheinlich ein Zusatz des Redactors, der nach 5, 9 Elisa in Samaria wohnend denkt, während wir ihn 4, 8 thatsächlich am Berge Karmel finden); 4, 1—7: die Segnung einer Witwe durch fort und fort fließendes Salböl; die Erzählung erinnert an das Oelkrüglein der Witwe von Sarepta I Kön. 17, 14 fg.; 4, 8—37: die Auferweckung des Sohnes der Sunamitin; vgl. die ähnliche Erzählung von Elias I Kön. 17, 17 fg.; ferner 4, 38—41, wo Elisa einen Topf Eselsgurken durch Mehl genießbar macht; 4, 42—44: die Speisung von hundert Leuten mit wenigen Broten; 5, 1—27: die Heilung des Syrers Naeman vom Aussatze und die Bestrafung des Gehasi mit demselben; 6, 1—7: die Heraufholung der ins Wasser gefallenen Axt (gemeint ist dabei sicher, daß Elisa glücklich mit dem Stecken in das Oehr der Axt trifft); 6, 8—23: die stark legendenhafte Erzählung von den Aramäern, welche Elisa unter dem Schutze der göttlichen Heerscharen mit Blindheit schlägt und nach Samarien hineinführt; 8, 1—6: das Zusammentreffen mit der Sunamitin; auffällig ist hier allerdings, daß Gehasi trotz 5, 27 wieder als Diener Elisa's erscheint, und die Erzählung stand daher vielleicht ursprünglich in anderem Zusammenhang. Endlich gehört hierher noch II Kön. 13, 14—21: die letzte Zusammenkunft Elisa's mit Joas von Israel; diese Erzählung wird deshalb so spät gebracht, weil Joas nach der gesammten Anlage des Buches nicht früher eingereiht werden konnte.

Daß dagegen 8, 7—15 und Kap. 9, 1—10, 27 zu der Gruppe der ältern Elias- und Elisaerzählungen gehört, die wir bis zu II Kön. 7, 20 verfolgt haben, wurde schon oben bemerkt und ergibt sich aus der deutlichen Rückbeziehung von II Kön. 8, 13 und noch mehr von 9, 3 auf I Kön. 19, 15 fg. Auch sonst enthält die mit großartigem dramatischen Schwung erzählte Geschichte der Thronbesteigung Jehu's 9, 1 fg. verschiedene solche Rückbeziehungen. Redactionelle Eingriffe lassen sich in dieser Erzählung nur wenige constatiren: so 9, 8—10^{a}, wo der Spruch des Prophetenjüngers wieder nach dem Ahiaspruch (I Kön. 14, 10 fg.) erweitert ist; ferner die erklärende Parenthese 9, 14—15^{a}, welche der letzte Redactor übrigens schon 8, 29 gebracht hat. Daß aber die ganze Erzählung in Kap. 9—10, 27 noch während des Bestandes des nördlichen Reiches aufgezeichnet sein muß, ergibt sich deutlich aus dem Schlußverse, nach welchem die Stadt Samaria noch nicht zerstört war.

Bezüglich des Restes des zweiten Buches der Könige unterscheiden wir wiederum größere Erzählungsgruppen, kürzere den vorliegenden Quellen entnommene Notizen und endlich die deuteronomistischen Zuthaten. Zu der erstgenannten Gattung gehört 1) die abgesehen von einer Verwirrung des Textes in V. 5 fg. überaus anschauliche Erzählung von dem Sturze der Athalja und den Maßregeln des Joas bezüglich der Controlirung und Verwendung der Tempeleinkünfte Kap. 11 und 12, 5—17, vielleicht dem „Buch der Zeitgeschichte der Könige Judas“ entnommen. Denn obschon angeknüpft an die Erwähnung des Todes Achasja's (9, 29) können doch diese Erzählungen nicht derselben Quelle angehören, wie Kap. 9 und 10, da sie nothwendig aus jüdischer Feder stammen müssen. Am Schlusse der zweiten Erzählung ist V. 16 und 17 als späterer Zusatz verdächtig, V. 17 sogar als ein Zusatz vom Standpunkte des Priestergesetzes. — 2) Die gleichfalls hochinteressante, ausführliche Erzählung von dem Einfalle des assyrischen Königs Sanherib in Juda, die Krankheit und Rettung des Hiskia und die Gesandtschaft des Königs Merodach-Baladan von Babel II Kön. 18, 13—20, 19; eine Parallele zu diesen Erzählungen findet sich mit wenig abweichendem Texte im Anhange des ersten Jesajabuches Kap. 36—39. Daß sich die Datirung 18, 13 aus dem 14. Jahre des Hiskia in Wahrheit auf die Erzählungen in Kap. 20 bezieht, haben wir schon früher angedeutet. Der Beweis dafür ist folgender: das 14. Jahr Hiskia's wäre nach der üblichen und in diesem Falle nicht zu beanstandenden Chronologie das Jahr 715 oder 714 v. Chr.; der Einfall des Sanherib (regierte 705—681) erfolgte nach den Keilinschriften frühestens 701. Dagegen stimmt obiges Datum genau zu 20, 6. Da zum Leben Hiskia's noch 15 Jahre zugelegt werden, seine Regierungszeit aber 29 Jahre währte, so fällt die Krankheit eben in sein 14. Jahr. Wenn ihm in demselben Verse Errettung der Stadt von den Assyrern verheißen wird, so steht also die assyrische Belagerung noch bevor. Und doch ist bereits 19, 35 die Vernichtung des assyrischen Heeres und die Flucht des Sanherib erzählt. Endlich: wie kann sich Hiskia 20, 13 gegenüber den Gesandten des Merodach-Baladan mit seinen reichen Schätzen brüsten, wenn er nach 18, 16 kurz zuvor sogar die goldenen Beschläge von den Tempelthüren hatte abnehmen müssen, um nur den ungeheuren Tribut an die Assyrer zusammenzubringen! Dagegen wird die Erzählung ganz verständlich, wenn man aus den assyri-

schen Quellen erschließt, daß Merodach damals einen Aufstand gegen die Assyrer plante und offenbar den Hiskia zum Bundesgenossen werben wollte (vgl. II Kön. 20, 13: „und Hiskia hörte auf sie“, was sich doch nicht blos auf die Gratulation zur Genesung beziehen kann!). Der Aufstand brach thatsächlich bald darauf aus (gegen Sargon von Assur), kostete aber Merodach-Baladan 710 v. Chr. den Thron. Aus alledem ergibt sich also, daß Kap. 20 eigentlich zu dem Datum in 18, 13 gehört und daß das „zu der Zeit“ 20, 1 als eine irrige Redactionsüberleitung anzusehen ist. Die Belassung des Datums in 18, 13 an seiner Stelle trotz der Umstellung der Kapitel mag vielleicht damit zusammenhängen, daß die Verse 18, 14—16 aus anderer Quelle oder doch anderm Zusammenhange der Haupterzählung 18, 17 fg. vorausgeschickt sind. Dies ergibt sich einmal daraus, daß diese Verse in der Parallele Jes. 36, 1 fg. fehlen, und sodann aus dem Umstande, daß in dem gegenwärtigen Zusammenhange die durchaus unentbehrliche Motivirung fehlt, warum Sanherib trotz der V. 14—16 erzählten unbedingten Unterwerfung Hiskia's dennoch ein Heer gegen Jerusalem entsendet. Aus den Annalen des Sanherib erfahren wir, daß es sich dabei um die Uebergabe des festen Jerusalem selbst handelte, welche Sanherib nachträglich durchaus forderte, Hiskia aber ebenso bestimmt verweigerte. Dieser Zusammenhang wird auch durch den Inhalt von II Kön. 18 und 19 völlig bestätigt. — 3) Der Bericht über die Cultusreinigung des Josia II Kön. 22, 3—23, 23, ausgezeichnet durch Anschaulichkeit, welche in manchem topographischen Detail den Augenzeugen verräth. Eine deutliche Einschaltung ist 23, 16—18; dieselbe bezweckt, die Erfüllung des Orakels I Kön. 13, 1 fg. zu berichten. Daß es aber späterer Zusatz ist, lehrt die Vergleichung von V. 16 mit V. 15. Nach ersterem verbrennt Josia Menschengebeine auf dem Altare, welcher V. 15 bereits zerstört ist.

Zu der zweiten Kategorie, den geschichtlichen Notizen aus schriftlichen Quellen oder der mündlichen Ueberlieferung, zuletzt auch aus Augenzeugenschaft, gehören: 8, 20—22; 10, 32 fg.; 12, 18—19. 21—22^{a}; 13, 7. 22—25 (Bestand Israels noch vorausgesetzt!). 14, 5. 7—14. 19—22. 28^{b}. 15, 5. 10. 14. 16. 19 fg. (wo Phul als König von Assyrien ohne Zweifel Verstümmelung aus der Mittelsilbe von Tiglatpileser ist); 15, 25. 29 fg. 35^{c}; 16, 3^{b}; 16, 6—18; 17, 3—6. 24—32; 18, 4. 8. 11. (20, 20); 21, 22 fg. 23, 29 fg. 33—35; 24, 1—2^{a}. 10—17; Kap. 25 (der Schluß des Buches von 24, 18 an findet sich auch als Kap. 52 dem Propheten Jeremia angehängt).

Auf Rechnung des Deuteronomisten kommen somit noch II Kön. 8, 16—19. 23—29 (V. 29 aus 9, 15); 10, 28—31. 34—36; 12, 20. 22^{b}—13, 6. 8—12; 14, 1—4. 6. 15—18. 23—29 (außer 28^{b}); 15, 1—4. 6—9. 11—13. 15. 17 fg. 21—24. 26—28. 31—35^{b}. 36—38; 16, 1—3^{a}. 4 fg. 19 fg. 17, 1 fg. 7—23. 33—41; 18, 1—3. 5—7. 9. 12; 20, 20 fg. 21, 1—18 (mit Benutzung älterer Notizen in V. 5—7 und eines Orakels in V. 12 fg.); 21, 19—26 (außer 23 fg.); 22, 1 fg.; 23, 16—18. 24—28. 31 fg. 36 fg.; 24, 2^{b}—9. 18—20.

Aus vorstehender Analyse des Inhalts der Königsbücher dürfte sich zur Genüge ergeben haben, daß man ebenso wenig mit dem Talmud Jeremia zum Verfasser der Königsbücher machen kann (wahrscheinlich geschah dies wegen der Parallele von II Kön. 24, 18 mit Jeremia 52), wie man überhaupt von einem Verfasser im heutigen Sinne des Wortes reden kann. Die Königsbücher sind vielmehr ein oft auffällig dürftiges, in der Hauptsache aber wörtliches Excerpt aus mehr oder weniger alten, bezüglich der politischen Ereignisse fast durchaus zuverlässigen schriftlichen Quellen. Die eigenen Zuthaten des Redactors, fast durchweg religiöse Beurtheilung der Personen und Ereignisse vom Standpunkte des sogenannten theokratischen Pragmatismus und unter Voraussetzung der Rechtsgültigkeit des deuteronomischen (die Concentrirung des Cultus im Tempel zu Jerusalem fordernden) Gesetzes sind von dem entlehnten Stoffe überall leicht zu scheiden.

Die exegetische Literatur zu den Königsbüchern ist nicht gerade reichhaltig. Der beste Commentar ist noch immer der von Thenius (Leipzig 1849 als 9. Lieferung des kurzgefaßten exegetischen Handbuchs; 2. Aufl. 1873), exegetisch tüchtig, kritisch unbefangen, wenn schon zum Theil auf einem veralteten Standpunkte, in der Reconstruction des Textes aus der griechischen Uebersetzung der Septuaginta nicht selten zu weit gehend. Der Commentar von Keil (Leipzig 1865; als 3. Bd. des 2. Theiles des „biblischen Commentars“ von Keil und Delitzsch) ist eine fleißige Compilation aus dem vorhandenen Material, aber in kritischer Beziehung bei dem aller Kritik feindlichen Standpunkte des Verfassers völlig werthlos. Dasselbe gilt von dem Artikel „Bücher der Könige“ von Vaihinger in Herzog's „Protestantische Real-Encyklopädie“, 1. Auflage, Bd. VIII und nicht minder von dem gleichen Artikel Volck's in der 2. Auflage. Besser orientirt über das kritische Problem der Artikel „Bücher Samuel und der Könige“ von Bertheau im 5. Bande von Schenkel's Bibellexikon. Das meiste ist jedoch für das Verständniß der Königsbücher in Verbindung mit den kritischen Untersuchungen über die verschiedenen Quellenschichten des Pentateuch geschehen. Von dorther wurde der Nachweis geführt, daß der religiöse Pragmatismus des Redactors eben dem Standpunkte des Deuteronomiums entspricht, während die von ihm excerpirten Quellen fast durchweg den Standpunkt der ältern Pentateuchquellen (des sogenannten Jehovisten und ältern Elohisten) repräsentiren, während von einem Einflusse des Priestergesetzes nur in ganz wenigen erweislich sehr späten Glossen eine Spur zu finden ist. Vgl. hierzu besonders: Graf, „Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments“ (Leipzig 1866), S. 99 fg.; Wellhausen in der 4. Aufl. von Bleek's Einleitung ins Alte Testament (Berlin 1878, S. 231 fg.), sowie in der Geschichte Israels Bd. I (Berlin 1878), S. 285 fg.; ebenso in der 2. Ausg. (unter dem Titel „Prolegomena zur Geschichte Israels“, Berlin 1883). In dem erstgenannten Werke gibt Wellhausen eine scharfsinnige kritische Analyse des Inhalts, im zweiten stellt er die Ergebnisse für die Geschichte der Tradition zusammen. Von demselben

Standpunkte aus hat Stade in seiner „Geschichte des Volkes Israel" (Lieferung 35. 40.—87. von Oncken's „Allgemeiner Geschichte in Einzeldarstellungen", Berlin 1881) S. 73 fg. und in ausführlicher Analyse S. 301 fg. den Inhalt der Königsbücher zu verwerthen begonnen. Eine Fortsetzung zu Lieferung 40 bildet Stade's Abhandlung „Der Text des Berichtes über Salomo's Bauten I Kön. 5—7" in der Ztschr. für d. alttestamentl. Wissenschaft 1883, I, 129 fg. Von den Einleitungen ins Alte Testament ist besonders auf Reuß, „Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments" (Braunschweig 1881), S. 417 fg. zu verweisen. Die Parallelen zwischen den assyrisch-babylonischen Denkmälern und den Angaben des Königsbuchs werden eingehend und übersichtlich erörtert von E. Schrader in „Die Keilinschriften und das Alte Testament", 2. Aufl. Gießen 1883 (die erste erschien 1872), S. 183—365. Außerdem vgl. Hommel, „Abriß der babylonisch-assyrischen und israelitischen Geschichte in Tabellenform" (Leipzig 1880) und: Mürdter, „Kurzgefaßte Geschichte Babyloniens und Assyriens nach den Keilinschriftdenkmälern. Mit besonderer Berücksichtigung des Alten Testaments" (Stuttgart 1882). (*E. Kautzsch.*)

KÖNIG-GEORGSSUND, Bai an der Südküste des Festlandes Australien, zur County Plantagenet der britischen Colonie Westaustralien gehörig, 35° südl. Br., 117° östl. L. von Greenwich. Nachdem im Jahre 1826 die erste britische Verbrechercolonie begründet war, wurde das Land seit 1829 colonisirt, der wichtige Hafenort Albany begründet, 1868 die Deportation aufgehoben. Die flache und sandige Küste steigt nur allmählich zu einem mäßigen, mit Korallensand bedeckten Plateau auf, im Norden durch Stirling-Range und Purungurup-Range begrenzt; der dürftige Boden ist bei der Trockenheit der Luft (in Perth beträgt die jährliche Regenmenge nur 836,6 Millim.) deshalb nur von geringer Vegetation bedeckt und nur stellenweise von Wäldern von Sandelholz und Eucalyptus marginata (Yarrah), auf größern Strecken mit dichtem Gestrüpp bewachsen. Die Producte dieser Waldungen, Harz, Sandel- und Yarrahholz bilden auch einen großen Theil des Einkommens: Sandelholz wird namentlich nach China, in größern Mengen Yarrahholz als gutes Schiffsbauholz nach den britischen Colonien exportirt, wird aber rücksichtslos abgeholzt und für neue Anpflanzungen nicht gesorgt, sodaß diese Quelle des Einkommens (1880: 2 Mill. Mark) bald versiegen dürfte. Ackerbau ist nicht sehr ergiebig, obwol der Boden für Weizenbau geeignet ist. In neuerer Zeit ist dagegen Weinbau und Seidenraupenzucht in Aufnahme gekommen. Auch die Viehzucht, besonders Schafzucht, ist erst im Entstehen und lieferte 1880 für 1½ Mill. Mark Wolle; Mineralschätze werden dagegen nicht ausgebeutet.

Albany, am Eingange des trefflichen Prinzeß-Royal-Hafens, war bis 1878 Sitz der Mission der Anglikanischen Kirche, welche darauf nach Perth verlegt wurde, wo auch der anglikanische Bischof residirt. Als Hafen ist die Stadt bedeutend: sie ist Station der Peninsular und der Oriental Steam Navigation Company von Southampton bis Yokohama und Sydney; man erreicht von hier aus Point de Galle (Ceylon) in 15, Adelaide in 5 Tagen. Ferner führt über Albany die große südaustralische Telegraphenleitung.

Die Bewohner des Landes sind besonders von J. Browne geschildert*), der lange Zeit in Albany gelebt und die Eingeborenen gründlich kennen gelernt hat. Sie unterscheiden selbst vier Stämme. Der zahlreichste derselben, der Murray-Stamm, bewohnt das Küstenland im Westen des König-Georgssundes, der Cockatu-Stamm die Küste im Osten, der Weal-Stamm das Binnenland nach Norden zu, der Kincannup-Stamm endlich die nächste Umgebung des König-Georgssundes. Die Murray sind klein, schwächlich gebaut und haben wegen Mangels an Fleischnahrung kein sehr rüstiges Aussehen: ihre Hauptkost besteht in Fischen. Die Cockatu sind meist lang und breitknochig, mit hoher Stirn und Adlernase, intelligenter als ihre Nachbarn. Die Weal im Innern des Landes sind wegen ihrer reichen Jagdgründe in dem durch Wälder vor Kälte geschützten Innern kräftiger und schöner als die Küstenbewohner, unter denen die Kincannup die kleinsten, schwächsten und häßlichsten sind.

Im allgemeinen sind die Eingeborenen schwächlich gebaut, mit besonders dünnen Armen und Beinen, dabei vorstehendem Bauche. Das Gesicht ist breit, die Stirn flach und zurückliegend, die lebhaften schwarzen Augen klein und tiefliegend, die Nase klein und eingedrückt, der Mund breit und voll, mit guten, stark hervorspringenden Zähnen, die dicken schwarzen Haare lang und kraus. Der schwarze Leib ist nur von einem Kleide aus Kängurufellen bedeckt, welches bis zur Mitte der Schenkel herabreicht; oft ist auch dies Gewand durch einen mehrmals um den Bauch gewundenen Pelzgürtel ersetzt, welcher bei eintretendem Hunger fester geschlungen wird. Obgleich das Land unter die einzelnen Stämme und Familien getheilt ist, ist doch der Begriff des Besitzes nicht ausgebildet, wie dies schon aus ihren jährlichen Wanderungen von der Küste nach dem Innern und umgekehrt hervorgeht. Ebenso wenig ist die Unterordnung unter Häuptlinge bekannt; die Stämme handeln vielmehr gemeinschaftlich nur nach bestimmten Abmachungen auf allgemeinen Versammlungen, bei denen es nicht ohne Zank und Schlägerei abgeht, Todtschlag aber selten vorkommt. Jagd auf Kängurus, Emus und anderes Geflügel bildet im Innern die Hauptbeschäftigung, besonders im Winter, während im Sommer die Stämme nach der Küste ziehen, um dem Fischfange obzuliegen. Ackerbau ist unbekannt: Wurzeln und wilde Früchte bieten verschiedene Pflanzen, neben denen Thiere aller Art, Ratten und Mäuse, Muscheln und Insekten als Nahrung dienen. — Als Waffen dienen bei den Murray der mit Holz- oder Steinspitze oder dem Stachel des Stachelrochens versehene Speer, welcher mit dem Wurfbrete auf weite Entfernung geschleudert wird; bei den Weal besonders der an einem hölzernen Stiele befestigte Steinhammer, bei den Cockatu der merk-

*) Petermann's Mittheilungen (1856), S. 443 fg.; vgl. Waitz, Anthropologie, 5. Bd.

würdige, halbmondförmige Bumerang oder Keili, welcher in excentrischer Bahn seinem Ziele sicher entgegeneilt, oft aber den Schützen selber beschädigt. Zum Fischfang dienen weder eigene Geräthschaften noch Kähne, deren Bau sie nicht verstehen: die Fische werden in eine durch Baumzweige gebildete Umzäunung einer flachen Küstenstelle eingetrieben und aufs Land geworfen.

Die dürftigen Wohnungen sind halbkreisförmig, vorn ganz offen, aus Zweigen erbaut, mit Gras, Binsen und Rinde geflochten, nur für 2 bis 3 Personen, ohne jedes Hausgeräth: hier schlafen sie in ihre Pelze gehüllt, im Winter höchstens durch ein Feuer vor der Hütte erwärmt. Selten sind mehr als acht solcher Hütten vereinigt. Die dürftige Kleidung wird durch Bemalen mit rothem Ocker, bei Aelteren durch Tättowirung ersetzt, welche durch Schnitte bewirkt wird und daher sehr schmerzhaft ist. Uebrigens wird besonders das Haar vielfach geschmückt: entweder hängt es in vielen fettglänzenden, rothgepuderten Löckchen herab, oder ist mit Stricken thurmförmig in die Höhe toupirt, mit den Federn des Emu oder des Kakadu, auch wol dem Schwanze eines wilden Hundes verziert, oder mit einem Blumenkranze umwunden. Besonders wird der Bart gepflegt und nur der bärtige Mann darf heirathen oder ein Emu tödten. Selten findet man den Nasenknorpel durchbohrt und mit einem Knochen oder Holzstückchen verziert. Die Kriege der Stämme sind meist unblutig: die Individuen geberden sich zwar wild und tapfer, sind aber feig und hinterlistig, indem sie bei Gelegenheit ihren Gegner beschleichen und sogar im Schlafe tödten. Auf der andern Seite sind sie höflich und halten auf strenge Etikette, z. B. bei Begrüßungen. Ihre wunderlichen Tänze, besonders der Kriegstanz (Corroberry), der Känguru- und Emutanz, welche sämmtlich nur von den Männern ausgeführt werden, scheinen religiösen Ursprungs zu sein, um die Götter durch Aufführung derselben für die Erfolge des Krieges und der Jagd gnädig zu stimmen. Sie begleiten diese Tänze aber nicht mit Musikinstrumenten, welche ihnen unbekannt sind, sondern mit eintönigen, wilden Liedern. Obwol sie nur bis fünf zählen, sind ihnen geistige Fähigkeiten nicht abzusprechen. Ihre Sprache ist wohl ausgebildet, besitzt zehn Casusendungen, Formen für Singular, Dual und Plural; das Verbum hat eine größere Anzahl Tempora, für jede Person existiren drei Geschlechtsformen, endlich finden sich außer Activ und Passiv noch Reflexiv-, Reciprocal-, Determinativ- und Continuativformen.

Das Familienleben ist kein gutes, denn obwol die Kinder von den Aeltern, besonders von den Müttern geliebt nnd zu den nöthigen Arbeiten angehalten werden, werden die Weiber, deren der Mann mehrere besitzen darf, sehr schlecht behandelt, die Ehen auch ohne besondere Ceremonien geschlossen, öfters sogar die Frauen durch Raub erworben. Bei Todesfällen werden Todtenklagen angestimmt, die Leichen alsbald an derselben Stelle mit den Waffen in die Erde gegraben und der Platz darauf verlassen. Kunstfertigkeiten sind den Eingeborenen bis auf die Verfertigung ihrer Waffen durchaus unbekannt, sodaß sie also als reines Jägervolk auf der niedrigsten Stufe der Civilisation stehen geblieben sind. Das Gebiet ist zuerst von Vancouver (1791), dann von Browne (1826), Grey (1838), Wilson (1839), Lefroy und Robinson (1860 und 1863), Forrest und Monger (1869), zuletzt 1882 von Forrest durchforscht. *(E. Kaufmann.)*

KÖNIGGRÄTZ (Königingrätz, Reginae Hradecium, Králowé Hradec), königliche Leibgedingstadt und Festungsplatz im östlichen Böhmen am linken Ufer der Elbe, an der Mündung der Adler in diesen Fluß, liegt in einer fruchtbaren Ebene, der sogenannten Goldenen Ruthe und bildet einen Stationsplatz der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn. Königgrätz ist Sitz eines Bischofs, Vorort des gleichnamigen Bezirks, hat ein Kreisgericht, gute Schulen (Gymnasium, Realschule, Lehrerbildungsanstalt, bischöfliches Seminar), Kranken- und Armeninstitute u. s. w. Die Stadt zählte 1880: 8166 Einwohner, zumeist czechischer Zunge, die sich von der Landwirthschaft und dem Kleingewerbe ernähren. Nennenswerth ist die Orgelbauerei und die Erzeugung vnn Metallblasinstrumenten. Im Mittelalter war die Tuchmacherei und die Wachskerzenindustrie von Königgrätz bekannt. Drei Festungsthore führen in die Stadt: das Prager, das Schlesische und das Mährische. Zwischen der etwas höher gelegenen Stadt und den Festungswerken zieht sich eine mit Bäumen bepflanzte Fahrstraße hin. Das Stadtwappen zeigt einen doppelschweifigen gekrönten weißen Löwen im rothen Felde, in der rechten Tatze ein goldenes G (Gradec-Hradec) haltend. Das alte Prager und das Schlesische Thor, ersteres im Renaissance-, letzteres im gothischen Stile, bieten ein gewisses kunsthistorisches Interesse. Ein ehemaliges Jesuitencollegium (gegründet 1629) ist zur Zeit der Sitz des Platz- und Festungscommandos. Wie dieses so liegen auf dem großen Marktplatze noch die Gebäude des Gymnasiums, der Realschule, der Volksschule, des Kreisgerichts, der bischöflichen Residenz, die Domkirche, die Clemenskapelle und die Marienkirche. Das königgrätzer Bisthum wurde von Kaiser Ferdinand III. im J. 1656 an Stelle des während der Hussitenkriege eingegangenen leitomischler Bisthums gegründet. Die päpstliche Erectionsbulle datirt vom 10. Nov. 1664. Die gothische Domkirche stammt aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh.; die ursprüngliche Anlage ist durch spätere Zu- und Umbauten vielfach gestört worden. Zu den bemerkenswerthen Alterthümern der Kirche gehören ein lateinisches Cancionale aus dem 15. und zwei czechische aus dem 16. Jahrh. mit beachtenswerthen Miniaturen.

Königgrätz ist ein alter königlicher Burgort, der wiederholt im 11. und 12. Jahrh. genannt wird und im 13. Jahrh. städtische Gerechtsame erwirkte. Nach dem Tode König Wenzel's II. (1305) wurde seiner hinterlassenen zweiten Gemahlin Elisabeth die Stadt nebst ihren Einkünften als Witwensitz angewiesen. Elisabeth vermählte sich bekanntlich zum zweiten mal mit Rudolf I. (1306). Nach dessen schon nach einem Jahre erfolgtem Ableben (1307) erhielt die Witwe nebst Grätz noch die Städte Jaromirsch, Hohenmauth, Chrudim und Politschka, die seither den

Namen „königliche Leibgedingstädte" führen. Grätz selbst wurde nunmehr in der Regel Königingrätz genannt. Elisabeth, welche 1335 starb, verlieh der Stadt mancherlei Freiheiten, befestigte sie mit Mauern und Thürmen, gründete ein königliches Schloß und die heutige Domkirche. König Johann und Kaiser Karl IV. zeigten der Stadt ihr Wohlwollen durch Widmung wichtiger Privilegien. Nach dem Tode Karl's begab sich seine Witwe Elisabeth nach Königgrätz, woselbst sie bis 1393 residirte und von der Stadt 107 Schock 20 Groschen jährlicher Einkünfte bezog. Von dieser Königin werden noch jetzt auf dem Rathhause als interessante Andenken ein Leibgürtel und 24 Löffel aufbewahrt. Der Leibgürtel besteht aus einem gewirkten, zwei Zoll breiten und 4 Fuß 6 Zoll langen Seidenbande mit silbernem Beschlage und 20 silbernen Arabesken. Der Beschlag ist mit Edelsteinen geziert. Auf demselben, wie auf der Rückseite der Schnalle finden sich czechische Inschriften. Die $5\frac{1}{2}$ bis 6 Zoll langen Löffel sind aus Wachholderholz geschnitzt mit fein gearbeiteten, verschiedenartig gezierten Stielen. Elf Stück sind emaillirt, die meisten haben Inschriften (theils czechische, theils lateinische), 12 haben am Stiele kleine Kronen, 12 hatten ursprünglich Steine in Einfassungen, die jetzt fehlen.

König Wenzel überließ im J. 1402 Königgrätz seiner zweiten Gemahlin Sophia von Baiern. In den Hussitenkriegen stellte sich die Stadt ganz auf die Seite der Aufständischen, und sowol unter Zizka wie unter Prokop dem Großen finden wir die Königgrätzer im Lager der Taboriten. Schon im J. 1420 mußten die Katholischgesinnten auswandern und ihre Güter und Häuser wurden vertheilt. Zizka's Leiche fand übrigens im J. 1424 vorübergehend eine Ruhestätte in Königingrätz, von wo in demselben Jahre die sterblichen Reste des berühmten Heerführers nach Tschaslau gebracht wurden. König Georg von Podiebrad, der von der Würde eines Hauptmanns des königgrätzer Kreises bis zum Thron emporgestiegen war, wandte der alten Leibgedingstadt seine besondere Gunst zu. Daher wird denn auch behauptet, daß das im Stadtwappen befindliche G nichts anderes als der Anfangsbuchstabe des Namens dieses Königs sei. Auf Fürbitte des bekannten Erzbischofs Rokyzan, der eine Zeit lang Pfarrer in Königgrätz war, gestattete König Georg der böhmischen Brüdergemeinde den Bau einer eigenen Kapelle in Königgrätz (1458). Die große Localität wird noch jetzt im Hause Nr. 34 auf dem Marktplatze gezeigt. Nach der Schlacht von Mühlberg empfand auch Königgrätz, das wie die meisten andern Städte Böhmens mit den Protestanten sympathisirt hatte, die strafende Hand König Ferdinand's I. Die städtischen Privilegien und Güter wurden confiscirt, 1600 Schock Groschen Strafgeld erhoben und die bekannte Pönaltaxe auferlegt (1547). Aus den Zeiten der Gegenreformation wird erzählt, daß Kroaten die ketzerischen Königgrätzer mit gezücktem Schwerte zu einer Procession gejagt haben. Im Dreißigjährigen Kriege erhielt die utraquistische Stadt eine kaiserliche Besatzung, die sich mit Glück gegen die Sachsen (1631) und Schweden (1639, 1640 und 1645) vertheidigte. Während des Siebenjährigen Krieges wurde die Stadt dreimal von den Preußen besetzt (1758, 1759, 1762) und besonders im J. 1762 hart mitgenommen.

Bald nach dem Hubertsburger Frieden gab die Kaiserin Maria Theresia den Befehl zur Befestigung von Königgrätz (1766). Anfangs baute man bloße Erdwälle um die Stadt, die bis zum J. 1778 beendet waren. Im J. 1780 gab Kaiser Joseph den Befehl zur Herstellung einer regelmäßigen Festung, welche im J. 1789 zur Vollendung gelangte. Im J. 1850 wurde Königgrätz angesichts des drohenden Ausbruchs eines Kriegs mit Preußen in vollen Vertheidigungszustand gesetzt. Daß die Festungsanlage den heutigen Anforderungen der Kriegskunst jedoch nicht mehr entspreche, wurde wiederholt anerkannt und im J. 1858 die gänzliche Auflassung der Festungswerke angeordnet. Indeß ist die Schleifung der Festungswerke nicht erfolgt, und dieselben bestehen bis heute noch im alten Zustande unter militärischer Verwaltung.

Von berühmten aus Königgrätz stammenden Männern führen wir an: Johann Schindel (um 1449), ausgezeichneter Arzt, Mathematiker und Astronom, W. Placel von Elbing (gest. 1604); schrieb eine Geschichte der Juden; den Jesuiten Bohuslaw Balbin (gest. 1688), äußerst fleißiger Schriftsteller auf dem Gebiete der böhmischen Geschichte; Stanislaus Wydra (gest. 1804), Mathematiker; C. A. Schneider (gest. 1835), Aesthetiker; Friedrich Bach (gest. 1865), Dichter; Karl Rokitansky (gest. 1880), Mediciner; W. Tomek, noch lebender Historiker.

Eine gute Geschichte von Königgrätz schrieb C. J. von Bienenberg (I. Bd. 1780), der II. Bd. ist noch ungedruckt. Der Jesuit F. Schwenda (gest. 1822) hinterließ eine Geschichte der Stadt im Manuscript, 15 Bände in czechischer Sprache. Vgl. auch Eiselt, Königgrätz in der Vorzeit und Gegenwart (1860). (*L. Schlesinger.*)

KÖNIGGRÄTZ (Schlacht bei). In der Umgegend von Königgrätz wurde am 3. Juli 1866 die Entscheidungsschlacht zwischen Preußen und Oesterreich geschlagen, deren Ausgang in hohem Grade die seitherige Gestaltung der politischen Zustände Europas beeinflußt hat. Die Schlacht fand nordwestlich von Königgrätz in dem durch die Bistritz einerseits und die Trotinka und Elbe andererseits begrenzten Terrainabschnitte statt und wird auch nach dem am Uebergangspunkte der von Gitschin nach Königgrätz führenden Chaussee über die Bistritz gelegenen Orte Sadowa, in dessen Nähe der Kampf längere Zeit mächtig wüthete, genannt.

Die sämmtlichen Corps der österreichischen Nordarmee unter Feldzeugmeister Benedek befanden sich am Schlusse des Junimonats 1866 etwa eine Meile vom Bistritzbache, mit der Festung Königgrätz und der Elbe im Rücken, concentrirt. Die dadurch geschaffenen Verhältnisse drängten auf eine baldige Entscheidung hin und bewogen den Feldzeugmeister um so mehr zur Annahme der Schlacht, als die am 2. Juli in das Hauptquartier in der prager Vorstadt von Königgrätz berufenen Commandeure der Armeecorps erklärten, ihre Truppen wären vom trefflichsten Geiste beseelt und ersehnten in hohem Grade bald den

erwarteten Entscheidungskampf. Infolge davon und da die eingelaufenen Nachrichten besagten, daß preußische Truppenmassen bei Smidar, Neu-Bidsow und Horitz ständen und zwischen den beiderseitigen Vorposten bereits Zusammenstöße bei Kobilitz und Sucha stattgefunden hätten, wurde am 2. Juli abends eine Disposition zur Schlacht ertheilt. Diese Disposition ging von der Ansicht aus, daß wahrscheinlicherweise ein Angriff am 3. Juli stattfinden werde, der sich zunächst gegen das königlich sächsische Armeecorps richten würde. Demgemäß wurde befohlen, daß das sächsische Corps die Höhen von Popowitz besetze und den etwas zurückgezogenen Flügel durch die eigene Cavalerie decke, vor die Front nur Vorposten vorschiebe, während auf dem äußersten linken Flügel die 1. leichte Cavaleriedivision unter Generalmajor Baron Edelsheim bei Problus und Prim Aufstellung zu nehmen habe. Rechts vom sächsischen Corps sollte sich das X. Corps unter Feldmarschalllieutenant Baron Gablenz aufstellen und rechts von letzterm das III. Corps unter Feldmarschalllieutenant Erzherzog Ernst die Höhen von Lipa und Chlum besetzen. Das VIII. Corps unter Generalmajor Weber hatte den Auftrag, als Unterstützung des sächsischen Corps zu dienen und sich hinter demselben zu placiren. Wenn der preußische Angriff auf den linken österreichischen Flügel beschränkt bliebe, sollten die übrigen Corps sich nur in Bereitschaft halten, wenn der Angriff aber größere Ausdehnung gewönne, sollte die ganze Armee in Schlachtordnung rücken und zwar das IV. Corps unter Feldmarschalllieutenant Graf Festitics auf die Höhen von Chlum und Nedelist rechts vom III. Corps, auf den äußersten rechten Flügel das II. Corps unter Feldmarschalllieutenant Graf Thun, die 2. leichte Cavaleriedivision unter Generalmajor Prinz Turn und Taxis hinter Nedelist, das VI. Corps unter Feldmarschalllieutenant Baron Ramming auf die Höhen von Wsestar, das I. Corps unter Generalmajor Graf Gondrecourt nach Rosnitz, die 1. und 3. Reservecavalerie-Division unter Feldmarschalllieutenant Prinz Holstein bezw. Generalmajor Graf Coudenhove nach Sweti, die 2. Reservecavalerie-Division unter Generalmajor von Zaitsek nach Briza. Weiter besagt die Disposition, daß im Falle eines allgemeinen Angriffs das I. und VI. Corps, die 5 Cavaleriedivisionen und die Armeegeschütz-Reserve, die sich hinter dem I. und VI. Corps aufzustellen angewiesen wurde, als Reserven zur alleinigen Verfügung des Feldzeugmeisters stehen sollten. Letzterer wollte sich bei einem Angriffe auf den linken Flügel bei diesem, bei einem allgemeinen Angriffe auf der Höhe von Chlum befinden. Für einen etwaigen Rückzug sollte dieser auf der Straße über Holitz gegen Hohenmauth, ohne die Festung zu berühren, stattfinden. Die Elbe sollte durch zwei Brücken bei Lochenitz und Predmeritz und zwei weitere Brücken bei Placka, der Adler durch eine Brücke bei Swinar überbrückt werden. Schon im Laufe des 2. Juli waren auf Befehl des Feldzeugmeisters zur Verstärkung des Schlachtfeldes vor Nedelist, Chlum und zur Bestreichung des Lipaer Wäldchens 7 Batterien angelegt, ferner Verhaue im Lipaer Wäldchen und mehrere Schützengräben erbaut.

Die preußische Armee hatte nach den Einmarschkämpfen der drei Armeen sich so weit vereinigt, daß die Front der drei Armeen am 2. Juli nur noch etwa fünf Meilen Ausdehnung hatte. Das Hauptquartier des Königs befand sich in Gitschin, das des Prinzen Friedrich Karl (I. Armee) zu Kamenitz, das des Kronprinzen (II. Armee) in Königinhof und das des Generals Herwarth von Bittenfeld (Elb-Armee) in Hochweselh. Am weitesten vorgeschoben waren die Avantgarden der 7. (Generallieutenant von Fransecky) und der 8. Division (Generallieutenant von Horn) in Milowitz, Groß-Jeritz und Cerekwitz. Ueber den Stand der österreichischen Armee war man preußischerseits nicht genügend orientirt, man glaubte, erstere befände sich in einer Stellung zwischen Josephstadt und Königgrätz, und es wurde beabsichtigt, dieselbe durch einen Rechtsabmarsch nach Pardubitz zu umgehen. Am Abend des 2. Juli gingen aber im Hauptquartiere der I. Armee Meldungen ein, daß größere Truppenmassen östlich der Bistritz bei Lipa, Langenhof bis nach Problus hin lagerten. Prinz Friedrich Karl beschloß darauf, seine Armee am 3. Juli früh zum Angriff auf die Stellung an der Bistritz bei Sadowa an der Straße Horitz-Königgrätz zu concentriren und befahl dem General von Herwarth, mit der Elbarmee so früh als möglich bei Nechanitz einzutreffen. Von den Meldungen und den infolge derselben getroffenen Maßregeln wurde abends 11 Uhr in dem Hauptquartiere des Königs zu Gitschin durch den Chef des Generalstabes der I. Armee, Generallieutenant von Voigts-Rhetz, persönlich Bericht erstattet, worauf sofort die Anordnungen des Prinzen Friedrich Karl gutgeheißen und Befehle an den Kronprinzen ausgefertigt wurden, daß die II. Armee mit allen Kräften zur Unterstützung der I. Armee gegen die rechte Flanke der österreichischen Stellung wirken solle.

Nach den beiderseitigen Dispositionen standen sich demnach die in Böhmen befindlichen Corps der preußischen und der österreichischen Armee am 3. Juli fast in ihrer Gesammtzahl kampfbereit gegenüber. Die Gefechtsstärke der österreichischen Armee betrug einschließlich der des sächsischen Corps 206,100 Mann und 770 Geschütze, diejenige der preußischen Armee 220,984 Mann und 792 Geschütze. Von letzterer Stärke konnten zunächst nur 123,918 Mann der I. und der Elb-Armee in den Kampf treten, da die II. Armee einen Marsch von 2—3 Meilen zurückzulegen hatte, ehe sie in das Gefecht eingreifen konnte, was demnach erst etwa um Mittag zu erwarten war.

Der Marsch der Elb- und I. Armee wurde durch die durch anhaltenden Regen fast ungangbar gemachten Feldwege und durch die Dunkelheit stark erschwert, dennoch standen nach Anbruch des trüben Regentages die 7. Division von Fransecki bei Cerekwitz, die 8. Division Horn bei Milowitz, die 4. Division Herwarth bei Bristan, die 3. Division Werder bei Psanek, während die 5. Division Tümpling und die 6. Division Manstein sich bei Horitz sammelten. Prinz Friedrich Karl hatte sich um $1\frac{1}{2}$ Uhr morgens von Kamenitz nach Milowitz begeben und erhielt hier um $5\frac{3}{4}$ Uhr die Meldung, daß die Elb-

armee zwischen 7 und 9 Uhr mit 36 Bataillonen bei Nechanitz eintreffen werde; er befahl daher um 6 Uhr eine Vorwärtsbewegung seiner Armee gegen die Bistritz, um eine geeignete Stellung zu gewinnen. Bei der Elbarmee debouchirte um 6½ Uhr General von Schöler mit der Avantgarde aus dem Walde östlich Kobilitz. Ein sächsisches Bataillon, das Alt-Nechanitz besetzt hatte, räumte nach kurzem Feuergefechte das Dorf und zog sich nach Nechanitz zurück. Bei der I. Armee avancirte die Avantgarde der 8. Division gegen die an der Chaussee diesseit Sadowa gelegene Ziegelei, worauf das Schützenfeuer begann, während schon vor 7 Uhr eine österreichische Batterie zwischen dem Masloweder und Sadower Walde das Feuer gegen die sichtbar werdenden Colonnen eröffnet hatte. Nach den ersten Kanonenschüssen marschirte die 7. Division von Cerekwitz nach Benatek, um in das Gefecht der 8. Division einzugreifen. Das Dorf wurde nach kurzem Kampfe und nachdem es in Brand gerathen, von 2 Bataillonen des Regiments Großfürst Michael geräumt.

Gegen 8 Uhr langte der König von Preußen auf der Höhe von Dub westlich Sadowa an und befahl, daß nunmehr die I. Armee zum Angriff übergehen solle, um sich in den Besitz der Bistritz-Linie zu setzen, nachdem bisher nur ein hinhaltendes Gefecht geführt worden war. Die an die Bistritz vorgeschobenen österreichischen Truppen zogen sich nach leichtem Gefechte auf ihre Höhenstellung zurück, sodaß die Divisionen der I. und der Elbarmee allmählich auf das östliche Ufer des Baches übergehen konnten und gegen 11 Uhr die Linie Hradeck-Lubno-Mokrowous-Dohalicka-Ostlisière des Holawaldes und das Skalagehölz erreicht hatten. Der größte Theil der Elbarmee sowie die Reserven der I. Armee waren um diese Zeit noch nicht übergegangen und handelte es sich für die I. Armee wesentlich darum, unter dem Feuer von 200 Geschützen, denen sie nicht die Hälfte entgegenzustellen vermochte, Stand zu halten, bis sich das Eingreifen der II. Armee fühlbar machte. Das Gefecht nahm hier den Charakter eines Artilleriekampfes an, der der Infanterie zahlreiche Opfer kostete, namentlich der 4. und 8. Division, die in dem Wunsche, sich der fatalen Lage zu entziehen, zuweilen Vorstöße machten, aber abgewiesen wurden. Nur auf dem äußersten linken Flügel der I. Armee stand die 7. Division in dem Walde von Masloweb (auch Swipwald genannt) in einem heftigen Nahkampfe. Dieselbe hatte die österreichische Brigade Brandenstein nicht nur aus Benatek, sondern auch aus dem Swipwalde geworfen. Vergeblich versuchten die Oesterreicher, den Wald durch 2 weitere Brigaden des IV. Armeecorps wieder zu nehmen und setzten später noch 2 Brigaden des II. Armeecorps ein; alle Anstrengungen, die 14 Bataillone der 7. Division mit ihren 24 Geschützen aus dem Walde zu vertreiben, scheiterten, trotzdem nach und nach 42⅔ Bataillone unterstützt von 120 Geschützen in den Kampf eingetreten waren. Erst etwa um 1 Uhr erfolgte die lange vorher vom Feldzeugmeister Benedek, dem der Anmarsch der II. preußischen Armee gemeldet worden war, befohlene Rückwärtsbewegung des IV. und II. österreichischen Corps in die Stellung Chlum-Nedelist-Trotina, doch währte das Waldgefecht noch bis gegen 2½ Uhr fort. Auf die Flanken dieser Rückwärtsbewegung stießen die Spitzen der II. preußischen Armee.

Infolge des um 4 Uhr morgens am 3. Juli in Königinhof eingetroffenen Befehls zur Unterstützung der I. Armee befahl der Kronprinz um 5 Uhr früh, daß das I. Armeecorps in zwei Colonnen über Zabres und Groß-Trotin nach Groß-Bürglitz marschiren, daß die Cavaleriedivision diesem Corps bis dahin folgen, daß das Gardecorps von Königinhof auf Jericek und Lhota, das VI. Armeecorps nach Welchow marschiren und eine Abtheilung zur Beobachtung der Festung Josephstadt aufstellen und daß schließlich das V. Armeecorps zwei Stunden nach Aufbruch des VI. Corps folgen und bis Choteborek vorrücken solle. Von der Linie Groß-Bürglitz-Jericek-Choteborek-Welchow genügte ein einfacher Vormarsch, zu welchem den Corps eine weithin sichtbare Baumgruppe auf einer hohen Kuppe östlich Horenowes bezeichnet wurde. Das Garde- und das VI. Armeecorps hatten ihre Artillerie an die Tête genommen, sodaß diese bald einzugreifen vermochte. Die 11. Division Zastrow ging bei Racitz über die Trotinka um 11½ Uhr und nahm das Dorf Racitz; 48 Geschütze der II. Armee hatten um diese Zeit das Feuer eröffnet. Um 12 Uhr gelangte die Höhe von Horenowes in den Besitz der 1. Gardedivision Hiller und der 11. Division Zastrow. Letztere wandte sich darauf gegen Sendrasitz und nahm es, während die 1. Gardedivision Masloweb nach kurzem Kampfe besetzte. Die 12. Division Prondzynski überschritt die Trotinka bei Trotina, während die Brigade Henriquez des II. österreichischen Corps auf Lochenitz zurückwich. Inzwischen hatten die am Gefechte im Swipwalde betheiligten Brigaden des IV. und II. österreichischen Armeecorps ihren Rückmarsch nach ihrer Stellung bei Chlum und Nedelist beendet, wobei sie durch zwei Divisionen der Armee-Geschützreserve und die Corpsartillerie, die zwischen beiden Orten sich placirt hatten, unterstützt wurden. Die 1. Gardedivision avancirte von Masloweb aus, die 11. Division von Sendrasitz aus gegen Chlum und Nedelist; Abtheilungen der Garde vermochten, durch hohes Korn begünstigt, sich Chlum zu nähern und es zu nehmen, ebenso gelang der 11. Division der Angriff auf Nedelist, wobei zu berücksichtigen ist, daß das IV. und II. österreichische Corps im Swipwalde erhebliche Verluste gehabt hatten. Die österreichische Artilleriestellung zwischen Chlum und Nedelist wurde durch Schützenschwärme angegriffen und mußte verlassen werden, wobei zahlreiche Geschütze verloren gingen. Die 1. Gardedivision drang mit Theilen bis an die Chaussee nach Königgrätz nach Rosberitz vor und nahm gegen 3 Uhr dieses Dorf. Die 2. leichte österreichische Cavaleriedivision versuchte regimenterweise mehrere Attaken gegen die 11. Division zu unternehmen, hatte aber keinen Erfolg, sodaß sie mit dem IV. und II. Corps über die Elbe zurückwich. Die 12. Division war der Brigade Henriquez nach Lochenitz gefolgt und setzte sich im Laufe des Nachmittags in den Besitz des Dorfes und der bei demselben gelegenen Elbbrücke. Feld-

zeugmeister Benedek ließ, als er den Verlust Chlums erfuhr, durch die zunächst befindliche Brigade Benedek einen zweimaligen Versuch machen, dasselbe wieder zu erobern, aber ohne Erfolg. Inzwischen hatte die Avantgarde der 2. Gardedivision Plonski mit der Avantgarde der 1. Gardedivision den Wald bei Lipa und dies Dorf genommen. Dadurch waren das österreichische III. und X. Corps, welch letzteres gleichzeitig durch die Elbarmee bei Problus in seiner linken Flanke bedroht war, zum Rückzug gezwungen. Feldzeugmeister Benedek hatte bereits einen Angriff auf die Höhe von Chlum durch das VI. und I. Corps, die als Armeereserve fungirten, befohlen. Statt eines einheitlichen Angriffes erfolgten partielle Vorstöße. Die Brigade Rosenzweig des VI. Corps nahm nach tapferer Gegenwehr Rosberitz und drang auch in den Südtheil von Chlum ein. Doch die Hülfe nahte für die 1. Gardedivision. Die Avantgarde des I. Armeecorps Bonin erschien und zwang die Brigade Rosenzweig zum Rückzug. Zu dieser Zeit wurde der Commandeur der 1. Gardedivision, Generallieutenant Hiller von Gärtringen, von einem Granatsplitter in die Brust getroffen, sodaß er lautlos aus dem Sattel sank und verschied, als er zurückgetragen wurde. Mit dem Eintreffen der Tête des I. Armeecorps nahte sich aber auch von anderer Seite Hülfe. General von Zastrow hatte die 11. Division vollständig in Schlachtordnung formirt und rückte von Nedelist aus in die Flanke des österreichischen VI. Corps, das darauf zurückwich, sodaß Rosberitz wiederum von der Garde besetzt werden konnte. Das österreichische I. Armeecorps greift nunmehr in den Kampf ein; eine Brigade desselben nimmt Rosberitz von neuem, drei Brigaden greifen Chlum an, werden aber durch ein kräftiges Schnellfeuer abgewiesen, während Rosberitz von der Avantgarde des preußischen I. Armeecorps und einem Theile der 11. Division wieder erobert wird. Das österreichische I. Armeecorps verlor bei diesem Angriffe und bei dem darauffolgenden Rückzuge über 270 Offiziere, 10,000 Mann und 23 Geschütze. Eine Brigade des österreichischen I. Armeecorps hatte Feldzeugmeister Benedek auf die Meldung des Kronprinzen von Sachsen, daß nach dem Verluste von Nieder- und Ober-Prim der Rückzug nach dem Brizawalde angetreten sei und daß die Elbarmee Problus genommen habe, gegen letztern Ort entsendet; der Angriff derselben scheiterte aber, worauf der Rückzug der österreichischen Nordarmee ein allgemeiner wurde.

Während des Gefechts der Avantgarde der Elbarmee gegen die sächsische Stellung hatte General Herwarth von Bittenfeld bei der von ihm vorgenommenen Recognoscirung erkannt, daß die Eroberung der Position von Problus den österreichischen linken Flügel und mit ihm die gegen die I. Armee feuernde Artillerielinie zum Rückzug zwingen müsse. General von Herwarth beschloß daher, die Position anzugreifen und zwar zur Vermeidung großer Verluste durch das sächsische Geschützfeuer von beiden Flügeln, was durch das waldreiche Gelände begünstigt wurde. Die über den einzigen Uebergang bei Nechanitz zuerst vorgedrungene 15. Division Canstein erhielt die Richtung über Hradek auf Ober-Prim, die 14. Division Münster die über Lubno, Popowitz auf Problus. Einige vereinzelte Vorstöße der Sachsen und zweier Brigaden des österreichischen VIII. Corps wurden abgewiesen, Ober- und Nieder-Prim nach heftigem Kampfe von der 14. Division besetzt. Die 15. Division formirte sich etwa um $2\frac{1}{2}$ Uhr zum Angriff auf Problus, das der Kronprinz von Sachsen zur Deckung des Rückzuges seines Gros, den er nach Erkennung der Erfolge der II. Armee befohlen hatte, noch besetzt behielt. Von den zurückgelassenen Truppentheilen wurde Problus überaus hartnäckig, selbst bis auf die einzelnen Gehöfte, vertheidigt, dennoch gelang es der Brigade Schwarzkoppen, das Dorf zu nehmen, während die andere Brigade der 14. Division, die Brigade Hiller, das Plateau eroberte. Wie erwähnt, scheiterte ein Versuch einer Brigade des österreichischen I. Corps, Problus wiederzunehmen. Das sächsische Corps trat darauf in großer Ordnung den Rückzug in Vereinigung mit dem österreichischen VIII. Corps auf Rosnitz an.

Die I. Armee hatte die schwere Aufgabe, passiv an der Bistritz zu verharren, bis sich die Einwirkung des Eingreifens der II. Armee und der Elbarmee auf den Flügeln bei der österreichischen Armee deutlich fühlbar machte; um Mittag ließ Prinz Friedrich Karl auch die 5. und 6. Division über die Bistritz vorrücken und später die von dem österreichischen III. und X. Corps vertheidigten Höhen durch die Infanterie seiner Armee besetzen. Darauf brach die preußische Cavalerie von Sadowa und Nechanitz her zur Verfolgung der feindlichen Armee vor, ihr gingen die österreichischen Cavaleriedivisionen Graf Coudenhove und Prinz Holstein entgegen. In den sich nach 5 Uhr nachmittags abspielenden Reiterkämpfen bei Langenhof, Stresetitz und Problus traten 32 preußische $40\frac{1}{2}$ österreichischen Schwadronen gegenüber. Obgleich die preußische Cavalerie nach den beiden Uebergängen über die Bistritz, deren Vermehrung versäumt worden war, regimenter- und selbst escadronweise in den Kampf trat, während die österreichischen Reiter geschlossen wirkten, konnten letztere doch ernstliche Erfolge nicht erringen, da die erstern von ihrer Infanterie und Artillerie kräftig unterstützt wurden; sie erreichten aber immerhin den Erfolg, die preußische Cavalerie von der in Unordnung zurückweichenden österreichischen Infanterie entfernt zu halten. Einen gleich rühmlichen Erfolg erzielte die österreichische Artillerie, die nur von den Cavaleriedivisionen Edelsheim und Zaitsek gedeckt mit 34 Batterien einen schützenden Halbkreis von Briza über Klacow, Stösser bis Ribsko bildete. Diese aufopfernde Thätigkeit verhinderte eine nachdrückliche Verfolgung, die die österreichisch-sächsische Armee leicht hätte vernichten können.

Die Verluste der österreichisch-sächsischen Armee beziffern sich auf 4861 Mann todt, 13,920 Mann verwundet, 25,419 Mann vermißt, in Summa 44,200 Mann, von denen 19,800 Mann in preußische Gefangenschaft fielen. Außerdem fielen 160 österreichische Geschütze und 1 sächsisches Geschütz in die Hände des Siegers. Die Verluste der preußischen Armee betrugen an Todten 99 Offiziere, 1830 Mann, an Verwundeten 260 Offiziere,

6688 Mann, an Vermißten 276 Mann, in Summa 359 Offiziere und 8794 Mann.

Als Quellen für weitere Details können die drei officiellen Werke der betreffenden Generalstäbe dienen, und zwar „Oesterreichs Kämpfe im J. 1866“ (Wien 1868); „Der Feldzug von 1866 in Deutschland“ (Berlin 1867); „Der Antheil des königlich-sächsischen Armeecorps am Feldzuge 1866“ (Dresden 1869), und Max Jähns, „Die Schlacht von Königgrätz“ (Berlin 1876).

(*H. von Loebell.*)

KÖNIGIN-CHARLOTTE-INSELN, eine der melanesischen Inselgruppen des Großen Oceans, welche sich zwischen den Salomoinseln im Norden und den Neuen Hebriden im Süden zwischen 10° 4′ und 11° 45′ südl. Br., 165° 40′ und 166° 52′ östl. L. von Greenwich in der Richtung von Nordwesten (Insel Nupani) nach Südosten (Insel Wanikoro) erstrecken. Das nach der britischen Admiralitätskarte (Nr. 17) berechnete*) Areal beträgt 938 □Kilom. (17 geogr. □Meilen) mit einer Bevölkerung von 5000 Einwohnern. Die bedeutenderen Inseln der Gruppe sind: Santa-Cruz oder Indengi (Nitendi), wonach der ganze Archipel auch als Santa-Cruz- oder Nitendi-Inseln benannt ist, mit 560 □Kilom. und Wanikoro mit 164 □Kilom.; ferner Motuiti oder Kennedy-Insel 50 □Kilom., Tapoua-Insel 72 □Kilom. Die übrigen (Duffgruppe mit vier kleinen Inseln 18 □Kilom., Matama- oder Schwalbengruppe und die Riffinseln 35 □Kilom., zwei kleinere Inseln bei Santa-Cruz 20 □Kilom. und die Tevai-Insel 19 □Kilom.) sind kleine niedrige Koralleninseln, im Südosten von Küsten- und Barrenriffen umgeben, welche bei den übrigen fehlen, in welchem Falle das Meer dicht am Lande in bedeutende Tiefe abfällt; einige nicht korallinische Inseln sind hoch und vulkanischen Ursprungs, doch betragen die Erhebungen wahrscheinlich nicht 1000 Met. Besonders thätig ist unter den Vulkanen dieser Gruppe der der unbewohnten Insel Tenakora.

Die Gruppe wurde zuerst 1595 von Quiros und Mendaña aufgefunden, blieb aber dann bis 1797 unbeachtet, wo Carteret sie wiederfand und Königin-Charlotte-Inseln benannte. Nachdem 1788 Lapérouse bei Wanikoro Schiffbruch erlitten, wurden die Inseln 1793 durch d'Entrecasteaux, 1827 durch Dillon, 1828 durch d'Urville besucht, und zwar besonders die südlichern, während die nördlichen erst 1869 durch Tilly aufgenommen wurden. Die neuesten Nachrichten über die Inseln brachten 1871 fg. Markham und die Missionare der Anglikanischen Kirche.

Das Klima ist heiß und feucht und erzeugt Sumpffieber, besonders auf Wanikoro. Die Flora ist arm, aber üppig, im Norden der der Salomonen, im Süden der Hebriden angenähert. Sandel- und Ebenholz, Baumfarne sind wichtige Handelsartikel, im Süden besonders die neuseeländische Dammaratanne; als Nährpflanzen werden Bananen, Yams, Taro, süße Kartoffeln und Kokospalmen gezogen. Noch ärmer ist die Fauna; Säugethiere gibt es nicht außer den eingeführten Schweinen und Ratten; auch Vögel und Insekten sind selten, dagegen ist die Seefauna um so reicher.

Die Bewohner sind nur wenig bekannt, am besten die von Wanikoro. Sie gehören zu den Melanesiern oder Papua. Nach den Schilderungen von Dillon und d'Urville sind die Wanikoresen hoch und schlank, mit schwachen Beinen, licht schwarzgrauer Haut mit röthlichem Schimmer, das Gesicht länglich mit hoher gewölbter Stirn, die Haare kraus und lang, Bart kurz und stark. Der Kopf ist an den Schläfen stark abgeplattet, das Gesicht breit mit hervorstehenden Backenknochen, die Nase breit und eingedrückt, die Augen groß und tiefliegend, das Kinn klein, der Mund breit mit dicken Lippen. Auf andern Inseln ist die Hautfarbe heller oder dunkler, auch das Haar bald schlicht, bald lockig. Die Kleidung besteht fast allgemein aus einem Lendentuche und wird durch Tätowirung (meist auf dem Rücken) oder Bemalen des ganzen Körpers ersetzt. Die Haare werden entweder kurz geschnitten und mit Kalk hell gebeizt oder hoch hinaufgekämmt, mit Blumen verziert und einem Tuche umwickelt; als Schmuck dient ferner ein Brustschild aus Muscheln und ein Knochenstück in den durchbohrten Ohren.

Die Insulaner wohnen in Dörfern vereint in gutgebauten, oblongen, mit Palmblättern gedeckten Häusern, welche auf Santa-Cruz mit Steinmauern umgeben sind. Oft sind die Straßen regelmäßig angelegt und mit Kokospalmen bepflanzt. Um die Dörfer liegen die sorgsam gepflegten Anpflanzungen mit Brotfrucht, Taro, Bananen, Kokos, auf Santa-Cruz zum Schutz gegen die große Zahl verwilderter Schweine sorgfältig eingehegt. Zu öffentlichen Versammlungen, als Quartier für Fremde und die Unverheiratheten dient das große, von einem Steinwalle umgebene Geisterhaus, welches oft bis 50 Personen faßt. Neben vegetabilischer Kost bilden Fische die Hauptnahrung. Fischerei und Kahnbau sind sehr vollkommen. Die Boote bestehen entweder aus einem ausgehöhlten Baumstamme mit Ausleger, oder aus Doppelkähnen mit Plattform, Segeln und Rudern; auf derartigen größeren Kriegs- und Handelsbooten unternehmen sie weite Fahrten und betreiben lebhaften Handel bis zu den Banks-Inseln. Der Fischfang wird mit Leinen und Angelhaken, guten Netzen, auch wol mit dem Bogen selbst bei Fackelschein betrieben. Die Waffen sind meist Bogen und Pfeile mit vergifteten Spitzen aus Knochen, Schildpatt oder Rochenstacheln, ferner Speere und Keulen. Ihr Industriefleiß liefert außer den angeführten Geräthen noch zierliche Kalabassen und Kästchen, auch buntgeflochtene Körbe und Matten, welche sogar auf einem eigenen Webstuhle angefertigt werden.

Der sonstige Culturzustand der Insulaner ist nur wenig bekannt. Die Herrschaft der Häuptlinge erstreckt sich nur auf wenige Dörfer, ihre Macht ist äußerst gering und durch ihre persönlichen Eigenschaften bedingt. Von den Ansichten über Recht und Religion ist wenig bekannt; es herrscht das Tabu, Zauberei und Geister-

*) Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde 1880.

beschwörung, besonders in der Arzneikunde. Der Krieg ist beliebt; die Schädel der Feinde werden im Geisterhause als Trophäen bewahrt, doch wird Kannibalismus trotz des übeln Rufs der Insulaner entschieden bestritten. Polygamie ist erlaubt, indeß haben nur Vornehme mehr als eine Frau. Die Ehe wird unter vielen Ceremonien gefeiert, ebenso die Geburt der Kinder, welche sehr geliebt und gut angeleitet werden.

Die Insulaner sind argwöhnisch, hinterlistig und grausam, doch treten diese Züge bei guter Behandlung zurück und scheinen eher durch den Verkehr mit den Europäern erst geweckt zu sein. Sie haben die Europäer freundlich empfangen, sind ihnen höflich und zuthulich entgegengekommen, haben ihnen sogar den Austausch des Namens, das heißt Freundschaft angeboten, dann aber Uebergriffe und Verletzung der Freundschaft grausam gerächt. Die Mission, durch den anglikanischen Bischof Selwyn begründet und später durch Patteson geleitet, wirkt hier seit 1849, doch wurden nur wenig Zöglinge gewonnen. Als Patteson 1871 auf Nukapu erschlagen und seine Begleiter durch vergiftete Pfeile erschossen wurden, wurde das Dorf durch ein britisches Kriegsschiff in Brand geschossen, was die Bewohner 1875 durch Ermordung des Commodore Goodenrugh auf der Hauptinsel rächten, wofür natürlich wieder Genugthuung verlangt wurde. Erst 1878 konnte auf der kleinen Riffinsel Nujiloli (Niuloli) eine Schule errichtet werden und auch die Bewohner der Hauptinsel zeigten sich von der Zeit ab bei ihren Besuchen der Station freundlich gesinnt. So ist zu hoffen, daß bei friedlichem Verkehr die Bewohner ihre Furcht ablegen und bald für eine tiefere Erkenntniß des Christenthums gewonnen sein werden.

Vgl. Meinicke, Die Inseln des Stillen Oceans, I, 167 fg. (*E. Kaufmann.*)

KÖNIGIN-CHARLOTTE-INSELN (Haida-Kwea), Inselgruppe an der Westküste Nordamerikas, 52°—54° 15′ nördl. Br., 131°—133° westl. L. von Greenwich, erst 1774 von dem Spanier Perez entdeckt, 1786 von Lapérouse besucht, erhielt 1787 durch Dixon ihren Namen. Von Vancouver 1793 besucht, geriethen die Inseln in Vergessenheit, bis 1852 die Indianer Goldproben einlieferten, worauf die Hudsonbai-Gesellschaft den Kapitän Mitchell zur Untersuchung derselben aussendete. Das Gold bot keine lohnende Ausbeute, 1866 aber wurden Kohlen aufgefunden, was die Durchforschung durch Dawson 1878 veranlaßte („Report on the Queen Charlotte Islands“, by G. M. Dawson, in Geolog. Survey of Canada 1880). „Britische Admiralitätskarte“ Nr. 2430 in neuer Auflage 1880 erschienen.

Die Inselgruppe kann als Rest einer unter Wasser getauchten Gebirgskette zwischen Vancouver und dem Mount-Olymp im Territorium Washington betrachtet werden, deren Gebirgsachse von Südost nach Nordwest durch die Inseln Prevost, Moresby, Graham und North-Island verläuft. Zahlreiche Fjorde (Inlets), welche entweder mit der Gebirgsachse parallel oder von Osten nach Westen her senkrecht auf dieselbe laufen und entweder blind endigen oder seitwärts sich mit andern vereinigen, durchschneiden die Inselgruppe und lassen z. B. von der 133 Kilom. langen Moresby-Insel kaum mehr als ein Gerippe übrig. Die höchste Erhebung liegt unter 53° 30′ nördl. Br., wo viele Gipfel von 1550 Met. Höhe (Sierra de San-Cristoval, Red-Top) mit ewigem Schnee bedeckt sind; nächstdem erheben sich die Berge am Skidgate-Inlet und auf der Luiseninsel noch zu 1240 Meter, während nach Süden zu am Masset-Inlet die Berge kaum 300 Met. Höhe erreichen.

Von den Bächen der Insel Moresby ist der aus einem großen See kommende Slate-Chuck am bedeutendsten, benannt nach einem dunkeln schieferigen Gestein, das in seinem Thale gebrochen wird und aus dem die Indianer Schnitzereien verfertigen; hier, an der Westküste, liegt Chaatl, das Hauptdorf der Indianer des Skidgate-Inlet.

Die größte Insel, Graham, ist weniger zerrissen, an der Ost- und Nordküste niedrig, stark bewaldet, mit zahlreichen Bächen, welche im Herbste wegen des reichen Lachsfangs stark besucht werden; am bedeutendsten ist der Naden-River mit gutem Hafen, der sich vorzüglich zum Export des trefflichen Nutzholzes eignet. Im Norden der Insel, am Masset-Inlet, liegt auch das Hauptdorf der Indianer, Ut-te-was, der Posten der Hudsonbai-Compagnie und Missionsstation. Auch auf Prevost und der Kupferinsel finden sich Dörfer und auf der kleinen Hot-Spring-Insel sprudelt eine heiße Quelle von salzigem Geschmack und Schwefelwasserstoffgehalt, welche von den Indianern zum Baden benutzt wird.

Das Klima ist sehr feucht. Heftige Regen fallen besonders an der dem Ocean zugekehrten Westseite, während die Ostküste des Gebirges oft heiter ist. Der nordöstliche Theil der flachen Grahaminsel ist extremen Regengüssen nicht ausgesetzt, mit dichtem Walde bedeckt und zum Ackerbau wohl geeignet. Im Winter haben die Inseln gewöhnlich schweren Regen, heftige Stürme herrschen besonders im Norden. Schnee fällt gelegentlich, bleibt aber nur auf den Bergen lange liegen. Nebel sind nur im Süden häufig. Die Meerestemperatur vom Juni bis August beträgt durchschnittlich 12° C., vom September bis Mitte October 10,4° C. Die Wälder bestehen meist aus Abies Menziesii und Mentensiana, Thuja gigantea und Cupressus Nutkanensis, liefern vorzügliches Nutzholz und lohnen die Anlage von Sägemühlen. Rindvieh gedeiht vortrefflich, besonders auf der Grahaminsel. Der früher bedeutende Pelzhandel ist jetzt unbedeutend: Felle von Seeottern, Pelzrobben, schwarzen Bären, Mardern und Fischottern sind nur noch in geringer Zahl zu bekommen. Bedeutend ist dagegen der Fischreichthum, weil das untiefe Meer und die Menge seichter Meeresarme den Fischen günstige Bedingungen gewähren. Am meisten werden Heilbutten, Schollen, Lachse, Kabeljaus und Makrelen gefangen und in Blechbüchsen verschickt; der Hundshai und eine Quappenart liefern Brenn- und Speiseöl. Bergbau ist wiederholt, aber mit ungenügenden Resultaten versucht worden. Zuerst 1852 wurde im Goldhafen Gold gefunden und es fanden sich hier

sogar zahlreiche Goldgräber aus Californien ein, doch hörte die Ader bald auf. Am Skidgate-Inlet wurde ein Kohlenbergwerk auf guten Anthracit eröffnet, aber die Ausbeute (im ganzen wurden 800 Tonnen gewonnen) ist zu schwierig; an andern Stellen lagern Kohlen in zu dünnen Lagern. Braunkohlen an der Nordküste sind bei dem großen Waldreichthume werthlos. Spuren von Kupfererzen wurden an der Copper-Bai, dem Skincuttle-Inlet und der Skidgate-Insel gefunden; endlich befindet sich ein anscheinend bedeutendes Lager von Magneteisenerz mit 58—70 Proc. Eisen am Harriethafen.

Die Bewohner, Haida, sind nach Peschel*) ein zur mongolischen Rasse der Beringvölker gehöriger Vancouverstamm, nach Lütke („Voyage autour du monde" I, 188) sprachlich und körperlich von den Bewohnern des Beringmeeres nicht unterschieden. Dixon schätzte sie 1787 auf 1700, Brown 1866 auf 5000, Dall 1880 auf 2000 Seelen. Die Abnahme beruht meist auf Krankheiten infolge der Berührung mit den Weißen. Die Farbe der Haida ist heller als bei den Küstenstämmen, das Gesicht fein geschnitten, Backenknochen breit vorstehend, Kopf groß, das Haar schwarz und grob, der Bart dürftig. Die Kleidung ist entweder die der Weißen oder eine Decke aus Cederrinde und Wolle, welche in vielen einzelnen Theilen angefertigt und dann zusammengenäht wird. Als Farben dienen Weiß, Gelb, Schwarz und Braun; Federn, Perlen u. s. w. werden als Schmuck auf die Kleider genäht. Das Bemalen mit Scharlach, Blau und Schwarz, ist noch häufig, aber nur auf das Gesicht beschränkt und zwar bei festlichen Gelegenheiten oder beim Tanz. Tätowirung, fast nur auf die Vorderseite der Schenkel und die Rückseite des Unterarms beschränkt, sorgfältig ausgeführt und blau eingerieben, kommt nur noch selten vor, ebenso Durchbohrung der Unterlippe und Nasenscheidewand. Hauptnahrung sind Fische und Seevögel, seltener Fleisch von Vierfüßlern; häufig wird nur der schwarze Bär erlegt. Jetzt bildet die Kartoffel einen wichtigen Nahrungsstoff, daneben Holzäpfel und verschiedene Beerenfrüchte. Die Haida, geschickt im Bauen, Schnitzen und andern Handarbeiten, wohnen in Dörfern beisammen, stets an guten Ankerplätzen. Die länglichen oder quadratischen Häuser sind solid und sorgfältig gebaut, mit geschnitzten Pfeilern geschmückt und bilden eine Straße, oft sind die Häuser 15 Met. lang, für mehrere Familien eingerichtet. Eigenthümlich sind vor jedem Hause bis 15 Met. hohe mit künstlichen Figuren bedeckte Holzpfeiler. Als Geld dienen Decken oder Kupferplatten. Polygamie und Sklaverei haben abgenommen, Sklaven werden mild behandelt. Die Häuptlinge haben nur geringes Ansehen. (*E. Kaufmann.*)

KÖNIGINHOF (Aula regia, Curia reginae, Králové dvůr), königliche Leibgedingstadt im nordöstlichen Böhmen, am linken Ufer der Elbe, Station der Linie Pardubitz-Reichenberg-Seidenberg der Süd-Norddeutschen Verbindungsbahn, ist Vorort des gleichnamigen Gerichts- und politischen Amtsbezirks. Die an der Sprachgrenze gelegene national gemischte Stadt, in welcher vor einigen Decennien noch das deutsche Element dominirte, hatte nach der Zählung vom J. 1880: 6787 einheimische Bewohner, von welchen sich 5878 zur czechischen und 909 zur deutschen Umgangssprache bekannten. Zur Dechanteikirche sind eingepfarrt die Dörfer: Werdek, Novoles, Filirowitz, Lipnitz und Silbergleit. An Schulen hat die Stadt eine dreiklassige Bürgerschule (1884: 120 Schüler), eine fünfklassige Knabenvolksschule und eine fünfklassige Mädchenvolksschule (zusammen 927 Kinder). Da diese Schulen ausschließlich czechisch sind, so errichtete der Wiener Schulverein, um den Bedürfnissen der deutschen Bevölkerung Rechnung zu tragen, eine zweiklassige deutsche Privatschule, welche trotz der mannichfachsten Hindernisse, welche die extrem national-czechische Stadtvertretung in den Weg legte, im September 1884 mit 156 Kindern den Unterricht eröffnete. Die Bevölkerung von Königinhof betreibt, soweit sie nicht dem Fabriksarbeiterstande angehört (circa 1000 Arbeiter), Landbau und das Kleingewerbe. Von größern Industrieunternehmungen sind mehrere bedeutende Baumwollwaaren-Fabriken, Druckereien, Färbereien, eine Flachs- und Jutespinnerei, eine Dampfbretsäge, Kunstmühle und Brauerei hervorzuheben. Außerdem ist Königinhof durch seine Manipulations-Comptoirs Centrum und Kaufstelle für die in den umliegenden Bezirken betriebene Weberei-Hausindustrie.

Königinhof entstand im Beginn des 14. Jahrh. auf einem Krongute, welches der Königin Elisabeth (gest. 1336), Witwe nach Wenzel II. und Rudolf I., als Leibgedinge zugewiesen worden war und erlangte noch unter Elisabeth städtische Gerechtsame. König Johann, welcher die Rechte der Königinwitwe nicht respectirte, verpfändete im J. 1316 die Leibgedingstadt an Potho von Turgau, löste sie bald wieder ein und schenkte sie an Margarethe, die Gemahlin des Herzogs Boleslaus von Breslau, eine Tochter Wenzel's II. Nach deren Tode (1322) an die Krone zurückgelangt, vertauschte sie König Johann sammt Trautenau unter Vorbehalt der landesfürstlichen Rechte an den Herzog Heinrich von Schlesien auf Lebenszeit gegen den Görlitzer Kreis. Aus dem J. 1340 hat sich ein Privilegium Johann's erhalten, vermöge dessen sich Königinhof des Budissiner und Glatzer Rechtes bedienen durfte. Im J. 1392 finden wir die Stadt wieder im Besitze der Krone, und König Wenzel IV. bestätigte mit seiner Gemahlin Sophie im J. 1398 die Privilegien, die König Johann verliehen hatte. In den Hussitenkriegen bewahrten die durch das traurige Schicksal der am 15. Mai 1421 von Žižka eroberten Nachbarstadt Jaromirsch eingeschüchterten Bürger ihre Stadt vor weiterem Schaden durch freiwillige Uebergabe. Die durch die Könige Ladislaus (1454), Georg (1463) und Wladislaus II. (1476, 1477, 1488, 1497, 1507, 1509) vermehrten städtischen Freiheiten, sowie ihre ausgedehnten Güter verlor Königinhof infolge seiner Betheiligung an dem Aufstande gegen Ferdinand I. (1547). Wohl wurde es nachher begnadigt und erhielt einen Theil seiner Gerechtsame sowie einige Güter zurück; auch erlangte es von Maximilian II. eine neuerliche Privilegienconfirmation (1570), doch verhinder-

*) Peschel, Völkerkunde (5. Aufl.) S. 400.

ten die Verheerungen des Dreißigjährigen Kriegs das Wiederaufblühen der Stadt. Besonders hart wurde sie im J. 1646 durch die Schweden unter General Wittenberg mitgenommen, nachdem letzterer in der Nähe von Königinhof dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi eine arge Schlappe beigebracht hatte. Bei den kriegerischen Verwickelungen zwischen Oesterreich und Preußen im vorigen und in diesem Jahrhundert blieb Königinhof nicht unverschont. So litt es namentlich in den Jahren 1742, 1745, 1756, 1757, 1759, 1760 und 1762 durch feindliche Besatzungen und Durchmärsche. Am 29. Juni 1866 kam es in der Stadt zwischen den siegenden Preußen und den Oesterreichern zu einem Straßenkampfe. Am 3. Juli starb im Hause eines Fabrikbesitzers der schwer verwundete Prinz Anton von Hohenzollern, Secondelieutenant im 1. Garderegiment. — Heimsuchungen durch große Brände erfuhr die Stadt in den Jahren 1345, 1450, 1699, 1776 und 1791. Der namentlich bei der letzten Feuersbrunst sich fühlbar machende Wassermangel gab Veranlassung zu der im J. 1819 errichteten Wasserleitung.

In der Geschichte der czechischen Literatur ist der Name Königinhof berühmt geworden als angeblicher Fundort (in einem Gewölbe des Thurmes der Dechanteikirche durch W. Hanka am 16. Sept. 1819) der sogenannten „Königinhofer Handschrift" eines altczechischen Gedichts, dessen Echtheit jedoch von maßgebender Seite bestritten wird.

Eine gute Monographie über Königinhof schrieb E. J. von Bienenberg („Versuch einer kurzgefaßten Geschichte der Stadt Königinhof mit 30 Urkunden", Prag 1782).

(L. Schlesinger.)

KÖNIGINHOFER HANDSCHRIFT. Das unter diesem Namen bekannte in der Bibliothek des Böhmischen Nationalmuseums in Prag aufbewahrte Manuscript enthält auf zwölf Pergamentblättern (12°) vierzehn altböhmische nicht gereimte Gedichte (vom ersten blos den Schluß) epischen und lyrischen Inhalts. Sie folgen hier angeführt, mit kurzer **Inhalts**angabe und mit einigen **Bemerkungen**, die zum Verständniß und zur Beurtheilung des angeführten Inhalts beitragen sollen. 1) Oldřich (Udalrich), Schluß eines epischen Gedichts, 61 zehnsilbige Verse. Sieben Vladyken (Stammeshäupter) sind mit bewaffneten Scharen im Walde versammelt; zu ihnen kommt in dunkler Nacht Výhoň Dub mit dem Fürsten Oldra (Udalrich); Oldra wird aufgefordert, die Versammlten gegen die bösen Polen zu führen, welche Prag besetzt halten; bei Tagesanbruch langen sie bei der Moldaubrücke an; als diese für den Hirten geöffnet wird, springt Oldra hinauf und folgen ihm die Vladyken und die Bewaffneten nach, überfallen die schlafenden Polen und schlagen sie in die Flucht; Jaromír wird wieder Herr des Landes und darob freut sich Prag und das ganze Land. Geschichtlich liegt dieser Erzählung die Vertreibung der Polen aus Prag 1004 zu Grunde, von welcher Thietmar von Merseburg (gest. 1018), Cosmas (gest. 1125) und andere Chronisten berichten (Tomek, „Časopis Českého Musea" 1849, 2, 23 fg.); besondere Berührungspunkte hat das Gedicht mit der in „Hájek's Chronik" (1541) vorliegenden Version. 2) Beneš Hermanóv (**Beneš Sohn Herman's**), ein episches Gedicht in 19 vierzeiligen Strophen. Während der Fürst mit dem bewaffneten Volke in der Ferne bei Otto weilt, kommen die Sachsen vom Görlitzer Gebirge in das Land und plündern; Beneš fordert zum Widerstand auf; das Volk versammelt sich, mit Dreschflegeln bewaffnet, bei Groß-Skal, schlägt unter Beneš' Führung die Deutschen, daß sie die Flucht ergreifen müssen. Geschichtlich ist eine dieser Erzählung entsprechende Begebenheit nicht nachgewiesen. Sollte eine solche dennoch stattgefunden haben oder anzunehmen sein, so müßte sie in einer Zeit gesucht werden, wo der Fürst mit dem bewaffneten Volke bei Otto weilte; hierfür wäre nach Palacký (Dějiny I³, 2, 115) das J. 1203 geeignet, wo Přemysl Otokar, ein Anhänger Otto's IV., gegen den Widersacher desselben, Philipp von Schwaben, nach Thüringen gezogen war; auf der Rückkehr zog er durch Meißen und übte Rache in diesem Lande. Benessius filius Hermanni ist von Palacký („Monatschrift des vaterländischen Museums", 1829, 41 fg.) aus Urkunden 1197—1219 nachgewiesen. 3) Jaroslav, ein episches Gedicht in 289 zehnsilbigen Versen. Im Lande, wo Olmütz herrscht, ist ein nicht hoher Berg, Hostajnov genannt, wo die Mutter Gottes Wunder wirkt. Lange herrschte Friede in unsern Landen, bis Christen die Tochter des Tatarenkhans ermordet haben; diese hatte eine Reise in das Abendland unternommen und da haben Deutsche, nach ihrer Habe gierig, sie getödtet. Um die Tochter zu rächen, bricht Kublaj zum Krieg gegen das Abendland auf. Könige im Abendlande hören davon, verabreden gemeinsame Vertheidigung und erwarten in einer Ebene den Khan. Wahrsager und Zauberer verkünden, von Kublaj befragt, einen glücklichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes. Die Schlacht beginnt und die Tataren sind nahe daran, besiegt zu werden, aber die Zauberer treten auf, die Mahnung an den verheißenen Sieg verleiht den Tataren neuen Muth und sie gewinnen die Schlacht. Zwei Königreiche sind ihnen unterjocht, das alte Kyjev und das geräumige Novgorod. Elend und Jammer verbreitet sich in den Landen. Es werden vier Heere gesammelt, aber Ungarn und Polen werden geschlagen und die Tataren dringen bis Olmütz vor. Hier gelingt es einer Schar christlicher Kämpfer unter Vneslav's Führung, die tatarische Flut zu durchbrechen, den Berg (Hostajnov) zu besetzen, wo die Mutter Gottes Wunder wirkt, und sich hier ein Lager zu befestigen. Die Tataren bestürmen dieses Lager, werden aber zurückgeschlagen. Den zweiten Tag quälen Hitze und Durst die Christen; viele murren, Vestoň räth, die Christen mögen sich den Tataren ergeben, Vratislav hält sie von diesem Schritte ab, führt sie in eine Kapelle, um hier die Hülfe Gottes anzurufen, und ein reichlicher Regen bringt Rettung. Inzwischen kommen auch Hülfsscharen von allen Seiten nach Olmütz, die letzte Schlacht wird geschlagen, Jaroslav erschlägt den Kublajsohn; erschrocken fliehen die Feinde gegen Osten und Hana (die Hanakei) ist frei von den Tataren. Der Inhalt des

Gedichts stimmt im ganzen und in mehrern Einzelheiten mit einer alten Tradition überein, die wiederum den historischen großen Tatareneinfall 1238—41 und wol auch andere feindliche Einfälle zum Ausgangspunkt und zur Grundlage hat. Der Anfang, Bestrafung der Christen wegen des an der Tatarenfürstin verübten Mordes, erinnert an die Legende von der heil. Hedwig (Mutter des schlesischen Fürsten Heinrich II., der am 9. April 1241 bei Liegnitz im Kampfe gegen die Tataren umgekommen ist; die Legende ist abgedruckt in Klose's „Geschichte von Breslau" I, 422, zum Theil auch in Palacký's „Mongolen-Einfall" 402—404) und an das deutsche Lied „Die Tartarfürstin" (Arnim-Brentano, „Wunderhorn" II, 258; Erlach, „Volkslieder" II, 324—326). Der zweite Theil — Kampf der heldenmüthigen Christenschar bei Olmütz — hat viel Uebereinstimmendes mit einer mährischen Localsage, die seit der Mitte des 17. Jahrh. einigemal (in Widmann's „Jahresbericht des Hradischer Jesuitencollegiums 1658, in Pešina's „Ucalegon" 1663, in Kruger's „Sacri pulveres" 1669) verzeichnet ist und auch in einem Liede zur Hosteiner Mutter Gottes aus dem vorigen Jahrhundert verarbeitet vorliegt (abgedruckt von Bartoš, „Časopis Matice Moravské" 1871, 74—75). Viele Einzelheiten zeigen Aehnlichkeit mit der „Trojaner Chronik". Der Mord, den Deutsche aus Habgier an der Tochter des tatarischen Khans verüben, wird in auffallend ähnlicher Weise erzählt, wie in der altrussischen „Ypatiever Chronik" (herausgegeben 1843) der Mord, den Deutsche von Neumarkt in Schlesien an der Enkelin Michal Vsevolodovič's, des Fürsten von Černihov und Halič, ebenfalls aus Habgier verüben (s. Jireček, „Echtheit" 159 fg.); die Sage hat aus der ermordeten russischen Prinzessin eine tatarische gemacht und auf diese Weise die Tatarenplage als eine von Gott über die Christenheit verhängte Strafe hinstellen können. Die Wahrsagung des Sieges vor Beginn der ersten Schlacht hat in Marco Polo's „Milione" ihr Vorbild und hat aus der altböhmischen Uebersetzung desselben den Wortlaut für zwei Verse entlehnt („Listy filologické" 1875, 101 fg.; „Archiv für slawische Philologie" 2, 143 fg.). Der Bekanntschaft mit Marco Polo's „Milione" ist wol auch zuzuschreiben, daß der Verfasser des „Jaroslav" den tatarischen Khan Kublaj nennt; Kublaj regierte 1260—94, der Einfall nach Europa 1238—41 geschah unter der Regierung Oktai's. 4) Čestmír, ein episches Gedicht in zum Theil zehnsilbigen Versen. Der Fürst Vláslav hat den Fürsten Neklan geschmäht und dessen Land geplündert; um ihn zu strafen, fordert Neklan Čestmír zu einem Kriegszuge auf. Čestmír sammelt ein Heer, kommt nach einer Tagereise in eine ausgeplünderte Gegend und erfährt von den jammernden Einwohnern, daß Kruvoj sie mit Feuer und Schwert heimgesucht, ihre Heerden weggetrieben und ihren Herzog gefangen genommen habe. Čestmír verspricht, die That zu rächen und übernachtet in der Gegend. Bei Tagesanbruch ziehen seine Scharen zur Feste Kruvoj's und unternehmen einen Doppelangriff: während ein Theil gegen die Rückseite stürmt, erklettert der andere Theil die Mauern von der Vorderseite und bemächtigt sich der Feste. Kruvoj wird hingerichtet, Vojmír schließt sich dem Zuge Čestmír's an. Unterwegs wird ein Dankopfer dargebracht. Zu Mittag erreicht Čestmír das Schlachtfeld, wo Vláslav ihn erwartet. Vojmír erschrickt vor der feindlichen Uebermacht; Čestmír täuscht den Feind über seine Stärke, greift ihn von zwei Seiten an, trifft während des Kampfes mit Vláslav selbst zusammen und schlägt ihn zu Boden; Vláslav ringt mit dem Tode und stirbt, seine Leute ergreifen die Flucht. Hiermit ist zu vergleichen, was Cosmas über den Kampf des listigen Lucanerfürsten (der die Lucany, einen böhmischen Stamm in der Gegend von Saatz, beherrschte) gegen den Fürsten der Böhmen (d. i. des Stammes, der Prag und Mittelböhmen innehatte), dem furchtsamen Neklan erzählt; Neklan läßt sich durch den tapfern Tyro vertreten, der die Lucaner besiegt, aber auch selbst fällt. Aehnlich bei Dalimil u. a. 5) Ludiše, ein episches Gedicht in 136 achtsilbigen Versen. Ein mächtiger Fürst jenseit der Elbe ladet alle seine Herren zu einem Gastmahle ein. Die Herren kommen und schmausen, der Schmaus bringt Kraft in die Glieder und Muth in die Sinne und der Fürst sprich zu den Herren: er habe sie eingeladen, um zu erfahren, welche von ihnen ihm am meisten nützen könnten, denn es sei in deutscher Nachbarschaft weise, im Frieden des Kriegs gewärtig zu sein. Die Herren stehen von den Tischen auf, ein Wettkämpfen auf der Wiese vor der Burg wird vorbereitet. Der Fürst mit den Stammältesten, die Fürstin mit den Edelfrauen, die Fürstentochter Ludiše mit den Fräulein werden vom Balkon zuschauen. Der Fürst bestimmt den ersten Wettkämpfer, dieser nennt und fordert seinen Gegner und besiegt ihn; dasselbe thut der zweite Wettkämpfer, den die Fürstin bestimmt; den dritten Wettkämpfer bestimmt Ludiše und nennt als solchen Lubor; dieser fordert und besiegt zwei Gegner, läßt den dritten freiwillig sich melden und besiegt auch ihn. Herren führen den Sieger vor die Fürstlichkeiten, Ludiše setzt ihm einen Kranz von Eichenlaub auf. Eine geschichtliche Begebenheit, auf der das Gedicht beruhen würde, ist nicht bekannt und braucht nicht vorausgesetzt zu werden. 6) Záboj, ein episches Gedicht in zum Theil zehnsilbigen Versen. Von einem Felsen überblickt Záboj sein Land und ist von dem Anblicke betrübt. Von der Betrübniß rafft er sich zur That auf. Er ladet seine Genossen zu einer Zusammenkunft im Walde und schildert ihnen in einem allegorischen Liede den Zustand ihres bedrückten Vaterlandes, sowie auch den Weg zur Befreiung desselben: der Vater sei gestorben, der Fremde sei in das Land eingebrochen, habe in fremden Worten Befehle gegeben, nur eine Gattin zu haben erlaubt, die heimische Religion zerstört und fremde eingeführt; ein Brüderpaar aber habe sich zum Rettungskampf vorbereitet und denselben durchgeführt. Die Genossen sind durch Záboj's Lied ergriffen und gewonnen, der Befreiungskampf wird beschlossen. Denselben leitet Záboj, ihm zur Seite steht sein Bruder Slavoj; die Fremden führt Luděk an. Die Anhänger Záboj's versammeln sich im Walde, führen den Schlag gegen das Haupt des Feindes und bestehen

einen harten Kampf; Záboj und Luděk suchen einander während desselben auf, Luděk fällt vom Streithammer Záboj's, die Fremden ergreifen die Flucht, Záboj verfolgt sie und schließt die Handlung mit gottgefälligen Werken, indem er die Leichen der Gefallenen begraben und den Göttern Opfer und Dank darbringen läßt. Auch für dieses Gedicht kennt man keine historische Begebenheit; Vermuthungen, die geäußert wurden, haben nur den Sinn, daß ein entsprechendes Ereigniß in der Zeit nach 797 (Tomek, Abhandlungen der k. böhmischen Gesellsch. der Wissensch. 1863—64, 47 fg.) oder um das J. 805—806 (Jireček, „Echtheit" 162) hätte stattfinden können. 7) Zbyhoň, ein Gedicht in 53 zwölfsilbigen Versen. Der Jüngling umwandelt seufzend die Burg, wo seine Geliebte, von Zbyhoň geraubt, gehalten wird; er faßt Muth, dringt in die Burg ein, sich für einen verirrten Jäger ausgebend, tödtet Zbyhoň und gewinnt sein Liebchen. Parallel mit der Trennung und dem Sichwiederfinden des Liebespaares geht im Gedichte die Trennung und die Wiedervereinigung eines Taubenpaares. Einige Aehnlichkeit bietet ein kleinrussisches Lied in der Sammlung Zegota Pauli's II, 92 (1840). 8) Kytice (der Blumenstrauß), ein Lied in 32 fünfsilbigen (oder 16 zehnsilbigen) Versen, spricht die Sehnsucht des Mädchens nach dem unbekannten Geliebten aus. Das Mädchen ist zum Bach gekommen, um Wasser zu schöpfen, sieht im Wasser ein Sträußchen schwimmen, greift nach demselben (fällt dabei ins Wasser) und indem es dann die Blumen apostrophirt, bekennt es gradatim: wenn es wüßte, wer die Blumen gepflanzt, wer sie zum Strauß gebunden, wer den Strauß ins Wasser geworfen, dem wolle sie den goldenen Ring, die Nadel aus den Haaren, das Kränzchen vom Haupte geben. Andere slawische Lieder ähnlichen Inhalts belehren uns, zu welchem Zwecke, nach der slawischen Volkssymbolik, Blumensträuße ins Wasser geworfen werden und was es bedeute, einen solchen Strauß aufzufangen: Blumen werden von Mädchen und Burschen ins Wasser geworfen, wenn sie erfahren wollen, wer wessen Liebesgenosse sein werde, und fängt ein Mädchen den Strauß, den ein Bursche ins Wasser geworfen, so soll es dessen Geliebte werden (vgl. „Listy filologické" 1877, 245 seq.). Goethe hat dieses Lied übersetzt („Das Sträußchen. Altböhmisch"), aber auch umgeändert: das Mädchen redet das Sträußchen an, während dieses noch im Wasser schwimmt, dann erst will es dasselbe fangen und fällt hierbei ins kühlige Wasser. 9) Jahody (die Erdbeeren), ein Lied in 42 abwechselnd acht- und sechssilbigen Versen. Das Mädchen sucht Erdbeeren, tritt sich einen Dorn in den Fuß ein und kann nicht auftreten. Der Geliebte holt sein Pferd, um die Verwundete heimzuführen, indessen diese klagt, was wol die Mutter dazu sagen werde, die die Tochter immer ermahnt habe, sich vor den Burschen zu hüten; warum aber sollte man sich vor ihnen hüten, sie seien ja gute Leute! Inzwischen ist der Geliebte zurück, liebkost mit dem Mädchen bis Sonnenuntergang, nimmt das Liebchen in den Arm und reitet nach Hause. Einige Aehnlichkeit enthält ein polnisches Volkslied (bei Wójcicki, „Pieśni ludu" 1836, I, 162). Die Mahnung der Mutter, die Burschen zu meiden, und der Einwand der Tochter, die Burschen seien ja doch gute Leute, finden sich auch in zwei neuböhmischen Liedervarianten (in den Sammlungen von Sušil 1859, 401 und Erben 134). 10) Jelen (der Hirsch), in 32 Versen. Ein Jüngling wandelte durch die Berge, trug stolze Waffen und durchbrach Haufen der Feinde, listig überfiel und erschlug ihn der grimmige Feind; Mädchen beweinen seinen Tod. Parallel mit dem Jünglinge wird im Gedichte der Hirsch erwähnt: er durchläuft die Berge, trägt prächtiges Geweih, durchbricht den dichten Wald, kommt zum Grab des Jünglings und streckt seinen schlanken Hals empor nach den Blättern der Eiche über dem Grabe des Jünglings. Hinsichtlich dieses Parallelismus ist ein mährisches Volkslied (Sušil 523) zu vergleichen, wo in ähnlicher Weise der Tod des Hirsches und des Jägers nebeneinander erzählt werden. Ein anderes mährisches Volkslied, vom heil. Georgius, beginnt mit den Worten: durch die Berge wandelte der heil. Georgius (Sušil 37); ähnlich unser Gedicht: durch die Berge schweifte der Hirsch —, durch die Berge wandelte der Jüngling. 11) Róžě (die Rose), ein Lied in 16 sieben- und achtsilbigen Versen. Das Mädchen apostrophirt die Rose, warum sie früh aufgeblüht und vom Froste getroffen verwelkt und abgefallen sei; und erzählt weiter, daß es abends vergeblich den Geliebten erwartet habe, dann eingeschlafen sei und geträumt habe, daß ihm der Ring vom Finger herabgeglitten und der Edelstein vom Ringe verloren gegangen sei und daß es den Stein nicht wiederfinden konnte. Dieser Verlust bedeutet in der slawischen Volkspoesie den Verlust des Geliebten; das Mädchen faßt ihn auch so auf, und in der früh aufgeblühten und unglücklichen Rose das Bild seines eigenen Unglücks erblickend gibt es seinen Gefühlen Ausdruck, indem es die Rose anredet und den unglückverkündenden und auch schon in Erfüllung gegangenen Traum erzählt. Belege für diese Erklärung, zugleich Parallelen zu diesem Liede finden sich in böhmischen, russischen und südslawischen Volksliedern. In einem mährischen Liede (Sušil 597) heißt es ausdrücklich, daß der Verlust des Steines aus dem Ringe Weinen bedeute. In einem russischen Liede (Rybnikov III, 299, „Archiv für slawische Philologie" I, 103—106) geht ein gleicher Traum in gleicher Weise in Erfüllung. Andere Parallelen finden sich in den „Listy filolog." 1876, 158 fg. 12) Zezhulice (der Kukuk), ein Lied in abwechselnd acht- und siebensilbigen Versen. Der Kukuk klagt, warum es nicht immer Frühling sei, und ihm entgegnend fragt (das Mädchen): wie könnte das Korn zeitigen, der Apfel reifen, das Getreide im Schober frieren, wenn es immer Frühling, immer Winter, immer Herbst wäre? wie bange müßte auch dem Mädchen sein, wenn es immer allein bleiben sollte? Ein ähnliches kleinrussisches Lied findet sich in der Sammlung Zegota Pauli's „Pieśni ludu ruskiego" (1839) I, 125. 13) Opuščená (die Verlassene) oder Zamúcená (die Betrübte), ein Lied in 14 abwechselnd acht- und sechssilbigen Versen. Das Mädchen apostrophirt die

dunkeln Miletiner Wälder, warum sie immer grünen. (Ihr Grünen, so müssen wir annehmen, ist dem Mädchen ein Zeichen innerer Ruhe und glücklicher Zufriedenheit.) Das Mädchen wollte auch gern nicht weinen und nicht betrübt sein, wollte ruhig und zufrieden sein; aber wie sollte sie es, wenn ihr Vater und Mutter im Grabe liegen, wenn sie Bruder und Schwester nicht hat und wenn man ihr den Geliebten genommen! Eine ähnliche Apostrophe der dunkeln Wälder hat ein russisches Volkslied bei Sacharov (2, 252) und ein anderes bei Kirějevskij (1, 90). Die Verwaisung und Verlassenheit wird in sehr ähnlicher Weise in einigen neuböhmischen Liedervarianten beschrieben (Sušil 488 und 489, Erben 108). 14) Skřivánek (die Lerche), ein Lied in 16 abwechselnd sieben- und sechssilbigen Versen. Die Lerche fragt das traurige Mädchen nach der Ursache der Trauer und das Mädchen antwortet, daß ihr Geliebter in die Burg weggeführt worden; hätte sie eine Feder, so wollte sie einen Brief schreiben und die Lerche möchte ihn dem Geliebten bringen; da aber keine Feder und kein Blatt zu haben ist, so läßt das Mädchen den Geliebten durch die Lerche grüßen und ihm sagen, daß sie vor Gram verschmachtet. Auch dieses Lied hat in der slawischen Volkspoesie zahlreiche Parallelen; Vögel reden den Menschen an und dienen als Liebesboten, Briefe werden geschrieben (s. Jireček, „Echtheit" 67; Vuk 2, 237). — In poetischer Beziehung sind namentlich die Lieder von hohem Werthe; sie sind voll natürlicher Frische und Anmuth und den schönsten slawischen Volksliedern beizuzählen. In den epischen Gedichten offenbart sich wohlüberlegte Composition der Handlung, theils auch eine leitende Idee; in beiderlei Beziehung gehören namentlich „Záboj" und „Jaroslav" zu den schönsten epischen Dichtungen der böhmischen Sprache. In der Composition zeigen „Záboj" und „Čestmír", ferner „Zbyhoň" und „Jelen" viel Aehnlichkeit. — Die Handschrift hat 1817 Wenzel Hanka im Beisein anderer in einem Kirchengewölbe in Königinhof entdeckt und 1819 mit deutscher Uebersetzung von W. A. Svoboda herausgegeben; seit der Zeit werden die Ausgaben immer häufiger (darunter auch eine photographische Ausgabe 1862) und ebenso die Uebersetzungen in alle slawischen und in die meisten europäischen Sprachen. Die Handschrift wurde für echt gehalten und in das Ende des 13. Jahrh. gesetzt, bis 1837 Kopitar (unter dem Namen Cosmas Luden, in Gersdorf's „Repertorium der gesammten deutschen Literatur", Bd. 14, 183) der Ansicht Ausdruck gab, daß die Handschrift unecht sein könnte. Mittlerweile ist Hanka in Verdacht gerathen, altböhmische Texte gefälscht zu haben, und es wurden solche Fälschungen auch nachgewiesen. Infolge dessen ist die Kritik berechtigt, ja verpflichtet, über die Echtheit oder Unechtheit eines jeden Textes, dessen Provenienz mit Hanka zusammenhängt, also auch der Königinhofer Handschrift, besondere Zeugnisse zu suchen. Diese Ansicht hat sich Bahn gebrochen und seit 1858 eine nicht leicht übersehbare Reihe von Kundgebungen zur Folge gehabt, in denen einestheils Zeugnisse gegen die Echtheit der Handschrift vorgebracht, anderntheils dieselben widerlegt und Zeugnisse für die Echtheit angeführt wurden. Die Literatur, die hieraus erwachsen ist, ist für die ältere Phase der Controverse in dem Werke der Brüder Joseph und Hermenegild Jireček, „Echtheit der Königinhofer Handschrift" (Prag 1862) verzeichnet und verarbeitet; eine Uebersicht alles dessen, was über diesen Gegenstand bis 1868 in deutscher Sprache geschrieben erschien, gibt Krummel's Aufsatz „Die Literatur über die Königinhofer Handschrift" in den Heidelberger Jahrbüchern 1868; einen chronologischen und sachlichen Ueberblick des Ganzen bis 1877 (zum Theil bis 1879) bietet die ausführliche Schrift Storoženko's „Rukopisi Zelenogorskaja i Kraledvorskaja" („Die Grüneberger und Königinhofer Handschrift" 1. Heft, Kiev 1880, 291 S. 4°.). Eine Zusammenfassung und Abwägung aller Zeugnisse, pro und contra, ist bisher nicht unternommen worden und ist nicht durchzuführen, solange ein wichtiger Theil der Zeugnisse noch aussteht. Dreierlei ist in Betracht zu ziehen: die Sprache, der Inhalt und das Manuscript. Die Sprache weicht von dem gewöhnlichen und normalen Altböhmischen stark ab; unter den Abweichungen sind einige dialecktische Spuren, die nach Mähren hinweisen. In Betreff des Inhalts ist auf die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der epischen Gedichte mit geschichtlichen Berichten nur insofern Gewicht zu legen, als dieser Umstand irgendein sicheres Zeugniß zu liefern im stande ist; im allgemeinen ist Nichtübereinstimmung mit der Geschichte kein Zeugniß gegen die Echtheit. Wichtig ist der alterthümliche oder neoterische Charakter der Dichtungen; doch hat hier das subjective Dafürhalten zu großen Spielraum, dasselbe Gedicht scheint den einen alterthümlich, den andern modern. Sehr wichtig sind für die untersuchende Kritik die zahlreichen Fälle, wo einzelne Formen, Wendungen, Gedanken oder sogar der Wortlaut mit andern Texten übereinstimmen; solche Texte sind namentlich die slawischen Volkslieder, ferner die altrussische „Ypatiever Chronik", die altböhmische „Alexandreis", die sogenannte „Königgrätzer Handschrift", „Stilfrid", „Miltone", die „Trojanerchronik, die „Grüneberger Handschrift", einige Schriften Hanka's und die ihm zugeschriebenen Fälschungen. In Bezug auf Sprache und Inhalt ist bereits vieles untersucht und festgestellt worden, aber bei weitem noch nicht alles. Dagegen ist eine genaue chemische und paläognostische Untersuchung des Manuscripts, welche der Verwaltungsausschuß des Böhmischen Nationalmuseums 1881 angeordnet hat, erst abzuwarten. Wird diese Untersuchung ein sicheres Resultat zu finden im stande sein und wird sich das Manuscript hierbei als alt erweisen, so werden die sprachlichen Abweichungen theils als dialektische Eigenthümlichkeiten Erklärung finden, theils als Probleme oder Fehler stehen bleiben. Sollte aber die Prüfung ungünstig ausfallen, so wird die weitere Frage zu beantworten sein, wie der Inhalt des Manuscripts zu stande gebracht worden sei, der Inhalt mit den vielen oben erwähnten Parallelen, die ihn mit später (nach 1817) bekannt gewordenen slawischen Volksliedern verknüpfen, und mit der Reihe von Einzelheiten, die an-

fangs unverständlich waren oder für zweifelhaft und fehlerhaft galten, aber bei späterer Untersuchung sich als richtig oder erklärlich herausgestellt haben. (*J. Gebauer.*)

KÖNIGK-TOLLERT (Alexander von, eigentlich Lysarch, genannt Königk), Schauspieler und Dichter, wurde in Riga am 28. Aug. (9. Sept.) 1811 geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht im älterlichen Hause genossen, besuchte er von 1820—1825 die Domschule und dann bis 1828 das Gymnasium seiner Vaterstadt, worauf er als Zögling der Militärakademie (der jetzigen Nikolai-Ingenieurschule) in St.-Petersburg aufgenommen und am Schlusse des J. 1831 zum Feldingenieur-Offizier befördert wurde. Im J. 1832 kam er zum Generalstab des abgesonderten kaukasischen Corps nach Tiflis und im J. 1834 zum Ingenieurcommando nach Riga, wo er sich verheirathete. — Zu Anfang des J. 1835 nahm er seinen Abschied aus dem Militärdienste und machte eine Excursion nach Preußen. Von einem innern Drange beseelt, debutirte er hier mehrere Monate lang bei den Theatern in Tilsit, Memel, Gumbinnen und Insterburg als Schauspieler. Auf den Wunsch seiner Aeltern kehrte er zu Anfang des J. 1836 nach Rußland zurück, legte an der Universität zu Dorpat ein Examen ab, infolge dessen er sofort die Vocation als Lehrer der russischen Sprache an der Kreisschule zu Bauske in Kurland erhielt. Im J. 1838 wurde er, nach vorhergegangener Prüfung im Departement des auswärtigen Handels in St.-Petersburg, zum Translateur des rigaschen Zollamtes erwählt, in welcher Stellung er den Rang eines Collegiensecretärs erhielt. Indessen gab er im J. 1842 den Staatsdienst ganz auf und nahm unter dem früher schon von ihm beim Theater und in der literarischen Welt seit 1830 geführten Namen „Tollert" ein Engagement bei der St.-Petersburger Hofbühne an. (Vgl. Oldekop's Russ. Merkur, Walther's Magazin und die rigaschen Zeitschriften der vierziger Jahre.) Seit jener Zeit — eine Kunstreise durch Deutschland abgerechnet — verblieb Königk-Tollert in St.-Petersburg, wo er einer der gefeiertsten Größen des kaiserl. deutschen Hoftheaters war, und benutzte seine Mußestunden, um in der Dichtkunst thätig zu sein. Schon im J. 1855 beabsichtigte er, eine Gesammtausgabe seiner in verschiedenen Almanachen und Zeitschriften zerstreut erschienenen Gedichte herauszugeben, kam aber ebenso wenig dazu wie 1879 zur Gesammtausgabe seiner Dramen, die über 50 Nummern umfassen und mit mehr oder weniger Beifall zu St.-Petersburg und zum Theil auch auf den Bühnen Deutschlands aufgeführt wurden. Seine Schauspiele: „Die Apothekerin"; „Die Pflegekinder"; „Marie und Bärble" und „Das Fischerhaus"; das Lustspiel: „Im Frühling" und die Melodramen: „Traumbilder" sowie „Das Leben und die Blumen" sind noch jetzt, in unserer schnelllebigen Zeit nicht ganz vom Repertoir der deutschen Bühnen verschwunden. Nachdem Königk-Tollert 25 Jahre als kaiserl. Hofschauspieler ehrenvoll gewirkt hatte, nahm er im Frühjahre 1879 seinen Abschied und veröffentlichte in demselben Sommer im St.-Petersburger „Herold" seine interessante Selbstbiographie: „Memoiren eines Schauspielers", und den etwas magern „Abriß einer Geschichte des Deutschen Theaters in St.-Petersburg". Bald darauf indessen starb der als Mensch, Künstler und Schriftsteller gleichgeachtete Königk-Tollert am 30. Juli 1880 zu St.-Petersburg. (*P. Th. Falck.*)

KÖNIGSAAL (Aula regia, Zbraslaw), Vorort und Amtssitz des gleichnamigen Bezirks, Städtchen zwei Stunden südlich von Prag am linken Ufer der Moldau und am rechten Ufer des Flüßchens Beraun, das hier in die Moldau mündet. Als Station der Böhmischen Westbahn sowie der moldauaufwärts fahrenden Dampfer ist es von Prag aus leicht erreichbar und wird gern im Sommer von den Pragern besucht, namentlich wegen des gegenüber am rechten Moldauufer romantisch gelegenen Unterhaltungsplatzes „Zawist". Nach der Volkszählung vom J. 1880 hatte es 1598 zumeist czechische Einwohner, welche vom Kleingewerbe, besonders der Korbflechterei und der Landwirthschaft, sich ernähren. Zum Pfarrsprengel gehören die Dörfer: Vanie, Groß- und Klein-Chuchel, Lahowitz, Lippan, Lippenetz, Zabielitz und Zawobřesk. Neben einer vierklassigen czechischen Volksschule mit 438 Kindern (im J. 1884) besteht im Orte eine deutsche von der israelitischen Cultusgemeinde erhaltene Privatschule mit 23 Schülern. In der Geschichte der böhmischen Zuckerindustrie nimmt Königsaal einen hervorragenden Platz ein. Schon im J. 1787 bestand daselbst unter dem Namen „k. k. privil. böhmische Gesellschaft" eine Actiengesellschaft zum Betrieb einer Zuckerraffinerie, nach deren Eingange die Herrschaftsbesitzer (Fürst Oettingen-Wallerstein) und die Firma Anton Richter in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. große Etablissements zur Erzeugung von Runkelrübenzucker und Zuckerraffinerien errichteten. Dieselben bestehen gegenwärtig nicht mehr.

In der ältern böhmischen Landesgeschichte spielte Königsaal durch sein reichbegütertes und hochangesehenes Cistercienserkloster eine wichtige Rolle. Dasselbe wurde von König Wenzel II. infolge eines Gelübdes für die glückliche Besiegung der Falkensteinischen Verschwörung im J. 1290 gestiftet und mit Mönchen aus dem sedletzer Kloster besetzt. Der König weilte gern im neugegründeten Stifte und fand in der Klosterkirche seine letzte Ruhestätte. Auch sein Sohn Wenzel III., dessen Nachfolger König Rudolf, ferner die Königinnen Elisabeth, Gemahlin König Johann's, und Johanna, Gemahlin König Wenzel IV., sowie mehrere přemyslidische und luxemburgische Prinzessinnen wurden in der königsaaler Gruft beigesetzt. In den Hussitenkriegen wurde das Kloster sammt der Kirche ausgeplündert und zerstört. Die Särge in der königlichen Gruft wurden erbrochen, die Leichname ihrer Gewänder beraubt und die Gebeine zerstreut (am 10. Aug. 1420). Gegen Ende des 16. Jahrh. wurde das Kloster neu aufgebaut, konnte sich aber zum alten Glanz nicht wieder erheben. Es erlitt abermalige Verwüstungen und Plünderungen 1611 durch die passauer, 1618 durch die ungarischen Hülfstruppen des Kaisers und 1639 durch die Schweden. Im J. 1785 wurde das Kloster durch Kaiser Joseph II. aufgehoben. Die Stiftsherrschaft fiel an den Religionsfonds, wurde aber 1827

von der k. k. Hofkammer öffentlich versteigert und vom Fürsten Friedrich Kraft Heinrich von Oettingen-Wallerstein erstanden. Die ehemaligen Conventsgebäude wurden zu Wohnungen oder Fabrikszwecken angewendet. Die alte Prälatur wandelte sich in ein fürstliches Schloß um. Die in ihrem ursprünglich gothischen Stile nicht rein erhaltene und vielfach umgebaute Stiftskirche dient gegenwärtig als Pfarrkirche. Von den wenigen aus älterer Zeit stammenden Ueberbleibseln in derselben ist ein Altarblatt, die Jungfrau Maria auf Holz gemalt, hervorzuheben, ein werthvolles Kunstwerk der byzantinischen Schule, das angeblich schon Wenzel II. der Kirche geschenkt hat. An weitern Sehenswürdigkeiten bietet die Kirche ältere Holzschnitzereien und Bilder von Skreta, Brandl und Piazetti.

Das Kloster zählte während seines Bestandes 35 Aebte, von denen die drei ersten Konrad von Erfurt, Otto von Thüringen und Peter von Zittau eine besondere Erwähnung verdienen. Konrad, früher Abt von Ossek und Prior in Sedletz, war der erste Abt des Klosters. Er leitete den Bau desselben seit 1292 und erwarb sich bald das volle Vertrauen und die Freundschaft des Königs Wenzel II., der ihn in allen Familien- und Staatsgeschäften zu Rathe zog und zu besondern politischen Missionen verwendete. Auch dem jungen Wenzel III. stand Konrad als treuer Rathgeber und ernster Mahner zur Seite. Sein Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten machte sich unter Rudolf und Heinrich von Kärnten gleichfalls geltend. Im J. 1309 stand er an der Spitze jener böhmischen Gesandtschaft, welche Kaiser Heinrich VII. bat, seinen Sohn Johann auf den Königsthron von Böhmen zu erheben. Im J. 1297 hatte er seine Abtswürde niedergelegt; da aber sein Nachfolger Otto schon nach einem halben Jahre resignirte, übernahm er auf Drängen der Brüder von neuem bis zum J. 1316 die Leitung des Klosters. Von da ab zog er sich zurück und starb im J. 1329. — Otto von Thüringen (gest. 1314), der von 1297 bis 1298 ein halbes Jahr die Abtswürde innehatte, dieselbe aber wahrscheinlich wegen Kränklichkeit niederlegte, ist der Mitverfasser der Königsaaler Geschichtsquellen, des Hauptquellenwerkes für die böhmische Geschichte in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Freilich fällt auf ihn nur eine kleinere und minder gehaltvolle Partie, nämlich ein Stück der Biographie des Königs Wenzel II., während Peter von Zittau der Ruhm gebührt, dem weitaus größern und innerlich werthvollern Theil (Schluß der Biographie Wenzel's II. und Fortsetzung der Zeitgeschichte bis zum J. 1338) niedergeschrieben zu haben. Peter stand zu dem ersten Abte Konrad in innigen Beziehungen, begleitete denselben als Secretär auf der wichtigen Reise nach Deutschland im J. 1309 und fand allenthalben reichliche Gelegenheit, in das innere Getriebe der zeitgenössischen Geschichte Einblick zu nehmen. Von 1316 bis 1338 leitete er als Abt die Geschäfte seines Klosters. In letzterm Jahre dürfte er resignirt haben und im darauffolgenden gestorben sein. Sein Memoirenwerk ist in politischer und culturhistorischer Richtung nicht blos für die Geschichte Böhmens von der größten Bedeutung, sondern bildet eine der hervorragendsten Geschichtsquellen des betreffenden Zeitalters überhaupt. Es ist bereits im vorigen Jahrhundert durch Dobner („Chronica aulae regiae. — Monumenta historica Boemiae“ V, 1784) veröffentlicht worden, fand aber neuestens durch Loserth („Die Königsaaler Geschichtsquellen“. — Fontes rer. austriac. Script. VIII, 1875) eine allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechende kritische Ausgabe. (*L. Schlesinger.*)

KÖNIGSBACH, Pfarrdorf im badischen Kreise Karlsruhe, zum Bezirksamt Durlach gehörig, mit 2015 Einw. (1880), in einem anmuthigen Wiesenthale am Remsbache gelegen, der sich am Ende des Dorfes mit dem von Stein kommenden Mühlenbache vereinigt und in die Pfinz mündet. Königsbach ist Station der Pfinzthalbahn Karlsruhe-Pforzheim, das Stationsgebäude ist hoch über dem Dorfe gelegen. Die Einwohner treiben Feld- und Wiesenbau, Viehzucht und Gewerbe. Es wohnen auch 188 Israeliten in Königsbach, welche Handel treiben. Die Kirche überragt das Dorf, das Schloß der Grundherren von St.-André liegt am Ende des Dorfes im Thale. Königsbach hatte schon viel durch Brandschaden zu leiden, namentlich im J. 1859.

Das Dorf ist sehr alt und soll früher in 12 Vogteien getheilt gewesen sein, die ebenso viel Edelleuten gehörten. Im J. 1458 übertrug Markgraf Karl von Baden für sich und seinen Bruder an Erhard von Königsbach und an dessen Gemahlin Christine von Illingen die markgräflichen Güter und Renten zu lebenslänglicher Benutzung. Die übrigen Theile der Vogtei waren Lehen der Burggrafschaft Nürnberg und wurden von den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach vergeben. Im 14. Jahrh. wurde Heinrich Wohlgemuth von Niefern mit Königsbach belehnt; 1427 erhielten die Herren von Venningen $^1/_3$ der Vogtei, während $^1/_6$ die Hofwarte von Sickingen, Nachtschad genannt, innehatten. Nach diesen war Michael von Freiberg Lehensträger bis 1487. Ihm folgten Hans von Königsbach und dessen Witwe bis 1491, dann bis 1518 die Herren von Absberg und nachher die Venningen. Erasmus von Venningen führte 1553 die Reformation ein. Seit 1650 waren $^7/_{12}$ der Vogtei Lehen der Freiherren von St.-André, welche deswegen mit den Freiherren von Sickingen als Nachkommen einer Venningenschen Tochter in langwierige Processe geriethen. Das Haus Baden besaß von jeher die Obergerichtsbarkeit über Königsbach und der ehedem brandenburgische Lehensverband ist später auch an Baden übergegangen. In der Pfarrkirche sind viele Grabdenkmale der Herren von Königsbach mit zum Theil verwitterten Inschriften. (*Wilh. Höchstetter.*)

KÖNIGSBERG (polnisch Królewiec, litauisch Karaliauczus), Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und der Provinz Ostpreußen, die dritte Residenz der preußischen Monarchie, Festung ersten Ranges, bildet einen Stadtkreis von 20,48 □Kilom. und liegt unter 54° 43′ nördl. Br. und 38° 10′ östl. L., an der äußersten Südgrenze Samlands zu beiden Seiten und auf einer Insel des bis hierher für Seeschiffe fahrbaren, 225

Met. breiten und 3,4 Met. tiefen Pregels, welcher in zwei Armen (der Alte Pregel südlich und der Neue Pregel nördlich) die Stadt durchfließt, sich unterhalb der Grünen Brücke vereinigt und 7,5 Kilom. stromabwärts in das Frische Haff mündet. Königsberg ist Station der Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der preußischen Staatsbahnen und der Linien Königsberg-Pillau und Königsberg-Grajewo der Ostpreußischen Südbahn. Der Boden der Stadt, auf dem linken Ufer des Pregels und auf der Insel desselben flach und eben, an der niedrigsten Stelle nur 2,11 Met. über dem Meere gelegen, steigt auf dem rechten Ufer des Flusses bis zu einer Höhe von 23,35 Met. über dem Meere an. Im Südosten, zwischen dem Alten und dem Neuen Pregel, erstrecken sich große Wiesen, die Stadtwiesen, bis dicht an die Stadt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 5,37° R., die jährliche Regenmenge durchschnittlich 62,6 Centim.

Die Zahl der Einwohner betrug 1880: 140,909, davon waren 129,436 Evangelische, 5207 Katholiken und 5082 Juden; 429 waren Sektirer, 755 gehörten andern Religionen an oder erschienen ohne nähere Angabe der Confession. Die Umgangssprache der Bevölkerung ist durchweg die deutsche, in den untern Schichten plattdeutsch, doch wird öffentlicher Gottesdienst auch in polnischer, französischer und litauischer Sprache abgehalten.

Königsberg besteht aus folgenden neun Haupttheilen: 1) aus den 1724 zu einer Stadt vereinigten Gemeinwesen Löbenicht (zwischen Schloßteich und Neuem Pregel östlich), Altstadt (zwischen Schloßteich und Neuem Pregel westlich) und Kneiphof (auf der Pregelinsel); 2) aus den „Freiheiten“ Sackheim, Neue Sorge (Königsstraße mit ihrer nächsten Umgebung) und Roßgarten (diese drei östlich und nordöstlich von Löbenicht), ferner Tragheim und Steindamm (nördlich und nordwestlich von der Altstadt) und schließlich Vorstadt (auf dem linken Ufer des Pregel). Die drei ursprünglichen Städte Löbenicht, Altstadt und Kneiphof waren bis zum Beginn des 18. Jahrh. durch Mauern und Thore voneinander geschieden; die „Freiheiten“ genannten Vorstädte erwuchsen seit dem 16. Jahrh. aus Dörfern, Vorwerken und Gärten. Die Vorstädte und den Schloßteich mit eingerechnet, beträgt der Umkreis der Stadt 15 Kilom. bei einer Gesammtlänge aller Straßen von 82,5 Kilom. Die älteren Stadttheile bestehen meist aus engen, in der Altstadt sich jedoch ziemlich rechtwinkelig schneidenden Straßen, welche mit hohen, schmalen, oft fünfstöckigen Giebelhäusern von beträchtlicher Tiefe besetzt sind, deren Vorbauten vor den untern Stockwerken hier „Wolme“ genannt werden. Der auf Pfählen erbaute Kneiphof, vorzugsweise Sitz der reichen Kaufmannschaft, die Altstadt, wo hauptsächlich die Gewerke hausen, und der am meisten alterthümliche Löbenicht, wo sich die Brauereien befinden, weisen den hanseatischen Baustil auf, der sich am schönsten in der Kneiphöfischen Langgasse erhalten hat. Da der in nicht geringem Grade mangelnde Raum ein Wachsen der Gebäude nur in die Höhe gestattete, so finden sich hier, am meisten in der Altstadt, die Höfe oft in bedeutender Höhe, welche auf den einspringenden Stockwerken angebracht und mit Theerüberzügen und eisernen Geländern versehen sind. In diesen Stadttheilen stehen während des Winters und Frühjahrs die meisten Keller voll Wasser, welches häufig ausgepumpt werden muß. In der Königsstraße, der Junkerstraße, in der Vordern Vorstadt, der Klapperwiese, im Vordern Roßgarten und anderwärts in den Vorstädten erheben sich ansehnliche, schöne Privathäuser neuern Stils; auf dem Steindamme, in der Königsstraße, auf dem Sackheim und Tragheim finden sich hinter den Gebäuden auch große Gärten. Die Französische Straße besitzt die meisten Kaufläden; die Königsstraße und die von ihr südlich abgehende Landhofmeisterstraße waren einst vorherrschend das Viertel der Aristokratie; doch hat die frühere Sitte der größeren Gutsherren fast ganz aufgehört, den ganzen Winter in Königsberg zuzubringen und zu diesem Zwecke hier ein eigenes Haus zu besitzen. Die Vorstadt, von der ein Theil zwischen der Hauptstraße Vordere Vorstadt und dem Fort Friedrichsburg „Insel Venedig“ heißt, ist das Quartier der Juden. Das lebhafteste Straßentreiben bewegt sich auf dem Steindamme, in der Junker- und Französischen Straße. Da der Höhenrücken, welcher die Stadt rechts vom Flusse durchzieht, ziemlich ansehnlicher Natur ist, so sind die die Ober- und Unterstadt miteinander verbindenden Straßen recht steil.

Unter den zwanzig Kirchen und Bethäusern der Stadt ist der größte und beiweitem hervorragendste Bau der im gothischen Stile aufgeführte Dom. Dieser, auf dem östlichen Theile der Kneiphofinsel, wurde 1333 unter dem Hochmeister Lothar von Braunschweig als Kathedrale des Bisthums Samland begonnen und um die Mitte des 16. Jahrh. vollendet; er ist dreischiffig mit wenig erhöhtem Mittelschiffe, 92,3 Met. lang, 25,7 Met. breit und hat zwei Westthürme, von denen nur der eine bis zu 57 Met. Höhe aufsteigende vollendet ist. In dem schon 1339 beendeten Chore befinden sich mehrere im Renaissancestile ausgeführte Grabdenkmäler, so das große, beinahe die ganze östliche Wand einnehmende des Herzogs Albrecht von Preußen mit seiner Marmorstatue nebst der seiner zweiten Gemahlin Dorothea, der Markgräfin Elisabeth, des Kanzlers Johann von Kospoth (auf der Nordseite, in schwarzem und weißem Marmor), des ersten lutherischen Bischofs G. von Polenz, des Landhofmeisters von Wallenrodt u. a. In den Grüften sind außer Herzog Albrecht und seinen Nachkommen noch fünf Hochmeister des Deutschen Ordens beigesetzt, deren erster Ludwig von Erlichshausen (gest. 1467) war, der seine Residenz von der Marienburg nach Königsberg verlegt hatte. Auch Anna Melanchthon, Gattin des ersten Rectors der hiesigen Universität, wurde hier bestattet. In einer „Stoa Kantiana“ genannten offenen Halle an der äußern Nordseite des Chors ruhen in doppeltem Zinksarge die sterblichen Reste Kant's; über dem 1809 von Scheffner, dem Freunde Kant's, gestifteten Steine mit Inschrift, welcher die Gruft deckt, befindet sich auf einem Marmorpostamente eine aus Siemering's Atelier hervorgegangene, in carrarischem Marmor ausgeführte Copie der im Staats-Sitzungsaale der neuen Universität vorhande-

nen Büste des Philosophen; die Wand dahinter schmückt eine von Neide grau in grau ausgeführte Copie von Rafael's Schule von Athen. Im Innern des Doms sind noch bemerkenswerth die prachtvolle große, 1721 von Joh. Josua Mosengel vollendete Orgel und alterthümliche Kirchenstühle in schöner Schnitzarbeit. Vgl. Gebser und Hagen, „Beschreibung des Doms zu Königsberg" (2 Thle., Königsberg 1833—35).

Die 1839—43 nach Schinkel's bedeutend verkleinerten und wesentlich abgeänderten Plänen neuerbaute Altstädtische Kirche leidet im Innern an einer zu großen Ueberladenheit mit Säulen. Ein Granitwürfel bezeichnet auf dem Altstädtischen Kirchenplatze die Stelle des Altars der ehemaligen Altstädtischen Kirche sowie die Stelle, wo der 1575 im Dienste des Herzogs von Preußen verstorbene älteste Sohn Luther's, Johannes, ruht. Die 1616 erbaute katholische Kirche, östlich vom Löbenicht, hat einen Kuppelthurm. Die bedeutendere der beiden Synagogen, in der Vorstadt, wurde 1811 aufgeführt.

Das königliche Schloß, in hoher die Stadt beherrschender Lage, das gewaltigste Bauwerk Königsbergs, westlich von der Südspitze des Schloßteiches, ist ein 105 Met. langes und 67 Met. breites Viereck, das einen großen Hof umschließt, mit einem im gothischen Stile erbauten 87 Met. hohen Thurme, als Deutsche Ordensburg 1255 gegründet, 1532—54 und im 18. Jahrh. mehrfach umgebaut und erweitert, war seit 1457 Sitz der Hochmeister des Ordens und seit 1525 der Herzoge von Preußen. Die Nordseite ist der älteste Theil des Schlosses. Im westlichen Flügel befindet sich die 1592—94 erbaute Schloßkirche, der ehemalige Versammlungssaal der Ritter, welche ihren Gottesdienst in einer Kapelle abhielten. Hier fand am 18. Jan. 1701 die Krönung König Friedrich's I., am 18. Oct. 1861 die Wilhelm's I. statt; große Gedenktafeln an den Wänden bekunden die Namen jener Söhne der Provinz, welche während der Freiheitskriege für das Vaterland gefallen sind. Ueber die Gewölbe der Kirche hin läuft der 83 Met. lange, 18 Met. breite und 6 Met. hohe Moskowiter-Saal, einer der größten Säle des Deutschen Reiches, welcher gelegentlich bei großen Festlichkeiten sowie für Gewerbe- und Kunstausstellungen benutzt wird. Aus seinen großen Fenstern genießt man nach allen vier Seiten eine schöne Aussicht auf die Stadt; umfassender ist jedoch die Rundsicht, welche der große Schloßthurm gewährt. In den umfangreichen Kellern des Nordflügels befindet sich ein Weinlager nebst einer Weinstube, welche den Namen das „Blutgericht" führt, zur Erinnerung an die früher daselbst befindlichen Folterkammern. Im südöstlichen von Schlüter im Renaissancestile erbauten Eckpavillon liegen die Gemächer, welche zeitweise von Mitgliedern der königlichen Familie bei gelegentlicher Anwesenheit in Königsberg bewohnt werden. Außerdem enthält das Schloß das Oberpräsidium, die Amtsräume des Consistoriums und des Medicinal-Collegiums, das Staatsarchiv, Bibliotheken, Kassen, die antiquarische Sammlung der Alterthumsgesellschaft Prussia, reich an Funden aus der vorgeschichtlichen Zeit Samlands, den Sitzungssaal der königl. Deutschen Gesellschaft, die Kunst- und Gewerbeschule, die Hauptwache und Privatwohnungen von Beamten.

Nordwestlich begrenzt den mit Anlagen geschmückten Königsgarten, dem sich südlich der Paradeplatz anschließt, das neue Universitätsgebäude, zu welchem bei Gelegenheit des 300jährigen Jubiläums der Hochschule 1844 König Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein legte und das 1862 nach Plänen Stüler's im Renaissancestile vollendet wurde; oben inmitten der Façade ist ein Reiterbild des Herzogs Albrecht, des Stifters der Universität, in Hochrelief angebracht; unten befinden sich in Nischen die Standbilder Luther's und Melanchthon's, welche auf den echt lutherischen Charakter des Collegium Albertinum hinweisen; hoch oben sind Porträtmedaillons von 14 der bedeutendsten Lehrer dieser Hochschule angebracht. Das stattliche von Marmorsäulen getragene Treppenhaus führt in das Zimmer der Senatssitzungen, welches von einem von Lauchert gemalten großen Bildnisse des preußischen Kronprinzen im Rectorornat und einer von Hagemann bei Lebzeiten des großen Philosophen modellirten, von Schadow gefertigten Büste des achtzigjährigen Kant geschmückt wird. Die Wände der 19 Met. langen, 13 Met. breiten, von einem Sterngewölbe überdeckten Aula zieren treffliche von Rosenfelder, Gräf, Piotrowski, Heydeck und Neide gemalte Fresken, welche in vier großen und acht kleinern Feldern die Wissenschaften und Künste zur Darstellung bringen. — Auf der nordöstlichen Seite des Paradeplatzes erhebt sich das 1809 erbaute Schauspielhaus, hinter demselben das 1876 vollendete Justizgebäude, in der Mittel-Tragheimstraße das 1802 im italienischen Renaissancestil vollendete Regierungsgebäude. Gegenüber der Altstädtischen Kirche befindet sich das 1848—49 aufgeführte große Postgebäude.

Das in der Königsstraße belegene Gebäude der Kunstakademie enthält in seinem obern Stocke das Stadt-Museum mit einer Gemäldesammlung von gegen 300 meist der neuesten Zeit angehörigen Bildern. Unter den Werken moderner Meister sind vor allem hervorzuheben: Jos. Brandt, Ukrainische Kosacken; Brendel, Schafheerde; W. Camphausen, Blücher und Wellington nach der Schlacht bei Belle-Alliance; Defregger, Verbotene Jagd und Andreas Hofer's letzter Gang; P. Delaroche, Bartholomäusnacht; K. Hübner, Die Auspfändung; Kalckreuth, See in den Hoch-Pyrenäen; L. Knaus, Zigeunerrast; K. F. Lessing, Betender Mönch am Sarge Kaiser Heinrich's IV.; Pistorius, Dorfgeiger; L. Rosenfelder, Besitznahme der Marienburg durch die Söldnerführer des Deutschen Ordens (1457); Tidemand, Austheilung des Abendmahls in einer norwegischen Bauernhütte. Durch Friedrich Wilhelm III. wurden auch 52 Bilder älterer italienischer Malerschulen und mehrere niederländischer Meister (unter letztern der Nachlaß Hippel's) aus dem Magazin des berliner Museums dem städtischen Museum Königsbergs überwiesen; dieselben weisen zwar keinen hohen Kunstwerth auf, immerhin vermögen sie als Erzeugnisse früherer Stilarten eine geschichtliche Erweiterung der Samm-

lung zu bieten. In den Seitenflügeln ist eine Collection von Gipsabgüssen aufgestellt.

Hart am linken Ufer des Pregels, zwischen der Grünen- und der Köttelbrücke erhebt sich die 1875 nach dem Plane Heinrich Müller's zu Bremen im italienischen Renaissancestile vollendete neue Börse, zugleich Sitz des Commerz- und Admiralitätscollegiums sowie des Vorsteheramts der Kaufmannschaft, der stattlichste Neubau Königsbergs, welcher 73 Met. in der Länge und 23,5 Met. in der Breite mißt. Die Hauptfront der Börse befindet sich auf der Westseite. Die große Freitreppe des Haupteingangs wird von zwei großen Löwen aus Stein flankirt; der Hauptsaal erstreckt sich durch zwei Stockwerke; auf der Flußseite befindet sich eine Veranda, auf der Straßenseite eine Reihe von Läden, im Untergeschosse der Restaurationstunnel. Die Sandsteingruppen an den vier Ecken des flachen Daches, die vier großen Erdtheile darstellend, sind das Werk Hundrieser's, eines zu Königsberg geborenen Bildhauers. — Das Kneiphöfische Rathhaus wurde 1695 umgebaut. — Eine neue Glaspassage verbindet die Königsstraße mit dem Vordern Roßgarten.

Gegenüber der Ostseite des Schlosses und dem großen Portal desselben erhebt sich ein lebensgroßes Bronzestandbild König Friedrich's I., „Dem edeln Volk der Preußen zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue den 18. Januar 1801 gewidmet von Friedrich Wilhelm III."; dasselbe ist ein Werk von Jakobi und Schlüter und wurde am 3. Aug. 1802 aufgestellt. — Die Mitte des Königsgartens ziert das am 3. Aug. 1851 enthüllte 5 Met. hohe bronzirte Reiterstandbild Friedrich Wilhelm's III., Erzguß nach einem von Kiß gefertigten Modell; der 6,3 Met. hohe Sockel ist mit Reliefs geschmückt, welche Scenen aus dem Familienleben des Königs während seines Aufenthalts zu Königsberg in den Jahren 1807—1809, die Reformgesetzgebung des Monarchen unter Mitwirkung von Stein, Hardenberg und Scharnhorst, die Errichtung der Landwehr im Februar 1813 und die Segnungen des wiederkehrenden Friedens veranschaulichen. — Auf demselben Platze, etwas südwestlich vom eben erwähnten Monument, befindet sich die ursprünglich nahe der Nordwestecke des Schlosses 1864 in einer Halbrotunde auf hohem Granitsockel aufgestellte Bronzestatue Kant's; dieselbe, ein Werk Rauch's, stellt den Philosophen in seinem 30. Lebensjahre dar. In der Prinzessinstraße Nr. 3 steht das kleine Haus, in welchem Kant wohnte und lehrte von 1793 bis 1. Febr. 1804, wie die Inschrift auf einer Marmortafel über der Hausthür meldet. — Vor dem Gebäude der Kunstakademie in der Königsstraße erhebt sich ein eiserner Obelisk, „Dem Staatsminister Heinr. Theod. von Schön bei seinem Austritte aus dem Staatsdienst, den 8. Juni 1843, von seinen dankbaren Mitbürgern" gewidmet. — In dem im Westen der Stadt rechts vom Pregel neuangelegten schönen Volksgarten befindet sich ein Denkmal für die im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 und 1871 Gefallenen.

Unter den innerhalb der Stadt über den Pregel führenden acht Brücken ist die auf Steinpfeilern ruhende eiserne Eisenbahn-Gitterbrücke mit drehbarem Joche zum Durchlassen der Seeschiffe bemerkenswerth. Die Grüne Brücke, welche die Kneiphöfische Langgasse mit der Vorstadt in Verbindung setzt, gewährt nach Osten und besonders nach Westen einen ungemein interessanten Ueberblick über den Pregel.

Die Befestigungen bestehen aus dem seit 1843 angelegten, die Stadt dicht umschließenden Hauptwalle und einem Kranze von 12 weit vorgeschobenen Außenforts; innerhalb der Wälle befinden sich noch zwei große Werke: die Kaserne Kronprinz auf Herzogsacker und Fort Friedrichsburg; letzteres überwacht den durch den „Holländer Baum" schließbaren Ausfluß des Pregels am westlichen Ende der Stadt. Die Festung vermag im Kriege eine ganze Armee in sich aufzunehmen, sie beherrscht die Mündung des Pregels in das Frische Haff, welch letzteres für Zufuhr und Verstärkungen nicht versperrt werden kann, solange Pillau sich hält. Trotz der flachen Gegend, in welcher Königsberg liegt, ist es von der Natur noch dadurch außerordentlich begünstigt, daß das sumpfige Flußgelände oberhalb der Stadt bis nach Tapiau hin einen Uebergang über den Fluß oder die Herstellung von Brücken und damit eine Umfassung des wichtigen Waffenplatzes auch auf der Landseite sehr erschwert.

Die östlichen Festungsthore zeichnen sich durch ihren Sculpturenschmuck aus: das Königsthor mit den Standbildern des Königs Ottokar von Böhmen, des Herzogs Albrecht und des Königs Friedrich I.; rechts davon das Sackheimer Thor mit den Medaillonporträts von York und Bülow von Dennewitz; links vom Königsthore das Roßgärtner Thor mit den Statuen Scharnhorst's und Gneisenau's. Das Steindammer Thor im Nordwesten wurde 1879 bedeutend erweitert und ist am Mittelpfeiler der Stadtseite durch ein Standbild Friedrich Wilhelm's IV. geschmückt.

Zur besondern Zierde gereicht Königsberg der die Stadttheile rechts vom Pregel zu zwei Dritteln durchschneidende Schloßteich, welcher sich von Nordnordosten nach Südsüdwesten von der Nähe des Roßgärtner Thores bis fast an das Schloß erstreckt; den schönsten Blick auf dieses 12 Met. über dem Pregel gelegene Wasserbecken und die ihn umgebenden großen mit alten Bäumen geschmückten Gärten (Börsengarten, Logengärten) genießt man von der Schloßteichbrücke, welche, nur für Fußgänger zugänglich, Paradeplatz- und Roßgärtnermarkt miteinander verbindet. Der Schloßteich wird durch den nördlich anstoßenden, 10 Met. höher belegenen Oberteich gespeist. Vor dem Steindammer Thore führt eine schattige, sehr belebte Promenade durch die Hufen, eine Gruppe von Villen, Parks, Vergnügungsetablissements und Wirthshäusern. Im Park Luisenwahl, links am Ende der Hufen, befindet sich eine Halbrotunde mit Medaillonbüste der Königin Luise.

Königsberg ist Sitz des Oberpräsidenten der Provinz Ostpreußen, des Provinzial-Schulcollegiums, des Medicinalcollegiums, des Consistoriums für Ost- und Westpreußen, des Generalsuperintendenten für Ostpreußen,

des Provinzial-Synodalvorstandes, der Provinzial-Steuerdirection, zweier Erbschafts-Steuerämter und Stempelfiscalate, eines Hauptsteueramts, der ostpreußischen General-Landschaftsdirection, des Landesdirectors, des Provinzialausschusses, der Provinzial-Aichungsinspection für Ost- und Westpreußen, der Inspection der Provinzial-Landstraßenbau-Verwaltung, der Fabrikeninspection für die Regierungsbezirke Königsberg, Gumbinnen, Danzig und Marienwerder, der Regierung für den Regierungsbezirk Königsberg, eines Ober-Landesgerichts, einer kaiserlichen Disciplinarkammer für die Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen, eines Landgerichts nebst Kammer für Handelssachen, eines Schwur- und Amtsgerichts, letzteres mit Gerichtstagen in Kranz- und Liska-Schaaken, eines Oberstaatsanwalts, eines Staatsanwalts und eines Vorstandes der Anwaltskammer, eines Bezirks-Verwaltungsgerichts, der kaiserlichen Ober-Postdirection für den Regierungsbezirk Königsberg, eines königlichen Eisenbahn-Betriebsamtes, der Direction und des Verwaltungsraths der Ostpreußischen Südbahn, eines Polizeipräsidiums, des Landrathsamts für den Landkreis Königsberg, eines Kreisphysikus, eines Kreis-Wundarztes, des Thierarztes für den Stadt- und Landkreis Königsberg (zugleich Departements-Thierarzt), der Kreiskasse für den Landkreis Königsberg, des Katastercontroleurs für den Stadt- und Landkreis Königsberg, eines Kreis-Schulinspectors, eines königlichen Aichungsamts, einer Hafen-Polizeicommission; Königsberg hat ein Postamt erster Klasse, ein Bahn-Postamt (Nr. 25, auf dem Ostbahnhofe), vier Stadtpostanstalten, welche unmittelbar unter der Ober-Postdirection stehen, zwei Postagenturen (Oberhaberberg und Rassengarten), ein Telegraphenamt erster Klasse mit zwei Zweig-Telegraphenstellen, ein Eisenbahn-Telegraphenamt und eine Posthalterei.

Ferner ist Königsberg Sitz des Generalcommandos des I. Armeecorps, der Stäbe der 1. Division, der 1. und 2. Infanteriebrigade, der 1. Cavaleriebrigade, der 1. Feld-Artilleriebrigade und der 1. Gensdarmeriebrigade sowie der 1. Festungsinspection (für Königsberg, Pillau, Memel und Feste Boyen). Es befinden sich hier in Garnison: Stab und drei Bataillone des Grenadierregiments Kronprinz (1. ostpreußisches) Nr. 1; Stab, 1. und 2. Bataillon des ostpreußischen Füsilierregiments Nr. 33; Stab und 1. Bataillon des 5. ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 41; Stab, 1. und Füsilierbataillon des 6. ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 43; Stab und fünf Schwadronen des ostpreußischen Kürassierregiments Nr. 3, Graf Wrangel; Stab und sechs Feld-, sowie zwei reitende Batterien des ostpreußischen Feld-Artillerieregiments Nr. 1; Stab und zwei Bataillone des ostpreußischen Fuß-Artillerieregiments Nr. 1; das ostpreußische Trainbataillon Nr. 1; das 1. Bataillon vom 1. Garde-Landwehrregiment; der Stab des Reserve-Landwehrbataillons Nr. 33; schließlich sind zu nennen: die Commandantur, die Intendantur des I. Armeecorps, diejenige der 1. Division, die Festungsbau-Direction, ein Artilleriedepot, ein Traindepot, ein Proviantamt, Garnisonverwaltung, Garnisonlazareth, Garnison-Bauinspection und Militär-Lehrschmiede.

Unter den Bildungsanstalten nimmt die erste Stelle ein die 1544 von Herzog Albrecht zur Befestigung der von ihm in Preußen eingeführten Reformation gegründete Universität (Collegium Albertinum; zu Ehren ihres Stifters so genannt, dessen Bildniß, den «Albertus», die königsberger Studenten an ihrer Kopfbedeckung tragen). Die Hochschule zählte unter Kurfürst Friedrich Wilhelm über 2000 Studenten, zu Kant's Zeiten immer über 1000, im Sommersemester 1885 wieder 871 (231 Theologen, 111 Juristen, 251 Mediciner und 278 Philosophen), nachdem die Ziffer der Hörer sich in den letzten Jahrzehnten bisweilen auf durchschnittlich nur 440—500 belaufen hatte. Seit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart lehrten hier sehr bedeutende Männer, wie der erste Rector der Albertina, Georg Sabinus, der Schwiegersohn Melanchthon's, der Liederdichter Simon Dach (1639—59), Kant (1755—1804), der Nationalökonom Kraus (1781—1807), Fichte (1806—1807), Herbart (1809—33), der Astronom Bessel (1810—46), der Anatom und Physiolog Burdach (1814—46), der Philolog Lobeck (1814—60), der Pädagog Dinter (1816—31), der Naturforscher von Bär (1817—29), der Historiker Voigt (1817—63), der Philolog Lachmann (1818—24), der Historiker und Statistiker Schubert (1820—68), der Theolog Olshausen (1821—34), der Mathematiker Jacobi (1823—29), der Kunst- und Literaturhistoriker Hagen (seit 1824), der Politiker und Jurist Simson (1833—60), der Literarhistoriker und Philosoph Rosenkranz, der Historiker Karl Wilh. Nietzsch (1862—72), die Geschichtsforscher und Dichter Felix Dahn (seit 1872) u. a. Ostern 1884 umfaßten die vier Facultäten 46 ordentliche und 24 außerordentliche Professoren, 22 Privatdocenten nebst 2 Lectoren und 4 Sprach- und Exercitienmeistern. Die Universität hat neun Kliniken und Polikliniken (medicinische, chirurgische, geburtshülfliche, augenärztliche), acht Seminare, darunter das 1723 von Friedrich Wilhelm I. für Prediger der polnisch und litauisch redenden preußischen Landestheile gestiftete, einen 1809 angelegten, später sehr erweiterten botanischen Garten, ein anatomisches Theater, ein vorzügliches zoologisches Museum, ein Münzcabinet, ein Mineraliencabinet und eine physikalische Instrumentensammlung, eine Sammlung von Kunstsachen und Gipsabgüssen nach Antiken, physiologische, chemische und pharmaceutisch-chemische Laboratorien, ein agriculturchemisches Laboratorium, ein landwirthschaftliches Institut und Thierklinik und eine sehr schöne, 1811—13 auf einer alten Bastei erbaute, von Bessel eingerichtete Sternwarte, welche durch ihre vortheilhafte Lage fast den ganzen Horizont beherrscht und mit den trefflichsten Instrumenten ausgerüstet ist. Die vereinigte Königliche und Universitätsbibliothek in einem 1731 errichteten Gebäude der Königsstraße umfaßt 220,000 Bände, darunter viele Handschriften, namentlich von Luther, werthvolle Incunabeln und kostbare ältere und neuere Kupferwerke. Etwa 20 Bücher theologischen Inhalts in massiv silbernen Einbänden rühren vom Herzoge Albrecht her. Vgl. Gervais, „Die Gründung der Universität Königs-

berg und deren Säcularfeier 1644 und 1744" (Danzig 1844); Witt, „Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu Königsberg" (Königsberg 1844).

Andere öffentliche Bibliotheken sind: die von Wallenrodt'sche Bibliothek, in zwei Zimmern eines Seitenthurms der Domkirche aufgestellt, gegen 10,000 Bände, vorzüglich aus dem Fache der scholastischen Literatur, und wichtige Handschriften zur preußischen Landes- und Adelsgeschichte; im alten Universitätsgebäude auf dem Kneiphofe die Stadtbibliothek mit 30,000 Bänden. Das Geheime Archiv des ehemaligen Deutschen Ritterordens verwahrt wichtige Urkunden zur preußischen und deutschen Geschichte und hat seit 1811 einen eigenen Director. — An höheren Unterrichtsanstalten bestehen zu Königsberg, abgesehen von der Universität, vier Gymnasien (das Collegium Fridericianum, das Altstädtische, das Kneiphöfische und das Wilhelms-Gymnasium), ein Progymnasium, zwei Realgymnasien und eine höhere (Lobenicht'sche) Bürgerschule; ferner gibt es hier eine königliche Gewerbeschule, eine Provinzial-Kunst- und Gewerkschule, eine Handelsschule und 15 höhere Töchterschulen (2 öffentliche und 13 private).

Von Kunstanstalten sind das Theater und die durch Bemühungen von Schön's 1845 ins Leben gerufene königliche Akademie der Künste und das Stadtmuseum bereits erwähnt worden; ein Conservatorium für Musik wurde 1881 gegründet.

Unter den wissenschaftlichen Vereinen haben namentlich eine bedeutende Thätigkeit entwickelt die Polytechnische Gesellschaft, die Königliche Deutsche Gesellschaft (1745 gestiftet, hält jährlich zwei pflichtmäßige öffentliche Sitzungen am 18. Jan. und am Geburtstage des Königs), die Physikalisch-ökonomische Gesellschaft (1799 von Mohrungen nach Königsberg verlegt, mit einer geologischen Sammlung) und die Alterthumsgesellschaft Prussia (seit 1846, mit archäologischer Sammlung). Schließlich sind hier noch zu nennen: der Verein für die Fauna der Provinz Preußen, der Akademische Leseverein, der 1831 von den Stadträthen Degen, Friedmann und Professor Aug. Hagen begründete Kunstverein, welcher jedes zweite Jahr eine in der Regel reichbeschickte Gemäldeausstellung veranstaltet, die Friedensgesellschaft für Kunst und Wissenschaft. — Die drei hiesigen Freimaurerlogen (Zu den drei Kronen, Vereinigte Loge Todtenkopf und Phönix, Immanuel) haben ihre Logenhäuser auf dem Hintern Tragheim. — Von den königsberger Zeitungen ist die seit 1708, zuerst unter dem Titel „Preußische Fama" erscheinende und in weiten Kreisen der Provinz gelesene Hartung'sche Zeitung fortschrittlich, die Ostpreußische Zeitung conservativ; die Allgemeine Zeitung, welche etwa die Anschauungen des rechten Flügels der Deutsch-freisinnigen Partei vertritt, hat die stärkste Verbreitung. Zwei Journale erscheinen in litauischer, eins in polnischer Sprache.

Außer vielen andern Humanitätsanstalten und zahlreichen milden Stiftungen von Corporationen, Vereinen, Familien und Einzelnen bestehen zu Königsberg eine Provinzial-Blindenanstalt, zwei Taubstummen-Institute (ein königliches und ein auf Wohlthätigkeit begründetes), drei Waisenhäuser (darunter ein königliches und ein städtisches), das große Löbenicht'sche Hospital, das St.-Georgen-Hospital, das Krankenhaus der Barmherzigkeit.

Gemeinnützige Anstalten sind ferner: die Provinzial-Hülfskasse; städtische Sparkasse, Leihamt, Feuerwehr, Arbeitshaus, Gasanstalt, Wasserleitung, sämmtlich städtische Angelegenheit; General-Feuersocietät der ostpreußischen Landschaft, ostpreußische Städte-Feuersocietät und ostpreußische Land-Feuersocietät.

Von Begräbnißplätzen befinden sich noch sieben innerhalb der innern Festungsmauer, überwiegend in der Nähe der letztern, und zwar rechts vom Pregel: der Kirchhof der deutsch-reformirten Gemeinde, der Alt-Roßgärtner-, der Judenkirchhof, der Tragheimer-, der Polnische und der Neu-Roßgärtner Kirchhof, links vom Pregel der Haberberger Friedhof.

Die Lage Königsbergs an einem schiffbaren Strome, welcher die Stadt mit dem preußischen und russischen getreidereichen Hinterlande verbindet, die nur 40 Kilom. weite Entfernung von dem mit seltenen Ausnahmen das ganze Jahr eisfreien Seehafen Königsbergs, Pillau, die Wasserverbindung über das Frische Haff nach dem Weichselgebiete machen die Provinzial-Hauptstadt gleichzeitig zum Haupt-Handelsemporium Ostpreußens. Kleinere Seefahrzeuge können auf dem 10—20 Met. tiefen Pregel bis mitten in die Stadt gelangen, größere Schiffe dagegen löschen in der Regel oder leichtern in Pillau ihre Ladung, welche auf Lichterfahrzeugen (Bordingen) oder mit der Eisenbahn nach Königsberg Beförderung erhält.

Im J. 1883 kamen hier an: mit Ladung 1217 Schiffe von 268,361 Registertons, in Ballast oder leer 418 Schiffe von 99,925 Tons; in demselben Jahre gingen ab: mit Ladung 1711 Schiffe mit 387,437 Tons, in Ballast oder leer 39 Schiffe mit 9844 Tons. Der Schiffsverkehr weist überwiegend die deutsche, dänische, englische, norwegische und holländische Flagge auf; was die ein- und ausgeführte Gütermenge anbetrifft, so folgen sich darin England, Preußen und der Zollverein, Dänemark, Norwegen, die Niederlande, Belgien und Amerika. Zahlreiche Flußschiffe, wozu auch die polnischen „Witinnen" zu zählen sind, vermitteln den Verkehr mit dem preußischen und russischen Hinterlande. In regelmäßiger Dampfschiffverbindung steht Königsberg über See mit Stettin, Kiel, Kopenhagen, Amsterdam, Antwerpen, London und Hull; binnenwärts mit Elbing über Pillau und Braunsberg, — Memel über Tapiau, Labiau und Schwarzort, — Tilsit über Tapiau, Labiau und Skōpen — und mit Wehlau. Auf die Instandhaltung der Wasserstraßen des Binnenlandes wird große Sorgfalt verwendet; regelmäßiges Baggern erhält die Fahrbarkeit der Wasserverbindung mit Pillau.

Königsberg ist Hauptstapelplatz des gesammten Theehandels des europäischen Festlandes und zählte ehemals

zu den größten Ausfuhrplätzen des Continents für Getreide, worauf noch die ungeheuern Speichergebäude hindeuten, doch ist ein Rückgang des Verkehrs in Getreide nicht zu verkennen. Haupt-Handelsartikel sind außerdem Hülsenfrüchte, Samen und Saaten, Mühlenfabrikate, Oel und Oelkuchen, Flachs, Hanf, Heede, Leinengarn, Zwirn, Leinwand, Segeltuch, Holz und Holzwaaren, Pferde, Talg, Kerzen, Seife, Thran, rohe Häute, Felle, Leder, Wolle, Borsten und Pferdehaare, Bernstein, Steinkohlen und Coaks, Salz, Kalk, Cement, Ziegel, Steine, Gips, Metalle, Metall- und kurze Waaren, Maschinen, Instrumente, Petroleum, Zucker, Sirup, Melasse, Honig, Wein, Bier, Tabak, Kaffee, Reis, rohe Baumwolle und sonstige Colonialwaaren, Butter, Heringe, Spiritus, Arac, Rum, wollene, baumwollene und seidene Waaren, Manufacturwaaren, Lumpen.

Den Handel fördern unter den Geld- und Creditinstituten eine Reichsbank-Hauptstelle (1880 mit einem Umsatze von 1,107,847,000 Mark, davon im Wechselverkehr 280,200,000 Mark, im Giroverkehr 671,300,000 Mark), die Ostpreußische General-Landschaftsdirection, welche neben ihrem Pfandbrief-Institute eine Darlehnskasse eingerichtet hat, die Königsberger Vereinsbank (Actiengesellschaft, 1879 mit 433,706,154 Mark Umsatz), die Rentenbank für Ost- und Westpreußen, eine Provinzial-Hülfskasse und ein Creditverein. Vierzehn Consulate haben zu Königsberg ihren Sitz, durch welche vertreten sind Rußland, Schweden und Norwegen, Dänemark, Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweiz, Belgien, die Niederlande, Frankreich, Großbritannien, Spanien, Portugal, die Vereinigten Staaten von Amerika und Mecklenburg-Schwerin. Die Börse mit dem Vorsteheramte der königsberger Kaufmannschaft und dem Commerz- und Admiralitätscollegium wurde bereits weiter oben (S. 239) genannt. Alljährlich findet im Frühjahre ein bedeutender Pferdemarkt statt, namentlich für Luxuspferde, verbunden mit einem Maschinenmarkte, im Juni ein dreitägiger Wollmarkt sowie ein Jahrmarkt, besonders Leinwandmarkt (sechs Tage), außerdem im December ein siebentägiger Krammarkt und jährlich mehrere Ledermärkte. Im März findet ein eintägiger Markt für Saatgetreide und Saatkartoffeln (nur Proben) statt, der Geldmarkt für den Hypothekenverkehr vom 27. Juni bis 5. Juli und vom 27. Dec. bis 5. Jan.

Königsberg hat im Westen der innern Stadt drei Bahnhöfe: auf dem linken Pregelufer den Ostbahnhof (für die Linie Berlin-Königsberg-Eydtkuhnen der preußischen Staatsbahnen), dicht daneben und mit vorigem durch Schienenstränge verbunden den Südbahnhof und rechts vom Pregel den Pillauer Bahnhof; letztere beiden Bahnhöfe der Ostpreußischen Südbahn stehen durch die Eisenbahnbrücke über den Pregel miteinander in Verbindung. Ansehnliche Bahnhofs-Anlagen (Kaibahnhof) für den Güterverkehr befinden sich im Westen außerhalb der Stadt auf dem linken Flußufer. Die Eröffnung einer Secundärbahn nach dem Seebade Kranz steht im J. 1886 bevor. Außer mit Kranz hat Königsberg Personen-Postverbindung mit Pobethen, Labiau und Waldau. Pferdebahnlinien verbinden den Ostbahnhof und die Hintere Vorstadt einerseits mit dem Königsthore, dem Steindammerthore und den Hufen andererseits.

Die Fabrikthätigkeit ist nicht ohne Bedeutung; es bestehen mehrere bedeutende Eisengießereien und Maschinenfabriken (Annahütte, Unionsgießerei), Tabacks-, Cigarren-, Seifen-, Lichtfabriken, Färbereien, große Weißgerbereien, mehrere Kalk- und Knochenbrennereien, Gipsbrennereien, eine Pianofortefabrik, Lack- und Wagenfabriken, eine Shoddyfabrik, eine Wollkämmelfabrik, eine Dampf-Wollwäscherei, eine Papier-Tapetenfabrik, eine Dachpappenfabrik, zehn Buchdruckereien, Sprit- und Essig-, Mineralwasser-, Bernsteinwaaren-Fabriken, Bierbrauereien, mehrere Dampf- und Oelmühlen, eine Preßtorf-Fabrik und Schiffswerfte; weithin bekannt sind die hier gefertigten Zuckerbäcker-Waaren, namentlich genießt der königsberger Marzipan europäischen Ruf.

Geschichtliches. Bei dem alten Twangste auf einem rechts vom untern Pregel gelegenen Hügel errichteten die Deutschordens-Ritter im J. 1255 zunächst aus Holz eine Burg, welche die Unterwerfung des Samlandes sichern sollte und zu Ehren des damals an einem Kreuzzuge des Ordens gegen die heidnischen Preußen theilnehmenden Königs Ottokar II. von Böhmen den Namen Königsberg erhielt. Unter dem Schutze dieser Burg bildete sich seit 1256 da, wo sich heute der Steindamm hinzieht, eine Ansiedelung, welche schon 1263 von den aufständischen Preußen zerstört wurde, während die seit 1257 in Stein aufgeführte Burg nicht bezwungen werden konnte. Doch nicht lange darauf erstand die Ortschaft aufs neue, diesmal indessen zwischen der Burg und dem Pregel; diese Altstadt wurde 1286 zur Stadt erhoben. Im J. 1300 wurde östlich von der Altstadt die Neustadt oder der Löbenicht gegründet; der auf der Pregelinsel entstandene Kneiphof erhielt 1327 Stadtrecht. Die genannten drei Städte welche gemeinsam den Namen Königsberg führten, bestanden nebeneinander mit völlig selbständiger Gemeindeverfassung und -Verwaltung und waren durch Mauern und Thürme befestigt und voneinander geschieden; 1340 traten diese Communen der Hansa bei und 1361 in unmittelbare Handelsverbindung mit England; schließlich wurde ihnen 1365 vom Hochmeister Winrich von Kniprode das Stapelrecht verliehen, was alles dazu beitrug, Handel und Gewerbe hier kräftig aufblühen zu lassen. Im J. 1440 trat Königsberg dem zwischen den Städten und dem landsässigen Adel des deutschen Ordenslandes zu Marienwerder geschlossenen Bunde bei, welcher letztere 1454 vom Orden abfiel und sich dem polnischen Könige Kasimir IV. unterwarf, doch schon 1455 kehrte Königsberg unter die Botmäßigkeit des Ordens zurück, in dessen Besitze die Burg geblieben war. Während des weiteren Verlaufs des erst 1466 endenden Bürgerkriegs brachen in den drei Städten heftige Parteikämpfe aus, welche selbst zu offenen Feindseligkeiten der Bürgerschaften der drei Orte gegeneinander führten. Nach dem Verluste der Marienburg verlegte 1457 der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen (gest. 1467) seinen Wohnsitz nach der Burg Königsberg. Das hiesige Ordenshaus blieb auch

Residenz aller folgenden Hochmeister: Heinrich's von Plauen (gest. 1470), Heinrich's Reffle von Richtenberg (gest. 1477), Martin's Truchseß von Wetzhausen (gest. 1489), Johann's von Tiefen (gest. 1497) und Herzog Friedrich's von Sachsen (gest. 1510); nach der 1525 vollzogenen Umwandlung des Ordensstaates in ein weltliches Herzogthum durch den letzten Hochmeister Albrecht von Brandenburg war Königsberg auch der Herrschersitz des Hohenzollern'schen Herzogshauses fränkischer Linie bis zu dem 1618 erfolgten Aussterben der letztern. Der erste Herzog Preußens, Albrecht, begründete 1544 zur Befestigung der von ihm im Lande eingeführten Reformation die hiesige Universität (das Collegium Albertinum); erster Rector derselben war Georg Sabinus, Schwiegersohn Melanchthon's. Einen Theil des alten Collegiums am Kneiphöfer Dome hatte die Herzogin Dorothea von ihrem Leibgedinge bauen lassen; das ebenda befindliche neue Collegium wurde 1569 vom Herzoge Albrecht Friedrich errichtet. An dieser Universität fand auch der Theologe Osiander unter dem Schutze des ihm persönlich befreundeten Herzogs Albrecht einen Wirkungskreis; die durch diesen Professor aufgestellte, von der Lutherischen Lehre abweichende Ansicht über die Rechtfertigung führte zu erbitterten Streitigkeiten, in deren Verlaufe der Hofprediger Johann Funck, Schwiegersohn des 1552 verstorbenen Osiander und zwei seiner Amtsgenossen als Landesverräther im October 1566 enthauptet wurden.

Auch nach dem Aussterben der fränkischen Herzogslinie der Hohenzollern und dem Anheimfalle Preußens an die brandenburgische Kurlinie dieses Hauses (1618) blieb Königsberg die Hauptstadt des Herzogthums. In dem hier am 17. Jan. 1656 geschlossenen Vertrage erkannte Kurfürst Friedrich Wilhelm für das Herzogthum die Oberlehnsherrlichkeit Schwedens an, verpflichtete sich, Karl X. 1500 Mann Hülfstruppen zu stellen, dem schwedischen Könige freien Durchzug durch Preußen, den Gebrauch der Seehäfen dieses Landes und einen Antheil an den hier erhobenen Seezöllen zu gestatten und das polnische Preußen völlig zu räumen, wofür Schweden das Herzogthum räumte und auf die früher seitens Preußens an Polen gezahlte Jahressumme Verzicht leistete. Doch schon der am 20. Nov. 1656 mit Polen geschlossene Vertrag von Labiau, welcher den Kurfürsten und seine männlichen Nachkommen als souveräne Herzoge von Preußen anerkannte, setzte die Königsberger Uebereinkunft außer Kraft und fand im polnisch-brandenburgischen Friedensvertrage zu Wehlau (19. Sept. 1657) vollste Bestätigung; gegen Rückgabe aller in Polen gemachten Eroberungen erhielt Friedrich Wilhelm das Herzogthum Preußen in voller erblicher Souveränetät. Diese Souveränetät nicht nur nach außen zu behaupten, sondern auch in der innern Verwaltung durchzuführen, war ganz im Geiste des Zeitalters, die Absicht des großen Kurfürsten. Hierbei begegnete er jedoch dem hartnäckigen Widerstande der preußischen Stände, auch der königsberger Bürgerschaft; das Haupt der gesammten städtischen Oppositionspartei war der königsberger Schöppenmeister Hieronymus Rhode, dessen Sohn im Auftrage der Stadt nach Warschau ging, um dort Hülfe im Kampfe gegen den Kurfürsten zu erbitten. Diese Sendung erfüllte ihren Zweck, fortan fand die aufständische Haltung der preußischen Stände durch Polen Förderung und Unterstützung. Während Friedrich Wilhelm in drohender Weise Heeresmassen um Königsberg zusammenzog, griffen hier die Bürger zu den Waffen und schickten sich bereits an, polnische Truppen in die Stadt einzulassen. Die Bewegung gegen den Kurfürsten erfuhr im October 1662 dadurch einen lähmenden Schlag, daß es Friedrich Wilhelm gelang, die leitende Person der Auflehnung, Hieronymus Rhode, in seine Hände zu bekommen, obwol sich seine Mitbürger bewaffnet zusammengeschart hatten, um eine Gefangennahme ihres Führers zu verhindern. Trotz der Verwendung des polnischen Königs und der Königsberger wurde Rhode des Hochverraths für schuldig befunden und nach Peitz abgeführt, wo er bis zu seinem 1678 erfolgten Tode in der Gefangenschaft verharrte. Diese energische Bethätigung des landesfürstlichen Ansehens einerseits, die trotzdem wohlwollende Haltung des Kurfürsten gegenüber den Städtern andererseits brachten es in kurzem dahin, daß Schöffen, Zünfte und Deputirte Königsbergs am 16. Nov. 1662 die Souveränetät Friedrich Wilhelm's auch in den innern Angelegenheiten des Herzogthums anerkannten. Rhode indessen blieb unbeugsam und verschmähte es, ein Gnadengesuch an den Herrscher zu richten; „er verlange Recht und keine Gnade".

Der Nachfolger Friedrich Wilhelm's, Kurfürst Friedrich III., hatte 1657 im Schlosse zu Königsberg das Licht der Welt erblickt; unter seiner Regierung gewann die Stadt in der Geschichte des preußischen Staats eine noch hervorragendere Bedeutung, denn am 18. Jan. 1701 setzte sich in der dortigen Schloßkirche Kurfürst Friedrich III. als König Friedrich I. die Königskrone auf das Haupt und erhob damit das Herzogthum Preußen zum Königreich. Am 17. Jan. hatte der Monarch hier den Schwarzen Adlerorden gestiftet. Im J. 1724 erfolgte die Vereinigung der bis dahin in ihren Gemeindeangelegenheiten getrennt verwalteten drei Städte Altstadt mit Schloßbezirk, Löbenicht und Kneiphof mit Dom unter dem gemeinsamen Namen Königsberg zu einer einzigen Stadtgemeinde, in welche letztere gleichzeitig mehrere Vorstädte und ländliche Gemeinden, die „Freiheiten", mit einbezogen wurden. Während des Siebenjährigen Kriegs erlitt die Stadt das herbe Schicksal, in den Jahren 1758—62 durch russische Truppen besetzt zu sein.

War schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Königsberg durch den Dichterbund Simon Dach's, des Rathsherrn Roberthin und des Componisten Albert eine Heimstätte poetischen Schaffens namentlich auf dem Gebiete des religiösen Liedes geworden, hatte bereits das zeitweise Wirken Hamann's und Herder's in dieser Stadt letztere zu einem auch in geistigen Beziehungen hervorragenden Orte erhoben, so verdankt Königsberg den Ehrentitel „Stadt der reinen Vernunft" seinem großen Sohne Kant (1724—1804), der 1781 eins seiner Haupt-

werke: „Kritik der reinen Vernunft“ veröffentlichte. Der bedeutende Humorist Hippel wurde 1780 dirigirender Bürgermeister und Polizeidirector von Königsberg, 1786 Geh. Kriegsrath und Stadtpräsident.

Nach der Schlacht bei Friedland (14. Juni 1807) wurde Königsberg von dem L'Estocq'schen Corps geräumt, welches sich auf Tilsit zurückzog; unmittelbar darauf fiel auch die letzte große Stadt Preußens in die Gewalt der Franzosen, welche dieselbe bis zum Tilsiter Frieden besetzt hielten. Kaum erschwingliche Contributionen, die der Stadt vom Feinde auferlegt wurden, bürdeten ihr eine große, noch heute nicht völlig getilgte Kriegsschuld auf. Zu Königsberg war es aber auch, wo sich die Wiedergeburt Preußens und Deutschlands vorbereitete. Auf die mit großen Lasten verknüpften Durchmärsche der gewaltigen französischen Truppenmassen nach Rußland im Sommer 1812 folgte zu Anfang des J. 1813 die Rückkunft der elenden Heerestrümmer, welche sich nach der von York zu Tauroggen abgeschlossenen Convention mit den Russen schnell westwärts flüchteten; von Auerswald war in jener den Sturz der französischen Weltherrschaft vorbereitenden Zeit Oberpräsident, York Generalgouverneur der Provinz, Schön Regierungspräsident von Gumbinnen. Am 21. Jan. 1813 traf der seit dem Frühjahre 1812 als Rathgeber des Zaren wirkende Freiherr von Stein zu Königsberg ein, ausgerüstet mit der umfassendsten Vollmacht Kaiser Alexander's I., die Verwaltung der Provinz Preußen bis zu einer mit König Friedrich Wilhelm III. zu treffenden Uebereinkunft zu übernehmen und alle Kräfte des Landes zum weitern Krieg gegen Napoleon I. aufzubieten. Da der preußische König nothgedrungen sich noch nicht als Feind des französischen Kaisers erklären konnte, York's eigenmächtiger Abfall von dem bisherigen Alliirten äußerlich gemisbilligt wurde und werden mußte, so schienen die Russen nicht übel Lust zu haben, die Provinz Preußen als erobertes Feindesland zu betrachten und dieselbe womöglich für immer in Händen zu behalten. Daher war es kein ganz ungerechtfertigtes Mistrauen, welches man in der Provinz gegen den Bevollmächtigten des Zaren, den Freiherrn von Stein, hegte; um dessen Eröffnungen zu vernehmen, wurde der General-Landtag von Ost- und Westpreußen nebst Litauen einberufen, welcher vom 5. bis 9. Febr. 1813 zu Königsberg tagte. Der „Königsberger Landtag“ erkannte seine legitime Autorität in York an, damit russischen Eroberungsgelüsten die Stirn bietend, und beschloß die allgemeine Landesbewaffnung, welche alle kriegstauglichen Männer im Alter von 18—45 Jahren zum Dienst in der Landwehr verpflichtete; 30,000 Wehrmänner sollte die Provinz auf eigene Kosten ausrüsten; im Falle eines feindlichen Angriffs auf dieselbe hatte das Aufgebot des Landsturms stattzufinden. Die Durchführung dieser Beschlüsse, um deren Zustandekommen sich der ehemalige Minister Graf Alexander Dohna und der königsberger Oberbürgermeister Heidemann wesentliche Verdienste erworben hatten, übernahm eine von der Ständeversammlung erwählte Generalcommission, welche an die Stelle der ordentlichen Regierungsbehörden trat. Als Friedrich Wilhelm III. an Frankreich den Krieg erklärte, war die Provinz im stande, dem König sofort ein völlig feldmäßig ausgerüstetes Corps zur Verfügung zu stellen.

Mit dem J. 1843 begann die Umwandlung Königsbergs, das seit 1626 mit Wall und Graben umgeben war, in eine Festung ersten Ranges; am 2. Aug. 1853 wurde die Strecke Braunsberg-Königsberg der Ostbahn eröffnet, wodurch die Stadt mit Berlin und dem Westen des preußischen Staats in unmittelbare und schnelle Verbindung trat; mit Eröffnung der Strecke Königsberg-Eydtkuhnen im Sommer 1860 war ein directer Schienenweg auch nach Rußland hergestellt, der alsbald einen großen Aufschwung des königsberger Getreidehandels bedingte. Nachdem im September 1865 die Linie Königsberg-Pillau der Ostpreußischen Südbahn eröffnet worden war, wurde letztere während der Jahre 1866—71 bis Prostken verlängert und streckenweise dem Betriebe übergeben und damit der straßenarme Süden der Provinz dem Verkehre erschlossen. Im J. 1875 fand zu Königsberg eine Provinzial-Gewerbeausstellung statt, welche, von mehr als 1000 Ausstellern aus 65 verschiedenen Orten beschickt, einen erfreulichen Aufschwung der königsberger und ostpreußischen Gewerbsthätigkeit unter der Regierung König Wilhelm's I. bekundete, welcher Monarch nicht nur am 18. Oct. 1861 an derselben Stelle wie sein Ahnherr Friedrich I. sich die Königskrone aufs Haupt setzte, sondern auch ein Decennium später im französischen Königsschlosse zu Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen wurde, genau 170 Jahre nach dem denkwürdigen 18. Jan. 1701.

Noch ist einer Bewegung auf religiösem Gebiete zu gedenken, welche hervorgerufen wurde durch Joh. Heinr. Schönherr (geb. zu Memel 1771, gest. bei Königsberg 1826), namentlich aber durch die beiden königsberger Geistlichen Ebel und Diestel, deren Anhängern im Volksmunde der Name Mucker beigelegt wurde. Gegen diese pietistische Richtung trat zuerst Professor Olshausen auf, 1835 wurde gegen die Mucker ein Proceß eingeleitet, der 1842 mit der Absetzung der beiden Geistlichen und der Einsperrung Diestel's in eine Correctionsanstalt endete. Erst neuere actenmäßige Berichte jedoch haben dargethan, daß der auf die beiden Geistlichen geworfene Verdacht unsittlichen Lebenswandels ungerechtfertigt gewesen ist. Vgl. Graf Kanitz, „Aufklärung nach Actenquellen über den 1835—42 zu Königsberg in Preußen geführten Religionsproceß für Welt- und Kirchengeschichte“ (Basel und Ludwigsburg 1862); Hahnenfeld, „Die religiöse Bewegung zu Königsberg in Preußen“ (Braunsberg 1858); „Joh. Heinr. Schönherr's Leben und Theosophie“ (Leipzig 1871).

Große Feuersbrünste betrafen die Stadt 1764, 1769 und 1811; bedeutende Speicherbrände fanden auch am 2. Aug. 1839 und im Sommer 1845 statt.

Von den in Königsberg geborenen bedeutenden Männern seien außer Kant hier noch erwähnt: Johann Georg Hamann (der „Magus im Norden“, geb. 1730), der Componist Reichardt (1752), der Dichter Werner (1768),

der Novellist E. T. A. Hoffmann (1776), der Chirurg Dieffenbach (1794), der Kunstschriftsteller und Dichter Hagen (1797), der Historiker und Statistiker Schubert (1799), der Componist Dorn (1804), Simson der erste Präsident des Deutschen Reichsgerichts (1810), der Philolog und Alterthumsforscher Friedländer (1824), die Maler Graef (1821) und Neide (1842), der Bildhauer Hundrieser (1846).

Literatur: von Baczko, Versuch einer Geschichte und Beschreibung Königsbergs (2. Aufl., Königsberg 1804). — Faber, Die Haupt- und Residenzstadt Königsberg in Preußen; das Merkwürdigste aus der Geschichte, Beschreibung und Chronik der Stadt Königsberg (Königsberg 1840). — Jung, Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus (Königsberg 1840). — Derselbe, Königsberg und die Königsberger (Leipzig 1846). — Rosenkranz, Königsberger Skizzen (2 Bde., Danzig 1842). — Derselbe, Königsberg und der moderne Stadtbau (Königsberg 1857). — Schubert, Zur 600jährigen Jubelfeier Königsbergs (Königsberg 1855).

Der Regierungsbezirk Königsberg, der westliche Theil der Provinz Ostpreußen, wird begrenzt im Nordwesten von der Ostsee, im Osten vom russischen Gouvernement Kowno und dem ostpreußischen Regierungsbezirke Gumbinnen, im Süden von Polen und im Westen von den beiden Regierungsbezirken Danzig und Marienwerder der Provinz Westpreußen, gehört der norddeutschen Tiefebene an und wird im südlichen Theile vom seenreichen norddeutschen Landrücken durchzogen, welcher sich in der Kernsdorfer Höhe im Südsüdwesten von Osterode bis zu 313 Met. erhebt; die östlichen Abfälle der Trunzer Berge auf der westpreußischen Grenze, der Schloßberg (216 Met.) im Westsüdwesten von Preußisch-Eylau, der Galtgarben (110 Met.) des Alkgebirges im westlichen Samlande, ferner die nordöstliche Hälfte des Frischen Haffs sowie der größere westliche Theil des Kurischen Haffs gehören hierher. Die bedeutendsten Wasseradern dieses Gebiets sind in dem abgetrennt gelegenen nördlichsten Theile (Kreis Memel) die aus Rußland kommenden Dange und Minge, welche beide in das Kurische Haff münden, im Haupttheile der Pregel mit seinem den ganzen Regierungsbezirk durchkreuzenden linken Nebenflusse Alle, ferner die wie der Pregel ebenfalls in das Frische Haff sich ergießenden Frisching und Passarge, schließlich der Oberlauf der Drewenz, welche zur Weichsel geht, und im Süden des Landrückens die bald nach Polen übertretenden, sich rechts in den Narew (ebenfalls rechter Nebenfluß der Weichsel) ergießenden Omulef und Neide, welche letztere später den Namen Soldau annimmt und in Polen Wkra oder Dzialdowka heißt; im Westen verbindet der Elbing-Oberländische Kanal eine ganze Seengruppe des Oberlandes (Geserich-, Drewenz-, Röthloffsee u. s. w.) mit dem Drausensee im Südwesten von Elbing, dem Elbingflusse, der untern Weichsel (Nogat) und dem Frischen Haff, im Nordosten der Große Friedrichsgraben die Mündungsarme des Memelflusses (von denen die Gilge noch hierher gehört) mit dem untern Pregel durch die Deime. Der König-Wilhelmskanal stellt zwischen Memel und Minge und hierdurch mit der Ruß eine Wasserverbindung her.

Die Hauptnahrungszweige des Landes sind Ackerbau und Viehzucht, besonders Pferde- und Schafzucht; auch sind bedeutende Waldungen vorhanden, nämlich 23,3 Proc. des ganzen Areals, während 53,1 Proc. von Aeckern und Gärten, 9,6 von Wiesen und 10,8 von Weiden bedeckt sind. Starke Pferdezucht wird betrieben im Samland, Ermeland und im Kreise Memel, Schafzucht in den Landschaften Natangen und Barten, Schweinezucht hier und im Ermeland. Während aber Natangen und Barten zum Ackerbau wohl geeignet sind, läßt das rauhere Klima des Oberlandes nur geringe Erträge in der Landwirthschaft zu. Das Mineralreich liefert fast nur Bernstein an der Ostseeküste des Samlandes und Torf in den Brüchen am Kurischen Haff nordöstlich von der Deime. Die Industrie ist von nicht erheblichem Umfange und hat ihren Mittelpunkt in Königsberg, dagegen ist Handel und Schiffahrt der Küstenstädte sehr ansehnlich, namentlich in Königsberg, Pillau und Memel.

Der Regierungsbezirk zählt auf 21,107,27 □Kilom. (1880) 1,155,545 Einwohner (55 Einw. auf 1 □Kilom.); letztere zerfallen der Confession nach in 899,045 Evangelische, 238,398 Katholiken (überwiegend im Ermeland), 12,427 Juden, 4591 Sektirer und 1084 anderer Religionen oder ohne nähere Angabe; am Kurischen Haff im Kreise Memel wohnen etwa 45,000 Litauer, im Oberlande in den Kreisen Osterode, Neidenburg und Ortelsburg etwa 190,000 Polen protestantischen Bekenntnisses (Masuren).

Der Bezirk zerfällt in die 20 Kreise: Stadt Königsberg (20,48 □Kilom.), Landkreis Königsberg (1051,38 □Kilom. mit 53,143 Einwohnern, davon 52,476 Evangelische, 360 Katholiken und 106 Juden; mithin 51 Einwohner auf 1 □Kilom.; Landrathsamt in Königsberg), Fischhausen, Labiau, Wehlau (diese fünf Kreise bilden das Samland); Memel (Litauen); Heiligenbeil, Preußisch-Eylau, Friedland, Gerdauen (Natangen); Rössel, Rastenburg (Barten); Braunsberg, Heilsberg, Allenstein (Ermeland); Preußisch-Holland, Mohrungen, Osterode, Neidenburg und Ortelsburg (Oberland).

Der Bezirk des Oberlandesgerichts Königsberg umfaßt die Provinz Ostpreußen und die acht Landgerichtsbezirke Königsberg, Braunsberg, Bartenstein, Allenstein, Memel (Regierungsbezirk Königsberg), Tilsit, Insterburg und Lyck (Regierungsbezirk Gumbinnen). — Zum Bezirk des Landgerichts Königsberg gehören die acht Amtsgerichte Königsberg, Fischhausen, Pillau, Labiau, Mehlauken, Wehlau, Tapiau und Allenburg.

Schließlich ist der Regierungsbezirk Königsberg der Bezirk der Oberpostdirection Königsberg, des Oberstaatsanwalts, des Departements-Thierarztes und der Departements-Ersatzcommission der 1. und 2. Infanterie-Brigade, sämmtlich zu Königsberg. (*Karl Wilke.*)

KÖNIGSBERG (in der Neumark), alte preußische Kreisstadt der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk

Frankfurt, Kreis Neumark, an der zur Oder gehenden Rörike und an der Linie Breslau-Stettin der preußischen Staatsbahnen, in 48 Met. Höhe, 70 Kilom. im Norden von Frankfurt an der Oder. Die (1880) 6570 protestantischen Bewohner, 3520 männlichen und 3050 weiblichen Geschlechts, führen in 539 Häusern 1350 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 3858 Hekt. Land, wovon 2798 Hekt. Acker, 607 Hekt. Wiesen sind u. s. w. Die Stadt umzieht eine von freundlichen Promenaden begleitete 3,8 Met. hohe, 1879 Met. lange Mauer mit zum Theil abgetragenen und zugeschütteten Wachtthürmen, Wällen und Gräben. Das Schwedter Thor und das etwa 500 Jahre alte Rathhaus sind im gothischen Stile gebaut. Die Marienkirche hat einen 1860 vollendeten, 101 Met. hohen Thurm, ein 29 Met. hohes Dach und eine große Orgel. Die Stadt hat Post- und Telegraphenamt, Kreisamt und Gericht, Volksbank und Waarendepot, seit 1817 ein Gymnasium. Sie wird schon früh als Hauptstadt der Neumark erwähnt; einen Berg hat sie nicht und auch nichts mit einem Könige zu schaffen. Von altersher gehörte sie den Bischöfen von Brandenburg und 1270 kam sie an die Markgrafen. Im J. 1335—1344 war sie, wie auch Soldin, Münzstadt. Im J. 1349 sagte sie sich von der Partei des falschen Waldemar los und bekam dafür vom Markgrafen Ludwig das Dorf Bernickow geschenkt. Im J. 1660 gehörte sie zu den sieben zollfreien Städten der Mark. Das Lutherthum fand früh Eingang und an Stelle der nach Fürstenwalde geflüchteten Augustiner-Mönche erhielt die Stadt evangelische Pfarrer. Im November 1627 lagen die Oesterreicher unter Montecuculi hier und zum Schluß des Dreißigjährigen Kriegs war die Stadt verarmt und verödet. Im Siebenjährigen Kriege und 1806 hatte Königsberg schwere Summen aufzubringen. Im J. 1809 wurde die Regierung von Küstrin hierher verlegt und 1815 von hier nach Frankfurt, welches damals seine Universität verlor.

Der **Kreis Königsberg**, 27,84 geogr. □Meilen oder 1533,76 □Kilom., etwa 63 Kilom. von Norden nach Süden, ist eine gut bewässerte Fläche, fast ganz auf rechter Seite der Oder gelegen, deren 55,2 Kilom. langes und 11 bis 22 Kilom. breites Thal von einem Höhenrande eingefaßt ist, der bisweilen bis dicht an die Oder tritt. Seit 1747 und fernerhin sind die endlosen, der Gesundheit schädlichen, von Fischen wimmelnden Gewässer des Oderbruchs bewältigt und es ist viel fruchtbarer Ackerboden gewonnen durch Ableitungen und Eindämmungen. Der höchste Punkt des neumärkischen Plateaus ist der Koboldsberg am Thalrande bei Pätzig und Raduhn, von 137 Met. Höhe. — Die 8 Städte des Kreises: Königsberg, Küstrin, Bärwalde in der Neumark, Neudamm, Schönfließ, Fürstenfelde, Zehden und Mohrin, nebst den 100 Landgemeinden und 74 Gutsbezirken zählen 98,355 Bewohner, von denen 49,578 männlichen und 48,777 weiblichen Geschlechts sind. Diese führen in 9467 Wohnhäusern (110 haben andere Bestimmung) 20,551 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man in den 175 Gemeinden 582 Katholiken, 121 andere nichtprotestantische Christen und 690 Juden; 70 Blinde, 94 Taubstumme und 144 Irre und Blödsinnige; 4932 konnten weder lesen noch schreiben. — Von der gesammten Fläche haben 19,4 Proc. Lehm- und Thonboden, 32,8 Proc. lehmigen Proc. Sand, 41,9 Sand, 1,9 Proc. Moorboden, 4 Proc. Wasser; 54,1 Proc. sind Acker, 24,7 Proc. Holzungen, 9,6 Proc. Wiesen, 3,4 Proc. Weiden. — Im J. 1865 zählte man 11,950 Pferde (zur Zucht 56 Hengste und 600 Stuten); 25,557 Rinder (13,981 Kühe und 379 Bullen); 164,414 Schafe (121,189 Merinos); 22,995 Schweine; 9944 Ziegen. — Es ertrugen die staatlichen 30,373 Morgen Domänen Acker 52,148 Thaler; die 81,461 Forsten 41,544 Thlr.; die städtischen 10,744 Morgen Land 8124 Thlr.; die ländlichen 3236 Morgen 3912 Thlr.; die kirchlichen 11,745 Morgen 18,446 Thlr.; die 928 Morgen der Schulen und Stiftungen 2382 Thlr.; die 572,534 Morgen aller ertragsfähigen Liegenschaften 845,407 Thlr.

Kurfürst Friedrich II. erwarb die Neumark 1455; dieselbe war ehemals in Landschaften getheilt. Als oberste Provinzialbehörde bestand die Institution der Landvögte. Der Landvogt regierte an Stelle des Markgrafen als Militär- und Civilgouverneur mit dem Rechte der Verwaltung der landesherrlichen Grundstücke, der Gefälle- und Abgabenerhebung, der Handhabung des Rechts und der Aufbietung der Vasallen. — Wahrscheinlich unter der Herrschaft des Deutschen Ordens im 15. Jahrh. erfolgte die Eintheilung in Kreise durch Zusammenlegung der Landschaften. Der Königsberger Kreis ward aus Küstrin, Bärwalde, Königsberg und Schildberg gebildet. Im J. 1816 wurden Schildberg und Küstrin abgezweigt, Küstrin kam mit dem Jahre 1837 wieder hinzu.

(*G. A. von Klöden.*)

KÖNIGSBERG (in Franken), Stadt im Herzogthume Koburg-Gotha, in einer vom bairischen Regierungsbezirke Unterfranken eingeschlossenen Enclave, anmuthig gelegen im Haßgau (südliche Abdachung der Haßberge), 7 Kilom. von der bairischen Eisenbahnstation Haßfurt am Main; Sitz eines Post- und Telegraphenamts und eines Amtsgerichts; Stadtrath mit landräthlicher Competenz; Zahl der Bewohner 1880: 956, darunter 944 Evangelische, 10 Katholiken, 2 Dissidenten (im J. 1875: 949 Einwohner). Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft mit Wein- und Hopfenbau, sowie bedeutender Obstbau. Außerdem besteht eine leistungsfähige Maskenfabrik, die 27 Personen beschäftigt und 2 Gerbereien. Bemerkenswerthe Gebäude sind die alte 1379 bis 1446 erbaute Stadtkirche im gothischen Stile und das Geburtshaus des Mathematikers und Astronomen Johannes Müller, genannt Regiomontanus, mit 1876 angebrachter Gedenktafel (derselbe ist hier geboren am 6. Juni 1436). Auf dem Markte die 1870 errichtete Statue des Regiomontanus. In Königsberg wurde 1673 auch der Reichsgraf und General-Feldmarschall Friedrich Heinrich von Seckendorf geboren. In der Nähe die Ruine der Burg Königsberg mit Aussichtsthurm.

Die Gründung der Burg Königsberg (Gunzberg, Küntzburg, Kunigsberg) glaubt man ins 8. Jahrh. n. Chr.

zurückverlegen zu können. Im J. 948 beruft Ernst von Künßberg ein Turnier nach Schweinfurt. Die Stadt Königsberg wird 1180 von dem mit der Herzogin von Meran verehelichten Herzoge Ulrich von Kärnten gegründet. Die Burg gehörte bis 1248 zu den meranischen Besitzungen und wurde nach dem Ableben des Herzogs von Meran vom Bisthume Bamberg als verfallenes Lehn eingezogen. Daraus entstand ein Krieg mit den Erben, nach dessen Beendigung 1249 der Feldhauptmann des Bischofs, Graf Hermann von Henneberg, die Burg Königsberg als Pfand erhielt. Der Termin der Einlösung wurde aber nicht wahrgenommen, denn Graf Berthold von Henneberg verpfändet 1329 Schloß und Stadt Königsberg an die Herren von Salza. Im J. 1330 wird Berthold von Henneberg vom Kaiser Ludwig dem Baier mit Burg und Stadt Königsberg belehnt. Im J. 1333 erhält Königsberg das Privilegium eines Wochenmarktes und wird wahrscheinlich um diese Zeit auch zur Stadt erhoben. Bei der Landestheilung nach dem Tode des Grafen Heinrich VIII. von Henneberg-Schleusingen im J. 1347 erhielt es dessen Schwester Jutta, deren Tochter Sophie es dem Burggrafen Albrecht zu Nürnberg zubrachte. Im J. 1394 kommt es durch Kauf an das Bisthum Würzburg, welches es seinerseits im J. 1400 an Friedrich Wilhelm den Streitbaren von Sachsen verkaufte. Beim kursächsischen Haus blieb Königsberg bis 1547, in welchem Jahre sich Markgraf Alcibiades von Brandenburg der Stadt bemächtigte und damit auch von Kaiser Karl V. belehnt wurde. Im J. 1551 ging es jedoch wieder auf die rechtmäßigen Besitzer über und wird abermals an das Bisthum Würzburg verpfändet, aber vom Herzoge Johann Wilhelm wieder eingelöst. Im J. 1640 erhielt vermöge der Weimarischen Punctation Herzog Ernst von Gotha die Stadt Königsberg, die seitdem ein integrirender Theil des Herzogthums Sachsen-Koburg ist. Damals war die Burg schon sehr baufällig, es wurden zwar einige Reparaturen vorgenommen, aber nicht weitergeführt, sodaß sie allmählich ganz verfiel.

(*A. Schroot.*)

KÖNIGSBERG (in Urkunden Chuningesberg), Stadt in der preußischen Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Biedenkopf, mit (1880) 910 Einwohnern. In der Nähe große Kalkbrennereien, ein bedeutendes Eisenbergwerk und auf einer Basaltkuppe die Ruinen des alten Schlosses Hohen-Solms. Königsberg wurde wahrscheinlich um 1226 gleichzeitig mit der Burg Hohen-Solms von einem Markwart von Solms erbaut. Im J. 1350 verkaufte es Philipp von Solms an den Landgrafen Ludwig den Eisernen, behielt sich aber den Einsitz daselbst vor, den er dann im J. 1357 ebenfalls abtrat. Von da ab blieb die Stadt hessisch. Sie kam an die Darmstädter Linie, gehörte also zum Großherzogthum Hessen. Im Friedensvertrage zwischen Preußen und Hessen im J. 1866 wurde sie an ersteres abgetreten.

(Dr. *Walther.*)

KÖNIGSBERG, Stadt im österreichischen Herzogthume Schlesien, unweit des linken Oderufers, 35° 48′ östlich von Ferro, 49° 47′ nördl. Br. und in einer Meereshöhe von 260 Met. gelegen, hat (1880) 1366 Einwohner, mit den in denselben Gemeindeverband gehörigen Orten Josephsdorf (251 Einwohner) und Lagnau (600 Einwohner) 2217. Königsberg ist der Sitz eines Bezirksgerichts und gehört zur Bezirkshauptmannschaft Troppau. Die Eisenbahnstation Schönbrunn ist eine Fahrstunde von Königsberg entfernt. Die bedeutendste industrielle Unternehmung des Städtchens ist eine Seidenbandfabrik. Eine Merkwürdigkeit des Ortes ist der schiefgebaute Kirchthurm.

(*Fr. Grassauer.*)

KÖNIGSBERG (Regius Mons, Regiomontium), Stadt im nordwestlichen Böhmen am rechten Ufer der Eger, zum Bezirk Falkenau gehörig, Eisenbahnstation (Königsberg-Mariakulm) der Buschtehrader Bahn Prag-Eger, hat nach der Zählung von 1880: 4041 Einwohner, die zumeist das Kleingewerbe und die Landwirthschaft betreiben. Eine Spinn- und Baumwollwebwaarenfabrik, sowie die daselbst befindliche „erste österreichische Alizarin-Farbwaarenfabrik“ repräsentiren die Großindustrie. Bemerkenswerth ist ferner die Möbel- und Bautischlerei, die 54 Meister und zahlreiche Hülfsarbeiter beschäftigt. Eine vom Staate im J. 1873 errichtete Tischlerfachschule verstand es, auf die Technik und Geschmacksrichtung dieses Gewerbes veredelnden Einfluß zu üben. Das Schulwesen ist vertreten durch eine fünfklassige Knaben- und eine fünfklassige Mädchenschule, das Vereinswesen durch 11 Corporationen, darunter einen deutsch-politischen Fortbildungsverein, aber auch ein katholisch-politisches Casino. Das Rathhaus ist in einem von den Grafen Metternich (1679), welcher Familie die Herrschaft Königsberg früher gehörte, erbauten Schlosse untergebracht. Die Pfarrkirche, welche unter dem Patronate des Kreuzherrenordens steht, wurde in ihrer gegenwärtigen imponirenden Gestalt durch den Kreuzherrengroßmeister Martin Constantin Beinlich (der eine Zeit lang Pfarrer in Königsberg war) im J. 1712 erbaut. Die im J. 1696 durch die Metterniche errichtete St.-Ursulakirche brannte 1874 ab. Das daneben erbaute Ursulaspital besteht noch.

Königsberg ist eine alte Ansiedelung. Urkundlich wird es nachweisbar schon zum Jahr 1232 als „Cuningberch“ erwähnt, welchem Orte die Prämonstratensernonnen von Doxan im genannten Jahre mit Bewilligung des Königs Wenzel I. eine Art städtischer Organisation mit dem Marktrechte verliehen. Im J. 1286 wurde von König Wenzel II. die Kirche von Königsberg dem Kreuzherrenorden übertragen, jedoch 1294 an das Kloster Waldsassen zurückgestellt. Bald darauf traten aber die Kreuzherren in den dauernden Besitz des Patronats. Ob das 1634 von den Schweden zerstörte alte Schloß auf dem Schloßberge schon im 12. Jahrh. bestand, ist wahrscheinlich, aber nicht nachweisbar. Die Stadt Königsberg theilte Jahrhunderte hindurch die Schicksale der Herrschaft Königswart. Dieselbe gehörte bis zu Ende des 16. Jahrh. als Lehen zum königlichen Schloß Stein-Elbogen. Im J. 1596 kaufte Hans Popp, Kammerdiener Kaiser Rudolf's II., von der königlichen Kammer Gut und Stadt, veräußerte seinen Besitz jedoch schon 1600 an den Herrn Kaspar den ältern Belwitz von Nostitz. Von diesem kaufte

die Gemeinde Königsberg 1603 sich und die Herrschaft frei. Nach der Schlacht am Weißenberge zog der Fiscus den Besitz an sich und überließ ihn kaufsweise 1679 an die Familie Metternich, bei welcher er bis 1726 verblieb. Seither wechselten die Herrschaftsbesitzer rasch. Städtische Privilegien erhielt Königsberg von Karl IV. (1364), Wenzel (1406), Sigismund (1420, 1437), Wladislaus (1477), Ludwig (1522), Ferdinand I. (1537), Max II. (1570), Rudolf II. (1579, 1595) und Matthias (1612). *(L. Schlesinger.)*

KÖNIGSBERG (ungar. Újbánya) ist eine alte Bergstadt im Barscher Comitate (Ungarn), nicht weit vom rechten Ufer des Granflusses, westsüdwestlich von Schemnitz. Sie liegt in einem von schroffen, kahlen Trachytbergen umgebenen Kesselthale und ist jetzt ein unbedeutendes Städtchen mit nur 4190 Einwohnern, die größtentheils Slowaken und römisch-katholisch sind. Ursprünglich war es eine deutsche Stadt mit reichen Goldgruben. Korabinsky schreibt in seinem geographisch-historischen und Producten-Lexikon von Ungarn Folgendes: „Vor Zeiten waren die Goldgruben allhier überaus ergiebig, sodaß die Hauer nur mit dem Goldstaube bezahlt wurden, welcher sich an ihre Kleider und an ihre Werkzeuge unter währender Arbeit angesetzt hat. Dieser außerordentliche Bergsegen machte es, daß die Einwohner bei den Königen in großem Ansehen standen.... Unter Matthias Corvinus kam diese Stadt noch in größeren Flor, sie führt auch noch zum Andenken einen Raben mit einem goldenen Ringe im Schnabel in ihrem Wappen. So wie die Einwohner aber bei den Königen beliebt waren, so wurden sie im Gegentheil wieder übermüthig, stellten üppige Tractamente in den Berggruben an und begingen die schändlichsten Ausschweifungen, bis das Maß ihrer Bosheit erfüllet und über 400 Personen beiderlei Geschlechts das Unheil betroffen, unterm Schmause durch ein Erdbeben in einer weitläufigen Erzgrube von den Bergen ganz verschüttet zu werden. Das Blut der Erschlagenen floß etliche Tage aus dem Erbstollen"(!). Wie überhaupt in den oberungarischen Bergstädten, so war auch in Königsberg die unter Leopold I. eingeleitete grausame Verfolgung der Protestanten die Hauptursache des Verfalls des Bergbaues. Die arbeitsamen deutschen Protestanten wurden vertrieben und an ihre Stelle wurde allerlei slawisches Volk angesiedelt, wenn es nur gut katholisch gesinnt war. In Königsberg hat der Bergbau fast ganz aufgehört. *(J. Hunfalvy.)*

KÖNIGSBERG, Fabrikort im westlichen Böhmen, im Egerbezirk, an der Eger, (1880) mit 2500 Einwohnern, Tuch- und Wollenzeugmanufacturen, Getreide- und Hopfenhandel. *(R.)*

KÖNIGSBERG ein 553 Met. hoher Gipfel im Pfälzer Gebirge, südwestlich von Wolfstein in der bairischen Pfalz. — Der Große und Kleine Königsberg heißt ein 1029 und 1027 Met. hoher Gipfel im Oberharze, im Süden des Brocken, bei den Hirschhörnern und dem Brockenfelde. Ein 316 Met. hoher Königsberg steht im Nordwesten des Harzes, im Süden von Groß-Döhren; ein 143 Met. hoher im Ibbenbührener Steinkohleugebirge bei Ibbenbühren. *(G. A. von Klöden.)*

KÖNIGSBLAU, eine Bezeichnung für fast alle schönen blauen Farben; gleichbedeutend mit Berliner-, Pariser-, Smalteblau; auch Namen für das mit Indig echt gefärbte Tuch. *(R.)*

KÖNIGSBRONN, Saline, Sol- und Thermalbad, bei Unna in der preußischen Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Hamm, zählt (1880) 800 Einwohner und gehört zur Bürgermeisterei Unna. Besitzerin der Saline, des Bades und der gleichnamigen Steinkohlenzeche ist die Gewerkschaft Königsbronn. Die Saline (jetzt die bedeutendste Westfalens), mit 3000 Met. langen Gradirhäusern und 28 Siedepfannen, producirt jährlich 260,000 Ctr. Salz. Das Bad war 1884 von 3000 Curgästen besucht. *(R.)*

KÖNIGSBRONN, Pfarrdorf im würtembergischen Jagstkreise, Oberamt Heidenheim, mit 1256 Einwohnern (1880), am Ursprunge der Brenz, Station der Brenzbahn Aalen-Ulm. Daselbst befindet sich ein königliches Eisenhüttenwerk, an welchem ein großer Theil der Einwohner beschäftigt ist, sodaß der Gewerbebetrieb den Feldbau und die Viehzucht überragt. Das Hammerwerk wird von der Brenzquelle getrieben, die aus tiefem, dunkelblauem Felsenkessel, dem „Königsbronne", entspringt. Dem Brenzursprunge gegenüber am entgegengesetzten Thalrande bricht die Pfeffer hervor, welche den Schmelzofen treibt. In der Mitte des Dorfes steht das alte Cistercienserkloster, dessen Hauptgebäude von Angehörigen des Hüttenwerks bewohnt wird. Die Kirche enthält viele Gedenktafeln aus Gußeisen und das steinerne Denkmal einer Gräfin von Helfenstein.

Die Gegend gehörte ursprünglich den Grafen von Helfenstein, welche von ihrer Burg auf dem in der Nähe des Brenzursprungs gelegenen Felsen, dem Herwartstein aus, dieselbe beherrschten. Kaiser Rudolf von Habsburg konnte im Kampfe mit den schwäbischen Rittern nur mit Mühe den Grafen Ulrich Helfenstein bezwingen und seine Feste brechen (Herbst 1287). Kaiser Albrecht gründete hier in den Jahren 1302 und 1303 das Cistercienserkloster, welches nach ihm Königsbronn genannt wurde. Das Kloster stattete er mit Helfenstein'schen Gütern aus, die, damals verpfändet, mit 1500 Mark Silber ausgelöst wurden. Im J. 1308 vermachte der Kaiser seiner Stiftung den Kirchensatz in Reutlingen und er würde derselben noch mehr zugewendet haben, hätte sein frühzeitiger Tod ihn nicht daran gehindert. Kaiser Karl IV. schenkte dem Kloster das Patronatsrecht der Kirche in Pfullendorf, welche Stadt Königsbronn 1360 ins Bürgerrecht aufnahm. Zu Gunsten des Klosters beschränkte der Kaiser die im J. 1365 an Helfenstein ertheilte Belehnung mit allen Eisenwerken in Helfenstein'scher Herrschaft und Wildbännen gelegen, und verbot 1366, auf allen Gütern des Klosters „Eisenerz zu graben und Eisenwerk zu machen". Nach Karl's IV. Tode begab sich Königsbronn in den Schutz des Herzogs Leopold von Oesterreich; die Kaiser Ruprecht und Sigismund zogen die Schirmvogtei von neuem an das Reich und bestätigten die klösterlichen

Privilegien. Doch gelang es den Grafen von Helfenstein, die Schutzvogtei zu erlangen, die ihnen schon einmal unter Karl IV. auf kurze Zeit verliehen war. Da aber Johann von Helfenstein das Kloster bedrückte, daß der Convent sich zerstreute und der Gottesdienst aufhörte, so klagten die Mönche bei Kaiser Sigismund, welcher im J. 1431 die Schirmvogtei der Gräfin Henriette von Würtemberg übertrug, um sie schon 1434 wieder an sich zu ziehen. Dasselbe that Kaiser Friedrich III., der auch 1446 dem Kloster einige Vorrechte gab. Gleich darauf erneuerte er den Grafen Helfenstein den Brief über die Pfandschaft der Vogtei des Klosters, welche ihren Vorfahren unter Karl IV. verpfändet war, und als im J. 1448 die Grafen die Herrschaft Heidenheim an Graf Ulrich von Würtemberg verkauften, so kam auch das Kloster unter Würtemberg.

Seitdem waren die Besitzer der Herrschaft Heidenheim in der Regel auch Besitzer der Klostervogtei, welche daher im J. 1450, nachdem Königsbronn im Städtekriege großen Schaden erlitten, an Baiern überging. Herzog Georg von Baiern versprach 1481, das Kloster im Namen Oesterreichs zu schützen, „da es eigentlich dem Hause Oesterreich und dem Reiche gehöre“. Kaiser Maximilian gebot im J. 1504 dem Abte, das Kloster dem königlichen Interesse zu erhalten, und Karl V. bestätigte 1522 seine Privilegien. Die Aebte wurden zu den Reichstagen berufen und unterzeichneten als unmittelbare Reichsstände die Abschiede derselben. Der Einführung der Reformation widersetzte sich das Kloster anfänglich mit Oesterreichs Hülfe. Erst der Abt Johann Epplin, der 1553 sein Amt antrat, nahm den protestantischen Glauben an und führte die Reformation durch. Im J. 1588 kam ein Vergleich zwischen Oesterreich und Würtemberg, das seine Ansprüche stets erneuert hatte, zu Stande, durch welchen ersteres seinen Ansprüchen auf Königsbronn gegen Uebergabe des Klosters Päris im Elsaß völlig entsagte. Nach der Reformation wurde auch hier eine höhere Schule errichtet, deren berühmtester Zögling Nikodemus Frischlin war. Im Dreißigjährigen Kriege hatte auch Königsbronn viel zu leiden; der Westfälische Friede bestätigte die Landesherrlichkeit Würtembergs.

Das Kloster-Oberamt wurde 1806 aufgelöst und der Bezirk fast vollständig dem Oberamte Heidenheim zugetheilt. In demselben Jahre starb der letzte Prälat des Klosters, an seine Stelle trat ein Pfarrer.

(*Wilh. Höchstetter.*)

KÖNIGSBRÜCK, Städtchen im Königreiche Sachsen, in der Kreishauptmannschaft Bautzen, Amtshauptmannschaft Kamenz, mit einem Schlosse, welches südwestlich davon auf einem von der Pulsnitz umschlossenen Felshügel liegt, Mittelpunkt der etwa $1^1/_2$ □Meilen umfassenden Standesherrschaft gleichen Namens, welche südlich und westlich von der Pulsnitz, östlich vom Schwarzwasser und nördlich von der preußischen Provinz Brandenburg begrenzt wird. Haupterwerbszweig der Einwohner (1880: 1960) bildet die Töpferei; das dunkelfarbig glasirte königsbrücker Geschirr hat ein weites Absatzgebiet.

Die gegen Ueberfälle sichern Schutz gewährende Oertlichkeit lockte wol frühzeitig zur Erbauung einer Burg und die Lage an der Kreuzung der beiden hier den Grenzfluß zwischen der Mark Meißen und dem Budissiner Lande (der spätern Oberlausitz) überschreitenden uralten Handelsstraßen, nämlich der von Thüringen über Leipzig, Oschatz und Großenhain nach Schlesien und Polen und der aus Franken durch das Vogtland und Erzgebirge über Zwickau, Chemnitz und Dresden nach Frankfurt a. O. führenden (des sogenannten Frankfurter Gleises), sowie der Zoll, welcher infolge davon an dieser Stelle von allen die Brücke über die Pulsnitz passirenden Frachten erhoben wurde, verliehen der unter der Burg entstandenen Ortschaft frühzeitig eine gewisse Bedeutung. Ihre erste Erwähnung, als Konigisbroke, stammt aus der Stiftungsurkunde des Klosters Marienstern von 1248. Als Markgraf Otto von Brandenburg die Oberlausitz im J. 1268 in zwei Hälften theilte, schlug er zu Budissin „die Stadt Löbau, Reschwitz, Konigsbrucke mit ihrem Zubehor und halb Hoyerswerde.“[1]) Als Stadt wird es (Kunigsbruke) zuerst 1351 genannt; da eine slawische Form des Namens nicht vorkommt, so ist der Ort vermuthlich erst von den Deutschen angelegt worden. Seinen Namen führt er wol nicht als die Gründung eines Königs, sondern davon, daß er dem Landesherrn unmittelbar gehörte.

Jenen Zoll und darum wahrscheinlich auch Königsbrück selbst besaßen in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. die in dieser Gegend reichbegüterten Herren von Kamenz. Dieselben hatten der von ihnen begründeten Pfarrei Crostwitz „von dem Zoll zu Königsbrück ein Talent Pfennige jährlich ausgesetzt“, und als im J. 1248 die drei Brüder Witego, Burkhard und Bernhard von Kamenz das Kloster Marienstern stifteten, überwiesen sie demselben nicht nur die sämmtlichen Einkünfte der Pfarrei Crostwitz, sondern unter anderm noch ein zweites „Talent vom Zoll zu Königsbrück jährlich“.[2]) Wahrscheinlich im Zusammenhange mit der Verwirkung der gesammten Lehnsherrschaft Kamenz durch Witego von Kamenz stand auch die Entziehung des Zolls zu Königsbrück. Schon bevor die Gebrüder von Kamenz (12. Juli 1318) förmlich auf erstere Verzicht leisteten, disponirte Markgraf Waldemar von Brandenburg als Landesherr über den letztern, indem er die Bürger von Budissin (1. März 1318) anwies, sich für die ihm geborgten 100 Schock Groschen[3]) von „seinem“ Zoll zu Königsbrück bezahlt zu machen, und auch nach ihrer Wiedereinsetzung in ihre Herrschaft unter König Johann von Böhmen erhielten sie den Zoll zu Königsbrück nicht zurück; derselbe scheint vielmehr von da an den Besitzern des Orts selbst gehört zu haben, die nun Jahrhunderte hindurch durch willkürliche Erhöhung des Zolltarifs immer aufs neue Anlaß zu Beschwerden der die Straße befahrenden Kaufleute boten. Schon 1331 verordnete König Johann auf die Klage der Kaufleute von Breslau „über die Beschwerung und Härtigkeit des

1) Köhler, Codex dipl. Lusat. sup. 92. 2) Knothe im Neuen laus. Magazin, Jahrg. 1864, S. 221; ebendas. 1866, S. 384. 3) Codex dipl. Lusat. 220.

Zolls zu Königsbrück", daß fortan die Abgabe nicht mehr nach dem Werthe der Waaren, sondern nur nach der Anzahl der Pferde (für jedes Pferd ein prager Groschen) erhoben werden solle.[4]) Mit diesem in Königsbrück zu erlegenden Zolle hing, wenigstens später, noch ein anderer königsbrücker Geleitszoll zusammen, den der jedesmalige Besitzer von Königsbrück für Sicherhaltung der von Dresden durch die Heide bis Königsbrück führenden Straße an der dresdener Elbbrücke durch einen besondern Zöllner erheben ließ. Dieser Zoll bildete sonach ein Pertinenzstück zu Königsbrück.[5])

In kirchlicher Hinsicht stand Königsbrück wie die ganze Oberlausitz unter dem Bisthume Meißen; 1346 erscheint es als eine zur sedes Kamenz gehörige Parochie. Der erste namentlich bekannte Besitzer von Königsbrück ist der in einer Urkunde Markgraf Friedrich's von Meißen vom 8. Sept. 1298 als Zeuge vorkommende Heinricus de Konigesbruck. Möglicherweise ist dieser identisch mit dem Heinricus de Waldowe, der im J. 1272 bei einem zwischen dem Stifte Meißen und dem Markgrafen von Brandenburg geschlossenen Vergleiche als einer der vornehmsten Zeugen aus dem oberlausitzer Adel fungirte und dessen Geschlecht zu Anfang des 15. Jahrh. Königsbrück besaß. Einen Antheil daran müssen jedoch im 14. und 15. Jahrh. auch die Herren von Schönfeld, welche zugleich für ihre links der Pulsnitz gelegenen Besitzungen meißnische Vasallen waren, gehabt haben; es scheint sogar, als ob die Markgrafen von Meißen sich ihrer zu dem Versuche bedient hätten, den nicht unwichtigen Grenzort in ihre Hand zu bringen. Aber die Bürger von Budissin brachten denselben „nicht ohne Mühe und Noth zur Unterthänigkeit unter die Krone Böhmen und unter deren Herrschaft" zurück, wofür Kaiser Karl IV. ihnen am 11. Jan. 1351 das ausdrückliche Versprechen gab, das Städtlein mit seinen Zugehörungen nie von der Krone Böhmen und der Landvogtei Budissin zu trennen. Wahrscheinlich rächten sich die von Schönfeld an den Budissinern durch Beraubung ihrer Kaufleute oder andere Gewaltthat, und deshalb zogen 1355 die oberlausitzer Sechsstädte gegen Königsbrück und „branten ab der Schonewelder Hof an dem stetil". Noch 1378 verlieh Landgraf Friedrich von Thüringen der Ehefrau des Ritters Sifried von Schonenfeld unter anderm Zinsen zu Königsbrück zum Leibgeding; ebenso wurden 1465 die Brüder Sifried und Jan von Schonfeldt u. a. auch mit Zinsen zu Königsbrücke belehnt und 1472 kauften die Herren von Donyn auf Königsbrück dem Siffert von Schonfeldt eine Wiese vor Königsbrück an der Pulsnitz gelegen mit Ober- und Niedergerichten ab.[6]) Ob der meißener Domherr Franz von Kunigspruck, der 1382 fg. als Zeuge genannt wird und 1390—1398 Propst zu Großenhain, später bis 1402 Propst zu Wurzen war[7]), der Familie der Besitzer von Königsbrück angehört hat, läßt sich nicht bestimmen. Die Herren von Waldau müssen dieser Besitzung ebenfalls verlustig gegangen sein, denn im J. 1426 wird ein Streit, in welchen Georg von Waldau wegen eines Todtschlags mit Kurfürst Friedrich dem Streitbaren gerathen, zu Rochlitz dahin geschlichtet, daß letzterer dem erstern zur Wiedererlangung seines Städtleins Königsbrück behülflich sein, aber dafür, sobald dies geschehen, die Hälfte davon sofort erhalten und gegen Zahlung von 1500 Fl. rhein. binnen Jahresfrist auch die andere Hälfte solle hinzuerwerben können.[8]) Doch kann dieser Vertrag nicht zur Ausführung gekommen sein, vielmehr findet sich bald darauf der Landvogt der Niederlausitz, nachher auch der Oberlausitz, Hans von Polenz, im Besitze von Königsbrück und dieser verkaufte es an den Burggrafen Wenzel III. von Donyn aus der Grafensteiner Linie, den Bruder seiner Frau Margaretha, welcher 1429 von den Hussiten aus Grafenstein vertrieben worden war und zwar vor 1438, da in diesem Jahre die letztgenannte bereits Witwe war.[9]) Wenzel von Donyn aber vertauschte es bereits 1440 an seinen Vetter Hlawacz von Donyn gegen die Herrschaft Grafenstein. Irrungen, welche aus diesem Tausche entstanden, wurden 1441 zu Budissin unter Vermittelung des Landvogts Thimo von Coldiz und anderer Edlen beigelegt und gleichzeitig zwischen beiden Vettern eine Erbverbrüderung geschlossen, welchem Schied König Ladislaus von Böhmen zu Wien am St.-Lucientage 1452 die landesherrliche Bestätigung ertheilte, wobei jedoch das Besitzverhältniß der beiden Vettern nur als Pfandschaft bezeichnet wird. Ansprüche, welche trotz des von Hans von Polenz ausgestellten Kaufbriefes dessen Söhne, beide Jakob genannt, und deren Vormund Nickel von Polenz auf Königsbrück erhoben, wurden dadurch beseitigt, daß dieselben, weil sie „an dem König und der Kron zu Behem nicht recht gehandelt", ihrer Lehen für verlustig erklärt wurden, und nun verlieh Ladislaus 1454 den beiden Vettern das an ihn heimgefallene Lehen Königsbrück nebst der Pfandschaft, die sie darauf hatten, und zwar zu gesammter Hand und mit der Berechtigung, es zu verkaufen oder zu versetzen, so oft es ihnen beliebe.[10])

So wurde Hlawacz der Stammvater der königsbrücker Linie der Burggrafen von Dohna, welche bis 1560 bestanden hat, und er und seine Nachkommen versäumten nicht, sich diesen wichtigen Gnadenbrief fortan von jedem Landesherrn ausdrücklich aufs neue bestätigen zu lassen. Durch kluge Wirthschaft verstanden dieselben ihr Besitzthum sehr ansehnlich zu vergrößern. Schon Hlawacz suchte seine Einkünfte durch Erhöhung des dresdener Zolls zu verbessern; auf die deshalb von den nürnberger Kaufleuten bei dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen erhobene Beschwerde wurde durch Schiedsrichter zu Rochlitz (4. Aug. 1448) der Tarif zunächst auf drei Jahre dahin vereinbart, daß vier- bis fünfspännige Wagen 10 meißner

4) Ebendas. 294. — Knothe, Rechtsgeschichte der Oberlausitz (1877), S. 62. 5) Knothe, Der Brückenzoll zu Dresden u. s. w. in von Weber's Archiv für sächs. Geschichte I, 425 fg. 6) Knothe, Rechtsgeschichte S. 98. — Neues laus. Magazin (1864), S. 3. 7) Beyer, Altzelle S. 630. — Chladenius, Geschichte von Großenhain, Vorrede.

8) Neues laus. Magazin (1864), S. 4. 9) Aufzeichnungen über die erloschenen Linien der Familie Dohna. Als Manuscript gedruckt (Berlin 1876), 2. Theil, Urkunde Nr. 76. 77. 10) Ebendas. Nr. 78.

Groschen, sieben- bis neunspännige 20 Groschen, jede Scheibe Wachs 4 Groschen, das Fuder Leder 8 Groschen, je drei Stücke Tuch 1 Groschen und jeder Ochse 2 Pfennige geben solle, „als das von alders herkommen ist". Besonders aber vermehrten sie ihren Grundbesitz durch Erwerbungen aus der 1440 aufgelösten Herrschaft Kamenz, aus deren westlichem Theile sich nach und nach die Herrschaft Königsbrück gebildet hat. Während in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. noch gar keine Dörfer zu Königsbrück gehörten, besaßen sie im J. 1492 Quosdorf, die Hälfte von Schmorkau mit dem Kirchlehen, Gotschdorf mit dem Sitze, dem Vorwerke und dem Walde, die Pane genannt, Neukirch mit dem Niederhofe und dem Vorwerk, Lückersdorf, Rohrbach und einen Baumgarten an der Pulsnitz. Außerdem erwirkten des Hlawacz Söhne 1490 das Recht, ihr Städtlein mit Mauern, Thürmen und Gräben zu umgeben, wovon sie jedoch niemals Gebrauch gemacht haben, einen Jahrmarkt Sonntags vor Bartholomäi zu halten, und von jedem Rinde, das auf denselben getrieben, daselbst verkauft oder gekauft werde, 1 Pfennig, von jedem beladenen Wagen, der zu dem Jahrmarkt fahre, 2 Pfennig, und an den gewöhnlichen Wochenmärkten von jedem Stück Rindvieh 1 Pfennig Zoll zu erheben.[11]) Hierzu kam (1506) das Dorf Otterschütz, die Wiesen, Zinsen und Aecker in der Krakauer Heide (1509), im Meißnischen die Güter Bohra, Glauschnitz mit Kirchlehn und Wildbahn, Stenz, ferner die Hälfte von Weißbach sammt Rittersitz und Vorwerk und das Dorf Zietsch (1520), Oberbulleritz (1540), die Hälfte von Schwepnitz (1541) und die Lehen über Ruppersdorf. Da bei Gelegenheit des Pönfalls von 1547 Christoph von Dohna auf Königsbrück, der nachherige Landvogt der Oberlausitz, zu den schlimmsten Gegnern der Sechsstädte gehörte, so erhielt er von König Ferdinand mehrere den Städten entrissene Güter geschenkt.

Mit ihm erlosch am 27. Oct. 1560 die von seinem Großvater Hlawacz begründete Königsbrücker Linie und hierauf verkaufte König Ferdinand im J. 1562 die sämmtlichen ihm dadurch heimgefallenen oberlausitzer Güter sammt dem Zoll im Städtlein und dem auf der dresdener Brücke um 40,000 Thlr. an den Burggrafen Kaspar von Dohna auf Straupitz in der Niederlausitz.[12]) Indem er in dem darüber ausgestellten Lehnbriefe Königsbrück als „Herrschaft" bezeichnet, welches Prädicat amtlich zuerst in dem Musterregister der Oberlausitz von 1551 gebraucht wird, anerkennt er es damit als eine Standesherrschaft und zwar galt es seitdem unter den übrigen oberlausitzer Standesherrschaften Hoyerswerda, Muskau und Seidenberg dem Range nach als die zweite. Kaspar von Dohna vermochte jedoch sein neues Besitzthum nicht lange zu behaupten. Nachdem er vergebens seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen durch willkürliche Erhöhung des königsbrücker Zolls zu Ungunsten der Sechsstädte, sowie durch Verpfändung des dresdener Zolls an den dortigen Rath aufzuhelfen versucht hatte, mußte er im J. 1579 wegen übergroßer Schuldenlast die ganze Herrschaft um 50,000 Thlr. an seinen Schwager, kaiserlichen Kriegsrath Christoph von Schellendorf und Adelsdorf auf Satz, Kuna und Halbau, verkaufen, der dieselbe auf seine Nachkommen vererbte. Diese besaßen Königsbrück bis zu ihrem Aussterben im J. 1703. Da der letzte aus dem Geschlechte der Schellendorf schon im J. 1671 von dem durch Ferdinand I. dem oberlausitzer Adel bewilligten Vorrechte des Vorrittes Gebrauch gemacht hatte, so konnte die Standesherrschaft bei seinem Tode auf seine Gemahlin Johanna Margaretha geb. Freiin von Friesen (gest. 1726) übergehen, welche ihren Neffen, den sächsischen Cabinetsminister und Oberkammerherrn Heinrich Friedrich Reichsgrafen von Friesen, zum Erben einsetzte. Bei den Herren von Friesen ist sie bis 1773 geblieben, wo sie an den Grafen Sigismund Ehrenreich von Redern verkauft wurde. Im J. 1795 ging sie durch Kauf an den Geheimen Rath Georg Werner August Dietrich, Reichsgrafen zu Münster-Meinhövel, über, doch wurden gleichzeitig die drei Dörfer Schwepnitz, Bulleritz und Großgrabe mit den dabei befindlichen Vorwerken und Waldungen davon abgetrennt. Aus dem nach des Grafen Münster Tode ausgebrochenen Concurse erwarb die Herrschaft der sächsische Cabinetsminister Peter Karl Wilhelm Graf von Hohenthal, der sich gleich seinem Sohne und Enkel durch Förderung gemeinnütziger Zwecke bleibende Verdienste um dieselbe erworben hat. Von diesem kaufte dieselbe 1856 der gegenwärtige Besitzer Ernst Wilding, Fürst von Radali.

Der Besitzer der Standesherrschaft Königsbrück genießt in Gemäßheit der alten oberlausitzer Verfassung manche Rechte, welche ihm auch durch die sächsische Constitution von 1831 gesichert worden sind. Auf den Provinziallandtagen der Oberlausitz steht ihm die erste Stelle unter den Ständen des Landkreises zu. Ueberdies ist der Standesherr Mitglied der Ersten Kammer der sächsischen Ständeversammlung, in welcher er den Platz nächst dem Vertreter der Universität einnimmt. Gegenwärtig gehören zu der Standesherrschaft außer der Stadt Königsbrück die Dörfer Schmorkau, oberlausitzerseits, Neukirch, Weißbach, Gottschdorf, Quosdorf, Zietsch, Otterschütz, Rohna, Zeisholz und Steinborn. Der Boden ist großentheils eben, sandig und mit vielen Steinen bedeckt. Die vorherrschenden Gesteinsarten sind Grauwacke und Hornblendeschiefer. Neben Roggen und Kartoffeln wird auch viel Heidekorn gebaut, früher baute man auch Taback und Wein. Im J. 1711 wurden die in weißbacher Flur gelegenen Weinberge auf 4000 Fl. taxirt und die Besitzerin von Königsbrück stellte gegen den Besitzer derselben, einen von Schleinitz, einen Proceß an, weil sie behauptete, er sei verpflichtet, in der königsbrücker Weinpresse keltern zu lassen. Im J. 1750 ergaben die nördlich der Stadt liegenden, 43 Acker bedeckenden Weinberge 58 Faß. Von großer Bedeutung sind die Waldungen, in denen die Kiefer vorherrscht, auch der Wiesenbau. Von einer früher viel benutzten Mineralquelle bei Gottschdorf ist jetzt kaum noch eine Spur vorhanden. Der Auergarten bei Königsbrück führt seinen Namen

11) Ebendas. Nr. 82. 12) Ebendas. Nr. 89.

von den unter August dem Starken darin gehegten Auerochsen. (*Th. Flathe.*)

KÖNIGSECK (Kumžak), Städtchen im südöstlichen Böhmen an der mährischen Grenze, zum Bezirk Neuhaus gehörig, wies in der Volkszählung von 1880: 2408 czechische und 7 deutsche Einwohner aus, welche zumeist Feldbau, Kleingewerbe und Leinwandhandel treiben. Die gleichnamige Herrschaft Königseck, welche seit jeher einen Theil der Herrschaft Teltsch in Mähren bildet, hat ein Gesammtareal von 2159 niederösterreichischen Jochen und befindet sich dermalen im Besitze der gräflichen Familie Podstatzky-Lichtenstein. Im J. 1339 verfügte König Johann über dieselbe, indem er sie tauschweise an Albrecht II. von Neuhaus abtrat. Im 16. Jahrh. vererbte sich der Besitz von den Herren von Neuhaus auf die Herren von Slawata. Nach dem Tode des letzten Grafen von Slawata gelangte Teltsch mit Königseck an den Grafen Lichtenstein-Kastelkorn. Der letzte aus dieser Linie, Graf Franz Anton, vermachte in der Mitte des 18. Jahrh. Teltsch sammt Königseck testamentarisch dem Grafen Alois von Podstatzky, welcher seinem Namen den Namen Lichtenstein beifügte. Vorher hatte Kaiserin Maria Theresia die Herrschaft zum Allod erklärt. — Die Jahr- und Wochenmarktsprivilegien erhielt das Städtchen Königseck von Heinrich von Neuhaus (1487), die Befreiung von der Robot vom Grafen Wilhelm Slawata. Zum Sprengel der Pfarrkirche, welche unter dem Patronate des Religionsfonds steht, gehören die Dörfer Dammerschlag, Suchenthal, Theresienstein, Drosowitz und Budkau. Die vierklassige czechische Volksschule zählte im J. 1884: 286 Schüler. (*L. Schlesinger.*)

KÖNIGSEE, Stadt in der Oberherrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt in baumarmer reizloser Gegend an der Rinne, 1270 Fuß über dem Meere, von Ilmenau 17, von Rudolstadt und Saalfeld je 23 Kilom. entfernt, Post- und Telegraphenamt, Landrathsamt, Amtsgericht, Steueramt; zählte im J. 1880: 2640 Einwohner, darunter 2636 Evangelische, 3 Katholiken und 1 Jude (im J. 1875: 2558 Einwohner). Der Hauptnahrungszweig der Stadt besteht in gewerblicher Thätigkeit. Es sind vorhanden: eine Eisengießerei nebst Maschinenfabrik mit 6—8 Arbeitern, eine Farben- und Bleiweißfabrik mit 30 Arbeitern (Absatz nach Norddeutschland und Sonneberg), Strohhutfabrik mit 20 Arbeitern (abgesehen von dem Hausbetriebe), eine Schneidemühle, bedeutende Schuhmacherei, hauptsächlich für die thüringischen Märkte, große Kunstfärberei mit 40—50 Arbeitern, endlich Rothgerberei und starke Bierbrauerei. Der ziemlich lebhafte Verkehr wird gehoben durch 13 Kram- und Viehmärkte, unter denen der Thomasmarkt der besuchteste ist. Neben der gewerblichen Thätigkeit wird jedoch auch fleißig Ackerbau betrieben, wenn auch der größtentheils magere Boden keinen reichen Ertrag liefert. Es besteht ein Gewerbeverein, eine Fortbildungsschule für Lehrlinge, ein Vorschußverein, eine Sparkasse. Infolge der zahlreichen Brände, von denen Königsee heimgesucht war (s. Geschichte), ist die Bauart der Stadt durchaus modern und freundlich. An Stelle der 1861 abgetragenen Hauptkirche aus dem Anfange des 14. Jahrh. ist außerhalb der Stadt in hoher Lage eine schöne gothische Kirche erbaut. Sie ist ohne Emporen und enthält eine bemerkenswerthe Kanzel aus Cement. Zehn Minuten unterhalb der Stadt ist ein 1714 entstandener Erdfall, der einen etwa 150 Fuß im Durchmesser haltenden, mit Wasser gefüllten unergründlichen Trichter darstellt.

Königsee, im 12. Jahrh. Kunigesse, später Kungesse, Kunigisse u. s. w., wird zuerst in einer Urkunde von 1287 als Stadt erwähnt. Eine adelige Familie von Königsee kommt von 1273—1413 vor. Eine Urkunde von 1306 trägt auf dem Siegel das Stadtwappen, den geharnischten Roland mit dem schwarzburger Rechenbalken und die Umschrift S. Civitatis et Judicis in Kungesse. Der Roland mit blankem Schwerte ist Sinnbild der hohen Gerichtsbarkeit und wahrscheinlich hat der Ort seinen Namen davon, daß er Sitz eines Königsgerichts war, wo die Grafen von Schwarzburg im Namen des Königs das Blutgericht hegten. Dieses Landgericht, das noch lange über das Mittelalter hinaus bestanden hat, wurde „unter (zwischen) beiden Teichen vff freien Straßen" gehalten. Die Stadt besaß das Münzrecht. Alte Blechmünzen aus dem 14. Jahrh. tragen die Umschrift „Kunisse". Im J. 1442 belehnte Kaiser Friedrich III. die Grafen von Schwarzburg mit der Stadt Königsee nebst zugehörigen Wildbahnen, Fischwässern, Bergwerken, Gefällen und Münzen. Im J. 1448 wird die Stadt vom Grafen Heinrich von Arnstadt erobert, geplündert und zerstört (Schwarzburger Hauskrieg). Wegen seiner Theilnahme am Bauernaufstande 1525 verlor Königsee alle Freiheiten und Rechte, erhielt sie jedoch zwei Jahre später wieder zurück. Im J. 1541 öffentliche Annahme der evangelischen Lehre. Im J. 1557 bestand hier ein Berggericht; die Gruben wurden von magdeburger Gewerken betrieben. Nachdem schon im 15. Jahrh. mehrere Pestfälle vorgekommen, raffte die Seuche im J. 1582 über 1200 und 1626 über 700 Menschen weg. Im Dreißigjährigen Kriege wurde Königsee zweimal geplündert, das erste mal 1636, nachdem es im Jahre vorher fast ganz ein Raub der Flammen geworden (250 Häuser), das zweite mal 1547. Im J. 1681 Feuersbrunst (wobei 211 Häuser zu Grunde gingen), 1741 brannten 114, im J. 1783: 63 Häuser ab. Im 19. Jahrh. sind 5 Feuersbrünste zu verzeichnen: 1818, 1823, 1826, 1830 und 1831. Im J. 1837 wurde der Schuhmachergesell Brödel, der in Königsee siebenmal Feuer angelegt hatte, hier enthauptet. Der Richtplatz ist jetzt in hübsche Anlagen umgewandelt. Als geschichtliche Sonderbarkeit ist der schon im 17. Jahrh. erwähnte unweise Rath, Senatus desipiens, zu erwähnen. Die jungen Bürger wählten zu Fastnacht aus ihrer Mitte einen solchen unweisen Rath, der feierlich über erdichtete Rechtsfälle urtheilte, wobei man sich von den Strafen mit einigen Maß Bier loskaufen konnte. Seit dem 17. Jahrh. kam in Königsee, mehr aber noch in der Umgegend, der Medicamentenhandel auf, der durch die sogenannten Reffträger bis über die Grenzen Deutschlands hinaus betrieben wurde. Sie waren unter dem Namen Königseer bekannt, weil ihre Pässe größtentheils vom

Amte Königsee ausgestellt waren. Noch heute steht dieser Hausirhandel in Blüte, nachdem die seinerzeit erlassenen Verbote der Medicinalpolizei durch die eingeführte Gewerbefreiheit ihre Kraft verloren. *(A. Schroot.)*

KÖNIGSEGG, Stammschloß und Gut der Grafen von Königsegg-Aulendorf, im würtembergischen Donaukreise, Oberamt Saulgau, mit 14 Einwohnern und Filial vom Pfarrdorfe Hoßkirch (1880: 293 Einwohner). Hoßkirch-Königsegg ist Station der Eisenbahn Altshausen-Pfullendorf. Das Schloß liegt auf dem äußersten Vorsprunge einer mit Tannen bewachsenen Hochebene und gewährt eine weite Aussicht. Es hat im Laufe der Zeit durch bauliche Veränderungen viel von seinem ursprünglichen Aussehen verloren, namentlich durch die im J. 1790 erfolgte Abtragung eines hohen viereckigen Thurmes, der römischen Ursprungs gewesen sein soll und dessen Steine zur Erbauung eines Hofes benutzt wurden. In der Schloßkapelle befindet sich ein schönes Altargemälde aus dem J. 1527. Mit dem Schlosse ist der Betrieb einer ausgedehnten Oekonomie verbunden. Im Hofraume befindet sich ein im J. 1848—49 hergestellter tiefer Pumpbrunnen mit eisernem Pumpwerke und einer bis auf die Sohle führenden steinernen Wendeltreppe. Am Fuße von Königsegg liegt der Königssee oder Königseggersee, welcher 61 Morgen groß ist und gewöhnlich für unergründlich gehalten wird, weil seine Zuflüsse unterirdisch sind. Er fließt in den sogenannten Kleinen See bei Hoßkirch ab und beide sind wahrscheinlich nur Ueberreste eines großen Sees, welcher das Hoßkircher Ried bedeckte.

Wann die Burg erbaut worden, ist nicht bekannt. Ihre feste und unregelmäßige Bauart zeugt von hohem Alter. Nach der Sage soll sie von einem Abkömmlinge der Guelfen, Kuno, im J. 650 erbaut worden sein, daher der Name Kunosegg, Kunsegg, Königsegg. Durch Heirathen und Erbschaften gelangte die Burg auch an andere Familien, so im 13. Jahrh. an die Grafen von Landau, im 14. an die Herren von Bodmann, allein die Herren von Königsegg suchten den Stammsitz ihrer Ahnen jeweils wieder an sich zu bringen. Seit Mitte des 17. Jahrh. wird das Schloß von seinen Besitzern nicht mehr bewohnt.

Die ehemalige Reichsgrafschaft Königsegg-Aulendorf gehört nun zu den standesherrschaftlichen Besitzungen von Würtemberg. Sie zerfällt in die Herrschaften Aulendorf, Königseggwald und Ebenweiler. Hauptsitz ist Aulendorf, Pfarrdorf im Oberamte Waldsee, mit 1557 Einwohnern (1880), Knotenpunkt der Bahnen Friedrichshofen-Ulm, Isny-Herbertingen und Pfullendorf-Ulm, mit einem der stattlichsten Bahnhöfe des Landes. Jede der Herrschaften hatte eine eigene Landschaftskasse; auch wurde zwischen der Grafschaft Königsegg mit Ebenweiler und der Freiherrschaft Aulendorf unterschieden. Die gräflichen Besitzungen sind nur Allodium. Im J. 1565 erwarb der Freiherr Joh. Jak. von Königsegg, statt der an die Truchseß von Waldburg verkauften Herrschaft Marstetten, von seinem Schwager, dem Grafen Ulrich von Montfort, die Grafschaft Rothenfels nebst der Herrschaft Staufen in Allgäu, wodurch die Herrschaft bedeutend vermehrt wurde. Im J. 1629 wurde die „Reichsherrschaft Königsegg" durch Kaiser Ferdinand II. zur Reichsgrafschaft und die freiherrliche Familie in den Reichsgrafenstand erhoben mit der Befugniß, sich fortan Grafen von Königsegg und Rothenfels zu nennen. Die Brüder Hugo und Joh. Georg theilten 1681 das väterliche Erbe, und so entstanden die Linien Königsegg-Rothenfels und Königsegg-Aulendorf. Die letztere Benennung rührt davon her, daß um jene Zeit die Grafen ihren Sitz von Königsegg nach Aulendorf verlegten. Von 1637 an bekleideten die Grafen auch das Amt kaiserlicher Landvögte der österreichischen Landvogtei Schwaben. Der jetzige Standesherr ist Erlaucht Graf Gustav, Magnat des Königreichs Ungarn, k. k. österreichischer Kämmerer zu Aulendorf. Die Standesherrschaft umfaßt die Orte Aulendorf und Thannhausen (Oberamt Waldsee), Ebenweiler, Boms, Guggenhausen, Hoßkirch, Huttenreute, Königseggwald, Laubbach und Riedhausen (Oberamt Saulgau). *(Wilh. Höchstetter.)*

Königsfarrn, s. Osmunda.

KÖNIGSFELD, katholisches Pfarrdorf im bairischen Regierungsbezirke Oberfranken, Bezirksamt Ebermannstadt, Amtsgericht Hollfeld, Bezirksgericht und Baubehörde Bamberg, an der hollfeld-scheßlitzer Landstraße, mit 666 Einwohnern, einschließlich des zur Gemeinde gehörigen Dorfes Kotzendorf, 2 Kirchen, Schule. Nahe den Quellen der Aufsees und Wiesent stand der aus den Zeiten der Karolinger (805—889) bekannte Königshof (Chunegeshofe in montanis versus Bohemiam), der, von Kaiser Heinrich II. 1008 dem Hochstifte Bamberg geschenkt, nachmals seinen Namen in Königsfeld umwandelte und diesen Namen hinwieder einem dort angesessenen Ministerialen-Geschlechte, den Edlen von Königsfeld, mitgetheilt hat, das gegen Ende des 16. Jahrh. erlosch. Als Pfarrdorf ist jedoch Königsfeld erst seit 1393 bekannt. Schon frühzeitig erhielten die Andechser diesen Ort, und Berthold IV. von Andechs und Meran hielt 1161—62 daselbst sein wanderndes Landgericht, wobei er unter anderm mit seinen Beisitzern einen Proceß zwischen dem Abte Berthold zu Banz und einem freien Ritter entschied. Nach ihrem Aussterben ging der Ort an die Truhendinge über. Otto von Aufseß erwarb 1296 von dem Grafen von Truhendingen hier zwei Mansen, Güter zu Druntz (Treunitz) und ein Lehen und eine Mühle zu Huppendorf gegen ausbedungene Wiederlösung, die aber nicht erfolgte, vielmehr kamen die von Aufseß in den Besitz des dortigen Schlosses, indem Bischof Ludwig (1366—1374) den dritten Theil der Burg und einen Hof daselbst für den Ritter Heinrich von Aufseß kaufte, wozu sie allmählich das ganze Dorf erwarben, welches zu dem 1848 aufgelösten Patrimonialgerichte derselben gehörte. Während des ersten Jahrhunderts nach der Reformation wandten sich viele Pfarrgenossen der neuen Glaubenslehre zu, trotz der eifrigen Bemühungen der Fürstbischöfe Neithard von Thüngen und Johann Georg II. Fuchs von Dornheim, sie zurückzuhalten. Erst nach dem Restitutionsedicte Kaiser Ferdinand's II. kehrten sie zum alten Glauben zurück. —

In der Nähe von Königsfeld finden sich auf den Bergen bei Kotzendorf, gegen Hollfeld zu, in den vorhandenen, noch in dem Besitze der Freiherren von Aufseß befindlichen Ruinen oder Burgstallen Spuren von zwei andern Burgen, welche vielleicht einst zu dem Hauptsitze Königsfeld gehört haben. (*Ferdinand Mösch.*)

KÖNIGSFELDEN, ehemalige berühmte Abtei, jetzt Irren- und Krankenhaus im Bezirke Brugg des schweizerischen Cantons Aargau, liegt 364 Met. über dem Meere, kaum 1 Kilom. südöstlich von Brugg, auf der Halbinsel zwischen der Aar und der Reuß, welche einst die helvetisch-römische Stadt Vindonissa trug. Die Abtei, ein Doppelkloster des St.-Clara- und St.-Franciscusordens, wurde von der Königiu Elisabeth von Habsburg an der Stelle erbaut, wo 1308 ihr Gemahl, der römische König Albrecht I., von seinem Neffen Johann von Schwaben und dessen Genossen ermordet worden war. Der Bau des Klosters wurde 1309 begonnen und 1312 vollendet; 1310 erhielt die Stiftung die Genehmigung des Papstes Clemens V. und des Domkapitels von Constanz; die Kirche wurde 1320 geweiht. Nach dem Stiftungsbriefe, den die Königin Elisabeth mit ihren Söhnen, den Herzogen Friedrich, Leopold, Albrecht, Heinrich und Otto von Oesterreich, am 29. Sept. 1311 in Wien ausstellte, war das Kloster der Ehre Gottes und Maria's geweiht. Aus dem Ertrage der demselben zugewiesenen Güter im Aargau und Elsaß sollten sechs Priester des Franciscanerordens und eine Anzahl Clarissen erhalten werden. Die weltlichen Geschäfte, namentlich die Verwaltung der Güter, waren dem Frauenconvent übertragen, an dessen Spitze die Aebtissin mit vier Rathsschwestern stand. Die innern Angelegenheiten wurden von den sechs Amtsschwestern (Priorin, Kellnerin, Siechmeisterin, Werkmeisterin, Custorin und Jahrzeitpflegerin) besorgt, die äußern durch den Hofmeister. Die Minoriten des Männerklosters, denen die Seelsorge und der Gottesdienst in der gemeinsamen Kirche oblag, standen unter einem Guardian. Die Oberleitung der ganzen Abtei jedoch kam von 1313—64 der Königin Agnes von Ungarn zu, die 1313 nach dem Tode ihrer Mutter Elisabeth ihren Wohnsitz in Königsfelden nahm, ohne indeß das klösterliche Gelübde abzulegen. Unter ihrer umsichtigen und thatkräftigen Schirmherrschaft gelangte das Kloster bald zu hohem Ansehen. Schon bei der Gründung war es aus habsburgischem Erbgute, nicht (wie manche Chronisten berichten) aus den eingezogenen Gütern der bei der Blutrache für König Albrecht ermordeten Edlen, reich ausgestattet worden und die Habsburger, deren Stammburg nur 3½ Kilom. südwestlich von Königsfelden liegt, ließen es sich angelegen sein, den Besitz der Abtei, die ihre Familiengruft barg, durch Vergabungen und Jahrzeitstiftungen zu mehren. Die Königin Agnes allein schenkte dem Kloster Güter und Rechte im Betrage von circa 14,000 Mark Silber. Im J. 1321 erhielt Königsfelden von König Friedrich dem Schönen und den Herzogen von Oesterreich Zoll- und Steuerfreiheit, die Befreiung der Unterthanen vom Kriegsdienste und eigene Gerichtsbarkeit bis an das Blut. Bei dem Tode der Königin Agnes (11. Juni 1364) stand das Kloster wegen seiner strengen Zucht und Frömmigkeit im höchsten Ansehen; der Klosterschatz war reich an Kleinodien, kostbaren Meßgewändern und Paramenten und außer mehrern Gütern im Elsaß und im Schwarzwalde standen 35 Burgen und Höfe im Aargau unter der Verwaltung des Hofmeisters. Die Zahl der Clarissen war von 33 auf 40, die der Minoriten von 6 auf 12 gestiegen. Im J. 1411 erhielt Königsfelden von den Herzogen von Oesterreich als Jahrzeitstiftung für den in der Schlacht bei Sempach 1386 gefallenen Herzog Leopold von Oesterreich und die mit ihm in Königsfelden begrabenen 27 Ritter das ganze Amt Eigen. Auch die Eroberung des Aargaus durch Bern 1415 störte das äußere Gedeihen der Abtei wenig; zwar verlor Königsfelden die eigene Gerichtsbarkeit, die Freiheit von Zoll, Steuer und Kriegsdienst und das Recht, den Hofmeister selbst zu wählen, aber im übrigen waren die neuen Landesherren nicht weniger bemüht, das berühmte Kloster zu schirmen und seine Rechte zu wahren, als es die Habsburger gewesen waren. Im J. 1437 besaß Königsfelden in 12 Gemeinden des Aargaus und des Oberrheins den Kirchensatz. Trotz dieser glänzenden äußern Lage hatte aber der Verfall des Klosters schon mit dem Tode der Königin Agnes begonnen. Die strenge Zucht erschlaffte allmählich. Der Spitaldienst wurde vernachlässigt, die Armenpfründen verkauft. Mehr und mehr wurde das Kloster eine Versorgungsanstalt für die Töchter des süddeutschen Adels. Unter dem Einflusse des üppigen Badelebens in dem benachbarten Baden wurden die Sitten immer freier und lockerer; Zügellosigkeit trat an die Stelle der klösterlichen Zucht und die Einkünfte reichten bald nicht mehr zur Bestreitung des prunkenden üppigen Haushaltes hin. Bei dem Beginn der Reformation in der Schweiz war Königsfelden von Schulden überhäuft und innerlich zerrüttet. Nach mehrern vergeblichen Versuchen, die Ordnung wiederherzustellen, gestattete 1523 der Rath von Bern den Nonnen und Mönchen den Austritt aus dem Kloster, eine Freiheit, von der viele Gebrauch machten, um sich zu verheirathen, und 1528 hob er das Kloster ganz auf. Mit den Einkünften wurden 20 Pfarrstellen verbessert; die Gebäude wurden als Kornhaus, Krankenhaus und Amtssitz der bernischen Landvögte verwendet, die unter Beibehaltung des Titels Hofmeister bis 1798 das Amt Königsfelden verwalteten. Der Canton Aargau machte aus dem Kloster ein Spital und Irrenhaus und ließ 1869 und 70 die alte Ringmauer und den größten Theil der Gebäude abtragen, um für die neue, musterhaft eingerichtete cantonale Irrenanstalt Raum zu gewinnen, mit welcher das Cantonspital und die Hebammenschule verbunden ist. — Von dem alten Kloster ist nicht viel mehr übrig als die Kirche, ein einfach gehaltener frühgothischer Bau, von Alter und Vernachlässigung stark beschädigt. Dieselbe besteht aus einem hohen einschiffigen Chor und einem dreischiffigen Langhaus. Statt des Thurmes trägt sie einen Dachreiter mit spitzem Helme. Im Mittelschiff des Langhauses, das von den beiden niedrigeren Seitenschiffen durch je sechs achteckige Pfeiler getrennt wird, bezeichnet ein einfacher Sarkophag aus schwarzem Marmor,

im J. 1600 an die Stelle eines ältern und größern Monuments gestellt, die Familiengruft der Habsburger, ein niedriges Gewölbe unter dem Boden der Kirche, in welchem 13 Leichen habsburg-österreichischen Stammes ruhten, unter ihnen die Königinnen Elisabeth und Agnes, Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich, der Bruder Friedrich's III., und Leopold der Fromme, der in der Schlacht von Sempach 1386 seinen Tod fand. Auf das Ansuchen der Kaiserin Maria Theresia wurden diese Leichen 1770 in das Benedictinerkloster St.-Blasien im Schwarzwalde übergeführt, von wo sie 1807 bei der Aufhebung dieses Stiftes in die Benedictinerabtei St.-Paul in Kärnten gebracht wurden. Außer diesem Monument enthält das Langhaus der Kirche nur noch vier ziemlich plumpe Grabmäler aus dem 14. Jahrh. und das Denkmal Herzogs Heinrich von Rohan, der 1638 in Königsfelden starb und dessen Eingeweide hier beigesetzt wurden. Auch der Chor zeigt, obwol in Anlage und Ausführung vor dem Langhause erheblich bevorzugt, doch die nüchterne und sparsame Architektur, welche für die Barfüßerkirchen charakteristisch ist. Ornament, und zwar goldenes Blattwerk auf blauem oder rothem Grunde, zeigt sich nur an den Schlußsteinen der Gewölbe und den anstoßenden Theilen der Gewölberippen. Der Fronaltar, über welchem die Inschrift Rex Albertus und das Reichswappen in Gold aus der rothen Bemahlung der Gewölbrippe heraustreten, bezeichnet die Todesstätte König Albrecht's. An der Südwand sind in langer Reihe Tafeln mit den Bildern knieender Ritter angebracht, im 18. Jahrh. angefertigte Copien nach frühern Frescomalereien, welche die 27 nach der Schlacht von Sempach in Königsfelden begrabenen Gefährten Herzog Leopold's darstellten. Den Hauptschmuck des Chors bilden aber seine vorzüglichen Glasgemälde, welche in neun seiner elf Fenster noch wohlerhalten, in den beiden andern dagegen durch spätere Glasmalereien ersetzt sind. Drei derselben stellen die Lebens- und Leidensgeschichte Christi, zwei die Apostel dar. Die vier übrigen enthalten die Legenden der heiligen Anna, Johannes des Täufers, der heiligen Katharina und der beiden Ordenspatrone St.-Franciscus und St.-Clara. Die beiden zerstörten Fenster, welche später durch blos decorative Glasmalereien ausgefüllt wurden, waren wahrscheinlich der Heiligen Jungfrau und dem Apostel Paulus gewidmet. Dieser Cyklus von Glasgemälden, wahrscheinlich zwischen 1358 und 1364 von einem deutschen Meister gefertigt, ist sowol dem Umfange wie dem Kunstwerthe nach eine der bedeutendsten Leistungen der Glasmalerei des 14. Jahrh., gleich ausgezeichnet durch strenge architektonische Gliederung und Anordnung wie durch Mannichfaltigkeit des Inhalts, durch harmonische Pracht der Farbenwirkung, wie durch natürliche Frische und Anmuth der Zeichnung. — Vgl. „Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz" III. — „Das Kloster Königsfelden", geschichtlich dargestellt von Th. von Liebenau, kunstgeschichtlich von Wilhelm Lübke (Zürich 1867 und 1871). — J. Müller, „Der Canton Aargau. Seine politische, Rechts-, Cultur- und Sittengeschichte" (2 Bde., Zürich 1870—72). *(A. Wäber.)*

KÖNIGSHAIN heißen zwei preußische Dörfer in der Provinz Schlesien: 1) im Regierungsbezirke Liegnitz, Kreis Görlitz, 6 Kilom. nördlich vom Bahnhofe Gersdorf, am Weißen Schöps. Die (1880) 1370 Bewohner führen in 271 Häusern 288 Haushaltungen, bearbeiten einen Granitbruch und bauen Obst. Im Westen liegt das Königshainer Gebirge auf der Grenze der Kreise Görlitz und Rothenburg, ein isolirter Granitstock des Lausitzer Berglandes; der Königsstein oder Hohenstein erhebt sich zu 393 Met.; hohe Gipfel sind auch der Ahlberg und der durch seine Erinnerungen an die Heidenzeit bekannte Todtenstein. — 2) Im Regierungsbezirke Breslau, Kreis Glatz, ein Dorf im Osten der Neiße, im Südwesten vom Königshainer Spitzberge, 4 Kilom. im Nordosten von Glatz, 1880 mit 1175 Einwohnern, welche in 187 Häusern 232 Haushaltungen führen. — Auch zwei sächsische Dörfer heißen so, eins im Regierungsbezirke Bautzen, Amtshauptmannschaft Zittau, mit 1343 Einwohnern und eins im Regierungsbezirke Leipzig, Amtshauptmannschaft Rochlitz, mit 1386 Einwohnern. — Endlich heißt so ein Dorf in Böhmen, Kreis Leipa, Bezirk Schluckenau. *(G. A. von Klöden.)*

KÖNIGSHOFEN (im Grabfeldgaue), Stadt im bairischen Regierungsbezirke Unterfranken, Bezirksamt, Amtsgericht und Baubehörde Königshofen, Bezirksgericht Neustadt an der Saale, an der obern Saale, katholisches Dekanat mit 2 Pfarreien im Bisthume Würzburg, 1876 Einwohner, 288 Gebäude, 2 Kirchen, Schule, Kapuzinerkloster, 2 Spitäler, Notariat, Rentamt, Communalrevier, Postexpedition, Garnisonscompagnie, eine Compagnie Landwehr.

Den größten Theil des ehemaligen Ostfrankens nahm der Grabfeldgau ein, dem zahlreiche Untergaue zugetheilt waren und der auch urkundlich den Namen „provincia" führte. Heute noch hat sich am Vorlande der Haßberge der Name des uralten Gaues im Volksmunde erhalten. Hier, in einem weiten fruchtbaren Tafellande mit wenig malerischem Terrain, aber auf den höhern Punkten eine prachtvolle Fernsicht bietend in den Haßwald nach Süden und in das ferne Rhöngebirge gegen Westen, liegt die Stadt Königshofen (Chunigeshuoba) im Grabfelde, deren Kirche und Pfarrei schon König Karlmann 770 dem Stifte Würzburg schenkte. Kaiser Ludwig der Fromme bestätigte diese Schenkung durch Urkunde vom 19. Dec. 823. Wahrscheinlich bildete ein villicus regius den ersten Anfang des Ortes, der hiervon auch seinen Namen empfing. Schon im 11. Jahrh. zu einer Stadt herangewachsen, war derselbe im Besitze der mächtigen Dynasten von Henneberg. Das Vogteirecht hatte das Stift Eichstätt[1]), und die Lehnsherrschaft scheint dem Stifte Würzburg zugestanden zu haben, denn 1312 verweigerte der Bischof die Belehnung des Grafen Berthold, welcher das bei der Henneberg'schen Theilung 1245 an Koburg übergegangene Königshofen wieder zurückerworben hatte. Erst 1319 kam die Differenz zum Austrag.

1) Vgl. Sax, Geschichte von Eichstätt, S. 86 und 102.

Kaiser Ludwig der Baier gewährte 1315 diesem Grafen Berthold VII. von Henneberg das Recht der Erhebung eines Umgeldes „pro fortificatione oppidorum suorum Coburg, Koenigshofen, Smalcalden“. Diese „Befestigung“ wird sich indeß nur auf eine Umschließung mit thürmebesetzten Mauern beschränkt haben, denn die eigentliche Fortification der Stadt mit Bastionen, Ravelins und Vorwerken rührt wol erst aus dem 16. Jahrh. her und ward noch Anfang des 18. Jahrh. ergänzt.

Im J. 1353 kam Königshofen käuflich an das Stift Würzburg, blieb bei diesem bis 14. März 1400, wo es wieder den Grafen von Henneberg, Aschacher Linie, zufiel, und ward erst von Bischof Rudolf von Scherenberg Ende des 15. Jahrh. wieder eingelöst. Inzwischen hatte es den Bau seiner Pfarrkirche vollendet (1496), die alte Grafenburg wurde 1518—20 neu und stattlich aufgeführt, die Festungswerke vermehrt und die Stadt selbst, nach einem großen Brande im J. 1562, massiver wieder aufgebaut. Das durch den Brand gleichfalls zerstörte Rathhaus erstand 1563—74 wieder aus der Asche, und das reichdotirte Spital wurde 1584—87 neu erbaut.[2])

Wie fast in allen fränkischen Städten erzeugte auch in Königshofen der Druck der fürstlichen Verwalter, des Adels und Klerus Sympathien mit der Bauernempörung des Frühjahrs 1525. Die Bürger verstärkten den Rath durch einen eigenen Ausschuß, schafften den Thorzoll ab und verweigerten den Rittern den Einlaß (14. April 1525). Nach der Niederlage der Bauern nahm jedoch Bischof Konrad Königshofen ein und ließ zehn der Rädelsführer hinrichten; die Stadt aber mußte an die Ritterschaft 2200 fl. Entschädigung bezahlen. Schwerer als dieses lastete der Druck der Besatzung auf ihr, welche Bischof Melchior während seiner Fehden mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach dahin verlegt hatte (1547—53). Trotzdem mußte Königshofen noch 2000 fl. Schatzung an den markgräflichen Brandmeister zahlen, und zwei seiner Bürger wurden fast zwei Monate als Geiseln umhergeschleppt, bis (9. Juli 1553) der Markgraf die entscheidende Schlacht bei Sievershausen verlor. Noch 20 Jahre danach (1572) wurde der Stadt ein Abschlagsersatz von 200 fl. für die gehabten markgräflichen Kriegsschäden gewährt.

Drangvoller noch gestaltete sich für Königshofen die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Am 10. Oct. 1631 ward die Festung von den Schweden eingenommen; Brand und Plünderung folgte dem Abzuge der Besatzung, und eine ganze Vorstadt wurde aus fortificatorischen Rücksichten abgetragen. Erst 4 Jahre und 2 Monate später (December 1635) nahm Melchior Graf von Hatzfeld die Festung den Schweden wieder ab und führte den gefährdeten katholischen Gottesdienst wieder ein. Aber das kaiserliche Kriegsvolk war kaum eine mindere Last und verzehrte bis 1649 den Wohlstand der Bürger.

Die Geschichte von Königshofen im 18. Jahrh. sondert sich von jener des Fürstbisthums nicht ab. Ungeachtet der Kriegsunruhen jener Zeit erschöpfte sich der bescheidene Wohlstand der Bürgerschaft nicht. Alle Gewerbe siedelten sich im Weichbilde der Stadt an, die Zahl der Jahrmärkte stieg auf elf, und die Getreideschranne gewann besonders damals an Bedeutung. Infolge des Lüneburger Friedens fiel Königshofen an Baiern, und seit 1829 ist dessen Festungseigenschaft aufgegeben, worauf schon im folgenden Jahre mit der Demolirung von Schanzwerken begonnen wurde. — Bavaria, Bd. IV. Unterfranken und Aschaffenburg, S. 430 fg.

(*Ferdinand Mösch.*)

2) Das zweite Spital gründete 1829 Jungfrau Eva Schmitt mit einem Vermächtnisse von 130,000 fl.

KÖNIGSHOFEN, Städtchen im badischen Kreise Mosbach, zum Bezirksamt Tauberbischofsheim gehörig, mit 1445 Einwohnern (1880), am Einflusse der Umpfer in die Tauber gelegen. Die Landstraße von Tauberbischofsheim nach Mergentheim führt durch Königshofen, das zugleich Station der Eisenbahn Heidelberg-Würzburg ist. Die Gemarkung ist sehr fruchtbar; die Einwohner treiben Feld-, Wiesen-, Weinbau und Viehzucht und sind ziemlich bemittelt. Die Märkte von Königshofen sind sehr bedeutend, namentlich der Spätjahrsmarkt, welcher eine Woche dauert und ein Vereinigungspunkt für den ganzen Taubergrund ist.

Königshofen ist schon seit dem J. 823 bekannt und war früher gut befestigt. Es hatte Vorstädte, an welche die jetzt durch Gärten führenden Wege Pfalzgasse und Badstube erinnern. Im Bauernkriege des J. 1525 waren die Bewohner von Königshofen betheiligt. Nach der Sage sollen sie das Haus eines Edelmannes erstürmt und denselben aus dem Fenster gestürzt haben, da derselbe auf die Bauern, welche seinen außerhalb des Ortes auf einem Pfahl aufgepflanzten Hut nicht grüßten, geschossen. Darauf schlossen sie sich den hellen Haufen des Odenwalds an. Unter den Mauern der Stadt stieß Georg Truchseß von Waldburg auf 8000 Bauern, welche ihm den Uebergang über die Tauber streitig machten. Sie hatten 47 Kanonen bei sich, mußten aber den würzburgischen und trierisch-pfälzischen Kriegsvölkern trotz hartnäckiger Gegenwehr unterliegen. Die Schlacht soll 5 Stunden gedauert haben, die Bauern wurden größtentheils niedergehauen; nur wenige retteten sich durch wilde Flucht. Die auf den nahen Thurmberg Geflüchteten wurden nach verzweifeltem Widerstande übermannt und theils verstümmelt, theils hingerichtet. Von den 250 Bürgern des Orts sollen nur 15 übriggeblieben sein. Diese Niederlage war für den Bauernkrieg entscheidend, denn Tauberbischofsheim, Lauda und Mergentheim ergaben sich alsbald den Siegern, welche hierauf die von den Bauern belagerte Feste Marienburg bei Würzburg entsetzten. Auch im Dreißigjährigen Kriege hatte Königshofen viel zu leiden. Die Pest soll das Städtchen bis auf 7 Bürger entvölkert haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts kam Königshofen, das früher theils dem Hochstifte Würzburg, theils weltlichen Lehensleuten gehörte, an den Fürsten von Leiningen als Entschädigung für linksrheinische Verluste und dann an Baden.

(*Wilh. Höchstetter.*)

KÖNIGSHOFEN (Jakob Twinger von), der nicht nur unter den Chronisten Straßburgs, sondern in der deutschen Geschichtschreibung des spätern Mittelalters überhaupt eine hervorragende Stelle einnimmt, wurde, wie wir aus seiner eigenen Angabe wissen, im J. 1346 geboren. Mit dem bekannten straßburger Patriciergeschlechte der Twinger mag er vielleicht in entfernterm Grade verwandt gewesen sein, er selbst stammte wol aus niedern Kreisen, sein Bruder war Bäcker im Dorfe Königshofen, das dicht vor den Thoren Straßburgs noch im Burgbanne der Stadt lag. Im J. 1382 zum Priester geweiht, hat er wahrscheinlich eine Zeit lang als Vicar an der St.-Martinskirche die Pfarrgeschäfte geleitet, war Präbendar am Münster und Kaplan des Frauenhauses, versah dann jahrelang das Pfarramt zu Drusenheim, einem Dorfe am Rhein nordwärts von Straßburg, und wurde 1395 als Kapitelherr in das Stift von St.-Thomas aufgenommen. Ein Jahr vorher erscheint er in einer Urkunde dieses Kapitels als apostolischer und kaiserlicher Notar. Bis zu seinem Tode, der nach seiner noch erhaltenen Grabschrift am 27. Dec. 1420 erfolgte, war er hauptsächlich mit der Führung des Kapitelarchivs beschäftigt. In den zahlreichen Copialbüchern des St.-Thomasstiftes treffen wir auf den meisten Blättern seine Hand an, die unermüdlich Schenkungen, Kaufacte, Privilegien, Güter und Zinsen seiner Kirche nicht einmal, sondern wiederholt, nur in anderer Anordnung, verzeichnete. Der letzte Eintrag derselben findet sich am 4. Sept. 1420. Nehmen wir dazu noch seine sicher bezeugte Theilnahme an der Verwaltung mehrerer der Thomaskirche unterstellten geistlichen Stiftungen, wie z. B. der St.-Gallenklause, so haben wir das Bild einer reichen, vielseitigen Thätigkeit vor uns, die sich nicht blos in der stillen Schreibstube, sondern auch in den Geschäften des alltäglichen Lebens praktisch entfaltete.

Eben diesen doppelten Zug finden wir auch in Königshofen's Geschichtschreibung wieder. Die immer von neuem wieder in Angriff genommene Bearbeitung seiner Chronik verräth die Lust am schriftstellerischen Schaffen, am Schreiben überhaupt, und durch den Ton seiner historischen Erzählung klingt die intime Kenntniß bürgerlicher Lebensauffassung und Führung: „man vindet geschriben in latyne vil kroniken, das sind bücher von der zit, die do sagent von keysern, bebesten, künigen und von andern fürsten und herren, wie ir leben si gewesen und von etlichen nenhaftigen dingen, die von in oder bi iren ziten geschehen sint. aber zů dütsche ist lützel solicher bücher geschriben, wie doch das die klůgen legen also gerne lesent von semelichen dingen also gelerte pfaffen. ouch hant die menschen me lustes zů lesende von nuwen dingen denne von alten und ist doch von den striten reysen und andern nenhaftigen dingen, die bi nuwen ziten sint geschehen, allerminnest geschriben." Mit diesen bezeichnenden Worten beginnt Königshofen sein Werk. In sechs große Kapitel hat er dasselbe getheilt. In dem ersten gibt er die Weltgeschichte von Adam bis auf Alexander den Großen und die Diadochen, im zweiten die Geschichte Roms und des Kaiserthums bis auf König Ruprecht. Das dritte Kapitel erzählt das Leben der Päpste bis zum Kostnitzer Concil, das vierte bringt die straßburger Bischofs-, das fünfte die straßburger Stadtgeschichte bis auf Königshofen's Zeit, das sechste endlich ist ein kurzes Sachregister für das ganze Werk mit beigesetzten Blatt- und Jahreszahlen, Königshofen's eigenste Erfindung, die er anschaulich so beschreibt: „also mahtu sůchen iedes ding bi dem bůstaben also es anevohet: einen strit bi eime s, eine reyse bi eime r, einen krieg bi eime k und also von andern dingen. und wo du etwas vindest, do betütet die nochgonde zale dobi die jor von gotz gebürte di men dazůmole zalete do es geschach, und die zale die vor dem dinge ist geschriben, das ist eine zale der bletter do von der selben materie ist vollekllicher und me beschriben." An seinen Vorgänger, den straßburger Chronisten Closener, hat er sich mit dieser Ordnung seines Stoffs unmittelbar angeschlossen; aber er ist weit über ihn hinausgegangen, indem er die Weltgeschichte sowie das historische Compendium am Schlusse hinzufügte und Closener's Kaiser- und Papsthistorie und Localgeschichte in je zwei Kapitel zerlegte.

Daß er damit dringenden geistigen Bedürfnissen weiter Volkskreise entgegenkam, kann keinem Zweifel unterliegen. Dafür zeugt die constatirte außerordentliche Popularität seiner Chronik, von der bis vor kurzem allein noch 51 Handschriften vorhanden waren und von der sich zahlreiche Fortsetzungen und Verarbeitungen im Elsaß selbst, in der Schweiz, in Schwaben, Baiern und in den Rheinlanden bis Köln hinab durch das 15. Jahrh. hindurch verfolgen lassen. Königshofen's Arbeit galt offenbar als das Muster eines bürgerlichen Geschichtsbuches, bei dessen Lektüre man sich unterhalten und lernen könne. Gerade dies scheint mir sein wesentlichstes Verdienst zu sein, daß er so geschickt den Bedürfnissen seiner Zeit zu entsprechen verstand. Die Freude am Sagenhaften und Wunderbaren, das Behagen an derbem Schwank und der pikanten Anekdote, die Kunst des guten, spannenden Erzählens, das waren die Eigenschaften, die seine Chronik so anziehend für die Zeitgenossen machten. Wenn er z. B. bei der Schöpfungsgeschichte von Adam und Eva für die Schwatzsucht der Frauen folgende Erklärung gibt: „ist nüt unbillich, do frowen bynander sint, ob sü me redent und klafent denne die manne, wan die frowe ist zům ersten us eime rippe und beyne beschaffen und der man us erden: der nu lützel beine dût in einen sag und in reget unde schüttelt, so tönet es me denne der in vol erden stieße"; wenn er die Mönchsschnurre in Versen mittheilt, gegen Papst Calixt gerichtet, der die Priesterehe verboten habe, mit dem Schlusse: ergo tuum festum numquam celebratur honestum, oder wenn er erzählt, wie der Sohn der Semiramis vor den Lüsten seiner Mutter aus Babylon floh und Trier gründete und seinem vielsprachigen Volke, das nachher die Städte Mainz, Worms, Köln, Straßburg und Basel erbaute, gebot: „das sü alleine soltent dütsche sproche üben und halten und keine ander sproche, wan er sü aller liebest hette", so war das ganz nach dem Sinne und Herzen seiner Leser. Als historische Quelle hat man Königshofen

lange vielfach überschätzt, wie man andererseits jetzt in das Extrem verfällt, seine Arbeit zu stark herabzusetzen und sie als literarische Tagelöhnerei zu bezeichnen. So sind z. B. seine chronologischen Angaben auch für Ereignisse seiner Zeit oft ungenau und verworren, obschon er den Ausspruch des Huge von Florencie citirt: „das ein geschehen ding von dem man nüt kan gesagen, in welem jore oder bi weles küniges oder fürsten ziten es geschehen si, das sol men haben für eine fabule und für eine sagemere und nüt für eine wore rede.“ Seine zeitgenössischen Berichte sind ebenfalls, sobald sie über den engen Gesichtskreis der straßburger Stadtgeschichte hinausgehen, wenn sie z. B. von dem großen Rheinischen und Schwäbischen Städtebunde, seinen Kriegen und Verhandlungen mit dem Könige und den Fürsten irgendwelche Einzelheiten mittheilen, vielfach unzuverlässig und strengster kritischer Nachprüfung bedürftig. Zuweilen hat er urkundliches Material benutzt, wie z. B. das Absetzungsdecret der Kurfürsten gegen König Wenzel, aber meist hat er doch aus mündlichen Nachrichten geschöpft, denen, wenn sie auch von Augen- oder Ohrenzeugen stammten, doch stets eine subjective Färbung anhaftete. Man wird aber nicht vergessen dürfen, daß Königshofen jahrelang auf einem entlegenen Dorfe abseits der großen Heerstraßen an seiner Chronik gearbeitet hat. Als er dann nach Straßburg zurückkehrte, erzählte er eben wieder, was im Munde der Bürgerschaft über die großen Ereignisse der Welt umlief. So spiegelt er die politische Stimmung, Auffassung und Urtheilskraft der straßburger Einwohnerschaft getreu wider. Er vertritt auch deren Parteistellung, er ist gut kaiserlich gesinnt und verurtheilt die Päpste, er steht auf Seiten der Stadt gegen den Bischof und dessen herrschaftliche Ansprüche, er betont den Franzosen gegenüber deutsches Wesen und nationale Art.

In der Quellenbenutzung, soweit sie die schon vorhandene Geschichtschreibung anbelangt, ist Königshofen für unsere Begriffe freilich ein arger Freibeuter gewesen; aber das verargte ihm im 14. Jahrh. niemand. Für das frühere Mittelalter nennt er zuweilen seine Gewährsmänner und er kennt eine stattliche Literatur von der Vulgata an bis auf Martinus Polonus. Für die ihm näher liegende Zeit hat er den Ellenhard'schen Codex, Matthias von Neuenburg und Albertus Argentinensis, Closener und selbst Dietrich von Niem ausgeschrieben, ohne derselben irgendwie Erwähnung zu thun. Dennoch wird man dies nicht als undankbare Plünderei ansehen dürfen, wie man es allerdings Closener gegenüber, den Königshofen wol noch persönlich gekannt hat, zu thun versucht sein könnte. Die neuerdings von A. Schulte mit Glück vorgebrachte und mit guten Gründen unterstützte Auffassung läßt seine Arbeitsmethode in anderm, besserm Lichte erscheinen. Danach gab ihm, als er noch Kaplan am Frauenhause war, die dort ruhende Chronik Closener's die Anregung zur Fortführung und Erweiterung derselben, zu eigenem literarischen Schaffen, die Pfleger der Münsterfabrik unterstützten ihn dabei mit materiellen Mitteln, vielleicht gaben sie ihm auch selbst den ersten Impuls und eben für sie „durch der leygen willen minre herren zu Strosburg“, für das Frauenhaus schrieb er seine Chronik, die sich naturgemäß auf Closener's Arbeit aufbaute. Es ist bezeichnend, daß dessen Originalhandschrift wie diejenigen Königshofen's sich eben auf dem Frauenhause bis in die Neuzeit befanden; die wichtige, seit 1789 von dort verschwundene kürzere Recension seiner deutschen Chronik hat sich jüngst in der Bibliothek des straßburger Priesterseminars wiedergefunden und gibt über die Abfassungszeit interessante Aufschlüsse. Drei Fassungen dieser Chronik sind noch nachzuweisen, voraus ging eine lateinische Chronik, eine Excerptensammlung aus geschichtlichen Autoren, die Vorarbeit für sein deutsches Geschichtswerk. Man darf annehmen, daß er damit am frühesten begonnen, schon als niederer Kleriker vor der Priesterweihe im J. 1382. Ob dann die drei deutschen Textrecensionen seiner Chronik aufeinanderfolgten, die eine, nachdem die andere vollendet, zunächst ein nicht mehr vorhandener Entwurf 1382 in Angriff genommen, dann A zwischen 1386 und 1390, oder im J. 1386 allein, B zwischen 1390 und 1395, C zwischen 1400 und 1415 niedergeschrieben, oder ob Königshofen an allen diesen Fassungen nebeneinander arbeitete, wie dies bei seiner schreiblustigen Natur psychologisch wol erklärlich wäre, das ist eine schwer zu lösende Frage, um so schwieriger, als ein großer Theil des handschriftlichen Materials, darunter auch die lateinische Chronik und ein lateinisch-deutsches Glossar in dem straßburger Bibliotheksbrande von 1870 für immer zu Grunde gegangen ist. Das Werthvollste, eben die deutsche Chronik in ihren verschiedenen Recensionen, hat uns unmittelbar vorher noch die vortreffliche Ausgabe derselben von Carl Hegel gerettet, auf dessen Untersuchungen jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Königshofen und seinem Werke zu fußen hat.

Vgl. Notice sur Closener et Königshoven par L. Schneégans (Strasbourg 1842). — Die Chroniken der deutschen Städte VIII, 153—498 und IX herausgegeben von C. Hegel (1870). — Zur Kritik Königshofen's von H. Topf (1882). — Closener und Königshofen, Beiträge zur Geschichte ihres Lebens und der Entstehung ihrer Chroniken von A. Schulte, in: Straßburger Studien herausgegeben von Martin und Wiegand I, 277—299 (Straßburg 1883). (*W. Wiegand.*)

KÖNIGSHÜTTE, preußische Stadt in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Beuthen, in 279 Met. Höhe, 4 Kilom. im Süden von Beuthen und 2 Kilom. im Nordosten von Schwientochlowitz in den Bergen an der Tarnowitzer Höhe gelegen, Station der Linie Gleiwitz-Schwientochlowitz und Breslau-Dzietiz der Preußischen Staatsbahnen. Die 27,522 (1880) meist katholischen Bewohner, von denen 13,523 männlichen und 13,909 weiblichen Geschlechts sind, führen in 867 Häusern (26 haben andere Bestimmung) 5791 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man erst 19,536 Einwohner. Zur Stadt gehören 1250 Hekt. Land, wovon 900 Hekt. Acker sind. Die Stadt hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Volksbank, Bergrevier, Berginspection, Gasanstalt, zwei höhere Töchterschulen, evangelische und

katholische Kirche. Das Hüttenwerk Königshütte, die Ortschaften Mittel- und Ober-Lagiewnik, Nieder-Heiduck, Charlottenhof u. a. sind 1869 zu einem Ganzen vereinigt und daraus ist die Stadt Königshütte gebildet worden. Allenthalben begrenzen hier die hohen Schornsteine der zahlreichen Steinkohlengruben, Hohöfen, Coaksöfen, Zinkhütten, Eisengießereien und Walzwerke u. s. w. den in Rauch gehüllten Horizont. Die Actiengesellschaft für Bergbau und Hüttenwesen hatte 1883 im Gange 7 Hohöfen und 67 Puddel- und Schweißöfen. Das Werk producirte unter anderm vom 1. Juli 1883 bis dahin 1884: 76,859,900 Kilogr. Roheisen, 3,675,330 Kilogr. Eisengußwaaren, 44,985,200 Kilogr. Rohschienen, 6,664,792 Kilogr. Eisenblech. (*G. A. von Klöden.*)

Königskerze, s. Verbascum.

KÖNIGSLUTTER, Stadt und Amtsgerichtsbezirk im braunschweigischen Kreise Helmstedt, am Nordabhange des Elm, in etwa 150 Met. Meereshöhe gelegen. Sie hat (nach der Zählung vom 1. Dec. 1880) 2712 Einwohner, steht aber in unmittelbarem Zusammenhange mit den Ortschaften Oberlutter (1213 Einwohner) und Stift Königslutter (690 Einwohner), welche letztere beiden gewissermaßen als Vorstädte der erstern anzusehen sind. Königslutter ist Station der Braunschweig-Helmstedt-Magdeburger Bahn und ziemlich gewerbthätig. Es finden sich 2 Zuckersiedereien, Brauereien (in denen auch eine von altersher berühmte Art Weißbier, der sogenannte „Duckstein", gebraut wird), Kalkbrennereien, Ziegeleien, Kalksteinbrüche (am Elm) u. a. Die Stadt besitzt 2 Kirchen, die untere gothische Stadtkirche und die höher gelegene Stiftskirche, von der noch weiter unten die Rede sein wird; ferner 2 Schulen, die Bürgerschule in der Stadt und die Stiftsschule. Der Ort wird durchflossen von der Lutter, welche vermuthlich der Stadt den Namen gab und ihrerseits nach dem klaren lautern Wasser benannt sein wird. Das Flüßchen entspringt mit 7 mächtigen Quellen dicht oberhalb der Stadt im Elm (der „Spring", mit einem vom Abte Fabricius 1708 errichteten steinernen Ueberbau) und hat aus seinem kalkhaltigen Wasser im Laufe der Jahrtausende einen weithin sich erstreckenden Absatz von Kalktuff von sehr bedeutender Mächtigkeit gebildet. Mitten auf diesem steht der Ort, dessen Keller meist unmittelbar im Kalktuffe ausgehauen werden, wobei zugleich ein großer Theil der Bausteine gewonnen werden kann. Die Mächtigkeit dieses Tufflagers ist sehr verschieden; unten in der Stadt, wie aus der Tiefe der Brunnen zu entnehmen ist, gegen 7 Met., in den offenen Steinbrüchen gewöhnlich 3—4 Met. Die Oberflächenerstreckung dürfte auf etwa $1^1/_4$ □Kilom. zu schätzen sein. Vor längern Jahren fand man (beim Bau des Stadtkellers) sehr alte, in das feste Gestein gehauene Gräber vor; späterhin hat man die Kirchhöfe jedoch an Stellen verlegt, wo entweder der Tuff schon abgebaut oder sonst genügend lockeres Erdreich vorhanden war. Die Durchlässigkeit dieses Gesteins scheint indessen insofern die Verbreitung von Epidemien befördert zu haben, als durch das sogenannte Grundwasser (oder das von der Lutter, welche die Unterstadt vom obern Orte trennt, durchsickernde Wasser) Infectionsstoffe in die tiefer gelegenen Stadttheile leicht verbreitet werden konnten. Derartige Epidemien traten deshalb hauptsächlich in der eigentlichen Stadt auf, weniger in Oberlutter und am wenigsten im Stifte Königslutter; einen deutlichen Abschnitt in dieser Hinsicht bildet die gegen das Thal querlaufende Strecke der Lutter. Die Kirchen und noch vorhandenen ältesten Gebäude sind aus dem Muschelkalke des Elm gebaut; vermuthlich aber wurde auch schon in frühesten Zeiten zum Bau der gewöhnlichen Wohnhäuser Kalktuff (oder wie er hier — synonym mit dem Königslutter eigenthümlichen Biere — genannt wird, „Duckstein") verwandt; beim Abbruch dicker Mauern in alten Häusern findet man gewöhnlich beiderlei Bausteine.

Der Ort Lutter hat früher bestanden als das gleichnamige vom Kaiser Lothar gestiftete Kloster; welchen Einfluß das schon vordem hier bestandene Kloster auf Entstehung und Erweiterung des Orts hatte, muß dahingestellt bleiben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von dem nahegelegenen Süpplingenburg aus hier ein festes Haus (an der Stelle des jetzigen Amtsgerichtsgebäudes) gegründet wurde und in dessen Schutze sich Ansiedler niederließen. Von dieser Ansiedelung, der späterhin sogenannten Amtsfreiheit, wird frühzeitig das „obere Dorf" (jetzige Oberlutter) unterschieden. In diesem höher gelegenen südlichen Theile des Ortes gründete Graf Bernhard I. von Haldensleben ein Kloster für Augustinernonnen (nach der gewöhnlichen Annahme), das sein Sohn Bernhard II. vollendete. Die Kirche dieses Klosters soll die im J. 1752 abgebrochene oberluttersche Clemenskirche gewesen sein, deren letzter Rest, der sogenannte „Paalthoren" erst 1821 niedergelegt wurde. Wegen zügellosen Lebens oder doch Nachlassens der Klosterzucht versetzte Kaiser Lothar von Süpplingenburg die Nonnen aus diesem von seinen Vorfahren („a proavis nostris", durch seine Großmutter mütterlicherseits, Gertrud, Gemahlin Graf Friedrich's von Formbach [1]) gestifteten Kloster nach Drübeck bei Ilsenburg a. H., und gründete in Lutter an dessen Stelle ein Benedictinermönchskloster, das er mit Mönchen aus dem Johanniskloster Berge bei Magdeburg besetzte und reich dotirte. (Siehe die Stiftungsurkunde. d. d. Kal. Aug. MCXXXV, in Neuenberg [= Nienburg a. S. nach Bernhardi] in Rehtmeier's „Braunschweig-Lüneburgischer Chronika", S. 297.) Da auch die folgenden Landesherren dem Kloster ihre Huld bewahrten und außerdem viele hochangesehene Reliquien, die schon von Lothar herrühren sollen (und in Zeiller-Merian's „Topographie von Braunschweig" sich aufgezählt finden), dasselbe zu einem beliebten Wallfahrtsorte machten, gedieh dasselbe bald zu bedeutendem Reichthume; auch hatte schon Papst Innocenz II. dem Kloster einen besonders kräftigen Ablaß ver-

1) Seine Großmutter väterlicherseits war Ida von Querfurt, ein Großvater (Lothar?) ist jedoch unbekannt, und somit seine ganze Genealogie väterlicherseits. Nicht unwahrscheinlich ist von Wersebe's Vermuthung, daß diese auf die Grafen von Walbeck zurückzuführen sei. Vgl. Bernhardi, Lothar von Supplinburg, S. 307 fg.

liehen, der denjenigen zugute kommen sollte, welche zur Heiligenverehrung am Tage St.-Petri und St.-Pauli — der Patrone — zum Stift wallfahrten würden. Namentlich jedes siebente Jahr war der Zudrang der Pilger außerordentlich groß, welche dann zur Akenfahrt, d. h. der Ablaßfahrt, nach Aachen, zogen. Auch der bekannte Johann Tetzel hat hier — etliche Jahre vor 1517 — seinen Ablaßhandel getrieben, und noch heute wird an der Stiftskirche die Stelle gezeigt, wo er seine Predigten gehalten haben soll, da, wo vor dem Portale des nördlichen Kreuzflügels die vor noch nicht sehr langer Zeit abgebrochene Tetzels- oder Marienkapelle gestanden hat. In dieser befand sich ein sogenanntes „wunderthätiges Marienbild". Auch der angebliche „Tetzelkasten" wird noch aufbewahrt. In die Nähe Königslutters verlegt ferner die Ueberlieferung die Stelle, wo ein Ritter von Hagen, nachdem er zuvor Ablaß für eine zu begehende That genommen, den Ablaßkrämer auf der Höhe des Elm, da er von Königslutter über Küblingen nach Halberstadt ziehen wollte, überfiel und seines Geldkastens beraubte. Die Thatsache dürfte, nach gleichzeitigen Zeugnissen, ihre Richtigkeit haben; aber der Ort wird verschieden angegeben, bald bei Leipzig, bald bei Jüterbogk, bald im Elm. Aber für letzten spricht, außer der Tradition, auch ein sehr alter [2]) Denkstein, der zwar unbezeichnet — nur an der Südseite findet sich ein fast erloschenes Kreuz eingehauen — von jeher der „Tetzelstein" hieß; neben demselben hat in den vierziger Jahren der nachmalige braunschweigische General und Hofmarschall von Lübeck ein schönes Denkmal in Form einer gothischen Kapelle errichten lassen.

Stadt und Stift nahmen nach der erwähnten Gründung Kaiser Lothar's allmählich, zur Unterscheidung von dem auch im Braunschweigischen gelegenen Lutter (am Barenberge) den Namen „Königslutter" an; der Volksmund gebraucht aber noch heute meist nur die alte Form „Lutter". Zweifelsohne wuchs der Ort unter dem Einflusse des Stiftes mehr und mehr heran, tritt jedoch als Stadt urkundlich erst im 15. Jahrh. (1441) auf, in welcher Zeit er bereits Sitz und Stimme auf den Landtagen hatte. Von besonderer Bedeutung in dieser Hinsicht war der Zuzug der Bewohner des in Kriegsläuften — es erhellt nicht, in welchen — wüst gelegten benachbarten Dorfes Schoderstedt, zwischen Königslutter und Lauingen gelegen. Wann Königslutter zuerst Stadtrechte erhielt, ist ungewiß. Durch Feuersbrünste ist der Ort mehrfach verheert und hat zudem im Dreißigjährigen Kriege schrecklich gelitten, besonders in den Jahren 1627, 1636 und 1640. Es berichtet darüber u. a. der oben genannte Abt Johann Fabricius: „Und hat die gute Stadt durch Feuersbrunst und den wütenden krieg viel elend leiden müssen, massen sie A. 1571 und 1613 ganz im rauch aufgegangen, und A. 1627, ingleichen 1636 ausgeplündert, und A. 1640 in solchen ruin gesezet worden, daß im halben jahr kein mensch oder thier darinnen zu finden gewesen; welche krieges-last auch das arme Kloster mit betroffen, und so verderbet, daß im besagten 1640sten jahr da Herr Frid. Vlr. Calixtus als ein Knab aus curiositet nach dem Kloster von Helmsted geloffen, er die Thüren in der Kirche und allen übrigen gebäuden offen, etliche pölcke oder junge schweine auf zaunstecken gespisset, und keine lebendige creatur, als einen alten fast verhungerten hund, daselbst gefunden." In einem der Kriege des Reformationszeitalters sind auch die Zellen der Mönche zerstört.

Nachdem bereits im Kriege der schmalkaldischen Bundesgenossen gegen Heinrich d. J. von Braunschweig im J. 1542 die Mönche aus Königslutter vertrieben waren, erschienen Joh. Bugenhagen, Anton Corvinus und Martin Gorolitius, um das Kloster zu reformiren, dessen Mönche im verdienten Rufe großer Ueppigkeit standen; der Abt erhielt einen Jahrgehalt von 600 fl. angewiesen. Zwar erschienen 1547, nach der Schlacht bei Mühlberg, die Mönche wiederum, aber Herzog Julius führte nach seinem Regierungsantritte im J. 1568 die Reformation des Klosters völlig durch; der letzte katholische Abt Ludwig starb 1571. Nachdem nochmals im J. 1629 (nach dem Restitutionsedicte) Mönche auf kurze Zeit vom Kloster Besitz ergriffen hatten, erließ Herzog August d. J., Stifter des jüngern Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel, im J. 1655 seine Klosterordnung, wonach auch Königslutter's Verhältnisse geordnet wurden. Danach sollte ein Professor der Theologie in Helmstedt (oder ein anderer verdienter und dessen würdiger Geistlicher im Lande) Abt, der Pastor im Oberndorfe und auf dem Stifte Prior, der Rector zu Königslutter Subprior, der Rector zu Scheppenstedt 4. Conventual und der Klosterpräceptor 5. Conventual sein. Unter den Aebten war der berühmteste wol Georg Calixt, geboren zu Melby 1586, gestorben zu Helmstedt 1656, einer der Hauptsterne der helmstedter Universität, dessen von dogmatischer Einseitigkeit weit entfernte Anschauung wesentlich der dortigen theologischen Facultät ihre stets bewahrte freiere Richtung gab, ihn selber freilich auch in den Geruch des Kryptocalvinismus oder selbst des Kryptopapismus brachte; der letzte Abt aus der Reihe der helmstedter Theologen war der bekannte Kirchenhistoriker Henke. Seit 1847 ist die Stelle des Abtes nicht wieder besetzt worden.

Die größte Sehenswürdigkeit in Königslutter bietet unfraglich die vorzüglich erhaltene alte Stiftskirche auf der „Stiftsfreiheit", zu welcher Kaiser Lothar nebst seiner Gemahlin Richenza am 10. Juli 1135 eigenhändig den Grundstein legte zur Ehre der Apostel Petrus und Paulus. Es wird angegeben, daß diese Einweihung in Gegenwart vieler Fürsten und Großen durch Bischof Rudolf von Halberstadt vollzogen sei; jedenfalls war aber letzterer zu dieser Zeit nur „Vicedom" des Bisthums und ist erst im J. 1136 als Bischof von Halberstadt nach langen Streitigkeiten consecrirt. Noch einmal, Mitte Juli 1136, besichtigte der Kaiser den Fortschritt seiner erhabenen im Entstehen begriffenen Schöpfung, um dann, da der Tod auf der Rückkehr von Italien ihn am

2) Nach einer Angabe in Bode, Der Elm (1846), soll er noch zu Lebzeiten Herzog Heinrich's des Aeltern (gest. 1514) gesetzt sein; der Beweis dafür ist jedoch nicht mitgetheilt.

4. Dec. 1137 ereilt hatte, in derselben am 31. Dec. dieses Jahres seine letzte Ruhestätte zu finden. Die feierliche Beisetzung fand unter kaiserlichem Gepränge durch Bischof Rudolf von Halberstadt in Anwesenheit vieler sächsischer und thüringischer Fürsten statt. Wie weit der Bau der Basilika zu dieser Zeit schon vorgeschritten war, erhellt nicht; vielleicht war nur erst der hohe Chor ganz und das Langhaus in der Anlage vollendet; möglich aber, daß auch der Chorbau noch jünger ist. Neben dem Kaiser wurden später seine Gemahlin Richenza und sein Schwiegersohn, Herzog Heinrich der Stolze, beigesetzt.

Die Kirche ist unstreitig eine der schönsten Kirchen romanischen Stils und eine der größten Pfeilerbasiliken Norddeutschlands. Sie hat drei fast gleichhohe Thürme, von denen zwei, allerdings im Verhältnisse zum Ganzen etwas zu niedrige, am Westende auf gewaltigem viereckigem Unterbau sich erheben, und ein dritter massiger in der Kreuzung von Chor und Schiff steht. Statt der Treppe befindet sich in dem nördlichen der beiden Westthürme ein Wandelgang bis zur Höhe des Kirchenbodens, und es geht die Sage, daß die Einwohner von Königslutter dahinauf im Dreißigjährigen Kriege zur Sicherung ihr Vieh getrieben und auf dem Kirchenboden verborgen hätten.

Der Eindruck des Gebäudes ist ein gewaltiger, harmonisch in allen Verhältnissen und in sich abgeschlossen. Die ganze Anlage zeigt starke Anklänge an die (1133 gegründete) Godehardskirche in Hildesheim, welche ursprünglich (nach Hase) gleichfalls als Pfeilerbasilika gedacht war. Der Grundplan zeigt eine dreischiffige Basilika mit einem aus drei Quadraten gebildeten Querschiffe, über welches hinaus das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe in gleicher Länge, d. h. um ein Quadrat des Querschiffes, fortgeführt sind. Den drei Schiffen und den östlichen Wänden der Kreuzflügel sind Apsiden vorgelegt, deren also fünf vorhanden sind. Eine Krypta ist nicht vorhanden, sicherlich auch nie beabsichtigt. Vier denen des Querschiffes gleiche Quadrate bilden das Mittelschiff; sieben Pfeiler jederseits tragen die Arkaden desselben. Den zwei Pfeilern, welche die Arkaden des Chors tragen, sind zwei Säulen als Träger der Blendbögen vorgelegt, welche reichornamentirte Kapitäle — üppige Verwendung des Akanthusblattes mit Menschen- und Thierköpfen dazwischen — zeigen, aber glatte Schäfte haben. Die kämpferartige Deckplatte zeigt das Würfelornament, wie der über den Arkaden hinlaufende Fries. Die Stärke der Eckpfeiler in der Vierung war nicht nur erforderlich, um den erwähnten mächtigen Dachreiter zu tragen, sondern sie wurde auch, wie aus ihrer Kreuzesform und den in den einspringenden Winkeln angebrachten Eckdiensten (Dreiviertelsäulen), welche als Gewölbeträger dienen, sowie überhaupt aus der Wandstärke der ganzen Ostanlage hervorgeht, gewählt, um gleich von vornherein die ganze Choranlage sowie die Kreuzflügel zu überwölben. Das ist eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieser Kirche. Die Seitenschiffe zeigen gothische Ueberwölbung mit Rippen und Schlußsteinen, zum Theil mit Wappen; es ist aber nicht unmöglich, daß eine Einwölbung dieser Theile schon von vornherein beabsichtigt war. Das Mittelschiff dagegen hatte ursprünglich nur eine flache Balkendecke, welche, um 1600 schon einmal restaurirt, vielleicht durch einen Brand im Dreißigjährigen Kriege oder sonstwie morsch geworden, herabstürzte und dabei das in der Mitte des Langhauses stehende Grabmal Lothar's, seiner Gemahlin und seines Schwiegersohnes mit den darauf angebrachten Statuen derselben zertrümmerte. Danach ließ der Abt Fr. Ulr. Calixtus in den Jahren 1693—95 (letztere Zahl findet sich am westlichen Gewölbeschlußsteine) das Mittelschiff überwölben; die aus dem leichteren Kalktuff hergestellten Kreuzgewölbe ruhen mit ihren Pfeilern auf — dicht über dem erwähnten Würfelfriese angebrachten — barocken Consolen, welche allerdings hier einen etwas fremdartigen Eindruck machen. Das zertrümmerte Grabmal ließ Abt Fabricius im J. 1708 durch den helmstedter Bildhauer Helwig aus Northeimer Alabaster — angeblich genau(?), aber mehr im Geschmacke jener Zeit — nach dem Muster des alten aufs neue herrichten. Als schon früher im J. 1620 aus unbekannten Gründen das Grab Lothar's einmal geöffnet wurde, fand man darin ein Schwert, ein Stückchen Kork vom Stiefel, den Ueberrest eines Sporns sowie ein Stück rothen Taffet, ferner einen kleinen Reichsapfel von Blei, einen kleinen Kelch und Oblatenschüssel von Silber, sowie eine bleierne Tafel mit der Inschrift: LOTHARIVS DIGRA ROMANORVM IMPERATOR AVGVSTVS REGNAVIT ANNOS XII MENSES III DIES XII OBIIT AVTEM II NONAS DECEMBRIS VIR IN XRO FIDELISSIMVS VERAX CONSTANS PACIFICVS MILES IMPERTERRITVS REDIENS AB APVLIA SARRACENIS OCCISIS ET EIECTIS. Tafel und Reichsapfel bewahrt jetzt das herzogl. Museum in Braunschweig, die andern Sachen sind abhanden gekommen.

Das gesammte Innere des Baues überblickt man am besten von der obern Loge zwischen den beiden Westthürmen, wo vermuthlich demnächst die Orgel ihren Platz erhalten wird. Der Eindruck ist ein mächtiger, doch wird man sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß der jetzige einförmig gelbliche Anstrich der Kirche trotz ihrer so schönen Verhältnisse verstimmend wirkt; es wäre sehr zu wünschen, daß der Schmuck farbiger Bildwerke, den Kaiser Lothar ohne Zweifel seiner Schöpfung hat angedeihen lassen oder doch zufügen wollte, wiederhergestellt, überhaupt das gesammte Innere einer würdigen Restauration unterzogen würde, was dem Vernehmen nach auch in der Absicht der Regierung liegt. Ob sich noch derartige Reste finden, wird die anzustellende Untersuchung ergeben; bislang sind nur einer spätern gothischen Zeit angehörige, übrigens zum Theil späterhin wieder mehrfach übermalte Wandmalereien in der obern mit Tonnengewölbe versehenen Kapelle des Zwischenbaues der Westthürme, welche unter der erwähnten Loge liegt, aufgefunden worden. Den architektonisch am reichsten behandelten Theil der Kirche bildet der wohlerhaltene und in den fünfziger Jahren gründlich restaurirte nördliche Flügel des Kreuzganges, an der Südseite der Kirche; der außerdem allein noch erhaltene westliche Flü-

gel entstammt (bis auf die untern noch der romanischen Zeit angehörigen Partien des daran befindlichen Brunnenhauses [Baptisteriums] und ehemaligen Remters) der gothischen Bauperiode. Auch dieser Flügel sieht seiner demnächstigen Wiederherstellung entgegen; der Remter wird gegenwärtig zur Kirche für die neben dem Stifte liegende Heil- und Pflegeanstalt umgebaut. Jener nördliche Flügel aber zeigt einen Reichthum und eine Schönheit der romanischen Ornamentik, wie sie sonst wol wenig vorkommen dürften. Der ganze Raum ist bei einer Länge von circa 30 Met. und einer Breite von circa 4,5 Met. zweischiffig angeordnet, und wird das (halbkreisförmige) Gewölbe von 10 Mittelsäulen getragen, die (bis auf die vierte vom Eingange) mannichfach ornamentirte Schäfte haben, namentlich aber in origineller und reicher Weise verzierte Kapitäle und Abaken tragen. Statt der Wandpfeiler oder Halbsäulen, welche die Säulenreihe an den beiden entgegengesetzten Wandflächen schließen sollten, sind zwei sitzende Figuren als Gewölbträger angebracht, in welchen die Sage den Baumeister und seinen Lehrling erkennen will. Die südliche Wand ist durch 10 Halbsäulen in neun Bogenfelder getheilt mit 9 Fenstern, welche „in drei rundbogigen Arkaden, die wieder von einem großen kräftig profilirten Halbkreisbogen eingeschlossen werden", die Mauer öffnen. Jedes der Fenster hat 2 Wandsäulen, die 7 mittlern außerdem je 2 Theilungssäulen, die beiden äußern nur je eine. Die Schäfte dieser Säulen sind — bis auf die im dritten und siebenten Fenster — glatt, die Kapitäle aber in ähnlichen schönen und wechselnden Formen ausgeführt, wenn auch etwas einfacher wie die der Mittelsäulen. Die Bogenfelder über den Fenstern sind durch kleine Bogenfenster, ganze und halbirte Vierpässe durchbrochen.

Ueber das Aeußere der Kirche mag noch Folgendes bemerkt sein. Am östlichen Theile ist überall, unter den Dächern, an den Giebeln und wo sonst sich dazu Gelegenheit bot, ein Rundbogenfries angebracht und geht in einfachen Lisenen, Wandpfeilern oder Halbsäulen an den Wänden hinab.[3] Ein reicher behandelter, mit Bischofsbildern und Rosetten abwechselnder Fries schließt das Achteck des Vierungsthurmes ab; besonders schön und interessant aber ist die Ornamentirung der Hauptapside des Chores, welche mit kräftig profilirten Gesimsen, Bogenfriesen, Consolen, Wandpfeilern und Capitälen reich geschmückt erscheint. Namentlich der untere der beiden Bogenfriese ist in dieser Hinsicht höchst beachtenswerth; es findet sich darin die Darstellung einer von beiden Enden beginnenden Jagd, welche in der Mitte aber damit endet, daß das gejagte Wild — unter der Gestalt zweier Hasen dargestellt — den am Boden liegenden Jäger fesselt. Man hat dieser Darstellung eine symbolische Bedeutung gegeben, indem man darin das Bild des verfolgten, aber endlich siegreichen Christenthums erblickte; jedenfalls ist darin wol mehr als bloße Spielerei zu suchen. In Spiegelschrift, aber augenscheinlich einer spätern Zeit angehörig, steht darunter der lateinische, etwas mattherzige Hexameter: Hoc opus eximium vario celamine mirum. Von der an der nördlichen Wand des Querschiffes belegenen Marienkapelle war schon oben die Rede; interessanter ist noch das an derselben Seite nach Westen zu befindliche Portal des Langhauses, dessen im Kleeblatte geschwungener Bogen an den beiden Knickpunkten durch Säulen gestützt wird, die auf — jetzt ganz getreu nach den alten Resten erneuerten — Löwen ruhen; der eine von diesen hält eine menschliche Figur, der andere ein Lamm in den Pranken. Auch hier haben wir es jedenfalls mit einer Symbolik zu thun, welche auf das siegende Christenthum hindeutet, in Oberitalien häufiger, in Norddeutschland aber seltener vorkommt (unter andern an der Kirche zu Nikolausberg, an der katholischen Jakobskirche in Goslar, auch an der Katharinenkirche in Braunschweig finden sich ähnliche Darstellungen); vielleicht weist dieser Umstand auf einen Zusammenhang unsers Baumeisters mit Italien hin. Der Vierungsthurm hat auf seinen acht Seiten rundbogige Schalllöcher mit schönen romanischen Theilungssäulen, welche vermauert waren (vermuthlich nach Bränden, deren Spuren noch sehr deutlich sichtbar sind) und erst jetzt, zur Zierde des Thurmes, wieder geöffnet sind. Im Gegensatze zur Ostseite ist die Westseite, namentlich die Thurmfaçade, sehr einfach gehalten. Unten ein — jetzt vermauertes — ganz einfaches Rundbogenportal, darüber zwei schmucklose romanische Fenster, endlich ein Fenster mit Spitzbogen, Theilungssäule und Kleeblattbögen und zwei Wandsäulen in spätromanischen Formen (um 1250?); im übrigen zeigt sich die ganze Fläche ungegliedert. Die untere mit Kreuzgewölben auf zwei Tragsäulen versehene Kapelle in diesem Westbau ist Zuthat späterer Zeit, die romanische Kanzel und der im gleichen Stile gehaltene einfache Altar sind Werke der Neuzeit. Beachtung verdient aber noch ein hübscher alter romanischer Kerzenstock aus Kalkstein (der Mittelschaft aus Alabaster). Wieviel nun von dem ganzen Bau noch Kaiser Lothar's Zeit angehört, ist schwer zu sagen; jedenfalls ist der schöne spätromanische nördliche Kreuzgangflügel jünger (13. Jahrh.), und auch wol der ganze westliche Thurmbau. Vielfache spätere Umänderungen erschweren genauere Bestimmungen. Die Maße der Kirche sind folgende: Außenlänge einschließlich des westlichen Thurmbaues und der Apsis 74,5 Met.; Außenbreite in den Schiffen nahezu 26 Met.; Länge im Innern 65 Met.; Höhe etwa 18 Met.; Breite in den Schiffen 22,5 Met. Die Seitenschiffe haben genau die halbe Höhe und Breite des Mittelschiffes, und das Verhältniß der Höhe des letztern zu seiner Breite war früherhin, vor der Einwölbung, ebenfalls nahezu 2 : 1. Das Dach des Mittelschiffes ist vermuthlich bei dessen Einwölbung am Ende des 17. Jahrh. 9½ Fuß braunschw. (= 2,7 Met.) tiefer gelegt, was freilich der Harmonie des Gesammteindrucks etwas Eintrag thut.

Die Klostergebäude, soweit sie noch vorhanden, dienen jetzt, nachdem eine Zeit lang eine Kaltwasserheilanstalt darin bestanden, zu Zwecken der hier befindlichen Heil- und Pflegeanstalt (Landes-Irrenanstalt). Diese wurde,

---

3) Der Rundbogenfries am Langhause ist erst in diesem Jahrhundert fertiggestellt.

nachdem der Neubau der Hauptgebäude beendet war, im J. 1865 am 1. Dec. eröffnet, unter Zuzug von 21 männlichen Kranken aus dem ehemaligen Alexii-Pflegehause in Braunschweig. Im J. 1882 befanden sich dort — in drei Verpflegungsklassen — 271 Kranke, und zwar 144 weibliche und 127 männliche. Außer dem Anstaltsdirector — gegenwärtig Medicinalrath Dr. Hasse — sind 2 Assistenzärzte angestellt, 15 sonstige Beamte und 67 Wärter, Wärterinnen und sonstiges Dienstpersonal. Jetzt — 1883 — dürfte die Zahl der Kranken gegen 300 betragen, und drohen die Räumlichkeiten fast schon zu eng zu werden. Auf dem freien Platze zwischen der Stiftskirche und der Irrenanstalt steht die uralte „Kaiserlinde", die umfangreichste des ganzen Herzogthums und, der Sage nach, bei Erbauung der Kirche schon gepflanzt. Noch sei bemerkt, daß Oberlutter sowol wie die Stadt ein Denkmal zur Erinnerung an die Opfer des Krieges von 1870—71 besitzen.

Die Literatur über Königslutter anlangend, seien außer den schon erwähnten noch folgende Schriften genannt: Joh. Letzner, „Beschreibung des Stiftes Königslutter", mit Anmerkungen herausgegeben von Fabricius (1715). — (Bode) „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Stiftes Königslutter" u. s. f., im Braunschweigischen Magazin von 1822. — Die Aufsätze über Königslutter in Görges-Spehr, „Vaterländische Denkwürdigkeiten" I (Braunschw. 1881), und von Heinemann, „Das Königreich Hannover und Herzogthum Braunschweig" (1856). — Willecke, „Die alte und die neue Stiftskirche zu Stift Königslutter" (1880). — Abbildungen architektonischer Einzelheiten in des Oberbaurath Hase's Monographie der Stiftskirche in den „Baudenkmälern Niedersachsens" (1856); ferner in „Reiseskizzen der niederdeutschen Bauhütte" (1864), womit zu vgl. der Aufsatz von Stamm nebst 1 Tafel Abbildungen im „Organ für christliche Kunst" vom J. 1853 und in Otte, „Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland", 1874, sowie der betr. Artikel in Lotz, „Kunsttopographie Deutschlands" I (1862).

(*Ed. Steinacker.*)

KÖNIGSMARCK, ein altes märkisches Geschlecht, dessen Stammhaus Königsmarck bei Osterburg in der Altmark bereits im J. 1164 gelegentlich der Gründung der dortigen Kirche erwähnt wird. Als sein ältester Ahnherr wäre Werner von Königsmarck zu betrachten, dessen Sohn Heinrich die genannte Kirche seines Stammsitzes erbaute und fundirte. Die Schreibweise des Namens wechselt in den Urkunden vielfach, erscheint als Kongesmarck, Cuningesmarck u. s. w., bis dem heutigen Sprachgebrauche gemäß sich der Name in der jetzt üblichen Form herausbildete. Die erste Geschichte des Hauses ist ziemlich dunkel, die urkundlichen Belege fließen so lückenhaft, daß eine zusammenhängende Genealogie sich nicht feststellen läßt. Mit Beginn des 14. Jahrh. tritt der Name immer häufiger auf und gestatten die hervorragenden Stellungen der einzelnen Glieder des Hauses auf die frühe Bedeutung der Gesammtfamilie einen Rückschluß. Die Königsmarck gehören zu den wenigen Geschlechtern, die diese Bedeutung sich zu wahren wußten, sodaß sie sich heute wie damals zu den ersten Familien ihrer Heimat und des Landes rechnen. Der Stammsitz blieb freilich nicht in Händen des Geschlechts, befindet sich bereits 1336 im Besitze der Herren von Quitzow und hat seitdem vielfach den Herrn gewechselt. Schon im 14. Jahrh. kamen Mitglieder der Familie nach Schweden, so ein Johann von Königsmarck, der sich 1347 mit Marie Sture vermählte, im J. 1364 starb und einen Sohn Christian, Gouverneur von Gothland, hinterließ, der gemeinsam mit seinem Sohne Magnus in der Falköpinger Schlacht 1389 sein Leben einbüßte.

Später und zwar von 1391—1414 war Jakob Gerhardt von Königsmarck Erzbischof von Lund, der 1397 den Herzog Erich von Pommern als König Erich XIII. von Schweden krönte. Wol ein naher Verwandter dieses Kirchenfürsten war Henning (oder Heinrich) von Königsmarck, des 1397 gekrönten Erich erster Minister, dessen Erbtochter sich in das Haus der Herren zu Putbus vermählte. — Von der heimischen Linie ist Rüdiger (al. Radecke) von Königsmarck erwähnenswerth, der 1382 den Markgrafen, späteren Kaiser Sigismund nach Ungarn begleitete und 1387 durch die Befreiung der Königin Maria aus des Banus von Kroatien Händen seinem Namen besondern Glanz verschaffte. Diese Waffenthat gab dem Dichter de la Motte Fouqué Gelegenheit, sie in einer sogenannten Schildsage zu besingen, deren historische Basis so wahr oder unwahr sein mag wie der größte Theil der zu dichterischer Bearbeitung gelangten Wappensagen. Der poetischen Licenz ist in diesen Dingen gar vieles zugute zu halten. — Bei Besitzergreifung der Marken durch die Hohenzollern findet sich das Königsmarck'sche Geschlecht auf Seiten des dem neuen Landesherrn geneigten Adels, demnach bei der Minderzahl der Standesgenossen, deren Majorität sich der Führung der zollernfeindlichen Quitzows überließ. Kurfürst Friedrich belohnte die Ergebenheit durch die im J. 1440 erfolgende Belehnung mit Berlitt, einem noch heute sich im Besitze der Familie befindenden Hauptgute. Noch kurz bevor sich das Geschlecht zum Protestantismus wendete, saß einer derselben, Otto von Königsmarck, von 1493—1501, auf dem bischöflichen Stuhle von Havelberg, eine Zierde seines Stammes, ein würdiger Priester, ein trefflicher Kirchenfürst. Mit Christoph beginnt die zusammenhängende Stammreihe. Derselbe lebte 1496 und hinterließ von Elisabeth von Flauß einen Sohn Rüdiger, Erbherrn auf Kötzlin 1530, dessen Sohn Andreas Joachim Christoph auf Kötzlin, Berlitt, Roddalin, Behlin u. s. w. unter Kaiser Rudolf II. als General wider die Türken focht. Derselbe zeugte mit Dorothea von Below den Christoph Konrad; dieser war durch Beate Elisabeth von Blumenthal a. d. H. Horst der Vater zweier Söhne, die den märkischen Hauptstamm dauernd in zwei Linien spalteten. Der ältere Sohn Hans Christoph (geb. am 25. Febr. 1600, gest. den 20. Febr. 1663) war der Begründer des jüngern Zweiges (im Gegensatze zu dem oben genannten ältern). Da ihm wie seinem Sohne Konrad Christoph (geb. 1634, gest. 1673) und seinen Enkeln Maria Aurora (geb. 1660, gest. 1728) und Philipp (geb. 1662, gest. 1694) weiter

unten eingehendere Biographien gewidmet werden, sei hier nur kurz des genealogischen Zusammenhangs Erwähnung gethan. Hans Christoph hatte außer dem genannten Konrad Christoph noch einen zweiten zu Ruhm gelangten Sohn, Otto Wilhelm, der, am 5. Jan. 1639 geboren, am 15. Sept. 1688 als venetianischer Generalissimus vermählt, kinderlos starb. Als Geschwister der bekannten Maria Aurora und des unglücklichen 1694 ermordeten und seinen Mannsstamm dieses Zweiges beschließenden Philipp Christoph erscheinen noch Karl Hans von Königsmarck (geb. am 5. Mai 1659, gest. den 27. Aug. 1686), der bis zur Würde eines französischen Generals stieg, und Amalie Wilhelmine, die an den königl. polnischen und kurfürstl. sächsischen Generallieutenant und Geh. Rath Grafen Axel Löwenhaupt vermählt war. — Der jüngere Sohn, Joachim Christoph (gest. am 15. Nov. 1690) setzte die heimische Linie fort. Von seiner Gattin Sophie, geborenen von Jagow (gest. am 24. Dec. 1699), wurde der Stammhalter Joachim Siegfried am 28. März 1659 geboren. Derselbe starb am 2. Sept. 1715, von seiner zweiten Gemahlin Sabine von Blumenthal (gest. 1748) einen Sohn Jakob Siegfried (geb. 1702, gest. den 12. Febr. 1757) hinterlassend, dem die Gattin Sophie, geborene von Behr-Negendanck (gest. am 17. April 1786), einen Sohn Christoph Siegfried schenkte. Dieser Christoph Siegfried endlich (geb. am 28. März 1745, gest. den 30. Dec. 1778) war durch Albertine Freiin von Seherr-Thoß Vater des Hans Valentin Ferdinand von Königsmarck auf Berlitt. Geboren am 7. Juni 1773, gest. den 26. Nov. 1849, war er der Erwerber des Erbhofmeisteramts der Mark Brandenburg (verliehen am 30. Oct. 1802) sowie des preußischen Grafenstandes für die jüngere Hauptlinie unter dem 6. Jan. 1817. Seine drei Söhne aus der Ehe mit Henriette von Struensee (geb. 1789, gest. 1832) begründeten drei selbständige Zweige, deren ältester das Majorat Netzeland, der zweite das Majorat Kötzlin und der dritte die bedeutende Allodialherrschaft Chodziesen-Oberlesnitz im Großherzogthume Posen besitzt. Dem Gesammtgeschlechte wurde seiner Bedeutung entsprechend unter dem 19. Jan. 1855 das Präsentationsrecht zum preußischen Herrenhaus verliehen, eine Auszeichnung, die dasselbe nur mit zehn andern Familien theilt.

Von hervorragenden Persönlichkeiten dieses Geschlechts sind zu nennen:

1) Hans Christoph Graf Königsmarck, königl. schwedischer Feldmarschall und Reichsrath. Er wurde, wie oben erwähnt, am 25. Febr. 1600 und zwar auf dem väterlichen Schlosse Kötzlin in der Mark Brandenburg geboren, kam jung an den Hof des Herzogs Friedrich Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, dem er als Page und Edelknabe diente, um von hier aus zum Soldatenberuf wohlvorbereitet in die Kriegsdienste des Kaisers zu treten. Schon 1629 nahm er als Rittmeister seinen Abschied und wendete sich, wie es scheint, durch confessionelle Rücksichten bestimmt, dem Feinde des Kaisers und des Reiches, dem von idealen Protestanten noch heute als Glaubenshort gepriesenen Schwedenkönige Gustav Adolf zu, den Eroberungslust und Thatendurst an die deutsche Küste führten. Im J. 1630 zum Major im Regiment Baudissin-Dragoner, 1634 zum Oberstlieutenant bei Sperreuter-Cavalerie und 1636 nach kurzer Gefangenschaft zum Obersten in demselben Regimente ernannt, wurde er 1640 nach ruhmreicher Vertheidigung Lemgos zum Generalmajor der Cavalerie befördert. Sein Name war bereits einer der gefürchtetsten der schwedischen Waffen geworden und erhielt durch den in diesem Jahre in Böhmen erfolgten Einfall, der auf seinem Siegeszuge ganz Thüringen und Franken den kaiserlichen Truppen entriß, neuen Lorber. Feldmarschall Banér nutzte die durch Königsmarck mit ihm bei Saatz erfolgte Vereinigung nicht aus, sodaß Königsmarck unmuthig ein selbständiges Commando erstrebte. Ein solches wurde ihm im folgenden Jahre, als Königsmarck mit der Absicht, den vom Kaiser nach Regensburg berufenen Reichstag zu sprengen, in Eilmärschen durch die Oberpfalz gesendet wurde. Er vollzog auch hier die geplante Vereinigung mit Banér bei Regenstauff. Rascheres Handeln, als es der Oberstcommandirende beliebte, hätte Regensburg gefährlich werden können; so mußte sich Banér unverrichteter Sache zum Rückzug durch Böhmen und Sachsen entschließen. Königsmarck deckte diesen Rückzug, vom Führer der feindlichen Avantgarde, Octavio Piccolomini, dem Herzoge von Amalfi, hart bedrängt. Alsbald starb Banér zu Halberstadt am 21. Mai, im Oberbefehle von Torstensohn ersetzt, der unserm Königsmarck das Commando in der Altmark und Thüringen anvertraute. Im folgenden Jahre, am 2. Nov. 1642, nahm der General als Befehlshaber des rechten Flügels an der den schwedischen Waffen günstigen Schlacht bei Leipzig hervorragenden Antheil, wurde 1644 zum Generallieutenant ernannt, belagerte in diesem Jahre den kaiserlichen General Gallas in Magdeburg und nahm ihn schließlich mit seiner halben Armee gefangen. Im folgenden Jahre wurde er zum Gouverneur von Bremen und Verden bestimmt, 1646 zum General ernannt, betheiligte sich mit dem französischen Marschall Turenne am Einfalle in Baiern, der dessen Kurfürsten schließlich am 14. März 1647 zum Separatwaffenstillstand von Ulm zwang, wodurch Memmingen und Ueberlingen an die Schweden abgetreten wurden. Nachdem er noch in Westfalen und Ostfriesland gekämpft, erscheint Königsmarck plötzlich 1648 in Böhmen, eroberte am 26. Juli die prager Kleinseite und hatte nach glücklich im September mit den aus Schweden eingetroffenen Hülfstruppen geschehener Vereinigung alle Aussichten für sich, als der Friede von Osnabrück die Königsmarck'schen Pläne kreuzte, dem armen, 30 Jahre hindurch zerfleischten Lande aber Ruhe brachte. Zur Belohnung seiner Ruhmesthaten 1648 zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, zeichnete ihn sein Kriegsherr noch unter dem 26. März 1651 mit dem Grafentitel als Graf von Westerwyk und Stegholm aus. Reiche Dotationen — er soll bei seinem Tode ein Einkommen von 130,000 schwedischen Reichsthalern gehabt haben — setzten ihn in den Stand, auf der von ihm erbauten Agathenburg zu Stade ein fast fürstliches Leben zu führen. Er blieb in hohem Ansehen bei seinem Könige, der ihm

noch 1651 die Würde eines Reichsraths und 1655 die eines Feldmarschalls verlieh, bis ihn am 20. Febr. 1663 ein plötzlicher Tod zu Stockholm ereilte. Seine Leiche wurde zu Stade im Bremischen bestattet. Der Feldmarschall war seit dem J. 1633 mit Barbara Maria Agatha von Lehsten aus dem Hause Krantzlihn (geboren 1608, gestorben 1671), ehemaliger Hofdame der Herzogin von Wolfenbüttel, vermählt und durch diese Vater von fünf Kindern, unter denen hier der sogleich folgende älteste Sohn Konrad Christoph (geb. 1634, gest. 1673) in Betracht kommt.

2) Konrad (Kurt) Christoph Graf von Königsmarck, schwedischer Reichsrath und Reichs-Feldzeugmeister. Geboren 1634, trat er jung in das schwedische Heer, kämpfte 1656 in der Schlacht bei Warschau und gerieth beim Uebergang nach Fünen 1658 in dänische Gefangenschaft. Durch den Frieden von Roeskilde ausgelöst, widmete sich Graf Kurt Christoph der Verwaltung des ihm überkommenen ausgedehnten Familienbesitzes, rückte 1662 in die von seinem Vater innegehabte Obercommandanten-Stellung von Bremen und Verden ein, wurde 1664 Generalmajor, durfte noch in demselben Jahre den Obercommandanten-Titel mit dem eines Vicegouverneurs der genannten Herzogthümer vertauschen und erhielt im J. 1672 den Abschied aus schwedischen Diensten mit dem Titel eines Reichszeugmeisters, um in fremde Dienste zu treten. Im folgenden Jahre zum holländischen Generallieutenant ernannt, ereilte ihn am 31. Oct. 1673 der Tod in seinem Berufe gelegentlich der Belagerung von Bonn. Er war ein Kriegsheld und Freund der Wissenschaften zugleich, Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft", der er unter dem Namen „der Hochgeneigte" angehörte. Der Graf hatte sich unter dem 28. Aug. 1658 mit Maria Christina Freiin Wrangel von Lindeberg vermählt, einer Tochter des Feldmarschalls Freiherrn Hermann Wrangel und seiner Gattin Gräfin Amalia Magdalena von Nassau. Die Verwandtschaft seiner Gattin mit dem nassauischen Hause scheint die Veranlassung zu seinem Uebertritte aus schwedischen in holländische Dienste gewesen zu sein. Diese Gattin überlebte ihren Gemahl bis zum J. 1694, leitete die Verwaltung des großen Vermögens und widmete sich der Erziehung ihrer vier Kinder. Von diesen verdienen die unter 3 und 4 folgenden besonderer Erwähnung.

3) Philipp Christoph Graf von Königsmarck, der jüngere der beiden Söhne des eben behandelten Konrad (Kurt) Christoph, war 1662 geboren, machte in jungen Jahren die sogenannte Cavaliertour an alle europäischen Höfe, hierbei dem höfischen Leben so viel Reiz abgewinnend, daß er weniger den Traditionen seines Hauses auf dem Kriegspfade folgte, als seine Lorbern auf dem Parquet des Salons suchte. Von abenteuerlichem und hochstrebendem Charakter, voll stolzen Selbstbewußtseins auf die eigene Abstammung und das Ansehen seines Geschlechts schien nichts seinem Streben unerreichbar. Von seinen Biographen höchst verschieden beurtheilt, mag die für und wider erörterte Schuldfrage, sein Verhältniß zur damaligen Kurprinzessin Sophie Dorothea von Hannover betreffend, unerörtert bleiben. Sein tragisches und geheimnißvolles Ende hat ihm, selbst wenn es die Sühne der Schuld war, gewisse Sympathien erworben, während das bisjetzt sorgfältig gewahrte Geheimniß über das Verschwinden des Grafen keinen directen Schluß auf die Schuldfrage gestattet. Die Wage neigt sich in diesem Falle entschieden zu Ungunsten des Hofes von Hannover. In dieses letztern Diensten in der Charge eines Obersten, gestattete ihm seine persönliche Stellung die Annäherung an des Kurprinzen Georg Ludwig Gemahlin, welche, von ihrem schroffen und unliebenswürdigen Gatten auf das gröblichste vernachlässigt, eine nicht beneidenswerthe Rolle am Hofe ihres Schwiegervaters spielte. Sei es, daß der Trost, den Sophie Dorothea aus dem Umgange mit Königsmarck schöpfte, dem sonst weder treuen noch eifersüchtigen Kurprinzen bedenklich erschien, sei es, daß man die Kurprinzessin öffentlich compromittiren wollte, oder wälzen endlich Dritte die ganze Intriguenschuld auf eine dem Herzen des Kurfürsten nahestehende mächtige Dame, die ihrerseits in Liebe zu dem schönen Grafen Philipp Christoph entbrannt, von diesem verschmäht, Rache sinnend, den Grafen und ihre vermeintliche Rivalin zu verderben trachtete — welche von diesen Lesarten die richtige (die letzte hat eine eigene poetische Bearbeitung erfahren), wird kaum noch zu entscheiden sein. Das Eine steht historisch fest, daß unserm Helden im J. 1694 der Boden in Hannover zu heiß erschien und er in Ueberzeugung der Ungnade seines Herrn und dessen Sohnes, nach einer anderweitigen, seinen Neigungen entsprechenden Stellung Umschau hielt. Der Hof von Dresden schien einem Manne von den Manieren und der Lebensauffassung Königsmarck's der geeignete Platz; Kurfürst Friedrich August kam den Wünschen des hannoverschen Obersten durch Verleihung eines Generalpatents entgegen und kehrte Königsmarck im Sommer 1694 nur noch einmal nach der alten Heimat zurück, sich vom dortigen Hofe formell zu verabschieden, als ihn sein Schicksal ereilte. Am Abende des 1. Juli dieses Jahres verschwand Graf Philipp Christoph im kurfürstlichen Residenzschlosse zu Hannover. Anfangs wollte man an eine Gefangenhaltung glauben machen, später neigte sich die öffentliche Meinung zu der Ansicht der gewaltsamen Beseitigung. Der unmittelbar sich anschließende Proceß gegen die Kurprinzessin endete mit der Trennung ihrer unglücklichen Ehe und ihrer Verbannung nach dem abgelegenen Schlosse Ahlden, dort die Katastrophe ihres unglücklichen Freundes noch 32 Jahre als „Fürstin von Ahlden" überlebend.

4) Maria Aurora Gräfin von Königsmarck, die Schwester des Vorhergehenden. Sie war im J. 1660 oder 1666 zu Bremen geboren. Wenn die Daten über ihr Geburtsjahr bedeutend abweichen, wird das seinen Grund in der weiblichen Eitelkeit der Gräfin Aurora haben. Finden sich doch eigenhändige Aufzeichnungen von ihr, in denen sie ihr Geburtsjahr bis 1678 (im J. 1673 war bereits ihr Vater gestorben) hinausrückt. Aurora war eben nicht mehr jung, als sie in die große Welt eintrat, und im Hinblick auf ihre unbezweifelte jugendlich frische Schönheit bemüht, diese mit ihrem ältern Taufschein in Einklang zu bringen. Gelang ihr das gegenüber dem-

jenigen, auf den diese arglose Täuschung berechnet war, so müssen die äußern Vorzüge der Gräfin in der That so hervorragend gewesen sein, als es diejenigen ihres Geistes waren. Aurora war von außergewöhnlicher Bildung, trieb Künste und Wissenschaften, Dichtkunst und Musik und beherrschte fünf Sprachen. Eigenthümlich ist ihr Geschick mit dem ihres unglücklichen Bruders verknüpft. Es wirkt tragisch und zugleich im Hinblick auf die bewiesene treue schwesterliche Liebe versöhnend, daß das jähe Ende des Bruders für sie die Veranlassung zu einem gleich abenteuerlichen und unsteten Leben wird, wie dieser selbst es geführt hat. Die Kunde von dem Ereignisse des 1. Juli ruft sie, die an eine gewaltsame Gefangenhaltung ihres Bruders glaubt, nach Dresden, hier alles zur vermittelnden Befreiung des Gefangenen aufzubieten. Sie kann den Bruder nicht retten, erliegt aber selbst den Folgen der Begegnung mit dem, wie es scheint, unwiderstehlichen Kurfürsten Friedrich August. Ihr Verhältniß zu diesem soll nicht entschuldigt werden, nur die Veranlassung desselben ist edlerer Art und vermag ein Mitgefühl für dieses Weib zu erwecken, das, auf den richtigen Platz gestellt, eine Zierde der Frauenwelt hätte sein können — bedenkt man, daß ihr Voltaire auf dem zweideutigen Platze, den sie einnahm, den Titel der „berühmtesten Frau zweier Jahrhunderte“ nicht vorenthielt. Am 28. Oct. 1696 schenkte sie dem Kurfürsten zu Goslar in stiller Abgeschiedenheit einen Sohn, den später berühmten Marschall Grafen Moritz von Sachsen. Dieses sorgfältig geheimgehaltene Ereigniß fesselte den kurfürstlichen flatterhaften Vater nicht dauernd an die Gräfin. Sich ersetzt sehend, brach sie aus Klugheit in eigenem Antriebe mit ihrem Liebhaber und wußte im J. 1698 ihre Erwählung zur Coadjutorin und 1700 zur Pröpstin des Reichsstifts Quedlinburg durchzusetzen. Arge Geldverlegenheiten ließen die unternehmungslustige Frau die abenteuerlichsten Pläne fassen; so suchte sie die Wiedererlangung der von Schweden eingezogenen Königsmarck'schen Güter bei Karl XII. persönlich zu betreiben. Die 1702 unternommene beschwerliche Reise in das Hauptquartier des Königs bei Mitau erfüllte ihre Erwartungen nicht. Karl XII., kein Friedrich August, war ungalant genug, die schöne Gräfin trotz guter Fürsprache gar nicht zu empfangen. So mußte Aurora mit dieser Demüthigung zu ihrem königlichen Freunde zurückkehren, der, wie man glaubt, die Reise der Gräfin zu benutzen gedachte, durch der letztern Vermittelung den Schwedenkönig zum Frieden zu bewegen. Daß nach dem Scheitern dieser diplomatischen Mission deren officieller Charakter geleugnet wurde, ist nicht befremdend. Gräfin Aurora, kühn in ihren Plänen, hatte in Ausführung derselben kein Glück. Heirathsprojecte, die sie aus Ehrgeiz, wie vielleicht auch aus den oben angeführten materiellen Verlegenheiten betrieb, führten zu keinem Resultat, wenn es auch feststeht, daß der Herzog Christian Ulrich von Würtemberg ihr im J. 1698 seine Hand zum ehelichen Bunde geboten hat. Die letzten Enttäuschungen wurden dem stolzen Weibe, als ihre Bestrebungen um Erlangung des herzoglichen Throns von Curland für ihren Sohn, den tapfern Grafen Moritz von Sachsen, unerfüllt blieben. Für diesen ihren letzten und zwar mütterlichen Ehrgeiz setzte sie alles ein, was ihr an Verbindungen und Mitteln noch zur Verfügung stand, um hierauf in stiller Zurückgezogenheit zu Quedlinburg den Rest ihres Lebens zu verbringen. Sie starb daselbst an der Wassersucht am 16. Febr. 1728. Ihr Leichnam wurde in der Kirche des ihr unterstellten Damenstifts beigesetzt, in dessen Gruft sich derselbe noch mumienartig erhalten befindet.

Das Wappen der Familie Königsmarck ist von Roth und Silber durch Spitzenschnitt gespalten, ähnlich wie es andere Geschlechter der märkischen Heimat, so die Rohr, die Familie Möllendorff u. s. w. führen und hierdurch vielleicht Stammeseinheit muthmaßen lassen. Aus der Krone des Helmes wächst eine gekrönte Jungfrau, die in der Rechten drei natürliche Stielrosen hält. Die Decken sind roth und silber.

(*H. von Borwitz und Harttenstein.*)

KÖNIGSSEE (oder Bartholomäussee), im Bezirksamte Berchtesgaden in Oberbaiern, Deutschlands schönster See und der Glanzpunkt der Berchtesgadener oder Königssee-Alpen, liegt am östlichen Fuße des 2740 Met. hohen Watzmann, in dem sogenannten Berchtesgadener Grenzwinkel, wo die wilde Großartigkeit der bairischen Isaralpen mit der reizenden Formplastik der Innalpen gleichsam verbunden erscheint, die selbst in den gepriesensten Gauen der Schweiz wenige ihresgleichen findet. Ein echtes, von Felsen umstarrtes, von den Schneefeldern überragtes Alpengewässer, hat der einsame, flußartig schmale, 5 Kilom. von Berchtesgaden und 608 Met. über dem Adriatischen Meere gelegene See, welcher sich mit dem Obersee in einer Länge von 8 Kilom. von Südost bogenförmig nach Nordost erstreckt, eine Breite von 1 Kilom. und einen Umfang von 20 Kilom. bei einer Tiefe von 241 Met. Sein Abfluß ist die Achen (Königsseer-Achen), welche auf österreichischem Gebiete in die Salzach fällt. Ueber 2000 Met. starren die ihn einschließenden grauweißen Felswände ringsum fast senkrecht empor, sodaß nur hier und da ein schmaler Ufersaum sich kurz hinerstreckt. Am nordöstlichen Ende des Sees rauscht der Königsbach über mächtige Felsblöcke mehr als 800 Met. tief herab, und weiter oberhalb, auf derselben Seite des Sees, stürzt aus einer engen Schlucht in zwei Wasserfällen der Kesselbach herein. Schräg gegenüber der Mündung dieses Wildwassers öffnet sich eine große Schlucht, welche bis zum Kern des Watzmann reicht und einen überraschenden Einblick in diese innerste Felswüste der hohen Kalkalpen gewährt, in das Eisthal mit der Eiskapelle, einem durch seine ungewöhnlich tiefe Lage (840 Met.) ausgezeichneten, übrigens nicht sehr bedeutenden Gletscher, der sich aus dem vom Watzmann niederstürzenden, durch Wiedergefrieren in festes Eis verwandelten Firnschneemassen bildet. Nahe dem Eingange zur Schlucht erhebt sich eine kleine alte Wallfahrtskapelle, und im Hintergrunde derselben stürzt der Eisbach von der Höhe nieder und eilt rauschend dem See zu. An seiner Mündung hat sich der Eisbach allmählich aus dem mitgeführten Schlamme ein Vorland gebildet, das sich mit

seinen grünen Matten halbinselartig in den See hineinerstreckt und ihn bedeutend verengt. Dort stehen die Kirche St.-Bartholomä und ein königliches Jagdschloß, beide im J. 1731 erbaut. Hierher kommen am 24. Aug. jeden Jahres, dem Bartholomäustage, Scharen von Wallfahrern von allen Seiten zusammen, aus allen Schluchten und Thälern und über die steilen Felswände herab, um die Kapelle zu besuchen, welche zum Andenken an die im Dienste des Königs Ottokar von Böhmen am 26. Juni 1260 gefallenen letzten Sprößlinge des alten Hallgrafengeschlechtes der Plain erbaut worden sein soll. Der Königssee ist sehr fischreich, und unter seinen vielen feinen Fischen ist es namentlich der Saibling (Salmo salvellinus), eine Art Lachsforelle, welcher in schönen Exemplaren gefangen und weithin versandt wird. Die Südostecke des Königssees wird durch die Salet-Alp, eine aus moos- und grasdurchwachsenen Kalkfelstrümmern bestehende Landenge, von dem noch einsamern lichtgrünen Obersee getrennt. Dessen 1,5 Kilom. langes, nur schmales Becken ist ringsum von steil emporsteigenden dunkeln Marmorwänden eingeschlossen und bietet in seiner wilden Großartigkeit ein unbeschreiblich eindrucksvolles Landschaftsbild. — Bavaria, Bd. I., Oberbaiern, und Simony, „Ueber Temperatur und Tiefenverhältnisse des Königssees“ (Wien 1874). *(Ferdinand Moesch.)*

KÖNIGSSTUHL (der), bei Rense. Etwa seit der Mitte des 13. Jahrh. hatte sich bezüglich der Wahl eines deutschen Königs die Ansicht Geltung verschafft, daß die entscheidende Stimme — allerdings nach Vorberathung mit den andern großen geistlichen und weltlichen Fürsten — den Inhabern der Erzämter des Reiches zustände. Schon bei der Wahl König Richard's 1257 und dann wieder bei der Wahl Rudolf's von Habsburg 1273 wurde diesen sieben Fürsten — es waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln als Erzkanzler von Deutschland und Italien, der von Trier erst später als Erzkanzler von Burgund nachweisbar, der Pfalzgraf vom Rhein als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer und der König von Böhmen als Erzschenk — das directe Wahlrecht zugesprochen. Dieses — für Böhmen 1273 noch bestrittene, seit 1289 definitiv anerkannte — Recht wahrten sich die am 15. und 16. Juli 1338 zu Lahnstein und Rense zu dem Kurvereine zusammengetretenen Kurfürsten und es fand in der Goldenen Bulle 1356 seine feierliche Bestätigung. Da für die Königswahl die Mehrzahl der Kurstimmen ausreichte, so lag der Schwerpunkt derselben in der Hand der vier rheinischen Kurfürsten. Seit der Wahl Friedrich's I. hatte man sich allmählich für Frankfurt als Wahlort entschieden. Für die Vorbesprechungen zur Wahl war es zweckmäßig, einen Ort nicht weit von der Wahlstadt zu bestimmen, und dieser fand sich auf das bequemste in einer Gegend, wo sich die Gebiete sämmtlicher rheinischer Kurfürsten berührten. Diese Gegend — eine der reizendsten des Mittelrheines — findet sich auf dem Blatte Lahnstein in Merian's Topogr. Mogunt. p. 17 abgebildet. Zeiller sagt davon: „Es gibt allhie ein schönen Prospect, also, daß man in einem Gesicht vier Stätt vnd drey Schlösser siehet: als Lohnstein, Capell, Rens, vnd Braubach.“ Braubach mit der Marxburg war pfälzisch, Rense kölnisch, Capellen mit Stolzenfels trierisch und Oberlahnstein mit Lahneck mainzisch. Es galt dafür, „daß ein Jagdhorn oder Musketenschuß in den Gebieten der vier Nachbarfürsten zugleich gehört werden könnte“. Das in der Mitte gelegene Rense (Rhense, Reinse, Reens, Rees; j. Rhens) findet sich seit dem Beginn des 14. bis gegen Ende des 15. Jahrh. häufig als der Ort von Kurfürsten-Zusammenkünften erwähnt. Im J. 1308 fand hier — und zwar nach altem Herkommen, wie gleichzeitige Schriftsteller versichern — die Vorwahl Heinrich's VII. zum König statt. Im September 1313 traten „circa Confluentiam“ — also wahrscheinlich zu Rense — die drei rheinischen Erzbischöfe zur neuen Königswahl zusammen. Da sie sich nicht einigen konnten, so erfolgte am gleichen Orte eine zweite, gleichfalls resultatlose Zusammenkunft der geistlichen Kurfürsten im Juni 1314. Im Herbste 1324 führte der Plan, dem Könige Karl IV. von Frankreich die Kaiserkrone zuzuwenden, die päpstlich-habsburgische Partei zu einer fruchtlosen Besprechung nach Rense; ebenso erfolglos blieb eine Zusammenkunft der Kurfürsten daselbst im Juni 1343 zur Berathung einer neuen Königswahl. Am 16. Juli 1338 ward der Kurverein zu Rense gegründet: die Erzbischöfe Heinrich von Mainz, Walram von Köln, Balduin von Trier, vier Vertreter des bairischen Hauses, Herzog Rudolf von Sachsen und Markgraf Ludwig von Brandenburg verbanden sich „zur Aufrechthaltung der Ehre, der Rechte, der Freiheit und des Herkommens des Reiches im allgemeinen und ihrer fürstlichen Ehre an der Kur desselben insbesondere“. Am 11. Juli 1346 wurde zu Rense die Königswahl des Markgrafen Karl von Mähren vollzogen, der am 26. Nov. zu Bonn gekrönt wurde. Am 1. Juni 1376 — so berichtet König Karl — „sein wir zu Rense gewesen, do alle wir Kurfürsten eindrechticlichen ... Wenczlaw unseren lieben son zu Romschem kunige genant haben“ ... Die Wahl Wenzel's selbst aber wurde nicht zu Rense vorgenommen: „ime war ein gut furheissen geton und zugent die wal gen Franckenfurt.“ Am 20. Aug. 1400 ward Wenzel abgesetzt; das Absetzungsurtheil verlas Erzbischof Johann von Mainz bei Oberlahnstein am Rhein — gegenüber von Rense — auf einem im Freien eigens hergestellten Richtestuhle. Am folgenden Tage begaben sich die Kurfürsten zum Königsstuhl bei Rense, hielten dort ein feierliches Hochamt zum heiligen Geist, leisteten vor zahlreich versammeltem Volke den in der Goldenen Bulle vorgeschriebenen Eid, bestiegen dann den Königsstuhl und vollzogen die Wahl Ruprecht's: „und haben den offenlich vor allem volckh verchundet und auf den Stul gesetzet.“ Wiederum erfolgte nach Ruprecht's Tode eine Einladung des Erzbischofs Friedrich von Köln an seine rheinischen Mitkurfürsten nach Rense zu einer Vorbesprechung über die Wahl eines neuen Königs. Es ist nicht sicher, ob die Zusammenkunft stattfand. Markgraf Jost von Mähren und König Sigismund von Ungarn versprachen aber,

ehe sie die königliche Krone empfangen, „sollen wir uns uf dem Königsstule zu Rense gein Oberlahnstein uber als einen Romischen koning lassen erheben, als auch furmals andern Romischen konigen gescheen ist". Am 7. Juli 1411 waren die rheinischen Kurfürsten bei Rense „ieglicher auf seinen slossen".. „und schickten an dem Eritag vor Margareten ir rete zusamen unter die nussbawm bei des künigs stul, und kom der fürsten selber keiner dar. Da giengen die rete zesamen biz leicht ein hor gen mittemtag und schieden von einander und füre jeglicher wider zu seinem herren". Ein 1416 von Sigismund nach Rense projectirter Reichstag kam nicht zu Stande. Noch einmal vollzog sich hier ein feierlicher Vorgang, der das Reich berührte, am 30. März 1486. Auf seiner Krönungsfahrt nach Aachen landete König Maximilian bei Rense, wurde von den Kurfürsten auf den Stuhl gesetzt und leistete den Eid für das Reich. Auch bei der Wahl Maximilian's II. hielt man dafür, daß der neue König nach seiner Erwählung zu Frankfurt den Kurfürsten auf dem Königsstuhle ihre Rechte bestätigen und dann zu Aachen gekrönt werden sollte. Es unterblieben aber beide Ceremonien aus verschiedenen Gründen. So hatte sich allmählich die Bedeutung des Königsstuhls dahin entwickelt, daß man die Erhebung auf denselben als einen wesentlichen Bestandtheil der mit der Königswahl verbundenen feierlichen Handlungen betrachtete, während ursprünglich nur Opportunitätsgründe die Kurfürsten lediglich zur Vorwahl (ad deliberationem personae idoneae) nach Rense geführt hatten. Es versteht sich im übrigen von selbst, daß an dem ihnen so wohl gelegenen Punkte die benachbarten Kurfürsten öfters auch zur Besprechung eigener Angelegenheiten zusammentraten.

Der Ort aller dieser Zusammenkünfte war ein etwa 1000 Schritt rheinabwärts von Rense nahe dem Strom gelegener, mit Walnußbäumen bepflanzter Platz, der in den Urkunden übereinstimmend als Baumgarten („in pomoeriis") bezeichnet wird. Erst am 9. Juli 1376 ertheilte Karl IV. den Rensern den Auftrag, „daz sie in dem garten und an der stat, do die kurfursten umb eynen Romischen kunig zu nennen und zu welen, ubereyn pflegen zu komen, als gewoenheit van alder her gewesen ist, eyn gestuls machen, und daz allewege bewaren, und halden sullen ewiclichen, wann is sache wirdet, daz denne daruff die kurfursten umb eynen zukunftigen Romischen kunig zu nennen und zu welen ubereyn komen mogen"... Dafür wird ihnen Zollfreiheit zugestanden „tzwisschen demselben dorffe zu Rhense und dem slosse Capellen uff dem lande vnd mit namen als verre daz gerichte daselbst geet des erwirdigen ertzebisschofs zu Colne". König Wenzel bestätigte diese Freiheit am 1. Jan. 1398 mit den Worten: „darumb daz sie und yre nachkomen daz steynen gestuels, als daz ytzo in urber und behoyff des heiligen reichs gebuwet und begriffen ist, vurbaz ewiclichen buwich haben und bewairen"... Es geht aus beiden Urkunden hervor, daß das „steynen Gestühl" — sehr bald auch des Königs Stuhl, Königsstuhl, thronus regalis oder imperialis genannt — zwischen den Jahren 1376 und 1398 erbaut worden ist. — Die ältesten Nachrichten über das Aeußere des Königsstuhls reichen bis auf den 1521 gestorbenen straßburger Stadtschreiber Sebastian Brant zurück. Er sagt in seiner unvollendet gebliebenen, von Kaspar Hedio 1539 als Anhang zu dessen Chronik veröffentlichten „Beschreibung etlicher gelegenheyt Teutsches lands" auf S. 740: „Zwischen Rens vnd Cappel ligt der künigstůl, da man eynen Römischen künig nach der Chur hinfüret, das ist eyn gemaurter sitz auff grossen steynin seulen, mit siben schwibogen, In der mitten stehet auch eyn seul, gehet man XVIII. steynere stafflen hinauff, mag man beschliessen, ligt vnder siben grossen nußbewmen, ist vast zerfallen, das doch wol zů erbarmen ist. Oben vmb seind zů gering vmb sitz mit steynen geplattet, vnd hat yeglicher Churfürst des Rheins eyn eygen schloß oder statt, da er zů zeiten der Chur sicher hin komen mag, vnd wider an seine gewarsame von dem künigstůl, Namlich, Mentz Lonsteyn, Trier Cappel, Cöln Rens, Pfaltzgraf die Pfaltz, oder Chub zů dem nächsten." Diesen Bericht hat im J. 1600 Michael Sachs in seinen Christlichen Zeitvertreiber Th. IV, S. 299 aufgenommen, und aus diesem wieder entlehnt noch Zeiller in der Topographie von Hessen 1646 Brant's Klage über den Zerfall des Baues. Es wird jedoch von einer Restauration des Königsstuhls berichtet, die 1624 auf Anordnung des Landgrafen Georg von Hessen als Pfandherrn von Rense stattgefunden hat. (Diese Jahreszahl fand sich nebst den Buchstaben ID DB MR an der Treppe eingehauen.) Es scheint, daß damals der Königsstuhl wol wieder in seiner ursprünglichen Gestalt, aber zum Theil nur aus geringerem Material (Mauerwerk statt Quadern) wiederhergestellt worden ist. Johann Just Winkelmann berichtet in seiner Beschreibung von Hessen (1697) auf S. 121: „Der Königstul... unter verschiedenen hohen und dicken Nußbäumen befindlich, ist gebauet in die Ründe von Quatersteinen mit sieben Schwibbögen, steht auf neun steinernen Seulen, deren eine in der Mitten, ist sonsten ganz offen, und darüber gewölbet, hinauf steiget man 18 Staffeln, Treppen oder Steigen, ist mit 2 starken Thüren, vermittels deren man ihn fest verschliessen kan, versehen. Seine ganze Ründe und Umkreis erstrecket sich bey die 40 Ehlen $1^1/_2$ Viertel, die Breite 13 Ehlen weniger $1^1/_2$ Viertel; die Höhe 8 Ehlen und 1 Viertel nach Rhenser oder Bopparter Ehlen zu rechnen... Nach fleissiger Besichtigung des Königstuls fuhren wir über den Rhein."... Johann David Köler wiederholt in seiner 1735 erschienenen Monographie über den Königsstuhl diese Beschreibung, macht aber aus den 18 Staffeln 28; auch die von ihm gelieferte (im Rheinischen Antiquarius von Dielhelm 1739 reproducirte) Abbildung ist so roh und ungenau, daß sich Joh. Daniel von Olenschlager veranlaßt sah, von dem nürnberger Künstler M. Tyroff eine Zeichnung des Gebäudes fertigen zu lassen und seiner „Staats-Geschichte des Römischen Kaysertums in der Ersten Helfte des Vierzehenden Jahr-Hunderts" (1755) beizugeben. Der Bau zeigt sich hier im ganzen sicher noch in seiner alten Form; doch darf man die auf den Pfeilerfialen sitzenden Kugeln, sowie den an der Südseite aufgemalten Doppel-Adler wol der Restau-

ration von 1624 zuschreiben. Eine verlässige Beschreibung aus der letzten Zeit seines Bestandes verdanken wir Phil. Wilh. Gerken, der im J. 1785 den Königsstuhl genau besichtigt hat. Er sagt in seinen „Reisen durch Schwaben, Baiern ... die Rheinischen Provinzen“ ... 1779—1785, Bd. III, p. 228: „Der Königsstuhl steht auf einem Wiesenplatze, der mit großen Nußbäumen umgeben ist, nur etliche 50 Schritt vom Rhein auf Köllnischem Grunde und Boden. Die alte Simplicität sieht zu allen Ecken heraus. Er ist in einem Achteck gebauet, nicht von Quadersteinen, wie alle Beschreibungen lauten, sondern von ordinairem schlechten Mauerwerk, gewölbt, und ruht auf acht Pfeilern in der Ründe und auf einem in der Mitte. Man steigt 14 Stuffen (nicht 28, wie Herr Büsching und seine Vorgänger schreiben), und auf dem Absatze der Treppe ist vormals die Thür (nicht zwo Thüren) gewesen, wovon nur noch die Angeln in der Mauer übrig sind. Oben ist alles frey, und das Achteck so beschaffen, daß rundherum wol 24 Personen bequem sitzen können. Der Raum inwendig hält ohngefähr 24 Schuh im Durchschnitt. Oben ist alles offen und frey. Der Sitz ist ohngefehr vier Finger dick und schmal, auch von ordinairem Mauerwerk, wie der Tritt herauf. Alles ist sehr simpel und schlecht, so wie man sich kaum vorstellet. Die Höhe beträgt zwischen 16—18 Fuß ... Er drohet einen nahen Einsturz, weil alles ohne Dach unter freiem Himmel offen, und es ist zu wundern, daß das Mauerwerk sich noch so lange erhalten hat.“ ... J. G. Lang fügt in seiner „Reise auf dem Rhein“ 1789 I, S. 163 fg. an, das Gebäude sei nicht, wie mehrere vorgeben, aus Quadersteinen, sondern aus gewöhnlichem Mauerwerk mit Tuffsteinen vermischt. Sitze wie Fußboden seien mit menniger Steinplatten belegt. Es sei Schade, daß man bei der Reparatur, die man vor wenig Jahren vorgenommen, — sie fand 1779 statt — ihm nicht einen würdigeren und dem Alterthume angemesseneren Anstrich gegeben habe statt „des weißen und rothen Geschmiers“. Auch Joh. von Müller, der mit dem Kurfürsten von Mainz den Königsstuhl im Jahre 1788 besuchte, klagt, „daß seine altgermanische Gestalt durch eine Erneuerung verunziert war“. Bald darauf, um 1795, wurde der herabgekommene Bau von den Franzosen zerstört. Von der französischen Domänenverwaltung erwarb einen großen Theil der Reste der renser Gastwirth Hoegg, der sie in seinem Gasthofe zum Königsstuhl als Treppensteine und namentlich als Kellerpfeiler verwendete. Um 1828 „bezeichneten vier kleine, kaum merkbare Denksteine unter hohen Walnußbäumen neben der Landstraße die Stätte des ehemaligen ehrwürdigen Königgestühls“. (s. Joh. Bapt. Aug. Klein's „Rheinreise“, 2. Aufl. S. 93.) Ein österreichischer Gesandter fand im J. 1833 die Stelle mit sogenannten Saubohnen bepflanzt und sprach seine Indignation hierüber aus. Die von dem renser Bürgermeisterei-Verwalter Reusch aus diesem und ähnlichen Anlässen bei der Regierung zu Coblenz 1834—35 eingereichten Anträge zu würdiger Herstellung des Platzes fanden wohlwollende Erwägung, blieben aber ohne Erfolg.

Gegen Ende des Jahres 1840 bildete sich in Coblenz ein Verein, dessen Absicht, den Königsstuhl wiederherzustellen, sofort durch Rundschreiben dem gesammten Deutschland angekündigt wurde in der Erwartung, daß die Gesammtheit der Nation bei diesem vaterländischen Unternehmen sich betheiligen werde. Diese Erwartung blieb unerfüllt. Nicht viel über 1000 Thaler gingen ein. Den Rest der Summe für den Wiederaufbau, der im ganzen 2978 Thaler 25 Sgr. betrug, tilgte die Freigebigkeit Friedrich Wilhelm's IV., dem das Comité das Werk als Eigenthum darbot. (Von den Comitémitgliedern selbst leistete nach von Stramberg's Mittheilung nur der einzige Oberst von Wussow einen Beitrag!) Das nach dem Plane und unter der Leitung des königl. Bauinspectors von Lasaulx aus rheinischer Basaltlava erbaute neue Achteck ruht nebst der zu demselben in drei Absätzen ansteigenden Freitreppe auf 9 starken Pfeilern. Von dem einen in der Mitte, welchem das einzige von dem alten Werke übrige Stück Säule — das vom Gastwirthe Hoegg um 10 Thaler erkaufte Capitäl des Mittelpfeilers — eingemauert wurde, gehen die Schwibbögen aus, durch welche der eigentliche Stuhl getragen wird. Die äußern Pfeiler bilden eine offene Halle von 12′ Höhe. Auf 18 Stufen gelangt man zu dem Sitzraume, abgeschlossen auf dem Podest durch eine eiserne Gitterthür in einem schönen Spitzbogen. Dieser ungedeckte Raum zeigt, der niedern Brustwehr sich anschließend, eine Steinbank als Nachbildung derjenigen, auf welche die Kurfürsten sich niederzulassen pflegten. Das Achteck hat eine Höhe von 16′ und mißt im Durchmesser 24′.

Neben jenem Privilegium von 1376, das die Bewohner von Rense zur Erhaltung des Königsstuhls verpflichtete und u. a. 1434, 1521, 1568, 1582, 1619 und 1659 bestätigt wurde, genossen sie noch aus gleichem Grunde verschiedene Zollfreiheiten: so auf dem mainzischen Zolle zu Oberlahnstein eine Ermäßigung auf die Hälfte des Zollsatzes für den eigenen Weinwachs und für Consumtibilien. Auf dem coblenzer Markte aber hatten sie gleich den dortigen Bürgern das Recht zu kaufen und zu verkaufen. Dieses Recht wurde jährlich auf dem Königsstuhle am Pfingstmontage „vermittelst öffentlicher An- und Wiederreden mündlich auf die feierlichste Art erneuert, wobei Stadt-Rhenser Seiten mit Präsentirung einer Flasche Wein die Salutation zuerst geschah.“ Der coblenzer Rath aber hielt es nicht für unpassend, auf dem Königsstuhle zugleich auch den Wechsel der städtischen Regierung vor sich gehen zu lassen. Eine Deputation des Stadtraths fuhr mit dem abgehenden Bürgermeister auf den Stuhl und rief daselbst den neuen Bürgermeister aus, welche Ceremonie mit Tanz, Auswerfen von Geld und Vertheilung von Brot verbunden war. Dies geschah zum letzten mal im J. 1794.

Außer dem Königsstuhle zu Rense werden noch zwei ältere Königsstühle erwähnt, beide in der Nähe von Mainz. Der eine stand im Kunigessundragau bei Erbenheim, nördlich von Mainz. Seine Steine wurden gegen Ende des 18. Jahrh. zur Erbauung der 1799 zerstörten Kasteler Warte verwendet. In einer von Franz Joseph Bodmann in den Rheingauischen Alterthümern S. 93

mitgetheilten Urkunde von 1213 heißt es: ager campestris, situs extra fines seu limites curtis prefate iuxta lineam regie sedis, que in volgari dicitur Kunegesstuol ... — Ein anderer Königsstuhl befand sich südlich von Mainz in der Nähe von Oppenheim auf der Gemarkung von Lörzweiler (Lurczwilre): ubi sedes regalis ab antiquo dinoscitur esse constructa prope locum qui in volgari dicitur Kunigesboum ... (Urkunde von 1303, gleichfalls bei Bodmann Rheing. Alterth. S. 96). Auch diese Königsstühle bezeichnen, wie der von Rense, Stätten, wo von altersher unter freiem Himmel wichtige Reichshandlungen gepflogen wurden. (Vgl. Böhmer, Regesten 1246—1313 S. 236.) Im Einzelnen läßt sich das aber aus Mangel an Nachrichten nicht mehr nachweisen. (*Ludwig Müller.*)

KÖNIGSTADTL (Městec Kralowé), Städtchen im nordöstlichen Böhmen auf der Herrschaft Dymokur liegend, fand im J. 1881 die Eisenbahnverbindung durch einen in Křinetz anschließenden Seitenflügel der Commercialbahn Jitschin-Welelib. Es zählt 2459 Einwohner, wo von 1880 Einer (!) sich zur deutschen Umgangssprache bekannte. Landwirthschaft und Handwerksbetrieb bilden die Ernährungsquellen; eine Zuckerfabrik beschäftigt viele Arbeiter. Es ist Amtssitz des gleichnamigen Bezirkes, hat eine seit dem 14. Jahrh. bestehende Pfarrkirche zur heil. Margaretha, zu welcher die Dörfer Slowetsch und Střihow eingepfarrt sind, und eine fünfklassige czechische Volksschule mit 514 Kindern (1884). Die von der israelitischen Cultusgemeinde erhaltene einklassige deutsche Schule zählt 19 Schüler. Im 16. Jahrh. bildete Königsstadtl eine eigene Herrschaft für sich und gehörte zur königlichen Kammer. Rudolf II. verkaufte sie an die Herren von Třeka, und von diesen erbte sie Matthias von Olbramowitz. Nachher gelangte sie an die Herrschaft Dymokur. Aus der Zeit der Husitenkriege erzählen ältere Chronisten: Als Žižka im Frühjahre 1423 gegen Königgrätz zog, klagten seine Kriegsleute bei den Nachtmärschen über die große Finsterniß. Žižka erkundigte sich genau nach der Gegend und befahl alsdann das nahe Städtchen Königstadtl in Brand zu setzen, damit das Feuer seinem Heere den Weg beleuchte. Im J. 1792 brannte der Ort nochmals ab, und es gingen bei dieser Gelegenheit auch die Privilegiumsurkunden Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolf's II., betreffend das Jahrmarktsrecht, den Salzhandel, den Wein- und Branntweinschank und die Robotablösung, zu Grunde. (*L. Schlesinger.*)

KÖNIGSTEIN, Stadt und Festung im Königreiche Sachsen in der sogenannten Sächsischen Schweiz, 10 Kilom. von der böhmischen Grenze, 34,8 von Dresden in der Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Pirna gelegen. Die Stadt liegt zu beiden Seiten des hier in die Elbe mündenden Flüßchens Biela und ist Station der Sächsisch-Böhmischen Staatseisenbahn; auf dem rechten Elbufer gehören zu derselben die königsteiner Halbstadt und die Ebenheit. Sie zählte 1880: 258 Hausgrundstücke und 3788 Einwohner, die sich meist von Schiffahrt, Steinbrechen und Elbhandel nähren; unter mehrern in den letzten Jahren entstandenen Fabriken befindet sich eine größere für Herstellung von Cellulose. Bei seinem ersten Vorkommen wird der Ort als das Märktlein am Stein oder unterm großen Stein bezeichnet, später ging der Name der Festung auf ihn über, erst 1464 erscheint er als Stadt. Im J. 1432 zerstörten die Husiten ihn fast ganz, ein gleiches Schicksal litt er im April 1639 durch die Schweden, 1811 brannte ein großer Theil sammt der Kirche nieder.

Dicht über dem Städtchen erhebt sich die Festung Königstein auf einem der stolzesten Felskegel des Elbsandsteingebirges, welcher auf einer stufenförmigen Unterlage mit alleiniger Ausnahme der Nordwestseite ringsum senkrecht 307 Met. über den Spiegel der Elbe, 360 über den der Ostsee emporsteigt, 49 Met. niedriger als der auf dem rechten Ufer gegenüberliegende Lilienstein. Von der 2265 Met. im Umfange haltenden Oberfläche, die außer den Festungs- und andern Gebäuden ein Wäldchen, Wiesen und Gärten trägt und im J. 1880 (1875) 463 Bewohner zählte, bietet sich eine ebenso umfassende als romantische Umschau. Den Namen Königstein scheint die ursprünglich zu Böhmen gehörende Feste erst im 14. Jahrhundert erhalten zu haben. Im J. 1289 soll König Wenzel I. den Reibold von Nymanez zum Burggrafen von der Festung und Pflege Königstein mit Rathen bestellt haben. Im J. 1349 verpfändete Wenzel II. die Schlösser und Städte Kunigestein, Ylgenstein, Pirnaw, Gottlob und Winterstein an seinen Hauptmann zu Breslau, Thimo von Coldiz, 1396 wurde sie nebst Pirna und dem Lilienstein von Wenzel IV. abermals verpfändet an Stirnrad von Winterberg für ein Darlehn von 10,000 Schock böhmischer Groschen, und bald darauf wurde Burggraf Jeschke von Dohna zum Hauptmann der Feste ernannt. Zwischen diesem und dem Junker Rütschel von Korbitz kam es bei dem Adelstanze auf dem dresdener Rathhause am Martinstage 1402 aus Eifersucht zu Thätlichkeiten und aus diesen entsprang eine Fehde, welche die meißener Markgrafen benutzten, um die mächtigen Burggrafen von Dohna ganz aus dieser Gegend zu verdrängen. Markgraf Wilhelm zwang den Burggrafen Jeschke durch Belagerung des Königsteins zur Flucht und vermuthlich war der letztere miteinbegriffen in dem Vertrage, durch welchen 1404 der Markgraf Stadt und Pflege Pirna pfandweise von der Krone Böhmen erwarb. Seitdem ist der Königstein im Besitze der Wettiner geblieben; der Egersche Vertrag von 1459 erkannte die kursächsische Landeshoheit über Pirna, Königstein, Dohna u. s. w., wenn auch noch unter böhmischer Lehnshoheit, ausdrücklich an. Da jedoch der Sonnenstein bei Pirna für wichtiger gehalten wurde, so blieb das „Haus auf dem Königsteine" als Vormauer gegen Böhmen, nachdem es die Husiten 1425 zerstört hatten, wüst liegen. Im J. 1439 überließ Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige Schloß und Pflege Königstein, zu welchem letztern die Ortschaften Goris, Kleinhennersdorf, Pabstdorf, Pfaffendorf, Koppelsdorf, Reynersdorf, Schönau, Gießhüblichen, Kunnersdorf, Nicolsdorf, Leittelsheim, Struppen, Krippen, Neudorf, Döringsdorf, Reichenstein und Neidberg, Hammer, Gießhütte, Neu-Hütte

oder Greifenhammer und Bleichhütte gehörten, an Sigmund von Schönfeld und Tietzen von Gorentke, 1452 erhielt es unter Vorbehalt des Wiederkaufs Götzschke Kertzschen auf Lebenszeit geliehen, und 1483 durch Kurfürst Ernst für 500 Schock neuer Groschen und 800 rheinischer Gulden Bruno von der Pforte. Herzog Georg der Bärtige jedoch nahm den Königstein in eigenen Besitz und stiftete daselbst 1516 ein Kloster „des Lobes der Wunder Mariä", welches er mit zwölf Mönchen aus dem Cölestinerkloster auf dem Oybin bei Zittau besetzte. Den Mönchen wurde die Erlaubniß ertheilt, die Schlüssel zum Eingang und Thor des Berges in ihrer Verwahrung zu behalten, auch die Pforte nach ihrem Gefallen zu öffnen und zu schließen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß sie keinen andern Zugang zu der Festung machen, gegen den Landesherrn jederzeit sich damit halten, auch zu Kriegszeiten diesem die Verwahrung derselben überlassen sollten. Das Kloster hatte aber nur einen zehnjährigen Bestand, infolge theils der unausreichenden Dotirung, theils der „Nähe der böhmischen Luft". Zuerst entfernte sich 1525 der Prior und ging zu Luther nach Wittenberg, dann zerstreuten sich auch die übrigen Mönche und damit löste sich die junge Stiftung auf, deren geringe Einkünfte dem Hospitale zu St.-Jakob in Dresden überwiesen wurden. Georg's Nachfolger Heinrich der Fromme setzte Wolf Helfant als Hauptmann in die Festung, Kurfürst August ließ einige der alten Werke erneuern und durch neue Bauten ergänzen, von ihm rührt auch der 187 Met. tiefe Brunnen her, an dem 40 Jahre lang, 1553—1593, gearbeitet wurde und der die Festung mit nie versiegendem Wasser versorgt. Zu einer Festung im modernen Sinne des Worts hat jedoch erst sein Sohn, Kurfürst Christian I., den Königstein gemacht, indem er unter andern die Christians- oder Friedrichsburg, das Gardehaus und die alten Kasematten erbaute.[1]) Seitdem haben verschiedene Regenten für die Vervollständigung und Verstärkung der Werke Sorge getragen. Johann Georg I. vermehrte dieselben durch die Georgenbastei, die Georgenburg mit dem Johannissaale, die Magdalenenburg, die Proviantverwalterei und eine stärkere Verwahrung des Eingangs und setzte 1632 den ersten Untercommandanten ein. Johann Georg II. ließ die alte Bastion unter der Festung anlegen und die ehemalige Klosterkirche zur Garnisonskirche einrichten. Der prachtliebende August der Starke schmückte die Christiansburg im Innern aus; dieselbe enthielt die jetzt im Commandantenhause verwahrten Bildnisse aller sächsischen Regenten sowie die der Commandanten des Königsteins und die sämmtlicher Generale und Obersten, welche Johann Georg III. zum Entsatz von Wien begleiteten. Seit 1766 wurden an Stelle der alten Kasematten deren neue erbaut und von 1790—1802 die sogenannte niedere Fortification angelegt.

In Kriegszeiten hat der Königstein wiederholt als Zufluchtsort für Staatsschatz, Kostbarkeiten und Archive gedient. Im J. 1756 flüchtete sich auf ihn König August III. mit seinem Minister Brühl vor dem Einbruche der Preußen, auch König Friedrich August II. suchte hier vor dem Maiaufstande von 1849 eine Zuflucht. Die ihm früher wegen seiner angeblichen Uneinnehmbarkeit beigemessene Bedeutung hat er der modernen Kriegskunst gegenüber nicht behaupten können, doch ist er als Sperrfort, welches die Elbe und die Eisenbahn an seinem Fuße vollständig beherrscht, noch in dem Kriege von 1866 von Wichtigkeit gewesen, weshalb auch Preußen in dem am 21. Oct. geschlossenen Frieden sich die unverzügliche Uebergabe der Festung ausbedang, doch so, daß Sachsen das Eigenthumsrecht an dem dort befindlichen Kriegsmaterial und die Ernennung des Untercommandanten behalten und das sächsische Artilleriedepartement ein Theil der Besatzung bleiben sollte; später hat jedoch Kaiser Wilhelm Sachsen wieder das ausschließliche Besatzungsrecht überlassen.

Oft ist der Königstein als Staatsgefängniß benutzt worden. Zu den bekanntesten Staatsgefangenen, die er beherbergt hat, gehören der Kanzler Nik. Krell 1591—1601, Reinh. von Patkul bis 1706, der Alchymist J. H. von Klettenberg, der 1720 daselbst enthauptet wurde, der verrätherische Kanzlist F. W. Menzel, der hier 1796 nach 33jähriger Gefangenschaft starb, der Abenteurer d'Agdollo seit 1777, 1849 der Russe Bakunin u. s. w. — Zu den Merkwürdigkeiten des Königsteins zählte ehemals das in der Kellerei der Magdalenenburg befindliche große Faß. Das erste, welches Johann Georg I. im J. 1624 von Nik. Wolf aus Kommotau anfertigen ließ, faßte 2222 Eimer; dasselbe wurde 1678—80 durch ein noch größeres, das Werk Theob. Schüßler's aus Eßling, ersetzt, welches 3319 Eimer faßte, aber auch dieses überbot August der Starke durch ein drittes, 1722—25 von Phil. Hölke erbautes, welches 3709 Eimer, mithin 600 Eimer mehr faßte als das bekannte Heidelberger, aber 1818 wegen Baufälligkeit zerschlagen wurde. — Ein Felsvorsprung bei der Friedrichsburg heißt das Pagenbett, weil sich 1665 ein Page, von Grünau, in der Trunkenheit dorthin geschlichen hatte und am Rande des Abgrundes schlief, bis ihn der Kurfürst, nachdem er festgebunden worden, durch Trompeten und Pauken wecken ließ.[2])

(Th. Flathe.)

KÖNIGSTEIN (am Taunus), Stadt und Amtssitz in der königl. preußischen Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, Kreis Ober-Taunus, in der Nähe von Frankfurt a. M., liegt 373 Met. über dem Meere und hatte (1875) 1494 meist katholische Einwohner. Dicht dabei liegt die **Burg Königstein**, die von den Römern, wahrscheinlicher aber von den fränkischen Königen, deren Eigenthum die Gegend war, erbaut worden sein soll. Im 13. Jahrh. wird sie zuerst erwähnt; sie

1) A. von Minckwitz, Die ersten Commandanten der Festung Königstein in von Weber's Archiv für sächsische Geschichte, X, 177 fg.

2) F. A. Brander, Stadt und Festung Königstein (1842). — A. G. Manitius, Die Festung Königstein im Königreiche Sachsen. Neu bearbeitet von K. F. Engelmann. — Moser, Die Festung Königstein und ihre Umgebung (1872).

war damals im Besitze derer von Münzenberg. Am Ende des 14. Jahrh. kam die Burg durch Erbschaft an Werner, Grafen von Falkenstein, Kurfürsten von Trier. Dieser gab ihr mehr Ausdehnung und baute sie so aus, daß sie zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs eine der bedeutendsten deutschen Burgfestungen war. Im J. 1631 wurde Königstein von den Hessen belagert, konnte indessen durch Gewalt nicht bezwungen werden, sondern kam durch Vertrag in die Hände der Belagerer. Die Hessen überließen die Burg an die Grafen von Stollberg, welche die Werke noch verstärkten. Trotzdem mußte sie sich im J. 1635 den Kaiserlichen ergeben, die sie nebst der dazu gehörigen Grafschaft an das Erzstift Mainz abtraten. Von Mainz wurde die Burg als Staatsgefängniß benutzt. Nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen im J. 1792 besetzten diese auch Königstein. Als aber im December desselben Jahres Frankfurt a. M. von den Hessen erstürmt war, die Preußen die französischen Verschanzungen bei Oberursel weggenommen hatten, rückten die letztern vor Königstein, besetzten die Stadt und beschossen die Burg, zwar ohne Erfolg, aber zum großen Nachtheil der Stadt, die am 9. Dec. 1792 ganz abbrannte. Die Belagerung wurde in eine Blokade verwandelt, die am 7. März 1793 mit der Uebergabe der Burg an die Preußen endete. Kurmainz erhielt Stadt und Burg zurück und legte eine Besatzung in letztere. Im J. 1796 fiel Königstein abermals in die Hände der Franzosen und es wurde die Burg von diesen bis auf den Thurm gesprengt. Seitdem ist sie Ruine. Kurmainz erhielt es zwar wieder zurück, aber 1802 kam es mit den dazugehörigen Besitzungen durch den Reichs-Deputationsschluß an Nassau und Darmstadt, später an Nassau allein, mit dem es 1866 preußisch wurde.

Schließlich mag noch der Sage Erwähnung geschehen, daß auf dem Klopp (Burgruine bei Bingen) Kaiser Heinrich V. seinen von ihm entthronten Vater Kaiser Heinrich IV. gefangen gehalten habe. (Dr. *Walther.*)

KÖNIGSWALDE, preußisches Städtchen in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder, Kreis Ost-Sternberg, 12 Kilom. im Nordosten von Zielenzig an einem See gelegen. Die 1594 Bewohner (1880), von denen 766 männlichen und 828 weiblichen Geschlechts sind, führen in 193 Häusern 413 Haushaltungen und betreiben hauptsächlich Tuch- und Seidenweberei. — **Königswalde** heißt auch ein Industriedorf in der sächsischen Amtshauptmannschaft Annaberg, 2643 Einwohner (1880), Station der Bahn Annaberg-Komotau. (*G. A. von Klöden.*)

KÖNIGSWART, Städtchen im westlichen Böhmen zwischen Eger und Marienbad, Stationsplatz der Franz-Josephsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts und Mittelpunkt der dem Fürsten Metternich gehörigen Herrschaft Königswart. Die Einwohner, nach der Aufnahme von 1880: 2112 an der Zahl, nähren sich zumeist von Landwirthschaft und Viehzucht. Ehedem wurde in dem nahegelegenen Kaiserwalde Bergbau auf Zinn betrieben. Eine früher zahlreiche Judengemeinde ist in neuerer Zeit in starkem Abnehmen begriffen. Der Ort verdankt seinen Ursprung einer schon zum J. 972 genannten Grenzburg und Zollstätte „Kunigswartha". Im 14. Jahrh. erscheint Herr Pflug, im 15. Jahrh. die Herren von Plauen als Besitzer von Königswart. Im 16. Jahrh. folgen die Herren Pflug von Rabenstein, die Herren von Schwamberg und die Herren von Zedwitz. Im J. 1622 wurde die Herrschaft vom Fiscus eingezogen und von demselben im J. 1630 an die Freiherren von Metternich-Winneburg verkauft.

Königswart wird dermalen hauptsächlich wegen seines interessanten Museums und wegen seiner Heilquellen aufgesucht. Das Museum befindet sich im Schlosse, das in seiner gegenwärtigen Bauform vom Staatskanzler Fürsten Metternich im J. 1859 hergestellt wurde. Dem Kanzler verdanken auch die reichhaltigen Sammlungen des Museums ihre Aufstellung. Die naturhistorische Abtheilung enthält insbesondere mineralogische und paläontologische Seltenheiten. Es schließen sich eine höchst werthvolle Münz- und Pretiosensammlung und eine historisch-ethnographische Abtheilung an. Zahlreiche Gegenstände der letztern sind zugleich interessante Erinnerungen aus dem Leben des Kanzlers, so das in seinem ursprünglichen Zustande erhaltene Arbeitsbureau desselben, der Congreßtisch vom J. 1814, die Stola Metternich, verschiedene Souvenirs von Maria Theresia, Franz I., Ludwig XVI., Napoleon I., dem Herzoge von Reichstadt, Lord Byron u. s. w. In der gutgeordneten Bibliothek, welche 30,000 Bände (darunter Handschriften und Incunabeln) zählt, verdienen besonders die politischen Werke, Broschüren, Zeit- und Flugschriften aus der Zeit der ministeriellen Thätigkeit des Kanzlers, die selten so complet gefunden werden dürften, volle Aufmerksamkeit. Die Bibliothek enthält überdies eine reiche Kupferstichsammlung und eine Collection außer Curs gesetzter Papiermünzscheine verschiedener Staaten. In der Schloßkapelle ist der Altar, ein Geschenk Papst Gregor's XVI., sehenswerth, im großen schön gehaltenen Parke befindet sich ein ansehnliches vom Staatskanzler gesetztes Kaiser-Franzensmonument.

Knapp am Fuße des königswarter Gebirges auf einem kleinen Plateau, etwa eine Viertelstunde von der Stadt entfernt, liegt der Curort Königswart in reizender Umgebung und mit herrlicher Aussicht auf den Böhmerwald und das Fichtelgebirge. Der Ort erhebt sich 2154 Fuß über der Nordsee, ist gegen Norden vollständig durch das Gebirge geschützt und von den herrlichsten Waldpartien umgeben. Die ungewöhnlich reine, sauerstoffreiche Luft, die prächtigen Spaziergänge in den großen Waldungen, die bequemen Wohnungen in den villenartigen Logirhäusern und die gute Verpflegung in den Hotels qualificiren an sich den Curort zu einem die Athmungswerkzeuge und das Nervensystem wohlthätig beeinflussenden Sommeraufenthalte. Die Heilquellen, welche wol seit altersher bekannt waren, wurden erst im J. 1822 auf Veranlassung des Kanzlers Metternich einer rationellen Benutzung zugänglich gemacht. Berzelius, der im J. 1823 eine Analyse der Wässer vornahm, und noch mehr Löschner

(Broschüre von 1865) machten auf die medicinische Bedeutung der Quellen aufmerksam. Fünf derselben, die Victorsquelle, die Eleonorenquelle, die Marienquelle, die Neuquelle und die Badequelle reihen unter die sogenannten Stahlquellen, während die Richardsquelle ein eisenfreier, äußerst kräftiger Säuerling ist. In ihrer qualitativen Zusammensetzung sind die königswarter Stahlquellen denen von Spaa und Schwalbach vollständig analog, unter den quantitativen Verschiedenheiten wollen wir nur hervorheben, daß die Victorsquelle an kohlensaurem Eisenoxydul den schwalbacher Stahlbrunnen um beinahe 0,2 und den Pouchon um fast 0,3 übertrifft. Neuere Analysen ergaben folgende Resultate:

In 10,000 Theilen Wasser sind enthalten:

Bestandtheile	Victorsquelle	Eleonorenquelle	Marienquelle	Neuquelle	Badequelle	Richardsquelle
Schwefelsaures Kali	0,0529	0,0697	0,0743	0,1031	0,0649	0,0298
Schwefelsaures Natron	—	—	0,0458	—	—	—
Chlorkalium	0,0272	0,0353	—	0,0100	0,0440	0,0055
Chlornatrium	0,0175	0,0295	0,0545	0,0323	0,0106	0,0445
Kohlensaures Natron	0,4558	0,4823	0,1970	0,3433	0,6432	0,1890
Kohlensaurer Kalk	3,2833	3,5910	3,6824	3,6496	2,2796	0,3720
Kohlensaure Magnesia	2,2833	2,6582	1,4708	1,7730	0,9438	0,1354
Kohlensaures Eisenoxydul	0,8542	0,7445	0,4748	0,5230	0,4510	—
Kohlensaures Manganoxydul	0,0421	0,0345	0,0208	0,0242	0,0150	—
Kieselsäure	0,4219	0,3958	0,3733	0,4434	0,4033	0,3067
Phosphorsaure Thonerde	S	p	u	r	e	n
Arsen	mi	ni	ma	le	Spu	ren
Summe der fixen Bestandtheile	7,2699	8,0308	6,3937	6,9009	4,8556	1,0829
Freie und halbgebundene Kohlensäure	24,9796	23,5839	26,1382	23,7170	12,1625	21,0849
Summe sämmtlicher Bestandtheile	32,2495	31,6147	32,5319	30,6179	17,0181	22,1678
Wirklich freie Kohlensäure	21,9792	19,7680	23,4790	20,7590	10,2220	20,7070
Kohlensäure in C. C.	11632	10423	12532	11026	5431	10936

Nach Löschner's Weisungen, die durch vielfache Erfahrungen ihre Bestätigung fanden, ist der Gebrauch der königswarter Stahlquellen indicirt bei Blutarmuth, Gicht, gewissen Krankheiten des Nervensystems, der Geschlechts- und Harnorgane, des Magens u. s. w. Seit 1860 wurden die Trink- und Badeanstalten wesentlich verbessert. Die Frequenz steigerte sich seither alljährlich und beträgt dieselbe in den letzten Jahren zwischen 400 und 500 Personen.

Vgl. Löschner's Broschüre (1865). — Dr. Kohn, „Der Kurort Königswart" 1873 und Dr. Urban „Zur Geschichte der Stadt und Herrschaft Königswart", (Mittheil. des Vereins für Gesch. der Deutschen in Böhmen, Jahrg. 1881). *(L. Schlesinger.)*

KÖNIGSWASSER (Salpetersalzsäure). Bei Vermischung von 1 Theil concentrirter Salpetersäure mit 2—4 Theilen concentrirter Salzsäure, oder auch beim Auflösen von Salmiak oder Kochsalz in concentrirter Salpetersäure erhält man eine dunkelgelbe Flüssigkeit, die nach einiger Zeit rothbraune Färbung und eigenthümlichen Geruch annimmt. Schon in Geber's Schrift „De inventione veritatis" findet sich die Bereitung dieser Mischung angegeben. Dieselbe wurde von Basilius Valentinus zuerst Königswasser (Aqua regia, Aqua regis) genannt, weil sie das Gold, den König der Metalle, auflöst, was weder Salpetersäure noch Salzsäure für sich allein thut. Basilius gibt in seinem letzten Testamente die Bereitung des Königswassers folgendermaßen an: „Nimm ein gut aquam Regis, durch Sal armoniac gemacht, ein Pfund, verstehe, daß du nehmest ein Pfund gut stark Scheidewasser und solvirst darin 8 Loth Salmiak, so bekommst du ein stark aquam regis". Auch bemerkt er, daß ein Königswasser von stärkerer Kraft erhalten werde durch Mischung von Salzsäure und Salpetersäure. Das wirksame Agens im Königswasser ist das beim Erwärmen auftretende freie Chlor. Neben Chlor bildet sich durch die Wechselwirkung der beiden Säuren aber auch ein gelbes Gas, Nitrosylchlorid NOCl, welches als das Chlorid der salpetrigen Säure anzusprechen ist. E. Davy wies zuerst die Bildung dieses Gases durch Erwärmen von Kochsalz mit concentrirter Salpetersäure nach. Später bestätigten die Untersuchungen von Baudrimont und Gay-Lussac diese Angaben. Das Nitrosylchlorid gibt seinen Chlorgehalt leicht ab. Die Wirkungsweise des Königswassers läßt sich durch folgende Gleichung interpretiren:

$$HNO_3 + 3HCl = 2H_2O + NOCl + Cl_2.$$

Nach Liebig wird Chlor aus der Mischung von

Salpeter- und Salzsäure nur so lange entwickelt, bis die Flüssigkeit mit diesem Gase gesättigt ist. Bringt man aber ein Metall in dieselbe, so wird nicht nur das freie Chlor gebunden, sondern auch dem Nitrosylchlorid sein Chlor entzogen, z. B.

$$2HNO_3 + 6HCl + 3Cu = 3CuCl_2 + 2No + 4H_2O,$$

und weitere Mengen Chlor können nun frei werden. Mit Ausnahme des Chroms, des Tantals, des geglühten Titans und Osmiums werden vom Königswasser sämmtliche Metalle (Osmium und Iridium jedoch nur in Verbindung mit Platin) gelöst, wobei dieselben in Chloride übergehen. Früher benutzte man das Königswasser hauptsächlich zum Scheiden von Gold und Silber.

(P. Bässler.)

KÖNIGSWINTER ist ein preußisches Städtchen in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Köln, Siegkreis, 9 Kilom. von Bonn, 38 Kilom. von Deutz, rechts am Rhein und am Fuße des Siebengebirges, in 55 Met. Höhe schön gelegen. Die (1880) 2809 Bewohner, von denen 1290 männlichen und 1526 weiblichen Geschlechts sind, führen in 467 Wohnhäusern 637 Haushaltungen. Im J. 1871 waren unter der katholischen Bevölkerung 152 Evangelische und 27 Juden; 4 Blinde, 8 Blödsinnige; 97 konnten weder lesen noch schreiben. Zur Stadt gehören 853 Hekt. Land, wovon 143 Hekt. Acker, 546 Hekt. Holz, 76 Hekt. Gärten u. s. w. sind. Der Ort hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Volksbank, Friedensgericht, Gasanstalt; die Bewohner treiben Weinbau, Schiffahrt, arbeiten in Steinbrüchen und Eisensteingruben. Es ist Geburtsort des Dichters Müller von Königswinter. Gegenüber liegt die Mehlemer Aue mit hübschen Parkanlagen der Villa Deichmann. — Von hier, oder von Honnef, unternehmen die Reisenden ihre Ausflüge ins Siebengebirge, namentlich zu der 277 Met. über dem Rheine (325 Met. über dem Meere) gelegenen Burg Drachenfels; zum 334 Met. hohen Petersberge; zu den Ruinen der Cistercienser-Abtei Heisterbach und dem 288 Met. hohen trachytischen Stenzelberge; über den Ofenkeuler Steinbruch zu dem 464 Met. (absol. Höhe) hohen Großen Oelberge; zu der 459 Met. hohen Löwenburg mit Ruinen und der Wolkenburg; der 106 Met. (relativ) hohen Ruine Rolandseck und Insel und Kloster Nonnenwerth u. s. w. *(G. A. von Klöden.)*

KÖNIGSWUSTERHAUSEN heißt ein preußischer Flecken in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, an der Notte und unweit der Dahme, 28 Kilom. von Berlin. Die Bewohner (1880) 1396, von denen 651 männlichen und 745 weiblichen Geschlechts waren, wohnen in 111 Häusern und führen 303 Haushaltungen; 173 konnten nicht lesen und schreiben. — Aus einem alten wendischen Oertchen Wustrow oder Wustrav (im Polnischen Ostrow, d. i. Insel, von Wasser umgebenes Land) wurde eine markgräfliche Burg; diese blieb bis 1370 markgräflich; 1375 kamen die Schlieben in Besitz, 1475 kauften es die Schenken von Landsberg, die Besitzer von Teupitz; 1683 kam es in Besitz des Kurprinzen Friedrich, später an Friedrich I.; dieser schenkte es 1698 seinem Sohne, dem späteren Friedrich Wilhelm I. Er liebte den Ort, den er fast ganz selbst geschaffen und Königswusterhausen benannt hat; alljährlich verlebte er hier zwei Herbstmonate und feierte am 3. Nov. das Hubertusfest und am 11. Sept. den Tag von Malplaquet. Hier theilte der früh alternde König, wenn Gicht und Podagra das Jagen verboten, seine Zeit zwischen Rauchen und Malen. Eine steinerne Erhöhung auf dem Hofe pflegte er des Abends zum Tabackrauchen als Platz zu erwählen. *(G. A. von Klöden.)*

KÖNIG-WILHELMS-LAND bildet den zwischen 74° und 77° nördl. Br. gelegenen nördlichsten bisher bekannten Theil der Küste Ost-Grönlands und wurde 1870 von der zweiten Deutschen Nordpolar-Expedition unter Führung des Kapitäns Koldewey (1869 und 1870) entdeckt. Für die nördlichen Theile der Küste beruhen unsere Kenntnisse nur auf den Beobachtungen während einer vom 24. März bis 27. April 1870 von der an der Sabine-Insel überwinternden „Germania" aus unternommenen und zumeist dicht an der Küste entlang bis zu einer etwa 350 Met. hohen Bergspitze unter 77° 1′ nördl. Br. und 18° 50′ westl. L. von Greenwich führenden Schlittenreise. Etwas eingehender sind wir über die südlichen, gegen den Franz-Josephs-Fjord hin gelegenen Partien orientirt, welche auch bereits früher von europäischen Reisenden (1823 von Clavering) berührt wurden. Die Küste besitzt im allgemeinen eine nordsüdliche Erstreckung und stellt ein vorherrschend aus altkrystallinischen Gesteinsarten zusammengesetztes Massiv dar, welches durch weit landeinwärtsreichende Fjorde, wie den Tiroler-Fjord, Ardencaple-Inlet, Bessel-Bai, Roonbai- und Dove-Bai reich gegliedert erscheint, zumal derselben eine Anzahl größerer und kleinerer Inseln, nämlich die Clavering-Insel im Süden und weiter nach Norden die Sabine-, Pendulum-, Kuhn-, Shannon-Insel und die drei Koldewey-Inseln vorgelagert sind, denen sich von der Hauptküste her mehrere weit vorspringende Caps entgegenstrecken.

Die Küste steigt fast überall in felsigen Steilwänden unvermittelt aus dem den größten Theil des Jahres hindurch von festen Eismassen bedeckten und von einer kalten Polarströmung durchzogenen Meere auf. Soweit die geologische Beschaffenheit derselben bekannt geworden ist, bilden altkrystallinische Gesteine, verschiedene Gneisarten, Granitgneis, gneisartige Glimmerschiefer, Hornblendegneis, daneben untergeordnet Granite und (zwischen Bessel-Bai und Cap Seebach) ein großkörniger Granitit das Grundgebirge des Festlandes, während dieselben auf den vorliegenden Inseln nur stellenweise, wie auf dem nördlichen Theile der Shannon-Insel, zu Tage treten, vielmehr zumeist von mesozoischen und känozoischen Formationen und vulkanischen Bildungen bedeckt sind. Zu diesen gehören zunächst Schichten von kalkreichen Mergeln und grobkörnigen Quarzsandsteinen und Muschelbreccien mit eingelagerten Kohlenflötzen, alle nach den in ihnen gefundenen Versteinerungen der Juraformation und zum Theil der Rhätischen Stufe angehörig. Miocänen Alters und zwar zum Theil gleichalterig mit den miocänen Bildungen Westgrönlands, Islands und Spitzbergens sind

schieferige Schichten quarzreicher Sandsteine sowie schwarzbraune Schieferthone von der Sabine-Insel, beide zahlreiche fossile Pflanzen, wie Taxodium, Populus, Diospyros umschließend. Gelblich gefärbte, feinkörnige Sandsteine miocänen Alters bilden das „Hochstetter-Vorland“, ein niederes, 100—150 Met. hohes Vorland am Fuße einer höheren aus krystallinischen Gesteinen bestehenden Gebirgskette. Ein besonders charakteristisches Gepräge aber erhalten die Gebirgsmassen und Inseln des König-Wilhelms-Landes durch das Auftreten vulkanischer Gesteine und zwar sowol von Doleriten, Anamesiten, schlackigen Basalten, wie von tuffartigen Basalt-Mandelsteinen, Tuffen und Conglomeraten. Die Lagerungsweise dieser Gesteine steht im engsten Zusammenhange mit der Oberflächengestaltung des Landes. Sie treten vorherrschend in mächtigen deckenförmigen Massen mit plateauförmiger Ausbreitung auf, welche nur selten von höheren basaltischen Kegelbergen (Hasen- und Germaniaberg auf der Sabine-Insel) und isolirt stehenden Basaltpyramiden (Kronenberg auf derselben Insel) überragt werden. Die Basaltplateaus zeigen scharfrandige schroffe Abstürze und tiefe, steilumrandete und vielfach verzweigte Thaleinschnitte. Die Abhänge der Plateaus bilden nicht selten terrassenförmig aufeinanderfolgende und durch Schutthalden voneinander getrennte Gesimse. Den mächtigsten Basaltstock bildet der am Ausgange des Tiroler-Fjords gelegene und von Radialthälern vielfach durchfurchte Sattelberg, an dessen Nordrande das großartige Alpenthal „Königin-Augusta-Thal“ sich dem Meere zusenkt. An vielen Orten sind die vorherrschend polyedrisch, vielfach auch säulenförmig abgesonderten Basaltdecken von Basaltgängen durchsetzt, welche zerrissenen Mauern gleichend über die allgemeine Oberfläche emporragen. Einen mannichfaltigeren Charakter erhält die Gebirgslandschaft weiter landeinwärts im Gebiete der krystallinischen Gesteinsmassen, wo sich Bergspitzen und Kämme in grotesken Formen bis auf 2000 Met. und darüber erheben. Ueberall erstrecken sich aus den Thälern und von den flacheren Felsabhängen mächtige, oft meilenbreite, wildzerrissene Gletschercascaden von den Eis- und Schneefeldern des Innern heraus und erfüllen die innern Partien der Fjorde. Eisberge ungeheurer Größe werden an der Küste entlang getrieben und durchschwärmen die weiten Meeresbuchten. Gewaltige erratische Blöcke, welche die oft glatt polirten, geritzten und geschrammten Felsgehänge der Berge bis zu deren Gipfel hinauf vielfach bedecken, lassen auf eine dereinst noch gewaltigere Vergletscherung dieser Gebiete schließen. Spuren einer allmählichen Hebung des Landes glaubt Payer in oft parallel verlaufenden Terrassenabstufungen, welche er für einstige Strandlinien hält, erkennen zu dürfen, eine Ansicht, die indessen bei dem häufig vertretenen terrassenförmigen Aufbau der Küsten noch sehr der Bestätigung bedarf.

Die mit außerordentlicher Sorgfalt von der Polarexpedition während des Zeitraums vom August 1869 bis zum Juli 1870 auf der Sabine-Insel angestellten meteorologischen Beobachtungen zeigen bezüglich der Winde, daß diese Theile Ostgrönlands mehr noch als andere arktische Gebiete von rein nördlichen Luftströmungen beherrscht werden. Vom September bis April weht der Nordwind fast ausschließlich und nur in den Monaten Mai bis Juli ist der Wind mehr von Süden und Osten, während im August fast reiner West herrscht. Im Sommer und in der Mitte des Winters sind außerdem Windstillen außerordentlich häufig. Die mittlere Jahrestemperatur wurde für den genannten Zeitraum zu —9,34° C. gefunden. Der kälteste Monat war der Januar mit —19,3°, doch weichen Februar und März nur sehr wenig von diesem Monate ab und es fiel auch die niedrigste beobachtete Temperatur von —32,2° auf den 21. Febr. Der wärmste Monat ist der Juli mit +3,04° und die höchste Temperatur +10,5°, welche am 1. Juli nachmittags beobachtet wurde. Außer Juli zeigen auch Juni und August Mitteltemperaturen über 0°. Plötzliche Temperaturwechsel sind infolge entgegengesetzter Luftströmungen im Winter nicht selten. Im Sommer dagegen, wo die Sonne beständig über dem Horizonte weilt, wo die Luft im allgemeinen ruhiger und still ist, sind auch die Schwankungen der Temperatur verhältnißmäßig nur gering.

Die in den Wintermonaten fallenden Schneemassen bedecken den Boden keineswegs gleichmäßig und überall, sondern sie sammeln sich, getrieben und aufgewirbelt von den den Schneefall fast stets begleitenden Nordstürmen, der Hauptsache nach nur in größeren und kleineren Schneewehen an, die durch die locale Bodengestaltung bedingt werden. Steile Gehänge und selbst offene Flächen bleiben fast den ganzen Winter von Schnee entblößt, während sich das übrige Land mit einer 1—3 zölligen Schneedecke überkleidet. Unter der Einwirkung der dann nicht mehr unterbrochenen sommerlichen Bestrahlung und begünstigt durch die meist klare und trockene Luft erwärmt sich bereits im April der Boden, der Schnee schmilzt hinweg, der Boden thaut bis auf 0,3—0,5 Met. Tiefe auf und läßt nun eine für diese arktischen Gegenden überraschend reichhaltige und üppige Vegetation gedeihen, die, im Winter durch die Schneedecke geschützt, in dem wenn auch nur kurzen Sommer alljährlich zur Blüte und Frucht reift.

Das von der Expedition und zwar größtentheils von dem Botaniker derselben Dr. Pansch gesammelte Material vertheilt sich auf 89 Arten von Gefäßpflanzen, 71 Arten von Laubmoosen, 52 Flechtenarten, 29 Algen und eine Anzahl Pilze.

Nach den Schilderungen Dr. Pansch's ziehen sich große grüne Flächen, auf denen Heerden von Renthieren und Ochsen weiden, vom Fuße der Berge bis über 300 Met. hoch hinauf; dichter Rasen, geziert mit den gelben Blumen des Löwenzahns und überragt von 0,5 Met. hohen Halmen bedeckt den Boden auf ausgedehnte Strecken. Neben der Andromeda stellt sich auf moorigen Strecken die Heidelbeere ein. In feuchten Klüften der Felsen gedeiht das Farnkraut und der Ampfer; an sonnigen Halden blüht die Campanula und die immergrüne Pyrola, im Stein- und Schuttgerölle der Bäche das Epilobium, zwischen den ödesten Felsen das Polemonium. Niedriges, aber kräftiges Birkengestrüpp mit Blüten

und Früchten bedeckt die Berggehänge, daneben Heidelbeerbüsche mit reifen, süßen Früchten, sowie hier und da ein Rhododendron. Auf den Gipfeln der niedrigern Berge finden sich Saxifragä, die Silene, Dryas und andere Gewächse und selbst auf einem über 2000 Met. aufragenden Berggipfel wachsen neben Flechten dicke Polster eines mehrere Zoll langen Mooses.

Dem Reichthume des Pflanzenlebens entspricht eine verhältnißmäßig reiche Thierwelt. Große Heerden von Renthieren und Moschusochsen bevölkern die Weideflächen des Sommers, während sie im Winter unter der dünnen Schneedecke ihre Nahrung finden. Dazu kommen Polarhasen und Lemminge und von fleischfressenden Thieren: Eisbären, Füchse und das Hermelin. Von Vögeln wurden namentlich beobachtet Gänse, Schneehühner, Schneeammer, Regenpfeifer und Strandläufer, dazu Eule und Falke, sowie am Strande besonders Möven, Eidergänse, Taucher und Seeschwalben. Weit reicheres Leben aber entwickelt sich in dem mit einer kalten Polarströmung die Küste begleitenden Meere, das neben zahllosen niedern Thieren und Fischen Scharen von Seehunden, Walrossen und Walthieren beherbergt.

Menschen wurden in König-Wilhelms-Land von der deutschen Polarexpedition nicht angetroffen. Noch im J. 1823 war Clavering auf der nach ihm benannten Insel am Ausgange des Tiroler-Fjords auf eine Eskimo-Niederlassung mit 12 Eingeborenen gestoßen. Auch diese war inzwischen längst verlassen und verfallen. Reste alter Niederlassungen von Eskimos, sowie Gräber mit verschiedenartigen Geräthschaften und Werkzeugen als Todtenbeigaben fanden sich außerdem auf der Sabine- und der Pendulum-Insel, sowie am Cap Borlase-Warren (vgl. „Die 2. Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapt. K. Koldewey", 3 Bde., Leipzig 1874). *(Rudolf Credner.)*

KONIN, Kreisstadt im russisch-polnischen Gouvernement Kalisch, unter dem 52° 13′ nördl. Br. und 35° 55′ östl. L., an der Warta, 53 Kilom. im Norden von Kalisch, hat drei Kirchen, eine Kreis- und eine Pfarrschule, ein jüdisches Gebethaus, ein Hospital, eine Leinwand-, Tuch-, Strumpf- und Handschuhfabrik und 8008 Einwohner. Der Kreis Konin zeichnet sich durch seinen fruchtbaren Weizenboden aus. *(A. von Wald.)*

KONINCK (David de), Thier- und Blumenmaler, geboren 1636 zu Antwerpen. Er war ein Schüler des Jan Fyt und malte lebende und todte Thiere, Blumen und Früchte. Seine Bilder waren sehr fleißig ausgeführt und wurden sehr gesucht und gut bezahlt. Der Künstler wurde indessen seinem Vaterlande untreu, bereiste 1668 Deutschland, Frankreich, Italien und setzte sich in Rom fest, wo er sich, wie alle seine Landsleute, in den Künstlerverein, „Bent" genannt, aufnehmen ließ und hier den Bentnamen Rommelaar erhielt. In dieser Zeit wurde der Verein von einigen Malern, die er zurückgewiesen hatte, beim Inquisitor verdächtigt, daß es sich hier um ketzerische Zusammenkünfte handle, daß man die Glieder durch eine Wiedertaufe aufnehme. Diener der Inquisition hoben also das Nest aus und Koninck war einer der Gefangenen. Als er gefragt wurde, wie er heiße, übersetzte er seinen Namen ins Italienische: il Re Davide. Die Häscher glaubten nun den König der Bande zu haben und sagten: Ja, Euch insbesondere mußten wir haben. Am nächsten Tage klärte sich natürlich die Sache auf. Weitere Nachrichten fehlen. Der Künstler starb 1687 in Rom. (S. Houbraken, Immerzeel.) *(J. E. Wessely.)*

KONINCK (Salomon; zuweilen auch Koning geschrieben), niederländischer Maler, geboren zu Amsterdam 1609. Sein Vater Peter war brabantischer Abkunft, aus Antwerpen gebürtig, wo er als Juwelier lebte, und später nach Amsterdam ausgewandert. Da sein Sohn frühzeitig Neigung zur Kunst zeigte, so gab ihn der Vater zu David Kolyn in die Lehre. Später arbeitete er bei Nikolas Moyaert. Im J. 1630 wurde er in die Malergilde zu Amsterdam aufgenommen. Houbraken rühmt von ihm, daß er ein guter Porträtmaler war, aber mehr natürliche Anlagen zu historischen Darstellungen besaß. Von seinen Gemälden letzterer Gattung werden gerühmt: David und Bathseba, für einen van Ludick gemalt, später vom portugiesischen Gesandten erworben; Tarquin und Lucretia; Salomon, der den Götzen opfert; Judas, der die 30 Silberlinge zu den Füßen des Hohenpriesters hinwirft. Das berliner Museum besitzt eine Berufung des Matthäus zum Apostelamt; einen Krösus, der dem Solon seine Schätze zeigt. Den Matthäus dürfte er durch seines Lehrers Moyaert Bild mit gleichem Inhalte angeregt gemalt haben. Moyaert's Bild, ein Hauptwerk des Meisters, befindet sich im Museum zu Braunschweig; dieses besitzt auch von unserm Künstler das Kniestück eines Gelehrten am Arbeitstische in einem offenen Folianten studirend, in mehr als Lebensgröße, trefflich gemalt, groß aufgefaßt, mit brillanter Farbe. Dieses Bild ist von 1649 und der Künstler schrieb seinen Namen darauf: S. Koninck. In Berlin ist das Bild eines Rabbiners. Für den König von Dänemark soll er auch einige Bilder gemalt haben, doch werden diese nicht näher bezeichnet. Der Künstler wußte auch trefflich die Radirnadel zu führen und wir besitzen von ihm einige Blätter, die sehr geschätzt werden. Er suchte in diesen Arbeiten die Radirweise Rembrandt's nachzuahmen und dieses Bestreben glückte ihm auch. Seine Blätter stellen meist Brustbilder von Greisen oder Orientalen vor. Auf einer Landschaft steht die Jahreszahl 1663. Bald danach scheint der Künstler gestorben zu sein. Für das J. 1668, das zuweilen als sein Sterbejahr angegeben wird, finden sich keine beglaubigten Angaben.

Koninck (auch Koningh, Philipp) Maler, wahrscheinlich ein Bruder des Vorigen, geboren am 5. Nov. 1619 zu Amsterdam, gestorben 1689 ebenda. Er war ein talentvoller Schüler Rembrandt's, dessen Manier er glücklich nachzuahmen verstand. Er malte Bildnisse, Historien und Landschaften. Das Museum im Haag besitzt eine Landschaft von seiner Hand, ebenso Amsterdam (einen Eingang in den Wald). Von andern Künstlern ließ er sich zuweilen in seine Landschaftsbilder die figür-

liche Staffage malen. Viele seiner Bilder sollen in der Folge für Originale Rembrandt's genommen worden sein. Den Joost van Vondel porträtirte er zweimal, 1656 und 1662. Seine Zeichnungen werden sehr geschätzt und stehen hoch im Preise. Das Porträt in den Uffizien, das Pazzi als das des Peter Koninck gestochen hat, dürfte unsern Künstler vorstellen (s. Houbraken, Immerzeel, Kramm). *(J. E. Wessely.)*

KONITZ (in Westpreußen), in alten Zeiten Choinicia, Chonecia, ist ein preußisches Städtchen in der Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Konitz, in der Ebene 90 Kilom. von Marienwerder, 329 Kilom. (44,5 geogr. Meilen) von Berlin, in 156 Met. Höhe gelegen. Die (1880) 8046 Bewohner, von denen 4490 männlichen und 3556 weiblichen Geschlechts sind, führen in 541 Häusern (10 haben andere Bestimmung) 1818 Haushaltungen. Im J. 1871 zählte man 3901 Evangelische, 2764 Katholiken und 497 Juden; 3 Blinde, 9 Taubstumme und 7 Blödsinnige; 1128, die nicht lesen und nicht schreiben konnten. — Zur Stadt gehören 3302 Hekt. Land, wovon 2442 Hekt. Acker und 388 Hekt. Holz sind. Sie hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Kreisamt, Kreis- und Schwurgericht, Bankagentur und Volksbank, seit 1815 ein königl. Gymnasium (das frühere Jesuitencollegium, 1620—1773). Die katholische Pfarrkirche ist 1205 erbaut. Es ist Knotenpunkt für die von Wangerin über Tempelburg und Neustettin kommende Pommersche Centralbahn. — Die Stadt ist lange vor 1205 vom Herzoge Sambor I. angelegt und kam 1309 an den Orden, von welchem sie zu einem wichtigen Waffenplatze umgeschaffen wurde. Am 17. Sept. 1454 fand hier ein glänzender Sieg des Ordensheeres über König Kasimir III. von Polen statt. Um 1800 hatte die Stadt wichtigen Tuchhandel nach Osten.

Der Kreis Konitz, 25,47 geogr. □Meilen oder 1409 □Kilom. mit (1880) 46,131 Bewohnern, im Westen der Tucheler Heide gelegen, war einer der größten Kreise, jetzt mit 1070 Bewohnern auf 1 □Meile, seitdem der Kreis Tuchel davon getrennt worden ist. Sein größtes Gewässer ist die Brahe, welche an seiner westlichen Seite den ansehnlichen Müskendorfer- oder Zochumsee durchfließt, nächst ihr das Schwarzwasser; an der Nordgrenze liegen der Summiner- und Pepliner- und der Wdzydzesee. — In der Stadt, den 72 Landgemeinden und 49 Gutsbezirken wohnen 23,720 Personen männlichen und 24,966 weiblichen Geschlechts, welche in 4976 Häusern (23 haben andere Bestimmung) 9122 Haushaltungen führen. Im J. 1871 zählte man 15,601 Evangelische, 5302 Katholiken und 2193 Juden; 55 Blinde, 188 Taubstumme, 107 Blödsinnige; 23,392 konnten weder lesen noch schreiben; 32,686 Deutsche und 35,295 Polen.

Die der Abstammung nach verschiedenen Bewohner des Kreises finden sich folgendermaßen vertheilt: 1) Kassubien wird gebildet durch denjenigen Landstrich, welcher von der westlichen nach der östlichen Landgrenze hin nördlich von Schworingatz, Menczikal, Rittel und der Berliner-Königsberger-Chaussee liegt, die genannten Ortschaften mit eingerechnet. 2) Der von den Hochpolen bewohnte Theil wird von Tuchel und der nächsten Umgebung gebildet. Neben diesen bewohnen 3) die Borowiaken (von bor = Wald) den südöstlichen Theil, der hauptsächlich der (jetzt völlig sichern) Tucheler Heide angehört. 4) Die Deutschen haben den Theil des Kreises inne, welcher begrenzt wird im Westen vom schlochauer Kreise, im Süden vom bromberger, innerhalb des Kreises aber von den Ortschaften Pillamühle, Zarczecz oder Karlsbraa, Wodziwodda, Rentz, Sehlen, Jehlenz, Camnitz und Peust, einschließlich dieser Ortschaften. Im Süden von Konitz bewohnen einen sehr fruchtbaren Landstrich die Ortschaften Frankenhagen, Granau, Petztin, Osterwik, Lichnau, Schlegenthin, Deutsch-Cekzin und Abrun, die (deutschen) Kohschneider oder Kuhschneider oder Koschnewer. Es soll im 15. Jahrh. ein tucheler Capitaneus namens Kochschneider aus Westfalen deutsche Familien aus Westfalen zur Uebersiedelung nach diesem Landstriche bewogen haben, die sich dann Kochschneider'sche Einwanderer nannten. Die Bewohner des Kreises sprechen zum Theil deutsch, zum Theil polnisch. Unter den polnisch Redenden sind die Kassuben besonders zu nennen; ihre Sprache ist nicht polnisch im eigentlichen Sinne, sondern ein slawischer Dialekt, der den letzten Rest des einst in einem großen Theile Norddeutschlands ansässigen Slawenthums, der sogenannten Polaken bildet, und sich in sehr wesentlichen Punkten vom Polnischen unterscheidet, übrigens immer mehr vom eigentlich Polnischen und vom Deutschen verdrängt wird. Im J. 1867 sprachen 48,1 Proc. deutsch und 51,9 Proc. polnisch und kassubisch; 32,686 in 5855 Familien deutsch, 35,295 in 7020 Familien polnisch und kassubisch, auf letzteres kommt etwa die Hälfte, wie auf polnisch die Hälfte.

In dem (ehemaligen) Konitz-Tuchel-Kreise sind von der Fläche: 6,5 Proc. Lehm- und Thonboden, 34,7 Proc. lehmiger Sand, 47,7 Proc. Sand, 6,6 Proc. Moorboden, 4,5 Proc. Wasserfläche. — 38,1 Proc. sind Acker, 5., 6., 8., 4., 7. Klasse; 31,1 Proc. Holzungen, 18 Proc. Weiden, 5,3 Proc. Wiesen. Im J. 1865 zählte man 7333 Pferde, (zur Zucht 40 Hengste und 241 Stuten), 22,263 Rinder (11,242 Kühe, 266 Bullen), 122,892 Schafe, (60,951 Merinos), 8999 Schweine, 521 Ziegen. — Die staatlichen 9059 Morgen Domänen ergaben 2126 Thlr., die 160,590 Morgen Forsten 14,612 Thlr.; die städtischen 2281 Morgen Land 379 Thlr.; die ländlichen 4703 Morgen 482 Thlr.; die kirchlichen 7887 Morgen 5186 Thlr.; die 552 Morgen der Schulen 449 Thlr. Die 867,774 Morgen aller ertragfähigen Liegenschaften 406,480 Thlr. *(G. A. von Klöden.)*

KONITZ, ein Marktflecken in Mähren, westlich von Olmütz am Jesenkabache in einer Meereshöhe von 413 Met., 49° 35′ 30″ nördl. Br. und 34° 34′ östlich von Ferro gelegen, hat 2291 Einwohner mit böhmischer und deutscher Umgangssprache, ist der Sitz eines Bezirksgerichts und gehört zur Bezirkshauptmannschaft Littaw. Die Viehmärkte daselbst sind von Bedeutung. Von den Gebäuden des Orts ragen hervor das Schloß und die Kirche. Letztere wurde 1703 erbaut. Konitz war bereits um 1350 ein Markt, der Pfarre daselbst geschieht bereits

im J. 1379 Erwähnung. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Konitz von den Schweden zu leiden.

(Ferd. Grassauer.)

KÖNITZ, Marktflecken im Landrathsamte Rudolstadt des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt, in enger Thalschlucht, zum Theil an der Berglehne gebaut, Station der Gera-Eichichter Bahn (in 30 Minuten Entfernung vom Orte), Post- und Telegraphenamt; zählte 1880: 780 Einwohner, darunter 776 Evangelische, 4 Katholiken (im J. 1875: 722 Einwohner). Der Ort hat ein fürstliches Bergamt und es wird monatlich ein Gerichtstag durch das Amtsgericht Leutenberg abgehalten. Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft. Daneben wird Bergbau auf Eisenstein mit einer Belegschaft von etwa 60 Mann betrieben. Absatz zum Theil nach Borsig-Werk in Schlesien, zum Theil nach Zwickau. Außerdem Schwerspatgruben mit Absatz nach Sachsen und Böhmen. Wasserleitung durch einen Stollen. In der Nähe zwei ansehnliche Teiche. Die Kirche ist 1691—95 aufgeführt, auf dem Thurme eine ältere, dem heiligen Pantaleon geweihte Glocke. Auf einem schroff abfallenden Zechsteinfelsen erhebt sich malerisch das weitläufige, unregelmäßig gebaute fürstliche Schloß, dessen ältester Theil aus der Sorbenzeit stammt, während der neuere Theil in der Mitte des 16. Jahrh. erbaut ist. Es zeichnet sich durch gewaltige Mauern, steile Giebel, zerstreute Fenster und zierliche Söller aus. Das Innere enthält interessante Räumlichkeiten mit alterthümlichem Hausgeräthe. In einem Seitenflügel hat das Bergamt seinen Sitz.

(A. Schroot.)

KONJITZA, ein Städtchen oder richtiger ein Flecken der Herzegowina, des südlichen Nebenlandes von Bosnien, liegt am linken Ufer der obern Narenta (Neretwa), welche daselbst, noch in nordwestlicher Richtung, sich durch die felsigen Vorhöhen des 2113 Met. hohen Belaschtize und der Prenj Planina ihren Weg zum Meer sucht, und war unter türkischer Herrschaft der Vorort eines nach ihm benannten Kasa. Konjitza zählt 1500 Einwohner, welche dem griechisch-orthodoxen Glauben angehören und in ärmlichen Verhältnissen leben. Die Merkwürdigkeit von Konjitza ist eine massive, prächtige Steinbrücke, welche in fünf Bogen über die Narenta führt und im 10. Jahrh. unter dem dalmatinischen König Hwalimir erbaut worden sein soll. Durch diese Brücke steht Konjitza mit dem mohammedanischen Weiler Narenta (wie der Fluß auf slawisch Neretwa geheißen) in Verbindung. In der Nähe der Stadt sind Eisen- und Kohlengruben, welche ihr, wenn einmal Ordnung und Friede im Lande den Unternehmungsgeist geweckt haben werden, eine bedeutende industrielle Zukunft verheißen; bisjetzt werden diese Bodenreichthümer nur wenig beachtet.

An Konjitza knüpft sich ein folgenschweres Ereigniß in der bosnischen Geschichte. König Stjepan Twrtko I. hatte sich auf Seiten Serbiens an der verhängnißvollen Schlacht auf dem Amselfelde im J. 1389 betheiligt. Nach der Niederlage der Christen aber war es ihm gelungen, einen geordneten Rückzug auszuführen und eine so mächtige Stellung einzunehmen, daß die Osmanen Bosnien nicht anzugreifen wagten. Nichtsdestoweniger lastete der Schrecken des türkischen Namens auf den Großen des Landes, und um dauernd ihre Unabhängigkeit zu behaupten, suchten sie beim Papst und den katholischen Mächten Schutz. Bei einer national und streng confessionell gesinnten Partei im Lande aber erregte dies Liebäugeln mit dem Katholicismus großen Widerwillen; dieselbe sammelte sich um Stjepan Ostoja, den Herrn von Konjitza, welcher den Königstitel annahm und den zweiten Nachfolger des vorgenannten bosnischen Königs, Stjepan Twrtko II., aus dem Lande trieb. Türkische Hülfstruppen, von dem Verjagten herbeigerufen, gewannen ihm die Herrschaft wieder; da er aber päpstliche Legaten an seinem Hofe hielt, die ihn zu verkehrten und harten Maßregeln, namentlich zur Verfolgung der zahlreichen Bogomilen (Paulicianer) in seinen Landen zu bewegen wußten, so gestaltete sich seine Regierung für das Volk zu einer unheilvollen. Als ihm nach seinem im J. 1443 erfolgten Tode der Sohn seiner zur leidenschaftlichen Katholikin gewordenen, mit dem mächtigen Grafen Ulrich von Cilly verheiratheten Schwester Katharina, der gleichfalls katholische Graf Hermann von Cilly folgte, brach der Unwille des orthodoxen Volkes los; dem Grafen wurde die Anerkennung versagt und der Adel erhob den Sohn des vorerwähnten Stjepan Ostoja, Stjepan Tomasch Ostojić, auf den Thron. In der Vereinigung aller christlichen Bewohner des Landes, welches den Osmanen bereits tributpflichtig geworden war, die einzige Rettung gegen fernere Vergewaltigung sehend, suchte dieser König, obwol Bogomile, sich den Katholiken zu nähern, ließ sich dann zum Katholicismus bekehren und wurde von den Franciscanern an seinem Hofe zu weitgreifenden Beschlüssen gegen seine frühern Glaubensgenossen verleitet, deren 40,000 infolge dessen von Bosnien in das Land Humska (die Herzegowina) ausgewandert sein sollen. Wenige Jahre vorher, im J. 1440, hatte noch unter der Regierung Stjepan Twrtko's II. der Ban dieses Landes Stjepan Kosatscha sich der bosnischen Lehnshoheit entzogen und sich in die Vasallenschaft des deutschen Kaisers Friedrich III. begeben, welcher ihm den Titel Herzog von St.-Saba*) wegen des in seinem Gebiete befindlichen Klosters Miloschewo mit dem Grabe des serbischen Nationalheiligen Sawa verlieh. Nicht im Stande, diesen Fürsten durch Zwangsmittel zum Gehorsam zu bringen, berief König Stjepan Tomasch im J. 1446 nach seiner Residenz Konjitza einen allgemeinen Landtag, welcher nicht blos den Glaubenszwistigkeiten ein Ende machen, sondern namentlich auch den unbotmäßigen Vasallen gegenüber das königliche Ansehen zur Geltung bringen sollte. Obwol aber Stjepan Kosatscha selber mit seinem Sohne in der

*) Von diesem Herzogstitel, welcher gegen 40 Jahre bestand, blieb dem Lande der Name Herzegowina. Die Türken machten daraus einen Sandschak Hersek, welcher ostwärts so weit ausgedehnt wurde, daß jetzt das ganze Narentagebiet dazu gehört. Der frühere Name Humska oder Chlumska bedeutet die Provinz des Chlum (Culm), eigentlich Zahlumje, das Land jenseit des Chlum.

Versammlung erschienen war und sich an der Beschlußfassung betheiligt hatte, brachen doch gleich nachher überall Aufstände aus, zu denen einerseits die heimlich mit Kosatscha im Einvernehmen stehenden Türken und andererseits auch die Ungarn, welche ein Oberlehnsrecht über Bosnien zu haben behaupteten, die Unterthanen hetzten. Im J. 1457 wurde Tomasch von seinem natürlichen Sohne ermordet; im J. 1460 aber brach Mohammed II. in das Land, warf allen Widerstand zu Boden und machte der bosnischen Autonomie ein Ende. Die Herzegowina und Trebinje behielten noch 20 Jahre lang eigene tributpflichtige Fürsten und wurden dann ebenfalls dem osmanischen Reiche einverleibt. (*G. Rosen.*)

KÖNNERN (oder Cönnern) heißt eine preußische Stadt in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Saalkreis, 2 Kilom. von der Saale und 28 Kilom. von Halle in 94 Met. Höhe gelegen. Die 4157 Bewohner, von denen 2039 männlichen und 2118 weiblichen Geschlechts sind, führen in 566 Häusern 981 Haushaltungen. Im J. 1871 waren unter der evangelischen Bevölkerung 17 Katholiken und 25 Juden; 64 konnten weder lesen noch schreiben. Der Ort liegt im fruchtbarsten Theile des Kreises und besitzt 1701 Hekt. Land, von denen 1444 Hekt. ausgezeichneter Acker sind. Hier ist ein Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, Volksbank. Es besteht eine Rübenzucker-Fabrik, Kalk- und Ziegelbrennerei nebst Cementfabrik und ein Mühlsteinbruch. (*G. A. von Klöden.*)

KONOID bezeichnet in der alten Geometrie die Rotationsfläche, welche durch Umdrehung einer Parabel oder Hyperbel um ihre Axe erzeugt wird. Archimedes (Ausgabe von Torelli, Oxford 1792, deutsche Uebersetzung von Nizze, Stralsund 1824, neue Textausgabe von Heiberg) verfaßte ein Buch von den Konoiden und Sphäroiden (letztere werden erzeugt durch Umdrehung einer Ellipse um ihre Axe), in welchem er die ebenen Schnitte dieser Flächen und den Inhalt körperlicher Segmente zwischen zwei parallelen Schnitten mittels der Exhaustionsmethode bestimmte. Er behandelte dabei zugleich die Quadratur der Ellipse. Gegenwärtig ist die Bezeichnung Konoid für diese Rotationsflächen 2. Ordnung nicht mehr gebräuchlich. Vielmehr werden alle geradlinigen Flächen so genannt, welche von einer Geraden erzeugt werden, die, während sie einer festen Ebene parallel bleibt, stets eine feste Gerade schneidet. Die Bewegung der Geraden wird dabei erst durch eine willkürliche Leitcurve bestimmt. Monge entwickelte („Application de l'analyse", 5. ed. par Liouville, Paris 1850) die partielle Differentialgleichung, sowie die allgemeine Functionalgleichung dieser Flächenfamilie. Zu derselben gehört die von Wallis (Vol. II, pag. 683—699) unter dem Namen „Cono-Cuneus" untersuchte Fläche eines Kreuzgewölbes, bei welcher die Leitcurve ein zur festen Ebene verticaler Kreis ist, sowie die Fläche einer Wendeltreppe oder der flachgängigen Schraube, deren Leitcurve eine Schraubenlinie bildet, für welche die Axe ihres Cylinders mit der festen Geraden zusammenfällt. (*Ax. Harnack.*)

KONON, einer der bedeutendsten athenischen Heerführer zur Zeit des zu Ende gehenden Peloponnesischen Krieges, war ein Mann von sehr vornehmer, altadeliger Abkunft. Der Sohn des Timotheos (von Anaphlystos) und höchst wahrscheinlich ein Mitglied des uralten, mächtigen, priesterlichen Geschlechts der Eumolpiden, vgl. Rehdantz, „Vitae Iphicratis, Chabriae, Timothei" (Berlin 1845, p. 45 seq.), und ein Mensch von reicher politischer und militärischer Begabung, so erscheint Konon zum ersten mal als attischer Flottenführer im J. 413 v. Chr. (*Thucyd.* VII, 31). Seit dieser Zeit war Konon unausgesetzt an der Spitze attischer Geschwader im Aegäischen Meere (410 v. Chr., *Diod.* XIII, 48, und 409 v. Chr., *Xenoph.*, Hellen. I, 4, 4), und galt als der bedeutendste unter den zehn Strategen, denen nach der übereilten Beseitigung des Alkibiades vom Commando (407) das Volk von Athen die Kriegführung gegen die Peloponnesier an der Westküste Kleinasiens anvertraute (*Xenoph.*, Hellen. I, 5, 10. *Diodor.* XIII, 74). Wie aber überhaupt seine volle Kraft erst in der Zeit nach Athens schwerer Katastrophe zur Entwickelung gekommen ist, so zog er damals im J. 406 an der Spitze von nur 70 Schiffen gegenüber den 140 Segeln des ausgezeichneten Spartiaten Kallikratidas bei Lesbos den Kürzern und ward in dem Hafen von Mytilene blokirt. Es ist allbekannt, daß er hier durch den Sieg einer neuen attischen Flotte bei den Arginussen entsetzt, weiter aber in den niederträchtigen Arginussenproceß nicht mit verwickelt und 405 wieder den Strategen zugesellt wurde, welche im Hellespont mit Lysander sich messen sollten. Aber der wackere Konon wurde hier überall durch die demokratische Poltronerie des einen, und durch die oligarchische Verrätherei des andern Theils seiner Collegen gelähmt. Den Ueberfall und den Untergang der attischen Flotte bei Aegospotamoi (im August 405) konnte er nicht abwehren; und für den Moment an Athens Zukunft verzweifelnd, rettete er sich mit nur acht Schiffen zu seinem Freunde, dem griechischen Könige Euagoras in Salamis auf Cypern, dem treuen und glücklichen Pfleger des Hellenenthums auf dieser Insel. — Hier beobachtete Konon aufmerksam die Ereignisse der Zeit, in seiner Hoffnung, einst noch einmal für die Wiederaufrichtung seines jetzt furchtbar gedemüthigten Vaterlandes mit Erfolg wirken zu können, durch Euagoras erheblich gestärkt. Die Sache gestaltete sich für ihn günstig, als es seit 401 v. Chr. zwischen Sparta und Persien zum Bruch kam, dem im Frühlinge 399 der offene Krieg folgte. Neben dem König Euagoras wandte ihm damals namentlich ein Hauptgegner der Spartiaten, der ritterliche Perserfürst Pharnabazos, der bekannte hellespontische Satrap von Daskyleion, seine Gunst zu. Schon im J. 398 v. Chr. empfahl ihn dieser in Susa dem Großkönige, und rieth dringend, den Konon an die Spitze einer starken, gegen die Spartiaten aufzubringenden Flotte zu stellen. Die nächsten Jahre gingen unter gewaltigen Flottenrüstungen hin, während auf der kleinasiatischen Westküste die glücklich operirenden spartiatischen Generale Derkyllidas und Agesilaos den Persern immer gefährlicher, durch die pfiffige Politik des zu Sardes waltenden Satrapen

Tissaphernes immer nur zeitweise aufgehalten, der ritterliche Pharnabazos aber schwer mitgenommen und gegen die Spartiaten immer erbitterter wurde. Allmählich aber begann Konon — der bei diesen Kämpfen gegen Sparta natürlich weit mehr das Interesse der Athener als jenes der Perser im Auge hatte — seine Kräfte zu entfalten. Der hochbegabte athenische Flüchtling, der auch durch Ktesias, den griechischen Leibarzt der Königin-Mutter Parysatis, directe Verbindungen mit dem persischen Hofe sich geöffnet hatte, war in der That im Sommer 397 auf Grund der persönlichen Empfehlung des Pharnabazos in persische Dienste genommen worden. Der persische Fürst hatte formell das Obercommando zur See erhalten, Konon aber sollte die mit einem Aufwande von 500 Talenten zu schaffende Flotte thatsächlich commandiren, die zur Vertreibung der Spartiaten aus dem Aegäischen Meere bestimmt war. Schon zu Anfang des J. 395 hatte Konon — dem noch im J. 396 die Thätigkeit des spartiatischen Nauarchen Pharax und die Misgunst des Satrapen Tissaphernes (der ihn als Schützling seines Rivalen Pharnabazos haßte) große Hindernisse bereiteten — die Flotte bis auf 170 Schiffe bringen und die Insel Rhodos zum Abfall von Sparta und zur Allianz mit Persien bestimmen können. Und bald gestaltete sich alles nach seinem Wunsche. Zuerst halfen ihm die Spartiaten selbst. Unwillig über den Verlust von Rhodos und besorgt über das Anwachsen der persischen Flotte übertrugen sie wider alles Herkommen auch die Leitung des Seekrieges ihrem damals in voller Glorie des Siegers strahlenden Könige Agesilaos, und dieser machte den schweren Fehler, nunmehr seinen Schwager Peisandros zum Nauarchen zu ernennen — einen tapfern Soldaten, der aber von dem Seewesen nichts verstand. Konon seinerseits war nach dem Gewinne der Insel Rhodos nach Susa gereist, und hatte die Gunst des Großkönigs Artaxerxes II. in solchem Grade gewonnen, daß dieser ihm an der Seite des Pharnabazos die Leitung des Seekrieges und die Verwaltung der nöthigen Geldmittel ganz selbständig überließ. Seine Klagen aber über die Intriguen des Tissaphernes wirkten offenbar stark mit zu dem Entschlusse des Hofes, den Tissaphernes im Sommer 395 aus dem Wege zu räumen und durch den klugen Tithraustes zu ersetzen, der nun wieder gar sehr durch Konon's Rath die Wege fand, um die mit Agesilaos abgeschlossene Waffenruhe zu jenen erfolgreichen diplomatischen Operationen in Griechenland zu benutzen, die dem jähen Ausbruche des Korinthischen Krieges vorhergingen.

Endlich reifte Konon's Saat. Kaum hatte Agesilaos auf Grund der Unglücksnachrichten aus Europa gegen Mitte Juli 394 v. Chr. den Marsch von Sestos nach Thessalien mit seiner Armee angetreten, so eröffneten Konon und Pharnabazos den Seekrieg im großen Stile. Und schon zu Anfang des August 394 gelang es Konon, bei Knidos die spartiatische Flotte unter Peisandros bis zur Vernichtung zu schlagen und dadurch die Niederlage von Aegospotamoi vollgültig zu rächen. Die Folgen dieses Sieges waren ungeheuer: damit nämlich war die maritime Machtstellung der Spartiaten für immer erschüttert. Da nun nach Konon's schlauem Rathe der Perser Pharnabazos in der asiatischen Griechenwelt überall das beliebte Zauberwort verkündigte, er komme, den Städten ihre volle Autonomie ohne fremde Harmosten und Besatzungen zurückzubringen, so war binnen wenigen Monaten von Rhodos bis zum Hellespont, wo die Spartiaten noch Sestos und Abydos behaupteten, die ganze Macht der Spartiaten von der Erde weggefegt.

Nun konnte Konon auch ganz unmittelbar für Athen wirken. Im Frühlinge 393 führten er und Pharnabazos die Perserflotte nach der lakonischen Küste; dann traten sie am Isthmus von Korinth mit dem Bundesrathe der gegen Sparta verbündeten Griechen zusammen. Endlich aber wußte Konon seinen persischen Freund auch davon zu überzeugen, daß nichts für Sparta schädlicher sein würde, als die Herstellung der vor elf Jahren durch Lysandros zerstörten langen Mauern der Athener. Mit persischen Geldmitteln also, mit Hülfe seiner Flottenmannschaft und mit jener der griechischen Verbündeten wurden die altberühmten Mauerlinien zwischen Athen und Piräeus erneuert, und die Hafenschanzen so weit gefördert, daß sie wenigstens „sturmfrei“ waren.

Pharnabazos war nach Asien zurückgekehrt. Konon aber blieb mit der Flotte in den griechischen Gewässern. Bestimmte seine gewandte Diplomatie nun auch den Tyrannen Dionysios I. von Syrakus, eine zu Gunsten der Spartiaten bereits geplante Flottensendung zu unterlassen, so blieb der kühne Admiral auch noch längere Zeit der natürliche Vermittler zwischen Athen und den Persern. In Athen natürlich wurde Konon, der so vieles für die Wiederaufrichtung seiner Vaterstadt gethan hatte und neben andern Geschenken auch noch ein Heiligthum der Aphrodite im Piräeus erbaute (*Pausan.* I, 1, 3), mit Ehren überhäuft. Die bleibendsten waren einerseits (zum ersten mal seit Harmodios und Aristogeiton) die Aufstellung seines bronzenen Standbildes, und andererseits die Ertheilung der Steuerfreiheit für ihn und sein Geschlecht (vgl. Rehdantz a. a. O. p. 47).

Die neue Freundschaft zwischen Athen und Persien ruhte jedoch auf zu unsicherer Unterlage, um nicht nach kurzer Zeit wieder zu wanken, derart, daß dadurch auch Konon's Stellung unhaltbar wurde. Der Perser Tiribazos, der seit 392 v. Chr. in Sardes regierte, war ein alter Gegner der Athener, der sehr bereitwillig auf die veränderte Politik einging, die ihm jetzt der spartiatische Gesandte Antalkidas plausibel machte. Dieser wußte nun auch den Konon mit Erfolg bei Tiribazos zu verdächtigen, als einen Mann, welcher im Interesse nur der Athener, nicht des Großkönigs wirke. Er drang aber bei dem Satrapen um so leichter durch, weil gerade damals die Verhältnisse des kyprischen Euagoras, des Freundes Konon's und der Athener, zu Susa einen feindseligen Charakter anzunehmen anfingen. Als nun Konon in Begleitung verschiedener griechischer Botschafter in Sardes erschien, um gegen die Intriguen des Antalkidas zu wirken, ließ ihn Tiribazos verhaften. Weiter zu

gehen wagte dieser jedoch nicht. Es ist zweifelhaft, ob Konon mit seiner Connivenz der Haft entkam, oder ob ihn erst des Tiribazos Nachfolger Struthas befreit hat. Der Admiral selbst begab sich zu Euagoras, an dessen Hofe er bald nachher starb, ohne noch weiter für Athen wirken zu können (391 v. Chr.). Konon hinterließ in Athen einen Sohn Timotheos (der nachmals als attischer Admiral eine brillante Rolle spielte) von einer thrakischen Frau, und weiter eine Witwe und einen andern Sohn. Sein großes Vermögen fiel theils an mehrere Tempel, theils an Timotheos und an andere Verwandte (Rehdantz, p. 48). Noch Pausanias (I, 9, 13) sah sein Grab auf dem athenischen Kerameikos. (Eine bedeutende Monographie über Konon ist uns nicht bekannt. Wesentlich in Betracht kommen die ihn betreffenden Abschnitte in den allgemeinen Werken von Grote, von Curtius, und Rehdantz, wie auch von Sievers, „Geschichte Griechenlands vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea", Kiel 1840, von Lachmann, „Geschichte Griechenlands vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis auf Alexander den Großen", Bd. I, Leipzig 1839, und G. Hertzberg „Agesilaos II. von Sparta", Halle 1856).

(*G. Hertzberg.*)

KONON, Schriftsteller aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. und noch Zeitgenosse des Augustus, vermuthlich identisch mit dem Rhetor, den *Dio Chrysost.*, Orat. XVIII (I, p. 283 Dind.) nennt, schrieb 50 Erzählungen unter dem Titel *Διηγήσεις*, die sich meist auf mythische und heroische Zeiten beziehen und vorzugsweise auf Colonien und Colonisirung bezügliche Sagen zum Gegenstand haben. Er dedicirte das Werk, das wegen einiger seltenen Notizen für uns von besonderm Interesse ist, dem letzten kappadocischen Könige Archelaus Philopator, der von M. Antonius als solcher eingesetzt worden war. Wir kennen das Buch, das wahrscheinlich rhetorischer Natur war, nur aus dem Auszuge des *Phot.*, Bibl. cod. 186, der des Verfassers attischen Stil rühmt (*Ἀττικὸς δὲ τὴν φράσιν ἐστί, ταῖς δὲ συνθήκαις καὶ ταῖς λέξεσι χαρίεις τε καὶ ἐπαφρόδιτος, ἔχων τι καὶ τοῦ συνεστραμμένου καὶ ἀνακεχωρηκότος τοῖς πολλοῖς*) und an einer andern Stelle (cod. 189, p. 145 Bek.) ihn als Quelle des Nikolaus Damascenus bezeichnet. Specialausgaben von Teucher (mit Parthenius und Ptol. Hephäst.) Leipzig 1802 und (ebenso mit den genannten Autoren) von Kanne (Göttingen 1798), welcher Ausgabe beigedruckt ist ein „Spicilegium observationum in Cononem" von Ch. G. Heyne. Bahnbrechender Text in Bekker's Ausgabe des „Photius" (Berlin 1824). Abgedruckt bei Gale, „Historiae poeticae scriptores" (Paris 1675) und bei Westermann, „Mythographi" (Braunschweig 1843). (*H. Flach.*)

KONON, ein unbekannter Schriftsteller, von dem Servius zu *Vergil.*, Aen. VII, 735 ein Buch „De Italia" erwähnt, welches auch *Macrob.*, Sat. I, 9 genannt, aber dort einem gewissen Xenon zugeschrieben wird. Nach Müller, Fr. hist. IV, p. 368 ist unentschieden, an welcher Stelle der Name verdorben ist, während Vossius, De hist. Gr. p. 509 West. an der zweiten Stelle den Autor Xenion verstand, von dem Etym. Magn. v. *Ἀρκέσιον* und *Steph. Byz.* v. *Ἀρκάδες* und *Δραγμός* auch ein Buch *περὶ Κρήτης* citirt wird. Ebenso unentschieden muß bleiben, welchen Konon Josephus c. Ap. I, 23 als Schriftsteller über jüdische Antiquitäten meint, und wen *Schol.* Apoll. Rh. I, 1165 als Verfasser einer *Ἡρακλεία* und einer Schrift *περὶ τῆς Νησιάδος*, Vgl. Müller a. a. O. (*H. Flach.*)

KONOTOP, Kreisstadt im russischen Gouvernement Tschernigow, unter dem 51° 14′ nördl. Br. und 50° 54′ östl. L., am Flüßchen Jesutscha (Nebenfluß des Ssejm) und an der Eisenbahn Kursk-Kiew, mit 9946 Einwohnern, wenig Industrie, aber bedeutendem Getreidehandel. Am Orte der Stadt ward 1635 eine polnische Colonie Nowosielice errichtet, daneben 1640 eine polnische Festung. In den Kosackenkriegen kam Konotop in die Hände der Russen, ward 1781 Kreisstadt und gehört seit 1802 zum Gouvernement Tschernigow.

Der Kreis Konotop liegt im südöstlichen Winkel des Gouvernements und umfaßt nach den Messungen des russischen militär-topographischen Bureaus 2360, nach Schweizer 2624 □Kilom. Die Einwohnerzahl betrug 1862 mit Ausschluß der Stadt 74,841 Seelen. Das Terrain des Kreises ist eben, hebt sich aber nach Süden zu etwas. Der Boden ist fruchtbare Schwarzerde mit Lehm vermischt. Hauptflüsse sind der Ssejm und Romen, beide zum Dnjeprgebiet gehörig. Neben bedeutendem Ackenbau wird Vieh- und Bienenzucht betrieben. Für letztere findet sich im Dorfe Paltschiki eine Schule. (*P.*)

KONRAD (von Wettin), Markgraf von Meißen 1123—1156.

Hauptquellen: Chronicon Montis Sereni und die demselben naheverwandte Genealogia Wettinensium, beide in Pertz, Monum. Germ. SS. XXIII. — Von neuern Bearbeitungen: Chr. Schöttgen, Geschichte des durchlauchtigsten Fürsten, Herrn Conrad's des Großen u. s. w., Markgrafen zu Meißen und Lausitz (Dresden und Leipzig 1745). — J. L. O. Lobeck, Markgraf Konrad von Meißen, Inauguraldiss. (Leipzig 1878), und O. Posse, Die Markgrafen zu Meißen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Großen, (Leipzig 1881, auch als Einleitung zu Codex dipl. Saxon. reg. 1, 1).

Der Beiname des Großen, der seit Fabricius, Saxonia illustrata 1609, für diesen Fürsten in Aufnahme gekommen ist, wird durch das wenige, was wir über seine Thaten wissen, nicht gerechtfertigt und kann sich nur auf den reichen Besitz und die bedeutende Macht, zu denen er allmählich gelangte, nicht auf seine Persönlichkeit beziehen. Konrad entstammt dem Geschlechte, als dessen Ahnherrn Thietmar den Thidericus de tribu, quae Buzici dicitur, nennt.[1]) Dasselbe besaß nachweislich seit Mitte des 11. Jahrh. die Grafschaft im südlichen Schwa-

1) Thietmar VI, 34. Mon. Germ. SS. III, 820.

ben- und dem Hassegau, sowie die über die Gaue Neletici (um den Petersberg bei Halle) und Siusili; in jenem war das Burgwart Zörbig, in diesem Eilenburg ein altes Familiengut desselben. Ein Enkel des Stammvaters Dietrich wurde bereits um 1034 Markgraf der Ostmark und sein Sohn Dedo folgte ihm von circa 1046—1075 in dieser Würde, während von seinen beiden jüngern Brüdern Thimo und Gero jenem der Besitz des Hauses im Gau Siusili, diesem die Grafschaft Brehne zufiel.[2]) Nach einem andern Besitze scheint sich Thimo de Kistritz genannt zu haben, bis er nach Entäußerung desselben an die naumburger Kirche sich den Titel eines Grafen von Wettin beilegte, den er dann auf seine Nachkommen vererbt hat. Als einem der Förderer des naumburger Dombaus ist ihm in dem westlichen Chore der Kirche eine Bildsäule gewidmet, auch scheint durch ihn die Vogtei über diese Kirche an das Haus Wettin gekommen zu sein.[3]) Mit seinem ältesten Sohne Dedo und seinem Vetter Heinrich dem Aelteren von Eilenburg, Markgrafen von Meißen, erscheint er neben verschiedenen andern Fürsten als Zeuge bei der Stiftung des Frauenklosters Lippoldsberge.[4]) Alles weitere über denselben ist dunkel und verworren. Seines Vaters in früher Jugend beraubt, so berichtet eine in den Annales Vetero-Cellenses aufbewahrte Sage, reitet Thimo einst am Osterfeste durch die Saaten, ein anderer Jüngling überholt ihn und gibt ihm eine Ohrfeige. Weinend klagt er den Schimpf seiner Mutter, die ihm zum Trost verspricht, ihm das nächste Jahr ein besseres Pferd zu geben, damit er die Beschimpfung an jenem rächen könne. So geschieht es; beim Wettrennen am nächsten Ostertage tödtet Thimo seinen Beleidiger mit dem Schwerte. Die Rache fürchtend schickt ihn die Mutter an den kaiserlichen Hof, wo er bald „magister et praefectus totius imperialis curiae“ wird und als während der Belagerung einer festen Burg die Nachricht vom Tode des Markgrafen Heinrich von Meißen einläuft, sofort vom Kaiser mit der erledigten Mark beliehen wird; da er jedoch kurz darauf bei einem Ausfalle der Belagerten seinen Tod findet, gelangt er nicht in den Genuß seines neuen Besitzes.[5]) Wie diese Erzählung an chronologischen Unmöglichkeiten leidet, so ist auch die Angabe, welche unsern Konrad, seinen ältern Bruder Dedo und seine Schwester Hidda zu Kindern dieses Thimo von seiner Gemahlin Ida, einer Tochter des Grafen Otto von Nordheim macht, mit der Chronologie schwer in Einklang zu bringen[6]), wenigstens wenn die Anführung des von ihm erreichten Lebensalters im Chron. Mont. Ser. richtig ist.[7]) Denn wenn Konrad im J. 1098 geboren, der ältere Bruder Thimo's Dedo aber schon 1034 Markgraf der Ostmark geworden ist, so müßte Thimo bei der Geburt Konrad's schon ein Greis von ungefähr 80 Jahren gewesen sein. Man hat daher diese Schwierigkeit durch Einschiebung eines gleichnamigen Sohnes dieses Thimo zu heben gesucht[8]), wodurch Konrad aus dem Neffen des Markgrafen Dedo dessen Großneffe werden würde, doch ist dies nichts als ein Nothbehelf; eher dürfte vielleicht ein Irrthum in der Altersangabe des Chron. Mont. Ser. vorliegen; doch müßte derselbe dann alt sein, da sich die nämliche auch in Annal. Vet.-Cell. vorfindet. Sagenhaft sind auch die folgenden Ereignisse ausgeschmückt. Heinrich I. von Eilenburg, so heißt es, habe seine Witwe Gertrud guter Hoffnung hinterlassen, da aber die Vettern Dedo und Konrad die Behauptung aussprengten, ihre Schwangerschaft sei nur eine vorgebliche, soll sie ihre Dienstmannen durch den Augenschein von der Wirklichkeit derselben überzeugt haben. Auch den jungen Heinrich II. habe Konrad als den Sohn eines Kochs, der an Stelle des von Gertrud geborenen Mädchens untergeschoben worden sei, bezeichnet und einem dritten, der gesprächsweise den Markgrafen Konrad's Verwandten nannte, verächtlich erwidert, der Sohn eines Kochs sei nicht sein Verwandter; bei einer Unterredung Konrad's mit seinem Vetter zu Wettin habe sogar ein Ministeriale des erstern namens Heldolf auf den Altar beschworen, daß Heinrich der Sohn eines Kochs sei und sei zur Rache dafür von zweien der Getreuen Heinrich's verfolgt, eingeholt und verstümmelt worden.[9])

Urkundlich erscheint Konrad zum ersten mal im J. 1116, wo er aus der ihm vom Grafen Wilhelm von Kamburg zugefallenen Erbschaft den Ort Lausenitz sammt dem umliegenden Walde dem Kloster Reinhardsbrunn schenkt (3. Febr.)[10]). Zeuge war er am 1. Mai 1118 bei

---

2) Doch werden in einer Urkunde vom 29. Sept. 1058 (Cod. dipl. Sax. reg. I, 1, 112 letztere beide zusammen Grafen von Brehne genannt: Dedo marchio et fratres eius Gero, Timo, comites de Brene. 3) Posse a. a. O. S. 237 fg. nach Lepsius, Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg I, 334 und Mittheil. aus dem Gebiete histor.-antiquar. Forschung I, 57. 4) Cod. dipl. Sax. reg. I, 1, No. 176. 5) Den sagenhaften Charakter dieser Erzählung weist nach Opel, Annales Vetero-Cellenses in: Mittheil. der Deutschen Gesellschaft in Leipzig I, 152 fg. 6) Nach der Geneal. Wettinens. gestaltet sich der Stammbaum so:

Dietrich, Markgraf der Ostmark † 19. Nov. 1034

Friedrich	Dedo	Thimo	Gero	Konrad	Rikdag	Hidda
Bisch. v. Münster † 1084	Markgraf d. Ostmark †Oct.1075	Ida v. Nordheim	Graf v. Brehne † 1071	† 17. Jan. 1050(?)		

Kinder des Thimo und der Ida v. Nordheim:

Dedo	Konrad v. Wettin	Mathilde geb. um 1100
† 26. Dec. 1124 Bertha v. Groitzsch	geb. 1098 † 5. Febr. 1157	Gem.: 1) der bair. Graf Gero, 2) Ludwig (v. Wippra?)

vgl. die Stammtafel bei Posse S. 304.

7) Ad a. 1156: mortuus est Non. Febr. (= 5. Febr. 1157, da der Chronist das Jahr mit dem 25. März beginnt) anno vite sue LIX. 8) Opel a. a. O. S. 160 fg., welchem A. Cohn, Wettinische Studien in: Neue Mittheil. auf dem Gebiete histor.-antiquar. Forschung XI, 134 fg. beipflichtet. 9) Chron. Mont. Ser. a. 1126. Das Gerücht von Heinrich's von Eilenburg Unechtheit scheint allerdings verbreitet gewesen zu sein, Annal. Saxo a. 1103 (Mon. Germ. SS. VI, 738): Heinricum marchionem juniorem, qui suppositus nec vero filius eius dicebatur. 10) Cod. dipl. Sax. reg. I, 2, No. 50. Ueber die Verwandtschaft Konrad's mit Wilhelm von Kamburg vgl. Cohn a. a. O. S. 155, Taf. III.

Gelegenheit der durch Bischof Dietrich von Naumburg vollzogenen Zueigunung der von Bertha von Groitzsch gegründeten Frauenkirche zu Zwickau an das Kloster Bosau.[11]) Vermählt war Konrad mit Liutgard, der Tochter eines schwäbischen Edeln namens Albert, ungewiß aus welchem Geschlechte.[12]) Aus der Erwähnung seiner „Söhne" im J. 1127 geht hervor, daß seine Vermählung spätestens in das J. 1125 zu setzen ist.

Jene Behauptung von der Unechtheit des Markgrafen Heinrich II. scheint Konrad aufgestellt zu haben, um darauf nähere Ansprüche auf die eilenburgischen Besitzungen zu gründen. Solange die Markgräfin Gertrud lebte, schützte sie mit männlichem Muthe die Rechte ihres Sohnes, nach ihrem Tode brach aber die Fehde zwischen beiden aus. Wenn Konrad schon in Urkunden aus dem J. 1119 der markgräfliche Titel gegeben wird, so hängt dies wol nicht mit jenen Ansprüchen zusammen, sondern ist vielmehr daraus zu erklären, daß diese Urkunden Neuausfertigungen sind, die den inzwischen veränderten Titel aufnehmen.[13]) Der Kampf, über dessen Einzelheiten wir nicht unterrichtet sind, nahm jedoch einen für ihn ungünstigen Verlauf. Er fiel, frühestens Ende 1121, da er noch am 9. Nov. d. J. als Zeuge auftritt[14]), in die Hände seines Gegners und wurde von demselben auf der Feste Kirchberg in strenger Haft gehalten.[15]) Heinrich's Tod im J. 1123 gab ihm die Freiheit wieder. Da derselbe keine Leibeserben hinterließ, so erhob jetzt Konrad — sein älterer Bruder Dedo bleibt hierbei ganz außer Betracht — nicht allein nach dem in seinem Hause schon früher beobachteten Brauche, wonach bei Abgang der sonst berufenen Erben demjenigen das Recht auf die Erbfolge zusteht, welcher dem gemeinsamen Stammvater am nächsten steht, Erbansprüche an die eilenburger Allode, welche ihm auch zufielen, sondern auch auf Heinrich's beide Marken, Meißen und die Ostmark. Kaiser Heinrich V. jedoch, der ein Erbrecht der Seitenverwandten nicht anerkannte, vielmehr die Marken als erledigte und ihm heimgefallene Lehen betrachtete, gab dieselben dem Grafen Wiprecht von Groitzsch um die nämliche Zeit, wo er den Grafen Hermann von Winzenburg mit der Landgrafschaft Thüringen belehnte.[16]) Allein Herzog Lothar von Sachsen, von jeher das Haupt der Fürstenopposition gegen Heinrich V., sah in diesem Verfahren nicht blos im allgemeinen eine Beeinträchtigung der zur Regel gewordenen Rechtsgewohnheit, wonach bei Ertheilung von Reichslehen die männlichen Seitenverwandten als Erbberechtigte galten, sondern auch eine gegen ihn selbst gerichtete Drohung und Herausforderung. Es fiel daher Konrad nicht schwer, sich durch die Fürsprache seiner Stiefnichte Richenza, Lothar's Gemahlin, den Beistand des mächtigen Herzogs zu gewinnen; für sich selbst beanspruchte dieser nur die Allode, die Heinrich II. als mütterliches Erbtheil besessen hatte. Beiden schloß sich Albrecht von Ballenstädt an, jedenfalls in Hoffnung auf Erwerbung der Ostmark, von deren frühern Besitzern er in weiblicher Linie abstammte. Während der Kaiser in Holland und am Rhein beschäftigt war, fielen die Verbündeten in die Mark Meißen ein, vertrieben Wiprecht und setzten Konrad als Markgrafen ein. Dann zogen Lothar und Albrecht gegen Eilenburg, welches sich ohne Widerstand ergab. Die eingesessenen Vornehmen, die offenbar nur, um der Usurpation größere Stärke zu verleihen, um ihre Meinung gefragt wurden, gaben ihre Zustimmung dazu, daß die beiden Marken getrennt würden, Konrad Meißen, Albrecht die Ostmark oder Lausitz erhielte. Zwar beauftragte der Kaiser auf die Nachricht von diesen Vorgängen die Herzoge Wladislaw von Böhmen und Otto von Mähren, Wiprecht im Besitze seiner Marken zu schützen, dieselben drangen auch im November 1123 in Meißen ein und lagerten bei der Burg Guezdek, während Wiprecht im Verein mit Erzbischof Adalbert von Mainz, um ihnen die Hand zu reichen, von Westen her bis zur Mulde vorrückte, allein Lothar vereitelte ihre Verbindung, indem er sich geschickt zwischen sie schob und, ohne sich aus seiner Stellung locken zu lassen, die Böhmen durch Unterhandlungen hinhielt, bis diese am 24. Nov. unverrichteter Dinge abzogen und dadurch Wiprecht die Mark zu räumen nöthigten. Noch einmal kam es nach dessen baldigem Tode, am 22. Mai 1125, zur Anwendung der Waffen gegen seinen Sohn Heinrich[17]); doch auch dieser mußte weichen und erhielt später erst, 1131, die Mark Lausitz an Stelle des in Ungnade gefallenen Albrecht zurück.

Konrad von Wettin dagegen behauptete sich seitdem im ungestörten Besitze der Mark Meißen und hat dieselbe seinen Nachkommen als erbliches Lehn hinterlassen. Sehr zu statten kam es ihm, daß sein Freund und Verwandter Lothar 1125 den Königsthron bestieg. Konrad selbst war wol unter den Fürsten, welche ihn wählten; im J. 1127 wurde er von demselben als Markgraf von Meißen bestätigt.[18]) Selbstverständlich stellte sich Konrad in dem Kampfe zwischen Lothar und den

11) Cod. dipl. Sax. reg. I, 2, No. 53. 12) Schöttgen, Leben Konrad's S. 84 fg. und desselben Disquisitio de Liutg., Conradi R. uxoris origine Suevica (Dresden 1740) sucht, jedoch ohne ausreichenden Grund, diesen Albert als einen Ravensteiner zu erweisen. 13) Cod. dipl. Sax. reg. I, 2, No. 58; 1119: Conradus divina clementia marchio. Unecht dagegen ist die Urkunde von 1118 ib. no. 55, in welcher er Conradus divina favente clementia marchio Misnensis genannt wird. In den Urkunden anderer Kanzleien, bischöflichen und kaiserlichen, wird er vor seiner Einsetzung als Markgraf im J. 1123 nur comes genannt. Posse a. a. O. S. 279. 14) Cod. dipl. Sax. reg. I, 2, No. 64. 15) Ueber die Lage derselben von Heinemann, Albrecht der Bär S. 321, Anm. 22. 16) Die Frage über die Vergebung dieser Reichslehn ist, da die Quellen sich widersprechen, äußerst dunkel. Eine Zusammenstellung des darauf Bezüglichen gibt Posse S. 283 fg. Vgl. Bernhardi, Lothar von Supplinburg (Jahrb. des deutschen Reichs) Excurs VI.

17) Annal. Pegav. (Mon. Germ. SS. XVI, 254 seq.); Cosmas Prag. III, 56 (ib. IX, 128). 18) Darüber, wie durch Misverstand der Worte in der Geneal. Wettinens. „Post mortem autem Heinrici captivitate solutus a. MCXXVII liberalitate Luderi imperatoris marchiam suscepit" in das Chron. Mont. Ser. eine falsche Zeitangabe für Heinrich's II. von Eilenburg Tod gekommen ist; vgl. Opel a. a. O. S. 155.

staufischen Brüdern auf die Seite des erstern; wiederholt erscheint er in dessen Umgebung, z. B. zu Goßlar am 5. Febr. 1131, wo anscheinend über sächsische Angelegenheiten verhandelt wurde[19]); doch hat er weder thätigen Antheil an jenem Kampfe genommen, noch auch den König auf seinem ersten Zuge nach Italien begleitet. Vielmehr erscheint er um jene Zeit vorzugsweise mit geistlichen Angelegenheiten beschäftigt. Dem Augustinerkloster des heil. Petrus auf dem Lauterberge bei Halle, dessen Bau sein Bruder Dedo zugleich mit einer Wallfahrt ins Gelobte Land zur Sühne für die Verstoßung seiner Gemahlin Bertha, einer Tochter Wiprecht's von Groitzsch, gelobt und beim Antritt seiner Fahrt seiner besondern Obhut empfohlen hatte, widmete er solche Zuneigung und Fürsorge, daß er der eigentliche Gründer desselben zu heißen verdient. Die Reihe der Wohlthaten, welche er dieser Stiftung erwies, eröffnete er 1125 durch eine reiche Schenkung, bestehend aus der Kapelle zu Löbejün nebst 26 Hufen und der zu Ostrau nebst 4 Hufen, wozu er aus seinem eigenen Besitze 120 Hufen, seine Gemahlin Liutgard deren 44 zu Hitzkendorf, Salzmünden, Udem, Pfützthal und Oberplötz hinzufügte.[20]) Den Klosterbrüdern verlieh er das Recht der freien Propstwahl; die Salbung, das heilige Oel, die Altar- und Kirchenweihen sowie die Ordination der Kanoniker sollten sie durch den Erzbischof von Magdeburg, zu dessen Sprengel sie gehörten, empfangen, vorausgesetzt, daß derselbe beim Papst wohl angeschrieben stehe und diesen Dienst unentgeltlich verrichten wolle, wo nicht, sollten sie von einem andern Geistlichen die Weihen erhalten; die Vogtei über das Kloster behielt er sich und nach seinem Tode jedesmal dem Aeltesten aus seinem Geschlechte vor. Durch den Propst Herminold ließ er die päpstliche Bestätigung dieser Bestimmungen aus Rom einholen. Dennoch aber wählten die Brüder nach Herminold's Tode 1128 gegen des Markgrafen Willen einen gewissen Lothar zum Propst, welcher aus einer Ministerialenfamilie des Markgrafen Albrecht stammte, und bestärkten dadurch das zwischen beiden Fürsten bereits vorhandene Zerwürfniß; denn Konrad befürchtete, der Gewählte möchte sich ihm und den Seinigen bei Gelegenheit irgendwie lästig machen; doch behauptete sich der neue Propst in seiner Würde bis an seinen Tod am 22. April 1137, nach welchem Konrad in dem Kanoniker Meinher aus Halle eine vortreffliche Wahl für seinen Nachfolger traf. Aber auch nach dessen Tode im J. 1150 erneuerte sich der Zwist über die Wiederbesetzung; während die Brüder aus ihrer Mitte einen gewissen Arnold gewählt hatten, wünschte Konrad die Berufung eines Kanonikers namens Ekkehard aus Halle, um die dort herrschende Strenge der Zucht auch auf dem Petersberge heimisch zu machen, und auf einer Zusammenkunft mit dem Erzbischofe Friedrich von Magdeburg und dem Bischofe Wichmann von Naumburg zu Giebichenstein erreichte er seinen Willen. Die Urkunde über eine von Konrad unter Zustimmung seiner Söhne gemachte Schenkung des Dorfes Gremsnize[21]) (Schirmnitz bei Mühlberg) an die meißener Kirche ist eine nachträgliche Beurkundung mit dem Datum der Handlung. — Am 12. Febr. 1133 gibt er als Stiftsvogt von Naumburg seine Einwilligung zum Bau des Klosters Bürgel, welche bislang von dem Bischofe Udo, dem Markgrafen Heinrich von Groitzsch und seiner Gemahlin Bertha verweigert worden war.[22]) Mit demselben Bischof lag Konrad in Unfrieden, weil er als Vogt des Stifts jährlich je neun Lieferungen in Naumburg und Zeitz und dazu den dritten Baum aus den stiftischen Gehölzen beanspruchte; beide vertrugen sich endlich dahin, daß der Markgraf jährlich drei Lieferungen (zu 3 Malter Brodkorn, 1 Faß Bier, ferner Meth, Wachs, 3 Schweinen, 10 Hühnern u. s. w., 1 Malter Hafer und 1/4 Pfund Pfeffer) in Naumburg, 6 in Zeitz erhalten, er dagegen die Gerichtstage nicht versäumen und die bischöflichen Gerechtsame nicht misachten solle; überdies fügte Udo den stiftischen Lehen, die Konrad hatte, noch Holzhausen, Maltitz, Zschachast, gegen Zahlung von 20 Talenten, das Dorf Peritz, Schloß Sathain sowie die vogteiliche Aufsicht über die neuen stiftischen Anlagen im naumburger und zeitzer Forste und über das Dorf Teuchern hinzu.[23]) Am 6. Jan. 1135 bezeugt er die Bestätigung einer Schenkung an das Kloster zum Neuen Werk bei Halle.[24])

Eine neue, seine bisherige Macht fast verdoppelnde Erwerbung machte Konrad, als Kaiser Lothar ihn nach Heinrich's von Groitzsch kinderlosem Tode (am 31. Dec. 1135) zu Merseburg am 10. Mai 1136, mit dessen Mark Lausitz, wahrscheinlich einschließlich der Länder Budissin und Nisani[25]), belehnte, während derselbe zugleich die Allode des Verstorbenen, mit Ausnahme der Burggrafschaft Magdeburg, erbte. War es bei diesem kaiserlichen Gunstbeweise, welcher Konrad zu dem mächtigsten Herrn im Nordosten des Reiches erhob und seinem Hause eine glänzende Zukunft eröffnete, Absicht, denselben zur Theilnahme an dem neuen Römerzuge zu bewegen, so wurde dieser Zweck erreicht. Nachdem er zuvor noch eine Stiftung seiner Aeltern zu Niemegk hatte zur Abtei erheben und durch Erzbischof Konrad von Magdeburg weihen lassen[26]), begab er sich zu der großen Fürstenversammlung zu Merseburg, dann befand er sich beim Kaiser zu Goslar und zu Würzburg, wo die Vorbereitungen zum Zug getroffen wurden.[27]) In Italien treffen wir ihn zuerst als Zeugen bei dem Vertrage, welchen der Kaiser am 3. Oct. zu Corregio-Verde bei Guastalla mit dem Dogen von Venedig schloß, einige Tage später am kaiserlichen Hofe zu St.-Bassano.[28]) Im Verein mit dem Erzbischofe Konrad von Magdeburg führte er

19) Stumpf, R. No. 3245. 3255. Vgl. No. 3295. 3299. 20) Chron. Mont. Ser. a. 1125.

21) Cod. dipl. Sax. reg. II, 1, No. 44. 22) Schultes, Director. diplom. I, 4, No. 88. 23) Ibid. No. 95. 24) von Heinemann, Cod. dipl. Anhalt. I, No. 220. 25) Knothe in von Weber's Archiv für sächs. Geschichte XII, 284. 26) Da die Besitzungen der Abtei zu ihrer Erhaltung nicht ausreichten, so erwirkte er 1150 beim Papst die Incorporirung derselben in das Kloster auf dem Petersberge. Schultes II, 1, 212. 27) Stumpf, No. 3318 seq.; 3324 seq.; 3328. 28) Ibid. 3332. 3336.

die Vorhut. In der Nähe Anconas von den Einwohnern dieser Stadt heftig angegriffen, leisteten sie tapfern Widerstand bis zum Eintreffen des Hauptheeres, worauf der Feind zurückgeschlagen und die Stadt zur Ergebung gezwungen wurde. Auf dem Weitermarsche kam es bei der Plünderung eines eingenommenen Orts namens Firint (vielleicht Monte Fiore) zu einem blutigen Streite zwischen Sachsen und Baiern, wobei letztere den Erzbischof Konrad und sein Gefolge ausplünderten, und erst der Dazwischenkunft des Markgrafen gelang es, den Baiern ihren Raub wieder abzunehmen und sie zu verjagen.[29]) Bereits auf dem Rückzuge begriffen, befand er sich am 22. Sept. zu Aquino[30]); am 3. Oct. benutzte er sein Zusammentreffen mit Papst Innocenz II. zu Tibur, um von demselben verschiedene Vergünstigungen für das Kloster Gerbstädt auszuwirken.[31])

Nach Lothar's baldigem Tode brach der Thronstreit zwischen seinem Eidam Heinrich dem Stolzen von Baiern und dem Staufer Konrad aus. Obgleich die formlose Erhebung des letztern ohne Betheiligung der sächsischen Fürsten geschehen war, gehörte doch Konrad von Meißen und der Lausitz zu denjenigen von ihnen, welche demselben zu Bamberg (Juni 1138) huldigten.[32]) Als aber der neue König das seinem Gegner abgesprochene Herzogthum Sachsen dem Markgrafen Albrecht verlieh, dessen Belehnung mit der Nordmark im J. 1134 bereits Konrad ungern gesehen hatte, trat derselbe auf die Gegenpartei über und vereinigte sich mit andern Herren zur Bekämpfung des alten Nebenbuhlers; doch mag seine Mitwirkung zu diesem Kampfe, da ihrer nirgends Erwähnung geschieht, nicht von Belang gewesen sein.[33]) Aus dem Umstande, daß er der einzige von den sächsischen Fürsten war, der sich auf des Königs Einladung auf dem Tage zu Frankfurt am 1. Mai 1140 einfand, erhellt, daß er damals seinen Frieden mit demselben gemacht hatte. Seitdem ist auch sein Verhältniß zum König stets ein gutes geblieben, im J. 1143 schenkte ihm derselbe die Grafschaft im Gau Chutizi, jetzt Groitzsch oder Rochlitz genannt, für sich, seine Gemahlin und seine Nachkommen als Eigenthum. Westwärts reichte Konrad's Allodialbesitz bis in die Gegend von Langensalza, die dortigen Güter Hochstedt und Urleben gehörten dazu.[34]) Im folgenden Jahre war der Markgraf in Würzburg, kurz darauf mit seinen Söhnen Otto und Dietrich in Bamberg, einige Monate später in Merseburg beim König[35]), daneben nach wie vor mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt. Am 27. Febr. 1142 unterstellte er zu Brehne Ort und Abtei Ehingen in Schwaben, die aus dem Erbtheile seiner Gemahlin stammten, dem päpstlichen Stuhle[36]), Ende Mai oder Anfang Juni schenkte er dem Frauenkloster zu Magdeburg aus seinem Eigengute die Dörfer Polbitz, Drogenitz und Döhlen nebst Gehölzen und das halbe Fährgeld für die Ueberfahrt über die Elbe[37]); im folgenden Jahre bestätigte auf seine Fürbitte der König die von seinen Vorgängern hinsichtlich des Klosters zu Chemnitz getroffenen Bestimmungen und die ihm von Kaiser Lothar verliehene Vogtei über dasselbe[38]), und 1144 entschied derselbe einen zwischen Konrad als königlichem Vogte zu Budissin und dem Bischofe Meinward von Meißen ausgebrochenen Zwist über die alte Streitfrage, ob der bischöfliche Grundbesitz von allen Leistungen an die Vögte und von der Obergerichtsbarkeit derselben frei sein sollte oder nicht.[39]) Anfang 1145 trat Markgraf Konrad eine Pilgerfahrt nach Jerusalem an, nachdem er für die Zeit seiner Abwesenheit seinem ältesten Sohne die Verwaltung der Marken übertragen hatte[40]); unter seinen Begleitern befanden sich Bischof Udo von Naumburg, die Pröpste Konrad von Naumburg und Konrad von Halberstadt, Graf Otto von Reineck, Heinrich von Brandenburg, Hugold von Socher, Radbot von Meißen, Werner von Brehne. Ueber den Verlauf der Fahrt sind wir nicht unterrichtet, was darüber von Spätern erzählt wird, ist Fabel; ein günstiger Zufall hat wenigstens zwei von ihm in Jerusalem ausgestellte Urkunden erhalten: in der einen schenkt er dem Hospital des heiligen Grabes, das ihn in seine Brüderschaft aufgenommen hat, 1/4 Pfund Gold mit dem Versprechen, jährlich 2 Mark Silber an das Kloster zu schicken; in einer zweiten, vermuthlich bei der Abreise ausgestellten, wiederholt er dieses Versprechen unter Beifügung noch anderer Bestimmungen.[41]) Auf der Rückreise traf ihn die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin Liutgard, die, nachdem der Erkrankten Propst Meinher auf dem Petersberge zur Ader gelassen, am 20. Juni zu Gerbstädt gestorben war; seinen Schmerz vermehrte noch der Zorn darüber, daß sie auf den Rath des Grafen Hoier von Mansfeld an demselben Orte beerdigt worden war; ihn zu beschwichtigen, mußte die Leiche wieder ausgegraben und nach Wettin gebracht werden, von wo sie Konrad zu ihrer letzten Ruhestätte auf den Petersberg geleitete. Am Tage der Beisetzung schenkte er jedem der drei Altäre des Klosters 6 Hufen.

Im J. 1146 nahm Konrad theil an dem Feldzuge nach Polen, der veranlaßt war durch das Hülfsgesuch des Herzogs Wladislaw an seinen Schwager König Konrad gegen seine eigenen Brüder. Die Deutschen richteten jedoch nicht viel aus; man mußte sich auf Unterhandlungen legen und mit diesen wurden die beiden Markgrafen Albrecht und Konrad betraut, welche auch eine Versöhnung' der Streitenden zu Wege brachten.[42]) Dann wohnte Konrad der Versammlung bei, welche der König vor Antritt seines Kreuzzuges in Frankfurt ab-

29) Annal. Saxo 1137. 30) Stumpf 3353. 31) Schultes I, 4, No. 117. 32) Stumpf 3378. 33) Annal. Saxo 1138. 34) Schöttgen, Konrad S. 291 fg. 35) Stumpf 3466. 3468 seq. 36) Schultes II, 1 No. 149.

37) von Heinemann l. c. I, No. 290. 38) Vgl. Ermisch in von Weber's Archiv für sächs. Geschichte N. F. III, 268. Stumpf 3452. 39) Knothe ebendas. VI, 177. 40) Die Angabe des Chron. Mont. Ser., daß Konrad im J. 1135 eine Pilgerfahrt gemacht habe, ist jedenfalls ein Irrthum. Lobeck S. 15. 41) Schultes I, 183 seq. 42) Vincent. Annal. Prag 1149. Mon. Germ. SS. XVII, 664.

hielt.[43]) Hier wahrscheinlich kamen die sächsischen Fürsten überein, anstatt nach Palästina einen Kreuzzug gegen die Wenden zu unternehmen, denn schon hier wurde vielen derselben und unter ihnen dem Markgrafen das Abzeichen der Wendenkreuzfahrer, das auf einer Kugel stehende Kreuz, angeheftet.[44]) Von Frankfurt begab sich Konrad nach Zeitz[45]) (am 13. April), am 24. war er in Nürnberg.[46]) Befand er sich am 13. Mai wirklich bei Bischof Udo von Naumburg[47]), so war es das letzte mal, daß beide sich sahen, denn Udo, der an des Königs Kreuzzuge theilnahm, starb auf der Heimreise. Es wird durch Konrad's Einfluß geschehen sein, daß sein Neffe Wichmann, der Sohn seiner Schwester Mathilde, zum Nachfolger desselben gewählt wurde. Gegen die Wenden brach das sächsische Heer in zwei Abtheilungen auf, die eine gegen die Abodriten, die andere, bei der sich Konrad befand, zog, angeblich 60,000 Mann stark, Anfang August von Magdeburg aus gegen die Liutizen. Von Konrad's Thaten auf diesem Zuge verlautet nichts, im Februar 1148 war er wieder in Erfurt[48]), am 9. Juli 1150 war er bei Bischof Wichmann in Zeitz, am 1. Sept. d. J. schenkte er zum Unterhalt eines Priesters in der von Burggraf Albert von Meißen gestifteten, im burggräflichen Hofe befindlichen Kapelle das Dorf Zelowitz im Burgwart Gana. In dem großen Parteikampfe der Staufer und Welfen, welcher das Reich spaltete, stand er nach wie vor auf seiten der erstern; er war auf der Versammlung, welche Heinrich's des Löwen Feinde im September 1151 zu Würzburg hielten[49]), auf der der sächsischen Fürsten zu Altenburg am 13. Nov., welche jenem Kampfe galt[50]), am 18. Mai 1152 auf dem Reichstage, den der neugewählte König Friedrich I. nach Merseburg berufen hatte.[51]) Hier war es, wo er die Erhebung seines Neffen Wichmann auf den erledigten Erzstuhl von Magdeburg an Stelle des von dem zwiespältigen magdeburger Klerus Vorgeschlagenen einleitete; hier trat er vermuthlich in nähere Beziehungen zu Sven, demjenigen der drei dänischen Thronprätendenten, welchem König Friedrich auf diesem Reichstage Dänemark als deutsches Reichslehn verlieh, denn kurz darauf vermählte sich derselbe mit Konrad's Tochter Adela.[52]) Saxo Grammaticus weiß zu erzählen, Sven habe, um sich seines gefährlichen Nebenbuhlers Waldemar zu entledigen, denselben hinterlistigerweise vermocht, ihn auf einer Reise zu seinem Schwiegervater zu begleiten, willens ihn demselben als Gefangenen zu übergeben, aber entrüstet habe der Markgraf seine Beihülfe zu solchem Betruge verweigert und sie nur für den Fall verheißen, wenn Sven in offenem Kampfe gegen seinen Feind aufzutreten wage.[53]) Als aber Sven 1154 wegen seiner Grausamkeit aus Dänemark vertrieben wurde, fand er zwei Jahre lang eine Zuflucht bei seinem Schwiegervater. Zuletzt begegnen wir diesem in der Umgebung des Königs im October 1155 zu Würzburg. Kurz darauf aber reifte in ihm der Entschluß, sich aus der sündigen Welt in die Stille des Klosters zurückzuziehen. Nachdem er in der meißener Kirche vor zahlreichen Zeugen die Waffen abgelegt hatte, begab er sich nach dem Petersberge, wohin er auf den 30. Nov. 1156 eine große Versammlung, außer seinen Söhnen den Markgrafen Albrecht, Erzbischof Wichmann und viele andere geistliche und weltliche Herren, berufen hatte. Diesen that er seine Absicht kund und, nachdem er noch dem Kloster den an der Ostseite des Berges gelegenen Wald geschenkt hatte, vertheilte er seine Länder unter seine Söhne in der Weise, daß der älteste Otto das Hauptland, die Mark Meißen, Dietrich die Mark Lausitz, Heinrich die Grafschaft Wettin, Dedo die Grafschaft Wettin und Friedrich die Grafschaft Brehne erhielt. Dann ließ er alle Schenkungen, die er oder seine Gemahlin gemacht hatten, von seinen Söhnen bestätigen, verordnete, daß jedesmal der Aelteste seiner Nachkommen die Vogtei über das Peterskloster führen, daß keiner sie als Lehn weitergeben, der Vogt niemals ohne Zustimmung der Brüder demselben eine Abgabe auferlegen solle, und bestimmte dasselbe seinen Nachkommen zum Erbbegräbniß. Auch der alten Familienstiftung Gerbstädt gedachte er noch, indem er ihre Besitzungen bestätigte. Hierauf legte er am Altare des heil. Petrus seine weltlichen Kleider ab, empfing aus den Händen des Erzbischofs Wichmann das geistliche Gewand und legte seinen Söhnen nochmals das Kloster, die Ruhestatt ihrer Aeltern, ans Herz. Nur 2 Monate und 5 Tage hat er als Mönch in demselben gelebt; er starb am 5. Febr. 1157 und wurde von Erzbischof Wichmann in der Mitte der Kirche, zur Linken seiner Gemahlin und seiner Schwester Mathilde, begraben. (*Th. Flathe.*)

43) Stumpf 3540. 3543. 44) Annal. Stad. Mon. Germ. SS. XVI, 327. 45) Schultes II, 1, 196. 46) Stumpf 3547. 47) Schultes II, 1, 244. 48) von Heinemann I, 341. 49) Stumpf 3585—3587. 50) Ibid. 3594. 51) Ibid. 3626 seq. 52) Geneal. Wettinens. Mon. Germ. SS. XXIII, 228. 53) Saxo Grammat. edd. Mueller et Velschow p. 707 seq.

KONRAD I., König des ostfränkischen (deutschen) Reiches 911—918 und in dieser Würde der Nachfolger des Karolingischen Hauses, dem er auch verwandtschaftlich verbunden war und vor seiner Thronbesteigung als einer der ersten unter den weltlichen Großen nahe stand. Das edle Geschlecht, welchem Konrad entstammte, das Haus der Konradiner, wie es jetzt gewöhnlich genannt wird, war fränkisch im engern Sinne: in Hessen und im Gebiete der Lahn war es schon seit langer Zeit heimisch. Hier lagen die Erbgüter und die Grafschaften, welche sich fast schon nach Art von Allodien innerhalb der Familie vererbten; von hier erfolgte die Ausbreitung des Familienbesitzes über andere Theile des Reiches, die Erwerbung von Aemtern und Lehen außerhalb der fränkisch-hessischen Heimat, womit es unter den letzten Karolingern so rasch und glücklich weiterging, daß die Konradiner um das J. 900 zu den meistbegüterten Geschlechtern im Reiche gehörten, ostwärts die Saale (Ilm) und das obere Maingebiet, westwärts die Mosel bis Trier erreicht hatten und vielleicht noch darüber hinausgingen. Als der erste historisch bekannte Ahnherr des Konradinischen Hauses gilt mit großer Wahrscheinlichkeit Gebhard, unter Ludwig dem Frommen und Ludwig dem Deutschen Graf im Lahngau

und Begründer der Stiftskirche zu Gemünden im Westerwalde, nördlich von Weilburg. Dieser hatte vier Söhne; von ihnen ist aber nur einer, Udo, hier zu nennen, da gewichtige Gründe dafür sprechen, daß er der Großvater unsers Königs war. Während der bedeutungsvollen Epoche des J. 887, als die Kaisermacht Karl's III. kläglich zusammenbrach und die königliche Gewalt im ostfränkischen Reiche auf Arnolf von Kärnten überging, bestand das Konradinische Geschlecht nachweislich aus vier Brüdern: Konrad, Gebhard, Rudolf und Eberhard, die sämmtlich als Söhne jenes Udo zu betrachten sind und successive reichsgeschichtlich bekannt werden, alle in engem Anschlusse an König Arnolf. Einer von ihnen, Rudolf, trat in den geistlichen Stand ein und wurde 892 von Arnolf zum Bischof von Würzburg erhoben. Die andern Brüder blieben Laien, vermählten sich und hinterließen männliche Nachkommen. So vor allen Konrad, das Haupt des Geschlechts während eines Jahrzehnts: seine Gemahlin hieß Glismuoda (gest. am 24. April 924) und aus ihrer Ehe entsprossen drei Söhne: Konrad der Jüngere, der spätere König, ferner Eberhard, später Markgraf, vermuthlich in Thüringen, und Stammesherzog in Franken und Otto, Graf im Lahngau. Die Gunst der beiden letzten Karolinger gegen diese Konradiner ging sehr weit und zu ihrer Erklärung bedarf es durchaus der Annahme, daß verwandtschaftliche Rücksichten mit im Spiele waren; das Mittelglied bildete Uda, die Gemahlin Arnolf's, und zugleich, wie aus dem Namen und aus ihrem Erbbesitze zu Lahnstein mit Sicherheit gefolgert werden darf, eine Angehörige des Konradinischen Hauses. Ein neues Feld des Wirkens und Erwerbens erschloß sich den Konradinern in Lothringen in den letzten Zeiten des Königs Zwentibulch und in den ersten Jahren Ludwig's IV. In die dynastischen Händel dieser Brüder griffen die Konradiner ein, wol nicht ohne Eigenmächtigkeit, aber energisch und erfolgreich. Konrad der Aeltere und Gebhard führten die Sache Ludwig's nach Kräften und errangen sich selbst eine dominirende Stellung der Art, daß Gebhard in den Quellen mehrfach als Herzog von Lothringen bezeichnet wird, während sein Bruder Konrad und nach ihm seine Söhne Konrad der Jüngere und Eberhard als Laienäbte des großen und reichen Klosters St.-Maximin bei Trier gut bezeugt sind. Unter den lothringischen Großen rief dieses Eindringen und Emporstreben eines fremden, überrheinischen Geschlechts Beunruhigung und Eifersucht hervor, und es währte nicht lange, so gab es in Lothringen eine bedeutende Partei, welche trachtete die fränkischen Herren wieder zu vertreiben. Aus ähnlichen Ursachen kam es zu einer andern großen Parteiung zwischen Konradinern und dem mächtigsten Geschlechte des innern Ostfrankens, den Babenbergern, und in der blutigen Fehde, die hieraus entsprang, haben Eberhard (902) und Konrad der Aeltere (900) den Tod gefunden. Der jüngere Konrad kämpfte während dessen in Lothringen und bewährte sich als tüchtigen Krieger, indem er die Gegner in ihr eigenes Gebiet verfolgte und sie zwang die Feindseligkeiten einzustellen. In der nächsten Folgezeit bemerkt man ihn häufiger als einen der andern Konradiner in der Umgebung und am Hofe des Königs Ludwig IV. In einer Reihe von königlichen Urkunden aus den J. 907—911 wird auf seinen Rath oder seine Fürsprache Bezug genommen und kaum ist es noch zweifelhaft, daß der herzogliche Titel, der ihm zuweilen gegeben wird, eine reale Bedeutung hatte, daß er bezogen werden muß entweder auf den Erwerb markgräflicher Rechte im östlichen Thüringen oder, was uns wahrscheinlicher ist, auf eine herzogliche Stellung an der Spitze der ostfränkischen Großen. Unter den Konradinern war zu Anfang des J. 911 niemand so angesehen und mächtig wie der jüngere Konrad; denn sowol sein Oheim Rudolf, der Bischof von Würzburg, als auch Gebhard, der Herzog von Lothringen, weilten nicht mehr unter den Lebenden: sie waren beide umgekommen in Kämpfen zur Abwehr der Ungarn, jener 908, dieser 910.

Da geschah es nun, daß König Ludwig IV. starb, im Hochsommer 911, wahrscheinlich am 20. Aug. Er war unvermählt; mit ihm erlosch der ostfränkische Mannsstamm des Karolingischen Hauses, während die Dynastie in Westfrancien von Karl dem Einfältigen fortgesetzt wurde und auch in Lothringen Anhang hatte. Noch bei Lebzeiten Ludwig's IV. waren lothringische Große, an der Spitze Reginar, Graf im Haspengau, von jenem abgefallen und hatten Karl von Westfrancien zu ihrem Könige erkoren. Aber keine Spur davon, daß unter den deutschen Stämmen rechts vom Rhein Neigung bestanden hätte, diesem Beispiele zu folgen. Franken und Sachsen begehrten, wie Widukind von Corvei glaubwürdig erzählt, das Haupt des Ludolfingischen Hauses, den sächsischen Herzog Otto, dessen Schwester Liutgard mit Ludwig III. vermählt gewesen war, einmüthig zum König, indessen Otto lehnte ab unter Hinweis auf sein hohes Alter. Er gab den Rath, daß man den Frankenherzog Konrad auf den Thron erheben möge, und aus der Königswahl, welche zu Anfange des Novembers in Forchheim stattfand, unter Betheiligung aller rein deutschen Stämme, der Franken und Sachsen, der Baiern und der Alemannen, ging Konrad in der That als König hervor. Die Wahl, der die Weihe sich vermuthlich unmittelbar anschloß, erfolgte zwischen dem 7. und 10. Nov. 911, von welchem Tage die erste Urkunde des neuen Königs datirt ist. Sie nennt Erzbischof Hatto von Mainz als Erzkaplan; indessen bald darauf übertrug der König diese Würde auf Erzbischof Piligrim von Salzburg, den ersten Prälaten Baierns, der sie schon unter Ludwig IV. eine Zeit lang besessen hatte. Auch die andern Beamten der letzten Karolingischen Kanzlei nahm Konrad in seine Dienste und wenn Bischof Salomon von Konstanz als Kanzler schon unter dem Vorgänger in hoher Gunst gestanden hatte, so behauptete er seine Stellung beim Thronwechsel in jeder Beziehung. Konrad's nächstes Bemühen ging dahin, sich unter den geistlichen und weltlichen Großen des obern Deutschlands, der Baiern und Schwaben, einen festen Anhang zu bilden; Beweis dessen ist aus den ersten Monaten seiner Herrschaft unter andern ein Tag in Ulm, wo er mehrere Bischöfe und eine stattliche Reihe von Grafen um sich hatte. Aber am vertrautesten

stand er doch mit dem Bischofe von Konstanz; bei ihm weilte er während des Weihnachtsfestes 911; auch Sanct-Gallen, wo Salomon Abt war, wurde besucht und vom Könige mit Gunst und Gaben dermaßen bedacht, daß die Erinnerung an ihn gerade hier noch lange lebendig blieb.

Vom Bodensee begab König Konrad sich wieder nach Ostfranken, jedoch, wie es scheint, nur vorübergehend, um ein Heer zu sammeln und den Kampf um Lothringen aufzunehmen. Hier war Karl von Westfrancien mittlerweile in Person zur Herrschaft gelangt. Von den großen Bisthümern des Landes war Cambray ihm zuerst zugefallen, noch im J. 911; dann hatte er in Metz und Toul Hof gehalten und in den ersten Tagen des Februars war er nach dem Elsasse vorgedrungen, auch dort empfangen von Sympathien, welche in Stiftern und Klöstern ihren Sitz hatten. Um die Unsicherheit aller Besitz- und Machtverhältnisse zu steigern, gesellte sich zu der westfränkischen Invasion in den rheinischen Reichslanden eine burgundische. König Rudolf I. aus dem Welfenhause, der Stifter der Dynastie, sollte die Thronbesteigung Konrad's nicht lange überleben; am 25. Oct. 912 ist er gestorben. Aber zuvor gelang es ihm noch sich Basels zu bemächtigen; zu der spätern Entfremdung dieser wichtigen Grenzstadt und ihres Bisthums vom Deutschen Reiche ist damals der Grund gelegt worden. König Konrad's Unternehmungen bezweckten die Vertreibung des westfränkischen Königs und die Unterwerfung der abtrünnigen Lothringer, jedoch weder in der einen noch in der andern Richtung hatten sie Erfolg. Straßburg, um die Mitte des März 912 noch behauptet, ging später verloren; auf einem Zuge durch Niederlothringen erreichte der König Aachen, die Stadt Karl's des Großen, aber nicht einmal von Besitznahme, geschweige denn von dauernder Herrschaft ist die Rede in der lakonischen Ueberlieferung eines alemannischen Annalisten, und wenn Konrad zur Fortsetzung des Kriegs im folgenden Jahre (913) einen neuen Angriff auf Lothringen machte, so verbesserte sich seine Position nur in einer Beziehung: er faßte damals wieder Fuß im Elsaß, in Straßburg konnte er wieder Hof halten. Im übrigen blieben die Reichslande links vom Rhein westfränkisch so lange, als Konrad an der Regierung war. Es gebrach ihm nicht an dem Willen, sie zurückzuerobern, sondern an der Macht. Das nationale Einverständniß, welches ihn emporgehoben hatte, war nur von kurzer Dauer gewesen und außer Stande zu verhindern, daß zwischen dem Könige und den leitenden Männern einzelner Volksstämme Streitigkeiten ausbrachen. Es kam zu Conflicten, welche sein Ansehen am meisten bei den heerbannpflichtigen Klassen des Volkes schädigten und die Reichsgewalt in großen Gebieten überhaupt lahm legten.

Der erste Anlaß zu dieser verhängnißvollen Wendung lag in einer Abwandlung der sächsischen Verhältnisse und der Beziehungen des Königs zum sächsischen Herzogshaus. Herzog Otto war am 30. Nov. 912 gestorben; Heinrich, der Sohn desselben und schon damals ein ungemein volksthümlicher Fürst, ergriff von der herzoglichen Gewalt Besitz, und der König, der sich zu Anfange des J. 913 nach Sachsen begab, widerstrebte der Erhebung Heinrich's mit nichten, soweit es sich nur um die Succession in das ursprüngliche Stammesherzogthum handelte. Dagegen war er nicht gewillt, alle Besitzungen des verstorbenen Herzogs, welche außerhalb Sachsens lagen, dem Sohne und Nachfolger einzuräumen. Dem Kloster Hersfeld z. B., über welches Herzog Otto als Laienabt geboten hatte, gab König Konrad gleich nach seiner Rückkehr aus Sachsen das Recht der freien Abtswahl zurück, und anderswo, vornehmlich in Thüringen, wo Heinrich wahrscheinlich nicht nur auf gräfliche, sondern auch auf markgräfliche Rechte Anspruch erheben konnte, wo er überdies in Bezug auf Land und Leute an dem Erzbischofe von Mainz einen gefährlichen Nebenbuhler hatte, muß von seiten des Königs Aehnliches geschehen sein. Nur so erklärt es sich, wie dieser im Sachsenlande so verhaßt werden konnte, daß ihm und Erzbischof Hatto ein heimtückischer Anschlag auf das Leben des Herzogs zugeschrieben wurde, wovon Widukind's Erzählung (Buch I, Kap. 25) eine mehr sagenhaft merkwürdige als historisch glaubhafte Kunde gibt. Als thatsächlich ist nur anzunehmen, daß Herzog Heinrich, um seine Ansprüche in ihrem ganzen Umfange auch gegen den Willen des Königs durchzusetzen, zu den Waffen griff; noch im Frühjahre 913 bemächtigte er sich der in Sachsen und Thüringen gelegenen Besitzungen des Erzstiftes Mainz, und zwei Grafen Burchard und Bardo, welche mit gutem Grunde für Söhne des thüringischen Markgrafen oder Herzogs Burchard (gest. 908) galten, trieb er aus dem Lande. Auch den Tod des Erzbischofs Hatto von Mainz (gest. am 15. Mai 913) bringt Widukind mit diesen Vorgängen in Zusammenhang; aus Gram über das Scheitern seiner Pläne wäre jener gestorben. Soviel ist gewiß: durch den Tod dieses hervorragenden und ergebenen Kirchenfürsten, den Heriger, der neue Erzbischof von Mainz, doch nicht zu ersetzen vermochte, verlor der König sehr viel und gerade zu einer Zeit, da er des Rathes und der Unterstützung mehr als je bedurfte.

Kaum war der Bruch mit Herzog Heinrich von Sachsen eingetreten, so erhob sich in Schwaben ein neuer und nicht minder gefährlicher Widersacher: Graf Erchanger, der unter den weltlichen Großen des Landes unstreitig der erste war und schon deshalb die übrigen überragte, weil er mit der Grafschaft über mehrere Gaue unter König Konrad das Amt des Pfalzgrafen verband. Mit seinem Bruder Berchtold hielt er fest zusammen; vor allem gegen Bischof Salomon von Konstanz machten sie schon seit lange gemeinsame Sache; mit diesem Prälaten geriethen sie wiederholt in Haber und Streit, wie das auch kaum anders sein konnte, weil Erchanger auf die Stellung eines Herzogs hinarbeitete, aber in diesem Streben von dem Bischofe und dessen Machterweiterungen auf Schritt und Tritt gehindert wurde, und solche Reibungen wirkten dann wieder nachtheilig zurück auf das Verhältniß jener Großen zum König. Nahe Verwandte, Oheime des Herzogs Arnolf von Baiern waren die beiden Brüder dessen Bundesgenossen in der Schlacht, die

er den Ungarn im J. 913 am Inn lieferte und siegreich durchfocht; und in demselben Jahre entzweite Erchanger sich mit dem Könige, vermuthlich über Angelegenheiten, die mit der Rivalität zwischen Erchanger und Salomon zusammenhingen. Konrad mußte selbst nach Schwaben ziehen, um Frieden zu schließen, und zu den Bürgschaften des Vertrags gehörte, daß er eine Ehe einging, die ihn sowol mit den schwäbischen Machthabern als auch mit Herzog Arnolf von Baiern verschwägerte: er vermählte sich nämlich mit Arnolf's Mutter Kunigunde, welche eine Schwester Erchanger's und Berchtold's war. Aber die Streitigkeiten der schwäbischen Großen unter sich nahmen ihren Fortgang ungeachtet jenes Friedensschlusses; eine neue Entzweiung folgte ihm auf dem Fuße und dabei geriethen Bischof Salomon und seine alten, aber stets kampfbereiten Widersacher, insbesondere Erchanger mit seinen Verwandten, so heftig aneinander, daß diese Gewalt brauchten, den Bischof gefangen setzten und auch dem Könige, der eiligst herbeikam (Anfang 914), trotzig die Spitze boten. In dem nun folgenden Kampfe zog die aufständische Partei den kürzern; Erchanger selbst wurde gefangen genommen, vor Gericht gestellt und, während Salomon seine Freiheit wieder erhielt, mit Landesverweisung bestraft. Aber der König und seine Anhänger zogen aus diesem Siege nur geringe Vortheile. Denn das Haus Burchard's, des Grafen in der Bar, der zugleich die Markgrafschaft über Rätien besessen und energisch, aber vergeblich versucht hatte, eine herzogliche Gewalt über ganz Schwaben zu erzwingen, war noch nicht ausgestorben, noch lebte Burchard's gleichnamiger Sohn, und kaum war Erchanger beseitigt, so erschien der jüngere Burchard wieder in Schwaben (914), um dem Könige die Herrschaft streitig zu machen. Dieser, immer mehr beschränkt auf die Kräfte und Hülfsquellen seines fränkischen Stammlandes, vermochte mit Waffengewalt überall nur wenig auszurichten. Während er seinen Bruder Eberhard den Sachsen und ihrem Herzoge entgegenstellte, rückte er selbst von neuem in Schwaben ein (915) und bedrängte eine Rebellenschar, die den Hohen Twiel besetzt hielt; aber er mußte die Belagerung aufheben und schleunig nach dem Norden zurückkehren, weil Eberhard hart an der Grenze von Sachsen und Hessen, bei Eresburg an der Diemel, mit Herzog Heinrich zusammengestoßen war und eine schwere Niederlage erlitten hatte. König Konrad folgte dem abziehenden Sieger ins südliche Sachsen bis Grona, einer Burg, welche vielleicht mit der spätern Königspfalz im Leinethale identisch ist. Hier hielt Heinrich den Angriffen des Königs Stand, aber dieser hatte um so weniger Ausdauer, je ungünstiger die Lage der Dinge im obern Deutschland mittlerweile geworden war.

Bald nach dem Abzuge Konrad's vom Hohen Twiel war Erchanger zurückgekehrt und unter seiner Führung nahm dann der Aufstand rasch die größten Dimensionen an. Erchanger, Berchtold und Burchard bildeten eine Partei, um ganz Schwaben vom Könige loszureißen; auf einen Sieg, den sie über die Königlichen in der Nähe von Stockach erfochten, folgte die Erhebung Erchanger's zum Herzog, (915) und ihm zur Seite, vermuthlich auch im Einverständnisse mit ihm muß Herzog Arnolf von Baiern zum Abfall geschritten sein oder doch mit Feindseligkeiten gedroht haben, die den König auf das ernstlichste gefährdeten. Denn dieser, sonst mit der Bekämpfung seiner sächsischen und schwäbischen Widersacher fast ausschließlich beschäftigt, wandte sich im Sommer 916 mit ganzer Kraft gegen Baiern, überzog es mit Krieg und ließ die Waffen nicht eher ruhen, als bis er bedeutende Erfolge erzielt, eine Feldschlacht gewonnen, Regensburg, die Hauptstadt des Landes, erobert und den Herzog verjagt hatte. Arnolf suchte und fand Zuflucht im Feindeslande bei den Ungarn. Auch über die Häupter des schwäbischen Aufstandes sollte König Konrad Herr werden und zwar entsprechend der besondern Natur der Conflicte, welche der königsfeindlichen Bewegung speciell auf alemannischem Boden zu Grunde lagen, unter entscheidender Mitwirkung der von den Herzogen stets bedrohten geistlichen Gewalt, ja sogar unter päpstlicher Autorität, welche übrigens während Konrad's Regierung nur in kirchlichen Localangelegenheiten zur Geltung kam. Papst Johann X., berühmt durch die Entschlossenheit, womit er den Sarazenen entgegentrat (916), beabsichtigte, indem er Bischof Petrus von Orta als seinen Legaten nach Deutschland schickte, auf die politischen Zustände einzuwirken, und so kam es, daß die Beschlüsse einer größeren Synode, welche mit dem Legaten am 20. Sept. 916 zu Hohenaltheim im Rieß tagte, einen hochpolitischen Charakter trugen. Die Bischöfe des Sachsenlandes, die sich fern gehalten hatten, traf strenger Tadel wegen ihres Ausbleibens; daß sie auf einer neuen, nach Mainz anberaumten Synode erscheinen sollten, wurde ihnen ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Die gefährdete Lage des Königthums bildete einen Hauptgegenstand der Berathungen und die bezüglichen Beschlüsse der Bischöfe bewegten sich durchaus nicht nur in Allgemeinheiten, in Verdammungssentenzen und Strafbestimmungen wider Treubruch, Verrath, Gewaltthaten und ähnliche Vergehen, sondern die Synode ging auch richterlich vor gegen die einzelnen Königsfeinde in Schwaben und Baiern und gegen die Vornehmsten, die ja zugleich mit diesem oder jenem Bischofe verfeindet waren, am nachdrücklichsten. Wahrscheinlich waren sie insgesammt vorgeladen, aber nur Erchanger's und Berchtold's Anwesenheit ist so ziemlich gewiß; über ihr Schicksal sind wir denn auch genauer unterrichtet. Schwere Kirchenstrafen: Eintritt ins Kloster und lebenslängliche Pönitenz hatte die Synode über sie verhängt; indessen der weltlichen Gerechtigkeit, welche der König walten ließ, sobald er die beiden Gegner im Gewahrsam hatte, geschah damit nicht Genüge; als Aufrührer zum Tod verurtheilt sind Erchanger, Berchtold und ihr Neffe Liutfried hingerichtet, ihre Besitzungen meistens confiscirt worden. Trotz alledem hat nun aber die enge und auf weitgehender Interessengemeinschaft beruhende Verbindung des Königs mit der höhern Hierarchie für die erstrebte Wiederherstellung und Kräftigung der Monarchie beiweitem nicht das geleistet, was man nach solchen Vor-

gängen hätte erwarten sollen. Nur im Norden des Reiches ruhten die Waffen, vielleicht infolge eines zwischen dem König und Herzog Heinrich getroffenen Abkommens, für dessen Existenz unter anderm der merkwürdige Umstand zu sprechen scheint, daß die Acten der Synode von Hohenaltheim über das Zerwürfniß der beiden Fürsten mit Stillschweigen hinweggehen. Im Süden dagegen dauerte der Kampf fort mit unverminderter Heftigkeit auch nach der Katastrophe Erchanger's und seiner Verwandten und überall ergab sich ein Umschwung zum Nachtheil des Königs. In Schwaben trat der jüngere Burchard an die Stelle Erchanger's: dem Könige gegenüber Rebell, fand er im Lande Anerkennung als Herzog und gebrauchte seine Macht, um die königliche Partei niederzuhalten. In Baiern entwickelte sich ein ähnlicher Zustand, nachdem Herzog Arnolf wieder hervorgetreten und über Salzburg in Regensburg eingedrungen war. Umsonst, daß König Konrad mit Heeresmacht heranzog und ihm Regensburg streitig machte; unverrichteter Sache mußte er wieder abziehen (917, wahrscheinlich im Sommer), worauf Arnolf auch das übrige Baiern unterwarf und an der Spitze eines bedeutenden, ihm völlig ergebenen Vasallenheeres eine allseitig gesicherte Stellung errang.

Unter diesen Umständen war für ein kräftig wirkendes Königthum im Reiche außerhalb Frankens fast nirgends mehr Raum und es ist schwerlich bloßer Zufall, wenn die Ueberlieferung bezüglich weiterer Thaten des Königs beinahe verstummt: für das Jahr, welches dem verunglückten Feldzuge in Baiern folgte, beschränkt sie sich im wesentlichen auf einige Urkunden und nennt uns nur die Pfalzen und Klöster des Frankenlandes, in denen der König mit seinen Getreuen weilte. Selbst die größte Noth und Plage der Zeit, das gewaltige Elend, welches der ganzen Culturwelt, insbesondere den deutschen Ländern aus den wilden Einbrüchen und Heerfahrten der Ungarn erwuchs, vermochte nicht dem Rückgange der Reichsgewalt Einhalt zu thun: nicht einmal so weit schloß sich die Kluft zwischen dem Oberhaupte und den Gliedern des Reichs, daß ein gemeinsames Handeln wider den allgemeinen Feind möglich geworden wäre. Was wunder, wenn die Ungarn, unter geflissentlicher Schonung Baierns, das übrige Deutschland um so schwerer heimsuchten und ohne Widerstand zu finden in Gegenden vordrangen, die schon durch ihre Entlegenheit hätten geschützt sein sollen, wie Thüringen und Sachsen (912 und 915), Elsaß und Lothringen, wo sie 917 zum ersten mal erschienen und weithin Schrecken verbreiteten. König Konrad war sich der Unzulänglichkeit seiner Kräfte solchen Hindernissen und Schwierigkeiten gegenüber klar bewußt. Auch sein Bruder Eberhard erschien ihm nicht als der rechte Mann, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, wenn er der König nicht mehr sein sollte, wohl aber setzte er Vertrauen auf die Ueberlegenheit, welche der erste seiner fürstlichen Widersacher, Herzog Heinrich von Sachsen, in Krieg und Frieden gezeigt hatte. Als Konrad am Schlusse des J. 918 schwer erkrankt und sein Ende erwartend mit Eberhard und andern Getreuen über die Thronfolge zu Rathe ging, empfahl er dringend, selbst kinderlos wie er war, Heinrich zum König zu wählen; die Worte, welche Widukind dem sterbenden Herrscher in den Mund legt, enthalten vor allem die speciell an Eberhard gerichtete Aufforderung, demgemäß zu handeln, nach seinem Tode die Krone und andere Abzeichen der königlichen Würde dem Herzoge zu überbringen und Friede und Freundschaft mit ihm zu halten. Diese Bestimmung über die Nachfolge war die letzte That des Königs, der am 23. Dec. 918 starb und im Kloster Fulda bestattet wurde, aber sie ist seine bedeutendste; sie machte den Ruhm seines Lebens aus auch noch in späterer Zeit, da ein sächsischer Chronist von ihm sagte: „Dieser König befliß sich des gemeinen Wohles so sehr, daß er es — eine seltene Tugend — auch in seinem Feinde ehrte."

Aus der neuern Literatur zur Geschichte Konrad's I. sind hervorzuheben als kritisch werthvolle Arbeiten: K. Schwartz, König Konrad I., der Franke, Fulda 1850, (Gymnasialprogr.). — G. Waitz, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter König Heinrich I. (neu bearbeitet Berlin 1863): Einleitung nebst Excurs II. und IV. — E. Dümmler, Gesch. des Ostfränkischen Reichs, Bd. II. (Berlin 1865). — F. Stein, Gesch. des Königs Konrad I. von Franken und seines Hauses (Nördlingen 1872). — Von demselben Verfasser in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. XVI, S. 536 fg. Art. Konrad I. *(E. Steindorff.)*

KONRAD II. (1024—1038), Deutscher König und Römischer Kaiser aus dem Geschlechte der Salier oder Franken.

Chronologie. Geboren um 990, vermählt 1016, zum König der Deutschen gewählt c. 5. Sept. 1024, gekrönt zu Mainz 8. Sept. 1024, in Mailand mit der lombardischen Krone gekrönt März 1026, in Rom zum Kaiser gekrönt 1027 am Osterfeste (26. März). Sein Sohn Heinrich 1026 zum Nachfolger erwählt und 1028 in Aachen gekrönt, obwol erst zehn Jahre alt. Vor der Königswahl ward sein Name regelmäßig in der Koseform Chuono (Kono u. s. w.) gebraucht, den König nennt dagegen wenigstens sein Biograph Wipo und ebenso die Kanzlei stets respectvoll Chuonradus, während Konrad der Jüngere den Kosenamen behält. Die Schreibung des Namens Chuonradus schwankt selbst in den Urkunden der Kanzlei zwischen Ch, C und K, ao, u und o. Die Regierungsjahre werden in den Urkunden von drei Epochen abgezählt: 1) anni regni von der Königskrönung 8. Sept. 1024; 2) anni imperii 26. März 1027; 3) anni Henrici regis vom 14. April 1028. Ueber die Abweichungen einzelner Urkunden und über das Fehlen der Datirung nach anni regni italici und regni burgundici vergleiche H. Breßlau, „Die Kanzlei Kaiser Konrad's II." (1869) S. 65. Die Urkunden werden außer nach Regierungsjahren zugleich noch nach Jahren Christi und nach Indictionen datirt. Die Jahre Christi werden regelmäßig vom 25. Dec. ab gezählt, andere Zählungen der Zeit (vom 1. Jan., 1. März, 25. März, Ostern, 1. Sept.) kommen nicht vor oder nur vereinzelt. Die Tagesangaben sind römisch nach

Calenden, Iden, Nonen. Die Indiction scheint nicht vom September, sondern vom 25. Dec. gezählt zu sein (Breßlau a. a. O. S. 63.

Abstammung, Jugend. Konrad der Rothe, Herzog von Lothringen, aus fränkischem Geschlechte, vermählte sich 947 mit Luidgarde, einer Tochter Kaiser Otto's I. Ihr Sohn Otto erbte die reichen Besitzungen der Aeltern im Worms-, Speier-, Nahe- und Niedgau, deren Mittelpunkt die Burg Worms war, und gewann das Herzogthum Kärnten. Von seinen 4 Söhnen wurde Brun 996 Papst, Wilhelm 1029 Bischof von Straßburg, Heinrich, der älteste, vermählte sich mit Adelheid aus einem mächtigen Grafengeschlechte des Elsaß, starb aber vor dem Vater und das Herzogthum kam nicht an seinen Sohn Konrad, sondern an seinen jüngern Bruder Konrad und später an dessen gleichnamigen Sohn, Konrad den Jüngern, den Mitbewerber um die Kaiserkrone mit Heinrich's Sohne Konrad. Das Geschlecht war also eins der mächtigsten im Reiche und mit dem aussterbenden Hause der sächsischen Könige nahe verwandt. Der spätere Kaiser hatte aber nur den kleinern Theil der Besitzungen des Geschlechts geerbt, unter ihnen war Limburg bei Dürkheim, wo er später die berühmte Abtei baute.

Konrad war ein stattlicher Mann, über seine Umgebung um Hauptеslänge hervorragend, dives sensu, fortis manu vultuque angelicus. Lesen und schreiben verstand er nicht, aber sein Wille war fest, sein Urtheil scharf und seine Rede klar. Oftmals hatte sein Ausdruck etwas Sprichwörtliches. Einem Aufrührer, der durch Auslieferung eines andern Gnade suchte, antwortete er: se nolle inimicum emere ab inimico, und Aehnliches erzählt Wipo mehr. Im J. 1016 gewann er — der Sage nach durch gewaltsame Entführung — die Hand der Gisela, der Witwe des Herzogs Ernst von Schwaben, welche die Vormundschaft über ihren Sohn Ernst führte und in dieser Eigenschaft das Herzogthum Schwaben verwaltete. Gisela war bereits zum zweiten mal Witwe, aber noch immer eine junge Frau und von hervorragender Klugheit. Kaiser Heinrich entzog darauf der Gisela die Vormundschaft über ihren Sohn und die Verwaltung des Herzogthums Schwaben. Zweimal hat Konrad in den folgenden Jahren sich an Fehden seines Hauses betheiligt, die des Kaisers Zorn erregten, und eine Zeit lang scheint er auch in des Kaisers Acht gewesen zu sein.

Die Regierung. Kaiser Heinrich II. hatte das Reich in geordnetem Zustande hinterlassen. Freilich gelang es ihm nicht, die Slawen an der Elbe und die Polen in wirklicher Abhängigkeit zu halten, auch in Frankreich hatte er keinerlei Einfluß — das Kaiserthum war thatsächlich eine Herrschaft über Deutschland und Italien. Hier widerstand ihm aber auf die Dauer kein Rebell. Von einem Ende zum andern zog er unermüdlich hin und her, bald durch sein bloßes Erscheinen, bald durch Gewalt Gehorsam erzwingend. Die Mittel dazu gewann er großentheils durch freie Verfügung über das Kirchengut.

Unter den Bewegungen der Zeit war die Ausbreitung der cluniacensischen Richtung besonders wichtig. In vielen Klöstern kam es zu heftigen Kämpfen zwischen den alten Mönchen, welche mit einer gewissen Behaglichkeit leben wollten, und den Asceten der neuen Richtung, denen der heilige Eifer leicht zu einer Versuchung wurde, der in jeder kräftigen Natur schlummernden Gewaltthätigkeit und Herrschsucht die Zügel schießen zu lassen. Zu diesen Kämpfen kam in den letzten Tagen Heinrich's noch ein anderer, der weit größere Gefahren in sich barg. Erzbischof Aribo von Mainz hatte den Grafen von Hammerstein und seine Gemahlin mit dem Banne belegt, weil sie ihre wegen zu naher Verwandtschaft verbotene Ehe nicht lösen wollten. Kaiser Heinrich hatte die Burg des Grafen belagert und ihn gezwungen, Lehen und Eigen zu verlassen. Die Gräfin pilgerte jedoch nach Rom und appellirte an den Papst. Aribo von Mainz berief dagegen eine Synode nach Seligenstadt, welche beschloß, daß niemand von den durch die Bischöfe aufgelegten Strafen nach Rom appelliren könne, ohne vorher diese Strafen abzubüßen. Papst Benedict VIII. sah in diesem Beschlusse einen Eingriff in seine Rechte, nahm sich der Gräfin an und gewann durch besondere Gnadenerweise den Erzbischof von Köln, um mit dessen Hülfe den Mainzer zu stürzen. Der Kaiser neigte auf Seite des Papstes, die Kaiserin unterstützte den Erzbischof, und auch seine Suffragane traten in einer neuen Synode kräftig für ihn ein. So stand man vor dem Ausbruche eines schweren Kampfes, da starben kurz nacheinander erst der Papst und dann der Kaiser am 13. Juli 1024.

Heinrich II. starb kinderlos und hatte auch sonst nicht für die Nachfolge gesorgt. Acht Wochen vergingen, ehe es zur Wahl kam. Sie fand statt zu Kamba, einem jetzt nicht mehr vorhandenen Orte am Rhein zwischen Mainz und Worms, gegenüber Oppenheim. Die Fürsten der Sachsen[1]), Ostfranken, Schwaben und Baiern lagerten am rechten, die Rheinfranken und Lothringer auf dem linken Ufer. Auch Slawen waren zugegen, Italiener nicht, doch hätten sie der Meinung der Zeit nach (Wipo) ebenfalls das Recht gehabt theilzunehmen, da diese Wahl auch ihnen den König geben sollte. Von den Verhandlungen ist so gut wie nichts bekannt. Es standen sich zwei Parteien gegenüber. Beide richteten ihr Auge auf die den Sachsen nächstverwandten Salier, aber Aribo von Mainz war mit der Mehrzahl der Fürsten für den ältern Konrad, Pilgrim von Köln und die Lothringer waren für den jüngern Vetter, den Herzog Konrad von Worms. Die Entscheidung kam durch persönliche Verhandlung der beiden Candidaten, in welcher sie einer dem andern versprochen zu haben scheinen, den Gewählten anzuerkennen. Als danach der Erzbischof von Mainz dem ältern Konrad die Stimme gab und weitaus die meisten von den Fürsten ihm beitraten, da gab ihm auch der Herzog Konrad die Stimme. Der Erzbischof von Köln verließ dagegen mit den lothringischen Fürsten die Versammlung, ohne jedoch einen Gegenkönig aufzustellen. Aus der Hand der Königin-Witwe empfing Konrad die Reichsinsignien und zog mit

1) Breßlau, Konrad II., S. 12, sucht zu erweisen, daß die Sachsen der Wahl fern blieben. Gegenüber der bestimmten Angabe Wipo's ist das nicht zulässig.

der glänzenden Versammlung nach Mainz, wo ihn der Erzbischof Aribo (8. Sept. 1024) zum König krönte. Jedoch übte er seine Königspflicht schon auf dem Wege zum Dom, indem er Klagen entgegennahm. Er sah es nicht so an, als gewinne er das Recht durch die Krönung. Der Krönung folgte die Huldigung. Sie ward nicht nur von den Fürsten und Vasallen geleistet, sondern auch von angesehenen Gemeinfreien. Der Gemahlin Konrad's weigerte Aribo die Krönung. Ihre Ehe fiel in die verbotenen Verwandtschaftsgrade und wenn er auch den König nicht zur Auflösung der Ehe zu zwingen oder zu bannen vermochte, wie den Grafen von Hammerstein, so durfte er die Ehe doch nicht durch die Krönung der Gisela öffentlich gutheißen. Die Sache hätte den Gegnern Konrad's leicht Vorschub leisten können, aber der Erzbischof Pilgrim von Köln gab seinen Widerstand schnell auf und um ihn ganz vergessen zu machen, krönte er sogar die Gisela. Es ist das um so bemerkenswerther, als der Erzbischof Pilgrim zu der strengkirchlichen Partei gehörte. So vereinigte Konrad die beiden Parteien, die sich unter Heinrich II. feindlich gegenüberstanden. Die weltlichen Fürsten Lothringens beharrten meist in ihrem Widerstande, aber Konrad wurde trotzdem in Aachen, Lüttich, Nimwegen und dem übrigen Lothringen in feierlicher Weise als König empfangen. Während des Winters und Frühlings durchzog er in gleicher Weise Sachsen, Schwaben und Baiern, um die Huldigung zu empfangen, Klagen zu untersuchen und Gnaden zu ertheilen. Aehnlich brachte er alle seine Jahre zu. Eine feste Residenz gab es nicht, nur daß er in einigen Pfalzen besonders häufig weilte, so in Tribur, Aachen, Nimwegen, Regensburg, Allstedt, Wallhausen (in der Goldenen Aue) u. s. w.

Der Gandersheimer Streit. Das Frauenkloster Gandersheim, westlich vom Harze gelegen, war eine Familienstiftung des sächsischen Königshauses und deshalb von großem Ansehen. Schon unter Otto III. hatte der Erzbischof von Mainz mit dem ihm untergebenen Bischofe von Hildesheim gestritten, wer die geistliche Gerichtsbarkeit und bischöfliche Aufsicht über dasselbe zu führen habe. Unter den sonst so heiligen Männern Willegis von Mainz und Bernward von Hildesheim war es darüber zu den ärgerlichsten Auftritten gekommen, selbst an heiliger Stätte. Eine Synode zu Rom hatte für Hildesheim entschieden und ein Legat des Papstes ging nach Deutschland, um Willegis zur Unterwerfung unter diesen Beschluß zu bewegen. Da er sich weigerte, enthob ihn der Legat seines Amtes. Dieser Spruch hatte jedoch keine praktische Wirkung, und erst 1007 gelang es Kaiser Heinrich II., Willegis zu bewegen, das Recht Hildesheims anzuerkennen. Jetzt erneute Aribo den Streit. Er war aus jener bedrängten Lage in den letzten Tagen Kaiser Heinrich's zu großem Ansehen aufgestiegen. Von Rom hatte er nichts zu fürchten, da der Nachfolger Benedict's in Familieninteressen aufging, und König Konrad dankte vorzugsweise ihm die Wahl. Er erhielt denn auch unzweideutige Beweise seiner Gunst. So wurde ihm zu der Würde des Erzkanzlers von Deutschland die gleiche Würde auch für das italienische Reich verliehen, die unter Heinrich II. der Bischof von Bamberg hatte. Mit dieser Oberaufsicht über die Ausfertigung aller Urkunden und Briefe des Königs hatte Aribo die beste Gelegenheit, auf die Beschlüsse des Königs Einfluß zu üben, wenn er auch thatsächlich oft nicht zugegen war. Auf dem ersten „Königsritte" durch Lothringen, Sachsen u. s. w. begleitete Aribo den König und damals erneuerte er die Ansprüche seiner Kirche auf Gandersheim. Das bereitete dem Kaiser endlose Mühe. Denn der Bischof von Hildesheim, der heilige Godehard, war ebenfalls ein bedeutender Mann, und da er sich auf die Entscheidung von 1007 berief, so wußte Konrad nicht, wie er Aribo befriedigen könne. Zuerst verhandelte er zu Goslar (Ende Januar 1025) darüber, ohne einen endgültigen Spruch zu thun. In Grona bei Göttingen sollte die Sache entschieden werden, aber es kam wieder nur zu einem vorläufigen Spruche, ebenso ging es 1026 auf einem Concil zu Seligenstadt, bei dem Konrad nicht zugegen war, sodann auf dem großen Concil, das unter Konrad's Vorsitze 1027 in Frankfurt gehalten wurde, ebenso auf dem Tage, den Konrad 1028 in Pöhlde hielt. Erst 1030 ward der Streit beendigt. Dieser Streit mußte auf alle Geschäfte und Vorgänge am Hofe des Kaisers großen Einfluß üben und verbrauchte einen guten Theil der Kraft des Kaisers und der angesehensten Fürsten in unfruchtbaren Reibungen.

Die ersten Jahre. Während Konrad 1025 in Sachsen war, nahm der Polenherzog Boleslaw Chrobry Königsnamen und Königskrone an. Konrad durfte nicht daran denken, ihn zur Abhängigkeit zurückzuzwingen, in Deutschland und Italien nahmen ihn dringendere Aufgaben in Anspruch. Noch im J. 1025 auf einem Tage zu Augsburg kam es zum Bruch mit Konrad von Worms und in Italien war eine große Partei dafür thätig, sich von Deutschland zu trennen und den König Robert von Frankreich und als dieser ablehnte, den mächtigen und klugen Herzog Wilhelm von Aquitanien als König zu gewinnen. Für sich lehnte dieser auch ab, aber für seinen Sohn ging er darauf ein. Für Konrad wirkte namentlich der Erzbischof Aribert von Mailand. Dieser zog mit vielen Genossen über die Alpen und huldigte Konrad in Konstanz (Juni 1025). Konrad mußte möglichst bald nach Italien kommen, aber ein Aufstand seines Stiefsohnes, des jungen Ernst von Schwaben, hielt ihn zurück. Wahrscheinlich lag die Veranlassung zu dieser Erhebung in den burgundischen Verhältnissen. Rudolf III. von Burgund war schwach und um eine Stütze zu gewinnen gegen seine mächtigen Vasallen, übertrug der kinderlose Mann sein Land durch den Vertrag von Straßburg auf Kaiser Heinrich II. (1016). Er sollte jedoch die Verwaltung bis an seinen Tod noch selbst behalten und bald suchte er sogar von dem Vertrage wieder zurückzutreten. Im J. 1018 ward der Vertrag allerdings zu Mainz erneuert, aber dann trat Rudolf wieder zurück. Heinrich hielt indeß seinen Anspruch fest, und Konrad betrachtete die Angelegenheit so, daß Heinrich II. jene Ansprüche als König und also auch für das Reich und die Nachfolger im Reiche erworben habe. Herzog Ernst von Schwaben und Konrad von Worms (Franken) waren Neffen König Rudolf's

und fühlten durch König Konrad's Auffassung ihre Erbansprüche verletzt. Sie verbanden sich untereinander und die Herzoge von Lothringen, die den König noch immer nicht anerkannt hatten, traten mit vielen Großen zu ihnen. Es war ein gefährlicher Moment. Im Norden erhob sich drohend die Macht Knut's von England und Dänemark, im Osten der Polenkönig, Italien suchte der Herzog von Aquitanien an sich zu bringen — und dazu nun diese Empörung der Herzoge von Schwaben, Franken und Lothringen. Das war endlich dieselbe Zeit, wo die treuesten Anhänger Konrad's durch den Gandersheimer Streit aufgeregt und hingenommen waren.

Allein alle diese Gefahren gingen rasch vorüber. Der Herzog von Aquitanien fand die Parteiverhältnisse in Italien so ungünstig, daß er die Absicht auf die lombardische Krone fallen ließ. Mit König Knut wurde ein Freundschaftsvertrag geschlossen und der Polenkönig starb. Ohne eigentlichen Kampf unterwarfen sich nun auch die meisten Verschworenen, namentlich die Lothringer und Herzog Ernst (Februar 1026). Konrad stand jetzt so mächtig da, daß ihm die Fürsten ihre Zustimmung gaben, als er seinen erst achtjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger wünschte, und unbekümmert um die wenigen Herren, die ihm noch trotzten, zog er im März des Jahres über den Brenner nach Italien. In Mailand erwarb er die lombardische Krone und ordnete in den Städten Oberitaliens eine Menge von wichtigen Angelegenheiten. Die Stadt Pavia, welche beim Tode Heinrich's II. die Kaiserpfalz zerstört hatte, konnte dagegen nicht bezwungen werden, auch einige von den weltlichen Großen widerstanden und in Ravenna wagten die Bürger einen Aufstand, um die kleine Schar zu tödten, die bei Konrad in der Stadt war. Aber diesen Aufstand schlug er kraftvoll nieder, erstürmte auch mehrere Burgen des feindlichen Adels. So hatte Konrad bereits eine starke Stellung gewonnen, als die Sommerhitze ihn zwang, das Heer in die Vorberge der Alpen zurückzuführen. Im Herbste durchzog er die Lombardei noch einmal, unterwarf Pavia und wer sonst noch feindlich war, theils durch Gewalt theils durch kluge Unterhandlungen, und leitete mit den Gesandten des burgundischen Königs, die ihm an der Westgrenze entgegenkamen, eine Regelung der burgundischen Frage ein. Dann wandte er sich nach Rom. Niemand wagte ihn zu stören, er war durchaus der Herr in dem sonst von tausend Gegensätzen zerrissenen Lande. Am Osterfeste (26. März) 1027 wurde er hier inmitten einer überaus glänzenden Versammlung von den Römern zum Kaiser erwählt und von dem Papste gekrönt. Zwei Könige waren zugegen, Knut der Große von England und Dänemark und Rudolf von Burgund, fünf Erzbischöfe aus Deutschland, drei aus Italien, dazu etwa 60 Bischöfe und Aebte, dann eine große Zahl von Herzogen, Grafen und andern Herren.

Es ist bezeichnend für die Zeit, daß der Krönungszug gestört wurde durch einen Streit zwischen den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna über das Recht, den König zum Altar zu führen, und obwol Konrad ihn rasch entschied, so begannen doch die Mannen der Kirchenfürsten aufeinander loszuschlagen. Auch das römische Volk machte während des Festes einen Aufstand. Ein unbedeutender Streit zwischen einem Römer und einem Deutschen bildete den Anlaß zu einem schweren Kampfe. Die Deutschen siegten, die Römer mußten im Büßergewande, bloße Schwerter am Halse, um Gnade bitten.

In Rom traten große Aufgaben an Konrad heran. Der Papst war seiner Stellung nicht gewachsen. Er war der Bruder des verstorbenen Papstes und durch den Einfluß seiner Familie erhoben. Bis dahin Laie, durchlief er an einem Tage alle geistlichen Weihen und betrachtete das Papstthum mehr als einen Bestandtheil der Familienmacht. In dem Streite zwischen Aquileja und Venedig um das Erzbisthum Grado gab er erst Aquileja (1024), gleich darauf aber Venedig recht, wie dann jedoch 1026 Konrad für Aquileja eintrat, cassirte die vom Papste geleitete Synode wieder das zweite Urtheil. In drei Jahren sprach Rom also drei einander widersprechende Urtheile in derselben Sache. Doch ist dies nicht zu hart zu beurtheilen, dergleichen begegnet mehrfach. So entschied Rom den Streit, ob Lund von Bremen selbständig sei, 1133 für Bremen und 1137 für Lund. Das Beispiel ist um so belehrender, weil es sich dabei um die großartigsten, für die Entwickelung Bremen-Hamburgs und der nordischen Staaten entscheidenden Fragen handelte. Wenn sie so flüchtig und willkürlich behandelt wurden, was hatten dann die kleinen Kirchen und Klöster oder gar Privatpersonen zu gewärtigen? Das Papstthum wurde durch mannichfaltige und einander oft widerstreitende Sorgen beherrscht und oftmals wurden große Interessen fernliegender Kirchen oder Länder als Kaufpreis behandelt, um in kleinern Fragen, die aber dem römischen Klerus näher lagen, Vortheile zu gewinnen. Dazu kam, daß die Kirche bei jeder Papstwahl Gefahr lief, einem gewaltthätigen Intriguanten anheimzufallen.

Zahlreiche Klagen brachten die Klöster Italiens vor Konrad. Sie wurden sehr bedrängt von den weltlichen Großen und in vielen war alle Zucht verschwunden. Mit starker Hand griff Konrad ein, aber dauernde Ordnung konnte er doch nicht schaffen. Noch weniger in Unteritalien. Die Griechen hatten daselbst unter dem kräftigen Kaiser Basilius II. wieder größere Macht entfaltet, und der Papst war mit ihnen in Unterhandlungen getreten, welche seine Verbindung mit dem abendländischen Kaiserthume zu lockern und damit die Grundlage der ganzen damaligen Weltordnung zu erschüttern drohten. Denn das Papstthum hatte zwar den Anspruch, die allgemeine Kirche zu repräsentiren, es war aber thatsächlich die Organisation der abendländischen Kirche unter Rom. Es wäre von den weittragendsten Folgen gewesen, wenn Constantinopel als mehr oder weniger gleichberechtigt in diesen Verband eingetreten wäre. Bestrebungen, wie sie in der Rheimser Synode von 991, in dem Kampfe des Willegis, dann des Aribo von Mainz und später noch in den Ansprüchen von Mailand hervortraten, hätten dadurch freie Bahn gewonnen. Als Konrad erschien, hatte der Papst jenen Gedanken bereits wieder fallen lassen; es ist also nicht direct Konrad's Verdienst, aber es stärkte doch die

gefährdete Verbindung von Papstthum und Kaiserthum, daß Konrad damals mit solcher Kraft in Italien auftrat.

Auch in Unteritalien brachte Konrad darauf das Ansehen des Reichs wieder zur Geltung, weniger durch Gewalt als durch kluge Benutzung der gegebenen Verhältnisse. So bestätigte er die Normannen, die 1016 von Frankreich gekommen waren, im Besitze des eingenommenen Gebiets. Noch waren sie gering an Zahl, zeitweise kaum mehr als eine Räuberbande, aber doch schon nicht ohne Bedeutung für jene Gebiete.

Zu einer gründlichen Ordnung dieses entfernten Landes fehlte Konrad jedoch die Zeit, er mußte nach Deutschland zurück. Denn in Schwaben und Baiern hatten unterdeß seine Gegner die Waffen erhoben und verwüsteten die Besitzungen derjenigen, die dem Könige mit ihrer besten Mannschaft in Italien dienten. Konrad sandte seinen Stiefsohn Ernst von Schwaben zurück, den Landfrieden zu sichern, aber dieser gesellte sich den Aufrührern zu. Auf dem Rückmarsche strafte Konrad einen vornehmen Herrn, der Mittelitalien lange Zeit durch seine Raubzüge unsicher gemacht hatte, mit dem Galgen und hielt mehrere Versammlungen ab; die wichtigsten Ergebnisse waren, daß er das Bisthum Trient aus der Abhängigkeit des Herzogs von Kärnten loslöste, dem rebellischen Großen Welf seine Lehen entzog und dem Bisthume Brixen die Grafschaft desselben im Innthale überwies, zu welcher auch der Brennerpaß gehörte. In Regensburg verlieh er das Herzogthum Baiern seinem Sohne Heinrich und stellte eine Untersuchung an über das in Baiern gelegene Reichsgut. Dann begab er sich nach Ulm, um mit den Fürsten über Herzog Ernst zu richten. Dieser hoffte an der Spitze seiner Vasallen und Ministerialen dem Kaiser zu trotzen, aber zwei Grafen erklärten ihm im Namen der übrigen, gegen den König würden sie ihm nicht folgen. Durch des Königs Verleihung sei Ernst ihr Herr geworden, aber weil sie freie Männer seien, so wäre mit der Verleihung das Band nicht gelöst, das sie dem Könige verbinde. Der König sei der Schutzherr ihrer Freiheit. Da mußte sich Ernst unterwerfen und mit ihm unterwarfen sich alle bedeutenderen Genossen des Aufstandes. Konrad zwang sie zum Ersatz an die Geschädigten, nahm ihnen auch theilweise die Lehen und mehrere mußten Haft erdulden. So wurde Konrad der Jüngere eine kurze Zeit, „in liberis custodiis“ gehalten, bis seine besten Burgen gebrochen waren, und Herzog Ernst wurde auf das Schloß Giebichenstein bei Halle geführt. Aber noch vor Ablauf eines Jahres wurde er begnadigt (1028) und sogar wieder in sein Herzogthum eingesetzt. Als er sich jedoch 1030 weigerte, den Grafen Werner, der noch immer im Aufruhr gegen den Kaiser verharrte, als Reichsfeind zu behandeln, da entzog ihm Konrad das Herzogthum, that ihn in des Reiches Acht und ließ durch die anwesenden Bischöfe den Kirchenbann über ihn aussprechen. Einige Monate hielt sich der Flüchtige mit jenem Werner und einer kleinen Schar in den Schluchten des Schwarzwaldes, bis sie am 17. Aug. im Kampfe mit den Mannen des Kaisers den Tod fanden. Schwaben verlieh Konrad an Ernst's Bruder Hermann, und als dieser einige Jahre später ohne Erben starb, an seinen eigenen Sohn Heinrich, der bereits Baiern hatte und auch schon seit 1026 zum Nachfolger bestimmt und 1028 in Aachen zum König gekrönt war.

Burgund. Nach dem Siege über die Empörer, noch vor Schluß des J. 1027, gelang es Konrad in Basel, Rudolf von Burgund zu bewegen, die Verträge von Straßburg und Mainz zu erneuern. Rudolf übertrug das Land dem Kaiser in aller Form. Er erhielt dann die Insignien der Herrschaft zurück, sandte sie aber, als er seinen Tod nahe fühlte, getreu seinem Versprechen Kaiser Konrad zu (September 1032). Konrad kämpfte gerade gegen die Polen, vollendete erst seinen Sieg und zog dann im December nach Westen. Unterdessen hatte der mächtige Graf Odo von Champagne einen großen Theil Burgunds an sich gerissen, aber es schwächte ihn, daß er gleichzeitig in die Wirren verflochten war, welche Frankreich nach dem Tode König Robert's erfüllten. Konrad stärkte sich dagegen durch ein Bündniß mit dem jungen Könige Heinrich von Frankreich, und am 2. Febr. 1033 wählten ihn die zahlreich versammelten Großen Burgunds zu Kloster Peterlingen bei Solothurn zu ihrem Könige. An demselben Tage wurde er auch gekrönt. Die festen Plätze Murten und Neuenburg widerstanden ihm allerdings, und Graf Odo wagte sogar in Lothringen einzufallen. Dafür züchtigte ihn aber Konrad schwer, und im folgenden Jahre zwang er dann ganz Burgund zum Gehorsam. Dabei leistete ihm der Zuzug Italiens große Dienste, welcher über die Alpen in das Land einbrach, während Konrad von Norden heranzog.

Der Osten. Boleslaw Chrobry von Polen starb bald, nachdem er sich zum König erklärt hatte, aber sein Sohn Misiko (Mesko, Mieczislaw) trat ebenso unabhängig auf und machte sich trotz innerer Gegner den Nachbarn furchtbar. Im J. 1028 mußte deshalb das Bisthum Zeitz nach Naumburg verlegt werden. Im J. 1029 unternahm der Kaiser einen erfolglosen Zug nach Polen, und 1030 verwüstete Misiko das Gebiet zwischen Saale und Elbe. Hundert Dörfer und Weiler wurden verbrannt und 9065 Gefangene fortgeschleppt. In demselben Jahre erlitt Konrad auch große Verluste auf einem Zuge gegen Stephan von Ungarn. Mit diesem schloß dann der junge König Heinrich Frieden, indem er wahrscheinlich ein Grenzgebiet abtrat, gegen Polen zog Konrad selbst. Er hatte den größten Erfolg. Im J. 1032 unterwarf sich Misiko und die einst von Heinrich II. verlorenen Lande kamen an Deutschland zurück. Misiko verzichtete auf den Königstitel und nahm als Herzog den Rest seines Reichs von dem Kaiser zu Lehn. Bald darauf zerfiel Polen ganz in innern Kämpfen.

Während jener Kämpfe hatten sich die Böhmen nicht zuverlässig erwiesen. Doch gelang es Konrad's Sohne Heinrich, sie zur Unterwerfung zu bringen. Innere Unruhen in Böhmen halfen dabei. Im J. 1035 erschien der Herzog Bretislaw, der aus diesen innern Kämpfen als Sieger hervorgegangen war, in Bamberg und wurde mit Böhmen und Mähren belehnt. Um diese Zeit überwältigte Konrad auch die Lutizen. Seit 1032 hatten die

kaum jemals ganz ruhenden Kämpfe an der Elbe einen größeren Maßstab angenommen. Anfangs suchte Konrad die Streitigkeiten noch gerichtlich auszutragen, aber als er dann 1035 den Krieg beginnen mußte, führte er ihn mit solchem Nachdruck, daß sich die Lutizen im folgenden Jahre unterwarfen, sobald sie hörten, daß Konrad wieder beim Heer eingetroffen sei. Zwischen Elbe und Oder geboten jetzt wieder deutsche Markgrafen. Im Norden gab Konrad dagegen die Mark Schleswig an Knut von Dänemark, um die Freundschaft mit diesem mächtigen Herrscher zu verstärken. Es geschah bei der Verlobung König Heinrich's mit Knut's junger Tochter Gunhild 1035. Die politischen Hoffnungen, welche an diese Ehe geknüpft wurden, erfüllten sich nicht, da Knut kurz nach der Verlobung starb, noch ehe die Hochzeit gefeiert war.

Der zweite Zug nach Italien. Im J. 1036 begann in Italien eine Bewegung, welche Konrad zum zweiten mal über die Alpen führte. Leider ist nur wenig davon zu erkennen. Die Ministerialen der Großen verschworen sich, um eine gesetzliche Regelung ihrer Stellung gegenüber ihren Herren zu erzwingen. Sie hofften dabei auf den Kaiser, aber sie warteten nicht, bis er kam, sondern begannen einen Aufstand und brachten den Großen, deren Haupt Aribert von Mailand war, eine schwere Niederlage bei. Damit stand eine andere Bewegung im Zusammenhange. Während Rom unter Johann XIX. und unter dem unwürdigen Nachfolger desselben, dem zehnjährigen Knaben, der sich Benedict IX. nannte, immer tiefer sank, stieg Aribert's von Mailand Macht. Er scheint den Plan gefaßt zu haben, einen oberitalischen Kirchenstaat zu gründen. Er wollte die Suffraganbischöfe nicht nur weihen, sondern auch mit Ring und Stab investiren. Der Kaiser hatte ihn unterstützt, da er ihm den glücklichen Verlauf des ersten Römerzugs dankte, aber bald mußte er Sorge tragen, daß er in Italien Anhänger habe für den Fall, daß sich der Erzbischof ihm widersetzen sollte. Er verlieh deshalb dem Markgrafen von Canossa so große Lehen, daß das Haus in den folgenden Jahrzehnten einen maßgebenden Einfluß gewann, den dann die Tochter des Bonifacius, „die große Gräfin", freilich im Dienste Roms zum Sturz der kaiserlichen Macht benutzt hat. Ferner nahm Konrad 1035 Kärnten dem Herzoge Adalbero, dem er nicht traute, und verlieh es Konrad dem Jüngern.

Auf einem Tage von Pavia verhandelte Konrad über die Beschwerden und Forderungen der verschiedenen Parteien. Als aber daselbst laute Klage über Aribert von Mailand erhoben wurde und der Kaiser die gerichtliche Verhandlung darüber begann, stellte sich Aribert so trotzig und ungehorsam, daß Konrad ihn ergreifen und in Haft nehmen ließ. Aribert entkam jedoch aus der Haft und fand an seiner Stadt Mailand und an einigen Bischöfen eifrige Helfer. Auch der Bann war wirkungslos, den der Papst auf Konrad's Befehl über Aribert aussprach. Konrad gab dann vielen die Güter und Rechte zurück, die ihnen Aribert genommen hatte, und erließ ein Gesetz, das die Lehen der niedern Vasallen (Milites secundi) für erblich erklärte. Sie wurden dadurch unabhängiger von der Willkür ihrer Herren. Der thatsächlich bestehende Zustand wurde rechtlich anerkannt. Auch das Gerichtsverfahren regelte er nach ihren Wünschen. Mailand widerstand, bis die heiße Jahreszeit Konrad zum Abzug nöthigte, und Aribert wagte es sogar, Odo von Champagne, welcher den Kampf gegen Konrad in Lothringen erneuert hatte, die Krone Italiens anzubieten. Odo fiel jedoch in diesem Kriege. Im Herbste erneuerte Konrad den Kampf gegen Aribert's Anhang und Oberitalien hatte den Winter hindurch viel zu leiden. Im Frühlinge zog Konrad nach Unteritalien und suchte daselbst durch freundliches Zusammenwirken mit dem griechischen Kaiser die Ordnung herzustellen. Wo er erschien, beugte sich alles vor ihm, und für den Augenblick wenigstens kehrte die Ordnung zurück. Namentlich half er so dem schwer bedrängten Kloster Monte-Cassino. Aber die Hitze des Sommers erzeugte Seuchen, welche zahllose Opfer forderten. Auch Konrad's letzter Stiefsohn Ludolf und König Heinrich's junge Gemahlin Gunhild starben. Mailand blieb ungebrochen. Der Kampf hatte die Entwickelung der Stadt nur gefördert; es waren in Italien die Kräfte in der Bildung, an denen dann Heinrich IV. und die Staufer scheitern sollten. Im September war Konrad am Rhein und übergab dann seinem Sohne Heinrich noch das Herzogthum Schwaben und das Königreich Burgund. So war alles wohlgeordnet, als er am 3. Juni 1039 zu Utrecht plötzlich erkrankte. Schon am folgenden Tage erkannte er, daß seine Stunde gekommen sei und „wie er zeitlebens ein fester und tapferer Mann war, so blieb er es auch in der Todesstunde" (Wipo). Er ließ die Geistlichen rufen, beichtete, nahm Abschied von den Seinen, gab dem Sohne noch die letzten Worte der Ermahnung und dann verschied er (4. Juni 1039). Seine Leiche wurde nach Speier getragen, das Volk bildete ungeheuere Processionen sie zu geleiten und König Heinrich stützte die Bahre mit seiner Schulter, so oft sie in eine Kirche getragen wurde. Und die Sitte forderte, daß man in jede eintrat, welche der Weg berührte.

Konrad gemahnte die Zeitgenossen an Karl den Großen. Er war zwar weder so groß in seinen politischen Plänen noch so roh gewaltthätig, wie Karl sich in seinen ehelichen Verhältnissen und in dem entsetzlichen Blutgerichte zu Verden zeigte, aber er besaß eine Festigkeit und eine glückliche Hand, die an Karl erinnert. Gesetzgeber war er ebensowenig wie die andern Kaiser. Er hat zwar das Gesetz über die Erblichkeit der Lehen gegeben, aber damit befriedigte er nur das dringende Verlangen, das an ihn gestellt wurde. Von sich aus kam er nicht dazu, die Bewegungen, in deren Strome er stand, durch gesetzliche Formen zu leiten. Er hat nicht einmal ein ähnliches Gesetz für Deutschland erlassen, wie er es in Italien gab, obwol er thatsächlich die Lehen hier ebenfalls als erblich behandelte. Die Mittel seines Regiments gewann er dadurch, daß er die Großen bald durch kluge Schonung bald durch Strenge an sich zu fesseln wußte und über die geistlichen Güter mit derselben Freiheit verfügte wie sein Vorgänger. Er setzte Bischöfe und Aebte ein und verlieh das Klostergut an Laien. Niemand bestritt ihm

die Gewalt dazu. Ja, als der Bischof von Toul, derselbe, der später als Papst die Grundlagen legte zu dem Regiment Gregor's VII., mit seinem Erzbischofe in Streit gerieth über die Ausdehnung des erzbischöflichen Aufsichtsrechts, da holten die beiden Bischöfe nicht von dem Papste, sondern von Konrad die Entscheidung.[2])

Der Kampf Aribo's mit Rom, der noch nicht ausgetragen war, als Konrad Kaiser wurde, legte es doch sehr nahe, eine gesetzliche Regelung dieser streitigen Fragen vorzunehmen. Es konnte damals in aller Ruhe geschehen. Rom war ganz unfähig, es zu hindern. Es wäre das von unberechenbaren Folgen gewesen für die unmittelbar bevorstehende Zeit des Kampfes. Konrad unternahm es nicht.

Konrad wurde später von der strengkirchlichen Partei getadelt, er habe die Bischöfe gewaltthätig behandelt und sich der Simonie schuldig gemacht. Allein diese Art der Simonie galt damals noch nicht als ein Kapitalverbrechen. Hing doch Gregor VII. selbst Gregor VI. an, der das Papstthum erkauft hatte. Wie Konrad die Simonie übte, war es nur eine der Formen, in welchen das überreiche Kirchengut zu Leistungen für den Reichsdienst herangezogen wurde, und diese Form war weit schonender als die von allen Kaisern und gerade von dem heilig gepriesenen Heinrich II. geübte Beraubung oder Verleihung von Klöstern. Unwürdigen Männern gab Konrad die geistlichen Stellen nicht. Vielmehr hat er gerade manchen tüchtigen Mann der strengen Richtung befördert.

Das Klostergut galt rechtlich als Reichsgut und über die Bisthümer stand dem Könige wenigstens das Verfügungsrecht zu, daß er unter den an sich geeigneten Geistlichen denjenigen bezeichnete, der das Bisthum verwalten sollte. Konrad war ein durchaus frommer Mann im Sinne der Zeit. Die herrlichen Bauten der aus seinen Stammgütern geschaffenen Abtei Limburg und der Dom zu Speier, den er begann, sind noch heute sprechende Zeugen dafür. Auch Privilegien und Güter schenkte er an Kirchen und Klöster wie seine Vorgänger und erwies den Geistlichen alle Ehrfurcht. Wie vorsichtig und langmüthig war er in dem Gandersheimer Streit, und wenn er gegen Aribert von Mailand scharf vorging, so wird er seine Gründe gehabt haben. Unsere Kenntniß der Dinge reicht nicht entfernt dazu aus, darüber zu urtheilen, ob er anders hätte verfahren können.

Die Regierung Konrad's II. und seines Sohnes Heinrich III. bilden den Höhepunkt des deutschen Königthums, aber auch unter ihnen zeigen die Grundlagen desselben ein beständiges Schwanken. Ferner gewann unter ihnen und zum guten Theil gerade durch ihren Schutz diejenige Richtung Verbreitung, welche das Priesterthum über das Königthum erhob. Als diese Richtung in der öffentlichen Meinung überwog, da zersprengte sie nothwendig die alten Formen des Reichs.

Literatur. G. Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern (2 Bde. 1828). — W. von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit Bd. II. — F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter Bd. IV. — S. Hirsch, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II. Bd. I. und II., nach dem Tode von Hirsch vollendet durch Usinger und Pabst; Bd. III. von H. Breßlau (1875). — H. Breßlau, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II. — H. Breßlau, Die Kanzlei Kaiser Konrad's II. (1869). — E. Steindorff, Konrad II., Artikel der Allgemeinen deutschen Biographie, und Jahrb. des Deutschen Reichs unter Heinrich III. (1874). — Pabst, Forschungen zur deutschen Geschichte V, 337 fg. und seine Dissertation, De Ariberto II. (Berlin 1863). — W. Arndt, Die Wahl Konrad's II. (Göttingen 1861). — O. Blümcke, Burgund unter Rudolf III. (Greifswald 1869). — Harttung, Studien zur Geschichte Konrad's II. (Bonn 1876). — Die Hauptquelle ist Wipo, Vita Chuonradi Monumenta Germaniae SS XI, 243 fg. Die zahlreichen Arbeiten über diese Schrift siehe bei Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. Steindorff versucht die Quellen Wipo's nachzuweisen in Forschungen zur deutschen Geschichte VI, 377 und VII, 397, dagegen namentlich Pflüger, Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde II, 129 fg. und Kaizl, Wipo und seine Schriften. Wiener Dissertation c. 7.

(G. Kaufmann.)

2) Breßlau, Konrad II, S. 225.

KONRAD III, Deutscher König aus dem Geschlechte der Staufer (1138—1152). Der Name ward von der kaiserl. Kanzlei Conradus und Cunradus geschrieben, auch mit uo und ou, sogar in derselben Urkunde begegnen zwei Fassungen. Bei andern Zeitgenossen begegnen daneben auch die Formen mit Ch. Zum Kaiser wurde er nicht gekrönt, da er den Römerzug unterließ, aber er galt der Welt als Kaiser, ward auch vielfach so genannt, denn es herrschte damals die Anschauung: wen Germania sich zum König wählt, den verehrt Rom als Herrn.[1]) Auch betheiligte sich der päpstliche Legat an der Wahl wie ein Vertreter Italiens.[2]) Der Abt Wibald spricht von Konrad als rex, aber in einigen Briefen redet er ihn an: Romanorum imperator augustus (Jaffe, Biblioth. I, 319, ep. 201). Der römische Senat schrieb: Urbis et orbis totius domino C. Dei gratia Romanorum regi semper augusto und wünscht salutem et Romani imperii felicem ... gubernationem ep. 214. Konrad nannte sich selbst in Urkunden und Briefen „von Gottes Gnaden König der Römer" (C. Dei gratia Romanorum rex), jedoch in Briefen an den Papst und sonstige Italiener fügte er hinzu et semper augustus (Jaffe, Ep. 344, 345, 346) und in Briefen an den Kaiser von Constantinopel geradezu Dei gratia Romanorum imperator augustus (Jaffe, Ep. 237 u. a.). Es war das keine Ueberhebung sondern eine Nothwendigkeit, um sich Rechte zu wahren, die er nur verhindert war, feierlich in Besitz zu nehmen. Sein Reich war nicht blos das regnum, sondern das imperium.

Konrad wurde geboren 1094, zum König gewählt am

1) Gunther, Ligurinus I, 252. 2) Otto Frising. Chron. VII, 22.

7. März 1138 zu Koblenz und am 13. März zu Aachen gekrönt. Er starb 15. Febr. 1152 zu Bamberg und wurde in dem Dome daselbst begraben. Seine Urkunden bezeichnen die Zeit zugleich nach den Jahren Christi, nach der Indiction und nach Jahren des Regiments, den Tag in römischer Weise nach Kalenden, Nonen, Iden. Im Leben war die Rechnung nach den kirchlichen Festen und auch die heutige Zählung üblich, ep. 244. Das Jahr begann Weihnachten.

Herkunft. Im J. 1074 verlieh Heinrich IV. einem treuen Anhänger, der nach einer von ihm erbauten Burg Friedericus de Stouphin genannt wurde, das Herzogthum Schwaben. Damit begann die Macht des Staufischen Geschlechts. Sogar dux Suevorum et Francorum konnte sich dieser bis dahin nicht eben bedeutende Ritter nennen (Stälin II, 39). König Heinrich gab ihm auch seine Tochter Agnes zur Ehe und sie schenkte ihm zwei Söhne: Friedrich und Konrad. In zweiter Ehe mit dem Markgrafen von Oesterreich gebar sie noch zahlreiche Kinder und drei dieser Babenbergischen Halbbrüder Konrad's haben in seiner Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt Leopold und Heinrich (Jasomirgott) als Markgrafen von Oesterreich und Herzog von Baiern, Otto als Bischof von Freisingen. Verwandt waren die Staufer ferner den Welfen, indem Friedrich II., der 1105 seinem Vater als Herzog von Schwaben folgte, Herzog Heinrich's (des Schwarzen) von Baiern Tochter Judith zur Frau nahm, also die Schwester Heinrich's des Stolzen. Aus dieser Ehe stammte der spätere Friedrich Barbarossa.

Konrad erbte nur einen kleinern Theil der väterlichen Güter, führte aber auch den Titel Herzog. Die beiden Brüder zählten zu den bedeutendsten Anhängern Kaiser Heinrich's V.[3]) und bei seinem Tode hatte Herzog Friedrich II. von Schwaben die größte Aussicht, zum König gewählt zu werden. Durch eine Intrigue siegte aber die kirchliche Partei, welche Lothar von Sachsen wählte, und dieser sicherte seine Krone, indem er den Herzog Heinrich von Baiern auf seine Seite zog und dem Sohne und Nachfolger desselben, Heinrich dem Stolzen, seine Tochter Gertrud verlobte. Sie war sein einziges Kind und brachte ihrem Gemahle ein reiches Erbe und die Anwartschaft auf die Nachfolge im Reiche zu. Zur Zeit der Wahl war Konrad auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Bei der Rückkehr fand er sein Geschlecht um die große Hoffnung betrogen, und der Gegner, der die Krone gewonnen hatte, suchte demselben auch einen bedeutenden Theil der Güter zu entziehen, auf welche die Staufer als Erben der Salier Anspruch hatten. In dem Verlaufe des daraus entstehenden Kampfes stellte die Staufische Partei 1127 Konrad als Gegenkönig auf. Bis 1135 behauptete er sich und als er sich endlich (auf einem Hoftage zu Mühlhausen) unterwarf, zeichnete ihn Lothar durch mancherlei Gnaden und Ehren aus. Durch Vermählung mit der Tochter des reichbegüterten Grafen von Sulzbach verstärkte Konrad dann noch seine Macht, und als Lothar im December 1137 starb, zählte Konrad zu den bekanntesten und hervorragendsten Fürsten des Reichs. Indessen schien er keine Aussicht zu haben, jetzt König zu werden. Man erwartete, daß Lothar's Schwiegersohn Heinrich der Stolze gewählt werde, der die Herzogthümer Baiern und Sachsen nebst der Markgrafschaft Tuscien besaß und Proben von ausgezeichneter Kraft und Klugheit gegeben hatte. Allein sein herrisches Wesen hatte ihm viele Feinde erregt und die Ausbreitung seiner Macht die Interessen manches tüchtigen Mannes verletzt. So trat ihm in Sachsen Albrecht der Bär entgegen, und während die Wahlversammlung auf das Pfingstfest (22. Mai 1138) nach Mainz angesetzt war, versammelte der herrschsüchtige und intriguante Albero von Trier zahlreiche Gegner Heinrich's am 10. März in Koblenz und bewog sie, Herzog Konrad von Staufen zum König zu wählen. Albero war ein Anhänger der päpstlichen Partei und ward von dem päpstlichen Legaten unterstützt, aber der reinste Vertreter dieser Partei, Konrad von Salzburg, stand auf Heinrich's Seite. Mit Recht erklärten die Gegner die Wahl für ungültig, allein der päpstliche Legat Dietwin krönte Konrad bereits am 13. März in Aachen, und Ostern (Anfang April) feierte der König in Köln in der Mitte einer zahlreichen Schar von geistlichen und weltlichen Fürsten. Auf das Pfingstfest (22. Mai) lud er dann alle Großen zur Huldigung nach Bamberg und nur wenige blieben aus. Diese lud er noch einmal nach Regensburg, der Hauptstadt Baierns. Hier unterwarf sich namentlich Konrad von Salzburg, der tonangebende Mann unter den Geistlichen Baierns. Dafür erließ ihm Konrad die Huldigung und begnügte sich mit einer einfachen Erklärung des Gehorsams. Es war das keine Schwäche. Der Bischof gehörte jener extremen Richtung an, welche glaubte, einem Laien dürfe ein Bischof keinen Eid leisten, und eine Beseitigung des hervorragenden Mannes hätte endlose Schwierigkeiten heraufgeführt, zumal bereits Lothar die gleiche Nachsicht geübt hatte. In Regensburg erschien auch Herzog Heinrich und lieferte die Reichskleinodien aus, forderte aber die Zusicherung, daß ihm die beiden Herzogthümer belassen würden. Konrad gab ausweichende Antwort, und an dem für diese Frage neu berufenen Tage verschärfte sich der Conflict so, daß Konrad den Ort verließ und von Würzburg aus Heinrich in die Acht erklärte. Zugleich verlieh er das Herzogthum Sachsen an Albrecht den Bären. Damit begann der Bürgerkrieg, der mit kurzen Unterbrechungen die ganze Regierung Konrad's erfüllt hat und vorzugsweise die Schuld trägt, daß sie so unglücklich verlief.

Bis zum Frankfurter Frieden. In Sachsen gewann Albrecht der Bär mit Konrad's Hülfe im J. 1138 das Uebergewicht, konnte sich aber nicht behaupten, als Heinrich in Sachsen erschien. Nun verlieh Konrad auch Baiern und zwar an seinen Halbbruder, den Markgrafen Leopold von Oesterreich (1139). Die meisten Vasallen Baierns huldigten ihm, aber Heinrich's Bruder Welf, der im Grenzgebiete von Schwaben und Baiern

3) Gegen ihn standen sie einmal in dem Würzburger Bischofsstreite 1121. Stälin II, 49.

große Besitzungen hatte, keinem dieser Herzoge pflichtig war und selbst den Titel Herzog führte, suchte seinem Hause Baiern zu erhalten und konnte nicht unterworfen werden. Auch Konrad's Feldzug gegen Sachsen endete mit einem Waffenstillstande. Auf einem Tage zu Worms sollte der Streit ausgetragen werden, aber ehe er zusammentrat, starb Heinrich der Stolze plötzlich im October 1139. Trotzdem weigerte sich die Mehrzahl der sächsischen Fürsten, Albrecht den Bären als Herzog anzuerkennen, und hielt zu Heinrich dem Löwen, der damals zehn Jahre alt und von dem Vater ihrer Hut empfohlen war. Konrad's Kräfte wurden unterdessen von Baiern und Lothringen beschäftigt. In Baiern zwang er das feste Weinsberg[4]) nach längerer Belagerung und in Lothringen setzte er in einem wichtigen Falle (Besetzung des Herzogthums Nieder-Lothringen) seinen Willen durch. Nun gelang es ihm auch, die Welfen zu beruhigen. Albrecht der Bär gab seinen Anspruch auf Sachsen auf, wo die Partei des jungen Heinrich doch zu mächtig war, und Heinrich der Löwe verzichtete auf Baiern. Die Versöhnung wurde dann dadurch befestigt, daß Heinrich's des Stolzen Witwe dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott, Konrad's Halbbruder, die Hand reichte. Konrad hatte ihn nach Luitpold's Tode mit Oesterreich, aber nicht zugleich mit Baiern belehnt und die Welfen konnten hoffen, daß auch dieses Herzogthum ihrem Hause zurückgegeben werde. Im Mai 1142 wurde dieses Friedensfest in Frankfurt gefeiert. In dieser Zeit traf Konrad der Hülferuf des Böhmenherzogs, seines Schwagers, der von den Großen vertrieben war. Das gab Konrad Anlaß zu seiner glücklichsten Unternehmung. Der Böhmenherzog versprach die Kosten „der raissa" zu decken, und nun eilte Konrad so schnell herbei, daß die Aufständischen überrascht waren und sich ohne Kampf unterwarfen. Triumphirend zog Konrad in Prag ein.

Unterdessen hatte Roger von Sicilien die von Kaiser Lothar und dem Papste in Unteritalien aufgerichtete Ordnung der Dinge umgestoßen. Der Bann schreckte ihn nicht, und als der Papst nun die Waffen ergriff, wurde er geschlagen und gefangen. Um sich zu befreien, löste er Roger von dem kurz vorher an der Spitze eines großen Concils ausgesprochenen Banne und belehnte ihn mit dem Königreiche Sicilien sowie seine Söhne mit Capua und Apulien (27. Juli 1139). Er scheute sich nicht, den Kirchenbann so unzweideutig als eine politische Maßregel zu behandeln, und zugleich verletzte er dadurch die Rechte des Reichs.[5])

Vom Frankfurter Frieden bis zum Kreuzzug 1142—1146. Etwa ein Jahr lang herrschte dann Frieden in größern Theilen von Deutschland, namentlich in Sachsen. Die Colonisation Holsteins ward wieder aufgenommen, Lübeck gegründet und Vicelin, der Apostel dieser Lande, baute die zerstörten Kirchen wieder auf und versorgte sie mit Geistlichen. Anfang 1143 kam König Konrad ins Land, hielt Hoftage in Goslar, Hildesheim, Braunschweig und ließ die Partei Heinrich's des Löwen in treuer Ausführung des Frankfurter Friedens ganz und gar zur Herrschaft kommen. Nichts ist ungerechter als der Vorwurf, daß er Deutschland durch hartnäckige Verfolgung der Welfen ins Unglück gebracht habe.

Aber um diese Zeit erneuerte Herzog Welf den Kampf[6]) und der junge Sohn Friedrich's von Schwaben, der spätere König Friedrich I., war mit ihm verbündet. Konrad behielt trotzdem die Oberhand, zog auch den jungen Friedrich wieder auf seine Seite, aber Welf trat nun mit Ungarn und mit Roger von Sicilien in Verbindung, dem alles daran lag, Konrad's Römerzug zu verhindern. Dazu kam 1145 eine verwüstende Fehde des Bischofs von Regensburg im Bunde mit dem Markgrafen von Steier gegen Konrad's Bruder Heinrich von Oesterreich und Baiern, die sich bis Mitte 1146 hinzog, und ein Einfall der Ungarn in Oesterreich (Herbst 1146). Konrad konnte nicht helfen, da er durch einen Feldzug gegen Polen beschäftigt war. Sein Schwager war aus dem Lande getrieben, Konrad wollte ihn zurückführen und die Oberhoheit des Reichs zur Geltung bringen. Indessen zeigte sich sein Heer zu schwach und er mußte sich mit einer scheinbaren Unterwerfung der Polen begnügen, aber bis in seine letzten Tage trug er sich mit dem Gedanken, den Versuch wieder aufzunehmen. Er kam nicht dazu, auch der Papst erschwerte es ihm, indem er über den vertriebenen Polenherzog und seine Gemahlin (Konrad's Schwester) den Bann aussprach. Sorgen und Mühen bereiteten dem Könige ferner die aus dem Streite um die Abtei St. Maximin entsponnene Fehde, welche erst 1146 beigelegt wurde, sodann die Zustände des Klosters Korvei und andere ähnliche Geschäfte, ganz vorzugsweise aber die Dinge, welche damals in Sachsen vorgingen. Es sind dies die Jahre, in denen Heinrich der Löwe selbständig aufzutreten begann und gleich mit einer ungewöhnlichen Kraft und rücksichtslosen Selbstsucht. Der letzte Mann aus der Familie der Grafen von Stade war Hartwich, der spätere Erzbischof, damals Dompropst von Bremen. Um beim Tode seines kinderlosen Bruders Rudolf nicht blos die Erbgüter, sondern auch die Grafschaft Stade zu erhalten, welche dieser von der Bremer

---

4) Ueber die Sage von den Weibern von Weinsberg vgl. Bernheim, Forschungen zur deutschen Geschichte XV, 239. In einem andern Falle zeigte sich das Uebergewicht des Papstes. Konrad hatte die Abtei St.-Maximin dem Albero von Trier zugesprochen. Die Mönche erwirkten in Rom eine Bulle, daß die Abtei unabhängig sei, und da sich Albero nicht fügte, so wurde er seines Amtes vorläufig enthoben. Als er sich nun aber Roms Autorität unterwarf, erreichte er eine entgegengesetzte Entscheidung des Papstes (December 1140). In einem und demselben Jahre hatte Rom für und wider entschieden und es ist begreiflich, daß sich nun die Mönche widersetzten. Dazu kam ein langwieriger Kampf des Erzbischofs mit dem Vogte des Klosters, dem Grafen von Namur. Erst 1147 konnte Konrad diese Fehde beenden.

5) Der Brief Bernhard's von Clairvaux Nr. 183 scheint eine Antwort auf eine Klage Konrad's über dieses Vorgehen des Papstes zu sein und ist dann ein charakteristisches Zeugniß für den schrankenlosen Hochmuth dieser von der Zeitströmung getragenen Partei. 6) Ob vor oder nach der Verleibung Baierns an den Babenberger ist nicht zu sagen, doch auch im ersten Falle ist der Anspruch auf Baiern als Ursache zu betrachten.

Kirche zu Lehn trug, hatte Hartwich seine Erbgüter der Bremer Kirche geschenkt gegen das Versprechen, dereinst mit der Grafschaft Stade belehnt zu werden. Rudolf starb 1144, und nun erhob Heinrich der Löwe Einsprache gegen die Verleihung der Grafschaft Stade an Hartwich, indem er behauptete, diese sei vorher ihm selbst versprochen. Auf einem Tage zu Magdeburg (Ende 1144) entschied Konrad für Hartwich, ließ sich dann aber bestimmen, wie das die Kaiser öfter thaten, die Sache noch von einem andern Fürstengerichte prüfen zu lassen. In der Verhandlung vor demselben fiel Heinrich der Löwe plötzlich über den Erzbischof von Bremen her und nahm ihn gefangen. Der Erzbischof und sein Dompropst mußten sich fügen, Heinrich erhielt die Grafschaften zu Lehn, darunter Dietmarschen, und 1148 halfen sie ihm sogar dies widerstrebende Gebiet unterwerfen. Für Sachsen war Konrad fortan nicht mehr vorhanden, da schaltete Heinrich der Löwe wie ein König. Es ist sehr bezeichnend für die Stellung des Papstes zu dem Königthume, daß er selbst bei dieser Gelegenheit den doch von der päpstlichen Partei gewählten und wegen seiner Ergebenheit gerühmten König nicht durch die Waffen des Bannes unterstützte. Heinrich der Löwe hatte an hochgestellten Geistlichen unerhörten Frevel geübt und wurde nicht gebannt, während Konrad's Anhänger in der Regensburger Fehde und in Polen wegen viel alltäglicherer Dinge gebannt waren. Vielmehr unterstützte der Papst Heinrich den Löwen in einem bald darauf ausbrechenden Streite mit dem 1149 zum Erzbischof von Bremen erhobenen Dompropste Hartwich.

Provence, Burgund, Italien. Hier und da riefen auch die Parteien, welche sich in der Provence, Burgund und Italien bekämpften, Konrad's Entscheidung an und er griff auch ein, aber eine wirkliche Gewalt besaß er in diesen Gebieten nicht. In Italien waren trostlose Zustände, alle Theile wurden von Fehden zerrissen und nicht zum wenigsten Rom selbst. Bis 1138 (Mai) bekämpften sich die Gegenpäpste und als das Schisma aufhörte, da folgte 1139 der unglückliche Kampf des Papstes mit Roger von Sicilien, und 1143 erhoben sich die Römer gegen die weltliche Herrschaft des Papstes und übertrugen sie dem neueingerichteten Senate. In den Aufruhr mischte sich die Sehnsucht, die Herrlichkeit des alten Rom zu erneuern und zugleich eine theologische Strömung, welche in dem weltlichen Glanze der Kirche die Quelle ihrer Schäden erblickte. Am 15. Febr. 1145 wurde Papst Lucius II. im Kampfe erschlagen, als er den Senat mit Gewalt zu unterwerfen suchte. Sein Nachfolger Eugen III. entfloh aus Rom und gleichzeitig trat hier Arnold von Brescia auf. Er war der Schüler Abälard's. Einige Lehren desselben waren auf zwei französischen Synoden verdammt, aber er hatte sich unterworfen und war 1142 gestorben. Auch wurde Arnold nicht eigentlich wegen dieser Sätze verfolgt, aber jener Streit hat den neuen Conflict geschürt. Selbst der leidenschaftliche Gegner Bernhard von Clairvaux rühmte die Strenge von Arnold's Wandel und die „Honigsüße seiner Rede". und theoretisch stand er auch seinen Reformideen nicht so fern. In den Büchern De consideratione stellte er von der Kirche ein ähnliches Ideal auf, wie es Arnold vorschwebte, nur daß er nicht zu den praktischen Consequenzen schritt, nämlich zu der Forderung, daß die Kirche Eigenthum und Hoheitsrechte an die weltlichen Gewalten zurückgeben sollte. Aber gerade bei solcher Verwandtschaft und solchem Gegensatze entsteht in Zeiten reformatorischer Bewegung der furchtbarste Haß, und Bernhard von Clairvaux deutete dem Arnold jede Tugend zum Laster. Er beherrschte aber die Geister in Deutschland wie in Frankreich, namentlich auch alle die Männer, welche wie Wibold von Stablo des Kaisers Ohr hatten. So war von vornherein jede Möglichkeit abgeschnitten, daß Konrad die Arnoldisten hätte benutzen können, um den Papst in die alten Schranken zurückzuweisen. Briefe und Gesandtschaften des römischen Senats forderten ihn wiederholt auf, die Rechte zurückzunehmen, welche die Päpste dem Reiche entrissen hätten, namentlich den maßgebenden Einfluß auf die Papstwahl. Bis auf Gregor VII. habe sine imperatoris jussione ac dispositione kein Papst ordinirt werden dürfen. Auch die reichsverrätherische Verbindung des Papstes mit Roger von Sicilien deckten sie auf. Konrad antwortete nicht einmal auf ihre Anträge, erst am Ende seiner Regierung (1151) ging er auf diese Unterhandlungen ein, aber auch dann mit großer Zurückhaltung. Desto eifriger suchte er eine Verbindung mit dem griechischen Kaiser gegen Roger.

In diesen Verhandlungen erhoben die Griechen den alten Anspruch eines Vorrangs und weigerten Konrad kaiserliche Ehren [7]), aber Konrad blieb fest und setzte durch, daß er als Kaiser und damit zugleich als rechtmäßiger Herr von Italien anerkannt ward.

Der Kreuzzug. Die auf dem ersten Kreuzzuge im heiligen Lande gegründeten Staaten der Lateiner waren durch Fehden unter sich und durch die Angriffe der Griechen, welche ihre Ansprüche auf dieses Gebiet nicht aufgeben konnten, geschwächt, und im December 1144 entriß ihnen der seldschukische Statthalter von Mossul das feste Edessa. Nun kamen Boten nach Europa, welche Hülfe suchten und die Sache so darstellten, als drohe auch schon Jerusalem Gefahr. Indeß waren das doch nur die Stimmen Einzelner. Das Unglück rief keine allgemeine Bewegung unter den Christen im heiligen Lande hervor. Es kam nicht zu einem Bunde, nicht einmal zu einer gemeinsamen Botschaft nach Europa.[8]) Auch der griechische Kaiser hielt sich zurück. Im Abendlande waren dagegen Hunderttausende, welche sich freuten, in solcher Weise für ihr Seelenheil zu sorgen, vor allen König Ludwig von Frankreich. Eine Weissagung wurde verbreitet, er werde Konstantinopel erobern und wie Cyrus und Alexander den Erdkreis beherrschen. Papst Eugen bestärkte ihn in dem Entschlusse, rief durch eine Bulle [9]), welche den

7) Kap-Herr, Die abendländische Politik Kaiser Manuel's, Straßburger Dissertation 1881. 8) Der Text gibt meine Stellung zu dem Gegensatze von Sybel, Kleine histor. Schriften I, 413 fg. und Kugler, Studien 83. 9) Sie ist zuerst am 1. Dec. 1145 und noch einmal im März 1146 erlassen; ob der Entschluß Ludwig's erst durch dieselbe veranlaßt wurde, läßt sich nicht bestimmt sagen.

Kreuzfahrern erhebliche Vermögensvortheile zum Schaden der Zurückbleibenden zusicherte[10]), das Volk von Frankreich zu dem heiligen Kriege auf und ertheilte endlich dem heiligen Bernhard von Clairvaux den Auftrag, das Kreuz zu predigen. Dieser entzündete in Frankreich eine unbeschreibliche Bewegung und predigte dann auch in Deutschland, wo die Bewegung ebenfalls schon begonnen hatte und zu einer abscheulichen Judenverfolgung misleitet war. Vergeblich bemühten sich König Konrad und die Bischöfe, den Fanatismus des Volks zu bändigen — dem Ansehen des heiligen Bernhard gelang es. Glänzender hatte sich die Kraft seiner Rede und der heiligen Verehrung, welche man ihm darbrachte, noch nie bewährt. Allgemein galt er als Wunderthäter, und seine Kreuzpredigt hatte einen ungeheuern Erfolg. Vor allem suchte er den König zu gewinnen, aber Konrad wies ihn entschieden zurück. Die Lage Deutschlands verbot es und ebenso die Rücksicht auf Kaiser Manuel. Zur Befestigung ihres Bundes war eben die Vermählung Manuel's mit Konrad's Schwägerin vollzogen und es sollte nun der Angriff auf Roger von Sicilien erfolgen. Der Kreuzzug mußte dagegen dem griechischen Staate schwere Opfer auferlegen und unberechenbare Gefahren bereiten. Allein die Bewegung schien alle Verhältnisse umzugestalten. Die Fürsten und Ritter nahmen so zahlreich das Kreuz, daß „plötzlich Ruhe eintrat in dem waffendurchtobten Abendlande und es fast für Unrecht galt, öffentlich Waffen zu tragen". (Otto Fris. Gesta I, 42.) Selbst Scharen von Räubern stellten ihr böses Gewerbe ein um mitzuziehen. Mit großem Geschick benutzte der heilige Bernhard die Macht dieser Stimmung und auf dem Reichstage zu Speier gelang es ihm, durch eine feurige, vor allem Volke direct an Konrad gerichtete Ansprache ihn bis zu Thränen zu rühren und so zu drängen, daß er ausrief: „Ich bin bereit Gott zu dienen, die Mahnung ging von ihm selber aus." Unter dem Jubel der Menge trat Konrad vor den Altar und empfing von dem heil. Bernhard Kreuz und Fahne. Herzog Welf hatte schon vorher das Kreuz genommen und Heinrich der Löwe, der damals Ansprüche auf Baiern geltend zu machen begann, versprach, dieselben bis nach Konrad's Rückkehr ruhen zu lassen. Der Kampf gegen die Ungläubigen war der herrschende Gedanke des Tages. Eine Schar deutscher Wallfahrer, die den Weg zur See nahm, landete in Portugal und half Lissabon den Mohammedanern entreißen, und die sächsischen Fürsten, welche zurückblieben, gelobten einen Kreuzzug gegen die Wenden.

Ostern 1147 brach Konrad mit gegen 70,000 Rittern und einer zahllosen Menge geringern Volks von Regensburg auf. In Ungarn und im griechischen Reiche hatte er eine wirkliche Leitung dieser Massen, und es ist dies ein großes Zeugniß für seine Kraft und sein Geschick. Auch halfen ihm seine nahen Beziehungen zu Kaiser Manuel über die Zerwürfnisse hinweg, welche durch die bei solchen Massen unvermeidlichen Zügellosigkeiten mancher Haufen veranlaßt wurden. In Asien erkannte Konrad aber, daß es unmöglich sei, mit diesen Massen zum Ziel zu gelangen, und er faßte den Plan, aus den wohlgerüsteten Rittern ein schlagfertiges Heer zu bilden. Wie der Plan im einzelnen gedacht war, das ist nicht bekannt, denn Konrad wurde durch eine stürmische Bewegung der Menge an der Ausführung gehindert. Damit war das Schicksal des Zuges entschieden. Nach unendlichen Verlusten mußte Konrad nach Nicäa zurück, von dort suchten noch viele wieder in die Heimat zu entkommen und der Rest des Heeres war so schwach, daß man das nachrückende französische Heer erwarten mußte. Es war das für Konrad im hohen Grade peinlich. Man zog den Küstenweg. In Ephesus erhielt Konrad (1147 Weihnachten) eine Einladung Kaiser Manuel's, in Constantinopel erst seine erschütterte Gesundheit wieder zu kräftigen; er ward von dem Kaiser und der Kaiserin selbst abgeholt und blieb daselbst bis März 1148. Dann fuhr er auf griechischen Schiffen nach Syrien. Auch das französische Heer war unterdeß vernichtet worden, und dabei unterhielt König Ludwig mit Roger von Sicilien, der damals die griechischen Inseln und Küsten anfiel, so nahe Beziehungen, daß Kaiser Manuel die Franzosen als Feinde behandeln mußte.

Klägliche Reste der Heere fanden sich schließlich in Syrien zusammen, aber bei der Tapferkeit der Ritter hätte auch dieser Haufe noch etwas leisten können — allein die Intriguen der Fürsten von Jerusalem, Antiochien u. s. w. und die Zwistigkeiten unter so vielen hochgestellten und anspruchsvollen deutschen und französischen Herren vereitelten alles. Konrad war von Mitte April bis zum 8. Sept. 1148 in Syrien. In Jerusalem wurde ihm ein feierlicher Empfang bereitet, vor Damascus hatte er einen ruhmvollen Kampf, und so mag ihm noch die eine und andere Stunde beschert gewesen sein, wo er sich gehoben oder tüchtig wirksam fühlte — aber im ganzen war es eine Zeit, die ihm Ekel und Abscheu erregen mußte vor all den hochtönenden Worten der Begeisterung, mit denen der Zug in Bewegung gesetzt war. Doch hatten solche Gefühle, wenn sie in ihm erwachten, wenigstens keine Dauer. Mit Worten stiller Resignation[11]) bestieg er das Schiff, das ihn zurückführen sollte. Das wichtigste Ergebniß für ihn war ein klarer Einblick in das Intriguengewebe der französisch-normannischen Politik, und das war um so wichtiger, weil sich die Curie jetzt dieser Gruppe näherte und nun kirchliche Interessen vorgeschoben wurden, um Konrad jener Politik dienstbar zu machen. In Thessalonich wurde er bei der Landung von Kaiser Manuel empfangen und da er wieder erkrankte,

10) Otto Fris. Chron. I, 35. Es ward nicht beachtet, daß der Papst dazu keine Berechtigung besaß, und indem der König die Verbreitung zuließ, wurde es Recht.

11) Brief an Wibald (Jaffé, Bibl. I, p. 225, No. 144): peractis omnibus, quae in partibus illis vel Deus voluit vel homines terrae permiserunt, und dann erzählt er, wie vor Damascus und vor Ascalon aller Erfolg durch Verrath vereitelt ward: in indignationem pariter et in dolorem conversi infecto negotio redierunt... secundo ab eis delusi...

blieb er bis zum Februar 1149 in Constantinopel. Die beiden Kaiser schlossen ein Bündniß zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind Roger von Sicilien [12]) und Konrad wollte den Kampf gleich von Italien aus beginnen, ohne erst nach Deutschland zu gehen. Allein da Herzog Welf von Roger große Geldzahlungen empfangen und den Aufstand erneuert hatte, so eilte er erst nach Deutschland. Dort erkrankte er abermals, aber sein junger Sohn Heinrich besiegte unterdeß (Februar 1150) Herzog Welf. [13]) Auf Rath Friedrich Barbarossa's gewährte Konrad dem Besiegten noch einmal Gnade und fortan hielt Welf auch Ruhe.

Um diese Zeit versuchte die Curie, Konrad von seinem Bündnisse mit Manuel abzuziehen, und der heilige Bernhard selbst gab sich dazu her, dieser politischen Intrigue als Werkzeug zu dienen, ebenso Otto von Freisingen (Jaffé, Ep. 252) und der einflußreiche Peter von Cluny. Dazu kam, daß sich gleichzeitig in Frankreich eine neue Kreuzzugsbewegung erhob, welche allen Einreden Konrad's entgegengehalten werden konnte. Der Abt Wibald, Konrad's regelmäßiger Gehülfe in diplomatischen Fragen, ging auf die von dem päpstlichen Legaten Dietwin gestellten Forderungen wenigstens so weit ein, daß er dem Könige und seiner Umgebung auseinandersetzte, welch Unrecht es sei, dem Willen und Interesse des Papstes entgegenzutreten; über die besondern Pläne zu Gunsten Roger's müsse man jedoch erst noch bestimmtere Erklärungen des Papstes einholen. Aber Konrad blieb fest und dadurch gewann er einen entscheidenden diplomatischen Sieg. Die Curie gerieth nämlich unterdeß selbst wieder in Conflicte mit Roger und erklärte nun, der Legat und der heilige Bernhard hätten nicht im Sinne des Papstes gehandelt. Auch der neue französische Kreuzzug unterblieb.

Deutschland während und nach dem Kreuzzuge. Für Konrad's Abwesenheit hatte eine Vertretung bestellt werden müssen und es gelang dem Könige bei dieser Gelegenheit, die Wahl seines erst zehnjährigen Sohnes Heinrich zum Nachfolger durchzusetzen. So brachte der Kreuzzug dem Reiche wenigstens den Segen der Rückkehr zu der gesunden Nachfolgeordnung der salischen Zeit. Der Erzbischof von Mainz und Abt Wibald sollten den jungen König leiten, aber bald trat ihr Einfluß zurück vor dem ihres Herrn, des Papstes. Aus Rom war er vertrieben, als Flüchtling suchte er Schutz in Frankreich und Deutschland, aber er gebot in diesen Landen mehr oder weniger als Regent. Vom 30. Nov. 1147 bis Mitte Februar 1148 hielt er in Trier einen glänzenden Hof, der die Lande schwer drückte (Wibald's Briefe passim). Fremde entschieden da über die wichtigsten deutschen Angelegenheiten. In den Vorzimmern des Papstes mußten die Boten der Reichsfürsten von früh bis Abend auf die Vorlassung warten (ep. 46). Es gelang dem Papste, einige Fehden zu beenden, aber sein Verfahren in den Angelegenheiten des Klosters Fulda und der Erzbischöfe von Köln und Mainz schädigte das Ansehen der königlichen Gewalt und erschütterte die Grundlage der Ordnung im Reiche. Auch dem päpstlichen Ansehen wurde damit nur scheinbar gedient. Aus den Kreisen, welche im Kampfe gegen das Investiturrecht der Könige ihr Blut vergossen hatten, kam jetzt die Klage, der Kampf sei unnütz gewesen, der Papst beschränke die Freiheit der Wahl mehr als ehedem der Kaiser, satius fuisse regiam vim quam pontificalem sustinere (Jaffé I, 218). Bei der Fülle von verwickelten Streitfragen war es dem Papste unmöglich, eine sachliche Prüfung vorzunehmen; nach dem augenblicklichen Stande der Stimmungen und Interessen wurde entschieden.

Der Norden Deutschlands erfuhr von dieser Reichsregierung wenig. Das wichtigste Ereigniß war hier der Wendenkreuzzug. Bisher hatte man die Slawen nur unterworfen und die Bekehrung der Predigt überlassen. Jetzt sollten sie sich bekehren oder ausgerottet werden. Der Eifer Bernhard's von Clairvaux hatte die klugen Fürsten Heinrich den Löwen, Adolf von Schauenburg u. s. w. zu einem Gelübde fortgerissen, das sie bei ruhiger Erwägung verwerfen mußten. Nonne terra, quam devastamus, terra nostra est? fragte man in ihrem Kreise, und Adolf von Schauenburg mußte verstummen, als ihn ein befreundeter Wendenfürst an ihr altes Verhältniß erinnerte. So geschah denn alles halb und das Ergebniß war nur eine schauderhafte Verwüstung des Landes (ep. 150) und eine Unterbrechung der im stetigen Fortschritte begriffenen Germanisirung des Landes.

Manche Fehde erfüllte Sachsen, aber was auch hier gewonnen und verloren ward, inmitten derselben befestigte sich mit jedem Jahre mehr das Ansehen Heinrich's des Löwen. Nec Caesar nec Archiepiscopus (von Bremen) possit iuvare causam vestram domino meo obnitente. Deus enim dedit ei universam terram, sagte einer seiner Ministerialen zu dem heil. Vicelin, der sich von Heinrich nicht glaubte investiren lassen zu dürfen. Erzbischof Hartwich von Bremen war der bedeutendste Gegner Heinrich's. Er war erfüllt von dem Gedanken, seiner Kirche die ihr einst zustehende Gewalt über alle nordischen und wendischen Kirchen wieder zu gewinnen. Aber er hatte keinen Erfolg. Beim Papst wurde er abgewiesen, als er den Primat über die schwedischen und dänischen Lande zurückforderte, und der Herzog Heinrich unterwarf die Bisthümer in dem neubekehrten Wendenlande seiner Investitur. Gestützt auf solche Erfolge forderte Heinrich im J. 1150 von Konrad die vor dem Kreuzzuge zugesagte Prüfung seiner Ansprüche auf Baiern, d. h. die Rückgabe des Herzogthums Baiern. Konrad hielt ihn hin und gewann die Zeit, einen Aufruhr in Baiern zu strafen, die Utrechter zur Annahme des von ihm gewählten Bischofs zu zwingen, und andere Geschäfte zu erledigen. In dieser Zeit starb ihm sein hoffnungsvoller Sohn Heinrich, während gerade über seine Verlobung mit einer griechischen Prinzessin verhandelt wurde, um das Bündniß der beiden Staaten noch weiter zu befestigen. Unerschüttert wollte Konrad — seit 1146 war er

---

12) Kap-Herr a. a. O. S. 32. 13) Konrad berichtet selbst darüber in einem Briefe an die Kaiserin Irene, Jaffe, Ep. 243.

Witwer — nun selbst eine griechische Prinzessin heirathen, denn das griechische Bündniß und der Kampf gegen den Normannen bildeten den Mittelpunkt seiner Politik. Aber Heinrich der Löwe hinderte ihn. Statt sich zu dem Verhandlungstermine zu stellen, kam Heinrich 1151 mit einem Heere nach Baiern. Durch einen Vertrag gewann Konrad Zeit und benutzte sie, um gegen Heinrich, der sich schon des Erfolges sicher fühlte, seine alten Gegner in Sachsen aufzurufen (epp. 319 und 339). Heinrich sollte in Schwaben festgehalten werden, bis sein Anhang in Sachsen überwältigt war. Die Sache schien zu glücken, da entwich Heinrich in einer Verkleidung und kam nach Braunschweig. Nun wagten sich seine Gegner nicht hervor und Konrad mußte aus Sachsen weichen. Es war eine harte Niederlage und schwer mußte der Gedanke der Zukunft auf dem Könige liegen, als er bald darauf in Bamberg erkrankte. Wie er nun den Tod nahe fühlte, da sammelte er seine Kraft, um dem Reiche noch einen letzten Dienst zu leisten, indem er den Fürsten empfahl, nicht seinen kleinen Sohn zum Nachfolger zu wählen, sondern den kräftigen Friedrich von Schwaben. Ihm übergab er auch die Reichskleinodien und die Vormundschaft über seinen Sohn. Dieser letzte Act seines Regiments wiegt manchen Fehltritt auf. Er starb am 15. Febr. 1152.

Rückblick und Charakteristik. Konrad war ein tüchtiger und in allen Kämpfen und Fährlichkeiten erfahrener Mann. Sogar die Schrecken des Bannes hat er jahrelang getragen. Dabei besaß er etwas Frisches und Gewinnendes. Den alten Gegner Welf behandelte er auf dem Kreuzzuge, als sei nichts vorgefallen, nannte ihn stets seinen Kameraden und half ihm in jeder Bedrängniß. Als die Volksmenge im Dome zu Frankfurt den heiligen Bernhard aus Bewunderung gar zu sehr bedrängte, da hob er ihn mit starker Hand in die Höhe und trug ihn auf seinen Armen aus dem Gedränge. Einem übereifrigen Anhänger hielt er eigenhändig den Mund zu, als derselbe durch Heftigkeit einen Gegner in dem Augenblicke zu beleidigen drohte, da Konrad ihn durch Freundlichkeit auf seine Seite zog. So bewahrt auch die bald nach seinem Tode aufgezeichnete Sage von den Weibern von Weinsberg sein Bild, indem sie ihn sagen läßt: „An einem Königsworte soll man nicht deuteln." Im Kriege war er rüstig. Unter den zahlreichen Helden, die vor Damascus versammelt waren, ragte seine Tapferkeit noch hervor und der rasche Feldzug gegen Böhmen sowie die Thatsache, daß er die ungeheuern Massen der Kreuzfahrer auf dem schwierigen Marsche durch Ungarn und das griechische Reich zusammenzuhalten wußte, zeigen, daß es ihm auch nicht an Feldherrngaben fehlte.[14]) Auch was wir von seinen diplomatischen Verhandlungen erfahren, macht einen günstigen Eindruck. Die kräftigen Kaiser, welche damals auf dem griechischen Throne saßen, nöthigte er zur Anerkennung seiner gleichberechtigten Stellung und seiner Ansprüche auf Italien und mitten unter schweren Verwickelungen aller Art schlug er den Angriff ab, den die Curie gegen sein mit den Griechen abgeschlossenes Bündniß unternahm. Im J. 1149 schreibt (ep. 195 cf. 226) Abt Wibald einmal: „Der König ist aus Syrien verändert zurückgekommen, er ist ernst und streng, ein Liebhaber der Gerechtigkeit und eifriger Richter." Man darf daraus jedoch nicht entnehmen, daß Konrad vorher träge und weich war, sondern nur, daß er nicht in dem Maße thätig und kräftig war wie nach den schweren Erfahrungen im Orient. Im ganzen betrachtet, gewinnt man aus dem reich erhaltenen Briefwechsel der Zeit keineswegs den Eindruck, als sei Konrad schwach gewesen und habe es an sich fehlen lassen. Auch die Wahl seiner Räthe und sein Verhältniß zu ihnen kann man nicht tadeln. Wol die erste Stelle nahm der Abt Wibald ein, der schon bei Lothar viel gegolten hatte und unter Friedrich Barbarossa ebenfalls in hohem Ansehen stand (ep. 411). Er war ein gelehrter und in hohem Maße gewandter Mann. Nun mußte Konrad seinen Räthen und seinem Kanzler schon deshalb großen Einfluß gestatten, weil er nicht selbst zu lesen verstand und sich die eingehenden Schreiben übersetzen ließ (ep. 182). Allein trotzdem blieb Wibald immer in der Rolle des Dieners.[15]) Konrad ließ sich von ihm nicht beherrschen und ebenso wenig von seinem Kanzler Arnold, dem späteren Erzbischofe von Köln. Aus dem J. 1150 ist uns eine vertrauliche Correspondenz dieser beiden Räthe erhalten, die deutlich zeigt, wie viel Konrad von diesen besonders geehrten Dienern forderte und wie schwer sie sich seinem Willen entziehen konnten. Einmal klagt Arnold auch, daß Konrad keine Rücksicht nähme auf die seinen Gesandten ertheilte Instruction, man darf nicht vergessen, daß wir nicht wissen, welche Umstände Konrad in diesem Falle nöthigten, seine Politik zu ändern.

Aber bei all diesen vortheilhaften Zügen, die sich von dem Bilde Konrad's auffinden lassen, bleibt doch die Thatsache, daß seine Regierung ohne Glück und Erfolg war. Polen und Ungarn entfremdeten sich dem Reiche, die nordische Kirche wurde der Bremer Kirche und damit dem deutschen Einflusse entzogen, in Sachsen richtete Heinrich der Löwe, in Unteritalien König Roger eine Macht auf, welche dem Könige in diesen Gebieten so gut wie nichts übrigließ. So wird man urtheilen, daß Konrad der Aufgabe nicht gewachsen war, aber man muß auch hinzufügen, daß diese Aufgabe ganz außerordentlich schwierig war. Seine Wahl war eine Ueberrumpelung der Welfischen Partei, nicht ein Sieg über diese Partei. Wie die Verhältnisse lagen, mußte Heinrich der Stolze König werden, kein anderer Fürst konnte ihn durch eigene Macht zum Gehorsam zwingen, auch Konrad nicht, und seine

14) Jaffé, Konrad S. 194, wirft ihm vor, daß er Heinrich den Löwen nicht im offenen Kampfe niederwarf, als dieser 1151 nach Baiern vordrang: wer will heute darüber entscheiden, ob Konrad's Verhalten nicht sehr berechtigt war?

15) In ep. 252 gebraucht Wibald die Wendung homini non federe contracto sed fastu et inobedientia Graecorum aliquantulum corrupto . . . humilitatis et obedientiae bonum instillavimus, die wenig ehrerbietig klingt. Allein als Priester spricht Wibald hier zu dem Priester von dem Laien, daher der väterliche, überlegene Ausdruck.

Wähler bildeten keine zuverlässige Partei. Die meisten fielen ihm zu, weil sie froh waren, dem Regimente Heinrich's zu entgehen, das sie bereits als unabwendbar gefürchtet hatten. So war die Kraft des Königs durch den Kampf mit dem mächtigen Gegner gebunden und das in einem Augenblicke, wo das Königthum durch das Papstthum Verlust um Verlust erlitt. Der Schaden, den die Erhebung Lothar's gegen Heinrich V. und dann sein Regiment in dieser Richtung gebracht hatte, war nicht wieder gut zu machen. Zwar daß er auf wesentliche Bestimmungen des Wormser Concordats verzichtet hätte, ist falsch [16], aber er duldete wiederholt Verletzungen desselben, acceptirte 1133 eine Urkunde des Papstes, in welcher die durch das Concordat verbürgten Rechte als eine Erlaubniß des Papstes erschienen und in welcher an entscheidenden Stellen Ausdrücke gewählt waren, welche weitern Ansprüchen des Papstes Anhalt gewährten, und bei der zwiespältigen Wahl von Halberstadt 1136 gab er das kaiserliche Recht ganz preis.

Für solchen Fall bestimmte das Concordat, daß der Kaiser cum consilio vel judicio metropolitani et comprovincialium der bessern Wahl (saniori parti) assensum et auxilium praebere, d. h. also, daß er die Wahl entscheide. Lothar (Migne, Patres latini 179 S. 669) bat dagegen erst den Papst, ihm zu gestatten, daß er dies thue, ja er wollte auch dann von diesem Rechte nur nach dem Rathe des Papstes Gebrauch machen und bat, daß ein Legat desselben geschickt werde, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen und dann bei der Entscheidung Lothar's mitzuwirken. Noch bedenklicher war, daß Lothar seine Bitte damit unterstützte, daß er gerade bei dieser Kirche besondere Gründe habe, seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Er vergaß ganz, daß ihm schlechthin das Recht zustand, so zu verfahren und nicht blos in den sächsischen Kirchen wie Halberstadt, sondern in allen Kirchen regni teutonici. Gewiß waren es praktische Gründe, die Lothar bewogen so zu handeln. Die Parteien waren aufgeregt und hatten sich bereits an Rom gewendet — er mußte wünschen, daß seine Entscheidung von Rom in keiner Weise bemängelt werde; allein sein Brief gab der Curie die schärfsten Waffen in die Hand gegen jeden Kaiser, der es wagte, die Position des Wormser Concordats festzuhalten. Dazu kam, daß Lothar dem Papste seine Wahl nicht nur anzeigte, sondern um Bestätigung derselben bat, daß er sich ferner mit den Mathildischen Gütern belehnen ließ und daß er nicht verhinderte, daß im Audienzsaale des Lateran ein Bild aufgestellt ward, welches diese Belehnung darstellte und in der Ueberschrift die Worte trug: der König wird des Papstes Vasall. So weit war die kaiserliche Würde unter Lothar herabgesunken und es wäre nur begreiflich, wenn sein durch innere Unruhen bedrängter Nachfolger noch nachgiebiger gewesen wäre. Allein in diesem wichtigen Punkte war Konrad glücklicher. Er suchte weder für seine Wahl [17] noch für die seines Sohnes des Papstes Bestätigung nach, schloß mit Constantinopel Verträge über Unteritalien, ohne die Curie, wie sie forderte, zuzuziehen. Verletzungen des Wormser Concordats mußte er allerdings zulassen, sowol der Papst als auch die deutschen Geistlichen setzten sich mehrfach über wesentliche Bestimmungen desselben hinweg, auch nahm Konrad selbst keineswegs die ihm zustehenden Rechte mit unzweideutiger Schärfe in Anspruch, wählte Ausdrücke, durch welche unberechtigte Ansprüche der Curie mehr oder weniger Anerkennung fanden (ep. 340), aber er hielt die Rechte des Königs wenigstens immer noch fester aufrecht als Lothar. So übte er noch am Ende seiner Regierung bei der zwiespältigen Wahl in Utrecht ohne weiteres das ihm nach dem Wormser Concordat zustehende Recht. [18]) Diese Festigkeit ist um so höher anzuschlagen, als Konrad nicht mehr mit den durch das Schisma gebundenen Päpsten zu thun hatte, und was noch wichtiger ist, als damals die mystische Richtung, welche die Kirche über alle weltliche Gewalt erhöhte, in Deutschland noch immer im Steigen war. Der heil. Bernhard beherrschte die Gemüther und dieser schrieb damals: „Beide Schwerter sind in des Papstes Hand, das weltliche wird nutu suo das geistliche manu sua gezückt." Die maßgebenden Männer unter der deutschen Geistlichkeit gehörten der gleichen Richtung an. Konrad hätte ein ganz außerordentlicher Mann sein müssen, um in diesem Kreise den Gedanken zu fassen, die durch Lothar dem Königthume verlorenen Rechte in größerem Maße wiederzugewinnen. Und es ist sehr fraglich, ob es ihm gelungen wäre. Als es sein Nachfolger, der große Friedrich Barbarossa, unternahm, da kam ihm schon eine wenn auch schließlich nicht siegreiche Gegenströmung zu Hülfe.

Ein Menschenalter hindurch hatten die Päpste einen bisher unerhörten Einfluß auf die Regierung des Reichs gehabt. Die angesehensten Kirchenfürsten wurden von ihnen nach Rom citirt oder abgesetzt und Bisthümer und Abteien waren in großer Zahl an die eifrigsten Anhänger der kirchlichen Partei gekommen — und was war das Ergebniß? Frevel und Gewalt herrschten mehr als je und die Kirche verweltlichte durch den neuen Glanz mehr als ehemals durch den angeblichen Druck. Die frommen Männer, welche der Kirche diese Macht hatten erstreiten helfen, waren voll Gram und bitterer Klage. Ihr einziger Trost war, daß das Ende der Welt nahe sei und daß das Elend der Zeit eben das Nahen des Antichrists verkünden solle. [19]) Auch unter den Geistlichen gewann da die Ansicht Raum, daß der weltlichen

16) Bernheim's Untersuchung (Lothar III. und das Wormser Concordat 1874 und Zur Geschichte des Wormser Concordats) ist sehr scharfsinnig, aber ich kann seinen Ergebnissen nicht überall beitreten.

17) Bei seiner Wahl war allerdings ein päpstlicher Legat zugegen gewesen, aber bei Lothar's Wahl ebenfalls. 18) Witte, Die Bischofswahlen unter Konrad III., Göttinger Dissertation, urtheilt über Konrad's Verhalten zu scharf, wie auch Wolfram, Friedrich I. und das Wormser Concordat (Marburg 1883), zeigt. Bei den meisten Wahlen fehlen die Nachrichten zu sicherm Urtheil. 19) Otto von Freisingen in der damals geschriebenen Chronik und Gerh. von Reichersberg, Liber de inuestigatione Antichristi.

Gewalt größere Selbständigkeit gebühre, zumal da der zum Herrn des Kaisers aufsteigende Papst zugleich in der Kirche alle Gewalt an sich riß und die kirchliche Ordnung zersetzte. Es ist vielleicht das stärkste Zeichen dieser erwachenden Gegenströmung, daß Bernhard von Clairvaux um die Zeit, da König Konrad starb, dem Papste zurief: „Die Könige sind die Richter der irdischen Dinge. Was dringt ihr in fremdes Gebiet ein, was schneidet euere Sichel auf fremdem Acker?"[20]) Zugleich strafte er die Sucht Roms, innerhalb der Kirche alle Gewalt an sich zu reißen. „Bedenke, daß Rom die Mutter der Kirchen ist und nicht die Herrin, und daß du nicht der Herr der Bischöfe bist, sondern einer von ihnen."[21]) Namentlich der klägliche Ausgang des Kreuzzugs gab Anlaß, daß sich diese Stimmung lauter äußerte und das neuerwachte Studium des Römischen Rechts lieferte der kaiserlichen Partei ein ganzes Arsenal fertiger Waffen.

Literatur: Philipp Jaffé, Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III. (Hannover 1845). — Bernhardi, Lothar von Supplingenburg (Jahrbücher der Deutschen Geschichte 1879). — Bernhardi, Konrad III. Artikel in der Allgemeinen deutschen Biographie 1883. — Bernhardi, Konrad III., Jahrbücher der deutschen Geschichte (erschien erst, nach Vollendung dieser Darstellung). — F. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, Bd. 4. — W. von Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. IV, 1872. — Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen Bd. I, 1877. — Riezler, Geschichte Baierns (in Geschichte der europäischen Staaten) Bd. I, 1878. — Chr. Fr. Stälin, Würtembergische Geschichte Bd. II, 1847. — A. Neander, Der heil. Bernhard und sein Zeitalter, 2. Aufl. 1848. Abdruck derselben in: Gesammelte Werke, Bd. XII, 1865. — O. von Heinemann, Albrecht der Bär, 1864. — Hans Prutz, Heinrich der Löwe, 1865. — M. Philippson, Geschichte Heinrich's des Löwen Herzogs von Baiern und Sachsen und der Welfischen und Staufischen Politik seiner Zeit. (Leipzig 1867, 2 Bde.). — B. Kugler, Studien zur Geschichte des 2. Kreuzzuges (Stuttgart 1866). — B. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge, in Oncken, Allgemeine Geschichte. Die ältere Literatur und die Monographien sind in diesen Werken oder oben in den Noten erwähnt.

Quellen: Ueber die Quellen siehe außer Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter und Giesebrecht's Anmerkungen, vor allem P. Scheffer-Boichorst, Annales Patherbrunnenses. Eine verlorene Quellenschrift des 12. Jahrh. aus Bruchstücken wiederhergestellt (Innsbruck 1870). Dazu E. Bernheim in Forschungen zur deutschen Geschichte XV. über die Annales Corbejenses und Palidenses.

Urkunden und Briefe: Jaffé, Regesta Pontificum Romanorum (Berlin 1851). — K. Fr. Stumpf, Die Reichskanzler vornehmlich des 10., 11. und 12. Jahrh. (Innsbruck 1865). — J. F. Böhmer, Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII. (Frankfurt 1831). Scheffer-Boichorst stellte mir die Vorarbeiten für seine Neubearbeitung von Böhmer's Regesten für Konrad III. zur Verfügung.

Die Briefe Wibald's bei Ph. Jaffé, Monumenta Corbejensia, Bibliotheca Rerum Germanicarum I, 1864, ich citire: ep. mit der Nummer. Dazu Janssen, Wibald von Stablo und Corvey, 1854, mit Vorsicht zu benutzen.

Die Briefe der Päpste sowie die des heil. Bernhard citire ich nach Migne, Patrologia, Patres latini 179 seq. *(G. Kaufmann.)*

20) De consideratione l. I, 6; Migne, Patres latini 182, S. 736: Habent haec infirma et terrena judices suos reges et principes terrae. Quid fines alienos invaditis? Quid falcem vestram in alienam messem? Non quia indigni vos sed quia indignum vobis talibus insistere. 21) Ebendas. 787. Andere Zeichen sind der von Giesebrecht, Kaiserzeit IV, 496, herausgegebene Brief eines Unbekannten, und die von Wattenbach in dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (1882), S. 332 aus einem Codex dieser Zeit mitgetheilten Briefe.

KONRAD IV., letzter Hohenstaufischer König in Deutschland, nach seines Vaters Tode 1250 auch König von Jerusalem und Sicilien, Sohn Friedrich's II. und Isabella's von Brienne, geb. den 25. April 1228 zu Andria, seit 1246 vermählt mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Otto von Baiern, gest. den 21. Mai 1254 zu Lavello unweit Melfi.

Den siebenjährigen nahm sein Vater, als er 1235 zur Unterdrückung der Empörung seines ältesten Sohnes Heinrich nach Deutschland gehen mußte, mit dorthin, um ihn an Heinrich's Stelle den Fürsten zur Wahl zu empfehlen. Im Februar 1237 wurde er dann auch zu Wien in Gegenwart des Kaisers von einer Anzahl Fürsten gewählt, worauf die Bestätigung der Wahl durch eine zweite Fürstenversammlung im Juli zu Speier erfolgte; gleichzeitig bestellte ihn Friedrich II. hier wahrscheinlich vor seiner im August erfolgenden Rückkehr nach Italien zum Reichsverweser, während thatsächlich die Regierung in den Händen des Erzbischofs von Mainz, Sigfried von Eppenstein, lag. Außerdem stand dem jungen Könige noch ein geheimer Rath zur Seite, dessen Zustimmung zu den königlichen Verfügungen oft erwähnt wird.

Aus den vier ersten Jahren von Konrad's Regierung — bis 1241 — ist wenig zu berichten. Noch übten die Kämpfe seines Vaters mit der Kirche nicht jene entscheidende Rückwirkung auf die deutschen Angelegenheiten aus, wie es nach 1241 der Fall war; die Fürsten, namentlich die geistlichen, hatten ihren Platz noch auf Seite des Königs, wie die Bemühungen Sigfried's von Mainz, ferner der Bischöfe von Würzburg, Freising, Eichstedt, Brixen, noch im April und Mai 1240, für eine Versöhnung zwischen Kaiser und Papst deutlich zeigen. Und wenn auch die im März 1239 durch Gregor IX. erneuerte Excommunication Friedrich's II. durch ihre Bekanntmachung in Deutschland den Gedanken an die Wahl eines Gegenkönigs bei einigen Fürsten aufkommen ließ, — die Opposition bestand namentlich aus Konrad's späterm Schwiegervater, Herzog Otto von Baiern, ferner dem vom Kaiser geächteten Herzoge von Oesterreich,

Friedrich dem Streitbaren, und dem Könige Wenzel von Böhmen — so gelang es doch Konrad, nachdem der zum Gegenkönig ausersehene Sohn des Königs von Dänemark die Wahl abgelehnt hatte, auf dem Hoftage zu Eger im Juni 1239 so viele Fürsten zu gewinnen und unter ihnen gerade Herzog Friedrich und König Wenzel, daß vorläufig nicht nur nichts gegen ihn geschah, ja daß man auch von dieser Seite sich an dem Versuche einer Vermittelung zwischen Friedrich II. und Gregor IX. betheiligte. Im Frühjahre 1240 sehen wir den zu diesem Zwecke erwählten Meister des deutschen Ritterordens, Konrad von Thüringen, den Bruder des nachmaligen Gegenkönigs Heinrich Raspe, auf der Reise nach Rom; sein Tod daselbst im Juli bereitete freilich diesen Bemühungen ein baldiges Ende. — Bald sollte eine ernste äußere Gefahr zeitweilig alle übrigen Angelegenheiten in den Hintergrund drängen. An den Ostgrenzen des Reichs erschienen die Tataren, bereit, die Greuel mongolischer Einfälle früherer Jahrhunderte zu wiederholen.

Im Mai 1241 finden wir den König in Eßlingen, wohin er angesichts dieser drohenden Gefahr die Fürsten zu einem Hoftage beschieden hatte. Konrad selbst nahm das Kreuz gegen die Tataren, bestimmte den 1. Juli als Termin, an dem sich das Kreuzheer bei Nürnberg zu versammeln hatte, und verordnete mit dem Rathe der Fürsten gleichzeitig einen Landfrieden für ganz Deutschland. Mit der durch den Sieg Heinrich's des Frommen bei Liegnitz abgewendeten Gefahr sehen wir nun plötzlich auch die noch soeben zwischen dem Könige und den Fürsten vorhandene Einigkeit verschwinden. Der Erzbischof von Mainz war es, der das Signal zum Abfall gab: im Juli 1241 trat er von der königlichen zur päpstlichen Partei über; ihm folgte sofort der Erzbischof von Köln, bald auch die Grafen von Nassau, Isenburg u. a. Hiermit ist der Wendepunkt der Dinge in Deutschland bezeichnet; Konrad hatte es von jetzt an mit einer fest geschlossenen Gegenpartei zu thun.

Der von den beiden Erzbischöfen unverzüglich und auf ausdrücklichen Befehl des Papstes eröffnete Krieg, an dem später nacheinander besonders die Erwählten der Gegenpartei, der Landgraf von Thüringen, Heinrich Raspe, und Wilhelm von Holland betheiligt waren, während die Reichsstädte, allen voran Worms, sowie seit 1246 Otto von Baiern, nach Konrad's Vermählung mit dessen Tochter, treu zum König standen, zog sich bis 1251 hin, in welchem Jahre Konrad nach Italien aufbrach. Große Ereignisse, die der einen Partei ein entschiedenes Uebergewicht über die andere verschafft hätten, sind kaum zu verzeichnen; gegenseitige Einfälle und greuliche Verwüstungen, unter denen namentlich der Rheingau und die Pfalz zu leiden hatten, waren das charakteristische Gepräge des Kriegs. Im Einzelnen mag Folgendes hervorgehoben werden.

Während am Niederrheine die Herzöge von Brabant und Limburg, sowie der Graf von Jülich gegen den Erzbischof von Köln thätig waren, der in der Schlacht bei Lechenich (südwestlich von Köln) 1242 (Februar) von ihnen geschlagen und gefangen genommen wurde, fiel Konrad selbst im Sommer 1242 und 1243 verwüstend in die Besitzungen Sigfried's von Mainz ein. In den beiden darauf folgenden Jahren scheinen die Kämpfe geruht zu haben, wenigstens sehen wir den König Deutschland im Sommer 1245 auf längere Zeit verlassen. Er traf mit seinem Vater, wie schon einmal im J. 1238, in Verona zusammen, diesmal zweifellos im Hinblick auf das fast zu derselben Zeit zusammentretende Concil zu Lyon, das im Juli die Absetzung Friedrich's aussprach zugleich mit der Aufforderung an die Reichsfürsten, einen andern König zu wählen. Konrad begleitete seinen Vater über Cremona und Pavia nach Turin, von wo er Anfang August wieder nach Deutschland zurückkehrte. Da sollten sich nun die Folgen der Concilsbeschlüsse für ihn, den jetzt siebzehnjährigen, bald genug zeigen. Im April 1246 hatte Innocenz IV. der anti-Staufischen Partei im Reiche einfach einen Befehl zugehen lassen, den Landgrafen Heinrich von Thüringen, der 1241 Sigfried von Mainz als Reichsprocurator gefolgt war, zum König zu wählen; bereits am 22. Mai war die Wahl, überwiegend durch Geistliche, vollzogen. Der neue König schrieb sofort einen Reichstag für den 25. Juli nach Frankfurt a. M. aus; als nun Konrad vor Frankfurt erschien, um ihn an dem Eintritte in die Stadt zu hindern, wurde er am 5. Aug. hauptsächlich infolge Verraths der vom Papste bestochenen schwäbischen Grafen geschlagen. Eine Entscheidung brachte die Schlacht jedoch nicht; vor allem blieben Konrad die Städte treu, was der Gegenkönig bald genug vor Ulm erfahren sollte, das er im Januar 1247 vergeblich belagerte. Der bereits im Februar desselben Jahres erfolgende Tod Heinrich Raspe's mußte nicht minder von günstigem Einflusse auf des Königs Lage sein; jetzt konnte er daran denken, sich gegen die abtrünnigen Grafen in Schwaben zu wenden. Aber bald hatte er einen neuen Gegenkönig sich gegenüber: im October 1247 erfolgte die Wahl Wilhelm's von Holland. Dieser wandte sich sofort gegen die beiden Hauptsitze der Staufischen Partei am Niederrhein: Aachen und Kaiserswerth; indeß erst nach einjähriger Belagerung gelang es ihm, die Städte in seine Gewalt zu bekommen. Im April 1249 zog er dann rheinaufwärts, um dem Erzbischofe von Mainz die Hand zu reichen. Ihm trat Konrad, der unterdeß den Kampf gegen die abtrünnigen schwäbischen Großen, jedoch ohne Erfolg, aufgenommen und darauf von neuem Einfälle in das Erzbisthum Mainz gemacht hatte, Ende Juli 1250 bei Oppenheim entgegen. Zur Schlacht kam es jedoch nicht. Wilhelm zog sich nach Mainz zurück, Konrad, der ihm folgte, brandschatzte und verwüstete dabei wiederum den ganzen Rheingau. Im Spätherbste 1250 endlich kam es zwischen dem Könige und den feindlichen Bischöfen zu einem Waffenstillstande. Zu Weihnachten finden wir ihn in Regensburg, wo er bei einem Streite zwischen den Bürgern und ihrem Bischofe ein strenges Strafgericht über den Klerus ergehen ließ. Mit diesen Verhältnissen im Zusammenhange steht der Mordversuch, der hier in der Nacht vom 29. zum 30. Dec. im Kloster St.-Emmeran auf Konrad gemacht wurde. Hierauf sehen wir den Krieg zwischen dem Könige und

seinen Gegnern von neuem ausbrechen, über den die Nachrichten freilich sehr spärlich sind; hauptsächlich wird von einer im Januar und Februar 1251 von dem Bischofe und seinen Anhängern gegen die Stadt Regensburg geführten Belagerung gesprochen, während Konrad gleichzeitig wieder vorzugsweise am Rhein (Worms, Speier, Weißenburg) thätig gewesen zu sein scheint.

In diese Kämpfe hinein fiel die Nachricht von dem Tode Friedrich's II. Konrad, der zuerst die Absicht hatte, sofort (Februar 1251) nach Italien aufzubrechen, wurde an diesem Vorhaben eben durch jene Kämpfe gehindert. Erst im October konnte er, nachdem sein Schwiegervater Otto von Baiern zum Reichsverweser bestellt war, den Zug nach Italien antreten; er ging über den Brenner zunächst nach Verona. Nach einer Zusammenkunft mit den Ghibellinen der Lombardei im Castell Goito und einem kurzen Aufenthalte in Cremona, von wo er nach Verona zurückkehrte, ging Konrad über Vicenza nach Latisana am untern Tagliamento, wo er sich zunächst nach Istrien einschiffte, um von dort aus die Weiterreise nach dem Königreiche anzutreten. Im Januar 1252 landete er glücklich in Siponto, empfangen von seinem Bruder Manfred. Das Verhältniß zwischen den beiden Brüdern trübte sich bald, hauptsächlich wol infolge des Einflusses, den der Markgraf Berthold von Hohenburg sofort bei Konrad gewann; daß der König seinem Bruder Manfred bald verschiedene Besitzungen entzog, die Ernennung Pietro Ruffo's, eines Gegners Manfred's, zum Statthalter von Sicilien und Calabrien noch auf dem Hoftage zu Foggia — Januar 1252 —, die feindselige Haltung Konrad's gegen Manfred's Verwandte aus der Familie Lancia: alles das ließ keinen Zweifel an seiner Gesinnung aufkommen. — Zwei größere Aufgaben traten nach seiner Ankunft in Unteritalien sofort an den König heran: die Unterwerfung der seit dem Tode des Kaisers aufständischen Städte und Landschaften und die Regelung des Verhältnisses zur Kirche. Aber während er seine Herrschaft mit Hülfe Manfred's in verhältnißmäßig kurzer Zeit überall wieder befestigte, namentlich seitdem im October 1253 auch Neapel unterworfen war, hatten seine Bemühungen, zu einer Verständigung mit dem Papste zu gelangen, keinen Erfolg. Die beiden Gesandtschaften an Innocenz zu Anfang 1252 und im November 1253 verliefen resultatlos: bereits hatte der Papst wegen Uebertragung der sicilischen Krone Verhandlungen mit England und Frankreich angeknüpft. — Im Frühjahre 1254 brach der König mit einem starken Heere lom Königreiche nach Norden auf; auf diesem Marsche ervag er dem Rückfalle eines Fiebers am 21. Mai bei Lavello unweit Melfi. Seine Leiche, im Dome von Messina beigesetzt, wurde durch eine Feuersbrunst mit demselben vernichtet.

Quellen: Böhmer-Ficker, Regesta imperii V. — Capasso, Historia diplom. regni Sicil. — Huillard-Bréholles, Historia diplom. Frid. II. — Winkelmann, Acta imperii. Saba Malaspina ap. Muratori SS. VIII. Nicolaus de Curbio.

Darstellungen: von Raumer, Gesch. der Hohenstaufen. — Schirrmacher, Kaiser Friedrich II. und die letzten Hohenstaufen. *(F. Fahrenbruch.)*

KONRAD, der Konradin der Italiener, war der letzte Sproß des Staufischen Geschlechts, dessen tragisches Geschick nicht nur die Zeitgenossen diesseit und jenseit der Alpen erschüttert, sondern bis auf den heutigen Tag seine jugendfrische Gestalt mit dem rührenden Schimmer des Märtyrerthums umwoben hat.

Am 25. März 1252 zu Wolfstein bei Landshut in Baiern geboren, hat er seinen Vater Konrad IV., den Sohn Kaiser Friedrich's II., nie gesehen. Im Herbste 1251 war derselbe nach Italien aufgebrochen, um dort die Ansprüche seines Hauses und des deutschen Königthums gegen die Curie durchzusetzen. Schon nahe am Ziel erlag er dem tückischen Klima des Südens im Mai 1254. In seinem Testament empfahl er seinen Sohn der Obhut der Kirche, wol in der Hoffnung, daß er mit diesem Vertrauen die Erbfeindschaft der Curie entwaffnen und den unseligen Zwist seines Geschlechts mit dem Papstthume für immer schlichten könne. Es schien, als ob Innocenz IV. die dargebotene Hand des Friedens annehmen wolle. Er erklärte, daß er Konradin's Rechte auf das Königreich Jerusalem und das Herzogthum Schwaben schirmen werde, und indem er die Regentschaft des Königreichs Sicilien übernahm, ließ er den Treueid Conradi pueri jure salvo schwören, erkannte also seine legitimen Ansprüche auch auf Sicilien an. Sein Nachfolger Alexander IV. schien das Friedenswerk fortsetzen zu wollen. Er schrieb der Großmutter Konradin's, daß er nicht nur die Rechte desselben aufrecht erhalten werde, sondern ihn noch höher in Würden zu stellen hoffe, und er sandte dieserhalb sogar einen Unterhändler an den bairischen Hof. Wenige Tage darauf enthüllte er seine wahren Absichten, als er in einem Schreiben vom 4. Febr. 1255 die Edlen Schwabens aufforderte, die Ansprüche Alfons' von Castilien auf das schwäbische Herzogthum mit Rath und That zu unterstützen. Konradin sollte auch das letzte väterliche Erbe entrissen werden. Schon Innocenz hatte, während er die Vormundschaft über ihn annahm, mit englischen wie französischen Fürsten verhandelt und ihnen die Krone seines Mündels, Sicilien, angeboten. Es war die durchaus folgerichtige Politik der Curie, nach der beide Päpste handelten. Die Verbindung Unteritaliens mit dem deutschen Königthume sollte gelöst, der Kirchenstaat von dieser erdrückenden Umarmung befreit werden. In Konradin's Anwartschaft auf Sicilien und Schwaben, so fern ihm auch noch die deutsche Königskrone lag, schien schon der Keim jener furchtbaren Gefahr, die unter Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. die Macht der Curie bedroht hatte, sich wieder von neuem zu bilden. Sie mußte von vornherein erstickt, dies Otterngezücht der Staufer, mit dem sie natürlich verbunden schien, mußte zertreten werden. Vorderhand aber unterstützte man Konradin noch, um ihn gegen seinen Oheim Manfred von Tarent auszuspielen, der auf Grund einer Vollmacht Konradin's die Reichsverwesung von Sicilien an sich genommen, im J. 1258 auf die falsche Nachricht vom Tode seines Neffen den Thron selbst occu-

pirt hatte und nun auf allen Wegen im Süden wie im Norden der italischen Halbinsel der Curie entgegentrat. In den deutschen Angelegenheiten dagegen griff die Curie Konradin bereits direct an. Papst Alexander bestritt ihm Schwaben und am 28. Juli 1256, als nach dem Tode Wilhelm's von Holland das Reich vacant geworden, verbot er den rheinischen Erzbischöfen bei Strafe der Excommunication, bei einer Wahl Konradin's zum römischen König irgendwie mitzuwirken oder derselben beizustimmen.

Während diese Ränke um sein Erbe und seine Zukunft spielten, wuchs Konradin unter der Obhut seiner Mutter Elisabeth von Baiern und in der Zucht seines Oheims Herzog Ludwig des Strengen von Baiern heran. Man wird diesem wie seinem Bruder Heinrich frühern Verdächtigungen gegenüber die Anerkennung nicht versagen können, daß sie Wohl und Wehe des ihnen anvertrauten Neffen stets getreulich im Auge gehabt haben. So erklärten beide, nur dann dem Grafen Richard von Cornwall ihre Stimme bei der deutschen Königswahl zu geben, wenn derselbe auf Sicilien verzichten, Konradin in seinen Ansprüchen darauf nicht hindern und denselben in das Herzogthum Schwaben wie in seine übrigen väterlichen Erbgüter einsetzen wolle, Bedingungen, die Richard einging, um sie nicht zu halten. Zunächst jedoch übernahm Konradin zu Pfingsten des J. 1262 das Herzogthum Schwaben und hielt seinen ersten Hoftag zu Ulm, bald darauf im August einen zweiten zu Rottweil. Kurz vorher war er, offenbar im Einvernehmen mit seinen Verwandten, in die Pflege des vornehmsten schwäbischen Großen, des Bischofs von Konstanz getreten, der fortan mit dem Abte von St.-Gallen sein Hauptberather in den schwäbischen Angelegenheiten blieb, wie sich aus seiner Mitbesiegelung und seiner Zeugenschaft in Urkunden Konradin's ergibt. Zu gleicher Zeit winkten ihm eben damals ebenso verführerische wie trügerische Aussichten in Italien und in Deutschland. Die Welfen in Florenz und Toscana, von den Ghibellinen und Manfred hart bedrängt, riefen wol mit Zustimmung des Papstes Konradin 1261 zu Hülfe. Diesem Rufe zu folgen, hinderte ihn zum Glück seine Jugend, wol auch seines Oheims Klugheit; es wäre sicher ein für die Staufische Sache verhängnißvoller Wechsel gewesen, wenn Konradin sich auf die Seite der alten Gegner kaiserlicher Politik in Italien gestellt hätte. Im Frühjahre 1262 dachte alsdann der Erzbischof von Mainz sehr ernstlich daran, den seit langer Zeit in England weilenden König Richard absetzen und an seine Stelle Konradin wählen zu lassen. Gewiß war Herzog Ludwig bei diesem Plane eifrig betheiligt, da erhielt Papst Urban IV. durch Ottokar von Böhmen Nachricht von dem Vorhaben und wiederum schritt er wie sechs Jahre zuvor mit den schärfsten Drohungen dagegen ein, die um so mehr Erfolg hatten, als auch Richard auf jene Kunde hin schleunigst wieder den deutschen Boden betrat. Fast ganz dasselbe Spiel wiederholte sich dann noch einmal im J. 1266. Der offene Bruch zwischen König Richard und Konradin konnte nicht lange ausbleiben. Schon im November 1262 bezeichnete er gelegentlich einer Differenz über die Stadt Zürich, die Konradin für sein Herzogthum in Anspruch nahm, Richard aber als Reichsstadt erklärte, Konradin als angeblichen Herzog Schwabens. Die in seiner Wahlcapitulation versprochene Belehnung hat er ihm nie ertheilt. Bei der Ohnmacht König Richard's hatte seine Feindseligkeit sehr wenig zu bedeuten und Konradin übte ungehindert seine herzoglichen Rechte in Schwaben weiter aus. Seinen letzten Hoftag auf schwäbischem und deutschem Boden hielt er wol im October 1266 zu Augsburg, wo er unter andern Verfügungen auch jene merkwürdige Schenkung vollzog, durch die er seinen Oheimen, den Herzögen Ludwig und Heinrich von Baiern, in dankbarer Gesinnung für ihre ihm stets bewiesene väterliche Fürsorge alle seine Erb- und Lehensgüter in Deutschland wie in Italien für den Fall verschrieb, daß er ohne eheliche Leibeserben sterbe. Dieselbe Schenkung war drei Jahre früher von ihm auf seinen Oheim Ludwig allein beschränkt worden und in seinem Testament wiederholte er sie für beide Herzöge. Man wird gewiß daran nicht zweifeln können, daß hier ein freier Willensact Konradin's vorliegt, aber andererseits ist diese Verfügung doch wol als ein Aequivalent anzusehen, das die Herzoge von Konradin für die thatkräftige Unterstützung seiner Pläne wünschten oder forderten. Man möchte annehmen, daß diese Pläne in jenem Augenblicke greifbarere Formen gewonnen hatten, als Konradin in dieser Weise über sein Erbe entschied. Wenigstens aus dem J. 1266 wissen wir gewiß, daß über seinen Zug nach Italien sehr ernstliche und eifrige Unterhandlungen im Gange waren.

Nach wiederholten Schwankungen ihrer Politik hatte die Curie Karl von Anjou für die sicilianische Krone gewählt und die Schlacht von Benevent am 26. Febr. 1266 hatte für den französischen Usurpator gegen Manfred entschieden. Bald nach Manfred's Fall scheinen eifrige und hervorragende Parteigänger der Staufischen Sache über die Alpen zu Konradin geeilt zu sein, um ihn nach Italien zu rufen, so der Großkämmerer Siciliens Maletta, die beiden Lancia, Capece u. a., auch aus Oberitalien, namentlich von Verona und Pavia, kamen gleiche Aufforderungen. Herbst und Winter des J. 1266 waren von intimen Verhandlungen mit den Ghibellinen in Anspruch genommen und ein Aufenthalt Konradin's zu Innsbruck im November dieses Jahres scheint dafür besonders ausgenutzt worden zu sein. Der Papst hatte sehr bald davon Kunde. Schon im September bedrohte er alle mit der Excommunication, die sich für Konradin in Italien erheben würden, dann klagte er darüber, daß Boten aus der Mark Ancona zu jenem gekommen, daß er sich Titel und Siegel eines Königs von Sicilien anmaße, und am 18. Nov. veröffentlichte er schon den ersten Proceß gegen Konradin und seine Partei, in dem er mit Entziehung des Königreichs Jerusalem drohte. Konradin verfügte inzwischen bereits über Würden und Aemter Siciliens, Capece bestellte er als Generalkapitän, für Tuscien setzte er Vicare ein und seine Gedanken flogen noch höher, wenn er dem Grafen Rudolf von Habsburg das Kiburgische Lehen versprach, sobald er zum römischen König gewählt sein werde. Das war kein

kindisches Spiel, das der Jüngling trieb, in der That stand jetzt seine Zukunft in Frage. Wenn er länger säumte, wenn er Karl von Anjou Zeit ließ, sein Regiment zu befestigen, wenn die Hülferufe der Ghibellinen ungehört verhallten, so war seine Sache jenseit der Alpen verloren. War sie aber einmal gewonnen, dann durfte er mit Hülfe der Herzoge von Baiern auch auf die deutsche Königskrone hoffen.

Schon war Konrad Capece, der Generalvicar Konradin's, von Tunis aus auf Sicilien gelandet und fast die ganze Insel war ihm zugefallen, da setzte sich Konradin im September 1267 zu dem entscheidenden Waffengange in Marsch. Vorher gab er noch in einem weitläufigen, stark rhetorisch gefärbten Manifeste den deutschen Fürsten Kunde von seinem Vorhaben, seinen Rechten, seiner Stellung zur Curie, zu Manfred und zu Karl von Anjou. Langsam zog er durch Tirol über Bozen und Trient, er erhielt wol noch auf dem Marsche Zuzug, am 21. Oct. rückte er in Verona mit 12,000 Mann ein, wie die Annalen von Piacenza berichten. Die Mailänder Annalen sprechen von 3000 deutschen Rittern. Sein Oheim Ludwig wie sein Stiefvater Graf Meinhard von Tirol hatten ihn begleitet, Rudolf von Habsburg war in seinem Gefolge, viele hatte auch die Aussicht auf reiche Beute zur Heerfahrt gelockt. Gleich in Verona wurde ihre Treue auf eine harte Probe gestellt, die nicht alle bestanden. Im Süden Italiens erhoben sich zwar überall die Anhänger Konradin's, Rom öffnete sich seinem Bevollmächtigten Galvano Lancia, aber in allen lombardischen Städten mit Ausnahme von Pavia und Verona hatten die Welfen die Oberhand und sperrten die Wege. Ein Handstreich auf Brescia mislang Konradin, seine Geldmittel erschöpften sich, der Papst und sein Legat, der Erzbischof von Ravenna, verhängten die Excommunication über ihn, ein Monat verstrich thaten- und erfolglos nach dem andern. Da wurde auch sein Oheim Ludwig schwankend. Sein Rath, nach Deutschland zurückzukehren, fand kein Gehör, er half, soviel er konnte, durch Vorschüsse, für die ihm Konradin schwäbische Besitzungen verpfändete, im Januar 1268 zog er wieder heim, sei es, daß er seine Anwesenheit in Deutschland für seines Neffen Sache ersprießlicher hielt, namentlich für die deutsche Königswahl, sei es auch, daß ihn die jetzt eintretende günstige Wendung der Dinge entbehrlich zu machen schien. Daß er Konradin kaltherzig im Stiche ließ, wie sich viele seines Heeres verliefen, kann man schwerlich glauben, wenn man weiß, wie thätig er bisher für ihn gewirkt hatte. In der Lombardei aber eröffnete sich eben die Aussicht auf den glücklichen Fortgang des Unternehmens. Während Brescia durch den Kampf der Parteien ganz in Anspruch genommen und im Schach gehalten war, kam im Auftrage der Stadt Pavia ihr stets reichstreugesinnter Richter Detesalvo Botto nach Verona und erbot sich, Konradin sicher nach Pavia und Pisa zu bringen. Das war eine frohe Neujahrsbotschaft und Botto hielt sein Wort. Am 17. Jan. brach Konradin mit etwa 3000 Mann auf, Deutschen und Italienern, passirte ungefährdet den Oglio und die Adda und zog am 20. in Pavia ein. Hier fand zunächst seine Geldnoth ihr Ende. Die Stadt schenkte ihm 12,000 Pfund, Boten aus Pisa brachten 17,000 Unzen Gold. Mislang nun auch ein Anschlag auf Piacenza, wo Truppen Karl's von Anjou standen, und konnten die Genuesen nicht zum einmüthigen Anschluß bewogen werden, so glückte es Konradin doch, die Küste am Busen von Genua zu erreichen, sich auf pisanischen Galeren mit wenigen Begleitern einzuschiffen und am 7. April Pisa zu erreichen, wohin ihm schon Anfang Mai sein treuester Jugendfreund, Friedrich von Oesterreich, von Pavia aus nach angestrengten kühnen Gebirgsmärschen das Heer zuführte. Jetzt schien der Erfolg fast gewiß, der Weg nach Rom stand offen, ein Aufstand der Sarazenen zu Luceria hielt Karl von Anjou noch im Süden fest. Auf dem Marsche wurde im Arnothale der Großmarschall Karl's, Johann de Braisilva, völlig geschlagen und selbst gefangen genommen. Vor den Augen des Papstes, der sich zu Viterbo eingeschlossen hielt, rückte Konradin vorüber und am 24. Juli hielt er seinen glänzenden, feierlichen Einzug in Rom, vom Senator Heinrich von Castilien wie vom Volke der ewigen Stadt mit offenen Armen und lautem Jubel empfangen. Noch stand indeß die schwerste Entscheidung bevor, der Waffengang mit Karl von Anjou selbst. Derselbe stand in den Abruzzen östlich von Rom, die Straßen beobachtend, auf denen Konradin die Vereinigung mit den aufständischen Sarazenen suchen konnte. Am 18. Aug. brach derselbe auf, noch eine Strecke Weges auf der Via Valeria von den römischen Ghibellinen geleitet, bog dann von der alten Heerstraße ab, auf der ihn der Gegner zunächst erwartete, überschritt mehrere Gebirgsjoche und rückte dann im Thale des Salto aufwärts, wol in der Absicht, den Feind zu umgehen und so rasch wie möglich seinen Anhängern im Süden der Halbinsel die Hand zu reichen. Karl aber hatte inzwischen die verlorene Fühlung wieder gewonnen und trat am 22. Aug. am Abhange des Berges, auf dem das alte Alba liegt, Konradin's Heer entgegen.

Am folgenden Tage, am 23. Aug. 1268, fiel auf dem Palentinischen Felde zwischen Alba und Tagliacozzo das Schlachtenlos. Konradin war an Streitkräften überlegen, es gelang ihm, den trennenden Bach zu überschreiten und die Feinde zu werfen, Senator Heinrich setzte den Fliehenden in energischer Verfolgung nach, Konradin's Ritter zerstreuten sich auf der Wahlstatt. Da brach Karl mit seiner frischen Reserve, mit der er bisher im Hinterhalte gelegen, plötzlich hervor, überritt und zersprengte die überraschten Gegner völlig und trieb auch den zurückkehrenden Heinrich von Castilien, der sich unerschrocken von neuem in den Kampf stürzte, in die Flucht. Konradin war mit einigen Begleitern entkommen, er eilte zunächst nach Rom, von dort, wo ihm die Uebergabe des Capitols verweigert wurde und er sich nicht mehr sicher fühlte, wieder zurück ins Albanergebirge, schließlich flüchtete er an die Küste in der Hoffnung, die pisanische Flotte erreichen zu können, die eben einen glänzenden Sieg über die französischen Schiffe errungen hatte. Dort wurde er erkannt, festgenommen und an

Karl ausgeliefert. Im Triumphe wurden die Gefangenen nach Neapel geschleppt; welches Schicksal ihrer wartete, war bei dem rachsüchtigen Charakter Karl's von Anjou nicht zweifelhaft. In welcher Weise die Verurtheilung zum Tod erfolgte, ob und welche Proceßformen dabei innegehalten wurden, ist mit Sicherheit bei den sich widersprechenden Quellennachrichten nicht zu ermitteln. Mögen immerhin Stimmen rechtskundiger Männer gegen die Gesetzmäßigkeit der Todesstrafe laut geworden sein, die Entscheidung gab jedenfalls der Spruch des Königs und der war längst gefällt. Vom Papste war keine Rettung zu hoffen, er schwieg. Konradin und sein Freund Friedrich von Oesterreich bestätigten noch einmal in ihrer letzten Willenserklärung die früher gemachten Schenkungen ihrer Länder, Konradin bat seine Oheime, die bairischen Herzoge, noch um die Tilgung einiger kleinen Schulden, empfahl ihnen seine Stiefbrüder und gedachte einiger heimatlicher Klöster mit Vermächtnissen. Am 29. Oct. wurden beide mit neun Schicksalsgenossen auf den Campus Moricinus, jetzt Piazza del mercato, nahe am Meeresstrande zum Tode geführt. Völlig ruhig und gefaßt, mit zum Himmel gehobenen Händen, empfing er zuerst den Streich des Henkers, sein letztes Gedenken soll seiner Mutter gegolten haben, ihm folgten Friedrich und die andern. Sein Leichnam wurde zunächst am Meere unter Steinen verscharrt, später an geweihter Stelle, über der sich die Kirche Sta-Maria del Carmine erhob, beigesetzt, jetzt schmückt Thorwaldsen's schönes Marmordenkmal die Stätte. Allgemein war die Trauer über den so früh und schmählich gefallenen Jüngling, mit dem die letzte Hoffnung der Staufischen Partei erlosch, aus Deutschland wie aus Italien hören wir Stimmen der Klage und des Abscheus gegen seinen siegreichen Gegner. Der venetianische Dichter Bartolomeo Zorgi singt in einer Sirventes über Konradin's und Friedrich's Hinrichtung: „Hai! com vivon Tyes et Alaman, s'inzel cor an d'acquest dan sovinenza, quar tot lur miell en est dos perdut an e gazaingnat en gran desconoissenza." („Ha! wie können Deutsche und Schwaben nur leben, wenn ihr Herz an den Verlust denkt, denn all ihr Bestes haben sie verloren und große Schmach gewonnen.") Und in Deutschland klagt der Meißner: „gedenke wie unbarmeliche der künic Chuonrat wart verderbet da von noch allen diutschen vürsten eiset."

Mehr noch wie bei andern Gestalten des Mittelalters macht sich bei Konradin der Mangel an Nachrichten über die Persönlichkeit und ihre Entwickelung für den Geschichtschreiber empfindlich fühlbar. Jede Charakteristik würde in der Luft schweben. Wir kennen nur einige äußerliche Züge. Verschiedene Quellen berichten, daß Konradin sehr schön gewesen sei, schön wie Absalon, und daß er gut Lateinisch sprach. Daß er mit Sophie von Meißen vermählt gewesen, war selbst den meisten Zeitgenossen unbekannt. Neuere Forschung hat ergeben, daß wol sein Oheim Ludwig ihn bei der Vermählung im J. 1266 vertreten und daß er seine Braut sehr wahrscheinlich nie gesehen hat. Zwei Minnelieder, die unter seinem Namen gehen, singen in den üblichen Tönen von Liebesschmerz und Frühlingslust, das eine schließt mit den bezeichnenden Worten: „mich lât diu liebe sêre engelten, daz ich der jâre bin ein kint." Bei diesem spärlichen Material muß der Biograph Konradin's auf ein lebensvolles Bild verzichten und sich begnügen, an urkundlich sichern Daten die Einzelheiten seines kurzen Lebenslaufs festzustellen. Die zuverlässigste Zusammenstellung hierfür gibt die von J. Ficker besorgte Neubearbeitung der Böhmer'schen Regesta imperii V. Die letzte monographische Darstellung bietet Schirrmacher in seinem Buche, „Die letzten Hohenstaufen", das 1871 erschienen, seitdem durch Forschungen von Busson, Ficker, Del Giudice u. a. vielfach überholt ist. *(W. Wiegand.)*

KONRAD I., Burggraf von Nürnberg, aus dem Hause Raabs*), wahrscheinlich der Sohn Gottfried's I. und Bruder Gottfried's II., zuerst erwähnt 1105. Als König Heinrich, der spätere Kaiser Heinrich V., sich gegen seinen Vater Heinrich IV. empörte, übertrug dieser die Vertheidigung der Burg Nürnberg „dem Burggrafen Gottfried (dem Vater) und (seinem Sohne) dem Konrad von Razaza". Die Berichte über die Vertheidigung lauten verschieden. Nach einigen brachte König Heinrich die Burg in seine Gewalt, nach andern nur die Stadt, während die Burg bis zum Tod des Kaisers gehalten wurde. Heinrich V. übertrug Gottfried und Konrad auch ferner den Schutz der Burg. Im J. 1123 erscheint Konrad mit der Bezeichnung von Nürnberg am Hofe des Kaisers, 1125 neben ihm mit der gleichen Benennung ein jüngerer Gottfried. Hierauf führt nur dieser Gottfried II. die Benennung von Nürnberg, während Konrad als Graf oder Herr von Raabs bezeichnet wird. Jedenfalls hat zwischen den Brüdern eine Theilung stattgefunden, nach welcher Konrad die österreichischen, Gottfried die fränkischen Besitzungen erhielt. Als Gottfried, wahrscheinlich auf dem Zuge Kaiser Friedrich's I. nach Italien 1158 bis 1160, gestorben war, ohne Nachkommen zu hinterlassen, wurden die Besitzungen wieder vereinigt durch

Konrad II., den Sohn Konrad's I., der bald Burggraf von Nürnberg, bald Herr von Raabs genannt wird. Er hatte den Feldzug 1158—1160 mitgemacht und erscheint oft in der Umgebung Kaiser Friedrich's I. So begleitete er ihn 1167 nach Italien, 1179 nach Sachsen, 1184 und 1185 nach Italien. Als Friedrich 1189 nach dem Heiligen Lande zog, geleitete ihn Konrad bis Wien an den Hof Leopold's V., wo er zum letzten mal in einer Urkunde vom 25. Aug. 1190 genannt wird. Nach dieser Zeit werden noch einige Schenkungen von ihm erwähnt, theils an das Kloster Garsten in Oesterreich, theils an das Schottenkloster zu Nürnberg. Am 8. Juli 1192 wird zum ersten mal urkundlich erwähnt sein Nachfolger in der Burggrafschaft Friedrich III. von Zollern. Mit Konrad starb das Geschlecht der von Raabs aus. Er war vermählt mit Hildegard, wahr-

---

*) Die Grafschaft Raabs war das zur Burg Raabs am Zusammenflusse der deutschen und der böhmischen Thaya gehörige Gebiet.

scheinlich Tochter des Grafen Konrad von Abenberg, und hatte eine Tochter Sophia, Gemahlin Friedrich's III. von Zollern, die alle Besitzungen erbte.

Konrad III., Burggraf von Nürnberg und Graf von Zollern, ältester Sohn Friedrich's I., Burggrafen zu Nürnberg (als Graf von Zollern Friedrich III.) und der Sophia, Tochter Konrad's II. Er und sein Bruder Friedrich IV. waren beim Tod ihres Vaters am 14. Juni 1201 noch zu jung, um die selbständige Verwaltung der väterlichen Erbschaft zu übernehmen. Ihre Mutter übergab ihnen die von ihrer Familie herrührenden Besitzungen erst längere Zeit nach dem Tode ihres Gemahls. Das Alter der Lehnsmündigkeit, das 12. Jahr, müssen aber beide schon erreicht haben, da im Mai 1205 Friedrich IV. zu Nürnberg als Zeuge einer Urkunde König Philipp's erscheint. König Philipp nahm die jungen Grafen an seinen Hof, wo sie bis zum Tod des Königs am 21. Juni 1208 wiederholt gefunden werden. Konrad begleitete Kaiser Otto IV. 1209 nach Italien. Als Friedrich II. 1212 in Deutschland erschien, schlossen sich die Brüder ihm an. In der ersten Zeit führen sie bald den Titel Grafen von Zollern, bald den Burggrafen von Nürnberg, in ihren Siegeln dasselbe Wappenschild, das Löwenschild. Sie besaßen demnach die väterlichen Reichslehen gemeinschaftlich, „zu gesammter Hand". Später — der genaue Zeitpunkt ist nicht festzustellen — nahmen sie eine Theilung vor: Konrad erhielt die nürnberger Burggrafschaft mit den sonstigen fränkischen und österreichischen Besitzungen — letztere aus dem Erbtheile der Mutter — und wurde so der Gründer einer fränkischen Linie der Zollern, während Friedrich die schwäbischen Lehen und Stammgüter erhielt und der Gründer einer schwäbischen Linie wurde. Konrad mußte nun auf den Titel Graf von Zollern, Friedrich auf den Burggraf zu Nürnberg verzichten. Mit dem J. 1227 hört die Fusion der beiden Titel in Urkunden auf, demnach ist vielleicht in diesem Jahre die Trennung durchgeführt. In ihren Siegeln aber behielten sie noch das Löwenschild als gemeinschaftliches Wappenzeichen bei und die Umschrift führte bei jedem den doppelten Titel. Dies erklärt sich daraus, daß für den Fall des Ablebens des einen von ihnen ohne männliche Nachkommen der andere succediren sollte. Als Friedrich IV. 1251 starb und einen Sohn hinterließ, verschwand das Löwenschild aus dem Siegel der schwäbischen Zollern und aus dem Siegel Konrad's der Titel Graf von Zollern. — Im Mai 1220 war Konrad auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo Friedrich's II. Sohn Heinrich zum römischen König erwählt wurde; im Juli zog er mit seinen Truppen nach Augsburg, dem Sammelpunkte für den Römerzug, begleitete Friedrich zur Kaiserkrönung nach Rom und zog auch mit nach Neapel und Sicilien, wo er 1222 vor Giato im Kampfe gegen die Sarazenen lag. Auch noch 1223 war er in der Umgebung des Kaisers. Seit Mitte 1224 ist Konrad unter den Räthen König Heinrich's, den er auf mehrern Reisen durch das Reich begleitete. Im J. 1226 war er in Trient, wo ein Vertrag mit Frankreich geschlossen wurde, 1227 in Aachen, wo Heinrich's Gemahlin Margarethe zur Königin gekrönt wurde, darauf in Sachsen, wo Heinrich nach dem Tode Heinrich's von Braunschweig Erbansprüche durchzusetzen suchte. Dem jungen Könige war aber die Ueberwachung durch seine Räthe lästig und als er hörte, daß sein Vater nach dem Heiligen Lande gezogen war, machte er sich von der lästigen Bevormundung frei. Am 17. Juni 1229 erscheint Konrad zum letzten mal in der Umgebung des Königs. Darauf reiste er nach Italien, um den Kaiser bei seiner Rückkehr vom Kreuzzuge zu empfangen. In Apulien fand die Begegnung statt, nach welcher Konrad an den Hof Heinrich's zurückkehrte. Er begleitete nun den König nach Friaul, wo eine Aussöhnung mit dem kaiserlichen Vater stattfand. Konrad blieb nun bis zur Empörung Heinrich's an dessen Hofe, wo er noch im November 1234 weilt. Nachdem der Kaiser um die Mitte 1235 die Empörung unterdrückt hatte, hielt sich Konrad in der Umgebung desselben auf. In einer kaiserlichen Urkunde vom September 1235, welche die Erwerbung der Herrschaft Viernsberg durch Konrad bestätigt, werden seine dem Kaiser und Reiche geleisteten Dienste rühmend hervorgehoben. Um die Mitte 1236 zog der Kaiser nach Italien, während Konrad an der Vollstreckung der Acht gegen Friedrich von Oesterreich sich betheiligte, die dem König von Böhmen, dem Herzoge von Baiern und andern Fürsten übertragen worden war. In einem kurzen Feldzuge wurde die Altstadt Wien genommen und ein Theil des österreichischen Landes unterworfen, während Neustadt-Wien und mehrere feste Plätze in der Hand des Herzogs blieben. Konrad wurde die Vertheidigung des Gewonnenen und die Weitereroberung des Landes übertragen. Er behauptete sich unter harten Kämpfen bis zur Rückkehr des Kaisers aus Italien. Er blieb bei diesem in Wien vom Januar bis April 1237 und zog darauf mit ihm nach Italien, wo er an der Belagerung Brescias theilnahm, die im September 1238 aufgehoben wurde. Im J. 1239 kehrte er nach Deutschland zurück und nahm gleich darauf seinen Sohn Friedrich zum Mitregenten an. Als Papst Innocenz IV. 1245 auf dem Concil zu Lyon den von Gregor IX. 1239 gegen den Kaiser gesprochenen Bann erneuerte, verließ Konrad die Hohenstaufische Partei und wählte am 22. Mai 1246 zu Veitshochheim bei Würzburg den Landgrafen Heinrich Raspe zum Gegenkönig, der noch zu Weihnachten desselben Jahres unter dem Schutze Konrad's einen Reichstag in Nürnberg hielt. Auch nach dem Tode Heinrich Raspe's am 17. Febr. 1247 blieb Konrad der anti-Staufischen Partei getreu und schloß sich Wilhelm von Holland an. Dieser verschrieb ihm und seinem Sohne Friedrich am 24. Febr. 1249 vor Ingelheim die Nachfolge in die Reichslehen des letzten Herzogs von Meran, eines Schwagers von Friedrich, und für den Fall des kinderlosen Absterbens Rapoto's, Pfalzgrafen von Baiern, in die von Heinrich Raspe diesem zugewandten Reichslehen. Bald darauf erfolgte eine Aussöhnung mit den Hohenstaufen; im August 1249 hielt sich König Konrad IV. in Nürnberg auf. Konrad zog sich nun fast ganz von den Regierungsgeschäften zurück. Er starb am 30. Juni 1261 und wurde im Kloster

Heilsbronn bestattet. „Unverkennbar", sagt Riedel (Gesch. des preuß. Königsh. I, S. 107), „gehörte Burggraf Konrad zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Er erscheint als ausgerüstet mit allen den Eigenschaften, worauf sein Zeitalter vorzüglichen Werth legte. Unter einer Reihe von Kaisern und Königen ragt er auf Feldzügen wie in den Rathsversammlungen der Fürsten hervor." Er war vermählt mit Clementia, Gräfin von Habsburg, und hinterließ zwei Söhne, Friedrich III. und Konrad IV., und drei Töchter; Adelheid war vermählt mit dem Pfalzgrafen Rapoto von Baiern (sie war schon 1254 Witwe, lebte mit ihrer Tochter am burggräflichen Hofe und starb am 19. Okt. 1304), die zweite Tochter mit Markwart von Haideck, die dritte mit einem Grafen von Hirschberg.

Konrad IV., Burggraf von Nürnberg, Sohn Konrad's III. In Urkunden findet sich sein Name zuerst 1259. Er erbte die Herrschaften und Güter, welche sich sein Vater als Altentheil vorbehalten hatte. Zwar im Besitze des Burggrafentitels — er hieß der jüngere, sein Bruder Friedrich der ältere Burggraf — hatte er doch nicht die Mitbelehnung mit der Burggrafschaft erhalten und nicht einmal die Eventualsuccession in die Reichslehen bei dem kinderlosen Absterben seines Bruders stand ihm zu. Er starb am 6. Juni 1314. Er zeichnete sich aus durch Frömmigkeit und Anhänglichkeit an die Kirche, wovon viele kirchliche Schenkungen und Stiftungen zeugen (cf. Riedel, Gesch. des preuß. Königsh. I, S. 111). Er war vermählt mit Agnes von Hohenlohe, die ihn überlebte; er hatte drei Söhne und mehrere Töchter. Agnes vermählte sich mit Graf Friedrich von Truhendingen, Leucardis mit Graf Konrad von Schlüsselburg, eine zweite Agnes war Klosterfrau in Schefterheim. Die Söhne traten in den Deutschen Orden: Friedrich und Konrad wurden nacheinander Comthure zu Viernsberg und sollen vor dem Vater gestorben sein, Gottfried überlebte seine Aeltern.

Konrad V., Burggraf von Nürnberg, Sohn des Burggrafen Friedrich IV. und der Margarethe, Herzogin von Kärnten und Tirol, besaß das Burggrafenthum gemeinsam mit seinem Bruder Johann seit dem 19. Mai 1332. Er starb schon am 3. April 1334 kinderlos. Seine Gemahlin war Irmgard, Gräfin von Hohenlohe, die später den Grafen Gerlach von Nassau heirathete.

Literatur über die Burggrafen Konrad I. bis Konrad V. Die Urkunden sind gesammelt in: Monumenta Zollerana, Urkundenbuch zur Gesch. des Hauses Hohenzollern, herausgeg. von Rudolf Freiherrn von Stillfried und Dr. Traugott Märcker (3 Bde., Berlin 1852, 1856, 1857). — Oetters, Versuch einer Gesch. der Burggraven zu Nürnberg (3 Bde., Frankfurt und Leipzig 1751, 1753, 1758). — von Lancizolle, Gesch. der Bildung des preuß. Staates, I, 1. (Berlin und Stettin 1828, die Quellen auf S. 26—29). — von Stillfried, Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern (2 Hefte, Berlin 1835 und 1859). — von Stillfried, Genealogische Gesch. der Burggrafen von Nürnberg (die Burggrafen von Nürnberg im 12. und 13. Jahrh.), Görlitz 1843, 1844. — Riedel, Die Ahnherren des preuß. Königshauses bis gegen das Ende des 13. Jahrh. (in Abhandl. der berl. königl. Akademie der Wiss. Hist. Klasse 1854). — Riedel, Gesch. des preuß., Königshauses I. (Berlin 1861). — Kletke, Quellenkunde der Gesch. des preuß. Staates II, S. 613—21 (Berlin 1861). *(Paul Schwartz.)*

KONRAD (der Pfaffe), deutscher Dichter des 12. Jahrh., Verfasser der ältesten Rolandsdichtung in deutscher Sprache. In dem Epiloge derselben (vgl. dazu W. Grimm in der Zeitschrift für d. Alterthum 3, 281 fg.) gibt der Dichter an, er habe ein in franziscer zunge, d. h. in französischer Sprache geschriebenes Buch als Quelle benutzt und dieses zuerst ins Lateinische, dann ins Deutsche übertragen, ohne etwas hinzuzusetzen oder auszulassen. Er wurde zu der Arbeit veranlaßt durch den Wunsch der Gemahlin seines Herrn, eines Herzogs Heinrich, die er ein mächtiges Königskind nennt und die, wie er sagt, das von dem Herzoge herbeigeschaffte Buch verdeutscht zu sehen begehrte. In jenem Herzoge, dessen Verdienste um die Bekehrung der Heiden der Dichter hervorhebt, sah W. Grimm Heinrich den Löwen, der mit Heinrich's II. von England Tochter Mathilde seit 1168 vermählt war und die heidnischen Slawen in Norddeutschland zum Christenthum bekehrte. Da nun der Epilog auf friedliche Zeiten hinweist, so würde das Gedicht zwischen 1173—77 fallen. Indeß verbietet die Alterthümlichkeit der Sprache und Reimbehandlung an eine so späte Zeit zu denken, und richtiger wird (zuerst von Gödeke, „Grundriß" 1, 22, und von O. Schade, „Veterum monumentorum decas", Weimar 1860, S. 63 fg.) der Herzog auf Heinrich den Stolzen gedeutet, der seit 1127 mit Kaiser Lothar's III. Tochter Gertrud vermählt war. Da Heinrich 1139 starb, Lothar als König, nicht als Kaiser bezeichnet wird, so muß das Gedicht vor 1133, dem Jahre der Kaiserkrönung, entstanden sein, wahrscheinlich zwischen 1131—33. Der Dichter lebte, wie namentlich die Tenuis im Anlaut von Eigennamen (Paligan statt Baligant des Originals) beweist, auf oberdeutschem Gebiete, wahrscheinlich in Baiern, dessen Herzog Heinrich war, wenngleich, nach manchen Reimen zu urtheilen, der Dichter dort nicht heimisch war.

Von der lateinischen Fassung, die der deutschen vorausging, haben sich Spuren nur in den Eigennamen erhalten, die zum Theil lateinische Endungen zeigen. Der Dichter behauptet, das Original treu wiedergegeben, nichts weggelassen, nichts hinzugefügt zu haben. Letzteres ist nicht richtig, indem gleich der Eingang des deutschen Gedichts ausführlicher ist, was für das Verständniß des einem deutschen Publikum nicht so wie dem französischen vertrauten Stoffes nothwendig schien. Seine Kenntniß der französischen Sprache war eine unvollkommene, und das erklärt manche Misverständnisse, die ihm begegneten, namentlich bei Eigennamen. Die Art seiner Nachdichtung sind wir im Stande zu beurtheilen, da wir seine Quelle in dem altfranzösischen Rolandsliede besitzen, das in seiner ältesten Gestalt sicher noch dem 11. Jahrh. angehört. Allein den volksthümlichen Charakter und das nationale Gepräge des französischen Gedichts trägt das

deutsche nicht; vor allem fehlt diesem der nationale Hintergrund, indem die französischen Helden in erster Linie für den Ruhm der dulce France kämpfen. Bei Konrad sind es gottbegeisterte, von tiefster Frömmigkeit durchdrungene Kämpfer, deren Gesinnung uns die Begeisterung der Kreuzzüge verstehen läßt. Der Geistliche tritt überall hervor, in dem gebetartigen Eingange, in den eingeflochtenen Bibelstellen, in dem überall das Märtyrerthum und die Sündhaftigkeit herauskehrenden Tone, in dem selbst Roland zu seinen Kampfgenossen redet.

Leider ist uns in keiner Handschrift das Gedicht vollständig erhalten. Den vollständigsten Text, der nur durch eine einzige Lücke zerrissen ist, enthält die mit ziemlich rohen, aber doch charakteristischen Bildern geschmückte heidelberger Handschrift (Cod. pal. germ. 112) aus dem Ende des 12. Jahrh. Sie ist in getreuem Abdrucke sammt den Bildern, begleitet von einer werthvollen Einleitung über die Sage, durch W. Grimm (Göttingen 1838) herausgegeben. Aelter und bedeutender ist die Handschrift der ehemaligen Johanniterbibliothek zu Straßburg, die in einer Anzahl größerer Bruchstücke etwa die Hälfte des Gedichts umfaßt; sie wurde von Schilter in seinem „Thesaurus antiquitatum Teutonicarum", T. II (Ulm 1727) abgedruckt, ist aber im Jahre 1870 beim Brand der Bibliothek untergegangen, leider ohne nach Schilter nochmals collationirt worden zu sein. Bruchstücke anderer Handschriften werden in Schwerin, Stuttgart (ihre Lesarten sind schon in Grimm's Ausgabe enthalten) und neuerdings in Erfurt („Zeitschrift für deutsche Philol." 10, 485 fg.) gefunden. Die Vergleichung der Texte ergibt, daß wir zwei verschiedene Recensionen, beide wol vom Dichter selbst herrührend, anzunehmen haben. Am Ende des 12. Jahrh. wurde Konrad's Gedicht durch einen niederrheinischen Dichter aus der Assonanzenform in genauere Reime umgedichtet, wobei der Umdichter daneben die jüngern, erweiternden Bearbeitungen des französischen Rolandsliedes benutzte. Erhalten ist uns diese niederrheinische Fassung nur in einer großen unter dem Namen „Karlmeinet" bekannten Compilation aus dem 14. Jahrh. (herausgegeben von A. von Keller, Stuttgart 1858; dazu Bartsch, „Ueber Karlmeinet", Nürnberg 1861, S. 87—208). Um 1230 folgte die viel mehr verbreitete Bearbeitung in rein mittelhochdeutscher Sprache durch einen österreichischen Dichter, den Stricker, der ebenfalls wie sein Vorgänger daneben die jüngeren französischen Texte zur Erweiterung heranzog und aus andern Quellen einen Eingang hinzufügte (herausgegeben von Bartsch, Quedlinburg und Leipzig 1857; dazu Bartsch in Pfeiffer's „Germania" 6, 28 fg.). In beiden Umdichtungen ist jedoch die dichterische Kraft des alten Gedichts gebrochen. — Die erste kritische Ausgabe von Konrad's Rolandsliede ist die von Bartsch (Leipzig 1874) in seinen „Deutschen Dichtungen des Mittelalters", 3. Bd., zu welcher der kritische Apparat in „Germania" 19, 385 fg. mitgetheilt ist.

(*K. Bartsch.*)

KONRAD (der Schenk von Landegg), ein Minnesänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., gehört einem edeln Geschlechte im Thurgau an, das seine bis ins 18. Jahrh. hinein sichtbare Stammburg am rechten Ufer der Thur in der St.-Gallischen Grafschaft Toggenburg hatte und sowol bei den Grafen von Toggenburg als auch beim Abte von St.-Gallen bedienstet war; bei letzterm hatte es schon im 12. Jahrh. das Erbschenkenamt inne. Daß unser Dichter hierher zu ziehen ist, wird zur Genüge durch das ihm gewidmete Bild in der pariser Liederhandschrift bestätigt: einem mit dem Abtstabe in der Hand auf einem Stuhle sitzenden Geistlichen, hinter dem sich das St.-Gallische Wappen befindet, reicht ein junger Ritter kniend einen Becher dar. Als Schenk (pincerna) erscheint Konrad neben seinem Bruder Leutold urkundlich zuerst 1271. Als Rudolf von Habsburg 1273 die Schirmvogtei über St.-Gallen erwarb, zog er, wie das Stift überhaupt, so auch Konrad von Landegg mit in seine kriegerischen Unternehmungen hinein, und dieser lag im Winter 1276 mit dem Könige vor Wien. Denn in einem Winterlied (von der Hagen, „Minnesinger" I, 353) sagt er ausdrücklich, daß er es vor dem vom Könige belagerten Wien singe. Für die geleisteten Kriegsdienste verpfändete ihm Rudolf 1281 die Vogtei Scheftenau im Toggenburgischen. Auch fernerhin scheint Konrad dem König gedient und ihn 1289 auf seiner Heerfahrt gegen den Grafen Otto von Hochburgund nach Frankreich begleitet zu haben. Darauf deutet ein anderes Lied (von der Hagen I, 357), in dem er das trübe, kalte Wetter in Frankreich, an der Seine und am Meere sowie bei Aisne beklagt; am Rhein und Bodensee gäbe es gewiß noch Sommerwonne. Dann preist der Dichter die Schönheit seiner Herrin vor den Frauen Hennegaus, Brabants, Flanderns, Frankreichs und der Picardie. Konrad kommt in Urkunden zuletzt 1304 vor, seine Söhne Leutold und Konrad von 1317 und 1321 an.

Konrad's Lieder, 102 Strophen umfassend, besingen ausschließlich die Frauenminne in der stereotypen Weise, indem sie jedesmal an den Wechsel der Jahreszeiten anknüpfen, und sind in Grundstimmung wie einzelnen Wendungen recht eintönig, aber in Form und Sprache sehr gewandt. Nur an den beiden bereits erwähnten Stellen, wo der Dichter auf seine persönlichen Verhältnisse anspielt, sind sie individuell gefärbt. Sie sind nur in der pariser Liederhandschrift überliefert und stehen in von der Hagen's „Minnesinger" im 1. Bande S. 350—363, die urkundlichen Nachweisungen über die Persönlichkeit des Dichters im 4. Bande S. 307—310. Dazu lieferte Bartsch in der „Germania" (IX, 149) einige Nachträge. Tieck („Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter", Berlin 1803, S. 109—120) hat 7 Lieder (28 Strophen) erneuert. Vgl. ferner Schönhuth in Schreiber's „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland" (Freiburg 1841), S. 384, und „Zwei St.-Gallische Minnesänger (Ulrich von Singenberg und Konrad von Landegg)"; herausgegeben vom Historischen Vereine (St.-Gallen 1866). (*R. Hügel.*)

KONRAD (von Fussesbrunnen) ist ein deutscher Dichter, welcher der Blütezeit der mittelhochdeutschen Epik angehört. Rudolf von Ems in der bekannten literar-historischen Uebersicht im „Wilhelm" nennt ihn unter den verstorbenen Dichtern zwischen Freidank und Konrad Fleck. Danach müßte er etwa in das dritte Jahrzehnt des 13. Jahrh. gehören. Doch ist dies etwas zu spät wegen der alterthümlichen Wendungen und Ausdrücke, die zum Theil noch bei Konrad vorkommen. Andererseits verräth er in seiner „Kindheit Jesu" entschieden den Einfluß Hartmann's von Aue.[1]) Somit muß man das Gedicht etwa um 1205 setzen. Diemer (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos.-histor. Klasse XIII, 269), hat in klosterneuburger Urkunden einen Chunrad de Phusprugnen, Sohn des Geruno, zwischen 1182 und 1186, Pfeiffer („Zeitschrift für deutsches Alterthum" VIII, 161) einen Ort Fuezprunn, jetzt Feuersbrunn, in der Nähe von Krems und Mautern in Niederösterreich nachgewiesen. Wenn dieser Chunrad de Phusprugnen also unser Dichter ist, so müssen wir in ihm einen Oesterreicher sehen, was in seiner Sprache keinen Widerspruch findet. Ferner muß er die „Kindheit Jesu" erst in reiferem Alter gedichtet haben. Dies stimmt auch gut zu dem, was er selber in der Einleitung dieser Dichtung über sich sagt. Dort klagt er sich an, daß er bisher, von Gott abgewendet, seinen ganzen Sinn auf Weltliches gerichtet und nur von der „Süßigkeit der Welt" gesungen habe, und um sich zu bessern, wählt er sein frommes Thema. Danach hat Konrad vor der „Kindheit Jesu" bereits andere Gedichte verfaßt, und die dort bekundete Fertigkeit in der Technik, die Gewandtheit seiner sprachlichen Darstellung weist allerdings darauf hin, daß jene nicht seine erste Dichtung ist. Doch hat sich keine der frühern erhalten. Auch daß Konrad kein Geistlicher war, müßte man aus obigen Worten schließen, wenn nicht schon die ganze Art, wie er seinen legendarischen Stoff in das Gewand der höfischen Dichtkunst kleidet, auf einen ritterlichen Dichter hindeutete. Konrad's Quelle für die „Kindheit Jesu" ist das Evangelium des Pseudo-Matthäus, und zwar nicht in der kürzern Fassung bei Schade, „Liber de infantia Mariae et Christi salvatoris" (Königsberg 1869), sondern in der längern in Tischendorf's „Evangelia apocrypha" (Leipzig 1876, S. 51 fg.). Unnöthigerweise nimmt Reinsch („Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der romanischen und germanischen Literatur", Halle 1879, S. 28—29) eine französische Vorlage an. Der Stoff selber ist schon durch das liebliche Bild des unter Wundern heranwachsenden Jesuskindes poetisch. Konrad bringt noch seine formelle Gewandtheit und seine, besonders an Hartmann's „Gregor" gebildete, nicht geringe Erzählungskunst, die alle didaktischen Betrachtungen geflissentlich meidet, hinzu, um eine anmuthige Dichtung zu schaffen. Dabei folgt der Dichter seiner Quelle ziemlich genau, allerdings mit Auswahl unter den berichteten Wundern und anderer Anordnung derselben. Auch läßt er die Geburts- und Jugendgeschichte der Maria fort, da diese bereits von Meister Heinrich im „Anegenge" (einem uns verloren gegangenen Gedichte) dargestellt sei, und fügt ein paar Episoden[2]) hinzu. Von diesen tritt namentlich, schon durch den breiten Raum, den sie einnimmt, bedeutsam hervor und ist mit besonderer Liebe ausgeführt die Erzählung von den Räubern, die das Jesuskind auf der Flucht nach Aegypten gastlich aufnehmen, eine öfters begegnende Legende, in deren Darstellung sich Konrad am meisten an Petrus de Natalibus in dem „Catalogus sanctorum", Lib. III, Cap. 228 (bei Schade, Narrationes de vita et conversatione beatae Mariae virginis et de pueritia et adolescentia salvatoris, Königsberg 1870, S. 17) anschließt.

Das Gedicht ist, abgesehen von mehrern Fragmenten, in drei Handschriften überliefert. Die der wiener Hofbibliothek aus dem 13. Jahrh. (abgedruckt von K. A. Hahn in den „Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts", (Quedlinburg und Leipzig 1840, S. 67—102, Verbesserungen und Lesarten S. 136—146) bieten den ursprünglichen Text. In Laßberg's Handschrift (in Donaueschingen, 14. Jahrh.) hat es eine durchgreifende Ueberarbeitung erfahren von einem gelehrten Theologen, der dabei Konrad's Quelle, das Pseudo-Matthäus-Evangelium, zu Rathe gezogen hat. Eine andere Bearbeitung findet sich in der (jetzt verschwundenen) Handschrift des Deutsch-Ordensarchivs in Wien (Mitte des 13. Jahrh.); sie läßt im Anfange nach der Einleitung circa 1100 Verse (über ein Drittel des ganzen Gedichts) aus, weil deren Inhalt schon in dem in derselben Handschrift voraufgehenden „Marienleben" Wernher's vorkommt, auf das sie ausdrücklich verweist; auch der Schluß, in dem sich der Dichter „von Buozesprunnen Kuonrat" nennt und sich gegen künftige Ueberarbeitungen verwahrt, ist hier ganz abweichend. Die Ansicht Feifalik's in seiner Ausgabe dieser letztern Handschrift (Wien 1859), daß in derselben die ursprünglichere Fassung erhalten und die Plusverse am Anfange des Gedichts in den beiden andern Handschriften späterer Zusatz seien, ist widerlegt von Bartsch in der Recension dieser Ausgabe („Germania" V, 247—256) und von Gombert (in dessen schon angeführten Schriften). Damit fällt auch Feifalik's Meinung, daß Konrad von Fußesbrunnen nicht der Verfasser der „Kindheit Jesu" sei. Eine gute kritische Ausgabe des Gedichts veranstaltete Karl Kochendörffer (Straßburg 1881; Heft 43 der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker").

1) Nachgewiesen von Gombert in seiner Dissertation „De tribus carminibus theotiscis", Halle 1861 (S. 7 fg.; vgl. auch dessen Gymnasialprogramm: „Zu Konrad's von Fußesbrunnen Kindheit Jesu", Königsberg in der Neum., 1866) und von Bartsch (in der Germania VIII, 307—330); Sprenger (Germania XXVII, 370—374) zeigt, daß Konrad auch Heinrich's von Veldeke Eneide, Ulrich's von Zazikhofen Lanzelet und Gottfried's von Straßburg Tristan(?) zum Theil benutzt hat.

2) Vgl. über diese noch Schönbach in der Zeitschrift für deutsches Alterthum XXVII (1883), S. 65—67.

Konrad von Fußesbrunnen hat mehrfach Benutzung und Nachahmung gefunden, letztere besonders in der von ihm am Schlusse seines Gedichts beliebten Häufung von gleichen Reimen. Konrad von Heimesfurt folgt ihm hierin in seiner „Himmelfahrt" und „Urstende", Rudolf von Ems, der Konrad zu den hervorragendsten Dichtern rechnet, in seinem „Guten Gerhard", „Barlaam" und „Wilhelm". In das von K. A. Hahn (1845) herausgegebene „Passional" ist ein großer Theil der „Kindheit" zum Theil wörtlich übergegangen (vgl. Bartsch, „Germania" V, 432—444). Den größten Einfluß hat unser Dichter auf den schon genannten Konrad von Heimesfurt ausgeübt, sodaß man sie beide sogar für eine Persönlichkeit hat halten wollen. Ueber dieses Verhältniß findet man das Nöthige in dem Artikel: Konrad von Heimesfurt. (*R. Hügel.*)

KONRAD (von Heimesfurt) nennt sich in zwei deutschen Gedichten des 13. Jahrh. als deren Verfasser: in der von Pfeiffer („Zeitschrift für deutsches Alterthum" VIII, 156—200, dazu XVIII, 143 fg.) herausgegebenen „Himmelfahrt Mariä" und in der „Urstende" (d. i. Auferstehung), die Hahn in seinen „Gedichten des 12. und 13. Jahrh." (S. 103—128; 146—147) abgedruckt hat. In ersterm sagt er von sich:

> Ich armer pfaffe Kuonrât,
> geborn von Heimesfürte,
> richeit und hôchgebürte,
> kunst, zuht und hovewise,
> swaz einen man ze prise
> in dirre welt mag gefromen,
> des bin ich wênic vollekomen.

Danach war Konrad Geistlicher. Sein Geburtsort Heimesfurt (urkundlich Heimenesfurt) ist das jetzige Heinsfart im Ries, in der Nähe von Oettingen (Pfeiffer a. a. O. S. 158). Die Handschriften bieten allerdings an obiger Stelle die Lesarten Hennesfurt und Himmelsfurt, aber den richtigen Namen hat Rudolf von Ems in der bekannten literarischen Stelle seines „Alexander", wo er von unserm Dichter, den er zwischen Gottfried von Straßburg und Wirnt von Gravenberg aufführt, sagt:

> von Heimesfurt her Kuonrât,
> der wol von gote getihtet hât,
> den darf nicht riuwen sîn werc.

Bestätigt wird diese Namensform durch ein Akrostichon der Urstende, in dem der Dichter versteckt von sich Mittheilung macht. Dasselbe, nachgewiesen von R. Wülcker und Bartsch („Germania" XV, 157—161), lautet:

> Chunrât von Heimesv(u)rt
> hât diz bûch gimachet,
> des râten unde v(u)rt
> gûte namen swachet.

Haupt („Zeitschrift für deutsches Alterthum" XV, 468) hat in einer „Matricula nobilium" (bei K. F. Jung, „Miscellaneorum Tomus I", Frankfurt 1739, p. 5) unter dem J. 1204 einen Conradus de Heinsfurt nachgewiesen. Wenn dieser mit unserm Dichter identisch ist, so wäre derselbe adeliger Geburt gewesen, doch, nach den oben angeführten einleitenden Worten der „Himmelfahrt", nur ein armer Edelmann. Die „Himmelfahrt" muß er vor der „Urstende" gedichtet haben, denn während er in jener seinen Mangel an Uebung hervorhebt, lautet das Akrostichon der „Urstende" in den beiden letzten Zeilen, wo er auf seinen Namen anspielt, sehr selbstbewußt. In letzterm Gedichte weist er auch auf frühere Leistungen hin. Er beklagt sich im Eingange desselben sehr, daß früher andere an ihm herumgebessert und ihn gefälscht hätten; aus Verdruß darüber hätte er lange geschwiegen, sich jetzt aber besser vorgesehen. Augenscheinlich hat er durch das Akrostichon, das aus den Anfangsbuchstaben der einzelnen Sinnesabschnitte hervorgeht und sich fast bis ans Ende des Gedichts erstreckt, einer Ueberarbeitung vorbeugen wollen, wie sie die „Himmelfahrt" erfahren hat, deren drei Handschriften sehr stark voneinander abweichen. Aus diesen Einleitungsworten geht zugleich hervor, daß zwischen der Abfassung beider Gedichte ein längerer Zeitraum liegen muß; aber daß Konrad zwischen „Himmelfahrt" und „Urstende" kein Wort weiter geschrieben haben könne (Steinmeyer in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" XXVII, 83), folgt nicht daraus. Auch in der Technik zeigt sich entschieden ein Fortschritt von der „Himmelfahrt" zur „Urstende". Die Handhabung der Sprache und des Verses ist in letzterer bedeutend gewandter als in ersterer, die Composition geschickter. In beiden zeigt sich deutlich der Einfluß Gottfried's von Straßburg, vornehmlich aber Nachahmung Konrad's von Fußesbrunnen. Danach und nach der Stelle, die ihm Rudolf von Ems in seinem „Alexander" anweist, hat Konrad von Heimesfurt etwa im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrh. gedichtet.

Beide Gedichte entlehnen ihren Stoff lateinischen apokryphen Schriften. Die „Himmelfahrt" einem angeblich von Bischof Melito von Sardes herrührenden „Transitus Mariae"; doch schließt sich Konrad an keine der beiden von Tischendorf („Apocalypses apocryphae", Leipzig 1866, p. 113 fg. und p. 124 fg.) veröffentlichten Versionen unmittelbar an, sondern irgendeiner bisher nicht nachgewiesenen Mischredaction, die mit beiden Züge gemeinsam hat (vgl. Franz Kramm, „Ueber Konrad's von Heimesfurt Sprache und Verskunst. Seine Himmelfahrt Mariä im Verhältnisse zu ihrer Quelle" [freiburger Dissertation], Straßburg 1882, S. 66 fg.; und Franz Gierth, „Ueber die älteste mittelenglische Version der Assumptio Mariae" [breslauer Dissertation, 1881], in den „Englischen Studien" VII, 10). Derselbe Stoff ist auch in einem andern deutschen Gedichte des 13. Jahrh. („Zeitschrift für deutsches Alterthum" V, 515) und noch später niederdeutsch („Germania" XV, 369) behandelt.

Die nur in einer Handschrift erhaltene „Urstende" ist gearbeitet nach dem sogenannten „Evangelium Nicodemi" (bei Tischendorf, „Evangelia apocrypha", Leipzig 1876, p. 333—432), das Christi Leiden, Auferstehung und Höllenfahrt erzählt. Doch trifft Konrad nicht ohne Geschmack eine Auswahl und benutzt im ersten Theile (den sogenannten „Gesta Pilati") daneben auch geschickt die kanonischen Evangelien, während er sich im zweiten Theile, dem „Descensus ad inferos", enger an

seine Vorlage anschließt (vgl. R. Wülcker, „Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Literatur", Paderborn 1872, S. 35—44). Der Gegenstand war im Mittelalter außerordentlich beliebt und viel bearbeitet (s. die Aufzählung bei Wülcker a. a. O.); aus späterer Zeit stammt eine mitteldeutsche gereimte Bearbeitung des „Evangelium Nicodemi" (Wülcker S. 44 fg.)*), und noch im 15. Jahrh. scheint es eine deutsche poetische Darstellung gegeben zu haben, die vielleicht eine Umarbeitung von Konrad's Gedicht gewesen ist (Wülcker S. 51 fg.).

In seinen beiden uns erhaltenen Gedichten zeigt Konrad von Heimesfurt die größte Uebereinstimmung mit Konrad von Fußesbrunnen in seiner „Kindheit Jesu"; an ihm hat er sich vornehmlich gebildet (freilich ohne ihn zu erreichen), ihm entlehnt er einzelne Wendungen, ihm ahmt er die Reimhäufung am Schlusse nach, und die ganze Behandlung des Stoffes ist in seinem Geiste; auch die Verwahrung gegen Ueberarbeitung findet sich bei beiden in gleicher Weise. Man hat daher, ehe das Akrostichon der „Urstende" aufgedeckt wurde, letzteres Gedicht verschiedenlich Konrad von Fußesbrunnen zugeschrieben (W. Grimm, „Zur Geschichte des Reimes", S. 16), während Pfeiffer („Zeitschrift für deutsches Alterthum" VIII, 158) schon das Richtige vermuthete. Wackernagel („Literaturgeschichte" 2. Aufl. I, 205, Anm. 51) wollte, da die „Urstende" und die „Kindheit Jesu" von einem Dichter herrühren müßten, beide Konrade identificiren, Heimesfurt sei dann der Geburtsort, Fußesbrunnen der Ort, wo Konrad sein Priesteramt geübt habe. Doch hat schon Gombert in seiner Dissertation „De tribus carminibus theotiscis" (Halle 1861) diese Ansicht mit Recht widerlegt und das Verhältniß der drei Gedichte überzeugend richtig gestellt, was von Bartsch („Germania" VIII, 307—330) bestätigt wurde. Konrad von Fußesbrunnen ist Laie, Konrad von Heimesfurt Geistlicher, ersterer verräth die Einwirkung Hartmann's von Aue, letzterer die Gottfried's von Straßburg. Die Uebereinstimmung erklärt sich leicht dadurch, daß beider Mundarten sich sehr nahe standen (Kramm a. a. O. S. 5 und S. 29) und überdies an der Sprache der großen Dichter gebildet waren, ferner durch die Gleichzeitigkeit beider Dichter, endlich durch die Gleichartigkeit des Stoffes und die bewußte Nachahmung des einen durch den andern. Konrad von Heimesfurt zu einem Oesterreicher zu machen, wie Gombert wollte, der sich vergebens bemühte, ein Heimesfurt in Oesterreich zu suchen, ist unnöthig, wie Bartsch (a. a. O. S. 316 fg.) zeigte. Sprenger („Germania" XXVII, 129—144) suchte nachzuweisen, daß Konrad auch das „Jüdel" (Legende von dem Judenknaben, der mit seinen christlichen Gespielen zum Abendmahl geht, von seinem Vater zur Strafe dafür in die Flammen geworfen, aber von der Heil. Jungfrau gerettet wird; abgedruckt von Hahn in den „Gedichten des 12. und 13. Jahrh.", S. 129—134) verfaßt habe, doch sind die von ihm zur Begründung seiner Ansicht behaupteten Uebereinstimmungen keineswegs zwingend und mit Recht verwirft Steinmeyer („Zeitschrift für deutsches Alterthum" XXVII, 83—88) die ganze Vermuthung. Dagegen weist letzterer („Anzeiger für deutsches Alterthum" VIII, 226) die Abhängigkeit Lutwin's in seinem Gedichte „Adam und Eva" (herausgegeben von Konr. Hofmann und W. Meyer, Tübingen 1881) von Konrad nach.

(*R. Hügel.*)

*) Von Heinrich Hesler? Vgl. Amersbach, „Ueber die Identität des Verfassers des gereimten Evangelium Nicodemi mit Heinrich Hesler, dem Verfasser der gereimten Paraphrase der Apokalypse" I., Programm des Großherzogl. Gymnasiums zu Konstanz 1883.

KONRAD (von Lichtenau), Propst des Prämonstratenserklosters Ursperg, gelegen zwischen Ulm und Augsburg, regierte von 1226—1240, Nachfolger des Propstes Burchard (s. d.), und gilt als Fortsetzer der von demselben angelegten Ursperger Chronik.

Diese Chronik ist ausgezeichnet durch den Versuch, die annalistische Uebersicht der Ereignisse auszuscheiden, um die Möglichkeit einer zusammenhängenden Darstellung zu gewinnen, ohne die Bequemlichkeit der annalistischen Uebersicht aufzugeben. Ferner ragt sie hervor durch großen Reichthum an zuverlässigen Nachrichten aus einigen Abschnitten der Staufischen Geschichte und durch entschiedene Abwehr der päpstlichen Anmaßungen in weltlichen Dingen. Die Verfasser waren Geistliche und zeigen nicht nur die volle Ehrfurcht vor der Kirche, sondern auch eifrige Sorge um die Kirche und die kirchlichen Dinge; aber das Verhalten des Papstes bei der Doppelwahl nach dem Tode Heinrich's VI., die Excommunication Friedrich's II. und den Einfall des Papstes in das Gebiet des auf dem Kreuzzuge abwesenden Kaisers tadeln sie mit den schärfsten Ausdrücken. Man wird an Walther von der Vogelweide erinnert, wenn man ad 1198 liest: Vix enim remansit aliquis episcopatus sive dignitas ecclesiastica vel etiam parochialis ecclesia quae non fieret litigiosa (d. h. die nicht während der Doppelwahl von Streitigkeiten zerrissen war) et Romam deduceretur ipsa causa sed non manu vacua. Gaude mater nostra Roma quoniam aperiuntur kataractae thesaurorum in terra ut ad te confluant rivi et aggeres nummorum in magna copia. Laetare super iniquitate filiorum hominum quoniam in recompensationem tantorum malorum datur tibi precium... Und ähnlich spricht der Fortsetzer, wo er erzählt, wie der Papst das Gebiet des auf dem Kreuzzuge abwesenden Kaisers verheerte: Quis talia facta recte considerans non deploret et detestetur quae indicium videntur et quoddam portentum et prodigium ruentis ecclesiae?

Der erste Theil der Chronik besteht aus Ekkehard's berühmter Weltchronik (Ekkehardi Uraugiensis, d. i. des Abtes von Kloster Aura an der fränkischen Saale, Chronica ed. Waitz, Monum. Germ. VI, 1—267). Mit Kaiser Lothar beginnt Burkhard's selbständiges Werk. Wo er endete, ist nicht genau festzustellen. Weiland, dem wir die kritische Ausgabe der Monumenta Germaniae Scriptores XXIII, 333 fg. danken, schreibt

ihm die Erzählung von dem Kriege um Damiette und das Folgende zu. Ebenso entschied sich Otto Abel „Die Ursperger Chronik“ (Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI, 76—115), dessen Untersuchung die Frage über Zusammenhang, Quellen und Interpolationen auf das gründlichste behandelt hat. Daß Konrad der Fortsetzer sei, ist nur durch eine späte, aber an sich nicht unglaubwürdige Nachricht bezeugt. Vielleicht hatte er auch an der Redaction des frühern Theils einen Antheil. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. oder noch später erfuhr die Chronik eine Interpolation. Namentlich wurde ein mit der übrigen Darstellung in schroffem Widerspruche stehendes Urtheil über Kaiser Philipp eingeschoben. Die scharfen Urtheile über den Charakter der Deutschen (more Teutonicorum qui sine lege et ratione voluntatem suam pro jure statuentes) gehören dagegen nicht zu den Interpolationen, sondern stammen aus den italienischen Quellen, aus welchen die Chronik vorzugsweise excerpirt wurde. Im Mittelalter scheint sie wenig gelesen zu sein, aber sie ist die erste von den deutschen Geschichtsquellen, welche gedruckt wurde.

Diese Ausgabe wurde durch Konrad Peutinger besorgt und führt den Titel: „Chronicon abbatis Urspergen. a Nino rege Assyriorum magno usque ad Fridericum II. Romanorum imperatorem.“ Am Schlusse: Idque Johannes Miller sollertia sua Augustae Vindelicorum imprimi fecit Anno salutis humanae MDXV decimo Kal. Novemb.

Literatur: W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. — O. Abel, Die Ursperger Chronik, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI, 76—115. — L. Weiland, Einleitung und Ausgabe in Monumenta Germaniae Scriptores XXIII, 333 fg. (*G. Kaufmann.*)

KONRAD (von Marburg), der bekannte Beichtvater der heiligen Elisabeth und der berüchtigtste der deutschen Ketzerrichter, stammte aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Marburg, welches im Lahnthale, wo jetzt die Stadt Marburg liegt, saß und gegen Ende des 14. Jahrh. ausgestorben zu sein scheint; wenigstens kommt dasselbe nach dieser Zeit in den Urkunden des Staatsarchivs zu Marburg nicht mehr vor; möglich daß dasselbe, wie behauptet wird, seine Fortsetzung in den Schenks von Schweinsberg gefunden hat. Konrad's Geburt fällt in das letzte Drittel des 12. Jahrh. Ueber seine Jugend und seinen Bildungsgang wissen wir nichts, Zeitgenossen von ihm, wie der bekannte Cäsarius von Heisterbach, der wormser Annalist und andere Quellen bezeichnen ihn als einen gelehrten Mann, legen jedoch das Hauptgewicht seiner kirchlichen Thätigkeit auf die außerordentliche Wirksamkeit seiner volksthümlichen Predigt. Leere Vermuthungen, lediglich durch das völlige Schweigen unserer Quellen veranlaßt, sind es, wenn man Konrad in Paris oder Bologna studiren läßt, während die Annahme, daß derselbe längere Zeit sich in Rom aufgehalten habe, schon deshalb einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, weil sie das nahe Verhältniß der Päpste zu ihm erklären könnte. Selbst über seine kirchliche Stellung ist man wenig unterrichtet; bis in die neueste Zeit nahm man an, daß Konrad von Marburg Glied eines geistlichen Ordensverbandes und zwar entweder Dominicaner oder Franciscaner, da nur diese in Frage kommen, gewesen sei, verleitet durch die Thatsache, daß vor allen Glieder der beiden Bettelorden mit der innern Mission, die in die Ketzerverfolgung ausartete, betraut waren, und gestützt auf die wenigsagende Behauptung späterer Compilatoren wie des fabulirenden Abts von Trittenheim u. a. Jedoch neigt man sich jetzt mehr dazu, in Konrad von Marburg einen Weltgeistlichen zu sehen, weil gegen die frühere Angabe gar manche Gründe zu sprechen scheinen; so vor allem seine Stellung als Schiedsrichter zwischen den einzelnen Ordensverbänden [1]), die kaum denkbar wäre, wenn er einem derselben selbst angehört hätte, die einfache Benennung als „praedicator verbi Dei“ selbst in officiellen Schreiben, wie auch auf seinen Siegeln, zu dem der Titel „magister“ (kaum möglich mit der gewöhnlichen Supplirung „haereticorum“ „Ketzermeister“, sondern wol eine wissenschaftliche Würde bezeichnend) oder „frater“ kommt, welche beide gleicherweise Ordens- wie Weltpriester führen, endlich eine Stelle in einer Urkunde vom 11. Aug. 1232 [2]): „Magister Conradus de Marburg et frater Angelus de Minorum fratrum, praedicatores“, worin also der College Konrad's von Marburg ausdrücklich als Franciscanermönch bezeichnet ist, während dieser selbst keinem Orden zugewiesen wird, was doch sicher an dieser Stelle geschehen sein würde, wenn er Dominicaner oder Franciscaner gewesen wäre. Sicher aber ist es, daß er einzelnen Congregationen wie den Dominicanern, Franciscanern und Deutschherren sehr nahe gestanden hat.

Wenn wir die Erzählungen des Abts von Trittenheim, welcher Konrad von Marburg schon als Theilnehmer der blutigen Ketzerverfolgung in Straßburg des J. 1212 bezeichnet [3]), als nicht quellenmäßig unberücksichtigt lassen müssen, so kann doch darüber wol kaum ein Zweifel sein, daß derselbe bereits unter Papst Innocenz III. (1198—1216), dem eigentlichen Vater der Ketzerverfolgungen, mit seiner Ernennung zum Kreuzprediger für Deutschland im J. 1214 seine inquisitorische

---

1) Wyß, Hessisches Urkundenbuch I, Nr. 27, S. 23 fg. Das daranhängende Siegel zeigt einen Geistlichen mit Buch und Kirchenfahne, und kann zur Entscheidung der Standesfrage durchaus nichts beitragen. 2) Ebendas. Nr. 28, S. 25; ebenso im Rommersdorfer Necrologium von Wegeler S. 96. 3) Auch Cäsar von Heisterbach erwähnt einen Magister Konrad als Theilnehmer an der straßburger Ketzerverfolgung des J. 1212, den Hausrath, Der Ketzermeister Konrad von Marburg, S. 13, für identisch mit Konrad von Marburg hält Gegen diese Annahme spricht jedoch schon die allen gleichzeitigen Quellen gemeinsame Angabe, daß derselbe erst 1214 zu predigen begann und die Thatsache, daß um die genannte Zeit und in derselben Gegend noch zwei Persönlichkeiten mit der Benennung „Magister Conradus“ auftraten, deren einen Cäsar von Heisterbach kurz vor der Erzählung der straßburger Ketzerverfolgung erwähnt und den er auch wol später gemeint wissen will. Vgl. Henke, Konrad von Marburg S. 45 fg. und Kaltner, Konrad von Marburg, S. 82.

Thätigkeit begonnen hat. Ob mit dem Amte eines Kreuzpredigers stets zugleich die Aufgabe der Ketzerbekehrung verbunden war, erscheint allerdings sehr zweifelhaft, wohl aber wissen wir von den meisten Kreuzpredigern dieser Zeit, daß sie neben ihrer eigentlichen Thätigkeit die innere Mission in der Kirche als ihre Pflicht ansahen.

Sein erstes urkundlich beglaubigtes Auftreten als Ketzerrichter in Deutschland datirt erst 10 Jahre später und bezeichnet zugleich den Weg, den Konrad von Marburg in Zukunft beschreiten würde. Unerfindlich ist es, aus welchem Grunde Ernst Ranke in dem Artikel „Konrad von Marburg" in der „Allgemeinen deutschen Biographie" seine Theilnahme bei der noch näher zu besprechenden Gelegenheit leugnet, da doch das Chronicon Sampetrinum und die Historia Landgraviorum ausdrücklich seiner erwähnen.[4]) Der Propst des Cistercienserinnenklosters Neuwerk zu Goslar, Heinrich Minnecke, hatte sich freisinniger Lehren schuldig gemacht und war von Konrad von Reisenberg, welcher für seine furchtbare Thätigkeit als Kreuzprediger und Verfolger der Albigenser mit dem Bisthume Hildesheim belohnt worden war, seines Amtes entsetzt worden. Die Nonnen waren jedoch mit dieser Maßregelung ihres Propstes keineswegs zufrieden, sondern wandten sich im Anfange des J. 1223 an den Papst Honorius III. und Kaiser Friedrich II. mit der Klage, daß Bischof Konrad und andere Feinde des Klosters das Gedeihen und die Eintracht desselben störten, die seelsorgerische Thätigkeit ihres Propstes neidisch hinderten und ihnen einen Mann als Seelsorger aufzwingen wollten, der sie an ihrem Seelenheile schädigen würde. Das hochinteressante Schreiben an den Kaiser athmet allerdings, wie Kaltner bemerkt, staatskirchliche Gesinnung in hohem Maße und zeigt, wie überaus fruchtbarer Boden damals in der deutschen Kirche für Staufische Ansichten war; aber während es auf kaiserlicher Seite niemand gab, der für die Hegung und Stärkung derselben thätig gewesen wäre, trat der Bischof Konrad mit aller seiner Energie und unerbittlicher Härte gegen denjenigen auf, der es gewagt hatte, solche für die päpstliche Hierarchie höchst gefährliche Ansichten zu erwecken. Minnecke wurde auf Befehl des Papstes festgenommen, zur Aburtheilung einem geistlichen Tribunal unter dem päpstlichen Legaten Konrad von Poelo übergeben, an dem auch Konrad von Marburg theilnahm, und am Ende des J. 1224 als Ketzer verbrannt.

Von der Thätigkeit eines Ketzerrichters, in der wir Konrad von Marburg bei dieser Gelegenheit zum ersten mal sehen und die ihm später bei Zeitgenossen und der Nachwelt einen so furchtbaren Namen erwerben sollte, wurde der Magister bald darauf für eine längere Dauer abberufen, indem er an Stelle des verstorbenen Pater Rodinger zum Beichtvater der Landgräfin Elisabeth von Thüringen erwählt wurde. Wir erfahren aus gleichzeitigen Quellen nicht die Gründe, welche gerade seine Wahl bestimmt haben; geschehen ist es gegen Ende des J. 1225. Daß Konrad von Marburg damals schon einen sehr bedeutenden Ruf wegen seiner Sittenstrenge, seiner Frömmigkeit, seines Eifers gegen die Ketzer und seiner außerordentlichen Kraft als Prediger besaß, bestätigen ausdrücklich die Reinhardsbrunner Annalen; dies und möglicherweise auch Beziehungen zum thüringischen Hof mögen die Augen des jungen Landgrafen gerade auf ihn gelenkt haben. Es läßt sich gar nicht verkennen, daß Konrad seines Amtes als Beichtvater sehr gewissenhaft waltete, daß er seines Beichtkindes Seelenheil zu fördern suchte, wo er konnte, daß er aber dabei mit einer Roheit und Brutalität verfuhr, die selbst nicht mit der Zeit, in der er lebte, zu entschuldigen ist, ist ebenso sicher. Die zwölf Regeln, die Magister Konrad seinem Beichtkinde als Lebensmaximen empfahl, und an deren Echtheit kaum zu zweifeln ist, sind Beweis für die gewissenhafte Seelsorge, mit der er Elisabeth zur Seite stand; ideal-religiös ist seine Vorschrift für Elisabeth, worin er es ihr zur Pflicht macht, bei Tische nichts anzurühren, von dem sie nicht die Ueberzeugung hätte, daß es aus rechtmäßigen Einkünften herrühre und nicht unrechtes Gut sei; aber unmenschlich ist es, wenn er ihr die heiligste Mutter- und Menschenpflicht, die Liebe zu ihren Kindern, aus dem Herzen reißt, was weder in der Heiligen Schrift noch in den Anschauungen seiner Zeit geboten war. Unwürdig und im höchsten Grade widerwärtig endlich erscheint es, wenn er das Schergenamt gegen Elisabeth und ihre Mägde, die sich vor ihm entkleiden müssen, mit eigener Hand verrichtet; das wird niemand mehr christlich nennen.

Am thüringer Hofe wuchs das Ansehen des Magisters Konrad nach der Uebernahme des Beichtvateramtes bei der Landgräfin täglich mehr; er überzeugte den Landgrafen davon, daß derselbe sich weniger versündige, wenn er 60 Männer tödte, als wenn er eine Gemeinde einem unwürdigen Geistlichen anvertraue, und Ludwig übertrug Konrad von Marburg die Besetzung aller ihm als Landesherrn zustehenden Patronate. Zugleich mit der Bestätigung dieser Urkunde des Landgrafen erinnerte aber der Papst Gregor IX. den Magister daran, seine Thätigkeit als Ketzerrichter nicht ruhen zu lassen; er überträgt Konrad durch ein Breve vom 12. Juni 1227 die Bekämpfung der Häresie in Deutschland und beauftragt ihn mit der Auswahl von Gehülfen zu diesem Amte; von demselben Tage ist auch die päpstliche Vollmacht datirt, welche Konrad von Marburg ermächtigt, die deutsche Geistlichkeit zu gewissenhafterer Befolgung der Cölibatsgesetze anzuhalten.

Wenige Monate später brachte der Tod des Landgrafen Ludwig, der als Theilnehmer am Kreuzzuge am 11. Sept. 1227 zu Otranto starb, eine wichtige Veränderung im Leben Konrad's hervor. Als Elisabeth

---

4) Die betreffende Stelle im Chron. Sampetrin. ad annum 1220 (Mencken III, 250) lautet: „Hoc anno IV Kal. April. Henricus Minnikinnus, praepositus novi operis Goslariensis in Hildesheim a Conrado ejusdem loci episcopo et *C. praedicatore de Marburg* examinatus ac saepius commonitus saeculari judicio pro haeresi est crematus." Daß sich Konrad von Marburg an der Verfolgung der Stedinger nicht betheiligt hat, ist von Schumacher in seinem Buche über den Stedinger Krieg genügend nachgewiesen.

von der Wartburg vertrieben wurde und in Kissingen und Bamberg bei Verwandten Zuflucht fand, verließ auch der Magister Konrad das Schloß der thüringischen Landgrafen und scheint nach Marburg gegangen zu sein. Nachdem aber die Landgräfin später ihr Vermögen und Leibgedinge zurückerhalten hatte, eilte sie ihrem Beichtvater, den ihr der Papst zu ihrem Vertheidiger aufgestellt hatte, nach, um unter seiner Zucht in Marburg, das ihr von den Verwandten ihres Mannes als Witwensitz überlassen worden war, ein Gott geweihtes Witwenleben zu führen. Es dürfte zu weit führen, wollten wir auf die Art und Weise näher eingehen, wie Konrad von Marburg das weiche, gottergebene Herz Elisabeth's unter seinen herrischen Willen knechtete, es mag an dem zusammenfassenden Urtheile genug sein, daß die mittelalterliche Askese sich wol niemals in so abschreckender Form gezeigt hat, als wie er sie gegen Elisabeth in Anwendung gebracht hat, und daß in dem Magister, wie Lindner gelegentlich der Besprechung der Arbeit Kaltner's im Literarischen Centralblatte sehr richtig bemerkt, nicht allein der Geist der Zeit wirksam ist, sondern ihn persönliche Charakteranlage zu seiner rohen Handlungsweise getrieben hat. Als die edle Dulderin, um deren Haupt auch die protestantische Geschichtschreibung den unvergänglichen Strahlenkranz echt christlicher Tugend windet, erst 24 Jahre alt am 19. Nov. 1231 geendet hatte, lag es in der Natur der Sache, daß Konrad alles that, um sein Beichtkind, um deren gottseligen Lebenswandel er als Führer sich nicht geringes Verdienst erworben zu haben glaubte, vor den Augen der Welt in recht helles Licht zu setzen. Mit regem Eifer betrieb er Elisabeth's Heiligsprechung, aber die Verkündigung derselben durch den Papst sollte er nicht mehr erleben.

Schon im J. 1227 war, wie wir oben gesehen haben, Konrad von Marburg die Verfolgung der Ketzer vom Papste recht warm ans Herz gelegt; wie eifrig er jener Aufforderung nachgekommen ist, geht aus einem Dankschreiben des Papstes vom 11. Oct. 1231 hervor, worin er ihm die höchste Anerkennung über seine bisherige Thätigkeit als Verfolger der Ketzer spendet und ihn zur Fortsetzung derselben ermahnt. Im August 1232 ernannte ihn Gregor IX. zum Visitator monasteriorum in Alemannia, ein Amt, das dem Magister auch den Kampf gegen die Häresie im Schose der Kirche selbst zur Pflicht machte. Beide Briefe gaben in die Hände Konrad's von Marburg eine unerhörte Gewalt, indem der Papst ihm noch dazu die ausdrückliche Weisung gab, ohne Zulassung der Appellation gegen die Ketzer vorzugehen, und der harte Magister war gerade der Mann, dessen Gregor IX. zu seinen Zwecken bedurfte.

Damals wütheten bereits Konrad Dorso und ein Laie Johannes in so fürchterlicher Weise am Rhein gegen die Ketzer, daß die Wormser Annalen ihr Auftreten mit Recht als eine Strafe Gottes bezeichnen konnten; „Hundert Unschuldige", gaben die beiden als Grundsatz ihrer Handlungsweise an, „verbrennen wir, wenn nur ein Schuldiger unter ihnen sich befindet." Schon machte sich eine merkliche Opposition gegen das Wüthen jener im Volke und namentlich in der Geistlichkeit selbst geltend, als sich Konrad von Marburg zu ihnen gesellte. An der Spitze einer wilden Schar von Vagabunden, nichtsnutzigen Mönchen und wahnwitzigen Weibern durchzogen die drei nun Deutschland als furchtbare Werkzeuge der Vorsehung, die Deutschland durch ihr blutiges Wüthen und ihr elendes Ende vor dem Jammer einer beständigen Inquisition retten wollte. Man hat immer versucht, Konrad von Marburg bei seinen Ketzerverfolgungen als ein blindes Werkzeug der Kirche, als einen rücksichtslosen Eiferer für den Glauben, den das persönliche Interesse des Hasses und der Rache nicht trieb, darzustellen; aber wie will man diese Ansicht mit der Erzählung der Wormser Annalen (Mon. Germ. Script. 17, 39) in Einklang bringen? Graf Heinrich von Sayn („der Große" wegen der Länge seines Körpers genannt), der sich am Kreuzzuge betheiligt hatte, und allgemein, wie die Annalen ausdrücklich sagen, als ein „vir christianissimus" galt, wurde zugleich mit mehrern andern rheinischen Großen von Konrad von Marburg als Ketzer bezeichnet. Aber wir erfahren auch die persönlichen Gründe, die diesmal die Triebfedern zur Anklage Konrad's von Marburg bildeten. Als sich die wilde Schar desselben auf seinem Zuge durch das Rheinland der Burg des Grafen näherte, hatte der Magister um Aufnahme gebeten und hatte sie um so eher erwarten zu können geglaubt, da Graf Heinrich in naher Verwandtschaft zur verstorbenen Landgräfin Elisabeth gestanden hatte, aber dieser wies ihn wider Erwarten ohne weiteres von seinen Thoren ab. Da hätte ihm Konrad gedroht, daß er seine Burgen mit seinen alten Weibern heimsuchen wollte, und hatte ausgesprengt, daß Heinrich von Sayn gesehen worden sei, wie er auf einem Krebse durch die Luft dahingeritten sei! Wie gewaltig aber die Macht des Ketzerrichters und seiner Anhänger war, geht daraus hervor, daß Graf Heinrich auf diese lächerliche Anklage hin im Juli 1233 zu Mainz sich rechtfertigen mußte; es gelang ihm aber dies in so glänzender Weise, daß sämmtliche Bischöfe für ihn eintraten. Die Sache selbst sollte auch für den Ausgang Konrad's und das Ende der von ihm hervorgerufenen Bewegung entscheidend werden; auf seiner Heimreise wurde er in der Nähe des Frauenberges bei Marburg von Reisigen angefallen und trotzdem er jammernd um die Schonung seines Lebens bat, mit seinen Begleitern erschlagen.[5]) An der Stelle, wo der Magister elend umkam, errichteten die Deutschherren von Marburg, denen er im Leben manches Gute gethan, eine Kapelle, deren spärliche Trümmer noch heute zu sehen sind. Die vorurtheilsfreieste Beurtheilung hat Konrad von Marburg durch seinen eigenen Herrn, den Papst Gregor IX., der gewiß wie kaum ein anderer Zeitgenosse in der Verfolgung der Ketzer ein Gott wohlgefälliges Werk sah, erfahren: „Ecce Alemanni semper erant furiosi, et ideo nunc habebant judices furiosos!" soll er nach den Wormser Annalen gesagt haben.

5) Nach dem Nekrologe von Rommersdorf S. 96 (ed. Wegeler) ist der Todestag der 31. Juli.

Literatur: Henke, Konrad von Marburg (Marburg 1861). — Ad. Hausrath, Der Ketzermeister Konrad von Marburg (Heidelberg 1861). Bei Henke ist auch die frühere Literatur auf S. 33 fg. angegeben. — Jos. Beck (breslauer Dissert. vom J. 1871) und B. Kaltner, Konrad von Marburg und die Inquisition in Deutschland (Prag 1882), welches letztere Buch den Vorzug großer Ausführlichkeit und fleißiger Compilation hat, sind von confessionell-katholischem Standpunkte aus geschrieben. Feuilletonistisch gehalten ist ein Aufsatz Winkelmann's in der deutschen Rundschau (1881). Für die Urkunden betreffend Konrad von Marburg vgl. Wyß, Hessisches Urkundenbuch, Bd. 1. (*Georg Irmer.*)

KONRAD (von Megenberg), einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Schriftsteller des 14. Jahrh., ist, da er nach der Aufschrift seines „Planctus ecclesiae" (Oudin, „Script. eccles." III, 902) dieses Gedicht 1337 in seinem 28. Lebensjahre schrieb, um 1309 geboren. Pfeiffer (in seiner Ausgabe von Konrad's „Buch der Natur", S. 15—29) hat wahrscheinlich gemacht, daß er aus Meinberg bei Schweinfurt stammte und daher seinen Namen führte. Er selber übersetzte diesen freilich mit falscher Etymologie durch „de monte puellarum", woraus dann die Entstellungen Maidenberg, Magdeberg u. s. w. hervorgingen. Nach Trithemius („Annales Hirsaug." II, 187, und „De script. eccles." in Fabricius, „Bibliotheca eccles.", Hamburg 1718, S. 157) empfing Konrad seine Bildung auf dem Gymnasium zu Erfurt und hielt dann acht Jahre lang in Paris philosophische und theologische Vorlesungen. In der That erwähnt Konrad in dem „Buch der Natur" seinen Aufenthalt in Erfurt und mehrfach den in Paris. An letzterm Orte erwarb er sich auch den Magistertitel, den er in verschiedenen Urkunden führt. Noch 1337 beobachtete er in Paris einen Kometen („Buch der Natur" 75, 26—31). Aber im Laufe dieses Jahres kehrte er nach Deutschland zurück und muß sich bald nach Wien begeben haben, wo er die Leitung der Schule bei St.-Stephan übernahm. Hier überfiel ihn eine Lähmung, sodaß ihm Hände und Füße den Dienst versagten. Ein Traum wies ihn, wie er selbst in der „Vita S. Erhardi" erzählt („Acta Sanctorum" Jan. I, 544), auf den im regensburger Kloster Niedermünster begrabenen heil. Erhard hin. Er begab sich deshalb nach Regensburg und erlangte dort wirklich Heilung in dem genannten Kloster. Dieser Umstand scheint für ihn die Veranlassung gewesen zu sein, seinen Wohnsitz nach Regensburg zu verlegen. Im J. 1342 finden wir ihn dort. In einer Urkunde vom 16. März 1342 verspricht Meister Konrad von Megenberg, dem römischen Kaiser Ludwig und dessen Kindern treu zu dienen und der Gnade wegen, die ihm vom Römischen Stuhle geschehen, dem Meister Otto von Rain, des Kaisers Schreiber, bei der Bewerbung um eine regensburger Pfründe nicht hinderlich zu sein. Vermuthlich aus dieser ersten regensburger Zeit stammt die von Schuegraf („Geschichte des Doms von Regensburg" II [= Verhandlungen des histor. Vereins von Oberpfalz und Regensburg, Bd. 12, Regensburg 1848] S. 217) aus dem Registerbuche des Domkapitels von 1585 mitgetheilte datumlose Verwahrung gegen Konrad's Anstellung als Pfarrer von St.-Ulrich, die ihm durch den ihm gewogenen Domdekan Konrad von Heimberg (später, seit 1368, Bischof von Regensburg) zutheil geworden war. Ob er infolge dessen die Pfarrei nicht erlangte, ist ungewiß. Jedenfalls wurde er sehr bald zum Kanonikus am regensburger Dome ernannt und in dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode als ein durch seinen Charakter, seine Gelehrsamkeit und unermüdliche Thätigkeit hervorragendes Mitglied des Bisthums, um dessen Ansehen und Würde er sich eifrig bemüht zeigte. Deshalb war er ein entschiedener Gegner des Bischofs Friedrich von Regensburg (1341—1367, von Geburt ein Burggraf von Nürnberg), der auf unverantwortliche Weise das Kirchenvermögen vergeudete und die Ehre des Domkapitels erniedrigte. Welches Ansehen Konrad wegen seiner Geschäftskenntniß genoß, zeigt der Umstand, daß er in einem Copiarium des regensburger Archivs ein „Rathgeb in der Stadt Diensten" genannt wird. Als solcher wurde er 1357 nach Avignon geschickt, um in der streitigen Abtswahl des Stifts von St.-Emmeran die Interessen des Stifts der päpstlichen Curie gegenüber wahrzunehmen, was er mit Erfolg that. Konrad starb am 14. April 1374 im 65. Lebensjahre und ward im Frauenstifte zu Niedermünster in Regensburg begraben. Im regensburger Augustinerkloster zeigte man noch in diesem Jahrhunderte zwei Bilder, die angeblich Konrad im Costüm eines Augustiners darstellten, was er zuletzt gewesen sein sollte (Schuegraf a. a. O. S. 220). Sein Siegel ist abgebildet bei Schuegraf (Tafel X A).

Ein großer Theil von Konrad's zahlreichen Schriften ist nur auszugsweise oder aus bloßen Anführungen bekannt. Lebhaften Antheil als Schriftsteller hat er vor allem an den kirchlich-politischen Kämpfen seiner Zeit genommen, doch waren ihm die politischen Ereignisse mehr nachträglich der Anstoß zu seinen publicistischen Schriften, als daß er unmittelbar in dieselben eingegriffen hätte. In dem heftigen literarischen Streite über den Ursprung und die Machtfülle der beiden höchsten irdischen Gewalten, welcher durch die Ansprüche Papst Johann's XXII. Ludwig dem Baiern gegenüber hervorgerufen wurde und sich auch unter den folgenden Päpsten fortsetzte, hielt sich Konrad auf päpstlicher Seite; daher und infolge seiner Stellung als Weltgeistlicher war er auch ein eifriger Gegner der Minoriten, die damals wegen ihrer Lehre von der geistlichen Armuth ebenfalls dem Papste feindlich gegenüber und zeitweilig auf seiten des Kaisers standen. Hierher gehört gleich die erste datirbare Schrift Konrad's, der 1337 noch in Paris verfaßte „Planctus ecclesiae in Germania", ein Gedicht in gereimten Hexametern, von dem Labbe („Nova Biblioth. mss. libr.", Supplem. V, S. 221) kurze Nachricht gegeben hat, nach ihm Oudin („Comment. de script. eccles." III, 902). Zwei Vorreden gehen dem Gedichte vorauf, eine an den Legaten Benedict's XII. in Deutschland, Arnold von Verdela (de Virdello), die andere an den päpstlichen Kapellan und Rechtslehrer Johannes de Piscibus gerich-

tet. Das Gedicht selbst zerfällt in zwei Theile: im ersten klagt die Kirche Deutschlands über das Zerwürfniß zwischen dem Papste und Ludwig dem Baiern, im zweiten wird der Klerus, besonders die Minoriten, getadelt, daß sie unter dem Schein der Einfalt die Kirche vergiften und das Zerwürfniß nähren. Gegen die Bettelorden richtete Konrad noch weit später eine besondere Schrift, den „Tractatus contra mendicantes ad Papam Urbanum V." (1362—70), den er selbst in seiner Schrift über die Pfarrgrenzen im 11. Kapitel erwähnt (Schuegraf, S. 223). Damit berührt sich auch ein anderer unter Konrad's Schriften genannter Tractat: „De erroribus Begehardorum et Beginarum"; denn diese von Papst Johann verdammten religiösen Bruderschaften hatten vielfach Beziehungen zu den Minoriten. Von letzterer Schrift findet sich nach Andreas Mayer („Diss. hist. de rev. canonicis eccles. cath. Ratisbonensis", in: „Thesaurus novus juris eccles." T. III, Ratisb. 1793, S. 89) eine Handschrift in der Bodleiana, ein Bruchstück ist in der „Maxima Bibliotheca patrum" T. XXV (Lugd. 1677), S. 310 abgedruckt, danach bei Gretser, „Opera omnia", T. XII (Ratisb. 1738), P. II, S. 98—99. Wahrscheinlich die bedeutendste von Konrad's politischen Schriften war das große Werk „Oeconomica" über den geistlichen und weltlichen Haushalt, das dem bamberger Bischofe Lupold von Bebenburg gewidmet, also zwischen den J. 1352 und 1362 abgefaßt ist. Es ist nur in den äußern Umrissen bekannt aus der Widmungsepistel, die B. G. Struve („Acta litt.", Jenae 1706, IV. 81—91) aus einer verschollenen Handschrift abgedruckt hat; am wichtigsten war wol das zweite Buch, worin Konrad (im dritten Theile) Johann von Jandun und den berühmten Marsilius von Padua bekämpfte, die früher behauptet hatten, der Kaiser könne einen Papst einsetzen.

In das J. 1354 gehören zwei an Karl IV. gerichtete Tractate, die Konstantin Höfler („Aus Avignon" S. 24—31) besprochen hat. Den ersten, „De translatione imperii" betitelten und von 1355 datirten, bemühte sich Konrad vergeblich, als Karl IV. 1354 mit Kriegsvorbereitungen beschäftigt zu Nürnberg weilte, diesem persönlich zu überreichen (Höfler, S. 25 Anm.). Er bekämpft darin die Beschlüsse des Kurvereins von Rense. Der Papst, führt er aus, hat das Kaiserthum an die Deutschen übertragen, er führt beide Schwerter; das Kaiserthum stammt nicht unmittelbar von Gott, erst die päpstliche Bestätigung gibt dem erwählten römischen Könige das Recht zur Regierung. In dem zweiten, von Höfler nicht näher benannten, bald nach dem Tode Erzbischof Balduin's von Trier (25. Jan. 1354) verfaßten Tractate wendet sich Konrad gegen Wilhelm von Occam und nimmt ihm gegenüber, der in seiner Abhandlung „De electione Caroli IV." die Gültigkeit der Wahl Karl's IV. angefochten hatte, Papst Clemens VI. und Karl IV. in Schutz. Auch hier stellt er die Eide von Rense als unerlaubt hin, da die Prüfung und Bestätigung des erwählten römischen Königs dem römischen Stuhle zukomme. Letztere Schrift ist wol identisch mit dem von Aventin („Annales Boicorum", Ingolst. 1554, Lib. VII, p. 786 und „Deutsche Chronica", Frankf. 1566, Bl. 500a) angeführten, 7 Jahre nach Kaiser Ludwig's Tode (gest. 1347) verfaßten „Tractatus pro Romana ecclesia et pontifice Joanne XXII. contra Wilhelmum Occam", worin Konrad, nach Aventin, Wilh. Occam einen Erzketzer schilt, der den frommen Kaiser Ludwig verführt habe wider den Papst.

Man sieht, Konrad scheute sich nicht, die äußerste Consequenz seines ultramontanen Standpunktes zu ziehen. Nicht nur die kaiserliche, sondern auch die königliche Gewalt ist danach ein bloßer Ausfluß der päpstlichen. Allerdings brachte er damit nur die demüthigenden Zugeständnisse, die Karl IV. selber in Avignon gemacht hatte, in ein System. Dies muß man ihm etwas zugute halten und Riezler („Die literar. Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwig's des Baiern", Leipz. 1874, S. 292) thut ihm wol Unrecht, wenn er nun auch seine Aeußerungen patriotischen Unwillens über die deutsche Zwietracht in Zweifel zieht. Fast mit den gleichen starken Worten wie in der Widmungsepistel der „Oeconomica" [1]) drückt sich Konrad in dem Tractate „De transitu imperii" aus (Höfler, S. 26 Anm.): „Nam quid valet principem eligere et eidem minime obedire? O gens stolida et popule insipiens, utinam prima saperes et intelligeres et [ac?] novissima provideres." Damit scheint es dem zwar dem Traume seiner Zeit von einer theokratischen Universalmonarchie huldigenden, sonst aber verständigen Manne doch Ernst zu sein.

Auch in einem kirchenpolitischen Tractate „De ducibus Wavariae", der sich in einer wiener Handschrift findet und die Entwickelung und den Zweck des Kaiserthums mit besonderer Rücksicht auf Baiern verfolgen soll, vermuthet Martin Mayr („Neues Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde", V, 137 fg.) ein Werk Konrad's.

Von Konrad's historischen Werken beziehen sich zwei speciell auf Regensburg: die um 1355 verfaßten „Statuta et consuetudines capituli ecclesiae Ratisbonensis" (abgedruckt bei Andr. Mayer, „Thes. nov. jur. eccles.", II, 1—37) und der „Tractatus de limitibus parochialibus in Ratispona editus a. d. 1373 die mensis Maji 21"; von letzterm, den Konrad also ein Jahr vor seinem Tode geschrieben hat, befindet sich nach Schuegraf (a. a. O. II, 222) eine Handschrift auf der regensburger Stadtbibliothek. Auf beide Schriften bezieht sich noch 1438 eine von dem regensburger Bischofe Friedrich von Parsberg zur Geltendmachung der Rechte des Hochstifts gegebene Verordnung (Schuegraf, S. 182).

Ein großes geschichtliches Werk Konrad's unter dem Titel „Chronicon magnum" oder „Chronicon summorum pontificum et imperatorum" erwähnt und benutzt im 15. Jahrh. Andreas von Regensburg in seinem „Chro-

1) „Quid enim proderit regem Romanorum elegisse et sibi minime obedivisse? imo quid proderit principem habere et principi suo invidere? Utinam prima saperent et intelligerent ac novissima providerent."

nicon generale" (bei Pez, Thes. anecd., T. IV, P. III, Sp. 371, bei Eccard, Corp. hist. I, 1937). Es ist uns nicht erhalten. Eccard hielt ein bis 1296 reichendes „Breve chronicon episcoporum Ratisbonensium", das er aus einem hamburger Codex des Andreas abdruckte (Corp. hist. II, 2243—52), für ein Bruchstück von Konrad's Chronik, da es im Anfange einiges aus derselben entnimmt und sie dabei citirt. Auch Lorenz („Deutschlands Geschichtsquellen", I², 154) und Wahl („Andreas von Regensburg", Göttinger Dissert., Eltville 1882) hielten dies „Breve chron. ep. Ratisb." für ein Werk Konrad's. Es ist aber nach Weiland („Ueber einige bairische Geschichtsquellen des 14. Jahrh.", in den „Nachrichten von der königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen", 1883, S. 251) nur ein schlechtes Excerpt aus einem Werke des Andreas von Regensburg, entweder aus seinem „Chronicon generale" oder aus seinem „Chronicon episc. Ratisb." (bei Oefele „Script. rer. Boic." I, 32—38). Lorenz' Annahme (a. a. O. I, 155, Anm. 2), daß Konrad's „Chronicon magnum" sich nur mit der urältesten Zeit befaßt habe, beruht auf einem Misverständnisse und wird von Wahl (a. a. O. S. 14) widerlegt. Die Vermuthung Riezler's („Geschichte Baierns", II, 575, und Allgem. Deutsche Biographie, XVI, 650), daß uns Konrad's Chronik vielleicht in dem von Waitz in den „Monumenta" (Scriptores XXIV, 285—288) excerpirten „Chronicon pontificum et imperatorum Ratisbonense", einer regensburger Fortsetzung der „Flores temporum", erhalten sei, hat Weiland (a. a. O. S. 252) mit der Beobachtung zurückgewiesen, daß Andreas, der doch Konrad benutzt hat, jenes Werk nicht kennt. Weiland selbst (S. 250 fg.) vermuthet einen vielleicht zu bestimmtem Zwecke gemachten Auszug aus dem „Chronicon magnum" in dem Ende 1371 und Anfang 1372 (vielleicht auch erst 1373) abgeschlossenen, eine Hauptquelle des Andreas bildenden sogenannten „Chronicon de ducibus Bavariae" (bei Oefele, Script. rer. Boic. I, 40—44, danach Böhmer, Fontes I, 137—147), das wol in Regensburg[2]) verfaßt ist, übrigens in dem einzigen erhaltenen, von der Hand des Andreas geschriebenen Codex (Cod. lat. Monac. 903) weit mehr enthält, als Oefele hat abdrucken lassen (Weiland, S. 239 fg.). Danach hätte Konrad also bis kurz vor seinem Tode an dem Geschichtswerke geschrieben und dasselbe bis in seine letzten Lebensjahre geführt. Schwer zu vereinigen ist jedoch mit Konrad's Verfasserschaft die Bemerkung des Chronisten zum J. 1347, wo er von Karl IV. sagt (Böhmer, S. 145): „Quomodo autem vel ubi aut quando seu a quibus electoribus sit electus nunquam potui leviter experiri." Diese Unkenntniß mit der Gedächtnißschwäche des Alters erklären zu wollen (Weiland S. 253), ist mehr bequem als glücklich.

Zum Dank für die glückliche Heilung schrieb Konrad 1357 und 1358 ein „Officium de S. Erhardo" und eine „Vita S. Erhardi"; von ersterer besaß Andr. Mayer (a. a. O. S. 88) eine Abschrift nach einer Handschrift des Klosters St.-Mang in Stadtamhof (Schuegraf S. 214, Anm. 240); letztere ist in den „Acta Sanctorum" (Januar, I, 541—544) abgedruckt und weicht von den ältern „Vitae" des Heiligen nur wenig ab. Ein solches Officium war wol auch die „Historia de S. Matthaeo", die Konrad auf Bitten der Klostervorstände des Benedictinerstifts Asbach an der Rott, dessen Patron der heil. Matthäus war, verfaßte (Martin Mayr im „Neuen Archiv der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde", V, 216).

Ein philosophisches Werk Konrad's, das „Speculum felicitatis humanae", handelt nach der kurzen Inhaltsangabe, die Andr. Mayer (a. a. O. S. 14) nach einer früher zu Regensburg befindlichen Handschrift gibt, in zwei Büchern von den menschlichen Leidenschaften und Tugenden; es ist von 1348 datirt und dem Herzoge Rudolf von Oesterreich gewidmet.

Auch als Dichter ist Konrad aufgetreten. In dem „Buch der Natur" erwähnt er öfter seinen mit den Worten „Ave virgo praegnans" beginnenden Lobgesang auf die Jungfrau Maria, in welchem er ihre Eigenschaften mit den zwölf Edelsteinen der Apokalypse (21, 19—20) in Parallele stellt. Nach Mayer (a. a. O. S. 91) befand sich derselbe handschriftlich in der ehemaligen Bibliothek zu St.-Emmeran. Zu Ehren des heil. Erhard dichtete Konrad, wie er in der Erzählung von seiner Heilung berichtet, zwei Hymnen: „O gemma pastoris lucida" und „Salve splendor firmamenti". Noch eine Reihe anderer Schriften Konrad's werden von Trithemius und andern Schriftstellern angeführt, so: „Politicorum Lib. I, Monastica ad ducem Austriae Lib. II, Super Sententias Lib. IV, Sermones varii, Collectio canonum poenitentialium, Quaestiones variae, Vita S. Dominici", ohne daß sich von diesen etwas feststellen ließe.

Ueberhaupt haben sich die lateinischen Schriften Konrad's augenscheinlich keiner großen Verbreitung erfreut. Dies ist, was die politischen Schriften insbesondere angeht, nicht so auffällig, da diese, wie schon anfangs erwähnt wurde und wie sich im einzelnen aus den oben angegebenen Datirungen ergibt, den Ereignissen nachhinkten und also gewöhnlich in eine Zeit trafen, wo das Interesse für die besprochenen Dinge schon einigermaßen wieder erkaltet war. Eine ganz bedeutende Wirkung hat Konrad dagegen mit seinem „Buch der Natur" ausgeübt, der ersten deutsch geschriebenen systematischen Naturkunde. Es gehörte im 14. und 15. Jahrh. zu den beliebtesten und gelesensten Schriften; in München allein sind 17, in Wien 8 Handschriften davon vorhanden (Pfeiffer S. V); noch von 1475—1499 wurde es siebenmal gedruckt (Hain, „Repertorium" Nr. 4040—4046).

Weniger bedeutsam ist Konrad's „Deutsche Sphära", die noch vor dem Buche der Natur entstanden sein muß, da er in demselben zweimal auf sie verweist. Sie ist eine Uebersetzung der „Sphaera mundi" des Johannes a Sacrobosco (Joh. Holywood, gest. um 1250), das

2) Wichert in den „Forschungen zur deutschen Geschichte", XVI, 64 fg., glaubt dagegen, daß es in Ober-Altaich entstanden sei.

erste deutsche Handbüchlein der Physik und Astronomie. Zwei Handschriften befinden sich in München, eine in Graz; aus letzterer hat Diemer („Kleine Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur", IV, in den Sitzungsber. der Wien. Akad., Philos.-hist. Kl., VII, 73—90) die gereimte Vorrede und einige Proben mitgetheilt. Konrad Hainfogel hat 1516 in Nürnberg, wie Diemer a. a. O. nachweist, Konrad's Arbeit, ohne dessen Namen zu nennen, unter dem Titel „Sphaera materialis" herausgegeben; in den spätern Drucken zu Köln 1519 und zu Straßburg 1533 und 1539 wird daher einfach Hainfoge als der Uebersetzer bezeichnet.

Auch das „Buch der Natur" (herausgeg. von Franz Pfeiffer, Stuttgart 1861) ist nach dem Lateinischen bearbeitet. Es handelt vom menschlichen Körper, von den Planeten und den physischen Erscheinungen auf der Erde, von den Thieren, Pflanzen, Edelsteinen und Metallen, zuletzt von den Wunderbrunnen und Wundermenschen. Hiermit erschloß Konrad zum ersten mal den Laien das Reich der Natur in seinem ganzen Umfange. Zwar finden sich vereinzelte Versuche in deutscher Sprache auch schon früher, in den sogenannten Physiologi, in den Arznei- und Kräuterbüchern, in dem Lucidarius, der Aurea Gemma, besonders in der sogenannten Mainauer Naturlehre. Doch bewegen sich diese in engern Kreisen; Konrad umfaßte zuerst methodisch das ganze Gebiet. Dabei schloß er sich keineswegs sklavisch an seine Vorlage an. Diese war das Buch „De natura rerum" des Thomas Cantimpratensis (von Cantimpré). Es ist nicht gedruckt, aber in vielen Handschriften verbreitet (vgl. Carus, Geschichte der Zoologie, S. 214) und von Vincentius Bellovacensis zum größten Theil in sein „Speculum naturale" aufgenommen. Thomas verfaßte die Schrift in den J. 1233—47 (Carus, S. 212) in 19 Büchern, denen er später noch ein zwanzigstes „De ornatu coeli et motu siderum" hinzufügte, welches Konrad, wenn es ihm vorlag, wegließ, weil es gleichen Inhalts war mit der „Sphaera materialis" des Johann von Holywood, die er ja schon übersetzt hatte. Das zweite Buch „De anima" nahm er nicht auf, da er nur von sinnlich wahrnehmbaren Naturgegenständen handelte. Der von Höfler („Konrad von Megenberg und die geistige Bewegung seiner Zeit", in der Theologischen Quartalschrift, Jahrg. 38, Tübingen 1856, I, 38—104) abgedruckte Tractat „Von der Sel" (S. 88—96), der in einigen Handschriften des Buches der Natur sich hinzugefügt findet, rührt nicht von Konrad her. Konrad selbst hielt anfangs (in der gereimten Vorrede 2, 6—8) Albertus Magnus für den Verfasser seiner Vorlage, doch wird er später daran irre, wie er denn überhaupt an seiner Quelle Kritik übt und nicht selten gegen dieselbe polemisirt. Wenn er natürlich auch im allgemeinen dem Aberglauben seiner Zeit huldigt, so gehört er doch nicht zu den leichtgläubigsten, oft regt sich in ihm sein nicht unbedeutender natürlicher Verstand und er bespöttelt oder verwirft einfach die wundersamen Nachrichten seiner Quelle oder die einfältigen Volksvorstellungen. Auch in der Anordnung im ganzen und einzelnen verhält sich Konrad seiner Vorlage gegenüber frei, er läßt zahlreiche Artikel ganz weg, kürzt andere, nimmt Erweiterungen vor, zum Theil aus andern in seinem Besitze befindlichen Quellen, zum Theil aus eigenen Beobachtungen; besonders im fünften und sechsten Stücke von den Kräutern und Edelsteinen finden sich zahlreiche Zusätze. Am selbständigsten tritt Konrad im zweiten Stücke vom Himmel und den Planeten auf, wo er viele volksthümliche Ansichten und eigene Erlebnisse von Naturerscheinungen mittheilt. Nach der Sitte seiner Zeit läßt er es auch nicht an der Einflechtung allegorisirender Moralisationen fehlen, mit denen er sich freimüthig an alle Stände wendet, wobei er seinen eigenen Stand insbesondere nicht verschont. So zeigt er sich auch hier als einen tüchtigen, mit Ernst auf Gerechtigkeit bedachten Mann. Konrad schrieb sein Buch, obwol ein Franke von Geburt, in der bairisch-österreichischen Mundart, die er sich während seines längern Aufenthalts in jenen Gegenden zu eigen gemacht hatte. Ein Jahrhundert nach ihm, im J. 1472, übersetzte Peter Königschlaher, Schulmeister und Stadtschreiber in Waldsee, auf Ansuchen Georg's des Truchsessen von Waldburg, dasselbe Werk des Thomas von Cantimpré, ohne von Konrad's Arbeit zu wissen, mit sklavischer Treue ins Deutsche (Pfeiffer, S. XXXII. Anm.). *(R. Hügel.)*

KONRAD (von Stoffel) ist ein deutscher Dichter, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. ein episches Gedicht „Gauriel von Muntavel" oder „Der Ritter mit dem Bock" verfaßte. Es ist in zwei Handschriften des 15. Jahrh. (in Donaueschingen und Innsbruck) erhalten, aber, da es sich wenig über das Mittelmäßige erhebt, bisher nicht publicirt. Nachricht davon gab zuerst Laßberg in seinem „Liedersaal" II, S. 61—65, einen Abschnitt daraus veröffentlichte W. Wackernagel in seinem „Altdeutschen Lesebuch" (2. Aufl., S. 643 fg.), ein anderes Stück Franz Pfeiffer in seinem „Altdeutschen Uebungsbuch" (S. 91 fg.), den Anfang A. Emmert in „Mone's Anzeiger" V (1836), Sp. 339 fg. Jeitteles („Germania" VI, 385—411) gibt eine vollständige Inhaltsangabe des Gedichts nebst Auszügen. Der Dichter nennt sich am Schlusse:

> Von Stoffeln meister Kuonrât
> hât daz buoch getihtet,
> mit rimen berihtet,
> der was ein werder frier man:
> ze Hispania er daz buoch gewan.

Die Namensform Kuonhart bei Wackernagel beruht auf einem Irrthume desselben. Unter den zahlreich in schwäbischen Urkunden begegnenden Mitgliedern des edeln Geschlechts von Hohen-Stoffeln, dessen Stammburg im Hegau (Baden) lag, kommen auch mehrere des Namens Konrad vor (Stälin, „Würtemberg. Geschichte" II, 769; Laßberg a. a. O. LXV und LXXX), von denen der 1279—1284 als Domherr zu Straßburg auftretende für unsern Dichter erklärt worden ist, weil des letztern Beiname „Meister" auf gelehrte Bildung hinzudeuten scheint. Doch ist dies keineswegs sicher. Das aus 5642 Versen bestehende Gedicht bewegt sich ausschließlich auf dem bekannten Gebiete der abenteuerreichen Romane von Artus und

seiner Tafelrunde, deren berühmteste Ritter in dem Epos auftreten, aber alle von dem Titelhelden Gauriel übertroffen werden. Dieser soll mit seinem Bocke ein Seitenstück zu Iwein, dem Ritter mit dem Löwen, sein. Daß der Dichter den Stoff in Spanien erhalten habe, ist wahrscheinlich ebenso eine Erfindung desselben wie vermuthlich die ganze Gestalt des Gauriel von Muntavel, der sonst unter den Rittern der Tafelrunde nicht begegnet. (*R. Hügel.*)

KONRAD (von Würzburg), der hervorragendste unter den Epigonen der mittelhochdeutschen höfischen Dichtkunst, ist nach der Angabe der „Annales Dominicanorum Colmariensium" (bei Urstisius, Scriptores rer. german. II, 22) im J. 1287 gestorben; nach dem Eintrag in dem „Liber vitae ecclesiae Basilensis" (handschriftlich im Karlsruher Archiv) starb er am 31. Aug. zu Basel und wurde daselbst in der Marien-Magdalenen-Abseite des Münsters begraben. Auffällig ist, daß zu demselben Tage in dem genannten Necrologium zugleich der Tod seiner Frau Bertha und seiner Töchter Gerina und Agnesa gemeldet wird; dies Zusammentreffen ist nur durch Annahme einer Seuche oder eines Unglücksfalles erklärlich, wenn nicht etwa eine Verderbniß in den Worten vorliegt. Die Mittheilung von L. Schneegans („Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1856, Sp. 34 u. 35), daß in den Sterbebüchern der ehemaligen Stiftskirche Zum jungen St.-Peter zu Straßburg als Konrad's Todestag der 1. Juni eingetragen sei, beruht vielleicht auf einem Irrthume so gut wie die übrigen Angaben desselben über Konrad's Tod. In der würzburger Handschrift von Konrad's „Goldener Schmiede" (jetzt auf der münchener Universitätsbibliothek) wird in einer Schlußnotiz behauptet, daß Konrad zu Freiburg im Breisgau begraben liege. In Basel besaß Konrad auf der Spiegelgasse (jetzt Augustinergasse) ein Haus, und noch über hundert Jahre nach seinem Tode (1398) kommt auf dieser Straße ein Hof Würzburg vor. In Basel hat Konrad jedenfalls auch längere Zeit gelebt, von dort sind die meisten der von ihm in seinen Gedichten angeführten Gönner: Johannes von Bermeswil, Heinrich Isenlin, Peter der Schaler, Heinrich Marschant, Arnold der Fuchs, Johannes Arguel, Leutold von Rötenlein, Dietrich an dem Orte; dort sind der „Alexius", „Partonopier und Meliur", „Pantaleon", „Silvester" und der „Trojanerkrieg" entstanden. Wilh. Wackernagel („Baseler Handschriften" S. 3—5) hielt Konrad überhaupt für einen Baseler, indem er annahm, daß derselbe seinen Zunamen Würzburg von dem Hause Würzburg habe, das er in Basel bewohnte; er suchte dies gegen J. Denzinger, der für Würzburg eingetreten war (im „Archiv des histor. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg", XII, 61—81), ausführlich zu begründen (Germania III, 257—266; s. dagegen IV, 113—115), doch liegen keine zwingenden Gründe vor, bei Konrad den hinzugefügten Ortsnamen in anderer als der gewöhnlichen Bedeutung aufzufassen, da das Haus Würzburg in Basel sehr wohl erst von seinem Besitzer Konrad den Namen erhalten haben kann.

Ehe Konrad nach Basel kam, dort zu einigem Wohlstande gelangte und ansässig wurde, scheint er auf seine Kunst gewandert zu sein, wie aus den Worten der Colmarer Annalen: „Conradus de Wirziburc vagus fecit rhitmos Teutonicos de beata virgine precisos" zu schließen ist. Auch wenn man den Ausdruck vagus mit Wackernagel (Germania III, 263) allgemeiner fassen will, so ist doch so viel sicher, daß Konrad um Lohn, also gewerbsmäßig die Dichtkunst ausübte, und daß er sich auch in Straßburg aufgehalten hat; denn daselbst hat er für den dortigen Dompropst, einen Herrn von Tiersberg, seinen „Otte" gedichtet, und einen andern Straßburger, einen Liechtenberger (vielleicht Bischof Konrad III. 1273—1289), preist er in einem Liede. Der Umstand, daß Konrad von Rudolf von Ems in der bekannten literarhistorischen Stelle des Wilhelm nicht erwähnt wird, also zur Zeit der Abfassung derselben (um 1240) noch keinen Ruf gehabt haben kann, ist für die Zeitbestimmung von Konrad's Wirksamkeit unerheblich, da man mit Rücksicht auf sein Todesjahr seine Geburt doch nicht viel vor den Anfang des dritten Jahrzehnts wird hinaufrücken wollen. Daß er ein vorgerückteres Alter erreichte, ergibt sich aus einigen Anspielungen in seinen Gedichten.

Konrad war bürgerlichen Standes. Er sagt es in einem Liede selbst von sich und die bürgerliche Stimmung macht sich verschiedentlich in der Behandlung seiner ritterlichen Stoffe bemerklich. Seine Bildung war eine klösterlich-gelehrte; er verstand, nach eigener Aussage, das Lateinische und bearbeitete eine Anzahl seiner Werke (Otte, Engelhard, Alexius, Pantaleon, Silvester) nach lateinischen Quellen, benutzte auch im „Trojanerkrieg" neben seiner französischen Vorlage verschiedene römische Dichter. Des Französischen war er nach seinem Geständnisse im „Partonopier" nicht mächtig, doch scheint er sich später, wie die Bearbeitung des Trojanerkrieges vermuthen läßt, die Kenntniß dieser Sprache noch angeeignet zu haben. Auch in der häufigen Einmischung von Gleichnissen, die der fabelhaften Naturgeschichte entlehnt sind, zeigt sich Konrad's Gelehrsamkeit, nicht minder in dem Gefallen an theologischen Düfteleien. Auf die auffallende juristische Schärfe, die Konrad in seinen Gedichten, insbesondere dem Schwanritter, bekundet, hat Rich. Schröder aufmerksam gemacht und sogar geglaubt („Zeitschr. für Rechtsgeschichte" VII, 131 fg.), daß er vielleicht durch einen Lebensberuf als Schöffe oder Fürsprecher dazu angeleitet worden sei. Konrad's jüngerer Zeitgenosse, Hugo von Trimberg, hebt in seinem „Renner" (V. 1233 fg.) die Gelehrsamkeit Konrad's besonders hervor, doch nicht ohne einen tadelnden Seitenblick auf die Anwendung, die er davon in seinen Gedichten macht.

In der That ist in Konrad's Werken viel Erkünsteltes, Gemachtes; die dichterische Intuition hat bei ihm der Reflexion Platz gemacht, — es ist das Kennzeichen des Absterbens einer großen Literaturepoche, deren letzter Vertreter er ist. Die Form der großen Meister erscheint sorgfältig gewahrt und noch feiner ausgebildet, ja überfeinert, während doch die Ideale, welche die Form ge-

schaffen haben und erfüllten, verblaßt sind. An die Stelle eines hohen Aufschwungs ist das nüchterne, verstandesmäßige Erfassen getreten, eine fast handwerksmäßige Routine, die alles mit der gleichmäßigen Sorgfalt behandelt, macht sich breit. Dabei hat Konrad keine geringe Meinung von seiner Kunst: die Dichtkunst, sagt er, sei die einzige von allen Künsten, die nicht gelernt werden könne, sondern aus sich selbst entspringen müsse; ihn treibe wie die Nachtigall ein innerer Drang, sein Lebenlang zu singen, ohne Rücksicht darauf, ob ihn ein anderer höre. Ein wirklicher Dichter, wenn auch kein großer, war nun Konrad doch ohne Zweifel, insofern ihm die Gabe, einen Stoff mit Leichtigkeit zu gestalten und mit Anmuth darzustellen, unleugbar angeboren war. Es fehlt ihm auch nicht an Innigkeit, und mit liebevollem Sinne weiß er sich in seinen Gegenstand zu versenken. Er liebt es, in die Seelenstimmung seiner Personen einzudringen und ihre Reden mit feiner Psychologie breit auszuführen. Nur geht er hierin wie überhaupt in der Ausgestaltung der Details häufig zu weit. Die Worte strömen ihm in großer Fülle zu und er weiß den Strom nicht zu dämmen. Dies hat ihn schließlich sogar zu einem für seinen Stil charakteristischen Parallelismus der Sätze und Worte geführt.

Weniger tritt diese Fülle der Rede in Konrad's kleinern, aus der mehr volksthümlichen Sage geschöpften Erzählungen hervor, die meist auch wol in seine frühere Zeit fallen (Otte, Schwanritter, Herzmäre, Der Welt Lohn). In ihnen geht er, da er seinen Gegenstand ganz überschaut und völlig beherrscht, unverrückt auf das Ziel los und schafft hier durch seine gewandte Erzählungsgabe kleine abgerundete Kunstwerke, die auch heute noch ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen und allgemein als seine besten Leistungen anerkannt sind. Aber in den großen Vorwürfen, die er später zur Behandlung erwählte (Partonopier, Trojanerkrieg), läßt er sich allzu sehr gehen; hier wirkt diese selbe Erzählungskunst, indem sie auf alle Einzelheiten in gleichem Maße angewandt wird, auf die Dauer sehr ermüdend. Indem der Dichter sich in jede Situation versetzt und sie aufs eingehendste ausmalt, verliert er den Ueberblick über das Ganze, und die Höhepunkte der Erzählung gehen in dem gleichmäßigen Schwalle der Worte unter. Man muß sich allerdings die Frage vorlegen, ob Konrad überhaupt in dem Augenblicke, wo er seine umfangreichen französischen Vorlagen zu übertragen begann, sich mit dem in ihnen behandelten Gegenstande völlig vertraut gemacht hatte und wußte, worauf er hinauswollte, besonders wenn er sich seine Quelle, wie es beim „Partonopier" der Fall war, wegen mangelnder Kenntniß der Sprache vorübersetzen lassen mußte. Heinrich van Look in seiner unten anzuführenden Dissertation verneint in Bezug auf das genannte Gedicht diese Frage, während Kölbing (s. gleichfalls unten) das Gegentheil anzunehmen geneigt ist. Im „Trojanerkriege" wenigstens ist eine eigene zweckbewußte Disposition des Dichters nicht zu verkennen.

Sprache und Verskunst handhabt Konrad mit größter Virtuosität. Das durch die Bemühungen eines Jahrhunderts zur Vollkommenheit ausgebildete Instrument seiner Kunst bietet ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten mehr. Die von Gottfried von Straßburg, Konrad's Muster und Vorbild, angestrebte Glätte und Correctheit hat in ihm ihre höchste Vollendung erreicht. In dem Streben danach bemüht er sich, in seinen Versen noch mehr, als schon Gottfried gethan hat, einen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung eintreten zu lassen, wodurch er mit zur Anbahnung der blos die Silben zählenden Metrik beiträgt. Den Schmuck der Alliteration, den Gottfried liebte, wendet er gleichfalls noch häufiger an. Das sogenannte Brechen der Reime in den erzählenden Gedichten, d. h. das Vermeiden des Zusammenfallens des Endes eines Reimpaares mit einem Satzende, ist bei Konrad mit größter Consequenz durchgeführt, die Reinheit des Reimes untadelhaft.

In den lyrischen Gedichten Konrad's zeigt sich am meisten die Ueberkünstelung in der Form. Seine großen Töne, wie die in der Colmarer Liederhandschrift (Bartsch, „Meisterlieder der Colmarer Handschrift", Stuttg. 1862, S. 51—54 und S. 164—166) neben andern unechten namhaft gemachten: Aspiston, Morgenweise und Hofton, sind überaus kunstreich. An Reimspielereien ist kein Mangel. Ein Lied hat Konrad, in dem derselbe Reim durch eine Strophe sechzehnmal wiederkehrt. In einem andern finden sich lauter Schlagreime, wieder in andern bildes jedes Wort, ja jede Silbe einen Reim. Neben diesem äußerlichen Reichthume geht eine ziemliche Leere und Einförmigkeit des Inhalts einher, sogar wörtliche Wiederholungen kommen vor. Die Liebeslieder sind ganz schablonenmäßig, sie schildern die Freude an der Minne im allgemeinen und wenden sich in den seltensten Fällen an einen bestimmten geliebten Gegenstand, der dann gewiß auch nur fingirt ist. Konrad's lehrhafter Geist bricht am stärksten durch in seinen Sprüchen, die zum Theil religiöser Natur sind, zum Theil zu den Fabeln und Beispielen gehören. Es fehlt ihnen nicht an sittlichem Ernste, doch ist auch ihr Gedankenkreis ein ziemlich enger. Eine große Rolle spielen Klagen um die abnehmende oder, bei den schlechten Dichtern, übel angebrachte Freigebigkeit der Reichen. Diese Klagen finden sich ebenso am Eingange des „Partonopier" und „Trojanerkriegs". Besonders für sich hat Konrad diesen Gegenstand in einem längern allegorischen Gedichte behandelt, in dem die Kunst vor dem Richterstuhle der von den zwölf Tugenden umgebenen Gerechtigkeit als Anklägerin gegen die falsche Freigebigkeit auftritt und sich ein günstiges Urtheil erstreitet — eine Form der Allegorie, die in der Folge sehr beliebt wird. Wackernagel (Germania III, 262) hatte Konrad diese „Klage der Kunst" (bei von der Hagen, Minnesinger, III, 334 fg.) sehr entschieden abgesprochen, doch ohne dies zu begründen; Eugen Joseph hat dagegen in einer besondern Schrift („Konrad's von Würzburg Klage der Kunst", Straßburg 1885, Heft 54 der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgesch. der german. Völker") die Echtheit des von ihm zugleich mit abgedruckten Gedichts mit Erfolg vertheidigt. Auch in einem Tanzleiche bringt Kon-

rad eine ausgeführte Allegorie, indem er die Königin Venus und ihren Sohn, den Fürsten Amûr, auffordert, sich gegen Herrn Mars, der durch seine Herrschaft im Lande den Minnefreuden Abbruch gethan hat, zur Wehr zu setzen und durch die besänftigende Macht der Minne die kriegerischen Gemüther wieder friedlich zu stimmen. Spielt er hier auf die Wirren des Interregnums an, so preist er in einem spätern Spruche die Herstellung der Ordnung durch Rudolf von Habsburg. Der andere der beiden Leiche, die wir von Konrad haben, ist religiösen Inhalts. Auch ein paar Wächterlieder hat Konrad gedichtet. Dagegen ist das Ave Maria in der heidelberger Handschrift (v. d. Hagen, Minnesinger, III, 337—344) untergeschoben. Die Hauptgrundlage des Textes für Konrad's lyrische Dichtungen bildet die pariser Liederhandschrift; die übrigen in Betracht kommenden Handschriften sind von Bartsch im „Partonopier" (S. XV) aufgezählt, woselbst auch (S. 345—402) die Lieder und Sprüche herausgegeben sind. Vorher sind sie abgedruckt in von der Hagen's „Minnesingern", II, 310—335 (dazu IV, 723—730). Man vgl. noch Gust. Scheibler, „Zu den lyrischen Gedichten Konrad's von Würzburg. I. Der Strofenbau", Inaug.-Diss., Breslau 1874. Konrad's Töne sind von den spätern Meistersängern viel benutzt und finden sich in verschiedenen Meistergesangbüchern aufgeführt. Er selber wird als einer der zwölf alten Meister, welche die Singekunst erfunden haben, Konrad von Würzburg, ein Geiger am Hofe des Bischofs daselbst, schließlich Konrad Geiger oder Jäger genannt (v. d. Hagen, a. a. O. IV, 728 und 887 fg.).

Wenn von Konrad nur die lyrischen Gedichte auf uns gekommen wären, so würde er unter der großen Zahl mitstrebender Dichter keine besonders hervorragende Stellung einnehmen. Seine Hauptbedeutung liegt auf dem Gebiete der erzählenden Poesie. Hier stellt er sich als der Ausläufer und letzte namhafte Vertreter der höfischen Dichtkunst dar. Eine Mittelstellung zwischen beiden Dichtgattungen nimmt seine „Goldene Schmiede" ein, insofern als sie zwar ihrem Inhalte nach nichts Episches hat, aber die Form, die kurzen Reimpaare, von dort entlehnt. Es ist ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, das Konrad auf der Schmiede seines Herzens, mit der Zunge als Hammer, aus dem Gold der Rede und dem Edelgesteine schimmernder Gleichnisse arbeitet. Er hat hier alle die theils der Heil. Schrift, theils den Naturerscheinungen entnommenen Bilder und Gleichnisse, mit denen man das Mysterium von der jungfräulichen Gottesmutter bisher zu versinnbildlichen gesucht hatte, zu einem Ganzen vereinigt. Wilh. Grimm, der die „Goldene Schmiede" herausgegeben hat (Berlin 1840), weist die weite Verbreitung dieser Vorstellungen im einzelnen nach (S. XXV—LIII). Konrad's Zusammenstellung derselben wirkt, da die Anordnung eine willkürliche ist und eine Steigerung nicht stattfindet, recht ermüdend. Grimm hielt das Gedicht wegen der Sicherheit, mit der Sprache und Versmaß gehandhabt sind, für eins der spätern Werke Konrad's, während Pfeiffer (Germania XII, 28) für wahrscheinlicher hielt, daß es noch in Straßburg entstanden sei, weil Konrad im Eingange Gottfried's gedenkt, den er bescheiden über sich stellt. Die Goldene Schmiede wird in einzelnen Stellen von Hugo von Langenstein, der sich überhaupt Konrad zum Vorbild genommen hatte, in seiner heil. Martina (1293) geradezu nachgeahmt, auch von andern Dichtern viel benutzt (vgl. Grimm, S. XIX fg.); wie lange sie sich in Ansehen erhielt, ist aus dem Umstande ersichtlich, daß noch aus dem Ende des 15. Jahrh. eine Handschrift datirt.

Als Konrad's früheste Arbeit ist wol der „Turnei von Nantheiß" anzusehen. Der Dichter nennt sich darin nicht, aber Docen, der das Gedicht in Maßmann's „Denkmälern" (München 1828, S. 138—148) abdrucken ließ, vermuthete schon in ihm den Verfasser. Pfeiffer (a. a. O. S. 28) hatte Lust, es Konrad als zu geistlos und eines verständigen und sinnigen Kopfes, wie er war, unwürdig abzusprechen, Gödeke (im Grundrisse) es dem Verfasser des Reinfried von Braunschweig, einem Nachahmer Konrad's, zuzuschreiben. Doch haben Haupt (in seinen Anmerkungen zu Konrad's „Engelhard") und Bartsch (in seiner Ausgabe des „Turnei" im Anhange zur Ausgabe des „Partonopier", S. 315—332) so viel Berührungen mit andern Werken des Dichters nachgewiesen, daß sie, im Zusammenhange mit der Uebereinstimmung der gesammten Manier, die Verfasserschaft desselben außer Zweifel stellen. Allerdings ist das Gedicht recht geistlos, da es bei der Erzählung eines von König Richard von England (gemeint ist wol der ritterliche Richard Löwenherz) zu Nantes abgehaltenen Turniers sich im wesentlichen die Schilderung von Kleidern und Wappen zur Aufgabe stellt und damit die später so beliebte Wappen- und Heroldsdichtung einleitet. Dem jugendlichen Dichter ist ein solches Machwerk wol am ersten zuzutrauen. Doch liebt es Konrad auch sonst (Schwanritter, Engelhard, Partonopier) Turnierbeschreibungen einzuflechten. Das Erzählte ist wol seine eigene Erfindung. In Bezug auf die Schilderung der Wappen hat aber R. Freih. von Mansberg (in der Wissenschaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung" 1884, Nr. 95 und 96) gezeigt, daß sie naturgetreu und nach zuverlässigen Quellen gemacht, daher für die heraldische Wissenschaft werthvoll ist. Der Umstand, daß die einzige Handschrift (jetzt in München), in der das Gedicht erhalten ist, aus Würzburg stammt, weist vielleicht auch auf eine frühe Zeit hin.

Neben den „Turnei" und wol in dieselbe Zeit zu stellen ist Konrad's „Schwanritter", der mit jenem 22 gleichlautende Zeilen gemeinsam hat und auch sonst vielfach mit ihm zusammentrifft. Er berührt sich in seinem Inhalte mit dem vor 1290 verfaßten „Lohengrin" eines ungenannten Dichters und gibt die hier nach Nimwegen und unter Karl den Großen versetzte alte fränkische Schwanensage (vgl. „Le chevalier au cygne" p. p. Reiffenberg, Brux. 1846, Introduction) in einfacher Erzählung wieder. Die einzige (lückenhafte) Handschrift ist in Müllenhoff's „Sprachproben" (3. Ausg. 1878) getreu abgedruckt, von Franz Roth (Frankf. a. M. 1861) kritisch herausgegeben. Die Bedeutung des Gedichts für die deutsche Rechtsgeschichte hat Rich. Schröder in

der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" XIII, 139 fg. entwickelt.

In gleich schlichter Weise erzählt Konrad in seinem in Straßburg gedichteten und gleichfalls der deutschen Sage entnommenen „Otte" (herausgeg. von Hahn, Quedlinb. und Leipz. 1838) die bekannte Geschichte von dem Ritter (Heinrich von Kempten), der sich an Kaiser Otto mit dem Barte vergreift und verbannt wird, aber später, obwol nackt im Bade befindlich, den Kaiser aus Lebensgefahr tapfer befreit und darauf wieder zu Gnaden angenommen wird. Konrad hat, wie er angibt, aus lateinischer Quelle geschöpft; aus welcher, läßt sich nicht feststellen, da seine Darstellung von den bekannten lateinischen Zeugnissen (Grimm, „Deutsche Sagen" II, 156 fg., Maßmann, „Kaiserchronik" III, 1074 fg.) abweicht. Geschrieben hat er das Gedicht auf Bitten des straßburger Dompropstes von Tiersberg. Dieser Name kommt mehrfach in straßburger Urkunden vor (Hahn, S. 35 fg.), es könnte wol der Bertoldus de Tiersberg sein, der 1247 als Kanonikus erscheint. Dieses Jahr wäre dann also der terminus a quo für die Abfassung des Gedichtes.

Zu Konrad's frühern Arbeiten sind gewiß auch die beiden andern kürzern Erzählungen zu rechnen: das „Herzmäre" und „Der Welt Lohn," die auch insofern zum „Otte" zu stellen sind, als sie, wie dieser, ihren novellenartigen Stoff der Personensage entnehmen. Im „Herzmäre" beruft sich Konrad im Eingange auf Gottfried von Straßburg, weshalb das Gedicht auch misverständlich diesem beigelegt worden ist. Doch nennt die eine Handschrift Konrad am Schlusse in entschieden echten Versen (s. Bartsch, Partonopier, S. XI). Es ist die in verschiedenen Versionen (s. von der Hagen, Minnesinger IV, 281 fg. und Gesammtabenteuer I, S. CXVI fg.) begegnende, besonders durch Boccaccio's Novelle „Guiscardo und Gismunda" und Uhland's Romanze bekannte Geschichte von dem Castellan von Couci, dessen Herz seiner Geliebten, der Gemahlin des Herrn von Fayel, von diesem als Speise vorgesetzt wird. Diese Namen nennt Konrad aber nicht. In „Der Welt Lohn" dagegen hat er eine beliebte mittelalterliche Vorstellung an den Namen eines bekannten deutschen Dichters angeknüpft. Herrn Wirnt von Grafenberg, dem Verfasser des „Wigalois" (um 1212), erscheint in herrlicher Schönheit und Pracht Frau Welt, der er so eifrig gedient, um ihn dafür zu belohnen; als sie ihn aber darauf ihre scheußlich anzuschauende Rückseite sehen läßt, geht er in sich, scheidet von Frau und Kindern, nimmt das Kreuz und stirbt nach steter Buße eines seligen Todes. Die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee findet sich durch das ganze Mittelalter oft und in den mannichfachsten Formen ausgesprochen, besonders auch von Walther von der Vogelweide (vgl. Wackernagel in der Zeitschrift für deutsches Alterth. VI, 151—155). Der Guotäre, der etwas später denselben Gegenstand, ohne Wirnt's Namen zu nennen, poetisch behandelt (v. d. Hagen, Minnesinger III, 41—42, Bartsch, Liederdichter, S. 273—275), scheint Konrad gekannt und benutzt zu haben; eine prosaische Bearbeitung steht in Wackernagel's Lesebuch I², 945—948. Man vergl. noch F. Sachse, „Der Welt Lohn von Konrad von Würzburg. Ein Beitrag zum Verständniß mittelalterlicher Glaubens- und Lebensansicht", Berlin 1857. Die beiden zuletzt aufgeführten Gedichte Konrad's sind von Franz Roth herausgegeben („Der Welt Lohn" Frankf. a. M. 1843, „Herzmäre" das. 1846), außerdem stehen sie nebst dem „Otte" in verschiedenen Sammelwerken, wie Maßmann's „Gesammtabenteuer" (Bd. 1 u. 3) und Lambel's „Erzählungen und Schwänke" (blos Otte und Herzmäre, 2. Aufl., Leipz. 1883), wo sich auch Nachweisungen über die weite Verzweigung der betreffenden Sagenstoffe in der Literatur finden. Ins Neuhochdeutsche übertragen sind sie von Karl Pannier („Kleinere Dichtungen von Konrad von Würzburg", Sondershausen 1879).

Als das beste von Konrad's größern Werken erscheint der „Engelhard". Konrad ist hier in Geschick und Anmuth der Darstellung seinem Vorbilde Gottfried, dessen „Tristan" er auch die strophische Form des Eingangs nachmacht, am nächsten gekommen. Das Gedicht behandelt eine Variante der weitverbreiteten Freundschaftssage, die Sage von Amicus und Amelius, deren Freundestreue selbst vor dem Opfer der eigenen Kinder nicht zurückschreckt. Bei Konrad heißen die Freunde aber Engelhard und Dietrich. Er hat, wie er sagt, aus einem lateinischen Buche geschöpft, weicht aber von der von Mone in seinem „Anzeiger" V (1836), Sp. 145 fg. mitgetheilten lateinischen Legende bedeutend ab. Im ersten Theile, der die Werbung Dietrich's für Engelhard um Engeltrut behandelt, bringt er auch ein paar der deutschen Heldensage entnommene Personen; wenn dies auch nicht eine Erfindung Konrad's sein sollte, so ist es doch darum nicht nöthig, mit Rich. von Muth („Die Freundschaftssage im Engelhard Konrad's von Würzburg" in den Sitzungsber. der philos.-hist. Kl. der Wiener Akad., Bd. 91, S. 223—230) in diesem Theile der sonst dem Orient entstammenden Sage ursprüngliche deutsch-nationale Bestandtheile zu erkennen. Das Gedicht ist nur in einem alten, sehr seltenen Drucke (Frankfurt a. M., Kilian Han, 1573) auf uns gekommen; Moritz Haupt hat es in seiner Ausgabe (Leipzig 1844) sehr glücklich aus der Sprache des 16. Jahrh. in die Konrad's umgeschrieben.

Als das erste der in Basel entstandenen Werke Konrad's ist der heil. Alexius anzusehen. Dies ist aus der Art zu schließen, wie Konrad hier der beiden baseler Bürger, Johannes von Bermeswil und Heinrich Isenlin, gedenkt, auf deren Veranlassung er das Märe aus dem Latein (der Legende in den „Acta Sanctorum" Jul. IV, 251—253) ins Deutsche gebracht hat. Der zweitgenannte dieser Gönner ist noch 1294 als Pfleger des großen Spitals zu Basel nachweisbar (Wackernagel, „Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek", Bas. 1845, S. 4). Maßmann („St.-Alexius' Leben", Quedlinb. und Leipz. 1843) hat das Gedicht zugleich mit sieben andern gereimten mittelhochdeutschen Bearbeitungen desselben Gegenstandes veröffentlicht (über eine weitere Alexiusdichtung s. „Zeitschrift f. deutsch. Al-

terth." XXVIII, 67—72), besser Haupt in der „Zeitschr. für d. Alterthum" III, 534—576 (dazu Lesarten von Pfeiffer, Germania XII, 41—48).

Noch zwei andere Legenden hat Konrad im Auftrage von baseler Gönnern aus dem Lateinischen deutsch gedichtet, den heil. Pantaleon (Ausgabe von Haupt in der Zeitschr. für d. Alterth. VI, 193—253) für Johannes von Arguel, und den heil. Silvester (Ausg. von W. Grimm, Götting. 1841) für Leutold von Rötenlein. Ersterer, einem Ministerialengeschlechte der Bischöfe von Basel angehörig, erscheint zuerst 1286 (Haupt a. a. O. 193—194; Pfeiffer, Germania XII, 26), letzterer, aus einem vornehmen adeligen Geschlechte, kommt seit 1264 als Domherr, 1281—84 als Archidiakonus, seit 1286 als Propst vor; er starb 1315 (Wackernagel, Die altdeutschen Handschriften der Baseler Universitätsbibliothek, S. 5; Bartsch, Germania IX, 148; Pfeiffer, ebendas. XII, 25). Da der Dichter Leutold von Rötenlein blos Pfründner am Dome zu Basel nennt, so muß der „Silvester" vor 1281 gedichtet sein, doch nicht allzu lange vorher. Der „Pantaleon" kann wegen des späten Vorkommens von Johannes von Arguel auch nicht viel vor 1281 gesetzt werden. Es wird also am passendsten sein, die beiden Legenden mit Pfeiffer in die Zeit zwischen 1277, wo Konrad seinen „Partonopier" abschloß, und 1281, wo er ungefähr den „Trojanerkrieg" begann, zu setzen. Für den Silvester, dessen Legende schon in die Kaiserchronik eingeflochten ist, hat Rödiger (Zeitschr. für d. Alterth. XXII, 145 fg.) in dem Sanctuarium des Mombritius die Quelle Konrad's nachgewiesen. Konrad hatte hier eine gern und, in Anbetracht des widerstrebenden Stoffes, nicht ohne Geschick benutzte Gelegenheit, in spitzfindigen Disputationen theologische Gelehrsamkeit zu entwickeln. Daß diese legendarischen Stoffe überhaupt seiner ganzen bürgerlich-gelehrten Richtung gemäß waren, läßt sich nicht leugnen, doch kann die öftere Wahl derselben nichts beweisen, da er sie ja auf Bestellung ergriff.

Noch eine vierte Legende, einen nur in Bruchstücken erhaltenen heil. Nikolaus, hat Bartsch Konrad beigelegt und als dessen Werk mit dem „Partonopier" zusammen (S. 335—342) herausgegeben. Allerdings finden sich hier manche Uebereinstimmungen mit Konrad's Art, doch hat Steinmeyer (Zeitschr. für d. Alterth. XIX, 223 fg. und XXI, 417 fg.) auch eine Reihe Abweichungen von dem Gebrauch Konrad's nachgewiesen und daher dessen Verfasserschaft mit Recht in Zweifel gezogen.

Noch vor der Abfassung der beiden zuletzt besprochenen Legenden hatte sich Konrad in seinem „Partonopier" an die Bearbeitung eines umfangreicheren, einer französischen Quelle entlehnten Stoffes gemacht, wieder auf Wunsch und mit Unterstützung eines baseler Kunstfreundes, des Patriziers Peter's des Schalers (urkundlich 1236—92). Ein zweiter Gönner, Heinrich Marschant, unterstützte ihn, indem er ihm das französische Buch verdeutschte; ein dritter Förderer seiner Arbeit war Arnold der Fuchs. Alle drei werden von Pfeiffer, der die verschollene einzige vollständige Handschrift 1866 wieder auffand und in der „Germania" XII, 1—41 besprach, in baseler Urkunden nachgewiesen (S. 18—20). In der Ueberschrift heißt es, die Geschichte hätte sich 1277 ereignet, was gewiß ein Misverständniß des Schreibers ist, der das Datum der Vollendung des Gedichtes falsch verstand. Aus Pfeiffer's Nachlaß gab Bartsch das Gedicht zugleich mit dem Turnei von Nantes, dem heil. Nikolaus und den Liedern und Sprüchen heraus (Wien 1871). Die Bruchstücke hatte früher Maßmann mitsammt einer niederländischen Bearbeitung derselben Vorlage veröffentlicht („Partonopeus und Melior", Berlin 1847). Letztere ist für sich publicirt von Bormans (Brüssel 1871), ein Bruchstück einer niederdeutschen Bearbeitung von C. Schröder (Germania XVII, 91 fg.). Das Werk ist, obwol zu Ende geführt, nicht abgeschlossen, da Konrad in seiner Quelle, dem Partonopeus de Blois des Denis Piramus (herausgeg. von Crapelet, Paris 1834), nicht mehr vorfand; einen wirklichen Abschluß bietet nur das niederländische Gedicht. Kölbing hat die verschiedenen Gestaltungen der Partonopeussage, die man eine umgekehrte Amor- und Psychesage nennen kann, und das Verhältniß der Bearbeitungen zueinander in den „Germanistischen Studien" II, 55—114 eingehend erörtert. Konrad lag, wie dem Verfasser des niederländischen Gedichts, eine andere französische Redaction vor, als sie durch die von Crapelet herausgegebene Handschrift repräsentirt wird (Kölbing S. 95 fg.). Seiner Vorlage gegenüber bewegt er sich, im Gegensatze zu der ängstlichen Treue der niederländischen Bearbeitung, ziemlich frei, er läßt die zahlreichen persönlichen Betrachtungen des Originals fort und belebt dessen trockene Darstellung durch farbige Schilderung und psychologische Vertiefung, kommt aber dabei auch fast auf das Doppelte des Umfangs (gegen 22,000 Verse). Konrad's Uebersetzerkunst hat Heinrich van Look („Der Partonopier Konrad's von Würzburg und der Partonopeus de Blois". Straßburger Dissertation, Goch 1881) an dem Beispiele unsers Gedichtes entsprechend charakterisirt; doch kommt er dabei wol zu einem im allgemeinen zu harten Urtheil, indem er, im Gegensatze zu Kölbing, die bequeme Art, wie Konrad, ohne den nöthigen Ueberblick über das Ganze, sich nur an das Einzelne seiner Vorlage hält, in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen läßt.

Gegen das Ende seines Lebens begann Konrad ein Werk von ungeheurem Umfange, das er schon bis auf über 40,000 Verse gebracht hatte, als er es bei seinem Tode unvollendet hinterließ. Es ist die oft behandelte Geschichte des Trojanischen Krieges, aber ab ovo, nämlich mit der Geburt und den Jugendschicksalen des Paris wie des Achill beginnend und mit Einflechtung von weit ausgesponnenen Episoden. Fast bangt Konrad selbst vor der übergroßen Fülle seines Gedichtes, das er mit dem wilden Meere vergleicht, in welches sich viele Wasser ergießen. Er begnügt sich hier nämlich nicht, seiner Hauptquelle, dem Roman de Troyes des Benoît de Sainte-More (herausgeg. von Joly, Paris 1870), wie vor ihm Herbort von Fritslar gethan, einfach zu folgen, sondern er bemüht sich, wie er selbst sagt, die Risse derselben zu leimen, d. h. die Sage aus andern Quellen zu ergänzen,

zu welchem Zwecke er Ovid's Heroiden und Metamorphosen, besonders aber die Achilleis des Statius mit heranzieht (vgl. Bartsch, Einleitung zu Albrecht von Halberstadt; Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie, I, 133 fg; und besonders Dunger, Die Sage vom Trojanischen Kriege, Leipz. 1869, S. 43 fg.). Doch nennt er diese niemals, sondern beruft sich einfach auf Dares als den allgemein anerkannten besten Gewährsmann für diese Geschichten. Behandelt sind sie ganz im Geiste des mittelalterlichen Ritterthums, das hier unter der Maske des antiken Heldenthums seine letzte glänzende Darstellung findet. Konrad begann sein großes Werk etwa 1281, denn es ist im Auftrage des baseler „Singers" Dietrich an dem Orte verfaßt und dieser kommt mit dem Titel eines Cantors erst vom Mai 1281 an vor, übrigens sonst sehr oft (Pfeiffer a. a. O., S. 23). Sehr viel später als 1281 wird man mit Rücksicht auf den Umfang des Gedichtes den Beginn desselben nicht setzen wollen. Ein unbekannter Fortsetzer hat es in gegen 10,000 Versen zu Ende geführt, freilich nicht in Konrad's Geiste. Mitsammt der Fortsetzung ist das Gedicht herausgegeben worden von Adelb. von Keller (Stuttgart 1858; Nr. 44 der Bibliothek des literar. Vereins), die Lesarten und Anmerkungen dazu von Bartsch (Tübingen 1877; Nr. 133 der Bibl. des lit. Ver.). Vgl. noch Clemens Fischer, „Der altfranzösische Roman de Troie des Benoît de Sainte-More als Vorbild für die mittelhochdeutschen Trojadichtungen des Herbort von Fritslar und Konrad von Würzburg", Inaug.-Diss. von Münster (Paderborn 1883). Konrad's Gedicht wird noch in verschiedenen spätern handschriftlichen und gedruckten deutschen Prosaerzählungen vom Trojanerkriege zum Theil als Quelle benutzt (Dunger a. a. O. S. 66 fg.).

Von seinen Zeitgenossen wurde Konrad zu den besten Dichtern gezählt. Hermann der Damen und Raumsland preisen ihn bei seinen Lebzeiten (v. d. Hagen, Minnesinger IV, 872), Boppe nach seinem Tode (II, 383), Frauenlob dichtete ein eigenes Klagelied auf seinen Tod (III, 155). Noch um die Mitte des 14. Jahrh. rühmt ihn Leupold Hornburg von Rotenburg in seinem Lobgedicht auf die zwölf alten Singer (IV, 881). Sein ferneres Fortleben in der Tradition der Meistersänger ist schon berührt worden. Es darf nicht wundernehmen, daß einem so berühmten Dichter von Andern Werke untergeschoben wurden, um ihnen ein höheres Ansehen zu verleihen. So misbrauchen zwei oder drei Novellen, die zum Theil in v. d. Hagen's „Gesammtabenteuer", zum Theil in Keller's „Erzählungen" stehen, Konrad's Namen: „Von der halben Birn", „Die falsche Beichte" und wahrscheinlich auch „Alten Weibes List" oder „Heinz von Rothenstein", dessen Verfasser sich, wie auch unser Dichter, der arme Konrad nennt. Schon die schamlose Nacktheit dieser Novellen würde der Verfasserschaft des ehrbaren Konrad, der sich in solchen Dingen einer größern Zartheit befleißigt, widerstreiten. Goedeke (Grundriß I², 300) nimmt für diese untergeschobenen Gedichte einen jüngern Konrad von Würzburg an.

Ueber Konrad's von Würzburg Leben und Bedeutung handelt eine Monographie von K. J. Petelenz in dem Programm des krakauer Gymnasiums von 1881. Zur Chronologie von Konrad's Werken ist besonders der öfter citirte Artikel von Pfeiffer (Germania XII, 1—41) zu vergleichen. *(R. Hügel.)*

Konradin, Herzog von Schwaben, s. Konrad.

KONSHAKOW (oder Kondshakow), zwei Berge des Urals im russischen Gouvernement Perm, Kreis Werchoturje, südlich vom Hüttenwerke Bogoslowsk, unter 55° 40′ nördl. Br. Die Berge bilden einen felsigen Kamm, der sich 2 Kilom. weit von Westen nach Osten zieht und zwei Haupthöhen hat, deren höchste 1655 Met. mißt, also den höchsten Punkt des Urals überhaupt bildet. Der durch Schluchten sehr zerrissene Kamm besteht aus Granit; am Fuße finden sich reiche Kupfererze. In den Schluchten des Konshakow entspringt die Lobwa. *(P.)*

Konstantin, der Große, s. Constantinus I.

Konstantin, mehrere griechische Kaiser, s. Constantinus I.—IX.

KONSTANTIN PAWLOWITSCH (Grossfürst-Cäsarewitsch von Russland). Als zweiter Sohn des Großfürsten und nachmaligen Kaisers Paul Petrowitsch von Rußland und Maria Feodorowna's von Württemberg am 8. Mai (neuen Stils) 1779 geboren, wurde Konstantin wie sein ältester Bruder Alexander von seiner Großmutter, der Kaiserin Katharina II., der Erziehung der Aeltern entrückt, nach ihren besondern Tendenzen und Ansichten herangebildet. Die Großmutter war voll Zärtlichkeit und verhätschelte Konstantin trotz seiner Fehler. Obgleich er gute Regungen hatte, wollte er im Gegensatze zu Alexander sich nicht erziehen lassen; sein schroffes Wesen und seine unbändigen Leidenschaften ließen sich nie zügeln oder mildern, und doch besaß er eine enthusiastische Liebe und Verehrung zu dem ihm so unähnlichen und in allem überlegenen Bruder. „Konstantin glich dem Vater: obwol groß und gut gewachsen, hatte er eine harte und wilde Physiognomie, die des Adels, wo nicht des Charakters entbehrte; seine lebhaften und durchdringenden Augen, unter dichten Brauen verborgen, nahmen bisweilen einen Ausdruck fast lieblicher Gutmüthigkeit an. Uebrigens ließ er es sich nicht angelegen sein, die Abwesenheit der an seinem Bruder bewunderten glänzenden Eigenschaften auszugleichen. Er war bizarr, launisch, heftig, rachsüchtig. Nichtsdestoweniger hatte er die Gunst und die Bevorzugung seiner Großmutter gewonnen, da er sie mit Eulenspiegeleien und bösen Streichen belustigte. Er wollte niemals etwas lernen außer dem Exercitium und den Manövers der Truppen. Auch bekundete er bald eine ausschließliche Leidenschaft für den Soldatenstand." Er brachte mit der Zeit dem sentimentalen Alexander einigen Geschmack am Militär bei. Die Oberleitung der Erziehung der Großfürsten ruhte in der Hand des Grafen N. J. Saltykow, eines Höflings gemeinen Schlages, der als geistige Nullität zu seinem Berufe total verfehlt war; der viel wichtigere Untergouverneur war der Waadtländer, Oberst Cäsar Laharpe, ein theoretischer Schwärmer für die menschliche Freiheit, begeistert für die in seinen Augen

unvergleichliche französische Literatur und die Ideale Rousseau's. Seichte Oberflächlichkeit wurde in den jungen Köpfen eingebürgert, das ihnen beigebrachte Wissen war ungründlich und ungeordnet, Katharina schrieb für sie kleine sentimentale Schriften und M. N. Murawiew in usum Delphini zugestutzte historische, philosophische und moralästhetische Abhandlungen, die allen Eindruck auf Konstantin verfehlten. Katharina suchte zu verhüten, daß ihre Enkel sich Ausschweifungen überließen, und verheirathete sie darum frühzeitig. Konstantin hatte nicht die mindeste Neigung zur Ehe, wagte sogar Katharina zu opponiren, mußte sich aber schließlich fügen, so hart es ihm ankam, und heirathete, um nicht in volle Ungnade zu fallen, schon am 26. Febr. 1796 in seinem siebzehnten Jahre Juliane Henriette Ulrike, Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld (geboren am 23. Sept. 1781), wobei sie zur griechischen Kirche übertrat und den Namen „Anna Feodorowna" annahm. Beide Gatten bewahrten einander die Gefühle des Widerwillens, mit denen sie die Ehe schlossen, lebten in größter Verstimmung, blieben kinderlos und trennten sich nach einigen Jahren nach gegenseitigem Uebereinkommen; Anna lebte seit dem 6. Oct. 1801 im Auslande und starb erst am 15. Aug. 1860 zu Elfenau bei Zürich. Seit 1801 lebte Konstantin, wie wenn er nie mehr zu heirathen gedächte.

Katharina II. hatte dem Großfürsten einst den Namen Konstantin gegeben nnd ihn von einer griechischen Amme säugen lassen, um ihn recht augenscheinlich auf Byzanz hinzuweisen; sie hatte ihn zum Kaiser eines neuen byzantinischen Reichs, von dem sie und Fürst Potemkin träumten, auserſehen. Konstantin fehlte jedoch nicht nur jedes Talent, sondern auch jede Neigung zur Beherrschung eines Staats; war ihm alle Etikette und aller Prunk des Hofes ein Greuel, so graute ihm vor dem Gedanken, eine Krone tragen zu sollen. Mit Kummer sahen er und Alexander das große Mistrauen ihres Vaters. Paul fürchtete, sie würden ihm die Erbfolge streitig machen, was bekanntlich im Plane seiner Mutter lag, als diese 1796 starb. Auch als Kaiser sah Paul oft mistrauisch auf diese beiden Söhne, die seiner Mutter so lieb gewesen. Konstantin machte 1799 den Feldzug in Italien unter dem großen Suworow (s. d.) mit und zeichnete sich als tapferer Soldat derart gegen die Franzosen aus, daß ihn Paul zum Cäsarewitsch ernannte. Die Miswirthschaft Paul's wurde unerträglich; es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, während er seine Familie argwöhnisch beobachtete und mit Spionen umgab, daran dachte, seine älteren Söhne in der Citadelle von Schlüsselburg einzusperren oder gar nach Sibirien zu verschicken, ihnen bei jeder Gelegenheit seinen Ingrimm kundgab und die Kaiserin ihn vergebens zu begütigen suchte. Paul hielt schließlich Alexander und Konstantin, unter denen er jeden Verkehr abbrach, in dem Palaste unter strenger Aufsicht; seine Ermordung erlöste sie 1801 aus ihrer gefährdeten Stellung und erhob Alexander I. auf den blutgetränkten Kaiserthron. Im November 1805 traf Konstantin mit ihm im Lager des Oberbefehlshabers Golenischtschew-Kutusow (s. d.) bei Olmütz ein. Obgleich römisch-kaiserlicher General-Feldzeugmeister, zeigte der rohe Konstantin den Oesterreichern, die mit den Russen gegen Napoleon fochten, höhnende Geringschätzung und Dünkel, und er wie Fürst Dolgoruki bramarbasirten von der selbstverständlichen Besiegung Napoleon's. Bei Austerlitz führte er am 2. Dec. die kaiserlichen Garden in das Feuer, stritt mit Fürst Liechtenstein und Fürst Bagration gegen Lannes, Bernadotte, Kellermann, Rapp u. a., wurde von Bernadotte mit aller Gewalt angegriffen, warf sich, als die Lage der Russen sehr kritisch ward, gegen das feindliche Centrum und ritt ein Bataillon nieder; als aber die Kaisergarde unter Rapp über ihn herfiel, mußte er nach furchtbarem Gemetzel weichen und ein allgemeiner Angriff trieb die Russen gegen Austerlitz zurück. Mit Alexander verließ Konstantin beschämt den Kriegsschauplatz. Er nahm am preußischen Feldzuge 1806—1807 theil; aber während er im Frieden den begeisterten Soldaten zu spielen liebte, ging er gern den Gefahren des Schlachtfeldes mit ihren Gemüthsbewegungen aus dem Wege, zeigte sich wiederholt feige und war aus persönlichsten Motiven jedem Kriege entschieden abgeneigt. Am 12. Juni 1807 verließ er das Heer, eilte nach Tilsit zu Alexander I. und bestürmte ihn, Frieden mit Napoleon zu schließen. Bennigsen, der Oberbefehlshaber, benutzte seine bekannte Scheu vor blutigen Entscheidungen, um Alexander zum Frieden zu drängen. Alexander brach wie nach der Niederlage von Austerlitz jetzt nach der von Friedland zusammen und begann Unterhandlungen. Als General Duroc im Auftrage Napoleon's Bennigsen eröffnete, Alexander solle die Festungen Kolberg, Graudenz und Pillau den Franzosen einräumen oder sofort in Friedensverhandlungen eintreten, sandte Bennigsen Konstantin mit der erfreulichen Botschaft am 20. Juni zu Alexander nach Schawlen und Konstantin rieth eindringlich zur Annahme der Forderung. Konnte Alexander nicht über die preußischen Festungen verfügen, so ließ er wenigstens den Frieden einleiten, am 25. Juni erfolgte der Waffenstillstand und Konstantin begleitete seinen Bruder zur Begegnung mit Napoleon in Tilsit, im October 1808 über Weimar zum Erfurter Congreß. Im J. 1812 betraute ihn Alexander mit der Leitung der Arbeiten zur Versetzung Petersburgs in Vertheidigungszustand. Konstantin war unermüdlich dafür thätig und vertraute auf die Genialität Golenischtschew-Kutusow's. Entschieden sprach er dafür, vor Smolensk eine Schlacht zu liefern und die Stadt nicht preiszugeben, aber nach der Räumung und dem Brande Moskaus rief er wieder verzagt nach sofortigem Frieden, worin ihm selbst seine Napoleon hassende Mutter beipflichtete. Konstantin begleitete seinen Bruder auf den Feldzügen von 1812—1814 und nahm an vielen Kämpfen theil, ohne Hervorragendes zu leisten, stritt bei Leipzig an der Spitze der Garden und zog mit Alexander 1814 in Paris ein. Als exaltirte Royalisten unter der Führung des Vicomte Sosthène de La Rochefoucauld Napoleon's Statue von der Vendômer Säule herabstürzen wollten, ließen Konstantin und General Baron Osten-

Sacken sie herabnehmen, um sie zu retten. Konstantin wohnte dem Wiener Congresse an und ging von hier am 10. Nov. 1814 nach Warschau, um die Armee zu organisiren und die Civilverwaltung zu ordnen; er wurde Generalissimus der polnischen Truppen im Großherzogthume Warschau und berief auf Talleyrand's Vorschlag, nachdem Napoleon von Elba zurückgekehrt war, die ihm gefolgten Polen unter dem Obersten Jezmanowski im März 1815 nach Warschau heim (Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses, von G. Pallain, ins Deutsche übersetzt von P. Bailleu, Leipzig 1881). Alexander pflegte dem Bruder, der eine blinde Verehrung für ihn besaß, wichtige Pläne mitzutheilen und berieth mit ihm besonders Polen betreffende Fragen. Im September 1815 brachte Konstantin eine polnische Deputation zu ihm nach Paris; Alexander sandte ihn nach Warschau mit großen Vollmachten ausgestattet, während General Zajonczek erster Statthalter des neuen Königreichs Polen wurde, dessen Erbkönig der Kaiser selbst war; Konstantin erhielt den Oberbefehl des polnischen Heeres von 50,000 Mann. Tausend Mis- und Eingriffe erbitterten bald die Polen, und Alexander verzieh ihnen nicht den Undank für seine Wohlthaten. Konstantin erlangte keinerlei Autorität im Lande oder Einfluß auf den Gang der Regierung; seine schroffen Excesse trafen darum vorzüglich einzelne Individuen, Militärpersonen und in den Kasernen eingeschlichenes fahrendes Gesindel. Im allgemeinen war Konstantin in Polen nicht verhaßt; er hatte zu wenig Macht, um den Patrioten gefährlich zu erscheinen, war ebenso oft herablassend wie jähzornig und bevorzugte die Polen vor Russen und Deutschen; auch ging er auf ihre Eigenthümlichkeiten und nationale Art ein. Seine Lieblingsthätigkeit war die Organisation des polnischen Heeres, welchem er rasch den Charakter alter auserlesener Truppen verlieh; er stand schon um 3 Uhr nachts auf, um alle Arbeiten zu erledigen; um die Verwaltung des Königreichs kümmerte er sich fast nicht, mit seinem Heere glaubte er es glänzend bestellt.

Alexander sprach mehrmals mit Konstantin von Abdankung. Konstantin antwortete stets offen und unverhohlen, er verabscheue den Gedanken, einmal die Krone zu tragen. Als Alexander 1819 nach Polen kam, besprach er sich wiederum mit Konstantin wegen der Thronfolge; Konstantin äußerte aufs entschiedenste seinen Willen, niemals den Thron zu besteigen, und wünschte ein unübersteigliches Hinderniß zwischen sich und den Thron zu legen, indem er morganatisch heirathe. Er lebte mit einer reizenden Polin, der am 29. Sept. 1799 geborenen Johanna Antonowna, Tochter des Grafen Anton von Grudna-Grudzinski, Herrn der Herrschaft Witoslaw, und bat Alexander um die Einwilligung zur Scheidung von seiner Gemahlin und zur Heirath mit ihr. Der Kaiser stellte ihm vor, die Hochzeit mit einer römisch-katholischen Polin werde ihm den Thron kosten; Konstantin erklärte, er wünsche nichts sehnlicher, als seinem Bruder Nikolaus sein Thronrecht zu übermachen. Die Gräfin, welche Konstantin ungemein liebte und die äußerst wohlthätig auf seine rohe und heftige Natur einwirkte, gewann sich Alexander's volle Gunst und Werthschätzung, auch Nikolaus begegnete ihr freundlich. Auf kaiserliche Veranlassung schied der Heilige Synod am 1. April 1820 die Ehe Konstantin's mit der Cäsarewna Anna, und das gleichzeitige kaiserliche Manifest, welches die Scheidung bestätigte und Konstantin eine neue Ehe gestattete, setzte in der Voraussicht von Konstantin's Ehe mit der Gräfin fest: sobald ein Mitglied des Kaiserhauses eine Ehe mit einer keinem souveränen oder regierenden Hause angehörigen Persönlichkeit abschließe, können letzterer niemals die Rechte eines Mitglieds der allerhöchsten Familie zugewendet und Kinder einer solchen Verbindung niemals zur Thronfolge berufen werden. Als Illustration dieses Gesetzes konnte es gelten, daß Konstantin schon am 24. Mai 1820 in Warschau zur linken Hand die Gräfin heirathete; als Lohn seiner Verdienste um das polnische Heer erhielt er von Alexander am 4. Juli die herrlichen lowiczer Güter zu unabhängigem Besitze und am 1. Aug. (20. Juli) erhob Alexander die Gräfin zur Fürstin von Lowicz, welcher Titel auf die Kinder der Ehe übergehen sollte. Rußland sah mit Misbehagen die Ehe des Großfürsten, der dem Throne zunächst stand, mit einer römischen Katholikin und Polin, und die Polen zollten der Fürstin von Lowicz keineswegs die Achtung, die sie durch ihre versöhnende Milde und gütige Intervention bei Konstantin verdiente. Gerüchte, Konstantin habe dem Throne entsagt, tauchten bald hier und da auf, und Konstantin erklärte seinem Bruder Michaël 1821 entschieden, er werde nach dem Ableben Alexander's niemals die Krone annehmen, sondern sie gebühre Nikolaus, dem er mit auffallender Ehrerbietung begegnete. Im J. 1821 erhielt der Cäsarewitsch über sechs litauische Statthalterschaften discretionäre Gewalt und konnte hier nach eigenem Ermessen administriren, ohne darum nach Petersburg zu berichten. Konnte Polen über materielle Nachtheile durch Rußland keineswegs klagen, so verstimmten hingegen viele Maßregeln die patriotische Partei gegen die russischen Machthaber, und bald entstanden unter der Jugend und im Heere geheime Verbindungen, literarische Vereine und dergleichen, die sich über ganz Polen ausbreiteten, geleitet von Männern wie General Uminski, Professor Lelewel, Adam Mickiewicz u. a.; die Idee der Wiederherstellung des alten Polen fand reiche Nahrung und gewann immer mehr Boden, je schroffer das russische Regiment unter Konstantin's roher Faust auftrat. Bei einem Aufenthalte in dem ihm gehörigen Marmorpalais in Petersburg im Januar 1822 ließ sich Konstantin von seiner Mutter und dem Kaiser die Erlaubniß geben, im Interesse Rußlands zu Gunsten von Nikolaus auf die Thronfolge zu verzichten; am 26. Jan. richtete er ein vom Kaiser selbst durchgesehenes formelles Gesuch an ihn (s. bei Korff und Lacroix); Alexander zögerte trotz aller Unterhandlungen, das hochherzige Anerbieten anzunehmen, erst am 14. Febr. gab er seine und seiner Mutter Zustimmung. Hierbei blieb es, trotz wiederholter Wünsche Konstantin's wurde keine Staatsacte abgefaßt, die eine rechtskräftige Wirkung gehabt hätte; unmöglich

durfte aber eine Angelegenheit von solcher Bedeutung in bloßen Familienbriefen erledigt werden. Nikolaus und seine Gemahlin erfuhren nichts von dem Vorgefallenen, seine Geschwister Michael und Maria hielten reinen Mund und die Kaiserin-Mutter machte nur gelegentlich eine Anspielung. Alexander schleppte die Frage immer hin, ohne sie definitiv zu entscheiden, besprach sie 1822 auch mit der Fürstin Lowicz und zog den Grafen Araktschejew, den Fürsten A. N. Galitzin und den Erzbischof Philaret von Moskau ins Geheimniß. Nach langen Erörterungen und Skrupeln verfaßte Philaret ein kaiserliches Manifest, welches Alexander am 28. Aug. 1823 in Zarskoje-Selo unterzeichnete: er bestimmte, da Konstantin bei seinem Thronverzichte unweigerlich beharre, Nikolaus zu seinem Thronfolger. Das Manifest blieb Staatsgeheimniß, wurde versiegelt Philaret zugestellt, um es bei den Reichsacten in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä in Moskau aufzubewahren und im Falle des kaiserlichen Ablebens es, ehe zu einer andern Handlung geschritten werde, durch den Erzbischof und den Generalgouverneur eröffnen zu lassen. Unter dem tiefsten Geheimnisse deponirte Philaret das Manifest vor drei Zeugen in der Altarlade; drei Copien, von Galitzin's Hand, wurden nach einigen Wochen dem Reichsrathe, dem Synod und dem Senate gesandt, ohne daß jemand vom Inhalte erfuhr und ohne daß Nikolaus selbst wußte, was mit ihm beschlossen sei. Die Copien sollten im Verwahr bleiben, bis sie Alexander reclamire, und im Falle seines Todes sollte vor der Vornahme jeder andern Handlung eine außerordentliche Versammlung zusammentreten und die Papiere öffnen. Mit der Zeit vergaß die petersburger Gesellschaft die Papiere, die jetzt neue Vermuthungen, Alexander wolle abdanken, wachgerufen hatten. Konstantin legte der revolutionären Erregung in Polen sehr wenig Werth bei, war verblendet genug, die wachsende Gefahr zu verkennen, so viel Indicien auch zutage traten, und suchte Alexander's Befürchtungen zu verwischen; später begann er ängstlich zu werden, warnte selbst den nach Taganrog reisenden Bruder vor Revolutionären, die ein Complot gegen ihn wagen könnten, und kam in Polen Wühlereien auf die Spur. Alexander forderte ihn auf, nach seinem Ableben sofort der Kaiserin-Mutter das kaiserliche Rescript vom 14. Febr. 1822 (s. oben) zu übermachen und dem Thronfolger zu huldigen, in Polen aber solle er fortfahren zu walten wie bisher. Die Nachrichten von einer gefährlichen Erkrankung des Kaisers versetzten den Cäsarewitsch in grenzenlose Unruhe; sein Bruder Michael war bei ihm in Warschau, als der Tod Alexander's am 7. Dec. 1825 gemeldet wurde. Ihr Schmerz war maßlos, sie vergötterten Alexander als ihren Wohlthäter. Konstantin's Wille, den Thron nicht zu besteigen, blieb unerschütterlich. Als ihn der ungemein einflußreiche Generalcommissar des Königreichs, N. N. Nowossilzow, als Majestät anredete, wies er ihn schroff zurück und bezeichnete Nikolaus als nunmehrigen Kaiser. Die Hauptwürdenträger seines Haushalts und der Regierung wurden berufen: er theilte ihnen mit, er habe seine Rechte auf die Krone mit Einwilligung Alexander's auf Nikolaus übertragen, machte sie mit dem kaiserlichen Rescripte vom 14. Febr. 1822 bekannt, befahl eine Anzahl officieller Schreiben abzusenden, ließ Nikolaus den Eid der Treue schwören und leistete ihn zuerst auf Kreuz und Evangelium. Den Großfürsten Michael sandte er mit Briefen an seine Mutter und den Kaiser Nikolaus nach Petersburg; diesen war das Rescript vom 14. Febr. 1822 copirt beigelegt; von neuem verzichtete Konstantin feierlich zu Gunsten von Nikolaus, schwur ihm den Treueid und begnügte sich mit dem Titel Cäsarewitsch, indem er seine treuen Dienste bis zum Tode gelobte. Dem Fürsten Wolkonski und Baron Diebitsch theilte er mit, er bleibe in seinen bisherigen Functionen als Generaladjutant und ihr Dienstkamerad, und von Petersburg allein könnten sie Allerhöchsten Orts Ordres empfangen; im Vertrauen machte er sie mit dem vorläufig noch geheim zu haltenden Rescripte vom 14. Febr. 1822 bekannt. Der Cäsarewitsch hatte Wort gehalten und den Act edelster Selbstverleugnung vollzogen; nichts konnte seinen Willen erschüttern, er blieb standhaft. Er traf alle Vorkehrungen, um in Polen die Ruhe zu erhalten und mit Gewalt jeder Unordnung entgegenzutreten.

Als die Todesnachricht nach Petersburg gelangte (9. Dec.) ließ Nikolaus das Militär und die Würdenträger Konstantin I. huldigen und huldigte selbst in der kleinen Palastkirche; Rath, Senat und Garden huldigten. Die Kaiserin-Mutter machte Nikolaus Vorwürfe, weil er ja zum Erben bestimmt sei; er aber weigerte sich, die Krone anzunehmen. Die andern Truppen und alle Civilbeamten huldigten Konstantin, dem Nikolaus seine Huldigung nach Warschau überbringen ließ. Der Senat erließ einen Ukas in alle Provinzen, um die Huldigung vornehmen zu lassen, und alle Regierungsacte gingen in Konstantin's Namen vor sich; da er sich durch keine Bitten bestimmen ließ, nach Petersburg zu kommen, führte Nikolaus einstweilen die Geschäfte. Konstantin beharrte unerschütterlich bei seiner Entsagung, wie er am 14. und 20. Dec. Nikolaus schrieb. Somit war Nikolaus Kaiser. Durch Manifest vom 24., von ihm am 25. Dec. unterzeichnet, ergriff Nikolaus Besitz vom Throne. Da brach die lange wühlende Revolution aus; die Verschworenen stellten es so hin, als sei Konstantin mit Gewalt verdrängt worden, und am 26. Dec. kam es zu der entsetzlichen Straßenschlacht in Petersburg (s. Rußland, Geschichte), die nach viel Blutvergießen von Nikolaus I. siegreich entschieden wurde. Seit dem Tode Alexander's hielt sich der Cäsarewitsch in seinem Schlosse Belvedere zu Warschau in äußerster Zurückgezogenheit; jetzt nahm er in Person den Treueid an Nikolaus von den russischen und polnischen Soldaten entgegen, und sein huldigender Brief an Nikolaus vom 1. Jan. 1826 ist ein glänzendes Zeugniß freiwilliger Uneigennützigkeit und Entsagung. Auch die Militärrevolution in Südrußland, die Konstantin's Namen misbrauchte, wurde rasch erstickt; Konstantin blieb in Polen, um den Ausbruch einer Rebellion zu verhindern. Aber Nichtswürdige säeten Unfrieden zwischen ihm und Nikolaus, um

ihr schönes Einvernehmen zu stören; man wollte Konstantin einreden, der Kaiser halte ihn für den Mitschuldigen der Dekabristen, und wollte Nikolaus dahin bringen, zu glauben, Konstantin strebe Polen von Rußland loszureißen und für sich davonzutragen; selbst im Auslande, besonders in Frankreich, fanden solche Gerüchte Glauben, und der russische Gesandte, Graf Pozzo di Borgo, trat ihnen in der „Quotidienne" von Paris direct entgegen. Jedoch wollte Konstantin nicht bei der Krönung in Moskau sein und schob seine zerrüttete Gesundheit vor; Intriguanten hatten ihm und seiner Gemahlin eingeredet, sein Leben und seine Freiheit seien in Gefahr, sobald er Nikolaus zu Gesicht komme. Sein Benehmen war geradezu unerklärlich, während Nikolaus ihm voll Güte und Huld begegnete, seine Mutter und sein Bruder Michael ihn bestürmten, den Gerüchten nicht durch seine Abwesenheit von der Krönung Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Nikolaus war unglücklich über seine Haltung; da traf er ganz unerwartet am 26. Aug. 1826 in Moskau ein, das Wiedersehen war ergreifend und Nikolaus ließ tags darauf die Truppen Konstantin ein Hurrah ausbringen, was diesen in große Unruhe versetzte und veranlaßte, den Kaiser hoch leben zu lassen. Die Menge begrüßte ihn, wo er sich zeigte, sympathisch; stets trug er die polnische Uniform, wie er sein Geschick an das Polens geknüpft zu haben schien. Er wohnte der Krönung am 3. Sept. bei, ließ sein Garderegiment vor dem Kaiser defiliren und reiste in aller Stille nach Warschau zurück. Zajonczek war gestorben, auf Konstantin's Wunsch blieb das Amt des Vicekönigs vorerst unbesetzt, er behielt nur den Titel des Generalissimus des polnischen Heeres, betrachtete sich aber als alleinigen Stellvertreter des Kaisers und Königs von Polen. Das beste Einvernehmen herrschte zwischen ihm und Nikolaus. Konstantin hatte sehr viel durch die Untersuchung der Verschwörung in Polen zu thun und mußte beständig erkennen, daß ihn die Polen trotz seiner Sympathien und seines Eintretens haßten, weil er sich weigerte, Polen für unabhängig von Rußland zu erklären und es loszureißen. Hatte man ihn bisher als Beschützer geehrt und ihm sein bizarres Wesen verziehen, so vergaß man jetzt seine Verdienste um Polen und lohnte mit schnödem Undanke, nannte ihn einen unerbittlichen Russen und bösen Feind, den Kerkermeister eines geknechteten Volks, einen entsetzlichen Tyrannen. Im Februar 1827 kam er nach Petersburg, enthielt sich der Betheiligung am Carneval, schien sehr gealtert und betete täglich am Grabe Alexander's I.; er besprach mit Nikolaus eingehend die polnische Lage und war voll Kummer über die Aufführung der Polen, die seine Güte derart mit Füßen traten. Nach seiner Rückkehr wurden von der Untersuchungscommission strenge Urtheile gefällt, die Nikolaus zur Revision dem polnischen Senate überwies, worauf dieser zu seinem großen Verdrusse am 17. Oct. 1828 alle Verurtheilten freisprach. Konstantin bereiteten die polnischen Zustände den tiefsten Kummer, während seine offene Begünstigung und Befürwortung der Polen ihm von Nikolaus verübelt wurde. Das Ableben seiner inniggeliebten Mutter führte ihn 1829 wieder nach Petersburg; hochherzig verzichtete er auf mehrere Verfügungen ihres Testaments, das ihn als ihren Lieblingssohn bevorzugte. Konstantin bat Nikolaus, sich noch 1829 in Warschau krönen zu lassen, vorerst aber den polnischen Reichstag hinauszuschieben, denn er sah in den Polen edle Vollblutpferde, denen man die Zügel fest anhalten müsse. Vergebens wünschte Nikolaus, Konstantin solle auch an den russischen Staatsgeschäften sich betheiligen, vergebens, er möge den Oberbefehl des Heeres gegen die Türken übernehmen, mit dem ein Theil des polnischen Heeres verbunden kämpfen solle; Konstantin zog sich ganz auf Polen zurück, dessen Bestes er erstrebte, aber durch die allgemeine Unzufriedenheit gehemmt, nicht durchführen konnte. Er wohnte der Krönung in Warschau an und Nikolaus erklärte die polnische Armee, sein Werk, für ein Musterheer; freilich kostete die maßlose Rigorosität, mit der Konstantin gegenüber den Soldaten verfuhr, ihm mehr und mehr ihre Liebe.

Infolge der Pariser Julirevolution kam der lange genährte Haß gegen die russische Herrschaft in Polen zum Ausbruch, Lelewel war die Seele der Conspiration (s. Polen, Geschichte). Manche Verschwörer dachten an die Ermordung des Cäsarewitsch inmitten seiner Truppen, um Polen frei zu machen. Am Abend des 29. Nov. 1830 überfiel eine Schar Fähnriche und Akademiker Belvedere, Konstantin's Residenz, und er rettete sich durch die Flucht zu seinen Garden, nachdem er stundenlang im Erdgeschosse herumgeirrt war. Der Sieg der Revolution war so durchgreifend, die polnischen Truppen desertirten derart zu den Rebellen, daß Konstantin nichts übrigblieb, als sich mit drei Regimentern russischer Cavalerie, zweien russischer Infanterie und zweien polnischer Garde am 30. aus Warschau zu entfernen. Mit nur 5000—6000 Mann ohne Gepäck und hinlängliche Munition stand er, durch die Weichsel von Rußland getrennt, mitten im revolutionirten Lande; sein Versuch, Unterhandlungen zu beginnen, scheiterte an den Bedingungen des von den Revolutionären eingesetzten Verwaltungsraths, welcher die Erfüllung der Constitution und die Zurückgabe der von Polen abgerissenen Provinzen forderte; Konstantin stellte sich und die Russen auf seinem Rückzuge nach Litauen unter den Schutz der polnischen Nation und versprach hingegen seine Vermittelung bei Nikolaus. Alle Unterhandlungen mit den Rebellen blieben fruchtlos, Konstantin trat den Rückzug ungefährdet an, erreichte am 11. Dec. Brzest Litewski und das russische Gebiet. Nikolaus sandte zur Züchtigung der Rebellen ein großes Heer unter dem Feldmarschall Diebitsch nach Polen, machte ihn zum Generalgouverneur des Königreichs und ertheilte ihm für Nothfälle unbegrenzte Vollmachten. Konstantin aber wollte, wo es sich um Polen handelte, nicht unthätig bleiben, bat Nikolaus um den Befehl eines Armeecorps und erklärte sich sogar bereit, unter dem ihm verhaßten Diebitsch zu dienen. Sehr widerwillig sah Diebitsch ihn an die Spitze der Reservearmee treten, während Konstantin nicht daran dachte, gegen die Polen eine entscheidende Kriegerrolle zu spielen, sondern wohlwollend für sie einzutreten und ihr

Fürbitter zu werden, und während der Bruder seiner Gattin, General Chlapowski, die Waffen gegen Nikolaus trug. Der Cäsarewitsch führte die Reservearmee von Suraz nach Sokoly und Wengrow. Hier befahl ihm Diebitsch durch den Grafen Toll, mit seinen sämmtlichen Truppen die Vorhut der Rebellen anzugreifen; Konstantin that es unter Zeichen des Unwillens, schlug die Polen und nahm Kaluszin ein. Seine taktlose Begünstigung der Polen, deren Erfolge ihn weit mehr zu freuen schienen als die der Russen, verletzte Diebitsch wiederholt; er beschwerte sich bei Nikolaus, tadelte offen den Großfürsten, der ihn als „General Samovar" verhöhnte, hatte mit ihm die unliebsamsten Scenen und forderte vom Kaiser den Abschied. Nikolaus tadelte seinen Bruder; dieser bat, ihn aus dem verwünschten Kriege scheiden zu lassen, und erhielt die erbetene Entlassung, worauf er sich nach Bialystok zurückzog. Als ihn Nikolaus im April an die Spitze einer neuen Reservearmee stellen wollte, wies Konstantin dies Anerbieten schroff ab, wünschte von ihm nichts weiter, als des Dienstes gegen Polen überhoben zu sein, und blieb in Zurückgezogenheit in Bialystok bei seiner leidenden Gattin; er war durchaus unzufrieden mit dem Kaiser, mit Großfürst Michael, mit Diebitsch u. s. w. Er hätte am liebsten Polen ganz verlassen und mit der Fürstin, die ihm keine Kinder schenkte, sein Schloß Strelna bei Petersburg als einfacher Privatmann bewohnt; er fühlte sich müde, von allem angeekelt; der Polenkrieg zerriß sein Herz. Nikolaus aber erinnerte ihn an seine Stellung als Vicekönig und Generalissimus, die ihm gebiete, sich an den Grenzen Polens zu halten, um im gegebenen Momente hier sein Amt wieder anzutreten. Konstantin's Schwager Chlapowski insurgirte Litauen, wollte ihn gefangen nehmen und als Geisel nach Warschau führen, er aber entkam nach Slonim. Die Cholera trat auf und trieb ihn besonders aus Sorge für die Fürstin nach Minsk, dann nach Witebsk, wo er am 27. Juni 1831 eintraf. Hier erschien Graf Orlow bei ihm, um ihm den kaiserlichen Befehl, in Polen zu bleiben, zu überbringen; er speiste mit ihm, es kam zu einem äußerst heftigen Auftritte und der Cäsarewitsch erlag in der Nacht des 27. der Cholera. Seine letzten Worte waren eine Bitte um Vergebung für die Polen, von der Nikolaus weniger als je hören wollte. Die Fürstin schnitt ihre Haare ab und legte sie in Konstantin's Sarg; er wurde in Petersburg am 29. Aug. bestattet. Seine Witwe starb am 29. Nov. 1831 im Palaste zu Zarskoje-Selo.

Vgl. Th. von Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik, 1814—1831, Bde. I.—III. (Leipzig 1863—1877). — von Smitt, Geschichte des polnischen Aufstandes und Krieges 1830—1831, 4 Bde. (Berlin 1839—1848). — P. Lacroix, Histoire de la vie et du règne de Nicolas I., empereur de Russie, Bde. I.—V. (Paris 1864—1868). — Baron Modest Korff, Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I. (Frankfurt a. M. 1857). — Russische Revue (herausgegeben von Karl Röttger), Bd. XI, S. 368—378 (Petersburg 1877). (*Arthur Kleinschmidt.*)

KONSTANTINE. Die Provinz Konstantine, zwischen Tunis und Algerien gelegen, bildet den östlichsten, orientalischen Theil des französischen Generalgouvernements von Algerien. — Das Mittelmeer bespült im Norden die durch den schroffen Abfall des „Kleinen Atlas" gebildete Riffküste vom Cap Roux bis zur Grenze der Provinz Algier auf circa 49 geographische Meilen, in der Luftlinie gemessen. Im Westen bildet die steile, rauhe, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Bergkette Djurd-jura gegen Algerien, im Süden die Sahara die Grenze. — Die Provinz ist durchaus gebirgig, die höhern Regionen bewaldet und mit Gesträuch bedeckt, die niedrigen dagegen kahl und vegetationslos wie die Ebenen. Längs der Küste läuft bis zum Cap Blanco, steil und schwer ersteigbar, der „Kleine Atlas", besonders schroff im Westen an die Gestade herantretend. Dadurch ragt auch die Küste in mehrern Vorgebirgen weit in das Meer, so z. B. im Cap Carbon, Cavallo, Budjarone, Kabir, Tukusch, Garda, Rosa u. s. w. Zwischen diesen liegen eingebettet größere und kleinere Buchten wie die von Bougie im Westen, Philippeville mit den Gliedern von Kollo und Stora in der Mitte, Bona im Osten u. s. w. Diese bezeichnen zugleich die größeren Abweichungen von der sonst fast ostwestlich verlaufenden Küste. Im südlichen Theile erhebt sich der „Große Atlas", welcher im Dschebel Aurés ansehnlich aufsteigt (der Scheliha im Süden von Konstantine 2328 Met.). Lange, gewundene, oft senkrecht eingerissene Spalten — Bâb oder Pforten — durchziehen das Gebirge und geben geringer Mannschaft die Möglichkeit, ganzen Heeren zu widerstehen. Zwischen diesen beiden aus Sand- und Kalkstein zusammengesetzten Ketten breitet sich eine circa 1000 Met. hohe, wüste, mit zahlreichen Salzseen (Schotts) und Halfagras bedeckte Hochebene aus. So gliedert sich naturgemäß das Land in eine Reihe paralleler Zonen: das Rif, der nur ausnahmsweise anbaufähige Küstenstrich; das Tell, die wasserreiche Landschaft des Kleinen Atlas; die wüste Zone der Schotts; das Tell des Großen Atlas; endlich ein Steppengebiet mit reichen Weiden zur Zeit der Winterregen, mit dicht gesäeten Culturstellen, sowie mit einzelnen, von seßhafter Bevölkerung bewohnten Oasen: Tugurt 5000 Einwohner, Tamerna, Wadi Suf u. a.

Dieses Steppengebiet wird jetzt auch Sahara genannt, und zwar bezeichnet man das vom Wadi Igharghan durchzogene Tiefbecken als „Alger-Sahara". Dieses Depressionsgebiet, vor der französischen Eroberung mit der allgemeinen Bezeichnung Belad-el-Dscherid, d. i. Dattelland genannt, bildete einst ein Binnenmeer, welches bei Gabes mit dem Mittelmeere in Verbindung stand und den Römern in seinen Resten als lacus Tritonis bekannt war. Zahlreiche Palmenhaine, Städte, Burgen zierten zur Zeit der Blüte des arabischen Khalifats dieses Land. Durch artesische Brunnen, welche die französische Regierung in großer Zahl angelegt hat, wird es mehr und mehr in den Bereich der Cultur und Civilisation gezogen. Nach dem Berichte des hochverdienten leitenden Ingenieurs Jus waren von 1856—1879 im

Departement Konstantine allein 447 Bohrungen vorgenommen worden, davon sehr viele auf Kosten der Bewohner, von einer Tiefe von im ganzen 20 Kilom., welche 153,758 Liter Wasser in der Minute lieferten, also ein Quantum, das dem Bedarf von etwa 1 Million Bewohner genügen würde. Dazu kommen noch zahlreiche Bohrungen in den andern Departements. Das Wasser ist meist trinkbar, zuweilen aber stark brakig, zur Bewässerung der Dattelpalme aber stets geeignet. Interessant ist besonders die Entdeckung, daß sowol in den unterirdischen wie den oberirdischen Wasserbehältern ein kleiner den Barschen ähnlicher Fisch, Glyphisodon Zilii, in großer Menge lebt, der oft bei Bohrungen der Brunnen von dem aufsprudelnden Wasser mit an die Oberfläche gerissen wird, aber auch in einigen kleinen Seen, welche mit den unterirdischen Wasserbecken in Verbindung stehen, z. B. in der Merdschaja bei Tugurt, vorkommt.

Größere Flüsse fehlen der Provinz. Die größten sind folgende: Wad-el-Kebir oder Rummel (18 Meilen lang) über Konstantine mit Bu-merzug und Wad Endja; Sebûse (24 Meilen) in den Golf von Bona; Wad-Djedi in der Sahara. An den Flüssen, welche aus dem Aurès- und Ziban-Gebirge kommen, liegt eine Reihe von Oasen: El Kantara, El Utaia, Biskra u. s. w. Der im Südwesten von Bona gelegene, jetzt trockene Fezzara-See und Schott-Melghîr sind die bedeutendsten Wasserbecken.

Das Klima ist warm, doch Schnee und empfindliche Kälte in den Bergen nicht ausgeschlossen. Die Regenzeit (Winter) dauert vom September bis April. Im Januar stehen alle Blumen: Iris, Weißdorn, Geranium, Tulpen u. s. w. sowie Mandel-, Citronen- und Orangebäume in voller Blüte; das grüne Getreide schmückt die Felder, die Bananen sind reif, Erdbeeren und Champignons im Ueberflusse vorhanden.

Die Bevölkerung der Provinz ist aus zwei Hauptelementen zusammengesetzt, welche zur kaukasischen Rasse gehören und zwar 1) den Berbern (Resten der ursprünglichen Bevölkerung) im Stamme der Kabylen; sie wohnen in den unzugänglichen Gebirgen zwischen Setif und Bougie, wo sie schon den Karthagern widerstanden haben; 2) Arabern, den Eroberern des Landes. Diese bewohnen das Tell sowie die zum Anbau geeigneten Strecken. Man unterscheidet seßhafte Araber, welche Landbau oder Handel treiben und feste Wohnsitze haben, und Beduinen an den Grenzen der Sahara, welche von der Viehzucht, gelegentlich aber auch vom Raube leben. Aus der Vermischung der Berber mit Arabern und allen in das Land gekommenen Fremdlingen ist das Mischvolk der Mauren entstanden, welche, wie dies oft bei Mischvölkern der Fall ist, mehr die Schatten- als die Lichtseiten der ursprünglichen Nation aufgenommen haben. Diese bewohnen vorzüglich die Städte und sind die eigentlichen Träger des islamitischen Fanatismus, der von ihren Heiligen (Marabuts) immer wieder aufgestachelt wird. Zu diesen Hauptbestandtheilen der Bevölkerung kommen Türken, Juden und Neger. Von Europäern sind vorzugsweise Schweizer und Italiener eingewandert.

Die Provinz mit 1,291,418 Bewohnern steht unter einem Präfecten und zerfällt in administrativer Beziehung in das Civil-Territorium 26,043 □Kilom. mit den Arrondissements von Bona, Bougie, Konstantine, Gullma, Philippeville und Setif und in das Militär-Territorium 101,021 □Kilom. mit den Stabdivisionen Batna, Konstantine, Bona und Setif.

Nächst Aegypten und der Capcolonie besitzt Algier das entwickeltste Eisenbahnnetz, von dem folgende Hauptlinien der Provinz Konstantine angehören:

Philippeville-Konstantine	87	Kilom.
Konstantine-Setif . . .	155	„
Bona-Gullma	88	„
Gullma-Kruhs	114	„ u. s. w.

Eine Telegraphenlinie von el-Aghuat durch das Land der Beni Mzab nach Wargla und von Biskra über Tugurt nach Wargla soll ausgeführt werden. Die Provinz liefert stetig wachsenden Ertrag an Getreide, Gerste, Weizen, Oliven, Kastanien, Taback und Wein; in großer Blüte steht die Schaf-, Rindvieh-, Pferde- und Kamelzucht.

Die Bergwerke liefern Kupfer-, Blei-, Silber- und Zinkerze, die Wälder Korkeichen und Eicheln, die Schottgebiete unerschöpfliche Mengen an Halfagras. Die Provinz besitzt die meisten Wälder und deshalb auch die meisten wilden Thiere. In den J. 1878—79 wurden nach Angabe des „L'Etat de l'Algérie“ 47 Löwen und 175 Panther erlegt.

Die Geschichte dieser Provinz siehe unter Algerien.

Konstantine (röm. Cirta; phön. Quartha; arab. K'sentina), Hauptstadt des gleichnamigen franz. Departements unter 36° 22′ 21″ nördl. Br. und 4° 16′ 36″ östl. L. mit 33,450 Einwohnern.

Konstantine war ursprünglich die Hauptstadt der numidischen Könige, von Micipsa dem Sohne Masinissa's unter Zuziehung griechischer Colonisten neugegründet. Gegen 114 v. Chr. gewann Jugurtha unter ihren Mauern eine entscheidende Schlacht über das Heer Adherbal's, eines Sohnes des Micipsa, welcher, nachdem die Stadt selbst erobert worden war, trotz der Intervention der Römer hingerichtet wurde. Einige Jahre später ward Jugurtha bei Cirta von Marius besiegt.

Unter der römischen Oberherrschaft gab J. Cäsar einen Theil der Stadt und ihres Territoriums an Sittius (civitas Sittianorum).

Anfang des 4. Jahrh. von den Truppen des Maxentius fast zerstört, wurde Cirta von Constantin etwa um 315 wieder aufgebaut und erhielt den Namen Constantina. Im J. 429 sehen wir die Stadt unter der Botmäßigkeit der Vandalen und 710, nach langer Belagerung von Sidi Okba erobert, unter der der Araber, welche ihren Besitz bis 1568 behaupteten.

In diesem Jahre ergab sich die Stadt den Türken, empörte sich bald darauf und wurde von Ali-Fortas, Dey von Algier, aufs neue wieder unterworfen. Von dieser Zeit ab war Konstantine Sitz des Beys der Provinz. Der letzte derselben Hadsch-Achmed gelangte 1826 zur Regierung. Als derselbe im J. 1830 seine Truppen

dem Dey von Algier zur Verfügung gegen die Franzosen gestellt hatte, verfügte die Regierung zu Paris durch einen Beschluß vom 15. Dec. 1830 die Absetzung Achmed's und ernannte als Nachfolger Sidi-Mustapha, Bruder des Beys von Tunis. Nichtsdestoweniger blieb Achmed Herr von Konstantine, welches sein Lieutenant Ben-Aïssa tapfer gegen die Franzosen vertheidigte. Am 13. Oct. 1837 gelang es dem Marschall Valée, die Stadt mit Sturm zu nehmen. Eine große Zahl tapferer Offiziere starben hier den Heldentod. Achmed floh zu Ben-Ganah, ergab sich aber 1848 dem Commandanten von Biskra, nachdem er lange Zeit im Aurés-Gebirge, von Stamm zu Stamm irrend, ein unstetes Leben geführt hatte.

Bis zum J. 1847 rein militärisch organisirt, erhielt Konstantine durch Dekret vom 25. April 1854 seine Civilverwaltung.

Großartig und gewaltig ist der erste Anblick dieser Stadt, des „Adlernestes", wie man sie oft genannt hat. Das Felsenplateau, welches die Stadt trägt, hat die Form eines Trapezes, dessen längste Diagonale von Süden nach Norden liegt, zugleich in dieser Richtung von 534—644 Met. ansteigend. Auf drei Seiten steil abstürzend, läuft die Felsenplatte nur auf der vierten Seite im Südwesten in eine kleine Ebene aus, welche den einzigsten natürlichen Zugang zur Stadt bildet. Der Rummelfluß umfließt $^2/_3$ der Platte und bildet mehrere Fälle, darunter einer von 195 Met. Höhe. Ueber diesen führt eine auf römischem Unterbau erbaute, aus zwei übereinanderliegenden Bogenreihen gebildete Brücke, el Kantara. Ueber diese läuft eine Wasserleitung, durch welche General Bedeau die Quellen des Mabruck nach den Cisternen der Kasbah leiten ließ, um so den größten Theil der Stadt mit Wasser zu versehen. Unweit der Brücke erblickt man Ueberreste eines Triumphbogens, Basreliefs, Wasserleitungen, umgestürzt Altäre, Säulen u. dergl. aus der Römerzeit.

Auf dem nördlichen, zugleich höchsten Theile des Felsens erhebt sich die Kasbah, das Capitol des einstigen römischen Cirta, welche nur die oben erwähnten, aus 33 Bassins bestehenden Cisternen, aus dieser Epoche bewahrt hat. Das Gebäude, von den Franzosen wiederhergestellt, schließt jetzt drei Kasernen, ein großes Krankenhaus, ein Arsenal und ein Proviant-Magazin ein.

Die ganze Unterstadt, d. i. der gegen Süden gelegene Theil, ist den Eingeborenen überlassen. Dieses arabische Viertel bietet wenig Interessantes: einige schmuzige Straßen, welche von kahlen, meist nur 1 Stockwerk hohen Backsteinbauten eingefaßt werden.

Das europäische Stadtviertel liegt vorzugsweise auf dem höheren Theile zwischen Kasbah und dem Thore Valée. Hier befinden sich die neuen durch Gas erleuchteten Straßen und Plätze, die christlichen Kirchen, die Präfectur, Handelskammer, Bank, Post, der Gerichtshof, das Theater, Lyceum, zahlreiche Schulen, das Bürgerhospital, die eleganten Hôtels und Cafés und das an Statuen, Torsen und Documenten reiche Museum. Der Truppencommandant wohnt in dem früheren Palais des Beys Achmed.

Unter den 13 Moscheen ist besonders die von Sidi Jakhdor bemerkenswerth. Von dem 25 Met. hohen, achteckigen Minaret derselben genießt man eine herrliche Rundsicht.

In gesunden klimatischen Verhältnissen gelegen, erfreut sich Konstantine einer angenehmen, wenn auch im Winter kühlen Temperatur. Die Isotherme von + 17,2° C, die Isochimene von + 10,2° C. und die Isothere von + 26,6° C. geben einen Anhalt für die Beurtheilung der mittleren Wärmegrade.

Die Bevölkerung der Stadt ist zusammengesetzt aus Franzosen, Fremden, Juden und mehr als 20,000 Eingeborenen. Diese letztern, meist geselliger wie die von Algier, auch im Verkehr mit den Fremden freundlicher als die Araber der Hauptstadt, treiben Gerberei, Sattlerhandwerk, Schuhmacherei und fertigen Teppiche an. Außerdem unterhalten sie einen lebhaften Karavanenhandel nach Biskra, Tugurt und Tunis.

Die europäische Industrie, von Tag zu Tag lebhafter werdend, geht einer blühenden Zukunft entgegen. Die Fabrikation von Teigwaaren und Kuchen, für welche zahlreiche Mühlen am Rummel das Mehl liefern, und der Tabacksbau sind augenblicklich vorzugsweise gepflegt. Konstantine ist aber auch der Markt und Stapelplatz für Getreide, Oel, Wolle, Felle, Leder, Cocons, Früchte, Wein, Melonen u. s. w.

Die anbaufähige Umgegend der Stadt zeigt nicht die Monotonie der Ebene, denn sie ist von Bergen und Hügeln unterbrochen, von denen einige, auffallend geformt, sich in unmittelbarer Nähe der Stadt erheben. Auf diese Weise ist Konstantine, trotz seiner isolirten Lage, dennoch kein fester Platz im modernen Sinne des Worts, denn der circa 600 Met. hohe Kudiat Ati sowie das Felsenplateau Mansurah gestatten eine bequeme Einsicht.

Quellen: Handbuch der Geographie von Klöden, Band IV, S. 709 fg. — Handbuch der Geographie von Daniel, Band I, S. 620 fg. — Geographisch-Statistisches Lexikon von Ritter. — Encyklopädie der Völker- und Staatenkunde von Hoffmann. — Lehrbuch der alten Geographie von Kiepert. — Staats- und Gesellschaftslexikon von H. Wagener. — Les annexes du 3. volume des Annales algériennes, la relation de ce siège mémorable, écrite par un officier de l'armée, p. 40 fg. — Vivieu de St.-Martin, Nouveau dictionnaire de Géographie universelle.

(Fr. Hedinger.)

Konstantinogorsk, Stadt und Festung im russischen Kaukasien, s. Constantinogorsk.

KONSTANTINOGRAD, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Poltawa, unter dem 49° 22′ nördl. Br. und 53° 7′ östl. L., 78 Kilom. im Ostsüdosten von Poltawa auf dem hohen Ufer der Berestowa gelegen, hat breite, regelmäßige Straßen, 2 große Marktplätze, 3 Kirchen, eine jüdische Gebetsschule, 52 Kaufläden, eine Kreisschule und eine deutsche Schule, einen Kronsgarten mit einer Baumschule, 4 Talgschmelzereien, 2 Oelmühlen, 5 Jahrmärkte und 5018 Einwohner, die sich vornehmlich mit der Fabrikation von Schachteln beschäftigen. Von einiger Bedeutung ist der

Handel mit Vieh und Talg. Die hier lebenden deutschen Colonisten (circa 300) fabriciren grobes Soldatentuch. Die Stadt hat ein sehr belebtes Aussehen durch die großen Scharen von Arbeitern, die durch dieselbe (circa 70,000 jährlich) auf ihrem Wege nach Neurußland passiren. Auf der Stelle der jetzigen Stadt war im J. 1731 vom General Tarakanow die Festung Bjelewskaja angelegt, die bei der Einrichtung der jekaterinoslawschen Statthalterschaft, 1797, zu Ehren des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch in Konstantinograd umgetauft und 1802 zur Kreisstadt des Gouvernements Poltawa erhoben wurde. Der 109,4 □Meilen enthaltende konstantinogradsche Kreis hat Steppencharakter und eignet sich daher ganz vorzüglich zur Viehzucht. Besonders entwickelt ist die Zucht der feinwolligen Schafe, von denen es circa 300,000 im Kreise gibt.

(*A. von Wald.*)

KONSTANTINOPEL, seit der Mitte des 15. Jahrh. die Hauptstadt des Osmanischen Reichs, nachdem es seit 395 n. Chr. diejenige des Oströmischen Kaiserthums und 65 Jahre hindurch vorher diejenige des gesammten Römerreichs gewesen, auf dem Südostrande der das Marmarameer von dem Schwarzen Meere trennenden, sich gegen den Bosporus vorstreckenden Landzunge gelegen und den ganzen Raum einer von dem Marmarameere, dem Südausgange des Bosporus und der tiefen Bucht des Goldhorns gebildeten Halbinsel einnehmend, von einer 2½ Meilen langen, mit mehr als 300 großen Thürmen flankirten alten Mauer eingeschlossen, bei den Türken Stanbul, spr. Stambul[1]), bei den Griechen Konstantinu-Polis, bei den Südslawen Zarigrad (Zarenburg), in den ältesten Zeiten Byzanz (s. Byzantium) geheißen, zählt mit den Vorstädten gegen 150,000 Häuser mit 1,100,000 Einwohnern. In dieser Ausdehnung ist es die Residenz der Sultane, als welche es in der türkischen Kanzleisprache Dar-i- oder Asitané-i-Seádet, die Pforte oder die Schwelle der Glückseligkeit, genannt wird, der Sitz der Hohen Pforte, d. i. der osmanischen Reichsregierung, der höchsten religiösen und richterlichen Behörden des Islam, eines ökumenischen Patriarchen der griechisch-katholischen (sog. orthodoxen) Kirche, eines desgleichen der eutychianisch-armenischen und desgleichen der unirt-armenischen Kirche, eines Khakham-Baschy (Oberrabbiners) der Juden, ferner der Vertreter sämmtlicher europäischen Mächte sowie der nordamerikanischen Freistaaten und Persiens, eines katholischen (lateinischen) Erzbischofs, mehrerer Mönchsorden und Congregationen, einer Diakonissenanstalt u. s. w. Es zählt eine Besatzung von gegen 25,000 Mann, welche in 12 wohlvertheilten, großen Kasernen Unterkunft finden. Zwei Schiffbrücken, über das Goldene Horn geschlagen, verbinden Konstantinopel mit der auf der Nordseite des besagten Hafens gelegenen, commerziell wichtigsten Nebenstadt Galata; außerdem aber vermitteln viele kleinere und größere Dampfschiffe nebst unzähligen leichten Böten, Kaiks (s. d.), den Verkehr mit allen übrigen Ortschaften an der Hafenbucht und am Bosporus. Die Stadt ist der Ausgangspunkt einer Eisenbahn, welche mit ihren Verzweigungen nach Adrianopel, Bellowa, Jamboly, Kuleli, Dede-Aghatsch, also zu den wichtigsten Punkten des thracischen Rumeliens führt. Dagegen wird der außerordentlich rege und ausgedehnte überseeische und auswärtige Verkehr durch eine österreichische, eine französische, eine deutsche und eine russische Post und acht regelmäßige Linienfahrten veranstaltende Dampfschiffgesellschaften besorgt, von denen diejenigen des Oesterreichischen Lloyd und der französischen Messageries maritimes die wichtigsten sind. Der Hafen von Konstantinopel wird alljährlich von ungefähr 23,000 größern und kleinern in- und ausländischen Kauffahrteischiffen besucht. Während in Stambul selbst der orientalische Städtecharakter, winkelige, oft schmuzige Straßen, an denen unscheinbare Häuserreihen mit herrlichen Zierbauten abwechseln, überdachte Bazars mit offenen, zugleich als Werkstatt dienenden Kaufläden, Dukkjans, und statt des Wirthshauslebens ein Zusammenhocken in Kaffeehäusern und offenen Barbierstuben, festgehalten wird, besitzt die Vorstadt Pera palastartig gebaute, massive Privathäuser, luxuriös ausgestattete Hotels, großartige Conditoreien, französische Cafés, elegante Läden, besonders für Frauenputz, Buchhandlungen, photographische Ateliers und eine italienische Oper. Die Kirchen, innerlich meistens sehr reich und nicht ohne Geschmack verziert, sind architektonisch unbedeutend; dagegen entfalten die Moscheen, in Stambul allein gegen dreihundert, und zwar besonders die sieben sogenannten Kaiserlichen Dschamis, mit hohen schlanken Minarets und das Gebäude krönender, weit spannender Centralkuppel, eine große Pracht. Dieselben sind nach dem Muster der von Mohammed II.

1) Stambul, wie wir seit einem Jahrhundert jahraus jahrein von jedem Reisebeschreiber, der die Tertia eines Gymnasiums absolvirt hat, von neuem belehrt werden, aus εἰς τὴν πόλιν, in die Stadt, entstanden. Diese Etymologie, welche nicht blos zum Verstand, sondern auch zur Phantasie redet, hat außerordentliches Glück gemacht. Sie setzt voraus, daß die Türken als ganz wilde Horde vor den Mauern der ihnen unbekannten großen Stadt erschienen, und da sie sich nach ihrem Namen erkundigten, von den Butter und Käse auf den Markt bringenden Landleuten die Antwort erhielten: εἰς τὴν πόλιν, mit welcher sie sich ebenso beruhigten, wie noch jetzt manche moderne Reihe Schriftsteller und ihr Publikum. Woher die altdorische Form τάν in Konstantinopel, dem vornehmlichsten Sitze des modernen Itakismus, darum bekümmerte man sich nicht; günstigstenfalls hätte aus is tin polin, wie die angeführten Worte gesprochen werden, im Türkischen Stambul werden können. Wie war es aber möglich, daß die Vertreter der anatolisch-türkischen Bildung von Konstantinopel nichts wußten, dessen Erwerb schon vor Jahrhunderten das Ziel des politischen Ehrgeizes der Seldschuken gewesen, ganz abgesehen davon, daß die Osmanen selber längst auch auf rumeliotischem Boden heimisch geworden waren und unabläßig bald kriegerische, bald friedliche Beziehungen zu dem Kaiser gepflogen hatten? Im Islam war die Kenntniß Konstantinopels noch viel älter. Die Araber nannten die Stadt Kostantinijjet, und das dürfte auch für die Seldschuken ihre erste Benennung gewesen sein. Als aber nach der türkischen Eroberung Kleinasiens massenhafte Uebertritte der halb gräcisirten und christlichen Landesbewohner zum Islam stattgefunden hatten, da mußte durch den Einfluß dieser eine ihren alten Gewohnheiten mehr Rechnung tragende Benennung sich Bahn brechen, und so entstand aus Kostandipol Stambol, in welchem Worte die Silbe stan als Ueberbleibsel von Konstantin zu betrachten ist.

in eine Moschee verwandelte Sophienkirche Justinian's aufgeführt und gewähren Konstantinopel eine Horizontlinie, wie keine andere Stadt ihresgleichen besitzt. In Erinnerung an das zum Wappen des Osmanenreichs gewordenen Horoskop seines Gründers, Jupiter vor dem wachsenden Mond, trägt jede Kuppel als Verzierung den so charakteristischen vergoldeten Halbmond.

Nach diesen allgemeinen einleitenden Bemerkungen gehen wir zur Besprechung der Einzelheiten über. Die Stadt Konstantinopel, auf dem 41° nördl. Br. und dem 46,55° östl. L. gelegen, bildet ein Trapezoid mit einer sehr kurzen und drei unter sich ziemlich gleichen langen Seiten. Die erstere, nach Osten blickend, liegt der kleinasiatischen Küste gegenüber und wird von dieser durch die südliche Fortsetzung des Bosporus und den Ausgang desselben in das Marmarameer getrennt; daran schließt sich zur Rechten in fast vierfacher Länge, dem Ufer des Marmarameeres folgend, die Südseite und zur Linken in 3½facher Länge, von den Gewässern der Hafenbucht bespült, die Nordostseite. Diese letztere beschreibt einen Theil des fast 1½ Meilen tief in das Innere sich erstreckenden Bogens, welcher schon im Alterthum als das charakteristische Merkmal des Meerbusens galt und demselben den Namen Goldenes Horn, Goldhorn (Chrysokeras), verschaffte. Die vierte Seite endlich, die einzige, durch welche die Stadt mit dem Lande zusammenhängt, läuft von dem Goldenen Horne mit weiter westlicher Ausbiegung nordsüdwärts an das Marmarameer, die längste der drei Uferseiten, d. i. diejenige des Marmarameers, noch um 1000 Schritt an Länge übertreffend. Der also umschlossene Raum stellt in seiner Oberfläche ein welliges, an der Hafenseite höheres und von da nach dem Marmarameere sanft abfallendes, hier und da durch Wasserläufe unterbrochenes Tafelland dar, durch die Niederung von Jeni-Baghtsche, das einzige von außen in die Stadt eindringende und auf der Mitte der Südseite in das Marmarameer ausmündende Thal in zwei Hälften, eine größere nordöstliche und eine kleinere südwestliche, zerlegt. Da Konstantinopel ein neues Rom (*Νέα Ρώμη*) vorstellen sollte, so hat man sich schon in byzantinischer Zeit bemüht, aus den Terrainbewegungen der Hafenseite, und zwar von Osten nach Westen vorschreitend, sieben Hügel zu construiren, deren erster die Akropole des alten Byzanz und deren siebenter das mittelalterliche Schloß der Wlachernen (Blachernen) getragen; so gering die Berechtigung dieser Eintheilung sein mag, so gewährt sie doch den Vortheil, die Bestimmung der Localitäten wesentlich zu erleichtern.

Die Bodengestaltung sammt dem Verkehrsbedürfnisse ergab das Straßennetz, welches sich in seinen Grundzügen während des 1550jährigen Bestehens von Konstantinopel wenig verändert haben dürfte. Die längste und wichtigste Straße ist diejenige, welche vom Serail, gleichsam dem Ostende der bewohnten Stadt, beginnend, im allgemeinen mit dem Ufer des Marmarameeres parallel laufend, die ganze Südseite der Stadt der Länge nach durchzieht und mittels des Selymbria-Thores, Siliwri-Kapyssy, in den sich vor den Mauern ausdehnenden, den Mohammedanern als Begräbnißplatz dienenden weiten Cypressenhain führt. Ihre Bedeutsamkeit beruht vornehmlich auf dem Umstande, daß in sie die einzige große Heerstraße einmündet, welche über den Ort Siliwri (Selymbria) — daher der Name des Thores — bis Eregli dem Meeresufer folgend, von letzterm Städtchen aus aber das Strandschagebirge in seinen Vorhöhen überschreitend und sich im Ergana-Thale fortsetzend, Konstantinopel mit der zweitwichtigsten Stadt des Reiches, Adrianopel, und im allgemeinen mit dem rumeliotischen Binnenlande in Verbindung setzt, sodaß sie für von der Hauptstadt ausgehende oder dorthin bestimmte Truppenzüge und Karavanen immer von hervorragender Wichtigkeit war. Auch die höhere Nordostseite der Stadt besitzt eine, dem Ufer des Goldhorns, in reichlicher Entfernung von diesem, parallel sich hinziehende Hauptstraße, welche aber erst vom dritten Hügel, d. h. dem die Stelle des alten Senatspalastes einnehmenden Eski Serai, dem heutigen Serasskjerat, beginnend, zu dem Edirneh-(Adrianopler) Thor führt und um ⅓ kürzer ist als die ersterwähnte Straße. Von diesen beiden Hauptstraßen zweigen sich, den Stadtthoren entsprechend und namentlich nach der Hafenseite die Senkungen der Wasserläufe benutzend, andere ab, welche, wenn auch mit einiger Mühe, den Wagenverkehr gestatten, während an den jäheren Abhängen in der Regel nur für Fußgänger, seltener auch für Reiter passirbare Gassen den Verkehr ermöglichen. Hier und da haben die Hauptstraßen auch Parallelen, welche auf längern oder kürzern Strecken in kleiner Entfernung nebenherlaufen und der Vermeidung von des engen Raumes wegen leichtmöglichen Stauungen Rechnung tragen. Zu den Hauptstraßen werden alle diejenigen gerechnet, welche von Wagen, Pferden und Saumthieren benutzt werden können; sie sind gepflastert und besitzen nicht selten, wenigstens an einer Seite, eine Art von Trottoir, d. h. eine allerdings keineswegs mit glatten Steinen ausgestattete Erhöhung für die Fußgänger. Regelmäßig aber ist der für die Saumthiere bestimmte Theil gegen die Mitte zu gesenkt, um dem Regenwasser leichteren Abfluß zu gestatten. Die Breite ist stellenweise für zwei einander begegnende Wagen oder mit Baumaterial beladene Maulthiere hinreichend; wo dies nicht der Fall, da muß durch eine Seitengasse in eine Parallelstraße ausgewichen werden. Die Seitengassen sind eng und, wenn sie in einen Sack endigen, in der Regel ungepflastert. Sie werden fast nur von den Interessenten betreten, und ein Fremder thut gut, sich ihnen fern zu halten. Die Idee einer symmetrischen Anordnung der eine Straße einfassenden Baulichkeiten hat, solange Konstantinopel eine türkische Stadt ist, daselbst nie bestanden. Die Häuser sind demnach wol aneinandergereiht, jedoch ohne Rücksicht auf Geradlinigkeit, welche letztere, wo sie vorhanden, mehr der topographischen Formation als einem bestimmten Plane ihren Ursprung verdankt. Ueberall trifft man daher auf unregelmäßige Frontlinien der Häuserreihen, und da die Straßen selber vielfach nach rechts und links von ihrer geraden Richtung abweichen, so fehlt ihnen durchaus das Imposante, dessen selbst mittlere europäische Städte in ihrem

Innern nicht entbehren. Auffällig ist besonders der bunte Wechsel; an den von Wohlhabenheit des Eigenthümers zeugenden Konak drängt sich die windschiefe Hütte des Unbemittelten, dann folgt vielleicht, durch ein Eisengitter gegen die Straße abgeschlossen, aber durch das Grün seiner Cypressen weithin kenntlich, der enge Gräberhof eines der Derwischklöster, oder eine wegen Dürftigkeit der Eigenthümer vorläufig nur einen Schutthaufen darstellende Brandstätte, die niedrige Budenreihe von Obst- und sonstigen Victualien-, Fleisch- und Fischhändlern, das Mausoleum eines Weli oder ein aufgebauter Röhrenbrunnen. In den Privathäusern gelangen zwei Eigenthümlichkeiten zur Erscheinung, nämlich erstlich das Haremwesen und zweitens die Abwesenheit jedes Familienvorzugs in der Hauptstadt des der Adelsbildung ebenso wie das türkische Staatsprincip abholden Islam. Ersterem zu Liebe sind überall vor den Fenstern dichte Holzgitter, Kafèß, angebracht, welche allerdings das Gesehenwerden der Frauen des Hauses verhüten, dafür aber dem letztern ein blindes, kaltlassendes Ansehen geben; wohingegen aus dem letztern eine gewisse Gleichheit der Anlage hervorgegangen ist. Monumentale Stammsitze alter Familien, Häuser, deren Erbauer auf eine lange Folge von Geschlechtern Rücksicht nehmen zu müssen glaubten, wie sie unsere Städte zieren, gibt es in Konstantinopel nicht. Die einzige Aristokratie der Türkei ist das Beamtenthum, und da dieses die wechselnde Gnade des Großherrn zu seiner Grundlage hat, so sind auch seine Paläste leicht und rasch von Holz aufgeführte, im Innern wol mit Marmortreppen und allem europäischen Luxus ausgestattete, nach außen aber unscheinbare, auf architektonische Bedeutung von vornherein verzichtende Gebäude. Nichtsdestoweniger sollten die Beschreiber Konstantinopels endlich aufhören, ihren Lesern den seit der leichten Zugänglichkeit der Stadt so beliebt gewordenen Gegensatz zwischen der unvergleichlichen Pracht des äußern Anblicks und dem Ekel erregenden Eindruck des Innern immer von neuem aufzutischen und demgemäß dies Innere als werthlos kurz abzufertigen. Ist doch in unsern Tagen nur ein geringer Bruchtheil der Reisenden so ungebildet, daß er am Bosporus die Eleganz der Pariser Boulevards erwarten sollte. Für den Vorbereiteten aber wird das Häusergewirr zwischen dem Goldhorne und dem Marmarameere mit dem fremdartigen Treiben auf den Straßen, auch abgesehen von den die Einförmigkeit der Privatwohnungen unterbrechenden, eine Fülle architektonischer Genüsse gewährenden Prachtbauten, keineswegs eines eigenthümlichen Interesses entbehren. Was aber diese Prachtbauten anbetrifft, so verleihen sie durch ihre Zahl und Größe wie durch ihre geschichtliche Bedeutung Konstantinopel einen unbestreitbaren Vorzug vor den meisten andern Hauptstädten älterer und neuerer Zeit. In ihnen findet die Thatsache, daß Konstantinopel mehr als anderthalbtausend Jahre hindurch die Hauptstadt der reichen Länder des Orients gewesen, ihren beredten Ausdruck.

Während die vollständige Abwesenheit aller Reste von Privathäusern aus der vortürkischen Zeit nebst den alten Nachrichten von der Wirkung der Feuersbrünste auf Uebereinstimmung betreffs des benutzten Baumaterials der byzantinischen und der heutigen Wohnhäuser schließen läßt, hatten in der soliden Ausführung ihrer öffentlichen Bauten die oströmischen Kaiser die Tradition Italiens so vollständig beibehalten, daß trotz der langen Einwirkung pietätloser Roheit manche der alten Werke sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Ihrem Gründer Konstantin dem Großen verdankt die Stadt vor allem die Umfassungsmauer, welche sich in einer Länge von rund 21 Kilom. herumzieht und von den Türken, wenn auch hier und da als halbe Ruine, in ihrem gesammten Laufe erhalten worden ist. Allerdings ist der ursprünglichen Anlage nur ein Theil des jetzt Vorhandenen beizumessen; abgesehen von den unter türkischer Herrschaft ausgeführten Reparaturen, welche vornehmlich nach der Eroberung auf der Landseite in umfassender Weise erforderlich waren, mußte zu solchen schon in byzantinischer Zeit wiederholt, wie es heißt infolge von Erderschütterungen, geschritten werden, z. B. unter Theodosius II., unter Leo dem Isaurier, vor allem aber unter Theophilus, welchen, an den Thürmen der Hafenseite auf eingesetzten Marmortafeln ausgeführte Inschriften noch heute als ihren Erbauer nennen.[2]) Auch die Grundlage selber erfuhr insofern eine Veränderung, als zwei an den Endpunkten der Landmauer errichtete feste Schlösser, nämlich das der Blachernen oberhalb des Goldenen Hornes und das der Sieben Thürme, bei den Byzantinern Kyklowion oder Stronghylon Kastelion (die runde Burg), bei den Türken Jedikuleh, am Marmarameere, mit der Stadt vereinigt wurden. Die Mauer hat eine Höhe von 18—20 Met., die häufigen, wenig höheren Thürme springen an den Wasserseiten viereckig vor, während man ihnen auf der Landseite, der größern Widerstandsfähigkeit wegen, auch hier und da eine runde und polygone Gestalt gegeben. Die Zinnen, welche diese Befestigung krönen, verleihen ihr vorzüglich auf der Landseite, wo die Mauer, von den Wurzeln der aus ihr hervorwachsenden Bäume vielfach zerrissen und mit Epheu überwuchert, sich als doppelte Linie mit davor, über einem jetzt verfallenen, tiefen Graben aufgeführter niederer Grabenmauer präsentirt, ein außerordentlich malerisches Ansehen. Auf der Hafenseite liegt die Mauer eine Strecke vom Ufer ab, sodaß sich daselbst Vorstädte gebildet haben, von denen die den Namen Balat, d. i. Palation, nach dem früher benachbarten Blachernenschlosse führende, und der Fenèr oder Fanal (Leuchtthurm), das Griechenviertel, die berühmtesten sind. Dagegen erhebt sich die Südmauer hart über dem Marmarameere und tritt nur an drei Stellen zurück, wo in griechischer Zeit sich Häfen befanden und seitdem durch jahrhundertelang fortgesetztes Heraustragen von Schutt dem Meere Boden abgewonnen worden ist. Die Propontismauer ist weit fester als die dem Goldhorn entlang laufende; sei es, daß man die letztere wegen der möglichen Absperrung der Bucht durch eine Kette für weniger gefährdet hielt, sei es, daß man bei Anlegung der erstern auf den gewaltigen Wogenschlag des Meeres

2) Πύργος Θεοφίλου ἐν Χρίστῳ αὐτοκράτορος.

bei Südstürmen Rücksicht nahm. Demjenigen, welcher sich in einem Kahne diese Mauer entlang nach dem Schlosse der Sieben Thürme rudern läßt, fällt in ihr vor allem die kolossale Menge von Granitsäulen auf, welche, mit dem Fuße nach außen, quer in den Bau gefügt als Mauersteine verwandt worden sind und auf weite Strecken bald einfache, bald doppelte Quaderlagen bilden. Man sieht daraus, wie zahllose, in der Blütezeit des classischen Alterthums, hauptsächlich zu Ehren der heidnischen Gottheiten aufgeführte, durch das Christenthum werthlos gewordene Prachtbauten damals in Ruinen lagen und nur noch die Bedeutung von Material zu neu aufzuführenden Bauten aller Art besaßen. Zu Konstantin's und seiner Nachfolger Zeit hatten nur nach Steinart und Arbeit besonders werthvolle Säulen Anspruch auf architektonische Wiederverwendung, während die von Kleinasien massenhaft gelieferten 18—25′ langen schwärzlichgrauen Granitsäulen rücksichtslos zu Bausteinen degradirt wurden. Den Werth der Südmauer erhöhte der Umstand, daß die Bedeutung des Goldenen Horns, an dessen Ausgang das alte Byzanz nur gerührt hatte, zur Zeit der Gründung der neuen Stadt noch nicht vollständig erkannt worden war, und Konstantin sich die Front der letztern gegen das Marmarameer gewandt dachte, über welches mit den schöngestalteten Prinzeninseln und der buchtenreichen kleinasiatischen Küste bis zum bithynischen Olymp die Südabdachung der Stadt eine bestechende Aussicht gewährt. Daher die schon erwähnte mühselige Anlage der Südhäfen, welche, wie wir erfahren, zur Ausschiffung der von Italien hergeholten kostbaren Werkstücke dienten, daher die Bevorzugung der Südabdachung zur Errichtung der wichtigsten Gebäude, des Hippodroms, des zwischen diesem und dem Meere gelegenen Residenzschlosses Bukolikon und der Basilika der Weisheit Gottes, an deren Stelle zwei Jahrhunderte später Justinian seine als Moschee noch jetzt erhaltene gleichnamige Kathedrale, die Hagia Sophia, aufführte. Auch der wichtigste Platz des alten Konstantinopel, das Forum Constantini, ist hier zu erwähnen. Später wandte sich von selbst das Hauptleben der Stadt dem Goldenen Horne zu, und die Verschönerungen der letzten Jahrhunderte haben fast ausschließlich der nordöstlichen Abdachung gegolten.

Wie die Mauern, so sind auch die heutigen Thore die alten geblieben, wobei sich freilich nicht immer der Konstantinische Ursprung nachweisen läßt; während der langen griechischen Zeit der Stadt mag das eine und das andere im Interesse des Verkehrs später eröffnet worden sein. Die Hafenseite hat 14, je einer Anlandestelle (Iskeleh) für größere und kleinere Seefahrzeuge entsprechende Thore, unter denen Jaly-Kjöschk Kapyssy, das Thor des Uferkiosks, durch welches man in die Gärten und Vorhöfe des Serai gelangt, Baghtscheh Kapyssy, das Gartenthor mit der großen Mauth, und Eiwân Serai Kapyssy, das Thor des Balkon-Palastes, wegen der in dem Namen enthaltenen Erinnerung an den Blachernenpalast, die wichtigsten sind. Der Thore der Landseite sind 10, wovon 5 vermauert, sodaß nur fünf offen sind. Am meisten wird von den Reisenden das St.-Romanusthor besucht, ungefähr die Mitte der Landmauer bezeichnend und von den Türken Top-Kapy, Kanonenthor, geheißen, nach der großen Kanone, deren sich der Eroberer Mohammed II. bei der Belagerung bediente und deren Wirkung die Legende übertrieben. Innerhalb dieses Thores bezeichnet eine Cypresse die Stelle, wo der letzte Paläologe, Konstantin XII., im Kampfe gegen den Sieger den Tod fand. Das Thor von Selymbria, Siliwri-Kapyssy, haben wir oben erwähnt; auf der Innenseite desselben ist, in Stein ausgehauen, der römische Reichsadler erhalten. Zwischen diesem Thore und demjenigen von Jedikuleh befindet sich das schon in griechischer Zeit zugemauerte sogenannte Goldene Thor, durch welches die Kaiser nach glücklichen Kriegen ihre Triumpheinzüge hielten; dasselbe ist an zwei zu seiner Verzierung in der äußern Mauer angebrachten Bresciasäulen erkennbar. Die Südseite besitzt 7 Thore, sämmtlich mit Anfurten versehen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen Jeni-Kapy, das Neue Thor, und Kum-Kapyssy, das Sandthor, welche beide im Mittelalter geräumige Binnenhäfen mit dem Meere verbanden, und zwar das erstgenannte denjenigen des Eleutherius, das letztgenannte aber den kontoskalischen. Der eleutherische Hafen ist noch jetzt seinem Umfange nach erkennbar, dient aber, mit Erde und Schutt angefüllt, als Krautgarten und wird Wlanga Bostani, Wlanga-Garten, genannt, in welchem Namen sich vielleicht eine auf die Waräger (*βάραγγοι*) bezügliche volksthümliche griechische Hafenbenennung erhalten hat. Der kontoskalische Hafen ist gleichfalls mit Erde ausgefüllt und bis auf einen freien Platz, welcher noch heute bei den Türken Kadyrgha-Limani, Galerenhafen, heißt, mit Häusern überbaut; er muß als der eigentliche Kriegshafen der byzantinischen Kaiser betrachtet werden.[3]) Endlich befinden sich an der kurzen Bosporusseite Konstantinopels noch zwei Thore, beide, wie sich von selbst versteht, in das Serai führend, von denen das eine, an der äußersten Ostspitze der Halbinsel gelegen, wegen einer vor dem dortigen Palaste aufgestellten Batterie Kanonen-Thor, Top-Kapy, genannt wird, also dem westlichen St.-Romanusthore in seiner heutigen Benennung homonym ist. Die Gesammtzahl der offenen Thore Konstantinopels beträgt demnach 28.

Als Konstantin seine Stadt mit diesen Befestigungen umgab, hatte er in erster Linie Kriege mit Nebenbuhlern in der Herrschaft und erst in zweiter solche mit das Reich bedrohenden Barbarenvölkern im Auge. Ohne Zweifel erreichte er damit für seine Schöpfung die größtmögliche Sicherheit. Die Landbefestigung trotzte den Angriffen einer mit den damaligen Kriegsmitteln anrückenden Armee, die Galeren der Binnenhäfen aber sicherten das Uebergewicht zur See und damit die Verproviantirung der Stadt, da die plötzlichen Stürme der Propontis, der schlechte Ankergrund und der Mangel an leicht-

3) Andere alte Namen desselben sind: der Hafen der Sophien (*τῶν Σοφιῶν*) und der Julianische Hafen. Den letztern führte er nach einem Stadtpräfecten Julian, der sich um ihn Verdienste erworben. Der erstere ist räthselhaft.

erreichbaren Schutzhäfen keiner Flotte eine längere Blokade gestattete. Es fehlte nur noch die Versorgung mit Wasser, welches der Boden der Stadt ungenügend und in nicht trinkbarer Qualität lieferte. Um diesem Mangel abzuhelfen, wurden riesige Cisternen angelegt, in welche man, mittels unterirdischer Wasserleitungen, außerhalb der Stadt befindliche verdeckte Quellen leitete. Die beiden bedeutendsten dieser Behältnisse sind in dem durch die Bauten Konstantin's vorzugsweise verherrlichten südöstlichen Theile der Stadt, und zwar die eine auf der Westseite der Aja-Sofia, die andere auf der Westseite des Hippodroms gelegen. Jene wurde erst im Anfange dieses Jahrhunderts wieder entdeckt, nachdem sie gegen 350 Jahre verborgen gewesen. Man war erstaunt, in ihr ein klares, wohlschmeckendes Wasser zu finden, das doch, so meinte man, eine unabsehbare Zeit daselbst stagnirt habe; als man aber in demselben eine sanfte Bewegung wahrnahm, schloß man, daß es sich durch noch nicht aufgefundenen Zufluß, vielleicht vom Barbysos, dem westlichen Quellbache des Flüßchens der Süßen Wasser her, erneuere und an einer gleichfalls noch unbekannten Stelle gegen das Meer abfließe. Das hochgewölbte Dach dieses mit der Pracht römischer Architektonik aufgeführten unterirdischen Baues wird von nicht weniger als 336 Granitsäulen mit korinthischen Kapitälen in weißem Marmor getragen, welche so geordnet sind, daß in der größten Länge 28, in der größten Breite 16 Säulen eine Reihe bilden. Die Türken nennen dies wunderbare Werk Jèrè batàn Serai, das versunkene Schloß. Die andere vorerwähnte Cisterne ragt mit ihrem Dachgewölbe in die heutige Oberfläche der Stadt hinein und hat den Vorzug durch zum Wasserziehen gelassene Oeffnungen Licht und Luft zu erhalten. Ihr Dach wird von 224 marmornen Doppelsäulen, eine über der andern, ebenfalls korinthischer Ordnung, gestützt; ihre Bedeutung als Cisterne aber hat sie in unbekannter Zeit, wahrscheinlich durch Verfall des Wasserzuflusses, verloren. Sie wird, theilweise mit Schutt ausgefüllt und somit leicht zugänglich, von türkischen Handwerkern als Seidenspinnerei benutzt, wozu sich der weite kühle Raum wohl eignet. Die Türken haben ihr den Namen Binbir Direk, 1001 Säulen, gegeben; sie dürfte immer bekannt gewesen sein. Außer diesen sind noch vier andere, von 20—36 Säulen gestützte, und mehrere zerstörte Cisternen bekannt, deren Raum jetzt als Gärten verwandt wird; andere mögen noch der Wiederauffindung harren. Nach einer aus dem Anfange des 15. Jahrh. stammenden Nachricht muß die Vernachlässigung der Cisternen schon in griechischer Zeit begonnen haben. Die Unbequemlichkeit des Aufziehens von Wasser aus so tiefen Brunnen gestattet vielleicht die Annahme, daß bei ihrer Anlegung hauptsächlich die mögliche Kriegsnoth ins Auge gefaßt worden sei. Uebrigens kennen wir keine Zeit, wo Konstantinopel im Frieden oder im Kriege auf Cisternenwasser beschränkt gewesen wäre.

Schon das alte Byzanz war vom Kaiser Hadrian mit einem römischen Aquäduct versehen worden, und Konstantin fügte zur Versorgung der neuen Stadttheile einen zweiten bei. Bei der Dürre des sich westlich und nördlich vor Konstantinopel ausdehnenden Tafellandes war die Wasserfrage für die ungeheure Stadt eine schwierige; man mußte sich bis zu dem den Rand des Schwarzen Meeres bildenden Höhenzuge begeben, um die geeigneten Quellen zu finden. Beim Anwachsen der Volksmenge genügten indessen selbst diese nicht mehr, weshalb die Nachfolger Konstantin's durch Abdämmen von Waldthälern in besagtem Gebirge große offene Behältnisse anlegten, in welchen während der feuchten Jahreszeit der Ueberfluß der Quellen sammt dem Regenwasser festgehalten wurde, um dann allmählich durch die Aquäducte nach der Stadt abzufließen und auch während des regenarmen Sommers die Röhrenbrunnen daselbst zu speisen. Derartige, großen Teichen zu vergleichende Behältnisse legte Kaiser Valens für den Hadrianischen Aquäduct bei den heutigen Dörfern Hallaly und Kawas-Kjöi, Justinian dagegen für den Konstantinischen bei dem heutigen Dorfe Belgrad an. Beide Anlagen sind häufig bis in die neueste Zeit von griechischen und türkischen Herrschern erneuert und erweitert worden; namentlich die letztern haben die Segnungen der Einrichtung weit und breit auf die Vorstädte ausgedehnt und einerseits in den soliden marmornen Dammbauten der Teiche, Bend genannt, andererseits aber in den Sebils und Tscheschme's, Brunnenhäuschen, zu Konstantinopel eine große Prachtliebe entwickelt. Es kam dazu die islamitische Idee von der Verdienstlichkeit einer Wasserspende nicht nur für den Durst, sondern auch für die religiösen Waschungen; außer den Sultanen haben daher unzählige Privatleute seit der türkischen Eroberung als ein dem Höchsten vorzugsweise wohlgefälliges Wohlthätigkeitswerk Brunnen gestiftet, welchen man, freilich oft verfallen und wasserlos, überall in Konstantinopel begegnet. Die von den Sultanen angelegten sind zum Theil wahre Muster orientalischer Ornamentik. Alle diese Brunnen erhalten ihr Wasser von den großen Vertheilungsstellen, den Taxims, der Aquäducte, von denen der Justinianische mehr den hintern, westlichen, derjenige des Valens aber mehr den vordern, östlichen Theil Konstantinopels versorgt. Der letztere, welcher über den östlichen Höhenzug der Stadt bis an das Seraskjerat hinläuft, zeigt sich auch im Innern derselben unter dem Namen Bos Doghan Kjemeri, Grauer Falken-Bogen, noch in seiner ursprünglichen Gestalt, indem er über die zwischen der Moschee Mohammed's II. und der Anhöhe des Seraskjerats, d. h. dem 4. und 3. Hügel, befindliche Niederung mittels weithin sichtbarer, stellenweise doppelter Bogenreihe setzt. Kaiser Valens soll diese letztere aus dem Material der von ihm zerstörten Stadtmauer von Chalcedon errichtet haben.

Wir constatirten vorhin eine gewisse Uebereinstimmung des türkischen Konstantinopel mit dem griechischen in Beziehung auf Straßenlauf und Baumaterial der Privathäuser. Diese Bemerkung aber darf nicht auf die Prachtstraßen, Freiungen und öffentlichen Plätze der alten Stadt bezogen werden, welche mit Säulenhallen umgeben und mit mancherlei Bildwerken in Erz und Marmor geschmückt, bei der ersten Anlage mit Rom zu wetteifern bestimmt waren und nachher Jahrhunderte hindurch wei-

tere Bethätigungen der Kunstliebe sowol der Herrscher wie der Großen des Reichs erfahren hatten. Konstantinopel war gleichsam ein Museum, in welchem ein großer Theil der von einer fast tausendjährigen Kunstentfaltung der griechischen Städte des europäischen Festlandes, der Inseln, der kleinasiatischen Küste geschaffenen bildlichen Darstellungen jetzt, wo jene Städte ihre Schätze nicht mehr zu beschützen und hier und da auch nicht mehr zu würdigen wußten, eine sichere Stätte fand. Das Verschwinden all dieser Kostbarkeiten ist nicht den Türken allein beizumessen. Abgesehen von den zufälligen Vernichtungen bei Gelegenheit der auch im alten Konstantinopel häufigen Brände, der Straßenkämpfe u. dgl. sowie durch Naturereignisse, mußte während eines Zeitraumes von 1000 Jahren manches der Verwitterung erliegen, manches durch Vernachlässigung bei veränderter Geschmacksrichtung zu Grunde gehen. Wie Rom, so litt auch Byzanz unter der den Eintritt des Mittelalters kennzeichnenden Ueberwucherung des antiken Lebens durch das Barbarenthum. Die edelsten Kunst- und Literaturerzeugnisse aber wurden von den Franken nach ihrer Einnahme Konstantinopels und später, als gegenüber dem kräftig aufstrebenden Osmanenthume die Katastrophe des Reichs unvermeidlich geworden, durch die vornehmen Griechen auf ihrer Flucht fortgetragen. Nichtsdestoweniger beweisen die Aufzeichnungen des Franzosen Petrus Gyllius, welcher im 16. Jahrh. in Konstantinopel lebte, und des wenig später blühenden türkischen Schriftstellers Ewlia-Efendi, daß manche Denkmäler noch in türkischer Zeit bestanden, welche nachher auf nicht mehr zu ermittelnde Weise zu Grunde gegangen sind. Von bis auf unsere Tage geretteten Ueberresten des öffentlichen Schmuckes der alten Stadt ist zu erwähnen und wird viel besucht:

1) Der Hippodrom, welcher gewissermaßen noch seinen alten Namen bewahrt, denn seine türkische Benennung At-Meidani, Roßplatz, ist als Uebersetzung der griechischen zu betrachten; mit drei Antiquitäten, nämlich dem von Theodosius dem Großen auf einem mit Bildwerken und Inschriften versehenen viereckigen Marmorpostamente aufgerichteten, von Heliopolis in Aegypten hergebrachten Obelisk, ferner einer 16′ hoch aus der Erde aufragenden, drei spiralförmig sich aufwindende Schlangen darstellenden ehernen Säule, oben in eine von den drei hervorgestreckten, jetzt abgeschlagenen Häuptern gebildete Console endend, angeblich von Konstantin aus Delphi hergeholt, wo der Dreifuß der Pythia darauf geruht haben soll; endlich dem Tetrapleuron der Byzantiner, einem fast 32 Met. hoch aus großen Quadersteinen aufgeführten, auf einem Marmorpostamente ruhenden obeliskähnlichen Pfeiler von außerordentlich fester Bauart, in den Außenwänden mit vielen Löchern versehen, welche auf eine, vermuthlich ihrer Kostbarkeit wegen, zu irgendeiner nicht anzugebenden Zeit herabgerissene Erzbekleidung schließen lassen. Der At-Meidani bildet ein von Nordosten nach Südwesten sich erstreckendes, nicht ganz regelmäßiges Oblongum von 350 gegen 100 Schritt, dessen südöstliche Langseite von dem mit Arcaden und zierlichen Fenstermauern eingefaßten, mit seinen laubreichen Platanen, Ulmen und Cypressen das Auge fesselnden weiten Gehöfte der Sultan Ahmed-Moschee begrenzt wird, während einen großen Theil der Nordwestseite ein früher als Archiv und jetzt als Museum benutztes wol großes, aber schmuckloses Gebäude einnimmt. Da die drei vorerwähnten Alterthümer genau auf einer Linie stehen, welche in ihrer Verlängerung den heutigen Platz in zwei ungefähr gleiche Längshälften zerlegen würde, so kann man nicht bezweifeln, daß durch sie die Richtung der Spina, der Längsaxe des alten Circus, angegeben wird, auf welcher sich außerdem Bildsäulen, kleine Tempel und sonstige Kunstwerke erhoben. Wir dürfen auch annehmen, daß der Theodosische Obelisk hier ebenso den Mittelpunkt bildete, wie in Rom der Obelisk des Augustus denjenigen des Circus Maximus, sodaß man sich den alten Hippodrom südwestwärts eine Strecke über den jetzt abschüssigen Boden verlängert denken muß, wie auch G. Codinus, ein byzantinischer Schriftsteller des 15. Jahrh. in seinem Werke „De orig. Const." berichtet, der bis zu dem ehernen Tetrapleuron, d. i. dem oben besprochenen aufgebauten Obelisk, ebene Platz des Circus habe von da ab bis zu der Schleuderstelle (σφενδόνη), d. i. die Meta, wegen der Abschüssigkeit des Bodens auf mächtige Substructionen gestützt werden müssen, welche vielleicht infolge von eingetretener Baufälligkeit in türkischer Zeit weggeräumt worden sind.[4]) Der Hippodrom war schon im Anfange des 3. Jahrh. von Septimius Severus angelegt worden und zwar, wie berichtet wird, in den Gärten zweier Brüder und einer Witwe, also außerhalb der Mauern der damaligen Stadt; das unfertig gebliebene Werk erlangte aber erst durch Konstantin seine Vollendung, sodaß es den Denkmälern desselben beigezählt werden darf.

2) Drei sich über die Stadt vertheilende Denksäulen, eine dorischer und zwei korinthischer Ordnung. Die erstere, gegen 30 Met. hoch bei 10 Met. Umfang, durch wiederholte Feuersbrünste, welche um sie gewüthet, geschädigt und ihrer ursprünglichen Farbe beraubt, wird von den Europäern die Verbrannte Säule, von den Türken aber Tschember Taschy, Cylinderstein, oder schlechthin Dikilitasch, Steh-Stein, genannt. Ihr Schaft bestand ursprünglich aus 8 Porphyrstücken, welche Konstantin der Große von Rom herbringen ließ, um sie, mit goldbronzenen Reifen verbunden, aufzurichten und eine von Heliopolis in Phrygien stammende Bildsäule des Apollo als Sonnengottes, angeblich ein Werk des Phidias, daraufzustellen, welcher er in einer Inschrift seinen eigenen Na-

---

4) In den Werken über Konstantinopel begegnet man bis in die neueste Zeit der Behauptung, daß der ungeheure Raum, den die Ahmed-Moschee mit ihrem Hofe und den Nebengebäuden einnimmt, von dem Hippodrom abgetrennt worden sei, sodaß derselbe eine fast quadratische Gestalt gehabt haben würde. Wem der heutige Befund zusammt der Analogie mit den vielen vorhandenen Cirken, von denen der Circus Maximus unstreitig dem konstantinopolitanischen als Vorbild diente, nicht Belehrung genug ist, den verweisen wir auf den in den byzantinischen Schriften häufig vorkommenden, nicht classischen und daher erst in Konstantinopel gebildeten Ausdruck δρομικός = oblong von Gebäuden, d. h. hippodromähnlich gestaltet.

men verlieh. Im 11. Jahrh. wurde die Bildsäule mit den beiden obern Cylindern durch einen Südsturm niedergeworfen und im Fallen zerschmettert, worauf der Komnene Manuel den jetzt noch vorhandenen Aufbau als Kapitäl auf das Denkmal setzen ließ. Wann an Stelle der bronzenen Reifen die jetzt die Säule verunstaltenden eisernen gelegt worden, ist nicht zu ermitteln. Dieselbe bezeichnet das Südostende des nach Konstantin benannten Forums, eines mit Säulenhallen umgebenen ovalen Platzes, welcher sich nordostwärts bis an das Senatsgebäude, im heutigen Seraskjerat gelegen, erstreckte.

Von den beiden andern Säulen trägt die eine den Namen Marcian's und die andere denjenigen des Theodosius. An jene, ein ziemlich rohes Werk, nordwestlich von der großen Mohammed-Moschee in einem türkischen Garten befindlich, knüpft sich keine historische Erinnerung; die Türken nennen sie Kys-Taschy, Mädchenstein. Diese ragt mit einem Theile ihres eleganten Schaftes und ihrem Kapitäl über den Cypressen der östlichen Abdachung der Seraispitze hervor, sodaß sie von den Vorüberschiffenden wahrgenommen werden kann. Sie ist nach einem Siege über die Gothen von dem Kaiser der fortuna redux gewidmet worden.

An die Denksäulen schließt sich der einzige Ueberrest der kaiserlichen Paläste, nämlich eine an der Stadtmauer der Landseite auf dem westlichen Abhange des das Goldene Horn überragenden nordöstlichen Hügels gelegene Hausruine, welche, von den Türken Tekfur-Serai, das Schloß des Christenfürsten, von den Europäern aber ohne historische Begründung „Palast des Belisar“ genannt, bei den Byzantinern als Tribunal, d. i. Versammlungssaal, en Ewdhomo (ἐν ἑβδόμῳ) auf dem siebenten Hügel, erwähnt wird. Das Gebäude bildet ein Viereck von 36 Met. Seitenlänge und ließe sich einem dreistöckigen, mit vieler Eleganz in den Maßen der Bogenfenster und der Thüren, sowie mit bemerkenswerther Ornamentik aufgeführten Thurmbau vergleichen. Das Innere scheint einen einzigen Saal gebildet zu haben, welcher von den äußerlich den Anschein zweier Stockwerke erweckenden beiden Fensterreihen erleuchtet wurde; das Erdgeschoß dürfte nur als Zugang und Treppenhaus gedient haben. Jetzt wird der seines Daches beraubte Saal von spanischen Juden bewohnt, welche sich in einem Winkel ein dürftiges Holzhäuschen errichtet haben. Die Nähe des ehemaligen Blachernenschlosses läßt auf einen Zusammenhang dieses Tribunals mit demselben schließen. Der besagte Palast der Blachernen, obwol viel frühern Ursprungs, wurde erst zur Zeit der Paläologen die beständige Residenz der Kaiser und dürfte nur den damaligen traurigen Verhältnissen des Reichs entsprochen haben. Nach der türkischen Eroberung verschwand er vollständig bis auf die gewölbten Substructionen, welche als Kohlenmagazine benutzt werden.

Daß von dem Senatspalaste des Kaiserthums, in welchem die Bekleidung des jeweiligen neuen Herrschers mit den consularischen Gewändern stattfand, mindestens die Stelle unter türkischer Regierung staatlichen Zwecken erhalten wurde, haben wir bereits erwähnt. Dagegen ist von dem Palaste des Theodosius, wo die fremden Gesandten empfangen wurden, und von dem Konstantinischen Residenzschlosse, dem Bukolikon, zwischen dem Hippodrom und dem Meere gelegen, jede Spur verschwunden. Das letztere, wahrscheinlich schon zur Zeit der Eroberung halbe Ruine, ist dasjenige, bei dessen Betreten Sultan Mohammed II. die oft wiederholten Verse des Firdusi[5]) citirt haben soll.

Wir gehen nunmehr zu den kirchlichen Denkmälern Konstantinopels aus byzantinischer Zeit über, unter welchen die Stadt sich des Besitzes eines der merkwürdigsten und bedeutsamsten Bauwerke des Erdbodens rühmen kann. Wir sprechen von der Aja (d. i. Hagia, im Neugriechischen gesprochen Ajia) Sofia, der vom Kaiser Justinian im 6. Jahrh. unserer Zeitrechnung aufgeführten und der in Christus verkörperten Weisheit Gottes gewidmeten Kathedrale, welche als der eigentliche Talisman der Kaiserstadt nicht allein bei den Christen, sondern auch bei den Mohammedanern des Orients eines solchen Ansehens genoß, daß, als sie nach 800jährigem Bestehen in eine Moschee verwandelt wurde, der Eroberer Konstantinopels Mohammed II. ihr den berühmten griechisch-christlichen Namen zu belassen für gut fand. In der Sophienkirche gelangen die Fortschritte, welche die Baukunst des Alterthums in Beziehung auf mannichfache Technik, auf die Kenntniß physikalischer und mechanischer Gesetze, sowie auf Anwendung mathematischer Berechnung gemacht hatte, Fortschritte, welche die uns überlieferte Literatur jener Jahrhunderte des beginnenden Niedergangs nicht ahnen lassen, zu ihrem vollendetsten Ausdrucke. Wenn die altgriechische Architektur mit ihren sorgfältigen Durcharbeitungen der Einzelheiten und der harmonischen Einfachheit des Ganzen schon im kaiserlichen Rom dem Geschmacke nicht mehr genügt, und das Verlangen nach neuen Formen zur kunstvollen Ausbildung des etrurischen Bogen- und Kuppelbaues geführt hatte, so galt es nunmehr, diese beiden unvermittelt nebeneinander bestehenden Elemente, den geradlinigen und den Gewölbebau, zu einem neuen Stile zu vereinigen. Die christliche Kirche, auf andern Voraussetzungen beruhend als der heidnische Tempel und andern Zwecken dienend, namentlich dem Bedürfnisse der Belehrung und Erbauung der versammelten Gemeinde Rechnung tragend, hatte, dem entsprechend, anders gestaltete Räume nöthig; sie konnte von dem durch ihre Erhebung zur Staatsreligion ihr zugefallenen Erbe an heidnischen Heiligthümern nur in seltenen Fällen Gebrauch machen. Es war natürlich, daß sie, welche einen Erstandenen verehrte, und deren vornehmstes Heiligthum die überwölbte Grabrotunde in Jerusalem war, dem Kuppelbau der Mausoleen eine besondere Bedeutung beimaß; da sie sich aber aus den ihren Zwecken angepaßten alten Basiliken bereits eine dem geradlinigen Stile angehörige typische Form geschaffen, so konnte auch ferner die Rundung nur als Zugabe, nicht als Grundlage be-

---

5) „Den Kämmererdienst im Schlosse der Cäsaren versieht die Spinne, und auf der Burg Efrasjäb rührt der Uhu die Paradetrommel.“

nutzt werden. Es kam dazu die dem Christenthume eigenthümliche, sich in seinem Baustile aussprechende Vorliebe für das Symbolische; wie man in der T-Gestalt von Mittelschiff und Transsept der Basilika die Kreuzform gefunden hatte, so sollte die Kuppel das Himmelsgewölbe, d. h. nach der Bibel die Wohnung Gottes, und die sich unter ihr versammelnde Gemeinde den vom Christus liebenden Kaiser beherrschten gläubigen Erdkreis darstellen. Der Sophienkirche gelang es, diese verschiedenen Beziehungen zusammenzufassen. In dem Boden der Kirche, einem Raume von 252′ zu 218′, zeichnen vier quadratisch, je ungefähr 110′ abstehende, starke Pfeiler die Form des griechischen, d. h. gleichschenkeligen Kreuzes; dieselben tragen in bedeutender Höhe vier sie verbindende, breite Gurtbögen, über welchen im Verein mit vier großen Zwickeln sich kühn ein von 44 Fenstern durchbrochener Gesimskranz als Unterlage der den ganzen Mittelraum überdeckenden Kuppel erhebt. Gegen Norden und Süden sind die Gurtbögen mit je auf doppelter Arcade gestützten Füllwänden geschlossen; gegen Westen und Osten aber lehnen sich an sie große Halbkuppeln, welche selber in zwei kleinere Halbkuppeln und ein mittleres Tonnengewölbe ausgehen. Dies letztere überdeckt auf der Westseite den Haupteingang, während es auf der Ostseite in die Apsis, die Halbkuppel des Hochaltars, ausläuft. In den beiden Füllwänden, den Basen der Halbkuppeln und der die Apsis tragenden Rundwand, sind Fenster angebracht; das Tonnengewölbe über dem Haupteingange ist zu einem einzigen solchen verwerthet. Durch die Centralkuppel und die großen, östlich und westlich sich ihr anschließenden Halbkuppeln oder Konchen stellt sich der weite Mittelraum als ein ovales Langschiff dar, welches außen von den schon erwähnten vier Mittelpfeilern, im Osten und Westen von je zwei kleinern, die beiden Konchen stützenden, außerdem aber an der Nord- und Südseite von je drei Arcaden, einer größern geraden und zwei kleinern bogenförmigen, eingefaßt wird, jene die Hauptpfeiler untereinander, diese die Hauptpfeiler mit denen der Halbkuppeln verbindend. Diese letztern Arcaden sind je auf zwei riesigen Säulen von rothem Porphyr (rosso antico), von dem Sonnentempel Kaiser Aurelian's zu Rom herrührend, die erstgenannten auf je vier ebenso große Säulen aus orientalischer Serpentin-Brescia (verde antico), welche von dem berühmten Dianentempel zu Ephesus nach Konstantinopel gebracht worden sein sollen, gestützt. Die Arkaden tragen zum Theil die noch sonst auf Pfeilern und Säulen ruhende gewölbte Decke der Seitenschiffe, auf welcher wieder die Hyperoen oder Emporen angelegt sind. Diese letztern laufen, die Apsis des Hochaltars abgerechnet, um die ganze Kirche, auf deren Boden sie gegen 70′ hoch hinabsehen; sie werden gegen den Mittelraum durch Arcaden abgeschlossen, von welchen die über den schon erwähnten Eck-Arcaden des Erdbodens stehenden die Basen der kleinen Halbkuppeln, die über den mittleren Seiten-Arcaden stehenden aber die Füllwände der Gürtelbogen nord- und südwärts tragen. Vor der ganzen Westseite, durch eine Wand mit 9 Thüren — jetzt alle bis auf die mittlere geschlossen — abgetrennt, laufen in der Höhe der Seitenschiffe zwei, je 26′ breite Hallen der Esonarthex (innere Narthex) und der Exonarthex (äußere Narthex), über welche die Hyperoen sich in entsprechenden Räumen fortsetzen. Die architektonischen Verhältnisse sind so fein berechnet, daß das Auge des aus dem Esonarthex durch den Haupteingang um einen Schritt Vorgetretenen sofort bis zur Mitte der sich 190′ hoch erhebenden Kuppel aufblickt und ungehindert durch den ungeheuern Raum von 230′ Länge und 110′ Breite schweift, durch die obern und unteren Arcaden aber auch in die Seitenschiffe und die Hyperoen eindringt. Es gibt viele massenhaftere Gebäude als die Sophienkirche, aber in der Verbindung von Ebenmaß, Mannichfaltigkeit und Größe dürfte sie unübertroffen dastehen. Der kunstvollen baulichen Anlage entspricht aber auch die innere Ausschmückung. Dem Zeitalter ihrer Entstehung standen nicht nur die vielhundertjährigen Erfahrungen des verfeinerten Lebens in reichen orientalischen wie occidentalischen Städten, sondern auch die ganze Fülle der überlieferten ornamentalen Motive und daneben kostbares, den verfallenden Tempeln der Heidenwelt entlehntes Schmuckmaterial zu Gebote. Noch herrschte die aus der Glanzperiode des Römerreichs sich herschreibende Vorliebe für Säulen farbigen Gesteins von noch nicht wieder aufgefundenen Fundstätten, von den Italienern mit den Ausdrücken rosso, verde, giallo antico bezeichnet; derartige Säulen haben wir schon erwähnt, auch rother Granit, roth und weiß gefleckte Marmorbrescia findet sich unter den Säulen vertreten. Nur der ganz weiße Marmor scheint als die Farbenharmonie störend vermieden worden zu sein. Da hier die Säulen kein Gebälk, sondern Arcaden zu tragen hatten, so wurden die Kapitäle als Uebergang von der runden Säule zu dem viereckigen Bogenfuße nach oben viereckig gestaltet, sei es, daß sie aus tief und fein ausgehauenen Akanthusblättern mit vier, den ionischen Schnecken nachgebildeten Vorsprüngen bestehen, sei es, daß ganz neue Formen, wie diejenige eines leicht ausgeschwungenen Korbes, erfunden wurden. Uebereinstimmende Gleichheit wurde in den Kapitälen nicht gesucht, einen besondern Reiz aber besitzt ihre analoge Mannichfaltigkeit. Der gestreifte bläuliche Marmor von der Insel Marmara fand eine ausreichende Verwendung zur Bekleidung der sämmtlichen geraden Wände des Gebäudes einschließlich der Pfeiler, sodaß dasselbe, soweit es sich dem geradlinigen Baustile anschloß, den Eindruck eines Marmorwerkes machen sollte. Dagegen wurden die sämmtlichen Wölbungen, die Centralkuppel, die Halbkuppeln, die Apsiden, die Gewölbdecken der Seitenschiffe und Hyperoen gleichmäßig mit Glasmosaiken überkleidet und zwar in der Weise, daß solche mit eingelegten Goldblättchen den allgemeinen, goldschimmernden Grund bildeten, auf welchem durch blaue, grüne und rothe Steinchen die Ornamentirung der Gewölbrippen, die zwischen diesen herablaufenden Bänder von Rosetten, die Solitär-Rosetten und Guirlanden hineingearbeitet wurden. Auch die Marmorwände entbehren nicht einer ähnlichen anmuthigen Verzierung, indem sich zwei Gesimse, das erste in der Höhe der Seitenschiffe und das zweite oberhalb der Hy-

peroen durch das Gebäude herziehen, beide mit äußerst feiner Sculpturarbeit und das erste außerdem mit prächtigem, breitem, in farbigen Marmorstücken hergestellte Blumen, Blätter und Früchte bietendem Mosaikbande versehen. Den Goldmosaik-Feldern der Kuppeln, Zwickel und Füllwände sind ebenfalls musivisch hergestellte Bilder eingelegt. Aus der Höhe der als Himmelsdom gedachten Central-Kuppel blickt Gott, ein majestätischer Greis, die Hand segnend erhoben, huldvoll auf den im Kreuze des Kirchenplanes symbolisch dargestellten christlichen Erdkreis. In den vier Zwickeln zwischen den Gurtbögen und dem Gesimskranze sind als Vertreter der himmlischen Heerscharen Cherubim dargestellt nach der bekannten Stelle bei Jesaias mit zwei Flügeln das Antlitz und mit zweien die Füße bedeckend, mit zweien aber fliegend, also mit dem von der christlichen Kirche auf die Dreieinigkeit bezogenen Rufe Heilig! Heilig! Heilig! gedacht. Die Füllwände des südlichen und nördlichen Gürtelbogens symbolisirt die gottselige Menschheit durch die zwischen den Fenstern vertheilten Bilder der 12 Apostel, der 12 Propheten und hervorragender Kirchenheiligen. Leider hat das islamitische Vorurtheil gegen bildliche Darstellung lebender Wesen die Uebertünchung dieser sowie der übrigen in den Konchen und dem Esonarthex befindlichen Bilder, mit Ausnahme der als formlose Massen erscheinenden Cherubim, veranlaßt; jedoch hat man dieselben nicht als vernichtet, sondern nur als für ein toleranteres Zeitalter aufbewahrt zu betrachten. „Der Schimmer", sagt überschwänglich ein byzantinischer Schriftsteller, „der von den goldenen Wänden zurückgeworfenen, durch die zahlreichen Fenster eindringenden Sonnenstrahlen ist derart, daß man glauben möchte, das Licht komme der Kirche nicht von außen, sondern werde in ihr geboren, um von da die Welt zu erleuchten!"

Die Geschichte der Sophienkirche ist älter als der heutige Bau, denn schon 200 Jahre vor der Gründung dieses errichtete Konstantin auf derselben Stelle ein Gotteshaus unter der gleichen Benennung, welches als eine langgestreckte Basilika mit Holzdach, den damaligen Kirchen Roms analog, geschildert wird. Bemerkenswerth ist die Notiz des Georgios Kodinos[6]), daß daselbst vordem ein Idoleum mit vielen Bildsäulen, also wol eine Art von Pantheon, gestanden habe; da ein solches nur innerhalb der Mauern des alten Byzanz gedacht werden kann, zur Anlegung des Hippodroms aber von Kaiser Severus Gärten, d. h. außerstädtische Grundstücke, angekauft wurden, so sind uns zwei Endpunkte gegeben, zwischen denen ein Theil jener Mauer zu suchen. Es wird berichtet, daß die Konstantinische Kirche unter Arcadius abbrannte, daß sie unter Theodosius dem Jüngern schöner wieder aufgebaut, bei dem großen Nika-Aufstande wider Kaiser Justinian abermals zerstört wurde, und daß dann, wie Kodinos sagt, Gott dem Kaiser eingab, einen Tempel aufzuführen, wie er seit Adam nicht gewesen, noch je sein wird. Nachdem sieben Jahre hindurch die nöthigen Vorbereitungen, namentlich durch Herbeischaffen kostbarer Werkstücke, getroffen, wurde die Leitung des nunmehr begonnenen Baues in die Hände zweier ausgezeichneten Architekten, Anthemius von Tralles und Isidor von Milet, gelegt, welche denselben in einer Zeit von 8 Jahren ausführten. 17 Jahre nach ihrer Vollendung erlitt die Kirche einen Einsturz der aus rhodiser leichten Backsteinen erbauten Centralkuppel, welche sodann von Isidor dem Jüngern, einem Neffen des vorgenannten Milesiers, um 20′ weniger flach, also haltbarer, wenn auch wiederum nur in der Form eines Kugelsegments, hergestellt wurde. Vom 9. Jahrh. an — bis dahin scheint der Bau unversehrt geblieben zu sein — erwähnen die Schriftsteller wiederholter, nothwendig gewordener Reparaturen, und der Kaiser Andronicus der Aeltere fand es nöthig, außen die vier großen Strebepfeiler anzulegen, welche die Nord- und Südseite verunzieren, sodaß seit dem Beginn des 14. Jahrh. die äußere Schönheit des Gebäudes als seiner Haltbarkeit geopfert zu betrachten ist. Als im J. 1453 Mohammed II. Konstantinopel erobert hatte, ließ er es eine seiner ersten Sorgen sein, das berühmte Gotteshaus in eine Moschee zu verwandeln, zu welchem Ende mit dem Hochaltare die Ikonostasis und sämmtliche Bilder daraus entfernt, die Mosaiken übertüncht oder mit Stuck überzogen, in die Südostecke der Altar-Apside aber, also in schiefer Richtung gegen die Längenaxe des Baues, eine Betnische, Mihrâb, angebracht und außerhalb des Gebäudes ein hohes Minaret errichtet wurde, welchem nachher drei andere folgten. Die reiche Dotation der griechischen Kaiser blieb der Moschee; aber nach Errichtung der großen Sultans-Moscheen von den Nachfolgern Mohammed's wenig beachtet, verfiel sie äußerlich und innerlich, bis sie Sultan Abdulmedschid in den J. 1847—48 gründlich repariren, reinigen und ihre Mosaiken von ihrer verräucherten Hülle befreien ließ. Trotz der überall den Ornamenten zu Grunde liegenden Figur des griechischen Kreuzes behielt sie diesen Schmuck, während die Bilder wieder zugedeckt werden mußten.

Nicht blos weil die Sophienkirche ohne alle Frage die größte Merkwürdigkeit und der kostbarste Besitz Konstantinopels ist, haben wir uns länger dabei aufgehalten, sondern auch weil aus diesem Bauwerke unmittelbar der Kirchenbaustil der späteren Byzantiner und Neu-Griechen, der Armenier, der Georgier und Russen, sowie der osmanische Moscheenstil, mittelbar aber der romanische und der moreske Stil hervorgegangen. In Beziehung auf die übrigen kirchlichen Denkmäler der Stadt aus christlicher Zeit können wir uns kürzer fassen. Die griechischen Alterthumsforscher Konstantinopels zählen 17 noch vorhandene, mit Kuppeln überwölbte, in Moscheen verwandelte Kirchen auf, von denen aber nur zwei oder drei noch Ueberreste des alten musivischen Bilderschmucks zeigen, während die übrigen ihren Ursprung nur durch en Plan und die Bauart verrathen. Die bemerkenswerthesten sind: 1) die Pantokrator-Kirche, jetzt Seirek Dschami, mit vier Kuppeln, nämlich, außer der größeren centralen, drei kleineren, zwei westlichen und einer östlichen. Die Kuppeln sind höher gewölbt, fast halbkugelförmig, wie denn überhaupt einen solchen Bau in

6) G. C. Περὶ τῆς οἰκοδομῆς τοῦ ναοῦ τ. ἁ. Σοφ. p. 130.

Form eines möglichst flachen Kugelsegments nach den beiden Isidoren kein Architekt in Konstantinopel wieder versucht hat. Vier mächtige Säulen aus rothem ägyptischem Granit tragen anstatt der vier Pfeiler der Sophienkirche die Basen der Bogen, auf denen die Centralkuppel ruht. In der Nähe befindet sich ein Sarkophag aus orientalischer Serpentin-Brescia (verde ant.) mit Deckel, aber ohne Inschrift und längst seines Inhalts beraubt. 2) Die St.-Johanneskirche in dem südwestlichen Stadttheile Exi Marmara gelegen, jetzt Emir Achôr Dschamissi, die Stallmeister-Moschee, ein Gebäude, welches trotz wiederholter ungeschickter Restaurirung doch von seiner ursprünglichen Anlage genug bewahrt, um mit seinem Ursprunge vielleicht in die Konstantinische, sicher die vor-Justinianische Zeit gesetzt zu werden, eine Basilika, deren Langschiff von beiderseits sechs Säulen aus verde antico mit korinthischen Marmorkapitälen und deren Vorhalle von vier Säulen gleicher Ordnung gestützt wird. Bemerkenswerth sind darin Reste eines aus seltenen farbigen Steinen zusammengesetzten Estrichs in reinem antikem Geschmack. 3) Die St.-Sergius und -Bakchus Kirche, zwischen dem Hippodrom und dem sich gegen das Marmarameer öffnenden Tschatlady-Thore gelegen, von den Türken Kjutschuk Aja Sofia, die kleinere Ajà Sofia genannt, angeblich von Kaiser Justinian nach Vollendung des Baues der Sophienkirche unter Verwendung des übriggebliebenen kostbaren Materials errichtet, mit 18, die Arcaden stützenden Säulen ionischer Ordnung. 4) Die Irenenkirche, die größte griechische Kirche Konstantinopels nach der Aja Sofia, unfern dieser in dem ersten Hofe des großen Serai gelegen, wird von den Türken als Zeughaus und Kriegsmuseum benutzt und birgt eine Menge alter Standarten und sonstiger Trophäen, sowie eine werthvolle Sammlung mittelalterlicher Rüstungen. Dieselbe soll schon von Konstantin im römischen Basilikenstile gegründet worden sein, und erlangte in dieser Gestalt solche Bedeutung, daß die zweite Synode unter Theodosius in ihr abgehalten wurde. Mit der ursprünglichen Sophienkirche im Nika-Aufstande zerstört, wurde sie von Justinian in der Weise wiederaufgebaut, wie wir sie heute sehen, mit elliptischer Centralkuppel, welcher sich ostwärts eine Halbkuppel als Apside anlehnt, während westwärts eine kleinere, gleichfalls elliptische Kuppel sich zwischen Narthex und Halbkuppel erhebt. Das Gebäude macht einen schmucklosen Eindruck und hat, von der benachbarten Sophienkirche in den Schatten gestellt, offenbar auch in griechischer Zeit nicht zu Ansehen gelangen können.

Wenn man unter den noch vorhandenen alten Kirchen Konstantinopels, den eben besprochenen und den übrigen — allerdings die Aja Sofia ausgenommen —, wenige Belege gewinnt für die von den byzantinischen Schriftstellern belobte Pracht der christlichen Kaiserstadt, so finden die betreffenden Nachrichten in den nachgriechischen Moscheenbauten, zu welchen doch die Stadt fast ausschließlich das herrliche Material an Säulen und sonstigen Werkstücken lieferte, eine indirecte Bestätigung. Jedoch darf man nicht vergessen, daß die Schmuckbauten, denen diese Reste entnommen, sich nur wenig erhoben und vielmehr als Arcaden u. dergl. zur Decorirung öffentlicher Plätze gedient hatten. Dergleichen Gebäude können zur Verschönerung der Contouren einer von außen gesehenen Stadt nicht beitragen, und da die orientalische Christenheit auf die Errichtung von Glockenthürmen nie Werth gelegt hat, so mochte zur Zeit der Kreuzfahrer Konstantinopel wol durch den Reiz seiner Lage, durch seine Festigkeit und ungeheure Ausdehnung, nicht aber durch den äußern Anblick als Stadt imponiren. Die unvergleichliche Horizontlinie, deren es sich heute erfreut und deren vorzüglichste Eigenthümlichkeit die Kuppelpyramiden der sieben großen Sultansmoscheen, die hohen Minarets, die beides umgebenden Baumgruppen, hauptsächlich Platanen und Cypressen, sind, welche aus dem sich den Hügel hinanziehenden und unabsehbar das Plateau bedeckenden Häusermeere aufragen, muß als das Werk der türkischen Sultane betrachtet werden, welche, des Eindrucks sich bewußt, den die Kuppel der Sophienkirche als Schmuck der Stadt ausübte, diesen Bau auf vortrefflich gewählten Stellen zu vervielfältigen und zu übertreffen sich bemüht haben. Schon in seiner früheren kleinasiatischen Residenz, in Brussa am bithynischen Olymp, hatte das mächtige Haus Osman's sich durch Errichtung schöner Moscheen Verdienste erworben; schon vor Mohammed II. hatte ein conventionelles Familiengesetz jedem Herrscher, der aus den Kriegen wider die Ungläubigen reiche Beute heimgebracht, die Pflicht auferlegt, durch religiöse Bauten dem Verleiher der Siege seine Dankbarkeit zu beweisen. Aber die Vorbilder dieser waren noch die Moscheen und Minarets von Ikonium gewesen, woselbst aus vorzugsweise Persien entlehnten Motiven unter den Seldschuken-Sultanen eine besondere Gattung des sarazenischen Stils sich ausgebildet hatte. Nach der Eroberung Konstantinopels wurde die Ikonische Bauweise aufgegeben, und aus der St.-Sophienkirche ein neuer Moscheen-Typus geschaffen, so jedoch, daß man die allgemeine orientalische, aber unter den Seldschuken zu besonderer Vollendung gebrachte Ornamentirung beibehielt, und ihr zu Liebe das eigentlich Romanische des Baues selbst umgestaltete. Da nämlich diese Ornamentirung in einem mit stalaktitenähnlichen Sculpturen bekleideten sarazenischen Bogen der Betnische und des Haupteingangs ihren durch die Sitte geheiligten Anhalt besaß, so wurde durch sie die Durchführung des Spitzbogenstils bedingt. Der Pronaos oder Narthex, in welchem bei den Griechen die Katechumenen, d. h. die noch nicht in die Gemeinde Aufgenommenen, während des Gottesdienstes sich aufhalten sollten, fiel, ebenso wie die für die Frauen bestimmten Hyperoen der griechischen Kirche, als im Islam überflüssig, weg. Auch die Bevorzugung des Mittelschiffs vor den Seitenschiffen schien der Gleichheit der Gläubigen in der Gottesverehrung zu widerstreiten; an die vier Gürtelbögen, welche die hohe Centralkuppel trugen, wurden deshalb nicht blos nach zwei, sondern nach allen vier Seiten Halbkuppeln angelehnt und dadurch auch seitwärts ein freier, luftiger Raum geschaffen. In den vier Ecken, je zwischen den Basen zweier Halbkuppeln erhoben sich kleinere Kuppeln von

lediglich ornamentaler Bedeutung, besondere Sorgfalt wurde auf den vor dem Haupteingange befindlichen, ungefähr den gleichen Raum wie die Moschee einnehmenden Vorhof, Harâm, d. i. Heiligthum, genannt, verwendet; denselben umgibt eine nach außen durch zierliche Fensterwand geschlossene, nach innen offene, von prächtigen Arcaden getragene bleigedeckte Kuppelgalerie, während auf dem gelegentlich mit Cypressen bepflanzten, mit Marmor gepflasterten innern Hofe ein stilgerechter Brunnen das für die religiösen Waschungen nöthige Wasser spendet. Außerdem legte man noch ein das gesammte Gotteshaus einschließendes, äußeres Gehöfte an, welches von den Baulichkeiten religiöser Anstalten und wohlthätiger Stiftungen, Imarehs (Armenküchen), Medressehs (Hochschulen) Kutubhanes (Bibliotheken), Timârhânes (Irrenanstalten) u. dergl. m. eingefaßt, mit schattigen Bäumen bepflanzt zu werden pflegte und innerhalb welches auf der Rückseite der Moschee das Mausoleum des Stifters seine Stätte fand.

Gleich Mohammed II. hielt es, nachdem er dem Islam die Sophienkirche erworben, für seine Pflicht, nach ihrem Muster noch ein Gotteshaus der beschriebenen Art aufzuführen und damit gleich für seine Nachfolger die Norm der Nachahmung festzustellen. Sein Verfahren dabei ist nicht ohne Interesse. Nach der Eroberung der Stadt hatte es ihm nicht allein nöthig geschienen, derselben ein vorwiegend islamitisches Gepräge zu verleihen, sondern auch die christliche Bevölkerung, auf deren Steuerzahlungen zum großen Theil die Blüte des Kriegerstaats beruhte, zu erhalten und ihr die Knechtschaft erträglich zu machen. Zu diesem Ende war der griechische Klerus im Besitze der Mehrzahl der Kirchen Konstantinopels belassen, und dem aus der Aja Sofia vertriebenen Patriarchen das zweitwichtigste alte Gotteshaus, die im Centrum der Stadt, auf dem 4. Hügel, gelegene Apostelkirche[7]), als Kathedrale zugewiesen worden. Wahrscheinlich lag es von vornherein im Plane, mit der Beraubung der Griechen allmählich weiter zu gehen. Unter dem Vorwande, daß die Apostelkirche ganz in einem mohammedanischen Quartier liege, ließ sich Mohammed zwei Jahre später dieselbe wieder abtreten, um sie abtragen und nach abermals 10 Jahren auf ihrer Stelle eine große Moschee aufführen zu lassen, welche, als mit den Ungläubigen im Kampfe abgewonnenen Schätzen erbaut, den Namen des Gründers führen sollte. So entstand die Mehemedijeh, das Werk eines griechischen Baumeisters, Christodul, welcher damit für den in seiner unglücklichen Nation noch immer fortlebenden Kunstsinn Zeugniß ablegt. Die Moschee ist gegen 20′ niedriger als die Aja Sofia; der Umstand aber, daß sie mit ihrem Harâm an der Vorder- und einem Gräbergarten, die Mausoleen des Erbauers und seiner Familie enthaltend, an der Hinterseite, auf einer 12′ hohen Estrade steht, gibt ihr ein stattliches Ansehen. Den weiten Außenhof schließen reich dotirte Stiftungsgebäude ein, darunter 8 Hochschulen (Medressehs), Logirhäuser für viele Softas (Studenten), ein Imareh, wo gratis Speisen ausgetheilt werden u. dergl. m. Während bei der Erbauung der Mehemedijeh der weiße oder bläulich-gestreifte Marmor für Säulen, Thür- und Fenster-Pfosten u. s. w. bevorzugt worden war, sah noch dasselbe Jahrhundert eine zweite Moschee entstehen, in welcher der Reichthum der Stadt an farbigem Gestein seine Anwendung fand. Es war dies die von Sultan Bajasid, dem Sohne Mohammed's II., auf dem alten Forum Konstantin's erbaute, im J. 1498 vollendete Bajasidijeh, in welcher vor allem 20 herrliche Säulen aus Serpentin-Brescia, aus ägyptischem Granit und aus Jaspis bewundert werden. Das mit Cypressen bepflanzte Harâm dieser Moschee ist zwar kleiner als dasjenige der Mehemedijeh, übertrifft dasselbe aber an Schönheit und pflegt wegen der daselbst auf Grund einer alten Stiftung unterhaltenen zahllosen Tauben viel besucht zu werden. Das folgende 16. Jahrh., das glänzendste des Osmanenreichs, war auch das fruchtbarste an großartigen Moscheenbauten. Zunächst stellte im J. 1520 Sultan Suleiman die auf dem 6. Hügel, hoch über dem Binnenhafen von seinem Vater Selim I. erbaute, aber bei Ableben desselben noch unvollendete Selimijeh fertig, ein einfacheres, durch eine einzige große Kuppel ausgezeichnetes Gebäude, dessen Säulen von Alexandria Troas hergeholt worden waren. Nachdem dann der genannte Suleiman seinen Reichen Rhodus, Ungarn, Aserbeidschan und Irak beigefügt, begann er im J. 1547 seine eigenen Bauten mit der auf dem alten Forum Tauri errichteten, dem Andenken an seinen vier Jahre vorher verstorbenen Lieblingssohn Mohammed gewidmeten Schèhsadèh Dschamissi, d.i. Prinzenmoschee. Drei Jahre später, im J. 1550

---

7) Der griechische Erzbischof Konstantios, welcher in hohem Alter — er starb um 1848 mehr als hundertjährig, — nachdem er Patriarch von Konstantinopel gewesen, in dem Kloster von Chalki, einer der Prinzeninseln, ein wissenschaftlichen Forschungen gewidmetes Leben führte, ein zuverlässiger Gewährsmann, sagt in seinem 1844 zu Konstantinopel herausgegebenen Werke „Konstantinias“ (Beschreibung des früheren und jetzigen Konstantinopels p. 132): „Von alten Leuten, welche selber von noch ältern unterrichtet waren, habe ich gehört, daß der herrliche, von Kaiser Justinian umgebaute und dann von der Kaiserin Theodora und dem Kaiser Basilios Makedo theilweise mit dem heiligen Geräth versehene Tempel der heil. Apostel der Form nach ein Langhaus war.“ Die Apostel-Kirche enthielt Reliquien des Andreas, des Timotheus und des Lukas; daher der Name. Eine besondere Merkwürdigkeit derselben waren zwei Mausoleen oder Hieroen, wie die Byzantiner sagten, nämlich des großen Konstantin und des Justinian, von denen jenes außer dem Porphyr (rosso antico) -Sarkophag Konstantin's noch 17 andere Steinsärge, meistens aus Porphyr und Serpentin-Brescia (verde antico), dieser denjenigen des Justinian aus „frembem, unbekanntem Gestein“ und 14 andere enthielt. Im J. 1848 wurden in einem der Höfe des Serai fünf große Porphyr-Sarkophage aus dem Erdboden aufgegraben und mit ihren Deckeln aufgestellt. Leider sind dieselben ohne Inschriften; jedoch läßt die Seltenheit des Materials und die Größe sicher auf Kaisersärge schließen. Hat vielleicht Mohammed II. unter dem Vorwande des Begrabens sie zu gelegentlicher Verwendung des auch bei den Türken hochgeschätzten dunkelrothen Gesteins dorthin bringen lassen? Offenbar waren diese gewaltigen Monolithen wie altes Gerümpel in die dafür vorbereitete Grube hinuntergestoßen worden, aus der sie nach langer Vergessenheit hervorgeholt wurden. An ehrenvolle Beisetzung war dabei nicht zu denken.

nahm er die seinen eigenen Namen tragende Suleimanijeh in Angriff, das vornehmste Meisterwerk türkischer Baukunst, dessen Vollendung fünf Jahre erforderte. Wie wir bei der Mehemedijeh gesehen, so besteht auch hier das Heiligthum aus einem dreigliederigen Oblongum, dem Harâm, der eigentlichen Moschee und dem Gräbergarten, welcher letztere unter seinen wohlgepflegten Mausoleen, zierlichen polygonen Kuppelgebäuden, außer demjenigen des Sultans selbst das seiner Lieblingsgemahlin Khurrem Sultân, von den zeitgenössischen Europäern Roxelana geheißen, u. a. m. enthält. Zum Bau dieser Moschee wurde das gesammte von Chalcedon, jetzt Kadhi Kjöi, herübergeholte kostbare Material der großen Euphemienkirche gebraucht. Besonders interessant ist die Verwendung von 4 hohen Säulen aus rosarothem ägyptischem Granit, deren Ursprung nicht mit Gewißheit zu ermitteln, zum Tragen der Gürtelarcaden, auf denen die Centralkuppel ruht. Was diese letztere anbetrifft, so hat sie gleichen Durchmesser mit derjenigen der Aja Sofia, sie ist aber gegen 20′ höher aufgebaut, also weniger kunstvoll, ohne daß dies ihrer Schönheit Eintrag thäte. Ueberhaupt hat diese Moschee das Problem harmonischer Verbindung der leichten maueresken Formen und farbenprächtigen Ornamente mit den wuchtigen Massen des Baues besonders glücklich gelöst. Außerordentlich wohlthätig wirkt die sorgfältig berechnete Dämpfung des Lichts, welches durch farbige Glasscheiben, wahrscheinlich persischen Ursprungs, einfällt. Mit dem Innern steht das Aeußere im Einklang. Eine besondere Zierde sind die Arcaden-Galerien, welche je zwei, eine über der andern, sowol an der rechten wie auch an der linken Seite des Gebäudes herlaufen. Von vier Minarets werden die Gebetszeiten ausgerufen. Der äußere Hof ist sehr geräumig; vom Eski Serai beginnend, nimmt er das gesammte Plateau des dritten Hügels ein und ist von geschmackvoll aufgeführten wohlthätigen Anstalten, u. a. vier Hochschulen, einer Bibliothek und einem Narrenhaus, umgeben. Die nächsten Nachfolger des großen Suleiman hatten seine Bauliebe nicht geerbt; erst ein halbes Jahrhundert später entschloß sich Sultan Ahmed I., über die Regel, daß für einen derartigen Bau das Geld im heiligen Kriege zu gewinnen, sich hinwegsetzend, die Hauptstadt mit einer neuen großherrlichen Moschee zu beschenken, für welche ein besonders günstiger Platz am Hippodrom bestimmt wurde. Der Bau wurde 1610 begonnen und 1614 vollendet. Diese Moschee ist größer als diejenige der übrigen Sultane und mit 6 Minarets versehen; im übrigen dürfte der Bauherr die Absicht, seine Vorgänger zu übertreffen, nicht erreicht haben. Im Gegensatze zu der Suleimanijeh ist die Ahmedijeh sehr lichtvoll und mit Vergoldung und weißem Marmor verschwenderisch ausgestattet, jedoch stört die Umwandlung der die Gürtelbogen unter der Centralkuppel tragenden Pfeiler in aufgebaute, wegen ihrer Dicke unförmliche Säulen, sowie auch sonst ein Zurückgehen des Geschmackes bemerklich ist. Antikes farbiges Gestein findet sich hier nicht mehr verwandt; offenbar hatten die Bauten Suleiman's das noch Vorhandene erschöpft. Des Vorhofes mit seinen schattenden Bäumen haben wir schon bei Besprechung des Hippodroms gedacht. Auch die Gemahlin Ahmed's, Kjössemu (mit dem Härems-Namen Mâh-Peikjer, Mondgesicht), eine ausgezeichnete Frau, welche als Mutter zweier Sultane und Großmutter eines dritten auch politisch eine Rolle spielte, führte am Fuße des dritten Hügels nahe dem Hafenufer eine den vorerwähnten ebenbürtige Moschee auf, welche nach ihr Sultan-Walideh Dschamissi, die Moschee der Sultanin Mutter, genannt wurde, im Volke aber wol im Gegensatze zu der kurze Zeit vorher fertig gewordenen Ahmedijeh den Namen Jeni Dschami, die neue Moschee, erhalten hat. Außer diesen genannten besitzt Konstantinopel noch eine Anzahl kleinerer von Sultanen, Sultaninnen, hohen Staatsbeamten und reichen Privatpersonen gegründeter Moscheen[8]), welche, wenn auch an und für sich architektonisch werthvoll, da sie überall analoge Formen wiedergeben, zu beschreiben sich nicht verlohnt. Den Dschamis, d. h. mit Minber, hoher, steiler Kanzel zur Proclamirung der Souveränetäts-Fürbitte (Khutbeh) Freitag Mittags versehenen größeren Moscheen mit Dotation für mehrere Geistliche, schließen sich die kleineren, Mesdschid, mit nur einem Imam und zur Bedienung des niedrigen Minarets einem Muessin an, deren Konstantinopel eine große Menge in Gebrauch und vielleicht nicht viel weniger, sei es durch Brände, sei es durch andere Ursachen, zur Ruine geworden, als solche aber gewissenhaft erhalten, aufweist. Auch sind an dieser Stelle die als Grabkapellen dienenden Mausoleen, die Türbehs, zu erwähnen, polygone oder viereckige Kuppelgebäude, oft von großer Zierlichkeit in den Maßen und ebenso reicher wie geschmackvoller Ausstattung. Ein sargähnlicher Aufbau in der Mitte des Raumes, mit Shawls überdeckt und mit dem Turban des Verstorbenen geziert, wird für das Grab des letzteren ausgegeben, obwol er unter der Stelle in der wirklichen Erde ruht, und man demnach nur ein Kenotaphium vor sich sieht. Die Wände sind mit Mihrab, der Marmor-Estrich mit Bet-Teppichen versehen, und feingeschnitzte, mit Perlmutter ausgelegte Lesepulte (Rähləhs) mit aufgeschlagenen Koran-Manuscripten laden zu Gunsten der Seele des Abgeschiedenen zur Lektüre des heiligen Buches ein. Besonders ausgezeichnete Türbehs sind außer den schon erwähnten des großen Suleiman und der Roxelane dasjenige des Sultans Abdulhamid I. an der Straße Vesir Jolu, sowie das prachtvolle, aber stillose des Sultans Mahmud II. an der Straße Diwân Jolu. Viele Türbehs sind zum Seelenheil des Verstorbenen mit wohlthätigen Anstalten versehen, wie wir deren als Nebengebäude der großen Moscheen kennen gelernt haben, in ernstem Stile aufgeführten, massiven Häusern mit kleinen vergitterten Fenstern, die kleinen

8) Wir erwähnen Nuri-Osmanijeh (das osmanische Licht), Laleli (die Tulpen-Moschee), Mihru Mâh (die Moschee der Prinzessinnen Sonne und Mond), Ali Pascha, endlich des sonderbaren Namens wegen Tatkji-jedim „nimm an, ich hätt's gegessen“, als Antwort des Erbauers auf ihm wegen der großen Ausgaben gemachten Vorstellungen).

Zellen gleichenden Zimmer überwölbt und mit Blei gedeckt. Da im Islam die Gelehrsamkeit als potenzirte Frömmigkeit [9]) betrachtet wird, so spielen hier höhere und niedere Lehranstalten, Medresseh's und Mekteb's, die erste Rolle. Die Anstalten sorgen für den, allerdings sehr kärglichen, Unterhalt der Softas, besolden die Lehrer jeder Kategorie und beschaffen sogar die im Orient seltenen und kostbaren Bücher. Zu den Wohlthätigkeitsanstalten gehören daher in Konstantinopel auch die Bibliotheken, deren es außer einer großen Zahl nur bestimmten Personen zugänglicher dreizehn öffentliche gibt. Unter diesen sind die wichtigsten: die des Sultans Abdulhamid I., in welcher als hochgeehrte Reliquie die angeblich eigenhändigen Abschriften des Koran von Omar, von Othman und von Ali deponirt worden; diejenige des Mehemed Kjöprülü; des Raghyb-Pascha; des Ibrahim Pascha. In keiner dieser Bibliotheken ist für Ergänzung oder Vervollständigung gesorgt; wir würden sie nur Sammlungen werthvoller Manuscripte in arabischer, persischer und türkischer Sprache, sich über alle in den betreffenden Literaturen behandelten Gegenstände erstreckend, nennen können.

Als gleichfalls nach orientalischen Begriffen den religiösen Wohlthätigkeitsanstalten halb und halb angehörend, schließen wir hier die Hammams, warmen Bäder, und die Khans, Einkehrhäuser, an, welche beide in den belebteren Theilen der Stadt zur Charakteristik der Hauptstraßen beitragen. Die bessern Hammams sind sehr stattliche Gebäude, welche der Neuling trotz der fehlenden Minarets wegen der sie überwölbenden Kuppeln für Moscheen zu halten geneigt ist. Die erstere dieser überdacht einen weiten, viereckigen, in der Mitte bisweilen mit einem Springbrunnen verzierten, durch hochangebrachte Wandfenster erleuchteten Raum, in welchem sich das Bureau des Intendanten, eine Kaffeewirthschaft und für die Gäste zwei den Wänden entlang laufende Estraden, eine obere und eine untere, beide mit Matten oder Teppichen belegt, vorfinden. Da auf letztern die Gäste ihre Kleider ablegen, so führt die Localität den persischen Namen Dschamegjan (Kleider). Durch ein enges und wenig erleuchtetes Mittelgemach, Sowukluk, Kalthaus, benannt, welches den Gast an die höhere Temperatur zu gewöhnen dient, tritt man sodann in das unter der zweiten Kuppel befindliche Gemach, das Sydschaklyk, Heißhaus, welches durch unter dem Boden erzeugte Wasserdämpfe stark geheizt wird. Es ist dies ein polygoner, spärlich von oben erleuchteter Raum, in dessen Marmorestriche sich eine mittlere Erhöhung der Gjöbektaschy, Nabelstein, zum Ausstrecken und Kneten des Gastes befindet, während zur Seite in kleinen Nischen warmes und kaltes Wasser zur Hand ist, um die Reinigung zu vollenden. Hammams finden sich über die ganze Stadt vertheilt, jedoch sind die ansehnlichern ausnahmslos in der östlichen, vornehmeren Stadthälfte. Ebenda finden sich, als dem Mittelpunkte des Verkehrs, dem großen Basar, nahe, auch Khans, große, massive Gebäude von finsterem festungsmäßigem Ansehen, mit großem innerem Freihofe auf welchem die zum Waarentransport dienenden Saumthiere be- und entladen werden können. Den Hof umgibt eine doppelte Arcadenreihe, die untere vor Stallungen und Magazinen, die obere vor den Logirzimmern der Kaufleute herlaufend. Das aus kleinen, mit Blei gedeckten Kuppeln bestehende Dach und die soliden Steinwände geben wieder Feuersgefahr, die starke, eisenbeschlagene Thür des einzigen Eingangs aber wider die Raublust des Pöbels bei Aufständen Sicherheit. Besonders ausgezeichnete Khans sind der Vesir Khani am großen Basâr, und besonders der Walideh-Khani, eine Stiftung der als Erbauerin der Jeni Dschami erwähnten Sultaninn Kjössemu.

Was den Basar, in Konstantinopel gemeinhin Tscharschy (vom persischen Tschahâr ßu quadrivium) genannt, anbetrifft, so ist derselbe eine Schöpfung der Osmanen, welche ihn den überall in den levantinischen Städten bestehenden überdeckten Markthallen nachbildeten. Es ist ein weiter Complex von Gebäudeinseln, lange Reihen von Verkaufs- und zugleich Werkstatts-Butiken, d. h. Dukkjâns, je mit dahinterliegendem Waarenlager, bildend, in welchen die verschiedenen Handwerke oder Handelsbranchen gildenmäßig nebeneinander ihre Erzeugnisse, resp. Waaren feil haben. Offenbar wurde der älteste Theil auf dem Forum Constantini errichtet, auf welchem vielleicht unter den spätern byzantinischen Kaisern eine ähnliche Einrichtung bestand; daselbst befindet sich der Besesten (die Zeughalle), die am meisten architektonisch aufgeführte Abtheilung des Marktes, in welchem Waffen, Teppiche, Bücher und Manuscripte und allerlei Antiquitäten orientalischen Ursprungs ausgeboten werden. Die andern Basare scheinen je nach Bedürfniß allmählich hinzugekommen zu sein, nordwärts das Plateau und einen Theil der Abdachung gegen das Goldene Horn ausfüllend. Die einzelnen Basarinseln sind verschließbar und besitzen je ein Wächterpersonal, welches dafür sorgt, daß am Tage während der Verkehrstunden die Thore geöffnet sind und nachts keine Diebe eindringen. Der ganze von diesen Verkaufshallen eingenommene Raum soll gegen 7000 □Klafter betragen. Getrennt von dem Complexe, in größerer Nähe des Hafens, zieht sich der Myssyr-Tscharschyssy, der ägyptische Basar, den Ostfuß des dritten Hügels hinan, die sehr zahlreich vertretene Gilde der Attâr, Gewürz- und Droguenhändler, enthaltend, in deren Läden u. a. die den drei Naturreichen angehörenden Medicinalstoffe des Orients in einer sonst nicht vorkommenden Vollständigkeit und Fülle angetroffen werden. Dieser Basar, den man die alt-einheimische Apotheke der Hauptstadt nennen könnte, bildet eine lange Gasse, deren hohes, stattliches Spitzbogen-Gewölbe an das Langhaus einer gothischen Kirche erinnert.

Ueber das Straßengewirr der Basare im allgemeinen orientirt man sich am besten, indem man den sogenannten Seraskjer-Thurm, einen aus dem benachbarten Eski-Serai oder Seraskjerat hoch aufragenden, oben mit Feuerwache versehenen Thurm, besteigt, von welchem man

9) Nach dem Hadiß (Ausspruch Mohammed's): Nur die Gelehrten fürchten Gott.

nicht nur über die Stadt, das Goldene Horn und die daranliegenden Ortschaften, sondern nordwärts bis weit den Bosporus hinauf und südwärts über das Marmarameer mit seinen Inseln und Küsten eine im höchsten Grade lohnende Aussicht genießt. Ueber das Eski-Serai aber, von dem wir bereits erwähnt, daß es die Stelle des Senatsgebäudes der alten Kaiserstadt eingenommen, haben wir noch Folgendes nachzutragen. Die dominirende Lage jenes Palastes im Herzen der Stadt oberhalb des Forum Constantini gefiel dem Sultan Mohammed II. so gut, daß er nach der Eroberung daselbst seine Residenz zu nehmen gedachte, zu welchem Zwecke er einen weiten Raum mit einer, noch jetzt vorhandenen, gegen 22′ hohen, beinahe eine halbe Stunde langen Mauer umgeben und im Innern die erforderlichen Baulichkeiten aufführen ließ. Erst später wurden ihm die großen Vorzüge der Ostspitze des von der Hauptstadt eingenommenen Raumes klar, und er beschloß daselbst ein neues Serai zu errichten, was auch von 1468 an ausgeführt wurde. 20 Jahre nach der Eroberung, also im J. 1473, konnte das Hoflager dahin verlegt werden, und seitdem diente das frühere Palais, jetzt Eski-Serai oder das alte Serai genannt, zur Aufnahme des Weibernachlasses früherer Herrscher und überhaupt verblühter Haremsschönen; bis unter Sultan Mahmud II. das Kriegsministerium, Seraskjerat, dahin gelegt wurde, und die Weiber in dem ebenfalls verlassenen neuen Palais an der Seraispitze Unterkunft fanden. Es ist bemerkenswerth, daß Mohammed II., wie er schon seine erste Residenz mit einer starken Mauer geschützt hatte, so die zweite mit eigentlichen mittelalterlichen Befestigungswerken, einer von vielen Thürmen flankirten Zinnenmauer, umgeben zu müssen glaubte. Gegen die Marmarameer-, die Bosporus- und die Hafenseite verstand sich dies von selbst; wenn aber die Mauer auch auf der Stadtseite fortgesetzt wurde, so kann man sich dies nur dadurch erklären, daß schon damals bedrohliche Volksaufstände gegen den Herrscher vorhergesehen wurden. Daß die Seraimauer auf der Stätte der alten Befestigungsmauer von Byzanz stehe, ist eine wiederholt aufgestellte, aber nicht zu erweisende Behauptung, wenn es auch natürlich ist, daß man etwa aufgefundene Substructionen der alten Mauer benutzte. Jedenfalls müßte man die große östliche Einbucht der Serai-Mauer, durch welche die Aja Sofia ausgeschlossen und der Stadt einverleibt wird, ausnehmen, da die Mauer von Byzanz, wie wir oben bewiesen, zwischen der besagten Kirche und dem Hippodrom hinlief. Nichtsdestoweniger umfaßt die Seraimauer einen Raum, auf welchem eine kleine Stadt wol Platz fände, sodaß daselbst, abgesehen von den für den Sultan, für sein Harem, für den Reichsschatz u. s. w. nöthigen Gebäuden, für die Kasernen einer Besatzung, für ein zahlreiches, militärisch organisirtes Civildienstpersonal, für Schmuckgärten, Cypressenhaine und weite Höfe die nöthigen Räumlichkeiten angewiesen werden konnten.

Topographisch ist das Serai eine Fortsetzung des Plateaus, auf welchem die Sophienkirche erbaut wurde; nahe seinem Abfalle in das Meer hebt sich dasselbe zu einem Hügel und bildet so die bei den alten Griechen so hoch geschätzte Vorbedingung einer auf Vertheidigung gegen Angriffe von der Landseite hingewiesenen griechischen Seestadt an barbarischer Küste. Auf diesem Hügel, welcher einst die Akropolis des alten Byzanz trug, und von welchem der Blick das gesammte Becken des Goldhorns, einen großen Theil des Bosporus und der Propontis beherrscht, legte der Sultan die Paläste seiner Residenz an, welche durch Baumanpflanzungen allmählich so verdeckt wurden, daß nur die bleigedeckten Kuppeln und ein Theil der weißen Außenwände aus dem Grün hervorragten. Um an jene Paläste zu gelangen, hat man zwei Vorhöfe und drei Thore zu passiren. Das erste dieser, wahrscheinlich von einem anatolischen Künstler hergestellt, ist schmucklos, entbehrt aber nicht einer gewissen düstern Majestät; es wird Babi-humajûn, das Kaiserthor genannt. Durch dasselbe gelangt man auf den ersten Hof, ein unregelmäßiges, mit einigen schlecht gepflasterten Wegen durchzogenes Rechteck von gegen 1000 Schritt Länge, an welchem die Großherrliche Münze, die Irenenkirche, jetzt Kriegsmuseum, das Finanzministerium u. s. w. liegen, und auf welchem der Zutritt jedermann gestattet ist. Das zweite Thor, von alterthümlichen spitzen Thürmen flankirt, aber ebenfalls ohne weitere Ornamentirung, heißt Bab-es-Selâm, Thor des Heils, und führt auf den zweiten Hof, einen kleineren, rings von Gebäuden eingeschlossenen rechteckigen Raum, an welchem die Gemächer der früher hier als Garnison stationirten Janitscharen und der Diwân-Saal gezeigt wird, in welchem der Großherr ungesehen den Berathungen seiner Minister beiwohnen konnte. Durch ein neben dem Diwângebäude befindliches reich geschmücktes Thor gelangt man von da zu dem ausschließlich dem Sultan, seinen Weibern und Eunuchen als Aufenthalt dienenden dritten Hof. Das besagte dritte Thor führt den Namen Bab-Seadet, Thor der Glückseligkeit; es wurde noch in der Mitte dieses Jahrhunderts von den sogenannten Sûlfû Baltadschi, „gelockten Helebardirern", d. h. weißen Verschnittenen, bewacht, da aber dieselben schon damals auf den Aussterbe-Etat gesetzt waren, so dürfte zur Stunde von dieser häßlichen Reliquie nichts mehr vorhanden sein. Im Innern des dritten Hofes findet man sich in einem Gewirr von Häusern, Kiosks, isolirten Kuppelbauten, Höfen und Gärten, dem man es gleich ansieht, daß es nicht einem einheitlichen architektonischen Plane, sondern der Laune und dem wechselnden Bedürfnisse der Jahrhunderte seinen Ursprung verdankt. Unter den Baulichkeiten ist zunächst zu erwähnen der Thronsaal der Sultane gleich zur Linken des Einganges, sodaß bei besondern Anläßen, z. B. Audienzen fremder Gesandten, der Zutritt gestattet werden konnte; ein rein orientalisches mittelalterliches Gemach, prachtvoll mit Marmor und Vergoldung decorirt, nur durch farbige Fenster schwach erleuchtet, von nach unserem Geschmack kleinen Maßen, mit unverhältnißmäßig großem, reich ornamentirtem Kamin in der Mitte der dem Eintretenden gegenüber befindlichen Kleinseite des Rechtecks und zur Rechten desselben einer nicht minder unverhältnißmäßig großen mit kostbarem Gitterwerk umgebenen Estrade, auf welcher sich der Thron-

sitz des Sultans befindet. Es war in diesem Raume, wo bis Ende des vorigen Jahrhunderts den zur Audienz empfangenen Gesandten so viele Demüthigungen zugemuthet wurden. Dann ein einfaches Holzgebäude, einen einzigen ungeheuern Saal bildend, in welchem in Stockwerken übereinander, mittels leichter Treppen und Galerien erreichbar, eine Menge kleiner Gemächer zu beiden Seiten eines freigebliebenen Mittelraums, gleichsam einer Straße, hineingebaut worden sind. Dies Haus entspricht ungefähr der Idee, die man sich von einem Harem der frühern Jahrhunderte wol machen möchte und ist auch wol ohne Frage als solches angelegt worden. Nur aus einem begreiflichen nationalen Schamgefühle ist es zu erklären, daß es den fremden Beschauern als Kaserne und Schule der Itsch-Oglans, Pagen, bezeichnet zu werden pflegt. Ferner ein herrliches Marmorbad und schließlich ein auf hohem Sockel sich erhebendes stilvolles Kuppelgebäude, in welchem Reliquien des Propheten, u. a. sein als Reichsbanner dienender Mantel, und viele historische Curiositäten, die Miniaturbilder vieler Sultane u. dgl. m. aufbewahrt werden. Daß das Serai, anstatt wie der officielle Ausdruck lautet, eine Stätte der Glückseligkeit zu sein, für die meisten Sultane nur ein goldener Käfig gewesen ist, in welchem sie, durch Sinneslust sich betäubend, entweder dem vorzeitigen Marasmus oder dem gewaltsam herbeigeführten Untergange entgegengingen, ist aus der türkischen Geschichte bekannt genug. Schon früh zeigte sich daher auch bei ihnen ein Misbehagen an dem Orte, dem der eine durch unruhiges Lagerleben, der andere durch Bevorzugung Adrianopels als Residenz Ausdruck gab. Der Janitscharen-Aufstand vom J. 1703 machte der Freiheit in der Residenzwahl ein Ende, der Sultan wurde genöthigt, sein Hoflager im Serai von Stambul zu nehmen, und seitdem wachte die Truppe darüber, daß der Gebieter sich nicht wieder ihrem Einflusse entzog, bis es Mahmud II. im J. 1826 gelang, an den Kerkermeistern seines Hauses, den Mördern mehrerer seiner Vorfahren, blutige Rache zu nehmen. Derselbe Sultan siedelte dauernd in die Bosporusschlösser über und seitdem ist das Serai nur von dem Wächter- und Dienstpersonal sowie von den Haremen früherer Sultane bewohnt. Vorher hatte Mahmud ein neues Palais am Serai-Burnu, der Ostspitze, innerhalb des obenerwähnten Kanonen-Thores (Top-Kapy) angelegt. Dieses durch die theilweise Einbürgerung von europäischem Luxus in die noch ganz den orientalischen Bräuchen angepaßten Räume sich auszeichnende Gebäude ist hauptsächlich seiner unvergleichlichen Lage wegen besuchenswerth. Unter den abgelegenen Lusthäusern oder Kiosks des Serai sind zwei zu beachten, nämlich der die Mauer nach der Stadtseite in der Nähe das Pfortengebäudes überragende Alaikjöschkü (Standartenkiosk) wegen der sich an ihn knüpfenden historischen Erinnerungen, und der an der Südabdachung gegen das Marmarameer zu in einem Cypressenhaine liegende Gülbaneh Kiöschkü, Kiosk von Gulhaneh d. i. Rosenhaus, wegen des daselbst im December 1839 proclamirten berühmten Hattischerifs, welcher nach ihm seinen Namen erhalten hat.

Seitdem unter Mahmud II. mit der Anerkennung der intellectuellen Ueberlegenheit des christlichen Europa auch europäischer Geschmack und eine Vorliebe für europäische Sitte nach Konstantinopel gedrungen, wurden die alten orientalischen Formen vernachlässigt, ohne daß das an die Stelle tretende Neue auf Originalität Anspruch machen könnte. Nur selten sieht man noch jene solid und doch leicht gebauten, mit Geschick bemalten Wohnhäuser mit weit vorragendem Dache, jene Empfangszimmer mit doppelter Fensterreihe, unten mit weißem und oben mit farbigem Glase, jene schattigen Veranden, welche Sinn für Wohlleben verrathen. Die kostbaren Marmorpalais, welche hier und da an die Stelle getreten, vermögen nicht, den Beschauer in gleichem Maße für sich zu erwärmen. Auch die alte stilvolle Ornamentirung in Arabesken von Pforten, Balustraden, Galerien u. s. w. ist vielfach verlassen und theils gar nicht, theils durch geschmacklose Schnörkelei ersetzt worden. Auch ist ein Ueberhandnehmen nüchterner Nützlichkeitsbauten zu beklagen, ohne daß allerdings der Stadt die Poesie des südlich-orientalischen Charakters geraubt wäre. Als nur um ihres Zwecks willen wichtige Gebäude erwähnen wir der im Auftrage Sultan Abdulmedschid's erbauten Universität, mit welcher ein italienischer Baukünstler sich neben das herrliche Werk des Anthemius von Tralles zu stellen gewagt hat, das Pforten (d. h. Ministerial-) -Gebäude, das Kriegsministerium (Seraskjerat), das griechisch-orthodoxe Patriarchat im Stadttheile Fanal, das eutychianisch-armenische Patriarchat im Stadtheile Kum-Kapy, beide mit geräumigen und reichen, aber stillosen Kirchen, das türkische Mauthgebäude am Baghtsche-Kapyssy (Gartenthor) des Hafens. Bemerkenswerth wegen seines Inhalts ist das schon als am Hippodrom gelegen erwähnte Museum, eine Stiftung Abdulmedschid's mit werthvollen, auf die türkische Vergangenheit bezüglichen Gegenständen.

Konstantinopel kann nicht betrachtet werden ohne sein extramuranes Gebiet, dessen große Ausdehnung die Stadt gleichsam zum geographischen Begriff macht, dessen Beherrschung aber, wie in der Natur der Dinge begründet, so für sie eine Lebensbedingung ist. Dieses Gebiet, durch den lebhaftesten Verkehr mit der Stadt verbunden, zerfällt in drei Theile: 1) die Hafenortschaften, 2) diejenigen des rechten europäischen Bosporusufers und 3) diejenigen des linken kleinasiatischen. Das Goldene Horn und der Bosporus vereinigen in hohem Grade die Vortheile eines der Ebbe und Flut nicht unterworfenen Meeres mit denen eines Binnengewässers; zu allen Jahreszeiten halten die Ufer sich in gleicher Höhe über dem Wasserspiegel, sodaß die Häuser bis hart an den Rand vorgeschoben, die Marmorstufen der Paläste bis in die Flut selbst hineingelegt werden können. Zugleich aber wird durch die Nähe der Uferberge die Gewalt der Stürme gebrochen, welche nur ausnahmsweise und nie in gleichem Maße wie auf dem offenen Meere ihre zerstörende Wirkung zeigen. Dabei sorgt die Strömung, d. h. der beständige Abfluß des Schwarzen Meeres nach der Propontis, für stete Erneuerung des Wassers und

Entfernung des Unraths. Es ist demnach nur natürlich, daß die von bald sanfteren, bald schrofferen, vielfach durch Schluchten und Thäler unterbrochenen Gehängen gebildeten Ufer dieser Gewässer eine fast überall eng zusammenhängende Flucht von Dörfern, Villen, Palästen, Burgen, parkähnlichen Gärten, Moscheen und Minarets, aus lieblichem Grün hervorsehend, von Pinien-Terrassen, Begräbnißplätzen, die sich als Cypressenhaine darstellen, von sorgsam gehegten Laubholzgruppen und einzelnen, riesigen Zierbäumen umsäumt sind, sodaß für den Fremden die Berechtigung der ihm mitgetheilten verschiedenen Ortsnamen nur auf den hier und da von ihm bemerkten Landungsbrücken zu beruhen scheint. Wenn schon der Bosporus den Eindruck eines riesigen Stromes macht, so noch mehr die sich anderthalb Meilen tief in das Innere hinein erstreckende Bucht des Goldhorns, welche sich geographisch als Fortsetzung der von den beiden bedeutendsten Flüßchen des Tafellandes, dem Barbysos und Kydaris der Alten, jetzt Ali-Bey-Kjöi-Sui und Kjaghid (spr. Kjâd) -Hâne-Sui, gebildeten Mündungsniederung darstellt. Bei dem gewaltigen Aufschwunge, welchen infolge der Reformen Mahmud's II. der Handel der Hauptstadt nahm, genügte der bis dahin ausschließlich durch Kaiks vermittelte Verkehr der beiden Seiten des Hafens nicht mehr, und im J. 1838 ließ der Sultan von der für Pferde und Wagen den bequemsten Zugang zu dem Plateau der Hauptstadt bietenden Niederung zwischen den dritten und vierten Hügel aus nach der flacheren Westseite von Galata eine Pontonbrücke schlagen, welcher ungefähr 10 Jahr später eine zweite östlichere, dem beiderseitigen Verkehrsleben nähere nachfolgte. Damit zerfiel die Bucht in drei Theile, deren jeder allein für die größte Flotte der Welt bequemen Ankerplatz bietet, das sind, von der Bosporusseite anfangend, zunächst der Außenhafen, dann zwischen den beiden Brücken der Handelshafen und endlich westlich von der zweiten Brücke der Kriegshafen. Dieser letztere wird von dem auf einem Hügel des Norduferѕ, dem sechsten Hügel Konstantinopels gegenübergelegenen stattlichen Bau des Arsenals, Tersana[10]) genannt, überragt, an welches sich sehenswerthe Schiffswerften und ausgedehnte Fabriken aller möglichen Marinerequisiten anschließen. Von sonstigen am innersten Theile des Hafens gelegenen Ortschaften erwähnen wir das Dorf Ejjûb, auf der rechten (konstantinopler) Seite eine kleine halbe Stunde von dem Blachernenthore, Aiwân-Serai Kapyssy, entfernt gelegen und sich malerisch inmitten üppiger Gärten und Cypressenhaine vom Ufer aus den Berg hinanziehend, mit großer und prächtiger Moschee, auf der Stelle errichtet, wo im J. 672 Abu Ejjub Khâlid, ein ehemaliger Kampfgenosse Mohammed's und Führer der ersten islamitischen Expedition gegen Konstantinopel, im Kampfe wider das griechische Heer gefallen sein soll, sowie vielen Mausoleen von Sultanen und Sultaninnen. In der besagten Moschee, einer der Gründungen des Sultans Mohammed II., findet die bei den Osmanen an die Stelle der Krönung christlicher Herrscher tretende Umgürtung mit dem daselbst aufbewahrten Schwerte des Propheten statt. 2) Chaßkjöi und 3) Kassym Pascha, zwei volkreiche Flecken auf der Nordseite des Goldenen Horns, jenes im Westen und dieses im Osten der Admiralität gelegen. Chaßkjöi wird vorzugsweise von Juden und Kassym Pascha ausschließlich von Türken bewohnt. Oberhalb des letztern Ortes dehnen sich die dicht bewohnten christlichen Stadttheile St.-Dimitri und Tatâwola aus. Auf Kassym Pascha folgt ostwärts, das gesammte Nordufer des Handelshafens und noch darüber hinaus, zu großem Theile dasjenige des offenen Hafens einnehmend, der wegen seiner mittelalterlichen Mauern noch immer als Festung betrachtete Ort Galata, unter den frühern byzantinischen Kaisern als dreizehnte Region mit dem Namen Ta Syka (Feigen) zu Konstantinopel gerechnet, später aber den Genuesen für ihre Handelsfactorei überlassen, dann von ihnen als Eigenthum betrachtet und mit den noch vorhandenen Festungswerken versehen, deren hervorragendster Punkt, ein mächtiger, weithin sichtbarer Rundthurm, jetzt wie in Konstantinopel der Seraskjerthurm, oben mit einer Wache zum Erspähen und Kundgeben der häufigen Feuersbrünste versehen ist. Gleich oberhalb Galatas beginnt Pera, der als Wohnsitz der fremden Diplomatie seit dem vorigen Jahrhundert so berühmt gewordene Stadttheil, aus einer sehr langen Hauptstraße und einer Anzahl kurzer, meistens enger Seitengäßchen bestehend und durch die großartigen Prachtbauten der deutschen, der russischen, der englischen u. s. w. Botschaft verherrlicht.

An die östliche Stadtmauer Galatas lehnt sich Top-Hana, wörtlich Kanonenhaus, so benannt von der daselbst befindlichen Stückgießerei. Der Ort, welcher sich außerdem durch zwei schöne Moscheen, eine alte, von dem berühmten Renegaten Klytsch Ali, und eine neue, von Sultan Mahmud II. gegründet, sowie durch eine prächtige Artilleriekaserne auszeichnet, bildet mit seinem Ufer den Uebergang vom Goldenen Horn zu der europäischen Seite des Bosporus, welcher wir uns nunmehr zuwenden, uns, wie sich dies von selbst versteht, auf die Hervorhebung der wichtigsten Punkte der etwas über drei Meilen langen Küste beschränkend. Es sind dies zunächst das Thal von Dolma Bagtsche mit dem prächtigen Palais, welches Sultan Abdulmedschid in einem Zeitraume von 10 Jahren mit ungeheurem Aufwande daselbst aufführen ließ, und welches jetzt als die eigentlich officielle Residenz der Sultane betrachtet werden muß. Sodann, eine kurze Strecke weiter den Bosporus hinauf, das Schloß Tschyraghân, von Mahmud II. erbaut und lange Zeit sein sowie seines Nachfolgers Abdulmedschid Wohnsitz, mit herrlichen, sich den Berg hinanziehenden Parkanlagen, oberhalb welcher in einer besondern Einfriedigung sich der Sternenkiosk, Jyldys Kjöschü, der Lieblingssitz des regierenden Sultans Abdulhamid II., befindet. Weiter folgt Bebek mit seinen die Wände eines engen Thales hinansteigenden Villen, sowie einer herrlichen Baumgruppe mit großherrlichem Kiosk am Meere. Ferner Rumēli Hissâri, Burg Rumeliens, ein

---

10) Aus dem Italienischen Darsana, welches selber aus dem Arabischen Dar-es-San'a entstanden.

in dieser Umgebung überraschendes mittelalterliches Schloß mit gewaltigen Rundthürmen und zinnengekrönten Mauern, von Sultan Mohammed II. schon vor der Eroberung Konstantinopels zur Beherrschung des hier besonders engen Kanals nach der Form des arabischen Wortes Mohammed (محمد) erbaut. An den in der diplomatischen Geschichte des türkischen Reichs mehrfach erwähnten Küstenstellen Emirgjân und Balta Limân vorüber gelangt man weiter nach Therapia, einer großen Ortschaft auf weit gegen Osten vorspringendem und demnach dem kühlenden Winde des hier sichtbar werdenden Schwarzen Meeres ausgesetztem Vorgebirge, schon längst als bevorzugter Sommersitz der vornehmen fanariotischen Familien Konstantinopels bekannt, seit der Mitte dieses Jahrhunderts aber, durch successive Terrainschenkungen der Pforte an die Botschafter Frankreichs, Englands und Deutschlands zu einem wichtigen Aufenthalte der Diplomatie geworden. Oberhalb Therapias bildet die Küste eine tiefe, sichern Ankergrund gewährende Bucht, die Bai von Bujukdèrèh, so genannt nach einem in ihrem Grunde gelegenen großen Dorfe dieses Namens, dem Sommersitze der nicht in Therapia angesiedelten Gesandtschaften, u. a. Rußlands, welches hier eine schöne große Villa mit prächtigem Park besitzt. Bujukdèrèh bedeutet das große Thal, und in der That schließt sich an den Grund der Bucht eine weite, von einem Bächlein bewässerte Thalebene, aus welcher sich die mit Gottfried von Bouillon's Aufenthalte vor Konstantinopel in Verbindung gebrachte Platanengruppe erhebt. Bei Bujukdèrèh ändert sich insofern die Scenerie, als nunmehr die Uferberge höher werden, wildere Formen annehmen und sich hier und da mit Hochwald schmücken. Es sind die Ausläufer des Strandscha, welcher auf der rumelischen, wie seine jenseitige Fortsetzung auf der anatolischen Seite, dem Schwarzen Meere sich entgegenthürmend, hier durch die einen Ausgang nach der Propontis suchenden Gewässer durchbrochen worden ist. Von den nun folgenden Ortschaften ist nur noch das an Bujukdèrèh grenzende Sarijeri als Bosporusdorf im eigentlichen Sinne des Worts zu bezeichnen; darüber hinaus findet kein unmittelbarer Einfluß der Hauptstadt mehr statt. Abgesehen von den Forts, welche hier wie auf dem anatolischen Ufer die Einfahrt in den Kanal vertheidigen, haben die seltenen Dörfer daselbst lediglich eine seßhafte Bauern-, Hirten- und Fischerbevölkerung, während dem eigentlichen Bosporus entlang die einheimische Bevölkerung ganz gegen die während der Sommermonate daselbst Erfrischung suchende hauptstädtische zurücktritt. Der Konstantinopolitaner hat eine große Vorliebe für den von Schiffen und Kähnen belebten untern und mittlern Bosporus mit seinen blühenden Ufern, und doch ist schwer zu entscheiden, ob die Großartigkeit des Blicks auf die vor den wellenumtosten schwarzen Felsen des Eingangs sich ausdehnende bewegte Wasserfläche mit ihren seltenen Segeln nicht die Lieblichkeit jenes reichlich aufwiegt.

Die asiatische Seite hat vor der europäischen den Vorzug höherer Berge, größeren Quellenreichthums und fruchtbaren Bodens; sie steht ihr nach, insofern sie die schönere Horizontlinie bildet, auf welche von der gegenüberliegenden Seite der Blick fällt. Vom Schwarzen Meere hinunterfahrend erwähnen wir zuerst Hunkjâr Iskelessi, d. i. die großherrliche Anfurt, mit einem Kiosk des Sultans, nach welchem eine russisch-türkische Convention benannt worden; in der Nähe erhebt sich der Riesenberg (Mont-Géant) bei den Türken Jûscha Daghy, Josuas-Berg, mit auf dem Gipfel gezeigten 44 langem Grabe des Erzvaters, der höchste Berg am Bosporus. Dann die sogenannten Süßen Wasser Asiens, eine schöne Wiesenlandschaft mit großherrlichem Kiosk, durch welche sich ein wasserreicher Bach, der Gjöksu, schlängelt. Die Stelle befindet sich der oben erwähnten rumelischen Burg gegenüber und wird von Anadoli Hissâri, der anatolischen Burg, einem ähnlichen, nur nicht wie jene auf stolzem Felsenhange gelegenen, mit Mauern und Thürmen bewehrten Schlosse überragt. Südwärts schließt sich dem Thale ein weit vorspringendes, bis zu seinem hohen Gipfel bebautes Cap, Kandilli, an, von dessen Höhe man eine fast über den ganzen Bosporus sammt Konstantinopel sich erstreckende Aussicht genießt. Weiter abwärts folgt Bejlerbej, eine Sommerresidenz des Sultans, mit ausgedehnten Ziergärten von Mahmud II. angelegt. Weiter, der Mündung des Goldenen Horns gegenüber, Skutari, die einzige Ortschaft der asiatischen Seite, welche nach Bauart der Straßen, Ausdehnung u. s. w. den Namen einer Stadt verdienen würde, wenn ihr nicht die nothwendigen Erfordernisse einer solchen nach Landesbegriff, ein Bazar und Ringmauern, fehlten. Skutari, an welches sich unter seinem alten Namen Chrysopolis die Erinnerung an einen entscheidenden Sieg Konstantin's über seinen Schwager Licinius knüpft, besitzt eine zur Verschönerung des Blickes auf die asiatische Küste erheblich beitragende, ansehnliche Moschee und einen Kiosk des Sultans; ein hinter der Stadt liegender Berg, der Bulgurlu, wird vielfach wegen der Aussicht auf Konstantinopel und das Goldene Horn bestiegen. Südlich schließt sich an Skutari eine weite, dürre Hochfläche, Haydar Pascha Owassy genannt, mit von Sultan Selim III. erbauter riesiger Kaserne, der Selimijeh, und einem entsprechenden Militärhospital. Da wir hiermit schon Konstantinopel gegenüber angelangt sind, so kann weiter südwärts von einem Ufer des Bosporus, als des Kanals, füglich nicht mehr die Rede sein, denn die nun folgende Ortschaft, das besonders bei den Griechen beliebte Dorf Kadhikjöi, das alte Chalcedon, mit seinen Weingärten und Villen schaut schon gegen das Marmarameer und wird durch einen Arm desselben von Konstantinopel getrennt. Jedoch ist es wegen seiner nahen Beziehungen zu letzterm hier noch zu erwähnen.[11]) Chalcedon ist ein freundlicher Ort, in welchem man aber nach Resten des Alterthums sich vergebens umsieht,

11) Die zum Theil bekannte, mittelalterlich griechische Benennung von Localitäten am Bosporus habe ich anzuführen unterlassen, weil es in der That nur Namen sind. Wer sich dafür interessirt, der findet sie in Dr. M. Busch's Reisehandbuch der Türkei.

nachdem schon Kaiser Valens das Material der Stadtmauer zur Errichtung seines Aquäducts und später Sultan Suleiman der Prächtige die Ruinen der Euphemienkirche zum Bau seiner großen Moschee verwandt hatte.

Wie bereits angedeutet, stehen alle Bosporus-Ortschaften dadurch mit der Hauptstadt in so naher Beziehung, daß sie sämmtlich für die lange Sommerzeit dorther den Haupttheil ihrer Einwohnerschaft erhalten, manche aber kaum anders denn als Sommerfrischen existiren. Nicht allein der hohe türkische Beamte, der fremde Botschafter, der reiche Handelsherr, welcher außer seiner mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Stadtwohnung ein eigenes prachtvolles Jaly, d. i. Uferpalais, besitzt, nicht nur die Masse der wohlhabendern kleinen Geschäftsleute, Krämer und Handwerker aller in Konstantinopel vertretenen Nationen und Confessionen, sogar viele Unbemittelte, socialen Sphären angehörend, welche in Europa an solchen Luxus nicht einmal denken würden, bringen es, wenn auch unter Selbstauferlegung großer anderweitiger Entbehrungen, fertig, für ihre Familie eine Landwohnung zu nehmen, wenn dieselbe auch oft nur in einem elenden Holzhäuschen an der kahlen, sonnedurchglühten Berghalde über einem Bosporusdorfe besteht. Im Frühjahre wird demnach der allgemeine Umzug, Götsch, wie die Türken sagen, nach dem Bosporus hinaus und mit Wintersanfang wieder nach Konstantinopel hinein gemacht. Für die rauhe Jahreszeit mag dann wol an die Stätten sommerlichen Wohllebens die Oede eines deutschen Curortes außer der Saison treten. Das Eigenthümliche ist dabei, daß nur die Frauen und Kinder Tag und Nacht auf dem Lande sind, die Männer dagegen morgens früh, die sich ihnen überall in Dampfschiffen und Kaiks bietenden bequemen und raschen Beförderungsmittel benutzend, zur Besorgung ihrer Geschäfte nach der Stadt fahren und erst mit Sonnenuntergang von da zu den Ihrigen zurückkehren. Wenn es also der Hauptsache nach dieselben Leute sind, welche dann die Hauptstadt und dann wieder die Vorstädte bevölkern, und beide zu einem Verwaltungscomplex vereinigt sind, so ist es ohne Zweifel angemessen, sie auch statistisch zusammenzufassen. Leider nur liegen noch keine Volkszählungen vor, es beruhen demnach die Angaben auf ungefähren Abschätzungen. Der Wahrheit dürfte für die Gesammtheit eine Zahl von 1,100,000 Seelen nahe kommen, von denen 600,000 auf die türkische, 230,000 auf die armenische, 150,000 auf die griechische, 30,000 auf die jüdische, 15,000 auf die sogenannte fränkische, d. h. europäische und 75,000 auf die zigeunerische, die südslawische, albanesische, zinzarische, arabische, kurdische und tartarische Bevölkerung entfallen. Die Zunahme scheint weniger dem Ueberschusse der Geburten über die Todesfälle als der Einwanderung zuzuschreiben. Es ist eine bekannte Klage der türkisch-anatolischen Landleute, daß ihre zum Kriegsdienst ausgehobenen und nach Konstantinopel gesandten Söhne auch nach erlangter Entlassung nicht zu ihren Angehörigen zurückkehren, sondern, an die Genüsse der Hauptstadt gewöhnt, daselbst irgendein Unterkommen suchen und sich häuslich niederlassen. Das Zuströmen der Armenier aus den wenig ergiebigen und unter politischer Unsicherheit durch Nomadenstämme, Kurden und Turkomanen leidenden Ländern Ost-Kleinasiens ist seit einem halben Jahrhundert ein sehr beträchtliches gewesen. Die Zunahme der Hauptstadt geschieht also zum großen Theil auf Kosten der entvölkerten Provinzen.

Die Industrie ist sehr bedeutend. Konstantinopel producirt Seiden-, Baumwoll- und Seiden-, Woll- und Baumwoll-Zeuge, geschmackvolle Stickereien in Gold, Silber und farbiger Seide in Filz, Tuch, Zephyr u. s. w. gestickte orientalische Frauenkleider, gestickte Collets und Schalwars, ausgezeichnete Gold- und Silberschmiede-Arbeiten, Kupfer und Messingwaaren mannichfaltiger Art, Sättel und Pferdegeschirr, Perlmutter-, Schildpatt-, Ebenholz-, Elfenbein-, Knochen- und Hornschnitzereien, Taback-Präparate, Pfeifenköpfe, Pfeifenrohre und sonstige Rauchrequisiten, Zuckerwerk, Confitüren u. s. w., welches alles im gesammten Orient reichlichen Absatz findet und wovon ein Theil auch auf den europäischen Märkten seinen Platz behauptet. Noch viel erheblicher als die Industrie ist der Handel der Stadt. Konstantinopel ist das vornehmlichste Emporium für die ostthracischen, nordanatolischen und überhaupt die pontischen Länder, welche sich daselbst mit den Industrieerzeugnissen Europas sowie den ihnen nothwendigen Colonialwaaren versehen und dagegen ihre für den Export nach Europa geeigneten Rohproducte, Häute, Getreide, Knochen, Farbstoffe und allerlei Droguen, als Zahlung bieten. Die glückliche Lage zwischen zwei Meeren und an der Grenze zweier Welttheile kommt in den merkantilischen Verhältnissen vorzugsweise zur Geltung; sie bedingt zugleich die leichte Versorgbarkeit der Weltstadt mit den nöthigen Lebensbedürfnissen, mit Schlachtvieh, hauptsächlich Hammelheerden, welche jahraus jahrein von den kurdischen Gebirgen durch Kleinasien, von dem Balkan und der Rhodope durch Rumelien herangetrieben werden, mit Nutz- und Brennholz von den Gebirgen Paphlagoniens (Kastamuni), mit Holzkohle aus dem Strandscha-Gebiete, mit Getreide aus Bithynien und der Donau-Niederung, mit Olivenöl und Wein von den griechischen Inseln u. s. w., während zugleich der Bosporus durch Mannichfaltigkeit und Fülle von wohlschmeckenden und nahrhaften Seefischen, die Thäler der Küstenflüßchen durch ihren Reichthum an Früchten und Gartengemüsen zu der leichten Ernährung des Volkes das Ihrige beitragen. Stillschweigend werden diese Vorzüge auch von dem alten Spruche anerkannt, welcher an Konstantinopel nur drei Mängel findet, nämlich: fuoco, peste e dragomani [12]), jedoch ist zu bemerken, daß seit 1837 infolge der Einführung von Quarantaineanstalten die Pest völlig aufgehört hat, und Konstantinopel nunmehr als ein vorzugsweise gesunder

12) D. h. die bei allgemeinem Holzbau unvermeidlichen Feuersbrünste, die wegen Mangels an gesundheitspolizeilichen Maßregeln doppelt gefährliche Pest und die in den Gesandtschaftsdolmetschern verkörperte Rechtsunsicherheit, das Ergebniß der diplomatischen Jurisdiction und der Vielsprachigkeit.

Ort bekannt ist, dem die von den Straßen aufsteigenden Miasmen nicht schaden, weil sie in der, sei es von Norden, sei es von Süden her über die Stadt hinwehenden reinen Seeluft absorbirt werden. Den Hafen von Konstantinopel besuchen im Jahre ungefähr 15,200 Schiffe in langer Fahrt und 7800 Küstenfahrer, also im ganzen ungefähr 23,000 Schiffe, darunter 6500 Dampfer. Der regelmäßigen Dampfschiffahrtsverbindungen haben wir bereits gedacht.

Was die Geschichte Konstantinopels anbetrifft, so ist eine erschöpfende Zusammenstellung der betreffenden, längst ausgiebig verwertheten Angaben hier nicht unser Zweck, und wir können uns um so kürzer fassen, als wir schon bei der Besprechung der baulichen Denkmäler auf ihre historische Bedeutung Rücksicht genommen haben. Wie überhaupt der Ursprung der griechischen Colonien, so verliert sich auch derjenige von Byzanz in der Sagenzeit; wenn Eusebius den letztern in das J. 658 v. Chr. setzt, so ist dies eine willkürliche Annahme. Sogar an dem megarensischen Könige Byzas, dem angeblichen Gründer der nach ihm benannten Stadt, sowie an seiner Gemahlin Phidalea, welche diese durch Klugheit von den wilden Thraciern errettet haben soll, wird man irre, wenn man bedenkt, daß das Alterthum in Thracien noch zwei Orte mit ähnlich klingenden Namen kannte, nämlich Bizye und Bizone. Sicher scheint nur, daß Byzanz von den Megarensern, und zwar zu einer Zeit angelegt wurde, als schon andere griechische Colonien[13]) an der Propontis bestanden. Die Wahl der Ortslage auf der äußersten Spitze des Vorgebirges deutet auf Feindseligkeit der Landeseinwohner; der leichteren Abwehr möglicher Angriffe von der Landseite opferte man die Bequemlichkeit, welche die Lage im Innern des Goldhorns geboten haben würde. Die natürliche Festigkeit und die Möglichkeit, von ihm aus den Eingang des Goldenen Horns und des Bosporus zu beherrschen, gab dem Orte eine Wichtigkeit, die er nach Umfang und Volkszahl nicht beanspruchen konnte, weshalb er auch nacheinander für die Perser, die Spartaner, die Athenienser, die Macedonier das Ziel kriegerischer Unternehmungen bildete. Als die Römer im Orient auftraten, fanden sie bei den Byzantinern wider Philippus von Macedonien, wider Antiochus den Großen und wider Mithridates Unterstützung und beließen sie dafür im Genusse ihrer städtischen Verfassung, nach welcher ihr Hieromnemon — so hieß bei ihnen der Senat — nach wie vor die Stadt verwaltete. In dem Kriege des Kaisers Septimius Severus gegen seinen Nebenbuhler Pescennius Niger hatte Byzanz Gelegenheit, von der Festigkeit seiner Werke einen Beweis zu liefern. Auf Niger's Seite stehend, schlossen die Bürger dem Kaiser Severus die Thore und verwehrten ihm dadurch den bequemsten Uebergang nach Kleinasien; aus unbekannten Gründen aber blieben sie auch nach Niger's Tode seiner Sache treu, und konnten erst nach dreijähriger Belagerung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Die Stadt verlor nunmehr ihre autonomen Rechte und wurde ihrer Mauern beraubt; jedoch stellte nach theilweiser Erneuerung ihrer Einwohnerschaft der Kaiser sie als wichtiges Bollwerk des Reiches wieder her. Auch Konstantin der Große belagerte daselbst vergeblich seinen Schwager Licinius und gelangte erst in ihren Besitz, nachdem er seinen, heimlich auf das kleinasiatische Ufer übergesetzten Gegner bei Chrysopolis (Skutari) endgültig geschlagen hatte. Auf Grund persönlicher Erfahrung vermochte daher Konstantin die längst erprobten, außerordentlichen Vorzüge des Ortes zu würdigen; und als er den Entschluß faßte, denselben mit 16facher Vergrößerung zu einer Riesenstadt auszubauen, um dahin die Regierung des von Rom aus eroberten Reiches zu verlegen, da konnte er nichts Besseres thun, als die alte Form der Befestigungen zu wiederholen, d. h. von Meer zu Meer an der Landseite eine Mauer aufzuführen, wie das Alterthum uns keine gleiche an Widerstandsfähigkeit hinterlassen, die Befestigungen an den drei Wasserseiten aber den etwa möglichen Seeangriffen anzupassen. Die Art und Weise, wie die Gesammtanlage der Stadt und dann noch ihre innere Ausschmückung mit Kunstwerken aller Art, mit stolzen Gebäuden, mit öffentlichen Plätzen, mit Säulenhallen und Denkmälern gleichsam in einem Gusse bewerkstelligt wurde, grenzt an das Fabelhafte, und schwerlich dürfte jemals eine andere Zeit sich gleicher Leistungen rühmen können. Wie aber ein rücksichtslos gehandhabter Despotismus gegenüber dem allmählich zu vollkommener Ohnmacht herabgesunkenen Staatsbürgerthume ihre Vorbedingung war, so muß sie in jeder Beziehung als die Schöpfung eines gealterten Staatswesens betrachtet werden; auch mit ihrem Kunstreichthume machte sie mehr den Eindruck eines todten Museums als einer lebendigen Werkstatt, wie das alte Griechenland und später Rom so lange gewesen war. Nur in der Kirchenmalerei entfaltete sich eine eigenthümliche Regsamkeit, und in der dem wirklichen Leben am nächsten stehenden Kunstgattung, in der Architektur, läßt sich sogar ein Fortschritt nachweisen, welcher aber mit der Aufgebung des classischen Geschmacks erkauft wurde. Der neuen Kaiserstadt kamen dabei die in der alten gemachten technischen Erfahrungen, die erweiterten mathematisch-physikalischen Wissenschaften sowie die in den weiten Reichen durch viele Jahrhunderte angesammelten Schätze an Materialien zu statten. So entstand die Sophienkirche, das wunderbare Werk Justinian's, welcher, wie er zu diesem Bau die architektonischen Schöpfungen seiner Provinzen plündern ließ, ebenso aus den juristischen Quellenschriften des für die Rechtswissenschaft so hochbegabten Römerthums sein Corpus Juris zusammenstellte, eine für alle Folgezeiten in ihrer Art nicht minder bedeutungsvolle Arbeit als die Kirche. Aber weder diese civilisatorischen Thaten noch die glücklichen Kriege des Kaisers vermochten das allmähliche Verderben des Reiches aufzuhalten; schon längst hatten Barbarenstämme die Aufnahme im Reiche erzwungen, immer neue Gegner tauchten auf, und die von der glänzenden Hauptstadt zum Schutz des Gebiets

13) Z. B. Chalcedon, spottweise die Stadt der Blinden genannt, weil ihre Gründer die noch unbenutzte, viel bessere Lage vor ihnen nicht bemerkt.

ausgesandten Truppen kehrten selten als Sieger heim. In Konstantinopel den von Justinian betretenen Weg weiter zu verfolgen, hat keiner seiner Nachfolger auch nur versucht; eine allgemeine Stagnation machte sich geltend. Im J. 624, nur 69 Jahre nach Justinian's Tode, sah Konstantinopel sich von den bis auf das rechte Bosporusufer nach Chalcedon vorgedrungenen Persern bedroht, und wenn dieser alte Feind des Römerreichs auch bald darauf von den Arabern vernichtet wurde, so erwuchs ihm doch in der schnell anwachsenden Macht des Islam ein neuer, viel schlimmerer. Nachdem die Khalifen Syrien und Aegypten gewonnen, zweifelten sie nicht mehr, daß ihnen die Weltherrschaft, als deren Symbol sie Konstantinopel betrachteten, bestimmt sei. Ihre Flotten eröffneten ihnen den Weg nach Smyrna, wo sie sich ein Winterlager einrichteten und von wo aus sie sieben Jahre hindurch (668—675) während der Sommermonate Belagerungsexpeditionen gegen Konstantinopel machten. Die verheerende Wirkung des in der Stadt erfundenen griechischen Feuers soll damals dieselbe gerettet haben. Schon im 7. Jahrh. begann auch die Bedrängung Konstantinopels durch die nördlichen Barbaren; auf die Belagerung der Avaren (624) folgten solche durch Bulgaren (705) und Russen (941). Die furchtbaren Siege des Kaisers Basilius II., des Bulgarentödters, im Anfange des 11. Jahrhunderts befreiten Konstantinopel von dieser Angst; aber die zu slawischen Kernländern gewordenen Balkandistricte wurden nur auf kurze Zeit zur Abhängigkeit gezwungen und rissen sich bald auf immer los. In demselben Jahrhundert eroberten die Seldschuken Kleinasien, und der Einfluß Konstantinopels wurde auf den Südtheil der Balkanhalbinsel beschränkt. Allerdings überwanden die Kreuzfahrer die Sultane von Nikäa und Ikonium; aber die abendländischen Ritter waren weit entfernt, ihr Blut für Konstantinopel und seine Kaiser verspritzen zu wollen. Ja ihre Erfahrung von der Schwäche des Kaiserthums erzeugte eine immer größer werdende Begehrlichkeit nach den schönen Ländern der Levante, welche im J. 1204 zur Eroberung Konstantinopels und zur Stiftung eines fränkischen Kaiserreichs führte. Diese Eroberung war die Vorläuferin der um 249 Jahre späteren durch die Türken. Die lateinischen Kaiser waren ebenso ohnmächtig wie die griechischen, denen sie im J. 1261 wieder weichen mußten, nachdem sie Konstantinopel kostbarer Kunstschätze beraubt und durch rohe Habgier den Bruch zwischen der morgenländischen und der abendländischen Kirche unheilbar gemacht hatten. Den fränkischen Dynasten, welche von den griechischen Inseln, dem Peloponnes, Athen u. s. w. Besitz ergriffen hatten, diese Länder zu entreißen, war das wiederhergestellte griechische Kaiserthum nicht im Stande; vielmehr beschränkte sich das von Konstantinopel aus beherrschte Reich nunmehr auf Ostthracien und Bithynien. Die wunderbare Festigkeit der Hauptstadt aber sicherte ihm noch ein fast 200jähriges Fortbestehen. Schon früh beschäftigte dieser kostbare Besitz die hochfliegende Phantasie der osmanischen Herrscher; doch glaubten dieselben nicht mit Erfolg zur Wegnahme der Stadt schreiten zu können, wenn sie nicht vorher alle andern Mächte der Balkanhalbinsel niedergeworfen. Aber auch nachdem im J. 1389 auf dem Amselfelde das Los gegen die Balkanslawen gefallen, nachdem Bajasid I. und Murad II. einen vergeblichen Belagerungsversuch gemacht, dauerte es noch bis 1453, daß die Stadt nach mehrwöchentlicher Vertheidigung, erschöpft an Mannschaften und Kriegshülfsmitteln, ohne alle Bundesgenossen, in die Gewalt Mohammed's II. fiel. Daß durch diese Eroberung, welche nicht allein das öffentliche, sondern auch das Privateigenthum, ja die Personen der Einwohner selbst zur Beute eines rücksichtslosen und rohen Feindes machte, mancher werthvolle Ueberrest des Alterthums zu Grunde ging, ist gern zu glauben. Daß man aber unrecht thun würde, die Türken allein für die Umwandlung der glänzenden Stadt Konstantin's in das nüchterne, nur durch die spätern Moscheenbauten wieder aufgeputzte Stambul verantwortlich zu machen, haben wir oben bemerkt. Seitdem Konstantin das Augusteum, das Forum, den Circus geschaffen, waren 1100, seit Justinian seine Kathedrale vollendet, 900 Jahre hingegangen; — manches mußte der Verwitterung, manches dem Unverstande späterer Jahrhunderte erlegen sein. Was uns aber an jüngern Kirchenbauten durch Umwandlung in Moscheen erhalten worden, reicht bei weitem nicht an die gleichzeitigen Leistungen selbst wenig bedeutender abendländischer Städte und zeigt, daß das stolze Konstantinopel sehr genügsam geworden. Dann erwähnen auch die byzantinischen Historiker selber gelegentlich eingetretener Verwüstungen durch Erdbeben, durch Südstürme, durch Feuersbrünste, durch Volksaufstände, wozu noch die pietätlosen Plünderungen der Franken während des kurzlebigen lateinischen Kaiserthums kamen. Die häufigen Erderschütterungen werden als der Grund für den traditionellen Holzbau der Privathäuser betrachtet; doch mag man sich ihre Wirkungen übertrieben und ihnen Mauerrisse und Einstürze von Gebäuden zugeschrieben haben, deren Ursache richtiger in winterlichen Regengüssen und langer Vernachlässigung zu suchen wäre. Gegen ihre Heftigkeit spricht unstreitig der Umstand, daß die Sophienkirche mit ihrer weitspannenden Backsteinkuppel so viele Jahrhunderte ausgehalten. Man begreift leicht, daß nach der Besitznahme der Stadt durch die Türken dieselben vernichtenden Kräfte in verstärktem Maße fortdauerten, sodaß manches Bauwerk spurlos verschwand, welches nach der jedenfalls sehr verhängnißvollen Eroberung mit stürmender Hand noch gesehen und beschrieben worden. Nicht nur der Baulust der Sultane, auch derjenigen einflußreicher Privatpersonen fielen werthvolle alte Reste zum Opfer. Wenn also Konstantinopel in dieser Beziehung Einbuße erlitt, so ist nicht zu verkennen, daß die Stadt, als sie zu der längst verlorenen Stellung einer Hauptstadt des Morgenlandes unter den Osmanen in unbestrittenerer Macht zurückgeführt wurde, als sie das oströmische Mittelalter gekannt hatte, auch den Faden der monumentalen Prachtbauten nach tausendjähriger Unterbrechung, vielleicht mit weniger künstlerischer Originalität, aber unstreitig mit gleicher Großartigkeit und mit nachhaltigerer Energie wieder an-

knüpfte, bis vor zwei Jahrhunderten der mit den österreichischen Siegen in Ungarn sich kundgebende politische Rückgang auch dort einen Stillstand zu Wege brachte. Die ungeheuern Einbußen, welche die Pforte seit dem Beginn des 19. Jahrh. durch die Losreißung Serbiens, Griechenlands, Bulgariens, Bosniens erlitten, haben Konstantinopel von neuem dahin gebracht, daß es sich nur als die Hauptstadt einer Hälfte der Balkanhalbinsel betrachten darf, und die Geschicke des oströmischen Kaiserreichs sich an ihm wiederholen zu wollen scheinen. Sollte aber die Katastrophe eintreten, und die militärische Entwickelung der Widersacher läßt den Gedanken an abermalige unabsehbare Verschleppung nicht aufkommen, so wird die herrlich gelegene Stadt, durch Eisenbahn und Dampfschiffe dem großen Weltverkehre erschlossen, keine dauernde Verödung zu befürchten haben, sondern vielmehr neuem Glanze entgegengehen. *(G. Rosen.)*

KONSTANZ (oder Kostnitz), Kreishauptstadt im badischen Kreise Konstanz, mit 13,580 Einwohnern (1880), liegt am Bodensee, wo der Rhein den obern mit dem untern See verbindet, und ist Endstation der Badischen Staatsbahn, der Schweizer Nationalbahn und der Linie Konstanz-Romanshorn der Schweizer Nordostbahn. Außerdem hat die Stadt auf dem Bodensee Dampferverbindung mit Friedrichshafen-Lindau-Bregenz, mit Ueberlingen-Ludwigshafen und auf dem Untersee und dem Rheine mit Schaffhausen. Die Stadt ist ziemlich weitläufig gebaut und mit der Vorstadt Petershausen jenseit des Rheins durch eine Brücke verbunden. Konstanz ist der Sitz eines Landescommissars, eines Landgerichts, Bezirksamts und Amtsgerichts. Ferner befindet sich hier eine Reichs-Oberpostdirection, Post- und Telegraphenamt, eine Garnison, ein Gymnasium, höhere Bürger- und höhere Mädchenschule. Die sehr gewerbthätige Bevölkerung producirt Tuche, Baumwollen- und Leinenwaaren, Essig, Cigarren. Auch findet sich eine Glockengießerei in Konstanz.

Unter den Kirchen ist vor allem der Dom hervorzuheben. In seinen ältesten Theilen (Gruftkirche) stammt derselbe wol aus dem 11. Jahrh.; die Säulen des Mittelschiffes, Monolithen, aus dem J. 1052, da Bischof Rumold die zusammengestürzte Kirche wiederherstellte, der übrige Bau ist aus dem 13.—16. Jahrh. Nachdem 1511 der Thurm durch Brand zerstört worden, wurde derselbe wieder aufgebaut und in den Jahren 1846—1858 durch eine gothische Pyramide gekrönt. Von der Plattform prächtige Aussicht auf die Alpen. — Die große Glocke von 1584 soll aus den beim Brand von 1511 geschmolzenen Glockengute gegossen worden sein. Der Haupteingang hat zwei Thüren mit Holzschnitzereien von Nikolaus Lerch aus dem J. 1470, auf 20 Tafeln Scenen aus dem Leben Jesu darstellend. Die große Orgel im Renaissancestile stammt aus dem J. 1520. Im Mittelschiffe wird eine Stelle gezeigt, auf welcher Joh. Huß bei seiner Degradation gestanden haben soll.

Während die südlichen Kapellen wenig Bemerkenswerthes darbieten, hat die erste der nördlichen Seitenkapellen beachtenswerthe Steinornamente, die zweite das Grabmal des Bischofs Otto von Sonnenberg, der 1477—1480 mit Ludwig von Freiburg um den bischöflichen Stuhl stritt. In der vierten Kapelle ist das Grabmal des Domherrn Andreas von Stein (gest. 1589), Werk des Bildhauers Hans Morink. In der Nähe befindet sich der einfache Denkstein des Generalvicars Heinrich von Wessenberg. Im nördlichen Seitenchore ist ein Steinbild „Mariä End" mit Bemalung aus dem 15. Jahrh. Nebenan führt eine schöne Steintreppe auf den obern Boden des Langhauses. Ueber dem Mittelaltare sind schöne Holzschnitzereien, daneben die Konradi-Kapelle mit einem leeren Sarkophage. Die Gebeine des heil. Konrad sollen sammt dem silbernen Sarge während der Belagerung durch die Schweden in den Bodensee versenkt worden sein. Der mittlere Chor hat beachtenswerthe Chorstühle von Nik. Lerch aus Straßburg. Auf dem Fußboden ist das Grabmal des Erzbischofs von Salisbury, Robert Hallum (gest. 1417), der eine Verbindung der Deutschen und Engländer zu gemeinsamen Reformen vor der Papstwahl beantragte. Die schönen Glasgemälde der drei Spitzbogenfenster des Mittelchors sind von Eggert in München ausgeführt. In der großen Sakristei ist eine Kreuzigung, werthvolles Altargemälde, das irrigerweise dem jüngern Holbein zugeschrieben wird. In den Grabkapellen des Kreuzganges ist ein im J. 1560 restaurirtes heil. Grab zu beachten, ferner Glasgemälde, gestiftet von Ten Briek, Fresken und Bischofsgräber.

Die Stephanskirche, ein gothisches Bauwerk edeln Stils aus dem 13.—15. Jahrh., mit Glasgemälden und Schnitzereien an den Altären. Die Reliefs im Chore, Scenen aus dem Leben Jesu darstellend, sind von Hans Morink, der auch das Sakramentshäuschen 1594 verfertigt hat. In der Augustinerkirche befindet sich ein Altarbild der konstanzer Malerin Ellenrieder und eine Kreuzabnahme von Christ. Storer.

Das ehemalige Dominikanerkloster auf einer Seeinsel, in welchem Huß vom 6. Dec. 1414 bis 24. März 1415 gefangen saß, ist 1875 zum eleganten Inselhotel umgebaut worden. Früher war eine Indiennefabrik in den Gebäulichkeiten des Klosters. Sehenswerth ist der ehemalige Kreuzgang mit Fresken aus dem 15. Jahrh.

Historisch merkwürdig ist das schwerfällige Kaufhaus mit dem sogenannten Conciliumssaale, in welchem 1417 die Papstwahl vorgenommen wurde. Die Wände weisen Fresken auf aus der Geschichte von Konstanz. Das letzte Bild ist eine Darstellung des Empfanges Kaiser Wilhelm's in der Stadt nach dem Kriege von 1870. In dem Hause befindet sich eine Alterthumshalle mit Gegenständen aus der frühern Zeit der Stadt und ihrer Umgebung.

Das Wessenberg-Haus, in welchem der Bisthumsverweser von Wessenberg gelebt hat und am 9. Aug. 1860 gestorben ist, enthält die Bibliothek, die Gemälde- und Kupferstichsammlung des Verstorbenen und gehört nunmehr der Stadt.

In dem frühern Zunfthause Rosgarten ist die städtische chorographische Sammlung untergebracht. Das sogenannte Rosgartenmuseum enthält vieles Denkwürdige

für Geschichte und Naturgeschichte der Gegend, z. B. Säle für die Baustilarten der Gegend, für Naturalien, für Geräthe und Verkehrsmittel.

Die Bürgermeisteramtskanzlei (Rathhaus) war früher ein Zunfthaus, dann die lateinische Schule und wurde 1592—1594 zur städtischen Kanzlei umgestaltet. Die Außenseite des Hauses wurde 1864 mit Fresken, Episoden aus der Geschichte der Stadt darstellend, bemalt, die von Wappen und Medaillons berühmter Konstanzer, wie des Reformators A. Blarer, Wessenberg's und der Malerin Ellenrieder umgeben sind. Der Hof ist eine der geschmackvollsten Bauten der Renaissancezeit. In der Kanzlei befinden sich die Handschrift von Ulrich von Richenthal's Chronik des Concils, städtische Chroniken, Glasgemälde u. s. w.

Auf dem obern Markte ist ein Haus mit der Inschrift Curia Pacis bezeichnet; hier soll Barbarossa mit den lombardischen Städten 1153 Frieden geschlossen haben. Auf dem Platze wurde der Burggraf von Nürnberg vom Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt.

An dem Hause, in welchem Huß eingekehrt war, und wo er ergriffen wurde, ist sein Bild angebracht. Durch die westliche Vorstadt Paradies gelangt man auf den mit einem mächtigen Blocke bezeichneten Platz der Verbrennungsstätte des böhmischen Reformators.

In der Vorstadt Petershausen liegt das vom Bischofe Gebhard 953 gestiftete Kloster, das jetzt als Kaserne benutzt wird.

Die Abtei Kreuzlingen vor dem südlichen Thore liegt im Canton Thurgau und dient jetzt Schulzwecken. In der Kirche ist die von einem Tiroler aus Holz geschnitzte Passion zu beachten.

Konstanz, früher Constanz geschrieben (Kostnitz hat die Stadt nie geheißen; der Name rührt wol von den Böhmen her, die das mittelalterliche Costanz, Costenz so aussprachen), ist römischen Ursprungs. Angeblich durch Konstantin Chlorus oder Konstantin den Großen als Castell angelegt, wahrscheinlicher durch Valentinian oder Julian Apostata und zu Ehren seines Oheims benannt, erhielt es erst Bedeutung, als der Bischofssitz von Windisch (Vindonissa) um 560 hierher verlegt wurde. Schon 511 soll Fridolin ein Kloster hier errichtet haben. Irische Mönche errichteten im 7. Jahrh. vor der Stadt ein Schottenkloster. Durch die günstige Lage der Stadt angezogen, siedelten sich bald Großhändler hier an, dazu kamen der bischöfliche Lehnsadel und die Landsassen, sodaß Konstanz rasch aufblühte und namentlich seit den Kreuzzügen ein Stapelplatz des Handels wurde.

Die deutschen Kaiser verweilten gern in der Stadt. Karl der Große, Ludwig I., Otto II. waren in Konstanz und gaben den Bischöfen mancherlei Rechte. Heinrich III. hielt hier seine Rede gegen die Simonie und ordnete den allgemeinen Landfrieden an. Friedrich I. ließ sich in Konstanz von seiner Gemahlin scheiden und sagte Lodi seine Hülfe zu, wie er auch 1183 hier Frieden mit den lombardischen Städten schloß. Nach und nach wurden die Bürger selbständig, was zu Reibereien mit den Bischöfen führte, die sich Hoheitsrechte über die Stadt erworben hatten. Heinrich VI. sprach die Stadt von allen Abgaben an die Bischöfe frei. Im J. 1358 hielt Karl IV. einen Fürstentag in Konstanz. Im 14. Jahrh. kamen Judenverfolgungen und Aufstände der Zünfte gegen die Patricier vor. Großen Ruf erlangte die Stadt durch das Concil (1414—1418)); vgl. Concilien.) Im J. 1360 trat Konstanz dem Schwäbischen Städtebunde bei. Die Reformation wurde 1524 durch Ambros Blarer, früher Franciscanermönch in Alpirsbach, eingeführt. Der Bischof mußte mit seinem Kapitel die Stadt verlassen, da der größte Theil der Bürger sich der neuen Lehre zuwandte. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 reichte Konstanz mit den Städten Lindau, Memmingen und Straßburg die Confessio tetrapolitana zur Vermittelung im Abendmahlsstreite ein, die aber vom Kaiser und von den streitenden evangelischen Parteien nicht angenommen wurde. Die Weigerung, das Interim von 1548 anzunehmen, brachte die Acht über die Stadt, die von spanischen Truppen nach hartnäckigem Widerstande der Bürger eingenommen wurde. Nun begann die Zeit der Reaction und des Zerfalls der Stadt. Konstanz wurde dem Erzhause Oesterreich unterworfen und die Reformation gewaltsam unterdrückt. Die Kaufleute und reichen Gewerbtreibenden — die tela di costanza war in ganz Europa bekannt — wanderten aus, Jesuiten und Kapuziner zogen ein. Dem Antrage des schwäbischen Kreises, der Stadt die Reichsunmittelbarkeit wiederzugeben, widerstand Ferdinand I. Im Dreißigjährigen Kriege vertheidigte sich Konstanz tapfer gegen die Schweden, welche vom 30. Aug. bis 30. Sept. 1633 die Stadt belagerten. Im J. 1744 leistete Konstanz Karl VII. den Eid. Uebrigens sank die Stadt so sehr, daß in den Straßen Gras wuchs. Erst Joseph II. brachte eine Abhülfe, indem er mehrere hundert schweizer Colonisten — meist Uhrmacher — in die Stadt aufnahm, ihnen freie Religionsübung gestattete und manche Privilegien gab. Doch führten bald confessionelle Reibereien die meisten Eingewanderten wieder weg. Im Französischen Revolutionskriege wurde Konstanz 1796 und 1799 von den Franzosen besetzt. Im J. 1806 kam die Stadt an Baden. Die badische Regierung that alles, um Konstanz zu heben, Behörden wurden hierher verlegt, eine Garnison der Stadt gegeben; der Anschluß Badens an den Zollverein war von der besten Einwirkung auf die Hebung des Handels. Eine evangelische Gemeinde wurde gegründet, die eine schöne Kirche besitzt. Im J. 1863 wurde die Badische Bahn bis Konstanz geführt, 1871 an die Schweizer Bahnen der Anschluß erreicht.

Unter den Bischöfen sind hervorzuheben: Konrad der Gütige, der ein Spital in Konstanz stiftete, Gebhard II., der die Abtei Petershausen gründete, Heinrich IV., einer der prachtliebendsten Bischöfe der Stadt, der große Rechtsgelehrte Balthasar Märklin, Freund des Erasmus, Maximilian Christoph (gest. 1800), welcher die bildenden Künste beförderte und ein Naturaliencabinet anlegte. Der letzte Bischof war Karl Theodor von Dalberg, der Be-

schützer von Kunst und Wissenschaft, später Fürst-Primas und Großherzog von Frankfurt. Die Bischöfe residirten früher in Konstanz, wohnten aber seit Einführung der Reformation in Meersburg. Der letzte Bisthumsverweser war der edle Freiherr von Wessenberg. Im J. 1827 wurde der Bischofssitz nach Freiburg verlegt.
(*W. Höchstetter.*)

KOPAIS-SEE (*ἡ Κωπαὶς λίμνη*, heutzutage *λίμνη Τοπολίας*, oder auch nur *Λίμνη*) in Böotien, der größte See Griechenlands von 380 Stadien Umfang (*Strabo* p. 407), durch den Kephissos (Mavroneri) und einige kleinere Zuflüsse gebildet, die nach dem Euböischen Meerbusen zu, von dem sie durch das Kalkgebirge Ptoon auf eine Entfernung von 30 Stadien getrennt gehalten werden, nur unterirdische Abflüsse haben.

Im Sommer trocknet der größte Theil des fast durchgängig flachen Sees, dessen Ufer nur im Osten begrenzt sind, sonst überall beständig wechseln, ganz oder zum Sumpfe aus; nur die nördlichen Theile um die Stadt Kopä (Topolia) sind so tief, daß sie auch in den heißesten Jahren vom Wasser bedeckt bleiben. Die Ausdünstungen des sumpfigen Bodens verpesten aber die Luft so sehr, daß den größten Theil des Jahres Fieber in den Niederungen herrscht (*Pseudo-Dicaearch.* D. G. 1, 25; Müller, Orchom. p. 66) und nur eine dünne Bevölkerung in der Umgegend weilt.

Die Abflüsse des Sees finden durch unterirdische größere und kleinere Spalten (*καταβόθραι*) statt, deren etwa 20 gezählt werden, die zu erweitern man schon im Alterthume den Versuch machte, nicht nur um die periodisch wiederkehrenden Ueberschwemmungen zu vermeiden, sondern um durch geregelte Entwässerung fruchtbaren Boden zu gewinnen und der Luftverpestung ein Ende zu machen. Denn nur 4 Katabothren führen jederzeit Wasser ab, die übrigen 16 liegen so hoch, daß sie nur bei eingetretener Regenzeit von dem Niveau des Sees erreicht werden.

Nach der Localsage der Thebaner (*Paus.* 9, 38, 6) waren die Spalten ursprünglich so weit, daß das ganze Wasser des Kephissos einen Abfluß durch sie fand, und auf dem Boden des späteren Sees standen mehrere Städte, Athenä und Eleusis (*Paus.* D. G. 9, 24, 2; *Strabo* p. 407), Arne und Mideia (*Strabo* p. 413; p. 59; vgl. p. 415): später wurden die Spalten durch ein Erdbeben verstopft (*Strabo* p. 406; nach *Paus.* 9, 38, 6; *Diod.* 4, 18 durch Herakles, der an den Minyern die Unterjochung der Thebaner rächen wollte), und durch eingetretene Ueberschwemmung gingen die Städte zu Grunde. Im äußersten Nordosten des Sees glaubt man (vgl. Forchhammer, Hellenika I, p. 170; Müller, Orchom. p. 54 u. a.) in etwa 16 Schachten Spuren von unvollendeten Arbeiten der alten Minyer zu finden, einen Abzugskanal des Kephissos zu bauen. Sicher ist, daß zur Zeit Alexander's des Großen ein Baumeister Krates aus Chalcis die Gänge systematisch zu erweitern begann, nach der Ueberlieferung mit großem Erfolg. Schon waren bedeutende Strecken trocken gelegt, in denen man die versunkenen Städte wieder zu erkennen glaubte (*Steph. Byz.* p. 35; *Diog. Laert.* 4, 4, 23), da wurde das Werk abermals unterbrochen, weil die umliegenden böotischen Städte sich zu zanken begannen, vermuthlich um den gewonnenen Boden und die Vertheilung der Kosten (*Strabo* p. 407). Reste des Unternehmens von Krates sind noch heute bei dem Dorfe Kokkino in der dortigen größten Katabothra zu erkennen. Im allgemeinen ist der heutige Umfang des Sees derselbe wie zu Strabo's Zeit, in dessen Tagen aber die Kephissosebene nach seinem eigenen Zeugnisse (p. 410) beinahe eine Wüste und menschenleer war, „während im Mittelalter unter der fränkischen Herrschaft der Zustand der Seeebene ein besserer gewesen sein muß, wie man aus einigen, an jetzt kaum zugänglichen Stellen befindlichen Thurmruinen schließen kann" (Bursian, Geogr. von Griechenland I, S. 199). Erst seit einigen Jahren sind die Arbeiten der Trockenlegung von einer Gesellschaft, die sich bedeutenden Vortheil von dem Unternehmen verspricht, wiederum energischer begonnen worden.

Unter den Producten des Sees zeichnen sich Flötenrohr und Binsen durch vorzügliche Güte aus (*Theophr.* hist. pl. 4, 11, 8; *Alciphr.* ep. 3, 49). Auf den höher gelegenen Theilen, die im Sommer frühzeitig austrocknen, wird Weizen gebaut, der im Alterthume wegen seines Mehlreichthums besonders geschätzt war (*Theophr.* hist. pl. 8, 4, 5; de caus. pl. 4, 9, 5); auch Reis- und Baumwollenbau wird viel getrieben; auf den Wiesen, auf denen die berühmte böotische Rossezucht gedieh (*Pseudo-Dicaearch.* D. G. 1, 13; Müller a. a. O. S. 78), weiden Rinder- und Schweineheerden. Die fetten Aale des Sees, deren Ausbleiben die athenischen Feinschmecker im Peloponnesischen Kriege so ungern verschmerzten, sind aus Aristophanes (Ach. 880 seq.; Pac. 1005; vgl. *Athen.* p. 27 E.; p. 71 B.; 295 C.; 297 C.; 622 F.) bekannt.

Ursprünglich, sagt Strabo p. 411, gab es keinen gemeinsamen Namen des Sees, sondern die einzelnen Theile wurden nach den ihnen zunächst gelegenen Städten benannt, Haliartis nach Haliartus, Kopais nach Kopä u. s. f. Allmählich aber wurde der Name Kopais der herrschende, weil bei Kopä die tiefste Stelle des Sees sich befindet, die auch im heißesten Sommer nicht austrocknet. Doch behielt der vom Kephissusflusse herrührende Name Kephisis stets auch Geltung. Nicht nur Homer bringt ihn Il. 5, 709 und Pindar Pyth. 12, 27; fragm. inc. 14, selbst Pausanias nennt den See regelmäßig noch Kephisis D. Gr. 9, 13, 3; 9, 24, 1; 9, 34, 5; 9, 38, 6. Vgl. Suid. und Hesych. s. v.; Et. M. p.; 500, 21; p. 512, 17.
(*W. Sieglin.*)

Kopaivabalsam, s. Copaivabalsam.

Kopal, ein Harz, s. Copal.

KOPCZYŃSKI (Onuphrius), geboren den 30. Nov. 1735 in Czerniejewo in Großpolen, trat 1752 in den Priesterorden und besuchte die Schulen in Warschau und Podoliniez, wo er die Gelübde ablegte; seit 1756 unterrichtete er in Radom, Piotrkow, Rzeszow und in andern Schulen; seine bevorzugte Lektüre bildeten römische und polnische classische Autoren. Als Mentor eines

jungen Edelmanns (Wisłocki) ging er ins Ausland, besuchte Wien, Paris und andere Bildungsstätten. Zurückgekehrt, wurde er Lehrer am Collegium nobilium in Warschau, ordnete die Bibliothek daselbst und wurde auf den Vorschlag Ign. Potocki's Mitglied der der Unterrichtscommission unterstellten Gesellschaft zur Beschaffung mustergültiger Elementarbücher. Im J. 1780 schrieb er im Auftrage dieser eine Grammatik für Nationalschulen: „Gramatyka dla szkół narodowych" in drei Theilen, welche als Schulbuch allgemein eingeführt wurde; 1785 erschien ein Auszug daraus: „Układ gramatyki dla szkół narodowych", später, 1806, „Treść gramatyki polskiéj" in Wilna. Nach der dritten Theilung Polens mußte Kopczyński in die Verbannung gehen; er lebte mehrere Jahre in Mähren und Böhmen und lernte die czechische Sprache kennen, wobei er vielfach Veranlassung fand, auf die Eigenthümlichkeiten seiner Muttersprache näher einzugehen. Nachdem ihm auf die Verwendung des Fürsten Ad. Czartoryski, des Ministers Alexander's I., die Rückkehr nach Warschau bewilligt worden, nahm er den Ruf der preußischen Regierung zur Uebernahme des Ephorats an, ein anderes Anerbieten als Religionslehrer am Lyceum mitzuwirken, lehnte er ab. Bald wurde er Provinzial der Piaristencongregation und Mitglied der Unterrichtskammer (Izba edukacyjna), und als solcher gab er 1806 „Grammaire polonaise pour les Français" heraus, die er Napoleon widmete. Kurz vor seinem Tode (1817) gab er sein Werk „Gramatyka języka polskiego" in den Druck, das erst nach seinem Tode 1817 erschienen ist. Der König Poniatowski ehrte ihn durch eine Medaille bene merentibus, die Mitbürger kurz vor seinem Tode im Jahre 1816 durch eine goldene Medaille mit der Inschrift: za gramatykę języka polskiego wdzięczni ziomkowie. Außer den genannten grammatischen Werken schrieb er noch grammatische Abhandlungen: „O duchu języka polskiego" im 4. Bande der „Roczniki (Jahrbücher) Towarzystwa Przyjaciół Nauk", in Warschau vom J. 1804; „Poprawa błędów w ustnéj i pisanéj nauce polskiéj" 1808; ferner „Elementarz dla szkół parafijalnych narodowych, zawierający naukę czytania i pisania" 1784; außerdem auch Broschüren pädagogischen und politischen Inhalts, von deren letztern die meiste Aufmerksamkeit auf sich lenkten: „Wiersz bohatyrski do niedowiarków" 1792, in welchem er gegen die Furchtsamen auftritt, welche die gänzliche Vernichtung des politischen Bestehens von Polen befürchteten, und „Kalendae Octobres" 1814, in welchen er die Gerechtigkeit des Congresses in Wien für Polen anrief.

In dem älteren grammatischen Hauptwerke von 1780 handelt der erste Theil von den wichtigsten Elementen der lateinischen und polnischen Sprache (die acht Redetheile), der zweite Theil behandelt die vollständige Flexion, der dritte die Wortbildung (Stammbildung) und die Syntax, in allen Theilen schließt sich die Grammatik des Polnischen an die lateinische an und jedem Theile sind Anmerkungen beigefügt, in denen gewisse Gesichtspunkte und beachtenswerthe Erscheinungen des Polnischen behandelt werden. Kopczyński fußte auf Statorius, Roter, Meniński u. a. und verfolgte praktische Gesichtspunkte, wobei das Latein als Leitfaden diente. Das Bestreben des Verfassers war, dahin zu wirken, daß das Polnische correct gesprochen und geschrieben werde; er empfahl zu diesem Zwecke das Studium der polnischen Schriftsteller des 16. Jahrh., der alten Lexica, den Umgang mit gebildeten Landsleuten und schließlich das Studium der Grammatik, deren Nothwendigkeit für die Erlernung der Muttersprache seinen Zeitgenossen zum Verständniß gebracht zu haben, welche dergleichen für überflüssig hielten, sein bleibendes Verdienst ist. Bei der Behandlung bestimmter Erscheinungen des Polnischen in den Abhandlungen suchte er dieses Bedürfniß noch näher zu legen.

Während die Grammatik von 1780 nur in Verbindung mit dem Latein behandelt wurde, bietet die posthume Grammatik von 1817 ein systematisches Lehrbuch der polnischen Sprache in drei Theilen: das Aeußere der polnischen Sprache, die elementare Grammatik (die hörbare Seite der Sprache); das innere Wesen der Sprache, Anleitung zum richtigen und verständnißvollen Gebrauch des lexikalischen und grammatischen Vorraths des Polnischen (die gedankliche Seite); die Schriftkunde, Grundsätze und Regeln der Orthographie (die sichtbare Seite der Sprache). Für die Schule waren der erste und dritte Theil der wichtigste. In jenem vermißt man noch eine Lautlehre; in den wenigen Brocken aus der Lautlehre, die der Verfasser von der Formlehre nicht trennt, spricht er von Diphthongen und Triphthongen; er kennt nur wenige Lautregeln, Elision, Kürzung, Erweiterung der äußern Form, so werden die Endungen der subst. masc. e, i, y als Kürzungen von owie erklärt. Der pädagogische Zweck, den der Verfasser vornehmlich in dem ersten Theile verfolgt, ließ ihn mit Lauten beginnen, von diesen zu Silben und weiter zu Worten schreiten, die er nach den acht Redetheilen durchnimmt, um schließlich über das Verhältniß der Worte zueinander, d. h. die Syntax zu sprechen, ohne dabei die Bedeutung und den Gebrauch der Conjunctionen zu erklären. Er beginnt seine Grammatik mit kleinen Lesestücken, gibt dabei Andeutungen, wie man mit Kindern beim Aussprechen der einzelnen Laute anzufangen habe, ferner darüber, wie man richtig syllabiren solle, erklärt Abkürzungen und römische Zahlen, gibt Vorschriften darüber, wie man nicht sprechen soll und welche Ausdrucksweisen correct sind — auf Schritt und Tritt läßt er sich von praktischen Gesichtspunkten leiten und betont, daß das richtige Sprechen und Schreiben die Hauptsache und daß die Aufgabe der Grammatik sei, die Fehler zu corrigiren, welche in der Umgangssprache oft gemacht würden; darüber schwebt ihm eine höhere Aufgabe, die vielen Eigenthümlichkeiten der Sprache zu registriren und ihren Reichthum zu zeigen. Der zweite Theil, der über die Bedeutung der Wörter, deren Kategorien und Anwendung in der Rede (Syntax) handelt, gibt sehr beachtenswerthe Winke über die Quellen und die richtige Behandlung des Wortvorraths, während der dritte Theil, die Orthographie, noch die Rathlosigkeit und das

Schwanken in orthographischen Fragen aus einer Zeit zeigt, wo die alte seit dem 16. Jahrh. übliche orthographische Praxis verlassen war. (*W. Nehring.*)

KOPEKE (eigentlich Kopéika) heißt eine zuerst um 1538 in Rußland geprägte geringwerthige Münze, welche ihren Namen von der Figur des Zaren zu Pferde und mit der Lanze (копье) in der Hand empfing, die gewöhnlich auf der einen Seite dieser Münze abgebildet erschien. Zu Anfang gab es nur Silberkopeken, für welche später festgesetzt wurde, daß 100 einen Rubel ausmachen sollten; ferner hatte man kupferne Den'gen, Denuschken, Deneschken oder halbe Kopeken und Poluschken oder Viertelkopeken sowie aus Silber 3-, 4-, 5-, 10-, 15-, 20-, 25-, 30- und 50-Kopekenstücke. Seit 1655 prägte man Kopeken in Kupfer aus, unter denen die altsibirischen (d. h. die 1764—1781 lediglich für den Umlauf in dem damaligen sibirischen Gouvernement geprägten Stücke) sowol von Münzkundigen wegen ihrer Seltenheit als von Goldarbeitern wegen ihres Beigehalts von edlem Metall und von den Fabrikanten Leonischer Waaren wegen des guten Kupfers und des vortheilhaften Preises (schweren Münzfußes) besonders gesucht werden. Von den ältesten Stücken zu $1/2$ und $1/4$ Kopeken prägte man bis um 1700 aus dem Pud oder 40 russ. Pfund Kupfer für $12^4/_5$ Rubel, seit 1701 für $15^2/_5$ Rubel, von der sogenannten sibirischen Kupfermünze 25 Rubel; von 1730—1754 10 Rubel, von 1755—1757 8 Rubel; von 1757—1762 16 Rubel; im J. 1762 32 Rubel, von 1763—1780 16 Rubel, von 1781—1810 (Stücke zu 5, 2, 1, $1/2$ und $1/4$ Kopeken) ebenfalls 16 Rubel, von 1811—1832 (Stücke zu 2, 1 und $1/2$ Kopeken) 24 Rubel, von 1832—1839 (Stücke zu 10, 5, 2 und 1 Kopeken) 36 Rubel; nach dem Ukas von 7./19. Juli 1839 und bis um 1849 (Stücke zu 3, 2, 1, $1/2$ und $1/4$ Kopeken) 16 Rubel; zuletzt nach dem Ukas vom 3./15. Juni 1849 und bis um 1867 (Stücke zu 5, 3, 2, 1, $1/2$ und $1/4$ Kopeken) 32 Rubel Nennwerth, sodaß das Fünfkopekenstück der letzten Kategorie 6 Solotnik oder 576 Doli = 25,5945 Gramm schwer war, die kleineren Stücke nach Verhältniß. Seit 1770 (namentlich gemäß der Münzordnung von 1811) und bis Ende 1839 repräsentirten die Kupfermünzen die damalige, seit ungefähr 1780 im Preise gegen Silbergeld veränderliche, allmählich immer tiefer gesunkene Bankassignationen-Valuta, welche die herrschende Währung bildete und trotz der Einziehung des ihr zu Grunde liegenden Staatspapiergeldes rechnungsmäßig zum Theil noch viel länger beobachtet wurde, eine Valuta, in welcher seit 1. Juli 1839 gesetzlich 350 Kopeken oder $3^1/_2$ Papierrubel (Rubel Banco) = 1 Silberrubel galten.

Die älteren Kupfermünzen verschwinden mehr und mehr aus dem Umlaufe, und das wird bezüglich der reinen russischen Kupfermünze zunehmend der Fall sein, da jetzt infolge des Ukas vom 21. März (2. April) 1867 die geringere Scheidemünze in Bronze ausgeprägt wird. Von dieser Bronzemünze schlägt man Stücke zu 5, 3, 2, 1, halben und Viertelkopeken, und zwar aus dem Pud Bronze 50 Silberrubel Nennwerth oder 5000 Kopeken, wobei aber das Gewicht der verschiedenen Massen mit Weglassung der Bruchtheile in ganze Doli abgerundet wird, sodaß das Stück zu 5 Kopeken 368 Doli (= 16,352 Gramm, statt nach jener Grundlage 368,64 Doli oder 16,3805 Gramm), das Stück zu 3 Kopeken 221 Doli (= 9,820 Gramm), das Stück zu 2 Kopeken 147 Doli (= 6,532 Gramm), das Stück zu 1 Kopeke 73 Doli (= 3,244) Gramm, das Stück zu $1/2$ Kopeke 36 Doli (= 1,600 Gramm), das Stück zu $1/4$ Kopeke 18 Doli (= 0,800 Gramm) wiegt. Die Prägung der vorgedachten Bronzemünzen war bereits durch einen Ukas vom 3. April 1860 verfügt worden. Man ist nicht gehalten, von dieser Münzgattung für mehr als 3 Rubel oder 300 Kopeken in einer Zahlung anzunehmen, dagegen haben die Staatskassen dieselben als Zahlung für Steuern, Gebühren und Lasten in jedem Betrage zum Nennwerthe anzunehmen. — Als $1/_{100}$ des Silberrubels hat die Kopeke einen Geltungswerth von 3,2393 oder ziemlich $3^1/_4$ Pfennig jetziger deutscher Währung, wenn man die deutsche Goldmark, wie amtlich und im Verkehr geschieht, zu $1/_3$ Thaler früherer norddeutscher Währung rechnet. (*F. Noback.*)

KOPENHAGEN (dän. Kjöbenhavn, schwed. Köpenhamn, engl. franz. Copenhague), Hauptstadt des Königreichs Dänemark, liegt an dem hier 25 Kilom. breiten Sunde (Oeresund) zu beiden Seiten des schmalen Meeresarmes, welcher die kleine Insel Amager von Seeland trennt. Die Sternwarte liegt unter 55° 41′ 13″ n. Br. und 10° 14′ 30″ ö. L. von Paris (12° 34′ 40″ Greenwich). Die Stadt liegt auf ganz flachem Boden, welcher zum Theil erst dem Meere abgezwungen wurde, und präsentirt sich daher weder von der See- noch Landseite in besonderer Weise. Den Mittelpunkt des heutigen Kopenhagen bildet der Königs-Neumarkt (Kongens Nytorv), ein großer, unregelmäßiger Platz, von welchem die Hauptverkehrsstraßen und die sämmtlichen Pferdebahnlinien ausgehen, an der Grenze des nordöstlichen, regelmäßig gebauten jüngern Theils der Innenstadt und der unregelmäßigen, geschäftsreichen Altstadt im Südwesten. Beide werden im Halbkreise von den Gräben der alten Befestigungen umschlossen, grenzen östlich an den Hafen, südlich wird noch die Schloßinsel mit umfaßt, und jenseits des Hafens schließt sich das Viertel Christianshavn an, welches noch von den alten Befestigungen umgeben ist. Die Innenstadt zerfällt in die Viertel Strand-, Frimands-, Snarens-, Vester-, Nörre-, Klädebo-, Rosenberg-, Oester-, St.-Annä-Oester-, St.-Annä-Vester-Quartier. Jenseit der alten Festungsgräben findet sich noch ein zweiter Zug von Wasserbecken: Sortedams Sö, Peblinge Sö, St.-Jörgens Sö, jenseit derer das Viertel Oester- und Nörrebro, sowie südlich davon Vesterbro anschließt. Daran grenzt endlich westlich Frederiksborg, welches zwar rechtlich eine besondere Gemeinde bildet, in der That aber doch ein Theil von Kopenhagen ist. Eigenthümlich ist die Verschiebung der Himmelsgegenden, welche in den Benennungen so oft hervortritt, sodaß z. B. Oesterbrogade direct nördlich hinausführt, Nörrebrogade fast nach Westen. Dieselbe erklärt sich dadurch, daß ursprünglich der Gammeltorv den Mittelpunkt bildete, von dem Vestergade,

Nörregade, Oestergade ausgingen; die an letztere anschließenden Straßenzüge wurden durch die Uferlinie nach Norden abgelenkt.

Kopenhagen besitzt verhältnißmäßig wenig hervorragende Gebäude; mit wenigen Ausnahmen sind dieselben im Renaissancestile erbaut, bei den älteren machen sich holländische Einflüsse stark bemerkbar; es sind meist Ziegelrohbauten in diesem Charakter, die späteren sind fast durchaus italienisch. Aus der romanischen Zeit sind nur noch ganz vereinzelte Reste vorhanden, wie der runde Thurm.

Unter den Kirchen ist zuerst zu nennen die Frauenkirche, die Metropolitankirche des Landes, von Hansen erbaut, nachdem die alte 1807 zusammengeschossen war, im Centrum der Altstadt gelegen. Das Aeußere dieses italienischen Renaissancebaues ist ziemlich nüchtern, nur der Haupteingang ist durch eine Giebelgruppe von Thorwaldsen (Johannes der Täufer in der Wüste predigend) und die Statuen von Moses und David (von Bissen, beziehentlich Jerichau) geschmückt. Das ebenfalls ziemlich einfach gehaltene Innere besitzt seinen unvergleichlichen Schmuck in den Statuen Thorwaldsen's: Christus und die 12 Apostel, sowie der das Taufbecken tragende kniende Engel.

Von den übrigen Kirchen sind nur noch die Trinitatiskirche und die Erlöserkirche wegen ihrer Thürme bemerkenswerth, welche eine vorzügliche Ansicht der Stadt und ihrer Umgebung bieten. Auf den ersteren, den „runden" Thurm, führt ein mit Ziegeln gepflasterter Schneckengang, auf letzteren eine Wendeltreppe außen herum. Die 1795 abgebrannte Nikolaikirche ist nicht wieder aufgebaut worden, der Thurm wird als Wartthurm benutzt. Zu erwähnen ist noch die großartig gedachte, nördlich vom Kongens Nytorv gelegene Marmor- oder Friedenskirche, zu welcher Friedrich V. 1749 den Grundstein legte; der Bau wurde 1767 durch Struensee sistirt wegen der großen Kosten. Jetzt wird wieder daran gebaut.

Das königliche Residenzschloß, Christiansborg, auf einer Insel (Slotholm) gelegen, am 3. Oct. 1884 durch Brand zerstört, war nach dem Brande von 1794 durch Hansen im toscanischen Palaststile aufgeführt, 1828 vollendet. Seine nach dem Schloßplatze gewendete Nordostfaçade hatte eine Länge von 115,3 Met., die anstoßenden Seitenflügel waren 121,8 Met. lang. In den Nischen auf beiden Seiten des Portals die von Thorwaldsen entworfenen kolossalen Bronzefiguren des Hercules, der Minerva, Nemesis und des Aesculap. Reliefs desselben Künstlers schmückten das Frontispice und das Portal. Abgesehen von den Sammlungen war unter den Räumen des Schlosses besonders hervorzuheben der prachtvolle Rittersaal (27,7 Met. lang, 16,3 Met. breit, 13,2 Met. hoch) mit dem Ceres- und Bacchuszuge von Bissen im Fries, das Vorzimmer desselben mit dem Thorwaldsen'schen Alexanderzuge, und das Throngemach. Ein Theil des Schlosses enthielt die Gemäldegalerie, die Räume des Reichstages und des obersten Gerichtshofes. Daran schließen sich Ueberreste des alten Schlosses Christian's VI. mit dem großen Reithause, Ställen, dem Hoftheater, endlich die Hofkirche. Weiter südöstlich hängen damit zusammen die Ministerien, das geheime Archiv, die große königliche Bibliothek und das Zeughaus.

An der Nordwestseite des Schlosses liegt das Thorwaldsen-Museum, 1839—48 von Bindesböll im Stile etruskischer Grabbauten ausgeführt; in demselben ruhen die Gebeine des großen Künstlers. Ueber dem säulengetragenen Giebel der Hauptfaçade steht eine Siegesgöttin von Bissen.

Das sehenswertheste Schloß in Kopenhagen ist Rosenborg, im holländischen Renaissancestile (dem sogenannten Stile Christian's IV., den auch die Börse und Schloß Frederiksborg zeigen), seit 1604 durch Inigo Jones erbaut und mit drei Thürmen geschmückt, deren höchster 100 Met. erreicht. Es war fast 100 Jahre lang zeitweise Residenz der dänischen Herrscher, die Zimmer sind zum großen Theil noch im damaligen Geschmacke erhalten, namentlich das Schlafzimmer, in welchem Christian IV. starb. Stilgemäß mit den alten Kaminen und Möbeln eingerichtet, enthalten sie eine sehr vollständige Sammlung von historischen Gegenständen und Kostbarkeiten, Waffen, Trachten, Orden u. s. w. Zu dem Schlosse gehört der Park Rosenborg-Have mit schönen alten Bäumen und Sculpturen.

Das dritte Schloß in Kopenhagen ist Amalienborg, eigentlich vier getrennte Paläste, welche den achteckigen Frederiksplads einschließen mit der Reiterstatue Friedrich's V. Sie dienen als Wohnung für die Familie des Königs, des Kronprinzen, der Königin Witwe und des Ministeriums des Aeußern.

Von andern öffentlichen Gebäuden sind zu nennen: die Börse, niederländische Renaissance, mit einem eigenthümlichen Thurme; das Universitätsgebäude gegenüber der Frauenkirche mit dem anschließenden, vorzüglich eingerichteten neuen Gebäude der Universitätsbibliothek und dem zoologischen und mineralogischen Museum; die Synagoge; die Sternwarte auf der ehemaligen Rosenborgbastion mit einer Statue Tycho Brahe's; daran anschließend der botanische Garten; westlich davon das große Communehospital. Ferner am Nytorv das Rath- und Gerichtshaus (Rad- og Domhus) von Hansen 1815 erbaut, im Giebel die Anfangsworte des alten jütischen Gesetzbuches von 1241 tragend: Mit Gesetz soll man Land bauen (Med Lov skal man Land bygge); endlich das Nationaltheater, ein stattlicher Renaissancebau an der Südseite von Kongens Nytorv, 1874 durch Petersen und Dahlerup erbaut.

Nachdem Kopenhagen infolge der klugen Neutralität Dänemarks während der mannichfachen Verwickelungen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte, brachten die schweren Unglücksfälle Anfang dieses Jahrhunderts in Verbindung mit der finanziellen Calamität des ganzen Landes die Stadt wesentlich zurück. Erst nach 1830 hatte sie sich einigermaßen erholt und seitdem ist sie in stets wachsendem Aufblühen begriffen. Im J. 1801 zählte sie 100,975 Einwohner, 1850 bereits 129,695

1870 schon 181291, endlich nach der Zählung vom 1. Febr., 1880: 234,850 Einwohner. Unter diesen waren in Kopenhagen geboren 127,519; zur protestantischen Kirche gehörten 228,661, unter den 6189 übrigen sind 1156 Katholiken und 3030 Juden. Eigentlich muß aber bei der Einwohnerzahl der Stadt noch das angrenzende Frederiksborg mit 26,510 Einwohnern mitgerechnet werden; es bildet zwar eine selbständige Gemeinde, ist aber vollständig mit Kopenhagen verwachsen. Das Areal der Stadt Kopenhagen beträgt innerhalb der alten Wälle 440 Hekt., außerhalb 1760 Hekt. Land, dazu kommen mit Einschluß des Hafens 2335 Hekt. Wasserfläche. Die Anzahl der Gebäude ist 6118 (1881).

Da die Bevölkerung des ganzen Staats 1,969,039 E. beträgt, so überragt Kopenhagen mit 11,9 Proc. der Gesammtbevölkerung das Land in einem Maße wie keine andere europäische Hauptstadt, nur London kommt ihm mit 10,9 Proc. einigermaßen nahe. Rechnet man noch Frederiksborg hinzu, so erhält man sogar 13¼ Proc. (wogegen freilich London im Umfange der Metropolitan and City Police Districts 13½ Proc. erreicht). Noch mehr tritt die herrschende Stellung Kopenhagens hervor, wenn man es mit der gesammten Stadtbevölkerung Dänemarks vergleicht, von welcher es 42,6 Proc., mit Frederiksborg 47,4 Proc. ausmacht. Man kann schon hieraus errathen, daß diese Oberherrschaft sich ebenso in Beziehung auf geistiges Leben zeigen wird, und in der That ist es in dieser Hinsicht geradezu der Mittelpunkt des skandinavischen Nordens.

An der Spitze der wissenschaftlichen Institute steht die Universität, 1479 durch Christian I. gestiftet, 1788 neu organisirt. Sie ist in 5 Facultäten getheilt und zählt ungefähr 70 Professoren und über 1000 Studirende. An dieselbe schließt sich die Universitätsbibliothek mit über 200,000 Bänden und 4000 Handschriften (namentlich altpersisch und indisch). Die königliche Bibliothek, im Schlosse Christiansborg untergebracht, ist eine der reichsten Europas, mit 550,000 Bänden und mehr als 20,000 Handschriften. Sie wurde durch Friedrich III. gestiftet.

Eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Art, nur von der stockholmer erreicht, ist das Museum nordischer Alterthümer. Im J. 1807 auf Anregung des Professors Nyerup gegründet, wurde sie durch den unermüdlichen C. J. Thomsen auf ihre Höhe erhoben und steht jetzt unter der Leitung Worsaae's. Sie zerfällt in fünf Abtheilungen: Gegenstände aus der Steinzeit (meist aus den Kjökkenmöddinger herrührend), aus der Bronzezeit, aus der Eisenzeit (namentlich Moorfunde), aus dem Mittelalter, aus der Neuzeit (bis gegen 1660) und ist von außerordentlicher Wichtigkeit für die Urgeschichte Skandinaviens.

Ebenbürtig steht neben dieser Sammlung das ethnographische Museum, eins der reichsten Europas, eine Schöpfung desselben Thomsen.

Neben diesen sind noch zu erwähnen: die nicht sehr bedeutende königliche Antikensammlung und die reiche königliche Münz- und Medaillensammlung. Mit der Universität verbunden sind noch das mineralogische und das zoologische Museum, letzteres namentlich für die Naturgeschichte des Walfisches das vollständigste; ferner das anthropologische Museum und die chirurgische Akademie.

An wissenschaftlichen Instituten sind ferner zu nennen: die polytechnische Lehranstalt, 1829 eröffnet, ihr erster Director war Oerstedt; ferner die Veterinärschule, 1773 von Abildgaard gestiftet, die Landbauhochschule, die Offizierschule, Seeoffizierschule, Navigationsschule, die Schule der technischen Gesellschaft.

An Kunstsammlungen ist Kopenhagen ebenfalls reich. Obenan steht unter denselben das Thorwaldsen-Museum, 1846 eröffnet. Es enthält von des Künstlers Hand 80 Statuen, über 220 Reliefs und 130 Büsten, daneben sämmtliche vorhandene Skizzen und Zeichnungen zu seinen Werken, endlich die von ihm gesammelten Kunstsachen und Bücher. Es gewährt einen schönen Einblick in das Schaffen und Leben des Meisters.

Die Gemäldesammlung umfaßt an 700 Bilder, die meisten der holländischen Schule angehörig, daneben Werke der älteren italienischen, spanischen, deutschen und vlämischen Schule. Die an 250 Bilder zählende dänische Abtheilung gibt einen guten Ueberblick über die Leistungen der Dänen auf diesem Gebiete.

Reich an Bildern der niederländischen Schule ist auch die 150 Nummern zählende Gräflich Moltke'sche Gemäldesammlung. Die königliche Kupferstichsammlung mit über 80,000 Stichen besitzt namentlich werthvolle Blätter von Dürer. Der Pflege der bildenden Künste gewidmet ist die Kunstakademie, 1754 begründet und 1814 neu fundirt.

An der Spitze der zahlreichen wissenschaftlichen und Kunstvereine steht die dänische Gesellschaft der Wissenschaften, gegründet 1742, und die königliche Gesellschaft für Alterthumskunde, welche seit 1825 eine hervorragende Wirksamkeit entfaltet hat und namentlich durch Mitglieder wie Thomsen, Rafn, Finn Magnusen, Petersen und Worsaae glänzt. Auch die Musik hat hier stets sorgsame Pflege gefunden.

Wie der höhere, so ist auch der Volksunterricht in Kopenhagen wohl gepflegt; in 148 Schulen finden sich 24,812 Schüler; 11 Hospitäler und Krankenhäuser, darunter das großartige Communehospital mit 800 Betten, dienen der Krankenpflege. Eine städtische Gasanstalt, 1857 eröffnet, und die in Frederiksborg im Söndermarken-Parke gelegenen Wasserwerke versorgen die Stadt. Den Verkehr unterhalten 296 Droschken, mehrere Omnibuslinien und ein Pferdebahnnetz von 27,8 Kilom. Länge. Den Landverkehr vermitteln die seeländische Nordbahn (Helsingör), Westbahn (Roeskilde-Korsör mit Anschluß nach dem Festlande über Fünen und direct nach Kiel) und Südbahn (mit Anschluß nach den südlichen Inseln und nach Rostock). Dieselben beförderten 1881 aus Kopenhagen 631,352 abgehende und 632,113 in Kopenhagen ankommende Reisende, außerdem beförderte die fast nur dem Vergnügungsverkehre dienende Klampenborger Localbahn 1,215,738 Personen. Der Güterverkehr der Bahnen

belief sich auf 4,286,871 Ctnr. eingehend und 2,572139 Ctnr. ausgehend.

Der Landverkehr spielt aber in dieser Stadt nur eine untergeordnete Rolle, sie ist mehr als irgendeine europäische Hauptstadt Seehandelsplatz, auch mit ihren Hinterländern steht sie mehr zur See als zu Lande in Handelsverbindung. Neben ihrer ausgezeichneten Lage am besten Eingange des Ostseebeckens verdankt sie diese Stellung ihrem vorzüglichen, jederzeit zugänglichen Hafen. Derselbe wird durch den Meeresarm gebildet, welcher Amager von Seeland trennt, und zerfällt in einen innern und äußern Hafen, welche durch den Zollhausbaum (Toldbodshommen) getrennt werden. Der äußere Hafen oder Rhede wird gegen den Sund begrenzt durch die Inseln, welche die Batterien Trekroner und Lynetten tragen. Der innere erstreckt sich mit einer Tiefe von 6—7,5 Met. 1820 Met. lang bis zur Knippelsbro, welche den südöstlichen Stadttheil Christianshavn mit der Schloßinsel verbindet. Oestlich neben dem Handelshafen erstreckt sich, durch eine 1020 Met. lange schwimmende Brücke getrennt, der etwa 7 Met. tiefe Kriegshafen, Flaadens Leie oder Orlogshavn, an welchen sich auf den kleinen nördlich von Christianshavn liegenden Inseln die Arsenale und Werften der Kriegsmarine anschließen. In dem Handelshafen finden sich Anlegeplätze von 3,25 bis 5,85 Met. Wassertiefe für die ausländischen Dampfer am Zollhause (Toldbod), für die einheimischen Dampfer an der Havnegade und an der parallel zum Ufer hinausgebauten Qvästhusbro. An den innern Hafen schließen sich noch schmälere Wasserarme an, die südliche Fortsetzung der Meerenge zwischen Knippelsbro und Langebro, ferner der bis an Kongens Nytorv reichende Nyhavn, die die Schloßinsel einschließenden Kanäle, und endlich derjenige, welcher Christianshavn seiner ganzen Länge nach durchschneidet. Dieselben bieten noch Anlegeplätze mit 2 bis 4,25 Met. Wassertiefe, sämmtliche Brücken sind daher als Zugbrücken eingerichtet. Die südliche Fortsetzung des Meeresarmes, Kalleboſtrand, 1200 Met. breit in der Nähe von Kopenhagen, ist so seicht, nur mit einer schmalen Fahrrinne von 2—3 Met., daß die Stadt von dieser Seite gegen Angriffe zur See vollkommen gedeckt ist; nur einzelne kleine Küstenfahrzeuge kommen von dieser Seite.

Der Verkehr Kopenhagens zur See ist ein recht bedeutender. Die eigene Handelsflotte der Stadt bestand im J. 1880 aus 298 Segelschiffen mit 35,150½ Tonnen Gehalt und 129 Dampfern mit 43,705 Tonnen und 10,074 Pferdekräften. Ein Vergleich mit frühern Jahren ergibt hierbei eine Abnahme der erstern, welche aber durch die Zunahme der Dampfer namentlich im Laderaume weit überboten wird, ein Zeichen der Prosperität.

Der gesammte Verkehr belief sich in demselben Jahre auf 16,059 Schiffe mit 859,547 Tonnen eingehend und 16,870 Schiffe mit 374,958 Tonnen ausgehend. Darunter waren: vom Auslande kommend 5782 Segelschiffe und 5033 Dampfer mit 321,559 bez. 390,634 Tonnen Ladung, vom Inlande kommend 3550 Segelschiffe und 1694 Dampfer mit 69,971 bez. 77,383 Tonnen. Es gingen nach dem Auslande 5671 Segelschiffe und 5076 Dampfer mit 43,786 bez. 179,393 Tonnen, nach dänischen Häfen 4125 Segelschiffe und 1998 Dampfer mit 42,865 bez. 108,914 Tonnen.

Von den 17,648,853 Ctnr. eingeführter Waaren waren zum Consum bestimmt 15,977,200 Ctnr., unter den 4,694,625 Ctnr. ausgeführter Waaren befanden sich 2,867,116 Ctnr. einheimische und 1,827,509 fremde Producte.

Die Hafeneinnahmen betrugen 932,627,49 Kronen, die Ausgaben 912,677,86 Kronen. Die gesammten Einnahmen und Ausgaben der Stadt im J. 1880 beliefen sich auf 5,456,601 bez. 5,607,736 Kronen.

Einen wesentlichen Antheil an dem regen Seeverkehre haben die regelmäßigen Dampferlinien, welche Kopenhagen mit einer großen Anzahl von Plätzen im In- und Auslande verbinden. Obenan stehen namentlich im Inlandsverkehre die Linien der Forenede Dampskibsselskab; ihre Schiffe gehen fünfmal täglich nach den Sundstationen bis Skodsborg, dreimal nach Helsingör und Helsingborg, dreimal nach Landskrona, siebenmal nach Malmö (kürzeste Verbindung zwischen Schweden und dem westlichen Europa). Ferner wöchentlich sechsmal nach Aarhus, zweimal nach Aalborg und den Limfjordstationen, zweimal nach Randers, einmal nach Grenaa, zweimal nach Horsens, ebenso nach Veile, zweimal nach den Stationen der südlichen Inseln. Ferner fahren die Dampfer der Gesellschaft regelmäßig nach Christiania (über Frederikshavn oder Gothenburg) nach Stettin, nach Faröer und Island, nach London, Antwerpen, Bordeaux, Königsberg, Libau, Newcastle, Bergen-Drontheim. Von andern Dampferlinien sind zu nennen: nach Bornholm (siebenmal wöchentlich), Stockholm, Göteborg, Lübeck, Hamburg, Riga u. s. w.

Das Klima Kopenhagens ist ein Seeklima; nach den auf der Landbauhochschule in den 20 Jahren 1861—80 angestellten Beobachtungen ist das Jahresmittel des Barometerstandes 759,5 mm (13 Met. über Meer), die mittlere Temperatur + 7,4° C., die höchste + 32,5, die niedrigste — 25,0; im Winter finden sich durchschnittlich 105 Frosttage; jedoch war der Hafen meist nur ganz kurze Zeit vom Eise verschlossen, 7 Winter war er ganz eisfrei, nur einmal 87 Tage lang gesperrt; seit dem Winter 78/79 wird er durch einen Eisbrecher offen gehalten. Der jährliche Niederschlag betrug im Mittel 557,7 mm und wechselte von 354—727 mm.

Obgleich das Klima Kopenhagens ein gesundes ist, so steht die Stadt doch im Vergleiche zum Staat ungünstig, denn die mittlere Lebensdauer beträgt für männliche und weibliche Personen 38,4 bez. 45,1 Jahre, während für ganz Dänemark sich die Zahlen 52,0 und 54,3 ergeben. Die Anzahl der jährlichen Todesfälle beträgt 26,1 pro Mille.

Geschichte. Nach der gewöhnlichen Annahme wurde Kopenhagen im 12. Jahrhundert durch den Bischof Axel (Absalon) von Roeskilde gegründet. Urkundlich wird aber berichtet, daß derselbe im J. 1165 eine Landung der Vikinger in „Hafn" verhinderte. Von anderer Seite wird die Gründung Waldemar I. (1157—82) zugeschrieben, welcher diese Stadt 1168 an den Bischof Axel schenkte (1186 bestätigt durch Urban III.). Munch hat ver-

muthet, daß der in der Eigils-Saga genannte Marktplatz Halöre (um 870) Kopenhagen gewesen sei. In den alten Urkunden führt es abwechselnd die Namen Hafn, Höfna Hafn, lateinisch Hafnia, Hafniensis civitas. Axelhus war der Name des festen Schlosses, welches die Stadt schirmte. Im J. 1242 und 1248 wurde sie von den Lübeckern eingenommen und theilweise niedergebrannt. Im J. 1254 erhielt sie ihr ältestes Stadtrecht durch den Erzbischof Jakob Erlandsen von Roeskilde, um 1280 ihre ersten Privilegien durch König Erich Glipping. In den Kämpfen der Nachfolger Waldemar's II. wurde sie nach der Schlacht bei Reseved abermals erobert; infolge der fortwährenden Kämpfe finden wir die Stadt im J. 1290 ebenfalls befestigt, namentlich gegen die häufigen Einfälle der Normänner; ein sehr heftiger Angriff derselben wurde 1306 glücklich abgeschlagen.

Im J. 1341 trat in der Geschichte Kopenhagens insofern ein Wendepunkt ein, als der damalige Bischof Johann Nyborg Stadt und Schloß an Waldemar IV. Atterdag auf zwei Jahre überließ gegen Verpfändung zweier anderer Schlösser; doch fand nie eine Rückgabe statt. Unter der Regierung dieses Königs wurde Kopenhagen zweimal, 1362 und 1368, von den vereinigten Lübeckern und Holsteinern eingenommen und geplündert, das Schloß großentheils zerstört. Ein neuer Angriff durch eine bedeutende Hanseatenmacht erfolgte unter der an Misgeschick reichen Regierung Erich's 1428, doch schlugen die Bürger denselben unter Führung der Königin Philippa ab.

Da die alte Königsburg in Roeskilde 1441 abbrannte, und 1443 ein großer Theil dieser Stadt sammt der Domkirche von einer großen Feuersbrunst vernichtet wurde, so wählte Erich's Nachfolger, Christoph von Baiern, das Schloß zu Kopenhagen zur Residenz und machte Kopenhagen zur Hauptstadt, indem er gleichzeitig ein neues Stadtrecht ertheilte.

Stadtpläne, welche aus dieser Zeit vorhanden sind, zeigen Kopenhagen von Wällen und Gräben umgeben; ihr Gebiet wird begrenzt durch die heutige Gothensgade, Nörrevold, Halmtorv, Nybrogade und die Linie vom Höibroplads nach Kongens Nytorv. Letztere sowie ihre Fortsetzung, die Bredegade, geben die damalige Uferlinie an, östlich davon finden wir nur einige ganz kleine Inseln an Stelle der jetzt dort liegenden Stadttheile, deren Gebiet also, ebenso wie das von Christianshavn, dem Meere abgewonnen worden ist. Die Insel Amager begann erst jenseit des heutigen Walles im Südosten. Im Grundbuche von 1496 (Jordebog) ist die Eintheilung der Stadt in Oestre-, Vestre-, Nörre- und Kjödmangere-Rodermaal angegeben.

Als nach dem Untergange der Kalmarischen Union Christian II. 1523 gestürzt wurde, blieb die Stadt demselben treu, mußte aber nach sechsmonatlicher Belagerung durch seinen Nachfolger Friedrich I., der von einer lübecker Flotte unterstützt wurde, capituliren. Trotzdem schloß sie sich später noch einmal an Christian II. an, und ergab sich erst ganz ausgehungert nach einjähriger Belagerung an Christian III. 1536. Unter seiner Regierung wurde die Reformation eingeführt, nachdem Hans Tausen's Predigten die Bewohner für die neue Lehre gewonnen hatten.

Unter Christian IV. begann 1618 eine ausgedehntere Befestigung der Stadt, welche, durch die Belagerung von 1658—59 unterbrochen, Anfang der Regierung Christian's V. unter Oberleitung des Generals Henrick Rysse beendigt wurde; durch diese erhielt Kopenhagen seine jetzige Ausdehnung auf der Seeseite, während es auf der Landseite durch die Wälle begrenzt wurde, an deren Stelle sich jetzt die Boulevards hinziehen. In dieser Zeit hatte Kopenhagen noch die Belagerung durch Karl X. Gustav 1658 und 59 auszuhalten, der Hauptsturm 1659 wurde zwar glücklich abgeschlagen, aber die darauffolgende Blokade wurde erst durch den sogenannten Kopenhagener Frieden von 1660 beendigt. In dem Umschwunge, welcher auf diesen unglücklichen Friedensschluß folgte und durch den Reichstag zu Kopenhagen eingeleitet wurde, hatte namentlich die Haltung der Bürgerschaft unter Leitung ihres Bürgermeisters Hansen den Erfolg, daß das erbliche Königthum befestigt und die Privilegien des Adels beschränkt wurden. Von jetzt an hatte Kopenhagen mehr Ruhe zur friedlichen Entwickelung, doch mußte es 1700 noch einmal ein Bombardement durch eine vereinigte holländische, englische und schwedische Flotte aushalten, welches den nordischen Krieg eröffnete. Zwar wurde Dänemarks Theilnahme an diesem Kriege durch den Frieden von Travendal schnell beendet, aber nun trafen Kopenhagen kurz nacheinander andere schwere Unglücksfälle. Nachdem die Pest schon zwischen 1511 und 1674 nicht weniger als neunzehnmal gewüthet hatte, trat sie 1711 so furchtbar auf, daß 22,500 Menschen starben. Dann kam 1728 eine verheerende Feuersbrunst, welche fünf Kirchen, das Rathhaus und 1640 andere Gebäude verzehrte. Nach längerer Ruhepause trat mit Ende des Jahrhunderts wieder eine Zeit der Trübsal ein. Nachdem schon 1794 das Schloß Christiansborg gänzlich niedergebrannt war, wüthete im folgenden Jahre das Feuer drei Tage lang und legte 940 Häuser, das neue Rathhaus und die Nikolaikirche in Asche. Auf der Rhede von Kopenhagen erlag am 2. April 1801 die dänische Flotte der von Nelson geführten englischen und am 2. Sept. 1807 fand mitten im Frieden der bekannte Ueberfall durch eine englische Flotte statt, wobei Kopenhagen drei Tage lang bombardirt wurde, 305 Häuser sammt der Frauenkirche sanken in Asche, an 2000 Menschen kamen um und nach Uebergabe der Stadt wurde die ganze dänische Flotte fortgeführt.

Seitdem ist Kopenhagen bei den politischen Complicationen nicht wieder in directe Mitleidenschaft gerathen, dagegen hat es noch einmal schwer gelitten, als 1853 die Cholera ausbrach und gegen 4700 Opfer forderte. Die Erschütterungen des Jahres 1848 überstand die Stadt durch die besonnene, aber bestimmte Haltung ihrer Bewohner ohne Schaden und sie ist seitdem Sitz der constitutionellen Regierung.

Bis zum J. 1771 waren die Häuser der Stadt

ohne Bezeichnung; nun wurde befohlen durch königliches Placat, die Matrikulsnummern anzumalen und die Namen der Straßen an den Ecken. Mit dem Anwachsen der Stadt wurde jedoch die Verwirrung unerträglich, erst 1859 wurde festgesetzt, daß die Häuser in jeder Straße fortlaufende Nummern bekommen sollten, und zwar rechts gerade, links ungerade, vom Königs Neumarkt aus gerechnet.

Die Festungswerke auf der seeländischen Seite wurden durch Gesetz von 1867 großentheils der Stadt überlassen und alle Anbaubeschränkungen aufgehoben. Im J. 1857 wurde die städtische Gasanstalt eröffnet.

Aus dem bisher Gesagten ist ersichtlich, daß der Handel und namentlich der Seeverkehr in dem äußern Treiben Kopenhagens am meisten hervortritt, während die Thätigkeiten der Regierung und Verwaltung, des Militärs, der Wissenschaft und Kunst sich weniger auffällig abwickeln. Hierbei zeigt sich der Kopenhagener im allgemeinen emsig, einsichtig und gewissenhaft und namentlich äußerst höflich und entgegenkommend. Die guten Seiten der Bevölkerung erweisen sich vornehmlich an Sonn- und Festtagen zur Sommerszeit. Wo man hinkommt, begegnet man harmloser Fröhlichkeit, es wird wenige große Städte geben, in deren Umgebung auch an den Abenden solcher Tage ein so durchweg anständiger und angenehmer Ton herrscht. Die beste Gelegenheit, das Volk in dieser Hinsicht zu beobachten, bieten das großartige Vergnügungslocal Tivoli ganz nahe am Bahnhofe und der Thiergarten. Ersteres bietet in seinem parkartigen Terrain eine große Auswahl von Lustbarkeiten, Thierbuden, Seiltänzer, ein kleines Volkstheater, Rutschbahnen, Concerte, Feuerwerk u. s. w. Die wahre Sommerlust entfaltet sich aber im Thiergarten (Dyrehave), einem prachtvollen Buchenwalde, welcher bei Klampenborg, etwa 10 Kilom. nördlich von Kopenhagen beginnt und mit seiner Fortsetzung Jägersborghave sich über Skodsborg hinaus erstreckt. Der ganze Wald ist dann erfüllt von größern und kleinern Gesellschaften, die sich im fröhlichen Spiele tummeln oder unter den mächtigen Bäumen lagernd Pickenick abhalten. Am meisten concentrirt sich das Leben am Dyrehavsbakke (d. h. Hügel), landeinwärts von Klampenborg, wo sich nach Art des wiener Praters Buden mit allen möglichen Sehenswürdigkeiten und leiblichen Genüssen finden. Den Mittelpunkt bildet die namentlich in der Johannisnacht sehr besuchte Kirsten Piils Kilde (d. h. Quelle), der im Volke allerhand geheime Kräfte zugeschrieben werden.

Ueberhaupt bietet die Umgebung Kopenhagens durch ihre reiche Vegetation, die Nachbarschaft des Meeres und die freundlichen Dörfer, Schlösser, Villen vielfache Gelegenheit zum Naturgenuß. Außer den auch von Deutschen vielbesuchten Sommerfrischorten am Sunde: Klampenborg mit Wasserheilanstalt und Seebad, Charlottenlund mit prächtigem Schlosse und Park, Skodsborg, Taarbäk, Vedbek, Humlebek sind noch zu nennen: Helsingör mit dem berühmten Schlosse Kronborg, die nordwestlich davon liegenden Seebäder Marielyst und Hellebäk, die beiden Schlösser Frederiksborg und Fredensborg, letzteres am Esromsee, beide an der Bahn nach Helsingör.

(*W. Biermann.*)

Köpenick, s. Köpnick.

Kopernikus (Nik.), s. Copernicus.

KOPF (caput), auch Haupt genannt, ist der auf dem Halse aufsitzende, rundlich geformte oberste Theil des menschlichen Körpers, dessen Knochengerüst, aus 28 Knochen, welche theils durch Nähte, theils durch Gelenke oder durch Einkeilung miteinander verbunden sind, zusammengesetzt, die knöcherne Hülle bildet für das große und kleine Gehirn und für die Sinnesorgane des Gesichts, Gehörs, Geschmacks und Geruchs und demzufolge für Lebensfähigkeit und -Thätigkeit von höchster Bedeutung ist. Man unterscheidet am Kopfe zwei Haupttheile, den Schädel (cranium) und das Gesicht (facies); ersterer, richtiger mit Hirnschale zu bezeichnen, bildet einen halbkugeligen, in der Richtung von vorn nach hinten mehr oder weniger ovalen knöchernen Hohlraum, dessen Wandungen aus sieben Knochen, dem Stirnbein, Siebbein, Grundbein, sowie je zwei Scheitelbeinen und Schläfenbeinen gebildet werden; das Gesicht wird von den beiden Oberkieferbeinen, den Gaumen-, Pflugschar-, Thränen-, Wangen- und Nasenbeinen nebst den Nasenmuscheln, und von dem Unterkiefer zusammengesetzt, wozu noch die in Ober- und Unterkiefer sitzenden Zähne zu rechnen sind. Die Gesammtheit dieser nach Form, Größe, Stärke, sowie nach der Art ihrer Verbindung untereinander wesentlich voneinander verschiedenen Knochen bildet das knöcherne Gestell des Kopfes, welches, mit Fleisch, Fett, Haut und Haaren überzogen und seine verschiedenen Unebenheiten, Höcker, Vertiefungen und Vorsprünge dadurch ausgleichend, erst so dem Begriffe entspricht, den man vom nicht-anatomischen Standpunkte aus mit den Worten Kopf oder Haupt zu verbinden pflegt.

Der Kopf wird beim Menschen in aufrechter Stellung auf der Wirbelsäule balancirt, welches Balanciren durch die eigenthümliche Construction des das Hinterhauptbein mit dem ersten Halswirbel verbindenden Gelenkes (zwischen Atlas und Epistropheus) ermöglicht wird; in geneigter Stellung ist es vor allem das starke Nackenband (Ligamentum nuchae), welches im Verein mit den Nackenmuskeln ihn in seiner Stellung zu erhalten vermag; bei den Vierfüßern, bei welchen ja die geneigte Kopfstellung das Normale ist, findet man daher auch jenes Nackenband sowie die Nackenmuskulatur besonders stark entwickelt. Die Bewegungsfähigkeit des Kopfes nach allen Richtungen hin ist infolge der erwähnten Eigenthümlichkeit des ihn mit dem Halse verbindenden Gelenkes eine möglichst ausgiebige, sodaß er sich nicht blos nach vorn und hinten bewegen — beugen und strecken — sondern auch nahezu in einem Halbkreise sich drehen kann. Deshalb gehören auch Luxationen des Kopfes zu den seltensten Vorkommnissen und sind überhaupt nur dann möglich, wenn die äußere Gewalt das Gelenk selbst getroffen hat, und dadurch die Continuität zwischen Kopf und Halswirbel aufgehoben

ist (directer Sturz auf den Kopf, Schußfractur des Gelenks u. a.).

Wesentlich verschieden vom Bau beim Menschen ist Form und Bildung des Kopfes bei den Wirbelthieren. Namentlich tritt die Entwickelung der Schädelhälfte wesentlich gegen die hier viel hervorragender erscheinende Gesichts- und Kieferhälfte zurück; die Rundung der erstern, beim Affen noch einigermaßen der menschlichen sich nähernd, weicht bei den niedern Thierklassen immer mehr einer progressiven, namentlich in der Richtung von vorn nach hinten ausgesprochenen Abflachung, während letztere mehr und mehr schnauzen- oder rüsselartig sich verlängert und verschmälert. — Der Kopf der wirbellosen Thiere wird, je tiefer sie stehen, um so unvollkommener, und ist bei den niedern Arten oft nur dem Auge des Naturforschers als solcher erkennbar; in den untersten Klassen (Acephala) fehlt er gänzlich.

(*Alfr. Krug.*)

KOPFFÜSSER (Cephalopoda), Tintenfische (Tintenschnecken), Kraken, eine Klasse der kopftragenden Weichthiere, von denen bereits Aristoteles eine Anzahl von Formen bekannt war und deren häufigsten mittelmeerischen Vertreter er mit dem später auf eine völlig verschiedene Thierklasse übertragenen Namen Polyp bezeichnete (noch jetzt in den romanischen Thiernamen poulpe, polpo erhalten). Am Körper der nur im Meere lebenden Cephalopoden unterscheidet man den Rumpf, welcher rundlich oder mehr oder weniger gestreckt, walzig oder kegelförmig oder glatt erscheint, und dessen Rückenfläche (in der während des Schwimmens vom Thiere angenommenen Stellung) entweder continuirlich oder mittels eines besondern durch knorpelige Theile gebildeten Nackengelenks oder durch Muskelverbindung in die des Kopfes übergeht, während die untere oder Bauchfläche am vordern Rande eine quere spaltenförmige Oeffnung, den Eingang in die unter und vor den Eingeweiden liegende Athemhöhle trägt. Letztere, durch Ablösen der meist als „Mantel" bezeichneten Haut gebildet, daher auch Mantelhöhle genannt, birgt in ihrem Grunde die in einem oder zwei (nur bei Nautilus) Paaren vorhandenen Kiemen. Das in die Mantelhöhle aufgenommene Wasser wird zusammen mit den Excrementen und Geschlechtsproducten durch ein mit weiter Mündung nach innen gerichtetes, mit enger Oeffnung aus dem Mantelspalte vorragendes Rohr, den sogenannten Trichter, ausgestoßen. Durch dies Austreiben des Wassers erfolgt beim Schwimmen die stoßweise Rückwärtsbewegung des Thieres. Den Rückfluß verhindert eine nur den Octopoden fehlende Trichterklappe. An der untern Fläche des Trichters findet sich häufig jederseits ein aus Knorpel gebildeter Verbindungs- oder Schließapparat zwischen ihm und der innern Mantelfläche. An dem vordern Ende des Rumpfes sitzt der große Kopf, mit jenem im Durchmesser übereinstimmend, ihn zuweilen übertreffend, seltener kleiner. An ihm findet sich jederseits ein großes halbkugelig vorragendes Auge, dessen Außenwand häufig durchbohrt ist oder ganz fehlt, sodaß dann die freiliegende Linse (welche bei Nautilus sogar fehlt) vom Seewasser umspült wird. Seitlich hinter dem Auge liegt im Kopfknorpel eingeschlossen jederseits ein Gehörorgan, während sich eine jederseits in der Haut hinter dem Auge findende Grube oder Papille als Geruchsorgan darstellt. Der Kopf trägt acht oder zehn, den an seiner Vorderfläche liegenden Mund kreisförmig umgebende, mehr oder weniger verlängerte, bewegliche und an ihrer innern Fläche ganz oder nur an der Spitze mit verschieden entwickelten Saugnäpfen, zuweilen Haken besetzte Anhänge, die Arme, welche als Organe des Tastens, Kriechens, Greifens wirken und deren Zahl (sie als „Füße" bezeichnend und den Namen der Klasse veranlassend) die beiden großen Abtheilungen der Zehnfüßer und Achtfüßer bestimmt. Sind zehn vorhanden, so sind bei den jetzt lebenden Gattungen zwei derselben mehr oder weniger verlängert (Tentakel) und dann meist in besondere, innerhalb des Armkreises gelegene Taschen ganz oder theilweise rückziehbar. — Die Tintenfische sind Fleischfresser. Der Mund ist innerhalb der Lippen mit einem starken, papageischnabelartigen Kieferpaare bewaffnet. Die Zunge trägt eine Reibplatte, der der übrigen kopftragenden Mollusken ähnlich. Es finden sich vordere (am Kopfe) und hintere (in der Rumpfhöhle liegende), getrennte oder verschmolzene Speicheldrüsen. Auf die zuweilen mit einem Kropfe versehene Speiseröhre folgt der Magen, an welchen sich der gewundene und in einem, nach vorn gerichteten, über der innern Trichteröffnung liegenden, zuweilen mit lappigen Anhängen versehenen After mündende Darm anschließt. Eine umfangreiche Leber ergießt ihr Secret in einen meist dicht am Magen liegenden Blindsack. Die Gallengänge besitzen drüsige Anhänge, welche als Pancreas aufgefaßt werden. Das Blutgefäßsystem ist geschlossen. Das im hintern Theile des Eingeweidesackes liegende Herz treibt das Blut in den Körper (ist „systemisch") und empfängt das Blut, welches durch die Kiemen zurückläuft und in dieser Bewegung durch Kiemenherzen (d. h. muskulöse Erweiterungen der Kiemenarterien) unterstützt wird, in seitlichen Vorkammern. Eine den Kiemen angelagerte drüsige Masse deutet man als Milz. Die Nieren sind traubige Anhänge der Kiemenvenen, welche ihr Secret in weite, dünnwandige, jederseits mit einer Papille sich in die Mantelhöhle öffnende Säcke ergießen. Dem Enddarme sitzt unten mit einem stielförmigen Ausführungsgange der Tintenbeutel an, eine verschieden entwickelte, eine braunschwarze, intensiv färbende Flüssigkeit, Sepie oder Tinte, absondernde Drüse. Das Centralnervensystem stellt das sogenannte, aus einer obern und untern Hälfte (Kopf- und Fußganglion der andern kopftragenden Mollusken) gebildete Gehirn dar, welches, von einer knorpeligen im Kopfe gelegenen Kapsel umschlossen, Aeste in die Arme, Sinnesorgane, in den Mantel und die Eingeweide sendet. Außer der eben genannten Knorpelkapsel, welche den einzigen Fall eines bei wirbellosen Thieren vorkommenden einigermaßen entwickelten innern Skelets darstellt, haben die meisten Cephalopoden noch ein Hartgebilde, welches als äußere oder als in die Rückenhaut aufgenommene Schale erscheint. Von der aus aufeinanderfolgenden, durch ein Rohr (Sipho) mit-

einander verbundenen Kammern bestehenden Schale der Nautiliden, Ammoniten, Belemniten und Spirula an findet sich eine ganze Reihe allmählich einfacher werdender Formen, welche durch ihre trichterförmig nach vorn offene Endspitze (Phragmoconus) zunächst an die ursprünglichen Formen erinnernd, allmählich mit dem Kalkgehalte auch die Kammerung und Schichtung verliert und zuletzt als pfeilförmiges oder verkürztes, horniges, biegsames Gebilde, Schulpe, übrigbleibt, bei den jetzt lebenden Octopoden ganz verschwunden ist. Eigenthümlich charakteristisch für die Cephalopoden ist das Farbenspiel ihrer Haut. Infolge der Anordnung verschiedenfarbigen Pigments in übereinanderliegenden Schichten, welche durch die Contractilität der dasselbe enthaltenden Zellen abwechselnd allein oder in Combination sichtbar werden, wobei noch eine besondere Flitterschicht unterstützend oder modificirend wirkt, ändert sich die Farbe, hauchartig über den Körper sich ausbreitend oder auch auf einzelne Stellen beschränkt. Da die Zusammenziehung der Farbenzellen, Chromatophoren, unter dem Einflusse des Nervensystems steht (das betreffende Centralorgan liegt in der Nähe des Sehnervenursprungs, empfängt also die Reize höchst wahrscheinlich durch Reflexe von Gesichtseindrücken), hängt das Farbenspiel mit Affecten zusammen, wie auch biologische Beobachtungen beweisen. Die Cephalopoden sind getrennten Geschlechts. Die ursprünglich paarig vorhandenen Eileiter, in deren Wandungen Drüsen auftreten, werden durch Verkümmerung des einen unpaar. In der Nähe ihrer Mündung finden sich häufig Drüsen, deren Secret den Kitt zur Anheftung, Verbindung und Umhüllung der Eier bildet, die sogenannten Nidamentaldrüsen. In den Verlauf des Samenleiters ist meist ein Drüsenapparat eingeschaltet; das Endstück ist zur Needham'schen Tasche erweitert, in welcher die Samenkörper zu einem mit elastischen, das Vorschnellen der Samenmasse bewirkenden Einrichtungen versehenen Spermatophor verbunden werden. Die Begattung der Cephalopoden ist dadurch zu einem im ganzen Thierreiche fast einzig dastehenden geworden, daß ein Theil des Männchens, und zwar ein bei den meisten Arten bestimmter Arm zu einem die Uebertragung des Samens auf das Weibchen vermittelnden Organ geworden ist; diese Bildung geht in einzelnen Fällen so weit, daß der ganze mit Samen erfüllte Arm sich vom Männchen löst und, sich eine Zeit lang selbständig bewegend, zur Ablegung des Samens in die Mantelhöhle des Weibchens gelangt. Derselbe wurde von seinem Entdecker für einen parasitischen Wurm gehalten und Hectocotylus genannt. Die Entwickelung des Begattungsarms nennt man danach Hectocotylisation. Die Entwickelung erfolgt ohne Metamorphose. Die Embryonalanlage erinnert an die relative Lage der Körpertheile der Gastropoden. Der Embryo liegt mit der Bauch-, später Mundseite dem umfangreichen Dotter auf, sodaß letzterer einen kopfständigen Dottersack bildet, was schon Aristoteles bekannt war.

Die Größe der Tintenfische schwankt von einem Zoll bis zu vielen Fußen. Riesentintenfische (Kraken) sind zwar in der ihnen in Mythen zugeschriebenen Größe in das Bereich der Fabel zu verweisen. Doch weisen einzelne Reste (Armstücke von 30 Fuß Länge, Saugnäpfe von Tellergröße u. a.) auf kolossale Formen. Thiere bis 15 Fuß Länge und 1000 Pfund Gewicht wurden wiederholt an der Bank von Neufundland, ein Calmar von fast zwei Met. Länge (1880) bei Cette beobachtet. Cephalopoden kommen in allen Meeren vor; streng locale Beschränkung haben nur wenige Gattungen. Fossil kommen sie vom Silur an vor: Orthoceratiten vom Silur bis Jura, Ammoniten vom Silur bis zur Kreide, Nautiliden vom Silur bis Tertiär-, und in einer Gattung (Nautilus) bis zur Jetztzeit, Belemniten vom Jura bis zur Kreide. Die Eintheilung der lebenden Cephalopoden gründet sich zunächst auf die Zahl der Kiemen, dann auf die der Arme, endlich auf die Bildung der Augen. Wir erhalten somit: Vierkiemer (Nautilus) und Zweikiemer (alle übrigen Arten); letztere zerfallen in die Decapoden, Zehnfüßer, mit der Untergruppe der Oegopsiden (Offenäugige) und Myopsiden (Geschlossenäugige); zu erstern gehören die Ommastrephiden, zu letztern die Sepioladen (Sepiola, Rossia, Sepioloidea), Loligiden (Loligo, Loliolus) und Sepiaden. Den Uebergang zu den Octopoden, Achtfüßern, vermitteln die Loligopsiden. Die Octopoden umfassen die Cirroteuthiden, Philonexiden (mit Argonauta) und Octopodiden. Mit Berücksichtigung der fossilen Formen stellt sich der Stammbaum der Cephalopoden etwa so dar, daß von den Urdecapoden mit zehn gleichen Armen sich sehr früh die vierkiemigen Nautiliden lösten. Zweikiemig waren aller Wahrscheinlichkeit nach die Orthoceratiten und Ammoniten, sicher die Belemniten. Von diesen führte eine längere Entwickelungsreihe direct zu Sepia, während als Seitenzweige die ommastrephesartigen Oegopsiden und die myopsiden Sepioladen und Loliginiden auftraten und die Loligopsiden sich schon früher von dem Decapodenstamme zu trennen begannen.

(*J. Victor Carus.*)

KOPFGRIND, Ansprung, Freisam, Milchborke, oder Milchschorf (Crusta lactea) nennt man ein bald nur das Gesicht, bald auch zugleich den behaarten Theil des Kopfes befallendes Eczem meist in der chronischen und mit Pusteln vergesellschafteten Form (Eczema impetiginosum). Auf den Wangen oder auf der Stirn bilden sich, meist bei Säuglingen, seltener bei größeren Kindern und Erwachsenen, anfangs einzelne oder mehrere, auf gerötheter Hautfläche beisammenstehende kleine Bläschen, welche später zusammenfließen können und häufig mit Pustelchen vermischt angetroffen werden. Sie platzen meist binnen zwei Tagen und entleeren entweder eine klare gelbliche, klebrige oder etwas getrübte, eiterhaltige Flüssigkeit, welche an der Luft gerinnt und verschieden dicke, bräunlichgelbe Borken (Krusten) bildet, unter welchen sich eine rothe nässende Hautfläche findet. Werden die Borken abgelöst, so werden sie bald durch neue ersetzt. Dabei breitet sich der Ausschlag immer weiter aus und bedeckt schließlich eine große Fläche des Gesichts, welches dadurch in hohem Grade entstellt wird, besonders wenn die infiltrirte Haut in der Umgebung des Aus-

schlags sich stark anspannt, rissig wird und blutet, worauf sich der sich ergießenden Flüssigkeit der Bläschen etwas Blut beimischt. Dann erhalten die Borken ein dunkelbraunrothes Aussehen. An dem behaarten Körpertheile wird der Beginn des Eczems leicht übersehen, die Bläschen werden beim Kämmen der Haare zerkratzt, worauf die Haare verkleben und sich unter ihnen bald flache und weiche, bald dicke und harte Borken bilden. Zuweilen ist aber hier die Bildung von wässeriger oder eiterähnlicher Flüssigkeit nur sehr gering und es schuppt sich dann die geröthete Haut sehr stark ab (nach Art der Kleienflechte). Gleichzeitig kann das Eczem auch den Rumpf und die Extremitäten befallen und mit seiner Ausbreitung die Ruhe des kleinen Kindes sehr beeinträchtigen, da durch das fortwährende Jucken der Drang zum Kratzen ausgelöst wird. Daß der Kopf bei kleinen Kindern meist zuerst und meist in überwiegendem Maße befallen wird, hat wahrscheinlich seine Ursache in dem stärkeren Blutstrome nach dem Schädelinnern während der ersten Lebensjahre, wodurch Blutüberfüllungen des Gesichts und des behaarten Kopftheils erleichtert werden. Stets schwellen infolge der lebhaften Hautentzündung die benachbarten Lymphdrüsen mehr oder weniger stark an und es sind daher beim Kopfgrind die Nackenlymphdrüsen stets als mehr oder weniger große, kugelige oder bohnenförmige Geschwülstchen abzutasten. Der Kopfgrind ist seltener die Folge der Einwirkung örtlicher Reize, häufig entsteht er aus allgemeinen Ursachen (Scrophulose und dergleichen), am häufigsten infolge allgemeiner Schädlichkeiten (fehlerhafter Diät, Diätfehler). Sehr häufig führt eine säuerliche Nahrung (in Säuerung begriffene, häufig durch Träberfütterung gewonnene Kuhmilch) oder schwerverdauliche Kost überhaupt (Brot, Kartoffeln u. s. w.) zur Entstehung des Eczems, welches bei Fortdauer der oft schwer durchsichtigen Ursachen sehr hartnäckig sein kann. Früher glaubte man, daß man den Kopfgrind nicht zur schnellen Abheilung bringen dürfe, weil sich sonst andere Krankheiten (Gehirn- und Hirnhautkrankheiten u. s. w.) entwickelten. Dies könnte aber **höchstens** für die schnelle Unterdrückung des Hautausschlages ohne gleichzeitige Beseitigung seiner Ursachen gelten. Man hat daher bei dem Bestehen allgemeiner Ernährungsstörungen oder bei fehlerhafter Ernährung überhaupt die Behandlung in erster Linie gegen diese zu richten. Häufig tritt eine schnelle Besserung durch Aenderung der Ernährungsweise ein, sobald man z. B. durch Trockenfütterung der Kühe gewonnene Milch verabreicht, diese stärker als sonst verdünnt, Brot und Kartoffeln aus der Nahrung des Säuglings, der sie leider nicht zu selten erhält, verbannt und gegen die häufig bestehende Dyspepsie säuretilgende und abführende Mittel anwendet. In den seltenern Fällen, in denen von der Mutter genährte Säuglinge an Eczem erkranken, muß häufig die Nahrung der Stillenden geändert werden; besonders soll letztere Salate und mit Säuren bereitete Speisen vermeiden. Neben dieser allgemeinen Behandlung bedarf es aber auch einer örtlichen. Durch fleißiges Abweichen der Borken — am behaarten Kopftheile stets erst nach vorherigem Abschneiden der Haare — mit einem fetten Oele oder einer einfachen Salbe wird der immer von neuem Borken erzeugende Boden freigelegt und hierauf durch Bedecken mit einer wässerigen Lösung oder einer Salbe von Cuprum sulfuricum (Kupfervitriol) oder Argentum nitricum (Höllenstein) der Heilung zugeführt. In der Zwischenzeit zwischen den einzelnen Applicationen empfiehlt sich das Bedecken der kranken Hautflächen mit Hebra'scher Salbe (Empl. Litharg. simpl. und Ol. olivar. zu gleichen Theilen) bestrichenen Leinwandstreifen, um neue Borkenbildung zu verhüten. Große Reinlichkeit, häufige Bäder unterstützen die Behandlung und kürzen die Heilungsdauer wesentlich ab. In veralteten Fällen nützten Aufstreichen von Theer, grauer (schwarzer) Seife, sogenannter Schmierseife. Nur sehr selten wird man zu Quecksilberpräparaten seine Zuflucht zu nehmen nöthig haben. Häufig strafen sich erneute Diätfehler durch erneute Ausbrüche des Kopfgrinds, wodurch die endliche Heilung beträchtlich hinausgeschoben werden kann. (*E. Kormann.*)

KOPFSCHMERZ (Cephalalgia), von κεφαλή, Kopf und ἄλγος, Schmerz) ist eins der am häufigsten vorkommenden Uebel und ein Symptom der verschiedensten Krankheiten, kann aber unter gewissen Cautelen als selbständige Krankheit und zwar als reine Nervenaffection betrachtet werden. Er wird bald im ganzen Kopfe gefühlt, bald nur auf einer Seite, auf dem Scheitel, im Hinter- oder Vorderkopfe, ist bald stechend, bald bohrend, drückend, dumpf, kann aber auch auf eine verhältnißmäßig kleine Stelle beschränkt bleiben. Eine gleiche Mannichfaltigkeit herrscht bezüglich der Organe, in denen er sich entwickeln kann, denn sowol das Gehirn selbst, wie dessen Häute und knöcherne Umhüllung, als auch Haut und Muskeln des äußern Kopfes, Stirn-, Nasen-, Ohrenhöhlen können Sitz des Kopfschmerzes sein. Er findet sich bei allen Entzündungsprocessen außerhalb und innerhalb der Schädelkapsel: bei Erkrankungen der Knochenhaut und Knochensubstanz, bei Entzündungen in den im Schädel gelegenen Höhlen und Organen, bei Erkrankungen des Gehirns und seiner Häute; außerdem fehlt er nie bei fieberhaften Krankheiten, begleitet die meisten Verdauungsbeschwerden, Nervenkrankheiten, besonders Hypochondrie und Hysterie, tritt sowol bei Blutanhäufung als bei Blutleere im Kopfe auf. Man kann dabei in der Hauptsache folgende verschiedene Arten des Kopfschmerzes unterscheiden:

1) Den durch **Blutüberfüllung** (Hyperämie) der Kopfgefäße bedingten Kopfschmerz. Je nachdem diese Hyperämie eine active oder passive ist, sind dessen Symptome verschiedene: während bei **activer** Hyperämie der Kopfschmerz mehr klopfend ist und sich durch abnorme Schwellung und Pulsiren der Kopfgefäße, sowie Röthung des Gesichts und der Augen, vollen Puls, mouches volantes (Mückensehen) und Schwindel charakterisirt, auch bei tiefliegendem Kopfe sich steigert, ist bei **passiver** Hyperämie der Schmerz mehr dumpf, Gesicht und Ohren cyanotisch gefärbt; derselbe wird beobachtet bei Herzkranken, bei Geschwülsten am Halse, welche durch Druck auf die

Jugularvene (Halsblutader) den Abfluß des venösen Blutes aus dem Kopfe verhindern.

2) Der durch Blutleere (Anämie) der Kopfgefäße bedingte Kopfschmerz findet sich bei bleichsüchtigen Mädchen und Frauen nach schweren wiederholten Blutverlusten, nach zu lange fortgesetztem Stillen. Die hauptsächlichsten Klagen solcher Kranken sind Ohrensausen und Schwindel, bei hochgradiger Anämie auch Klopfen und Hämmern innerhalb des Schädels; niedrige Kopflage lindert hier meistens die Schmerzen.

3) Der rheumatische Kopfschmerz entsteht nach localer Erkältung des Kopfes, hat seinen Sitz in der Kopfschwarte und äußert sich als reißender, bei Aenderung des Wetters und der Temperatur sich steigernder Schmerz in dieser und in den Schädelmuskeln.

4) Der syphilitische Kopfschmerz ist meist auf syphilitische Entzündung der Kopfknochenhaut zurückzuführen, wird aber vielleicht auch dadurch bedingt, daß durch die syphilitische Erkrankung die Schädelknochen an ihrer Berührungsstelle mit der harten Hirnhaut rauh werden (Hutchinson).

5) Der neurasthenische Kopfschmerz entsteht infolge von Ueberreizung des Gehirns und Nervensystems überhaupt — besonders nach körperlichen und geistigen Anstrengungen, Nachtwachen, sorgenvoller, aufreibender Thätigkeit oder auch bei beginnender Desorganisation des Gehirns und seiner Umgebungen.

6) Der hysterische Kopfschmerz ist im wesentlichen als eine Unterart der vorigen Gruppe zu bezeichnen, welche jedoch durch die der Hysterie (s. d.) eigenthümlichen Symptomecomplexe eine gewisse specifische Färbung erhält.

7) Der sympathische Kopfschmerz soll von Störungen in entfernten Organen — Magen, Darm (Hämorrhoiden), Gebärmutter u. s. w. — abhängig sein, obgleich ein solcher Causalnervus nur selten mit Bestimmtheit nachzuweisen ist.

8) Der toxische Kopfschmerz entsteht nach Vergiftungen mit Alkohol (Säuferkopfschmerz), Chloroform, Opiaten und andern Betäubungsmitteln, Kohlendunst und bei Urämie (Blutvergiftung durch Uebertritt von Harnsäure ins Blut).

9) Der sogenannte nervöse Kopfschmerz endlich ist eine ziemlich vage Bezeichnung und muß oft als Lückenbüßer eintreten, wenn wir den Kopfschmerz nicht anders zu rubriciren vermögen.

Diagnose. Alle Formen von Kopfschmerz, welche in bestimmten Nervenbahnen verlaufen, sind den Neuralgien beizuzählen, alle halbseitig und anfallsweise auftretenden den Hemikranien. Ueber die Ursache des Kopfschmerzes und über dessen Sitz ins Klare zu kommen ist nicht immer leicht, da es oft unmöglich ist, zu entscheiden, ob z. B. die harte Hirnhaut mit ihren Nervenausläufern oder das Gehirn selbst der Ausgangspunkt des Schmerzes ist. Am wenigsten dürfen wir uns hierbei auf die Angabe der Kranken bezüglich der Localisation und der Natur ihres Kopfschmerzes verlassen.

Bezüglich der Therapie lassen sich allgemeine Rathschläge nicht geben, es müssen dabei die einzelnen Arten des Kopfschmerzes ins Auge gefaßt werden. Beseitigung der Ursachen ist die einzig richtige Behandlung des Kopfschmerzes, daher die verschiedensten Mittel, z. B. Ableitung des Blutandranges (nach der Haut, den Füßen), Anwendung der Kälte (nasse Compressen, Eisbeutel, kalte Sitzbäder), Brechmittel, Abführmittel, Hautreize (Senfteige in den Nacken), aber auch umgekehrt Nahrungsaufnahme, reizende Mittel (Alkohol, Wein), sowie Elektricität je nach Umständen anzuwenden sind. Bei dem sogenannten nervösen Kopfschmerz haben sich zum innerlichen Gebrauch am meisten bewährt das Chinin, Coffeïn, die Pasta guarana, Arsenik, Eisen, Bromkalium, Tinctura Gelhemii u. a. In den meisten Fällen empfiehlt sich Aufenthalt in den Bergen oder an der See, Seebäder sind nur mit allen Cautelen zu versuchen, Narcotica, Opiate, Chloral, Butylchloral u. s. w. wird man nur in schlimmen Fällen und nie anhaltend empfehlen dürfen.

Einer etwas ausführlicheren Besprechung dürfte schließlich noch der unter der Bezeichnung Migräne bekannte halbseitige Kopfschmerz zu unterziehen sein, womit man einen entweder ausschließlich oder vorzugsweise die eine Hälfte des Kopfes einnehmenden, in Anfällen auftretenden und in hartnäckiger Weise sich Jahre oder selbst das ganze Leben hindurch zeitweilig wiederholenden Kopfschmerz bezeichnet.

Bezüglich der Ursachen spielt das weibliche Geschlecht und die demselben eigenthümlichen geschlechtlichen Functionen — Pubertätsentwickelung, Menstruation, Gravidität — eine hervorragende Rolle; in zweiter Linie kann in vielen Fällen eine erbliche Uebertragung von Mutter auf Kind constatirt werden; auch ist ein gewisses Lebensalter — vom 15.—50. Lebensjahre — für Auftreten der Migräne besonders entscheidend. Ob eine gichtische oder rheumatische Diathese vorwiegend für diese Krankheit disponirt, ist noch nicht endgültig festzustellen. Bleichsucht und Blutarmuth können nicht als alleinige Ursachen derselben bezeichnet werden, da sie häufig genug auch bei vollsaftigen, plethorischen Personen beobachtet wird. Die Gelegenheitsursachen sind sehr mannichfach, bald ist es eine Indigestion, bald geistige Ueberanstrengung, Gemüthsbewegung, namentlich Aerger, welche Migräne erzeugen; in einzelnen Fällen kann selbst die Einwirkung grellen Lichtes, schrillen Geräusches, penetranter Gerüche die Veranlassung zu ihrem Auftreten geben.

Die den Migräneanfall begleitenden Symptome sind sehr mannichfaltig und individuell verschieden. Meist erwacht das Individuum mit einem fixen, die Schläfen- und Oberaugengegend der einen Seite einnehmenden Schmerze, welcher, anfangs dumpf und drückend, bald bohrend und spannend wird und sich binnen kurzem zur Unerträglichkeit steigert. Der Kranke sucht instinctiv den dunkelsten, geräuschlosesten Winkel auf, drückt den Kopf in die Kissen, um jeden Lichtstrahl, jedes Geräusch abzuhalten; dabei scheitert jeder Versuch, etwas zu genießen,

an beständiger Uebelkeit, die sich bald zu lästigem Würgen und Erbrechen steigert. So liegt der Kranke meist den ganzen Tag, bis am Abend nach wiederholtem stärkerem Erbrechen meist ein Nachlaß der Schmerzen eintritt und Patient in einen ruhigen Schlaf verfällt, aus dem er am andern Morgen gewöhnlich ganz wohl, nur noch etwas blaß und angegriffen erwacht.

Die Hemicranie ist gewöhnlich ein sehr hartnäckiges, chronisches Leiden, welches von der Kindheit bis über das Mannesalter hinaus eine immer wiederkehrende Plage darstellen kann, und erst an der Schwelle des Greisenalters aufhört. Ein bestimmter Typus in der Wiederkehr der Anfälle ist nur ausnahmsweise zu constatiren, gewöhnlich ist die Pause zwischen den einzelnen Anfällen eine verschieden lange und ihr Eintritt durch Zufälligkeiten bedingt.

Die Hemicranie ist als eine Krankheit der ganzen Constitution und der Migräneanfall nur als der äußere gewaltsame Ausdruck dieser constitutionellen Anomalie zu betrachten, ähnlich der constitutionellen Epilepsie, wo jeder epileptische Anfall ebenfalls nur die Ausgleichung einer immer wieder von neuem entstehenden krankhaften Spannung im Nervensysteme repräsentirt.

Die Diagnose bietet bei dem charakteristisch-typischen Gepräge des Symptomencomplexes keinerlei Schwierigkeiten; nicht unwichtig ist jedoch die Unterscheidung zwischen idiopathischer und symptomatischer Migräne, wie letztere bei Gehirnkrankheiten, namentlich Hirntumoren, nicht selten auftritt.

Bezüglich der Prognose ist zu constatiren, daß, wenn auch Migräne an sich wol nie den Tod veranlaßt hat, sie doch als ein überaus hartnäckiges Uebel gelten muß, für dessen Beseitigung der Arzt nie eine Garantie übernehmen kann.

Eine rationelle Therapie hat zunächst prophylaktisch dahin zu wirken, daß in Fällen der Erblichkeit Kinder migränöser Aeltern antinervös erzogen und namentlich zur Zeit der zweiten Zahnung und der Geschlechtsentwickelung vor geistiger Ueberanstrengung bewahrt werden. Im übrigen hat sie die zweifache Aufgabe, die Anfälle zu verhüten und den ausgebrochenen Anfall zu lindern. Für den ersten Zweck sind diejenigen Maßregeln die rationellsten, welche auf eine Besserung der Constitution berechnet sind: Eisenbäder, Seebäder, Kaltwassercuren, See- oder Gebirgsaufenthalt für Schwächliche, Anämische, geeignete Entziehungs- oder Trinkcuren (Karlsbad, Kissingen, Marienbad) für Vollsaftige. Von medicamentösen Stoffen hat das Coffeïn und Pasta guarana, sowie auch das Extr. Cannab. ind. (Haschisch) sich am meisten bewährt. Zur Coupirung oder Linderung des Anfalls selbst wird neben Chinin und Coffeïn neuerdings das salicylsaure Natron (Seeligmüller), sowie als Riechmittel das Amylnitrit vielfach benutzt, während außerdem Kälteapplication auf der leidenden Kopfhälfte sowie Compression derselben durch festen Druckverband zu versuchen ist. In neuester Zeit hat man die elektrische Behandlung durch den Batteriestrom mit Erfolg versucht, obwol solche wol nur in der anfallsfreien Zeit anwendbar sein dürfte. (*Alfr. Krug.*)

KOPFSTEUER, eine Steuer, welche jedem Angehörigen des Staats, ohne Rücksicht auf Vermögen und Einkommen, blos nach der Anzahl der „Köpfe" mit gleichem Maße auferlegt wird, und welche demnach die roheste und unvollkommenste Art der Besteuerung darstellt. Als Mittel, den gesammten Staatsbedarf aufzubringen, ist sie nur in den Anfängen der Cultur denkbar und sie soll im alten Aegypten und bei den Juden bestanden haben. Aber auch als eine neben andern Steuern erhobene Steuer ist die Kopfsteuer offenbar verwerflich und nur für Länder von der wirthschaftlichen Verwahrlosung wie die Türkei erklärlich. — Am längsten und in ausgedehntester Weise hat sich, abgesehen von der Türkei, die Besteuerung nach Köpfen oder „Seelen" in Rußland unter der Bezeichnung „Obrok" (Kopfgeld) erhalten. Dort entsprach diese Art der Besteuerung dem wie in der Familie so in der Gemeinde zur Erscheinung kommenden Patriarchalstaate und der vollkommenen Rechtsgleichheit der Glieder der Familie und der Gemeinde. An dem dieser letztern gehörigen Grund und Boden hatte der Einzelne und zwar jeder, der in der Gemeinde geboren war, ganz gleiches Nutzungsrecht. Da die Krone somit keine Veranlassung hatte, sich um die Ungleichheiten in den Vermögensverhältnissen wie in den geistigen und physischen Anlagen und Geschicklichkeiten der Individuen zu kümmern, so forderte sie von allen „Seelen" einen gleich großen Obrok. Ursprünglich vielleicht eine Landabgabe oder Pacht, gestaltete sich der Obrok in der Praxis als eine Kopfabgabe, da im Innern der Gemeinde kein Privateigenthum und kein individueller Besitz an Grund und Boden bestand. In neuerer Zeit wurde jedoch die Umwandlung des Obrok in eine Grundrente von der russischen Regierung in Verbindung mit den übrigen Reformen der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhälnisse angestrebt und mehr und mehr zur praktischen Ausführung gebracht. (*Albrecht Just.*)

KOPISCH (August), als Entdecker der blauen Grotte auf Capri weitberühmt, als humorvoller Dichter und als Dante-Uebersetzer mit Ehren zu nennen, ward als Sohn eines wohlhabenden, aber auch kinderreichen Kaufmanns am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren. Schon als neunjähriger Knabe dichtete er gereimte komische Fabeln. Joh. Kaspar Friedrich Manso, ein tüchtiger Literarhistoriker, dessen Dichtungen die Xenien einem nicht ganz verdienten Spotte überantwortet hatten, gewann als sein Lehrer am Magdalenengymnasium Einfluß auf den talentvollen Schüler und suchte ihn für den Gelehrtenberuf zu gewinnen. Allein Kopisch begab sich, ohne das Gymnasium absolvirt zu haben, 1815 nach Prag, um sich dort an der Kunstakademie zum Maler auszubilden. Seine poetischen Versuche hatten durch die Freiheitskriege, deren begeisterten Ausbruch er ja gerade in Breslau mitansehen konnte, einen kriegerischen Schwung erhalten. Jetzt kehrte er von der Klopstock'schen Ode wieder zu Langbein, Lichtwer, Pfeffel und Geßner, der ja gleich ihm Dichter und Maler in Einer Person war, als seinen Mustern zurück.

Von Prag begab er sich nach Wien. Ein unglücklicher Sturz auf dem Eise beschädigte seine Hand derart, daß trotz aller wiederholten Heilungsversuche die Hoffnungen auf eine ruhmvolle Künstlerlaufbahn unerfüllt bleiben mußten. Eine vorübergehende Neigung zum Studium der Theologie machte in dem lebensfrohen Wien bald wieder poetischen Bestrebungen Platz. Meynert, der Sammler schlesischer Sagen und Lieder, übte auf den jungen schlesischen Dichter großen Einfluß und Wuk Stephanowitsch, der große Kenner und Sammler südslawischer Volkspoesie, gewann seine Theilnahme für das Volkslied. Nicht nur in seinen eigenen Poesien stimmt er glücklich die Weise des Volksliedes an, sondern auch als Sammler erwarb er sich Verdienste. Die versprochene Abhandlung über den verschiedenen Charakter der Volkspoesie in den verschiedenen Districten Italiens blieb allerdings ungeschrieben, allein seine treffliche Sammlung — italienischer Text und deutsche Uebersetzung — „Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Theilen Italiens und seiner Inseln" (Berlin 1858) zeugt von dem nachhaltigen Eindrucke, den Stephanowitsch in ihm hinterlassen. Gab er sich in Wien auch nicht die Mühe, seine Gedichte aufzuschreiben, so erwarb er sich in kleineren Kreisen doch bereits einen Namen als Dichter. Die wiener Theater zogen ihn mächtig an, daneben aber beschäftigte ihn in ernstester Weise das Studium der Antike; die Tragiker, Herodot, Plutarch und Tacitus wurden seine Lieblinge. Im J. 1819 kehrte er nach Breslau zurück, suchte dann während dreier schmerzvoller Jahre in Dresden vergeblich die kranke Hand zum Dienst der Kunst zu zwingen, und ging endlich Heilung hoffend nach Italien. Bald fühlte er sich in Neapel und dessen Umgebung heimisch. Ein gewandter Schwimmer, entdeckte das „Deutsche Sonntagskind", wie Scheffel's Erdmännlein den „fahrenden Spielmann und leichtfertigen Maler" nennt, 1826 die seitdem von Unzähligen besuchte Grotta azzura auf Capri (vgl. F. Gregorovius, „Die Insel Capri", Leipz. 1868). Kopisch selbst erzählte (5. Bd. d. ges. Werke) den Hergang der Entdeckung in A. Reumont's „Italia" 1838. Für Donizetti dichtete er den Text zu einem Melodrama; mit dem Lustspieldichter Camerano, einem echten Vertreter des neapolitanischen Volkslebens, verband ihn freundschaftlicher Verkehr, ja Camerano brachte den in Neapel höchst populär gewordenen deutschen Künstler als Don Augusto Prussiano auf die Bühne. Wie sehr sich Kopisch in die selbst für Italiener kaum verständliche neapolitanische Volkskomödie hineingelebt hat, beweisen die Pulcinella-Uebersetzungen der Agrumi. Eine Reise durch Sicilien reizte ihn an, eine solche in größerem Maßstabe zu wiederholen; er bereitete sich ein Jahr lang darauf vor, denn auf dem Schauplatze der Ereignisse selbst wollte er ein großes Epos, die Kriege der Normannen mit den Sarazenen, dichten. Allein die 1827 erfolgte Bekanntschaft mit Platen hielt Kopisch in Italien zurück. Platen hat in drei Oden der Freundschaft, die ihn mit Kopisch, dessen „zärtliches huldvolles Gemüth" er rühmte, verband, einen tiefempfundenen Ausdruck gegeben. Kein Augapfel und keine Stimme sei seit langem seinem Gefühle so verwandt, seinem Ohre so süß und erfreulich gewesen wie die Gegenwart von Kopisch. Platen rühmte seinen Freund nicht nur als Lehrling der Kunst, die durch farbigen Reiz das Auge lockt, sondern auch als solchen, der in rhythmischen Gang das Wort zu fügen verstehe. Es war Platen selber, dessen Lehrling Kopisch hier wurde. Zwar ist er in der reimlosen Ode, die er nach Platen's Vorgange cultivirte, nicht eben glücklich gewesen. Die strenge Zucht, welche Geibel der Platen'schen Schule nachrühmt, trug aber auch bei Kopisch gute Frucht; sie war ihm um so heilsamer, als er bei etwas einseitiger Vorliebe für das Volksmäßige der Gefahr einer Vernachlässigung der Form nahe stand. Noch von Italien aus sandte er den schlesischen Provinzialblättern seine ersten Gedichte zum Druck. Ein Dichter war er in Italien geworden; mit der Malerei wollte es auch in Italien nicht glücken, das Handübel ließ sich nicht beseitigen. Zwar hat er einzelne Landschaftsbilder, wie die blaue Grotte, die Wasserfälle bei Terni, die Pontinischen Sümpfe wirklich ausgeführt; an dem von C. F. Langhans erfundenen und aufgestellten Pleorama des Golfes von Neapel nahm er auch als Maler Antheil, wie er als Schriftsteller „Erläuterungen der in dem Pleorama erscheinenden Gegenstände" (Breslau 1831) schrieb. Er selbst schuf ein plastisches Modell von Capri und der blauen Grotte; das meiste aber, was er als Maler schuf, blieb Skizze und in der Mappe. In den letzten Lebensjahren hatte er seine geliebte Kunst völlig aufgegeben.

Nach fünfjährigem Aufenthalte in Italien war er 1828 nach Breslau zurückgekehrt. Der Künstlerverein, der auch eine poetische Abtheilung in sich schloß, gewann an ihm ein thätiges Mitglied. Für den Componisten B. E. Philipp dichtete er die in Breslau aufgeführte Operette „Der arme Freier". Im „Archiv des Breslauer Künstlervereins" veröffentlichte er seine Novelle „Ein Carnevalsfest auf Ischia". Im J. 1832 erschien im Archiv das in Reißiger's Melodie überall verbreitete Trinklied „Als Noah aus dem Kasten war". „Satan und der schlesische Zecher" ist eins der besten humoristischen Gedichte, die wir Deutsche überhaupt besitzen. Eine köstliche Laune gibt sich in originellen Gedichten bei Kopisch kund, während unter den Gelegenheitsgedichten sich wenig Gelungenes findet.

Sein eigentliches Gebiet ist die lyrisch-epische Behandlung von Volkssagen. Mit Virtuosität weiß er onomatopoetische Wirkungen in seinen Gedichten von Heinzelmännchen und ähnlichen zu erzielen. Schwänke zu erzählen verstanden wenige wie er; ernste Balladen sind nicht seine Stärke, obwol Einzelnes wie „Old Mütterchen," „Psaumis und Puras" einen gewissen Ruf genießen. Seine beiden Versuche im Epos „Longobardenzug" und „Banso der Samaïte" blieben Fragmente. Zu größerer Gestaltung reichten seine Kräfte keineswegs hin, wie dies auch in seinen beiden Dramen „Walid" und „Chrimhild" sich zeigt. Die Anwendung des Stabreims in der Chrimhild sichert ihm als einem Vorgänger Richard Wagner's Beachtung, obwol er sich stofflich ganz eng an das mittelhochdeutsche Epos angeschlossen; in

„Walid" sind den Jamben einzelne Partien in antiken Metren eingemischt, die Platen's Lehre bei Kopisch erfolgreich zeigen. Die erste selbständige Sammlung seiner Gedichte gab er 1836 heraus. Er weilte damals bereits seit drei Jahren in Berlin, wohin er durch den Kronprinzen gezogen worden war, dem er in Neapel als Führer gedient und dabei sich seine bis an Kopisch' Lebensende dauernde Gunst erworben hatte. Er feierte denn auch 1840 den Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. durch mehrere Gedichte und ward noch in demselben Jahre im königl. Hofmarschallamte angestellt, um bei Ankauf von Kunstgegenständen sachverständige Gutachten abzugeben. Im J. 1844 wurde er zum Professor ernannt, 1847 erhielt er von seinem königlichen Gönner den Auftrag, eine Geschichte und Darstellung der Schlösser und Gärten Potsdams zu verfassen. Der „Dichter und Künstler" hatte hier eine dankbare Aufgabe gefunden, der er wohl gewachsen gewesen wäre, wenn nicht allzu große Gründlichkeit ihn in die Irre geführt hätte. Er verlor sich in das Studium der wendischen Urgeschichte von Potsdam und wollte dabei etymologische Leistungen aufweisen, ein Studium, das doch andere Vorkenntnisse gefordert hätte. Die einzelnen Abschnitte, welche er in den königlichen Abendgesellschaften in Sanssouci und Charlottenhof vorlas, fanden wenig Beifall und erst nach seinem Tode kam das eben noch zu nothdürftigem Abschlusse gebrachte Werk 1854 heraus.

Einzelne Beiträge lieferte er in L. Quien's „Spenden der Zeit", in Büchner's Deutsches und in das Berliner Taschenbuch, sowie in Chamisso's und Wendt's Musenalmanach. In Berlin begann er endlich sein Hauptwerk, die Uebersetzung und Commentirung der Divina commedia. In einer hauptsächlich aus Künstlern bestehenden Abendgesellschaft, deren Mitglied Kopisch war, wollte man Dante lesen. Die Unzufriedenheit mit der Uebersetzung von Streckfuß veranlaßte Kopisch 1836, sich selbst an einen Uebersetzungsversuch zu wagen. Im Winter 1837 auf 1838 weilte er wieder in Italien, eifrig an der Verdeutschung Dante's arbeitend, die nicht vor dem Sommer 1841 vollendet, dann in Berlin 1842 erschien: „Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Metrische Uebersetzung nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen, Abhandlungen und Register" (dritte Auflage durchaus revidirt, berichtigt und ergänzt von Th. Paur, Berlin 1882; vgl. Beil. z. augsb. Allg. Zeit. 1882 Nr. 251 „August Kopisch und seine Danteübersetzung"). Kopisch war ohne genügende sprachliche und historische Vorkenntnisse an seine schwierige Arbeit gegangen; nur Süditalien, nicht Toscana war ihm vertraut. Erst während der Arbeit lernte er, und neben vielen argen Schnitzern hat seine Arbeit doch Treffliches geboten. Ueber seine Auffassung der Uebersetzerpflichten sprach er sich im „Vorworte" aus. Wie später Prinz Johann (Philalethes) übersetzte er reimlos, suchte aber dafür Rhythmus und Gedankengang der Terzinenform streng zu wahren. Der ungelenke Versbau, Härten und Kakophonien ließen in dieser Arbeit den Schüler Platen's oft nicht erkennen; die Sprache der Uebersetzung ist aber auch männlich, kräftig, volltönend. Die Vorzüge der Kopisch'schen Uebertragung haben ihr dauernd zahlreiche Leser erworben.

Die übrigen literarischen Werke von Kopisch wurden erst nach seinem Tode gesammelt und 1856 von Karl Böttticher, der dem letzten Bande eine allzu kurze Biographie „Zum Leben des Dichters" beigab, in 5 Bänden (Berlin) herausgegeben. Ueber Kopisch berichtete auch K. G. Nowack im „Schlesischen Schriftsteller-Lexikon" VI, 60. Kopisch, der unerwartet zu Berlin am 6. Febr. 1853 starb, ist freilich keine hervorragende Dichtergröße. Was er als Maler ohne den Unglücksfall in seiner Jugend hätte leisten können, läßt sich nicht bestimmen. In mancher Hinsicht mag er an Goethe's Jugendgenossen, den Maler Müller, erinnern. Steht ihm Kopisch an Begabung nach, so übertrifft er ihn an formaler Ausbildung. Eine tüchtige deutsche Kernnatur, ohne Spur von Affectation; humorvoll und gemüthstief, lyrisch reichbegabt, so steht der Entdecker der blauen Grotte in der deutschen Literaturgeschichte des 19. Jahrh. als eine sympathische, der Theilnahme durchaus würdige Persönlichkeit da. *(Max Koch.)*

KOPITAR (Bartholomäus, slowenisch Jernej oder Jarnej), einer der bedeutendsten Slawisten und neben Dobrowsky und Vostokov der Mitbegründer der heutigen slawischen Philologie, ist geboren am 23. Aug. 1780 in dem oberkrainischen Dorfe Répnje, wo sein Vater Bauer war. Im J. 1790 kam er auf die Schule nach Laibach, wo er, der vorher kein Deutsch konnte, diese Sprache erst lernen mußte. Schon auf dem Gymnasium zeichnete sich Kopitar durch Fleiß und Begabung aus, und wurde 1799 vom Baron Sigmund Zois zuerst als Hauslehrer seines Neffen, dann als Secretär und Bibliothekar angestellt. In diesem Hause blieb Kopitar acht Jahre, mit mannichfaltigen, namentlich Sprachstudien und Philologie beschäftigt. Die Anregung zur Beschäftigung mit dem Slawischen kam ihm zum Theil durch den slowenischen Dichter Wodnik, der im Zois'schen Hause verkehrte, zum Theil durch zufällige Umstände. Das Resultat war die, nach dem damaligen Standpunkte der slawischen Studien beurtheilt, wahrhaft ausgezeichnete „Grammatik der slawischen Sprache in Krain, Kärnten und Steiermark" (Laibach 1808). In demselben Jahre ging Kopitar nach Wien, um Jurisprudenz zu studiren, gab aber dieses Studium auf und wurde als Censor der slawischen und griechischen Bücher, dann als Beamter an der Hofbibliothek angestellt. Als solcher erhielt er 1814 den Auftrag, die von den Franzosen 1809 nach Paris geführten Bücher und Handschriften dort zu übernehmen, bei welcher Gelegenheit er auch England besuchte. Im J. 1837 bereiste er Italien, ward 1843 Hofrath und erster Custos an der Hofbibliothek, starb aber schon am 11. Aug. 1844. Kopitar's Hauptwerk ist die Ausgabe des sogenannten „Glagolita Clozianus", Wien 1836 (s. den Art. Glagolitisch), namentlich die ausführlichen Prolegomena, in denen der Ursprung des Kirchenslawischen behandelt und die Theorie, diese Sprache gehöre dem slowenischen Zweige der slawischen Sprachfamilie an, sprachlich und historisch

begründet wird. Zu Silvestre's Ausgabe des slawischen Evangeliums von Rheims (Paris 1843) gab Kopitar „Prolegomena historica“ (auch abgedruckt in Miklosich, „Slawische Bibliothek“ I.) und die lateinische Uebersetzung. Eine Sammlung seiner kleineren Schriften, Aufsätze und Recensionen hat Miklosich herausgegeben („Barth. Kopitar's kleinere Schriften“ 1. Thl., Wien 1857); darunter auch eine 1839 geschriebene Selbstbiographie Kopitar's (abgedruckt auch in „Slawische Bibliothek“ I.). (*R.*)

KÖPKE (Rudolf Anastasius), namhafter Geschichtsforscher der Ranke'schen Schule, Herausgeber einer Reihe der besten Quellenausgaben in den Pertz'schen „Monumenta“, außerordentlicher Professor der Geschichte an der berliner Universität, geb. den 23. Aug. 1813 zu Königsberg in Ostpreußen, gest. zu Schöneberg bei Berlin den 21. Juni 1870.

Rudolf Köpke — so schrieb er sich meist — war der Sohn eines Oberlehrers am Gymnasium Fridericianum zu Königsberg in Ostpreußen. Der Vater war seit 1817 am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin als Professor thätig; daher darf man Rudolf Köpke wol mit Recht ein berliner Kind nennen. Vom J. 1825 ab besuchte Köpke das Gymnasium, an welchem sein Vater Lehrer war; er verließ es 1832, 19 Jahre alt, mit dem Zeugniß der Reife. Köpke hatte schon als Schüler eine große Liebe zur Geschichtswissenschaft gehegt, welche in der Bibliothek seines Vaters reichliche Nahrung fand. Er ließ sich daher beim Beginn seiner Studien in die philosophische Facultät zu Berlin einschreiben, um vorzugsweise Geschichte zu studiren. Aber auch theologische Vorlesungen zogen den jungen Studenten an, und so trat er denn nach anderthalbjährigem Studium, theils auf philologischem, theils auf theologischem Gebiete, am 7. April 1834 definitiv in die theologische Facultät der berliner Universität über.

Man darf bei der Beurtheilung dieses auffallenden Wechsels im Studienplane Köpke's nicht außer Acht lassen, daß zu damaliger Zeit ein rein historisches Studium eine sehr gewagte Sache war, wenn es sich für den Betreffenden um die Verwerthung desselben zu einer festen Anstellung im Staatsdienste gehandelt hätte. An den höhern Schulen Preußens wurde die Geschichte damals noch meist von vorwiegend philologisch gebildeten Lehrern docirt, war mehr oder weniger Nebensache. Ein Zeugniß für die facultas docendi in Geschichte und Geographie in den obern Klassen, welches gegenwärtig die volle Anstellungsfähigkeit an höhern preußischen Lehranstalten in sich schließt, hätte daher zu Köpke's Zeit einem jungen Lehrer schwerlich den Weg zu einer wirklich aussichtsvollen Laufbahn im Lehrfache eröffnet.

Bange Zweifel, ob er im vollen Sinne den wahren innern Beruf zum protestantischen Geistlichen habe, und dazu eine historische Preisaufgabe, welche die philosophische berliner Facultät im J. 1834 stellte, brachten Köpke bald wieder zur historischen Wissenschaft und damit in das richtige Fahrwasser zurück. Köpke bearbeitete die gestellte Preisaufgabe über das Leben und die Thaten Heinrich's I., Königs von Deutschland, und gab sie ab. Obgleich er den Preis nicht davontrug, ließ er sich dadurch doch nicht entmuthigen. Er nahm vielmehr nun eifrig an den historischen Uebungen, welche Ranke leitete, theil und lernte durch dieselben die Fehlgriffe kennen, welche seinen ersten literarischen Versuch hatten misglücken lassen. Die strenge Quellenkritik und die sehr saubere Schreibweise, welche Köpke später so vortheilhaft auszeichneten, sind meines Erachtens auch als eine Frucht jenes Mislingens anzusehen.

Die rege Theilnahme an Ranke's historischem Seminar sowie die engern persönlichen Beziehungen, welche Köpke durch seine Strebsamkeit zu Ranke erhalten hatte, zeitigten Köpke's Erstlingsschrift, welche im Buchhandel unter dem Titel: „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter der Herrschaft König Otto's I. 936—951“, zu Berlin 1838 erschien. Diese Schrift bildete die zweite Abtheilung des ersten Bandes der „Jahrbücher des Deutschen Reiches unter dem sächsischen Hause. Herausgegeben von Leopold Ranke“. Köpke nennt sich auf dem Titel dieser Schrift Rudolf Anastasius; später schrieb er sich, wie schon bemerkt, vorwiegend nur Rudolf. Die erste Abtheilung des genannten ersten Bandes der Ranke'schen Jahrbücher über die Zeit Heinrich's I. hat Georg Waitz geschrieben, auch ein Schüler Ranke's.

Diese Schriften der beiden jungen Historiker der Ranke'schen Schule sollten für die spätern Arbeiten anderer in den Ranke'schen Jahrbüchern des Deutschen Reiches ein Muster sein und sind es auch bis in die neueste Zeit geblieben, wo die Jahrbücher nicht mehr unter Ranke's Leitung, sondern unter der Leitung der sogenannten historischen Commission zu München stehen und bis zur Zeit der Hohenstaufen vorgeschritten sind.

Köpke besaß nicht die genügenden materiellen Mittel, um sich aus Liebhaberei lediglich historischen Studien widmen und den sichern Broterwerb ganz aus dem Auge lassen zu können. Um sich eine feste Amtsstellung zu verschaffen, raffte er daher zu seinen historischen Kenntnissen seine altclassischen Studien von früher zusammen und legte im J. 1838 zu Berlin das sogenannte Oberlehrerexamen ab und zwar mit so gutem Erfolge, daß ihm von der Prüfungscommission ein Zeugniß ersten Grades, d. h. die unbedingte facultas docendi zuerkannt wurde. Hierauf begann Köpke seine Lehrthätigkeit am Joachimsthalschen Gymnasium und nach Ableistung des Probejahrs wurde er als Adjunct an dieser Anstalt angestellt.

Auch während seiner Lehrthätigkeit am Gymnasium, die übrigens nur bis zu Michaelis 1842 dauerte, blieb Köpke der Geschichte als seinem Specialstudium treu. Er schrieb damals die Dissertation: „De vita et scriptis Liudprandi, episcopi Cremonensis“ (welche 1842 in erweiterter Gestalt gedruckt wurde) und erhielt auf Grund derselben von der berliner philosophischen Facultät das Doctordiplom.

Im J. 1842 wurde Köpke als ständiger Mitarbeiter der Pertz'schen „Monumenta Germaniae historica“

angenommen. Damit war sein alter Lieblingswunsch erfüllt, historischen Studien obliegen zu können und dabei zugleich ein wenn auch nicht ganz sicheres, so doch bei bescheidenen Ansprüchen genügendes Einkommen zu haben. Er gab daher sein Lehramt auf. Bis zum J. 1856, also vierzehn Jahre hindurch, ist Köpke Mitarbeiter der „Monumenta" geblieben und hat als solcher durch die sorgfältige Kritik in seinen Textausgaben Unübertreffliches geleistet. Die erste Quellenausgabe, welche 1846 in Bd. VII der „Monumenta" erschien, war „Herigeri et Anselmi episcoporum gesta". Im J. 1851 folgten die „Chronica Polonorum" und „Cosmas Pragensis", welche beide in Bd. X der „Monumenta" abgedruckt sind. Später erschienen in den Pertz'schen „Monumenta" noch andere Quellenausgaben zur Geschichte des deutschen Mittelalters.

Im J. 1846 habilitirte sich Köpke an der berliner Universität als Privatdocent für das Fach der Geschichte. Von 1850 ab (nicht von 1860 ab, wie hier und da zu lesen) hielt er auch an der berliner Kriegsakademie geschichtliche und literarhistorische Vorlesungen, die er erst im J. 1867 theils wegen geschwächter Gesundheit, theils in der Absicht, seine Kräfte mehr zu concentriren, aufgab.

Als Köpke im J. 1851 sich um die Verleihung der außerordentlichen Professur an der berliner Universität bewarb, erhielt er von dem damaligen Cultusminister von Raumer eine abschlägige Antwort dahin, daß die Facultät wegen Ueberfüllung mit Docenten gegen seine Ernennung gewesen sei.

Angesichts der politischen Thätigkeit, welche Köpke in den Sturmjahren 1848 und 1849 für die conservative Sache in Wort und Schrift entfaltet hatte, ist diese Abweisung seitens des hochconservativen Ministers von Raumer höchst auffallend. Man darf annehmen, daß weniger der Minister als die philosophische Facultät gegen Köpke's Beförderung gewesen sei. Politische Thätigkeit, sei es im conservativen, sei es im liberalen Sinne, wird einen Gelehrten immer von seiner eigentlichen wissenschaftlichen Aufgabe abziehen, solange er noch nicht die Höhe seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit erlangt hat. Und die Höhe seiner wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit hatte Köpke im J. 1851 noch keineswegs erreicht. Er hatte zwar einige vorzügliche Quellenarbeiten und Quellenausgaben geleistet, aber neue Wege, wie etwa Ranke in seiner ersten Hauptschrift über die romanischen Völker, hatte er dabei nicht eingeschlagen. Und die politische Thätigkeit konnte ihn von größern literarischen Leistungen noch lange Zeit abziehen. Daher war die Facultät wol mit Recht damals gegen Köpke's Beförderung, welche der Minister vielleicht gern unterzeichnet hätte.

Abgesehen davon, daß Köpke seine politische Thätigkeit am besten unterlassen und die politischen Dinge ihrem Gange überlassen hätte, war auch der Kreis der Zuhörer, welche er als akademischer Lehrer damals um sich zu versammeln pflegte, nicht sehr zahlreich. Die Ursache dazu war wol besonders die etwas trockene Weise, in welcher Köpke seinen Stoff behandelte. Auch las Köpke ab, was er vortrug*); wenigstens war das in dem Colleg über die deutschen Quellenschriftsteller, welches ich im Semester 1857/58 bei ihm hörte, also über sein Hauptfach, der Fall. Schon aus dem Eindrucke, den ich damals von Köpke bekommen, glaube ich mit Recht schließen zu dürfen, daß Köpke als politischer Redner in der Sturmperiode ohne Bedeutung gewesen sein muß. Zudem war er klein und buckelig. Also fehlte ihm auch die körperliche Mitgabe der Mutter Natur, welche bei Rednern unter Umständen von Bedeutung ist.

Was Köpke in seinen Vorlesungen gab, war durchaus sicher begründet, ohne jede subjective Beimischung. Bernhardi hebt das ausdrücklich lobend hervor. Meiner Ansicht nach lag darin aber gerade ein Mangel. Der Universitätslehrer soll seine Zuhörer ja doch möglichst kritisch mit sich mitarbeiten lassen, soll gerade in seinem Fache subjectiv vorgehen. Woher soll denn der Studirende die akademische Arbeitsart anders kennen lernen als durch das geistige Mitarbeiten mit dem Lehrer?

Köpke machte geradezu den Eindruck der Aengstlichkeit in seinem Auftreten als Docent. Und Aengstlichkeit des Docenten reißt nie Zuhörer fort, regt Anfänger nicht an.

Es ist möglich, daß die zuletzt angeführten Thatsachen auch dazu beigetragen haben, daß die Facultät für Köpke's Beförderung nicht günstig gestimmt war.

Erst im J. 1856 wurde Köpke zum außerordentlichen Professor an der berliner Universität ernannt. In demselben Jahre gab er seine ständige Mitarbeiterschaft an den „Monumenta" auf; dieselbe hatte ihm zwar literarisch einen Namen, aber keinen Erfolg in der Carrière gebracht.

Köpke's Thätigkeit blieb merkwürdigerweise auch nach 1856 eine ziemlich zersplitterte. Köpke ließ sich damals viel zu sehr in literarhistorische Studien hineinziehen. Nicht nur lieferte er für Piper's evangelischen Kalender, für die Kieler Monatsschrift, Cotta's Morgenblatt, Pröhle's Vaterland u. s. w. zahlreiche Beiträge, sondern er trat auch in den Jahren 1855 und 1862 mit größern selbständigen Schriften literarhistorischen Inhalts auf, indem er eine Biographie Tieck's (2 Bde. 1855), die nachgelassenen Schriften Tieck's (2 Bde. 1855) und Nachträge zu Heinrich von Kleist's Werken (1862), letztere meist aus Tieck's Nachlasse entnommen, veröffentlichte. Mochte Köpke zu dem ihm geistesverwandten Romantiker Tieck in freundschaftlichen Beziehungen gestanden haben, so lag ihm doch eine literarische Arbeit über ihn und Kleist um so mehr fern, als er gerade zu jener Zeit, 1856, durch einen Contract mit der Weidmann'schen Buchhandlung zu Berlin in das richtige Fahrwasser als Historiker hätte kommen können.

Dieser Contract bestimmte, daß Köpke die deutsche Geschichte etwa in der Weise bearbeiten sollte, wie Mommsen die römische Geschichte dargestellt hatte. Köpke hat

*) W. Bernhardi, Rudolf Köpke (Berlin 1871), S. 14, behauptet das Gegentheil.

diesen Contract nie erfüllt, hauptsächlich deshalb, weil es ihm, wie er selbst sagte, schwer wurde, nach vorgeschriebener Form zu arbeiten. Er hat zu dieser deutschen Geschichte nur Vorstudien veröffentlicht unter dem Titel: „Deutsche Forschungen. Die Anfänge des Königthums bei den Gothen“, Berlin 1859. Schon der Haupttitel dieser Schrift „Deutsche Forschungen“ zeigt, daß Köpke nicht „Geschichte“ schreiben, sondern nur Forschungen zu einer Geschichte herausgeben wollte. Er schlug eben den bequemern Weg ein, historische Resultate zu veröffentlichen, ohne sich die Mühe zu geben, sie in irgendeiner Form von dem Material der breitesten Beweisführung zu trennen; die Schrift trägt daher ganz das Gepräge der „Jahrbücher“ an sich. Köpke hat sich, wie es scheint, nie von dem Eindrucke der ersten größern Arbeit in den Ranke'schen Jahrbüchern bei der Beurtheilung der Reife seiner literarischen Veröffentlichungen befreien können.

Es scheint fast, als ob Köpke diese Art Geschichte zu schreiben für die vollkommenste gehalten habe. Die Jahrbücher und alle verwandten Arbeiten der Ranke'schen Schule enthalten aber doch immer nur Bausteine zu einer Geschichte der betreffenden Zeit, aber keine Geschichte im großen Stile, zeigen keine Spur von historischer Composition. Die Verfasser derselben sind fleißige Träger von Bausteinen gewesen, aber fast durchweg keine Baumeister, wie ihr Haupt Ranke, geworden. So auch Köpke. Er war einer der fleißigsten und gewandtesten Steinträger der Ranke'schen Schule, aber den Aufbau eines historischen Werkes hat er nicht fertig gebracht.

Wegen der Unlesbarkeit ihrer Schriften für weitere Kreise, als die Fachgelehrten es sind, hat daher die Ranke'sche Schule auf die große Masse des deutschen Volkes so gut wie gar keinen Einfluß ausgeübt. Sie hat eben nur für die Fachgelehrten geschrieben. Dasselbe gilt wie von Köpke so auch von den andern hervorragenden Mitgliedern dieser Schule, wie Waitz, Wattenbach u. a., selbst W. Giesebrecht nicht ausgenommen. Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit ist zwar in weitere Kreise gedrungen; sie hat aber den Charakter der Jahrbücher völlig festgehalten und unterscheidet sich nur dadurch von den Arbeiten der andern Vertreter dieser Schule, daß sie eine geschickte Auswahl des Stoffs aufweist und das schwerfällige Beweismaterial in den Anmerkungen enthält.

Die Weidmann'sche Verlagshandlung hatte mit sehr richtigem Blicke eine allgemeine Leistung der kritischen Schule für die Förderung des deutschen Geschichtsstudiums als zeitgemäß erachtet, indem sie Köpke contractlich engagirte. Und Köpke wäre sicher weit eher als andere im Stande gewesen, eine deutsche Geschichte — und sei es auch nur des Mittelalters — zu schreiben. Köpke besaß — ganz abgesehen von der Sauberkeit seiner Quellenkritik, in welcher er keinem Mitgliede der Schule nachsteht — z. B. eine weit gewandtere Feder als Waitz; ja er erhebt sich in den „Deutschen Forschungen“ zuweilen zu einer so ansprechenden Darstellung, wie Waitz sie in seinen Schriften nirgends zeigt. Er ist darin Giesebrecht ähnlich. Leider fehlte es ihm aber an Geschick wie Giesebrecht, resp. an Compositionstalent; daher erhob auch er sich nicht über die Schule zum Meister empor.

Die Lücke, welche Köpke offen gelassen, indem er keine deutsche Geschichte auf Grund des Contracts mit der Weidmann'schen Verlagshandlung schrieb, existirt noch jetzt. Wo ist in der deutschen Literatur ein so classisches Geschichtswerk über die deutsche Geschichte vorhanden, wie Frankreich es in der „Histoire de la France“ von Guizot es besitzt? Einer neuen historischen Schule ist es deshalb vorbehalten, auf Grund der Bausteine der Ranke'schen Schule der deutschen Nation eine deutsche Geschichte zu liefern, welche die deutsche Vergangenheit in classischer Form und Anordnung dem gegenwärtigen Geschlechte vor die Augen stellt.

Schon während des Druckes der deutschen Forschungen war Köpke, wie sein Biograph Bernhardi S. 10 selbst hervorhebt, „genöthigt, zwar auch historisch, aber doch auf ungewohntem Gebiete zu arbeiten“. Köpke hatte sich nämlich leider dazu verleiten lassen, die Geschichte der berliner Universität für die Feier des funfzigjährigen Bestehens derselben zu schreiben; für einen geistvollen Historiker sicherlich keine innerlich befriedigende Arbeit. Die Motive, welche ihn zur Uebernahme der Arbeit veranlaßten, sind mir nicht bekannt. Köpke verarbeitete das trockene urkundliche Material über die berliner Universität zu einer lebendigen Darstellung, welche im J. 1860 unter dem Titel: „Die Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin“, erschien.

Weder nach dieser Arbeit noch nach der Veröffentlichung der Schriften über Widukind (1867) und über Hrotsvit von Gandersheim (1869), von welch letzterer noch im selben Jahre ein Auszug für das größere Publicum unter dem Titel „Die älteste deutsche Dichterin“ erschien, erreichte Köpke das selbstverständliche Ziel aller Universitätsdocenten, nämlich die ordentliche Professur in seinem Fache, obgleich sein Name in den Fachkreisen den besten Klang hatte. Bei seinem Tode soll man damit umgegangen sein, ihn zum ordentlichen Professor zu ernennen.

Köpke besaß einen eisernen Willen und daher trotz seines gebrechlichen Körpers eine große Arbeitskraft. Er konnte deshalb neben seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einen regen Briefwechsel mit verschiedenen literarischen Freunden unterhalten. Neuerdings sind in den „Erinnerungen an Friedrich von Uechtritz“ verschiedene seiner Briefe abgedruckt worden, von denen einige einen Blick in die Seelenstimmung Köpke's zu bestimmten Zeiten gewähren. Da schreibt er einmal: „Es ist alles Clique und Claque! Wer nicht zu der einen oder andern gehört, wird zu Boden getreten oder, was vielleicht noch schlimmer ist, zu Tode geschwiegen.“ Weil zu seiner Zeit die Ranke'sche Schule das Wort führte, so kann Köpke mit Clique und Claque nur die hervorragenden Führer derselben meinen, die ihn nicht nach seinem Wunsche aufkommen lassen wollten. Oder er schreibt: „So ist Geld und immer wieder Geld das allgemeinste, härteste, abstracte Schema des Lebens, der unerbittliche demokratische Gleichmacher, der erst die unbedingte Freiheit proclamirt, um hinterdrein auf ihren Trümmern die Tyrannei des

Kapitals zu errichten und die Gleichheit nicht der Freiheit, sondern der Sklaverei zu erreichen." Diese Wahrheit, welche Köpke hier so ansprechend in Worte faßt, ist alt genug. In Deutschland allerdings beginnt das Geld erst seit 1848 immer mehr die Herrschaft zu gewinnen in der Presse sowol wie in den socialen Verhältnissen. Dem Romantiker Köpke mochte das Umsichgreifen des in gewisser Hinsicht ja gerechtfertigten Realismus der Neuzeit wenig zusagen.

In noch trüberer Stimmung schreibt er (im J. 1865): „Sehe ich dieses Rennen und Jagen, dieses Genießen und Lechzen, dieses wilde Kämpfen und Ringen derer, die alle gleichsein und doch alle herrschen möchten, dieses Verleugnen und Verhöhnen des Idealen, so will es mir scheinen, als wären wir in einer furchtbaren Krisis, gleich der, welche das römische Weltreich zertrümmerte; als müßte in dieses Wirrsal, wo keiner den andern mehr versteht, wie ein Blitz von Gottes Thron eine neue große ursprüngliche Kraft hineinschlagen, ein Urgeist, wie Johannes der Täufer, wie der Apostel Paulus, ein Luther mit seinem donnernden μετανοεῖτε die Seelen aufrütteln, ohne Rücksicht auf menschliche Macht ihnen ihr wahres Bild zeigen, ihnen zeigen, daß der Menschen Wege nicht Gottes Wege seien!"

Die deutschen Kriege von 1866 und 1870 haben gezeigt, daß Köpke zunächst unrecht hatte, daß der zur Zeit in Deutschland herrschende Realismus noch auf gesunden Grundlagen beruht, indem er unter Bismarck's, des ausgesprochensten Realisten, Leitung die größten Erfolge in der äußern Politik erfochten hat. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß Deutschland jetzt auch Keime in seinem Innern großzuziehen beginnt, welche bei dem Mangel religiös-sittlicher Tendenzen in der großen Masse des Volkes einst verderbliche Früchte erzeugen können, ja erzeugen müssen, sobald die mechanisch-sittlichen Tendenzen, welche an Stelle der religiös-sittlichen die Gegenwart beherrschen, den Kampf mit dem Gefolge des Realismus, nämlich mit dem crassesten Utilismus, nicht mehr aufnehmen können. Möge dieser Kampf, der Köpke's Vorahnung bewahrheiten würde, für Deutschland noch recht fern sein!

Köpke war nie verheirathet und lebte abgeschlossen für sich im Kreise seiner Angehörigen. Seine großen blauen Augen waren ein Spiegel seiner Gutmüthigkeit und Bescheidenheit. Schon seit 1852 kränkelnd, siedelte Köpke aus Gesundheitsrücksichten im Frühjahre 1870 nach Schöneberg, einem Vororte von Berlin, über. In seinem Testamente bestimmte er, daß sein Vermögen nach seinem Tode seiner Mutter und Schwester und nach deren Tode theils dem Joachimsthalschen Gymnasium, theils der berliner Universität zu Gunsten unbemittelter Studirender zufallen sollte. Sein Wunsch, daß bestimmte seiner kleineren Schriften nach seinem Tode in einer besonderen Sammlung publicirt werden sollten, wurde durch F. G. Kießling, einen Lehrer des Joachimsthalschen Gymnasiums, erfüllt, welcher im J. 1872 „Kleine Schriften zur Geschichte, Politik und Literatur von Rudolf Köpke" herausgab.

Einen warmen Nachruf widmeten dem Dahingeschiedenen sowol W. Bernhardi (Rudolf Köpke. Ein Gedenkblatt. Berlin 1870), wie W. von Giesebrecht (Erinnerungen an Rudolf Köpke. In von Raumer's Historischem Taschenbuch. 5. Folge, Bd. 2 und auszüglich in der „Deutschen Biographie"). *(R. Pallmann.)*

KÖPNIK (auch Cöpenik) ist eine alte preußische Stadt der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Teltow, in 32 Met. Höhe auf einer Insel der Spree bei der Einmündung der Dahme oder Wendischen Spree gelegen, nahe im Nordwesten der Müggelberge (5 Kilom. oberhalb der Stadt, ansteigend zu 64 Met. Höhe), und im Westen des Großen Müggelsees, 19 Kilom. von Berlin, durch zwei Brücken mit dem Festlande verbunden, Station der Linie Berlin-Breslau der Preußischen Staatsbahnen. Die (1880) 8921 Bewohner, von denen 4335 männlichen und 4586 weiblichen Geschlechts sind, führen in 370 Häusern (21 haben andere Bestimmung) 1919 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 3189 Hekt. Land, wovon 436 Hekt. Acker, 470 Hekt. Wiesen, 1208 Hekt. Holzungen und 763 Hekt. Wasserstücke u. s. w. sind. Die Stadt hat Post- und Telegraphenamt, Volksbank und ein altes Schloß. Das erste, älteste wendische Schloß, in welchem der letzte Wendenfürst Jaczo residirte, ward 1238 von Heinrich von Meißen überfallen, aber 1239 von den brandenburgischen Markgrafen zurückerobert. Kurfürst Joachim II., ein leidenschaftlicher Jäger, baute ein neues an die Stelle des alten. Hier hatte der Kurfürst Georg Wilhelm im April 1631 eine Zusammenkunft mit dem daselbst quartierten Gustav Adolf. Der Große Kurfürst ließ für den Kurprinzen Friedrich durch Rütger von Langenfeld 1677—1682 ein neues, das noch jetzt stehende, Schloß erbauen. Dasselbe selbst hat drei Stockwerke und zwei Seitenflügel, ist stattlich und durchweg geräumig. Im J. 1682 zog der Kurprinz (König Friedrich I.) ein und 1683 starb hier seine Gemahlin; die dieser nachfolgende zweite, Sophie Charlotte, wählte Charlottenburg; Köpnik stand 20 Jahre lang leer. Friedrich Wilhelm I., Sohn König Friedrich's I., folgte 1713 und genügte in Köpnik seiner Jagdlust; er ließ 1730 (28. Oct.) hier durch ein Kriegsgericht den Kronprinzen und den Lieutenant von Katte verurtheilen. Im J. 1749 wurde der Witwe des Herzogs von Würtemberg-Teck, der Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, Henriette Marie, Köpnik als Witwensitz angewiesen, die hier 30 Jahre verlebte; sie starb hier 1782, achtzig Jahre alt. — Im J. 1804 wurde Schloß Köpnik an den Grafen Schmettau verkauft, der 1806 starb. Im J. 1811 kaufte der Staat das Schloß zurück, das aber öde blieb. Vom J. 1821—1828 diente es als ein Demagogen-Gefängniß; 1851 wurde das Schullehrer-Seminar von Potsdam hierher verlegt. In dem durch Dampfschiffahrt mit Berlin verbundenen Orte bestehen große Fabrikanlagen, unter andern eine chemische Fabrik, zwei Shoddyfabriken, eine große Färberei, eine Linoleumfabrik, eine Glashütte, eine Wachstuchfabrik u. s. w.

(G. A. von Klöden.)

KOPP (Fridolin), ein als Historiker bekannt gewordener Benedictiner, stammte aus der damals vorderösterreichischen „Waldstadt" Rheinfelden, wo er am 8. Oct. 1691 geboren wurde. Früh schon dem Dienste der Kirche zugeneigt, besuchte er die Schule des aargauischen Klosters Muri, worauf er am 21. März 1708 daselbst Profeß that und 1715 die Priesterweihe empfing. Durch Einsicht und Gewandtheit verschaffte er sich bald Anerkennung: er wurde zum Kanzleiverwalter, dann zum Secretär der schweizerischen Benedictinercongregation ernannt, hierauf als Dekan nach dem graubündener Kloster Disentis postulirt und endlich am 16. März 1751 als Nachfolger des kurz vorher gestorbenen Fürstabtes Gerold II. Heimb mit der obersten Leitung seines Gotteshauses betraut. Zu dieser Wahl veranlaßte neben seiner geschäftlichen Tüchtigkeit wol auch das nicht geringe Verdienst, welches er sich durch die Vertheidigung seines Stiftes gegen die literarischen Angriffe des St.-Blasianers P. Marquard Herrgott (s. d. Art.) erworben hatte. Im ersten Bande der von diesem verfaßten „Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae" (Wien 1737) waren nämlich allerlei kritische Zweifel und Bedenken gegen das angebliche Alter und die geschichtliche Zuverlässigkeit der hochgehaltenen ältesten Klosterchronik, der „Acta Murensia", vorgebracht worden. Diese zu widerlegen, veröffentlichte Kopp 1750 eine ausführliche, aus der Stiftsofficin hervorgegangene Gegenschrift, die „Vindiciae Actorum Murensium pro et contra Marquardum Herrgott, ... seu Acta fundationis Murensis monasterii tanquam ejusdem genealogiae fundamenta fidei suae asserta, solidisque rationibus et documentis sobrie et juste vindicata". Kopp deckte nicht ohne Glück verschiedene schwache Punkte der Darstellung Herrgott's auf, sodaß sich ein anderer St.-Blasianer, der Pater Rustenus Heer, bewogen fand, für seinen angegriffenen Collegen in die Schranken zu treten, um Kopp's Widerlegungen zu entkräften. Es geschah dies in der Schrift: „Anonymus Murensis denudatus et ad locum suum restitutus, sive Acta fundationis principalis monasterii Murensis denuo examinata et auctori suo adscripta" (Freiburg i. Br. 1755). Die Antwort von Muri blieb nicht aus; doch erfolgte sie erst nach dem Tode Kopp's, der am 17. Aug. 1757 aus dem Leben geschieden war, durch dessen Freund und Mitcapitular Johann Baptist Wieland als „Vindiciae Vindiciarum Koppianarum ac proinde etiam Actorum Murensium adversus Rustenum Heer adornatae" (Muri 1760; Baden 1765). Der Streit wäre wol noch länger fortgesetzt worden, wenn nicht das österreichische Herrscherhaus, dem die Anzweiflung seiner ältesten Hausgeschichte nicht gleichgültig sein konnte, durch die Erwirkung eines päpstlichen Machtwortes den vorläufigen Stillstand der literarischen Fehde herbeigeführt hätte. Es dauerte dann über hundert Jahre, ehe die historische Kritik sich von neuem mit der Stiftschronik von Muri beschäftigte, und erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, zu sichern Resultaten über die Abfassungszeit und Zuverlässigkeit der „Acta Murensia" zu gelangen. Trotzdem ist Kopp's Verdienst nicht geringzuschätzen, und namentlich muß man anerkennen, daß er in den seiner Vertheidigungsschrift beigegebenen „Acta Murensia" einen besseren, vielfach berichtigten Text geliefert und dieselben der Benutzung weit zugänglicher gemacht hat, als dies vorher der Fall gewesen war. Der Zeit nach könnte er auch die anonyme „Epistola amici ad amicum super praetensa denudatione Anonymi Murensis, ex Muris mense Aprilis 1755" (ohne Druckort) verfaßt haben, wie die drei ersten der unten angeführten Quellen meinen; indessen ist unzweifelhaft, daß dieselbe von dem bereits genannten Wieland herrührt.

Literatur: H. J. Leu, Helvetisches Lexikon, 13. Thl. (1757) S. 479. — H. J. Holzhalb, Supplement zu demselben, 4. Thl. (1789) S. 297. (In beiden Werken unter dem Artikel „Muri".) — Mk. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh. Aarau 1812, S. 286 fg. — A. Schumann, Allgemeine deutsche Biographie 16. Bd. (1882) S. 679 fg. — Egb. Fr. von Mülinen, Helvetia sacra. 1. Thl. Bern 1858, S. 109. — Vgl. auch Theod. von Liebenau, Ueber die Entstehungszeit der Acta Murensia in der „Argovia. Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Cantons Aargau" 4. Bd. Aarau 1866. S. XIX—XXXII. — Eine neue Ausgabe der Acta Murensia, besorgt von P. Martin Kiem, in den „Quellen zur Schweizer Geschichte, herausgeg. von der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz" 3. Bd., 2. Abthl. Basel 1883, S. 3—102. *(A. Schumann.)*

KOPP (Joseph) ist am 16. Nov. 1788 in Sommerau, Landgerichts Kötzling, an der böhmischen Grenze geboren. Seine Aeltern besaßen als königliche Grundholden einen Hof, den sie mit Schulden übernommen hatten. Sie waren arbeitsame, mäßige und fromme Landleute, besonders die Mutter, welche trotz der häuslichen Thätigkeit nicht Messe und Predigt versäumte. Sie hatte den Sohn früh zum Geistlichen bestimmt. Nicht ohne Schwierigkeiten konnte er die elementaren Kenntnisse erlernen, kam dann zu dem Chorregenten nach Neukirchen, um da die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und der Musik zu erlernen. Angenehm war der fast drei Jahre dauernde Aufenthalt nicht; der Unterricht und die Kost waren das Geld, das seine Aeltern nur mit Mühe aufbrachten, nicht werth. Auch der Ferienaufenthalt bei seinem mütterlichen Oheim, der Benedictiner-Prior in Kötzling war, brachte ihm keine Freude, sondern erhöhte durch Spott und Mishandlung desselben seine Schüchternheit und Menschenscheu. Im J. 1799 kam er nach Straubing, wo er durch Vermittelung des Oheims nicht blos bei den Mönchen, sondern auch in bürgerlichen Familien Freitische erhielt und damit sich durchschlug. Auch der Lehrer der untersten Klasse verbitterte ihm durch Vorwürfe wegen seiner Armuth das Leben noch mehr. Aber als talentvoller Knabe machte er ausgezeichnete Fortschritte. Im J. 1802 kam er in das Gymnasium nach München, wo wieder Freitische und daneben angestrengter Privatunterricht den Lebensunterhalt schaffen mußten. Zum Abschluß seiner wissenschaftlichen Vorbildung ge-

hörte nach damaliger Ordnung der Besuch des Lyceums, auf dem Cajetan Weiller, der Historiker Berger, der Mathematiker Späth, der Physiker Siber und andere seine Lehrer waren. Am engsten schloß er sich an den damals von Gotha berufenen Fr. Jacobs an, bei dem er nicht blos regelmäßig die Vorlesungen besuchte, sondern auch in geselligem Verkehr und durch Privatübungen in der Lektüre der alten Schriftsteller und in lateinischen Schreibübungen gefördert wurde. Göller, Birnbaum, Schlichtegroll und Mittermaier bildeten mit ihm den engern Kreis, der den geliebten Lehrer umgab.[1] F. Thiersch war damals nur am Gymnasium beschäftigt, ihm trat er erst später näher. Im Herbste 1810 unterzog er sich der Prüfung für das höhere Lehramt und bestand sie mit so gutem Erfolg, daß er auf die dringende Empfehlung von Jacobs ein Stipendium zu dem Besuche der Universität Heidelberg erhielt. Vom Herbste 1810 bis 1812 verweilte er auf dieser Hochschule. Böckh's Vorlesungen konnte er nur noch im ersten Jahre besuchen, weil dieser seine Heimat verließ, um dem Rufe nach Berlin zu folgen. Creuzer fand in ihm einen begeisterten Hörer für die Vorlesungen über Symbolik und Mythologie. In das philologische Seminar trat er nicht ein, weil ihn die philosophischen Studien zu sehr in Anspruch genommen hatten. Johann Jakob Wagner interessirte ihn durch seinen glänzenden Vortrag, gewann ihn aber nicht für seine Naturphilosophie. Auch Daub hörte er, ohne sich näher mit ihm oder seiner Lehre zu befreunden. Eng schloß er sich an Fries an, dessen System er eifrigst erfaßte und dem er auch Hausfreund wurde. Diesem Philosophen verdankte er die Hinweisung auf Aristoteles und dessen Philosophie, welche seitdem seine Lebensaufgabe wurde. Um J. H. Voß, dem er von München aus besonders empfohlen war, hat er sich nicht bekümmert; norddeutsche Naturen waren ihm zuwider. Sein näherer Umgang beschränkte sich auf wenige Landsleute; eine Theilnahme an dem muntern studentischen Treiben gestattete ihm die Kärglichkeit seiner Mittel nicht, aber auch sein reiferes Alter führte ihn mehr zu geistigen Genüssen und traulichem Umgange mit wenigen. Als er nach München zurückgekehrt war, hätte er bei seinen umfassenden Kenntnissen sich wohl zu einer akademischen Thätigkeit besonders geeignet, aber seine Mittellosigkeit gestattete ihm die Wahl eines solchen Lebensberufes nicht. Er mußte zu einer Lehrerstelle an der Lateinschule in München greifen und damit war er auf den Unterricht in einer der unteren Klassen angewiesen. Und er zeigte sich als ein tüchtiger Knabenlehrer, an dem seine Schüler wie an einem Vater hingen. Aber der Elementarlehrer fand auch in den geistig hervorragenden Kreisen die zuvorkommendste Aufnahme. So in dem Hause des Präsidenten Jacobi, Niethammer's, Roth's, Schlichtegroll's; mit Thiersch trat er in engere Verbindung; sein gründliches Wissen und seine selbständigen Ansichten machten ihn zu einem ebenbürtigen Genossen. Im J. 1815 wurde er Gymnasialprofessor, 1819 Professor der Geschichte und zweiter Vorstand des philologischen Seminars am Lyceum. Freimüthige Aeußerungen über kirchliche Verhältnisse führten seine Entfernung von dieser Stellung herbei. Man übertrug ihm dafür die Professur der Philologie und der deutschen Sprache. Als 1826 die Universität Landshut nach München verlegt wurde, ging das Lyceum ein und Kopp blieb einige Zeit amtlos. Indeß schon im Sommer 1827 wurde er als zweiter Professor der Philologie nach Erlangen geschickt und ihm die Mitdirection des philologischen Seminars übertragen.[2] Der Wechsel der bewegten Residenz mit der stillen Universitätsstadt that ihm wohl, weil die Ruhe seine einsamen Studien begünstigte. Schon seine münchener Vorträge waren durch starke Abschweifungen vielfach gestört worden; in Erlangen, wo alle Welt Respect vor seiner enormen Gelehrsamkeit hatte, fanden sich nur wenige Zuhörer auf seinem Zimmer zusammen und er stand wenig mit ihnen in Verkehr.[3] Desto mehr konnte er seinen wissenschaftlichen Forschungen nachgehen, zumal er nicht die mindeste Neigung zu literarischer Production hatte. Seinen täglichen Umgang bildete Friedrich Rückert, der ihn zu anhaltendem Studium der orientalischen Sprachen und zu Sprachvergleichung anregte. Auch Mathematik trieb er mit seinem Collegen Rothe. Schon in München hatte er außer einer kleinen Denkschrift auf F. H. Jacobi 1819 nur des Damascius Quaestiones de primis principiis aus zwei Handschriften zum ersten mal herausgegeben (Frankfurt a. M. 1826), aber wer kümmerte sich viel um diesen Neuplatoniker? Die Arbeit blieb unbeachtet. Mehr beachtet ist der Nachtrag zur Untersuchung (von Brandis) über das Schicksal der Aristotelischen Schriften im „Rheinischen Museum" 1829 S. 93—126. In Erlangen wußte endlich Präsident von Roth ihn zur Mitarbeit an den „Gelehrten Anzeigen" zu bestimmen und er lieferte seit 1836 vorzüglich Recensionen über philosophische Schriften, über Rückert'sche Dichtungen und über grammatische Werke.[4] Auch in der „Hallischen Literaturzeitung" und in den „Heidelberger Jahrbüchern" finden sich Anzeigen von ihm aus früherer Zeit. Die Hauptarbeit seines Lebens sollte ein Lexicon Aristotelicum werden; zu der Herausgabe, für welche es die Buchhändler nicht an Aufforderungen fehlen ließen, ist er nicht gekommen. Die Handschrift ist nach seinem Tode der Universitätsbibliothek zu Erlangen überwiesen.

Kopp war ein Mann von kleiner Statur, aber gedrungen und in den späteren Jahren fast corpulent. Seine erste Gattin war Charlotte Dorner, eines Pfarrers Tochter aus dem Würtembergischen, die er im Niethammer'schen Hause kennen gelernt hatte. Er verlor sie an den Folgen des zweiten Wochenbettes. Später verheirathete er sich mit einer Cousine seiner ersten Frau aus Stuttgart. In München nahm er den jüngsten

1) Jacobs, Personalien S. 81.

2) Iwan Müller, De seminarii philologici Erlangensis ortu et fatis p. 11, weiß wenig über Kopp zu berichten. 3) Er soll einmal vor einem an der Wand hängenden Rock gelesen haben, lautet eine erlanger Tradition. 4) Döberlein hat sie S. 226 verzeichnet.

Sohn von Jacobs, Paul Emil, als dieser die Akademie der Künste daselbst besuchte, in sein Haus auf und „wurde dem funfzehnjährigen Knaben ein freundlicher Mentor“.[5]) Mit seiner zweiten Gattin hat er den Schmerz wiederholter Prüfungen getheilt, als er zwei hoffnungsvolle Kinder dahinsterben sah; fünf Töchter blieben ihm. Am 7. Juli 1842 ist er im kräftigsten Mannesalter gestorben und am 10. Juli begraben. An seinem Grabe hat Döderlein gesprochen.

Döderlein, Reden und Aufsätze Bd. 1, S. 214, wo auch Bruchstücke einer Selbstbiographie stehen; Aschebrenner im „Neuen Necrolog der Deutschen“ XX. (1842), Bd. 1, S. 503—520. *(F. A. Eckstein.)*

KOPP (Joseph Eutych), schweizer Geschichtschreiber. Nicht mit Unrecht wird Kopp's Name in eine Linie gestellt mit Niebuhr, Baur und Strauß, Männern, die es wagten, das uns Ueberlieferte kritisch zu sichten, das Wahre vom Falschen zu scheiden, die Geschichte von der Sage zu trennen. Mit mancher liebgewordenen Ueberlieferung mußte gebrochen werden, manches Herz wurde in seinem Innersten verletzt, wenn es den Forschungen der beiden letztgenannten Männer nachging, und ebenso fühlte sich mancher Schweizer zurückgestoßen von der unerbittlichen Kritik Kopp's, die ihm die Entstehung der Schweiz, den Grütlischwur, den Tellschuß, die Vertreibung der Vögte als Sage darstellte.

Kopp war als der Sohn eines armen Boten am 25. April 1793 in Beromünster (Canton Luzern) geboren worden. Nachdem er seinen ersten Unterricht in der Schule seines Heimatsortes erhalten hatte, bezog er 1806—1812 das Lyceum in Luzern. Mit seltenem Eifer widmete er sich dem Studium der Sprachen; als Autodidact lernte er französisch, englisch und italienisch, namentlich wußte er das Griechische so vollendet zu handhaben, daß der berühmte Professor Hug in Freiburg, der auf den tüchtigen Gymnasiasten aufmerksam gemacht worden war, ihn ersuchte, seine Studien an dem letztgenannten Orte zu vervollständigen. In der That bezog Kopp im J. 1812 die Universität Freiburg. Auch die bitterste Noth, die er während vier Semester litt, war nicht im Stande, sein ernstes Streben zu brechen, ja er fand, trotzdem seine Zeit durch Stundengeben sehr in Anspruch genommen war, noch Gelegenheit, seine sprachlichen Kenntnisse durch Erlernung des Hebräischen, Arabischen, Spanischen, Portugiesischen zu erweitern.

Im J. 1814 besuchte er seinen Bruder in Paris; nach einem neunmonatlichen Aufenthalte, den er sich durch Uebernahme einer Lehrstelle an einem dortigen Lyceum ermöglicht hatte, kehrte er in die Heimat zurück; drei Monate lang vicarirte er an der Cantonsschule in Aarau, dann folgte er einem Rufe Fellenberg's als Lehrer an das berühmte Institut in Hofwyl; im J. 1817 übernahm er die erste Lehrerstelle an der Secundärschule in Zurzach. Von hier wurde er 1819 als Professor der classischen Sprachen an das Lyceum nach Luzern berufen. Während voller 46 Jahre hat er sich mit unermüdlichem Eifer und peinlichster Gewissenhaftigkeit der Lehrthätigkeit gewidmet. Er wußte seine Schüler so für das classische Alterthum zu begeistern, und so sinnig wußte er ihnen dasselbe ästhetisch und historisch zu erklären, daß er bei allen die ungetheilteste Hochachtung genoß. Neben den Pflichten seines Schulamtes fand er noch Zeit, sich der Dichtkunst, die er von Jugend an geliebt und zum Theil auch gepflegt hatte, zu widmen. Seine erste größere, aber unvollendete Arbeit ist das auf fünf Acte berechnete Drama „Luceria“ (1820), „ein Anfang, der Großes verhieß“. „Innige Anlage, tiefes Gefühl, Ideenreichthum und Macht über die Sprache sind die Vorzüge dieser Dichtung.“

Im J. 1824 veröffentlichte er bei Jenni in Bern den „König Albrecht“; im gleichen Jahre lag „König Adolf“ im Manuscript vor und „Die Fischer“ wurden ebenfalls vollendet (letztere erschienen im 4. Bändchen von Kopp's „Dramatischen Gedichten“). In jenen Jahren „der Hochflut des dramatischen Dranges“ schrieb er noch „Ludwig der Baier“, dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen; „Die Perser“ blieben unvollendet, „Lykophron“, „Der grüne Zweig“ (ein Lustspiel) und „Friuli und Jaffeir“ blieben nur Entwürfe. Das J. 1825 zeitigte das Trauerspiel „Harald und Sigrith“, über welches ein dramatisches Preisgericht in München im J. 1856 das Urtheil fällte, daß es durch dichterischen Gehalt und dramatische Lebendigkeit bedeutendes Interesse erwecke. Im J. 1827 schuf er den „König Manfred“, über dessen Entstehung er im 4. Bändchen seiner dramatischen Werke Rechenschaft ablegte. Nun ruhte bis zum J. 1850 seine dramatische Muse. In Zeit von vier Wochen verfaßte er „Die Königswahl“, ein Stück, das als Prolog betrachtet werden kann zu der im J. 1852 vollendeten Trilogie: „König Rudolf“ und in der gleichen Zeit schrieb er das Schauspiel: „Graf Bero von Lenzburg oder die Gründung von Beromünster.“ So schön auch die Diction ist, so packend auch einzelne Scenen geschrieben sind, so sind doch die Dichtungen nie ins Volk eingedrungen. „Es fehlt ihnen das leichte Verständniß und jener fesselnde Zauber, wie der große Leserkreis ihn liebt und verlangt, kurz, der auf die Menge berechnete dramatische Effect geht ihnen ab, wenn auch dramatische Kunst darin nicht zu verkennen ist.“ Diese dramatischen Arbeiten führten folgerichtig ihren Verfasser zum Studium der historischen Quellenwerke und somit vermittelte die tragische Muse den Uebergang des Dichters zum Geschichtschreiber. Schon längst hatte er sich mit der Schweizergeschichte beschäftigt und mit Bewunderung hing er an Tschudi und Johannes von Müller, welch letztern er sogar getreulich ausgezogen hatte.

Seit 1826 hatte sich Kopp, angeregt durch diese Schriftsteller, ebenfalls der Geschichtschreibung zugewandt; er versuchte sich zunächst in kleineren Aufsätzen, die in der „Zuger Zeitung“ von 1826 und 1827 und in der „Helvetia“ (Jahrgang 1830) erschienen sind. Allerdings erzählt er hier noch getreu nach der Ueberlieferung, aber sein prüfendes Auge hatte bereits Widersprüche, Mängel

5) Jacobs, Personalien S. 167.

und Blößen in den bisherigen Darstellungen zu entdecken vermocht.

In dem J. 1832 faßte Kopp die Idee, die 500-jährige Denkfeier des Eintritts Luzerns in den Bund der Eidgenossen durch eine auf archivalischer Forschung beruhende Darstellung jenes Ereignisses zu verschönen. Nun durchsuchte er die Archive, verglich die bereits gedruckten Urkunden mit ihren Originalen, fand neue, bis jetzt noch nie benutzte Schriftwerke; mit klarem Verstande studirte er an der Hand dieses Materials die Reichs- und Rechtsgeschichte und je länger je mehr wurde es ihm zur Gewißheit, „daß Müller's Geschichte der drei Länder grundfalsch sei". Bevor er an eine Bearbeitung denken konnte, mußte er zuerst im Besitze des möglichst vollständigen urkundlichen Materials sein. Im J. 1834 hatte er bereits 6500 Urkunden chronologisch registrirt, die sich alle auf die Zeit von 1273—1336 bezogen. Eine kleine Auswahl derselben ließ er 1835 in Luzern unter dem Titel: „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" erscheinen, ein zweites Bändchen veröffentlichte er 1851 in Wien. „Damit war der Markstein einer neuen Aera der Schweizergeschichte gesetzt." Kopp's Name wurde im In- und Auslande vortheilhaft bekannt und die besten Geschichtsforscher der damaligen Zeit, wie Böhmer, Stälin, Chmel, Lichnowsky, Pertz, Schmeller, Uhland, Pfeifer, Grimm suchten Bekanntschaft mit dem bescheidenen Gelehrten anzuknüpfen. Mündlich und schriftlich tauschten diese Männer ihre Gedanken aus und unterstützten einander gegenseitig in ihren Arbeiten. Auch die eidgenössische Tagsatzung wußte in Kopp den Historiker zu schätzen und beauftragte ihn mit der Abfassung der „eidgenössischen Abschiede". Den ersten Band, der in mustergültiger Weise ein Vorbild für alle folgenden Bände dieses monumentalen Werkes wurde, veröffentlichte Kopp bereits 1839; er hatte in demselben die Urkunden der Jahre 1291—1420 aufgenommen. Unterdessen hatte er bereits an seinem Hauptwerke zu arbeiten begonnen. Den ursprünglichen Plan, eine „Geschichte Luzerns unter Oesterreich" zu schreiben, ließ er fallen und nahm sich vor, die Zeit von 1273—1336 unter dem Titel „Der Fall und die Wiederherstellung des heil. römischen Reichs und die eidgenössischen Bünde" vollständig zu behandeln. In verhältnißmäßig rascher Zeit nahm dieses Riesenwerk seinen Fortgang. Im J. 1845 erschienen bei Weidmann in Berlin die beiden ersten Bücher; 1847 veröffentlichte er das dritte Buch (Band II^{1}), 1854 folgte das neunte (Band IV^{I}), 1856 das zehnte (Band IV^{II}), 1858 das elfte (Band V^{I}, 1862 das sechste, siebente und achte (Band III); nach Kopp's Tode erschien das vierte Buch (Band II^{II}, 1871); die endgültige Redaction des fünften Buches und dessen Herausgabe hatte Prof. Busson in Innsbruck übernommen (Band II^{III}, 1871), während der Freund und College Kopp's, Prof. Lütolf in Luzern, das letzte Buch zur Bearbeitung übernahm. Aber auch Lütolf starb, bevor er seine Arbeit vollendet hatte; dieselbe wurde dann 1882 herausgegeben von Franz Stohrer (Band V^{II}), sie schließt aber leider ab mit dem Jahre 1334.

Das ganze Geschichtswerk zeichnet sich aus durch „riesigen Fleiß und ungewöhnliche Genauigkeit"; leider aber „wirkt das Werk geradezu betäubend durch die Massenhaftigkeit des nicht genügend gesichteten und unübersichtlichen Stoffes". Kopp verstand es nicht, über all den unzähligen Einzelheiten den allgemeinen Standpunkt festzuhalten, häufig gingen ihm klare Vorstellungen über rechtliche und Verfassungsverhältnisse ab, (Waitz, in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" 1857, Stück 72, 73, 74, 75) und ebenso wenig vermochte er es, bei all seinem Streben nur das Rechte und Wahre schreiben zu wollen, sich von der Tendenz-Geschichtschreibung fern zu halten. Dies haben Waitz (am genannten Orte), Riezler („Bairische Geschichte", Bd. II) und Meyer von Knonau („Jahrbuch für Schweizergeschichte", Bd. VII) nachgewiesen.

Eine Zeit lang hatte sich Kopp auch rege an dem Staatsleben seines Cantons betheiligt. Er war von 1828—1831 Mitglied des Großen Rathes gewesen; 1841 wurde er Mitglied des Verfassungsrathes und des Regierungsrathes. Im Schoße der letztern Behörde ist er eifrig eingetreten zu Gunsten der bedrohten aargauischen Klöster, dagegen wehrte er sich so viel als möglich gegen die Berufung der Jesuiten an die Schulen von Luzern; er betrachtete diesen Schritt als den Anfang eines unberechenbaren Unglücks. Er richtete bekanntlich nichts aus und mußte sogar als Erziehungspräsident den Vertrag mit den Jesuiten eigenhändig unterzeichnen. Nach dem ersten Freischarenzuge 1845 schied er aus der Regierung aus und widmete sich von nun an ausschließlich der Schule und der Geschichtschreibung. Sein Gesundheitszustand zwang ihn 1865, das Lehramt zu verlassen; aber nicht mehr lange genoß er die wohlverdiente Pension; er starb am 25. Oct. 1866.

Die Bedeutung von Kopp liegt weder im „Professor", noch im „Dichter", noch im „Staatsmanne", sondern im „Historiker"; als solcher hat er bahnbrechend gearbeitet.

Eine erschöpfende Biographie erschien über Kopp von Lütolf, Luzern 1868. (*G. Tobler.*)

KOPP (Ulrich Friedrich), berühmt vor allem als Paläograph, geboren zu Kassel am 18. März 1762, gehört einer im 18. Jahrh. in hessenkasselschen Diensten sich auszeichnenden Beamten- und Gelehrtenfamilie an. Sowol der Großvater Johann Adam Kopp wie der Vater Karl Philipp hatten es nicht nur zu angesehenen amtlichen Stellungen bei der landgräflichen Regierung gebracht, sie hatten sich auch daneben mit Eifer historisch-juristischen Studien gewidmet. Von beiden sind Rechtsdeductionen erhalten, die sie im Auftrage und im Interesse des hessischen Fürstenhauses angefertigt hatten; als bedeutendstes wissenschaftliches Werk J. A. Kopp's verdient dessen „Handbuch von der hessischen Gerichtsverfassung" erwähnt zu werden.

In dieselben Bahnen lenkte zunächst auch Ulrich Friedrich ein, indem er als Assessor bei der landgräflichen Regierung in Kassel eintrat. Bereits am 30. Juli 1788 wurde er zum Justizrath und Mitglied der Ober-

wegecommission ernannt; dann erfolgte 1793 seine Beförderung zum Regierungsrath, 6 Jahre später die zum Geheimen Referenten und Landsecretär. Im J. 1802 erhielt er die Direction des Hofarchivs, 1803 wurde er mit dem Titel eines Geheimen Cabinetsrathes ausgezeichnet. Aber bereits seit dem J. 1799 klagte er über seine schwache Gesundheit; in einer Eingabe an den Landgrafen sprach er die Befürchtung aus, daß er infolge dessen sich genöthigt sehen würde, von den Geschäften ganz zurückzutreten, und bat zugleich, einen jüngeren Beamten für diesen Fall als Nachfolger in seinen Vertrauensposten heranzuziehen. Erholungsreisen, die er 1801 nach Sachsen, 1803 in die Schweiz unternahm, scheinen eine dauernde Besserung seines asthmatischen Leidens nicht bewirkt zu haben. Endlich dürften ihn Unannehmlichkeiten in seiner dienstlichen Stellung, in der er unter dem Mistrauen des Landgrafen und späteren Kurfürsten zu leiden hatte, in seinem Entschlusse, sich ins Privatleben zurückzuziehen, bestärkt haben. Im Januar 1804 erhielt er auf sein Ansuchen seine Entlassung, nicht ohne ehrende Anerkennung seiner vielfachen Verdienste.

Noch in demselben Jahre verlieh ihm die juristische Facultät zu Göttingen für seine tüchtigen Leistungen auf historisch-juristischem Gebiete, zu denen er trotz der anstrengenden amtlichen Thätigkeit in der voraufgegangenen Zeit noch Muße gefunden hatte, die Doctorwürde. Seit seinem Rücktritte ins Privatleben widmete er sich ausschließlich den Wissenschaften mit einem Eifer und einem Fleiße, die bei seinem körperlichen Leiden geradezu staunenswerth sind. Er beschäftigte sich eingehend mit den ihm bislang ferner gelegenen Disciplinen der classischen und orientalischen Philologie und Alterthumskunde, wesentlich zur Vorbereitung für seine paläographischen Studien, durch welche er sich ein bleibendes wissenschaftliches Verdienst erworben hat. Mit der Zeit eignete er sich eine umfassende Belesenheit auf dem Gebiete der römischen Literatur und bedeutende Gewandtheit in der lateinischen Ausdrucksweise an; auch zu einer nothdürftigen Kenntniß des Griechischen brachte er es. Und noch in seinem 50. Lebensjahre hörte er in Heidelberg, wohin er nach der für Hessen-Kassel verhängnißvollen Katastrophe des J. 1806 übergesiedelt war, de Wette's Vorlesungen, um das Hebräische, dessen er zur Orientirung über das semitische Schriftwesen bedurfte, zu erlernen. Hier hielt er auch an der Universität — er war 1808 zum Honorarprofessor an derselben ernannt — Vorlesungen über Diplomatik. Häkeleien mit dortigen Professoren scheinen ihm jedoch den Aufenthalt in Heidelberg verleidet zu haben; er verließ diese Stadt sehr bald wieder, um sich dauernd bis an sein Lebensende in dem benachbarten Mannheim niederzulassen.

Den ersten Aufsatz paläographischen Inhalts hatte Kopp, soweit wir sehen, 1802 in der „Ephemeris Literaria Gothana“ veröffentlicht; diesem waren andere in verschiedenen Zeitschriften bald gefolgt, die von des Verfassers gründlichen Kenntnissen auf diesem Gebiete das sprechendste Zeugniß ablegten. Und noch während der trüben Tage Napoleonischer Herrschaft in Deutschland müssen die beiden ersten Bände der „Palaeographia critica“ im Manuscript nahezu zum Abschluß gelangt sein, darauf deutet das noch auf diese Zeit anspielende Motto: Cui nunc haec cura laborat? hin. Aber erst 1817 entschloß sich Kopp auf das lebhafte Drängen seiner Freunde hin zur Herausgabe derselben. Der erste Band enthält die lateinische und griechische Stenographie, der zweite das Lexikon der tironischen Noten. Diese, von denen Gruter und Carpentier noch ganz falsche Begriffe hatten, über deren Wesen Toustain, Gatterer und Schönemann die richtige Ansicht nur erst ahnten, sind in Kopp's Tachygraphie zur Evidenz aufgeklärt. Kopp gebührt das große Verdienst, überhaupt zuerst das Princip der Zusammensetzung der tironischen Noten richtig erkannt zu haben; er hat unwiderleglich bewiesen, daß diese Schriftgattung in ihrem Ursprunge nicht scriptura realis ist, wie man vorher allgemein angenommen hatte, sondern scriptura literalis. Dabei war er dann zugleich im Stande, neues Licht über die Ligaturen der römischen Majuskel zu verbreiten.

Um seinem Werke auch in der technischen Ausführung die möglichst vollkommene Gestaltung zu geben, hat Kopp alle Figuren in demselben selbst gezeichnet, sie theils in Holz geschnitten, theils in Kupfer gestochen, schwierigere Partien des Druckes sogar eigenhändig gesetzt und die Platten für die behufs Erläuterung der tironischen Noten beigegebenen Facsimiles einer Anzahl von Karolinger-Urkunden ebenfalls eigenhändig radirt. Daß er sich in seinen Beobachtungen über den Gebrauch der Noten in den Diplomen des 9. Jahrh. und daraus für die Echtheit resp. Fälschung derselben zu ziehenden Schlüsse geirrt hat, thut seinen Verdiensten auch nach dieser Richtung hin keinen Eintrag.

Uebrigens war er dauernd bemüht, das ihm zu Gebote stehende handschriftliche Material noch in weiterem Umfange zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Unausgesetzt arbeitete er an Kupferplatten zur Herstellung von Abbildungen der Kaiserurkunden, alter Siegeltypen, Abschnitten merkwürdiger Handschriften, die er in einer größeren Sammlung zu veröffentlichen gedachte. Leider hat ihn der Tod über der Vollendung dieses paläographischen „Prachtwerkes“, wie er es selbst gelegentlich bezeichnet, ereilt. Nur Theile desselben sind unter dem Titel „Schriftproben“ noch bei Kopp's Lebzeiten erschienen.

Seinen nachgelassenen paläographischen Apparat, soweit er noch beisammen war, hat in den 60ger Jahren Th. Sickel von Kopp's Erben für das Institut für österreichische Geschichtsforschung erworben und sich zugleich durch die Besorgung eines Wiederabdrucks der revidirten Kupferplatten sehr verdient gemacht. Die Kopp'sche Sammlung enthielt hauptsächlich Karolinger-Urkunden der Klöster Fulda und Hersfeld, deren Originale ihm von seiten der hessischen Regierung in liberalster Weise zur Verfügung gestellt waren. Leider sind 4 derselben in Kopp's Nachlasse nicht mehr aufgefunden, sodaß die Kupferplatten dadurch doppelt an Werth gewonnen haben.

Als die Frucht seiner Erholungsstunden von der angreifenden Thätigkeit, die die Vorbereitung seines Pracht-

werkes erforderte, ließ Kopp 1819 einen Band „Bilder und Schriften der Vorzeit“ erscheinen, dem der zweite 1821 folgte. Es sind diese eine Sammlung von Aufsätzen vermischten Inhalts, über den Geburtsadel, die Bilder in der heidelberger und wolfenbütteler Handschrift des Sachsenspiegels mit farbengetreuen Reproductionen der Originalzeichnungen; daneben bringen sie Mittheilungen über seltene Handschriften, mit denen Kopp eine Erörterung über das Alter der Palimpseste verknüpfte. Den zweiten Band füllt fast ganz die Abhandlung über das semitische Schriftwesen. Auch dieses Werk erschien, wie die Paläographie, im Selbstverlage des Verfassers und wurde nur in einer beschränkten Zahl von Exemplaren abgezogen; bei den bedeutenden Kosten der Herstellung wagte es Kopp nicht, einem Buchhändler den Verlag anzubieten.

Inzwischen aber hatten Kopp's wiederholte Ausfälle gegen die Verbesserungssucht gegenüber schwierigen Lesarten unter den damaligen Philologen den mannichfachsten Widerspruch hervorgerufen. Die Begründung und Rechtfertigung seines Tadels suchte dieser darauf in den beiden weiteren Bänden zu liefern, die er der „Palaeographia critica“ hinzufügte und in denen er sich bemühte, die Abwege klar zu zeigen, auf die das willkürliche Umspringen mit der Ueberlieferung nothwendig führen müsse. Dazu benutzte er eine der schwierigsten Gattungen von Inschriften, die der Amulette. Zu deren Erklärung im vierten Bande der „Paläographie“ sollte der dritte den Weg durch allgemeine Bemerkungen bahnen, die sich auf Entstehung und Wesen der Amulette u. a. beziehen. Wie berechtigt Kopp's conservativer Standpunkt in vieler Beziehung war, hat die neuere Sprach- und Inschriftenforschung dargethan; aber wie es zu geschehen pflegt und wie es bei Kopp's doch nicht genügender philologischer Bildung nicht zu verwundern ist, er verfiel dabei in das andere Extrem, indem er die überlieferte Lesart jeder beliebigen Inschrift erhalten wollte, selbst wenn sie allen Regeln der Grammatik und Logik ins Gesicht schlug. Und noch verkehrter war es, daß Kopp diese seine Methode nicht blos auf Inschriften, sondern in gewissem Sinne auch auf die gesammte handschriftliche Ueberlieferung früherer Jahrhunderte angewendet wissen wollte, wie er denn in seiner Ausgabe des Martianus Capella zu deren praktischer Durchführung den Versuch gemacht hat, der naturgemäß scheitern mußte, so zwar, daß Kopp selbst in den spätern Abschnitten des Textes zu Conjecturen seine Zuflucht nimmt, die nun bisweilen recht gut sind.

Im Frühjahre 1834 unternahm Kopp eine Reise nach Marburg zum Besuch seiner dortigen Freunde; er erkrankte hier und starb ganz plötzlich am 26. März dieses Jahres. Um das Andenken des verstorbenen Freundes zu ehren, hat der Philologe Karl Friedrich Hermann die von Kopp vorbereitete Ausgabe des Martianus, deren erste Bogen bereits gedruckt waren, 1836 beendet; sie läßt, was die Textkritik anlangt, sehr viel zu wünschen übrig, gibt aber nach Art der holländischen Classikerausgaben des 18. Jahrh. eine treffliche Zusammenstellung des exegetischen Apparates, wie denn Kopp in den Holländern mit ihrer vielseitigen Gelehrsamkeit seine directen Vorbilder gesehen hat.

Die von dem Verstorbenen hinterlassene und von seinen Erben durch die Buchhandlung von Schwan und Götz in Mannheim veräußerte Bibliothek legt ebenfalls ein glänzendes Zeugniß für die umfänglichen Studien ihres ehemaligen Besitzers ab.

Außer den bereits genannten Werken Kopp's verdienen noch folgende, namentlich während seiner praktischen Thätigkeit im Staatsdienste veröffentlichte Schriften erwähnt zu werden: „Beiträge zur Geschichte des Salzwerkes in den Soden bei Allendorf“, 1788; „Ueber die Verfassung der heimlichen Gerichte in Westphalen“, 1794 (aus dem Nachlasse seines Vaters herausgegeben); „Handbuch zur Kenntniß der Hessen-Kasselschen Landesverfassung und Rechte in alphabetischer Ordnung“, 6 Theile 1799—1804 (Theil 3—6 vom Consistorialrathe Wittich besorgt); „Bruchstücke zur Erläuterung der Teutschen Geschichte und Rechte“, 1799 und 1801 (eine Sammlung von Abhandlungen vermischten Inhalts, vornehmlich zur hessischen Geschichte). Aufsätze ähnlicher Art wie die in den Bruchstücken sind in Schlözer's Staatsanzeigen, in Berg's Staatsmagazin, in der Heidelberger Literaturzeitung und a. a. O. zerstreut. *(Th. Ilgen.)*

KOPPARBERGS-LÄN oder **Falu-Län** ist eine Provinz Schwedens (Landschaft Dalarne), nach Norden grenzend an die Läns Gefleborg und Jemtland, nach Süden an Westmanland, Örebro und Wärmeland, nach Westen aber an das norwegische Österdalen (Amt Hedemarken); an Flächeninhalt 29,785,4 □Kilom. umfassend, nämlich 27,798 □Kilom. Land und 1780,4 □Kilom. Wasser, d. h. 537,2 □Meilen, also in der Größe des Königreiches Belgien; 1879 mit 190,751 Bewohnern (355 auf der □Meile). Das Län zerfällt in 7 Vogteien und Bezirksschreiberdistricte nebst 35 Länsmansdistricten; die ersteren sind Wester-Dal, Osvan-Siljan, Nedan-Siljan, Kopparberg, Säter, Näsgård und Wester-Bergslagen. Es sind 3 Städte vorhanden: Falun 7305 Einwohner, Hedemora 1377 Einwohner, Säter 541 Einwohner.

Dies Län ist das Gebiet des 67 geogr. Meilen langen Dal-Elv (Länge des Glommen, um 3 geogr. Meilen kürzer als die des Main), welche neben der norwegischen Grenze, unfern des Fämun-Sees, als Öster- und Wester-Dal-Elv entspringt; erstere durchströmt auf der Mitte ihres Laufes den 8,3 geogr. □Meilen großen Siljansee (in 170 Met. Höhe) und nimmt dann im Westen von Falun rechts die Wester-Elv auf. Das ganze Gebiet führt den landschaftlichen Namen Dalarne, d. h. die Thäler, und trägt durch seine düsteren Höhen, tiefen lachenden Thäler, stillen Seen, reißenden Ströme und seine Fichtenwälder einen ernsten und daneben doch lieblichen Charakter. Es ist im allgemeinen ein Bergland, welches sich von den Höhen auf der norwegischen Grenze her stark gegen Süden und Südosten senkt, mit längern und kürzern Thalstrecken um die zahlreichen Seen zwischen den Bergen und den steinigen oder sandigen Höhen, welche namentlich in den nörd-

lichen und westlichen Gegenden ausgedehnte Wälder bedecken, deren werthvolles Material erst in der Mitte des 19. Jahrh. zugänglich gemacht ist. Bei der großen Ausdehnung des Läns, seinen ungleichen Höhen und verschiedenen Lagen zwischen den Gebirgsstrecken wird eine bedeutende Verschiedenheit im klimatischen Verhalten begreiflich; das rauhe Klima in den nördlichen und westlichen Theilen kann nur durch Verbesserung und Beschützung des dortigen geringen Ackerbaues, durch Entwässerung der ausgedehnten erkältenden Sümpfe und nassen Felder gemildert werden, welche am Fuße der Höhen sich hinziehen. Das Erdreich besteht daher in diesem Theile im allgemeinen aus Sand und Heide von geringer Fruchtbarkeit, außer im Rättviks-Kirchspiele (am Siljansee) und der zum Sofia-Magdalena-Kirchspiel gehörenden Insel Sollerö im Siljansee, nebst einem Theile vom Mora-, Orsa- und Ore-Kirchspiele, welche Kalkgrund haben mit vergleichsweise kräftigerer Production. Die Thäler sind indeß in diesen nördlichern Hochlandsstrecken neben den Wasserläufen eben und dicht bebaut; der Boden erfordert aber bei seiner Magerkeit und dem strengen Klima eine unablässige Arbeit, damit es möglich werde, demselben eine Ernte abzugewinnen. In Kopparbergs-, Säters-, Näsgårds- und Westerbergslags-Vogtei, oder den südlichen und südöstlichen Landstrecken unterhalb der Öster- und Westerdalelvs-Vereinigung, hat der Boden im allgemeinen eine große Fruchtbarkeit, da hier das Land mehr gegen die kalten Gebirgswinde geschützt ist. Daher hat hier der Ackerbau allgemein eine gute Entwickelung und verschafft im Verein mit dem Bergbau der Bevölkerung namentlich in der Näsgårds- und Westerbergslags-Vogtei eine vortheilhafte ökonomische Stellung. Im J. 1870 gewann man Weizen auf 1398 Hekt., Roggen auf 43,127 Hekt., Gerste auf 32,768 Hekt., Hafer auf 153,354,3 Hekt., Mengkorn auf 47,209 Hekt., Erbsen auf 4915,4 Hekt., Kartoffeln auf 139,337,4 Hekt., Rüben auf 828 Hekt., Grünfutter 36,393 Ctnr., Heu 730,584 Ctnr. Im J. 1870 zählte man 16,669 Pferde, 1249 Stiere, 529 Ochsen, 59,744 Kühe, 13,053 Stück Jungvieh, 73,982 Schafe, 32,560 Ziegen, 8168 Schweine. — Von großer Bedeutung für das Län und ein Haupterwerbszweig der Bewohner ist der Bergbau. Im J. 1870 waren auf Eisenerz im Gange 80 Gruben (263 lagen unbenutzt), welche 24 Pferdewerke, 52 Wasserwerke, 4 Dampfmaschinen und 865 Arbeiter beschäftigten und 1,646,850,5 Ctnr. Erz lieferten; auf Kupfererz 5 Gruben (8 unbenutzte) mit 5 Wasserwerken, die 427,404,4 Ctnr. Erz lieferten; auf Blei- und Silbererz 3 Gruben (19 unbenutzte), die 2244,2 Ctnr. Erz lieferten; 5 Eisengußwerke (1 unbenutztes) lieferten 7282,6 Ctnr.; 26 Stahl- und Manufactur-Eisenwerke (3 unbenutzte) mit 26 Wasserwerken und 603 Arbeitern lieferten 39,398,5 Ctnr.; 48 Stabeisenwerke (16 unbenutzte) mit 47 Wasserwerken und 1 Dampfmaschine bei 676 Arbeitern lieferten 283,677 Ctnr.; 47 Roheisenwerke (9 unbenutzte) mit 46 Wasserwerken und 1 Dampfmaschine bei 808 Arbeitern lieferten 772,102 Ctnr.; 2 Roh- und 2 Garkupferwerke, mit 904 Arbeitern, lieferten 8832,6 und 8073,3 Ctnr.; 1 Schmiede- und Walzkupferwerk lieferte 118,6 Ctnr.; 2 Nickelwerke mit 85 Arbeitern lieferten 209,8 Ctnr.; 1 Rothfarbenwerk 7159 Ctnr.; 2 Silber- und Bleihütten mit 20 Arbeitern 219,5 Ctnr. Blei und 123,8 Pfd. Silber, nebst 8,5 Pfd. Gold; 2 Schwefelhütten lieferten 4726,7 Ctnr.; 2 Vitriolwerke 3656 Ctnr. Eisen- und 1245 Ctnr. Kupfer-Vitriol. — Die Industrie, welche 4 Dampfmaschinen und 330 Arbeiter beschäftigt, ist unbedeutend; 1870 gab es 14 Lohgerbereien, 2 Sämischgerbereien, 8 Färbereien, 7 Walkmühlen, 3 Ziegeleien, 3 Pulverfabriken, 2 Brauereien, 1 Töpferei, 1 Papierfabrik (Grycksbo, 67 Arbeiter), 1 Zündhölzerfabrik (Torsångs, 23 Arbeiter), 1 Branntweinbrennerei (37,940 Kannen), 1 mechanische Werkstatt, Nähmaschinenfabrik, Tabacksfabrik, Holzölfabrik; in den Städten 2 Uhrenfabriken und 1 Schwefelsäurefabrik. — In Falun besteht eine höhere Elementarschule mit 230 Schülern, in Hedemora, Säters und Avesta ein Pädagogium, zusammen mit 56 Schülern (im ganzen 21 Lehrer und 286 Schüler). Falun hat 2 Bergschulen, Hedemora eine Volksschule; die Staats-Ackerbauschule zu Vaßbo zählt 12 Zöglinge. — Das Volk treibt mancherlei Nebenbeschäftigungen, wie Böttcher- und Tischlerarbeiten, im Kirchspiele Mora Uhrmacherei; die Frauen fertigen Stickereien und Arbeiten aus Haaren; das arme Kirchspiel Elfvedalen liefert schöne Porphyrarbeiten, und namentlich stammen von dort die kolossale Vase bei Rosendal im Thiergarten von Stockholm und der Sarkophag König Karl's XIV. Johann. — Die Thalmänner und Thalfrauen, Dalkarlar (Karl = Mann) und Dalkullor (Kulla = Frau), wonach das lateinische Wort Dalecarlia und das in Schweden völlig unbekannte Wort Dalekarlier gebildet worden ist), sprechen einen Dialekt, der vom Gemeinschwedischen stark abweicht, verstehen selbst aber das Schwedische, welches Unterrichts- und Kirchensprache ist. Das Volk ist ehrlich, treu, arbeitsam, genügsam, fest an alten Sitten hängend, und hat z. B. unter Engelbrecht und Gustav Wasa das Vaterland gerettet. Sehr viele suchen in der Fremde bessern Verdienst, als die ärmliche Heimat gewährt, und kehren mit dem Erworbenen wieder zurück. Das eigenthümliche Volksleben zeigt sich an Festtagen in den Kirchspielen um den Siljansee, wenn die Leute in ihren Sonntagskleidern, aus Thälern und Wäldern kommend oder auf dem See mit 10 oder 11 Paar Rudern wettfahrend, in die Kirchen strömen, sowie bei den geheimen Richtersprüchen der großen Dorfschaften, wo die Sittlichkeit des Volkes durch dessen eigene sittliche Kraft bewacht wird; oder in den Häusern, wo man neben dem Pfluge und der Sense die Werkzeuge des Uhrmachers oder Handwerkers und daneben die Bibel und die Luther'sche Postille sieht. Der ernste, oft düstere Charakter des Volkes spricht sich auch in den Molltönen der Volkslieder aus. Bemerkenswerth ist ferner, daß hier die alte nordische Runenschrift bis in neuere Zeiten bekannt und in Gebrauch blieb. Daß Mundart, Tracht und Sitten eigenthümliche sind, ist schon gesagt.

Stora Kopparberg heißt das der Stadt Falun annectirte Kirchspiel, welches umgeben wird von Sundbarn-, Svärdsjö-, Ahls- und Bjursas-Kirchspiel. Es ist bewaldetes Bergland, reich an Seen, deren größere sind:

Runn, Rog, Warpan, Grycken, Utgrycken, Groß- und Klein-Wällan, Tunsen, Spjutsjön, Tisken, Hossjön. Der höchste Berg ist der 287 Met. hohe Grycksbo; andere sind der Jungfrauberg, Hornberg, Jerlindsberg und Källslättberg. Infolge der Nähe von Falun ist der Anbau des Bodens ansehnlich und manche unfruchtbare Strecke ist durch Fleiß und Kunst ertragfähig gemacht. Uebrigens aber ist der Bergbau der wichtigste Beschäftigungszweig. Ehemals waren hier schon viele Kupferhütten im Gange, wie die großen vorhandenen Schlackenhaufen beweisen. Verlassene Gruben finden sich vielfach, wie die Skyttgrube, ½ schwedische Meile von Falun, wieder aufgenommen 1563, liefert Zinkblende und Bleiglanz, wurde aber ehedem auf Kupfer bearbeitet; Svedsgrube, 1704 wieder aufgenommen; Bjus-Grube, 1706 nach hundertjähriger Ruhe aufgenommen. Auch auf Eisen gräbt man an mehrern Orten.

Stora Kopparberget, im Westen neben Falun, war ehemals Schwedens bedeutendste Kupfergrube, deren Ertrag sich indeß in neuerer Zeit sehr vermindert hat. Das Alter des Bergwerks ist ungewiß. Das älteste Document, welches von der Grube handelt, datirt aus dem J. 1347, in welchem jedoch von älteren Privilegien gesprochen wird; die gewaltigen Schlackenhaufen liefern überdies den Beweis, daß über die Aushüttung lange Jahre vergangen sein müssen. Das erwähnte Document stammt von Magnus II., und das darin gewährte Privilegium ist von Erich XIII. und späteren Regenten danach bekräftigt worden. Die Königin Margarethe besaß Kopparberget als Morgengabe; aber es ist nicht bekannt, wer vordem Besitzer der Grube gewesen ist. Indeß weiß man, daß im Mittelalter mehrere der Bischöfe in Westerås Antheile an der Grube besaßen, ingleichem auch die Folkunger. In neuerer Zeit gehört sie der Krone, und Königin Christina nennt sie in einem Briefe von 1634 „das höchste Regal im Reiche". Ein königlicher Berghauptmann steht jetzt an der Spitze des Werkes. Der Grubenertrag ist zu allen Zeiten verschieden gewesen. Vor dem am 25. April 1687 erfolgten großen Einsturze war der Ertrag am höchsten; in Karl's IX. Zeit stieg derselbe auf 12—15,000 Schiffspfund im Jahre und deshalb benannte der König die Grube „Schwedens Glück". Im J. 1650 stieg der Ertrag auf 20,321 Pfd.; 1633—90 ergab sie jährlich 11—12,000, 1633—1761 im Mittel 9615, unter Karl XII. 6000 Pfd. jährlich. Im J. 1842 ergab sie 2614 Pfd., 1850 wieder 4976 und seitdem zwischen 4 und 5000 Pfd.

Die Tiefe der Grube beträgt 356 Met. Die Winden und die Grubenkunst werden durch Wasser aus dem kleinen Wällornasee getrieben mit 85 Met. Fall. Schwedische Könige, namentlich aus dem Wasa-Geschlechte, haben wiederholt die Grube befahren. In der Umgebung von Falun ist alle Vegetation durch den aus den Hütten aufsteigenden Kupferrauch, welcher auch alle Gebäude mit einem grünen Beschlage überzieht, getödtet; dennoch ist das Bild des Ortes, aus der Ferne gesehen, schön. Für die Gesundheit scheint dieser Rauch nicht nachtheilig zu sein. Das Kupferwasser in der Grube schützt die Leichname gegen Verwesung. Zu dem Bergwerke gehört auch der Flecken Avesta, 800 Einwohner, mit Kupferhütten.

Neu-Kopparbergs heißt ein Bezirk (Härad) von Nora- und Lindes-Vogtei in Örebro-Län, mit dem einzigen Kirchspiele Ljusnarsberg.

Literatur. Hammar, Hist., geogr. och statistisk Lexicon öfver Sverige. 8 Vols. Stockholm, 1859—1870; Bidrag till Sveriges officiela Statistik. Jemte Sammandrag för åren 1866—1870. Stockholm 1873.

(*G. A. von Klöden.*)

KOPPE (Johann Gottlieb), königlich-preußischer Landesökonomierath, verdienter Landwirth und landwirthschaftlicher Schriftsteller, wurde am 21. Jan. 1782 zu Beesdau bei Luckau, wo sich seine Aeltern im Besitz einer Büdnerstelle befanden, geboren. Nachdem er die Schule zu Luckau eine Zeit lang besucht hatte, kam er in seinem elften Jahre auf das Lyceum zu Lübben, wo er bis zum J. 1797 blieb. Von Jugend auf mit der Landwirthschaft vertraut, wählte er diese zu seinem Lebensberufe und erlernte sie auf dem gräflich Solms'schen Gute Casel bis zum J. 1800. In demselben Jahre wurde er als Verwalter auf das Rittergut Gräfendorf auf dem hohen Flämming bei Jüterbogk empfohlen, in welcher Stellung er eine Reihe von Jahren verblieb. Hier schrieb er schon einige Aufsätze über landwirthschaftliche Gegenstände, welche in Thaer's „Annalen des Ackerbaues" Aufnahme, fanden und wodurch er mit Thaer in Verbindung kam. Dieser lernte Koppe's Kenntnisse bald schätzen und berief ihn im Jahre 1811 nach Möglin, wo er ihm die Führung der Wirthschaft und die Stelle eines Lehrers der Landwirthschaft an der neuerrichteten landwirthschaftlichen Akademie übertrug. Daß sich Thaer in seinen Erwartungen nicht getäuscht hatte, bewies zur Genüge der von Koppe herausgegebene, von Thaer bevorwortete „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" (2 Bde., Berlin 1813), ein Werk, durch welches Koppe seinen Ruhm als landwirthschaftlicher Schriftsteller begründete und das in jeder Hinsicht ein classisches genannt zu werden verdient. Dieses Lehrbuch der Landwirthschaft wurde von allen Seiten mit dem größten Beifalle aufgenommen und erlebte viele Auflagen. Als praktischer Landwirth und Lehrer wirkte Koppe zu Möglin in jeder Beziehung segensreich. Unter anderm trug er zur Gründung der berühmten mögliner Schafheerde durch den Ankauf sächsischer Zuchtthiere viel bei. Seine in Möglin und später in der Schafzucht gesammelten Erfahrungen legte er in dem Werke „Anleitung zur Kenntniß, Zucht und Pflege der Merinos" (Berlin 1827) nieder. Die Ereignisse des Jahres 1813, welche so gewaltige Veränderungen in den damaligen Verhältnissen hervorriefen, gaben auch Koppe Veranlassung, Möglin zu verlassen, weil die meisten jungen Männer in den Kampf für die Befreiung Deutschlands von ausländischem Joche zogen. Koppe ging als Administrator nach dem nahen Reichenau, einer Besitzung des Barons Eckardstein. Hier verwaltete er von 1814—1827 einen großen Theil der beträchtlichen Herrschaft und hob den Ertrag derselben, namentlich durch Erwei-

terung des Kartoffelbaues und Anlegung einer großen Brennerei, bedeutend. Sein Gehalt stieg mit dem Reinertrage der Wirthschaft, und hier legte er den ersten Grund zu seinem spätern Wohlstande. Der preußische Minister der Finanzen war mittlerweile auf Koppe's Kenntnisse und Thätigkeit aufmerksam geworden und gab ihm die erste Veranlassung, im J. 1827 die Pachtung der Domäne Wollup im fruchtbaren Oderbruche zu übernehmen. Hier bot sich für Koppe's Thätigkeit ein weiter Spielraum, weil sich die Wirthschaft nicht im besten Zustande befand. Koppe gelang es, den Ertrag derselben in kurzer Zeit so zu steigern, daß sich sein Wohlstand beträchtlich hob. Einen Beweis davon gibt der Umstand, daß er, noch ehe die Pachtzeit von Wollup ablief, im J. 1830 das ebenfalls im Oderbruche gelegene Amt Kienitz pachtete und daselbst, da sich der Boden besonders zum Rübenbau eignet, in Verbindung mit dem Chemiker Fischer eine Rübenzuckerfabrik im großen Maßstabe anlegte. Als für die Landwirthschaft ungünstige Umstände eintraten, hat ihm neben seinen anderweiten Unternehmungen der erhebliche Ertrag der Zuckerfabrik zu besonderer Stütze gedient. Durch diese beiden Pachtungen kam Koppe in vielfache Berührung mit der Staatsverwaltung, welcher seine Bedeutung als Landwirth nicht entgehen konnte. Deshalb wurde er bei Begründung des königl. preußischen Landes-Oekonomie-Collegiums im J. 1842 zum Mitglied desselben und später zum Landes-Oekonomierath ernannt. Ferner wurde er im J. 1846 als Laienmitglied in die Generalsynode zu Berlin und 1849 in die Erste Kammer berufen. Neue Ehrenbezeigungen erfuhr er im J. 1850, wo er von dem Könige von Preußen den Rothen Adlerorden zweiter Klasse mit Eichenlaub erhielt, und im J. 1854, wo er in den Staatsrath gewählt wurde. Koppe's letztes großartiges Unternehmen war der Ankauf des beträchtlichen Ritterguts Beesdau, in dem Orte seiner Geburt. Die Pachtungen von Wollup und Kienitz seinen Söhnen überlassend, zog er sich nach Beesdau zurück, wo er neben vielen andern Verbesserungen der erste war, welcher die Drainirung nasser Ländereien einführte. Er starb daselbst am 1. Jan. 1863. Werfen wir noch einen Blick auf Koppe's weitere literarische Thätigkeit, so ist zunächst zu bemerken, daß er im J. 1814 in Verbindung mit Schmalz, Schweitzer und Teichmann „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft" (6 Bde., Leipzig 1814—24) herausgab. Diesem periodischen Unternehmen folgte seine „Revision der Ackerbausysteme" (Berlin 1818). Später sah er sich veranlaßt, seinen schon oben erwähnten „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht", insbesondere für die Bedürfnisse angehender Landwirthe umzuarbeiten, und diese Umarbeitung unter dem Titel „Anleitung zu einem neuen vortheilhaften Betriebe der Landwirthschaft" (3 Bde., Berlin 1829, 10. Aufl., bearbeitet von E. Wolff, 1875) zu veröffentlichen. Spätere Schriften Koppe's sind: „Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg" (Berlin 1839); „Ueber die Erzeugnisse des Rübenzuckers in ihren staatswirthschaftlichen und gewerblichen Beziehungen" (Berlin 1841); „Beiträge zur Beantwortung der Frage: Sind kleine oder große Landgüter zweckmäßiger für das allgemeine Beste?" (Berlin 1850); „Betrachtungen über die Grundsteuer" (Berlin 1850); „Ueber die Verwaltung der Landgemeinden" (Berlin 1851). Wie Koppe aus dem Volke hervorgegangen war, so wirkte er auch in ihm, und die weitesten Kreise durchdrang seine Lehre und sein Beispiel. Der Einfluß, welchen er auf die Entfaltung des Landbaues und damit auf die Wohlfahrt der Nation ausgeübt hat, ist so großartig, daß sein Name in den Annalen der Culturgeschichte unvergänglich sein wird. Was Koppe als Lehrer und Schriftsteller einst leisten würde, das kündigte sein erstes größeres Werk „Revision der Ackerbausysteme" an. Ein neues, frisches Leben durchweht diese Arbeit, mit der er die Fesseln sprengte, in die das früher gültige Wirthschaftssystem den Landbau geschmiedet hatte. Dazu berufen, reformatorisch zu wirken, war es Koppe's Sache nicht, mit schonender Pietät heilig gehaltene Satzungen und Axiome dieser oder jener Schule zu behandeln, und wie er der Dreifelderwirthschaft den Todesstoß gab, so warnte er gleichzeitig davor, durch Einführung der Fruchtwechselwirthschaft um jeden Preis und in starrer Form der freiern Bewegung der Landwirthschaft neue Fesseln anzulegen. Durchgreifender noch war Koppe's Einfluß als Schriftsteller in seinem umfassendsten Werke, das er den Landwirthen überliefert hat: „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht." Dasselbe hat großen, unberechenbaren Nutzen gestiftet, und es wirkt fort und fort, niemals veraltend, eine ergiebige Quelle der Anregung und Belehrung. Kaum ein anderes landwirthschaftliches Lehrbuch dürfte in einer gleichen Anzahl von Exemplaren verbreitet sein. Es zeichnet sich ganz besonders durch die gelungene populäre Darstellung neben wissenschaftlicher Begründung der Lehre aus. Derselbe praktische Sinn und klare Verstand, dem man darin durchweg begegnet, spricht sich in allen seinen literarischen Arbeiten aus. Nicht minder hervorragend wie als Schriftsteller wirkte Koppe im Geschäfts- und öffentlichen Leben. Er hat nie ein Wort geschrieben und gesprochen, das er nicht durch ein Beispiel bethätigt hätte. Sein Ansehen wurde dadurch bedeutend, zumal alle seine Unternehmungen von dem überraschendsten Erfolge begleitet waren. Koppe war sich im vollsten Maße bewußt, daß das Geschäft Ernst und unausgesetzte Thätigkeit beanspruche. Von diesem Grundsatze war seine Thätigkeit getragen. Wo er auch wirthschaftete, immer war die Oekonomie genial, den bestehenden Verhältnissen genau angepaßt, organisirt, immer geregelt und controlirt durch die doppelte Buchführung, deren Schöpfer man ihn nennen kann. Der gelungenen Organisation der von ihm geleiteten Wirthschaften stand der Ernst einer exacten Geschäftsführung zur Seite, und hierauf beruhte Koppe's hervorragende Stärke, seine Ueberlegenheit andern ebenbürtigen Autoritäten der Landwirthschaft gegenüber. Wohl nahm Koppe als ein denkender Geschäftsmann seine eigenen Interessen streng wahr und erwarb sich, von Haus aus

unbemittelt, Reichthum, aber er machte davon auch den edelsten Gebrauch und wirkte mit unverminderten Kräften bis an das Ende seines Lebens für das Gemeinwohl. So hervorragend Koppe als Schriftsteller, Geschäftsmann und Staatsbürger war, würde er doch nie den durchgreifenden Einfluß auf seine Zeit geübt haben, wenn er nicht zugleich ein braver Charakter, ein Menschenfreund, ein ganzer deutscher Mann gewesen wäre. Ein sorgsamer Haushalter, war er zugleich der beste Hausvater, ein treuer, zuverlässiger Rathgeber, den Unglücklichen ein Helfer in der Noth. Um das Andenken Koppe's in einer seinen großen Verdiensten und seinem menschenfreundlichen Sinne entsprechenden Weise dankbar zu ehren, und dieser Ehrenbezeigung eine dauernde Wirksamkeit zu geben, wurde im J. 1863 eine Koppe-Stiftung ins Leben gerufen. An der Spitze derselben steht ein Curatorium, welchem stets ein männlicher großjähriger Descendent Koppe's, der diesen Namen trägt, als stimmberechtigtes Mitglied angehört. Die Stiftung, welche ihre Mittel aus einmaligen wie aus laufenden jährlichen Beiträgen gewinnt, ist bestimmt: 1) Zur vorübergehenden oder auch dauernden Unterstützung würdiger landwirthschaftlicher Beamten, im Falle dieselben durch Krankheit, unverschuldete Dienstlosigkeit oder Invalidität hülfsbedürftig werden, desgleichen zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen, sodann, wenn es die Mittel gestatten, auch 2) zu Beihülfen behufs Förderung der praktischen wie theoretischen Fachbildung strebsamer Landwirthe und 3) zur ermunternden Belobung hervorragender Leistungen im Dienste der Landwirthschaft durch Verleihung eines Koppe-Preises. *(William Löbe.)*

KOPPEL, Gemeinschaft für Weide, Jagd u. s. w. Koppelweide, Koppelhut, das Weiderecht mehrerer auf einer und derselben Flur, war noch nachtheiliger als das Weiderecht eines einzelnen; denn nicht selten suchten die Betheiligten den Vertrag oder das bestehende Verhältniß zu verletzen, und es war deshalb die Koppelhut fast immer ein Zankapfel. Wurde aber auch der beschränkende Vertrag aufrecht erhalten, so war doch wenig dabei zu gewinnen, denn Habsucht und Misgunst ließen nichts aufkommen oder doch keine gehörige Benutzung zu. Auch wurden in einem solchen Verbande auftretende Thierkrankheiten weit leichter und schneller verbreitet als außerdem. Aehnlich verhielt es sich mit der Koppeljagd, welche zwei oder mehrere Berechtigte zusammen oder doch auf derselben fremden Fläche auszuüben berechtigt waren. Seit 1849 ist sowol Koppelweide als Koppeljagd in Deutschland gesetzlich aufgehoben worden. Koppelbespannung ist diejenige Anspannungsart der Zugrinder, wo zwei Thiere ein Doppeljoch zusammentragen, also im wahren Sinne des Worts mit den Köpfen aneinandergekoppelt sind. Die Koppelbespannung gestattet allerdings gleichmäßigere Arbeit und leichteres Lenken der Thiere, ist aber in anderer Hinsicht die verwerflichste Anspannungsart, weil sie die Thiere in einen äußerst qualvollen Zustand bringt, ihre freiere Bewegung hemmt und besonders bei an Größe ungleichen Paaren oder bei dem Pflügen, wo das eine Thier immer in der Furche, also niedriger als das andere geht, das Zugvieh unbarmherzig plagt und abmattet. *(William Löbe.)*

KOPPELWIRTHSCHAFT, Ackerbausystem, welches theils in niedrigen Gegenden, besonders den Nord- und Ostseeniederungen Deutschlands, theils in Gebirgsgegenden vorkommt. Das Wesen derselben besteht darin, daß dasselbe Land abwechselnd regelmäßig zum Frucht- oder Grasbau benutzt wird. Die Koppelwirthschaft setzt große und zusammenhängende Feldflächen und von allen Lasten, namentlich Weidezwang, befreiten Boden voraus. Sie zerfällt 1) in die Holsteinische. Dieselbe stützt sich hauptsächlich auf die Rindviehzucht. Gewöhnlich werden bei ihr von einem Felde 4—6 Ernten von Halmfrüchten gezogen, worauf dann dasselbe Feld 4—6 Jahre zu Gras niedergelegt wird, was man Dreeschliegen nennt. Die einzelnen Koppeln sind mit Erdwällen umgeben und auf diesen Hecken von verschiedenen Holzarten angelegt. Diese Hecken, welche zugleich zur Holzerziehung dienen, nennt man Knicken. Gewöhnlich ist sämmtliches zu einem Gute gehörendes Land in 10 Koppeln eingetheilt, doch kommen auch Eintheilungen von 14 Koppeln vor. Die gebräuchlichste Fruchtfolge bei der zehnschlägigen Wirthschaft ist: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Gerste, 4) Hafer, 5) Hafer mit eingesäetem Kleegras, 6) Mäheklee, 7—10) Weide. Man macht diesem System folgende Vorwürfe: a) daß es dem Getreidebau eine größere Fläche des nutzbaren Areals entziehe als selbst die reine Dreifelderwirthschaft, ohne daß der bessere Weideertrag im Stande sei, von gleicher Fläche einen ebenso reichen Futterertrag zu liefern als der Anbau von Mähe- und Wurzelfutter in der Brache der verbesserten Dreifelderwirthschaft; b) daß die geringere Production der Weidepflanzen die Vermehrung der Düngerkraft der Felder verkümmere, indem der von dem Weidevieh abfallende Mist mehr oder weniger unnütz verflüchtige und weggespült werde. Die Vermehrung der Düngerkraft des Bodens nach einer solchen mehrjährigen Weidenutzung sei deshalb auch so unbedeutend, daß sie kaum zu einer Getreideernte genüge und deshalb schon zur zweiten gedüngt werden müsse; c) daß diese Weidenutzung die Cultur der Felder um so mehr erschwere, je thonhaltiger und gebundener, feuchter und graswüchsiger der Boden sei, und ein Wegfall der reinen Sommerbrache finde deshalb hier noch mehr Hindernisse als bei der Dreifelderwirthschaft, und nur die Beschränkung derselben auf einen kleinen Theil der Flur komme der Feldnutzung zu statten, wofür aber auch das Wintergetreide einen kleinern Theil einnehme. Letzteres lohne zwar in der Regel besser als bei der Dreifelderwirthschaft, seine kleinere Fläche habe aber zur Folge, daß man zur Benutzung des dem Getreidebau zugetheilten Theils der Flur mehr Sommergetreide, und zwar mehreremal nacheinander, anbauen müsse. Dieses zehre aber den Boden mehr aus als das Wintergetreide. Man hat diese Mängel der holsteinischen Koppelwirthschaft auch erkannt; man mergelt deshalb häufiger und baut verschiedenartigere Früchte an, sodaß auch

die Fruchtfolge eine wesentlich andere geworden ist, z. B. 1) gedüngte Brache, 2) Weizen und Raps, 3) Gerste mit Klee, 4) Mäheklee, 5) Weideklee, 6) Hafer, 7) Erbsen und Kartoffeln, gedüngt, 8) Roggen und Gerste mit Weißklee und Grassamen, 9—10) Weide. Auch kommen noch andere Fruchtfolgen vor, bei denen der Körnerbau mehr als der Futterbau vorherrscht, indem man ein Brachjahr hält, dann den Acker vier Jahre hintereinander zum Körnerbau und nur drei Jahre zum Futterbau benutzt. Wenn aber auch durch diese Verbesserungen die Einseitigkeiten der alten holsteinischen Koppelwirthschaft verändert worden sind, so sind doch die Wirkungen der mehrjährigen Weideschläge und die Beschränkung der Productionskraft der Felder geblieben. 2) Die Mecklenburgische Koppelwirthschaft. Dieselbe unterscheidet sich von der Holsteinischen dadurch, daß sie vorzugsweise den Getreidebau begünstigt, der Viehzucht dagegen weniger Aufmerksamkeit schenkt, daher die einzelnen Feldabtheilungen — Schläge genannt — in Binnen- und Außenschläge abgetheilt sind, und neben diesen in der Nähe der Wirthschaftshöfe noch einige kleinere Feldabtheilungen: Hof- oder Nebenkoppeln, vorkommen, und daß die einzelnen Schläge nicht mit Knicken eingefaßt sind. Die Zahl der Schläge wechselt zwischen 5 und 12. Die gewöhnlichsten Fruchtfolgen sind: Fünfschlägig: 1) Brache, gedüngt, 2) Winterkorn, 3) Sommerkorn, 4—5) Weide. Sechsschlägig: 1) Brache, gedüngt, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Winter- oder Sommergetreide, 5—6) Weide. Siebenschlägig: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Erbsen und Hafer mit eingesäetem Klee, 5—7) Weide. Achtschlägig: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Lein, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, 5) Wintergetreide mit eingesäetem Klee, 6—8) Weide. Neunschlägig: 1) Dreeschbrache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Brache, gedüngt, 5) Wintergetreide, 6) Sommergetreide, 7—9) Weide. Zehnschlägig: 1) Dreeschbrache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4) Brache, gedüngt, 5) Wintergetreide, 6) Sommergetreide, 7) Nachschlag, 8—10) Weide. In neuer Zeit hat man die neun- und zehnschlägige Eintheilung nach den Grundsätzen des Fruchtwechsels abgeändert und folgende Fruchtfolge eingeführt: 1) Halb gedüngte Brache, halb Weide, 2) halb Korn, halb Brache, 3) Weizen, 4) Gerste, 5) $^1/_3$ Klee, $^1/_4$ gedüngte Hackfrüchte, $^5/_{12}$ Erbsen- und Bohnengemenge, gedüngt, 6) Winterroggen 7) Hafer mit Klee, 8—9) Weide. Die Binnenschläge machen den größten Theil des Ackerlandes aus und werden am sorgfältigsten bestellt. Die Außenschläge bilden das vom Wirthschaftshofe entfernteste und geringste Ackerland, das seltener gedüngt, weniger pfleglich behandelt und anders bewirthschaftet wird. Die Außenschläge sind gewöhnlich in 5—7 Felder mit folgenden Fruchtfolgen abgetheilt: 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3—8) Weide, oder 1) Brache, 2) Wintergetreide, 3) Sommergetreide, 4—7) Weide. Die Hof- oder Nebenkoppeln bilden das dem Wirthschaftshofe am nächsten gelegene Land, werden öfter gedüngt, sorgfältig bestellt und nach den Grundsätzen der Fruchtwechselwirthschaft mit Kartoffeln, Kopfkohl, Lein und Futterkräutern bestellt. Auch die Mecklenburgische Koppelwirthschaft hat mehrfache bedeutende Mängel, die im wesentlichen mit denen der Holsteinischen Koppelwirthschaft übereinkommen; nur darin hat die Mecklenburgische Koppelwirthschaft einen Vorzug, daß bei ihr mehr Stroh gebaut und die Düngerproduction gehoben wird, wenn es nicht zu sehr an natürlichen Wiesen mangelt. Immerhin wird eine dreifelderige Stallfütterungswirthschaft auf gleicher Fläche mehr als doppelt so viel produciren und rentiren als die Holsteinische und Mecklenburgische Koppelwirthschaft. Was jene großen Fluren durch ihre Weideschläge an Ausbesserungsarbeiten ersparen, geht durch die Bracharbeiten und die Entfernung der Felder vom Hofe wieder verloren. Die Mängel der mehrfelderigen Weidewirthschaft müssen übrigens um so mehr und um so nachtheiliger hervortreten, je weniger die Beschaffenheit des Bodens und das Klima das Gedeihen der Weidepflanzen begünstigen und je weniger die Form und Größe der Fluren einen bequemen und leicht abzuwartenden Weidegang des Viehes erlauben. 3) Die Märkische Koppelwirthschaft. Dieses System hat sich aus der Holsteinischen und Mecklenburgischen Koppelwirthschaft entwickelt, die Vortheile beider sich angeeignet und ihre Nachtheile geschickt vermieden. Es begünstigt den Getreidebau, ernährt den Viehstand im Sommer und Herbste auf kräftiger Weide, im Winter mit nahrhaftem Stallfutter und begünstigt die Haltung eines beträchtlichen Schafviehstandes. In der Regel ist mit ihm eine Spiritusfabrik verbunden, was jedoch nicht unbedingt nothwendig ist. Es kommen 9—13 Schläge vor. Die neunschlägige Koppelwirthschaft hat nachstehende Fruchtfolge: 1) Kartoffeln, stark gedüngt, 2) Sommerroggen, 3) Hafer oder Gerste mit Klee, 4—6) Weide, 7) Brache, 8) Wintergetreide, 9) Hafer und Buchweizen. Schlageintheilung und Fruchtfolge ändern sich durch örtliche Verhältnisse ab. Wird mit dieser Wirthschaftsform eine theilweise Sommerstallfütterung des Rindviehs verbunden, so nähert sie sich dadurch mehr der Vollkommenheit. 4) Die Egartenwirthschaft. Dieselbe wird in Gebirgsgegenden betrieben, wo die häufigen feuchten Niederschläge einen sehr üppigen Graswuchs bewirken. Sie unterscheidet sich von der Holsteinischen und Mecklenburgischen Koppelwirtschaft dadurch, daß bei ihr keine Brache gehalten, das Land öfter gedüngt und daß sie auf kleinen Flächen betrieben wird. Gewöhnlich beginnt sie 670 Met. über der Meeresfläche. Je nach Beschaffenheit des Bodens wird derselbe bald zur Grasproduction, bald zum Fruchtbau eine längere Reihe von Jahren benutzt. Namentlich läßt man gern den schweren Boden länger als den leichten zu Gras liegen. Aber auch das Klima leitet den Egartenwirth bei der Organisation seiner Betriebsweise. Je feuchter und kühler das Klima, oder je höher die Lage ist, desto mehr Land räumt er der Grasproduction ein; dagegen vergrößert er mit der abnehmenden Höhe, wo die atmosphärischen Niederschläge minder häufig und stark sind, auch wol in der Nähe von

Städten, die Zahl der Jahre, während welcher Getreide gebaut wird. Diese Jahre übersteigen jedoch sehr selten die Zahl der Grasjahre; vielfältig herrschen letztere vor, besonders in höhern Lagen, und häufig ist die Hälfte der Anbaujahre dem Graswuchse, die Hälfte dem Fruchtbau gewidmet. Die Schläge wechseln zwischen 3 und 12, doch kommen zehn- und zwölfschlägige Wirthschaften sehr selten vor; am häufigsten ist die sechs- und siebenschlägige Egartenwirthschaft. Die Aufeinanderfolge der Früchte ist: Dreischlägig: 1) Wintergetreide, 2—3) Gras. Vierschlägig: 1) Roggen, gedüngt, 2) Sommerweizen, 3—4) Gras. Fünfschlägig: 1) Sommerweizen, 2) Hafer, 3) Winterroggen, gedüngt, 4—5) Gras. Sechsschlägig: 1) Wintergetreide, gedüngt, 2) Hafer, 3) Roggen, gedüngt, 4—6) Gras. Siebenschlägig: 1) Winterweizen, gedüngt, 2) und 3) Hafer, 4) Roggen, gedüngt, 5—7) Gras. Bei der achtschlägigen Egartenwirthschaft werden bei zureichendem Dünger vier Halmfrüchte hintereinander angebaut, worauf vier Grasjahre folgen. Bei weniger reichem Düngervorrathe baut man dagegen nur dreimal Halmfrüchte und benutzt die Schläge 3 Jahre zur Wiese und 2 Jahre zur Weide. Die zehn- und zwölfschlägigen Egartenwirthschaften werden nur in ungünstigen Lagen und bei Mangel an Dünger angetroffen. Die sechsschlägige Egartenwirthschaft ist die vollkommenste, weil bei starker Düngung im dritten Jahre das Gras im vierten, fünften und sechsten Jahre sehr kräftig wächst. Da es selbst unter günstigen Vegetationsverhältnissen keinen Vortheil bringt, die Egarten länger als vier Jahre zur Grasnutzung zu verwenden, so ist die achtschlägige Eintheilung, bei welcher die Egarten fünf Jahre als Wiese und Weide benutzt werden, eine fehlerhafte.

(*William Löbe.*)

KÖPPEN (Friedrich), deutscher Philosoph, war als Sohn eines Pfarrers[1]) am 21. April 1775 zu Lübeck geboren und erhielt an der dortigen Katharinenschule seine Vorbildung. Im J. 1793 bezog er, um Theologie und Philosophie zu studiren, die Universität Jena, an der sich gerade damals die lebendigste Fortentwickelung der Kant'schen Ideen abspielte. Er hörte noch Reinhold und später Fichte, er trat der „Literarischen Gesellschaft" bei[2]), der auch der junge Herbart angehörte, und vertiefte sich gleichzeitig, durch Freunde angeregt, in die Schriften Fr. H. Jacobi's (s. d.), welche den nachhaltigsten und tiefsten Einfluß auf ihn ausübten.[3]) Dies bekundete sich schon in der Abhandlung, welche Köppen bei dem Abschlusse seiner zuletzt in Göttingen fortgesetzten Studien herausgab: „Ueber Offenbarung in Beziehung auf Kantische und Fichtische Philosophie" (Lübeck 1797; zweite Aufl. 1802). Dieselbe enthält in der Hauptsache eine Kritik von Kant's und Fichte's Religionsphilosophie und stellt sich zu diesem Behufe durchaus auf Jacobi's Standpunkt des „Glaubens" als einer unmittelbaren Erkenntniß des Unbegreiflichen.

Nachdem Köppen 1797 die Schweiz bereist hatte, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, in der er bis zum Jahr 1804, wo er einem Rufe an die Sanct-Ansgariikirche zu Bremen folgte, theils mit der Ausübung des geistlichen Amtes, theils mit literarischen Arbeiten mannichfachen Interesses beschäftigt war. Er veröffentlichte in verschiedenen Zeitschriften Aufsätze und Recensionen, welche später zum Theil in seinen „Vermischten Schriften" (Hamburg 1806) wieder abgedruckt sind; auch erschien von ihm ein Bändchen „Episteln und Gedichte" (Magdeburg 1801) und eine „Lebenskunst in Beiträgen" (Hamburg 1801), eine Reihe eudämonologischer Betrachtungen enthaltend, in denen mit naivem Optimismus ein zufriedener Genuß der verschiedenen Lebensgüter anempfohlen wird. Ein Denkmal seiner geistlichen Amtsthätigkeit bilden seine „Reden über die christliche Religion" (Lübeck und Leipzig 1802). Er vertritt darin ganz im Sinne Jacobi's ein über die confessionellen Dogmen sich erhebendes, an das individuelle Gefühl appellirendes Christenthum des Herzens, und er hat diesen Standpunkt auch später festgehalten, als er in seiner „Philosophie des Christenthums" (2 Bde. Leipzig 1813—15, 2. Aufl. 1825) den verhältnißmäßig unbedeutenden Entwurf einer Religionsphilosophie herausgab, die zwar in edler Gesinnung, aber in sehr verschwommener und begrifflich wenig scharfer Darstellung eine ähnlich versöhnende Auffassung predigte.

Von Lübeck aus kam Köppen mit dem damals in dem nahen Eutin wohnenden Jacobi in persönliche Berührung, die sich bald zu einer treuen Freundschaft[4]) gestaltete. Er vollendete während einer Krankheit Jacobi's dessen Abhandlung „Ueber das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen", welche mit der von Köppen verfaßten Fortsetzung in den von Reinhold (welcher damals in Kiel lebte) herausgegebenen „Beiträgen zur leichtern Uebersicht des Zustandes der Philosophie im Anfange des 19. Jahrhunderts" (Heft 3, Hamburg 1802, S. 1—110) erschien.[5]) Dieselben „Beiträge" hatten schon vorher (Heft 2, Hamburg 1801, Nr. IV) aus Köppen's Feder[6]) „Einige Gedanken über philosophische Systeme überhaupt und insbesondere die Wissenschaftslehre" gebracht. Als dann bei dem scharfen Angriffe, welchen Hegel in seiner Abhandlung „Glauben und Wissen"[7]) gegen Jacobi's Lehre richtete, auch Köppen nicht allzu freundlich[8]) behandelt worden war, setzte dieser die ge-

1) Vgl. Leben meines Vaters Johann Gerhard Köppen (Lübeck 1814). 2) Vgl. J. Smidt, Erinnerungen an Herbart, in des letztern sämmtlichen Werken, herausgegeben von K. Kehrbach, Bd. I, S. VIII. 3) Vgl. über Köppen's philosophische Entwickelung überhaupt seine Vertrauten Briefe I, 367 fg.

4) Ebendas. — Später hat sich Köppen auch um die Herausgabe von Jacobi's ges. Werken (v. Bd. IV) verdient gemacht. 5) Wieder abgedruckt in Jacobi's ges. Werken III, 61 fg. Die Redaction Köppen's beginnt S. 158 (in den Beiträgen S. 82). 6) Daß dieser anonyme Aufsatz von Köppen herstammt, bezeugt Jacobi ges. Werke III, 66 (in den citirten Beiträgen Heft 3, S. 6). 7) Im II. Bande des Kritischen Journals der Philosophie (1802), abgedruckt in Hegel's ges. Werken I, 1 fg. 8) Vgl. besonders a. a. O. S. 90 fg.

reizte Polemik in einer eigenen Schrift: „Schelling's Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts" (Hamburg 1803) fort, welcher drei Briefe verwandten Inhalts von Jacobi (S. 209 fg.) beigedruckt wurden.

Von Bremen aus wurde Köppen 1807 als Professor der Philosophie an die Universität Landshut berufen. Seine dortige Antrittsrede „Ueber den Zweck der Philosophie" (München 1807) gibt vielleicht den präcisesten Ausdruck seiner Lehre. Ausführlicher hat er dieselbe in seinem Hauptwerke „Darstellung des Wesens der Philosophie" (Nürnberg 1810)[9]) entwickelt. Im Anschlusse an seine akademische Lehrthätigkeit gab er einen „Leitfaden für Logik und Metaphysik" und einen „Grundriß zu Vorlesungen über das Naturrecht" (beide Landshut 1809) heraus; später veröffentlichte er zwei populäre rechtsphilosophische Arbeiten: „Politik" und „Rechtslehre", beide „nach Platonischen Grundsätzen" (Leipzig 1818 resp. 1819), und weiterhin eine Reihe von Besprechungen und Abhandlungen sehr verschiedenen Inhalts unter dem Titel „Vertraute Briefe über Bücher und Welt" (2 Bde., Leipzig 1820—1823), deren Anhang (II, 493—604) „Aphorismen aus den Papieren eines Geistlichen" ausmachen.

Nach Aufhebung der Universität Landshut wurde Köppen nach Erlangen versetzt, wo er in der Nacht vom 4. zum 5. Sept. 1858 gestorben ist. Er hatte inzwischen seine Stimme noch einmal erhoben, in der anonymen Schrift „Philosophie der Philosophie" (Hamburg und Gotha 1840), welche theils durch wunderliche Spielereien, wie z. B. die ausführliche Charakteristik philosophischer Lehren nach den „Präpositionen" (worunter auch „einander", „kaum", „wenn", „weder-noch" u. s. w. figuriren) theils durch eine unlogisch wirre Eintheilung des „Begrifgartens" in physische, anthropologische, logische und metaphysische Kategorien eine gewisse Greisenhaftigkeit verräth. Er setzt sich darin mit der weiteren philosophischen Entwickelung, vor allem mit Hegel, Fries, Herbart und Beneke auseinander und endet damit, der Philosophie im Hinblick auf den Wechsel der Systeme statt des exclusiven „Entweder-oder" den Durchgang durch ein vorsichtiges „Weder-noch" zu einem conciliatorischen „Sowohl-alsauch" zu empfehlen (S. 215 fg.).

In seiner philosophischen Lehre ist Köppen derart von Jacobi abhängig, daß er sich ohne irgendeine originelle Weiterbildung oder auch nur Umformung vollständig an denselben anschließt. Auch im Stile erscheinen seine Schriften als eine abgeschwächte Nachbildung der Jacobi'schen: sie zeigen eine ähnliche Gefühlswärme, in deren lebhafter Entfaltung manchmal schöne Geistesblitze durchblicken, aber auch einen ähnlichen Mangel an strenger begrifflicher Auffassung und Beweisführung. Doch ist anzuerkennen, daß Köppen's „Darstellung des Wesens der Philosophie" eine systematische und allseitige Zusammenfassung dieser Lehren darbietet, wie sie in dieser Durchsichtigkeit und Abgerundetheit dem Meister niemals gelungen ist.

Mehr fast noch als bei Jacobi tritt bei Köppen der Zusammenhang der „Gefühlsphilosophie" mit der individualistischen Strömung der deutschen Literatur hervor. Die Persönlichkeit ist für ihn Anfang und Ende der Philosophie, der theoretischen[10]) ebenso wie der praktischen[11]). Die Philosophie ist, wie die Religion[12]) ein Streben zum Unendlichen[13]), welches sich in unserm Bewußtsein als ein „unnennbares Gefühl" von Wahrheit, Freiheit, Gott geltend macht.[14]) „Einen Commentar dieses Ursprünglichsten im Menschen nennen wir — Philosophie." Aber alle die Principien, die zu einem solchen Commentar verwendet werden, erschöpfen das Unaussprechliche nicht: sie sind nur unzulängliche Namen dafür.[15]) Jedes philosophische System ist vielmehr ein persönliches Kunstwerk, wodurch eine Individualität, ihrem Wesen gemäß, sich das Unfaßbare faßbar zu machen sucht[16]); es ist deshalb einerseits der Ausdruck des Individualcharakters seines Urhebers[17]), andererseits aber vollständig nur für diesen selbst verständlich; „was wir von Systemen der Philosophie wissen, gleicht Inschriften über Gräbern."[18]) Die Philosophie ist eine „freie Kunst",[19]) und das philosophische Genie ist dem poetischen am nächsten verwandt.[20])

Darum gibt es kein allgemeingültiges „System" der Philosophie. Die vielgestaltige[21]) Wahrheit wird niemals eine erschöpfende und alle befriedigende Darstellung finden.[22]) Die Metaphysik kann nicht in der Form des Systems auftreten.[23]) Es ist eine Art von naturwüchsiger Reaction gegen die systembildende Tendenz der zeitgenössischen Philosophie[24]), mit der Köppen (hierin an Aufklärer wie Mendelssohn erinnernd) die Unnöthigkeit und die Gefährlichkeit des Systematisirens betont: wir bedürfen keines „Systems", um uns über unser Lebensglück Vorschriften zu machen[25]), und der das Gemüth verdüsternde „steckenpferdliche Sinn" wurzelt am häufigsten in der Systembauerei[26]), in der die Deutschen am schlimmsten sind.[27]) Auch dem Historiker ist nur zu empfehlen, daß er sich vor jedem philosophischen Sy-

9) Vgl. K. F. Schafberger, Darstellung des Wesens der Philos. des Hrn. F. Köppen, nebst Darstellung der eigenen Ansicht des Verfassers (Nürnberg 1813).

10) Leitfaden für Logik §. 7. 11) Vertraute Briefe I, 303; 339. 12) Reden über die Religion, S. 8. 13) Vertraute Briefe II, 132. 14) Ueber philosophische Systeme in Reinhold's Beiträgen Heft 2, S. 149. 15) Ebendas. S. 150. 16) Ebendas. S. 152 fg. 17) Vertraute Briefe II, 145. 18) Ueber Systeme S. 156. 19) Ebendas. S. 154. 20) Vermischte Schriften S. 16. 21) Vertraute Briefe II, 173. 22) Darstellung des Wesens der Philosophie S. 4. Vgl. Philos. der Philos. S. 6—9, wo sich Köppen in diesem Sinne zum Skepticismus bekennt. 23) Leitfaden für Logik §. 45. 24) Ueber Systeme S. 151 fg.; Darstellung S. 11 fg. 25) Lebenskunst S. 26. 26) Ebendas. S. 106. 27) Vertraute Briefe II, 126 fg. Vgl. Schelling's Lehre, S. 125, wo diese Systeme „Organisation unseres Nichtwissens, Nichtkönnens, Nichtbeweisens genannt werden".

steme hüte[28]), und das Gleiche gilt von dem Kanzelredner.[29])

Diese Beschränkung der Philosophie auf lediglich individuelle Geltung wird von Köppen an einzelnen Stellen, namentlich seiner späteren Schriften, so energisch betont, daß ihm jede Anerkennung allgemeingültiger Wahrheit verloren zu gehen droht. „Es gibt gar keine sogenannten allgemeinen Vernunftwahrheiten, sondern nur individuelle Vernunftwahrheiten. . . . Die Quelle aller Gewißheit liegt im Individuum.[30]) «Bei Bienen, Spinnen, Ameisen, Käfern ist ein allgemeines System der Philosophie denkbar; der Mensch hat ein individuelles.»"[31]) Und in seiner letzten Schrift sah er sich kaum in der Lage, der Protagoreischen Consequenz, daß für jeden wahr ist, was ihm so erscheint, zu entgehen.[32]) „Darum ist das Bewußtsein des Philosophen Richter über den Werth seiner Begriffe."

Einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit suchte Köppen anfangs in der Weise, daß, da nur das Logisch-Formale allgemeingültig sei[33]), es ein System geben müsse, welches den formalen Gang alles individuellen Philosophirens bestimme und, während es selbst keinen „Gehalt" habe, allen Gehalt potentia umfasse.[34]) Als solches begrüßte er damals Fichte's Wissenschaftslehre, welche in dem „Ich" die „Identität von Denken und Sein" als den „selbst nicht mehr in Begriffen darlegbaren Uranfang aller Begreiflichkeit" an die Spitze stelle.[35]) In seiner späteren Zeit neigte Köppen dem eklektischen Gedanken zu, daß, nachdem durch all die Systeme alle möglichen Formen individuellen Philosophirens erschöpft seien, man durch historische Vergleichung zu der „Ueberhaupt-Wahrheit" gelangen könne und solle.[36]) In der ganzen Zwischenzeit aber nimmt Köppen den Jacobi'schen Standpunkt ein, daß in dem ursprünglichen Gefühle der Persönlichkeit die allgemeingültige Wahrheit der Philosophie gegeben sei.

In der erkenntnißtheoretischen Begründung dieses Standpunktes betont auch Köppen in erster Linie den Gegensatz des unmittelbaren und des mittelbaren Wissens. Alle Wissenschaft ist Erkenntniß durch Gründe; aber da sie zuletzt auf Gründen beruhen muß, die nicht mehr beweisbar sind[37]), so ist sie niemals absolut, sondern immer nur relativ[38]); „man könnte diese Relativität absolut nennen."[39]) Das Erkennen durch Gründe nennt Köppen „Begreifen"; die Gewißheit der letzten, nicht mehr beweisbaren Gründe nennt er mit Jacobi „Glaube".[40]) Alles Begreifen ist also eine nach den Gesetzen des Denkens gewonnene mittelbare Erkenntniß aus dem unmittelbar Gegebenen: unmittelbar gegeben aber ist uns nie etwas anderes als durch Wahrnehmung. „Geglaubt wird, was wahrgenommen wird"[41]); begriffen wird, was über die Verhältnisse des Wahrgenommenen durch Nachdenken erkannt wird.[42]) „Das gesammte menschliche Wissen . . . ist entweder Wahrnehmung oder Begriff; entweder unmittelbare Ueberzeugung oder durch Gründe gewonnene mittelbare Einsicht. Jenes heißt Glauben, dieses Begreifen."[43]) Der Fehler aller „Reflexionsphilosophie" — Köppen nennt sie im Gegensatze zu seinem „Platonismus" die „Aristotelische" und zählt dazu auch Schelling und Hegel[44]) —, ihre Erbsünde sei, zu „beweisen das Unbeweisbare", der Aberglaube an Beweise[45]): sie müssen, da sie nichts glauben wollen, bei dem Nichts enden.

Die einfachste und ursprünglichste Wahrnehmung, der Grundglaube, ist nun die Selbstgewißheit der Persönlichkeit, welche mit dem Gefühle der Freiheit identisch ist.[46]) Sie ist als absolute Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung schlechthin unbegreiflich und unbeweisbar, aber unmittelbar gewiß; sie ist der absolute Ausgangspunkt der Philosophie. Aber neben dieser ihrer Unabhängigkeit findet sich die menschliche Persönlichkeit zugleich abhängig[47]), und in dem Gefühle dieser Abhängigkeit besitzt sie die nicht minder ursprüngliche und ebenso wenig beweisbare Glaubensgewißheit des von ihr verschiedenen Daseins. Diese Wahrnehmung ist aber doppelten Charakters.[48]) Als Sinn bezieht sie sich auf die äußere Natur, als Vernunft[49]) auf Gott und das Uebersinnliche. Und so gibt es drei ursprüngliche Objecte des Glaubens: das Dasein der Persönlichkeit, der Außenwelt und der Gottheit.[50])

Der Dualismus in der Wahrnehmungsthätigkeit, welche sich theils auf die Natur, theils auf das Uebersinnliche bezieht, gilt für Köppen als unüberwindlich.[51]) Zwar geht alles menschliche Denken darauf aus, das Einheitsprincip über diesen Gegensätzen zu finden[52]); zwar ahnen wir, daß die „Vernunft" als das Vollkommenere über die Natur herrscht, da alle Nothwendigkeit, wie

---

28) Vertraute Briefe I, 423 fg. 29) Reden über die Religion, Vorrede. 30) Vertraute Briefe II, 139. 31) Ebendas. S. 399. 32) Philos. der Philos. S. 233 fg. 33) Ueber Systeme S. 159. 34) Ebendas. S. 160 fg. 35) Ebendas. S. 177. 36) Vertraute Briefe II, 148 fg.; Philos. der Philos. S. 234 fg.; übrigens schon Darstellung des Wesens der Philosophie S. 21 fg. 37) Leitfaden für Logik §. 43. 38) Darstellung S. 97 fg. 39) Ueber den Zweck der Philosophie S. 24. 40) Darstellung S. 132 fg.; Leitfaden für Logik §. 63. Anfänglich hatte Köppen, dem Sprachgebrauche Jacobi's folgend, Glauben und Wissen exclusiv gegenübergestellt; vgl. Ueber Offenbarung S. 112 fg.

41) Darstellung S. 133. 42) Ebendas. S. 116. 43) Ebendas. S. 131. 44) Vertraute Briefe I, 305; 318. 45) Schelling's Lehre S. 125. 46) Darstellung S. 25 fg. 47) Ebendas. S. 54 fg. 48) Köppen wirft Kant vor, daß er das Wahrnehmungsvermögen auf die Sinnlichkeit beschränkt habe; vgl. Darstellung S. 118. 49) Seit seiner Freundschaft mit Jacobi acceptirte Köppen dessen willkürlichen Gebrauch des Wortes „Vernunft", doch nicht ohne vielfach auch davon abzuweichen. Vgl. Vertraute Briefe I, 304 fg.; Leitfaden für Logik §. 16, §. 58; drei Bedeutungen des Wortes entwickelt er Darstellung S. 50 fg. 50) Vertraute Briefe II, 505 fg.; Schelling's Lehre S. 186 fg., 205; Darstellung S. 55 fg., 153 fg. 51) Vertraute Briefe II, 393. Ursprünglich übrigens liebte es Köppen, diesen Gegensatz mit der Fichte'schen Terminologie als denjenigen von Subject und Object zu bezeichnen; vgl. Ueber Systeme S. 177, und noch Leitfaden für Logik §. 13. 52) Ueber den Zweck der Phil. S. 13 fg.

sie in derselben herrscht, nur „eine durch Vernunft gesetzte Ordnung sein kann"[53]); aber jeder Versuch, das eine aus dem andern abzuleiten, wie die entgegengesetzten Systeme des Idealismus und des Realismus, oder auch beide auf ein höheres (aber dann inhaltsloses) Princip zurückzuführen, wie die Identitätsphilosophie, ist stets gescheitert und von vornherein als verfehlt zu betrachten.[54]) „Alle menschliche Philosophie ist doppelendig, weil der Mensch ein doppelendiges Wesen ist."[55])

Deshalb theilt sich nun die menschliche Erkenntniß in zwei Sphären: eine der Unbegreiflichkeit und eine der Begreiflichkeit.[56]) Unbegreiflich sind die Objecte der Wahrnehmung, des Sinnes so gut wie der Vernunft: begreiflich sind die Verhältnisse des Wahrgenommenen durch das die Wahrnehmungen in Begriffen verknüpfende Nachdenken.[57]) Hiernach gibt Köppen am Schlusse seiner Darstellung des Wesens der Philosophie (S. 153 fg.) eine Art von Encyklopädie der Wissenschaften, in welcher der Grundgedanke der ist, daß in jeder Wissenschaft zwischen Anschauungen des Sinnes und Ideen der Vernunft durch die Begriffe des Verstandes Beziehungen gewonnen und bewiesen werden. Logik und Mathematik erscheinen dabei als die beiden einzigen apodiktischen Disciplinen.

Den Gegenstand der Philosophie bilden die Ideen. „Idee nämlich heißt die Wahrnehmung durch Vernunft", wie Anschauung diejenige durch den Sinn.[58]) Diese Ideen hat die Philosophie aufzusuchen und ihren Ursprung aus der Vernunft zu erweisen.[59]) Hiernach besteht der „Platonismus" Köppen's nicht in der Methode[60]), sondern nur in der metaphysischen Uebereinstimmung, daß beide für zwei verschiedene Erkenntnißkräfte, Sinnlichkeit und Vernunft, zwei gegenständliche Welten annehmen, deren Zusammenhang ein Problem bleibt. Von dialektischer Begriffsarbeit ist dagegen in Köppen's Werken nichts zu finden. Da vielmehr nach ihm nur das Natürliche in seiner Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit[61]) begreiflich ist, alle Ideen aber, wie Freiheit, Gottheit, Unsterblichkeit, Schöpfung[62]) u. s. w. unbegreiflich sind, so ist die Philosophie als „Vernunftwissenschaft" ursprünglich keine beweisende Wissenschaft[63]): sie ist es bei Köppen so wenig, daß man sagen darf, seine Methode sei lediglich diejenige des Behauptens. So nennt sich Köppen selbst einen von den „Mystikern, welche vor dem Geheimnisse Gottes bewundernd stillstehen"[64]), wenn er auch mit den romantischen Mystikern nichts zu thun haben will.[65])

Die wichtigste Idee neben der Freiheit ist die Gottheit. Die „Vernunft" lehrt uns, daß auch der „höchsten Vernunft" Freiheit und Persönlichkeit zukomme[66]), daß also Gott nur als Geist, als die absolut freie Person gedacht werden darf.[67]) Auf die Persönlichkeit Gottes legt Köppen so großes Gewicht, daß er dieses Merkmal als das einzig entscheidende zwischen christlicher und unchristlicher Philosophie bezeichnet.[68]) Sein Gegensatz gegen die Identitätsphilosophie, der so stark ist, daß er z. B. den ihm sonst so sympathischen Jean Paul wegen seiner Hinneigung dazu tadelt[69]), bezieht sich hauptsächlich auf den pantheistischen Charakter derselben[70]), den er geradezu für das Sinken der Religiosität in seinem Zeitalter verantwortlich macht.[71]) Feinsinnig suchte er sogar gewisse Mängel in Goethe's „Natürlicher Tochter" und in Schiller's „Braut von Messina" auf diesen nach ideenhafter Allgemeinheit strebenden und das Individuelle vernichtenden Pantheismus ihrer identitätsphilosophischen Freunde zurückzuführen.[72])

Aber unser Wissen von Gott ist keine begriffliche Erkenntniß, sondern beruht nur auf Glaube und Offenbarung. Offenbarung aber darf nicht, wie bei Kant und Fichte, als erzieherische Vorbereitung[73]), sondern muß als eine Urthatsache aufgefaßt werden, die immer unbegreiflich und unbeweisbar ist.[74]) Deshalb ist jede Religion positiv[75]), aber auch jede individuell. Denn da alle besondern Vorstellungen vom göttlichen Wesen anthropomorphistische Bilder sind[76]), so gibt es keine allgemeingültige Religionslehre, während es eine allgemeingültige Moral geben muß.[77])

Auch von dieser freilich ist ebenso wenig wie von Gott eine Begriffswissenschaft möglich[78]), die je vollendet werden könnte, und Köppen polemisirt häufig[79]) gegen die Kant'sche Pflichtenlehre, besonders auch gegen den ihm wie Jacobi persönlich unsympathischen[80]) kategorischen Imperativ. Aber die lösbare Aufgabe der Moralphilosophie ist die, von der „Vernunftherrschaft" und von der „Gewalt freier Persönlichkeit" in ihrer Durchdringung der gesammten Verhältnisse des wirklichen Lebens ein begeisterndes Bild zu geben.[81]) So faßt Köppen auch die Aufgabe der Rechtsphilosophie, gegenüber ihrer Abtrennung von der allgemeinen praktischen Philosophie, im antiken Sinne, als die „Durchbildung der Idee des Guten in ihrer äußern Herrschaft über Sinnenverhältnisse, physische Macht und widerstrebende Thaten der Menschen".[82])

---

53) Darstellung S. 33; 69 fg. 54) Ebendas S. 64; ausführlicher Ueber den Zweck der Philos. S. 16 fg. 55) Darstellung S. 60. 56) Ebendas. S. 109 fg. 57) Diese Erkenntniß führt allein den Charakter der Nothwendigkeit bei sich; vgl. Darstellung S. 127 fg. 58) Ebendas. S. 57. 59) Zweck der Philos. S. 1 fg. 60) Vgl. die Bemerkungen in dem Art. Köppen in Franck's Dictionnaire des sciences philosophiques, 2. Aufl. S. 885. 61) Schelling's Lehre S. 183 fg.; Ueber den Zweck der Philos. S. 25 fg. 62) Darstellung S. 30 fg., 88 fg. u. s. w. 63) Ebendas. S. 52. 64) Vertraute Briefe I, 105. 65) Ebendas. S. 99 fg.

66) Darstellung S. 39 fg. 67) Schelling's Lehre S. 187. 68) Vertraute Briefe I, 34 fg. 69) Vermischte Schriften S. 35 fg. 70) Vgl. die Gegenüberstellung im Leitfaden für Logik §. 80 fg. 71) Vermischte Schriften S. 109 fg. 72) Ebendas. S. 177 fg. 73) Ueber Offenbarung S. 119 fg. 74) Ebendas. S. 138 fg. Vgl. Philos. des Christenth. II, 86 fg. 75) Ueber Offenbarung S. 60. Vgl. Vertraute Briefe II, 175 fg. 76) Vertraute Briefe I, 64 fg. 77) Ueber Offenbarung S. 46 fg. 78) Darstellung S. 215 fg. 79) a. a. O. ferner Ueber Offenbarung S. 23 fg., 36 fg., 70 fg. 80) Vgl. Lebenskunst S. 345 fg. 81) Vertraute Briefe I, 337 fg. 82) Rechtslehre S. 12.

In der dritten metaphysischen Wissenschaft endlich, der Aesthetik[83]), bildet, ebenso wie die Freiheit in den beiden andern, das Genie die Grenze der verstandesmäßigen Begreiflichkeit. Weder formale noch materiale Principien reichen zur Erklärung des wiederum rein ursprünglichen Gefühls aus, mit dem sich das Schöne in der Production wie im Genusse geltend macht. Im Besondern vertritt Köppen, seiner ganzen Position gemäß, eine idealistische und antinaturalistische Tendenz: „es gibt so gut eine eigene Kunstwahrheit, als es eine Erfahrungs- und Sinnenwahrheit gibt"[84]), und seine einzelnen Bemerkungen über Poesie, Landschaftsmalerei und Musik[85]) zeigen Geschmack und feines Verständniß: wie Köppen denn überhaupt sich als ein vielseitig angeregter, tüchtig gebildeter und von edler Gesinnung erfüllter Mann darstellt, dessen philosophische Begabung jedoch den hohen Zielen, die er sich steckte, nicht immer angemessen war.[86])

(W. Windelband.)

83) Darstellung S. 262 fg.

84) Vermischte Schriften S. 137. 85) Vgl. die entsprechenden Essays in den Vermischten Schriften; außerdem Vertraute Briefe II, 118 fg. 86) Vgl. Nägelsbach, Worte am Grabe von F. Köppen (Erlangen 1858).

Ende des achtunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von
August Leskien.

Neununddreißigster Theil.

KÖPPEN (PETER V.)—KRIEGK.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1886.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section.
H—N.

Neununddreißigster Theil.

KÖPPEN (PETER V.) — KRIEGK.

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

KÖPPEN (Peter von), ein um die Archäologie, Ethnographie und Statistik Rußlands hochverdienter Gelehrter, geboren den 19. Febr. (2. März) 1793 zu Charkow, wohin sein Vater, Dr. Joh. Frdr. Köppen, im J. 1786 durch die Kaiserin Katharina II. als Gouvernementsarzt berufen war. Aus der brandenburgischen Stadt Schwedt a. d. O. stammend, wo sein Vater Stadtphysikus, der Groß- und Urgroßvater aber Prediger gewesen, starb J. F. Köppen im J. 1808 und hinterließ eine Witwe mit neun Kindern, von denen Peter Köppen das älteste war. Seine Erziehung erhielt Köppen im älterlichen Hause und trat, in Anbetracht der sehr unbemittelten Lage seiner Familie, als dreizehnjähriger Knabe in das Gouvernements-Landmesseramt, wo er sich mit Entwerfen und Zeichnen von Plänen beschäftigte, wobei er diejenigen technischen Kenntnisse erwarb, die ihm später bei seinen topographischen und kartographischen Arbeiten zugute kamen. Zugleich besuchte er den Vorbereitungscursus der kurz vorher (1805) gegründeten charkowschen Universität, in welche er im Beginn des J. 1810 als Student eintrat. In seine Studienzeit fiel das für Rußland ruhmreiche Jahr 1812—1813, und dieser Umstand mag nicht wenig dazu beigetragen haben, den warmen und hingebenden Patriotismus zu fördern, der Köppen sein ganzes Leben hindurch so sehr auszeichnete. Im J. 1814 absolvirte er bereits die Universität mit dem Grade eines Magisters der Rechte, und in demselben Jahre siedelte er nach St.-Petersburg über, wo er sofort den Staatsdienst im Postdepartement antrat; sein Chef war ein Anverwandter von ihm, Hr. N. Janowskij, Verfasser eines Glossariums (Sslowotolkowatel'); in dessen Hause verlebte er die ersten Jahre seines St.-Petersburger Aufenthalts, und hier erhielt er offenbar lebhafte Anregung zu den linguistischen und archäologischen Studien, denen er sich, die Philosophie und Rechtswissenschaft verlassend, allmählich zuwandte. Daß er sich gern mit Philosophie beschäftigte, beweist ein hinterlassenes, aus dem J. 1815 stammendes Manuscript, „Die Idealwelt" betitelt, in welchem der Einfluß Mendelssohn's, Schelling's, Oken's und Schiller's besonders bemerklich ist. — Ein anderer Familienkreis, der ihn liebevoll aufnahm, war derjenige des frühern Professors der Nationalökonomie in Charkow (vorher und nachmals in Halle), L. H. von Jakob, der zu Berathungen im Finanzministerium nach St.-Petersburg berufen war.[1]) Ihm verdankte Köppen auch die Bekanntschaft mit F. von Adelung, dessen seltene Bildung und Humanität einen mächtigen Reiz auf Köppen ausübten. In dessen gastlichem Hause lernte Köppen viele russische und ausländische Gelehrte und Reisende kennen, denn letztere sowie ausländische Diplomaten verkehrten lebhaft in der Adelung'schen Familie. Hier auch, in der einzigen Tochter Alexandrine von Adelung, fand Köppen die Gefährtin seines Lebens, die er im J. 1830 heimführte. — Der intime Umgang in den genannten drei Häusern eröffnete Köppen die Gelegenheit, die damaligen Vertreter der Wissenschaft und Literatur großentheils kennen zu lernen; im Vereine mit vielen derselben betheiligte er sich (1. Febr. 1816) an der Gründung der „Freien Gesellschaft der Freunde russischer Literatur"; und im Jahre darauf übernahm er die Function eines Secretärs des Lehrcomités an der kaiserl. Philanthropischen Gesellschaft. Mit der ihm eigenen Arbeitsfreudigkeit nahm Köppen in den Jahren 1817—1819 den regsten Antheil an der Ausarbeitung der Statuten jener beiden Gesellschaften, die für einige Zeit tonangebend wurden.

Im J. 1818 verfaßte Köppen einen russischen Auszug aus A. C. Lehrberg's „Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands", und zwar über das im Titel des russischen Kaisers erwähnte Land Jugorien.

Diese Abhandlung erregte die Aufmerksamkeit des Reichskanzlers Rumjanzew, der den Wunsch äußerte, die persönliche Bekanntschaft des Verfassers zu machen. Der strebsame und tüchtige junge Mann gefiel dem hochsinnigen Mäcen und er stellte Köppen dem Minister des Innern, O. Kosodawlew, vor, zu dessen Ressort das Postwesen gehörte. So wurde Köppen mit seinem obersten Chef bekannt, bei dem er von nun ab als Beamter für

1) Mit einer Tochter desselben, der unter dem Pseudonym Talvj bekannten Uebersetzerin der Volkslieder der Serben (an den Gelehrten Robinson in Neuyork verheirathet), blieb Köppen bis in sein spätes Alter in brieflichem Verkehr.

„besondere“ Aufträge fungirte; zugleich wurde er zweiter Redacteur der vom Ministerium des Innern herausgegebenen Zeitung „Nordische Post“. Um in dieser Stellung etwas Tüchtiges zu leisten, wünschte Köppen sein Vaterland näher kennen zu lernen, und erwirkte sich im J. 1819 eine amtliche Sendung nach den Bädern des Kaukasus. Auf dieser für ihn in wissenschaftlicher Hinsicht sehr fruchtbringenden Reise besuchte Köppen auch die Südküste der Krim, deren landschaftliche Reize er in seinen Tagebüchern begeistert schilderte. Schon damals wurde in ihm lebhaft die Sehnsucht wach, dort festen Fuß zu fassen, um einst daselbst sein Leben zu beschließen; zehn Jahre später erwarb er käuflich ein Stück Land mit Namen Karabagh, 30 Werst nordöstlich von Jalta gelegen, wo er in der That die letzten Jahre seines Lebens verbrachte.

Noch während Köppen in den Kaukasusbädern weilte, erreichte ihn die Nachricht vom Tode seines Gönners, des Ministers Kosodawlew. Damals begann in den höhern Regierungssphären Rußlands die bekannte Aera des Mysticismus, dem Köppen von jeher abhold gewesen. Unzufrieden mit dieser geistigen Richtung sehnte Köppen sich fort und entschloß sich, den Staatsdienst aufzugeben. Die Aufforderung, einen jungen wißbegierigen Mann, A. S. Beresin, ins Ausland zu begleiten, kam ihm daher sehr erwünscht.

Im Januar 1822 trat er die Reise an, die ihn über Kijew und Galizien nach Wien führte. Hier näherte Köppen sich vielen Gelehrten und Schriftstellern, insbesondere trat er in regen Verkehr mit dem Orientalisten Hammer, den Slawisten Kopitar und Wuk Stephanowitsch, dem Geschichtschreiber Baron Hormayr, F. Schlegel, Karoline Pichler, Graf Ossolinski, Graf Mailath u. a. — Auf den sich daran schließenden Reisen in Ungarn und in Siebenbürgen gelang es Köppen, einige damals noch unedirte Mithra-Denkmäler sowie ein in seiner Art einziges Standbild der dreigestalteten Hekate zu entdecken. Die Edition und Deutung dieser Denkmäler brachten Köppen in lebhafte Beziehungen mit den hervorragendsten Archäologen jener Zeit, als z. B. Silvestre-de-Sacy, Letronne, K. B. Hase und Raoul-Rochette in Paris, J. H. Voß, Creuzer, K. A. Böttiger, Böckh u. a. Ein Besuch Prags verschaffte Köppen die persönliche Bekanntschaft mit dem Nestor der slawischen Philologie Jos. Dobrowsky sowie mit Schafarik und Hanka; mit den beiden letztern blieb Köppen viele Jahre hindurch in regem Briefverkehr. Die damals eben erst begonnenen Forschungen im Gebiete der slawischen Archäologie, Ethnographie und Linguistik fesselten Köppen ganz besonders, und dank seinen vielfach angeknüpften Beziehungen ward er der erste Vermittler zwischen den Slawisten des Westens und Südens und den russischen Forschern. — Eine im J. 1823 in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur“ erschienene Abhandlung über die Alterthümer am Nordgestade des Pontus rief eine gehässige und absprechende Kritik H. K. E. Köhler's hervor, auf welche Köppen in einem „Nachhall vom Nordgestade des Pontus“ mit Geschick und Schärfe replicirte.

Nachdem Köppen sich von seinem Reisegefährten und Freunde Beresin getrennt hatte, ging er von Wien zuerst nach München. Hier copirte er in der königlichen Bibliothek die „Freisinger Denkmäler“ — eins der ältesten schriftlichen Denkmäler der Slawen, die er im J. 1827 mit Wostokow's Erklärungen herausgab. Die in Heidelberg im Verkehre mit Creuzer und Voß verbrachten Tage nennt Köppen die interessantesten seines ausländischen Aufenthalts. In Göttingen lernte er unter andern Blumenbach, Otfr. Müller und Heeren, in Kassel die Gebrüder Grimm kennen. Nachdem er in Gotha, Weimar, Jena und Leipzig neue wissenschaftliche Beziehungen angeknüpft, ging Köppen nach Halle, wo er wieder im befreundeten Hause des Prof. Jakob mit offenen Armen empfangen wurde; hier machte er auch die persönliche Bekanntschaft von Vater, Lafontaine, Ersch und Gruber. In Dresden wurde er auf das freundlichste von Böttiger, Tieck und Tiedge, K. M. von Weber und Elise von der Recke bewillkommnet. In Berlin waren es vor allen K. Ritter und Böckh, deren Umgang ihn fesselte.

Im April 1824 kehrte Köppen über Königsberg und Warschau nach Rußland zurück und trat von neuem in den Staatsdienst. Als Beamter für „besondere“ Aufträge beim Minister der Volksaufklärung, Admiral A. S. Schischkow, angestellt, fungirte Köppen als Geschäftsführer eines temporären Comité, das zur Ausarbeitung eines allgemeinen Schulstatuts niedergesetzt war. Im J. 1825 begann er die „Bibliographischen Blätter“ (Bibliografitscheskije Listy) herauszugeben, die er bis zum August 1826 fortführte. Diese sehr werthvolle Edition, die gegenwärtig als eine gesuchte bibliographische Seltenheit gilt, brachte Referate über alle hervorragenderen Erscheinungen nicht nur der russischen, sondern der sämmtlichen slawischen Literaturen, und begründete Köppen's Ruf. Da trat der berüchtigte Obscurant, Curator des kasaner Lehrbezirks, Magnizkij mit einer seiner infamen Denunciationen gegen Köppen auf, den er beschuldigte, in den „Bibliographischen Blättern“ gegen die Satzungen der griechisch-russischen Kirche geschrieben zu haben. Tief gekränkt und an seiner Ehre angegriffen, verfaßte Köppen eine sehr mannhaft gehaltene und von großer Erudition zeugende Vertheidigungsschrift und drang selbst auf strenge Untersuchung der Sachlage. „Wenn“, so schrieb er an den Kanzleichef Schischkow's, „der Denunciation Magnizkij's irgendwelches Gehör gegeben würde, so bliebe ihm nur übrig, Seine Majestät den Kaiser um die gnädige Erlaubniß zu bitten, auf unbestimmte Zeit ins Ausland überzusiedeln, wo er hoffe, durch wissenschaftliche Thätigkeit seine Existenz zu sichern“. Vom geistlichen Censurcomité, unter Leitung zweier Metropoliten, des gelehrten Kijewer Eugenius (Bolchowitinow), der Köppen persönlich befreundet war, und des St.-Petersburger Seraphim wurde über ihn Gericht gehalten und ein freisprechendes Urtheil gefällt.[2])

2) Im J. 1864 sind die auf diese merkwürdige Episode bezüglichen Acten in den Arbeiten (Tschtenija) der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde abgedruckt worden.

In den Jahren 1826—29 führte Köppen im Auftrage der damaligen russischen Akademie, die später mit der Akademie der Wissenschaften verschmolz, mit den Slawisten Hanka, Schafarik und Čelakovsky lebhafte Unterhandlungen wegen deren Berufung nach St.-Petersburg. Der Minister der Volksaufklärung Admiral Schischkow und sein Nachfolger Fürst K. Lieven hatten im Sinne, bei der russischen Akademie eine allgemein-slawische Bibliothek zu gründen und die genannten Slawisten als Bibliothekare anzustellen; zugleich sollten diese ein allgemeines Wörterbuch aller slawischen Dialekte ausarbeiten. Am 7. Jan. 1830 erfolgte dazu die kaiserliche Bewilligung. Allein nachträglich zerschlug sich dieses Project.

Es ist schon erwähnt, welchen mächtigen und bleibenden Eindruck die herrliche Südküste der Krim auf Köppen hervorrief. Nach den oben geschilderten unerfreulichen Erfahrungen, zu denen sich schon damals Kränklichkeit gesellte, sehnte sich Köppen von St.-Petersburg fort und träumte von Taurien. Der im J. 1826 erfolgte Tod des bekannten Botanikers Marschall von Bieberstein und die Ernennung an dessen Stelle des Köppen persönlich befreundeten Chr. Steven zum Inspector der Seidenzucht und des Weinbaues in Südrußland bewog Köppen, im J. 1827 in das Ministerium des Innern überzutreten, zu dessen Ressort damals die Landwirthschaft gehörte. Aber erst im Beginn des J. 1829 wurde er als Gehülfe Steven's, mit dem Sitze in der Krim, angestellt, wohin er im März übersiedelte. Seine Amtsthätigkeit erforderte eine häufige Bereisung des gesammten Südrußlands, vom Dnjestr bis zur Wolga; und auf diesen vielfachen Reisen sammelte Köppen ein kostbares Material zur Geschichte, Völker- und Länderkunde jener damals wenig bekannten Gegenden.

Im Frühjahre 1830 kam Köppen auf kurze Zeit nach St.-Petersburg, wo er sich, wie schon bemerkt, mit A. von Adelung verehelichte, und dann alsbald in die Krim zurückeilte. Hier erwartete das junge Paar eine schwere Zeit, denn die Cholera griff mächtig um sich und erschien Ende Octobers auch in Taurien. Am 25. Nov. wurde Köppen von der Gouvernementsregierung aufgefordert, nach Baktschissaraj, der alten Khanstadt, zu gehen, um Maßregeln zur Steuerung der daselbst aufgetretenen Seuche zu treffen und den Vorsitz in dem zu diesem Zwecke zu eröffnenden Fürsorgecomité zu übernehmen. So siedelte er denn, wenige Tage darauf, mit seiner jungen Frau nach Baktschissaraj über, wo er im Palaste der Tataren-Khane dieselben Zimmer bezog, welche einst Kaiser Alexander I. bewohnte. „Wer die eng aneinandergereihten, zum Theil aus Hütten und Zelten bestehenden Wohnungen der dortigen Griechen, Tataren und Zigeuner kennt, wer da weiß, wie eng, wie schmuzig die Straßen sind, und welche Luft darin herrscht, und wie das Flüßchen Tschurüksu («stinkendes Wasser») nur der Träger aller möglichen Unreinigkeiten ist: den wird es nicht befremden, daß Leute, welche alles dies vor Augen hatten, nicht wenig für Baktschissaraj fürchteten". Und in diesem in hygienischer Hinsicht höchst ungünstigen Orte, in diesem Völkergemisch voll widerstreitender Glaubenssatzungen, wo die als nothwendig erkannten sanitären Vorsichtsmaßregeln bei den Begräbnissen der von der Cholera Hingerafften u. s. w. auf hartnäckigen Widerstand stießen — mußte Köppen Ordnung und Hülfe schaffen. Und er that dies mit dem hingebendsten Opfermuthe, wobei er von einigen edeldenkenden Männern unterstützt wurde. Köppen hat eine lebhafte Schilderung jener denkwürdigen Monate entworfen unter dem Titel: „Baktschissaraj zur Zeit der Cholera 1830".[3])

Außer den erwähnten amtlichen Reisen vollführte Köppen im J. 1833, im Auftrage des Grafen (nachmaligen Fürsten) M. S. Woronzow, eine genaue Besichtigung des südlichen Theiles der Krim, wo er eine lange Reihe systematisch angelegter kleiner Befestigungen entdeckte, die ohne Zweifel aus byzantinischer Zeit stammten. Diese Entdeckung veranlaßte die Ausarbeitung der wichtigen „Krimschen Sammlung" (Krymskij Sbornik), welcher eine ausgezeichnete Karte der südlichen Hälfte der Krim, mit einem dazugehörigen alphabetischen Register, beigegeben wurde.[4]) In jenen Jahren 1830—34 verbrachte Köppen alle von Amtsgeschäften freie Zeit auf seiner ländlichen Villa Karabagh, wo ihn viele bekannte Forscher und Reisende besuchten, so z. B. der Zoolog H. Rathke, der Botaniker Sam. Brunner und der Geolog und Archäolog Dubois-de-Montpéreux; mit letzterm knüpfte Köppen einen viele Jahre fortgesetzten freundschaftlichen Briefwechsel an. Im J. 1831 hatte er das Unglück, bei Inspicirung eines Wegebaues durch einen Steinsplitter das linke Auge zu verlieren.

Vom Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, S. Uwarow, dazu aufgefordert, siedelte Köppen im J. 1834 von neuem nach St.-Petersburg über und übernahm die Redaction der damals bei der Akademie erscheinenden Deutschen St.-Petersburgischen Zeitung, deren Herausgabe er vom Juli 1834 bis zum December 1835 besorgte. Hier fühlte er das Bedürfniß, für seine Mitarbeiter ein „Staats-Handbuch Rußlands, oder Verzeichniß der Kaiserlich-Russischen Staatsbehörden und der vorzüglichsten dabei angestellten Beamten" auszuarbeiten. Durch dieses von der Akademie der Wissenschaften herausgegebene Handbuch wurden zum ersten mal die deutschen Benennungen russischer Behörden und Aemter festgesetzt. — Nach längerer Pause, die durch den Aufenthalt in Taurien veranlaßt war, führte Köppen in den J. 1835—36 einen eifrigen Briefwechsel mit seinen slawischen Freunden in Prag, Wien und Pesth, insbesondere mit Schafarik, der ihm über die neuere slawische Literatur regelmäßig berichtete. Auf diesen Mittheilungen fußend, publicirte Köppen im Journal des Ministe-

3) Aus dem Russischen Merkur besonders abgedruckt; mit einem Vorworte des Herrn Dr. Lichtenstädt (St.-Petersburg 1831). — Diesem Aufsatze ist der oben angeführte Passus entnommen.
4) Während des Krim-Krieges, in den Jahren 1854 und 1855, war große Nachfrage nach dieser Karte, die damals noch zwei Auflagen erlebte.

riums der Volksaufklärung mehrere an den Redacteur desselben gerichtete Briefe, betitelt: „Zur Literatur der slawischen Völker".

Am 27. Jan. 1837 wurde Köppen zum Adjuncten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewählt, welcher er bereits seit Ausgang 1826 als correspondirendes Mitglied angehörte. Im März desselben Jahres betraute ihn die eigene Kanzlei Seiner Majestät des Kaisers mit einer wichtigen Mission, nämlich der Revision der Reichsdomänen und der landwirthschaftlichen Verhältnisse im Gouvernement Taurien. Durch die sehr complicirten Besitzverhältnisse der krimschen Tataren, sowie infolge des passiven Widerstandes des damaligen mächtigen Generalgouverneurs von Neurußland, des bereits genannten Grafen Woronzow — der bei aller persönlichen Geneigtheit zu Köppen seinem Auftrage widerstrebte — gestaltete sich diese Mission zu einer sehr schwierigen. Die große Humanität, die Köppen auszeichnete, gestattete ihm nicht, manche Misbräuche, von denen die wehrlosen Tataren zu leiden hatten, unaufgedeckt zu lassen; und bei der Gewissenhaftigkeit, mit der er seine wichtige Aufgabe erfaßte, mußte er fast ein ganzes Jahr rastloser Thätigkeit der genauen Feststellung der betreffenden Verhältnisse widmen. Dabei wurde er von einem ihm beigegebenen jungen Beamten, dem nachmals als Organisator in Polen so bekannt gewordenen Nic. Miljutin, kräftig unterstützt. Seine Revision erstreckte sich auch auf die zahlreichen im Taurischen Gouvernement befindlichen deutschen Colonien. Hier trat Köppen einem merkwürdigen Manne nahe, der großen Einfluß nicht nur auf die Deutschen in Taurien, sondern auch auf die anwohnenden Nogajer und Russen ausübte; es war dies ein einfacher Landmann, der Mennonit Johann Cornies, dessen Rath selbst Woronzow in Fragen der inneren Verwaltung jener Gegend gern begehrte.[5]) Diese Arbeiten brachten Köppen in nahe Beziehungen zu der Landbevölkerung Tauriens, deren Interessen er bis zu seinem Ende oftmals zu vertreten Gelegenheit nahm. Die allgemeine Hochachtung, die er sich dabei erwarb, äußerte sich sowol in der Verehrung der krimschen Tataren, die ihn als ihren väterlichen Fürsprecher ansahen, als auch in dem Umstande, daß die später eingewanderten Mennoniten, die sich im Gouvernement Ssamara ansiedelten, eine ihrer neugegründeten Colonien Köppenthal benannten. Als in demselben Jahre (1837) die hochgebildete Großfürstin Helene Pawlowna die Krim bereiste, war Köppen im Laufe von sechs Wochen ihr Begleiter.

Nach St.-Petersburg zurückgekehrt, trat Köppen im J. 1838 in das neugegründete Ministerium der Reichsdomänen, zuerst als Sectionschef im Departement der Landwirthschaft, später (im J. 1841) als Mitglied des Gelehrtencomité und der Central-Katastercommission. — Im Frühjahre 1845 nahm er den regsten Antheil an der Gründung der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft, nachdem im Winter 1844/45 in seiner Wohnung sich mehrere dieser Sache ergebene Männer allmonatlich versammelt hatten, um geographische und statistische Fragen zu besprechen. An den ersten beiden Versammlungen, wo die Stiftung der Gesellschaft definitiv beschlossen wurde, nahmen nur folgende neun Mitglieder theil, die als die eigentlichen Gründer dieses so wichtigen Vereins zu betrachten sind: Admiral (nachmals Graf) Lütke; Generaladjutant von Berg (nachmals Graf und Statthalter von Polen); Admiral Wrangell; die Akademiker K. E. von Baer; W. Struve; Gr. von Helmersen und P. Köppen; der Lexikograph W. Dahl und der bekannte Reisende P. Tschichatschew. Nachdem die Gesellschaft sich gebildet hatte, wurde Köppen zum Vorsitzenden der statistischen Section gewählt, welcher er mehrere Jahre hindurch vorstand. Er betheiligte sich fast an allen wichtigeren Editionen der Gesellschaft.

Häufige Reisen in die verschiedensten Gegenden Rußlands förderten in hohem Grade Köppen's mannichfaltige statistische und ethnographische Arbeiten. Im J. 1844 bereiste er Finland; 1846 besuchte er Kasan, Wjatka und Wologda; 1850 ging er ins Land der Donschen Kosaken. — Auf dringenden ärztlichen Rath siedelte Köppen im Sommer 1852 für ein ganzes Jahr an die Südküste der Krim über, wo er Linderung für sein phthisisches Leiden erhoffte. Trotz seiner Krankheit machte Köppen auf der damals so beschwerlichen Reise in die Krim einen weiten Umweg, um Bessarabien kennen zu lernen. Den Winter 1858/59 verbrachte Köppen wiederum in der Krim, wohin er im Sommer 1860 ganz übersiedelte. Hier verlebte er die letzten Lebensjahre auf seiner geliebten Besitzung Karabagh, wo er am 23. Mai (4. Juni) 1864 verschied.

Seine irdische Hülle ruht in einem herrlichen Cypressenhaine, den er selbst über einigen alten griechischen Gräbern angepflanzt hatte, unmittelbar am Ufer des Pontus. — In den letzten Jahren seines Lebens ordnete er seine umfangreiche wissenschaftliche Correspondenz und das riesige ungedruckt gebliebene Material, das er im Laufe eines halben Jahrhunderts eifrig gesammelt hatte. Einen großen Theil dieses Materials stellte er, kurz vor seinem Tode, zur Verfügung der Akademie der Wissenschaften, die es in ihrer Bibliothek aufbewahrt. Auf Wunsch des Testators steht die Benutzung dieses Materials einem jeden frei.[6])

Die literarische Thätigkeit Köppen's war sehr vielseitig; sie umfaßte Gegenstände der verschiedensten Wissenszweige, insbesondere der Geographie, Statistik, Ethnographie, Lingnistik, Archäologie, Bibliographie, ja, er wendete seine Studien auch ganz andern Gebieten zu, wie der Naturgeschichte, Land- und Forstwirthschaft. Bei aller dieser Mannichfaltigkeit tritt uns aber ein Hauptzug ent-

5) Vgl. Haxthausen's Studien über Rußland, Thl. II, S. 181—182; desgl. A. Petzholdt's Reise im westlichen und südlichen europäischen Rußland, S. 189—198.

6) Unter diesen Sammlungen befinden sich auch mehrere linguistische: 1) Ueber Personen- und Eigennamen; 2) Namen der Flüsse, zum Verständniß der Geschichte der Völkerwanderung — im J. 1815 begonnen; 3) Nachrichten über russische Dialekte; 4) Uebergang der Buchstaben.

gegen: der allergrößte Theil seiner Forschungen betraf sein Vaterland; wie er selbst an seinem (am 29. Dec. 1859 gefeierten) [7]) 50jährigen Dienstjubiläum bemerkte, „war sein ganzes Leben Rußland geweiht". Wir geben hier die wichtigsten Schriften Köppen's in sachlicher Ordnung (mit Weglassung einiger bereits angeführten Abhandlungen).

I. Geographie. 1) „Die wichtigsten Seen und Limane des russischen Reichs" (russ.) 1859. — 2) „Ueber den Wald- und Wasservorrath im Gebiete der obern und mittlern Wolga" 1841. — 3) „Ueber einige Landesverhältnisse zwischen dem untern Dnjepr und dem Asowschen Meere" 1845. — 4) „Ueber die Flugsandgegend von Aleschki" (russ.) 1841. — 5) „Wege und Pfade des Taurischen Gebirges" 1838. — 6) „Ueber die Temperatur von 130 Quellen der Taurischen Halbinsel" 1839. [8])

II. Ethnographie. 1) „Ethnographische Karte des europäischen Rußlands" 1851. Dieses Hauptwerk Köppen's war das Resultat der Arbeit vieler Jahre und erschien 1856 in dritter Auflage. — 2) „Der litauische Volksstamm. Ausbreitung und Stärke desselben in der Mitte des 19. Jahrh." [9]) 1851. — 3) „Die Deutschen im St.-Petersburgischen Gouvernement" 1850. — 4) „Die Woten und das Wotische Fünftel" (russ.) 1851. — 5) „Ethnographische Karte des St.-Petersburgischen Gouvernements" 1850. Ein erklärender Text zu dieser Karte (mit einem Vorworte von E. Kunik) erschien nach dem Tode Köppen's im J. 1867. — 6) „Finland in ethnographischer Beziehung" 1846. — Hierher gehört auch das nach Köppen's Sammlungen unter seiner Leitung ausgearbeitete und mit seinem Vorworte versehene „Chronologische Register der Materialien zur Geschichte der Fremdvölker des europäischen Rußlands" 1861 (in russ. Sprache).

III. Statistik. 1) „Statistische Reise ins Land der Donischen Kosaken, durch die Gouvernements Tula, Orel und Woronesh im J. 1850" 1852. — 2) „Rußlands Gesammtbevölkerung im J. 1838" 1839. — 3) „Ueber die Dichtigkeit der Bevölkerung in den Provinzen des europäischen Rußlands" 1845. — 4) „Die neunte Revision. Ueber die Bevölkerung Rußlands im J. 1851/" 1857 (russ.) — 5) „Ueber den Briefverkehr in Rußland" 1841. Diese Abhandlung rief großes Misvergnügen der Postadministration hervor und wurde zum Theil unterdrückt. — 6) „Ueber den Kornbedarf Rußlands" 1839. — 7) „Ueber die Bastindustrie in Rußland" 1841 (russ.). — 8) „Ueber den Weinbau und Weinhandel in Rußland" 1832 (russ.). — 9) „Ueber die Seidenzucht in Rußland" 1834 (russ.).

IV. Archäologie. 1) „Alterthümer am Nordgestade des Pontus", Wien 1823. — 2) „Nachhall vom Nordgestade des Pontus", Wien 1823 (vgl. oben). — 3) „Olbisches Psephisma zu Ehren des Protogenes" [10]), Wien 1823. — 4) „Die dreigestaltete Hekate und ihre Rolle in den Mysterien", Wien 1823. — 5) „Ueber Alterthum und Kunst in Rußland", Wien 1822. — 6) „Krymskij Sbornik" (Krim'sche Sammlung); nebst Karte der Krim 1837 (russ. vgl. oben). — 7) Mehrere Aufsätze über Tumuli in Rußland aus den J. 1836—1843.

V. Bibliographie und Literaturgeschichte. „Materialien zur Geschichte der Aufklärung in Rußland". 1) „Uebersicht der Quellen zu einer Geschichte der russischen Literatur" 1819 (russ.). — 2) Dito. 2: „Bibliographische Blätter" aus dem J. 1825/1826 (russ.; vgl. oben). [11]) — 3) Dito 3, gemischten Inhalts 1827, darunter: „Ueber den Ursprung, die Sprache und Literatur der litauischen Völkerschaften" (russ.; in deutscher Uebersetzung von P. von Schrötter). — 4) „Sammlung slawischer, außerhalb Rußlands befindlicher Denkmäler". Thl. I: „In Deutschland gesammelte Denkmäler" 1827 (russ.). — 5) „Verzeichniß von Denkmälern zur Geschichte der Künste und der vaterländischen Paläographie", Moskau 1822 (russ.). — 6) „Literärnotizen, betreffend die magyarischen und sächsischen Dialekte in Ungarn und Siebenbürgen" 1826.

VI. Naturgeschichtliches. 1) „Die schädlichen Insekten" (Bd. I Schmetterlinge) 1845 (russ.). [12]) — 2) „Ueber das Beobachten periodischer Erscheinungen der Natur" 1838. [13]) — 3) „Ueber Pflanzen-Acclimatisirung in Rußland" 1856.

Ungedruckt sind folgende Abhandlungen geblieben: 1) Die im J. 1814 eingereichte Magister-Dissertation: „De reparatione damni per bellum illati a civitate ipsa praestanda" (nur die Thesen dazu sind abgedruckt). — 2) „Ueber die beim militärisch-topographischen Depot erscheinende neue Karte des europäischen Rußlands, ein Beitrag zur näheren Kenntniß unseres Vaterlandes" (eingereicht bei der Akademie im August 1837). — 3) „Ueber Volkszählungen in Rußland". (Diese in russischer Sprache abgefaßte umfangreiche Abhandlung wurde der Akademie am 8. Dec. 1848 eingereicht; der Druck derselben wurde auf höhere Anordnung prohibirt).

(Fr. Th. Köppen.)

---

7) Der Beschreibung dieses Jubiläums ist eine autobiographische Skizze Köppen's beigefügt, mit chronologischer Aufzählung der von ihm verfaßten Schriften. Später (im J. 1868) gab Hr. Kunik eine in russischer Sprache verfaßte Broschüre heraus unter dem Titel: „Die literarischen Arbeiten P. Köppen's". — Neben zahlreichen handschriftlichen Aufzeichnungen Köppen's waren die genannten beiden Aufsätze die Hauptquellen bei Abfassung der vorstehenden Biographie. 8) Die beiden letztgenannten Abhandlungen erschienen auch zusammen unter dem Titel: „Taurica" (St.-Petersburg 1840). 9) Soweit es damals möglich war über diesen Gegenstand sichere Daten zu gewinnen.

10) Der Stein mit dieser berühmten Inschrift ist gegenwärtig in der kaiserl. öffentlichen Bibliothek in St.-Petersburg aufgestellt. 11) Eine Bibliographie des J. 1826 befindet sich unter dem handschriftlichen Nachlasse Köppen's in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften. 12) Dieses anonym erschienene und weder von Köppen selbst noch von Kunik genannte Buch umfaßt 278 Seiten und 6 Tafeln Abbildungen, größtentheils nach Ratzeburg; es wurde von Köppen im Auftrage des damaligen Ministers der Reichsdomänen Grafen Kisselew ausgearbeitet. 13) Hier sind eigene Beobachtungen mitgetheilt, die in den Jahren 1831—33 in der Krim gemacht wurden. Köppen trug bei der Akademie der Wissenschaften darauf an, daß dieselbe eine Instruction zum Anstellen phänologischer Beobachtungen ausarbeite, und erklärte sich bereit, eine solche Instruction zu vertheilen. Jedenfalls ist der frühe Zeitpunkt eines solchen Antrags merkwürdig, um so mehr, da derselbe von seiten eines Nicht-Fachmannes ausging.

KOPPENBRÜGGE, officiell Coppenbrügge, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei-(Reg.)-Bezirk Hannover, Kreis Hameln, Amt Lauenstein, 14 Kilom. östlich von Hameln und 31,4 Kilom. im Südwesten von Hannover, (1880) mit 1252 Einw. Die Bewohner treiben Leinweberei. „Wo die Zuflüsse der Saale und der Hamel sich scheiden, da liegt an der höchsten Stelle des Thales Koppenbrügge, der Hauptort der ehemaligen Grafschaft Spiegelberg, deren Gebiet sich von diesem Orte aus westwärts bis an die Hamel bei Neustadt erstreckte, im Norden und Süden aber durch den Saupark und die Lauensteiner Berge begrenzt wurde. Der letzte des Geschlechtes, Philipp, fiel an der Seite des Herzogs Erich von Calenberg in der Schlacht von St.-Quentin; darauf gelangten nach Lehnsrecht und Erbverbrüderung die Häuser Lippe, Gleichen, Nassau-Diez und 1640 Nassau-Oranien in Besitz. Erst 1819 wurden die Oranischen Rechte abgekauft. Der Flecken verdankt seinen Ursprung der Burg, welche hier an der höchsten und engsten Stelle des Thales die vielbesuchte Heerstraße beherrscht. Eine Schwefelquelle in der Nähe des Ortes war im 16. Jahrh. stark besucht, ist jetzt aber nur in der nächsten Umgegend bekannt" (Guthe). Der alte Schreibung ist Cobbanburg und hat die Veranlassung zu einer falschen Etymologie aus dem Keltischen gegeben. Nicht weit entfernt lag die Kukesburg im Altenhagener Forst, die sonst vom Volke die Hunenburg genannt wird. (*G. A. von Klöden.*)

KOPREINITZ (ungar. Kaproncza, kroat. Koprivnica) ist eine königl. Freistadt im kroatischen Comitat Kreuz am Flüßchen gleichen Namens, in einer fruchtbaren Ebene, welche viel Getreide, Gemüse, Obst, Wein und Holz liefert. Die Stadt hat ein alterthümliches Aussehen; die merkwürdigsten Gebäude derselben sind die griechisch-orientalische und die römisch-katholische Kirche, das Rathhaus, vor allem aber das alte Schloß, welches noch in gutem Zustande und von Militär besetzt ist. Es befinden sich daselbst ein königl. Bezirksgericht, ein Steuer-, Post- und Telegraphenamt. Die Industrie ist unbedeutend, den Verkehr und Handel befördert die Zákány-Agramer Eisenbahn, an welcher die Stadt liegt. Von den 6027 Einwohnern sprechen 5228 serbisch-kroatisch, 5561 sind römisch-katholisch, 383 Israeliten; des Lesens und Schreibens kundig sind 2563. (*J. Hunfalvy.*)

KÖPRILI oder Köperli, richtiger Kjöprülü, ein Herkunfts-Beiwort von dem im nördlichen Kleinasien an der Straße von Samsun nach Osmandschik nördlich von Marsifun und Amasia gelegenen und nach einer Holzbrücke über einen unbedeutenden rechtsseitigen Zufluß des Halys Kjöprü, d. i. Brücke, Brück, benannten Städtchen (jetzt Wesir-Kjöprü), also der „Kjöprüer", ist der dem Geburtsorte des Stifters entlehnte Zuname einer Familie türkischer Staatsmänner, von denen vier in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. zu epochemachender Bedeutung für das Osmanenreich gelangt sind. Hatte diesem letztern vom 14. bis 16. Jahrh. seine dynastische und militärische Organisation, die absolute Einheit aller Gewalt in der Hand des Herrschers und die frühe Einführung einer stehenden Armee ein Uebergewicht über die Nachbarstaaten gesichert, so drohten ihm im 17. Jahrh. die Consequenzen beider Einrichtungen, die Unmöglichkeit für die als Gefangene gehaltenen Prinzen sich für den Herrscherberuf vorzubereiten und die Entartung der Truppe in eine meuterische Prätorianerbande den Untergang. Vergebens waren im Interesse der Einheit und Macht der Krone barbarische Einrichtungen, das absolute Recht des Souveräns über Leben und Habe sämmtlicher Beamten, der Verwandtenmord in der kaiserlichen Familie, die Ehelosigkeit der Prinzen neben dem Harem des Sultans getroffen worden; die Unmenschlichkeit von oben hatte ihr Correlat in der Ungesetzlichkeit von unten, in der Zuchtlosigkeit der Janitscharen und Spahi, in der zu Konstantinopel endemisch gewordenen Empörung. Die türkischen Heere wurden zu Wasser und zu Lande geschlagen, in den Provinzen strebten die Satrapen nach Unabhängigkeit; die finanziellen Schwierigkeiten waren in stetem Wachsen, Sultane wurden abgesetzt und hingerichtet, und der gesammten Nation, welche eine lebhafte Erinnerung an die verflossene Glanzperiode bewahrte, bemächtigte sich eine gefährliche Unzufriedenheit. Den Grund dieser Zustände fand man in der Bestechlichkeit und dem Luxus der hohen Staatsbeamten, welche für jedes Unglück verantwortlich gemacht und zur Beschwichtigung der aufgeregten Menge von den Sultanen auf das rücksichtsloseste geopfert wurden. Vom J. 1624 bis 1656 gab es nicht weniger als 27 Großveziere, von denen einer in der Schlacht den Tod fand, vier natürlichen Todes starben, neun hingerichtet oder vom wüthenden Volke umgebracht, vierzehn zwar nur abgesetzt, aber bis auf wenige Ausnahmen nachträglich dem Henker überwiesen wurden. Es ergab dies einen starken Verbrauch von geschulten ältern Beamten, welcher ohne Zweifel in Betracht zu ziehen ist, um die Berufung auch Ungebildeter zu der ersten Würde des Staats erklärlich zu finden. Ein solcher war Mohammed Kjöprülü, der Enkel eines aus unbekannter Ursache nach Kleinasien ausgewanderten Albanesen.[1]) Derselbe war früh als Küchenjunge in das Großherrliche Serail gekommen und hatte, wenn auch aller wissenschaftlichen Bildung entbehrend, durch den lebendigen Verkehr mit vornehm und gering sich einen Einblick in die Erfordernisse des osmanischen Staatsdienstes zu erwerben gewußt. Ein Wendepunkt trat in seinen Verhältnissen ein, als ihn Khosrew Pascha, einer der Großveziere Sultan Murad's IV., welcher von 1628—31 amtirte, zu seinem Schatzmeister machte. So in die höhere Sphäre des türkischen Beamtenthums ein-

---

1) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Moh. Kjöprülü christlichen Ursprungs gewesen und daß er mit dem den christlichen Provinzialbewohnern damals auferlegten Knabenzinse nach Konstantinopel gekommen. Allerdings werden bei ihm christliche Sympathien, außer zu Gunsten des selber einer christlich-albanesischen Familie entsprossenen Bojaren Ghika, nicht bezeugt; doch ist bekannt, daß die mohammedanische Erziehung solcher jungen Leute alles christliche Gefühl in ihnen zu ertödten pflegte. Aus der Erinnerung an den Ursprung würde sich die bemerkenswerthe Christenfreundlichkeit des Sohnes und des Neffen Mohammed's, Mustapha's und Hussein's, erklären lassen.

geführt und durchaus zuverlässig befunden, wurde er von dem Großvezier Kara-Mustapha, selber einem Albanesen, zum Oberstallmeister und zum Pascha von zwei Roßschweifen befördert, als welcher er nacheinander den Statthalterschaften von Damaskus, Tripolis und Jerusalem vorzustehen hatte. Schon wiederholt war er zum Großvezierspostcn in Vorschlag gebracht worden, und das geschah auch im J. 1651, als er, schon ein Greis von 70 Jahren, zur Belohnung für treue Dienste zum Vezier des Großherrlichen Thronhimmels [2]) ernannt worden war. Um sich in seiner Würde zu behaupten, wußte der regierende Großvezier kein anderes Mittel, als den Kjöprülü schleunig zur Verwaltung des kleinen Sandschaks von Ost-Dardanien nach Köstendil zu entsenden. Als Kjöprülü im J. 1656 abermals in Konstantinopel erschien, wiederholten sich die Anträge seiner Freunde; die inzwischen verflossenen fünf Jahre hatten neun Wechsel im Großvezierat gesehen, und die Zustände waren geradezu unerträglich geworden. Nichtsdestoweniger klammerte sich der damals regierende Großvezier an seinen Posten und nicht ohne Mühe gelang es, seine Wachsamkeit zu täuschen und den Kjöprülü heimlich der damals allmächtigen Walide Tarkhân, der Mutter des minderjährigen Sultans Mohammed IV., zuzuführen, welche alsbald vollkommenes Vertrauen zu ihm faßte. Abweichend von den gewöhnlichen Bewerbern, welche, um Großvezier zu werden, sich gern alles gefallen lassen, knüpfte Kjöprülü seine Uebernahme des Postens an gewisse Bedingungen, unter andern daß er auf niemandes Fürbitte Rücksicht zu nehmen haben würde, daß niemand in seine Befugnisse sich einmischen, und der Hof keinerlei Einflüsterungen wider ihn das Ohr leihen sollte. Die Walide und ihr damals zehnjähriger Sohn genehmigten diese Anträge und so wurde denn Mohammed Kjöprülü am 15. Sept. 1656 zum Großvezier ernannt. Es ist nicht uninteressant, zu untersuchen, warum diesem Greise gelang, woran so viele auf andern Gebieten bewährte und zum Theil von guten Absichten beseelte Männer gescheitert waren, während er doch keineswegs ein organisatorischer Geist war und es ihm nicht einmal in den Sinn kam, die Systemsmängel des osmanischen Staatswesens bei der Wurzel zu fassen. Es lag dies offenbar an der Entschiedenheit seines Charakters und der richtigen Berechnung der zur Ausführung seiner Absichten vorhandenen Mittel; vor allem aber an der Freiheit von Habsucht und Ehrgeiz, welche ihn durch sein langes Leben begleitet und ihm gestattet hatte, Personen und Zustände mit völliger Unbefangenheit zu studiren. Kjöprülü war eine kalte, berechnende Natur; weder von Wohlwollen noch von Haß ließ er sich jemals fortreißen. Er war ein Meister in der Verstellung und den Gegner zu überlisten galt ihm weit mehr als ihn mit Gewalt niederzuwerfen. Nüchtern und frei von Leidenschaften hatte er sich bei 75 Jahren eine jugendliche Frische des Geistes und des Körpers bewahrt. Das Ideal, welches er unentwegt im Auge hielt, war die Wiederherstellung der Zustände in der Blüteperiode des Reiches sowol in den innern wie in den äußern Angelegenheiten und vor allem die Sicherung des Sultans gegen die Hydra der Empörung. Die Ueberzeugung des letztern und seiner Mutter, daß nur Kjöprülü ihnen Krone, Freiheit und Leben zu gewährleisten im Stande und treulichst gewillt sei, sicherte ihm die unbedingte Zustimmung zu allen seinen, oft von unglaublicher Geringschätzung von Menschenleben zeugenden Beschlüssen; wenn er sich auch der Sorge um Selbsterhaltung gegen neidische Intriguen nicht ganz entziehen konnte, so brauchte doch seine Thätigkeit nie in ihr aufzugehen. Uebrigens kannte er, obwol er im Anfange seines Vezierats die Welt einigemal mit Umwandlung der über hochgestellte Gegner ausgesprochenen Todesstrafe in Verbannung überraschte, keine Gnade, kein Verzeihen, und was ihm bisweilen als Milde angerechnet wurde, pflegte nur ein Vertagen der Hinrichtung auf geeignetere Zeit zu sein.

Kjöprülü begann seine Regierungsthätigkeit mit unblutiger Stillung eines Anschlags der mohammedanischen Orthodoxen wider die mystischen Derwischorden; die Hauptstadt konnte daraus entnehmen, daß es nunmehr mit Meuterei in jeder Form ein Ende habe. Kaum daß die Leistungsfähigkeit der von ihm getroffenen Vorkehrungen ihm klar geworden, als er sich daran machte, für eine im Frühlinge desselben Jahres stattgehabte Revolte Rache zu nehmen, wo der junge Sultan vom Pöbel nach dem sich über der Serailmauer erhebenden Alai-Kiosk citirt und genöthigt worden war, sich mit den Häuptern von 30 Hof- und Staatsbeamten, unter andern denen seines ersten schwarzen und weißen Eunuchen, das Leben zu erkaufen. Sechzig Häupter von Anstiftern jener Bewegung, namentlich von vornehmen Spahi, ließ Kjöprülü unter den Fenstern desselben Kiosk niederlegen und dann eine Menge Janitscharen, Dschebedschi's, Artilleristen u. s. w., welche die Aufstände zu Räubereien benutzt hatten, und sogar von Bürgern, welche die von jenen geraubten Gegenstände gekauft, erdrosseln und ins Marmarameer werfen. Nachdem er so der Bevölkerung Konstantinopels einen heilsamen Schrecken eingejagt, wandte er sich nach den Dardanellen wider die Venetianer, welche ein Jahr vorher die osmanische Seemacht aufs Haupt geschlagen und die Inseln Lemnos und Tenedos erobert hatten. Die osmanische Flotte zeigte sich auch diesmal der venetianischen in keiner Weise gewachsen; da aber ein glücklicher Schuß von dem türkischen Fort Kum-Kal'a das feindliche Admiralschiff in Brand gesteckt und den Admiral Mocenigo getödtet hatte, so war das Resultat der Expedition ein glückliches, und die beiden genannten Inseln wurden zurückerobert. Es galt nunmehr, die Autorität des Großherrn auch in den Provinzen wiederherzustellen und die Aufstände zu stillen, von denen derjenige des Abasa-Hassan Pascha von Aleppo im Bunde

2) Kubbe Wesiri. Nach einer Einrichtung Sultan Mohammed's II. hatten die sieben vornehmsten Veziere das Recht, unter dem für den Großherrn errichteten Thronhimmel, der Kubbe, Aufstellung zu nehmen. Die diesem Rechte entnommene Titulatur ist also derjenigen der Pascha's verwandt: Beamte, welche zu den Füßen des Schah, Pâ-i-Schâh, zu stehen oder niederzuhocken die Befugniß hatten.

mit den Paschas von Damaskus und Anatolien der gefährlichste war. Abasa verlangte vom Sultan die Absetzung Kjöprülü's, welcher binnen Jahresfrist mehr als 1000 Janitscharen und Spahi habe hinrichten lassen, worauf er sich sofort unterwerfen werde; der Sultan aber erklärte sich unbedingt für Kjöprülü. Der Krieg verlief nicht sehr ruhmvoll, ein Feldherr Kjöprülü's, Murtesa Pascha, wurde sogar einmal empfindlich geschlagen. Abasa hatte die Hoffnung, die ganze Großherrliche Armee zu sich herüberzuziehen, zu welchem Zwecke er mehrern tausend Spahi befahl, sich als Ueberläufer in das türkische Lager zu begeben und dort heimlich für ihn Propaganda zu machen. Durch seine Spione aber erfuhr Kjöprülü den Plan und ließ 1300 Spahi, die bei Nachforschung, ohne in der Musterrolle verzeichnet zu sein, im Lager vorgefunden wurden, ohne weiteres enthaupten. Inzwischen gewann Kjöprülü durch das Prästigium der von ihm vertretenen Sache täglich mehr an Boden, sodaß Anträge auf friedliche Beilegung, die er auf indirectem Wege an Abasa gelangen ließ, ein lebhaftes Entgegenkommen fanden. Kjöprülü, welcher in den Besitz Aleppos gelangt war, ließ ihn sammt den Vornehmsten seiner Anhänger und seiner Leibwache dahin locken, um die Aussöhnung perfect zu machen, und ihn nach einem fröhlichen Mahle mit allen seinen Leuten durch Murtesa Pascha meuchlerisch abschlachten. 30 Köpfe von Paschas und Begs wurden, mit Stroh ausgestopft, nach Konstantinopel geschickt, von wo eine Belobigung Murtesa's als Antwort zurückkam. — Mit gleicher Rücksichtslosigkeit suchte Kjöprülü auch im Auslande das Ansehen des Sultans herzustellen. Rakoczy, tributpflichtiger Fürst von Siebenbürgen, hatte sich wider den Willen der Pforte an einem Kriege Schwedens wider die Polen betheiligt und auch sonst ein Gelüst nach Unabhängigkeit verrathen. Kjöprülü ließ, um ihn zu züchtigen, durch die Tataren der Krim sein Land furchtbar verwüsten und erschien sodann (im J. 1657) selber mit dem osmanischen Heere, eroberte die Burgen Rakoczy's und ernannte einen neuen Fürsten Achatz Barcsai, welcher statt der bisherigen 15,000 Dukaten einen Jahrestribut von 40,000 Dukaten entrichten mußte. Ueberhaupt betrachtete er die christlichen Mächte, wie mancher ungebildete Türke noch heutigentages, als durch die Ungunst der Zeiten noch nicht unter das ihnen gebührende Joch gezwängte Rebellen gegen die Autorität des Sultans. Die Botschafter citirte er einfach vor sich, sei es nach dem Pfortengebäude in Konstantinopel, sei es nach Adrianopel, woselbst der Sultan häufig Hof hielt, um über dies und das Rechenschaft zu geben. Dem Sohne des französischen Botschafters de la Haye, Herrn von Vantelet, ließ er die Bastonnade ertheilen, weil derselbe sich weigerte, eine durch Verrath in türkische Hände gerathene chiffrirte Depesche zu entziffern, und als der Botschafter selbst eilig nach Adrianopel gereist kam, warf Kjöprülü ihn sammt seinem Sohne in den Thurm, wo sie während des Feldzuges nach Siebenbürgen schmachten mußten. Ja die Folgen solch schnöder Behandlung des Vertreters der wichtigsten europäischen Macht schreckten ihn so wenig, daß er denselben wegen einer Zolldefraudation eines französischen Schiffes bald darauf abermals einsperren ließ, bis er sich mit einer Geldsumme loskaufte. Dem Nachfolger de la Haye's, Blondel, verweigerte er die Ehre, dem Sultan vorgestellt zu werden; den polnischen und den russischen Gesandten ließ er wegen angeblicher Etiketteversäumnisse aus dem Hause herausprügeln.

Kjöprülü starb am 31. Oct. 1661, achtzig Jahre alt, an Altersschwäche. Bei seinem Tode konnte man ihm nachrechnen, daß gegen 36,000 Personen während seines fünfjährigen Vezierats durch ihn das Leben eingebüßt; aber er hatte den an den Rand des Verderbens gebrachten Staat neu gekräftigt, dem zuchtlosen Volke mit Schrecken gepaarte Achtung vor der Regierung eingeflößt, die Armee wieder zu einem schneidigen Werkzeuge gemacht, die Flotte verstärkt und verbessert, die finanziellen Schwierigkeiten gehoben, die Provinzialverwaltung umgestaltet, der Vergewaltigung des Schwachen durch den Mächtigen zu eigennützigen Zwecken ein Ende bereitet. Ein Mausoleum, das er sich an der Divanstraße in Konstantinopel errichtet, ein geräumiger Kuppelbau, war auf sein Geheiß mit Weizen angefüllt worden, um behufs seiner Bestattung von den Armen der Hauptstadt ausgeleert zu werden und mit seinem Inhalte als großartiges Almosen zu dienen.

Mohammed Kjöprülü hatte vor seinem Ende dem Sultan seinen nur sechsundzwanzigjährigen Sohn Ahmed als denjenigen bezeichnet, welcher allein sein Werk fortzuführen im Stande sei, und Mohammed IV., damals zwanzigjährig, ließ sich, ohne eigene Energie, die thatsächliche Fortsetzung der Bevormundung durch die Familie Kjöprülü gern gefallen. Obwol die Vererbung des Vezierats nicht allein allem Herkommen, sondern auch dem Staatsprincipe des osmanischen Reichs durchaus entgegen war, so übernahm Ahmed doch gleich am 1. Nov. 1661 unbeanstandet die Staatssiegel. Von seinem Vater, welcher, selber ein illiteratus, die Vorzüge einer gelehrten Bildung zu schätzen wußte, dem Ulema-Stande gewidmet, hatte Ahmed mit großer Auszeichnung den Studien obgelegen und war schon mit 16 Jahren, also lange vor der Erhebung seines Vaters, zu dem Grade eines Muderris (Professor der Theologie und Jurisprudenz) an der Moschee Mohammed's II. in Konstantinopel gelangt. Später trat er, wol auf den Betrieb des Vaters, in den Staatsdienst ein und entwickelte als Statthalter von Erzerum und von Damaskus eine nicht geringe Begabung für diese neue Lebensbahn. Als sein Vater, an unheilbarer Wassersucht leidend und dem Ende nahe, obwol an Geist und Willenskraft noch ungebeugt, eines Gehülfen bedurfte, wurde Ahmed als Istambol Kaimakamy, d. i. Vice-Vezier, nach Konstantinopel berufen, in welcher Stellung es ihm nur einen Monat auf den ihm zugedachten hohen Beruf sich vorzubereiten vergönnt war. An den Bestrebungen des Vaters hielt auch der Sohn fest; aber, durch Naturanlage und Bildung milder gesinnt, entsagte der letztere den entsetzlich blutigen Wegen jenes. Doch spielte auch in seinem Vezierat der Henker eine große Rolle; an seiner Befugniß, lediglich als Vorsichts-

maßregel gelegentlich einige Hinrichtungen zu verfügen, hat er ebenso wenig je gezweifelt wie irgendein anderer Großvezier seiner Zeit. Gleichwol ist ihm der Gegensatz zu seinem Vater zu statten gekommen und hat ihm einen Namen der Milde und Gerechtigkeit gemacht, der unter weniger barbarischen Verhältnissen ganz unbegreiflich sein würde. An glänzenden Erfolgen fehlte es seinem fünfzehnjährigen Vezierate, dem längsten, von dem die osmanische Geschichte meldet, keineswegs. Er wußte die Finanzen in geordnetem Zustande, die weiten Provinzen in vollkommener Unterwürfigkeit zu erhalten, sodaß es ihm leicht wurde, einer Vorschrift seines Vaters gemäß, die turbulenten Janitscharen durch auswärtige Kriege zu beschäftigen und zu großartigen Expeditionen die nöthigen Armeen auf die Beine zu bringen. Der erste Krieg, den er führte, war der Ungarische in den Jahren 1663 und 1664 wegen Siebenbürgens, damals eines Tributärstaates der Pforte, für welchen Oesterreich das Recht freier Fürstenwahl verlangte, während die Türkei nicht nur den Fürsten nach Willkür ein- und absetzen wollte, sondern am liebsten das Land ganz in ein Paschalyk verwandelt hätte. An der Spitze von 120,000 Mann rückte Ahmed Kjöprülü im J. 1663 in das österreichische Ungarn ein, schlug die kaiserliche Armee bei Parkany, eroberte Neuhäusel (Uiwar), Neutra und Serinwar, verlor dann aber durch einen Winterfeldzug des Gegners Neutra wieder und erfuhr den 31. Juli 1664 bei St.-Gotthard an der Raab von Montecuculi eine schwere Niederlage, welche diesmal den weitern Eroberungsplänen der Pforte ein Ziel steckte. Dennoch war der darauffolgende Friede von Waswar (Eisenburg) durch Ahmed's Geschicklichkeit vortheilhafter für die Türken als für die Oesterreicher, welche in Beziehung auf Siebenbürgen nichts durchsetzten und das wichtige Neuhäusel nebst Serinwar an die Pforte verloren. Noch erfolgreicher war Ahmed's zweiter Krieg, den er mit der Republik Venedig um die seit 460 Jahren von derselben besessene Insel Kreta führte. Schon seit dreiunddreißig Jahren wurde auf der Insel von Türken und Venetianern um die Herrschaft gestritten; immer aber widerstand den erstern die feste Hauptstadt Kandia, ohne deren Besitz die von den Osmanen gewonnenen Gebietstheile keine Sicherheit boten. Die Behauptung Kandias galt daher als ein allgemeines Interesse der Christenheit, weshalb der Papst, die maltesischen Ritter und außer zahlreichen italienischen französische und deutsche Edelleute den Venetianern in der Vertheidigung zur Seite standen. So dauerte denn auch die Belagerung zwei und ein halbes Jahr (vom 28. Mai 1667 bis zum 6. Sept. 1669); sie kostete unglaublich viel Kriegsmaterial und Menschenleben, denn der Verlust der Christen wird auf 30,000 Mann, derjenige der Türken auf 100,000 Mann geschätzt, und führte nur durch Aushungerung zum Ziel. Nach endlich erfolgter Uebergabe wurde die Stadt von den Venetianern zur Freude Ahmed's vollständig geräumt und konnte nunmehr mit Mohammedanern neu besiedelt werden. Dieser Ausgang des Krieges erregte in Konstantinopel den größten Enthusiasmus und wurde durch das ganze Osmanische Reich mit Freudenfesten und Illumination gefeiert. — Ahmed's dritter Krieg galt der Ausdehnung des Pfortengebietes im Norden und wurde wider Polen geführt. Den Vorwand gaben die Kosacken der Ukraine, welche, um die polnische Oberherrschaft abzuschütteln, sich unter den Schutz des Sultans stellten. Im J. 1672 rückte Ahmed durch die Moldau in die polnische Provinz Podolien ein, eroberte die Hauptstadt Kameniez und zwang den König Michael Koribut zu dem demüthigenden Frieden von Bucsacs, durch welchen die Pforte nicht allein die Ukraine, sondern auch Podolien und außerdem noch einen Jahrestribut zugesichert erhielt. Mit diesem Frieden aber war eine Partei im Lande, an deren Spitze der Großmarschall Johann Sobiesky stand, unzufrieden. Der letztere setzte den Krieg fort und brachte dem Großvezier bei Chocim, 11. Nov. 1673, eine so schwere Niederlage bei, daß die Türken zu neuen Truppenaushebungen schreiten mußten. Es wurde sodann mit wechselndem Glücke noch drei Jahre lang gestritten, während welcher Zeit Sobiesky an Stelle des im J. 1674 verstorbenen M. Koribut König von Polen wurde, Ahmed Kjöprülü jedoch wegen Erkrankung den Oberbefehl des türkischen Heeres seinem Schwager und Kaimakam Kara-Mustapha abtrat. Allmählich aber erschöpften sich die Hülfsquellen des Königreichs, sodaß Sobiesky sich zu dem Frieden von Zurawna (27. Oct. 1676) verstehen mußte, durch welchen Podolien und fast die ganze Ukraine der Türkei abgetreten, der so sehr getadelte Friede von Bucsacs also der Hauptsache nach bestätigt wurde. Ahmed überlebte diesen Friedensschluß nur um einige Tage; er starb an der Ergenehbrücke im Paschalyk Adrianopel den 30. Oct. 1676 nur 41 Jahre alt an der Wassersucht, welche er sich durch unmäßigen Genuß von Spirituosen zugezogen. In seinen Beziehungen zu der europäischen Diplomatie war er kaum weniger roh als sein Vater; den französischen, den russischen, den polnischen Botschafter ließ er wegen angeblicher Etikettevernachlässigung vor dem Sultan theils aus dem Audienzsaale hinausprügeln, theils zu Boden werfen. Seine militärisch-politischen Erfolge gaben allerdings dem türkischen Reiche eine Ausdehnung, welche es weder vorher noch nachher jemals besessen; da er aber — auch hier seinem Vater gleich — nicht organisirte und assimilirte, sondern nur eroberte, so konnten die Erfolge dem Reiche nicht zugute kommen, und auch wenn er länger gelebt hätte, würden die Mängel des fehlerhaften Systems nicht gezögert haben, sich geltend zu machen. Der Abfall der Kosacken an Rußland veranlaßte schon nach wenigen Jahren den ersten unglücklichen Krieg der Pforte mit dem Zaren, und nicht minder führte die von Ahmed eingeleitete politische Maßlosigkeit in den Beziehungen zu Oesterreich zu den Rückschlägen, welche bald die Grundfesten des Reiches erschüttern sollten. Sultan Mohammed IV. stand bei Ahmed's Tode im sechsunddreißigsten Lebensjahre, und es scheint, daß er auf Antrieb eigennütziger Hofbeamten, denen die Vormundschaft der Kjöprülü verhaßt war, den Bruder Ahmed's, Mustapha Kjöprülü, verschmähte und das Reichssiegel dem Schwager desselben, Kara-Mustapha, welcher soeben als Kaimakam den pol-

nischen Krieg beendet, anvertraute. Diese Wahl war eine unglückliche, Kara-Mustapha war eitel, jähzornig und grausam und konnte es nicht hindern, daß sofort wieder der Einfluß der Weiber und Eunuchen sich in den Staatsgeschäften fühlbar machte. Indessen gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn so, daß ein Angriffskrieg leichten Erfolg zu verheißen schien. Die jesuitische Politik des Kaiserhauses brachte eine Beunruhigung der Gemüther unter den zahlreichen Nichtkatholiken zu Wege, und die Unzufriedenheit fand in dem Tökölischen Aufstande ihren Ausdruck. Der alte Zwist wegen der Stellung Siebenbürgens zur Pforte hatte den Krieg längst vorbereitet, welcher im J. 1683 wirklich ausbrach. Mit einem prächtigen Heere von 200,000 Mann rückte Kara-Mustapha durch Ungarn vor Wien, welches er zur Hauptstadt eines zweiten Türkenreiches zu machen beabsichtigt haben soll. Die heldenhafte fünfundvierzigtägige Vertheidigung der Stadt decimirte die Invasionsarmee, welche sodann, durch die unter Sobiesky heranrückenden Entsatztruppen am 12. Sept. 1683 aufs Haupt geschlagen, in völliger Auflösung ihr Heil auf der Flucht durch Ungarn suchte. Damit war die Reihe von Verlusten und Niederlagen der Osmanen eingeleitet, welche der Herrschaft dieser im Norden von Donau und Save ein Ende machten; denn es fehlte die kräftige Hand, welche nach den unglücklichen Schlachten von St.-Gotthard und Chocim die noch immer imposante Macht des Staates zu concentriren gewußt hatte. Nach Kara-Mustapha traten in rascher Folge Ibrahim, Suleimân und Sijawusch Pascha als Großveziere an die Spitze des Staates und des Heeres, der letztere schon wieder einem Janitscharenaufstande seine Ernennung verdankend, welche der Sultan dann gutzuheißen genöthigt wurde. Außer den Nachrichten von Siegen der Kaiserlichen trafen in Konstantinopel solche von Eroberungen der Venetianer ein; die Aufregung des Volkes steigerte sich von Tag zu Tage; schon sah sich der Sultan wieder genöthigt, wie vor der Berufung des ersten Kjöprülü, die von ihm geforderten Köpfe hoher Staatsdiener seiner Selbsterhaltung zu Liebe ohne Einwendung zu bewilligen. In seiner Noth berief er den früher von ihm verschmähten jüngern Bruder Ahmed Kjöprülü's, Mustapha, von den Dardanellen, deren Commandant er war, als Kaimakam nach Konstantinopel. Aber es war zu spät, die Ulema hatten schon seine Absetzung beschlossen. Mustapha betrieb selber diese, weil ihm Mohommed IV. unrettbar verloren schien, zu Gunsten seines Bruders Suleimân; nur wußte er solche Vorkehrungen zu treffen, daß der Thronwechsel ohne Blutvergießen von statten ging (November 1687). Aber wie vordem dem Harem Mohammed's IV., so war Mustapha Kjöprülü jetzt den meuterischen Janitscharen ein Dorn im Auge; nachdem die letztern mit dem Großvezier Sijawusch Pascha von der ungarischen Grenze in Konstantinopel eingetroffen, mußte auf ihr Verlangen der Kaimakam abgesetzt und wieder nach den Dardanellen entfernt werden. Nach seinem Abgange brachen für die Hauptstadt schlimme Zeiten herein; die Janitscharen erhoben sich gegen ihr eigenes Geschöpf, Sijawusch Pascha, tödteten denselben, schändeten seinen Harem und begingen selbst für das Konstantinopel jener Zeit unerhörte Greuel, bis eine Gegenrevolution der bessern Elemente der mohammedanischen Bevölkerung sie in ihre Schranken zurückwies. Diese Zwistigkeiten waren den Reichsfeinden zugute gekommen; die Oesterreicher überschritten die Donau, eroberten Belgrad, Semendria, die Städte an der Morawa, ferner Nisch und sogar Uskub (Stoplia) auf der südlichen Abdachung der Balkanhalbinsel. Der Nachfolger Sijawusch Pascha's im Vezierat, Ismail, zeigte sich diesen Verhältnissen gegenüber rathlos, und so wurde denn im November 1689 Mustapha Kjöprülü zum zweiten mal, jetzt aber als Großvezier, von den Dardanellen nach der Hauptstadt berufen. Seine erste Sorge in der neuen Stellung galt den zerrütteten Finanzen des Staates; neue, ebenso drückende wie uneinträgliche Steuern schaffte er ab und hielt sich, echt türkisch, um den augenblicklichen Verlegenheiten zu begegnen, zunächst an die Vermögen der unter seinem letzten Amtsvorgänger reich gewordenen Großwürdenträger, bis es ihm gelang, in einer Tabackssteuer eine ergiebige Einnahmequelle zu eröffnen. Zugleich drang er auf Vereinfachung der Lebenseinrichtung; eine Menge Gold- und Silbergeschirr des Hofes, zum großen Theil von durch Botschafter überreichten Geschenken fremder Regierungen herrührend, ließ er sich verabfolgen, um es zusammt seinem eigenen Silbergeschirr, welches er hergab, einschmelzen und für den Staatsschatz vermünzen zu lassen. Schon durch seinen Namen besserte sich der Geist der Truppe, und bald ließ sich ein erster Erfolg seiner Amtsführung, der Rückzug der Oesterreicher von ihrem vorgeschobenen Posten in Uskub, verzeichnen. Im Mai 1690 rückte Mustapha selber ins Feld, eroberte Pirot, Nisch, Widdin, Semendria, Belgrad, und kehrte erst nach Konstantinopel zurück, als es ihm gelungen, die Kaiserlichen vollständig aus den Gebieten im Süden von Donau und Save zu vertreiben. Hoffnungslose Erkrankung des Sultans Suleimân in Adrianopel verzögerte die Wiedereröffnung der Kriegsoperationen im folgenden Jahre 1691; offenbar glaubte der Großvezier angesichts des unpatriotischen Neides, der ihm an einflußreichen Stellen gewidmet wurde, den Thronwechsel abwarten zu müssen, um durch die Bestätigung seiner Würde vom neuen Sultan den Folgen einer demoralisirenden Unsicherheit unter seinen Truppen zu begegnen. Als aber die Krankheit sich in die Länge zu ziehen schien und beunruhigende Nachrichten von den Bewegungen der Oesterreicher eintrafen, brach er dennoch am 23. Juli auf, setzte über die Save und stieß auf die Kaiserlichen unter dem Markgrafen von Baden bei Slankamen auf dem rechten Donauufer. Am 19. Aug. kam es daselbst zu einer mörderischen Schlacht, in welcher fast die gesammte türkische Armee vernichtet wurde und der Großvezier den Tod fand, den er wahrscheinlich selber gesucht hatte. Sein Leichnam wurde nicht aufgefunden. Gleich nach dem Aufbruche des Heeres von Adrianopel war Sultan Suleimân gestorben und sein jüngerer Bruder Ahmed hatte als der zweite des Namens den Thron bestiegen. Die Bestätigung im Vezierat hatte dem Mustapha

nicht gefehlt; aber er mochte fühlen, daß er einerseits den Janitscharen und andererseits dem Sultan gegenüber sich nur als Sieger werde behaupten können, und daß, wenn er den Tod auf dem Schlachtfelde, nach islamitischen Begriffen ein Glaubensmartyrium, scheue, die seidene Schnur seiner warte. Mustapha's Vezierat dauerte also keine vollen zwei Jahre; aber seine gesammte Thätigkeit während dieser Zeit läßt bedauern, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, seinem Vaterlande länger zu dienen. Er starb 53 Jahre alt. Wie sein Bruder Ahmed war er literarisch gebildet und nicht blos ein Kenner des islamitischen Gesetzes, sondern auch ein ascetisch strenger Befolger desselben. Er galt aus diesem Grunde für einen Feind des Christenthums; jedoch war er es, der zuerst sämmtlichen Beamten des Reiches sorgfältige Schonung der Christen zur Pflicht machte, welche letztern, wenn sie die Kopfsteuer entrichtet, auf denselben gesetzlichen Schutz Anspruch haben sollten wie die Mohammedaner. Seine staatsmännische Einsicht bewies er auch durch seine Bemühung um Verbesserung der Verkehrsverhältnisse. Manche auf dem Handel schwer lastende Binnenzollschranke beseitigte er, verschiedenen Regalien entsagte er; er wollte, daß Handel und Wandel frei sei, denn er betrachtete die Wohlhabenheit der Bürger als unumgängliche Voraussetzung staatlichen Gedeihens. Seine Zeitgenossen gaben ihm den wohlverdienten Beinamen Fâsil, der Ausgezeichnete, Tugendhafte.

Schon vor Mustapha Kjöprülü's Uebernahme der Reichsgeschäfte waren unter dem Vorwande, den Regierungsantritt Suleimân's zu notificiren, Friedensunterhändler nach Wien gesandt worden, welche aber, da der siegreiche Kaiserstaat ihre Ansprüche zurückwies, überzeugt, daß ein nachtheiliger Friede ihnen den Kopf kosten würde, nichts ausgerichtet hatten. Nach der Niederlage von Slankamen wurden die Verhandlungen unter englischer und holländischer Vermittelung wieder aufgenommen, zogen sich aber aus denselben Gründen resultatlos in die Länge. Der Tod Sultan Ahmed's II., welcher, wie vor ihm sein Bruder Mohammed IV., an der Wassersucht verstarb (Februar 1695), machte ihnen ein Ende, denn der neue Sultan, Mustapha II., der älteste Sohn Mohammed's IV., während der Machtentfaltung des Staates unter den beiden ersten Kjöprülü aufgewachsen, träumte von ähnlichen Erfolgen der osmanischen Waffen, wie sie das 16. Jahrhundert gesehen. Der vierundzwanzigjährige junge Mann stellte sich selber an die Spitze seines Heeres, führte dasselbe noch im J. 1695 über die Donau und errang einige Vortheile, während gleichzeitig sein Kapudan-Pascha, der ehemalige Korsar Mezzomorto, die Venetianer schlug und ihnen das von ihnen eroberte Chios wieder abnahm. Das folgende Jahr wurde zu umfassenden Rüstungen benutzt, denn auch die Russen unter Peter dem Großen hatten die damals türkische Festung Asow angegriffen und nach zweimaliger Belagerung erobert. Erst im J. 1697 im August glaubte der Sultan es mit dem wichtigsten seiner Gegner, mit Oesterreich, aufnehmen zu können, und brach an der Spitze von 130,000 Mann in Ungarn ein.

Es gab damals noch einen hervorragenden Vertreter des Geschlechts der Kjöprülü, nämlich Hussein Pascha, Sohn des Hassan, eines jüngern Bruders Mohammed's, also Vetter Ahmed's und Mustapha Fâsil's, von dem Volke während des langen Vezierats des erstgenannten dieser Brüder Amudschasadeh, Oheims-Sohn, zubenannt. Von dem Vorleben desselben weiß man wenig; er scheint älter gewesen zu sein als seine Vettern, denn er wird bei seinem Eintreten in die Geschichte unter Sultan Mustapha II. immer als ein betagter Greis dargestellt. In seiner Jugend war er wegen lockern Wandels als Sandschak von zwei Roßschweifen nach Schehrsôr in Kurdistan relegirt worden, hatte dann als Statthalter in Amasia, in Karamanien u. s. w. gestanden, war zweimal Kaimakam von Stambul gewesen, hatte sich als Befehlshaber der Dardanellenschlösser an der Rückeroberung von Chios betheiligt und stand jetzt in gleicher Eigenschaft in Belgrad, woselbst die Nähe des Krieges eine besondere Tüchtigkeit des Commandanten nöthig machte. Bei einem in Belgrad vor dem Beginn der Feindseligkeiten abgehaltenen Kriegsrathe hatte Hussein sich gegen den vom Sultan beabsichtigten Zug durch die banater Pußten auf Szegedin zu erklärt und vielmehr gerathen, sich auf dem mehr Hülfsmittel bietenden rechten Donauufer zu halten. Die Nichtbeachtung dieses Rathes führte zu der furchtbaren Niederlage, welche der Prinz Eugen bei Szenta den Türken beibrachte, und aus welcher der Sultan nur mit genauer Noth unter Einbüßung eines Theiles seines Harems sich nach der damals noch türkischen Festung Temeswar rettete, während sein Großvezier mit unter den Todten war. Gleich von Temeswar aus vertraute der Sultan dem Hussein mit der Großvezierwürde die Reichssiegel, und sicher ist es seinen verständigen Anordnungen zuzuschreiben, daß die Folgen des österreichischen Sieges sich nicht noch weit verderblicher für die Pforte gestalteten. Der Sultan stand damals, außer mit Oesterreich und Venedig, noch mit Polen und mit Rußland im Kriege, und außer vielleicht in Polen hatten seine Heere überall schwere Verluste erlitten. Hussein erkannte, daß allseitiger Friede und längere Ruhe Lebensbedürfniß für den erschöpften Staat sei, und England ließ sich abermals angelegen sein, für einen Ausgleich der Differenzen seine Stimme zu erheben. Die Sache zog sich in die Länge, weil die für die Friedensverhandlungen von dem Kaiserhofe vorgeschlagene allgemeine Grundlage des uti possidetis bei den Polen, weil ihnen ungünstig, auf Widerstand stieß, sodaß zuvörderst zu Gunsten dieser Macht eine Abweichung vereinbart werden mußte. Darüber verfloß längere Zeit, und erst am 7. Nov. 1698 konnte der Congreß der betheiligten Mächte, welcher zu Karlowitz an der Donau tagen sollte, zusammentreten. Die Verhandlungen dauerten bis zum 26. Jan. 1699, an welchem Tage ein Friede auf 26 Jahre geschlossen wurde. Die Pforte verlor dadurch Siebenbürgen und Ungarn bis auf die Festung Temeswar, welche noch türkisch blieb, Podolien und die Ukraine, Asow mit seinem Gebiete, die Morea, Dalmatien; um diesen ungeheuern Preis war der Friede für die durch äußere und innere

Feinde dem Verderben nahe gebrachte Pforte nicht zu theuer erkauft. Der Abschluß des Tractats von Karlowitz, wozu von seiten eines türkischen Großvezīers großer moralischer Muth gehörte, war, was die äußere Politik anbetrifft, die wichtigste That Hussein's. Die innere Politik dieses Staatsmannes anlangend, ist auch bei ihm, wie bei seinem Vetter Mustapha, die Fürsorge für die Christen bemerkenswerth; in der Erhaltung des steuerzahlenden, vorzugsweise gewerbthätigen christlichen Elements erkannte er so sehr eine Grundbedingung für das Wiederaufblühen des Reiches, daß er den Masseübertritten zum Islam, welche damals aus gewissen christlichen Gegenden gemeldet wurden, entgegenzuwirken keinen Anstand nahm. Auch verschaffte er den Rajahs eine so rücksichtsvolle Behandlung, daß viele nach Südungarn ausgewanderte Serben seiner Aufforderung zufolge in die Türkei zurückkehrten, wozu allerdings auch die von Jesuiten beeinflußte innere Politik Oesterreichs das Ihrige beitragen mochte. Auch die Franken, d. h. die in der Türkei lebenden europäischen Ausländer, die diplomatischen, resp. consularischen Vertreter und die Kaufleute, hatten sich von ihm einer angemessenen, gerechten Behandlung zu erfreuen. Bedauerlicherweise konnte der Kislar-Agha sich nicht in die ihm durch Hussein's straffe Ordnungsliebe angewiesene Stellung finden und wußte ihm theils persönliche Kränkungen zuzufügen, theils durch Intriguen seine Anordnungen zu vereiteln. Da der Großvezier hiergegen bei dem charakterlosen Sultan keinen Beistand fand, so bat er im J. 1703 um seine Entlassung, welche ihm in Ehren gewährt wurde. Mit ihm trat der letzte der vier berühmten Kjöprülü vom Schauplatze der Geschichte ab, nachdem er fünf Jahre lang die Großvezierwürde bekleidet. Man kann von ihm sagen, daß, obwol schon längst keine Aushebung von christlichen Knaben für das Janitscharencorps stattgefunden hatte, die Abschaffung dieses die christlichen Nationen decimirenden Kinderzinses[3]) durch die von ihm proclamirten Ansichten auch principiell bestätigt wurde.

Im ganzen haben die vier Kjöprülü 27 Jahre lang innerhalb eines halben Jahrhunderts das Heft der Staatsregierung in Händen gehabt und durch ihre Festigkeit und patriotische Hingebung in Glück und Unglück den zweifelhaft gewordenen Fortbestand des Osmanenreiches gesichert. *(G. Rosen.)*

KOPROLITHEN nennt man die im fossilen Zustande erhaltenen Excremente von Thieren. Es sind meist rundliche, längliche, gelblichweiße oder bräunliche Massen von verschiedener Größe, die oft auf ihrer Oberfläche spiral gewundene Furchen zeigen, welche von den Falten des Enddarmes jener Thiere herrühren. Im Innern enthalten sie oft noch Beutereste, wie Knochensplitter, Zähne, Fischschuppen. Zuweilen sind sie durch phosphorsaures Eisen schön blau gefärbt. Sie finden sich in den verschiedensten Formationen, besonders häufig im Kupferschiefer, in der Jura- und Kreideformation, und entstammen meistens Raubfischen oder Eidechsen (Sauriern). Zum Theil wurden sie auf besondere Thierspecies zurückgeführt, wie Macropoma Fromenteli Ag. auf einen Haifisch u. a. Auch in der Diluvialzeit finden sich derartige Reste, z. B. in den Knochenhöhlen, wie in der Hyänenhöhle von Kirkdale in Yorkshire. Als eine koprolithische, der Jetztzeit angehörige Bildung ist der Guano (s. d.) anzusehen. Wegen ihres hohen Gehaltes an Phosphorsäure können sie als Düngemittel verwendet werden. *(E. Geinitz.)*

KOPTEN (Copti, Cophti, Coptitae für das arabische Qobṭ, eine fehlerhafte Aussprache für das correcte Qibṭ, von ⲄⲨⲠⲦⲒⲞⲤ für *Αἰγύπτιος*)[1]) werden seit dem Anfange des 16. Jahrh. die christlichen Nachkommen der alten Aegypter genannt, die sich von den moslimischen Bewohnern des Nilthals auch durch ihre alte, nunmehr ausschließlich kirchliche Sprache unterscheiden. Nachdem das Christenthum unter Kaiser Nero in Aegypten Eingang gefunden hatte, ward es gerade hier, wo die alten Culte unter der Herrschaft des griechischen und römischen Geistes längst in Verfall gerathen waren, um in der Mitte des 3. Jahrh. gänzlich vergessen zu werden, mit freudigem Eifer gepflegt und ausgebildet und hat sich, kaum geduldet und aller Verfolgung zum Trotz, durch die Zeiten des römischen Heidenthums, der byzantinischen Willkür, des arabischen Hasses und der türkischen Gleichgültigkeit, wiewol kümmerlich, bis auf den heutigen Tag erhalten. Unter den fremden Dynastien, welche die Kopten seit 1800 Jahren ertragen haben, ist ihr Einfluß auf die Entwickelung des Landes stets nur ein geringer gewesen, da sie dem öffentlichen Leben meist nur in niedrigen Stellungen eingeordnet waren. Ihre Geschichte ist daher die ihrer Kirche, deren Gründung die Sage auf den Apostel Markos, ihren ersten Bischof, zurückführt. Das Erzbisthum oder Patriarchat von Alexandrien besteht noch heute; die Reihenfolge seiner Inhaber muß daher den Rahmen bilden, in welchen sich die geschichtlichen Zustände der Kopten einfügen.

Wenn auch die älteste Geschichte der koptischen Kirche, der ein Clemens und ein Origenes angehörten, uns zuverlässiger durch griechische Autoren, wie Eusebios, überliefert wird, so sind wir doch für das jakobitische Schisma ganz auf die koptische und die sie allmählich im 12. und 13. Jahrh. ablösende arabische Literatur angewiesen. Es fehlt nicht an koptischen Werken, welche einzelne Begebenheiten und Charaktere, namentlich der ältern

3) Die Einforderung des gesetzlichen Knabenzinses war nicht durch eine Anwandlung von Menschlichkeit sistirt worden, sondern weil die Mohammedaner den Christen den privilegirten Janitscharendienst nicht gönnten und selbst die Stellen ausfüllen wollten. Es war dies nur ein Abusus, den ein kräftiger Sultan einmal wieder hätte abstellen können, wenn nicht Hussein Kjöprülü's Begründung der Wiederherstellung des alten Verfahrens entgegengewirkt hätte.

1) Andere Ableitungen des Namens, wie von Koptos oder von Jakobiten, sind unrichtig. Arabische Geschichtschreiber, z. B. Abulfidâ, gebrauchen den Ausdruck القبط auch für die alten Aegypter. Vgl. über die Erklärung des Namens J. S. Assemani, Della nazione dei Copti in A. Mai, Scriptorum veterum nova collectio e codicibus vaticanis edita (Rom 1831), V. 2, 172 fg.

Geschichte, behandeln, aber eine zusammenfassende Darstellung in dieser Sprache ist uns nicht erhalten geblieben.[2]) Die Namen der Patriarchen pflegen in ein Gebet der koptischen Liturgie des Kyrillos eingeschlossen zu werden und sind uns so mehrfach überliefert.[3]) Ausführlichere Nachrichten gewähren uns arabische Schriften. Die berühmteste Geschichte der alexandrinischen Patriarchen ist die des Bischofs von Eschmunein Abba Sevêros ibn Elmuqaffa' aus dem J. 971 n. Chr., die bis zum 62. Patriarchen reicht, in der Handschrift der pariser Bibliothek aber von andern bis auf den 75. fortgesetzt ist.[4]) Eine allgemeine koptische Chronologie in 50 Kapiteln verfaßte 1257 mit vieler Sorgfalt Petros Abu-Sâkir ibn Elrâhib abil-karam el-muhaddib; sie ist das schon bekannte „Chronicon orientale", dessen letztes Kapitel die Geschichte der Patriarchen bis zum 76., in der von uns benutzten Handschrift bis auf unser Jahrhundert fortgeführt, enthält.[5]) Eine Chronologie in 15 Kapiteln verdankt man auch einem der hervorragendsten koptischen Gelehrten der arabischen Epoche, dem Abu Ishak Ibrahîm ibn Fachr-eldaulah Abilmufaddal ibn El-'assâl, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. blühte; der Vatican besitzt eine Handschrift derselben aus dem J. 1070 d. M., in welcher die Reihe der Patriarchen von späterer Hand bis zum 86. fortgesetzt ist.[6]) Einen chronologischen Kanon der Patriarchengeschichte stellte ferner Abulbarakât ibn Kibr um 1363 auf, zu einem „Misbâḥ el-ẓolmah wa'îḍâḥ el-ohidmeh" betitelten Buche über den Glauben und die Kirche in 24 Kapiteln.[7]) Aus diesen und andern Quellen hat der arabische Geschichtschreiber Maqrîzî (gest. 1440/41) in seinen „Chiṭaṭ" II, p. 480 fg. mit großem Fleiße eine koptische Geschichte zusammengetragen, die namentlich über das Verhältniß der ägyptischen Christen zu den Moslimen höchst schätzbare Mittheilungen macht.[8]) Wenig hat der melikitische Patriarch Eutychius oder Sa'îd ibn Batrik (gest. 940) in seinem „nazm el-gauhar" zur Geschichte der jakobitischen Kirche beigetragen[9]), mehr hat El-makin Girgis ibn Hâmid, ein Jakobit, der einem spätern Zeitalter (1223—73) angehört, in seine Geschichte der Khalifen eingeflochten.[10]). Es wird so bald nicht gelingen, die mancherlei Widersprüche dieser Gewährsmänner auszugleichen, und für den gegenwärtigen Zweck müssen wir uns begnügen, den in sich einheitlichen Angaben des Ibn Râhib zu folgen, die einem wohlgeprüften Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte der morgenländischen Völker entsprechen und sichtlich aus jetzt verlorenen Quellen geflossen sind.[11])

Die Kopten bedienen sich in ihren geschichtlichen Werken verschiedener Zeitrechnungen, deren Kenntniß zum Verständniß ihrer Literatur erforderlich ist. Ihr Jahr ist das der alten Aegypter von 12 Monaten zu je 30 Tagen und 5 oder (alle vier Jahre) 6 Schalttagen am Ende (piabot n kuzi „der kleine Monat"); es hat sich mit den gleich zu erwähnenden Namen seiner Monate bis in die Jetztzeit im Gebrauche erhalten.[12]) In der ältesten Zeit datirten die Kopten, in Uebereinstimmung mit der Sitte ihrer Vorfahren, ohne Zweifel nur nach den Jahren der römischen Kaiser. Im 4. Jahrh. wurde dafür die Zeitrechnung nach den Indictionen oder Steueranlegungen (kopt. sep), dem im byzantinischen Reiche und im Abendlande so gewöhnlichen Cyklus von 15 Jahren, dessen Anfang auf den 1. Sept. 312 fällt, eingeführt. Der Anfang der einzelnen Indictionen scheint aber in Aegypten, namentlich im 7. Jahrh., geschwankt zu haben, dagegen im 8. Jahrh. mit dem koptischen Neujahr zusammengefallen zu sein, worauf die Rechnung ganz außer Gebrauch

---

2) Einige Fragmente einer sahidisch-koptischen Patriarchengeschichte, welche den 19., 20., 23. und 24. Erzbischof behandeln, befinden sich unter den borgianischen: No. CLX. (Zoega, Catal. p. 257 fg.); Fragmente, die zu No. CLXI. desselben Werkes gehören, hat von Lemm in St.-Petersburg gefunden. 3) Einen ersten Katalog der Patriarchen veröffentlichte danach Ath. Kircher in seinem Opus tripartitum (Rom 1643) p. 518 fg. Eine Liste derselben Art enthält eine gute Handschrift der berliner Bibliothek, Mscr. orient. quart. 398, f. 91 v. fg. 4) Dieses Werk hat Renaudot seiner ausführlichen Historia patriarcharum alexandrinorum (Paris 1713) zu Grunde gelegt; und ihm folgte M. Le Quien in seiner Uebersicht im Oriens christianus (Paris 1740) II. col. 328—615 und Index p. X—XXIV. Einige arabische Excerpte daraus machte Abraham Echellensis (Eutychius vindicatus) bekannt. — Aus einer andern Handschrift, die nur 46 Patriarchen enthält (vgl. Acta Erudit. Lips. a. 1727, p. 285 fg.), sind No. 2—11 arabisch von J. F. Rehkopf (Vitae patriarcharum alexandrinorum, specimen I. et II. Lips. 1758—1759) veröffentlicht. No. 1. Das Leben des Apostels Markos hat J. J. L. Bargès als Anhang seiner arabischen „Homélie sur St. Marc par Anba Sévère" (Paris 1877) nach der pariser Handschrift edirt. Dies mi'mar ist übrigens von Abba Severos, dem Bischofe von Nesteraweh, im 9. Jahrhundert n. Chr. koptisch geschrieben und von einem Abba Athanasios ins Arabische übersetzt. 5) Vgl. Chronicon orientale Petri Rahebi latinitate donatum ab Abrahamo Ecchellensi (Paris 1651, nova editio 1685), — nunc nova interpretatione donatum a Jos. Sim. Assemano Syro Maronita (Venedig 1729). Das Werk ist auch in der Ge'ez-Sprache erhalten.. Ein Verzeichniß der koptischen Patriarchen findet sich in der berliner Ge'ez-Handschrift Quart. 341. 6) Einige Nachricht von dem Werke gibt Assemani, Bibl. orient. (Rom 1719) I, 623. — Ibn-'Assâl verfaßte außerdem einen Nomokanon, das bekannte alphabetische Wörterbuch der koptischen Sprache und mehrere andere Werke.

7) Mitgetheilt von J. M. Vansleb, Histoire de l'église d'Alexandrie fondée par S. Marc (Paris 1677) p. 301 fg. 8) Besonders edirt ist der Abschnitt von H. J. Wetzer (Solisbaci 1828), und vollständiger von F. Wüstenfeld (Göttingen 1845). 9) Eutychii annales ed. Pococke (Oxonii 1658). 10) Historia saracenica ed. Th. Erpenius (Lugd. Bat. 1625). Der von Erpenius übersetzte Theil dieses Geschichtswerkes erwähnt die jakobitischen Patriarchen vom 38. bis zum 69. Auf diesem Werke und dem Chronicon orientale beruht die Darstellung der Patriarchengeschichte von Sollier in den Acta Sanctorum Bolland. Tom. V. Junii (Antwerpen 1709). 11) Ich benutze die Handschrift der berliner Bibliothek, Mscr. orient. fol. 434, die man dem Rev. Lieder verdankt. Sie ist eine neuere Copie einer Handschrift aus dem J. 1310 d. M., die sich in der Bibliothek des Patriarchats zu Kairo befindet. Von der lateinischen Uebersetzung des Abraham Echellensis habe ich die zweite Ausgabe von 1685, S. 88—119, verglichen. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß sich die verschiedenen Autoritäten über die Geschichte der Patriarchen häufig widersprechen. 12) Im geschäftlichen Verkehr legt man noch heute der Rechnung gern die koptischen Monate unter, weil sie alle 30 Tage haben.

kam.[12]) Erst seit der arabischen Herrschaft findet sich die Aera, welche mit der Regierung Diocletian's beginnt und nach den blutigen Verfolgungen der Christen unter diesem Kaiser die „Aera der Märtyrer" (ta'rîch el-šuhadâ) genannt wird. Ihr Anfang steht auf dem 29. Aug. 284 n. Chr., einem Neumondstage und daher auch dem Anfange eines neunzehnjährigen Cyclus lunaris. Um eine diocletianische Jahreszahl (x) auf unsere Aera zu bringen, zählt man 283 dazu (x + 283); wenn dann $\frac{x}{4}$ keinen Rest oder $\frac{x+283}{4}$ den Rest 3 läßt, so entspricht der 30. Aug. dem 1. Thoth, bei einem andern Reste der 29. Aug.[13]) Es ist demnach:

1. Thôth (arab. tût, I.) . . . . . 29. oder 30. Aug.
1. Paophi (bâbeh, II.) . . . . . 28. oder 29. Sept.
1. Athyr (hatûr, III.) . . . . . . 28. oder 29. Oct.
1. Choiak (kijahk, IV.) . . . . . 27. oder 28. Nov.
1. Tybi (tûbeh, V.) . . . . 27. oder 28. Dec.
1. Mechir (amšîr, VI.) . . . . . 26. oder 27. Jan.
1. Phamenôth (barmahât, VII.) 25. oder 26. Febr.
1. Pharmuthi (barmûdeh, VIII.) 27. März
1. Pachôn (bašens, IX.) . . . . . 26. April
1. Payni (ba'ûneh, X.) . . . . . 26. Mai
1. Epiphi (ebîb, XI.) . . . . 25. Juni
1. Mesôre (misrâ, XII.) . . . . 25. Juli
1. Epagomene (nesi, XIII.). . . 24. August.

Der Anfang des neuen Jahres Christi (284) fällt also auf den 5. oder 6. Tybi der Kopten. Es ist ferner zu bemerken, daß nach der gregorianischen Kalenderreform (1582 bis 24. Febr. 1700) der erste Thoth dem 8. und 9. Sept., dann (bis 1800) dem 9. und 10. Sept. und gegenwärtig dem 10. oder 11. Sept. entspricht, und demnach unser Neujahr auf den 15. oder 16. (bez. 16. oder 17. und 17. oder 18.) Tybi fällt — auf die letztern Tage, wenn das vorhergehende Jahr der Kopten oder unser folgendes Jahr ein Schaltjahr ist.

Zu gelehrten Zwecken bedienen sich die nachislamischen Kopten auch einiger andern Aeren, namentlich um die Ereignisse zu bestimmen, welche vor Diocletian liegen. So haben sie vielleicht mitunter die Aera Nabonassar's (26. Febr. 747 v. Chr.) gebraucht, aber wol nur zu astronomischen Berechnungen[15]); gewöhnlicher ist bei ihnen die Aera Alexander's (die philippische Aera), deren 1. Jahr das 5182. der Weltära ist und in das 319. Jahr v. Chr. fällt.[16]) Noch häufiger trifft man in koptischen Schriften die Aera nach der Erschaffung der Welt, die sogenannte alexandrinische Weltära, die vor der Aera Christi 5500 Jahre und vor der Diocletian's 5775 Jahre zählt, aber streng genommen mit dem 19 Phamenoth beginnt.[17]) Dabei ist zu bemerken, daß die dionysische Aera vulgaris die Incarnation 7 Jahre 241 Tage früher als jene auf Anianos und Panodoros, die im Anfange des 5. Jahrh. lebten, zurückgehende ansetzt; demnach entspricht der 1. Jan. 1 unserer Aera dem 5. Tybi 5493. Vertraut sind die Kopten auch mit dem zum Behuf der Osterberechnung gefundenen und von der Weltära an als „Perioden" gezählten Cyclus lunisolaris von 532 Jahren; er ist hervorgegangen aus dem Sonnencirkel von 28 Jahren, nach welchem die gleichen Wochentage wieder mit den gleichen Monatstagen zusammentreffen, und aus dem Mondcirkel von 19 Jahren, nach welchem sich die Neumonde wieder an denselben Tagen des Sonnenjahres ereignen.[18]) Diese kalendarischen Berechnungen haben in der koptischen Kirche viel Wichtigkeit gehabt, und es sind ihnen viele Schriften gewidmet. Die Aera der „Sarazenen", d. h. der Higrah, wenden die Kopten nur selten neben der christlichen an; sie beginnt mit dem 16. Juli 622.[19])

Die Bischöfe der alexandrinischen Kirche unter den römischen Kaisern waren nach den Angaben der Kopten die folgenden:

1.	Markos	7	Jahre(?)			bis 76	†	30. Pharm.
2.	Anianos	18	Jahre	216	Tage	76—94	†	23. Athyr
3.	Milios (Aimilios, Abilios)	12	„	286	„	94—107	†	1. Thoth
4.	Kerdon	10	„	280	„	107—118	†	11. Payni
5.	Primos	12	„	52	„	121—133	†	3. Mesore
6.	Justos	10	„	315	„	133—144	†	12. Payni
7.	Eumenios (Eumenes)	10	„	122	„	144—154	†	10. Paophi
8.	Markianos	9	„	86	„	154—164	†	6. Tybi
9.	Keladion (Klaudianos)	14	„	183	„	164—178	†	9. Epiphi

13) Das Steuerjahr السنة الخراجية hat in einer gewissen Form noch bis in die arabische Zeit bestanden. „Der Anfang des Steuerjahres bei den Aegyptern ist der erste Barmudeh (Pharmuthi); nach ihm rechneten die Behörden in Aegypten die Steuerjahre. Und so oft zwischen dem Steuerjahre und dem Mondjahre ein Abstand vorhanden war, wurden die Steuerjahre durch Erlässe der Khalifen auf die Mondjahre übertragen." So sagt Ibn Râhib in seiner Chronologie S. 175 manuscr. Vgl. Aegypt. Zeitschrift 1884, S. 160 fg. 14) Vgl. Ideler, Handbuch der Chronologie I, 143 fg., 161 fg. 15) Kircher, Opus tripartitum p. 544. Dodâ'i irrt, wenn er sagt, daß die Kopten vor Diocletian den تاريخ الجتنصر gehabt hätten (Pococke, Specimen historiae Arabum p. 178). 16) Bekanntlich erfolgte der Tod Alexander's, von dem sie rechnen, vielmehr am 11. Juni 323. Die Chronologie der Kopten hat überhaupt nur eine relative Richtigkeit. 17) Nach der Weltära rechnet auch Ibn Râhib. Doch wird die Differenz von 208 Tagen nicht berücksichtigt. 18) Diese verschiedenen Zeitrechnungen wendet eine koptische Handschrift im Vatican nebeneinander an. Vgl. Zoega, Catal. p. 19; Lagarde, Aegyptiaca p. 37. 19) Merkwürdigerweise stellt die Datirung eines Papyrus (Revillout, Papyrus Coptes p. 1) das J. 451 d. M., d. i. 735 n. Chr., mit dem J. 114 d. Higrah zusammen (statt mit 117), indem sie Sonnenjahre statt der kürzeren Mondjahre rechnet.

Nr.	Patriarch	Jahre	Tage	Zeit	†
10.	Agrippinos	11 Jahre	211 Tage	178—190	† 5. Mesore
11.	Julianos[20]) (Julios)	10 „	33 „	190—200	† 8. Pharm.
13.	Demetrios I.	32 „	219 „	200—232	† 12. Paophi
12.	Hierokles (Heraklos)	16 „	56 „	232—248	† 8. Choiak
14.	Dionysios	19 „	281 „	249—269	† 3. Thoth
15.	Maximos	12 „	211 „	269—282	† 14. Pharm.
16.	Theonas	9 „	263 „	283—292	† 2. Tybi
17.	Petros I. ἱερόμαρτυρ	10 „	333 „	292—303	† 29. Athyr
18.	Archelaos (Achillas)	— „	200 „	303—304	† 19. Payni.

Von der Wirksamkeit dieser ersten Patriarchen steht wenig fest. Unter dem 12., der aus dem Bauernstande hervorgegangen war, hatte sich die Zahl der christlichen Bekenner so gemehrt, daß er drei Unterbischöfe einsetzen mußte; unter seinem Nachfolger wurden deren schon zwanzig nöthig. Der christliche Geist bewährte sich in dieser heidnischen Zeit der ersten Patriarchen im Leiden. Unter den 14. fällt die Verfolgung unter Kaiser Decius, in der die Märtyrer Sergios, Merkurios u. a. ihren Glauben mit dem Blute bezeugten. Die größere und schwerere Verfolgung, von der an die diocletianische Aera gerechnet wird, brach unter dem Patriarchen Petros aus, der ihr selbst zum Opfer fiel. Die berühmtesten Märtyrer der Kirche, deren Andenken noch immer gepflegt wird, haben damals die Krone des Glaubens errungen. Allen voran stellen sie Georgios pimeliton, Theodoros pistratêlatês, der mitunter als Drachentödter bezeichnet wird, Abba Mena den Libyer, Abba Victor und seinen Genossen Claudius, Phoibammon, Kolluthos, Panesnêu und viele andere, deren Glaubenseifer und muthiges Dulden sie in zahlreichen, nur zu oft unglaubwürdigen Enkomien gefeiert haben.

Die ersten Patriarchen in dem christlichen Reiche Konstantin's des Großen bis zum Schisma waren:

Nr.	Patriarch	Jahre	Tage	Zeit	†
19.	Alexandros I.	22 Jahre	308 Tage	304—327	† 22. Pharm.
20.	Athanasios I.	46 „	15 „	327—373	† 6. Pachon
21.	Petros II.	5 „	288 „	373—379	† 20. Mesorie
22.	Timotheos I.	6 „	156 „	379—385	† 26. Epiphi
23.	Theophilos I.	27 „	87 „	385—412	† 18. Paophi
24.	Kyrillos I.	31 „	255 „	242—443	† 3. Epiphi
25.	Dioskoros I.	14 „	69 „	443—458	† 7. Thoth.

Unter den christlichen Kaisern ließ der dogmatische Streit über die Natur Christi die Zeiten der Kirche nicht ruhiger. Der 19. Patriarch führte 325 den Vorsitz in der Synode zu Nicäa, welche die Lehre des Areios verdammte; und mit den Anhängern dieses Ketzers, dem der Heiland nur das erste Geschöpf Gottes war, hatte sein Nachfolger, der berühmte Kirchenvater Athanasios, der ihn vielmehr für eine Person gleiches Wesens mit dem Vater (ὁμοούσιος) hielt, die heftigsten Kämpfe zu bestehen, die ihn viermal von seinem Sitze vertrieben. Seinen Nachfolger schickte Valens eine Zeit lang in die Verbannung. Während nun der 22. Patriarch an der ersten Synode in Konstantinopel, und der 24., der Kirchenvater und Gegner des Nestorios, Kyrillos, an der in Ephesus theilnahmen, brachte es Dioskoros, der 25., zu einem vollständigen Bruche, indem er auf der Räubersynode zu Ephesus 449 die monophysitische Lehre des Eutyches eifrigst vertheidigte und sich auf dem Concile zu Chalcedon 451 von der allgemeinen Lehre der griechischen Kirche, die der Kaiser Marcian in Schutz nahm, entschieden lossagte.

Diese Epoche ist aber für die Entwickelung der Kirche in Aegypten die bedeutsamste geworden, indem die Macht des christlichen Geistes über die engen Kreise der alexandrinischen Gelehrten hinaus nun alle Schichten des ägyptischen Volkes aufs tiefste bewegte. Vermuthlich wurde damals nach der Recension des Hesychios der Bibeltext festgestellt, von dem einzelne Theile ohne Zweifel schon in dem vorigen Zeitraume in den oberägyptischen Dialekt übersetzt waren.[21]) Noch läßt sich an dem Texte dieser Version erkennen, daß sie Revisionen erfahren hat. Ob die übrigen drei koptischen Uebersetzungen der Bibel, von denen wir wissen, in so alte Zeit hinaufreichen; ist sehr fraglich. In Oberägypten war es auch, wo sich, abseits von den Kämpfen der Kirche, jener wunderbare Eifer, Gott durch einsames Gebet und frommes

20) So überliefert auch der Syrer und der Armenier bei Schöne, Eusebii chronica II, p. 172. 216. — Die in Parenthese eingeschlossenen Formen sind nicht koptische.

21) Ueber diese Frage spricht sich St. Ev. Assemani, Biblioth. mediceae catalogus p. 54, folgendermaßen aus: „Versionis copticae auctores fuerunt Anachoretae illi sanctissimi, qui eremos Aegypti incolebant anno Christi circiter CCCXXXVI, quo tempore, teste Nicephoro, studium sacrarum literarum in Thebaide et per totam passim Aegyptum maxime florebat: quod et laudatum martyrologium in prima prolusione mensis Thoth aperte dicit: praecipuam monachorum eius temporis occupationem fuisse sacra biblia e graeca, chaldaica et hebraica in linguam ipsis propriam copticam nimirum, transferre.“

beschauliches Leben zu dienen, entfaltete. Es entstand das **Mönchthum**, welches den Aegyptern aus einem angeborenen, mit dem Christenthume nicht in unmittelbarer Verbindung stehenden Drange nach Verinnerlichung erwachsen ist.[22]) Durch griechische und demotische Papyre wird bezeugt, daß schon mit dem heidnischen Serapeum in Memphis ein vollständig geordnetes Klosterwesen verbunden war. In enge Zellen zogen sich hier in der Wüste Eremiten von der Welt zurück, um sich in stiller Abgeschiedenheit dem Dienste des Serapis zu weihen; bis in das 3. vorchristliche Jahrh. reichen die Nachrichten über diese *κάτοχοι* oder *ἐγκεκλεισμένοι* (reclusi).[23]) Chäremon macht über die Enthaltsamkeit solcher Priester, deren es ohne Zweifel in mehrern Tempeln des Landes gab, einige Mittheilungen.[24]) Sie erinnert an die Kasteiungen der oberägyptischen Doketen[25]); und das einsame und enthaltsame Leben der jüdischen Therapeuten, welches Philo schildert, bildet jedenfalls ein vergleichbares Seitenbild aus früherer Zeit.

Als die unmittelbaren Vorläufer des Mönchthums pflegen zwei Männer zu gelten, über welche wenig Geschichtliches verbürgt ist.[26]) „Der erste Eremit“ wird Abba Paulos genannt, der in Oberägypten bis in das 4. Jahrh. lebte; aber Thatsächliches weiß die „Vita Pauli monachi“ des Hieronymus über denselben nicht zu berichten. Ebenso hat sich die Sage des Abba Antonios (gest. 356) bemächtigt, der jenem Paulos nahe gestanden haben soll und unter Konstantin dem Großen den klösterlichen Ideen im ganzen Lande Freunde erwarb; die „Vita Antonii“, die dem Athanasios zugeschrieben wird, hat die neuere Kritik diesem Kirchenvater aus manchen innern Gründen abgesprochen. Die eigentlichen Väter des Mönchstandes sind Pachomios und Makarios. Abba Pachomios (Pachôm, Pahôm, Pahômo, Pahômd gest. 348), in Esne von heidnischen Aeltern geboren, ward der Urheber der Koinônia und gründete in Oberägypten, zuerst in Tabennêse zwischen Hou und Denderah, die großartigen Klöster, in denen er bald Hunderte und Tausende von Brüdern unter äußerst strenger Zucht zu einem Gott gefälligen Leben vereinigte. Seine Schöpfungen sind die ⲥⲟⲟⲩϩⲥ[27]), von denen der heil. Hieronymus redet. Als sein Lehrer wird Abba Palamôn genannt, seine hervorragendsten Schüler waren Abba Petrône, Abba Theodôre und Abba Horseêse. Minder streng waren die religiösen Genossenschaften, welche an den Natronseen in der libyschen Wüste nach dem heil. Antonios und Abba Makarios dem Aegypter namentlich Abba Makarios der Alexandriner der Jüngere oder der Große begründete.[28]) Verdiente Nachfolger dieses Leiters waren Abba Môyses, Abba Pischôi, Abba Pamun, Abba Paphnuti, Abba Daniel, Johannes Kolobi (elqaṣîr) u. s. w., deren Andenken lange in Nitria und Skiathis (ϣⲓⲏⲧ, شيهات) und am Berge Pernûz gepflegt wurde. Diese Klosterleute, welche dem ascetischen Leben in seiner Unterordnung unter die Häupter der Gemeinschaft und bei der Ausübung ihres Berufs oblagen, sind die ⲣⲉⲙⲁⲃⲏⲧ, von denen Hieronymus tadelnd spricht.[29]) Außerdem gab es Anachoreten, die gänzlich einsam lebten und beteten. Es ist uns über die ältesten Klöster leider wenig Zuverlässiges überliefert worden; die zahlreichen koptischen Schriften über diese Verhältnisse sind meist aus dem Griechischen geflossen.[30]) Was aber Palladius in seiner „Historia lausiaca“, Rufinus in seinen „Vitae patrum“ und Cassianus in seiner Schrift „De coenobiorum institutis“ berichten, ist, obwol von Augenzeugen geschrieben, leider oft nur wenig glaubwürdig.

Aus dieser tief aufgeregten Zeit ist aber auch ein Mann hervorgegangen, von dessen gewaltiger Wirksamkeit wir die gültigsten Zeugnisse besitzen. Es ist der Archimandrit und Prophet **Abba Sinuthios** (ϣⲉⲛⲟⲩⲧⲉ, شنوده), „der Ruhm des Berges Atrêpe“, der während seines 118jährigen Lebens auf die kirchlichen Zustände in Oberägypten einen sehr bedeutenden Einfluß gehabt hat. Er nahm 381 am Concil in Konstantinopel und 431 an dem in Ephesus theil; als Zeitgenosse des Kyrillos scheint er gegen 450 gestorben zu sein. Zahlreiche noch erhaltene Predigten, Ermahnungen und Verwarnungen lehren uns diesen leidenschaftlichen Propheten der Kopten, den man nicht übel mit Mohammed verglichen hat[31]),

---

22) Vgl. Weingarten, Der Ursprung des Mönchthums (Gotha 1877). 23) Vgl. Letronne, Matériaux pour l'histoire du Christianisme en Égypte (Paris 1832) und Brunet de Presle in seiner Ausgabe der griechischen Papyrus du Louvre (Notices et extraits XVIII), Paris 1865, p. 264 fg.; Revillout, Les reclus du Sérapéum in der Revue égyptologique 1, 160. 2, 143. Erinnert sei an die Worte Hadrian's, der die Unbeständigkeit der Aegypter scheltend sagt: „Die Serapisverehrer sind eigentlich Christen; und am Serapis hängen wiederum die, welche sich christliche Bischöfe nennen.“ 24) Porphyrius, De abstinentia 4, 6 fg. 25) Clemens Alexandr., Stromata III, 465. 26) Ganz läßt sich ihre Existenz schwerlich leugnen, denn alte koptische Inschriften (Lepsius, Denkmäler VI, 102, 4), die kaum unter dem Einflusse der griechischen Fabelbücher stehen, stellen Abba Paulos und Abba Antonios ausdrücklich vor Pahômd. Vgl. Mélanges d'archéologie égyptienne I, 175 fg. 27) Dies ist das koptische Wort, welches Hieronymus (Epistolae XI.) Souses oder souches schreibt.

28) Außer diesen beiden Makarios halten die Kopten noch zwei andere hoch: den Bischof M. von Kôû, dessen Leben Dioskoros beschrieben hat (Zoega, Cat. p. 99 fg. und Revillout, Sur les Blemmyes p. 399. 419 fg. und Rev. égyptologique 1, 187 fg.; 2, 21 fg.) und einen Priester Makarios, der unter dem 58. Patriarchen lebte. 29) Hieronymus schreibt irrthümlich Romoboth, Cassianus Sarabaites. 30) Fragmente einer sahidischen Geschichte der Klöster des Pachomios und seiner Nachfolger hat Mingarelli, Aegypt. codd. reliq. p. 149 fg., veröffentlicht. Es sind uns außerdem viele vitae hervorragender Männer aus der ersten Zeit des Mönchthums, sowol in sahidischer als in boheirischer Sprache, erhalten, aber sie gehen auf griechische Originale zurück. Ebenso hat die Darstellung in den sahidischen Apophthegmata patrum (Zoega, Cat. p. 287—361, worüber Champollion in Millin, Magasin encyclop. 1811. 5, 310 zu vergleichen ist) ihre Vorbilder in Cotelier's Monumenta ecclesiae graecae I. und in der Bibliotheca patrum von La Bigne, dem von Pelagius aus dem Griechischen eines Unbekannten übersetzten Werke. 31) Vgl. Revillout in den Comptes rendus de l'académie des inscriptions, 1871, p. 32—43. — Briefe und Reden des Sinuthios enthalten die borgianischen Handschriften CLXXXIV.—

ganz genau kennen. Die Begeisterung und die Leidenschaft stellt er über alles; seine glühende Beredsamkeit wandte sich insonderheit gegen die Heiden, die Heuchler und die Reichen. Seine Macht war so außerordentlich, daß selbst der Kaiser und die Barbaren ihn fürchteten; seine treuergebene Schar durchzog das Land, und einen Lügner durfte er einstmals auf der Stelle niederschlagen. Sein Leben ist uns von seinem Schüler Abba Bêsa beschrieben worden[32]); mit Antonios, Pachomios, Theodoros, Makarios und Möyses wird auch Abba Sinuthios als Vater des Mönchskleides (ⲥⲭⲏⲙⲁ) und als Logothetês der Klöster gefeiert.[33])

Wir können die fortwährenden Fehden, in welche die Trennung von der byzantinischen Staatsreligion die monophysitische oder, wie sie sich von einem eifrigen syrischen Anhänger Jakobus Baradäus nannte[34]), die jakobitische Kirche der Kopten verwickelte, nicht verfolgen. Nach Dioskoros gibt es zwei Patriarchen von Alexandrien, einen koptischen und einen katholischen. Die Kaiserlichen oder, wie sie von den Arabern darauf genannt werden, die Melikiten الملكيّة, sind später die griechisch- oder römisch-unirten Kopten geworden; eine Bibelübersetzung haben sie nicht. Die jakobitischen Kopten, bei weitem die Mehrzahl, haben dagegen immer eine Sonderstellung eingenommen; nur mit diesen haben wir es hier zu thun. Die ersten jakobitischen Patriarchen nach dem Schisma waren:

26. Timotheos II. Ailuros	22	Jahre	330	Tage	458—481	† 7. Mesore
27. Petros III. Mongos	8	„	90	„	481—489	† 2. Athyr
28. Athanasios III.	6	„	323	„	489—496	† 20. Thoth
29. Joannes I.	8	„	24	„	496—505	† 4. Pachon
30. Joannes II. الحبيس	11	„	23	„	506—517	† 27. Pachon
31. Dioskoros II.	2	„	146	„	517—519	† 17. Paophi
32. Timotheos III.	17	„	116	„	519—537	† 13. Mesore
33. Theodosios I.	31	„	135	„	537—568	Payni
34. Petros IV.	1	„	362	„	568—570	† 28. Payni
35. Damianos	35	„	358	„	571—607	† 18. Payni
36. Anastasios	12	„	190	„	607—619	† 22. Choiak
37. Andronikos	6	„	16	„	619—626	† 8. Tybi
38. Beniamên I.	39	„	—	„	626—665	† 8. Tybi

Die beiden Parteien verfolgten einander mit tödlichem Hasse und hatten in dem verderblichen Kampfe, dessen Schauplatz mehr und mehr Unterägypten wurde, abwechselnd die Oberhand. Nach einem Blutbade, welches zu Justinian's Zeiten unter den Kopten angerichtet wurde, mußte sich der jakobitische Patriarch in die entlegenen, noch immer blühenden Klöster von Nitria zurückziehen, in denen damals die nordägyptische Literatur zur Entfaltung gekommen zu sein scheint. Unter dem Patriarchen Anastasios verloren dagegen die Melikiten alle Kirchen. Tod und Verwüstung brachte kurz vor der arabischen Eroberung die kurze Herrschaft der Perser unter Chosroes II. Parwîz über die ägyptischen Christen[35]); aber diese Leiden waren kaum schlimmer, als was die Kopten unter ihrem 38. Patriarchen, der zehn Jahre lang von seinem Stuhle nach Oberägypten flüchten mußte, von den Byzantinern zu dulden hatten. Nachdem es Heraklius gelungen war, die Perser zu vertreiben, erschien (nach der Angabe Ibn Râhib's) am 12. Payni 357 d. M., d. i. am 6. Juni 641, 'Amr ibn El-'âß in Aegypten, dem sich der Statthalter Muqaukis sogleich unterwarf und den die Kopten gewissermaßen als ihren Erlöser begrüßten.

Während der nun folgenden fast 900jährigen Herrschaft der arabischen Emire und Khalifen und der Mamlukenkönige haben die Kopten die folgenden 56 Patriarchen gehabt:

39. Agathos aus Mariût	16	Jahre	273	Tage	665—681	† Paophi
40. Joannes III. aus Samannûd . . .	8	„	55	„	681—689	† 1. Choiak

CCIII (Zoëga, Catal. p. 379—502), CCVIII.—CCXIII. (Z. 517), CCXLVI.—CCXLVII. (Z. 587), CCC.—CCCIII. (Z. 636), vielleicht auch CCXXXVI.—CCXXXVIII. (Z. 571); ferner Mingarelli p. 78 (cf. 529), 314 und 321, sowie ein pariser Manuscript (Devéria no. 3). Einen Brief an die Gemeinde von Psoi edirte Revillout, Mémoire sur les Blemmyes p. 412—3 aus dem Borgianischen Codex CLXXXVIII. Die boheirische Uebersetzung eines Stückes von Sinuthios: ⲟⲩⲗⲟⲅⲟⲥ ⲛ̀ⲧⲉ ⲁⲃⲃⲁ ϣⲁⲛⲟⲩϯ ⲉⲧⲟⲩⲱϣ ⲡ̅ⲃ̅ ⲡ̅ⲉ̅ ⲡ̅ⲁ̅ ⲡ̅ⲉ̅ erwähnt St. Ev. Assemani, Bibliothecae mediceae catal. p. XXXIX. 32) Zoega CLXXXII. und III. p. 377 sahidisch und boheirisch im Cod. XXVI. p. 83 fg. Johannes piamše der Anachoret von Lycopolis war ein Zeitgenosse Schenutes (Z. 140), nicht ist er derselbe (wie Georgi, Fragm. p. CLXIII. meint). 33) Vgl. Mingarelli, Aegyptiorum codicum Reliquiae p. 269. 275: nai ne nlogothetês m peimêêše m monaχos. 34) Andere Vermuthungen über den Ursprung des Namens Jakobiten gibt Maqrîzî, Geschichte der Kopten S. 41, edirt von Wüstenfeld. — Die lateinische Form Jacobini findet sich bei A. Mai, Scriptorum veterum nova collectio e codicibus edita (Rom 1831) V. 2, 175. 35) In jener Zeit lebte der Bischof Pisente in Koptos, dessen Leben uns boheirisch erhalten ist (Zoëga, Cat. p. 41 fg.). Im Louvre befinden sich eigenhändige Schriften dieses Bischofs, welche in seinem Grabe im Kloster Pesenti gefunden sind. Vgl. Comptes rendus de l'académie des inscriptions, 1870, p. 322 fg.

Patriarch						
41. Isaak I.	2	Jahre	336	Tage	689—692	† 2. Athyr
42. Simeon I. der Syrer	7	„	262	„	692—700	† 24. Epiphi
	(Vacanz: 3	„	280	„)		
43. Alexandros II. aus Bene	24	„	283	„	704—729	† 7. Mechir
44. Kosma I. aus Bene	1	„	143	„	729—730	† 30. Payni
45. Theodôros I.	11	„	222	„	730—742	† 7. Mechir
	(1	„	225	„)		
46. Michaêl (Chaêl) I.	23	„	180	„	743—767	† 16. Phamen.
47. Mêna I.	8	„	320	„	767—776	† 30. Tybi
	(—	„	350	„)		
48. Joannes IV. aus Bene	22	„	1	„	777—799	† 16. Tybi
	(—	„	15	„)		
49. Markos II. aus Alexandria	20	„	81	„	799—819	† 22. Pharm.
50. Jakôbos	10	„	298	„	819—830	† 14. Mechir
51. Simeon II.	—	„	234	„	830—830	† 3. Paophi
	(1	„	47	„)		
52. Joseph aus Manûf el-a'lâ	17	„	338	„	831—849	† 23. Paophi
	(—	„	30	„)		
53. Michaêl (Chaêl) II.	1	„	149	„	849—851	† 22. Pharm.
	(—	„	81	„)		
54. Kosma II. aus Samannûd	7	„	133	„	851—858	† 21. Athyr
	(—	„	51	„)		
55. Sinuthios I. aus Batnûn	11	„	—	„	859—870	† 24. Pharm.
56. Michaêl (Chaêl) III.	25	„	39	„	870—895	† 21. Mechir
	(14	„	—	„)		
57. Gabriêl I.	11	„	—	„	909—920	† 21. Mechir
58. Kosma III.	12	„	12	„	920—932	† 3. Phamen.
59. Makarios I. aus Schubrâ	20	„	21	„	932—952	† 24. Phamen.
60. Theophanios aus Alexandrien	4	„	261	„	952—956	† 10. Choiak
61. Mêna II.	17	„	340	„	956—974	† 15. Athyr
	(1	„	—	„)		
62. Abraam der Syrer (Ibn Zer'ah)	3	„	75	„	975—978	†
	(—	„	61	„)		
63. Philotheos	24	„	226	„	978—1003	† 12. Athyr
	(—	„	67	„)		
64. Zacharias aus Alexandrien	27	„	354	„	1004—1032	† 8. Tybi
	(—	„	74	„)		
65. Sinuthios II. aus Ṭarrâneh	14	„	225	„	1032—1046	† 2. Athyr
	(1	„	248	„)		
66. Christodulos	29	„	259	„	1047—1077	† 14. Choiak
	(—	„	72	„)		

Dieser Patriarch verlegte den Sitz des Patriarchats von Alexandrien nach Kairo, woselbst es sich bis heute befindet.

Patriarch						
67. Kyrillos II. aus Aflâqeh	14	Jahre	206	Tage	1078—1092	† 12. Payni
	(—	„	124	„)		
68. Michaêl IV. aus Sengâr (bei Nesteraweh)	9	„	229	„	1092—1102	† 30. Pachon
	(—	„	167	„)		
69. Makarios II.	26	„	41	„	1103—1129	† 23. Choiak
	(2	„	25	„)		
70. Gabriêl II. (Abul'alâ Ṣâ'id ibn Tureik)	14	„	62	„	1131—1145	† 10. Pharm.
	(—	„	90	„)		
71. Michaêl V. ibn Daqbûst	—	„	268	„	1145—1146	† 3. Pharm.
	(1	„	70	„)		
72. Joannes V. ibn Abulfatḥ	18	„	326	„	1147—1166	† 4. Pachon
	(—	„	43	„)		
73. Makarios III. Abulfarag ibn Zer'ah	22	„	205	„	1166—1189	† 6. Tybi
	(—	„	27	„)		
74. Joannes VI. Abulmegd ibn Abugâlib	26	„	343	„	1189—1216	† 11. Tybi
	(19	„	160	„)		
75. Kyrillos III. ibn Laklak	7	„	269	„	1235—1243	† 14. Phamen.
	(7	„	206	„)		

76. Athanasios IV. ibn Kuleil	11 Jahre 56 Tage	1250—1261	† 1. Tybi
77. Gabriêl III. ibn Tureik	„ „	1268—1271	†
78. Joannes VII. ibn Abisa'îd elsukrî . .	29 „ 1 „	—1293	†
	(1 „ 45 „)		
79. Theodosios II. ibn Zueil	6 „ — „	1294—1300	† 6. Tybi
	(— „ 60 „)		
80. Joannes VIII. ibn Isaak el-qiddîs . .	20 „ — „	1300—1320	† 4. Payni
	(— „ 120 „)		
81. Joannes IX.	6½ „	1320—1327	† 2. Pharm.
	(— „ 43 „)		
82. Beniamên II. aus Damaqrâṭ	11 Jahre 7 Monate	1327—1339	† 11. Tybi

In der fast einjährigen Vacanz scheint ein Patriarch Sevêros gewählt worden zu sein, den eine koptische Handschrift der cyrillischen Liturgie an dieser Stelle einschaltet. Er scheint vor den Verfolgungen jener Zeit geflohen und in Theben alsbald gestorben zu sein.[36])

83. Petros V. (David)	8 Jahre 7 Mon. — T.	1340—1348	† 4. Epiphi
	(Vacanz 2 Mon. 4 Tage)		
84. Markos IV. (Faragallah) aus Qaljûb .	14 Jahre 5½ M. — T.	1348—1363	† 6. Mechir
	(3 Monate 6 Tage)		
85. Joannes X. el-šâmî.	6 Jahre 2 Mon. 8 T.	1363—1369	† 19. Epiphi
	(6 Monate)		
86. Gabriêl IV. aus dem Kloster Moḥarraq	8 Jahre 3 Mon. 21 T.	1370—1378	† 2. Pachon
	(40 Tage)		
87. Mattheos I. (el-kebîr)	30 Jahre 2 Mon. — T.	1378—1409	† 5. Tybi
	(4 Monate 3 Tage)		
88. Gabriêl V.	Eingesetzt 26. Pharm.	1409—1427	† 8. Tybi
89. Joannes XI. aus Maqs[37])	„ 16. Pachon	1427—1452	† 9. Pachon
90. Mattheos II. el-ṣa'îdî	„ 13. Thoth	1452—1465	† 13. Thoth
91. Gabriêl VI. el-'arabâwi	„ 15. Mechir	1466—1474	† 19. Choiak
92. Michaêl IV. aus Samalût	„ 13. Mechir	1477—1478	† 16. Mechir
93. Joannes XII. aus Naqqâdah	„ 23. Pharm.	1480—1482	† 7. Thoth
94. Joannes XIII. ibn El-miṣri aus Ṣandafâ	„ 15. Mechir	1483—1524	† 11. Mechir

Die Geschichte der Kopten unter der arabischen Herrschaft ist eine wenig erfreuliche. Hatte es geschienen, daß ihr Verhältniß durch die Invasion sich zu ihren Gunsten geändert hätte, so wurden sie doch bald inne, daß die neuen Herren schlimmer waren als die verhaßten Byzantiner. Wie oft haben ungerechte und habgierige muslimische Machthaber die Kopten gemishandelt und gedemüthigt, ihre Patriarchen gefoltert und gebrandschatzt, ihre Klöster geplündert und ihre Kirchen zerstört! Im Anfange des 8. Jahrh. mußte jeder Kopte eine Legitimation bei sich führen[38]), den Mönchen ward mit eisernem Stempel ein Zeichen auf die Hand gebrannt, und wer ohne dieses Brandmal betroffen wurde, dem wurde die Hand abgehauen. Der Beistand, welchen der König von Nubien Kyriakos 745 dem vielgeplagten Patriarchen Chaêl leistete[39]), und manche Empörungen, wie die des Joannes von Samannûd 749 n. Chr., konnten diese Bedrückungen nicht mildern, und als die Bewohner des östlichen Deltas, die hartnäckigen Baschmûrer, sich 831 zum zweiten mal auflehnten, wurden sie fast vollständig ausgerottet und ihre Frauen und Kinder verkauft.[40]) Zum offenen Krieg konnten sich die Kopten

36) In einem altägyptischen Grabe in 'Abdelqurnah in Theben fand ich folgende koptische Inschrift angeschrieben: Pmannkotk m patriarzês Seuêros, šlêl ezôi naiate! („Die Ruhestätte des Patriarchen Severos — betet für mich, meine Väter!") Vgl. darüber Aegypt. Zeitschr. 1885, S. 98. 37) Vansleb, Histoire p. 329 „de Maks", Ibn Râhib hat unrichtig يوانس بالمقسم بالقاهرة. Die arabische Form يوْانس oder يوْنس entspricht übrigens dem boheirischen IWAΠΠHC und ist nicht Iûnus zu lesen, wie man gemeint hat. 38) Es sind uns ähnliche arabische und koptische Schriftstücke erhalten; vgl. Journal des Savants 1825, S. 463; Revillout, Papyrus coptes p. 103 fg.

39) Das Ereigniß wird sehr übertrieben und mit Widersprüchen erzählt; die hier gegebene Jahreszahl ist die des Ibn Râhib, Manuscr. p. 395. Vgl. Renaudot, Historia p. 222 fg. Die muslimischen Schriftsteller wissen nichts davon. 40) An eine buchstäblich vollständige Ausrottung ist nicht zu denken, da noch unter dem 73. Patriarchen berichtet wird, daß Markos ibn Qanbar mit vielen Baschâmireh zu den Melikiten übergetreten sei (Ibn Râhib, Manuscr. p. 117; Le Quien, Or. christ. II, p. XIX). Die nähern Umstände über die Aufstände der Baschmûrer hat Quatremère, Recherches sur l'Égypte, p. 152, mitgetheilt. Es ist bemerkenswerth, daß der Name „Melikiten" noch heute mit manchen Oertlichkeiten im Buschmûr verbunden ist.

seit jener Zeit nicht mehr erheben, und wenn sie versuchten, sich an den Muslimen durch List und Trug zu rächen oder durch ihren Hochmuth und ihren Starrsinn Aergerniß erregten, so wurden sie durch immer neue Lasten und Demüthigungen bestraft. Fast unerträglich waren die Tribulationen unter Mutawekkil (um 850) und die Drangsale, welche der 55. und 56. Patriarch durch Ahmed ibn Tulun (867—883) erfuhren. Aber die schwerste Bedrückung erlitten die Kopten 1012 unter dem grausamen Khalifen El-Hâkim, der ihnen ein Narrenkleid anzog und ein 5 Pfund schweres hölzernes Kreuz um den Hals hängte; Kirchen und Klöster wurden unter ihm zu Hunderten beraubt und verwüstet. Damals traten viele Kopten zum Islam über. Wieder äußerst heftig waren die Verfolgungen, welche die jakobitische Kirche unter ihrem 78., 80. und 81. Patriarchen zu erdulden hatte. Im J. 1321 wurden aufs neue sämmtliche Kirchen zerstört und ebenso 1354—55, worauf der Uebertritt zum Islam sich im weitesten Umfange wiederholte. So hat sich der größte Theil der Kopten allmählich mit den Arabern vermischt.

Wie Tugend und Tüchtigkeit nur im Lichte der Freiheit und unter dem Schatten der Gerechtigkeit gedeihen können, so haben auch jene leidensreichen Zeiten nur dazu gedient, die Kopten einzuschüchtern, abzustumpfen, zu verhärten, zu verdüstern und zu verbittern. Wie gar wenige Patriarchen, von denen ihre eigenen Geschichtschreiber berichten, daß sie ein musterhafter Lebenswandel ausgezeichnet habe! Häufiger erfahren wir von lasterhaften; mehrere unter ihnen, wie der 56., 57., 63., 65., 75., werden offen der Simonie beschuldigt; aus χειροτονία ward شرطونية „Simonie".[41] Der 60. Patriarch ward ertränkt, der 62. vergiftet. Der 77. und der 78. werden zu gleicher Zeit gewählt[42], und so fehlt es nicht an einem Schisma innerhalb der koptischen Kirche selbst. Auch was die Kopten an eigenartiger Bildung und Literatur besitzen, ward unter solchen Verhältnissen mehr und mehr vernachlässigt; in oberägyptischen Contracten des 8. und 9. Jahrh. begegnen wir Priestern, welche als Zeugen ihren Namen nicht zu schreiben vermögen.[43] Die Schriftsprache ward allmählich die arabische; schon Abba Seuêros[44] bedient sich derselben im 10. Jahrh. Manche Patriarchen haben sich bemüht, die Kirche zu reformiren: Christodulos erließ 1048 Verordnungen zur Kirchenzucht; nach ihm stellte Gabriel II. 30 Canones auf, und endlich erneuerte Kyrillos III. 1238, von den Bischöfen gedrängt, umfängliche Bestimmungen über das kirchliche und bürgerliche Recht.[45] Im 13. Jahrh. sind die großen arabischen Sammlungen der Canones entstanden, welche die Lehre der jakobitischen Kirche in den Aussprüchen der Apostel nach den verschiedenen Fassungen, in den Bestimmungen der Concilien, in den Verordnungen des Athanasios, in den zehn Canones des Bischofs Michaël von Damiette, in denen des Christodulos, Gabriel II. und Kyrillos III. zusammenfassen.[46] Der obengenannte Abu Ishak Ibn 'Assâl[47], sein Bruder Safi-elfadâ'el Ibn 'Assâl[48] und Faragallah El-ichmîmî haben die wichtigsten Werke geliefert, in denen die Lehre der jakobitischen Kirche festgestellt ist. Auch der mehrgenannte Chronolog Abu-Sâkir Ibn Râhib lebte als Diakon an der Mo'allaqah in Kairo im 13. Jahrh.[49], während die gleichfalls berühmten Lehrer der jakobitischen Kirche Abulbarakât Ibn Kibr[50] und Joannes ibn Abi-Zacharia genannt Ibn Sabaa[51] dem folgenden angehören. In dem Maße, wie das Verständniß der alten Literatur verloren ging, mehrten sich die arabischen Uebersetzungen, und seit dem 10. Jahrh. hatte man die koptische Sprache zu lehren begonnen. Einige Aufmerksamkeit wandte man noch der Liturgie und den kirchlichen Büchern zu; 1416 ordnete Gabriêl V. das Passahbuch (kitâb elbashah), welches noch heute im Gebrauche ist.[52] Ziemlich um dieselbe Zeit übersetzte Michaêl der Bischof von Melig das Synaxarium oder Martyrologium[53], in welchem die Heiligenlegenden nach Tagen und Monaten geordnet sind, und schrieb ein Werk über Sekten (elbed'ah).[54] Auch Andachtsbücher entstanden in jener Zeit[55]. Die koptische Sprache war schon fast

41) Renaudot, Liturgiarum orientalium collectio I, 380. 42) Zuerst regierte Joannes 6½ Jahre, dann Gabriel III. 2 Jahre, und darauf wiederum Joannes 22 Jahre. 43) Vgl. Aegypt. Zeitschrift 1875, S. 142 und 1884, S. 152. 44) Außer der Patriarchengeschichte hat er 25 Tractate meist dogmatischen Inhalts verfaßt, einen gegen die Juden, einen gegen Sa'îd ibn Batrik u. s. w. Sie werden erwähnt im Leben des Patriarchen Philotheos (St. Ev. Assemani, Bibliothecae mediceae Laurentianae et Palatinae codienm mms. orientalium catalogus, Florentiae 1742, p. 412). Vgl. J. S. Assemani, Bibliotheca orientalis III, 573: Renaudot, Historia p. 368 und Vansleb, Histoire p. 331; Elmacini historia p. 246.

45) Vgl. Renaudot, Historia p. 582 fg. 46) Vgl. die zweibändige Handschrift im Vatican bei Assemani, Bibliotheca orient. I, 619. 47) Von ihm besitzt man einen auch ins Ge'ez übersetzten Nomokanon in zwei Büchern zu 22 und 29 Kapiteln und die Grundsätze des Glaubens in 70 Kapiteln. (Vgl. Renaudot, Hist. p. 596; Assemani, Bibl. orient. I, 623.) 48) Vgl. Renaudot, Hist. p. 585. 49) Man kennt von ihm noch eine Schrift über die Gottheit Christi, elnešu, 50 Fragen über kanonisches Recht aus dem Jahre 998 d. M. in der Handschrift des Verfassers (Assemani, Bibl. orient. I, 626) und eine grammatische muqaddimeh aus dem J. 980 d. M. (Berl. manuscr. orient. quart. 518, p. 55—128). 50) Derselbe Ibn Kibr ist der Verfasser des sachlich geordneten Wörterbuches el-sullam. 51) Er ist der Verfasser des von Vansleb vielbenutzten Werkes el-gauharah el-nafiseh fî 'ilm el-keniseh in 113 Kapiteln, wie ich aus Assemani, Bibl. orient. 2, 517 entnehme. 52) Renaudot, Historia p. 610 fg. Ibn Râhib schreibt dies irrthümlich Gabriêl III., Vansleb (Hist. p. 62) Gabriêl II. zu. 53) Vgl. J. S. Assemani, Bibl. orient. clem. vat. 1, 624; A. Mai, Scr. vat. nova coll. 3, 92 fg. und St. Ev. Assemani, Bibliothecae mediceae catalogus p. 164—187. Ein Theil des Werkes, Hatûr bis Amschîr, befindet sich in dem berliner Mscr. orient. fol. 565. Wüstenfeld hat dieses Werk übersetzt: Synaxarium oder Heiligenkalender der koptischen Christen (Gotha 1879). Vgl. Nilles in der Zeitschrift für kathol. Theol. (1880), S. 113 fg. 54) Vansleb, Histoire p. 333. 55) Genannt seien Naubet elserib waselwet elwahid von Simeon ibn Makâra Habis (Assemani, Bibl. orient. 1, 626) und „Das Paradies" von Abdallah Abulfarag ibn Eltibi (ebendas. 1, 621).

gänzlich auf den kirchlichen Gebrauch beschränkt, die Literatur nur noch durch Uebersetzungen zugänglich.

Im J. 1517 wurde Aegypten osmanisch; die Reihenfolge der Patriarchen nach dieser Zeit ist nach der kairiner Handschrift die folgende:

Nr.	Name		Eingesetzt	Jahre	†
95.	Gabriêl VII. (Raphaël) . . .	Eingesetzt	4. Paophi	1525—1568	† 29. Paophi
96.	Joannes XIV. aus Manfalût . . .	„	22. Pharm.	1573—1588	† 3. Epagom.
97.	Gabriêl VIII. (Schenûdeh) aus Menbîr[56])	„	16. Payni	1590—	
98.	Markos V. aus Bajâdijeh	„		1602—1618	
99.	Joannes XV. Melebenitês (Mellawi) .	„	10 Jahre		
100.	Mattheos III. aus Tûch	„		um 1637	
101.	Markos VI. aus Bahgûr	„	10 Jahre		
102.	Mattheos IV. (Girgis) aus Mîr . .	„		1660—1675	† 16. Mesore
103.	Joannes XVI. aus Tûch	„	12. Phamen.	1676—1718	† 10. Payni
104.	Petros VI. (Mergân) aus Sijût . .	„	15. Mesore	1718—1726	† 26. Phamen.
105.	Joannes XVII. Elmîlawânî	„	6. Tybi	1726—1745	† 13. Pharm.
106.	Markos VI. (Simeon)	„	24. Pachon	1745—1769	† 12. Pachon
107.	Petros VII. (Joseph)	„	15. Paophi	1769—1796	† 2. Payni
108.	Markos VIII. (Joannes)	„	28. Thoth	1796—1809	† 13. Choiak
109.	Petros VIII.	„	16. Choiak	1809—1854	
110.	Kyrillos IV.			—1861	
111.	Demetrios II.			—1870	
112.	Kyrillos V. (Markos)[57])				

Unter der türkischen Herrschaft konnten die Kopten ziemlich unbehelligt neben den Muslimen ihre christlichen Culte ausüben. Doch hatte sich die Zahl der jakobitischen Christen sowie die ihrer Kirchen und Klöster ganz gewaltig vermindert und Proselyten machte der Islam unter ihnen fortwährend. Ein eigentliches Leben war in dieser Kirche nicht mehr. Mehrere Päpste suchten durch Gesandtschaften auf die Patriarchen der Kopten einzuwirken: wie einst der Papst Eugenius IV. mit Joannes XI. in Berührung gekommen war, so traten nun Pius IV. 1561 mit Gabriêl VII., Gregor XIII. mit Joannes XIV., Sixtus V. mit Gabriêl VIII., Urban VIII. mit Mattheos III. und Clemens XI. mit Joannes XVI. in Unterhandlung[58]); aber einen Erfolg haben diese Vermittelungsversuche nicht gehabt, außer daß unter dem letzterwähnten Papste koptische Zöglinge in die Propaganda zu Rom aufgenommen wurden.

Ueber die heutigen Zustände der Kopten sind wir durch Lane am zuverlässigsten unterrichtet worden.[59]) Nach seiner Angabe beträgt ihre Zahl kaum noch 150,000 Seelen; sie sind besonders in den Dörfern und namentlich im Faijum stark verbreitet. Ihr Typus ist im allgemeinen von dem der muslimischen Aegypter kaum zu unterscheiden; sie haben eine Hautfarbe, die vom Gelblichen bis ins Tiefbraune geht, schwarze glänzende Augen, eine in der Regel gerade und an der Spitze gerundete Nase und dicke Lippen; ihre Statur ist die mittlere. Am Arme zeigen sie dem Europäer gern ein blautätowirtes Kreuz. Sie tragen, namentlich in den Städten, einen schwarzen oder dunkelbraunen[60]), auch wol grauen oder halbbraunen Turban; die Frauen sind wie die muslimischen verschleiert, die vornehmen in der Regel schwarz. Sie sind geistig wohlbegabt und wurden von jeher vielfach als Rechnungsführer, Schreiber oder sonstige Beamte verwendet, daher auch wol schlechthin mo'allim (Lehrer, Meister) genannt. Auch mit Handel und dem feinen Handwerke befassen sie sich gern, auf dem Lande mit Ackerbau. Vom Militärdienste sind sie durch eine besondere Abgabe (gizjeh) befreit. Viele unter ihnen sind wohlhabend. Ihr Charakter hat, namentlich im Vergleich zu dem der Muslimen in Aegypten, wenig Ansprechendes; sie sind scheu, düster, unlustig, betrügerisch, treulos, heuchlerisch, geldgierig, kriechend, herrschsüchtig und hochmüthig. Auch Trunkenbolde finden sich unter ihnen.

Es ist mehrfach bemerkt worden, daß sich unter den Kopten noch einzelne Gebräuche aus der heidnischen Vorzeit der Aegypter erhalten haben. Dazu gehört besonders die Beschneidung, die sie ziemlich allgemein anwenden — nicht nur das *περιτέμνειν* der Knaben im Alter von 7—8 Jahren, sondern auch regelmäßig das *τὰ θήλεα ἐκτέμνειν* (arab. ar-ur, عُرْعُرة).[61]) Weiter erinnern

56) Bei seinem Antritte bestand große Uneinigkeit unter den Kopten. Sie wählten vier Patriarchen und entsetzten ihn, doch kehrte er unter dem Sultan Murâd auf den Bischofsstuhl zurück. Berliner Manuscr. orient. fol. 434, p. 430. 57) Nr. 110—111 finden sich bei Lüttke, Aegyptens neue Zeit 2, 342. Als 112 führt derselbe den Patriarchatsverweser Markos an, der nach längerer Vacanz Patriarch wurde, vermuthlich unter dem Namen Kyrillos. Denn so hieß der Kirchenfürst bei meiner letzten Anwesenheit in Aegypten 1881. 58) Vgl. J. S. Assemani, Della nazione dei Copti e della validità del sacramento dell' ordine presso loro, in A. Mai, Script. vet. nov. coll. V, 2, 175 fg. 59) Manners and customs of the modern Egyptians 2, 278—302. Vgl. Lüttke, Aegyptens neue Zeit (Leipzig 1873), 1, 23 fg.; 2, 334—378.

60) Ein blauer Turban ward den Kopten 1301 vorgeschrieben. 61) Die Beschneidung ist keine religiöse Handlung

der Besuch der Kirchhöfe an einigen Festen und das damit verbundene Sühnopfer an die Sitte der alten Aegypter; sie pflegen dabei einen Büffel oder ein Schaf zu schlachten, um Arme zu beschenken. Auch die Sitte der Klageweiber, welche ihre Todten drei Tage lang und wieder am 7. und 14. Tage beklagen, ist eine althergebrachte. Daß sie sich meist des Schweinefleisches enthalten, hat seinen Grund wol eher in Verhältnissen des Klimas. Im Aberglauben des Volks ist manches offenbar aus uralter Zeit überliefert, was sich auch den muslimischen Aegyptern mitgetheilt hat, namentlich in der Heilkunst. Einen argen Unfug treiben sie mit Amuleten; kranken Kindern pflegen die Mütter lebendig eingewickelte Scarabäen umzuhängen. Manche alte Gebräuche sind nach und nach außer Uebung gekommen, namentlich auch das Märtyrerfest (ʿîd el-šahîd) am 8. Pachon, von dem die arabischen Geschichtsschreiber erzählen.[62])

Die Kopten haben die jakobitische Kirche unverändert in der Verfassung und in der Lehre erhalten, welche in den Canones ihrer Kirchenlehrer niedergelegt sind.[63]) Der Patriarch von Alexandrien hat darüber zu wachen, daß hieran nichts geändert werde. Seine Diöcese umfaßte vormals ein weites Gebiet, wie aus seinem amtlichen Titel hervorgeht: „Der heilige Vater, der große Erzbischof der Stadt Alexandria und Fostat-Babylon und der Nomen Aegyptens, der Thebais und der thebaischen Pentapolis, der afrikanischen Pentapolis und der habessinischen Länder und der Axumiten, endlich Nubiens, Makuris und des obern Landes".[64]) Von den hier genannten zu seiner Jurisdiction gehörigen Ländern hat der Patriarch von Alexandrien Nubien und Makuris, das bald melikitisch und darauf muslimisch wurde[65]), und die Berberei[66]) schon im Anfange des 13. Jahrh. verloren; auch die kleine jakobitische Gemeinde auf der Insel Cypern ist nach der türkischen Eroberung erloschen. Aber noch untersteht ihm das unter Athanasios I. bekehrte christliche Aethiopien oder Habesch, dessen in Gondar residirenden Metropolitân (muṭrân, abuna) er ernennt.[67]) In Aegypten hatte einst jede Stadt einen Bischof, wie denn eine alte Handschrift 95 Bischofssitze aufzählt[68]); im 17. Jahrh. gab es deren noch 17, nämlich Naqqâdah, Girgeh, Abutîg, Sijût, Manfalût, Qosqam, Melaweh, Behneseh, Atfih, Tahâ und Eschmunein, Faijûm, Bilbeis, Mansûrah, Damiette, Menûf, Boheireh und Alexandrien; dann gingen noch 2 ein, und heute sind es noch 12. Der Patriarch (baṭrak), der vor dem Schisma nur Archiepiskopos hieß, wurde früher durch 12 Bischöfe gewählt, jetzt wird er meist aus den Mönchen des Klosters des Antonios ausgelost, wenn er nicht etwa von seinem Vorgänger ernannt worden ist. Der Getroffene hat die Würde des Patriarchen immer ungern auf sich genommen; oftmals wurde er in Ketten zur Stelle gebracht. Er muß unverheirathet sein und Koptisch und Arabisch lesen und schreiben können. Seine Würde verurtheilt ihn zur äußersten Enthaltsamkeit; er ißt niemals Fleisch und lebt fast nur von freiwilligen Gaben. Seine Kleidung ist genau vorgeschrieben: durch das Pallin (arab. bellîn), eine Schärpe am Halse, und durch eine Art Krone, die aus breitem Bande über den Turban geschlungen ist, unterscheidet er sich von den Bischöfen. Auch trägt er einen Krückenstab aus Ebenholz. Es wird ihm mit vieler Ehrfurcht begegnet. Er ist der Oberhirt und bei außerordentlichen Gelegenheiten verrichtet er die Handlungen des Bischofs.

Die koptische Hierarchie zählt 7 Stufen[69]): 1) der Anagnôstes oder Vorleser; 2) der Hypodiakonos, der den Diakonen Hülfe zu leisten hat; 3) der Diakonos (arab. šemmâs), der Gehülfe des Bischofs; 4) der Archidiakonos, der den kirchlichen Dienst im Einzelnen ordnet; 5) der Presbyter (qasîs) oder Priester; 6) der Erzpriester (qummuṣ) oder Hegumenos; 7) der Episkopos (usquf) oder Bischof, über dem der Metropolitan[70]) und der Patriarch stehen. Zu diesen Dienern der Kirche kommen noch die beiden untergeordneten: der Cantor oder Vorsänger (psalmodistes) und der Küster oder Sacristan (arab. qaijim).

Die erforderliche Vorbildung gewinnen die koptischen Priester aus den arabischen Werken über die Lehre ihrer Kirche und aus solchen koptischen Handbüchern, welche neben dem Koptischen die arabische Uebersetzung enthalten. In ihren Knabenschulen, die den muslimischen ganz ähn-

bei den Kopten; sie sollen diese Sitte vielmehr von den Ismaeliten empfangen haben (Vansleb, Histoire p. 78); Ludolf, Comment. ad hist. aethiop. p. 272 fg.). Sie wurde auch keineswegs immer gefordert: einen vom 52. Patriarchen ernannten Metropolitan wollten die in dieser Hinsicht strengen Habessinier nicht annehmen, weil er nicht beschnitten war (Renaudot, Historia p. 286).

62) Maqrizi, Chiṭaṭ 1, 68. 63) Ueber die jakobitische Kirche handelt Joseph Abudacn [ein Pseudonym: Joseph der Bärtige], Historia Jacobitorum seu Coptorum in Aegypto, Libya, Nubia, Aethiopia tota et parte Cypri insulae habitantium. Oxonii 1675. (Wiederholt: Lübeck 1733; Lugd. Bat. 1740; ins Englische übersetzt von E. S. Bart, 2d ed. London 1693); Trommler, Abbildung der jakobitischen Kirche, Jena 1749; und eingehender J. M. Vansleb, Histoire de l'Eglise d'Alexandrie fondée par S. Marc, Paris 1677; auch Eus. Renaudot, De patriarcha Alexandrino in der Liturgiarum orientalium collectio 1, 365—466. Vgl. S. C. Malan, Original documents of the coptic church. London 1872—1875. Ueber die neuesten Zustände berichten Lane l. l., und M. Lüttke, (Aegyptens neue Zeit 2, 334—378) nach Angaben von Missionären 64) Renaudot, Liturg. orient. 1, 370 fg. 65) Von den Bewohnern von Aloah und Muqurrah sagt Elmusabbihî (gest. 1029) in seinem ta'rîch Miṣr: „sie sind jakobitische Christen und lesen das Evangelium in der Sprache der Melikiten الملكانية d. h. in der griechischen, denn sie haben keine Uebersetzung." Berl. msc. orient. Sprenger 12, S. 289. Ueber die Bisthümer von Nubien vgl. Vansleb, Histoire p. 29 fg.; Renaudot, Liturg. orient. 1, 373. 440.

66) Die Bischofssitze in Libya, Pentapolis und Marmarica siehe bei Le Quien, Oriens christianns 2, 618. 631. 67) Ueber die äthiopische Kirche vgl. Le Quien, Oriens christianus 2, 640 fg. und Ludolf l. l. 68) Vansleb, Histoire p. 17 fg.; Renaudot, Liturg. orient. 1, 445 fg. 69) Nach Vansleb, Histoire; J. S. Assemani, Nova collectio V, 2, 187 zählt 10 Stufen. 70) Außer dem Metropolitan von Aethiopien und dem in Jerusalem gab es früher einen Metropolitan von Damiette.

lich sind, beschränkt sich der koptische Unterricht auf das Lesen und Auswendiglernen von Bibelstücken und Gebeten. Von den biblischen Büchern sind das Neue Testament und der Psalter am meisten, auch in den europäischen Drucken, unter ihnen verbreitet. Aus den arabischen Uebersetzungen haben sich einige ein geringes empirisches Verständniß der alten Sprache angeeignet[71]). Die liturgischen Bücher, welche sie bei den verschiedenen kirchlichen Handlungen benutzen, sind die folgenden, theilweise in Rom durch Tuchi veröffentlichten: 1) das Missale, die Liturgien der koptischen Kirche und die Anaphoren des Basilius, Gregorius und Cyrillus (Rom 1836)[72]); 2) das Rituale, die Agende für Taufe, Trauung, Bestattung u. s. w. (Rom 1763); 3) das Pontificale, die Ordinationen der Geistlichen[73]) und die Einkleidung der Mönche (Rom 1761); 4) das Euchologium (Schulegi), das Meßbuch für besondere Feiern (Rom 1762); 5) das Antiphonarium oder *Δεῖπναρ* (Difnâri, Defnâr)[74]), Hymnen auf die Heiligen und Märtyrer nach Tagen und Monaten; 6) die Psalmodie oder die Psalien nebst den Theotokien zum Lobe der Jungfrau Maria (Rom 1764)[75]); 7) das Passahbuch nebst einigen andern für die Fasten- und Osterzeit bestimmten Gebeten. Lectionarien ausgewählter biblischer Stücke (*τμήματα, μέρη, ἀναγνώσεις*) für die einzelnen Tage sind das Katameros[76]) und das Diurnum Alexandrinum (Rom 1750). Des von ihnen gleichfalls werthgeschätzten arabischen Martyrologiums habe ich schon oben gedacht.

Die Kopten haben 7 Sakramente: 1) die Taufe (el-tanṣir), die bei Knaben nach 40, bei Mädchen nach 80 Tagen in Gegenwart der Pathen (ašebîn) durch dreimaliges Untertauchen geschieht, während der Name dem Kinde schon am 7. Tage nach der Geburt beigelegt wird; 2) die Firmelung (el-tet'bît) und das heilige Chrisma (miron)[77]); 3) die Beichte (i'tirâ), bei der früher Geldbußen, jetzt nur Gebet und Prosternation auferlegt werden; 4) die Eucharistie (el qorbân, el seijâdeh), bei der mit Wein befeuchtete runde Kuchen gereicht werden; 5) die Ordination (el kahanût); 6) die Ehe (zawâg), deren Trennung ähnlich wie bei den Muslimen durch Ehebruch oder andere Laster der Frau begründet wird; 7) die letzte Oelung (zeit elqandil oder elmarâdi), die jedoch nur selten beobachtet wird[78]).

Die Kopten haben 7 große Feste ('îd), nämlich 1) el-mîlâd, Weihnachten, am 29. Choiak in der Nacht; 2) el-ġitâs, Christi Taufe, am 11. Tybi in der Nacht, 3) el-bišârah, die Verkündigung Mariä, am 29. Phamenoth; 4) elša'ânîn, Palmsonntag; 5) el-qijâmah oder 'îd el-kebîr, Ostern, in der Nacht; 6) el-ṣo'ûd, Himmelfahrt; 7) el 'anṣarah, weißer Sonntag. Dazu kommen kleinere Feste: 8) chamîs el'ahd, Gründonnerstag mit der Fußwaschung; 9) sebt el-nûr, der folgende Sonnabend, in welchem im Grabe zu Jerusalem angeblich ein Licht erscheint; 10, 'îd el-rusul, das Apostelfest, am 5. Epiphi; 11) 'îd el-ṣalib, die Erscheinung des Kreuzes am 17. Thoth. Viele kleinere Fest- und Gedenktage werden nur noch wenig gefeiert.[79])

Wichtiger als die kirchliche Andacht erscheinen den Kopten die Fasten, deren sie so viele haben, daß sie sich fast 7 Monate im Jahre des Fleisches enthalten. Namentlich werden vier den großen Festtagen vorhergehende Fasten bei ihnen streng beobachtet: 1) el-ṣôm el-kebîr, welches ursprünglich 40 Tage dauerte, nun aber auf 55 Tage ausgedehnt ist, da das Fasten des Heraclius und das ninivitische in dasselbe eingeschlossen werden; 2) ṣôm elmîlâd vor Weihnachten, 40 tägig, jetzt wol nur im ganzen Monat Choiak, vom 66. Patriarchen eingeführt; 3) ṣôm elrusul von Himmelfahrt bis zum 5. Epiphi; 4) ṣôm el'adrâ 15 Tage vor Assumption der Jungfrau. An den Tagen vor Weihnachten und Epiphania dauert das Fasten bis zum Aufgang der Sterne; es heißt ⲡⲁⲣⲁⲙⲟⲛⲏ el-baramûn.[80]) Außerdem sind auch Mittwoch und Freitag Fastentage.[81])

Die Religion schreibt den Kopten 7 tägliche Gebete vor, die sie ziemlich allgemein, wie man sagt, verrichten, indem sie entweder einen Theil des Psalters oder ein siebenmaliges „Vaterunser" hersagen.[82]) Es ist ihnen ferner eine Wallfahrt nach Jerusalem geboten, die aber wol nur vermögende Leute ausführen. Außerdem verehren sie manche heilige Stätten, an welche sich die Erinnerung von Heiligen oder Märtyrern knüpft; so wallfahrtet man jährlich zur Kirche der Sitteh Gamian bei Damiette.

---

71) „Es widmen sich wol einige wenige unter ihnen dem Gelehrtenstande und fassen dann wol auch hier und da eine Schrift in koptischer Sprache ab." (Lüttke 1, 41.) Dazu ist niemand fähig, da die Gelehrtensprache der Kopten seit fast tausend Jahren das Arabische ist. Die drei Kopten, welche nach ihrer Vorbildung in Rom ein wirkliches Verständniß ihrer Literatur erlangt haben, sind Raphael Tuchi (gest. 1787), Markus Kabis und der Bischof Bschai. 72) Uebersetzt von Renaudot, Liturgiarum orientalium collectio 1, 1—52. 73) Die betreffenden Abschnitte übersetzte daraus J. S. Assemani, Nova collectio V, 2, 209 fg. 74) Lagarde, Orientalia I, p. 43; J. S. Assemani, Bibliotheca orientalis 2, 140. 143; Berl. msc. orient. oct. 331. 75) J. S. Assemani, Bibliotheca oriental. 2, 141; Lagarde, Orientalia I, p. 43. 76) Ueber solche *κατὰ μέρος*, قطمارس vgl. St. Ev. Assemani, Bibliothecae mediceae ms. orientalium catalogus (Florentiae 1742), p. 53 und p. XXXVIII; J. S. Assemani, Bibliotheca oriental. 2, 137 fg., Lagarde, Orientalia I, p. 5 fg. und Malan l. l. Ein Katameros für den Monat Payni befindet sich in Berlin, msc. orient. fol. 448. 77) Vgl. Ritus consecrationis chrismatis quem celebravit Gabriël patriarcha in monasterio S. Macarii feria quinta majoris hebdomadae anno m. 849 (Assemani, Bibl. orient. 2, 517).

78) Ueber alles dieses ist Vansleb, Histoire p. 77 fg., ausführlich. 79) Vgl. Vansleb, Histoire p. 142 fg. Ein Festverzeichniß der katholischen Kopten von dem Bischofe Agapios Bschai ist mitgetheilt in der Zeitschrift für kathol. Theol. 1880, S. 185—189. Vgl. überhaupt Nilles, Kalendarinm manuale utriusque ecclesiae orientalis et occidentalis (Innsbruck 1880). 80) Maqrîzî p. 88 übersetzt von Wüstenfeld schreibt: elbarmûlât. S. meine koptische Grammatik S. 6. 81) Vgl. Vansleb, Histoire p. 71 fg. 82) Diese Angabe Lane's 2, 283 stimmt mit den koptischen Canones wohl überein (vgl. Lagarde, Aegyptiaca p. 263 fg.; Tattam, Apostolical constitutions p. 80 fg.). Vgl. Vansleb, Histoire p. 65 fg. und das koptische Manuscript: „Horologium seu septem horae canonicae per hebdomadam. bei J. S. Assemani, Bibliotheca orientalis clem. vat. 2, 142; Schnurrer, Biblioth. arab. p. 231 fg.

Der Cultus der Jungfrau Maria wird bei den Kopten besonders hochgehalten.

Noch immer zahlreich sind die koptischen Kirchen in ganz Aegypten.[83]) Die ältesten und merkwürdigsten sind die in den Klöstern von Alt-Kairo, die des Abba Mena, die des Abu Sefîn und des Abba Schenude, welche letztere ein großes Bildniß dieses Propheten enthält; ebendort befinden sich auch in dem alten Qaṣr-elšem'a oder Babylon die Kirchen des heiligen Sergios, der heiligen Barbára und die über einer Grotte, in welcher angeblich die heilige Familie gerastet hat, erbaute Kirche Elmo'alläqah.[84]) Eine andere sehr alte Kirche ist die im Hâret Zueileh in Kairo gelegene Marienkirche, mit welcher ein Nonnenkloster verbunden ist. Die Einrichtung der koptischen Kirchen, die immer versteckt und abseits liegen, ist gewöhnlich die nämliche. Sie sind im Stile der Basiliken[85]) gehalten und zerfallen in 4 oder 5 Abtheilungen, die durch etwa 9 Fuß hohe Breterwände getrennt sind. In der Apsis liegt das Heikel oder Allerheiligste, welches durch eine mehr oder minder künstlerisch ausgeführte Holzwand und durch einen Vorhang abgeschlossen wird; der celebrirende Priester darf es betreten und nur Koptisch darf darin gelesen werden. In der Abtheilung vor dem Heikel mit dem Altare halten sich die Priester und die als Akoluthen oder Sänger und Musiker dienenden Knaben auf; außerdem ist vornehmen Gemeindemitgliedern der Zutritt gestattet. Der Raum vor diesem ist für die übrigen Männer und Frauen bestimmt, welche durch eine Holzwand getrennt bleiben. In einem Vorraume pflegt man die Schuhe abzulegen. Die Kirche empfängt nur wenig Licht von außen und wird durch Oellampen erleuchtet. An den Wänden bemerkt man Heiligenbilder, namentlich den St.-Georg, Theodoros, Antonios u. a., und auf dem Altare mitunter Packete mit Reliquien. Statt der Glocken, die zur Kirche rufen, bediente man sich sonst eines zwei Ellen langen Holzes, auf welches mit einem Hammer geschlagen wurde. Der Gottesdienst beginnt mit Tagesanbruch und dauert 3—4 Stunden, in denen viele Gebete und biblische Stücke, sowol in koptischer als in arabischer Sprache, verlesen werden und sehr häufig das Heilige Abendmahl gefeiert wird. Da sich die Zuhörer nicht setzen dürfen, so stützen sie sich meist auf Krücken; andere hocken. Die Pausen, welche der Priester läßt, werden durch musikalische Instrumente ausgefüllt, Cymbeln, Triangel und kleine Glocken. Sie haben eine Art Kirchengesang, der aus 8 Melodien oder ⲏⲭⲟⲥ (لحن, طرح) besteht. Dieselben sind den mitunter gereimten Liedern gewöhnlich vorgeschrieben und lauten: 1) Adam, 2) Bathos واطس, 3) Sengati, 4) die Melodie Kiyahk, 5) die Melodie Idribi („πλανιπρότερος“); 6) die Melodie des großen Fastens, 7) die Melodie „der Todten“ (βαρύς) und 8) das Epistasimon. In der Regel wenden sie jedoch nur die beiden ersten an, das Échos Adam, welches heiter, und das Échos Bathos, welches schwermüthig ist.[86]) Die Luft ist während des Gottesdienstes mit Weihrauch angefüllt, indem der aus dem Heikel tretende Priester häufig ein Becken über die Menge zu schwenken pflegt. Die Würde des Gottesdienstes wird nicht selten durch das gleichgültige und andachtslose Benehmen einzelner in einer Weise verletzt, die selbst die lange Dauer desselben und die Lebhaftigkeit des orientalischen Charakters nicht entschuldigen können. Mögen nun die kirchlichen Handlungen auch noch so sehr als gedankenlose Förmlichkeiten erscheinen, so ist doch das Ganze hochalterthümlich. In der koptischen Kirche fühlt man sich um viele Jahrhunderte zurück den Anfängen des Christenthums ganz nahe gerückt.

Von den vielen Klöstern, welche sich ehemals an den Ufern des Nils von Kairo bis nach Esne aneinanderreihten, ist nur wenig übriggeblieben. In welchem Ansehen sie noch im 7—9. Jahrh. bei den Kopten standen, das hat man aus dem uns erhaltenen Chartular des thebaischen Klosters des Abba Phoibamon in Zême, an der Stätte der alten Memnonia, erkannt.[87]) „Aber sie sind alle verschwunden“, sagt Maqrîzî, „und in Vergessenheit gerathen, die einst so blühend waren, deren Mönche so zahlreich und deren Pfründen so ausgedehnt waren und denen man so viele Geschenke darbrachte.“ Indeß gewährt dieser Autor von 86 Klöstern, welche im 15. Jahrh. noch bestanden haben, nähere Nachricht.[88]) Heute gibt es nur noch 7 eigentliche Klöster (deir), nämlich das Kloster des Antonios und das des Paulos, beide in der östlichen Wüste von el-'araba, ferner das Kloster Moharraq, am Gebel Qosqam bei Abutîg und vier an den Natronseen in Schiêt oder Schîhât: das syrische Kloster der Jungfrau, aus welchem viele und werthvolle syrische Manuscripte nach Europa gekommen sind, das Kloster der Jungfrau elbaramous, das des Pischôi und das des Makarios.[89]) Sie sind alle sehr arm und schmuzig und ihre wenigen Insassen unwissend und träge; was sie an werthvollen Büchern besessen haben, hat man ihnen längst abgekauft. Indessen ist die Regel der Mönche streng; sie müssen allem entsagen und ihr Leben in Fasten und Gebet zubringen. Ihre Einkleidung erfolgt nach dreijähriger Prüfungszeit; sie tragen wollene Kleidung und am Turban einen wollenen Streifen, dazu das ⲥⲭⲏⲙⲁ asqîm, eine Art Scapulier und Symbol der Keuschheit. Den Vorsteher (proestôs, archimandritês, hêgumenos)

---

83) Die ältern zählt Maqrîzî p. 117 fg., übersetzt von Wüstenfeld, auf. 84) Eine Beschreibung gibt Lüttke, Aegyptens neue Zeit 2, 484 fg. 85) Manchmal hat man fremdartiges Baumaterial aus früherer Zeit benutzt. Im Hofe des Tempels von Medinet Habu in Theben liegen noch Säulen mit koptischen Inschriften, welche einstmals eine Kirche getragen haben.

86) Vansleb, Histoire p. 57 fg. 87) Diese Papyre befinden sich jetzt in Bulaq, Rom, London und Berlin zerstreut. Edirt ist eine Anzahl von Revillout (Papyrus coptes, Paris 1876), Ciasca (I papiri copti, Rom 1881) und Stern (Aegypt. Zeitschr. 1884, S. 140 fg.). Es sind Schenkungen, Verkäufe, Theilungen und Testamente. 88) Die Geschichte der Kopten S. 85 fg. übersetzt von Wüstenfeld. Eine eigene Geschichte der koptischen Klöster besitzt man von Abu Selâh in einer pariser Handschrift. Vgl. auch Assemani, Bibl. Naniana 1, 177 fg. 89) Vgl. Description de l'Égypte 12, 23 fg. und über das erstgenannte Brugsch, Reiseberichte aus Aegypten S. 14 fg.

ernennt der Bischof; es stehen ihm der Oekonom des Klosters und der Schatzmeister zur Seite. Die erwähnten 7 Klöster sind allein diejenigen, welche den Namen eines Klosters (ⲙⲟⲛⲁⲥⲧⲏⲣⲓⲟⲛ) verdienen; es werden aber noch viele andere Oerter heutzutage als Deir bezeichnet, die nichts sind und vielleicht schon lange nichts anderes waren als durch Mauern eingeschlossene kleine Dörfer mit einer Kirche. Dergleichen sind das Kloster am Gebel el-ṭeir, das weiße und das rothe Kloster zwischen Sôhâg und Achmîm (das erstere vormals dem Abba Sinuthios geweiht, der in der Nähe auf dem Berge von Athribis gelebt hat, das andere dem Abba Pischôi gehörig), ferner die Klöster in Naqqâdah, in Bûsch, ein sehr altes in Esne u. a. m. Diese sogenannten Klöster werden von Männern mit Frauen und Kindern bewohnt.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich die Kirche und das Kloster, in welchen beiden sich die koptische Cultur darstellt, in fortschreitendem Verfalle befinden. Um den leeren Formen einen würdigen Inhalt zurückzugeben, haben sich in neuerer Zeit zu den katholischen Missionären protestantische, namentlich amerikanische, gesellt. Hoffen wir, daß solche Bestrebungen für die Kopten den erwünschten Erfolg haben. *(Ludw. Stern.)*

KOPTISCHE KIRCHE. Die koptischen Christen sind die Ueberreste der monophysitischen Kirche Aegyptens. Die Christianisirung Aegyptens wird auf den Evangelisten Markus zurückgeführt, welcher als erster Bischof von Alexandrien gilt. Die christliche Kirche Aegyptens kam rasch zu hoher Blüte, und das Patriarchat zu Alexandrien war nach Rom und Byzanz das einflußreichste. Aber unter Dioscorus (444—451) griff der Monophysitismus in Aegypten stark um sich. Die meisten ägyptischen Christen lehnten die Beschlüsse von Chalcedon (451) und die spätern Glaubensedicte der Kaiser ab, und nachdem der Patriarchenstuhl längere Zeit bald mit einem Orthodoxen, bald mit einem Monophysiten besetzt war, wurde seit 536 dem orthodoxen Patriarchen ein monophysitischer entgegengesetzt. Die orthodoxen oder katholischen Christen, als Anhänger des Kaisers (מֶלֶךְ) von ihren Gegnern „Melchiten" genannt, waren bedeutend in der Minderzahl (unter Kaiser Heraclius zählte man etwa 300,000 Melchiten gegenüber 5 bis 6 Millionen Kopten), hatten aber dennoch wegen des Bundes mit der Staatsgewalt die Macht in Händen. Wiederholt kam es zwischen beiden Parteien zu den blutigsten Kämpfen, und die Bedrückungen der byzantinischen Regierung waren so unerträglich, daß die Kopten die Eroberung Aegyptens durch die Araber (im J. 638) als eine Befreiung begrüßten, nach einigen Nachrichten sogar begünstigten. Anfangs behandelten auch die Araber die Kopten recht mild, während sie die Melchiten stark bedrückten. Später jedoch beobachteten sie dasselbe Verfahren gegen die Kopten. So befahl z. B. der Khalif Hakem (gest. 411 d. H.) den Christen, durch bestimmte Kleidung oder durch ein um den Hals zu tragendes Kreuz sich kenntlich zu machen, und legte ihnen schwere Abgaben auf. Im Anfange des 14. Jahrh. brach wieder eine besonders schwere Verfolgung über die Christen beider Richtungen herein, welche zahlreiche Uebertritte zum Islam zur Folge hatte. Es verdient im Hinblick auf diese fortgehenden Bedrückungen Anerkennung, daß so viele Kopten ihrem christlichen Glauben treu blieben. Die Verbindung mit dem jakobitischen Patriarchen zu Antiochien wurde immer aufrecht erhalten und nur vorübergehend durch Streitigkeiten getrübt. Im 11. Jahrh. ward zwischen Johannes X. Bar Susan, Patriarchen von Antiochien (gest. 1073), und Christodulos, Patriarchen von Alexandrien (gest. 1076), ein heftiger Streit geführt über die Frage, ob dem Abendmahlsbrote Salz und Oel beigemischt werden dürfe oder nicht. Im 12. Jahrh. widerstand der Patriarch Michael von Antiochien (gest. 1199) auf das entschiedenste den Bemühungen der Kopten, die Ohrenbeichte abzuschaffen.

Der Sitz des koptischen Patriarchen wurde unter dem Patriarchate des Christodulos (1045—76) von Alexandrien nach Alt-Kairo verlegt. Er hat die Jurisdiction über alle monophysitischen Christen in Aegypten, Abessinien, Nubien und der Berberei. Ihm unterstehen die Bisthümer: 1) Menufeyejeh (Memphis, District Menuf), 2) Sherkuyeh (Pharbaithus) oder der Osten (auch den Osten Aegyptens und Palästinas umfassend), 3) Behnese (Oxyrrhinchus), 4) Fajum (Arsinoe), 5) Minijeh, 6) Senaubau, 7) Manfalul, 8) Siut, 9) Abuteg, 10) Uschumim (Groß-Hermopolis), 11) Esne, 12) Kauß und Nekata, 13) Khartum. Dazu kommt noch ein Bischof im monophysitischen Kloster zu Jerusalem und der Abuna in Abessinien. Da nämlich Abessinien von Alexandrien aus christianisirt wurde, war seine Kirche zu allen Zeiten sehr abhängig von der alexandrinischen und wandte sich mit dieser dem Monophysitismus zu. Es entstand die Sitte und wurde durch einen pseudonicäischen Kanon begründete, daß die abessinische Kirche keinen Metropoliten aus ihrem einheimischen Klerus wählen durfte, sondern dieser ihr vom Patriarchen zu Alexandrien gesandt ward; dies geschieht noch heute.

Die koptische Kirche befindet sich seit lange in einem wenig befriedigenden Zustande. Die Zahl ihrer Mitglieder beläuft sich etwa auf 200,000 Seelen, welche über das ganze Land hin zerstreut leben. Die zahlreichste Gemeinde (gegen 10,000 Seelen) ist in Kairo. Der Klerus ist verhältnißmäßig zahlreich und bildet eine wohlgeordnete Hierarchie. An der Spitze steht der Patriarch in Kairo. Ihm folgen im Range der Abuna von Abessinien und die 13 Bischöfe. An den niedern Klerus, welcher zum Theil verheirathet ist, reihen sich die Mönche und Nonnen, welche in den zahlreichen Klöstern nach strenger Regel leben. Diese Klöster sind zum Theil aus den ersten christlichen Jahrhunderten erhalten. Die angesehensten liegen bei den Natronseen und in der östlichen Wüste. Das Kloster des heiligen Antonius hat das Vorrecht, der Kirche den Patriarchen zu liefern. Die Gotteshäuser sind meist klein, ärmlich, schmuzig und verfallen. Nur Kairo und Alexandrien haben eine größere und besser gehaltene Kirche. Erwähnung verdient die Marien-Kirche in Alt-Kairo. Sie stammt aus dem

6. Jahrh. und steht über einer als Krypta in den Bau aufgenommenen Grotte, welche der Mutter Maria und dem Jesusknaben während ihres Aufenthaltes in Aegypten als Wohnung gedient haben soll. Das Innere der Kirchen besteht aus vier oder fünf Abtheilungen, welche durch hohe Gitter voneinander getrennt sind. Der Chor oder das Allerheiligste mit dem Altare liegt auf der Ostseite und ist den Blicken der Gemeinde durch einen Vorhang entzogen. Der nächste Raum, das Heilige, ist bestimmt für die Priester, welche die biblischen oder liturgischen Vorlesungen halten. Der Raum, wo die Gemeinde sich versammelt, ist durch ein dichtes Gitter in zwei Räume getheilt: für die Männer und für die Frauen. Bisweilen dient noch ein fünfter abgesonderter Raum als Vorhof. Die Ausstattung der Kirchen ist sehr ärmlich, die aufgestellten Marien- und Heiligenbilder sind meist schlecht und geschmacklos. Der Gottesdienst entbehrt aller Feierlichkeit und Würde. Er besteht meist aus dem Lesen oder singendem Hersagen von Gebeten und Evangelienabschnitten, theils in koptischer, theils in arabischer Sprache, aber weder die functionirenden Priester noch die zuhörende Gemeinde beweisen besondere Aufmerksamkeit und Andacht. Fast jedem Gottesdienste folgt die Feier des heiligen Abendmahles. Statt des Weines wird Rosinensaft genommen; das Brot wird in kleine Stückchen gebrochen und beides mit einem Löffel ausgetheilt. Gewöhnlich nehmen nur die Priester das Abendmahl, während die Gemeinde zusieht und nach Beendigung der Priestercommunion ein Liebesmahl begeht, indem sie in lärmender Weise Brötchen ißt. Die Lehren von der Transsubstantiation und der Messe sind von der römischen Kirche aufgenommen. Wenn die Gemeinde das Abendmahl feiert, empfängt jeder Laie nach vorangegangener Beichte Brot und Wein. Kinder erhalten das Abendmahl gleich nach der Taufe. Die koptischen Priester sind durchaus ungebildet. Wer so viel Koptisch kann, um die Gebete und Schriftabschnitte lesen zu können, kann Priester werden. Auch von den weitverbreiteten Fehlern der Kopten, von Betrug, Habsucht und Trunksucht, sind die Priester nicht frei. Daraus erklärt es sich, daß für die Kopten die Zugehörigkeit zur äußern Gemeinschaft der koptischen Kirche und die Beobachtung einiger kirchlicher Gebräuche das Wesentliche am Christenthum ist. Vor allem verdienstlich erscheinen die Fasten, welche sehr zahlreich sind und sehr streng gehalten werden. Die wichtigste Fastenzeit ist „das große Fasten“ vor Ostern, welches 52 Tage dauert. Auch dem Weihnachtsfeste, dem Pfingstfeste und der Himmelfahrt Mariä gehen längere Fastenzeiten voran. Während dieser Zeiten dürfen nur Brot, Zwiebeln, Oel und Hülsenfrüchte gegessen werden. In jeder Woche wird am Mittwoch und Freitag gefastet, wenn auch weniger streng. Allgemein verbreitet ist der Aberglaube, vor allem der Glaube an Amulete, an Opfer zum Besten der Verstorbenen oder der Kranken und dergleichen. Auch die Verehrung der Maria und der Heiligen artet vielfach in Aberglauben aus.

Wegen dieses tiefen Verfalls der koptischen Kirche ist sie völlig außer Stande, die umwohnenden Mohammedaner für das Christenthum zu gewinnen. Dagegen ist sie selbst zum Object missionirender Thätigkeit mehrerer abendländischer Kirchen geworden. Die römisch-katholische Kirche hat sich seit lange bemüht, die Kopten wiederzugewinnen. Seit dem J. 1250 sind Franciscaner als Missionäre in Aegypten thätig. Im J. 1781 errichtete Papst Pius VI. ein apostolisches Vicariat für die Kopten mit dem Sitze in Kairo. Der jetzige Vicar, Agapius Bschai, Bischof von Chariopolis i. p. i., am 27. Febr. 1866 ernannt, hat etwa 5000 unirte Kopten und 31 Priester unter sich. Von der protestantischen Kirche sandte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft (Church Missionary Society) im J. 1825 zuerst Missionäre nach Aegypten, nämlich die beiden Deutschen Lieder und Kruse. Lieder nahm seinen Wohnsitz in Kairo und hat durch Einrichtung von niedern und höhern Schulen an der Hebung der koptischen Kirche mit großem Segen gearbeitet, ohne eigentlich Proselyten zu werben. Seit 1861 begann auch die baseler St.-Chrischona-Gesellschaft ihre Arbeit in Aegypten, hat aber schon 1868—72 alle Stationen mit Ausnahme derjenigen zu Alexandrien wieder aufgeben müssen. Seit 1855 wirkt unter den Kopten auch eine amerikanische Mission (von der United Presbyterian Church of North-America). In Alexandrien und in Kairo hat sie selbständige Gemeinden begründet, deren Mitglieder meist Kopten sind. Außerdem hat sie im ganzen Lande Stationen mit Schulanstalten; in Siut besteht sogar seit 1865 ein Predigerseminar, wo junge Kopten zu Predigern herangebildet werden.

Literatur: Makrizi's Geschichte der Kopten, von Ferdinand Wüstenfeld übersetzt (Göttingen 1845). — Renaudot, Historia Patriarcharum Alexandr. Jacobitarum (Paris 1713). — Le Quien, Oriens Christianus (Paris 1740). — M. Lüttke, Aegyptens neue Zeit (2 Bde., Leipzig 1873). *(Bernhard Pünjer.)*

KOPTISCHE SPRACHE und LITERATUR.

Das Koptische ist die alte Sprache der ägyptischen Christen, welche im Volke zwar längst ausgestorben ist, sich aber als die jakobitische Kirchensprache noch bis auf den heutigen Tag im Gebrauche erhalten hat. Sie ist die Tochtersprache der altägyptischen, welche in den Hieroglyphen überliefert ist, wird jedoch mit dem griechischen Alphabet geschrieben, dem man sieben neue Zeichen hinzugefügt hat. Ihre Literatur, die sich jetzt fast gänzlich in den europäischen Bibliotheken befindet, ist zum größten Theile biblisch und kirchlich.

Der Ursprung des Koptischen aus der Volkssprache der alten Aegypter fällt in die Zeit der römischen Kaiser. Die Schriftsprache Aegyptens war in jener Zeit das Griechische geworden, welches das Demotische allmählich verdrängte. Vom Ende des 3. Jahrh. bis in das 6. und 7. Jahrh. wurden die Urkunden in griechischer Sprache abgefaßt und von den gebildeten Städtern ohne Zweifel vollkommen[1]), von den Landleuten aber, namentlich in

1) Der hervorragendste Redner der Kopten, Sinuthios, war des Griechischen durchaus mächtig (vgl. Zoëga, Catal. p. 460). Der heil. Antonios soll Griechisch nicht verstanden haben; aber die

Unterägypten, wahrscheinlich zum Theil verstanden. Die mehr als 900jährige Herrschaft der griechischen Sprache in Aegypten ist für die koptische, welche sich indeß vom Demotischen aus zur Volkssprache entwickelte, von größter Bedeutung gewesen.

In den ersten Zeiten der arabischen Invasion blieb das Koptische die Landessprache und wurde sogar bei den Behörden beibehalten, bis es der Landpfleger ʿAbdallah ibn ʿAbdelmelik im J. 705 durch das Arabische ersetzte.[2]) In ihren eigenen Urkunden, namentlich in den erwähnten Contracten des Klosters Zême, gebrauchten die Kopten ihre Sprache noch mehrere Jahrhunderte fort; wir haben solche aus den J. 735, 777 und 812 n. Chr. Freilich geht aus ihnen hervor, daß das Verständniß der Sprache damals nur noch ein mangelhaftes war. Als Sprache des Volks hat sich das Koptische in Oberägypten länger als in Unterägypten erhalten: noch Maqrîzî sagt im 15. Jahrh., daß die koptischen Frauen und Kinder im Sahid fast nur das Koptische sprächen; und merkwürdigerweise fügt er hinzu, daß sie auch eine vollkommene Kenntniß des Griechischen besäßen.[3]) Und in der That hat sie sich unter den Kopten lange erhalten: die Einregistrirungen der mehrerwähnten Contracte des 8. und 9. Jahrh. sind in eben dieser Sprache abgefaßt, während sie selbst von griechischen Rechts- und Gerichtsausdrücken voll sind. Schon Maqrîzî's ausdrückliche Angabe läßt erkennen, daß das Koptische zu seiner Zeit nicht mehr allgemein verstanden wurde, und wenn auch noch im 17. Jahrh. dem Pater Vansleb ein Greis begegnete, der das Koptische zu sprechen vermochte[4]), so war die Sprache doch bereits eine todte.

Nur einige in die arabische Mundart Aegyptens übergegangene Wörter bezeugen noch, daß ehemals Koptisch im Nilthale gesprochen worden ist. Dergleichen sind بربا ⲡⲉⲣⲫⲉⲓ: ⲡⲣⲡⲉ Tempel; منية jetzt Minieh oder Mit gesprochen, ⲙⲟⲛⲏ Wohnung; طوب ⲧⲱⲃⲓ: ⲧⲱⲃⲉ Ziegel; طورية ⲧⲱⲣⲓ: ⲧⲱⲣⲉ Spaten, auch ins Nubische übergegangen; شُونة ϣⲉⲩⲛⲏ Speicher; اردبّ ⲉⲣⲧⲱⲃ *ἀρτάβη* ein Getreidemaß von etwa vier neuen Scheffeln; ويبة ⲟⲩⲱⲓⲡⲓ ein Sechstel Ardebb; الشراقى ϣⲁⲣⲕⲉ Dürre, Brachland; الشرايُب Getreideland von ⲡⲓⲣⲱⲟⲩⲓ: ⲡⲣⲟⲟⲩⲉ Halm; الباق Klee- und Bohnenland von ⲡⲁⲕⲉ(?); المريسى Südwind von ⲙⲁⲣⲏⲥ; دميرة Ueberschwemmung von ⲧⲉⲙⲏⲣⲉ; تمساح ⲙⲥⲁϩ Krokodil; ساس ⲥⲁⲥⲉ, ⲥⲁⲁⲥⲉ Werg; هلرم ϩⲁⲗⲱⲙ weißer Käse; بلح ⲃⲉⲗϩⲱⲗ Datteln; شمر ϣⲁⲙⲁⲣ Fenchel; صير ϫⲓⲣ Salzfisch; البورى (ϣⲁ)ϥⲟⲩⲣⲓ ein Fisch; زِقْزِق ϫⲉⲕϫⲓⲕ Ameisen; هلّوس ϩⲁⲗⲗⲟⲩⲥ Spinnewebe; فانوس ⲫⲁⲛⲟⲥ Laterne; شورية ϣⲟⲩⲣⲏ thuribulum; بولاق Hafen von?; نوش etwas Großes (*kabîr zei elnûš*) von ⲛⲟϭ?; انبا anba von ⲁⲃⲃⲁ: ⲁⲡⲁ Abbas, ein Ehrentitel der koptischen Geistlichen, u. a. m.[5]) Wenige ägyptische Wörter sind in andere Sprachen aufgenommen; so schon in alter Zeit ⲃⲁⲓ Palmzweig ins Griechische (*ἡ βάϊς, τὸ βάϊον*); das griech. *σεβέννιον*, armen. *sebeni* (veste tessuta dei fogli di palma) ist das koptische ϣⲉⲛⲃⲉⲛⲓ[6]); das armenische *k̔ank̔ar* (Talent) das koptische ϭⲓⲛϭⲱⲣ, dem. *krkr*.

Die koptische Sprache[7]) zerfällt in mehrere Dialekte, von denen der oberägyptische oder sahidische (von El-ṣaʿîd das obere Land), auch wol der thebaische oder thebaidische und incorrect der thebanische genannt, und der unterägyptische oder boheirische (von El-boheirâ die Seelandschaft, eine Provinz des westlichen Deltas), minder richtig der memphitische genannt, die beiden wichtigsten sind. Der sahidische Dialekt ist im allgemeinen der ältere, der boheirische hat sich erst von einer Provinz aus verbreitet.[8]) Nach der Angabe eines koptischen Grammatikers[9]) hat es in den ersten Jahrhunderten des Islam noch einen dritten koptischen Dialekt gegeben, der der Landschaft Buschmûr im östlichen Delta am Menzaleh-See eigenthümlich war; Schriftdenkmäler sind uns indeß von demselben nicht erhalten[10].) Dagegen haben wir Kunde von einem andern Dialekte des Koptischen, der sich solcher Selbständigkeit erfreute, daß er eine eigene Bibelübersetzung besaß; es ist der untersahidische

---

ihm zugeschriebenen koptischen Briefe (Zoëga, Catal. p. 363, Mingarelli p. 198, 201) sind doch wol jedesfalls aus dem Griechischen übersetzt.

2) Vgl. Abulmahâsin ibn Tagribardi, Annales ed. Juynboll 1, 233. Es ist wahrscheinlich, daß nicht, wie dieser arabische Geschichtschreiber sagt, die koptische, sondern vielmehr die griechische bis dahin die Amtssprache gewesen war. Indeß sagt auch Sachâwi, daß die Diwane in Aegypten anfänglich Koptisch geschrieben hätten, wie die in Syrien Griechisch und die in Persien Persisch (Berl. Manuscr. Sprenger 27, S. 108). 3) Die Geschichte der Kopten, übersetzt von Wüstenfeld, S. 104. 4) Vansleb, Relation d'Égypte p. 363. Die heutige Aussprache des Koptischen unter den Kopten ist sehr entartet und war es schon vor Jahrhunderten, wie man aus Petraeus' Vaterunser (Scholtz, Gramm. S. 3) und Ludolf's abbessinischer Transscription ersieht (In histor. aethiop. comm. p. 563).

5) Vgl. Kremer, Aegypten I, 150; Spitta, Grammatik des arabischen Vulgärdialekts in Aegypten S. X; Kabis, Mémoires de l'Institut égyptien I, p. 19; Stern, Koptische Grammatik S. 5; Zeitschrift für ägyptische Sprache 1878, S. 27; 1883, S. 22. Auch im Libyschen der Oase Siwah haben sich einige koptische Wörter erhalten. 6) Lagarde, Armenische Studien §. 1974. 7) Koptisch ⲙⲉⲧⲧⲩⲡⲧⲓⲟⲥ: ⲙⲛⲧⲕⲩⲡⲧⲁⲓⲟⲛ, Arabisch *el-qibṭî*, abessinisch *Qebṭ* genannt. 8) Das Verhältniß gibt schon Maqrîzî p. 43 ed. Wüstenfeld bündig und durchaus richtig an: الصعيدى وهو اصل اللغة القبطية وبعدها اللغة القبكية البحيرية. 9) Quatremère, Recherches p. 21; Stern, Zeitschrift für ägyptische Sprache 1878, S. 23 fg. 10) Seit Georgi und Zoëga hat man die untersahidischen Schriften „basmurica" genannt, wie ich gezeigt habe, mit Unrecht. Das einzige buschmurische Wort, welches eine Scala als solches aufführt, ist ⲡⲓⲱⲛⲓϣ الفجرة das Sumpfland.

Dialekt, der sich wieder in zwei Mundarten getrennt hat. Am ausgeprägtesten sind seine Eigenthümlichkeiten in der Provinz Elfaijûm ⲫⲓⲟⲙ; in den mittleren Gegenden Aegyptens am Nil, namentlich in Babylon oder Fostât, dem alten Memphis und dem heutigen Kairo[11]), scheint er sich aber mehr theils den Dialekten des Deltas und theils dem oberägyptischen, dessen nördliche Grenze die Stadt Minieh (Muniet Benî Choṣeib) war, genähert zu haben. Man kann ihn als untersahidischen Dialekt bezeichnen.[12]) Vier dieser Dialekte haben eine Uebersetzung der Bibel gehabt. Da bald nach der Eroberung der Araber das allgemeine Verständniß des Koptischen schwand und dasselbe immer mehr nur Kirchensprache wurde, so wurde das Boheirische, der Dialekt von Alexandrien, immer mehr der vorherrschende und, seit der Sitz des Patriarchats in die Mitte des Landes nach Kairo verlegt war, der allein noch gepflegte Dialekt, dem nun längst alle übrigen gewichen sind. Auch ist der kirchliche Gebrauch dieses Dialekts seit einigen Jahrhunderten durch das Arabische sehr eingeschränkt worden.

Obwol das Arabische schon im 10. Jahrh. die Schriftsprache der Kopten zu werden begann, so hat es doch nicht an Bemühungen gefehlt, ihnen das Verständniß ihrer Literatur zu erhalten. Der Bischof Abba Severos ibn Muqaffa' hat zwar seine Patriarchengeschichte und viele andere Werke Arabisch geschrieben, daneben aber auch eine Grammatik des Koptischen verfaßt; sowol des boheirischen als des sahidischen Dialekts — die erstere unter dem Titel ϯⲅⲣⲁⲙⲙⲁⲧⲓⲕⲏ ⲛⲧⲉ ϯⲁⲥⲡⲓ ⲙⲙⲉⲧⲉⲧⲣⲛⲧⲓⲟⲥ.[13]) Späterer Zeit scheint die Grammatik des Athanasios Bischofs von Qûs anzugehören (*Qilâdet el-tahrîr fi 'iln ebtefsîr*), welche in 37 Kapiteln Nomen, Verb und Partikel des boheirischen Dialekts sowie die Buchstaben behandelte und der ein Gedicht مثلث über die ähnlich lautenden Wörter angehängt war.[14]) Berühmter ist der grammatische Abriß geworden, welchen in etwas späterer Zeit als Einleitung (muqaddimeh) zu seinem Wörterbuche Abba Joannes der Bischof von Samannûd verfaßte, obwol er weniger gehaltreich ist.[15]) Doch ist er der Vorgänger vieler Nachahmer geworden, die dem 13. Jahrh. angehören. Für sein Glossar der biblischen Bücher schrieb der um die koptische Literatur eifrig bemühte Abu Ishâq Ibrahîm Ibn 'Assâl eine neue grammatische Einleitung[17]), und weiter auf seine Anregung Ibn Kâtib Qaisar seine tabṣireh[16]) und Qaljûbî seine kifâjeh[18]) — Werke, welche die frühern Abrisse nicht übertreffen. Eher ist die muqaddimeh des nach diesen schreibenden Eltiqah Ibn Duheiri auszuzeichnen, in der manche feine Beobachtung enthalten ist.[19]) Auch dem oben erwähnten Abuschâkir Ibn Râhib verdankt man eine grammatische Einleitung zu einem Wörterbuche.[20]) Alle diese Arbeiten behandeln nur den boheirischen Dialekt. Es sind zwar mehrere sahidische Grammatiken erhalten, doch sind ihre Verfasser nicht bekannt geworden.[21]) Die Belehrung, welche diese kurzen Abrisse gewähren, ist im allgemeinen eine oberflächliche und ungenügende.

Wichtiger sind die lexikalischen Behandlungen, welche das Koptische von den einheimischen Sprachlehrern erfahren hat. Der erste Verfasser eines boheirischen Vocabulariums ist der schon genannte Abba Joannes Samannûdî; er betitelte sein sachlich geordnetes Wörterbuch ϯⲙⲟⲩⲕⲓ „Die Leiter", und dieser Ausdruck (sahidisch ⲧⲉϭⲗⲟⲟϭⲉ *κλίμαξ* und arab. السُلَّم vulg. *elsellim* Scala) ist im Koptischen wie im Habessinischen (sawâsew) die übliche Bezeichnung eines Wörterbuches geworden. Das Werk ist ein Nomenclator der sichtbaren und unsichtbaren Welt; es beginnt mit den Namen und Eigenschaften Gottes und schreitet in 10 „Pforten" (ⲣⲟ, باب) und 30 Kapiteln (ⲕⲉⲫⲁⲗⲉⲟⲛ, فصل) zu den Menschen, Thieren, Pflanzen und leblosen Dingen fort.[22])

---

11) So z. B. in den aus dem Kloster des St.-Jeremias (Abu Hirmis) stammenden Schriften (Recueil de travaux VI, 63 fg. und Aegyptische Zeitschrift 1885, 4. Heft). 12) Die früher von mir vorgeschlagene Benennung „mittelägyptisch" ziehe ich zurück, da ich sie nach Grimm's Sprachgebrauch vielmehr auf das eigen ausgebildete Hieroglyphische und Hieratische der mittleren Dynastien anzuwenden für zweckmäßig halte. 13) Vgl. St. Ev. Assemani, Biblioth. mediceae mms. codd. catal. p. 411. 14) Die boheirische Grammatik ist erhalten in dem pariser Manuscr. 44, fol. 139—163 und in dem berl. msc. orient. oct. 194. Doch fehlt das Gedicht. Athanasios sagt in der Einleitung, er verfasse seine boheirische und sahidische Grammatik, weil die grammatischen Abrisse vor den Wörterbüchern zu dürftig seien. Ich glaube daher, dieser Autor lebte später als im 10. Jahrh. Es ist vielleicht ein anderer Athanasios Bischof von Qûs, der in einer Handschrift aus dem J. 1638 im Vatican vorkommt (Assemani in der Script. veter. nov. coll. V, 2, 148). 15) Diese Grammatik befindet sich in mehrern koptischen Sprachbüchern, namentlich in dem von Kircher (Opus trip. p. 2—20) herausgegebenen Manuscript des Pietro de la Valle und in manchen andern Handschriften. Gewöhnlich steht sie, wie auch in einer alten Handschrift, die ich in Erment, und einer jüngern, die ich in Luxor verglichen habe, vor den übrigen Muqaddimeh des Ibn Kâtib Qaiṣar, des Abulfarag Ibn 'Assâl, des Qaljûbi und des Ibn Duheiri, Nach einem Manuscript in Montpellier hat Ed. Dulaurier das Werk analysirt (Catalogue général des manuscrits des bibliothèques des départements, Paris 1849, I, p. 718—739).

16) Ibn 'Assâl, der in der Scala von Erment Abulfarag heißt, erwähnt seine Arbeit in der Vorrede zu seinem Wörterbuche (Ms. orient. quart. 518, p. 233 in Berlin); sie ist in mehrern Handschriften erhalten. 17) Der volle Name des Verfassers ist Abu Ishaq Ibrahim walad Abultenâ ibn Ṣafieldaulah Kâtib elemîr 'Alameldin Qaisar; seine Grammatik ist edirt von Kircher, Op. trip. p. 21—37, und angehängt dem berliner Ms. orient. vet. 194. 18) Der Verfasser heißt: Johannâ walad Michaël elqaljûbi Ibn Ṣadaqah. 19) Enthalten im Ms. orient. quart. 518, p. 1—50, in Berlin, und in den schon erwähnten Codd.; außerdem vgl. St. Ev. Assemani, Bibl. med. cat. p. 411. 20) Diese seltenere muqaddimeh findet sich im berliner Ms. orient. quart. 518, p. 55—128. 21) In der pariser Handschrift No. 44, fol. 23 und fol. 124—128; dieselbe ist im J. 1389 n. Chr. geschrieben. Vgl. Woide, De versione bibliorum aegyptiaca p. 22. 22) Manche Handschriften enthalten gerade die Scala Samannûdi's: ϯⲙⲟⲩⲕⲓ ⲛⲧⲉ ⲡⲓⲣⲉⲙϫⲉⲙⲛⲟⲩϯ (Asse-

In den Klassen dieses Glossariums erkannte Champollion eine Erinnerung an die Bilderschrift der alten Aegypter.[23]) Nach Samannûdî verfaßten der Bischof von *Sachâ* und *Ibn Kaḥḥâl* und andere ähnliche Leitern, die jedoch nicht erhalten geblieben sind.[24]) Ibn ʿAssâl sagt über diese älteren Glossarien in der geschmückten Vorrede seines eigenen: „Die Verfasser der Leitern beabsichtigten die ganze landläufige Sprache zu beschreiben und in dieser Form darzustellen. Daher wurden sie gesucht und weitläufig; sie compilirten und schrieben so viel, daß der Umfang ihrer Bücher wuchs, bis es den Kindern der Taufe unmöglich wurde, sie wegen ihrer Ausführlichkeit zu behalten. Und trotzdem vermochten sie die unter den Leuten herrschende Sprache nicht vollständig zusammenzufassen und weder im Einzelnen noch im Allgemeinen zu bemeistern. So haben sie, was sie bezweckten, verfehlt und ihre Absicht bei den Verzeichnungen und Belegen ihrer Leitern nicht erreicht, nur daß ihnen das Verdienst der Erfindung und die Ehre des Vortritts bleibt."[25]) Dagegen lobt schon Ibn ʿAssâl die Scala Samannûdî's als den Zwecken der Religion am meisten dienend, wiewol sie vielfach unvollständig sei. In dem von ihm unter Mitwirkung des Abulʿizz ibn Muchlaṣ, des ʿAbdelmesîḥ aus Bilbeis, des Bischofs Markos aus Sendûb und des Abraam Bischofs von Nesteraweh und Etrîb herausgegebenen Wörterbuch السلّم القفى وذهب كلامة الصفى stellte er in rein äußerlicher, alphabetischer Ordnung namentlich die im Neuen Testament vorkommenden Wörter zusammen.[26]) Eine verbesserte Ausgabe des Werkes machte bald darauf Abuschâkir *Ibn Râhib*[27]), während Abulbarakât *Ibn Kibr* im folgenden Jahrhundert die sachliche Scala Samannûdî's überarbeitet.[28]) Außer den beiden von Samannûdî und Ibn ʿAssâl verfaßten Leitern, welche mit einigen grammatischen Einleitungen die koptischen Sprachbücher zu bilden pflegen, gibt es noch Vocabularien oder sprachliche Commentare zu den einzelnen Büchern der Bibel[29]); ein derartiges Werk über die sahidische Bibel enthält eine pariser Handschrift.[30])

mani, Bibl. medic. cat. p. 411). Andere geben Ueberarbeitungen unter andern Namen.

23) *Champollion*, Dictionnaire égyptien p. VIII nach dem Manuscr. No. 50 der pariser Bibliothek. 24) Mir nur aus der Vorrede Ibn Râhib's zu seinem Wörterbuche bekannt (Ms. orient. quart. 518, p. 53 in Berlin). 25) Ms. orient. quart. 518, p. 132. 26) In *Kircher*, Op. trip. p. 275—493; in dem Ms. orient. 518, p. 137—317. Die alphabetische Ordnung ist wie die der arabischen Lexica nach den Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter. 27) In dem berliner Manuscr. findet sich die Vorrede dieses Buches und das Verzeichniß der benutzten Schriften. 28) Ibn Kibr's Scala (?) السلم القرح unterscheidet sich nach *Woide* (Journal des Savans 1774, p. 337) nicht viel von der Samannûdîs. Sie steht in *Kircher's* Op. trip. p. 41—272; in dem berliner Manuscr. p. 348—509. 29) Ein solches Vocabularium führt *Assemani*, Bibl. medic. p. 413, an; ein Fragment, das Evangelium Johannis enthaltend, ist das berliner Ms. orient. quart. 170. 30) No. 44; Vgl. *Woide*, De bibliorum versione p. 19.

Eine tiefere Erkenntniß der koptischen Sprache offenbart sich in den Werken der einheimischen Gelehrten, welche die doch so verschiedenartige Sprache aus den Gesichtspunkten der arabischen Grammatiker erklären, nicht.[31]) Eines wissenschaftlichen Studiums ist die für die Geschichte Aegyptens so hochwichtige, uralte Sprache erst in Europa theilhaftig geworden.[32])

Die erste Anregung zum *Studium der koptischen Sprache* gab im Anfange des 17. Jahrh. eine von Pietro de la Valle aus Aegypten mitgebrachte Handschrift eines Sprachbuches der beschriebenen Art.[33]) Zwar hatten sich schon einige, namentlich Peiresc, Saumaise, Gilles de Loche und Thomas Obicini, ein wenig mit koptischen Manuscripten beschäftigt, der letztere 1629 auch ein Alphabetum coptum seu aegyptiacum für die Propaganda drucken lassen, aber dem Jesuiten Ath. Kircher aus Fulda fiel es zu, jene Handschrift zu bearbeiten und 1636 einen Prodromus coptus mit dürftiger Grammatik und 1643 die Lingua aegyptiaca restituta, opus tripartitum, in welchem er zwei arabische muqaddimeh und die beiden Scalae edirte und übersetzte, herauszugeben und damit für die koptische Sprachwissenschaft einen ersten, wiewol noch recht schwachen Grund zu legen.[34]) Weiterer Fortschritt wurde erst durch die Erwerbung neuer Handschriften aus den koptischen Klöstern ermöglicht, durch welche sich bald darauf Theod. Petraeus in Deutschland, Huntingdon in England und Vansleb in Frankreich verdient machten. Es haben sich danach mehrere Gelehrte eine ziemliche Kenntniß der koptischen Sprache boheirischen Dialekts angeeignet, namentlich Petraeus, Marshall, Edward u. a.; aber ihre Arbeiten wie auch das Wörterbuch, welches der letztgenannte in Oxford verfaßte, erschienen nicht in der Oeffentlichkeit, und nur in Italien wurde 1699 eine nützliche Schrift des Pater Bonjour gedruckt.[35])

31) Von ältern Werken über die koptische Sprache ist nichts bekannt. Eine zum Behuf des Unterrichts gemachte Wandfibel im Grabe des Recht zu Benihassan (*Champollion*, Notices 2, 433. 459) bezieht sich, ebenso wie ein Abcdarium oder Syllabarium auf der Rückseite eines demotischen Papyrus in Leiden, auf die griechische Sprache. 32) Eine Geschichte der Koptologie entwarfen zuerst *Woide* (im Journal des Savans 1774, p. 333—342) und *Georgi* (in der Vorrede seines Fragmentum evangelii Johannis, Rom 1789); ausgezeichnet behandelt denselben Gegenstand E. *Quatremère*, Recherches sur l'Égypte, Paris 1810, p. 45—100. Die erste Nachricht über die koptische Sprache gab F. *Antonio da Pavia*, Introductio in chaldaicam linguam, syriacam et decem alias (Papiae 1539), fol. 11, 48 fg., 193. 33) *Assemani*, Bibl. orient. clem. vatic. 1, 587 und in A. *Mai*, Script. veter. nov. coll. V, 2, 166. 34) Die Arbeiten vieler, welche, wie die Grammatik Blumberg's (1716), nur auf Kircher beruhen, sind werthlos. „In glossario seu Scala, ut vocant, plura longe peccaverunt typographi et interpretes, adeo ut nullum inde ad orientalium linguarum studiosos fructum intra tot annos pervenisse, mirari nemo debeat." *Renaudot*, Liturg. orient. coll. I, p. CXIII. 35) „Nihil adhuc ea lingua editum fuit alicuius pretii praeter Guillelmi Bonjour exercitationem in monumenta coptica, quae quod pace doctissimi Wilkinsii dictum sit, accuratam illius linguae cognitionem manifesto prodit." *La Croze*, Thes. epist. 3, 74.

Im Anfange des 18. Jahrh. nahmen die koptischen Studien einen Aufschwung. Während J. S. Assemani 1717 die werthvollsten boheirischen Handschriften aus dem Kloster des Makarios in Nitria nach Rom brachte, Picques und Renaudot einige Fortschritte in der koptischen Sprache in Frankreich gelangen und Wilkins in England die ersten Ausgaben koptischer Texte besorgte, bemächtigte sich M. V. de La Croze in Deutschland, die Vorgänger und viele Nachfolger übertreffend, der Sprache vollkommen[36]) und verfaßte ein Wörterbuch, welches jedoch erst nach 50 Jahren in Oxford herausgegeben wurde. Zu den vielen, welche dieser außerordentliche Mann anregte, gehörte auch P. E. Jablonski, der zuerst einige Kenntniß vom sahidischen Dialekt erlangte.

Die dritte Epoche der koptischen Sprachwissenschaft betraf gerade diesen Dialekt, dessen Erforschung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. fast gleichzeitig von italienischen und englischen Gelehrten ausging. Unter den Auspicien des Cardinals Borgia gab der Kopte Raphael Tûchi zu Rom die wichtigsten liturgischen Bücher der koptischen Kirche und nach einheimischen Quellen eine Grammatik[37]) heraus und durchforschten katholische Missionare die oberägyptischen Klöster nach alten Handschriften und brachten eine ungeheuere Menge von Pergamentblättern, zum Theil umfangreiche Ueberreste von mehr als 300 Codices, zusammen. Andere sahidische Pergamente kamen damals nach Venedig und nicht wenige nach England. Der Augustiner Georgi edirte die ersten sahidischen Texte; ihm schloß sich sogleich der besonnene Mingarelli an und C. G. Woide förderte die Koptologie am meisten, indem er 1775 das Lexikon von La Croze, 1778 die Grammatica aegyptiaca von Chr. Scholtz herausgab und eine Ausgabe des sahidischen Neuen Testaments veranstaltete, die jedoch erst nach seinem Tode von H. Ford publicirt wurde.

Darauf folgten die Arbeiten E. Quatremère's und G. Zoëga's, welche die vierte Epoche der koptischen Sprachwissenschaft bezeichnen. Jener hat über die Geschichte, Geographie und Sprache Aegyptens aus koptischer und arabischer Literatur viele Aufklärung gegeben; dieser bewältigte die ganze sahidische Bibliothek des Cardinals Borgia und schuf in seinem Catalogus codicum copticorum (Rom 1810) eine unerschöpfliche Fundgrube der koptischen Sprache.

Die fünfte Periode der Koptologie eröffnet der vorzügliche Am. Peyron, der in seinem Lexicon linguae copticae (Turin 1835) einen festen Grund legte und in einer kurzgefaßten Grammatica coptica (Turin 1841) ein sichereres Verständniß der Sprache bezeugte als sein Zeitgenosse M. Schwartze (Koptische Grammatik, Berlin 1850). Durch nützliche Ausgaben koptischer Schriften machte sich jedoch dieser Gelehrte ebensowol wie H. Tattam in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wohlverdient, und in der zweiten Hälfte sind ihnen P. de Lagarde und E. Revillout gefolgt. Von andern Gelehrten, die sich eingehend mit der koptischen Sprache beschäftigt haben, darf der Dichter Fr. Rückert nicht übergangen werden, der dieser merkwürdigen Sprache seine letzten Lebensjahre ganz gewidmet hat und bei weitem am tiefsten in ihr Verständniß eingedrungen ist, wie sein handschriftlicher Nachlaß bezeugt, der auch dem Unterzeichneten zur Anregung und Belehrung gereichte.[38]) Aus der Erkenntniß der älteren ägyptischen Sprachformen, welche in den hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Schriften überliefert sind, ist im gegenwärtigen Zeitalter auf die Entwickelung der letzten, koptischen viel Licht gefallen.

Als die Entstehung der koptischen Sprache muß die Erfindung ihrer Schrift betrachtet werden, die sie von dem ägyptischen Heidenthume gleichsam losgerissen und der griechischen Cultur nahe gebracht hat. Wann dieser bedeutende Schritt gethan worden ist, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Die ersten Versuche, die ägyptische Sprache in die griechische Schrift zu übertragen, wurden zu einer Zeit gemacht, als die Zauberformeln der ägyptischen Magier, wie sie in demotischen Papyren erhalten sind, unter den griechisch gebildeten Mystikern in Aufnahme kamen. Eine solche griechisch-demotische Schrift aus dem 2. Jahrh. n. Chr. ist der magische Papyrus Anastasi, jetzt No. 383 in Leiden[39]) und zum Theil ein anderer, No. 384 ebendaselbst.[40]) Schon finden sich hier in den griechischen Wortgruppen einige dem Demotischen entlehnte Zeichen, namentlich das demotische Zeichen für das spätere ϣ š. Noch einige demotische Zeichen mehr finden sich in den griechischen Transscriptionen eines demotischen Zauberbuches des Nomos Oxyrrhinchos im Britischen Museum angewandt, der etwa derselben Zeit angehört[41]). In die Mitte des 2. Jahrh. gehört auch ein auf der Rückseite der Hyperides-Handschrift im Britischen Museum erhaltenes Prognostikon, seinem Charakter nach heidnisch, in welchem das Aegyptische schon ganz und gar mit griechischen Buchstaben gegeben ist.[42]) Einer spätern Zeit gehört ein um-

36) Ein Vorbild reiner Begeisterung für die Wissenschaft, schreibt La Croze über seine koptischen Studien an Wilkins: „Ego vero jam omnem ulterius proficiendi spem abieci, nisi tu inter adversaria tua et inutiles chartas forte, quod nonnunquam ego soleo, prima opera quaedam descripsisti in nitidius postea et maiore cum elaboratione exemplar referenda. Quod si ita est, oro et obtestor te, vir clarissime, per communes Musas, ea mecum communices, qualiacunque sint: iis sedulo utar, summaque fide redhibebo intra brevissimum tempus, daboque operam, ne te beneficii in me collati poeniteat.“ (Thes. epist. 3, 242). 37) Diese halb arabische und halb lateinische Grammatik ist nicht ohne Verdienst, obwol sie sehr incorrect gedruckt und philologisch unbedeutend ist. In letzterer Hinsicht wird sie von der koptisch-arabischen Grammatik des Bischofs Agapios Bschai, die 1878 in Rom erschienen ist, übertroffen.

38) Vgl. L. Stern, Koptische Grammatik (Leipzig 1880). Hierin findet sich die vollständigere Literatur der Koptologie, sofern sie nicht durch gegenwärtige Abhandlung ergänzt wird. 39) Leemans, Monuments I, pl. 1—14: 22 Columnen recto und 27 Columnen verso. 40) Die Rückseite des Papyrus, welche 6 Columnen enthält (Leemans, Monuments II, pl. 226—227). 41) Revillout, Revue égyptologique II, p. 270 fg. und pl. 61. 42) Vgl. Goodwin in der Zeitschrift für ägyptische Sprache 1868, p. 18 fg.

fangreicher griechisch-ägyptischer Papyrus auf der pariser Bibliothek an, in dessen gnostischen Anrufungen Jüdisches mit Aegyptischem seltsam verquickt ist.[43]) Bei solchen Versuchen, deren Sprache ein Mittelding zwischen altägyptischer und koptischer ist, zeigte sich, daß dem griechischen Alphabet mehrere ägyptische Laute fehlen, namentlich sch, f, ch, h, z und gh oder tsch, sodaß man die demotischen Zeichen dafür einsetzen mußte. Die koptische Schrift hat dieselben nun aufgenommen und dem griechischen Alphabet angehängt. Es sind die Buchstaben: ϣ, ϥ, ϧ, ϩ, ϫ, ϭ. Vielleicht ist auch das koptische ϯ ti nicht Ligatur aus ⲧⲓ, sondern das demotische aus dem hier. ti (geben) entstandene Zeichen.[44])

Im übrigen ist die koptische Schrift die griechische, nur daß sie die Buchstaben γ δ ζ ξ ψ und das einfache υ im allgemeinen nicht anwendet und den Aspiraten einen von dem griechischen verschiedenen Werth beilegt. ⲑ ⲫ ⲭ in koptischen Wörtern gelten dem oberägyptischen Dialekt als graphische Varianten für t-h, p-h und k-h[45]), dem unterägyptischen aber als emphatische Tenues. Die Kopten haben der griechischen Schrift einen sehr gleichmäßigen und kräftigen Charakter verliehen; erst in den boheirischen Handschriften wird sie durch üble Schnörkel unruhig und unschön. Um die Auffassung des ohne Worttrennung geschriebenen Textes zu erleichtern, gebraucht die sahidische Schrift Striche über vocallosen Consonanten, während das Boheirische zahlreiche Punkte und Accente über Consonanten und Vocale setzt in allen Fällen, wo die arabische Schrift ein ا verlangen würde.

Wie das Koptische durch die Wahl einer bestimmtern und genauern Schrift einen höhern Grad der Vollendung erreicht hat als das Altägyptische und das Demotische, so entspricht auch der Charakter der Sprache dem einer vorgeschrittenen Entwickelung. Von dem vagen und losen Zustande des Altägyptischen ist das Koptische zu einer präcisen und fest geregelten Form gelangt; der Abstand beider ist erheblicher als der der romanischen Sprachen vom Lateinischen. Das Aegyptische in seiner ältesten Epoche ist eine halb isolirende und halb agglutinirende Sprache, in der die Redetheile äußerlich kaum unterschieden sind; die Suffigirung der persönlichen Pronomina bringt allein einige Bewegung in ihre starre Wortfügung. Das Mittelägyptische, welches in den sich der Redeweise des Volkes anschließenden hieratischen Papyren der XIX. und XX. Dynastie enthalten ist, und weiter das Demotische[46]) bevorzugen den umschreibenden Ausdruck, der für das Koptische die Grundlage neuer Formen wird. Die Flexion ist auch in der jüngsten Periode der ägyptischen Sprache einförmig; aber aus ihrer Verbindung der pronominalen Suffixe mit geschwächten Wortstämmen ist ihr eine sehr mannichfaltige Form erwachsen. Das Koptische hat die Fülle der Consonanz zwar vielfach schwinden lassen, aber alle Bedeutung in seinen tiefdurchdachten Vocalismus gelegt. Die alte Sprache ist gleichsam sinnlich, das Koptische ganz geistig. Die Verschiedenheit der Dialekte des letztern ist im allgemeinen eine graphische und phonetische; der sahidische erweist sich als der alterthümlichere.[47]) Einige wichtige Eigenthümlichkeiten der koptischen Sprache sind die folgenden. Die Wurzeln sind nicht in der Gleichförmigkeit der semitischen Sprache ausgebildet; aber in den verbalen und nominalen Stämmen sind sie nach festen Regeln und Analogien vocalisirt, mögen sie nun zwei-, drei- oder mehrlautig sein. Die Substantiva, die männlich oder weiblich sind und zum Theil eine Pluralform bilden, haben neben der vollen Form einen status absolutus mitunter noch eine verkürzte constructe. Die Composition der Nomina, attributiv oder genitivisch, geschieht seltener unvermittelt durch Vorsetzung des Nomen regens *(elmuḍâf)* vor das rectum *(elmuḍâf ileih)*; gewöhnlich werden beide durch die Partikel der Relation n verbunden. Das Koptische hat die Anhängung der objectiven Pronomina regelmäßig, die der possessiven nur an einigen Substantiven erhalten. Die Basis des demonstrativen und possessiven Pronomens bildet der Artikel; es ist der Sprache außerdem ein Possessivartikel eigenthümlich. Die Zahlwörter gelten als Singulare und sind communis generis. Der verbale Stamm hat gewöhnlich eine vierfache Aussprache — in einer selbständigen Form (status absolutus), einer constructen mit folgendem Accusativ, einer pronominalen vor den objectiven Suffixen und einer zweiten selbständigen, der qualitative Bedeutung beiwohnt und die den Dauerzeiten zukommt. Der Satz wird auf dreifache Weise gebildet: durch die Copula ⲡⲉ, ⲧⲉ und ⲛⲉ (z. B. ⲁⲛⲟⲕ ⲡⲉ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ oder auch ⲁⲛⲟⲕ ⲁⲛⲟⲕ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ „ich bin der Mann") oder durch regierende Verba (z. B. ⲡⲉϫⲉ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ „es sagte der Mann") oder gewöhnliche Hülfsverba (z. B. ⲁ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ ϫⲟⲥ „der Mann sagte"); die letzten beiden sind der pronominalen Suffixion fähig, die Hülfsverba treten dann vor den verbalen Stamm (z. B. ⲡⲉϫⲁϥ ⲛϫⲉ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ oder ⲁϥϫⲟⲥ ⲛϫⲉ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ). Durch die regierenden Hülfsverba entsteht die Mannichfaltigkeit der

43) Vgl. Revillout in den Mélanges d'archéologie égyptiennes III, p. 36 fg. und Erman, Aegyptische Zeitschrift 1883, S. 89 fg. 44) Die demotische Form des ϣ ist den memphitischen Denkmälern eigenthümlich. Die koptische Schrift wurde in Unterägypten festgestellt; eines der neuen Zeichen, das ϧ, bedurfte der oberägyptische Dialekt nicht. Drei oder vielleicht vier koptische Buchstaben hat die armenische Schrift entlehnt, nämlich ϥ, ϩ, ϫ und vielleicht auch ϭ. (Vgl. Lagarde in den Göttinger gel. Anz. 1883, S. 281). Ob auch die Cyrillische Schrift ihr ш aus dem koptischen ϣ hat, ist fraglich. 45) Umgekehrt gebraucht das Demotische *th*, *ph*, *kh* für griech. ϑ, φ, χ.

46) Auch das Demotische zeigt mehrere Stufen der Entwickelung, indem es sich allmählich dem koptischen Sprachgebrauche nähert. Die demotischen Urkunden aus der Zeit des Königs Darius I. (das Altdemotische) sind noch sehr alterthümlich. 47) Einzelne dialektische Unterschiede lassen schon die demotischen Denkmäler erkennen (Revue égyptologique II, p. 286 fg.).

koptischen Tempora und Modi.[48] Die Casus werden durch Präpositionen ausgedrückt: der Genitiv durch ⲛ oder ⲛⲧⲉ, der Dativ durch ⲛ und ⲛⲁ- und der Directiv oder Adjunctiv[49] durch ⲉ. Das Object des Verbs wird theils in den Accusativ gesetzt, der keine äußerliche Form hat, theils durch das ⲛ des Genitivs und theils durch das ⲉ des Adjunctivs bezeichnet. Präpositionen gibt es viele; durch Zusammensetzung erreichen sie den allergenauesten Ausdruck der Verhältnisse. Der Bau des einfachen Satzes ist durchaus logisch, die Wortstellung immer die nächste; doch stehen ihm auch Mittel der Hervorhebung zu Gebote. Durch die participiale und relative Einordnung und durch den Conjunctiv erhält er eine gewisse Mannichfaltigkeit; wenn er durch Conjunctionen zur Periode ausgedehnt wird, so bleiben doch sein Bau im einzelnen, die Stellung seiner Theile, die Form seines Prädicats unberührt.

Der Wortschatz der koptischen Sprache ist der der altägyptischen, den jener zu erklären dienen muß; in Anbetracht der sehr langen Geschichte des Volks ist der ägyptische Laut im Koptischen mit bewunderungswürdiger Treue überliefert.[50] Doch sind die Wechselfälle der ägyptischen Geschichte auf die Reinheit der Sprache nicht ohne Einfluß geblieben. Schon in alter Zeit sind manche semitische Wörter in die Sprache aufgenommen[51]; dem boheirischen Dialekte sind offenbar manche libysche Wörter zugeflossen.[52] Die meisten Fremdwörter hat das Koptische jedoch aus dem Griechischen. Die lange Herrschaft der griechischen Sprache in Aegypten[53], der Gebrauch derselben in den heiligen Büchern des Christenthums und in der ältesten Kirche[54] und die Pflege der griechischen Gelehrsamkeit machen es erklärlich, daß der koptischen Sprache nicht nur viele griechische Partikeln (wie ⲅⲁⲣ, ⲇⲉ, ⲁⲗⲗⲁ, ⲕⲁⲧⲁ, ϩⲱⲥ u. s. w.), sondern auch eine Menge gerade fundamentaler Wörter der christlichen Lehre in griechischer Form verblieben sind, und zwar im Sahidischen oft koptisirt, im Boheirischen unverändert. Dazu gehören Wörter, wie ⲉⲩⲁⲅⲅⲉⲗⲓⲟⲛ, ⲡⲓⲥⲧⲓⲥ, ⲡⲛⲉⲩⲙⲁ, ⲥⲁⲣⲝ, ⲥⲱⲙⲁ, ⲥⲧⲁⲩⲣⲟⲥ, ⲑⲩⲥⲓⲁ, ⲁⲅⲓⲟⲥ u. s. w. Für den Umfang der griechischen Cultur und für den Reichthum der christlichen Ideen war die ägyptische Sprache zu eng und zu arm geworden; und so zählen die griechischen Wörter in den koptischen Texten, die überdies zum großen Theil Uebersetzungen griechischer sind, nach Hunderten.[55] Nur mittelbar sind einige lateinische eingedrungen, z. B. ⲇⲟⲩⲝ dux, ⲕⲟⲙⲏⲥ comes, ⲧⲣⲓⲃⲟⲩⲛⲟⲥ tribunus, ⲡⲣⲟⲧⲉⲕⲧⲱⲣ protector, ⲃⲉⲣⲉⲧⲁⲣⲓⲟⲥ veredarius, ⲫⲣⲉⲇⲁ praeda, ⲕⲁⲥⲧⲣⲟⲛ castrum u. a. Aus andern Sprachen hat das Koptische noch weniger.[56] Jedoch enthalten die profanen Schriftdenkmäler aus mohammedanischer Zeit viele arabische Wörter.

Vor dem 3. Jahrh. n. Chr. ist das Koptische aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geschrieben worden.[57] Die Literatur begann aber mit der Uebersetzung der Bibel vermuthlich erst gegen Ende des Jahrhunderts; ihre Blütezeit reichte vom 4. bis ins 7. Jahrh. in Oberägypten; in Unterägypten begann sie ohne Zweifel später, vielleicht im 5. Jahrh. nach dem Schisma, und dauerte einige Jahrhunderte länger. Wir besitzen vorzügliche boheirische Handschriften aus dem 10.—13. Jahrh.; und das Martyrium des Joannes, der unter Elkâmil im Anfange des 13. Jahrh. litt, ist in koptischer Sprache beschrieben. In den Klöstern ist die koptische Literatur von je aufs eifrigste gepflegt worden; aus ihnen stammen die meisten Handschriften. Die ältesten, kalligraphisch ausgezeichnet, sind Papyri und Pergamente; die sahidische und faijumische Literatur kennt dieses Schreibmaterial fast ausschließlich. Im 10. Jahrh. machte es zuerst in Unterägypten dem orientalischen Papiere Platz, welches den boheirischen Manuscripten eigenthümlich ist.[58]

Die koptische Literatur ist zum größten Theil zerstört und verloren gegangen; doch ist das Erhaltene noch

48) Im Gegensatze zu der altägyptischen Sprache, die nur affigirt, entstand so, was Ewald den „Vorderbau" genannt hat. (Vgl. Ueber den Bau der Thatwörter im Koptischen, (Göttingen 1860). 49) Diesen Terminus schlägt Misteli vor (vgl. Zeitschrift für Völkerpsychologie XIII, p. 428—445). 50) Selbst die Urverwandtschaft mit den übrigen semitischen Sprachen läßt sich im Koptischen noch mehrfach erkennen. Altägyptisch sn, koptisch ⲥⲟⲛ (Bruder) ist im Bugaitischen san, altäg. sm, kopt. ⲥⲓⲙ (Gras), bug. siâm u. s. w. Ferner altäg. nuk, kopt. ⲁⲛⲟⲕ, libysch nek (ich); altäg. sâr, kopt. ⲧⲁⲗⲟ (aufsetzen), libysch sali; altäg. sura, kopt. ⲥⲱ (trinken), libysch sau u. s. w. 52) ⲉⲃⲓⲏⲛ אֶבְיוֹן, ⲉⲓⲟⲩⲗ אַיָּל, ϫⲱⲓⲧ זַיִת u. a. kommen schon im Demotischen vor. Den Zusammenhang des Aegyptischen mit dem Semitischen hat Benfey grammatikalisch, Rossi lexikalisch aus dem Koptischen zu erweisen versucht. 52) Vgl. Zeitschrift für ägypt. Sprache 1883, S. 26. 53) Schon im Demotischen finden sich einzelne griechische Wörter. z. B. *σύνταξις*, *ἀθλοφόρος* u. a., und schon die hieroglyphischen Inschriften bieten *Ἅδης*, *οὐρανος*, *ἄργυρος*. *σύνναος* und wol noch andere griechische Wörter dar. 54) Das Evangelium wurde gewiß lange Zeit griechisch gelesen; es sind uns noch griechische Fragmente mit der gegenüberstehenden sahidischen Uebersetzung erhalten. Es gibt auch zwei Bruchstücke griechischer Liturgien mit der sahidischen Uebersetzung (Zoëga No. CI. CII). Vgl. Georgi, Fragmentum evangelium Johannis (Rom 1789). Ebenso werden jetzt die koptischen Bücher mit der arabischen Uebersetzung am Rande versehen.

55) Einige griechische Wörter sind so sehr koptisch geworden, daß sie eine besondere Form angenommen haben, z. B. ⲇⲓⲁⲕⲱⲛ für *διάκονος*, ⲥⲁⲑⲉⲣⲓ für *σταθήρ*, ⲁⲣⲝ für *ἄρκος*, *ἄρκτος* (1 Reg. 17, 34. Z. 530), ⲙⲟⲗⲓⲥ für *μόγις*; das griech. *σισόη* (eine Haarflechte) ist Lev. 19, 27 ϫⲓϭⲱⲓ geworden. 56) Aus dem Persischen stammt ⲁⲃⲁϫⲏⲓⲛⲓ: ⲁⲃⲁϭⲁⲉⲓⲛ Glas. pers. آبگینه, armen. *apak*; ϧⲁⲣⲁϭⲱⲟⲩⲧⲥ: ⲥⲁⲣⲁϭⲱⲟⲩϣ خرگوش Hase u. a. m. 57) So urtheilt auch Zoëga, De obeliscis p. 437. 58) Ich habe nur ein boheirisches Psalmenfragment auf Papyrus gefunden. Die ältesten sahidischen Handschriften gehören gewiß ins 4. Jahrh., die ältesten boheirischen vermuthlich ins 9. Jahrh. Zwei Codices im Vatican sind aus dem 6. Jahrh. d. M. datirt.

immer sehr umfangreich. Weniges findet sich noch an alten und werthvollen Denkmälern boheirischer Literatur in Aegypten, namentlich in der Bibliothek des Patriarchats zu Kairo[59], in dem einen oder andern Kloster und in dieser oder jener Kirche.[60] Das Museum in Bulaq besitzt wenige sahidische Papyri[61]; die meisten an den alten Monumenten befindlichen Inschriften, namentlich die in Theben und Benihassan, sind veröffentlicht worden.[62] Grabtafeln und Scherbeninschriften befinden sich manche in den ägyptischen Museen in Bulaq, Turin, Paris, London, Leiden und Berlin.[63] Die wichtigsten Denkmäler der koptischen Sprache werden in den europäischen Bibliotheken, namentlich in den italienischen, verwahrt. Unter den koptischen Handschriften im Vatican sind die 23 boheirischen, welche J. S. Assemani 1717 aus dem Kloster des Makarios mitbrachte (Nr. 57—69), die ältesten und werthvollsten.[64] Einige gute boheirische Manuscripte befinden sich auch in Florenz.[65] Venedig besitzt die sahidischen Manuscripte des Chev. Nani[66]; während aus der ehemaligen Sammlung des Cardinals Borgia die biblischen Pergamente der Propaganda in Rom, die nicht biblischen der Bibliothek in Neapel zugefallen sind. Turin besitzt vorzüglich alte sahidische Manuscripte sowol auf Pergament als auf Papyrus.[67] Die pariser Bibliothek enthält wenig Sahidisches, aber viele und gute boheirische Handschriften.[68] Leyden hat einige Papyri.[69] Viele und vortreffliche sahidische und boheirische Handschriften conservirt England, theils im Britischen Museum theils in Oxford.[70] Einige boheirische Manuscripte verwahren die Bibliotheken in München[71], Göttingen[72] und Berlin.[73] Im berliner Museum sind einige sahidische Papyri. In St.-Petersburg befinden sich außer einigen boheirischen Manuscripten[74]) wichtige sahidische Pergamente nebst einigen Bruchstücken in untersahidischer Mundart.[75] Zahlreiche Schriftstücke in diesem Dialekte sind seit 1877 in den Schutthügeln des alten Arsinoe oder Crocodilopolis (Medînet Fâris) ausgegraben worden und nach Berlin, Wien, St.-Petersburg, Paris u. s. w. gelangt; es sind meist Bruchstücke von Briefen und Contracten, auch geringe Bibelfragmente und Talismane.[76]

Wenden wir uns endlich zu dem Inhalte der uns erhaltenen koptischen Literatur, so sind daraus von der allgemeinsten Wichtigkeit die alten Uebersetzungen der Bibel. Der erste Rang unter denselben gebührt der sahidischen, die ohne Zweifel vollständig existirt hat[77], aber nur zum kleinsten Theil auf uns gekommen ist. Dazu sind die zahlreichen Fragmente der Borgianischen Sammlung noch unedirt.[78] Am besten steht es noch mit dem Psalter, den wir in Lagarde's und B. Peyron's Ausgaben und in der Pistis Sophia zum allergrößten Theil besitzen, und mit dem Neuen Testament, welches Woide mit ausgezeichnetem Fleiße nach den Handschriften in England zusammengestellt hat. In neuerer Zeit ist die sahidische Bibel um einige Stücke bereichert worden: das 1. Kapitel des Hiob veröffentlichte G. Tortoli[79]),

---

59) Nach U. Bouriant (Recueil de travaux relatifs à la philologie égyptienne III, p. 129) 185 Handschriften. 60) Namentlich in den Klöstern von Nitria mag noch manches versteckt sein, vielleicht auch in den abessinischen. 61) Die Contracte aus Zême in Theben, von denen die meisten nach Paris geschickt und bisjetzt noch nicht zurückgeliefert worden sind. 62) Vgl. Description de l'Égypte, Ant. 4, 48. 5, 55, 29. 27. 22; Lepsius, Denkmäler VI, 102—103; Sayce, Proceedings of the Society of Bibl. Archeol. 1882—1883, p. 117—123; Brugsch, Reise nach der Oase El-Khargeh. Tafel XX; Stern, Aegyptische Zeitschrift 1885, S. 96—102. In einer Grabhöhle in Theben ist 1883 eine Kirche mit Inschriften entdeckt. Vgl. Bouriant in den Mémoires de la mission archéol. franç. au Caire, fasc. I (Paris 1884). 63) Vgl. Zeitschrift der Deutsch-morgenländischen Gesellschaft 1850, S. 254—362; Zeitschrift für ägyptische Sprache 1878, S. 9 fg.; 1885, S. 68—75; Recueil des travaux V, 60—70. 64) Vgl. J.S. Assemani, Bibliotheca orientalis 1, 617—619 und St. Ev. Assemani in Mai, Script. vet. nov. coll. V, 2, 152 fg. Quatremère, Recherches p. 118 fg. Ueber andere Handschriften in Rom: Georgi, Fragm. Ev. Joh. p. III. 65) St. Ev. Assemani, Bibl. medic. cat. p. 53 fg. 66) Die meisten sind vorzüglich edirt von Mingarelli, Codd. copt. reliquiae (Bologna 1785); der dritte Theil dieses Werkes ist aber unveröffentlicht geblieben. Einiges Boheirische in der Bibliotheca Naniana ist nicht von Bedeutung (vgl. J. S. Assemani, Catalogus, Padova 1787); auch im Dominicanerkloster zu Venedig finden sich einige koptische Handschriften. 67) A. Peyron, Lexicon linguae copticae p. XXV; B. Peyron, Psalterium thebaicum (Turin 1875) und F. Rossi, Trascrizione di testi copti I—III (Turin 1883—1885). 68) Quatremère, Recherches p. 116 fg. 69) Leemans, Description raisonnée des monuments égyptiens p. 122. Einige Scherben mit koptischen Aufschriften sind publicirt in Leemans, Monuments II, 232 fg.

70) Woide, De versione bibliorum; über Tattam's Sammlung vgl. Schwartze in der DMGZ. 1853, über die sahidischen Contracte Goodwin in der Zeitschrift für ägypt. Sprache 1869—1871. 71) Catal. codicum ms. biblioth. regiae monacensis I, 4. 72) Wüstenfeld, Nachrichten von der Göttinger Ges. der Wiss. 1878 und Lagarde, Orientalia I. 73) Schwartze, Psalterium copto-memph. p. V. f. Seitdem ist manches hinzugekommen. 74) Dorn, Catalogue des manuscrits de la bibl. impériale p. 565—567. Eine Handschrift befindet sich im Asiatischen Museum in St.-Petersburg. 75) von Tischendorf, Notitia editionis bibliorum sinaitic. p. 65 fg. Es ist namentlich das Leben Victor's und Fragmente eines eschatologischen Werkes, auch faijûmische Fragmente. Vgl. O. von Lemm, Bruchstücke der sahid. Bibelübersetzung (Leipzig 1885) und Aegypt. Zeitschrift 1885, S. 17 fg. Eine neuere Abschrift enthält Josua 15, 7—17, 1 sahidisch. 76) Schon vor der Entdeckung der arsinoitischen Archive habe ich den früher „baschmurisch" genannten Dialekt ins Faijûm verlegt. Die faijûmischen Papyri enthalten eine durch Schreibweise und Dialekt äußerst schwierige Volkssprache. Vgl. Stern, Aegyptische Zeitschrift 1885, S. 23—44 über die berliner Sammlung. Aus andern ist leider noch gar nichts veröffentlicht worden. 77) Die Reihenfolge der Bücher des A. Test. gibt nach einem sahidischen Glossar Woide, De bibliorum versione aegyptiaca p. 8. 78) Sie sind vollständig katalogisirt von Zoëga, Catalogus p. 193 fg. Viele Fragmente hat Georgi edirt, andere aus den nanianischen Pergamenten Mingarelli. Vgl. jetzt A. Ciasca, Sacrorum bibliorum fragmenta copto-sahidica musei Borgiaui, Vol. I (Rom 1885). Unter den vormals Tattam'schen Handschriften befinden sich werthvolle Ergänzungen der Evangelien und des Galaterbriefes. (Recueil de travaux 1884, V, p. 105—139.) Fragmente von 28 Psalmen enthält die Handschrift Huntingdon's No. 3 in Oxford. 79) Atti del IV. congresso degli orientalist (1880) 1, 83 fg.

einen Theil der Proverbia A. Bschai[80]), Fragmente mehrerer Bücher Ch. Ceugney[81]), einige andere G. Maspero[82]); die vortrefflichsten Monumente der koptischen Sprache edirte P. de Lagarde aus einem alten turiner Codex: die Weisheit Salomonis und Jesu Sirach.[83]) So lückenhaft unser sahidischer Bibeltext auch bleibt, so lassen uns doch die mannichfachen Bruchstücke erkennen, daß es von dieser Uebersetzung mehrere Recensionen gegeben hat. Schon jetzt läßt sich bei einzelnen Büchern die ältere von der jüngeren unterscheiden, z. B. in der Sapientia Salomonis, in den Evangelien u. s. w. Liegen die Texte aller Handschriften erst vollständig vor, so wird sich in der sahidischen Version für die Kritik des Bibeltextes ein weites Feld aufthun.

Auch von der untersahidischen Version, die jünger ist, uns aber durch ihre Sprache wichtig wird, gab es mehrere Recensionen. Die von Quatremère edirten Stücke der Threni und das Buch Baruch, auch die Borgianischen Fragmente des Johannes und des Jesaias, bieten den faijûmischen Dialekt am reinsten und sind der Sprache der letzthin entdeckten arsinoitischen Papyri am nächsten verwandt. Dagegen steht die Sprache der Episteln in der Sammlung Borgia wie auch die einiger anderer Schriftdenkmäler dem Sahidischen näher; diese Uebersetzung ist vermuthlich die untersahidische, welche noch Tûchi als „Memphiticus alter" bekannt war. Dieser letztern gehören auch die in St.-Petersburg befindlichen geringen Ueberreste an.

Aelter als die untersahidische Uebersetzung[84]) und jünger als die sahidische ist die uns von allen am vollständigsten erhaltene und bereits gedruckt vorliegende boheirische Version der Bibel. Der Pentateuch ist herausgegeben worden 1731 von Wilkins, 1867 von Lagarde und theilweise 1854 von Fallet; Bruchstücke der übrigen geschichtlichen Bücher des A. Test. 1879 von Lagarde; die Psalmen 1744 von Tûchi, danach 1826 in London, 1837 von Ideler, 1843 von Schwartze und 1875 von Lagarde; die Proverbia 1—14, 26 gleichfalls 1875 von Lagarde und 1882 von Bouriant[85]); der Hiob 1846 von Tattam; die Großen Propheten 1852 von Tattam und Daniel 1849 von Bardelli; die Kleinen Propheten 1836 von Tattam und Zacharias 1810 von Quatremère; das Buch Baruch 1870 von Bschai und 1872/4 von Kabis. Das Neue Testament edirten 1716 Wilkins und 1847—52 Tattam, die Evangelien besonders 1829 Tattam und Lee, die Acta 1852 Bötticher und die Episteln 1852 derselbe. Es fehlen noch die vier Bücher der Könige, von welchen nur einzelne Fragmente erhalten geblieben sind.[86])

Eine Ausnutzung der vielen boheirischen Handschriften hat kaum erst begonnen; da die meisten nicht sehr alt sind, so versehen sie es oft in der Correctheit der Sprache. Damit uns die Reinheit und Tiefe des Ausdrucks nicht entgehen, müssen wir über diesen Texten der Kritik gebrauchen, dem Beispiele eines Patriarchen der Kopten nacheifernd, Matthäus I., der 1398 in eine alte, jetzt im Vatican befindliche Handschrift eigenhändig einschrieb[87]): „Ich, Matthäus der Diener des Stuhles Marci, habe dieses Buch gelesen und in dem koptischen Texte gar viele Fehler angemerkt, die der Verbesserung bedürfen."

Die Kopten haben auch die pseudepigraphischen oder deuterokanonischen Bücher sowol des Alten als des Neuen Testaments gehabt. Aus den namentlich in sahidischer Sprache erhaltenen Fragmenten erkennt man, daß die Ueberlieferung derselben von der griechischen meist nicht unbedeutend abweicht.[88]) Das Evangelium Nicodemi enthält der 2. turiner Papyrus[89]); den Briefwechsel des abessinischen Königs Abgar mit Christus ein leidener Papyrus[90]); die Geschichte des heiligen Joseph ist im Sahidischen zum Theil, im Boheirischen aber wie im Arabischen vollständig vorhanden[91]), während das Evangelium über die Kindheit Jesu uns nur in der arabischen Uebersetzung geblieben ist.[92]) Von dem gnostischen Evangelium secundum Aegyptios hat sich in der koptischen Literatur keine Spur gefunden.

Dagegen hat man andere gnostische Werke in sahidischem Dialekt, welche durch ihr Alter und ihren ägyptischen Charakter gleich ausgezeichnet sind. Eine der ältesten sahidischen Handschriften ist die einst als das Manuscript des Dr. Askew berühmte Pistis Sophia, die jetzt das Britische Museum besitzt. Woide erkannte das umfangreiche Buch für die Sophia des Valentinus, und ohne Zweifel enthält es die Lehre dieses Hauptes der ägyptischen Gnostiker des 2. Jahrh.[93]) Es ist eine Einweihung in die Gnosis: Jesus wird darin als das Ideal des Lehrers und seine Apostel und die heiligen Frauen seiner Umgebung als die einzuweihenden Schüler eingeführt. Es kommen 13 Bußgebete der in das Chaos

---

80) Recueil de travaux (1880) II, p. 94—105. 81) Études égyptiennes (1883) I, p. 265—300; Recueil de travaux V, 35 fg.; VII, 47 fg. und Bouriant in demselben IV, 1—4. 82) In der Revue égyptologique (1882) II, p. 358—368. 83) Aegyptiaca (1883) p. 65—206. 84) Es geht dies unter andern aus der Anwendung des boheirischen ⲫϯ in den untersahidischen Texten hervor. 85) Im Recueil de travaux III, p. 129—147. Vgl. meine Anmerkungen dazu in der Zeitschrift 1882, S. 191—202. 86) Quatremère, Recherches p. 117, glaubt irrthümlich, daß sich in der Propaganda eine Handschrift befinde.

87) S. Assemani, Bibliotheca naniana 1, 73. 88) Vgl. Zoëga, Cat. p. 240 und Revillout, Apocryphes coptes du N. T. (Paris 1876). 87) Der Text ist edirt von F. Rossi, Trascrizione 1, 10—64 (Turin 1883). Eine Uebersetzung hat A. Peyron an K. von Tischendorf (Evangelia apocrypha p. 210 fg.) mitgetheilt. 90) Diese Version wird vermuthlich der in der Ge'ezsprache erhaltenen nahe stehen. Vgl. Zotenberg, Catalogue des manuscrits éthiopiens p. 247, 91) Das Arabische hat schon 1722 G. Wallin edirt, die beiden koptischen Texte Revillout, l. l.; alle drei aufs neue und correcter Lagarde, Aegyptiaca p. 1—37. Eine synoptische Uebersetzung der drei Recensionen von Stern in A. Hilgenfeld, Zeitschrift für wissensch. Theologie XXVI (1883), p. 267—294. Vgl. Literaturblatt für orient. Philol. 1, 201 fg. 92) Edirt von H. Sike, Oxonii 1697. 93) Mit der Uebersetzung Schwartze's 1851 herausgeg. von J. H. Petermann; eine kleine Probe der sehr alten Schrift in Spohn's Notitia codicis alexandrini (Leipzig 1788). Vgl. Woide, De bibliorum versione p. 137; Dulaurier, Notice sur la Fidèle Sagesse (Paris 1847); Revillout in den Comptes rendus de l'académie des inscriptions 1872, p. 338 und Mélanges d'archéologie égypt. III, p. 40 fg.

hinabgefallenen Sophia und 13 Hymnen derselben zum Lobe Jesu Christi, der sie aus dem Chaos errettete, darin vor. Auch 20 Psalmen der ältesten Recension werden citirt.

Ein anderes noch nicht edirtes sahidisches Werk über die gnostische Lehre enthält der Papyrus Bruce.[94]) Auch dieses „Buch der Gnosis" ist eine Ausarbeitung der Valentin'schen Systems. Es enthält namentlich die Scenen der Initiation und die magischen Formeln, durch welche der Gnostiker seine schlimmsten geistigen Feinde überwältigen und das Plêrôma erreichen kann, nachdem er alle Zwischenwelten durchschritten hat. Es bezeugt, wie getreu mehrere Kirchenväter über die phantastischen Theorien dieser ihrer gefährlichsten Gegner berichtet haben.

Viel späterer Zeit gehört ein anderes phantastisches, gleichfalls unedirtes Buch an, welches eine von Huntingdon erworbene Handschrift in Oxford enthält.[95]) Dies dem Presbyter und Anachoreten Abba Seba zugeschriebene Werk, betitelt: „Die Mysterien Gottes in den Buchstaben des Alphabets, welche keiner unter den alten Philosophen offenbaren konnte", knüpft in drei Theilen (ⲧⲟⲙⲟⲥ) an die 22 griechischen Buchstaben, mit Ausschluß des ξ und ψ, nach dem Spruche: „Ich bin das ⲁ und das ⲱ" alle Werke der Schöpfung, der Vorsehung und der Erlösung. Die Sprache dieser Handschrift eines gewissen Schenuti aus dem J. 1109 d. M. ist ziemlich fehlerhaft.

Am energischsten ist der Charakter der Kopten in den gewaltigen Reden ihres Propheten Sinuthios ausgeprägt, dessen Wirksamkeit in Oberägypten und in der Blüte der koptischen Kirche oben erwähnt worden ist. Seine Schriften sind, nach der Zahl der erhaltenen sahidischen Manuscripte zu urtheilen, in Oberägypten einst sehr verbreitet gewesen, doch hat die Kirche von Alexandrien auf deren Erhaltung wenig Werth gelegt. So ist kaum das eine oder andere Stück ins Boheirische und weiter ins Arabische übersetzt worden.[96])

Die koptische Literatur ist sehr reich an Legenden über die Geschichte der Märtyrer und der Mönche, an Dogmatik und Ethik, an Exegese und Liturgie und Aehnlichem. Das meiste der Art wurde zuerst aus dem Griechischen entnommen; die ältern sahidischen Uebersetzungen wurden allmählich durch boheirische ersetzt[97]) und diese endlich ins Arabische übertragen. Eine große Menge dieser Schriften ist in die Ge'ezsprache der jakobitischen Abessinier übersetzt worden, seltener, so scheint es, aus dem Koptischen, gewöhnlich schon aus dem Arabischen.

In koptischer Sprache besitzen wir noch die dem Clemens zugeschriebenen Kanones der Apostel in beiden Dialekten[98]) und mehrere sahidische kanonische Sammlungen der Concilien[99]), beides zwar älter, aber nicht so vollständig wie in den arabischen und abessinischen Uebersetzungen. Von den Kirchenvätern ist manches, namentlich im sahidischen Dialekte, erhalten, die Briefe und Homilien des Athanasios, Chrysostomos, Epiphanios, Kyrillos u. a. Vor allen steht Chrysostomos (arab. فم الذهب) bei den Kopten in großem Ansehen[1]); vollständiger sind seine Homilien boheirisch erhalten[2]); und Arabisch wird er noch heute in den koptischen Kirchen gelesen.[3]) Was an Literatur dieser Gattung auf uns gekommen ist, darüber gibt der Katalog Zoëga's die beste Auskunft, und wir müssen uns begnügen, auf dieses vortreffliche Werk zu verweisen.[4]) Die dermalen in der koptischen Kirche gebräuchlichen Rituale, Liturgien und Legenden sind oben benannt worden.

---

94) Das Original befindet sich in der Bodlejana zu Oxford und Woide's Abschrift des immer mehr verblassenden Papyrus im Christ-church college ebenda. Eine Copie nach beiden fertigte Schwartze an. Vgl. Woide, De versione bibliorum p. 23; Revillout in den Comptes rendus de l'académie des inscriptions 1872, p. 350 und Amélineau ebenda 1882, p. 220—227. Der Titel des Buches ist ⲡϫⲱⲱⲙⲉ ⲙⲡⲛⲟϭ ⲛⲗⲟⲅⲟⲥ ⲕⲁⲧⲁ ⲙⲩⲥⲧⲏⲣⲓⲟⲛ oder ⲡϫⲱⲱⲙⲉ ⲛⲛⲉⲅⲛⲱⲥⲓⲥ ⲙⲡⲁϩⲟⲣⲁⲧⲟⲛ ⲛⲛⲟⲩⲧⲉ ϩⲓⲧⲛ ⲙⲙⲩⲥⲧⲏⲣⲓⲟⲛ ⲉⲧϩⲏⲡ.

95) Vgl. Woide, De bibliorum versione p. 21; Revillout in den Comptes rendus 1872, p. 312 fg. Jablonski, der das Buch schon 1719 abgeschrieben hat, hielt Schenuti irrthümlich für den Verfasser (La Croze, Thesaurus epist. 1, 192. 201). Später haben auch Tulaurier und Schwartze Abschrift genommen.

96) Einiges wenige von Sinôdâ ist ins Abessinische übersetzt, vgl. Dillmann, Cat. mus. Brit. 23; Berliner Handschr. 56; Zotenberg p. 131. 248.

97) Als Beispiel sei die Geschichte des Makarios erwähnt, deren sahidischen Text Zoëga p. 296 und deren boheirische Uebersetzung er p. 123 gibt.

98) Die von Lagarde (Aegyptiaca) p. 209—291) edirte sahidische Recension zerlegt sie in Canones apostolorum in 71 Kapiteln (es sind die arabischen Canones bei Vansleb, Hist. p. 247—251, und die abessinischen Senodos bei Ludolf, Commentarius p. 310—313) und in die Canones ecclesiastici in 78 Kapiteln, deren griechisches Original man größtentheils hat. Das Buch ist nochmals edirt im Recueil V, 199 fg.; VI, 97 fg. Die schlechte boheirische Uebersetzung aus dem Anfange d. Jahrh. edirte Tattam (The apostolical constitutions. London 1848). Ueber die Literatur der abessinischen Canones vgl. Dillmann, Berliner Handschriften S. 15. Die koptischen sind viel älter und correcter, wie namentlich aus einer Vergleichung der Can. eccl. 1—30 mit den te'zâzât bei Ludolf, Comm. p. 314, hervorgeht.

99) Die dogmatischen und ethischen Theile des Concils von Nicäa (oder des von Alexandria 362) sind in sehr alten Recensionen der Borgianischen Fragmente CLIX. und CCXXXIX. (Zoëga, Cat. p. 242 fg. 248 fg.) und in dem 4. turiner Papyrus erhalten und edirt von Revillout, Le concile de Nicée (Paris 1880) in dem Journal asiat. 1873, I. 1875, I. Vgl. Rossi, Trascrizioni 2, 34—74. Die Acten des Concils von Ephesus enthalten Borgia CLVIII. und CLXIV und Recueil VII, 46 fg.

1) Vgl. Zoëga, Cat. 607; auch No. CCCXI (p. 641) gehört dem Chrysostomos.

2) Manuscr. No. 57 im Vatican, aus dem 10. Jahrh. (Assemani, Script. vet. nov. coll. V, 2, 152); Zoëga p. 4. 63. 120. 134; Lagarde, Ankündigung der LXX, p. 50 fg.

3) In einem berliner Ms. or. fol. 533 stehen unter andern auch mehrere Homilien des Chrysostomos. Ein Kopte theilte mir mit, daß die مواعظ dieses Kirchenvaters noch gelesen würden.

4) Sahidische Fragmente über St.-Georg, Pteleme, Gesios und Isidoros, die 40 Märtyrer, die heil. Hilaria, Stücke aus mehrern Homilien, aus den Briefen des Athanasios, eins von Einnthios u. a. enthalten die Tattam'schen Manuscripte, deren Abschrift durch M. Schwartze mir Dr. A. Erman gütigst mitgetheilt hat.

Was wir an nicht religiösen Schriften in koptischer Sprache besitzen, ist gar wenig. Zwar müssen wir schon aus den in den Klassenscalen aufgeführten Ausdrücken schließen, daß die Kopten auch eine reichhaltige profane Literatur besessen haben, jedoch ist kaum etwas davon übriggeblieben.[5]) Schon längst hat man das Fragment eines medicinischen Werkes in sahidischem Dialekte gewürdigt.[6]) Aehnlich, aber aus späterer Zeit und aus dem Arabischen übersetzt, ist ein Tractat über Alchimie, von welchem A. Eisenlohr 1885 ein Fragment in Oberägypten aufgefunden hat.[7]) Es ist reich an arabischen Wörtern und daher für die Geschichte der Sprache von Wichtigkeit.

Zur Poesie sind die Kopten wenig beanlagt gewesen. Die, ohne Zweifel in Nachahmung der arabischen Dichtung, mit einem dürftigen Reime ausgestatteten boheirischen Kirchenlieder, deren sich viele in den Psalmodien finden, haben keine Neuheit der Ideen und keine Schönheit der Form. Ueber das einzige sahidische Gedicht „Das Triadon" (Zoëga, Cat. p. 642) ist das Nämliche zu sagen; es ist ein moralisches Gedicht in gereimten Vierzeilen, das sich in recht frostigen Wortspielen gefällt. Dazu ist es ein ganz spätes Werk, das von Arabismen strotzt. Gleichwol wäre eine vollständige Edition seiner 423 Strophen sehr erwünscht, wie denn die Koptologie überhaupt nicht besser gefördert werden kann als durch sorgsame Ausgaben aus den vergrabenen Schätzen der Literatur. *(Ludw. Stern.)*

KOPYS (nicht Kopyas), Stadt (nicht Kreisstadt) im europäisch-russischen Gouvernement Mohilew, 69½ Kilom. im Norden von Mohilew, am linken Ufer des Dnjepr, hat 7 griechische Kirchen, 1 katholische und 1 protestantische Kirche, 1 Synagoge, 2 jüdische Gebetshäuser, 22 Kaufläden, 1 Pfarrschule und 3132 Einwohner, die sich hauptsächlich mit der Fabrikation von thönernen Geschirren und Ofenkacheln beschäftigen. Die protestantische Kirche ist im 16. Jahrh. von dem litauischen Hetman Radziwil erbaut. Der Handel der Stadt ist trotz ihrer günstigen Lage an einem schiffbaren Flusse von keiner Bedeutung. — Kopys ist eine sehr alte Stadt, denn sie wird von den russischen Chroniken schon im J. 1059 erwähnt. Im J. 1116 wurde Kopys von Wladimir Monomachos im Kriege mit dem minskischen Fürsten Gleb Wsewolodowitsch erobert. Im 16. und 17. Jahrh. wurde die Stadt zu wiederholten malen von den Polen, Litauern und Kosaken geplündert und 1708 von dem schwedischen Heere eingenommen. Im J. 1777 wurde Kopys zur Kreisstadt des Gouvernements Mohilew ernannt, 1861 aber wieder zur gewöhnlichen Stadt degradirt. Im J. 1812 nahm der russische Parteigänger Dawidow hier eine Partie Franzosen gefangen, die über den Dnjepr setzen wollten. *(A. von Wald.)*

KORAH (hebräisch Korach) erscheint im Alten Testament als Name dreier verschiedener Persönlichkeiten: 1) als dritter Sohn des Esau und der Oholibama, und zwar noch in Kanaan geboren I Mos. 36, 5. 14. 18 (vgl. auch I Chron. 1, 35, wo er überhaupt unter den Söhnen Esau's aufgezählt wird). Wenn dagegen Korah I. Mos. 36, 16 als edomitischer Gaufürst unter den Söhnen des Eliphas, des Sohnes Esau's, erscheint, so kann dies nur auf einem Versehen beruhen, zumal V. 11 Korah nicht unter den Söhnen des Eliphas genannt wird. — 2) Als Stammvater eines judäischen Geschlechtes, welches zu den „Söhnen Hebrons" gehörte, d. h. in Hebron seinen Sitz hatte oder von dort ausgegangen war, I Chron. 2, 43; übrigens ist bei der vielfachen gegenseitigen Berührung edomitischer und südjudäischer Geschlechter nicht unmöglich, daß zwischen den unter Nr. 1 genannten Korachiten und den judäischen ein ursprünglicher Zusammenhang stattfand. — 3) Als Ahnherr der „Söhne Korah's", eines vielgenannten Levitengeschlechtes. Als man, wol erst in nachexilischer Zeit, die vorhandenen Priester und Levitenfamilien auf Verwandtschaftsverhältnisse der Zeit Mose's zurückführte, wurde Korah (II Mos. 6, 21) zu einem Sohne Jizhar's, des Bruders Amram's, gemacht. Er war somit (nach 6, 16 fg.) ein Urenkel Levi's, Enkel Kehath's und Vetter Mose's und Aaron's. Als Söhne Korach's, d. h. als Ahnherren der verschiedenen korachitischen Familien, werden II Mos. 6, 24 Assir, Elkana, Abiasaph genannt. Insgesammt bilden diese die „Sippschaft der Korchiter" (hebräisch Korchi, IV Mos. 26, 58 u. a., doch auch Korchim I Chron. 12, 6 u. a., mit der gewöhnlichen Pluralendung). Wenn I Chron. 9 (in der deutschen Bibel 10), 19 Schallum, der Urenkel Korah's, und seine Brüder als Hüter der Thore des Stiftszeltes und dann der Tempelthore bezeichnet werden, I Chron. 26 (27) 1 und 19 Korchiter als Thorhüter des Tempels im voraus von David bestellt werden, so gehört dies zu den in der Chronik beliebten Zurückdatirungen nachexilischer Verhältnisse in die mosaische, davidische oder überhaupt vorexilische Zeit. In dieselbe Kategorie gehören die fünf Korchiter, welche nach I Chron. 12 (13), 6 zu David nach Ziklag kamen; unter denen, welche dem längst von Gott erwählten künftigen König im voraus huldigen, dürfen die Repräsentanten eines nach dem Exil angesehenen Levitengeschlechtes nicht fehlen. Ferner gehört hierher der Kore, welcher unter Hiskia das Amt eines Tempelthorhüters bekleidet und wegen I Chron. 9, 19 sicher auch als Korachiter zu denken ist. Da andererseits die Söhne Korach's auch als Sänger und Musiker eine Rolle spielten, so wird I Chron. 5 (6), 18 der Stammbaum des berühmten davidischen Musikmeisters Heman über Samuel auf Korah zurückgeführt, und in der sehr legendenhaften Erzählung II Chron. 20, 19, welche in die Zeit Josaphat's fällt, erheben sich die Leviten von den Söhnen der Kahathiter und den Söhnen der Korchiter, um Gott mit

---

5) Kircher sagt: „Certe de nulla alia facultate plures libros quam de mathematica scriptos reperio", und gibt (Opus trip. p. 620) einen Katalog derartiger Werke, welche J. B. Remondi aus Aegypten mitgebracht habe. 6) Zoëga, Cat. 626—630. Einige davon hat schon Champollion übersetzt (Millin, Magasin encycl. 1811, V, p. 312), das ganze Dulaurier im Journ. asiat. 1843, II. 7) Edirt von Stern in der Aegyptischen Zeitschrift 1885, S. 102—119.

lauter Stimme zu preisen. Auf nachexilische Verhältnisse bezieht sich auch endlich die Notiz I Chron. 9 (10) 31, wonach dem Korachiter Mattitja die Aufsicht über die Herstellung des (zu Opfern dienenden) Pfannenbackwerkes anvertraut war.

Der oben erwähnte Ruf der Korachiten als Sänger oder Musiker wird uns noch anderweitig bestätigt durch die Ueberschrift von 11 Psalmen, welche den „Söhnen Korah's" (bei Luther „den Kindern Korah") zugeschrieben werden und bereits vor ihrer Aufnahme in unser Psalmenbuch eine kleine Sondersammlung gebildet haben mögen. Es sind dies der Psalm 42 (zu welchem, wie der gleiche Kehrvers zeigt, Psalm 43 die Fortsetzung bildet), ferner Psalm 44 45 (ein Hochzeitslied bei der Vermählung eines Königs), 46 („ein feste Burg ist unser Gott"), 47—49. 84. 85. 87. 88. Von diesen wird Psalm 88 gleichzeitig Heman, dem Ezrachiter, zugeschrieben. Dies ließe sich nach der oben erwähnten Angabe der Chronik (I, 5, 18) so erklären, daß Heman eben zu den Söhnen Korah's gehörte; wahrscheinlicher ist jedoch die Annahme, daß in der Ueberschrift von Psalm 88 zwei verschiedene Ueberlieferungen trotzdem, daß sie sich widersprechen, einfach nebeneinandergesetzt sind. Die Ueberschrift „von den Kindern Korah" will diese Psalmen natürlich nicht als das gemeinsame Product mehrerer Dichter, sondern nur als aus dem Kreise der korachitischen Sänger hervorgegangen bezeichnen. Fraglich ist dabei allerdings, ob man die einzelnen Dichter als Zeitgenossen zu denken hat. Von den genannten Psalmen dürfte mit Sicherheit der vorexilischen Zeit zuzuweisen sein Psalm 45, da derselbe den Bestand des Königthums voraussetzt, allenfalls auch 46. 48; dagegen können Psalm 44 und 85 erst nach dem Exil gedichtet sein, Psalm 44 nach der herrschenden Ansicht sogar erst im makkabäischen Zeitalter. Bei den übrigen spricht wenigstens nichts gegen die Abfassung in oder nach dem Exil. Alle Schwierigkeiten aber lassen sich am einfachsten heben, wenn man annimmt, daß die Korachpsalmen einer von den Söhnen Korah's veranstalteten und von ihnen als Tempelsängern gebrauchten Sammlung entnommen sind. Dann bedarf es nicht einmal der Annahme, daß diese Lieder sämmtlich von Korachiten gedichtet sein müßten, wie denn Baur (in Riehm's biblischem Handwörterbuche) treffend an die Analogie der „Lieder der Böhmischen Brüder" erinnert hat. Uebrigens aber gilt von allen korachitischen Psalmen, daß sie mit zu den innigsten und schwungvollsten Erzeugnissen der hebräischen Poesie gehören.

Je mehr nun das Ansehen der Korachiten in nachexilischer Zeit ein wohlverdientes war, um so befremdlicher ist die Rolle, die der Ahnherr der Familie in einer Erzählung des Pentateuchs spielt, in dem Aufruhre der **Rotte Korah** IV Mos. 16. Dieses Kapitel bedarf um so mehr einer besondern Besprechung, als sich an demselben in glänzender Weise die allmähliche Auflagerung verschiedener Erzählungsschichten im Pentateuch darlegen läßt. Nach dem jetzigen Context hat es durchaus den Anschein, als ob thatsächlich der Levit Korah von Haus aus der Rädelsführer bei jenem Aufruhre gewesen und zur Strafe dafür mit seinem ganzen Anhang von der Erde verschlungen worden sei. Man braucht indeß nur den in seiner jetzigen Gestalt ganz contorten ersten Vers (und es nahm ohne Object) und dann die ganz andern Subjecte in Vers 2 zu lesen, um sich zu überzeugen, daß hier verschiedene Erzählungen fast unentwirrbar verschmolzen sind. Diese Beobachtung wird auch im weitern schon durch eine oberflächliche Analyse bestätigt. Vers 11 hat Mose eben mit der Rotte Korah geredet und Vers 12 schickt er, um Dathan und Abiram holen zu lassen; diese aber wollen nicht kommen. Vers 18 erscheint Korah mit seiner Rotte auf Geheiß Mose's vor der Thür der Stiftshütte und Vers 25 erhebt sich Mose und geht zu Dathan und Abiram. Ganz besonders drastisch ist jedoch der Widerspruch am Schlusse. Nachdem Vers 31 fg. die ganze Rotte Korah von der Erde verschlungen ist, geht Vers 35 Feuer von Gott aus und frißt die 250 Aufrührer.

Die älteren Kritiker suchten diese schreienden Widersprüche, so gut es gehen wollte, auszugleichen. Ihnen schien die Frage wichtiger, wie etwa das Wunder des Unterganges der Rotte Korah erklärt werden könne, ob durch Annahme einer unter den Zelten der Aufrührer vorhandenen Erdhöhlung, die dann gerade zu rechter Zeit einen Erdsturz verursachte, oder durch ein Erdbeben oder gar durch heimliches Unterwühlen von seiten Mose's, oder endlich nur als Bild des Lebendigbegrabens? Aber auch, als man wirkliche Quellenkritik trieb, verschloß man sich doch den Einblick in den wahren Sachverhalt (so z. B. noch Knobel in seinem Commentar zu dieser Stelle) durch die irrige Ansicht über das Alter und die Reihenfolge der einzelnen Quellenschriften. Und selbst als Graf („Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments", Leipzig 1866, S. 89 fg.) den nachexilischen Ursprung der Bestandtheile, welche eine Verschwörung der Leviten gegen die Priester erzählen (Vers 6—10. 16—18. 35) erkannt hatte, blieb er doch insofern in der traditionellen Auffassung des Kapitels befangen, als er in demselben eine Auflehnung der Rubeniten Dathan u. s. w. unter Anstiftung und Leitung des Leviten Korah gegen die Führerschaft des Mose und Aaron erzählt fand. Vollständig ist der Knäuel der ineinandergeflochtenen Erzählungen erst entwirrt worden von Wellhausen, Composition des Hexateuch, in den Jahrbüchern für deutsche Theologie XXI, S. 572 fg. und Geschichte Israels I, 144 fg.; sodann von Kuenen in der „Theolog. Tijdschrift" 1878, S. 139 fg., und wiederum von Wellhausen in der 2. Ausgabe der Geschichte Israels, S. 376 fg. Nach diesen Kritikern ist die Entstehung der jetzigen verworrenen Erzählung so zu denken: Zu Grunde liegt ein Bericht, der uns noch in Vers 1b 2 (zum Theil), 12—15a und 23—34 (großentheils) erhalten ist. Danach war der Hergang dieser: die Rubeniten Dathan und Abiram, also Angehörige des Stammes, der als erstgeborener, d. h. ehedem mächtigster, auf Mose eifersüchtig sein konnte, lehnen sich gegen diesen als Führer und Richter des Volkes auf (von Aaron ist in diesem Berichte

keine Rede). Vergeblich citirt sie Mose zu sich. Vielmehr beklagen sie sich (12—15), daß er sie durch leere Vorspiegelungen aus dem fruchtbaren Aegypten weggelockt habe, um sich zum Herrscher über sie zu machen und sie in der Wüste sterben zu lassen. Auf diese Antwort begibt sich Mose selbst zu den Wohnungen Dathan's und Abiram's und gebietet auf Geheiß Gottes dem Volke, ringsum von den Zelten der Empörer zu weichen. Das Volk gehorcht; Dathan und Abiram sind unterdeß mit ihren Weibern und Kindern vor den Eingang der Zelte getreten. Jetzt erklärt Mose, daß die Art ihres Unterganges eine Probe seiner göttlichen Sendung sein solle. Werden sie sterben wie alle andern Menschen, so habe ihn Jahwe nicht gesandt; werden sie aber von der Erde verschlungen und lebendig in die Unterwelt fahren, so soll dadurch kund werden, daß sie Gott gelästert haben. Alsbald thut sich die Erde auf und sie werden sammt ihren Familien und ihrer Habe von der Erde verschlungen; Israel aber flieht voller Schrecken von der Unglücksstätte hinweg.

Mit dieser Erzählung ist nun ein zweiter Bericht verschmolzen, in welchem Korah die Hauptrolle spielt, aber nicht als Levit, sondern als Laie, der gegen das Vorrecht Mose's und Aaron's das Recht des allgemeinen Priesterthums geltend macht, und zwar wird man sich diesen Korah nach dem oben Bemerkten als einen Judäer zu denken haben. Dieser Bericht ist erhalten zum Theil Vers 1. 2 (denn die 250 Männer von den Kindern Israel, Fürsten der Gemeinde, Stammhäupter und angesehene Leute, gehören sicherlich zu dieser Laienverschwörung) und 3—5; man vgl. besonders Vers 3: „Die ganze Gemeinde ist heilig und Jahwe mitten unter ihnen! Warum erhebt ihr euch über die Gemeinde Jahwe's?" Daraufhin will es Mose auf ein Gottesgericht ankommen lassen. Die Aufrührer sollen andern Tags mit ihren Pfannen zur Stiftshütte nahen, um ein Rauchopfer darzubringen, ebenso auch Mose und Aaron. Als nun alle versammelt sind, erscheint die Herrlichkeit Gottes und fordert Mose und Aaron auf, sich von der Gemeinde abzusondern, da Gott dieselbe vertilgen wolle. Die Fürbitte Mose's und Aaron's (V. 22) bewirkt, daß durch das von Gott ausgehende Feuer nur die 250 Männer verzehrt werden. Nahe verwandt mit diesem Berichte ist nun endlich die dritte Erzählungsschicht, welche gegenwärtig mit den beiden andern zusammengearbeitet oder vielmehr höchstwahrscheinlich erst nachträglich eingetragen ist. Ihre Tendenz tritt deutlich hervor in V. 8—11 und sie hat sich vielleicht überhaupt auf diese Verse beschränkt. Hier ist der Rädelsführer Korah der Levit, welcher unzufrieden mit dem niedern Dienste am Heiligthume nun auch noch das Priesterthum begehrt, welches doch Aaron und seinen Söhnen vorbehalten ist. Der weitere Verlauf dieser Levitenempörung fällt mit dem Verlaufe der oben behandelten zweiten Erzählung zusammen.

Daß nun diese Levitenempörung erst in exilischer oder nachexilischer Zeit eingetragen sein kann, würde sich schon aus der einfachen Thatsache ergeben, daß ein solcher Unterschied von Priestern und Leviten, wie er hier vorausgesetzt wird, bis zum Exil nicht existirte (s. den Art. Leviten). Uebrigens aber wird man nicht irren, wenn man annimmt, daß dieser Nachtrag zu der Erzählung von der Rotte Korah einen sehr bestimmten praktischen Zweck verfolgte, nämlich den, gelegentlich hervorgetretene aufrührerische Gelüste der Leviten, unter denen sich auch Korachiten befunden haben mögen, zu dämpfen. Die zweite Erzählungsschicht, in welcher Korah als Laie gegen Mose und Aaron auftritt, könnte eher (so früher auch Wellhausen) einer älteren vorexilischen Quellenschrift zugewiesen werden. Richtiger dürfte jedoch die Ansicht sein, daß auch diese Version dem in oder nach dem Exil entstandenen Priestercodex, wenn auch den ältesten Bestandtheilen desselben, angehört. Eine starke Bestätigung dieser Ansicht dürfte in V Mos. 11, 6 zu erblicken sein; der Verfasser dieses Berichtes kennt offenbar nur die älteste Erzählungsschicht, nach welcher die Rubeniten Dathan und Abiram, die Söhne Eliab's, sammt Zubehör von der Erde verschlungen wurden. Dagegen kennt der Verfasser des nachexilischen Psalms 106 (V. 16—18) ohne Zweifel alle drei Erzählungsschichten, obschon er nur von der ersten und zweiten zu reden scheint (die Erde verschlingt Dathan und die Rotte Abiram; Feuer frißt die Gottlosen); der Ausdruck „Rotte Abiram" ist offenbar erst der „Rotte Korah" nachgebildet. Die Nichterwähnung Korah's ist am besten als absichtliche Schonung des noch zur Zeit des Dichters blühenden korachitischen Geschlechts zu erklären. Ebenso ist der jetzige Bestand von IV Mos. 16 vorausgesetzt in IV Mos. 26,9 fg.; denn daß Korah mit den Rubeniten von der Erde verschlungen wurde, kann man nur aus der letzten Redaction des Ganzen herauslesen; charakteristisch ist aber der Zusatz IV Mos. 26, 11, durch welchen der nicht unberechtigte Anstoß an IV Mos. 16, 32 fg. gehoben werden soll: „und die Söhne Korah's starben nicht"; ohne dies wäre allerdings die Fortdauer seines Geschlechts unbegreiflich. Dagegen wird IV Mos. 27, 3, wo von dem Manassiten Zelophchad gerühmt wird, daß er sich nicht an dem Aufruhre der Rotte Korah betheiligt habe, nur die zweite Erzählungsschicht vorausgesetzt. Im Neuen Testament wird des Unterganges der Rotte Korah im Judasbriefe, Vers 11, als eines abschreckenden Exempels gedacht.

Vergl. hierzu außer den bereits citirten Kritikern noch Schenkel in dessen Bibellexikon III, 571 fg. und Baur in Riehm's Handwörterbuche des bibl. Alterthums, S. 848 fg. *(E. Kautzsch.)*

KORAÏS (Adamantios oder Diamantis), — von den Franzosen, unter denen er den größten Theil seines Lebens zugebracht hat, Coray genannt — seinerzeit einer der feurigsten neugriechischen Patrioten, einer der thätigsten Förderer der nationalen „Wiedergeburt" seiner Nation, und ein sehr bedeutender Philologe, war der Sohn eines auf der Insel Chios ansässigen wohlhabenden Kaufmanns. Geboren aber ist er zu Smyrna (am 27. April 1748) und wurde auch in dieser seiner Geburtsstadt unter Hierotheos zuerst an der daselbst blühenden „Evangelischen Hochschule" in die theologische und phi-

lologische Wissenschaft eingeführt. Koraïs hat längere Zeit das Los so vieler begabter und strebsamer junger Männer seiner Nation getheilt, di in jenen Tagen, wo dieselbe noch vollständig hoffnungslos unter der osmanischen Fremdherrschaft stand, bei regem Wissensdurste und gewaltigem Drange zum Schaffen die verschiedensten Wege namentlich im Abendlande aufsuchten, um sich möglichst allseitig zu unterrichten, und in einer Weise, die an Nordamerika erinnert, nicht zauderten, im Nothfalle wiederholt ihren Beruf zu wechseln. Auch Koraïs hat sich, als er zum Jüngling herangereift war, auf Wunsch seines Vaters, der nach Amsterdam übergesiedelt war, zuerst (1772—1778) mehrere Jahre lang als Kaufmann versucht. Später jedoch schwenkte er ab zu jener Wissenschaft, der seit dem Emporkommen des ersten berühmten Maurokordatos die jungen studirenden Griechen bis auf Kapodistrias und Dr. Kolettis mit besonderer Vorliebe sich zuzuwenden pflegten, nämlich zu der Medicin, um dann größere theologische und philologische Studien zu machen; 1782 bis 1788. In solcher Weise hatte er in Montpellier, dann an andern Hauptsitzen der wissenschaftlichen Bildung in Frankreich und Italien seine zähe Arbeitskraft bewährt und seine überaus reiche und vielseitige Begabung geschult. So ist Koraïs endlich ein Hauptvertreter der modernen griechischen Bildung geworden. Er war aber auch, wie andere seiner hochgebildeten griechischen Zeitgenossen, ein leidenschaftlicher griechischer Patriot, von der heißen Sehnsucht getrieben, selbst zu lernen, um ein großer Lehrer seines Volkes zu werden, und sehr wesentlich auf dem Wege durchgehender Volksbildung die neue geistige Hebung und künftige Befreiung der Griechen vorzubereiten.

Koraïs hatte sich kurz vor Ausbruch der Französischen Revolution, die auf diesen Feuergeist in ähnlicher Weise mächtig einwirkte wie auf so viele andere seiner namhaften griechischen Zeitgenossen, in Paris niedergelassen; an diesem gewaltigen Centralsitze der Wissenschaften und Künste, und für längere Jahre auch einer weltbeherrschenden Politik, hat er sich nun bis zu Ende seines Lebens, mehr als vierzig Jahre lang, aufgehalten. Auch den Franzosen und andern Europäern flößte dieser Grieche Achtung ein; nicht nur durch seine imponirende Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bedeutung. Koraïs war ein durchaus lauterer Charakter; er lebte in antiker Einfachheit und bei großer Gleichgültigkeit gegen den Erwerb von Reichthümern in „anständiger Armuth“, nur für die großen Interessen seiner Nation thätig.

Seine unermüdliche literarische Thätigkeit ist für die Griechen nach mehrern Seiten hin von großer Bedeutung gewesen, und der Einfluß, den Koraïs auf seine griechischen Zeitgenossen ausübte, war wiederholt ein gewaltiger. In erster Reihe gehörte er zu den Griechen in der Diaspora, auf welche die Nation, die damals nur durch ihre Religion, ihre Sprache und ihre Literatur zusammengehalten wurde, mit Stolz blickte, wie sie das später in anderer Weise gethan hat, als der Glanz des Grafen Kapodistrias und des jungen Fürsten Alexander Hypsilanti im Dienste Rußlands sie bezauberte und ihre politischen Hoffnungen gewaltig weckte. Der Ruhm, den Koraïs sich als Gelehrter in Europa erwarb, fiel auch auf die griechische Welt zurück. Schon vor 1800, wo die von ihm besorgte Ausgabe von des Hippokrates Schrift über die Einwirkung der Luft, des Wassers und des Klimas auf den Verlauf der Krankheiten, eine von dem französischen Nationalinstitut gekrönte Preisschrift (2. Aufl., Paris 1816) erschien, hatte er der gelehrten Welt des Abendlandes durch verschiedene Zeugnisse seiner Thätigkeit sich bekannt gemacht. Namentlich aber geschah dies durch die neugriechische Uebersetzung von Beccaria's Werke (dei delitti e delle pene) über Verbrechen und Strafen (Paris 1802, 2. Aufl., 1823). Ganz anders aber wirkte die Denkschrift (zuerst in der Gesellschaft der Menschenfreunde zu Paris gelesen), die in Koraï's Sinne eine sehr bestimmte politisch-nationale Tendenz vertrat: „De l'état actuel de la civilisation en Grèce“ (Paris 1803); ins Deutsche übersetzt von Karl Iken in dem „Hellenion“; „Ueber Cultur, Geschichte und Literatur der Neugriechen“ I, Leipzig 1822), welche die europäische Welt in authentischer Weise über die wahre Lage und die moralisch-intellectuellen Zustände der damaligen Griechen aufklären sollte; sie bekämpfte namentlich mit Nachdruck die vielverbreitete Meinung von der tiefen Gesunkenheit des griechischen Volkes und schilderte die bedeutenden materiellen, intellectuellen und moralischen Fortschritte, welche die Neugriechen unter der Herrschaft der Pforte gerade seit der Mitte des 18. Jahrh. ganz unbestreitbar gemacht hatten.

Speciell als Philologe hat sich Koraïs nach zwei Seiten hin einen berühmten Namen erworben. Ein Hauptwerk seines Lebens nämlich war die von ihm 1805 bis 1827 besorgte Herausgabe der prosaischen Autoren des griechischen Alterthums; ein Unternehmen von nationaler Tendenz und großartiger Anlage, veranstaltet und fortgeführt auf Kosten der patriotischen epirotischen Zosimaden und anderer reicher Griechen, seit 1825 auch durch die neue griechische Regierung sanctionirt, nun als „Hellenische Bibliothek“ mit ihren Beigaben, Commentaren und gelehrtem Apparat ein Gemeingut der Philologie und ein kostbarer Besitz der jungen neugriechischen Nation, bei der das gewaltige Werk auf Staatskosten an fleißige Studirende vertheilt wurde. Die Uebersicht über den Inhalt und die Gruppirung dieser Reihe von Ausgaben altgriechischer Prosaiker siehe jetzt bei R. Nicolai „Geschichte der neugriechischen Literatur“ (Leipzig 1876), S. 105; hier sind auch noch die andern seit 1794 bis 1812, beziehentlich 1820, gelegentlich und innerhalb jenes großen Cyklus von Koraïs veranstalteten Ausgaben aufgeführt: Schriften des Xenokrates, des Theophrast des (schon oben erwähnten) Hippokrates; die zwei (1804) auch in Deutschland vielgelesenen Lieder von Heliodor's „Aethiopika“; die vier ersten Gesänge der Ilias, und eine Schrift des Hierokles. Die Ausgabe der Hellenischen Bibliothek wurde durch eine reiche Fülle von Anmerkungen und Prolegomenen begleitet, in welchen letztern Koraïs zugleich unter beständigem Hinblick auf die griechische Zeitgeschichte seine politischen, beziehentlich

seine patriotischen Lehren und Rathschläge für seine Volksgenossen niederlegte. Neben dieser Riesenarbeit liefen noch sehr zahlreiche andere Arbeiten hin; selbständige Schriften des Koraïs über theologische, philosophische, sprachwissenschaftliche und pädagogische Motive: „eine zerstreute Literatur, deren Echtheit jedoch nicht immer gesichert erscheint". Vgl. auch hier die Sammlungen und Erörterungen in R. Nicolai's vorher angeführtem Buche, S. 105 fg.

Ganz unmittelbar aber mit dem Leben seines Volkes berührte sich Koraïs als Philologe durch seine Thätigkeit für die neugriechische Volkssprache, um die er sich ein sozusagen „legislatorisches" Verdienst erwarb. Gegenüber der einen damals modernen Richtung unter den Griechen, welche die Volkssprache so, wie sie gesprochen wurde, zur Schriftsprache machen wollte, und gegenüber der andern, welche rücksichtslos nur die Antike im Auge hatte und das moderne Idiom durch antike, außer Gebrauch gekommene Worte und Wendungen veredeln wollte: gegenüber diesen Richtungen schlug Koraïs einen Mittelweg ein. Er rieth, ein ebenso correctes wie allgemein verständliches Neugriechisch zu schreiben, welches den Bedürfnissen des Volkes und der Gelehrten gleichermaßen entspräche. Er stellte das System auf, unter Zulassung einer freien Bewegung, die allerdings stark corrumpirte und von zahllosen Fremdwörtern aller Art erfüllte Volkssprache schrittweise zu reinigen, ohne deshalb zu alterthümlichen Formen zurückzukehren, welche dem Gebrauche des Volkes fremd geworden waren — dagegen die vielen Fremdwörter allmählich durch Ausdrücke zu ersetzen, die aus dem Schatze der alten Schriftsprache zu schöpfen wären. Der Hauptsache nach hat Koraïs mit seinem System das Feld behauptet; das Beste thaten dabei seine eigenen neugriechischen Schriften, welche den Griechen als Muster ihrer modernen Prosa gelten, und wie durch ausdrucksvollen Stil, so durch glückliche und maßvolle Verbindung des antiken mit dem volksthümlichen Element im Wortschatz und Grammatik sich auszeichneten. Unter seinen spätern Schriften sind in allen diesen Beziehungen namentlich die „Ἄτακτα" (fünf Bände in sechs Theilen, Paris 1828—1835) von Bedeutung; ihren Inhalt, namentlich auch in Beziehung auf die neugriechische Sprache, skizzirt Nicolai a. a. O. S. 107. — Es liegt in der Natur der Dinge, daß Koraïs durch seine philologischen Schöpfungen und seine Thätigkeit für die nationale Sprache sich bei seiner Nation ein bleibenderes Andenken gesichert hat als durch seine literarische Thätigkeit als Politiker. Am werthvollsten wurde die Anregung, die er reichen und opferfreudigen Griechen gab, erhebliche Mittel für die Sache der Volksbildung flüssig zu machen. Er war auch wesentlich betheiligt bei der Gründung der Zeitschrift (1811) „Logios Hermes" in Wien, die mit Vorliebe der Volksbildung und dem Schulwesen diente. Sonst geht eben, wie bereits mehrfach bemerkt wurde, ein politischer, wie auf die Erziehung, so auf die Befreiung der Griechen gerichteter Zug durch die gesammte literarische Arbeit des berühmten Hellenisten. Nicht überall ist die Autorschaft der ihm zugeschriebenen specifisch politischen Broschüren zweifellos. Sicher aber ist, daß der kampflustige Koraïs in seinem Feuer auch gegen innere Gegner mit gewaltiger Energie losschlug. Ohne starke innere Zusammenstöße unter den Griechen selbst ging namentlich die Zeit der Französischen Revolution nicht vorüber. Ein Theil der Fanarioten (bei ihren Schwächen ohnehin bei Griechen wie Koraïs allezeit wenig beliebt), und des höhern griechischen Klerus sah das Eindringen der neufranzösischen Ideen in die Griechenwelt nur mit großer Abneigung an. Und das „väterliche Rundschreiben" an alle Griechen, welches 1798 auf Veranlassung des Sultans Selim III. der damals älteste und angesehenste der griechischen Prälaten, der Patriarch Anthimos von Jerusalem, im Hinblick auf die revolutionäre Agitation unter seiner Nation publicirte, rieth wirklich seiner geistlichen Heerde, der Pforte treu zu bleiben und den Padischah als ihren legitimen Souverän zu betrachten. Anthimos erklärte sogar feierlich, daß „die Vorsehung die osmanische Herrschaft an Stelle des in der Orthodoxie wankenden byzantinischen Kaiserthums und als einen Schutz gegen die abendländische Häresie ausersehen habe". Dieses Rundschreiben erregte natürlich unter den griechischen Patrioten gewaltigen Zorn, und nun war es Koraïs, der in seiner „Ἀδελφικὴ διδασκαλία" scharf und energisch gegen diese Theorie auftrat und als geistvoller Politiker die Griechen über die wahre Bedeutung der von den Patrioten erstrebten Freiheit aufklärte. Es gehörte dieser Streit, der zunächst zu einer erheblichen Spannung zwischen einem großen Theile des griechischen Klerus und den leidenschaftlichern unter den griechischen Patrioten führte, zu den Misverständnissen und Irrungen unter den Griechen selbst zur Zeit der Vorgeschichte ihrer spätern nationalen Erhebung. Nach dem Austoben des Kampfes zwischen den stärker revolutionär gefärbten Elementen und deren Gegnern im Fanar und Klerus, deren Schattenseiten scharf genug angegriffen wurden, kam es zur Ausgleichung. Der nationale Grundgedanke drang überall durch; auch der patriotisch gesinnte Klerus söhnte sich mit den ruhiger sich gestaltenden Ideen des Koraïs aus. Der letztere seinerseits, der wie gesagt von Paris aus unablässig den Schicksalen seines Volkes bis zu der Gründung des Königreichs als sorgsamer Berather folgte, — dabei unablässig seine Stimme gegen die Bigoterie und die Fehler des Klerus und des Fanars erhob, — hat ganz zu Ende seines Lebens noch einmal mit gewaltiger Heftigkeit die Politik des Präsidenten Giovanni Kapodistrias angegriffen (in zwei Dialogen, die er 1830 und 1831 in Paris unter dem Namen G. Pantasidis erscheinen ließ).

„Das Orakel der Nation", der „Reformator von Hellas", der „Beisitzer im Rathe der Weisen von Hellas" (wie ihn unter anderm Alexander Sutsos in einer Ode an Theophilos Kairis feiert), von der französischen Regierung zuletzt durch eine Pension von 3000 Franken ausgezeichnet, starb zu Paris am 6. April 1833; seine aus 3400 Bänden bestehende Bibliothek wurde seinem Testament gemäß 1842 nach Chios geführt. Seine Selbstbiographie erschien 1833 zu Paris (neugriechisch

und lateinisch von Fr. Schultze, Liegnitz 1834). Biographisches Material in allgemeinen Werken über die Geschichte des heutigen Griechenlands geben Mendelssohn-Bartholdy und G. Hertzberg; vieles Detail und literarische Nachweisungen bei Nicolai a. a. O. S. 103 fg.

(G. Hertzberg.)

Korallen, s. Corallen-Inseln.

Korallenbaum, s. Erythrina.

KORAN, Alkoran arabisch ḳor'ân^{un}, mit dem Artikel al-ḳor'ân^{u}) ist der Name, welchen Mohammed und die Bekenner seiner Religion den Aussprüchen geben, die von ihm als aus directer göttlicher Offenbarung stammend und dieselbe mit absoluter Genauigkeit wiedergebend seinen Anhängern vorgetragen wurden. (Vgl. hierzu, wie zum Folgenden mehrfach, den Art. Mohammed.) Das wie so viele theologische Ausdrücke Mohammed's einem fremden Sprachgebiete entnommene [1]) Wort bedeutet ursprünglich „Vorlesung", insbesondere „[feierliche] Recitation" eines heiligen Textes, wird aber von Mohammed selbst concret zur Bezeichnung sowol eines solchen Textstückes für sich als auch der Gesammtheit dieser Einzeloffenbarungen gebraucht; die letztere Bedeutung ist bekanntlich später in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, sodaß man unter Koran zunächst eben das Religionsbuch der Mohammedaner versteht, in welchem jene Offenbarungen gesammelt sind. Diese Sammlung rührt indeß nicht von Mohammed selbst her. Wenngleich die Araber schon vor seinem Auftreten ihre von den benachbarten Syrern entlehnte Schrift besaßen, so war doch der Gebrauch derselben auf ganz bestimmte, seltene Veranlassungen beschränkt, und insbesondere wurden poetische Stücke und sprichwörtliche Redensarten, welchen dem Gefühle der Araber nach die älteren Aussprüche des prophetischen Geistes Mohammed's am meisten glichen und an deren Form sie sich anschlossen, wie bei allen Naturvölkern ausschließlich mündlich überliefert. So wurden denn auch die kurzen visionären Anrufungen, Gebete, Bekenntnisse, Betheuerungen, Straf- und Drohworte, in welchen sich zunächst Mohammed's Predigt darstellte, im Anfange mit scheuer Ehrfurcht und gewiß durchaus getreuer Beibehaltung des Wortlautes im Kreise der wenigen Gläubigen von Mund zu Mund getragen; später, als ihre Zahl sich mehrte, mochten eifrige und ängstliche Fromme für ihr Gedächtniß die Hülfe der ungewohnten und für viele geheimnißvollen Runen suchen, durch welche man, neben anderem, bereits den Wortlaut feierlicher Verträge vor Zweifel und Willkür zu schützen sich gewöhnt hatte, und schon vor der Flucht nach Medina erscheint auch Mohammed, an dessen Erinnerung ja in streitigen Fällen appellirt werden mußte und der selbst die an Zahl, Länge und Farblosigkeit zunehmende Masse der Offenbarungen nicht mehr beherrschte, beschäftigt, neuere zu dictiren und die authentische Fassung älterer ebenfalls schriftlich feststellen zu lassen. Das geschah aber nur, wie es augenblickliches Bedürfniß oder der Zufall mit sich brachte, auf nicht weniger zufälligem Material — Palmblättern, platten Knochen oder Steinen u. s. w. — und bei weitem nicht alle Aussprüche des Propheten waren zur Zeit seines Todes in schriftlicher Fassung vorhanden, das Gedächtniß der überlebenden Ohrenzeugen blieb eine, wenn nicht die Hauptquelle für die spätere Sammlung seiner Vorträge in dem codex sacer des Korans. Da nun auch jene Aufzeichnungen in dem unglaublich unvollkommenen ältesten Alphabet Hieroglyphen glichen, an denen nur der Kundige einen Anhalt für genauere Festhaltung des Wortlautes hatte, und aus welchen über die historische Veranlassung wie über den Sinn der oft so dunkeln Prophetien besonders aus der früheren und grundlegenden Hälfte von Mohammed's Lehrthätigkeit gar nichts zu ersehen war; da man andererseits bei der schließlichen Codificirung unter Othman (s. u.) den Eindruck willkürlicher Behandlung des Ueberlieferten ängstlich zu vermeiden suchte, so gleicht der Koran in seiner hieraus hervorgegangenen jetzigen Gestalt einem ungeordneten Haufen von disjecti membra prophetae, in welchem meist ganz zufällig Altes und Neues, Wichtiges und Nebensächliches nebeneinanderliegt, Einheitliches getrennt, Verschiedenartiges zusammengeworfen ist. So stellt die seit Othman feststehende Eintheilung in 114 Suren sich als eine rein äußerliche, vielfach durch zufällige Momente herbeigeführte Anordnung dar. Allerdings bezeichnet der Name Sure (sûrat^{un}, das neuhebräische שירה, eine Reihe von Steinen in einer Mauer, dann eine Zeile in einer Schriftcolumne) bei Mohammed ursprünglich eine einzelne, in sich vollständige und abgeschlossene Offenbarung (also dasselbe wie Koran im engeren Sinne), ist aber durch eine leichtbegreifliche Verwechselung dann auch auf die Gesammtheit mehrerer Offenbarungen übertragen worden, die in der Aufzeichnung oder mündlichen Ueberlieferung absichtlich oder zufällig verbunden erschienen. Auch die Ordnung, in welcher die 114 Suren jetzt aufeinanderfolgen (s. u.), entspricht weder der Chronologie noch irgendwelchen inneren Zusammenhängen. Ist nun, bei der Unsicherheit und den Widersprüchen in den Mohammed's Leben und die Entstehung seiner Religion betreffenden historischen Berichten, der Koran die Hauptnorm für die kritische Scheidung

1) Es ist das syrische ḳeriânâ mit einer kleinen Lautveränderung, wie sie der arabischen Form des Verbums (ḳara'a) entspricht. Vielleicht ist übrigens auch das letztere im Arabischen ein, wie das Verbum für schreiben, dem Syrischen bereits vor Mohammed entlehntes Wort; daß die Araber die Schrift von den Syrern haben, ist bekannt; die Wurzeln כתב und קרא finden sich im Arabischen sonst mit ganz andern Bedeutungen und fehlen in den übrigen südsemitischen Dialekten, wie mir Franz Prätorius berichtet, abgesehen von einigen Lehnwörtern, gänzlich. Auf die Bedeutung von ḳor'ân und ḳara'a selbst hat, wie Nöldeke und Sprenger bemerken, das jüdische קרא „in der Bibel forschen", מקרא „Bibel", „Bibelvers", Einfluß gehabt. — Der Name furḳân, mit dem der Koran auch öfter bezeichnet wird, geht nicht concret auf das Buch oder seine Bestandtheile, sondern auf seine religiöse Bedeutung; es ist ebenfalls ein syrisches Wort, das eigentlich „Befreiung, Erlösung, Heil" bedeutet und nach Nöldeke's Vermuthung vielleicht schon unter den medinischen Juden den bei den Muslimen dann feststehenden Begriff „göttliche Erleuchtung, Offenbarung" gewonnen hat.

der letztern wie die Hauptquelle für die Erkenntniß der inneren Entwickelung des Propheten, so ergibt sich als nächste und wichtigste Aufgabe die Auflösung des unförmlichen Ganzen in die Urbestandtheile der Einzeloffenbarungen und deren historisch-chronologische Anordnung, eine Aufgabe, welche durch die bahnbrechenden Arbeiten von Weil („Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre", Stuttgart 1843; und directer hierher gehörig: „Kritische Einleitung in den Koran", Bielefeld 1844, 2. Aufl. 1878), Sprenger („The life of Mohammad" Vol. I., Allahabad 1852. „Das Leben und die Lehre des Mohammad" 3 Bde. Berlin 1861—1865), W. Muir („Life of Mahomet" 4 voll. London 1858—61) und vor allen Nöldeke („Geschichte des Qorâns", Göttingen 1860) in der Hauptsache gelöst worden ist. Es sind hauptsächlich die Resultate Nöldeke's, die ich hier zusammenzufassen suche.

Der Nothwendigkeit einer solchen Scheidung hat sich auch die mohammedanische Tradition nicht ganz verschlossen; was sie indeß dazu beiträgt, ist wenig genug. Es beschränkt sich[2]) auf die jeder Sure vorgesetzte Bezeichnung als mekkanischer oder medinischer, d. h. also beziehungsweise vor oder nach der Flucht offenbarter, und auf zahlreiche Ueberlieferungen der Biographen des Mohammed und der Korancommentatoren über die historischen Veranlassungen oder Gelegenheiten, bei welchen die einzelnen Offenbarungen vorgetragen worden sind. Bieten diese Angaben aber auch für den Anfang einen gewissen Anhalt, so leiden sie doch allzu sehr an dem bereits angedeuteten Mangel der mohammedanischen Tradition überhaupt; mit Recht sind daher von den eben genannten Forschern in der Hauptsache die aus den Worten des Korans selbst sich ergebenden äußern und innern Kriterien verwerthet worden.

Auch für diese Betrachtung scheidet sich das Ganze in die zwei Hauptmassen der mekkanischen und medinischen Stücke, welche bis auf einige die Zeit des Ueberganges darstellende Theile leicht zu sondern sind. In Mekka ist Mohammed noch ausschließlich Prophet, und ein Prophet im Vaterlande, dessen Mahnungen sich an Ohren richten, welche nicht hören wollen; in Medina tritt er vom ersten Augenblicke an als Haupt einer, wenn vorläufig noch an Zahl beschränkten, doch in sich geschlossenen und achtunggebietenden Gemeinde auf, deren Organisation ihn aus der Sphäre der religiösen Idee in die der Kirchenpolitik, bald in die der Politik überhaupt überführt. Daher in den mekkanischen Offenbarungen Glaubensbekenntnisse, Gebete, Polemik gegen das Heidenthum, Versprechungen und Drohungen für Gläubige und Ungläubige; in den medinischen Verordnungen über die Form des Gottesdienstes, über die öffentlichen und privaten Rechtsverhältnisse in der Gemeinde, die sich allmählich zum Staat erweitert; andererseits Angriffe gegen die in Medina auch äußerlich concurrirende Religionsgemeinschaft der Juden und gegen die unzuverlässigen Elemente („Heuchler") unter den übrigen Medinensern, Tagesbefehle beim Beginn und im Verlaufe der kriegerischen Unternehmungen gegen feindliche Heere und Festungen. Leicht sind in sehr vielen Fällen die Thatsachen zu finden, welche den Propheten in Medina zu seinen im Tone wie in der Form der Rede ziemlich gleichförmigen Aeußerungen veranlaßten; umgekehrt bietet bei den mekkanischen Suren fast ausschließlich der Geist und die Ausdrucksweise der einzelnen Stücke einen Anhalt zu annähernder Bestimmung der richtigen Zeitfolge. In Mekka war Mohammed ein Plebejer, dessen Zudringlichkeit dem Publikum manchmal lästig wurde, wie etwa heutzutage der Lärm der salvation army den Einwohnern Londons, dessen eigene Erlebnisse und Wirken im engen Kreise der Anhänger aber ebensowenig im Gedächtnisse der Menge haften blieb, wie das Wirken des „Generals" Booth innerhalb seiner „Armee" Gelegenheit zu mehr als einem flüchtigen Stadtgespräche gibt; so wußten später nur wenige der Getreuesten, wann und wie in Mekka diese oder jene Sure offenbart worden war, und was in der officiellen Ueberlieferung von solchen Einzelheiten oft genug vorkommt, haben vielfach neuere Ausleger den betreffenden Koranstellen selbst untergelegt. Dagegen läßt sich, wie zuerst Weil nachgewiesen hat, aus der Vergleichung des Tones und Stils der mekkanischen Suren eine Eintheilung in drei Gruppen gewinnen, welche auch zeitlich der Entwickelung von Mohammed's Lehrthätigkeit entsprechen. Im Anfang macht sich die prophetische Begeisterung in gewaltsamer und kühner, oft abgerissener, aber poetischer und schwungvoller, dabei kurzer und nachdrücklicher Rede Luft. Aber nur die poetische Seite dieser auffallenden und genialen Persönlichkeit macht auf die Mekkaner vorübergehend Eindruck, dem religiösen Inhalte begegnet weder Verständniß noch Interesse, in jahrelangen scheinbar nutzlosen Kämpfen verzehrt sich das dichterische Feuer des redekräftigen Mannes, erlahmt die Fähigkeit des auch von dem herannahenden Alter beeinflußten Geistes, den wenigen einfachen Ideen, auf welche ihn sein enger Gesichtskreis beschränkt, immer neue, packende Formen zu geben. Auch fühlt er, daß es unmöglich ist, diese verhärteten Gewissen zu erschüttern und zu rühren; der ruhigeren und matteren Form entspricht der Inhalt, der nun meist darauf angelegt ist, den Verstand zu überreden, die Ueberlegung warnend zu gewinnen. In der Mitte liegt eine Periode des Ueberganges, aber sprachliche und stilistische Merkmale, die Wiederkehr einzelner Ausdrücke gestatten oft ganz bestimmte Ansätze. Hierbei gewährt auch die äußere Gestaltung der Rede erwünschte Hülfe.

Es ist schon oben angedeutet worden, daß diese Gestaltung älterer arabischer Redeweise sich anschloß. Nicht freilich derjenigen, welche sonst wol auch einem poetisch begabten Manne, der seinen Stammgenossen Weisheitslehren vorzutragen hatte, nahe lag, der durch künstliches Versmaß gebundenen Rede, sondern der Reimprosa (saǵ'), welche oft in sprichwörtlichen Wendungen wie überhaupt in ausdrucksvoller Rede, besonders aber in

2) Die bei den Mohammedanern selbst überlieferten chronologischen Listen (Nöldeke S. 46 fg. Fihrist 25) haben keine Autorität für uns.

den Aussprüchen der heidnischen Wahrsager (kuhhân Plur. von kâhin aus dem syrischen kâhen = hebräisch כֹּהֵן) angewendet wurde, und der also unter Umständen der Eindruck des Religiös-geheimnißvollen eignete. Das Wesen dieser Reimprosa (von dem, wer nicht Arabisch versteht, aus Rückert's Nachdichtung des Hariri sich einen Begriff machen kann) besteht darin, „daß die Rede in kurze Glieder zerfällt, von denen immer zwei oder mehrere aufeinander reimen, jedoch so, daß die Endsilben der einzelnen Glieder nicht nach den feinen Regeln des Versendes, sondern denen des gewöhnlichen waqf (Satzendes) ausgesprochen werden und einen viel freieren Reim haben" (Nöldeke) — einen Reim, der für unser Ohr oft nur eine Assonanz darstellt. Der parallelismus membrorum, der in dem späteren sag' oft mit dieser Assonanz Hand in Hand geht, ist ursprünglich nicht oder doch nur sehr gelegentlich damit verbunden. Es ist (auch abgesehen von dem, was eben über die Wahrsagersprüche bemerkt wurde) ganz begreiflich, daß Mohammed's Offenbarungen diese Form und nicht die des Verses erhielten, da man nicht daran zweifeln kann, daß wenigstens ein Theil derselben ihm im Verlaufe von Visionen ohne Mitwirkung des ordnenden Verstandes beifiel, was allein schon die Gestalt des regelmäßig genau im gleichen Silbenmaße sich wiederholenden Verses ausschließt; jedenfalls scheint mir kein Grund vorzuliegen, dem Mohammed, wie es mehrfach geschehen ist, auch die Fähigkeit zur Benutzung der Versform abzusprechen, welche in dieser schon in den ältesten Zeiten außerordentlich gebildeten Sprache eigentlich jedermann besaß, die seinerseits auszuüben indeß dem Propheten schon der Umstand verbot, daß die klugen Leute seine Predigt mit einem achselzuckenden: „Es ist ein Poet" abzufertigen pflegten. Wie dem aber sei, er blieb stets bei der einmal angewandten Form, die sich indeß im Laufe der Zeit mit dem Abnehmen seiner poetischen Kraft und der Veränderung des Inhalts entsprechend erheblich modificirte; die einzelnen Glieder der Rede werden länger, die Assonanzen undeutlicher, und in Medina ist seine Sprache kaum noch von gewöhnlicher Prosa zu unterscheiden.

Ueber die einzelnen Theile des Korans, welche die kritische Analyse unter Anwendung dieser Hülfsmittel zu scheiden und zu ordnen unternimmt, findet sich die vollständigste und systematischste Darlegung bei Nöldeke a. a. O. 52—174, unter gleichzeitiger treffender und deutlicher Charakterisirung der verschiedenen Stilperioden wie des Inhaltes jeder einzelnen Offenbarung. Hiernach [3]) würden gehören:

1) a) in die erste mekkanische Periode sur. 96, 1—5 (Berufung zum Prophetenamt); 6—19 (später); 74, 1—7; (später) 8—30; 35—40; 41—55; 111; 106; 108; 104; 107; 102; 105; 92; 90; 94; 93; 97; 86; 91; 80; 68, 1—16; 87; 95; 103; 85 (aber 8—11 später); 73, 1—19; 101; 99; 82; 81; 53 (zum Theil später geändert und mit Zusätzen versehen); 84; 100; 79, 1—14; 15—26; 27—46 (später); 77; 78, 1—36; 88; 89; 75; 83; 69; 51, 1—23; 52, 1—20; 22—28; 56; 70; 55; sowie möglicherweise die schwer einzuordnenden Bekenntniß- und Gebetsformeln 112 (das Bekenntniß zu dem einen Gott im Gegensatze zur christlichen Trinität); 109 (die Lossagung von den Ungläubigen); 113 und 114 (Exorcismen gegen den Teufel, Zauberei u. s. w.); 1 fg.; (das „mohammedanische Vater Unser");

b) in die zweite mekkanische Periode 68, 17—52; 78, 37—41; 51, 24—60; 52, 21. 29—49; 54; 37; 71; 76; 44; 50; 20; 26; 15; 19; 38; 36; 43; 72; 67; 23; 21; 25; 17; 27; 18;

c) in die dritte mekkanische Periode 32; 41; 45; 16, 1—42; 45—110; 112—118; 126—128; 30; 11; 14; 12; 40; 28; 39; 29, 11—44; 46—68; 31; 42; 10; 34; 35; 7, 1—155; 159—205; 46; 6, 1—90; 92—165; 13; 2, 19—37; 158—166; 196[b]—198; 200—203; 285—286; 4, 116—125; 130—133; 22, 1—16; 18—24; 43—56; 60—65; 67—75; 9, 129—130;

2) in die medinische Periode 74, 31—34; 73, 20; 16, 43; 44; 111; 119—125; 22, 17; 29, 1—10; 45. 69; 7, 156—158; 6, 91; 2, 1—18; 38—157; 167—196[a]; 199; 204—284; 98; 64; 62; 8; 47; 3; 61; 57; 4, 1—115; 126—129; 134—175; 65; 59; 33; 63; 24; 58; 22, 25—42; 57—59; 66; 76—78; 48; 66; 60; 110; 49; 9, 1—128; 5.

Dem Inhalte nach können im Anschlusse an die bereits gemachten Bemerkungen diese Perioden etwa folgendermaßen charakterisirt werden: 1) a) Der Prophet, zu seinem Berufe erweckt und in demselben gestärkt durch Visionen, welche nur als directe göttliche Aufforderungen aufgefaßt werden können, bekennt sich zu dem Glauben an die Einheit Gottes, im Gegensatze zu dem heidnischen Polytheismus wie zu dem Tritheismus der Christen, und fordert seine Stammgenossen zu gleichem Bekenntnisse, zu fleißigem Gebete, zur Mildthätigkeit gegen die Armen, zur Ehrbarkeit und Zuverlässigkeit in der Erfüllung übernommener Verpflichtungen, zur Abschaffung abscheulicher Misbräuche auf. Er tadelt die, welche in einzelnen dieser Punkte oder durch ihre allgemeine Verstockung sich versündigen, insbesondere auch den Gottgesandten als einen Schwärmer, „Poeten" oder gar Lügner verschmähen, malt ihnen in furchtbarer und erschütternder Weise die Schrecken des (im Anfange wol als unmittelbar bevorstehend gedachten) göttlichen Gerichtes aus, und erinnert durch kurze Anspielungen an die Schicksale von Stämmen und Völkern, welche in früheren Zeiten durch ihre Widerspenstigkeit göttliche Strafgerichte auf sich herabgezogen haben, während aus Gottes auch den Mekkanern erwiesenen Wohlthaten die Pflicht der Dankbarkeit für diese sich ergibt.

Von Anfang an erscheint dabei in der Mehrzahl der Fälle Gott selbst als der Redende (nach der späteren mohammedanischen Auffassung ist er dies überall, auch

3) Nach seinem Artikel The Koran in der Encyclopaedia Britannica vol. XVI, p. 598 ist Nöldeke jetzt der Ansicht, daß er sowol wie auch Sprenger in der Scheidung und Zutheilung der Einzelstücke bisweilen zu weit gegangen sei. Da indeß die Reihenfolge, wie er sie in der Geschichte des Qorans gibt, jedenfalls im großen und ganzen die allmähliche Entstehung des Korans richtig veranschaulicht, habe ich sie in kurzer Aufzählung wiedergeben zu sollen geglaubt.

wo für unsere Anschauung der Prophet selber spricht); sein lebendiger persönlicher Verkehr mit Mohammed offenbart sich insbesondere durch Worte der Ermuthigung und des Trostes, andererseits auch des Tadels, welche er an seinen Gesandten richtet.

1) b) Die Pflichten des Glaubens und der Moral werden in allmählich wachsender Ausführlichkeit (z. B. 17, 23—41, dem Dekalog parallel) vorgetragen, das poetisch-visionäre Element nimmt ab (wo noch Visionen erwähnt werden, wie 72; 17, geschieht es in ziemlich prosaischer Weise). Der Tadel gegen die Widerstrebenden richtet sich seltener gegen einzelne Personen, wogegen die Schilderung des Treibens der Gegner im allgemeinen und die Vorwürfe gegen Ungläubige überhaupt an Breite zunehmen; das Gleiche zeigt sich in den Versprechungen und Drohungen, den Schilderungen des Paradieses für die Gläubigen, der Hölle für die Ungläubigen. Immer mehr wird die Allmacht Gottes betont, welcher der Mensch hülflos gegenübersteht und der es so leicht ist, ihn von den Todten zu erwecken, wie sie ihn im Mutterleibe neu zu schaffen vermochte; und dem Widerstreben seiner Erkenntniß das Herz zu öffnen werden ausführliche, mehr durch Menge der Einzelheiten als durch logische Consequenz ausgezeichnete Entwickelungen des physiko-theologischen Beweises entgegengesetzt. Ebenso charakteristisch als die letztern sind für die spätere mekkanische Zeit die gehäuften und stets — je nachdem es dem Propheten gelang, durch Erkundigungen bei Juden und Christen seine Kenntniß der heiligen Geschichte zu erweitern — ausführlicher werdenden Erzählungen von früheren Heiligen und Propheten, von der Misachtung, welche sie bei ihren Stammgenossen oder sonstigen Gegnern fanden, und den Strafen, die Gott über diese verhängte. Besonders treten hier Moses und Pharao, Abraham mit Ismael (bezw. Isaak), Lot, Noah hervor; aber auch von David und Salomo, Adam und Idris (Henoch), Hiob und Jonas, nicht weniger von Zacharias, Johannes, Maria, dem Messias weiß Mohammed zu erzählen, und der Fall des Lucifer (iblîs = διάβολος) muß ebenfalls zur Warnung dienen. Ueber das Gebiet der biblischen Geschichte hinaus hat er unsichere Kunde von der Geschichte der sieben Schläfer wie der Alexander-Sage, und in die Vorzeit des eigenen Volkes verlegt er die sagenhaften Geschichten der Stämme ʿAd (des „säulenreichen", vielleicht auf Syrer oder Südaraber gehend), Thamûd (el-Higr) und Midian mit ihren Propheten Hud, Sjâlih und Schoʿeib. — 1) c) Die Themata sind hier in der Hauptsache dieselben, werden aber in noch größerer Ausführlichkeit, die oft geschwätzig und langweilig genannt werden muß, vorgetragen. Besonders findet dies in den Partien statt, welche die Allmacht Gottes, die Menge seiner Wohlthaten und die Wunder seiner Schöpferkraft schildern, und denen gegenüber an Himmel und Hölle, deren breite Schilderungen nicht mehr recht ziehen mochten, zwar noch oft, aber in größerer Kürze erinnert wird. Auch die Prophetengeschichten nehmen an Zahl und die bereits früher oft behandelten an Umfang ab; wo indeß neue interessante Einzelheiten erzählt werden konnten, geschieht es in möglichster Ausdehnung, wie denn die hierher gehörige Geschichte Joseph's und seiner Brüder (Sure 12) das längste zusammenhängende Stück des Korans überhaupt ist. Daß hier auch ein paar neue Figuren, wie Korah und der alte arabische Weise Lokmân, auftreten, ist wol mehr zufällig, ebenso die Exemplificirung auf eine Schlacht, welche die Byzantiner in jener Zeit gegen die Perser verloren. Neu ist aber die ausführlichere, dabei allerdings ziemlich unklare Entwickelung einer Theorie der Offenbarung, welche den Einwänden der Widersacher begegnen sollte; ebenso einige schon dem rituellen Gebiete angehörige Specialvorschriften (Speisegebote). — 2) In Medina richtet sich die Polemik zunächst hauptsächlich gegen die Juden und Heuchler; sie wird fast ausschließlich direct geführt, an Prophetengeschichten wird nur noch selten und zu ganz bestimmten Zwecken (z. B. zum Nachweis, daß die Juden nie etwas getaugt haben) erinnert; Beweise für Gottes Existenz und Macht sind ebenfalls nicht mehr nöthig, so oft die formelhaften Lobpreisungen seiner Majestät auch wiederkehren. Heiden und Christen werden nach wie vor, aber nur dann bekämpft, wenn Mohammed eine Unternehmung seitens der erstern befürchtet oder gegen beide vorhat; der Verlauf der letztern gibt zur Ermunterung, Lob und Tadel an die „Kämpfer auf dem Wege Gottes" häufige Veranlassung. Den Hauptinhalt aber bilden die zahlreichen Vorschriften, welche die Gläubigen, wie es das Bedürfniß der wachsenden Gemeinde, bald des allmählich sich organisirenden Staats mit sich brachte, meistens bei bestimmten einzelnen Gelegenheiten erhielten, und die in gleicher Weise religiöse, bezw. rituelle, civil- und staatsrechtliche, wie strafgesetzliche Verordnungen darstellen; dabei fehlt es nicht an ganz persönlichen Bestimmungen über die Stellung des Propheten zur Gemeinde, ja zur Ordnung von Privatangelegenheiten, und nicht immer der saubersten, im Hause Mohammed's wird der Offenbarungsapparat ebenfalls in Bewegung gesetzt.[4])

Ueber die Quellen, aus welchen dieser Inhalt geflossen ist, kann in der Hauptsache kein Zweifel bestehen: es sind die Dogmen und Ueberlieferungen der Christen und besonders der Juden, aus welchen Mohammed in weitestem Umfange geschöpft hat. Aber nur in der Gestalt, in welcher die hier und da über das Land zerstreuten, dogmatisch und kirchlich ziemlich ungeschulten Juden und Christen Arabiens ihre Glaubenssätze und heilige Geschichte durch eine vielfach unsichere, vielleicht nur mündliche Tradition bewahrten, ist sie dem Mohammed bekannt geworden, und seinem Eifer, diese Dinge sich anzueignen, entspricht selten das Verständniß, welches er ihnen entgegenbringt. Sie erscheinen daher im Koran meist in veränderter, häufig unklarer Gestalt, in welcher das Vorbild wiederzuerkennen nicht immer sofort gelin-

---

4) Näheres über einzelne besonders wichtige Koranstücke, über den Lehrinhalt des Korans überhaupt, seine etwaige Originalität und sein Verhältniß zum Judenthum s. unter Mohammed und Mohammedanismus.

gen will. Man sieht indeß bald, daß die alttestamentlichen Erzählungen, welche er so häufig vorbringt, nicht aus dem A. Test. selbst stammen, da ihnen an vielen Stellen talmudische Züge beigemischt sind; noch weniger können die viel sparsamer verwandten christlichen Elemente[5]) auf eine auch nur oberflächliche Kenntniß des N. Test. zurückgeführt werden: Mohammed hält beispielsweise den Heiligen Geist für einen Engel, der ihm die Offenbarungen inspirirt und für den er später den Gabriel einsetzt. Sehen wir schon aus solchen Misverständnissen, daß Mohammed, wie es außerdem den damaligen arabischen Gewohnheiten entspricht, in der Hauptsache nur aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft haben kann, so verliert die vielbesprochene, wahrscheinlich zu verneinende Frage, ob er überhaupt habe lesen und schreiben können[6]), erheblich an Wichtigkeit, und gleichzeitig wird es durchaus unwahrscheinlich, daß er, der die heiligen Schriften der Juden und Christen nur von Hörensagen kannte, einen Theil seiner Lehre aus der Literatur christlicher Sekten entnommen habe, wie das Sprenger (gestützt auf einige viel spätere, apokryphe Schriftwerke) ausführlich befürwortet hat. Daß solche Sekten an den Grenzen Arabiens existirt und Mohammed von ihren Lehrsätzen ebenfalls gehört haben mag, soll damit nicht geleugnet werden, doch harrt dieser Punkt noch einer abschließenden Untersuchung. Dasselbe gilt von dem Verhältnisse des Propheten zu den Juden während seiner mekkanischen Zeit, wogegen die aus der heiligen Geschichte, bezw. der späteren jüdischen Ueberlieferung entnommenen Bestandtheile des Korans in der Hauptsache bereits von Geiger (Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen? Bonn 1833) festgestellt sind; Nachlesen sind indeß auch hier nicht ausgeschlossen (s. z. B. H. Hirschfeld, Jüdische Elemente im Korân, Berlin 1878).

Daß gelegentlich auch Sage und Geschichte der arabischen Vorzeit selbst im Koran eine Rolle spielen, zeigt schon die obige Inhaltsangabe; inwiefern Mohammed auch in Betreff seiner Lehre etwa Vorläufer in der Heimat selbst gehabt haben kann, ist im Artikel Mohammed zu erörtern.

Originell erscheint diesen Quellen gegenüber der Koran einmal in der Negation aller der christlichen und später auch jüdischen Einzellehren, welche über den starren und abstracten Monotheismus hinausgehen, wie ihn Mohammed sich schließlich zurechtgelegt hat; ferner in dem überall auf das stärkste betonten Anspruch, welchen er auf den Beruf und die Würde des mit der letzten und definitiven Verkündigung der göttlichen Offenbarung betrauten Propheten erhebt. Letzteres ist inhaltlich das einzig Neue an ihm; außerdem aber zeigt er eine äußerst charakteristische Originalität in der Form besonders der älteren Suren, vorzüglich in seiner Sprache, welche es wohl verdient hat, allen Späteren als Muster eines reinen und ausdrucksvollen Arabisch zu dienen. Kein Wunder, daß in der Unnachahmlichkeit dieser Form die mohammedanische Dogmatik einen vollgültigen Beweis für die Göttlichkeit des Inhaltes sieht, und mit Verachtung auf diejenigen blickt, welche, wie der Gegenprophet Moseilima (s. d. Art. Mohammed), oder die späteren Freigeister Mutanabbi und Abu 'l-alâ (s. von Kremer, Ztschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. XXIX, 639 fg.), oder ketzerische Sektirer (s. von Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, Leipzig 1868 S. 252 fg.) selbstverfaßte Korane dem Worte Gottes entgegenstellen wollten.

Eine Sammlung und Ordnung der einzelnen Offenbarungen war überflüssig, solange Mohammed lebte, der in jedem Augenblicke etwaige Zweifel, wenn nicht anders, doch durch einen Machtspruch lösen konnte. Daß er selbst bisweilen einen Satz später in anderer Form wiederholte, als er ihm anfänglich gegeben hatte, hat nur in einem Einzelfalle Anstoß gegeben; im allgemeinen waren die Gläubigen schon daran gewöhnt, daß der Wortlaut der Offenbarungen nicht blos, sondern selbst ihr Inhalt bisweilen geändert wurde, wenn veränderte Verhältnisse dies zu erfordern schienen: Gott konnte thun, was er wollte, und nahm sogar ausdrücklich die Befugniß in Anspruch, aus pädagogischen Gründen vorläufig Dinge zu sagen oder zu verordnen, welche später durch Vollkommneres ersetzt wurden. Trotzdem aber ist sowol die Zahl der auf solche Weise ausdrücklich aufgehobenen Koranstellen, wie auch der durch bloße Vergeßlichkeit des Propheten im Ausdrucke veränderten kaum sehr hoch anzuschlagen, da Mohammed die Einstimmigkeit der Ueberlieferung, welche für sein Ansehen unbedingt erforderlich war, stets zu erhalten suchen mußte. Als aber mit seinem Tode die Möglichkeit überhaupt fortfiel, an seine schließliche Entscheidung zu appelliren, als dann in dem sofort ausbrechenden Bürgerkriege, in welchem natürlich die eifrigsten Gläubigen sich am meisten aussetzten, eine unverhältnißmäßige Zahl von Korankennern unterging, ließ Abu Bekr auf Omar's Rath durch den schon von Mohammed selbst als Secretär benutzten Zeid ibn Thâbit die auf Zetteln, Schulterknochen, Palmblättern, breiten Steinen und im „Gedächtniß der Menschen" (vgl. oben) erhaltenen Offenbarungen sammeln und aufschreiben. Diese Sammlung war indeß eine reine Privatsache und öffentliche Anerkennung ist für sie überhaupt nie beansprucht worden, wohl aber wird sie der officiellen Redaction zu Grunde gelegen haben, welche um das J. 30 d. H. (=650—651 Chr.) der Khalife Othmân herstellen ließ, weil die Zahl der Korankenner immer weiter abnahm, andererseits aber bei der wachsenden Ausdehnung des Reiches provinzielle Einzelüberlieferungen sich auszubilden drohten, die vielfach miteinander in Widerspruch zu treten anfingen. So wurde Zeid ibn Thâbit von neuem zur Herstellung eines Korancodex aufgefordert, diesmal unter Hinzuziehung mehrerer anderer Gefährten des Propheten; und die von diesen veranstaltete Sammlung ist dann mit dem gleichzeitigen Befehl, alle älteren Koranexemplare zu verbrennen,

---

5) Vgl. Gerok, Christologie des Korans (Hamburg 1839); Sayous, Jésus-Christ d'après Mahomet (Leipzig 1880). 6) S. noch Weil, Mahomet savait-il lire et écrire? in den Atti del IV Congresso degli Orientalisti (Florenz 1880), I, 357 fg.

abschriftlich in den verschiedenen Theilen des Reiches verbreitet worden. Sie stellt in allem Wesentlichen die noch jetzt officiell anerkannte Gestalt des heiligen Buches dar; es kann aber auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie die Worte des Propheten in der That so authentisch wiedergibt, als dies nur möglich ist. Zwar beschuldigen die Schiiten (s. d.) den Othman der Fälschung vieler Koranstellen und der Unterdrückung einer ganzen Sure; indeß liegt es auch für die oberflächlichste Betrachtung auf der Hand, daß hier die Fälschung auf seiten der Schiiten ist. Und wenn neuere Autoren, wie Weil und von Kremer, dem Othman wenigstens zutrauen, daß er einige Stellen fortgelassen haben möge, an welchen die ihm verwandten Omajjaden von Mohammed angegriffen gewesen seien, so ist dies mit der Thatsache unvereinbar, daß selbst von den ärgsten Feinden Othman's, die jeden Vorwand ihn anzugreifen mit Eifer benutzten, Derartiges nicht behauptet worden ist. Und dann ist von zweien der vor der officiellen Redaction existirenden Privatüberlieferungen mehreres, von andern im ganzen noch so viel bekannt, daß wir die Art der Abweichungen, welche zwischen diesen und jener bestand, genau beurtheilen können: und dieses Urtheil muß dahin gehen, daß in allem Wesentlichen die Unterschiede unbedeutend sind und meist die Lesart des officiellen Exemplars vorgezogen werden muß. Nicht zu leugnen ist, daß manche Offenbarungen verloren gegangen sein können; was aber von solchen nebenher in der Tradition vorkommt, ist — die Echtheit vorausgesetzt — unbedeutend und fast ohne jedes Interesse. Wir müssen also sagen: was jetzt im Koran steht, ist nicht nur als Inbegriff der Lehre Mohammed's, sondern als eine in der Hauptsache vollständige und auch der Form nach authentische Sammlung der Aussprüche zu betrachten, die er als aus göttlicher Inspiration hervorgegangen anerkannt wissen wollte.

Denn seitdem das Exemplar des Othman vollendet wurde, ist der Text desselben, sowol was den Wortlaut als was die Reihenfolge[7]) angeht, mit einer Peinlichkeit weiterüberliefert worden, wie sie weder beim Kanon des Alten Testaments noch beim Veda größer gewesen sein kann. Natürlich fehlt es nicht ganz an Varianten, aber sie beziehen sich lediglich auf Kleinigkeiten, wie Hinzufügung oder Weglassung eines und u. dergl., insbesondere auf orthographica; daneben auf verschiedene Aussprachsweisen von Worten, welche die im Augenblicke der ersten Aufzeichnung noch ganz unvollkommene Schrift mehrdeutig hatte lassen müssen. Hier konnte anfänglich nur durch mündliche Ueberlieferung die richtige Lesung fortgepflanzt werden; und da die bald in die Hände der mindestens religiös indifferenten Omajjaden übergehende Staatsgewalt vorläufig nichts weiter für die Sicherung des heiligen Textes zu thun sich gemüßigt fand, mußten sich von neuem, nur auf einem durch die gemeinsame schriftliche Grundlage sehr eng umgrenzten Gebiete, Unterschiede in der Lesung und Auffassung des Korantextes herausbilden. Das ungeheuere Gewicht nun, welches die mohammedanische Dogmatik von Anfang an und im Laufe der Zeit in immer gesteigertem Maße auf die Wörtlichkeit der Inspiration und die Unfehlbarkeit des Buchstabens legen mußte, hat zur Folge gehabt, daß die Kenntniß jener kleinen Verschiedenheiten einerseits, die Kunst der richtigen Aussprache und Recitation des Textes andererseits mit größtem Eifer betrieben und als Koranlesekunst zu einem Zweige der Koranwissenschaften ausgebildet worden ist, dessen Entfaltung und Pflege der islamische Theolog eine uns im ersten Augenblicke unverständliche Wichtigkeit beilegt.

Ursprünglich nach den Hauptstädten der Provinzen, später nach dem Ansehen einzelner von den in ihnen lehrenden Koranlesern haben sich eine Reihe von Schulen gebildet, in welchen nach der Weise der mohammedanischen Tradition überhaupt (s. d. Art. Mohammedanismus) die verschiedenen Lesarten weiter überliefert wurden. Da aber die richtige Ueberlieferung der Tausende von Kleinigkeiten, um welche es sich hier handelt, auf mündlichem Wege immer schwieriger wurde, fing man im 3. Jahrh. d. H. (=9. Jahrh. Chr.) an, die Lesarten der ältesten Leser schriftlich zusammenzustellen. In einem der ersten Hauptwerke auf diesem Gebiete, dem von Ibn Mugâhid (245—324 =859—936) verfaßten „Buch der Sieben", sind von solchen alten Lesern sieben ausgewählt, und diese haben durch das große Ansehen, welches das genannte Werk gewann, den Vorrang vor den übrigen und kanonische Geltung erlangt. Es sind aus der Zahl der Ueberlieferer Medinas Nâfi' (lebte ungefähr 70—169 = 689/90—785/6), aus Mekka Ibn Kathîr (45—120 = 665/6—738), aus Baßra Abu 'Amr ibn el-'Alâ (ungef. 65—154 = 684/5—771), aus Damaskus Ibn 'Âmir (21—118 = 642—736), aus Kufa 'Aßim (53—128 = 673—745/6), Hamza (80—156 oder 158 = 699/700—773 oder 775) und el Kisâ'î (119—189 = 737—805). Neben ihren Lesarten werden die anderer immer weniger weiter überliefert und bleiben bald auf die Kreise der reinen Gelehrten beschränkt. Insbesondere geschah dies, seitdem ed-Dânî (gest. 444 =1052—53) in seinem Teisir („Erleichterung") ein bequemes Compendium geliefert hatte, in welchem die Lesarten der Sieben immer nach den zuverlässigsten Quellen kurz und übersichtlich zusammengestellt waren. Es war das keine leichte oder überflüssige Arbeit, da der eigentliche Unterricht im Koranlesen auch später durchaus ein mündlicher blieb, und daher bei der in ihm mit enthaltenen Fortpflanzung der jedesmal vom Lehrer befolgten Lesart neue Unterschiede sich bald herausbilden mußten. So gab es auch für die Texte der Sieben verschiedene Versionen, die auf je zwei Schüler jedes einzelnen zurückgeführt wurden, und von diesen wählte ed-Dânî immer denjenigen aus, der ihm der zuverlässigste zu sein schien, z. B. für den Text des Nâfi' den Warsch (116—197 = 734—812/3), für den 'Aßim den Hafß (ungefähr 90—180

7) Abgesehen von Sure 1 und 113. 114, deren Stellung am Anfange und Ende das Ganzen sich von selbst erklärt, ist die Länge der Suren für die Anordnung maßgebend gewesen, sodaß im allgemeinen die umfangreichere der kürzeren vorangeht, ohne daß aber auch das Princip irgendwie genauer durchgeführt worden wäre.

= 709—796). Wurde sein Werk infolge der immer schnelleren Abnahme des selbständigen wissenschaftlichen Strebens bald die Hauptquelle der Lesartenkunde für alle, welche auf tiefere Gelehrsamkeit keinen Anspruch machten, so erforderte es doch immer noch mehr Studium, als der trivialen Praxis des Durchschnittstheologen bequem war, und ist infolge dessen vielfach noch auf kürzere Auszüge gebracht und versificirt worden; so besonders von as-Schâṭibî (gest. 590 = 1194), in dessen Reimen nach einem an ähnliche Veranstaltungen indischer Gelehrter erinnernden System der Inhalt des Teisîr auf einen geringen Umfang zusammengepreßt erscheint; sie haben daher eine außerordentliche Verbreitung gefunden.

Parallel mit dieser Art der Tradition und von ihr jeweilig beeinflußt entwickelt sich eine andere Methode, die richtige Fortpflanzung und Lesung des Textes zu sichern: man begann die Schrift zu vervollkommnen, die Orthographie gleichmäßig und nach festen Grundsätzen zu gestalten, endlich aber dem Zweifel über die Aussprache der in der Schrift nicht unterschiedenen Worte durch Beifügung von diakritischen Punkten und Zeichen abzuhelfen, welche einerseits die in der Form hier und da undeutlich gewordenen und zum Theil mehrfache Aussprache zulassenden Buchstaben klar voneinander schieden, ferner die Vocalaussprache, Consonantenverdoppelung u. dergl. andeuteten, andererseits in einer zum Theil an die Accente im hebräischen Texte des Alten Testamentes erinnernden Weise den gottesdienstlichen Vortrag mit seinen feineren Nuancen in der Lautdarstellung, Verbindung und Trennung der Worte u. s. w. zu regeln bestimmt waren. Ueber die allmähliche Ausbildung, die äußere Gestalt und Bedeutung dieser Punkte und Zeichen hat auf Grund genauer Prüfung aller Koranhandschriften Nöldeke a. a. O. 307—336 ausführlich gehandelt; durch diese sozusagen bildliche Darstellung wird ein großer Theil dessen, was der Koranleser beim Vortrag wissen und zur Anwendung zu bringen hat, dem Auge unmittelbar vorgeführt und die correcte Wiedergabe derjenigen Lesung, welche in der betreffenden Handschrift zum Ausdruck gekommen ist, gesichert. Diese Lesung selbst ist je nach den Zeiten und Gegenden, aus denen die Handschriften stammen, verschieden, doch herrschen in den von Nöldeke untersuchten die Sieben (oft mit Durcheinandermischung verschiedener Lesungen) von Anfang an vor, und später ist in den magrebinischen (aus Westafrika und Spanien stammenden) fast ausschließlich Nâfiʿ, nach Warsch, in den übrigen selten Abu ʿAmr, meist und in neuerer Zeit wol überall ʿAṣim nach Hafṣ vertreten. Das Streben aber jedes frommen Muslim geht dahin, sich durch fleißiges Auswendiglernen von diesen schriftlichen Hülfsmitteln möglichst unabhängig zu machen.

Nicht geringere Sorge als die Erhaltung des genauen Wortlautes hat den Gläubigen das richtige Verständniß des Korans gemacht; aber dieser Theil der Koranwissenschaften hat weit länger des Hülfsmittels einer wenn auch unvollkommenen Schrift entbehren müssen und ist infolge dessen auch lange nicht zu dem Grade der Sicherheit gelangt, welchen wir der Textüberlieferung zusprechen müssen. Die Erklärungen dunkler oder mehrdeutiger Stellen, die Angaben über die historischen Veranlassungen oder Gelegenheiten, bei welchen die einzelnen Stücke offenbart worden sind, hat man über hundert Jahre mündlich fortgepflanzt [8]): gerade durch die Zeiten hindurch, in welchen die Parteien sich zu bilden und zu bekämpfen begannen, deren jede für sich die richtige Interpretation des Wortes Gottes in Anspruch nahm, während alle die gemeinschaftliche Neigung zu harmonistischer Schönfärberei und zur Idealisirung von Mohammed's Person mitbrachten. So ist es kein Wunder, daß unbewußte und bewußte Fälschung, für welche der Text selbst keine Möglichkeit bot, bei der Erfindung von Traditionen, welche die authentische Erklärung desselben enthalten und möglichst auf den Propheten und seine nächste Umgebung zurückführen wollten, mit frömmelndem Eifer am Werke war, und daß auch in dieser Beziehung das Corpus der mohammedanischen Ueberlieferung für uns einem Spreuhaufen gleicht, aus welchem die wenigen Körner Wahrheit herauszulesen eine fast unmögliche Arbeit ist.

Im Anfange wurden die auf den Koran bezüglichen Traditionen von den übrigen nicht getrennt überliefert; doch ist es ganz natürlich, daß gewisse Ueberlieferer aus ihnen eine Specialität machten. Leider ist gerade der hervorragendste von diesen, welcher die Hauptquelle für alle Späteren wurde, Ibn ʿAbbâs (lebte vom J. 3 vor der Flucht bis 68 nach derselben = 619—687/8 Chr.), ein Lügner gewesen, und von seinen Schülern gelten mehrere sogar bei den Muslimen für unglaubwürdig. Neben ihnen gehen indeß noch andere Ueberlieferungen in großer Zahl her; und im 2. Jahrhundert fing man allmählich an, dieses Material und allerhand sonstige grammatische und lexikalische Erklärungen, welche die zunehmende Entfremdung des Volkes von der alten Sprache nöthig zu machen begann, in fortlaufenden Commentaren niederzulegen. Der älteste von diesen, der bis auf unsere Zeit gekommen ist, scheint der des ʿAbderrazzâk (gest. 211 = 826/7, in Kairo vorhanden: s. Fihrist el-kutub el-ʿarabîje el-maḥfûze bi'l-kutubchânet el-chedîwîje, Kairo 1301, p. 80, Nr. 242); über einen andern aus dem 3. Jahrh. s. Nöldeke a. a. O. XXVI. Aber eine ganz vollständige Sammlung des ganzen Materials, welches diese Aelteren aufgehäuft haben, verdanken wir einem der größten Gelehrten, der noch dazu ein ehrlicher Mann war, dem Abu Ǵaʿfar Mohammed ibn Ǵarîr, gewöhnlich nach seinem Geburtslande at-Tabarî genannt (224—310 = 838/9—922/3), dessen Commentar in 25 Bänden in Kairo liegt und von Loth (Ztschr. d. D. m. Ges.

8) Wenn im Fihrist (ed. Flügel S. 33 fg.) einigen Genossen und Nachfolgern Mohammed's aus dem 1. Jahrhundert wirkliche „Commentare" in Buchform beigelegt werden, so hat man es hier jedenfalls mit Aufzeichnungen Späterer zu thun. — Eine Uebersicht über die bei den Mohammedanern selbst geschätztesten Commenatre s. in Flügel's, Haji Khalfa II, 328—383; für das Einzelne sind die Handschriftenkataloge der Bibliotheken zu vergleichen.

XXXV, 588—628) mit Hinzufügung einiger Proben ausführlich behandelt worden ist. Aus diesem unermeßlichen Reichthume von Ueberlieferungen können wir leider vorläufig, solange das Riesenwerk nicht durch den Druck auch der europäischen Forschung zugänglicher geworden ist, nur indirect schöpfen, insofern alle Späteren den Tabari fleißig ausgeschrieben haben; am werthvollsten für uns ist das geschickte Excerpt, in welchem el-Bagawî (gest. 510 oder 516 =1116/7 oder 1122/3) den Hauptinhalt auf den Umfang von vier Bänden zusammengedrängt hat (lithogr. Bombay 1269 d. H.; s. auch Arnold, Chrestom. ar. Halle 1853 I, 185.)

Tabarî's Werk schließt die Thätigkeit der älteren Theologen ab, welche ihre Hauptaufgabe darin erblickten, durch Sammlung und Ordnung von Ueberlieferungen das Material zu authentischer Interpretation des Textes zu beschaffen. Inzwischen war durch den Aufschwung, den zuerst die Mu'taziliten (s. das.), dann die ihnen gegenübertretenden orthodoxen Dogmatiker der dialektischen Behandlung der Lehre gegeben hatten, auch für die Koranerklärung der Schwerpunkt nach dieser Seite hin verlegt, und von nun an erscheinen die historisch-philologischen Elemente nur noch als nebensächliche Bestandtheile, als Mittel zum Zweck einer dogmatisch-dialektischen, bald ganz scholastischen Interpretation, welche das bis zu den feinsten Distinctionen ausgebildete theologische Lehrsystem der Späteren in den Koran hineinträgt. Insofern bei den Sunniten diese Scholastik in der That eine consequente Fortbildung der im Koran enthaltenen Ideen darstellt, sind die betreffenden Commentare auch für das Verständniß des Textes nicht ohne Bedeutung, wenngleich die gleichmäßige Durchführung des Systems natürlich nicht erfolgen konnte, ohne in zahlreichen Fällen dem Texte Gewalt anzuthun. Dagegen vermögen die Schiiten den Wortlaut des Korans mit ihren Dogmen nur durch eine fortwährende Verdrehung des Sinnes und eine allegorisch-mystische Interpretation zu vereinigen, die kaum noch äußerlich mit den Worten Mohammed's zusammenhängt, für uns also lediglich ein religionsgeschichtliches Interesse hat.

Auf dem Gebiete der sunnitischen Exegese stehen sich als die beiden Hauptwerke der Kaššâf („Enthüller") des Zamachschari (gest. 538 =1144) und die anwâru 't-tanzîl („Lichter der Offenbarung") des Beidâwî (gest. 685 oder 692 =1286 oder 1293) gegenüber, jener die etwas freiere, rationalistische Richtung der Mu'taziliten, dieser die officielle Orthodoxie vertretend; beide noch heute in größtem Ansehen, Zamachscharî indeß mehr als Fundgrube für mancherlei Wissenswerthes, Beidâwî das Buch nach dem Herzen der Rechtgläubigen. Beide sind von Späteren mit unzähligen Glossen und Supercommentaren versehen; herausgegeben ist der Kaššâf von Lees (Kalkutta 1856, 2 Bde. fol.; gedruckt außerdem Bulak 1281, 2 Bde. 4.), Beidâwi von Fleischer (Leipzig 1846—48, 2 Bde. 4; — dazu Indices von Fell, Lpz. 1878. 4); von Supercommentaren zu letzterm ist der des Scheich Zâdeh (gest. 951= 1544/45) Konstantinopel 1282, der des Chafâgi Bulak 1283 gedruckt; zu den Versbelegstellen des Kaššâf erschien ein Commentar Muhibb ed-dîn Efendi's, Bulak 1281.

Aus der großen Zahl der übrigen sunnitischen Commentare erwähne ich als besonders bemerkenswerth die mefâtîḥ el-gaib („die Schlüssel des Verborgenen") des berühmten Theologen Fachr eddîn er-Râzî (gest. 606 =1209), gewöhnlich kurzweg „der große Commentar" genannt (gedruckt, Bulak 1278, 6 Bde. u. 1289, 8 Bde. 4); den umfangreichen gâmi' („Sammler") des Kurṭubî (gest. 671=1272/3; Nöldeke a. a. O. S. XXIX); den wegen seiner Handlichkeit sehr beliebten tafsîr el-galâlein „Commentar der beiden Gelâl", d. h. des Gelâl eddîn el-Mahallî (gest. 864 =1459/60), der bei des Verfassers Tode erst Sure 1 und 18—114 umfaßte und von dem berühmten Polyhistor Gelâl eddîn es-Sojûṭi vollendet wurde (gedruckt Kalkutta 1256, Bulak 1280. 1287, Kairo 1296 je 2 Bde.); und den iršâd (Wegweisung) des Abu's-So'ûd el-'Imâdî (gest. 982 =1574/75; gedruckt am Rande der bulaker Ausg. 1289 der mefâtîḥ). Einige andere Drucke von Commentaren und Erklärungsschriften zu einzelnen Stücken des Korans findet man bei Zenker Bibliotheca orientalis II, 85 fg. und in den Buchhändlerkatalogen von Perthes, Trübner u. a. aufgeführt. An der Spitze der schiitischen Commentare steht Ali ibn Ibrâhîm (lebte im 4. Jahrh. d. H. =10. Jahrh. Chr.), über den Nöldeke S. XXIX und Loth A Catalogue of Arabic Manuscripts in the Library of the India Office. London 1877 p. 10 zu vergleichen; von den späteren nenne ich als den beliebtesten und im Osten häufig (z. B. Kalkutta 1837, Bombay 1279 H. 1880 Chr.) lithographirten den tefsîr-i-Hoseinî des Hosein, genannt el Wâ'iz el-Kâschifî (Verf. der anwâr-i-Sohailî, gest. 910 =1504/5).

Außer der Lesekunst und Exegese kennen die Mohammedaner noch eine ganze Reihe anderer Koranwissenschaften, deren einzelne Zweige z. B. in Flügel's Haji Khalfa I, 37 fg. (vgl. Zenker, Bibl. or. I, S. XXIII fg.) aufgezählt sind, und deren ältere Literatur sich im Fihrist (ed. Flügel I, 34—38) angegeben findet; über die spätere gibt Haji Khalfa unter den Einzeltiteln Auskunft. Für uns sind diese „Wissenschaften" (z. B. die Stillehre des Korans, die Lehre von den schwierigen Ausdrücken in demselben, die Theorie der Aufhebung gewisser Offenbarungen u. a. m.) nur einzelne Seiten der philologisch-historischen Erforschung des Korans. Einen encyklopädischen Ueberblick über das Ganze der Koranwissenschaften, welcher auch für uns außerordentlich viel Lehrreiches enthält, verdanken wir dem letzten großen Gelehrten des mohammedanischen Orients, dem oben genannten Sojûṭî, dessen itkân („zuverlässige Kenntniß") Sprenger in der Bibliotheca Indica hat herausgeben lassen (Kalkutta 1849—54), und welches 1279 d. H. auch in Kairo gedruckt ist.

Auf die Resultate dieser wissenschaftlichen Thätigkeit selbst, nicht wie bei weniger angesehenen Büchern auf das Gedächtniß oder eine schriftliche Vorlage allein stützt sich die Fortpflanzung des Korantextes. Nur für Handschriften, die dem gewöhnlichen täglichen Gebrauche be-

stimmt sind, genügt die Sorgfalt selbst eines gewissenhaften Schreibers, der ein correctes Exemplar genau copirt; sobald es sich um Herstellung eines für wissenschaftliche oder gottesdienstliche Zwecke bestimmten Exemplars handelt, geht man auf die Lehrbücher der Koranlesekunst und die Ueberlieferung der Leseschulen (vgl. oben) zurück. Dabei gilt es als ein verdienstliches Werk, Handschriften des Korans herzustellen; kein Wunder, daß die Anzahl sorgfältiger Koranmanuscripte, welche sich auf unsern Bibliotheken befinden, eine außerordentlich große ist. Da indeß die kritische Herstellung des Textes einer bestimmten Schule nicht auf diese Handschriften, sondern auf die Angaben der Leser begründet werden müßte, so ist für uns die Wichtigkeit der erstern eine rein schriftgeschichtliche. Man kann in der Hauptsache unterscheiden 1) kufische Korane (s. d. Art. Kufische Schrift), die älteren fast sämmtlich auf Pergament; diese Schriftart war für den Koran wie für die Inschriften auf Münzen u. a., bis in das sechste Jahrhundert üblich und weist daher in der Regel auf ein höheres Alter des betreffenden Exemplars (Facsimiles s. z. B. am Schluß von P. II des Catalogus Codd. mss. orr. Bibl. Bodleianae; Adler, Descriptio codicum quorundam cuficorum. Altonae 1730. Palaeographical Society Oriental Series. P. V. London 1880 Nr. 59; Einzelheiten über die Beschaffenheit der Handschrr. Nöldeke S. 301 fg.) 2) etwa vom Ende (früher nur vereinzelt) des 6. Jahrh. an Korane in gewöhnlicher Schrift und zwar a) in magrebinischer aus den Ländern des Westens (Nöldeke S. 330. 345—348; ein Facsimile vom J. 652 = 1254 Palaeogr. Soc. l. c. Nr. 61); b) in orientalischem Neschi (Nöldeke 348 fg.; Palaeogr. Soc. p. VI. Nr. 73) aus den Ostländern von Aegypten an. In andern, moderneren Schriftarten den Koran zu schreiben gilt für ungehörig, selbst die Perser bedienen sich für den Text des Neschi und beschränken das Ta'lik, ihre eigentliche Nationalschrift, auf beigefügte Glossen u. s. w. Die älteren und mit wissenschaftlicher Genauigkeit ausgeführten Handschriften pflegen einfach ausgestattet zu sein; die reich illuminirten Prachtwerke der Kalligraphie, welche später häufig für große Herren angefertigt wurden, wie der im Britischen Museum ausliegende Koran des ägyptischen Sultans Bêbars (reg. 659—676 = 1260—77) sind bloße Schaustücke, die wissenschaftlich kaum mehr Werth haben als eine beliebige als Amulet um den Hals getragene Miniaturhandschrift.

Den Koran zu drucken gilt bisjetzt im Orient für ebenso ungehörig, als ihn in fremde Sprachen zu übersetzen. In beiden Beziehungen sind die Schiiten aber weniger peinlich als die Sunniten, sofern sie wenigstens Interlinearversionen (vgl. Dorn im Bulletin historico-philologique der Petersburger Akademie Bd. 2, 1845) und lithographirte Ausgaben zulassen, von denen alljährlich eine ganze Anzahl in Persien und besonders in Indien erscheinen; zu letztern haben sich neuerdings auch die Türken entschlossen (zwei derartige Ausgaben erschienen Konstantinopel 1297); die russischen Mohammedaner sind auch an gedruckte Ausgaben gewöhnt worden (s. u.).

Dem Abendlande wurde der Koran zuerst durch die Uebersetzung des Peter von Cluny bekannt: Machumetis ... doctrina ac ipse Alcoran ... D. Petrus Abbas Cluniacensis ..... transferri curavit ... cura Th. Bibliandri, Basil. 1543). Die erste Textausgabe ist Al-Coranus, seu lex Islamitica Muhammedis ... ex Museo Abrahami Hinkelmanni, Hamburg 1694. 4; ihr folgte das große Werk des Lud. Maracci (Alcorani textus universus cet., Padua 1698. fol.), welcher dem Texte Uebersetzung, Widerlegung, Anmerkungen und Einleitung hinzufügte. Seit 1787, wo Katharina II. die erste Ausgabe in Petersburg von einem mohammedanischen Gelehrten besorgen ließ, ist er für die Mohammedaner Rußlands mehrfach dort, besonders aber seit 1803 in Kasan sehr häufig gedruckt worden. Von den sonstigen vollständigen oder theilweisen Drucken (vgl. Zenker, Bibl. or. I, 167 fg. II, 85) ist am verbreitetsten die Ausgabe G. Flügel's (Corani textus arabicus, drei Stereotypausgaben, Leipzig 1834, 1842, 1858), welche den Text des Hafs, obwol nicht ganz consequent, darstellt; die kritische Herstellung eines oder mehrerer Texte der Hauptleser fehlt noch. — Uebersetzungen gibt es ebenfalls eine große Zahl (Zenker I, 170 fg. II, 87); besonders verbreitet sind die englische von George Sale (London 1734 und seitdem oft aufgelegt, noch London 1877), die für ihre Zeit verdienstlich ist; die französische von Kazimirski (Paris 1840 u. ö., zuletzt 1880); die unbrauchbaren deutschen von Wahl (Halle 1828) und Ullmann (Crefeld 1840, 7. Aufl., Bielefeld 1877). Eine sorgfältige Berücksichtigung der traditionellen mohammedanischen Auslegung zeigt Rodwell (London 1861; 2. Ausg. 1878) und in mancher Beziehung verdienstlich ist Palmer (vol. VI, IX der Sacred Books of the East, Oxford 1880); Auszüge mit englischer Uebersetzung verdanken wir Lane, Selections from the Kur-án. London 1844, 2d ed. 1879) und W. Muir (Extracts from the Coran, London 1880). Aber eine Uebersetzung, welche über die mohammedanischen Commentatoren hinaus den Sinn wiederzugeben versuchte, den Mohammed selbst mit seinen Aeußerungen verbunden haben mag, fehlt noch ebenso wie ein abendländischer Commentar, der ähnliche Ziele verfolgte; in den Proben von beiden, die besonders Sprenger's Leben Mohammed's einschließt, ist dieser hervorragende Gelehrte nicht überall gleichglücklich gewesen. Auch sonstige Hülfsmittel sind immer noch dünn gesäet und beschränken sich auf einige Specialwörterbücher (Joh. Willmet, Lexicon linguae arabicae in Coranum cet., Rotterdam 1784. 4., sehr gut, aber schwer zu haben; J. Penrice, A Dictionary and Glossary of the Kor-ân, London 1873; Fr. Dieterici, Arabisch-deutsches Handwörterbuch zum Koran und Thier und Mensch, Leipz. 1881) und Concordanzen (G. Flügel, Concordantiae Corani Arabicae. Ed. ster., Lips. 1842, zuletzt 1875. 4.; A. Kazem-Bek, Concordance complète du Coran, Petersburg 1859. fol.).

Ueber die Stellung des Korans im islamischen Lehrsystem und seinen Einfluß auf die Entwickelung des mohammedanischen Geistes und der mohammedanischen Wissenschaft s. den Art. Mohammedanismus.

(A. Müller.)

Korana, Hauptstamm der Hottentotten (s. d.).

KORDAX ist der Tanz der älteren griechischen Komödie, wie die Emmeleia Haupttanz der Tragödie und die Sikinnis charakteristisch für das Satyrspiel ist. Er stammt zweifellos, wie alles Gemeine, aus dem Orient und wird von den Griechen selbst zu den obscönsten Tänzen gezählt. Als ein Zeichen der größten Schamlosigkeit wird daher angeführt, daß man in der Umgebung des Königs Philipp von Macedonien täglich solche Tänze zu sehen bekomme (*Demosth.* II, 18). Leider besitzen wir keine Abbildung desselben — denn die Ansicht Müller's, Arch. Handbuch §§. 425, beruht auf einem Irrthum —, sodaß wir uns mit der dürftigen Notiz im Schol. Arist. Nub. 532 begnügen müssen, wonach der Kordax ein Wirbeltanz mit unanständiger Bewegung der Hüften gewesen ist. Er gehörte so sehr zum usuellen Element der griechischen Komödie, daß Aristophanes von seinen „Wolken" rühmend sagen konnte, es käme kein Kordax darin vor (Nub. 540 Mein.). Ein Kordax tanzender Silen wird geschildert von Lucian, Icaromen. 27, den Kordax der römischen Kaiserzeit erwähnt Petronius, Sat. s. 52 (Bücheler) und Frontin de or. s. 240 (A. Mai). Vgl. Suidas v. κορδακίζει, Athen. IV, 630 E.; Theophrast, Charact. 6, und im allgemeinen Flach, Tanz bei den Griechen 23 fg. (Berlin 1881). *(H. Flach.)*

KORDOFAN (Kordifâl, Kordufân) heißt die seit 1821 unter der Herrschaft des Vicekönigs von Aegypten stehende große Landschaft im östlichen Afrika, welche im Süden und Südosten von Nuba und dem Lande der Schellûk, im Westen von Dârfûr, im Norden und Nordosten von der Wüste Dongola und im Osten von Sennaar begrenzt wird.

Mit Hülfe der geographischen Coordinaten würden die Grenzen annähernd durch den 12. und 16.° nördl. Br. und durch 29° 30′ und 32° 30′ östl. L. von Grw. bezeichnet werden. Außerhalb dieser Grenzlinien liegen aber noch Landschaften, welche dem Gouverneur von Kordofan unterstellt sind.

Kordofan umfaßt somit einen Flächenraum von circa 108,281 □Kilom.

Die Landschaft stellt in orographischer Beziehung ein großes, mit thonhaltigem Granitsande bedecktes Plateau dar, welches bei einer mittlern Höhe von 580 Metern nach Süden und Westen hin ansteigt.

Zahlreiche große und kleine Oasen, welche jedoch nicht, wie es in der Wüste der Fall ist, weit voneinander entfernt liegen, unterbrechen die Einförmigkeit der Ebene. Stellenweise erheben sich, durch Strecken von rothem oder gelbem Sande getrennt, wald- und hainartig, mächtige Palmen und Mimosen. Diese Formation, hier und da ein Tamarindenbaum und die circa 2 Met. hohen Termitenbauten gehören zu den wesentlichen Elementen des landschaftlichen Bildes.

Von hellem Sonnenlichte beleuchtet, liegen, oft dicht beieinander, verwitterte Dörfer aus Hütten von kreisrundem Querschnitte mit konisch zugespitzten Dächern; die schmalen Pfade, welche die Verbindung vermitteln, erscheinen wie rothe Linien auf dem eisenschüssigen Thonboden. Gruppen von Männern mit Lanzen auf den Schultern, Frauen Wasserkrüge tragend und kleine Heerden von Ziegen, Schafen und Rindern beleben wohlthuend die sonst monotone Scenerie.

Südlich vom 13. Parallelkreise geht die Sandsteppe allmählich in eine flache, fruchtbare, dichtbewaldete Ebene über. Hier herrscht üppige Vegetation. Der schwarze, nach der Regenzeit in tiefe Spalten zerrissene Boden könnte Zuckerrohr, Korn, Taback, Baumwolle in Menge hervorbringen, wenn reichliche Bewässerung vorhanden wäre.

Das Terrain, mehr eben als bergig, gewährt dennoch zuweilen den Anblick von isolirten, bis 1000 Met. aufsteigenden Bergen und Berggruppen. So der Dschebel Harâza im Norden, dessen Felsmassen bei dem Dorfe Kailub ein großes, weites Amphitheater bilden; der Dschebel Abu-Zenûn und Abu Harâza im Westen; der Dschebel Araschkol auf der Grenze im Osten mit wild romantischen Felshöhen und tiefen Schluchten; der Dschebel Kordufân in der Nähe der Hauptstadt. Eine größere Ausdehnung hat im Süden die Gruppe von Dair, ein Schlupfwinkel für räuberische Bewohner. Das Gestein dieser Berghaufen ist porphyrartig. Feldspat mit krystallisirtem Quarz und zuweilen mit Turmalinkrystallen bildet die Grundmasse. Einige der Berge sind kahl und nackt, andere bis an die Spitze mit Dorngesträuch (haras) bewachsen.

Fließende Gewässer sind in Kordofan nicht vorhanden. Die auf den Karten angegebenen Wasserläufe sind nichts als Wildbäche, welche während der Regenzeit rasch entstehen und nach kurzer Zeit wieder versiegen.

Teiche, welche das ganze Jahr Wasser enthalten, finden sich bei Katschmar, El Rahad und Scheirkeleh. Die übrigen füllen sich in der Regenzeit, trocknen aber sehr bald wieder aus.

Wasser ist in der Regel schon in geringer Tiefe vorhanden; denn die in der Regenzeit niederfallenden Wassermassen durchsickern die poröse Erdoberfläche, bis sie, von einer nicht durchlassenden Schicht aus Schiefer aufgehalten, durch diese den Vertiefungen zugeführt werden. Obwol circa 1000 Brunnen vorhanden sind, so geben doch nur die ohne Unterbrechung Wasser, deren Anlage bis auf diese Schicht herabreicht. Bekannt sind die Brunnen von Katschmar, Bara und Milbes. Aus Obigem erklärt es sich, daß aus Wassermangel die Bewohner ganzer Ortschaften nach wasserreicheren Gegenden ziehen und erst zurückkehren, wenn die Regenzeit dem Mangel abgeholfen hat. In der Hauptstadt El Obeid ist, nach beendetem Kerif (Regenzeit), Wasser ein gangbarer Handelsartikel. Der Consument bezahlt mit wechselndem Werthe, je nach dem Vorrathe, für $1\frac{1}{2}$—2 Gallonen Wasser $\frac{1}{2}$—3 ägyptische Piaster.

Zu erwähnen bleibt noch eine $5\frac{1}{2}$ □Kilom. um-

fassende beckenartige Vertiefung — el Birkeh — im Süden der Hauptstadt gelegen, welche auch im Sommer etwas Wasser enthält.

Das Klima Kordofans ist je nach der Declination der Sonne ein sehr verschiedenes.

Ungefähr 8 Monate hindurch ist der Himmel wolkenlos und rein, die Hitze unerträglich. Im April und Mai zeigt das hunderttheilige Thermometer zwischen 11 und 3 Uhr oft 36—50° im Schatten. Während dieser Stunden sitzt der Mensch stumpf und theilnahmlos in seiner Hütte, alle Geschäfte ruhen; wie im Todtenschlafe liegt regungslos die Natur. Tritt nach sehr kurzer Dämmerung die sternenklare Nacht ein, so erweckt die kühlere Luft Menschen und Thiere wieder zum Leben.

Im Freien sieht man während dieser Jahreszeit alles öde und wüst. Die Pflanzen verdorren; die Bäume verlieren ihre Blätter; keinen Vogel hört man singen; alle Thiere suchen Schutz gegen die unerbittliche Hitze.

Außer der häufig eintretenden Erscheinung der Luftspiegelung entstehen in dieser Jahreszeit bisweilen furchtbare Orkane, indem eine glühende, mit Sand durchsetzte Luftmasse, alles verheerend, über die Ebene zieht.

Anfang Juni erscheinen plötzlich, ohne die geringsten Vorzeichen, dichte Wolken im Süden oder Südwesten, welche in unglaublich kurzer Zeit den ganzen Himmel bedecken. Ein gewaltiger, oft mehrere Stunden andauernder Regenschauer, von elektrischen Erscheinungen begleitet, bricht los. Die Regenzeit ist nun eingeleitet und endet erst Ende September. Während dieser ganzen Zeit ist der Wind meist süd- oder südwestlich; die tägliche Temperatur-Curve bleibt merkwürdig constant (25°—28° C. zwischen 7—9 Uhr vormittags, und 32°—38° zwischen 1—3 Uhr nachmittags. Die Regenmenge ist sehr bedeutend. (Der Regenmesser ergab 1875 in El Obeïd 32 Centimeter.)

Wie durch einen Zauber erwacht die Natur aus ihrem Schlafe. Schon im Anfange des Juni bedeckt ein grüner Teppich die weiten Ebenen. Die Akazien haben ihren mannichfaltigen Laubschmuck angelegt; die Adansonien erglänzen in tiefem Grün, die seltenen Tamarinden in blaßröthlicher Farbe. Das Getreide schießt ins Korn. Mit melodischem Gesange erfreuen schönbefiederte Vögel das Ohr; Schwärme von Insekten und vereinzelte Schmetterlinge entzücken das Auge durch ihre Farbenpracht; Giraffen, Antilopen und andere Thiere weiden das saftige Gras. Um diese Zeit ist eine Reise durch das Land angenehm. Aber leider ist diese Zeit auch die ungesündeste. Obwol nämlich, wie bereits angegeben, die Temperatur zwischen 1 und 3 Uhr selten 33 Centigrad übersteigt, so ist sie doch drückend und nervenverstimmend; dazu kommt noch, daß das in den Tiefen sich ansammelnde Wasser pestartige Dünste verbreitet. Infolge dessen stellen sich bei der Mehrzahl der Bewohner nach und nach die Vorboten einer schweren Krankheit ein. Das Blut wird fieberhaft erregt, die Haut erschlafft, die Energie des Körpers und des Geistes schwindet; eine außerordentliche Schwäche des Magens bewirkt Ekel vor allen Speisen u. s. w. Niemand, die Eingeborenen nur theilweise ausgenommen, entgeht selbst bei vorsichtiger Lebensweise diesen klimatischen Einflüssen. Araber und Türken, welche schon jahrelang im Lande ansässig sind, erwarten gegen Ende der Regenzeit von einer mehr oder weniger ernsten Krankheit befallen zu werden. So wird aller Genuß verleidet, und jeder eilt, wenn er es nur möglich machen kann, dieses ungesunde Land zu verlassen.

Die Monate December und Januar sind relativ die gesündesten, aber auch die Nächte so kühl, daß Temperaturen von 10° und 5° C. kurz vor Sonnenaufgang keine Seltenheit sind. In diesem schnellen Wechsel der Temperatur einerseits und andererseits in dem Genusse des meist schlechten Wassers, welches von Infusionsthierchen wimmelt, ist die Ursache der verschiedenen Krankheitsformen zu suchen, welche als Fieber, Dysenterie, Geschwüre am Halse (durore), Wassersucht, Blattern, Fadenwurm und Hautausschlag auftreten. Der Mangel an europäischen Aerzten verschlimmert das Uebel; denn die eingeborenen Aerzte mit ihren nur für Einheimische anwendbaren Curen, und das beliebte Allah Kerim der Mohammedaner, genügen in den meisten Fällen nicht, ein selbst leichtes Uebel im Entstehen zu unterdrücken.

Einem in Kordofan reisenden Europäer können prophylaktische Mittel kaum angegeben werden; es gibt eben keine. Die einzige Vorsicht besteht darin, Milch und Wasser möglichst zu vermeiden; das letztere nur abgekocht oder mit Branntwein vermischt zu trinken; Leib und Füße, besonders in der Regenzeit, warm zu halten; die Speisen stark zu pfeffern und lieber etwas zu wenig als zu viel zu essen. Es ist übrigens unrichtig, wenn man glaubt, daß der Genuß alkoholischer Getränke in diesem tropischen Lande schädlich sei; im Gegentheil, eine mäßige Quantität Branntwein, Merissa (Bier) oder Wein täglich getrunken, machen widerstandsfähiger gegen die Tücken des Klimas.

Die Bewohner Kordofans sind aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt. Es lassen sich indeß drei Gruppen, von denen allerdings keine einen reinen Typus repräsentirt, unterscheiden. 1) Die Neger — Nuba — wahrscheinlich die Ureinwohner. Diese bekennen sich zum Islam mit dem Ritus des Imam Malek; sie treiben Ackerbau, sind gastfrei, gutmüthig, redlich und lieben ihre Kinder außerordentlich. Ziemlich gleichmäßig vertheilt, bewohnen sie vorzugsweise die Ebene nördlich des 13° nördl. Br.

Ihre Dörfer und Ortschaften bestehen aus cylindrischen Hütten — Tukköli —, welche aus Holz und Getreidestroh aufgerichtet mit einem regendichten, kegelförmigen Dache gedeckt sind. Das Ende dieses Kegels trägt als Zierath häufig einen durch eine Flasche gesteckten Stock, oder einen Korb, welcher dem im Mai und Juni zurückkehrenden schwarzen Storche als Nest dient. Befinden sich ober- und unterhalb der Flasche noch Straußeneier, so ist der Höhepunkt architektonischer Schönheit erreicht. Nur eine Oeffnung, welche als Thür, Fenster und Rauchfang zugleich dient, ist vorhanden. Zwei bis fünf

Tukkölis werden durchschnittlich für eine Familie gebraucht. Infolge ihrer leichten Bauart kann auch der Aermste sich in den Besitz eines eigenen „Heims" setzen.

Bei ausbrechendem Feuer können diese Hütten leicht fortgetragen werden, und es wird auf diese Weise dem Feuer Einhalt geboten. Ein im Sande lebendes Thierchen — Kurat — mit empfindlichem Biß, ist oft die Veranlassung, daß die Hütten ganzer Ortschaften fortgeschafft werden müssen.

Zu jeder Negerbehausung, welche stets von einer Dornenhecke eingezäunt ist, gehört noch eine Hütte, Moraka, in der das für den Bedarf nothwendige Getreide (doben) von einer Sklavin zu Mehl zerrieben wird. Diese an und für sich einfache Arbeit erfordert dennoch große körperliche Anstrengung, daher nur Mädchen über 14 Jahre zur Verrichtung derselben angestellt werden.

Die innere Einrichtung einer Negerhütte ist sehr einfach. Außer einem mit bunt gefärbten Strohmatten belegten Angareb (Bettstelle mit Riemen überzogen), einem ledernen Schilde und einigen Lanzen finden sich gewöhnlich nur noch folgende Gegenstände vor: ein Topf (burma) für das Wasser, ein zweiter zum Kochen, ein dritter für Merissa; ferner eine flache Thonschüssel zum Brotbacken, einige halbe Kürbisschalen zum Trinken, eine hölzerne Schüssel (gedda) für gekochte Speisen. Die Milch wird in Körbchen aus undurchlässigem Binsengeflechte aufbewahrt; die meisten andern Lebensmittel stehen oder hängen an den Seitenwänden.

Für das Hausvieh gibt es keine Stallungen; es wird in eine Dorneneinzäunung zusammengetrieben, welche so dicht ist, daß die wilden Thiere in der Regel nicht eindringen können.

2) Die Araber oder freien Leute, zu denen auch die Bakârâ und alle andern Nomadenstämme gehören. Diese treiben wenig Ackerbau, züchten aber Kamele und Pferde.

Die Bakârâ bewohnen das süd- und östliche Kordofan, ungefähr zwischen 11° 30′ und 12° 45′ nördl. Br. Sie zerfallen in viele, theils den Türken tributpflichtige, theils unabhängige Stämme. Die zahlreichsten sind: die Bakârâ-Selîme; die Bakârâ-Hawâ; die Bakârâ-Hawasm; die Bakârâ-Hamr und die Bakârâ-Homr u. s. w. Alle diese Stämme, mit Ausnahme der kupferrothen Bakârâ-Hababie, sind von dunkler, fast schwarzer Farbe. Ihre Gemüthsart ist sehr verschieden von der der Nuba. Stolz, mistrauisch, andere Rassen verachtend, keusch, kühn und tapfer, sind sie als Krieger, Jäger und Räuber gleich geschickt. Die Männer flechten das Haar in viele gleichlange Zöpfe; um den Körper tragen sie meist nur ein weites, weißes Baumwollenhemd. Als Waffen führen sie eine Lanze mit langem Bambusschaft, einen geraden Dolch, selten ein Schwert. Nicht nur mit ihren Nachbarn, sondern auch untereinander leben sie in fortwährender Fehde. Als Nomadenvolk treiben sie keinen Ackerbau, wechseln beständig ihre Wohnplätze und besitzen außer Rindviehheerden nur einige Pferde und Kamele. Eine Ausnahme macht der von Darfûr eingewanderte Stamm Bakârâ-Hamr, welcher Ackerbau treibt, aber vorzugsweise vortreffliche Kamele züchtet, welche an andere benachbarte Stämme verkauft werden.

Zu erwähnen bleibt noch der mächtige, weitverzweigte Stamm der Kababisch, d. h. Schafhirten (Sing. Kabbâschi), welche, von der Bajuda-Steppe kommend, fast das ganze Jahr nomadisirend in Kordofan verbleiben. Es ist dies wol der schönste Stamm des Sudân. Ihr athletischer, muskulöser Körper, die sehnigen Glieder, die schmal geformten Hände und Füße würden überall bewundert werden. Muthig und kriegerisch, zur Räuberei neigend, durch ihre laxen Sitten übel berüchtigt, sind sie der Regierung fast unentbehrlich, da sie einerseits die Transporte nach Donkola und Sennaar übernehmen, andererseits die Karavanen mit den nöthigen Kamelen versehen.

3) Die Donkalawi, aus Donkola eingewandert, sind die bemitteltsten Bewohner von Kordofan. Ihre Farbe wechselt vom kupferrothen bis zum tiefen Schwarz. Fast der ganze Karavanenhandel ruht in ihren Händen. Sie scheuen sonst jedewede Arbeit und sind das lügenhafteste, faulste Volk, welches selbst im eigenen Interesse niemals die Wahrheit sagt. Sie stehlen nicht, betrügen aber wo sie können.

Der größte Theil der Bewohner Kordofans bekennt sich zum Islam, doch kümmern sie sich nicht viel um die vorgeschriebenen Glaubenssätze. Es gibt nur sehr wenige Moscheen und diese sind meist nur von Türken und andern Eingewanderten besucht.

Jedes Dorf hat seinen Fakir, welcher lesen und schreiben lehrt, Amulete vertheilt, sonst aber das Volk in der größten Unwissenheit erhält. Das Tragen von Amuleten ist sehr gebräuchlich, selbst kleine, nackte Kinder sieht man am Arme mit einem solchen aus Leder gefertigten Talisman behangen. Auch Thieren, z. B. Hühnern, wird derselbe angelegt.

Die in Kordofan befindliche römisch-katholische Mission hat bisjetzt nicht den geringsten Einfluß erlangt.

Die zahlreichen Sklaven sind meist Heiden. Diese unglücklichen Geschöpfe, auf den Razzias in den Heidenländern gefangen, müssen die schwersten Arbeiten und zwar gefesselt verrichten. Tausende von Frauen und Kindern kommen alljährlich auf die Märkte Kordofans, um nach Kairo verkauft zu werden.

Eine tägliche, regelmäßige Beschäftigung ist dem Kordofaner völlig fremd. Hat er sich des Morgens vom Angareb erhoben, Hände, Gesicht und Füße, dem Koran gemäß, gewaschen, so ist seine Arbeit gethan. Entweder setzt er sich wieder auf die Bettstelle oder er geht auf den Marktplatz, um dort durch Wetten, Singen, Merissatrinken die Zeit todtzuschlagen. Alle Arbeit verrichten die Sklaven. Handwerker gibt es sehr wenige. Die Frauen, etwas arbeitsamer, backen Brot und bereiten Merissa.

Am Abend beginnen die Vergnügungen, welche von höchst einfacher, stets gleichbleibender Art sind. Auf einem von Dornengesträuch eingehegten Platze, von Holzfeuer erhellt sitzen die fast nackten Männer und Frauen bunt

durcheinander. Während der Merissa stark zugesprochen wird, entlocken hockende Weiber der Tarabuka (einer Art Trommel) monotone Klänge, zu denen Liebeslieder gesungen werden. Dann treten junge Mädchen in den Kreis und ein Einzeltanz beginnt. Die dunkle Schöne wirft dabei zeitweise den Kopf heftig zurück, streckt Leib und Brust so weit wie möglich vor, windet den Körper nach allen Richtungen und kniet schließlich vor einem der jungen Männer nieder, dem sie ihre Huldigung bezeigen will. Mit einem „Hoff und verzweifle nicht", von seiten des Günstlings gesprochen, steht sie wieder auf, tritt bescheiden in den Hintergrund und eine andere beginnt den Tanz von neuem. So geht es fort bis Mitternacht Abend für Abend; andere Belustigungen sind unbekannt.

Die Producte, welche der Boden hervorbringt, sind nicht so mannichfaltig, wie man erwarten sollte. Der Grund liegt vorzugsweise in dem vollständig verschiedenen Charakter der beiden Jahreszeiten. Entweder mangelt es an Wasser, oder aber es stürzt mit solcher Gewalt nieder, daß alle kleinen und zarteren Gewächse aus der Erde gewühlt und vernichtet werden. Der Anbau beschränkt sich daher meist auf solche Arten, welche wenig Mühe verursachen und schnell reifen, z. B. Dohen, Zwiebeln, Bohnen, Sesam, Gurken, Wassermelonen, Dill, Knoblauch, Taback. Wild wachsen der Gummibaum und die Tamarinde. An Thieren ist das Land sehr reich. Die domesticirten sind vertreten durch Pferde, Kamele, Esel, Kühe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben; die wilden durch Löwen, Leoparden, Hyänen, Giraffen, Antilopen, Affen, Hasen u. s. w. Sehr selten sind Elefanten und Rhinocerosse.

Durch Mannichfaltigkeit ist die Vogelwelt ausgezeichnet, darunter finden sich auch viele europäische Arten, die hier ihren Winteraufenthalt nehmen. Der nutzbringendste Vogel ist der Strauß, dessen Federn und Eierschalen bedeutende Handelsartikel sein könnten, wenn die Thiere wie in Südafrika gezüchtet würden. Aber von allen diesen Producten aus dem Thier- und Pflanzenreiche wissen die Bewohner Kordofans wenig Nutzen zu ziehen; sie sind viel zu faul, als daß sie auch nur im geringsten mehr thäten, als ihre eigene Existenz erfordert. Daher ist auch der Handel, der noch dazu von der ägyptischen Regierung monopolisirt ist, sehr gehemmt.

Exportirt werden: Gummi, Rohhäute, Straußenfedern, Tamarinden und Sklaven, im Werthe von circa 132,500 Pf. Sterl.

Der Import, der 50,000 Pf. Sterl. beträgt, besteht in Leinwand, Baumwollstoffen, Eisen- und Messingdraht, Schwertern, Schrot, Branntwein, Wein u. s. w. Die Einfuhr erfolgt durch Karavanen, welche meist von Kairo oder Sennaar ausgehen.

Für die Geschichte von Kordofan stehen nur wenige äußerst lückenhafte Nachrichten zur Verfügung.

Die Ureinwohner sind wahrscheinlich die Nûbaneger, welche gegenwärtig noch viele Gegenden Kordofans bewohnen.

Durch Einwanderung, deren Zeit nicht festzustellen ist, traten drei Stämme: die Habejat, el Gionune und Bederie, hinzu, welche das Land unter sich theilten, Viehzucht trieben und von Scheiks regiert wurden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir diese Stämme unter der Botmäßigkeit von Sennaar, später unter der Herrschaft der Sultane von Darfûr.

Im J. 1821 sandte Mehemed Ali ein Truppencorps von circa 5000 Mann nach Kordofan, welches bei Bara einen entscheidenden Sieg erfocht und das Land im Namen des Vicekönigs in Besitz nahm. Seit dieser Zeit bildet Kordofan eine Provinz des ägyptischen Reiches mit einem Bei, der dem Generalgouverneur von Chartûm unterstellt ist, an seiner Spitze. Die Regierungsform ist rein despotisch; der Bei vereinigt in seiner Person die oberste Instanz für Civil- und Militärsachen. Untergeordnet sind ihm die Vorsteher der 8 Districte, in welche das Land eingetheilt wird.

Die Staatseinkünfte bestehen in den gewöhnlichen Contributionen, in Producten, in baarem Gelde und in Sklaven, obwol die Sklaverei nominell seit 1857 abgeschafft ist.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung sind in der Provinz circa 5000 Mann verschiedener Truppengattungen vertheilt, welche als Vollstrecker der von der Regierung verhängten, oft grausamen Strafen von dem Volke gehaßt werden.

Die Hauptstadt der Provinz ist El Obeïd oder Lobeid mit 30,000 Einwohnern, 15 Kilom. nördlich vom Dschebel Kordufân, in kahler, reizloser Umgebung gelegen.

Die Stadt, bei der Einnahme Kordofans durch die Türken fast ganz zerstört, wurde später wieder aufgebaut und bildet eine Verbindung von 6 Dörfern, welche räumlich zwar nicht weit auseinanderliegen, aber jedes doch von einem besondern Stamme bewohnt werden. El Orta speciell ist die Türkenstadt; in dieser das Gouvernementsgebäude, Zeughaus, Spital, Offizier-Tukkölis, 2 Kasernen aus Strohhütten für die Soldaten u. s. w. Fünf Moscheen mit Minarets.

Bara ist 2. Hauptstadt nordöstlich von El Obeïd, von Dattelpalmgärten umgeben.

Milbes und Katschmar dürften noch anzuführen sein.

Mit unerhörter, unmenschlicher Grausamkeit haben die Türken im Lande gewüthet; an Stelle der früheren Wohlhabenheit ist bitterste Armuth und tiefstes Elend getreten. Wiederholt versuchte das gepeinigte Volk sich des unbarmherzigen Jochs zu entledigen. Im Hinblick darauf erscheint es fast wie strafende Gerechtigkeit, daß in der jüngsten Vergangenheit der Mahdi (gest. 21. Juni 1885) als Befreier erschien, mit seinen Scharen Chartûm besetzte und nach dem Norden vordrang. Damit hat die ägyptische Herrschaft über Kordofan vorläufig ihr Ende erreicht.

Literatur: General Report on the Province of Kordofan by Major H. Prout (Cairo 1877). — Beschreibung von Kordofan von J. Pallme. — Jahresbericht der Hamburger Geogr. Gesellschaft 1876—1877.

(*Fr. Hedinger.*)

KOREA, Halbinsel Ostasiens, im Norden mit dem Festlande zusammenhängend und zwar seit 1859 mit Rußland benachbart ohne feste Grenzbestimmung, im Westen mit China zusammenhängend und vom Gelben Meere, im Osten vom Japanischen Meere bespült, im Süden durch die Koreastraße von dem Inselreiche Japan geschieden, erstreckt sich in der Richtung von Norden nach Süden zwischen 43° und 34° nördl. Br. und 142—148° östl. L. von Ferro. Der Name Korea wird von den Eingeborenen nicht gebraucht; sie nennen ihr Land Tiusikuk. Die Japanesen nennen das Land Korai, nach Kämpfer (Beschreibung von Japan I, 77) der Specialname der Landschaft Kori in der Mitte der Halbinsel. Die Chinesen haben diesen Namen adoptirt und in Kaoli oder Kaokiuli umgeformt, doch nennen sie das Land auch seit der Ende des 14. Jahrh. stattgehabten Eroberung Tschao-Sian oder Tsiosen, d. i. „Heiterkeit des Morgens“. Die Umrisse des Landes waren in älterer Zeit so wenig bekannt, daß noch Mercator und Ortelius dasselbe als Insel darstellten, und erst d'Anville es als Halbinsel erkannte. Eigentlich befuhr zuerst Lapérouse (1787) die Südküste an der Straße von Korea, Broughton (1797) besuchte dann die ganze Ost- und Südküste, aber ohne weitere Untersuchungen anzustellen, während Krusenstern die ersten sichern Angaben über die Ostküste lieferte. So sind erst in der neuesten Zeit durch russische, englische, französische und amerikanische Untersuchungen die genauen Umrisse der ganzen Küste festgestellt worden, während die chinesischen und japanesischen Gesandtschaftsreisen dürftige Aufschlüsse über das Innere geliefert haben, dessen Erschließung noch der Zukunft vorbehalten ist. Der Flächeninhalt mit Einschluß der umliegenden kleineren Inseln beträgt nach der planimetrischen Berechnung der neuesten Karte[1]) 216,342 □Kilom., dazu die Insel Quelpart mit 1850 □Kilom., also zusammen 218,192 □Kilom. Die Grenze wird im Nordwesten durch den in das Gelbe Meer mündenden Yalu-kiang (Orikang) gegen China, im Nordosten durch den zum Japanischen Meer fließenden Tuman-kang gegen Rußland gebildet, zwischen beiden durch das unzugängliche Koreanische Scheidegebirge.

Die Geschichte des Königreiches Korea ist ebenso dunkel wie die Kenntniß des Landes. Bald war dasselbe selbständig, bald zum Theil oder ganz von Japan und China unterworfen und tributpflichtig. Vor der Vereinigung in Ein Reich zerfiel das Land in mehrere unabhängige Staaten: im Norden Kaokiuli, in der Mitte Tschaosien und Schan-han, im Süden Siulo (Siragi), Patsi (Hiaksai), im Südosten Kara (Zinna, Miname). Im Norden hatte sich China der Oberherrschaft bemächtigt, während die Japanesen den Süden besetzten (13. Jahrh.). Ende des 16. Jahrh. eroberte der Japanese Taikosama Tsusima, welches bis 1876 unter japanischer Herrschaft blieb und Tribut zahlte. Im J. 1393 kam in Korea die Dynastie Li auf den Thron (bis 1864), welche durch China unter der Ming-Dynastie in der Eroberung der Halbinsel und im Kampfe gegen Japan unterstützt wurde. Als aber die Ming durch die Mandschu-Dynastie in China gestürzt wurden, wurde von diesen Korea 1637 unterworfen und mußte einen jährlichen Tribut von 100 Unzen Gold, 1000 Unzen Silber und eine bestimmte Menge von Producten und Industrieerzeugnissen nach Peking zahlen, wogegen die Herrscher von China keinerlei Souveränetätsrechte in Korea ausübten. Seitdem die Russen 1859 Nachbarn geworden sind, machen auch sie ihren Einfluß geltend, jedoch bisher ohne die Eroberung desselben zu versuchen.

Als im J. 1864 die Li-Dynastie ausstarb, wurde mit Bewilligung der höchsten Würdenträger des Reiches und der Hofastrologen von der Mutter des letzten Königs der achtjährige Sohn eines dem Königshause verwandten Adeligen adoptirt und unter der Regentschaft der Königin-Mutter als rechtmäßiger König anerkannt. Doch bemächtigte sich der den Fremden feindlich gesinnte ehrgeizige Vater des Königs der Regierung und suchte gegen den Wunsch der für das Christenthum gewonnenen Königin-Mutter die Christen zu vernichten. Die französischen Missionare wurden 1866 ermordet, wofür die Franzosen Kanghoa besetzten und (13. Oct.) zerstörten, ohne indessen die spätere Vertreibung der Missionare verhindern zu können. Die Verhandlungen mit Rußland über die seit 1859 nöthige Grenzregulirung wurden von ihm ebenso zurückgewiesen, wie 1871 die Versuche der nordamerikanischen Union, mit dem Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen. Endlich nach 10 Jahren wurde durch die über die Gewaltthätigkeiten des Vaters misvergnügten Würdenträger des Reiches derselbe der Herrschaft entkleidet, welche der junge König nunmehr selbst übernahm. Inzwischen waren die Verbindungen mit Japan und China sehr getrübt worden. Japan beabsichtigte seit 1869 das frühere Vasallenverhältniß wiederherzustellen, wogegen China, mit welchem schon seit 1867 der Handel an dem Thore von Korea ganz gesperrt war, seit 1875 sich anschickte, mit Heeresgewalt die frühere Oberherrschaft zu behaupten und den Einfluß der Japanesen in Korea zu vernichten, deren Gesandtschaft in diesem Jahre in der Hauptstadt Söul empfangen worden war. Infolge dessen wurde am 26. Febr. 1876 mit den Japanesen ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen, wonach Japan das Recht erhielt, einen Gesandten nach Sönl zu entsenden, Colonien an der Küste zu bilden, und der Hafen von Fusan freiem Handelsverkehre erschlossen wurde. Dieser Vertrag wurde später dahin erweitert, daß zehn Häfen, besonders der von Gensan (Dschinsen), von 1878 an den Japanesen geöffnet sein sollten: Dschinsen wurde im Mai 1880, der Hafen Niusen sollte 1881 eröffnet werden, und am 25. Mai 1881 erschien eine koreanische Gesandtschaft in Yokohama zur Prüfung der japanischen Verhältnisse. Inzwischen haben sich auch die Verwickelungen mit China geklärt, meist aus dem Grunde, weil letzteres einen Kampf mit dem seetüchtigen Japan scheute. Während Richthofen 1869 das Thor von Korea nach dem Verkehre verschlos-

1) Petermann, Mittheilungen 1883, Heft 9, Tafel 10; vgl. p. 435.

sen fand und berichtet [2]), daß das ganze Grenzgebiet zwischen China und Korea (13,882 □Kilom.) eine Tagereise weit völlig unbewohnt und nur für die durchgehenden Staatsposten und zu den Zeiten der drei großen Messen für eine beschränkte Zahl von Kaufleuten (höchstens 300) offenstehe, berichtet Bischof Riedel [3]), welcher das Thor von Korea, Kauli-mön, 1878 durchreiste, daß dieser ganze ehemals wüste Landstrich verkauft und wohlangebaut ist, daß mehrere koreanische Ortschaften daselbst erstanden wären und die Chinesen jenseit desselben eine neue Stadt Fu-hoang-Schang begründet hätten. Endlich ist auch Europa mit dem bisher verschlossenen Lande in Verbindung getreten, nachdem am 9. Mai 1882 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und bald darauf mit China Handelsverträge abgeschlossen waren, denen kurz darauf Verträge mit England, Frankreich und Deutschland gefolgt sind. An die Spitze des Steuerwesens war ein mit den Verhältnissen Ostasiens vertrauter Deutscher, P. von Möllendorf, berufen, welcher mit Umsicht die Annäherung an europäische Cultur und die allmähliche Erschließung des Landes leitete, ohne den Argwohn und das Mistrauen der Eingeborenen zu erregen. Der am Schlusse des J. 1883 ausgebrochene Conflict zwischen der chinesischen und japanischen Partei, infolge dessen das Ministerium ermordet wurde und selbst der König in Lebensgefahr schwebte, ist ganz ohne weitere ernstliche Folgen für den Verkehr mit Europa vorübergegangen. Doch ist im October 1885 P. von Möllendorf gestürzt und dadurch der deutsche Einfluß auf die Nordamerikaner und Engländer übergegangen, indeß ohne Feindseligkeit gegen deutsche Handelsinteressen.

Die Halbinsel Korea ist schon früher, besonders durch Ritter, nach Gestalt, Größe und Bildung mit Italien verglichen worden. Gleich diesem ist sie im Norden durch ein hohes Gebirge, den Taipei-Schan („Großes weißes Gebirge") von dem Festlande geschieden; von Norden bis Süden von einem Längsgebirge durchzogen, welches nach Osten steil abfällt, nach Westen sich sanfter abdacht; die Ostküste ohne namhafte Einbuchtungen und Flüsse, die Westküste dagegen von tiefen Meerbusen eingeschnitten an einem inselreichen, belebten Meere; hier wie dort endlich ist die Westküste, besonders die Mitte des Landes, am reichsten belebt: hier mündet auch der größte Strom der Halbinsel, der Hung-kiang, an welchem Söul, die Hauptstadt des Landes liegt. Auch nach der geographischen Lage und dem Klima würde der Vergleich zulässig sein. Dagegen ist bei den beiden Halbinseln die Natur des im Norden vorgelagerten Scheidegebirges ganz verschieden. Denn während das Koreanische Alpengebirge im Nordosten an der russischen Grenze sehr unwegsam ist und nur schwierige Uebergänge darbietet, gewähren die Thäler des Yalu-kiang im Nordwesten einen sehr bequemen Durchgang von der chinesischen Provinz Liautung (Sching-king) nach dem Innern Koreas. Hier, im Nordwesten des Grenzflusses Yalu-kiang, ist der große Markt, das Thor von Korea Kaoli-mön, welches bisher bei Todesstrafe von niemand bebaut oder bewohnt werden durfte, höchstens von Räubern durchzogen wurde und so die Grenze zwischen den beiden Nachbarländern hermetisch verschloß. An diesem Kaoli-mön erhebt sich rechts der gewaltige, bis gegen 1000 Met. über dem Thale aufsteigende Granitberg Föng-kwang-tschön, während links von dem hier nur 2000 Met. breiten Thale das Gneisgebirge sich erhebt.

Nach Dallet, welcher in seinem Werke über Korea die officielle Geographie des Landes theilweise übersetzt hat, trennt sich das Koreanische Mittelgebirge vom Taipei-Schan in dem Gebirgsstocke des Paiktu-Schan („Berg des weißen Hauptes"), welches die Wasserscheide zwischen Nordosten zum Tumen-Ula und Südwesten zu Yalu-ki-ang bildet. Im Südosten desselben liegt der einzige große See Koreas, der 40 Kilom. lange Taiti. Nach Osten geht vom Paiktu-Schan der Paik-Schan („Weißer Berg") mit gegen 2500 Met. hohen Gipfeln. Nach Osten zu fällt der Paik-Schan steil zur Küste ab, und aus den engen Thälern führen nur schwierige Pässe über das dichtbewaldete Gebirge; der hafenlosen Steilküste fließen nur kurze, wasserreiche Bäche zu. Die sanft abfallende, buchtenreiche Westküste ist von Abzweigungen des Längsgebirges von Osten nach Westen durchzogen, welche zum Theil mit dem Hauptgebirge parallel der Gesammtrichtung des Landes nach Südosten verlaufen. Der geologische Bau der Gebirge ist noch nicht erforscht: bekannt ist nur, daß in demselben zahlreiche Erz- und Kohlenlager sich finden, deren Erschließung aber bisher durch die härtesten Strafen verboten war, um fremde Einwanderung durch das Bekanntwerden der Bodenschätze vom Lande fern zu halten. Goldstaub wird jetzt gewonnen zu Tantsjön und Schontayasan in Hankiengto, ferner in Nihonwan (Provinz Pienganto); Silber zu Chenlato (Provinz Hankiengto), Steinkohlen zu Kirchiu (Provinz Hankiengto), Urusan und Changki (Provinz Kiengsanto). Auch die zahlreichen Inseln sind meist gebirgig und hoch: Quelpart, die größte derselben, wird vom waldreichen Aula- oder Hanka-Schan, 2030 Met. hoch, durchzogen; einige sind vulkanisch, so besonders Olonto (japan. Matsusima, in Europa Dagelet genannt), über 1200 Met. hoch. — Von den zahlreichen dem Gebirge entströmenden Flüssen sind die kleineren eng und reißend, deshalb für die Schiffahrt ungeeignet. Am bedeutendsten ist der im nördlichen Scheidegebirge entspringende Yalu-kiang (bei den Koreanern Amnu-kang, „Fluß der grünen Ente"), welcher bis 200 Kilom. weit schiffbar ist und sich in den nördlichen Busen des Gelben Meeres ergießt; ferner der Tjumen-Ula oder Tuman-kang, der ebenfalls im Scheidegebirge entspringt und nach der entgegengesetzten Seite zum Japanischen Meer strömt. In der Mitte der Halbinsel fließt der Han-kang aus dem Innern nach Westen, der Fusan nach Südosten: beide stehen der Ebbe und Flut offen, welche den Wasserspiegel um 10 Met. erhöhen und eine gute Verbindung mit dem Innern gestatten.

Das Klima gleicht dem von China und der Mand-

2) F. von Richthofen, China II, 161 fg. 3) Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde 1880.

schurei, und ist im allgemeinen kälter als das von Europa unter gleichen Breitegraden. Wegen der geringen Tiefe der umgebenden Meere wechselt die Temperatur des Wassers schnell und theilt sich dem Lande mit: es wird das Klima noch dadurch excessiver, daß im Winter kalte Nordwinde, im Sommer dagegen heiße Südwest-Monsuns vorherrschen. Daher fällt selbst in den Südprovinzen das Thermometer im Winter um mehrere Grade unter den Gefrierpunkt, in Mittelkorea sogar bis —25° C. Starker jährlicher Regenfall befruchtet das Land und macht die Flüsse wasserreich. Die Flora des Landes stimmt mit der Japans und der Mandschurei überein: zahlreiche Hölzer, darunter aber keine Eichen und Buchen, ferner besonders Rhus vernicifera (zur Lackfabrikation verwendet), Ginseng (als geschätztes Heilmittel), Broussonetia papyrifera (zur Papierfabrikation dienend) sind die wichtigsten Exportartikel; dazu kommen als Nährpflanzen besonders Reis, dann auch Mais, Weizen, Gerste, Gemüse, Obst, Wein, auch Kartoffeln in höheren Berggegenden; als Industriepflanzen Taback, Baumwolle, Bambus, Hanf. Die Fauna bietet Bären, Panther, Tiger, Füchse und Wildschweine, besonders reichbevölkert ist das Meer; die einheimischen Pferde sind klein, die Rinder dagegen stark und gut; zahlreiche Schweine und Hunde werden besonders nach China exportirt.

Die erst im Entstehen begriffene Industrie des Landes beschränkt sich fast nur auf den eigenen Bedarf. Besondere Erwähnung verdienen unter den Industrieerzeugnissen ausgezeichnete Waffen, Papier und Papierwaaren, besonders aus dauerhaftem und wasserdichtem geöltem Papier gefertigte Decken, Schirme, Fächer u. s. w., Färberei, Weberei von Baumwoll- und Leinenwaaren, Fabrikation von inländischen Hüten und Flechtwerken aus Bambusfasern, besonders auf der Insel Quelpart. — Die dürftigen Nachrichten über den erst seit 1876 begonnenen Handelsverkehr Koreas mit dem Auslande beweisen, daß das Land ebenso productionsfähig als des Verkehrs bedürftig ist. Gegenstände des Exports sind besonders Holz, Wild- und Ochsenhäute, Knochen, Sepia, Fische, Muscheln, Trepang, Rohseide, Reis, Baumwolle, Ginseng, Taback, Hanf, Jute, Oel, Firniß, Menschenhaar, Goldstaub, Silber und etwas Blei, dazu die erwähnten Producte der geschätzten Industrie, besonders Papier. Importirt werden dagegen Seiden- und Baumwollwaaren, Mehl, Werkzeuge, Maschinen, Uhren, Spielsachen, Blech, Zinn, Kupfer, Farbstoffe, Petroleum, Lackirarbeiten. Zoll wird nicht erhoben. Haupthäfen sind Fusan, Ginsen, Tsusima, Niusen; sonstige Meß- und Handelsplätze sind besonders die frühere Hauptstadt Siongho, Taiku, Minamchama, Tekeupim. Als Fusan 1876 eröffnet wurde, war es sehr unbedeutend, zählte aber 1878 schon 3000 Einwohner und hat seitdem ebenso wie die übrigen Häfen regelmäßige Dampferverbindung (alle 14 Tage) mit Nagasaki. Von 1876—79 war im Hafen von Fusan im Südosten der Import von 328,000 Mark auf 2,280,000 Mark, der Export von 336,000 Mark auf 3,056,000 Mark gestiegen; in Ginsen (Gensan) an der Nordostküste betrug von der Erschließung des Hafens Mai 1880 bis zum Ende des Jahres der Import nahe 1 Mill. Mark, der Export 550,000 Mark.

Nach älteren Mittheilungen des Missionärs Daveluy betrug die Zahl der Bewohner Koreas 1793: 7,342,000 Einwohner. Neuere statistische Ermittelungen geben die Bevölkerung auf $7\frac{1}{2}$ Mill., Petermann (1870) auf nur 6,890,000 Einwohner an, wogegen Dallet glaubt, sie betrage über 10 Millionen, Oppert dieselbe sogar auf 15—16 Millionen schätzt. Das nördliche Gebirgsland ist öde, der fruchtbare Süden mit reicher Cultur dagegen stark bevölkert. Die Colonisation schreitet in der neuesten Zeit rasch vorwärts, und selbst auf der steilen und kalten unfruchtbaren Ostküste ist die Bevölkerung sehr dicht, besonders mit Schiffahrt und Fischerei beschäftigt. Auch sind die Koreaner schon vielfach, besonders nach der russischen Küstenprovinz, ausgewandert, wo in mehrern Colonien 1874 schon über 3500 Koreaner im Süd-Ussurigebiete gezählt wurden, welche dort als Ackerbauer und Arbeiter hoch geschätzt werden. Die Koreaner gehören wie Japanesen und Chinesen zum mongolischen Stamme, nach Körperbau und Sprache mehr den erstern verwandt: nach Whitney[4]) sind wahrscheinlich die Japanesen von Korea her ausgewandert, doch ist die gemeinsame Herkunft beider Sprachen bisher noch nicht erwiesen, obwol das Koreanische dem Japanischen sich weit mehr nähert als dem Chinesischen, aus dem es übrigens sehr viele Bestandtheile aufgenommen hat. Die Sprache ist vielsilbig und agglutinirend und zerfällt in mehrere einander indeß sehr ähnliche Dialekte. Die 14 Vocale sind meist Diphthonge, Zischlaute und Aspiraten sind zahlreich, das l fehlt. Die grammatische Construction soll den uralischen und tungusischen Sprachen sich nähern. Die Schrift besteht aus über 200 Laut- und Silbenzeichen, welche einfacher, aber nicht so schön als die chinesischen sind; übrigens können gebildete Koreaner meist chinesisch schreiben. Wörterbücher lieferten die französischen Missionare (Dictionnaire coréen-français par les missionaires de la Corée) und Pupillo („Versuch eines russisch-koreanischen Wörterbuchs", Petersburg 1874, russisch). — Die Koreaner sind meist schlanker als die Chinesen und Japanesen, stark und kräftig, tüchtige Arbeiter, die Hautfarbe von lichtem Gelb, der Bau des Schädels und die Gesichtszüge sehr mannichfaltig, von mongolischem Typus dem kaukasischen sich nähernd: häufig sind fast europäische Physiognomien mit hellbraunem Haar und blauen Augen, beim niedern Volk aber auch stumpfnasige Gesichter mit stark hervortretenden Backenknochen. Das schwarze Haar wird in einen Scheitelknoten aufgebunden, den ein schwarzes Gittergeflecht aus Binsen und ein darübergestülpter breitkrämpiger Hut aus Bambusfasern bedeckt, unter dem Kinn mit einer zierlichen Perlenschnur befestigt. Der schwarze Bart wächst schon mit 20 Jahren, also früher als bei den Chinesen, ist ziemlich lang und wohlgepflegt, aber dünn. Die Kleidung ist untadelhaft weiß, besteht aus Strümpfen, weiten Beinkleidern und einem unter den Armen zugebundenen bis zu den Knöcheln her-

4) Whitney, Language and study of language p. 329.

abreichenden Tuchüberwurf oder einer seidenen Jacke; die Füße sind mit Strohschuhen oder Socken, der Kopf mit dem schwarzen Hute bedeckt. Lobenswerth ist die Reinlichkeit ihrer Kleider und Häuser. Die Häuser sind einfach gebaut, mit Reisstroh gedeckt, in den Städten nach japanischer Sitte die Fenster ohne Glas, durch Matten gegen Licht und Wetter geschützt. Die Ausstattung des Innern besteht nur in Matten und einem Tische zum Essen. Das Leben ist kümmerlich, weil die Arbeit als entehrend gilt und nur von den untern Klassen oder Sklaven ausgeführt wird. Die Hauptnahrung besteht aus Reis und Gemüse, während Fleisch nur selten, statt dessen aber viel Fische genossen werden; zum Essen bedient man sich der chinesischen Eßstäbchen, benutzt aber auch Löffel. Als Getränk dient Meth, den Wein verstehen sie noch nicht zu keltern.

Die Koreaner sind muthig, gastfrei, freundschaftlich und wohlwollend, aber auch ehrgeizig und rachgierig; vergnügungssüchtig lieben sie Tanz und Musik, kennen aber nicht das Theater; gegen Fremde ernst und verschlossen, aber bescheiden und höflich, dabei geweckten Verstandes und lernbegierig. Ueber den ältern Culturzustand des Volkes sind wir nicht unterrichtet; ihre jetzigen bürgerlichen Zustände verdanken sie meist den Chinesen. Doch hat trotz des chinesischen Einflusses das Volk viel von seinen alten Sitten bewahrt. So existirt eine gewisse Kasteneintheilung, an deren Spitze der König steht, darauf der Adel in verschiedenen Stufen. Man unterscheidet den bürgerlichen Adel, welcher die eigentliche Bildung vertritt und deshalb alle höheren öffentlichen Aemter bekleidet, den von allen Leistungen befreiten militärischen Adel, endlich den Halbadel, aus welchem die Unterbeamten, besonders Sekretäre und Dolmetscher gewählt werden. Der Bürgerstand umfaßt Kaufleute, Industrielle und Handwerker, das Landvolk besteht aus Ackerbauern, Jägern, Fischern und Hirten; darauf folgt die Klasse der Verachteten in mehreren Unterabtheilungen, welche meistentheils Arbeiter sind, endlich die Kaste der leibeigenen Sklaven und Diener, welche übrigens gut behandelt werden und sich loskaufen können. Alle diese Kasten haben eigene Satzungen. Polygamie ist erlaubt, doch haben Aermere selten mehrere Frauen. Ceremonien bei der Eheschließung sind unbekannt, mit der Zahlung des Preises für die Frau ist die Ehe geschlossen. Die Frau hat übrigens keine gesetzliche Existenz, kann also vom bürgerlichen Rechte auch nicht bestraft werden. Dennoch wird das Weib gut behandelt, wenngleich (außer Bäuerinnen und Verkäuferinnen) von der bürgerlichen Welt völlig abgeschlossen. Die Straße dürfen die Frauen nur nach Sonnenuntergang betreten, welche dann von den Männern verlassen werden muß. Die Beerdigungen finden ohne Ceremonie statt, nur Reichere befolgen die chinesische Trauerfeier. Die Trauer um die Aeltern dauert drei Jahre, während welcher Zeit der Sohn von der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Thätigkeit ausgeschlossen ist. Vornehme Witwen verheirathen sich selten zum zweiten mal, jedenfalls aber nicht vor dem Ende der Trauerzeit, weil sonst die Kinder für illegitim erklärt und von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein würden. — Religion ist der Buddhismus, die Lehre des Kong-Fu-Tse oder auch Götzendienst. Das Christenthum ist schon seit 1837 eingeführt, hatte sich auch weit verbreitet, wurde aber seit 1866 verfolgt, doch verbreitet es sich jetzt wieder unter dem Volke.

Der König ist unverletzlich und unumschränkter Herr und Besitzer des Landes, welches er als Lehen an die Unterthanen vertheilt. Nach seinem Tode muß das bürgerliche Leben und Recht 27 Monate ruhen. Ein Staatsrath aus 9 Mitgliedern steht dem Könige zur Seite, darf aber nur auf Befragen Rath ertheilen. Das Heer, früher mit Lanzen, Säbeln und Luntenbüchsen, jetzt aber mit guten japanischen Gewehren bewaffnet, ist unbedeutend, besser die nach europäischem Muster eingerichtete Flotte. Die Einkünfte des Landes bestehen in der Grundsteuer: das ganze Land ist vertheilt in 468,306 Lose (Kyöl) für Reisbau und in 309,807 sonstige Landlose, welche zusammen einen jährlichen Ertrag von 3,800,000 Mark abwerfen, woraus das Heer und die Beamten besoldet werden. Sitz der Regierung ist Söul (Hantschungfu), eine große Stadt von 9 Kilom. Umfang, unregelmäßig gebaut am Söul (Hankiang), durch die nahen Gebirge gegen kalte Winde geschützt, mit 100—150,000 Einwohnern und einer hohen Schule mit 500 Studirenden. Nach Dallet zählt man 106 Städte. Das Land ist eingetheilt in 8 Tao (Provinzen), welche in Kiun (Districte) zerfallen:

1) Pienganto (Hauptstadt, Pienggang) mit 42 Distr.
2) Hankiengto („ Hamheng) „ 24 „
3) Hoanghaïto („ Haïtsiu) „ 23 „
4) Kanguento („ Uentsiu) „ 26 „
5) Tsiöngtsiento („ Kongtsiu) „ 54 „
6) Kiengkaito („ Hanyang (Söul)) „ 36 „
7) Kiengsangto („ Taïku) „ 71 „
8) Tsienlato („ Tsientsiu) „ 56 „

Werke über Korea: Dallet, „La Corée", (Paris 1875); Oppert „Ein verschlossenes Land", (Leipzig 1880.) Neueste Karte bei Petermann, Mittheilungen 1883, Heft 9, Tafel 10. *(E. Kaufmann.)*

KOREANISCHE SPRACHE. Die koreanische Sprache ist bisher noch keinem bekannten Sprachstamme mit Sicherheit zugewiesen worden. Ein Versuch von W. G. Aston, sie der japanischen verwandtschaftlich nahe zu bringen (A comparative study of the Korean and Japanese Languages, Journal of the R. As. Soc. 1879), hat wol zu manchen Wahrscheinlichkeiten, aber zu keinem beweisenden Ergebnisse geführt.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung scheinen die Koreaner den Buddhismus, vielleicht um dieselbe Zeit die chinesische Cultur angenommen zu haben. Ihre Schrift ist indischen Ursprungs und steht in ihren Grundformen der tibetischen am nächsten, ist weit ärmer an Consonanten, dafür aber eine in ihrer Vollkommenheit und Einfachheit einzige Vereinigung von Alphabet und Syllabar. Ihre Elemente sind (in der lapidaren Grundform):

Die Vocale: ㅣ i ㅏ a ㅓ c ·
ㅑ ia ㅕ ie
· ă
ㅡ ö ㅗ o ㅜ u
ㅛ io ㅠ iu

Consonanten (in einheimischer Ordnung):
ㄱ k ㅁ m ㄴ n ㅂ p ㄹ l ㅅ s ㄷ t ㅈ č ㅇ ㅿ ṅ, ꝁ
ㅋ hk ㅍ hp ㅌ ht ㅊ hč ㅎ h

Von diesen Zeichen sind die Vocale offenbar eigene Erfindung der Koreaner. Den Consonanten dürfen auf Grund einer Vergleichung mit den indisch-tibetischen Schriftzeichen vorläufig folgende alte Lautwerthe zugesprochen werden: k = g, n = n, l = l, t = d. Das Zeichen für m erinnert zunächst mehr an b als an das oben offene m, p eher an ph ㅂ als an b, und hp gleicht, wenn man den obern Querstrich als Aspirationszeichen in Abzug bringt, mehr dem p als dem b. In chinesischen Lautschreibungen vertritt aber p: b und hp: p, p', sodaß die Lautverschiebung ziemlich regelmäßig erscheint. s dürfte = s sein, ṅ, ꝁ und č bleiben zweifelhaft.

Im Folgenden werden wir die oben gegebene Transscription zu Grunde legen, also nicht mediae, sondern tenues schreiben, obschon auch erstere noch in den Dialekten vorkommen sollen. Im Anlaute sind nun alle Consonanten und nur Consonanten zulässig; ṅ ersetzt hierbei ꝁ und wird nicht umschrieben. Ueberdies erscheinen noch im Anlaute kh, pp, tt, die in eigenthümlicher Weise explosiv ausgesprochen werden; ferner sk, sp und st, die jetzt den vorhin genannten gleichlauten, — und ss. Im Auslaute kommen nur die Vocale, die Consonanten k, m, n, p, l, s, ṅ sowie lk, lm und lp vor. In den zahlreichen der Sprache einverleibten chinesischen Fremdwörtern vertritt l auslautendes t, — eine schwer zu erklärende Erscheinung. Auslautendes s wird jetzt t gesprochen, außer wenn s darauf folgt. Im Alterthume schrieb man auch im Auslaute t, wahrscheinlich aber nur da, wo es etymologisch gerechtfertigt war. Ob man von Anfang an neben sk, st, sp auch kk, tt und pp geschrieben, steht noch nicht fest. Vor Nasalen können sich k, p und s in die entsprechenden Nasale ṅ, m, n verwandeln. Anlautendes l lautet jetzt r, wechselt aber oft mit n; nl und ln werden in der Aussprache zu ll assimilirt. Die Silben der Wörter werden am besten in der Umschreibung getrennt und durch Bindestriche verbunden.

Der Bau der Sprache ist agglutinirend, doch in manchen Stücken der Flexion nahekommend, und zwar lediglich suffigirend. Die Wortstellung ist ziemlich fest; Subject vor Prädicat, Object vor Verbum, dieses den Satz beschließend; jede nähere Bestimmung tritt voran. Die Wortstämme sind meist ein- oder zweisilbig, scheinbare Unregelmäßigkeiten in den Anlauten der Suffixe erklären sich meist als Spuren ehemaliger Stammauslaute.

Die Declination aller Substantiva ist wesentlich dieselbe: an den unveränderten Stamm werden Suffixe gefügt, die sich aber je nach dem Auslaute des Stammes mehr oder minder im Anlaute modificiren. Man unterscheidet außer der Stammform neun Casus: Nominativ, Instrumental, Genitiv, Dativ, Accusativ, Vocativ, Locativ, Ablativ und Oppositiv.

Tafel der Declinationen:

	I.	II.	IIIa.	IIIb.	IIIc.	IV.	V.
	sa-lăm Mensch	pal Fuß	kas Hut	nas Gesicht	kkos Blume	sio Ochse	nara Reich
Nom.	-i	-i	-si	-č'i	-či	-i, -ka	-hi, -ka
Instr.	-ö-lo	-no	-să-lo	-č'ă-lo	-čă-lo	-lo	-lo, -hö-lo
Gen.	-öi	-öi	-săi	-č'ăi	-čai	-öi	-höi
Dat.	-öi-kei	-öi-kei	-săi-kei	-č'ai-kei	-čăi-kei	-öi-kei	-höi-kei
Acc.	-öl	-öl	-săl	-č'ăl	-čal	-lăl	-höl
Voc.	-a	-a	-a	-a	-a	-ia	-ia
Loc.	-ei	-ei	-săi	-č'ăi	-čăi	-ei	-hei
Abl.	-ei-sie	-ei-sie	-săi-sie	-č'ăi-sie	-čăi-sie	-ei-sie	-hei-sie
Opp.	-ön	-ön	-săn	-č'ăn	-čăn	-năn	-hön, -năn

Der Plural wird überall durch das an den Stamm tretende Suffix -töl gebildet, an welches die Casussuffixe der II. Declination angefügt werden. — Es gehören nun unter I. die Substantiva auf k, m, n, ṅ, p und einige auf s (= t).
„ II. „ „ „ l
unter III. die Substantiva auf s (= s bez. č' oder č) und einige auf p (= ps).
„ IV. „ „ „ Vocale (mit Ausnahmen).
„ V. „ „ „ Vocale (mit abgefallenem Auslaute h).

Eine ältere Genitivform auf ṅ scheint in einigen Compositen erhalten, z. B. maṅ-a-či, Füllen, von mal, Pferd; sioṅ-a-či, Kalb, von sio, Ochse; kaṅ-a-či, junger Hund, von kai, Hund. Der Dativ erscheint zuweilen in den abgekürzten Formen -kei, -kkei, -hkei, -kköi; der Vocativ hat die Nebenformen -e, -ye.

Die Stammform wird angewandt: a) als unbestimmter Nominativ, zuweilen mit vorgefügtem hăn, hă-na, ein, oder nachgefügtem čiem, čo-kom, ein wenig; b) im flüchtigen Gespräche auch statt anderer Casus, die dann nur aus der Stellung und dem Zusammenhange zu erkennen sind. Der Nominativ hat immer bestimmte Bedeutung: sa-lăm-i, der Mensch; sa-lăm-töl-i, die Menschen. Der Dativ pflegt nur für belebte Wesen angewendet, bei andern umschrieben zu werden. Der Locativ wird nur im Sinne ruhigen Verweilens und der Richtung wohin gebraucht; den Illativ ersetzt zuweilen der Instrumental, den Ort einer Thätigkeit der Ablativ. Der Oppositiv hat etwa die Bedeutung: was — betrifft.

Die persönlichen Fürwörter sind:

na, nai, ich	u-li (-töl), wir
ne, nei, du	ne-höi (-töl), ihr
tie, er, sie, es	tie-höi (-töl), sie

Ihre Declination folgt der substantivischen, hat aber bei na und ne einige Unregelmäßigkeiten: *Nom.* nai, nai-ka; *Instr.* nal-no, nai-kei-lo; *Gen.* na-öi; *Dat.* na-kei, na-öi-kei; *Acc.* na-lăl, nal; *Voc.* na-ie; *Loc.* na-ei; *Abl.* na-ei-sie; *Opp.* na-năn; analog ne, nei. Der Genitiv ersetzt die Possessivpronomina, wird aber oft zu nai, nei, tiei gekürzt.

Demonstrativpronomina sind i, dieser, tie, jener, er, kö, der genannte. Interrogativa sind nu, nu-ku, wer? welcher? persönlich; e-nă, es-ten, mu-săm, welcher? welches? persönlich und sächlich; mu-es, was? Es-ten und e-nă vertreten gleichzeitig das Pron. indef. irgendein.

Die Koreaner bedienen sich neben ihren eigenen Zahlwörtern noch der chinesischen. Die Cardinalzahlen sind:

	Koreanisch	Chinesisch
1	hă-na, hăn	il
2	tul	i
3	seis	sam
4	neis	să
5	ta-săs (2+3?)	o
6	ie-săs	liuk
7	nil-kop	č'il
8	ie-tălp	hpal
9	a-hop	ku
10	iel	sip
11	iel hă-na	sip-il
20	sö-mul	i-sip
30	siel-hön	sam-sip
40	ma-hön	să-sip
50	suin	o-sip
60	iei-suin	liuk-sip
70	nil-hön	č'il-sip
80	ie-tön	hpal-sip
90	a-hön	ku-sip
100	—	păik
1000	—	č'ien
10,000	—	man
100,000	—	ek
1,000,000	—	čio
10,000,000	—	kieṅ
100,000,000	—	tiei

Mit den koreanischen Zahlwörtern zeigen noch am ersten die der Ainos einige Aehnlichkeiten: 1 šine, 2 tu, 3 re, 4 ine. Eine Vergleichung nach dieser Richtung hin würde aber bei der grammatischen Armuth der Ainosprache wesentlich lexikalisch sein müssen und, nach einer vorläufigen Probe zu urtheilen, schwerlich eine Ausbeute versprechen.

Die Ordinalzahlen lauten: č'es oder č'es-čăi, erster; tul-čăi, zweiter; iel-hăn-čăi, elfter u. s. w. — hăn-pen, einmal; tu-pen, zweimal; tul-čăi-pen, das zweite mal. Aufzählende Ordinaladverbien werden durch die Suffixe ön, hön, n gebildet: hă-na-hön, tul-hön, sei-hön, nei-hön, ta-să-săn, ie-să-săn, nil-kop-ön, ie-tălp-ön, a-hop-ön, iel-ön u. s. w. — Eigenthümlich ist die Zählung der Monatstage: č'o-hă-lo, der erste; č'o-i-htöl, 2; č'o-sa-höl, 3; č'o na-höl, 4; č'o tas-săi, 5; č'o ies-săi, 6; č'o nil-hei, 7; č'o ie-tö-lei, 8; č'o a-hö-lei, 9; č'o iel-höl 10; iel-hă-lo, 11 u. s. w. sö-mu-nal, 20; sö-mu hă-lo, 21; köm-öm, 30.

Die Conjugation, die gleichmäßig auf Verba und Adjectiva in unserm Sinne Anwendung leidet, entbehrt der Pronominalelemente. In ihr entfaltet die Grammatik Reichthum und Feinheit, aber auch viel lästiges Etikettenwesen. Im wesentlichen ist die Conjugation einheitlich; dabei ist sie aber voll von Unregelmäßigkeiten, deren nur einige sich leicht aus phonetischen Gründen erklären. Hierher gehört das Auftreten von ă, ö, e als Bindevocale, der Schwund von l vor n und manchmal vor t, das Wiederaufleben eines ehemaligen auslautenden h oder s vor Vocalen, t, k und p. Eine vorläufige Uebersicht der wichtigsten und einfacheren Formen gibt umstehende (S. 60) Tabelle A.

Für die übrigen Formen sind das Perfectum und das Futurum vorbildlich.

I. Ersetzt man das *-ta* des Perfectums durch:

-teni,	so erhält	man das	Plusquamperfectum.
-keis-ta	„	„ „	Fut. exactum
-keis-te-ni	„	„ „	Conditionalis präteriti.
-si-mien	„	„ „	Condit. Perf.
-ke-tön	„	„ „	Condit. Perf. dubitat.
-keis-si-mien		„ „	Condit. fut. exacti
-keis-ke-tön	„	„ „	Fut. exact. event. dubit.

Tabelle A.

Inf. praes.	hă-ta	ka-ta	če-ta	ne-hta	o-ta	č'i-ta	ul-ta	is-ta	hkö-ta	čo-ta
	machen	gehen	hinken	stellen	kommen	schlagen	schreien	sein	groß sein	gut sein
Part. praet.	hă-ie	ka	če-le	ne-he	oa	č'ie	ul-e	is-se	hke	čo-ha
Ind. praes.	hăn-ta	kan-ta	čen-ta	nes-năn-ta	on-ta	č'in-ta	un-ta	is-ta	hkön-ta	čos-năn-ta
Imperf.	hă-te-ni	ka-te-ni	če-te-ni	nes-hte-ni	o-te-ni	č'i-te-ni	ul-te-ni	is-te-ni	hkö-te-ni	čo-hte-ni
Perf.	hă-ies-ta	kas-ta	če-les-ta	ne hes-ta	oas-ta	č'ies-ta	ul-es-ta	is-ses-ta	hkes-ta	čo-has-ta
Fut.	hă-keis-ta	ka-keis-ta	čel-keis-ta	ne-hkeis-ta	o-keis-ta	č'i-keis-ta	ul-keis-ta	is-keis-ta	hkö-keis-ta	čo-hkeis-ta
Imperat. sing.	hă-ie-la	ka-ke-la	če-le-la	ne-he-la	o-ne-la	č'ie-la	ul-e-la	is-se-la		
Imperat. plur.	hă-ča	ka-ča	čel-ča	ne-ča	o-ča	č'i-ča	ul-ča	is-ča		
Part. praes. relat.	hă-năn	ka-năn	če-năn	nes-năn	o-năn	č'i-năn	u-năn	is-năn	(hkön)	(čos-năn)
Part. praet. relat.	hăn	kan	čen	ne-hön	on	č'in	un	is-săn	hkön	čo-hön
Part. fut. relat.	hăl	kal	čel	ne-höl	ol	č'il	ul	is-săl	hköl	čo-höl
Subst. actionis	hăm-i	kam-i	čelm-i	ne-höm-i	om-i	č'im-i	ulm-i	is-săm-i	hköm-i	čo-höm-i
Condit. praes.	hă-mien	ka-mien	čel-mien	ne-hö-mien	o-mien	č'i mien	ul-mien	is-sa-mien	hkö-mien	čo-hö-mien
Interrog. praes.	hă-nă-nia	ka-nă-nia	če-nă-nia	nes-nă-nia	o-nă-nia	č'i-nă-nia	u-nă-nia	is-nă-nia	hkö-nia	čo-hö-nia
Interrog. imperf.	hă-te-nia	ka-te-nia	če-te-nia	ne-hte-nia	o-te-nia	č'i-te-nia	ul-te-nia	is-te-nia		

Tabelle B.

Indic. praes.	hă-či-o, hăp-či-o u. s. w. = ich mache, er macht	is-či-o, is-săp-năi-ta u. s. w. = ich bin, er ist	ep-či-o, ep-săp-nai-ta = ist nicht	ka-či-o-kap-či-o u. s. w. = ich gehe, er geht	o-či-o, op-ci-o, o-op-naita = ich komme u. s. w.	mis-čio, mis-săp-čio-o = ich glaube u. s. w.	mek-či-o, mek-săp-či-o = ich esse	hpa-či-o, hpa-op-či-o = ich verkaufe	či-či-o, či-op-či-o = ich schlage
Imperf.	hăp-tei-ta	is-săp-tei-ta	ep-săp-tei-ta	kap-tei-ta	op-tei-ta, o-te-i-ta				
Perf.	hă-ies-či-o	is-ses-săp-či-o	ep-ses-săp-nai-ta	kas-nă-i-ta	—				
Fut.	hă-keis-či-o	is-keis-či-o	ep-keis-săp-či-o	ka-keis-săp-nai-ta	o-keis-nă-i-ta				
Imperat. sing. (prec.)	ha-sip-si-o	kiei-sip-si-o	ep-să-op-si-o	ka-op-si-o	op-si-o				
Imperat. plur. (prec.)	hăp-siei-ta	kiei-sip-siei-ta	—	kap-siei-ta	o-sip-siei-ta				
Interrog. imperf.	hă-op-ten-iska	is-ten-is-ka	ep-sap-ten-is-ka	kap-ten-is-ka	—				
Interrog. perf.	hă-ies-sap-čio	is-ses-săp-năn-is-ka	ep-ses-či-o	kas-či-o	oas-či-o				
Interrog. Fut.	ha-keis-či-o	is-keis-săp-ă	ep-keis-năn-is-ka	ka-keis-nă-is-ka	o-keis-săp-năn-is-ka				

u. s. w., wobei jedes Verbum nach jedem Muster geformt werden kann.

-keis-te-mien, erhält man das Condit. hypothet. präter.
-nă-nia „ „ „ Interrog. Perf.
-te-nia „ „ „ Interrog. Plusquamperf.
-keis-na-nia „ „ „ Interrog. fut. exacti.
-keis-te-nia „ „ „ Interrog. hypothet. präter.
z. B. kas-keis-te-nia, wäre er gegangen?

II. Ersetzt man das *-ta* des Futurums durch:
-te-ni, so ergibt sich das Condit. praes.
-si-mien „ „ „ Condit. fut.
-ke-tön „ „ „ Fut. event. dubitat.
-te-mien „ „ „ Condit. hypothet. („sollte ...")
-nă-nia „ „ „ Interrog. fut.
-te-nia „ „ „ Interrog. hypoth.
z. B. ka-keis-te-nia, würde (er) gehen?

III. Ersetzt man das *-keis-ta* des Futurums durch:
-ke-tön, so erhält man das Präs. event. dubitat.
-te-mien „ „ „ „ Condit. imperf.

Die bisher aufgeführten Formen sind nun blos untergebenen oder sonst niedriger stehenden Personen gegenüber gestattet. Die koreanische Höflichkeit macht aber nicht nur in Rücksicht auf die zweite, angeredete, sondern auch in Rücksicht auf die dritte Person seine Unterschiede, die zum Theil tief in die Grammatik eingreifen.

I. Von der Sprache gegen Höhergestellte gibt Tabelle B. (S. 60) ein Beispiel.

Reden Gleichgestellte untereinander, so sind drei Fälle möglich:

II. Sie verkehren familiär miteinander. Dann ersetzen sie die Formen:

-ta durch či, nei
-la durch či, kei, sio
-te-ni durch tei u. s. w.

III. Sie verkehren höflich. Dann treten die Endungen -o, -so, -sio an die Stelle von ta.

IV. Sie bezeigen einander Hochachtung. In diesem Falle fügen sie vor das Suffix -o in bejahender oder verneinender Rede -či-, in fragender -si: hă-si-o, thun Sie? mek-es-či-o, ich habe gegessen.

Weitere Unterschiede werden gemacht, je nachdem man zu einem Höheren oder Niederen oder zu seinesgleichen über einen spricht, der dem Redenden, bez. dem Angeredeten oder beiden, gegenüber höher, auf gleicher Stufe oder niedriger steht. Weder das Javanische mit seinen krâmâ, mâdyâ und ngoko, noch das Japanische mit seinen ehrenden Präfixen, Hülfsverben und passiven oder causativen Wendungen kann sich in diesem Punkte mit dem Koreanischen messen.

Abgeleitete Verba sind Causativa oder Factiva und Passiva. Ihre Bildung richtet sich nach dem Stammauslaute des Infin. präs.

Auslaut		Causat.	Passiv.
a, ă, o, u, i	:	i, u	i, u
ai, ăi	:	o	o
k	:	ki-i, i-i, hi-i	ki-i, i-i, hi-i
m, n	:	ki	ki-i
p	:	hi	hi-i
l	:	ni	ni-i
s	:	ki, i (ohne s)	ki-i, i-i (desgl.)
statt hta	:	hi-ta	hi-i-ta; z. B.

hă-ta, machen: hă-i-ta, machen lassen; čap-ta, ergreifen: čap-hi-ta; no-hta, loslassen: no-hi-i-ta, losgelassen werden.

An Hülfswörtern ist kein Mangel. Postpositionen versehen den Dienst unserer Präpositionen. Die Satzverbindung geschieht zwar vorzugsweise durch Verbalformen, aber auch Conjunctionen sind reichlich vorhanden. Der Satzbau erinnert sowol durch die Wortfolge als auch durch die häufigen participialen und gerundialen Verknüpfungen an den des Japanischen und der uralaltaischen Sprachen.

In ihrer Literatur bedienen sich die Koreaner ihrer Muttersprache nur noch in Unterrichtsbüchern und in Unterhaltungsschriften für Frauen, Kinder und Ungebildete. Mehr noch als bei den Japanern ist bei ihnen das Chinesische zur gelehrten und amtlichen Sprache geworden, und in ebenso reichem Maße wie dort hat es die Umgangssprache mit Fremdwörtern durchsetzt.

Wörterbücher und Grammatiken: Philosinensis (Gützlaff), Translation of a Comparative Vocabulary of the Chinese, Corean and Japanese languages (Batavia 1835). — Ph. Fr. de Siebold, Lui-Hŏ, sive vocabularium sinense in Kôraianum conversum (Lugd. Bat. 1838), fol. — М. Пуцилло, Опытъ Русско-Корейскаго словаря (St.-Petersburg 1874). — J. Roß, Corean Premier (Shang-hai 1877). — Dictionnaire Coréan-français, par les missionaires de Corée (Yokohama 1880). — Grammaire Coréenne, ... avec un cours d'exercices etc. par les mêmes (ibid. 1881). (*G. von der Gabelentz.*)

KORÉISCH ist der Name des arabischen Stammes, der im 7. Jahrh. n. Chr. Mekka bewohnte und welchem der Prophet Mohammed angehörte. Nach der Tradition, welche, wie immer auf semitischem Boden, ethnographische Verhältnisse durch Genealogien von Individuen ausdrückt, ist Koreisch ursprünglich der seiner ursprünglichen Bedeutung nach unklare Beiname eines der Vorväter der Bewohner Mekkas, und zwar entweder des Fihr, Sohnes des Mâlik b. Nadr b. Kinâna, oder seines viel späteren Nachkommens Koßeij b. Kilâb, welcher fünf Generationen vor Mohammed die Chozâ'a aus dem von ihnen längere Zeit usurpirten Besitze der Kaaba mit Hülfe der Kodâ'a wieder verdrängt und, soweit sie in Mekka wohnen blieben, seiner Herrschaft unterworfen haben soll. Aus dem Genealogischen in das Historische übersetzt, wird dies etwa bedeuten, daß die zu den nordarabischen (ismaelitischen) Kinanastämmen, welche seit ältester Zeit zwischen Mekka und dem Meere sitzen, gehörigen Urbewohner Mekkas, die Benu Mâlik, bei

der großen Wanderung südarabischer (jemenitischer) Stämme nach dem Norden im 2. Jahrh. n. Chr. (vgl. Blau in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft XXII, 654 fg.), von einem der letzteren (den spätern Choza'a) unterworfen oder assimilirt worden sind, daß aber nach längerer Zeit das kinanitische Element wieder die Oberhand gewonnen hat, freilich nicht ohne sich neuerdings mit südarabischen (denn auch Koda'a ist ein südarabischer Name) Bestandtheilen zu vermischen. Der officiellen Genealogie nach rechnen sich aber die Koreischiten durchaus zu den Nordarabern. Sie umfassen zur Zeit Mohammed's die ganze Bevölkerung Mekkas und der das heilige Gebiet bildenden Umgegend und bestehen nach den gewöhnlichen Berichten aus 25 Hauptfamilien, von denen die bekanntesten Machzûm, Omaija und Hâschim sind. Aus der letzteren, welche in der mohammedanischen Tradition dann fälschlich als von alters hoch angesehen gilt, stammen der Prophet Mohammed wie sein Oheim 'Abbâs, und sein Vetter Ali, Ahnherren der Abbasiden- und, nach ihrer Behauptung, der Fatimiden-Khalifen; Omaija gehörte außer Othmân, dem Schwiegersohne Mohammed's, auch dessen ärgster Feind Abu Sofjân an, als Vater des Mo'âwija Vorfahr der von letzterm begründeten Omaijadendynastie. Gehören somit außer dem Propheten selbst die ihm folgenden großen Herrscherfamilien dem Stamme Koreisch an, so hat der Sieg des Islam natürlich auch andere Angehörige desselben in großer Zahl zu Macht und Ruhm gebracht; so die nachmaligen Khalifen Abu Bekr und 'Omar, die Feldherren Châlid b. Welîd, 'Amr b. el'Âßi, Sa'd b. Abî Wakkâß und viele andere. Auch der Dialekt, welcher von den Koreischiten gesprochen wurde, hat als die Sprache des Korans den Vorzug vor den übrigen arabischen Mundarten erhalten und gilt als die eigentliche classische Form der Sprache.

Zur Geschichte der Koreischiten vgl. die Artikel Mekka und Mohammed. (*A. Müller.*)

KORFF (ehemals Corf), ein altes westfälisches Geschlecht im Münsterlande, das von einer gleichnamigen Familie im Bremenschen wohl zu scheiden ist. Die Scheidung ist nicht allzu schwer, da die verschiedene Bedeutung beider Geschlechter hierzu einen sicheren Anhalt bietet. Die ununterbrochene Stammreihe des Hauses beginnt bereits im 13. Jahrh. Als sein Hauptgut erscheint Harkotten. Dieses theilten im J. 1334 die Gebrüder Heinrich und Evert derart, daß ersterer das östliche, letzterer das westliche Haus daselbst erhielten und somit Stifter der beiden Harkottener Hauptlinien wurden. Was die Linie des Heinrich betrifft, so erscheint sein Sohn Hermann circa 1380 zum ersten mal mit dem dem Geschlechte später verbliebenen Beinamen Schmising (genannt Smysing). Des letztern Ururenkel, die Gebrüder Kaspar und Heinrich, verglichen sich 1498 von neuem dahin, daß Kaspar Harkotten übernahm, während Heinrich auf dem durch seine Gattin aus dem Hause der Herren von Hoberg erheiratheten und 1540 neu erbauten Tatenhausen einen neuen Zweig pflanzte. Der Ast des älteren Bruders erlosch in der dritten Generation und brachte Christine von Korff genannt Schmising, des Kaspar Urenkelin, das väterliche Stammerbe durch Heirath an die Familie von Ketteler zu Mittelburg, in deren Händen es sich noch befindet. Die Tatenhausener Linie erlangte in Friedrich Matthias von Korff genannt Schmising, dem Ururenkel des Erwerbers von Tatenhausen, Heinrich von Korff, mittels d. d. Wien 4. Sept. 1692 ausgestellten Diploms den Reichsfreiherrenstand. Sein älterer Bruder Heinrich, Domherr zu Münster, Osnabrück und Speier, hatte ein Familien-Fideicommiß gestiftet, dessen erster Nutznießer er wurde. Auch fiel seiner Descendenz ein zweites Fideicommiß, errichtet von dem Sohne seiner Schwester Sibylla Wilhelmine, dem Dompropste Ferdinand von Kerßenbrock, zu, welches der Stifter der Familie seiner Mutter als eine Secundogenitur bestimmt hatte. Dieses ersten Freiherrn Enkel, dem Friedrich Ferdinand Freiherrn von Korff genannt Schmising zu Brincke, kurköllnischen Cabinetsrath, wurde als erstem Besitzer des Kerßenbrockschen Fideicommisses d. d. Wien 3. Juli 1755 die Namen- und Wappenvereinigung mit denen dieser Familie verliehen, welche aber, da er Söhne nicht hatte, sammt dem Kerßenbrockschen Fideicommiß an die Nachkommenschaft seines älteren Bruders Franz Otto Heinrich Matthias fielen. Dessen ältester Sohn Clemens August Heinrich Maria Freiherr von Korff genannt Schmising auf Tatenhausen erlangte unter dem 17. Jan. 1816 den preußischen Grafenstand, der seinem zweiten Sohne, dem Maximilian Franz Xaver, welchem das Kerßenbrocksche Secondogenitur-Fideicommiß zugefallen war, d. d. Preßburg 23. Juni 1802, die bereits vom Großoheim geführte Namen- und Wappenvereinigung auch auf seine Person übertragen wurde. Es blühen zur Zeit noch beide gräfliche Häuser, dasjenige mit dem Fideicommiß Tatenhausen sowie das ebengenannte des Fideicommisses Brincke. — Der obengenannte Evert, dem in der Theilung von 1334 das westliche Haus zu Harkotten zugefallen war, ist der Begründer des heute noch auf seinem Stammerbe sitzenden Zweiges, welcher unter dem 1. Aug. 1884 die königl. preuß. Genehmigung zur Fortführung des Freiherrntitels erhielt, sowie eines vom (West-) Harkottener Zweige bereits im 15. Jahrh. abgetrennten Astes der später aus Barckhausenscher Erbschaft das Gut Waghorst erlangte und diesen Besitz bis kurz vor seinem am 11. Nov. 1860 erfolgten Erlöschen hielt. Ihm war unter dem 23. Aug. 1846 die preußische Genehmigung zur Fortführung des Freiherrntitels geworden. Des letztern, Heinrich Freiherrn von Korff zu Waghorst, Adel und Name wurde unter dem 27. März 1852 an seinen Stiefsohn Edmund Krokisius, Lieutenant im 6. Ulanenregiment, unter der Benennung „von Korff-Krokisius" übertragen. — Außer diesem der Stammesheimat und der katholischen Lehre treu verbliebenen Hauptzweige existirt noch eine angeblich auch dem Harkottener Hause entstammende Linie, die sich ungefähr Ende des 15. Jahrh. aus Westfalen nach Livland wendete und dort in der Person des Nikolaus Korff mit Precollen belehnt wurde. Seine beiden Söhne, von denen nur der eine, den Namen des Vaters führende, den Stamm fortsetzte, wendeten sich im J. 1532 der neuen Lehre zu und ist

Nikolaus der Jüngere somit der Stammvater der lutherischen, resp. jetzt auch griechisch-katholischen Zweige des Gesammthauses Korff. Nikolaus II. theilte circa 1551 seinen Besitz unter seine drei Söhne derart, daß der älteste, Gerhard Korff, Aswicken, der zweite, Alexander, Precollen, der dritte, Christoph, Trecken erhielt. Alle drei Brüder hinterließen ungemein zahlreiche Nachkommenschaft, die in ihrer großen Verbreitung den in der Heimat verbliebenen Hauptstamm überragt. Das Haus Aswicken, der lutherischen Confession angehörend, blüht derzeit in dem Zweige Aswicken, Kogeln, Planetzen, Jergeln, welches noch Mitte dieses Jahrhunderts mit den Alt-Elkeseemer Gütern angesessen erscheint, Brunewiszek, Randen und Klein-Drogen. Das Treckener Haus in Kurland, gleichfalls bis auf eine Geschwisterkette, die durch die Mutter der orthodoxen Kirche zugeführt wurde, lutherisch, blüht in fünf Zweigen, demjenigen zu Trecken, dem von Rengenhof, von Wahnen, von Krothen und von Dsingen. Was die dem mittelsten Bruder Alexander entstammende Linie von Precollen (Prenekuln) betrifft, so vertheilte dessen Sohn Nikolaus III., der 1585 mit Kreutzburg belehnt worden war, seinen Besitz unter seine Söhne. Von diesen erhielt Nikolaus IV. das neuerworbene Kreutzburg, Christian das Stammhaus Prenekuln und Wilhelm den litauischen Besitz Föhmern. Ueber dieses Wilhelm Descendenz liegen Nachrichten nicht vor. Christian's Nachkommen erloschen bald und es wurde das Stammhaus Prenekuln durch seine Enkeltochter Anna Dorothea, welche sich im J. 1675 mit Nikolaus VI. Korff von der Kreutzburger Linie vermählte, dieser Linie zugebracht und somit der Familie erhalten. Es erübrigt demnach nur die Posteriotät Nikolaus' IV. Von seinen sechzehn Kindern setzten Nikolaus V. den Kreutzburg-Bledauer Ast fort, während Wilhelm von Korff (geb. 1618), Herr auf Lassenbeck, der Stammvater der russischen Linie in Ingermanland (theilweise griech.-kath.) einerseits und derjenigen zu Schönbruch in Ostpreußen andererseits wurde. Letztere erhielt unter dem 8. Sept. 1852 von Preußen die Genehmigung zur Fortführung des Freiherrnstandes. Nikolaus' V. Sohn, Nikolaus VI. (geb. 1648), Herr auf Kreutzburg und Bledau, vereinigte durch seine oben angegebene, 1675 erfolgte Vermählung mit Anna Dorothea von Korff von der Prenekulner Linie dieses alte Stammhaus seines Geschlechts mit seinem Besitz, sodaß von seinen drei Söhnen Friedrich Heinrich Bledau, Nikolaus VII. Prenekuln, Kreutzburg, Schönberg und Brucken, Otto Ernst dagegen Lankitten in Ostpreußen erhielt. Es blüht diese letztere Linie, besonders zahlreich aber diejenige Nikolaus' VII., dessen Söhne drei Häuser gründeten, der älteste Benjamin Christian (1724) Prenekuln, erloschen 1834, der zweite Friedrich Sigismund (geb. 1730) Brucken-Schönberg (seit 1834 auch auf Prenekuln) und der jüngste Ernst Nikolaus (geb. 1732) Kreutzburg-Salwen. Zum Brucken-Schönberger Haus gehört Baron Modest Andrejewitsch Korff, geb. zu St.-Petersburg am 11./23. Sept. 1800, gest. am 2./14. Jan. 1876 als kais. russ. Wirkl. Geh.-Rath, Mitglied des Reichsraths und Director der Kais. Bibliotheken. Seine Verdienste als Jurist wie diejenigen um Hebung des Bibliothekwesens in Rußland sind bekannt. Seit 18. Dec. 1861 in der verantwortlichen Stellung als Chef der vielgenannten zweiten Abtheilung der Geheimkanzlei des Kaisers, die er schon 1847 und 1858 provisorisch geleitet hatte, wußte er sich in diesem einflußreichen Amte doch nur bis zum J. 1864 zu erhalten, wurde aber gleichzeitig durch Verleihung der seinen Neigungen und Fähigkeiten wol noch mehr entsprechenden Präsidentenstelle des ersten Departements des Reichsraths (Gesetzgebung und Codification) ernannt. Hier wirkte er segensreich bis 1872, in welchem Jahre er unter Erhebung in den russischen Grafenstand seine Versetzung in den Ruhestand erwirkte. — Seine eingehende Biographie erschien von Bytschkow in der Zeitschrift „Das alte und das neue Rußland", April 1876.

Das Wappen des Geschlechts zeigt im rothen Schilde eine goldene Lilie. Auf dem Helme die hier mit 3 (1.2) goldenen Sternen besetzte Lilie, welche von zwei einander zugewendeten Meerweibchen oder Seejungfern mit silbernen Fischschwänzen gehalten wird. Die Helmdecken sind roth und gold. *(H. von Borwitz und Harttenstein.)*

KORFF (Graf Modest Andrejewitsch). Die Corf, Korff, Kersekorff, Korff-Schmising waren schon zur Ordenszeit in Kurland aus Westfalen eingewandert. Der Name Korff wird in der russischen Geschichte zum ersten mal bekannt in dem zweiten Viertel des 18. Jahrh. Als die Herzogin von Kurland Anna Joannowna, die Nichte Peter's des Großen, im J. 1730 zur Kaiserin von Rußland erwählt wurde, folgte der Baron Johann Albrecht von Korff ihr nach St.-Petersburg. Von der Kaiserin zum Präsidenten, oder nach damaligem Sprachgebrauche zum Commandeur der vor kurzem von der Kaiserin Katharina I. nach dem Plane ihres Gemahls Peter I. gegründeten Akademie der Wissenschaften ernannt, erwarb er sich wesentliche Verdienste um die junge Anstalt. Doch nicht lange war es ihm vergönnt, an der Spitze dieses wissenschaftlichen Instituts zu bleiben; der allmächtige Günstling Anna's, Ernst Biron, war ihm feindlich gesinnt und bewirkte, daß er als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen, dann nach Stockholm und schließlich wiederum nach Kopenhagen gesandt wurde, wo er im Alter von siebzig Jahren im J. 1766 starb.

Ein anderer Korff, Baron Friedrich Sigmund, Erbherr der kurländischen Güter Nerft, Schönberg und Brucken, wurde 1795 nach der Unterwerfung Kurlands unter das russische Scepter kaiserlicher Geheimrath. Dessen Sohn Heinrich (russisch Andreas) Ulrich Kasimir erhielt seine erste Bildung auf der vom letzten Herzoge von Kurland Peter gegründeten Akademie in Mitau, studirte dann auf verschiedenen Universitäten Deutschlands, trat 1786 in preußische Dienste und kehrte 1797 nach Kurland zurück. Im Jahre darauf ging er nach St.-Petersburg, wurde hier Vicepräsident des Reichsjustizcollegiums, dann Präsident dieser Behörde und starb 1823 als Senator. Da seine Frau Olga Sergejewna Smirnow eine Russin war, wurden die aus der Ehe entsprossenen Kinder nach dem russischen Staatsgesetze griechisch-katholisch getauft. Sein ältester Sohn war Modest, geboren zu St.-Petersburg am 11. Sept. a. St. 1800.

Die kriegerischen Zeitläufe zu Anfang des 19. Jahrh. sowie die stark ausgeprägte Vorliebe der jungen Großfürsten Nikolaus (des spätern Kaisers) und Michael Pawlowitsch für soldatisches Wesen, veranlaßten die Kaiserin-Mutter Maria, eine Anstalt ins Leben zu rufen, zu welcher der damals an der Spitze der Geschäfte stehende Staatssecretär Speranski den Plan entwarf, und in welcher die Großfürsten ihre Bildung vollenden sollten, um den militärischen Neigungen derselben ein heilsames Gegengewicht zu bieten, — das kaiserliche Lyceum zu Zarskoje-Selo. Wie es in der Stiftungsurkunde hieß, hatte das Lyceum — in der Folge nach der Residenz übergeführt — die Aufgabe, „jungen Edelleuten, bestimmt besonders zum Dienst in wichtigen Verwaltungszweigen", ihre Bildung zu geben. Jedoch ging der Wunsch der Kaiserin-Mutter, ihre beiden jüngsten Söhne in diese Anstalt treten zu sehen, nicht in Erfüllung. Zu der Zahl der dreißig Knaben, die am 19. Oct. 1811 in dem Lyceum Aufnahme fanden, gehört auch der elfjährige Baron Modest. In spätern Jahren nannte der Kaiser Nikolaus, als einstmals die Rede auf den Plan seiner Mutter hinsichtlich des Lyceums kam, Korff „mon camarade manqué", damit andeutend, daß sie einstmals Schulgenossen hatten werden sollen. Das Lyceum war insofern eine ganz eigenthümliche Bildungsanstalt, als es von der einen Seite in seinen Rechten den Universitäten gleichgestellt wurde, von der andern Seite aber nicht Schüler in dasselbe eintraten, die den Gymnasialcursus schon absolvirt hatten, sondern Knaben von zehn und zwölf Jahren, denen nach einigen Jahren Vorträge gehalten wurden, die ihrem Alter und ihrer geistigen Entwickelung nicht entsprachen. Korff selbst schreibt in späteren Jahren über seinen Aufenthalt im Lyceum, daß die Schüler, wie es auch nicht anders zu erwarten stand, bei ihrem Eintritte nur ganz geringe Vorkenntnisse besaßen. Der Zögling des Lyceums sollte im Laufe von sechs Jahren das ganze Gebiet des Wissens von den ersten Elementarbegriffen an bis zur vollständigen juristischen Ausbildung durchlaufen. Korff bemerkt dazu: „Darin lag gerade der Hauptfehler unserer Erziehung. Das Lyceum sollte eine Hochschule sein, wir aber bedurften unserer Bildungsstufe nach nicht der Professoren, sondern der Lehrer, wir hätten nach dem Alter und den Kenntnissen in verschiedene Klassen getrennt werden müssen, statt dessen jedoch wurden wir alle in Eine Klasse vereinigt, sodaß z. B. ein Schüler deutsche Literaturgeschichte hörte, der kaum ein Wort Deutsch verstand. Wir hätten — wenigstens doch in den letzten drei Jahren — uns speciell mit denjenigen Wissenschaften beschäftigen müssen, die wir für unsern künftigen Beruf nöthig hatten, aber statt dessen hörten wir bis zu unserm Austritte alles Mögliche, Mathematik und Differenzialrechnung, Astronomie, Kirchengeschichte und Theologie, sodaß für Jurisprudenz und politische Wissenschaften nur wenig Zeit übrigblieb. Das Lyceum war zu jener Zeit weder Universität, noch Gymnasium, noch Elementarschule, sondern ein sonderbares Gemisch dieser drei Bildungsanstalten zusammen und, entgegen der Meinung Speranski's, glaube ich sagen zu dürfen, daß es weder der ihm gestellten speciellen Aufgabe, noch überhaupt irgendeiner andern entsprach. Wer nicht lernen wollte, konnte sich der ausgesuchtesten Faulheit hingeben, aber auch der, der wirklich ernstlich sich zu beschäftigen geneigt war, konnte nur wenig seinen Neigungen Rechnung tragen, da der größte Theil der Lehrer unerfahren und wenig befähigt war, ziemlich gleichgültig die Sache betrachtete, weder genau die gegebenen Vorschriften hinsichtlich des Unterrichts einhielt, noch irgendeinem rationellen Systeme im Unterrichte folgte. Weshalb unser Cötus bei seinem Abgange vom Lyceum dennoch höher stand als derjenige anderer Lehranstalten, und in der Folge dem Vaterlande mehrere sehr tüchtige Kräfte gab (hierbei ist zu erwähnen, daß gleichzeitig mit Korff Puschkin, Rußlands größter Dichter, und der Fürst Gortschakow, der im Jahre 1883 verstorbene Reichskanzler, das Lyceum absolvirten), weiß ich nicht, wenigstens kann der Ruhm eines solchen Resultats weder unsern Lehrern noch unsern Erziehern zugeschrieben werden. Wir lernten wenig während der Lehrstunden, bildeten aber uns desto mehr durch Lektüre und Unterhaltung. Ein tieferes, gründlicheres Wissen besaßen wir natürlich nicht, hatten aber eine oberflächliche Idee von allem und glänzten durch ein scheinbares Allwissen, wodurch man in Rußland so leicht jetzt und damals noch leichter zu einer Stellung gelangen konnte. Natürlich mußte derjenige, welcher Lust zur Wissenschaft besaß, noch viel lernen, oder der so jung wie ich, von siebzehn Jahren, die Schulbank verließ." Am 9. Juni 1817 wurde der erste Cötus des Lyceums feierlichst entlassen. Korff schreibt darüber: „Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, als ich aus Zarskoje-Selo abging, mit dem Range eines Titularraths und einem lobsprudelnden Zeugnisse, in welchem aber nur die Hälfte wahr war." Als sechster Schüler, dem Zeugnisse nach, verließ Korff die Anstalt und wurde einer silbernen Medaille gewürdigt, Fürst Gortschakow hatte als zweiter die goldene erhalten.

Im Justizministerium begann Korff als Kanzleibeamter seinen Staatsdienst und hatte natürlich in seiner untergeordneten Stellung nur wenig Gelegenheit sich hervorzuthun. Nach sechs Jahren trat er in das Finanzministerium über, wo ihm ebenfalls wenig Gelegenheit geboten wurde, seine geistigen Fähigkeiten zu entsprechender Geltung zu bringen. Doch schon nach kurzer Frist eröffnete sich ihm ein weites Feld der Thätigkeit, da er zu einem Manne in nähere Beziehung trat, dem Rußland die heutige Verfassung des Reiches und seiner höchsten Organe und Gewalten verdankt, dem Staatssecretär und spätern Grafen Speranski. Speranski, der Sohn eines armen Dorfgeistlichen, hatte sich durch sein ganz außergewöhnliches Talent bald zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen und die Gunst des Kaisers Alexander I. erworben, sodaß er mehrere Jahre hindurch den hervorragendsten Einfluß auf alle Staatsgeschäfte ausübte, war dann vor Beginn des großen Krieges von 1812 gestürzt, in die Verbannung geschickt, hatte nach einigen Jahren die Erlaubniß erhalten, in den Staatsdienst wieder einzutreten und war 1821 nach St.-Petersburg zurückgekehrt. Obgleich er Mitglied des Reichsraths wurde, war

sein politischer Wirkungskreis nur ein beschränkter, erst der Thronwechsel im J. 1825 berief ihn zu neuer Thätigkeit. Gleich zu Beginn seiner Regierung hatte der Kaiser Nikolaus I. die alte Codificationscommission, deren Arbeiten allmählich ins Stocken gerathen waren, aufgehoben und an Stelle derselben die zweite Abtheilung Sr. Maj. Höchsteigener Kanzlei gesetzt. An die Spitze dieser neuen Institution trat Speranski, der für die Ausführung seines großen Planes, eine vollständige Gesetzsammlung, beginnend von dem Gesetzbuche des Zaren Alexei Michailowitsch und reichend bis auf den Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus, und einen darauf gegründeten systematischen Auszug, den sogenannten Swod, herauszugeben, aus den verschiedenen Ministerien sich die geeigneten Persönlichkeiten heraussuchte.

Zu diesen Kräften gehörte auch Korff, der, zugleich in seinem dienstlichen Verhältnisse zum Finanzministerium verbleibend, am 4. April 1826 der zweiten Abtheilung aggregirt wurde. Die Aufgabe, sich durch den ganzen Wust der im Laufe der Zeiten erlassenen Verordnungen und Gesetze durchzuarbeiten, das Unnütze auszuscheiden, das noch in Kraft Stehende in systematische Ordnung zu bringen und zu redigiren, erforderte nicht nur eisernen Fleiß, Genauigkeit und Ordnungsliebe, sondern auch einen kritisch gebildeten Verstand, Klarheit im Ausdrucke und Bestimmtheit im Stile. In Korff fand Speranski den geeigneten Mann, fünf Jahre hindurch nahm Korff unmittelbaren Antheil an dieser Riesenarbeit. Die „Vollständige Gesetzessammlung", fünfundvierzig Quartbände, war im J. 1830, der „Swod der Gesetze", funfzehn Bände, mehr als 42,000 Artikel enthaltend, zu Ende 1832 im Drucke fertig gestellt. Seine Lehrjahre hatte Korff unter dem besten Lehrer im Gebiete der Administration und Gesetzgebung durchgemacht; ein wie fleißiger Schüler er gewesen sein muß, bezeugen die Gnadenbeweise, die ihm der sonst damit nicht verschwenderische Kaiser auf Speranski's Veranlassung angedeihen ließ. Im J. 1827 wurde er zum Collegienrath und Kammerherrn ernannt und erhielt fünftausend Rubel, 1828 brachte ihm den Wladimirorden dritter Klasse, 1829 den Rang eines Staatsraths und dreitausendfünfhundert Rubel, 1830 den Stanislausstern und abermals dreitausendfünfhundert Rubel, 1831 wurde er Wirklicher Staatsrath, auch die Geldbelohnung fehlte nicht, zweitausend Rubel, 1832 erhielt er den Stanislausorden erster Klasse und endlich 1833, als der Druck des Swod beendet war, funfzehntausend Rubel.

Die selbständige staatsmännische Thätigkeit Korff's beginnt mit dem Jahre 1831, als er zum Geschäftsführer im Ministercomité ernannt wurde, wodurch er auch dem Kaiser näher trat, der bald in richtiger Würdigung seiner glänzenden Fähigkeiten ihm, dem verhältnißmäßig jungen vierunddreißigjährigen Manne, einen der wichtigsten Posten im Reiche anvertraute, indem er ihn 1834 zum Reichssecretär ernannte. Nicht wenig hatte zu diesem schnellen Steigen eine Arbeit beigetragen, die Korff als Geschäftsführer des Ministercomité dem Kaiser überreicht hatte. Mit Zugrundelegung der jährlichen Rechenschaftsberichte der Minister und Oberdirigenten der einzelnen Verwaltungszweige und anderer officieller Actenstücke hatte Korff einen „Versuch einer allgemeinen Uebersicht aller Theile der Staatsverwaltung für das Jahr 1831" zusammengestellt, der, mit vielfachen Tabellen über Finanzen, Handel, Industrie, geistiges Leben, militärische Stärke u. s. w. versehen, in gedrängter Form einen genauen Ueberblick über die Staatsverwaltung gewährte. Als Reichssecretär glänzte Korff nicht nur durch das Talent eines klar die Sache darlegenden Referenten, sondern auch durch sein gewandtes Eingreifen in die oft stürmischen Debatten; er verstand es, die heftig gegenüberstehenden Meinungen zu versöhnen und manche Fragen dadurch zum gewünschten Ende zu führen. Seiner, wie Speranski sie nannte, goldenen Feder verdankt Rußland die Redaction aller wichtigen Staatsurkunden der damaligen Zeit, die wegen der Präcision und Eleganz der stilistischen Form mit dem Besten wetteifern können, was je in Rußland geschrieben worden. Auf seine Initiative hin wurde der Reichsrath und die Reichskanzlei reformirt, unter seiner Leitung eine genaue Geschichte dieser Institutionen abgefaßt.

Neun Jahre hindurch verwaltete Korff das Reichssecretariat, im J. 1843 wurde er zum Mitglied des Reichsraths ernannt. In den folgenden Jahren berief ihn das Vertrauen seiner Herrscher in die verschiedensten Comités und Commissionen, an denen Rußland so reich ist, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß kein wichtigeres Gesetz erlassen, oder keine tiefer eingreifende Veränderung in der Staatsverwaltung vorgenommen wurde, an denen Korff nicht hervorragenden Antheil genommen hätte. Im J. 1861 wurde er zum Oberdirigenten der obenerwähnten zweiten Abtheilung ernannt, in der er seine juristische und politische Ausbildung erhalten hatte, und die damals gerade mit den Vorarbeiten zur Einführung des neuen Gerichtsverfahrens, des öffentlichen, und der Friedensrichterinstitutionen, beschäftigt war. Im J. 1864 vertauschte er diese Stellung mit der eines Präsidenten des Gesetzdepartements des Reichsraths, und wurde dadurch ebenso wie in der zweiten Abtheilung der Nachfolger seines früheren Chefs, des Grafen Speranski. Alle Ehrenstufen des russischen Reiches hatte er durchlaufen, alle Ehrenzeichen desselben schmückten seine Brust. Am 1. Jan. 1872 bat er um seine Entlassung, da infolge der langjährigen angestrengten Thätigkeit seine Gesundheit stark erschüttert war und er Kräftigung in ausländischen Bädern suchen wollte. Seine Bitte wurde vom Kaiser Alexander II. gewährt; durch ein äußerst huldvolles Rescript wurde er mit seiner Descendenz in den Grafenstand des russischen Reiches erhoben.

Bei allen diesen Beschäftigungen und der angestrengten Arbeit, die ihm seine vielfachen Aemter auferlegten, fand doch Korff noch Zeit genug, sich auch auf literarischem Gebiete zu versuchen. Gleich in den ersten Jahren nach Verlassen des Lyceums schrieb er für verschiedene Zeitschriften kleinere Aufsätze; die erste größere selbständige Arbeit war das 1820 in St.-Petersburg erschienene Buch: „Graphodromie oder Schnellschreibekunst

nach Astier umgearbeitet und angewandt für die russische Sprache". Dieses Werk war das erste in russischer Sprache, welches auf die Stenographie, die damals in Rußland fast ganz unbekannt war, die nöthige Aufmerksamkeit des Publikums lenkte. Mit besonderer Vorliebe jedoch beschäftigte er sich mit historischen Forschungen. So veröffentlichte er im J. 1822 in dem „Nordischen Archiv" einen längern Aufsatz über den dänischen Prinzen Johann, ein Aufsatz, der auch in Uebersetzung in Oldekop's St.-Petersburgischer Zeitschrift, Band 6, erschien. Der dänische Prinz war zu Anfange des 17. Jahrh. unter der Regierung des Zaren Boris Godunow nach Rußland gekommen und mit der Tochter des Zaren, Xenia, verlobt worden. Durch seine Vermählung sollten nähere Beziehungen zu Dänemark angeknüpft werden, allein ein plötzlicher Tod, der von einigen einer Vergiftung zugeschrieben wurde, raffte den jungen Fürstensohn dahin. Eine ähnliche Arbeit unter dem Titel „Baron Johann Albrecht von Korff, 1697—1766" wurde im „Recueil des actes de la séance publique de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg, tenue le 11. Janvier 1847", gedruckt. Es ist eine nicht umfangreiche, aber desto inhaltreichere Biographie des obenerwähnten Korff, der zu den aufgeklärtesten und gebildetsten Leuten seiner Zeit gehörte, und nicht nur in seiner Stellung als Präsident der Akademie der russischen Wissenschaft, sondern auch als Minister am schwedischen und dänischen Hofe Rußland wesentliche Dienste erwiesen hatte.

Korff's genaue Kenntniß der russischen Gesetze, sein umfangreiches Wissen auf dem Gebiete der Administration ließen ihn besonders dazu berufen erscheinen, den jungen Großfürsten vor ihrer Volljährigkeitserklärung einen Cursus der Rechtswissenschaft zu lesen, um sie mit den Grundinstitutionen des Reiches und der Verwaltung bekannt zu machen. Der erste seiner Schüler war 1847—1848 der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, dann der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der Schwiegersohn der Großfürstin Helene Pawlowna, und die jüngern Brüder Konstantin's, Nikolaus und Michael. Mit gleichem Vertrauen beehrte ihn auch der Kaiser Alexander II., indem er ihm dieselbe Aufgabe für seine Söhne Nikolaus, den jetzigen Kaiser Alexander III., und die übrigen Großfürsten übertrug, wodurch er zu der kaiserlichen Familie in die intimsten Beziehungen trat.

Im J. 1847 hatte der damalige Thronfolger, der spätere Kaiser Alexander II., den Wunsch ausgesprochen, eine genaue und möglichst vollständige Beschreibung der Episode der Wirren, die nach dem Tode Alexander's I. in St.-Petersburg stattfanden, zu besitzen. Auf Grund officieller Acten, Aufzeichnungen, Erinnerungen und Erzählungen der einzelnen Glieder der kaiserlichen Familie und Augenzeugen verfaßte Korff ein Werk, das im December 1848 unter dem Titel „Historische Beschreibung des 14. Dec. 1825 und der ihm vorhergegangenen Ereignisse" in einer Anzahl von fünfundzwanzig Exemplaren gedruckt wurde. Eine zweite Auflage, gleichfalls in fünfundzwanzig Exemplaren gedruckt, erschien sechs Jahre später. Die dritte Auflage 1857 war mit kaiserlicher Erlaubniß für das Publikum bestimmt. Diese dritte Auflage unter dem Titel „Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I." war ein vollständiger Abdruck der beiden vorangegangenen, wesentlich vermehrt durch Privatbriefe der Glieder des kaiserlichen Hauses, Auszüge aus den Aufzeichnungen des Grafen Benckendorff und andere bis dahin unbekannt gebliebene Einzelheiten. Wenn auch dieses Werk, aus leichtbegreiflichen Gründen, weniger der historischen Kritik gerecht werden kann, so bietet es doch durch die Menge des gesammelten Materials eine unschätzbare Quelle für den späteren Geschichtschreiber der Regierung des Kaisers Nikolaus I. Wie sehr es das Interesse des lesenden Publikums erregte, geht daraus hervor, daß es, außer mehrern Auflagen in russischer Sprache, sieben Auflagen in deutscher, drei in schwedischer, je eine in französischer, englischer, polnischer und holländischer Sprache erlebte. Auf den aus dem Verkaufe erzielten reichen Gewinn hatte Korff verzichtet, und den ganzen Erlös der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek, deren Director er damals war, zugewiesen.

Eine andere Arbeit ähnlicher Art beschäftigte Korff bis an sein Lebensende. Im December 1856 ertheilte ihm der Kaiser Alexander II. den Auftrag, eine Commission zu bilden, welche die Aufgabe hatte, alles zu sammeln, was als Material zu einer vollständigen Biographie und Regierungsgeschichte des Kaisers Nikolaus I. dienen könnte. Alles in den verschiedenen Archiven der Ministerien und obersten Behörden auf die Geschichte des Kaisers Bezügliche wurde excerpirt, von Korff durchgesehen, zum Theil redigirt, oftmals ergänzt und dem Kaiser Alexander II. vorgelegt, sodaß zu Ausgang des Jahres 1875 sich im Privatbesitze des Kaisers die stattliche Anzahl von zweiundneunzig Foliobänden befand, die für den spätern Historiker eine unerschöpfliche Fundgrube und die wichtigste Quelle für die Zeit von 1818—1855 sein werden. Das Hauptwerk Korff's jedoch ist sein „Leben des Grafen Speranski", welches im J. 1861 in zwei Bänden im Drucke erschien. Wie schon eingangs erwähnt, hatte sich der einfache Popensohn Speranski zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen und das unbegrenzte Vertrauen seines kaiserlichen Herrn errungen, war 1812 gestürzt worden und hatte erst unter Nikolaus I. wieder eine hervorragende Rolle gespielt. Ueber das Leben dieses außergewöhnlichen Mannes war bis dahin nur wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, in Korff hatte diese geniale Persönlichkeit den congenialen Biographen gefunden. Korff hatte Speranski näher gestanden als irgendein anderer, und obgleich er für Speranski bis an sein Lebensende die unbegrenzteste Achtung und Dankbarkeit hegte, trägt doch die Biographie einen vollständig objectiven Charakter. Daß das Werk zur wesentlichen Bereicherung der russischen Geschichtsforschung dient, geht daraus hervor, daß die Akademie der Wissenschaften dasselbe des vollen Demidow'schen Preises würdigte. Ohne Korff's Vorwissen hatte ein Mitglied der Akademie, der bekannte Historiker Ustrjalow, es der historisch-philologischen Klasse dieser gelehrten Körperschaft zur Prämiirung vor-

gelegt. Den Ertrag, den dieses Werk erzielte, hatte Korff ebenfalls der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek überwiesen.

So konnte denn Kaiser Nikolaus keine bessere Wahl treffen, keine geeignetere Persönlichkeit finden, als er Korff außer den vorher angeführten Aemtern am 18. Oct. 1849 auch noch die Verwaltung der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek übertrug. Wenig bekannt nur war die Bibliothek dem Publikum, schwer zugänglich und nicht gut benutzbar, da die Katalogisirungsarbeiten in derselben erst in Angriff genommen waren, dazu äußerst beschränkt in ihren Geldmitteln. Korff verstand es, infolge seiner Liebe für wissenschaftliche Arbeit, seiner hingebenden Thätigkeit, seinem organisatorischen Talente und seinem Einflusse, den er in den maßgebenden Kreisen hatte, diese Anstalt in den zwölf Jahren seiner Verwaltung nicht nur aus dem Dunkel hervorzuziehen, sondern sie auch auf eine solche Stufe zu stellen, daß sie sich würdig an die Seite der großen Bibliotheken Westeuropas stellen konnte. War im Laufe des Jahres 1849 die Bibliothek nur von ungefähr neunhundert Lesern besucht worden, so hatte sich nach zehn Jahren die Zahl derselben verfünffacht. Was die Geldmittel anlangt, die ihr zur Verfügung standen, so spricht genügend für die Unzulänglichkeit derselben der Hinweis, daß im J. 1850 nur für 620 Rubel Bücher angeschafft werden konnten. Der jährliche Zuwachs an Büchern war bis dahin ein rein zufälliger gewesen, nur die Censurexemplare (ein jedes in Rußland erscheinende Werk muß der Bibliothek zwei Pflichtexemplare einliefern) bildeten eine beständige Vermehrung, gekauft konnte natürlich nur wenig werden. Korff's erste Sorge ging deshalb auch dahin, ihr eine reichere Einnahmequelle zu verschaffen. Zu diesem Zwecke erwirkte er die kaiserliche Erlaubniß, sie dem Ministerium des kaiserlichen Hofes unterstellen zu dürfen, da das Ministerium der Volksaufklärung, zu dem sie bis dahin ressortirt hatte, ein nur äußerst dürftiges Budget hatte, während sie, gleichsam zum Hofstaat gehörend, mehr von kaiserlicher Municifenz erwarten durfte. Zugleich erweiterte er die Machtbefugniß des Directors wesentlich, indem er dieses Amt dadurch selbständiger machte, daß dem Director erlaubt wurde, in directen Verkehr mit den verschiedenen Institutionen zu treten, und hierdurch lästige Zwischeninstanzen in Wegfall kamen. Vornehmlich waren es zwei Aufgaben, die sich Korff, außer der Beschleunigung der Katalogisirungsarbeiten und der Vervollständigung der einzelnen Bibliotheksabtheilungen durch neue werthvolle Bücher, gestellt hatte: erstens alles zu sammeln, was in kirchenslawischer und russischer Sprache gedruckt worden war, und zweitens eine Section anzulegen, in der alles Platz finden sollte, was je über Rußland in irgendeiner Beziehung in ausländischen Sprachen erschienen war, die sogenannte Abtheilung der Rossica. Wie er seine Aufgaben gelöst, davon geben die Rechenschaftsberichte der Bibliothek, die Korff jährlich veröffentlichte, am besten Zeugniß, wie groß die Rossica geworden waren, beweist der unter seiner Redaction im J. 1873 erschienene gedruckte Katalog dieser Abtheilung. Schon als jungen Mann, als er eben das Lyceum solvirt hatte, hatte ihn der Gedanke einer solchen Collection beschäftigt, hatte er die Titel der Werke über Rußland, die ihm unter die Augen kamen, sorgfältig notirt und biographische Notizen über die betreffenden Autoren gesammelt, in der Absicht, ein ähnliches Werk wie die „Kritisch-literarische Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700" von Adelung zu schaffen, allein seine Zeit wurde bald von der aufreibenden Thätigkeit bei Speranski und bei seinen vielfachen andern Posten so sehr absorbirt, daß er seine Idee theilweise fallen lassen mußte. Erst dreißig Jahre später, als er an die Spitze der Bibliothek trat, war es ihm vergönnt, zu dem Plane seiner Jugend zurückzukehren und ihn in so glänzender Weise in Ausführung zu bringen, wie er es wol kaum je selbst erwartet hatte. Persönlich im Briefwechsel mit Gelehrten, Bibliophilen, Bibliographen und Buchhändlern der ganzen Welt stehend, scheute er keinen Aufwand an Mühe und Geld, wenn es galt, für die Bibliothek irgendeine wesentliche Acquisition zu machen. Sorgte er so von der einen Seite für Vervollständigung und Completirung der Anstalt (ihm verdankt die Bibliothek die Vollendung der Katalogisirungsarbeiten, den Druck des Katalogs der Rossica und mehrerer Handschriftenkataloge; durch seine Bemühungen wurden die nöthigen Summen angewiesen, um einen neuen Lesesaal, da der alte nicht mehr die Zahl der Leser zu fassen vermochte, zu erbauen), so suchte er auch auf der andern Seite die Benutzung der in ihr aufgehäuften Schätze dem Publikum so viel als möglich zu erleichtern und diese mit einer in Rußland noch nicht dagewesenen Liberalität zugänglich zu machen. Bis an sein Lebensende hegte er für die Bibliothek stets ein reges Interesse, betrachtete sich immer noch als beständiges Mitglied derselben. Für den schönsten Lohn seiner zwölfjährigen angestrengten Arbeit auf diesem Gebiete hielt er die ehrende Auszeichnung des Kaisers Alexander II., der im J. 1861 befahl, denjenigen Saal der Bibliothek, in dem sich die nach seinem Plane geschaffene Collection der Rossica befindet, „Saal des Barons Korff" zu nennen, damit das Gedächtniß an die Verdienste Korff's um die Bibliothek auf ewig erhalten werde.

Seit seiner im J. 1872 erbetenen Entlassung aus dem Staatsdienste verbrachte Korff gewöhnlich einen längern Theil des Jahres im Auslande, namentlich war Wiesbaden sein bevorzugter Lieblingsaufenthalt. Doch nicht allzu lange sollte ihm vergönnt sein, der wohlverdienten Ruhe pflegen zu können, am 2. Jan. 1876 schloß der Tod die Augen des von hoch und niedrig verehrten und geliebten Mannes, der fast sechzig Jahre hindurch segensreich für sein Vaterland hatte wirken können. In seinem Nachlasse fanden sich Tagebücher, die er in den Jahren, als er Reichssecretär war, geführt hatte, und die, wenn die Zeit ihre Publication einmal gestatten sollte, zu den reichhaltigsten und werthvollsten Materialien zur Geschichte Rußlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. gehören dürften.

Verheirathet war Korff mit seiner Cousine Olga Baronesse Korff, die ihm wenige Jahre darauf in den

Tod folgte. Aus dieser Ehe entsprangen mehrere Töchter und ein Sohn, der jetzt noch lebende Graf Modest, Hofmeister des kaiserlichen Hofes. (*C. Vetterlein.*)

KORFU, griechisch Kerkyra (Korkyra), ist die nördlichste und zweitgrößte der Ionischen Inseln, von 39½° nördl. Br. und 37½° östl. Länge in der Mitte durchschnitten, 107 Kilom. oder 14,5 geogr. Meilen von der italienischen Küste bei Otranto und 4 bis 12 Kilom. von der albanischen Küste im Osten entfernt. Die 12,93 geogr. □Meilen = 712 □Kilom., 1879 mit 78,024 Bewohnern (einschließlich der dazugehörenden, in Summa 0,5 geogr. □Meilen großen Inselchen Fano [Othonus], Merlera [Erikusi] und Salmastraki) erstreckt sich von Norden nach Südosten 60 Kilom. weithin, bei einer Breite von 30 Kilom. im Norden bis 5,5 Kilom. im südlichen Drittel. Das nordwestlichste Cap heißt Kephali oder Arilla (Phalakron), das nordöstlichste Hagios Stephanos (Kassiope), das südlichste Aspro oder Bianco (Amphipagos), und von diesem nördlich Cap Levkimo (Leukimma). Die fast durchweg gebirgige Insel besteht aus drei mittels Isthmen zusammenhängenden Gebirgsabtheilungen. In der nördlichsten, umfangreichsten derselben zieht die Hauptkette von Ostnordosten nach Westsüdwesten; in derselben erhebt sich der höchste Gipfel der Insel, der Pantokratoras oder San-Salvatore zu 945 Met. Höhe. Vom Westende dieser Kette läuft eine andere von Nordwesten nach Südosten unfern des Meeres und von diesem nur durch Küstenhöhen und das Thal Ropa, die einzige wirkliche Ebene der Insel, getrennt. Ein breiter, wellig-hügeliger Isthmus im Westen der Stadt Korfu verbindet damit das zweite Gebirgsdrittel, dessen Höhenzüge von Norden nach Süden laufen. Darin erhebt sich, 10 Kilom. im Südsüdosten von der Hauptstadt, der 566 Met. hohe Hagioi-Deka, d. h. die heiligen Zehn, wahrscheinlich der Istone der Alten; und in der Kette an der Westküste hat der Hagios Georgios 392, der Pelleka 272 Met. Höhe. Bei der Küstenlagune Korissia wendet sich der Gebirgszug, die Berge von Benizza, nach Südosten und läuft bis zum Südcap Bianco. Korfu ist die schönste und malerischste der griechischen Inseln. An Quellen und Bächen, welche im Sommer freilich austrocknen, ist die Insel reich und der Boden ist außerordentlich fruchtbar und gut in Cultur. Namentlich ist die Zahl der schönen Oelbäume groß, für deren Anpflanzung viel geschehen, da die Venetianer zur Zeit ihrer Herrschaft für jeden neuen Oelbaum eine Zecchine versprachen. Die ganze Insel erscheint wie ein einziger Garten, da nirgendwo Abgrenzungen die einzelnen Grundstücke voneinander trennen. Die reiche Production der Insel besteht in Wein, der, im Alterthume berühmt, jetzt aber mäßig gut ist, einer Fülle von Oel, in Getreide, Orangen, Citronen u. s. w. Auch treffliche Marmorbrüche und schlechte Braunkohlen sind vorhanden. Die Kaufleute sprechen Italienisch und Griechisch, das Volk einen Dialekt des Griechischen, in welchen zahlreiche italienische, spanische und türkische Worte eingemengt sind. An Schulbildung fehlt es durchweg; nicht 2 Proc. können lesen und schreiben. Die Insel zerfällt in 3 Eparchien, welche 21 Demen oder Gemeinden umfassen. Außer der Hauptstadt sind nur Dörfer vorhanden.

Die schon im Alterthume verbreitete Meinung, daß Korfu die Scheria Homer's, das Land der Phäaken sei, ist in keiner Weise aufrecht zu erhalten, vielmehr gänzlich aufzugeben. Aber an Alterthümern fehlt es der Insel nicht; bei Cardacchio hat man 1822 die Ruinen eines dorischen Tempels des Apollo oder des Poseidon, 1843 die Stätte der alten Nekropole gefunden (zahlreiche Vasen, 150 Silbermünzen), deren Gebäude fast alle in den Fundamenten intact sind und zu welcher das berühmte Grab des Menekrates gehörte: ein großer Steincylinder von 4,9 Met. Durchmesser, aus 6 Steinlagen bestehend, deren oberste übersteht und einen abgestumpften Kegel trägt. Der obere Theil trägt die Inschrift. Ferner die jetzt in Korfu aufbewahrte archaische Löwin, aus ältester Zeit stammend. Eine Inschriften- und Alterthümersammlung bewahrt das Museum des Gymnasiums. Alte Straßenpflaster, Mosaiken, Häuserfundamente, Reste von Wasserleitungen sind mehrfach gefunden worden.

In der Mitte der Ostseite der Insel tritt ein Cap hervor, vor welchem sich zwei mit Forts gekrönte mächtige Felsklippen steil aus dem Meere erheben, genannt Korypho, Koryphi oder Korphy, ein Name, welcher von den Venetianern italianisirt zu Corfu geworden ist (statt des griechischen K das italienische C). Auf der Höhe dieser Felsen und amphitheatralisch am Abhange liegt hier die Hauptstadt, K. mit 25,100 Einwohnern, meist der griechischen Kirche angehörig, außer 4500 römischen Katholiken und 5—6000 Juden. Die Stadt besteht aus der alten Festung am äußersten Ende einer Landzunge, die durch einen mit einer Zugbrücke versehenen Graben, 73 Met. breit, 145 Met. lang und 37 Met. tief, von der Esplanade oder dem Paradeplatze auf dem zweiten Felsen und von der eigentlichen Stadt mit ihren drei schlechten Vorstädten Kastrades, Manduchio und San-Roco getrennt ist, die das Meerschloß auf zwei hohen Felsen enthält, um welche die übrigen Gebäude liegen. Die alte Festung oder Citadelle hat 500 Met. Umfang, und in ihr stehen der alte Palast, zwei griechische Kirchen, ein Zeughaus, Kasernen, Artillerie-Vorrathshäuser und Beamtenwohnungen. Die eigentliche Stadt ist von Mauern und Wällen umgeben und liegt zwischen der alten Festung und den Vorstädten; sie wird durch die neue Festung und die Forts Abraham, Fort Neuf, Tenedos und St.-Sauveur geschützt. Vier Thore führen in die in italienischer Weise gebauten Straßen, welche gut gepflastert und sauber sind. Außer der an Schätzen reichen Hauptkirche St.-Spiridion mit höchst alterthümlichen Gemälden und Verzierungen, in der überall große silberne Gefäße hängen, hat die Stadt 36 griechische Kirchen und Kapellen, 1 römisch-katholische Kathedrale, 5 kath. Kirchen und 1 protest. Kirche, ein Lyceum, das ehemals Universität war, eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Theater; sie ist Sitz eines griech.-kath. und eines röm.-kath. Erzbischofs. In dem besseren Theile der Stadt liegt der Paradeplatz, an welchem sich große Façaden hinziehen und an welchem des Grafen Schulen-

burg Statue steht, von der venetianischen Regierung demselben errichtet. Er vertheidigte, in venetianischem Dienste, 1716 Korfu, als es durch ein türkisches Heer von 35,000 Mann und eine Flotte von 22 Linienschiffen belagert wurde. Nach einer Belagerung von 42 Tagen, während deren die Türken die Hälfte ihrer Armee verloren, mußten sie ohne Erfolg abziehen. Auf der West- oder Landseite sind die Festungswerke sehr stark und so ausgedehnt, daß zur Vertheidigung dieselben mit 10,000 Mann besetzt werden müßten. „Den Platz vor dem Palais des Gouverneurs umziehen schattige Alleen von Cypressen, kleinblätterigen Ulmen, Gymnokladien, Gleditschien, Opuntien; u. a., und überall schmücken den Boden Pelargonien, während das Gras ganz verbrannt ist. Bei der Landung bietet sich den Augen ein überraschender, fremdartiger Anblick in der abweichenden Welt des Orients. Griechen vom Festlande in ihrer malerischen Tracht, von den Inseln, wo sie keine wahre Fustanella, sondern nur einen Rock tragen; von Rumelien mit dicken, weißen, wollenen Mänteln; alt und jung, alles lärmte und trieb um uns her. Es standen da wol 6 oder 7 Kaffeeschenken nebeneinander. Alles suchte hier zu handeln; einer bot uns eine (wol gestohlene) Lichtschere zum Verkauf, ein schmuziger Junge eine Büchse voll Stiefelwichse u. s. w. Unser Führer, ein Grieche in Nationaltracht, der auch in Berlin gewesen war, führte uns nach dem Fischmarkte; ein etwa 30 Schritte langer Säulengang, in der Mitte mit einem dem Monument des Lysikrates ähnlichen Bau, bot eine Fülle der mannichfaltigsten, frisch gefangenen Fische, Crustaceen und frutte di mare, sowie Berge von Früchten, Pinienzapfen u. s. w.; und darüber schwirrte ein Gelärm und Geschrei, wie ich es nur von den marseiller Fischweibern gehört, nur daß die Verkäufer hier Männer waren. Gegen Mittag waren die Straßen still; nur vereinzelt schlich hier ein Feigenhändler, die Wiegeschale in der Hand, dort ein Verkäufer von Bändern u. s. w.; nur in den Hauptstraßen und Cafés war es noch ziemlich lebendig. Bei der protestantischen Kirche genossen wir eine herrliche Aussicht über Korfu und nach den Albanischen Bergen. Um 2 Uhr, als wir die Anker lichteten, war es sehr heiß. Wir passirten nahe bei Paxo und Anti-Paxo vorbei; vor uns lag Cap Prevesa und die Insel Santa-Maura. Ueber Epirus hatten sich Wolken gesammelt und regneten dort ab. Der Abend wurde wieder prachtvoll; der Kapitän wurde sehr mittheilend und erzählte viel von Konstantinopel und Algier. Unterdeß zog die schönste dieser Nächte herauf und das Ionische Meer war spiegelglatt. Wir fuhren an Santa-Maura, an Sappho's leukadischem Felsen entlang; gegen 10 Uhr lag Ithaka vor uns." (G. A. von Klöden.)

In einiger Entfernung von der Vorstadt Kastrades liegt die Bai Paläopolis, der sogenannte Alkinous-Hafen; die hier früher bearbeiteten Salzschlämmereien an der Laguna Kalikiopulo oder Salina sind jetzt der Gesundheit wegen beseitigt. Die gegen die nahen Berge sich ausbreitende Gegend, deren Hügel Gebüsche von Myrten, Gruppen von Lorbeer und Granaten schmücken, heißt die Alkinous-Gärten und ist die Lieblingspromenade der Einwohner von Korfu. Die beliebtesten Ausflüge richten sich nach den Ruinen der alten Kassiope an der Nordküste, sowie nach Paleo-Kastrizza, dem Paß von Garuna und dem St.-Salvatore-Berg; der höchste Paß durch das nördliche Gebirge ist der des Hagios Panteleemon. — Der Hafen, welcher einen sehr guten Ankerplatz bietet, aber alle militärische Wichtigkeit verloren hat, wird durch die vorspringenden Berge und die davor gelegene befestigte Insel Vido (Ptychia) gebildet. Das alte Korkyra hatte zwei Häfen: den sogenannten Alkinous-Hafen an der Ostseite der Halbinsel, gegen die Küste von Epirus, an welchem, hinter dem jetzigen Gouverneurspalaste, die Stätte der alten Stadt ist und wo sich die Agora und das Quartier der Reichen befand, das an den eigentlichen Handelshafen, das Emporium stieß; und den an der Westseite der Halbinsel gelegenen, den Hyllaikos (nach der Phyle der Hilleis benannt, welche auch hier bestand), der jetzige Handelshafen, wol im Alterthume der Kriegshafen mit dem Arsenale und dem Werft. Als Handelshafen ist er noch jetzt einer der bedeutendsten Griechenlands. Im J. 1874 liefen ein: 883 Schiffe von 594,115 Tons; der Werth der Einfuhr belief sich auf 14,477,000 Francs, der der Ausfuhr 7,471,000 Francs, zur Hälfte nach Triest. Die Einfuhr besteht großentheils aus russischem Getreide und englischen Manufacturwaaren und Garn. Die Hauptausfuhr besteht in Olivenöl, 1873: 3,247,932 Le. = 3,354,437 Frcs., und in Seife; dann in Wein, Korinthen, Häuten, Wolle, Ziegenhaar, Orangen und Citronen.

„Die ersten Colonisten, Ionier von Eretria und dann die Korinthier, welche die Insel im J. 734 v. Chr. besetzten, fanden dieselbe von den Liburnern, einem illyrischen Seevolke, besetzt. Der kleine griechische Staat erhob sich bald zu einer bedeutenden Handelsmacht, sodaß er schon 665 bis 625 und wieder seit 585 von der Mutterstadt unabhängig, häufig aber mit ihr im Bunde eine Reihe von Handels-Niederlassungen im Adriatischen Meere begründete. Gesunken durch Bürgerkriege schon während des Peloponnesischen Krieges, noch mehr durch die Rivalität des syrakusanischen Seehandels, wurde die Insel im J. 299 durch Agathokles von Syrakus erobert und sodann an dessen Schwiegersohn, Pyrrhos von Epeiros, abgetreten, später aber wieder von illyrischen Seeräubern besetzt, denen sie die Römer 229 entrissen, um ihr nominelle Freiheit zurückzugeben." (H. Kiepert.) — Nachdem sie mehr als ein Jahrhundert lang den Neapolitanern gehört, ergab sie sich 1386 der Republik Venedig, welche sie bis 1797, bis zum Frieden zu Campo-Formio, im Besitze behielt. Damals wurde sie an Frankreich abgetreten, das sich während des Krieges derselben bemächtigte und sie, mit kurzer Unterbrechung, bis 1814 behielt. Im J. 1815 wurde sie unter britisches Protectorat gestellt, ebenso wie die übrigen Ionischen Inseln. Im J. 1864 gab England dem Drucke der öffentlichen Meinung nach und trat dieselben an das Königreich Griechenland ab.

A. Marmora, Hist. di Corfu. Venetia 1672. 4. —

Mustoxidi, Illustrazioni Corciresi, Milano 1811—14. 2 Vol. — Derselbe, Notizie per servire alla storia corcirese sino al secolo XII, Corfu 1804. — B. Theotoky, Détails sur Corfou, Corfou 1826. — O. Riemann, Recherches archéolog. sur les Iles Ioniennes, I. Corfou, Paris 1879. — Ueberdies viele Reisewerke, namentlich das von Liebetrut. *(G. A. von Klöden.)*

Koriander, s. Coriandrum.

KORINNA, eine der bedeutendsten Dichterinnen des classischen Alterthums, war die Tochter des Achelodoros und der Prokratia und aus Tanagra gebürtig, scheint aber vorzugsweise in Theben gelebt zu haben, wo sie neben Pindar den Unterricht der Dichterin Myrtis genoß. Aus diesem Grunde wird sie auch Thebanerin genannt (vgl. Suidas s. v.). Sie führte den Beinamen „die Fliege" (*Μυῖα*), offenbar wegen der Dürftigkeit und Kleinheit ihrer Gedanken im Gegensatze zu den Dichtern ersten Ranges. Zwischen dieser und dem jüngern Pindar muß ein reger Wechselverkehr geherrscht haben, der in späterer Zeit — vielleicht mit Unrecht — auf das Verhältniß einer Lehrerin zu ihrem Schüler zurückgeführt wurde. Jedenfalls hatte Pindar von der Dichterin bedeutende Winke erhalten, darunter besonders den wichtigsten, seine ursprünglich etwas zu mager gerathenen Chorlieder mit mythischen Stoffen zu versehen, aber nicht zu reichlich: „Man muß, rieth sie ihm, mit der Hand streuen, und nicht mit dem ganzen Sacke" (*Plut.* Glor. Athen. 4). In einem Punkte indessen scheint ihr Einfluß auf Pindar's Art nicht ausreichend gewesen zu sein, indem sie die Atticismen in seinen Gedichten tadelte, während sie selbst mit particularistischer Hartnäckigkeit an ihren Aeolismen und Böotismen festhielt (*Schol.* Ar. Acharn. 720). Diesem provinziellen Charakter verdankt sie offenbar den einen Sieg, den sie über Pindar davongetragen hatte, und nach dem die Tanagräer ihre Statue als Siegerin aufstellen ließen (*Pausan.* IX, 22, 3; vgl. auch Eustathios Jl. II, 711; gewiß mit Unrecht sprechen Hesychios (Suidas) und Aelian, Var. hist. XIII, 25) von 5 Siegen, vielleicht aber auch das Schmähwort, das Pindar nach ihrem Siege in den Mund gelegt wird, daß sie ein „Schwein" sei, wenn nicht diese Notiz vielmehr auf ein Misverständniß zurückzuführen ist (vgl. L. Schmidt, Pindar's Leben 19; Mezger, Pindar's Siegeslieder 8). Den alexandrinischen Gelehrten lagen die Gedichte der Korinna in 5 Büchern vor, unter denen die Hymnen die Hauptrolle spielten. Unter den Stoffen waren vorzugsweise böotische Sagen behandelt, wie die Geschichte von Böotos, Jolaos, Orion mit seinen Töchtern, Asopos, Thespia u. a. In der Rhythmik wich Korinna besonders darin von Pindar ab, daß sie weit kleinere logaoedische Reihen bildete. Wenn im Lexikon des Suidas noch eine zweite Dichterin dieses Namens genannt und diese zu einer Thespierin oder Korintherin gemacht wird, außerdem aber auch den Beinamen Myia führt, so besteht heute kein Zweifel darüber, daß dies nur auf einer Fiction beruht und jene Notiz aus einer grammatischen Glosse entstanden ist (vgl. Rohde, Rh. Mus. XXXIII, 213 fg.).

Vgl. im allgemeinen Welcker, Kleine Schriften II, 153 fg.; Flach, Geschichte der griechischen Lyrik II, 673 fg. Die Fragmente der Korinna sind am besten edirt von Bergk, Poetae Lyrici IV, 3, 543 fg. (Leipzig 1882), übersetzt von Hartung in seinen griechischen Lyrikern (6 Bde., Leipzig 1857). Ueber ihren Dialekt handeln Ahrens, Dial. I, 165 und Beermann in Curt. Stud. IX, 13 fg. *(H. Flach.)*

KORINTH, KORINTHOS. Das alte Korinth lag auf einer unregelmäßig viereckigen Hochfläche, die im Norden 170 Fuß tief gegen das angeschwemmte Land, die Niederung von Lechäon, abfiel, während im Süden fast senkrecht die Schieferfelsen von Akrokorinthos sich erhoben. Die Stadt hatte zwei Häfen, Lechäon im Norden am Korinthischen Meerbusen, 12 Stadien (= 3 Kilom.) von der Stadt entfernt und durch Schenkelmauern mit ihr verbunden, und Kenchreä im Südosten am Saronischen Golfe, wohin eine etwa $3^1/_2$ Stunden lange Einsenkung zwischen zwei parallelen Höhenzügen hinabführte. Im Südosten stieß unmittelbar an die Mauer die Vorstadt Kraneion mit einem schattigen Cypressenhaine. Drei Stunden nordöstlich von der Stadt lag der Isthmus mit dem Tempel des Poseidon, dem heiligen Bezirke und den zur Feier der Isthmischen Spiele erforderlichen Räumen. Die Landschaft Korinthia, etwa 12 □Meil. umfassend, grenzte im Westen an Sicyon, im Süden an Argolis, im Osten an das Aegäische Meer. Nördlich vom Isthmos gehörte noch das Bergland Geraneia mit fruchtbaren Weiden den Korinthern; Nachbarn waren dort die Megarer. Außer der Stadt Korinth werden die Dörfer Tenea, Solygeia, Asä, Mausos und die befestigten Plätze Sidus, Krommyon, Oenoë und Peiräon genannt.

Die ältesten Bewohner von Korinth heißen Aeolier (*Thuc.* 4, 42), und dem Stamme des Aeolos gehören auch die ersten Herrscher an, Sisyphos, die Personification des rastlos auf- und niederwogenden Meeres, dann zum Typus der früh durch Handel und Verkehr gewitzigten Isthmosanwohner geworden, Glaukos, eine Form des Poseidon, die ruhige glänzende Meeresfläche bedeutend, und Bellerophon, unter dessen verschiedenen Deutungen die als lykischer Sonnenheld, der die Ungeheuer der Finsterniß besiegt, am wahrscheinlichsten ist (*Hom.* Il. 6, 152 sq.). Nach dem Weggange des Bellerophon nach Asien herrschen, abhängig von den Pelopiden in Mykenä, Sisyphiden aus einer andern Linie (Thoas, Damophon, Propodas) bis auf das Brüderpaar Doridas und Hyanthidas, welche in ihren Namen bereits die Vereinigung der Dorer und Aeolier (Hyanten) zu einem Staatswesen ausdrücken (*Paus.* 2, 4, 3). Eine andere Königsreihe nannte nach Bellerophon die Namen Lykäthos, Kreon, Hippotes; unter dessen Herrschaft kommen Jason und Medea nach Korinth (*Schol. Eurip.* Med. 20). Ionisches Sagengut ist, was von Theseus' Auftreten am Isthmus und von den Wanderungen des Marathon (*Paus.* II, 1, 1) berichtet wird. Außerdem haben aber auch die Phönizier, die in vorhistorischer Zeit eine Factorei am östlichen Strande besaßen, in den Sagen und Cultusgebräuchen der Stadt ihre Spur hinterlassen. Ihnen

gehört an Melikertes (Melkart), der am Isthmos anschwamm und dort neben Poseidon Verehrung genoß, Aphrodite Urania, deren Heiligthum mit seinen tausend Hierodulen die Höhe von Akrokorinth krönte; phönizisch ist auch der Athenedienst in Korinth (*Schol.* Lycophr. 658), der Berg Phönikäon (*Steph. Byz.*) und der Sohn des Sisyphos, der Purpurmann Prophyrion, das personificirte Motiv der semitischen Besiedelung (*Schol.* Apoll. Rh. III, 1094). Zweifelhaften Ursprungs ist die Figur des Herakliden Aletes, unter welchem die Dorer ins Land fielen und vom Hügel Solygeia aus nach längerer Zeit die Stadt eroberten; die frühern Einwohner blieben unter Abtretung eines Theiles der Aecker. Mit diesem Ereignisse brachte die spätere Zeit das Fest der Hellotien in Verbindung (*Schol. Pind.* Ol. XIII, 56). In der Reihe der auf Aletes folgenden Könige ist allein bemerkenswerth Bakchis, mit dem um das J. 900 eine neue (argivische) Dynastie zur Herrschaft kommt; seine Nachkommen behaupten den Thron bis 745, zuletzt unter Kämpfen zweier rivalisirender Linien. Nach dem Tode des Aristodemos (798) gelingt es den Seitenverwandten Agemon und Alexander 41 Jahre lang dem rechtmäßigen Erben Telestes die Herrschaft vorzuenthalten; mit Hülfe des mächtigen Pheidon von Argos aber bemächtigt sich dieser endlich des Thrones und herrscht in Abhängigkeit von Argos 12 Jahre lang bis 745, wo er von Verwandten ermordet wird. Nun nimmt der ganze Geschlechtsverband der Bakchiaden die Herrschaft an sich und wählt alljährlich aus seiner Mitte einen Prytanen als Staatsoberhaupt (*Diod.* Fragm. l. VI. *Paus.* II, 4, 4). Diese Verfassung bestand 90 Jahre. Obgleich die Bakchiaden, die selbst wol keine Dorer waren, aber auf das dorische Kriegsvolk sich stützten, ein exclusives Adelsregiment führten, sich nur untereinander verheiratheten (*Herod.* 5, 92) und aus der Verwaltung des Staates und der Betheiligung am Handel zunächst für sich Vortheile zogen (*Strab.* VIII, 378), so brachten sie doch Korinth, das schon im Schiffskataloge das reiche heißt (*Hom.* Il. II, 570), zu hoher Blüte. Durch Chersikrates wurde Korkyra besiedelt, durch Archias 734 Syrakus gegründet. Die Korinther bauten zuerst Dreiruderer und sandten 704 ihren Schiffsbaumeister Ameinokles den Samiern zu Hülfe. Im J. 664 fand die erste bekannte Seeschlacht zwischen Korinthern und Korkyräern statt (*Thuc.* I, 13). Als Gesetzgeber wirkte der ausgewanderte Bakchiade Philolaos um die 13. Olympiade in Theben, wie Pheidon in Korinth, beide im Sinne aristokratischer Zusammenhaltung der großen Ackerlose (*Arist.* pol. II, 3, 7. 9, 6). Ihr Geschlechtsgenosse Eumelos (um 750) verfaßte ein Festlied für die Messenier und ein Epos *Κορινθιακά*, in welchem er die Mythen von dem Sonnengeschlechte (Aeetes, Medea), das einst zu Korinth geherrscht, mit dem äolischen (Sisyphos) und ionischen (Marathon) Sagenkreise zusammenarbeitete (*Paus.* II, 1, 1. 3, 10. IV, 4, 1 *Schol. Pind.* Ol. XIII, 74). Der wachsende Uebermuth der Bakchiaden führte ihren Sturz herbei. Im J. 655 trat Kypselos, von mütterlicher Seite selbst ein Bakchiade, von väterlicher einer minderbürtigen Adelsfamilie angehörig, an die Spitze des unzufriedenen Volkes, dem er sich als Polemarch durch milde Handhabung der Schuldgesetze empfohlen hatte, erschlug den letzten Prytanen Hippokleides und begründete eine Tyrannis (*Herod.* V, 92. *Nicol. Dam.* Fragm. 58). Die Bakchiaden flohen nach Sparta, Korkyra und Italien. Dem Kypselos sagte die Tradition des Adels, wie sie bei Herodot vorliegt, schlimme Dinge nach: „er verfolgte viele Korinther, beraubte viele ihres Vermögens, noch mehr aber ihres Lebens.“ Mehr Glauben aber verdient Nikolaus Damascenus, wenn er sagt: „Kypselos herrschte mild über Korinth, indem er weder Lanzenträger hielt noch den Korinthern verhaßt war.“ Allerdings mußte der neue Herrscher suchen, seine Gegner zu entfernen (*Polyaen.* Strat. 5, 31) und ihnen die Mittel, mit denen sie schaden konnten, zu entziehen, aber für die große Mehrzahl der Korinther war seine Regierung ein Glück; der äolische Theil der Bevölkerung, bisher von den Dorern zurückgedrängt, gewann wieder Bedeutung. In der Colonialpolitik trat keine Aenderung ein; Kypselos gründete durch seine unechten Söhne neue Pflanzstädte im Westen von Griechenland, wie Ambracia, Anaktorion und Leukas (*Nic. Dam.* 58). In Delphi, dessen Priesterschaft durch Orakelsprüche seinen ehrgeizigen Plänen Vorschub geleistet hatte, ließ er ein Schatzhaus zur Aufnahme korinthischer Weihgeschenke erbauen (*Plut.* Sept. sap. conv. 21. de Pyth. orac. 13), nach Olympia weihte er ein kolossales Standbild des Zeus aus Gold (*Paus.* V, 2, 3). Als Kypselos nach dreißigjähriger Regierung gestorben war, folgte ihm sein Sohn Periander 625—585. Sein Bild ist durch den Tyrannenhaß der späteren Zeit noch mehr entstellt worden als das seines Vaters, man warf ihm Blutschande mit der eigenen Mutter, Ermordung seiner Gemahlin Melissa im Jähzorne, Hinrichtung vieler Korinther, schmähliche Behandlung edler Gefangener vor (*Herod.* 5, 92). Er galt als Begründer eines Regierungssystems, welches überhaupt auf Sicherung der Tyrannenherrschaft hinarbeitete (*Arist.* Pol. 5, 9, 2). Aber selbst zugegeben, daß er sich besonders gegen Ende seines Lebens zu mancher grausamen Handlung hinreißen ließ, so muß er doch seinen Zeitgenossen und den nächsten Generationen in einem andern Lichte erschienen sein, da sie ihn zum Schiedsrichter wählten (*Herod.* 5, 95) und unter die Weisen rechneten. Nach außen zeigte er sich als tüchtiger Kriegsmann, hielt Söldner, herrschte auf beiden Meeren und vergrößerte sein Reich durch Eroberung von Epidauros und erneute Unterwerfung Korkyras. Seine innere Politik war eine wohldurchdachte: er begnügte sich mit den Markt- und Hafengeldern, suchte dem Luxus zu steuern, indem er einen Rath zur Ueberwachung der Ausgaben einsetzte, kam durch ein Verbot der Sklaveneinfuhr dem kleineren Handwerke, das gerade in Korinth besonders blühte und in Ehren stand (*Her.* II, 167), zu Hülfe und beschränkte den Zuzug vom Lande nach der Stadt (*Nic. Dam.* 59, ebenso in *Heraclid. Pont.* 5. *Diog. La.* I, 98). Er verstärkte die Colonien seines Vaters und gründete neu Apollonia an der illyrischen Küste und Potidäa auf der

Halbinsel Pallene (*Plut.* De sera num. vind. 7. *Nic. Dam.* 58), faßte zuerst den Plan eines Isthmosdurchstichs (*Diog. L.* I, 99) und hatte Handelsverbindungen mit Lydien, Cypern und Aegypten, was sich aus seiner Freundschaft mit Alyattes (*Her.* I, 20. III, 48) und aus den ausländischen Namen Gordias und Psammetichos in seiner Familie erschließen läßt. Wie er selbst Dichter war (*Athen.* XIV, 632 D), so zog er auch solche an seinen Hof und gestaltete mit Hülfe des Arion (*Her.* I, 23) die einfachen Winzerfeste der korinthischen Bauern zu einer staatlichen Feier um, bei welcher veredelte dionysische Chöre in strophisch gegliederten Dithyramben den Gott priesen. Endlich stiftete auch Periander im Namen seines Hauses die sogenannte Lade des Kypselos in den Heratempel zu Olympia; es war dies eine längliche Truhe von Cedernholz, in welche versteckt Kypselos als kleines Kind den Nachstellungen der Bakchiaden sollte entgangen sein. Um die Seiten zogen sich fünf Streifen mit Reliefdarstellungen aus der Götter- und Heldensage; erklärende Verse waren in Bustrophedonschrift beigeschrieben (*Paus.* V, 17, 2). Dem Periander folgte, weil alle seine Söhne vor ihm gestorben waren, sein Neffe Psammetich, der nach 3½ jähriger Regierung 581 einer Verschwörung erlag; so hatte die Herrschaft der drei Tyrannen 73½ Jahre gedauert (*Arist.* Pol. 5, 9, 22). Zwischen dem Volke, welches, obwol von den Kypseliden begünstigt, ihrer überdrüßig geworden war, und den Dorern wurde eine neue Verfassung vereinbart, nach der ein Rath von 80 Männern, aus den 8 alten Phylen von Korinth (*Suid.* πάντα ὀκτώ) gebildet, die Staatsgeschäfte führen und die 8 Gruppen von je 10 Rathsmännern abwechselnd die Vorberathung halten sollten (*Nic. Dam.* 60). Sonst ist vom Verfassungsleben des alten Korinth wenig bekannt: um 345 gab es eine Gerusia, die wol mit der ebenerwähnten Bule identisch ist (*Diod.* 16, 65); die höchsten Beamten hießen vermuthlich Demiurgen (*Thuc.* I, 56, 2 mit *schol.*).

Unter der Leitung des reactivirten Adels schlossen sich die Korinther um 550 dem Peloponnesischen Bunde an, zogen mit den Spartanern 524 gegen Polykrates von Samos (*Her.* 3, 48) und 507 gegen Athen, um den Isagoras einzusetzen. Doch verließen sie aus Freundschaft für Athen vor der entscheidenden Schlacht das Lager und bewirkten dadurch die Auflösung des ganzen Heeres (*Her.* 5, 75). Zwei Jahre später hielt der Korinther Sosikles in der Versammlung der spartanischen Bundesgenossen eine athenerfreundliche Rede, der wir einen Theil unserer Kenntniß der älteren Geschichte der Stadt verdanken (*Her.* 5, 91). An dem Kampfe gegen die Perser betheiligte sich Korinth, indem es 400 Mann nach Thermopylä entsandte (*Her.* 7, 202) und 40 Schiffe unter Adeimantos nach Artemision und Salamis (8, 1. 43). Bei Platää standen 5000 korinthische Hopliten mit etwa ebensoviel Leichtbewaffneten, ohne jedoch wirksamen Antheil an der Schlacht zu nehmen (9, 28. 69). Weil die Korinther den Athenern im Kriegsrath vor dem Kampfe bei Salamis entgegengetreten waren, so entstand später unter dem Einflusse der steigenden Entfremdung beider Staaten in Athen die Legende von der Feigheit der Korinther (8, 94. *Plut.* De Herod. mal. 39), deren Grundlosigkeit durch Pindar (Ol. XIII, 32 mit *schol.*), Simonides (Fr. 102. 103. 105) und Herodot selbst genügend erwiesen wird. Jedenfalls war das gute Einvernehmen der Athener und Korinther, welches hauptsächlich auf dem gemeinsamen Hasse gegen das seemächtige Aegina beruht hatte (6, 89), durch die wachsende Bedeutung Athens gestört; Korinth fühlte sich durch den attischen Seebund beengt; die Eifersucht gegen die mächtige Nebenbuhlerin führte im J. 458 zu einem Kriege, in welchem die Korinther mit den Epidauriern verbündet zuerst die bei Halieis gelandeten Athener besiegten, dann aber zwei Seeschlachten bei Kekryphaleia und Aegina verloren und auch bei einem Einfalle ins Megarische den kürzern zogen (*Thuc.* I, 105). Grenzstreitigkeiten mit Megara, seit den Zeiten der Bakchiaden, wo Megara von Korinth abhängig war, nicht ungewöhnlich, dauerten auch nach diesem Kriege noch fort (*Diod.* XI, 79). Der Streit Korinths und Korkyras um den Besitz von Epidamnos an der illyrischen Küste führte 434 zu einem Kampfe beider Mächte, in welchem Korinth bei Actium zur See geschlagen ward und Epidamnos verlor. Nun folgen erneute Rüstungen auf beiden Seiten, Korkyra sucht um Aufnahme in den Attischen Bund nach, eine korinthische Gesandtschaft bekämpft das Verlangen vergeblich; in einer zweiten Seeschlacht, die ebenfalls für Korinth unglücklich ist, stehen 10 athenische Trieren auf Seite der Korkyräer. Gleichzeitig (432) hatten die Athener von Potidäa, das ihnen zinspflichtig, aber als Pflanzstadt der Korinther verdächtig war, Niederreißung der Mauern und andere Bürgschaften der Treue verlangt. Die Einwohner fielen daraufhin ab und baten in Korinth und Sparta um Hülfe. Korinth schickte 2000 Mann unter Aristeus, und so standen an einer zweiten Stelle des Colonialgebietes Korinther und Athener einander bewaffnet gegenüber. Die Korinther riefen in Sparta die Bundeshülfe an, diese wurde gewährt und so entstand der Peloponnesische Krieg (*Thuc.* I, 24—66. 119).

Während des Archidamischen Krieges hielten die Korinther treu zu Sparta, nahmen theil an den Einfällen in Attika, verloren aber (429) zwei Seeschlachten gegen Phormio, hatten auch unter einem Einfalle der Athener in ihr Gebiet zu leiden (*Thuc.* II, 83—92; IV, 42—45).

Dem Frieden des Nikias (421) traten sie nicht bei, weil ihnen ihre Pflanzstädte Sollion und Anaktorion vorenthalten wurden, die während des Krieges verloren gegangen waren. Sie schlossen vielmehr einen Separatbund mit Argos, traten aber bald wieder von diesem zurück und betheiligten sich sogar 418 an einem von Sparta gegen Argos unternommenen Feldzuge (*Thuc.* 5, 27—75). Im J. 416 finden wir Korinth wieder im Kampfe mit Athen (*Thuc.* V, 115, 3); zwei Jahre später gingen 15 Trieren nach Sicilien ab den Syrakusanern zu Hülfe. Die Korinther, von Pythen geführt und später durch einen Nachschub von 500 Hopliten ver-

stärkt, nahmen hervorragenden Antheil an dem Vertheidigungskampfe ihrer Colonie gegen Athen (*Thuc.* 6, 88, 8. 104, 1. 7, 1, 2. 19, 4; 39, 2. 70, 2) und zeigten auch in einer Seeschlacht, welche sie zur Deckung der für Sicilien bestimmten Transportschiffe bei Erineon den Athenern lieferten, Fortschritte in der Schiffsbaukunst und größere Manövrirfähigkeit (*Thuc.* 7, 34).

Im letzten Theile des Peloponnesischen Krieges betheiligten sich die Korinther an den Unternehmungen der spartanischen Symmachie, ohne besonders hervorzutreten. Nach dem Falle Athens hätten sie gern die verhaßte Nebenbuhlerin, durch deren Emporblühen ihre Stadt die frühere Bedeutung zum Theil verloren hatte, gänzlich vernichtet, stießen aber in Sparta auf Widerstand, *Xen.* Hell. II, 2, 19). Die Unzufriedenheit darüber machte es einige Jahre später dem von Agesilaos bedrängten Perserkönige leicht, wie in andern Staaten Griechenlands so auch in Korinth eine antilacedämonische Bewegung hervorzurufen. Unter der Führung von Timolaos und Polyanthes, welche persisches Geld genommen hatten, traten die Korinther einem Bunde der Thebaner, Athener und Argiver bei; dies führte zum Korinthischen Krieg (394—387), in welchem Korinth nicht nur an den für die Verbündeten unglücklichen Kämpfen bei der Stadt und bei Koronea theilnahm, sondern noch besonders unter den Einfällen des Agesilaos litt. Die Stadt war überhaupt der Mittelpunkt des Krieges, hatte ein Söldnerheer in ihren Mauern und gerieth politisch in eine vollständige Abhängigkeit von Argos. Als infolge dieser Zustände die Partei der spartanisch gesinnten Friedensfreunde wieder Bedeutung gewann, veranstalteten die Häupter der Volkspartei im Einverständnisse mit den Argivern beim Fest der Eukleen 392 ein Blutbad unter den Aristokraten; die Aelteren wurden auf dem Markte ermordet, die Jüngeren hielten sich im Kraneion, besetzten dann vorübergehend die Burg und riefen zuletzt die Spartaner von Sikyon zu Hülfe, welche zwischen den Schenkelmauern von Lechäon den Verbündeten eine schwere Niederlage beibrachten (*Xen.* Hell. III, 5, 1. IV, 2, 9—4, 14). Doch hörte erst mit dem Frieden des Antalcidas (387) die Abhängigkeit Korinths von Argos auf; die Verbannten kehrten zurück, die alte Verfassung trat wieder in Kraft, die Häupter der antispartanischen Partei gingen nach Athen ins Exil (*Dem.* 20, 54). Weil es aber den neuen Machthabern an Mäßigung fehlte, so vollzog sich 12 Jahre später ein abermaliger Umschwung; unter Vermittelung des Perserkönigs wurde die Verfassung mehr demokratisch, Volksgerichte trieben die Adeligen in die Verbannung; einige derselben, die von Argos aus einen erfolglosen Ueberfall Korinths versucht hatten und dabei gefangen worden waren, tödteten sich selbst (*Diod.* XV, 40). Fast gleichzeitig wurde eine neue Organisation des peloponnesischen Bundesheeres beschlossen, nach welcher Korinth mit Megara zusammen das 6. Armeecorps bildete. Dem entsprechend betheiligte sich die Stadt auch an dem thebanisch-lacedämonischen Kriege, litt stark unter den Einfällen des Epaminondas in den Peloponnes und schloß zuletzt noch vor der Schlacht bei Mantinea mit Bewilligung der Lacedämonier einen Separatfrieden mit Theben (*Xen.* Hell. 7, 4, 10). In diesen Kriegen waren meist nur die Offiziere des Heeres Korinther; die Soldaten bestanden überwiegend aus Söldnern. Mit ihrer Hülfe gelang es um 365 dem Timophanes, Akrokorinth zu besetzen und für kurze Zeit eine Art von Tyrannis zu begründen, bis ihn sein eigener Bruder Timoleon im Verein mit zwei andern tödtete (*Plut.* Timol. 4). Dieses Timoleon bedienten sich auch die Korinther, um höchst wirksam in die sicilischen Angelegenheiten einzugreifen. Von jeher übte die Stadt dort in ihrem einstigen Colonialgebiete einen Einfluß aus; kurz vor den Perserkriegen vermittelte sie zwischen Gela und Syrakus (*Her.* 7, 154) und unterstützte den älteren Dionys im Kampfe gegen die Karthager (*Diod.* 14, 75). Dion bat Korinth um Hülfe gegen den jüngeren Dionys und warb dort ein Söldnerheer (*Diod.* 16, 6). Aber erst dem Timoleon, der 345 von den Korinthern den durch Karthager und eigene Tyrannen bedrängten Siciliern auf deren Bitte mit 10 Schiffen und 1000 Mann zu Hülfe geschickt worden war, gelang die dauernde Vertreibung des jüngern Dionys, der seitdem als Privatmann in Korinth lebte; auch die Karthager wurden besiegt. Mit Hülfe korinthischer Gesetzgeber ordnete Timoleon das syrakusanische Gemeinwesen neu, ergänzte die dortige Einwohnerschaft durch freiwillige Ansiedler aus ganz Griechenland, welche unter korinthischer Führung kamen, und erwarb sich überhaupt solche Verdienste um Syrakus, daß die Bürger zu seinem Andenken das Timoleonteum gründeten und beschlossen, bei auswärtigen Kriegen immer einen Korinther zum Führer zu wählen (*Plut.* Tim.).

Bald nach diesen auswärtigen Erfolgen gerieth Korinth selbst mit dem übrigen Griechenland in die Abhängigkeit von Macedonien. Philipp, gegen welchen die Korinther es mit den Phokern gehalten hatten (*Diod.* XVI, 60), kam 337 zu einem gemeinsamen Synedrion über den Isthmus und besetzte Akrokorinth, welches nun fast ein Jahrhundert lang fremden Herren gehorchte; die Bewohner der Stadt mußten unter diesen Umständen auf eine selbständige Politik verzichten; sie blieben ruhig, als sich andere Hellenen nach Philipp's und Alexander's Tode erhoben. Die rasch wechselnden Gebieter waren folgende: Antipater (323—319), Polysperchon's Sohn Alexander bis 314, Alexander's Witwe Kratesipolis bis 308, Ptolemäos von Aegypten, dann Kassander bis 303, Demetrios Poliorketes bis 301, Kassander bis 298, wieder Demetrios Pol. bis 287, dessen Sohn Antigonos Gonatas, Alexander, Sohn des Krateros, Nicäa dessen Witwe und wieder Antigonos Gonatas bis 243. In diesem Jahre erstieg Aratos von Sicyon aus Stadt und Burg, wo damals Persäos befehligte (*Diod.* XVII sq. *Plut.* Arat. 17—24). Nun gehörten die Korinther zu dem Achäischen Bunde, schlossen sich aber 224 freiwillig an Kleomenes an; schon im nächsten Jahre besetzte Antigonos Doson als Bundesgenosse der Achäer wieder Stadt und Burg. Dieses Verhältniß dauerte, bis nach der Schlacht bei Kynoskephalä der römische Einfluß an die Stelle des macedonischen trat. Im J. 196 wurden

bei den Isthmien die griechischen Staaten, darunter Korinth, von Quintius Flamininus für frei erklärt (*Liv.* 33, 32); doch hielten die Römer noch zwei Jahre lang Akrokorinth besetzt. Die Schlußkatastrophe wurde durch die Beschimpfung einer römischen Gesandtschaft in Korinth herbeigeführt. Als Rom nämlich bei einem Streite der Achäer und Spartaner auf die Seite der letztern trat, fanden auf der Tagsatzung der Achäer zu Korinth tumultuarische Scenen statt; die römischen Gesandten mußten vor dem Geschrei des Pöbels die Rednerbühne verlassen. In dem nun folgenden Kriege 146 schlug Metellus die Griechen bei Skarpheia in Lokris, Mummius bei Leukopetra auf dem Isthmus. Dann rückten die Römer in Korinth ein, zerstörten die Stadt, tödteten oder verkauften die Einwohner, theilten das Gebiet mit den Sikyoniern und schleppten die Kunstschätze nach Italien (*Paus.* VII, 14—16. *Polyb.* 40, 1—5). Die unverhältnißmäßige Härte der Strafe erklärt sich aus der Handelseifersucht der römischen Kaufleute. Gerade 100 Jahre später entstand durch Cäsar die Stadt neu unter dem Namen colonia Julia Corinthus; sie war die Hauptstadt der Provinz Achaja und nahm am meisten von allen griechischen Orten römisches Wesen an, wie sie z. B. allein ein Amphitheater besaß. Die Beschreibung des Pausanias (lib. II) bezieht sich auf diese neue Gründung.

Korinth zeichnete sich von alters her aus durch Reichthum an Gold (*Athen.* 6, 232 B) und Pracht der Gebäude (*Plut.* Lyc. 13), durch die Menge seiner Sklaven (*Athen.* 6, 272 B) und Hetären (*Ar.* Plut. 149. *Athen.* XIII, 573 D), durch die Ueppigkeit des Lebens, welches die Fremden anzog (φιλόξενος *Diog. L.* II, 58), während die Bürger durch Luxusgesetze in Schranken gehalten wurden (*Athen.* VI, 227 E). Der Sinn war auf Erwerben und Genießen gerichtet; geistige Bestrebungen fanden keine Stätte. Abgesehen von Eumelos und etwa Dinarch hat Korinth keinen berühmten Dichter, Schriftsteller oder Redner hervorgebracht. Dagegen blühte dort das Kunstgewerbe: die Töpferscheibe, das korinthische Erz, der Adler im Giebelfelde galten als Erfindungen der Korinther (*Pind.* Ol. XIII, 24—29 mit *Schol.*). Ihnen sollte auch durch Vermittelung des geflüchteten Bakchiaden Demaratos Italien Bildkunst und Malerei (*Tac.* Ann. 11, 14), ja selbst Gesetze (*Cic.* De rep. 2, 20) verdanken. Die Haupthandelsartikel waren Metallwaaren, Erzeugnisse der Töpferei, Decken, buntgewebte Stoffe, Salben und Oele; diese wurden nach Italien, Libyen und der Westküste Griechenlands abgesetzt; die Einfuhr bestand aus rohem Erz, Erdpech, Silberblei, Wolle und Getreide (vgl. H. Barth, Corinth. commercii et mercat. histor.). Von den Götterdiensten waren die bevorzugtesten der des Poseidon, der Hera (Bunäa), der Aphrodite Urania; aber auch Zeus (*Paus.* III, 9, 2), Apollo (*Her.* 3, 52), Artemis (*Xen.* Hell. 4, 4, 2), Athene (*Pind.* Ol. XIII, 115) und Demeter mit Kore (*Plut.* Tim. 8) hatten ihre Heiligthümer. — Vgl. übrigens die Artikel Ephyra, Isthmien, Isthmos und Periander.

Neuere Literatur: C. Wagner, Rerum Corinthiacarum specimen (Darmstadt 1824). — C. Wagner, De Bacchiadis Corinthiorum. (Darmstadt 1856). — Haacke, Geschichte Korinths bis zum Sturz der Bakchiaden (Hirschberg 1871). — Schubring, De Cypselo Corinthiorum tyranno (Göttingen 1862). — Holle, De Periandro Cor. tyr. (Münster 1869). — Arnoldt, Timoleon, eine biographische Darstellung (Gumbinnen 1850. — H. Barth, Corinthiorum commercii et mercaturae histor., part. I (Berlin 1844).

(E. Wilisch.)

KORINTH (oder Nea-Korinthos, Neu-Korinth), ein Städtchen im nordöstlichen Theile des Peloponnes an der Stelle des alten glänzenden Korinth (am Fuße des 576 Met. hoch gelegenen Akrokorinth), welches am 21. Febr. 1858 durch ein Erdbeben ganz zerstört worden ist. Man hat es an der alten Stelle nicht wieder aufgebaut, sondern nördlich davon am Meere, an der Küste des Busens Lechaion, in der südöstlichsten Ecke des Korinthischen Meerbusens. Dort hatte es 1870 nur 1862, dagegen 1879 schon 7575 Einwohner, und ist der Hauptort der zur Nomarchie Argolis und Korinthia gehörenden Eparchie Korinthia.

In der Landenge, welche den Peloponnes mit dem nördlicheren Griechenlande verbindet und den Korinthischen von dem Saronischen Meerbusen scheidet, zieht in der Mitte von Osten nach Westen das 41 Kilom. lange, in der Mitte 17 Kilom. breite, im höchsten Gipfel 1370 Met. hohe Makriplagi- (Geraneia-) Gebirge (im westlichen Theile nur 1057 Met. hoch), größtentheils bewaldet mit Tannen, Strandkiefern, Erdbeerbäumen und Strauchwerk. 11 Kilom. südlich von dem westlichen Theile desselben zieht ebenfalls von Osten nach Westen, von dem Vorgebirge Chersonnesos (südlich von Kechriäs) das dürre, hagere, mit zackigen Felsgipfeln gekrönte, nur bis 700 Met. hohe, 10 Kilom. lange Oneion-Gebirge (d. h. Eselsrücken), nach Westen bis an die Korinthische Schlucht Kontoporeia, in welchem von einem Gießbache durchflossenen engen Querthale der kürzeste, aber steile Weg von Argos nach Korinth nach Norden führt. Neben derselben erhebt sich als Fortsetzung des Oneion der 576 Met. über dem Meere (507 Met. über der Felsebene am Fuße derselben) die hohe Felsmasse von Akrokorinth mit zwei gerundeten Kuppen und einem ausgedehnten flachen Sattel zwischen beiden: eine in ¾ Stunde mühsam zu ersteigende, sehr steile, baumlose Schieferfelsmasse, reich mit Blumen und Kräutern besetzt. Zwischen beiden Gebirgszügen erfüllt den Raum die mit felsiger Grundlage versehene, wellige Einsenkung des Isthmus, ein jetzt ganz verödeter, nur mit Gestrüpp und einzelnen Strandkiefern besetzter Rücken von 5,45 Kilom. Breite bei 77 Met. Höhe, zwischen den beiden Busen von Lechaion an der Westseite und Kechriäs (Kenchreai) an der Ostseite. Lechaion liegt 7,2, Kenchreai 9,25 Kilom. von Akrokorinth entfernt. Nach Westen hin stützt sich an den Isthmus eine sandige, vom Meere angespülte, 225 Met. breite Küstenebene, (an deren Nordrande Lechaion liegt), welche die einzige für Gartenfrüchte geeignete Strecke im Gebiete der Korinthia ist und welche sich bis über

das Grenzflüßchen Nemea noch weiter nach Westen durch das Gebiet der Sikyonia hinzieht. Am Südfuße der Geraneia läuft von dem Küstenörtchen Kalamaki, d. h. Binsen-Ort, eine gute Straße nach Westen und dann nach Nordenhin, nach Lutraki (Therma) an der Küste des Korinthischen Busens; beide Orte sind Stationspunkte der österreichischen Lloyd-Dampfer. Westlich hart neben Kalamaki öffnet sich die einst wichtige kleine Bucht Schoinus, d. h. ebenfalls Binsen-Ort, von welcher aus die Diolkos genannte Bahn für kleine Seefahrzeuge über den Isthmus gelegt war: eine bequeme und breite Fahrbahn, auf die die an den Ufern des Korinthischen Meerbusens zu diesem Zwecke in entsprechender, geringer Größe gebauten Schiffe und die Waaren der größeren Fahrzeuge auf Rollgestellen über den flachsten Theil des Landrückens geschafft wurden. Schoinus war der Hafen des isthmischen Heiligthums und der Stapelplatz für die Waaren, welche, ohne Korinth zu berühren, auf dem Diolkos von Meer zu Meer geschafft wurden. Der Plan, an dieser Stelle den Isthmus zu durchstechen und eine Wasserstraße für die Schiffahrt herzustellen, ist ein alter. „Solcher Durchstich", sagt Curtius, „war zuerst ein Gedanke Periander's; er wurde in späteren Jahrhunderten von Männern, welche an Projecten von außerordentlicher Art ihre Lust hatten, von Demetrius Poliorketes, Julius Cäsar, Caligula, Herodes Atticus wieder aufgenommen. Doch scheint niemand Hand an das Werk gelegt zu haben, bis auf Nero, der mit vielem Pompe die Erdarbeiten persönlich eröffnete. Man begann von Westen die Sandschichten des Strandes mit einem Graben zu durchziehen; aber man hörte auf, sobald man an die feste Felsenbank des Landrückens kam. Die Schwierigkeiten des Unternehmens waren in der That groß; die Felsmasse bis auf die nöthige Tiefe und Breite des Fahrwassers zu durchstechen, verzweifelte man; und die Schwierigkeit, das Verschlämmen des Kanals durch die Strömung in den Golfen zu verhindern, schien unüberwindlich; dazu hatte man Furcht, daß der Wasserstand an beiden Seiten ein verschiedener sei. Von der Ostseite her war der 65 Met. breite Durchstich auf 2124,5 Met. versucht, von der Westseite auf 780 Met., und 2550 Met. blieben zu überwinden." In unsern Tagen hat Lesseps das Project wieder aufgenommen. Man wird ganz der Nero'schen Trace folgen, und der 7 Kilom. lange, 22 Met. breite, 8 Met. tiefe Kanal ist im J. 1881 begonnen worden. Südwestlich neben dieser Kanallinie durchzieht die alte Sicherungs- und Grenzmauer den Isthmus. „Die fast ununterbrochene Reihe der Trümmer beschreibt nicht eine gerade Linie, sondern folgt möglichst dem Rande der Thalschluchten, welche die Breite des Landrückens durchfurchen und der Mauer gegen Megara hin als Festungsgraben dienten. Die viereckigen Thürme springen alle nach derselben Richtung vor; innerhalb der Befestigung finden sich Brunnenschachte, um bei längerem Kampfe die Besatzung mit Wasser zu versorgen; an verschiedenen Stellen, namentlich in der Mitte und an beiden Endpunkten liegen die Grundmauern von Festungen, von denen aus der Wachtdienst auf der ganzen 7,3 Kilom. (fast 40 Stadien oder fast 1 geogr. M.) langen Linie unterhalten werden sollte. Man bemerkt ferner etwa hundert Schritte weiter gegen Megara die Spuren eines zweiten Mauerzuges, der von den Höhen des erstern übersehen wird. Den Ursprung dieser doppelten Befestigung auf einen bestimmten Zeitpunkt der griechischen Geschichte zurückzuführen, ist unmöglich. Es sind Mauerstrecken von mächtigen Werkstücken vorhanden, die älter erscheinen als die Befestigungsarbeiten, welche die Peloponnesier hier in Eile gegen die Perser vornahmen, und dies ist doch die früheste Erwähnung einer solchen Mauer. Valerian erneuerte sie in der Mitte des 3., Justinian gegen Ende des 6. Jahrh. Manuel Paläologos baute daselbst 1415; die Venetianer erneuerten zweimal die von den Türken zerstörte Festung; und im Frieden von Karlowitz 1699 wurden die Spuren der alten Mauer, welche alle späteren Aufmauerungen überdauert hatten, als Grenzlinie zwischen den Türken und Venedig bestimmt." (Curtius.)

Bis an diese Grenzmauer heran reichte das Heiligthum des Poseidon auf dem Isthmus, eine Viertelstunde vom Schoinus; etwa 200 Met. dieser Mauer machten den Abschluß nach Norden, nach den andern Seiten ist das unregelmäßige Viereck von eigenen Manern eingeschlossen, die zum Theil 4 Met. Dicke haben und die östlich anliegende Küstenfläche überragen. „Innerhalb dieser Begrenzung erblickt man jetzt nichts als eine wüste Masse von Ruinen, welche infolge von Erdbeben und andern Verwüstungen so durcheinandergeworfen sind, daß es ohne umfassende Aufräumung des Bodens unmöglich ist, den Grundplan zu entdecken. Von dem Thore der östlichen Mauer führte die Processionsstraße, einerseits mit regelmäßig gepflanzten, schlanken Pinienstämmen, andererseits mit einer Reihe von Siegerstatuen eingefaßt, zu dem Tempel des Poseidon (also $1^1/_2$ St. östlich von der Stadt Korinth): ein dorisches, wol nicht sehr großes Gebäude. Der Peribolos umschloß außerdem ein Heiligthum des Palämon, Tempel des Helios, der Demeter und Kora, des Dionysos, der Artemis, der Eueteria oder Abundantia, des Pluton; sowie Altäre, Heroengräber, Wohnungen und Uebungsräume für die Athleten u. s. w. und Statuen isthmischer Sieger. Die eigentlichen Anlagen für die Spiele lagen außerhalb der Mauern des Bezirks: etwas gegen Süden das einst mit weißmarmornen Sitzen geschmückte Stadion, jetzt mit Getreide besäet; und westlich vom Peribolos das im Unterbau noch erhaltene Theater von 65 und 100 Met. Durchmesser, in dessen Nähe auch wol das von Herodes Attikos erbaute bedeckte Theater (Odeion) gestanden haben mag. Das Material zu diesen Bauten stammte aus den Steinbrüchen bei dem zwischen Kenchreai und Korinth gelegenen Orte Hexamilia. Die Zahl der an bemalten Thongefäßen noch immer reichen alten Gräber auf dem ganzen Isthmus ist übergroß." (Bursian.) Von dem schönen Pinienwalde, der sich an den entferntern aus Pinus (P. maritima) anschloß, ist keine Spur mehr vorhanden.

Vom Poseidion führt eine nicht ganz $1^1/_4$ geogr. M. (etwa 8,4 Kilom.) lange Straße gerade westlich nach Korinth, südlich davon die von Kenchreai, 9,25 Kilom. lang, zu

dem Kraneion genannten südöstlichen Theile vor der Stadt, außerhalb der Mauer. Der ganze Bezirk, zu beiden Seiten der Landstraße, war ein Cypressenhain, mit den Heiligthümern des Bellerophontes und der Aphrodite, dem Grabe der Hetäre Lais, mit andern Denkmälern, zierlichen Brunnen und Ruheplätzen geschmückt. Durch Schatten und frische Luft vor den unteren Gegenden ausgezeichnet, war es die anmuthigste der Vorstädte, der gesuchte Wohnplatz der Reichen, das aristokratische Stadtviertel, wo sich zwischen aller Pracht des Lebens Diogenes von Sinope zu lagern pflegte, dessen Grab auch hier einst beim Stadtthor gezeigt wurde. Ein kurzer Weg führte von hier in die Mitte der Stadt auf den Marktplatz, den ebensten Theil der 69 Met. hohen Hochfläche, in dessen Mitte die von den städtischen Heiligthümern umgebene, eherne hohe Statue der Athena-Phoinika stand. Den heiligen Mittelpunkt der städtischen Gemeinde bildete an der Nordseite der ansehnliche Apollotempel. An der Südseite, am Berge und an der sikyonischen Straße lag das Athenäon. Der einzige Rest eines Bauwerkes aus dem Alterthume sind 8 dorische Säulen eines Tempels, Kalkmonolithe. Die Stadt umzog eine 7,9 Kilom. lange Mauer; dieselbe wurde auch um Akrokorinth und die an den gangbaren Stellen seines Abhanges gelegenen Wohn- und Cultstätten herumgeführt und bis nach Lechaion, gegen dessen niedrige Küstenebene die Fläche der Stadt mit einem steilen Absturze endet.

Dieser Hafenort Korinths, zur macedonischen Zeit der Kriegshafen und Station der königlichen Flotte, war durch zwei 2,22 Kilom. lange Schenkelmauern, deren Zwischenraum durch Baumpflanzungen verschönert war und für Heeresaufstellungen und geordnete Schlachten Raum bot, mit in den Bereich der Stadt gezogen, sodaß die gesammte Länge der Mauern 15,5 Kilom. betrug. Mit Wasser versieht diesen ummauerten Bereich die auf Akrokorinth entspringende berühmte Quelle Peirene, deren Wasser in der Unterstadt ausmündet, und die beim Gymnasium entspringende Lerna, deren Wasser an Trefflichkeit mit dem der erstern wetteifert.

Das oberste Ende von Akrokorinth, d. h. Kuppenstadt oder Höhenstadt, auch Epope, d. h. Schauenburg, oder Pagos, d. h. Steinklippe, genannt, ist in der obersten Kuppe mit gewaltigen Werkstücken unterbaut, zwischen deren Zinnen noch jetzt die Geschütze der Venetianer und der Türken liegen. Beide Kuppen, deren höchste noch jetzt eine Moschee unter den Trümmern einer byzantinischen Kirche trägt, und die zwischen beiden gelegene ausgedehnte Mulde bedeckte die 1/2 Stunde im Umfange haltende Oberstadt, deren Trümmer den ganzen Raum erfüllen. Das reichliche Quellwasser hatte in der Mulde eine üppig wuchernde Vegetation hervorgerufen, welche die in Korinth residirenden türkischen Woiwoden, namentlich den prachtliebenden Kiamil-Bei, veranlaßt hatte, hier schöne Gärten und ein prächtiges Serail anzulegen, von dem noch wenige Trümmer vorhanden sind. Von alten Bauwerken läßt sich nur das Aphrodision nachweisen. Diese ursprünglich als ein Wahrzeichen für die Seefahrt gegründete Oberstadt ist zu allen Zeiten der festeste, wichtige Schlüssel des Peloponnes gewesen.

Korinths Name in der frühesten Zeit war Ephyra (der Name einer Okeanos-Tochter); es war eine Ansiedelung der Aeolier. Da der dürre, steinige Boden der Korinthia keine Frucht hergibt, etwa Oliven und den sehr mäßig guten Wein abgerechnet, so müssen die schon frühzeitig zu Reichthum gelangten Bewohner den von der Natur durch die Lage nahe bei zweien Meeren gebotenen Weg in der Beschäftigung mit Seefahrt und Handel sehr früh eingeschlagen haben. Begreiflich werden auch die Phönizier sehr bald den Werth des Platzes für den Handel erkannt haben. Als Gründer wird der Aeolier Sisyphos genannt; und dessen Sohn Porphyrion, der die Purpurschnecke von der phönizischen Küste hierher verpflanzt und den phönizischen Melikertesdienst hier eingeführt haben mag, deutet schon auf ein Eindringen orientalischen Elementes.

Der Name des als dorischen Gründers genannten Aletes, d. h. der rastlos Umherschweifende, deutet wol auf Aehnliches hin. „Auch Stammgenossen der ägialeischen Ionier haben sich in der Stadt niedergelassen und eine Zeit lang die Herrschaft behauptet; und von ihnen scheint die Umänderung des Namens in Korinthos herzurühren; unter ihrem Einflusse sind wol auch die Festversammlungen und Kampfspiele im Heiligthume des Poseidon auf dem Isthmus zu größerer Bedeutung gelangt durch die Betheiligung anderer ionischer Staaten an denselben." Auf die Vermischung mit Phöniziern deutet ferner die Verbindung der griechischen Culte mit den semitischen, des Meeresgottes Poseidon mit dem Baal-Melkart oder Melikertes, dem Stadtgott von Tyros; des Helios mit der Aphrodite-Urania oder phönizischen Astarte; der Athena-Phoinika oder Ellotis mit dem Bellerophontes; — und der Aufschwung der aus dem Orient herübergebrachten Industriezweige, wie der Kunstweberei und Purpurfärberei, der Thonplastik und Töpferei, der Erzgießerei und des Waffenschmiedens. Ein rastloser Unternehmungsgeist entfaltete sich unter dem aristokratischen Regiment der Bakchiaden, und mit glänzenderem Fortschritte unter dem Geschlechte des Kypselos (Mitte des 7. Jahrh.). Die Entwickelung der städtischen Macht mußte eine überseeische sein; und damals war demnach die Periode der größten See- und Colonialmacht Korinths in den westlichen Meeren. „Mit ihren Colonien Chalkis und Molykreia am Korinthischen Golfe, Pale auf Kephalonia, Solion und Anaktorion in Akarnanien, Ambrakia, Kerkyra, Apollonia, Epidamnos, Syrakusä u. s. w. blieben sie in steter und inniger Verbindung, und führten in Menge Wein und Industrieproducte den illyrischen und italischen Völkern zu." „Späterhin als eigentliche Seemacht erst von Aegina, dann von Athen überflügelt, blieb es doch die erste Handelsstadt von Hellas, mit welcher sich an Volkszahl, an Reichthum und Pracht, freilich aber auch an Verlockungen zu Ausschweifung und Verschwendung, keine andere Stadt messen konnte." „Nachdem die Stadt makedonisches Joch getragen, wurde sie erst 97 v. Chr. durch Flaminius diese durch ihre Pracht-

bauten damals ausgezeichnetste Stadt Griechenlands auf ein halbes Jahrhundert Sitz der achäischen Bundesversammlung, um dann nach der durch den Neid der römischen Großhändler herbeigeführten völligen Zerstörung durch Mummius (v. Chr. 146), ein Jahrhundert, mit Fluch beladen, wüst zu liegen. Als lateinische Colonie von Cäsar hergestellt und durch Handel und Industrie wieder zu hoher Blüte gelangt, blieb es nun Sitz des Proconsuls, also politische Hauptstadt von Achaia, und bewahrte seinen Namen, wenn auch weniger groß, bis zur gänzlichen Zerstörung durch Erdbeben bis in neuere Zeit."

(G. A. von Klöden.)

Korinthen, s. Corinthen.

KORINTHER (Briefe des Apostels Paulus an die.[1]) I. **Ihre Bedeutung.** Keine Schrift des Neuen Testaments führt so unmittelbar in das volle Leben der apostolischen Zeit hinein wie die Briefe des Paulus an die Gemeinde zu Korinth. Mitten in einem der heftigsten Conflicte entstanden eröffnen sie — und je unabsichtlicher, desto tiefer — die überraschendsten Einblicke in die Zustände jener so bedeutungsvollen Periode. Der lehrhafte Inhalt, welcher dabei zur Sprache kommt, ist durchaus nicht gering[2]), aber ihr Hauptwerth liegt in der Schilderung lebendiger Vorgänge. Die Ungebundenheit des religiösen wie des socialen Lebens auf heidenchristlichem Boden spiegelt sich in Licht und Schatten ebenso deutlich wie das im Alten befangene Judenchristenthum und sein fanatischer Kampf gegen die christliche Freiheit und ihren großen Apostel. Und dem gegenüber die Gestalt des Mannes, der von unwiderstehlichem Drange getrieben das Evangelium in der ganzen Welt verkündigen möchte und hier eine seiner wichtigsten Schöpfungen in Gefahr sieht, heidnischer Sittenlosigkeit oder dem alten jüdischen Irrwahne zu verfallen und sich dem Einflusse ihres geistigen Vaters gänzlich zu entziehen. Das Wort II Kor. 6, 11—13 kann man als Motto unserer Briefe betrachten. Es thut sich in ihnen wirklich das Herz des Paulus auf; sie zeigen ihn in der ganzen Tiefe seines Gemüths wie in seiner ganzen apostolischen Hoheit und nicht minder in der apostolischen Weisheit, mit welcher er, der dann am stärksten ist, wenn er schwach scheint, bald in Strenge, bald in Liebe danach ringt, die Gemeinde als eine heilige Braut für Christus zu rüsten (II Kor. 11, 2).

Die Deutlichkeit, mit welcher viele Züge dieses Bildes zu erkennen sind, und die Kürze des Zeitraums, welchen die Briefe umspannen, reizt unwiderstehlich zu dem Versuche, jede Einzelheit sowol in der Darstellung der Zustände als auch in der chronologischen Folge der Ereignisse ganz genau zu bestimmen. Leider stellen sich demselben aber wegen der blos andeutenden Ausdrucksweise und des Verlustes eines oder mehrerer Briefe die erheblichsten Schwierigkeiten entgegen. Deshalb wird auch im Folgenden ein chronologisches Verfahren nicht ganz durchzuführen sein, da Früheres oft erst aus viel Späterem erschlossen werden kann.[3])

II. **Vorgeschichte des 1. Briefes.**[4]) 1) **Zur Gründung der Gemeinde** kam Paulus im J. 52 oder 53 nach Korinth, voll Furcht und Zittern, ob seine schlichte Predigt vom gekreuzigten Messias die durch die glänzende Dialektik ihrer Philosophen verwöhnten Hellenen gewinnen werde. Aber gerade indem er unter Verzicht auf alle menschliche Weisheit seine Stärke in Erweisung von Geist und Kraft suchte (I, 2, 1—5), gelang es ihm, eine Gemeinde zu sammeln, die, wenn auch wesentlich aus Leuten niedern Standes und höchst bedenklichen Vorlebens bestehend und für tiefere Erkenntniß nicht reif (I, 1, 26—29; 6, 9—11; 3, 1—3), doch bald ein reges christliches Leben entfaltete (I, 1, 4—7) und der Mittelpunkt für die Ausbreitung des Evangeliums in Achaja wurde (II, 1, 1). Die Apostelgeschichte (18, 11; 18) berechnet seinen Aufenthalt in Korinth auf mehr als $1^1/_2$ Jahr. Daß sich Paulus zuerst an die Juden gewendet (Apostelgesch. 18, 4; 6 fg.), darf bezweifelt werden; jedoch zur Zeit des 1. Briefes zählte die wesentlich heidenchristliche (I, 12, 2) Gemeinde auch jüdische Mitglieder (I, 7, 18; 9, 20; 10, 32; 12, 13).

2) Während Paulus Syrien und Kleinasien bereiste (Apostelgesch. 18, 21—23) und dann für 3 Jahre seinen festen Wohnsitz in Ephesus nahm (Apostelgesch. 19, 1; 8; 10; 22; 20, 31), wurde **sein Werk in Korinth fortgeführt durch Apollos**[5]), der jedoch über dem Glanze der Rede den Kern der Heilswahrheit mehr, als Paulus billigen konnte, zurücktreten ließ (I, 1, 17—4, 13). Bei Abfassung des 1. Briefes befindet er sich in Ephesus in gutem Einvernehmen mit Paulus, welches ihn wol auch bestimmt, einen von den Korinthern offenbar erbetenen Besuch abzulehnen (I, 16, 12), um der inzwischen eingetretenen Spaltung (s. u. 4a) nicht neue Nahrung zu geben.

3) Schon **vor dem 1. Briefe hat Paulus einen jetzt verlorenen nach Korinth geschrieben.** Nach seinem eigenen Citat I, 5, 9 untersagte er darin nachdrücklich jeden Verkehr mit Unzüchtigen. Einige haben vermuthet[6]), daß ein Stück desselben noch erhalten sei in dem Abschnitte II, 6, 14—7, 1, welcher an seiner jetzigen Stelle den Zusammenhang auffällig unterbricht und andern für unecht gilt. Welche Gegenstände der Brief sonst noch behandelt haben mag, wird sich unter VI, 2 und VII, 1 ergeben.[7])

1) Vgl. den Art. Paulus S. 198—200. 2) Vgl. besonders I, 2, 10—16; 7, 1—40; 8, 4—6; 10, 1—5; 16—22; 11, 3; 23—32; 12, 1—11; 15, 1—57; II, 3, 6—18; 4, 4—6; 5, 1—10; 14—21; 8, 9.

3) Ueber den hier nicht zu behandelnden Gewinn, den die Korintherbriefe für die Erkenntniß der ursprünglichen kirchlichen Organisation bieten, s. den Art. Kirche S. 129; 134—136. 4) Als 1. und 2. Brief (oder I und II) bezeichnen wir die im Neuen Testament vorliegenden Schreiben. 5) S. diesen Artikel, sowie Apostelgesch. 18, 24—19, 1. 6) Hilgenfeld, Einleitung in das Neue Testament (1875) 287, 1. Zusammenfassend: Franke, Theolog. Studien und Kritiken 1884, 544—553. 7) Dem Wunsche, einen doch gewiß inspirirt gewesenen Brief des Paulus sammt dem unter 4c zu erwähnenden der Korinther nicht verloren zu sehen, kommt ein schon von Gregor dem Erleuchter um 300 als echt benutztes, nur in armenischen Bibeln erhaltenes klägliches Machwerk entgegen, ein Brief der Korinther an Paulus mit Klagen über (gnostische) Irrlehren, eine Schilderung der Betrübniß des Paulus darüber und seine Antwort,

4) Bald danach — denn noch im 1. Briefe (5, 9—13) muß er ein Misverständniß des verlorenen richtigstellen — erhielt Paulus neue Nachrichten aus Korinth. a) Die Angehörigen einer gewissen Chloe hinterbrachten ihm, daß sich in Korinth vier Parteien gebildet hatten, die sich nach Paulus, Apollos, Kephas, Christus nannten (I, 1, 11 fg.). Der Gegensatz der beiden ersten lag gewiß nur in der Persönlichkeit und Lehrart ihrer unfreiwilligen Häupter begründet. Dagegen ist die dritte nur aus ursprünglich judenchristlicher Antipathie gegen den korinthischen Libertinismus begreiflich. Mögen sich ihr auch ängstliche Heidenchristen angeschlossen haben (vgl. 7, 18b; 8, 7; 10—13), den Parteinamen Petriner konnten nur Judenchristen und am leichtesten zugewanderte aufbringen, welche ebenso Schüler des Petrus waren wie die andern Schüler des Paulus, bez. des Apollos. Jedenfalls waren sie minder schroff als die räthselhafte vierte Partei, da nur von dieser die späteren heftigen Angriffe gegen Paulus ausgehen. Denn es darf jetzt als gesichert gelten, daß sie auf die Männer zurückgeht, welche nach II, 10, 7 Christo anzugehören behaupten. Allein da deren Schilderung sich ganz auf den 2. Brief stützen muß, weil sie im 1. kaum weiter berücksichtigt sind, so mag dieselbe bis V, 1 verschoben werden.[8]) Zu der gelinden Beurtheilung dieser Partei im 1. Briefe trug vielleicht

b) die Ankunft des Stephanas, Fortunatus und Achaikus (I, 16, 17 fg.) bei, welche Paulus beruhigten, wie sie vorher die Korinther beschwichtigt hatten. Von den Angehörigen der Chloe waren sie wol verschieden, da Stephanas nach I, 16, 15; 1, 16 ein eigenes Hauswesen hatte. Jene oder wol eher diese mögen nun

c) den Brief der Korinther an Paulus überbracht haben, in welchem ihm diese neben einer sehr ungehörigen Antwort auf sein verlorenes Schreiben (I, 5, 10) eine Reihe von Fragen bezüglich des Gemeindelebens zur Entscheidung vorlegten (I, 7, 1 u. s. w.; s. Abschnitt III). Aber noch bevor sich Paulus zur Beantwortung desselben anschickte, ja wol ehe er ihn erhielt, muß er

5) den Timotheus nach Korinth gesandt haben (I, 4, 17, vgl. auch Apostelgesch. 19, 21 fg.), jedoch auf einem Umwege, sodaß sein Eintreffen erst nach dem des 1. Briefes zu erwarten war (I, 16, 10 fg.). Nach dem, was seiner ersten Erwähnung unmittelbar vorhergeht, erscheint es als seine Hauptaufgabe, dem Parteigetriebe in Korinth entgegenzuwirken; nach I, 16, 10 fg. ließ dieselbe ihn wie Paulus nicht ohne Besorgniß. Ueber seine Erfolge s. VII, 4.

III. Im 1. kanonischen Briefe nun ermahnt Paulus die Gemeinde nach dem Gruße (1, 1—3) und nach einer allgemeinen Anerkennung ihrer geistigen Ausrüstung (1, 4—9) zum Aufgeben der Parteiungen (1, 10—16), deren Nichtberechtigung er besonders den Anhängern des Apollos gegenüber eingehend nachweist (1, 17—4, 13). Die Erwähnung der Sendung des Timotheus und seiner eigenen baldigen Ankunft zu eventuell strengem Einschreiten (4, 14—21) leitet über zur Besprechung jener Punkte des Gemeindelebens, von denen Paulus theils durch den Brief, theils durch die Reisenden aus Korinth Nachricht erhalten hatte. Vor allem fordert er von der Gemeinde, einen Mann, der seine eigene (Stief-) Mutter geheirathet hatte, in feierlicher Versammlung und geistiger Vereinigung mit dem Apostel und der Kraft Christi auszustoßen und dem Satan entweder zur Tödtung oder zur Peinigung mit schwerer Krankheit zu übergeben, damit seine Seele im Jüngsten Gericht gerettet werde (5, 1—8), und gebietet unter authentischer Auslegung seines verlorenen Briefes, daß man mit offenbaren Sündern aus der Gemeinde nicht einmal zusammen esse (5, 9—13). Er mahnt ferner ab von dem Processiren vor heidnischen Gerichten (6, 1—11) und von der Unzucht (6, 12—20), entscheidet die Anfrage über die Fälle, in denen Verehelichung, Scheidung, Ehelosigkeit erlaubt, bez. räthlich sei (7, 1—40), und die über das Essen oder Meiden des von heidnischen Götzenopfern herrührenden Fleisches (8, 1—11, 1), tadelt das Auftreten der Frauen beim Gottesdienst ohne Schleier (11, 2—16) und die Entweihung des Mahles des Herrn durch die Unsitte, daß jeder seine mitgebrachten Speisen selbst verzehrt und der eine trunken ist, während der andere hungert (11, 17—34); er erklärt sich über die Anfrage wegen der Schätzung der verschiedenen vom Heiligen Geiste in den Gemeindegliedern gewirkten Gaben, speciell in Bezug auf das Sprechen im Gottesdienste und misbilligt das Ueberwiegen des sogenannten Zungenredens, jenes Redens in verzückten Lauten, und die dabei vorkommende Unordnung (12, 1—14, 40); endlich vertheidigt er nachdrücklich die Wahrheit der Auferstehung gegen ihre Leugner (15, 1—58). Zum Schluß gibt er Anweisungen über die Sammlung einer Collecte für die Christen in Judäa (16, 1—4), kündigt der Gemeinde seine Ankunft über Macedonien an (16, 5—9) und schließt mit schon erwähnten Mittheilungen und mit Segenswünschen (16, 10—24). — Geschrieben hat er den Brief kurz vor Ostern (5, 7 fg.), und zwar, wenn die in Apostelgeschichte 20, 1—6 erwähnten Reisen durch Macedonien und Hellas bis zur letzten Fahrt nach Jerusalem (zwischen Ostern und Pfingsten: Apostelgesch. 20, 6; 16) binnen einem Jahre folgten, gegen Ende seines dreijährigen Aufenthaltes in Ephesus (I, 16, 8), 3½ Jahre (Apostelgesch. 24, 27; 27, 9) vor seiner Abreise nach Rom (Herbst 60 oder 61), also 57 oder 58[9]).

IV. Zwischen dem 1. und 2. Briefe muß Paulus einen weiteren Brief nach Korinth gesandt haben. 1) Spielraum für diese Annahme ist genug vorhanden, da der 2. Brief laut 8, 10 und 9, 2 erst nach dem Anfange eines neuen Jahres verfaßt ist, d. h. nach der jüdisch-bürgerlichen und zugleich nach der macedonischen Rechnung frühestens im October. Nach Apostelgesch. 20, 3 und 6 fällt er spätestens in den December.

welche freilich als sein dritter Brief bezeichnet wird; deutsch mit ausführlichem Beweise der Echtheit bei Rinck, Das Sendschreiben der Korinther u. s. w. (1823). Vgl. Hilgenfeld, Einl. S. 144.

8) Geschichte und Literatur der Untersuchungen über sie bei Holtzmann, Zeitschr. für wissensch. Theolog. 1885, 233—245.

9) Zur Chronologie vgl. den Art. Paulus S. 193 fg. S. u. VII, 3.

2) Nach der ausdrücklichen Notiz II, 2, 4; 7, 8 hat Paulus den letztvorhergegangenen Brief unter viel Herzensangst und Thränen geschrieben und die Korinther darin so sehr betrübt, daß es ihn zeitweise gereute. Dies kann von dem 1. Briefe trotz aller streng klingenden Stellen (4, 8—10; 18—21; 5, 2; 6; 6, 5; 8; 11, 22; 15, 34 u. s. w.) unmöglich gelten. Zudem hat der fragliche Brief die völlige Umstimmung der Gemeinde zum Besseren, welche II, 7, 7—11 berichtet wird, unter den Augen des Titus kurz vor dem 2. Briefe (s. IX), also lange nach dem Eintreffen des 1. Briefes hervorgebracht.

3) Der Urheber der Betrübniß, von dem II, 2, 5—11 und 7, 12 handelt, kann schwerlich der Blutschänder (I, 5, 1—6) gewesen sein. Daß die vielfach ähnlich gravirte Gemeinde (II, 12, 21) seine Bestrafung verweigert und zuletzt, und nur ihrer Mehrzahl nach, ihm blos eine geringere Buße auferlegt (2, 6), ja daß sich Paulus theils in Anbetracht der Reue des Sünders (2, 7), theils um sich die Gemeinde nicht gänzlich zu entfremden (2, 11), damit zufrieden gegeben habe, darf zwar nicht als unmöglich gelten. Schwerlich aber konnte Paulus seine so unerlaßliche Forderung der Ausstoßung des Sünders als ein bloßes Mittel zur Prüfung des Gehorsams der Gemeinde bezeichnen (2, 9; 7, 12); als Beleidigung kann jene Sünde genau genommen weder gegenüber Paulus noch gegenüber der Gemeinde (2, 5) gefaßt werden, aber auch kaum gegenüber dem Vater des Sünders, in dessen Interesse Paulus die ganze Sache in Scene gesetzt hätte (7, 12). Obendrein war derselbe, wenn nicht Concubinat, sondern Ehe vorliegt (s. I, 5, 1 fg. τὸ ἔχειν und die Aoriste), sicher todt. Der Schluß von II, 7, 12 und die Wendung in II, 2, 5, daß nicht Paulus, sondern die Gemeinde beleidigt sei, gewinnen ihre Feinheit erst dann, wenn es sich wirklich um eine gegen Paulus gerichtete Beleidigung handelt, durch die sich ehrenhalber die ganze Gemeinde getroffen fühlen mußte.[10]) Die Bestrafung derselben (II, 2, 9; 7, 12) kann nun Paulus nur in einem Zwischenbriefe gefordert haben. Die Beleidigung selbst aber wird begreiflich aus den

V. Zuständen in Korinth während der Periode zwischen dem 1. und 2. Briefe, speciell aus dem Erstarken der Christuspartei. 1) Zur Charakteristik dieser Partei (vgl. oben II, 4a) dient vor allem, daß ihre Häupter, welche nach II, 10, 7 Christo in besonderer Weise anzugehören behaupteten, nach II, 11, 22 geborene Juden sind, die nach II, 10, 13—16 unberufen in das Arbeitsfeld des Paulus zu Korinth als Apostel (II, 11, 13—15) eingedrungen waren, dem Paulus das Apostelrecht absprachen (II, 10, 7, vgl. 10, 8 ἐξουσία, und I, 9, 2) und seiner Predigt ein anderes Evangelium mit einem andern Jesus und einem andern Geiste entgegenstellten (II, 11, 4). Dies kann nur das von Paulus schon bei den Galatern zu bekämpfende[11]) schroff judaistische Evangelium sein, gegen welches denn auch fast sämmtliche dogmatische Ausführungen und Andeutungen des 2. Briefes sich richten (13, 2 fg.; 10, 5; 3, 6—18; 4, 4—6; 5, 14—21; 1, 19 fg.). Angehörige Christi nannten sich dessen Vertreter möglicherweise auf Grund von Erscheinungen des Auferstandenen, deren sie sich rühmen konnten (vgl. I, 15, 6) und denen Paulus I, 9, 1; II, 12, 1—7 die seinigen gegenüberstellen würde. Allein der weit wichtigere, wenn nicht einzige Grund war höchst wahrscheinlich ihre persönliche Unterweisung durch Jesus.[12]) Dies nicht nur wegen des Parallelismus mit den andern Parteien, sondern auch wegen ihres Rühmens fleischlicher Vorzüge (II, 11, 18; 5, 12). Dann können aber ihre Empfehlungsbriefe (II, 3, 1) kaum anderswoher als aus der von den Uraposteln geleiteten Gemeinde zu Jerusalem stammen, wenn auch unter den nach Ansicht der Korinther „übergroßen Aposteln“ (II, 11, 5; 12, 11) weniger leicht die Zwölf als die Eindringlinge selbst gemeint sind, denen Paulus den Apostelnamen auch II, 11, 13 nur wegen ihrer persönlichen Unlauterkeit, nicht wegen sonstigen Mangels an Qualification abspricht. Daß er bei seinem dringenden Wunsche, durch persönliche Ueberbringung einer bedeutenden Collecte (I, 16, 1—4; II, 8 fg.) alle Zwistigkeiten mit der jerusalemischen Gemeinde (vgl. Gal. 2, 11—21) zu überwinden (II, 9, 12—15), nicht Emissäre derselben so heftig bekämpfen würde, ist nicht stichhaltig, da er seine Gemeinde eben um keinen Preis aufgeben und bei seiner unbedingten Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit eine Verständigung mit Jerusalem trotzdem noch für möglich halten konnte.

2) Die Thätigkeit dieser Eindringlinge in Korinth war wesentlich auf Bekämpfung des Paulus gerichtet; Beschneidung und die andern Stücke der gesetzlichen „Gerechtigkeit“ (II, 11, 15) forderte man (zunächst) nicht, weshalb sich auch bei Paulus die sachliche Polemik auf Andeutungen beschränkt. Jedenfalls war es von den Judaisten sehr klug, in Korinth zuerst den Einfluß des Paulus zu untergraben. Am ehesten konnten sie Eindruck zu machen hoffen mit der Behauptung, Paulus sei gar kein Apostel, da er Jesus nicht gekannt habe. Dieselbe taucht schon I, 9, 1—3 auf. Seine Predigt nannten sie verhüllt (II, 4, 3), il [illegible] inen Verführer (II, 6, 8), der alles aus sich [illegible] se (II, 3, 5) und statt Christus sich selbst predi[illegible]). Denn seine Berufung auf die Erscheinung [illegible] rch die er sein Apostelamt empfangen hatte ([illegible] nd auf andere Visionen (II, 12, 1—7) legte [illegible] als ruhmredige Selbstanpreisung (II, 3, 1; 5, 12), ja als eine an Wahnsinn grenzende Ueberspanntheit aus (II, 5, 13; 11, 16; 1). Sehr geschickt wußten sie es ferner zu benutzen, daß ihn bei seiner letzten Anwesenheit seine Energie gegenüber

10) Die Verbindung beider Annahmen, daß der Blutschänder zugleich die Beleidigung ausgestoßen, ist undurchführbar, da er entweder excommunicirt und dadurch einem anderweiten Strafverfahren der Gemeinde entrückt war, oder neben der Verzeihung seiner Beleidigung ein Urtheil über sein früheres Verbrechen nicht fehlen konnte.

11) Gal. 1, 6—10; 2, 11—3, 5; 28; 4, 8—11; 17; 5, 1—12; 15. 6, 12— 12) Daß diese Bezeichnung dann auch von ihren Anhängern angenommen wurde, die Jesum nie gesehen, ist ebenso wenig eine Gegeninstanz wie gegen die gleiche Erklärung der Kephasleute die Ausdehnung dieses Namens auf korinthische Heidenchristen (s. oben II, 4a).

den Sündern in der Gemeinde verlassen hatte (II, 12, 21; s. u. VI, 1; VII, 1). Persönlich, sagten sie, sei er schwach, desto muthiger aber in seinen Briefen (II, 10, 1; 9 fg.; 11, 21; 6). Hier werfe er sich zum Herrn des Glaubens der Gemeinde auf (II, 1, 24) und wolle seine Macht zur Zerstörung statt zum Aufbau derselben gebrauchen (II, 10, 8; 13, 10) und einzelne Glieder zu Grunde richten (II, 7, 2). Und da er beim letzten Abschied für seine nächste Anwesenheit unnachsichtliche Bestrafung der Sünder angekündigt (II, 13, 2; s. u. VI, 1 und VII, 1 ex.) und z. B. über den Blutschänder sich kraft des in ihm redenden Christus die Macht zur Herbeiführung eines Gottesurtheils zugeschrieben hatte (I, 5, 4), was II, 13, 3 und 6 noch mit hereinspielt (VII, 4), so konnte man die Verzögerung eines angekündigten Besuches (VII, 1 fg.) um so eher aus Feigheit und seine angeblich undeutlichen Mittheilungen über denselben aus Zweizüngigkeit erklären (II, 1, 15—23). Als directen Beweis aber, daß er sein Apostelrecht selbst nicht aufrecht halten könne, benutzte man seinen edeln und gerade im Interesse seiner Unabhängigkeit (I, 9, 12; II, 11, 12) so nöthigen Grundsatz, Unterhalt von der Gemeinde trotz seines Anrechtes darauf (I, 9, 1—14) nicht zu nehmen, sondern ihn durch eigener Hände Arbeit zu verdienen (I, 4, 12) und in Zeiten der nicht ausbleibenden Noth (I, 4, 11) sich nur von auswärtigen Gemeinden unterstützen zu lassen (II, 11, 7—12); und dazu fügte man die Verdächtigung, daß er sich an der Collecte (I, 16, 1—4) schadlos halte (II, 12, 16—18).

Und durch solche niedrige Insinuationen nebst dem maßlosen Rühmen ihrer äußerlichen Vorzüge, speciell ihrer persönlichen Kenntniß Jesu (II, 5, 12; 11, 18; 22 fg.) hatten diese Leute, welche Paulus geradezu Lügenapostel, trügerische Arbeiter und Satansdiener nennt (II, 11, 13—15), den Korinthern so sehr imponirt, daß diese sich von ihnen auf die schmählichste Weise knechten und aussaugen ließen (II, 11, 20).

Unter solchen Umständen begreift es sich, daß eine ganz infame Beleidigung gegen Paulus ausgestoßen und von der Gemeinde zunächst nicht geahndet wurde, bis der unter IV erschlossene Zwischenbrief sie dazu brachte. Da Paulus sich gegenüber allen bisher genannten Vorwürfen auf eine Vertheidigung einläßt, so möchte jene Beleidigung eher einen in unsern Briefen nicht erwähnten Inhalt gehabt haben. Vielleicht erlangte sie ihre alles andere überragende Bedeutung auch mit durch die Person ihres Urhebers oder dadurch, daß sie in feierlicher Versammlung, nach einigen in Gegenwart eines Abgesandten des Paulus oder gar des Paulus selbst ausgestoßen wurde. Dies führt auf die Besprechung

VI. einer zu vermuthenden Zwischenreise des Paulus nach Korinth. 1) Daß Paulus vor Abfassung des 2. Briefes bereits 2 mal in Korinth gewesen war[13]), geht am sichersten aus II, 2, 1 hervor, wo *πάλιν* unmöglich über *ἐν λύπῃ* weg mit *ἐλθεῖν* verbunden werden und unter *λύπη* doch nicht die Furcht vor Miserfolgen beim ersten Auftreten vor den gebildeten Korinthern (I, 2, 3) gemeint sein kann. Danach ist dann auch II, 12, 21 *πάλιν* nicht blos auf das Kommen, sondern zugleich auf *ταπεινώσει* zu beziehen und beweist für eine schon einmal vorgekommene Demüthigung des Paulus vor den Sündern in Korinth (V, 2; VII, 1). Ebenso besagt II, 13, 2 nach der natürlichsten Verbindung der Worte, daß Paulus ihnen schonungslose Bestrafung schon bei seiner zweiten Anwesenheit angekündigt hatte. Ebendeshalb kann II, 12, 14 und besonders 13, 1 nicht von einer dritten Bereitschaft zum Kommen, sondern nur von der Bereitschaft zum dritten Kommen handeln. Ersteres wäre obendrein sehr zwecklos. Denn nur durch wiederholtes Erscheinen, nicht durch bloße Bereitschaft dazu kam Paulus in die Lage, seinen Verzicht auf Unterhalt zu beweisen und ein größeres Recht auf endliche Bestrafung der Schuldigen zu gewinnen. Und wäre II, 1, 15 mit *δευτέρα χάρις* die nächstbevorstehende Ankunft gemeint, so würde sie den Korinthern auch bei einem Reiseplane zutheil, welcher Paulus nur einmal nach Korinth führte; soll also der Absichtssatz nicht alles Zweckes entbehren, so muß nicht nur die zweite, sondern auch die erste Ankunft (*πρότερον*) auf der erstangekündigten Reise bevorstehen (s. VII, 1), und wie oft Paulus vor dieser in Korinth gewesen, bleibt gänzlich offen.

2) Soll nun die zweite Anwesenheit des Paulus in Korinth vor den 1. Brief fallen, dann darf sie allerdings nicht als Rückkehr von einem längeren Ausfluge während des mehr als anderthalbjährigen Aufenthalts bei Gründung der Gemeinde[14]) betrachtet werden. Denn abgesehen davon, daß diese schwerlich als zweiter Besuch zählen würde, ist es undenkbar, daß Paulus die damals empfangene Demüthigung hingenommen und durch seine Abreise nach dem Orient gewissermaßen besiegelt habe; von einem etwa bei jener Abreise geschriebenen Briefe wissen wir aber wenigstens nichts. Es müßte vielmehr ein kurzer Besuch in Korinth während des dreijährigen Aufenthalts in Ephesus angenommen werden. Das Schweigen der gerade hier so wenig genauen Apostelgeschichte ist gewiß keine Instanz dagegen. Freilich spricht auch der 1. Brief immer nur von einer Anwesenheit in Korinth (2, 1—4; 3, 1 fg.; 6; 10) und verräth nichts von einem dazwischengefallenen persönlichen Conflict, zeigt auch Paulus über die Zustände in Korinth nur durch Dritte unterrichtet. Doch erklärt sich dies hinreichend, wenn die Zwischenreise vor den ersten verlorenen Brief (I, 5, 9) fällt. Diesen hätte Paulus dann gerade als Versuch zur Wiederherstellung seiner Autorität der zweiten Anwesenheit direct folgen lassen[15]), und da Stephanas und dessen Genossen sowol ihn als die Gemeinde beruhigt haben (I, 16, 17 fg.), so ist es nur natürlich, daß der 1. Brief den Zwischenfall nicht mehr berührt und über Nachrichten und Fragen neuesten Datums die früheren persönlichen

13) Speciell hiergegen Märcker, Theol. Stud. und Krit. 1872, 153—162; Scholten, Theol. Tijdschrift 1878, 559—589.

14) So zuletzt Völter, Theol. Stud. aus Würtemberg 1882, 140—147. 15) Wegen der Nothwendigkeit eines solchen Versuches ist es nicht räthlich, zwischen Reise und Brief einen längern Zeitraum anzusetzen.

Wahrnehmungen zurücktreten läßt. Auch die Wendung I, 16, 7, Paulus wolle die Korinther jetzt nicht im Vorbeigehen sehen, begreift sich gut, wenn er nicht lange zuvor und mit ungünstigem Erfolge ἐν παρόδῳ bei ihnen gewesen war. Ebenso gut freilich, wenn er einen Besuch ἐν παρόδῳ nur angekündigt hatte. Und wenn die Zwischenreise, von deren betrübendem Erfolge im 2. Briefe noch so viel die Rede ist, erst nach dem 1. Briefe fällt, so wird allerdings die ganze Entwickelung des Conflicts conciser. Eine Entscheidung läßt sich erst aus der Betrachtung

VII. der beiden Reisepläne des Paulus gewinnen. Den in II, 1, 15 fg. mitgetheilten bezeichnet Paulus selbst (II, 1, 17—2, 1) als denjenigen, welchen er unausgeführt gelassen. Und 1) der Plan in I, 16, 5—8 scheint eine ausdrückliche Abänderung des erstgenannten zu sein, welchen Paulus dann auf der Zwischenreise — ihre frühe Ansetzung angenommen — oder im 1. verlorenen Briefe oder durch Timotheus mitgetheilt hätte. Statt zuerst nach Korinth, dann nach Macedonien, dann nochmals nach Korinth zu gehen, um endlich von hier nach Judäa zu reisen (II, 1, 15 fg.), will Paulus I, 16, 5—8 nach Korinth nur einmal und zwar über Macedonien kommen, und scheint durch den nachdrücklichen Zusatz: „denn Macedonien durchreise ich erst" (I, 16, 5), wie durch den andern: „denn ich will euch jetzt nicht im Vorbeigehen sehen" (I, 16, 7), deutlich anzuzeigen, daß er den Plan von II, 1, 15 fg. den Korinthern vor dem 1. Briefe mitgetheilt hatte. Doch das ist nicht zwingend. Es scheint nicht genügend beachtet, daß die einfache Ankündigung baldigen Kommens in I, 4, 19, wenn Paulus doch erst Macedonien zu durchreisen im Sinne hatte, die Korinther irreführen konnte; um dies zu vermeiden, kann I, 16, 5ᵇ geschrieben sein, ja es kann, soll es mit ταχέως in I, 4, 19 noch genauer übereinstimmen, auch bedeuten: Macedonien durchreise ich nur, während ich mich bei euch lange aufzuhalten gedenke. Die Nöthigung aber, den Gedanken abzuwehren, als müsse er eigentlich wenigstens im Vorbeigehen zuerst die Korinther besuchen, konnte Paulus, auch ohne ihnen einen Plan wie II, 1 mitgetheilt zu haben, sehr leicht empfinden, wenn er von einer Reise nach Macedonien schrieb und ihnen vorher nur irgendwie seinen Besuch in nicht zu ferne Aussicht gestellt hatte. Dies könnte nun in dem 1. verlorenen Briefe oder auch durch Timotheus geschehen sein. Jedoch hatte Paulus so kurz vor dem 1. kanonischen Briefe Macedonien als Reiseziel wegen der Collecte (I, 16, 1; II, 9, 2) wol schon ins Auge gefaßt. Leichter ist daher, wenn die Zwischenreise vor den 1. verlorenen Brief fällt, die Annahme, daß Paulus bei seiner zweiten Abreise von Korinth, zu energischem Auftreten augenblicklich nicht fähig, seine Rückkehr und mit ihr strenge Bestrafung der Sünder angekündigt habe, worauf sich dann I, 4, 18 beziehen würde und wofür man in II, 13, 2 eine directe Bestätigung erblicken kann (V, 2; VI, 1).

2) So bleibt es möglich, daß der Plan in II, 1 den Korinthern erst nach dem 1. Briefe mitgetheilt wurde. Und diese Annahme verdient den Vorzug. Denn im Zwischenbriefe hat Paulus nach II, 1, 23; 2, 1; 3 seinen Entschluß kundgegeben, aus Schonung für die Korinther nicht wieder ἐν λύπῃ zu ihnen zu kommen.[16]) Als denjenigen Plan nun, welcher hierdurch eine Aenderung erlitt, bezeichnet er den von II, 1. Dieser scheint danach der letztvorhergegangene zu sein. Jedenfalls liegt nach dem Angeführten der Grund zu der Anschuldigung der Leichtfertigkeit und des Ja und Nein bei des Paulus Reiseplänen (II, 1, 17) in der Zurücknahme seiner Ankündigung durch den Zwischenbrief, muß also durchaus nicht in der I, 16 vermeintlich vorliegenden Abänderung des Planes von II, 1 gefunden werden. Uebrigens wäre die letztere gar keine so bedeutende, da Paulus im 1. Briefe (4, 19), wenn auch nicht zuerst, doch immerhin ταχέως nach Korinth zu kommen denkt. Und wäre sie auf Hinausschiebung seiner Ankunft berechnet gewesen, so müßte Paulus, da er II, 1, 23 und 2, 1 als einzigen Grund für das Aufgeben des Planes von II, 1, 15 fg. seine Schonung der Korinther und Vermeidung einer λύπη nennt, schon die Aenderung in I, 16 aus diesem Beweggrunde vorgenommen haben; aber bei Abfassung des 1. Briefes war er über die Zustände in Korinth gerade beruhigt worden (I, 16, 18). Vor allem aber konnte er nicht in demselben Briefe ankündigen, er komme bald (4, 19). Gewiß deutet die ausdrückliche Bemerkung, Paulus habe Korinth nicht blos nach, sondern auch vor seiner Reise durch Macedonien besuchen wollen, darauf hin, daß gerade dieser Punkt eine Abänderung erlitten hat. Dieselbe braucht aber nicht in dem Plane von I, 16 gesucht zu werden, da sie ebenso gut in der factischen, mit dem Plane von I, 16 schließlich übereinkommenden Ausführung der Reise (II, 1, 8; 2, 12 fg.; 9, 2; 4) vorliegt.

3) Nunmehr wird sich der Zeitpunkt der Zwischenreise fixiren lassen. Mit der soeben begründeten Annahme, daß Paulus den Plan von II, 1 den Korinthern erst nach dem 1. Briefe mitgetheilt, verbindet sich anscheinend angemessen die andere[17]), daß er die Zwischenreise kurz nach dem 1. Briefe unternommen[18]), die Zustände in Korinth aber äußerst ungünstig gefunden, vielleicht jene maßlose Beleidigung erfahren, jedenfalls ohnmächtig die Rückreise nach Ephesus angetreten habe. Sofort nach derselben habe er durch den Zwischenbrief seine Autorität wiederherzustellen gesucht und darin seine demnächstige Ankunft nach dem Plane von II, 1 mitgetheilt, durch deren Aufschub aber sich den bekannten Vorwurf zugezogen. Allein dabei bleibt gänzlich unbeachtet, daß Paulus den Plan von II, 1 in der festen Zuversicht gefaßt hat, die Korinther würden bis zum Ende der Welt erkennen, daß er der Gegenstand ihres Ruhmes im Jüngsten Gericht sei

16) Wegen II, 2, 4; 9; 7, 8; 12 bezeichnen die Aoriste nicht etwa das im gegenwärtigen 2. Briefe Geschehende. 17) Ewald, Sendschreiben des Paulus (1857) 225—228, vgl. schon Jahrbücher der bibl. Wissenschaft II (1850), 227—229; Krenkel, Paulus (1869) 224—231; Weizsäcker; ähnlich Hagge (Titel s. am Schlusse). 18) Das ist nicht etwa durch οὐκέτι II, 1, 23 ausgeschlossen, da er nach dem Zusammenhange mit 1, 17 nur seit Mittheilung des Plans von II, 1 nicht mehr nach Korinth gekommen ist; fiel diese also lange genug nach dem 1. Briefe, so ist zwischen beiden die Zwischenreise möglich.

(II, 1, 13 fg.). Das ist in der λύπη, in welcher die Zwischenreise endete, unmöglich, und daß er seinen Besuch zu unnachsichtlicher Bestrafung der Schuldigen eine Gnadengabe von Gott für die Korinther nennt (II, 1, 15), wegen der darin liegenden Provocation undenkbar. Die Zwischenreise ist also der Mittheilung des Planes von II, 1 auf keinen Fall unmittelbar vorangegangen. Und da sie ihr auch nicht gefolgt sein kann (οὐκέτι 1, 23; vgl. Anm. 18), so kann sie nach dem 1. Briefe nur dann fallen, wenn die Mittheilung des Planes von II, 1 so spät nach demselben gesetzt werden darf, daß inzwischen Paulus wieder Grund zu einer hoffnungsvollen Stimmung gegenüber der Gemeinde erhalten konnte. Nun ist aber dasjenige Zerwürfniß mit derselben, welches im 2. Briefe als beigelegt erscheint, diesem unmittelbar vorausgegangen (II, 2, 13; 7, 5—7; 13). So wäre dem Conflicte der Zwischenreise die Beruhigung, aus welcher der neue Reiseplan hervorging, dieser ein neuer heftiger Conflict und erst letzterem die im 2. Briefe besiegelte Aussöhnung gefolgt. Bedarf man dazu mehr Zeit, als III ex. und IV, 1 berechnet ist, so steht der Ausdehnung der Periode zwischen dem 1. Briefe und der letzten Fahrt nach Jerusalem auf 2 Jahre kein Hinderniß entgegen. Denn den 1. Brief kann Paulus leicht kurz vor seinem vorletzten ephesinischen Osterfeste geschrieben haben, wenn er nur von der ihm bald folgenden Zwischenreise wieder nach Ephesus zurückkehrte, sodaß sein dortiger Aufenthalt im ganzen als dreijährig erschien. Allein da jene zweimalige Aufeinanderfolge von Entzweiung und Aussöhnung gar zu complicirt wird und wenig innere Wahrscheinlichkeit besitzt, so sind wir darauf angewiesen, es mit einfacheren Combinationen zu versuchen. Und da muß die Zwischenreise eben, wie unter VI, 2 probeweise schon geschehen, vor dem 1. Briefe angesetzt werden, dann aber auch gleich vor dem 1. verlorenen Briefe, weil ihre ungünstigen Resultate sonst im 1. Briefe nicht unerwähnt bleiben konnten. Daß die korinthischen Zustände im 1. Briefe in einem etwas besseren Lichte erscheinen, begreift sich daraus, daß Paulus darüber beruhigt worden war (I, 16, 18). Und Vorwürfe wie II, 10, 10 erklären sich nicht nur bei einem persönlichen Zusammenstoße mit den Gegnern, deren bedeutendste allerdings gewiß erst nach dem 1. Briefe in Korinth ankamen, sondern sie können von ihnen recht gut nach Berichten der Augenzeugen ausgestaltet worden sein. Dem entspricht es, daß sich die λύπη der Zwischenreise nach II, 12, 21 (trotz des Zusammenhanges in II, 2, 1—5) nur auf Sünder, nicht auch auf Gegner zu beziehen braucht. Folgte ihr unmittelbar der 1. verlorene Brief (VI, 2), so ist dies ein Grund mehr, diesem nicht die Ankündigung des Planes in II, 1 zuzutheilen.

4) Aber wann ist nach dem 1. Briefe überhaupt jene zuversichtliche Stimmung denkbar, aus welcher der Plan in II, 1 hervorgegangen ist? Sobald das Erstarken der Christuspartei dem Paulus bekannt wurde, ist sie abgeschnitten; denn von da an hat sich die Spannung, wenn wir von den obigen complicirten Möglichkeiten absehen, nur gesteigert, um sich erst direct vor dem 2. Briefe zu lösen. Wir werden also zu der Annahme gedrängt, daß Paulus über den Eindruck des 1. Briefes zunächst günstige Nachrichten erhielt, und zwar dann wol durch den zurückkehrenden Timotheus (vgl. I, 16, 11). Daß dieser bei oder nach Ankunft des 1. Briefes wirklich in Korinth war, braucht nicht bezweifelt zu werden, wenn wir auch über den Erfolg seiner Sendung (s. oben II, 5), trotzdem daß er als Mitverfasser des 2. Briefes (1, 1) erscheint, absolut nichts erfahren. Man erklärt letzteres daraus, daß seine Nachrichten ungünstig waren und entweder die Zwischenreise des Paulus veranlaßten oder im Zwischenbriefe verwerthet, dann aber von den günstigen des Titus (II, 7, 6—16) in den Hintergrund gedrängt wurden. Allein dabei bleibt für die II, 1, 13—15 ausgedrückte freudige Hoffnung eben kein Raum. Erklärlich aber ist das Zurücktreten der Nachrichten des Timotheus ebenso gut, wenn sie günstig waren; denn sie können nur den vorübergehenden Erfolg des 1. Briefes wiedergegeben haben, der bald in sein Gegentheil umschlug. Speciell darf man nach dem Ergebniß in IV, 3 vielleicht vermuthen, daß der Blutschänder während der Anwesenheit des Timotheus excommunicirt wurde. Aber gerade diese von der Gemeinde nur im ersten Eifer vollzogene That bot den besten Anlaß zu den V, 2 dargelegten schweren Verleumdungen gegen Paulus; und deshalb mußte dieser, nachdem er in der Freude über die Mittheilungen des Timotheus seine I, 16 ausgesprochene Absicht, die Korinther jetzt nicht im Vorbeigehen zu besuchen, doch geändert und ihnen seinen sofortigen Besuch nach II, 1 angekündigt hatte, diesen Plan aus Schonung für sie aufgeben. Wer den zweiten Reiseplan überbracht und wol auch die schlimmen Nachrichten zurückgebracht, darüber wird unter IX eine Vermuthung gestattet sein.

VIII. Der Inhalt des Zwischenbriefes, welcher hiernach an die Stelle des angekündigten baldigen Besuches trat, ist unter IV (und VII, 3), soweit bisjetzt erkennbar, angedeutet. Aber es fragt sich, ob uns nicht ein Stück desselben erhalten ist in II, 10, 1—13, 10.[19] Natürlich gilt es vor allem 1) zu untersuchen, ob der Abschnitt 10, 1—13, 10 von dem 2. Briefe abgetrennt werden darf, bez. muß. Daß der in ihm herrschende überaus heftige und erregte Ton von dem in der Hauptsache ruhigen, ja freudig gehobenen der ersten 9 Kapitel total abweicht, ist allgemein zugegeben, und mit der Reue über die den Korinthern zugefügte Betrübniß (7, 8), welche nur durch den über Erwarten günstigen Erfolg beschwichtigt worden ist, will sich das erneute Schelten schwer vereinigen. Aber auch der Inhalt ist in den wichtigsten Punkten geradezu entgegengesetzt. Nach 1, 13 fg.; 3, 2 fg.; 1, 11 erkennen die Korinther wenigstens theilweise Paulus als Gegenstand ihres Ruhmes, sodaß er sich nicht scheut, ihnen Material dazu gegenüber den Judaisten zu geben (5, 12). Aber 12, 11 heißt es nur:

---

19) So in Ausgestaltung eines Gedankens von Semler und andern: Hausrath, Der Vier-Kapitel-Brief des Paulus an die Korinther (1870).

ich müßte von euch empfohlen werden — von Rühmen ist keine Rede — statt dessen haben sie ihn aber durch ihre Geringschätzung gezwungen, wie ein Wahnsinniger sich selbst zu rühmen (11, 1; 16; 12, 11), von den Judaisten aber haben sie sich das paulusfeindliche Evangelium gefallen lassen (11, 2—4), ja sie lassen sich von ihnen bereitwillig unterjochen, ausbeuten und ins Angesicht schlagen (11, 19 fg.). Nach Kap. 7 ist Paulus über alle Erwartung getröstet und erfreut, daß sie insgesammt (7, 13; 15) den Titus mit Furcht und Zittern aufgenommen und auf den strengen Brief hin Buße gethan (7, 8 fg.) und Eifer, Sehnsucht, Liebe gegen Paulus bewiesen haben (7, 7; 11; 8, 7), sodaß er seiner Freude nicht genug Worte leihen kann; nach 12, 20 fg. fürchtet er, vor ihnen gedemüthigt zu werden, weil er sie nicht finden werde, wie er sie wünscht. Denn während sie nach 7, 11 Entrüstung über die Sünder gezeigt und Vergeltung geübt und sich in allen Stücken als rein bewiesen haben, fürchtet er bei ihnen Streit, Verleumdung, Ueberhebung, Unbotmäßigkeit und eine große Zahl schon bei seiner zweiten Anwesenheit gewarnter, aber noch immer unbekehrter Unzüchtiger.

Wie ist das zu erklären? Wechselnde Stimmungen, Ortsveränderungen, Störungen (11, 28) oder neue ungünstige Nachrichten rechtfertigen es auf keinen Fall, daß Paulus einen so widerspruchsvollen Brief wirklich absendet. Insbesondere konnte er das reiche Lob der Willigkeit und die dringende Aufforderung zu reichlicher Beisteuer für die Collecte (II, 8 fg.) nicht stehen lassen, wenn er 12, 16—18 den Argwohn berichten muß, daß er sie für sich verwende. Alles würde sich lösen, wenn Paulus wirklich, nachdem er in Kap. 1—9 seine Aussöhnung mit der Gemeinde als Ganzem vollzogen, in Kap. 10—13 desto sicherer nur seine Gegner und die von ihnen bethörte Minorität zu Boden schlagen wollte, eine Disposition, die man 10, 6 ausdrücklich angegeben glaubt. Allein abgesehen davon, daß dieser Uebergang durch *αὐτὸς δὲ ἐγώ* 10, 1 gewiß nicht hinreichend angedeutet ist, trifft es eben nicht zu. Wo die Gegner gemeint sind, werden sie genau wie I, 4, 18; 9, 3; II, 2, 17; 3, 1; 4, 2 fg.; 5, 12; vgl. I, 15, 12 durch *τινές*, *ὁ τοιοῦτος* oder andere Wendungen von der Gemeinde geschieden (II, 10, 2—6ᵃ; 7; 10—13; 11, 4ᵃ; 12—15; 18—23; vgl. 11, 5; 12, 11); mit *ὑμεῖς* aber ist überall die Gesammtheit nicht nur formell angeredet, sondern auch wirklich gemeint. Oder sollen die, zu denen Paulus seine Boten gesandt hat (12, 17 fg.), gekommen ist (10, 13 fg.; 11, 8) und wiederkommen will (12, 14; 13, 1), über deren Gebiet hinaus er seine Thätigkeit zu erweitern gedenkt (10, 16), von denen er keinen Unterhalt genommen (11, 7—11; 12, 13—16), aber eine von ihm angeblich ausgebeutete Collecte erwirkt hat (12, 16—18), unter denen er Zeichen und Wunder eines Apostels gethan (12, 12), von denen er Wachsthum im Glauben erwartet (11, 15), die er als reine Braut Christo darstellen möchte (11, 2) oder seine Kinder nennt (12, 14), zu deren Auferbauung, nicht Zerstörung er sein Apostelamt empfangen hat (10, 8; 13, 10) und übt (13, 7—9) und die er deshalb Geliebte nennt (12, 19ᵇ; vgl. 11, 11; 12, 15), nur seine Gegner und ihr Anhang sein? Und wenn dies eben unmöglich ist, dann ist durch den unzerreißbaren Zusammenhang zwischen 12, 19ᵇ; 11, 2; 12, 12 und ihren Umgebungen auch bewiesen, daß die ganze Gemeinde eine Selbstvertheidigung von ihm fordert (12, 19ᵃ), daß auch die Streitsüchtigen und Unzüchtigen 12, 20 fg., von denen letztere ohnehin nicht bei den Judaisten zu suchen sind, nicht eine verführte und von der Gesammtheit trennbare Minderheit bilden, und daß die ganze Gemeinde, welche eine Braut Christi sein sollte, wegen des Anschlusses an das judaistische Evangelium dem Abfalle von der lautern Liebe zu dem wahren Christus ausgesetzt ist (11, 3 fg.), wie sie als ganze sich geneigt zeigt, Paulus für nahezu wahnsinnig zu halten (11, 1; 16) und ihn zu wahnsinnigem Selbstruhme zwingt (12, 11). Auch 10, 1 fg. ist die Bestrafung der Gegner (*τινές*) fest beschlossen, die der Gemeinde (*ὑμεῖς*) soll vermieden werden; danach hatten also den Vorwurf persönlicher Feigheit trotz 10, 10 nicht blos jene erhoben. In dem Tadel 12, 11 ist obendrein für Jeden, der die *ὑπερλίαν ἀπόστολοι* nicht in Jerusalem sucht (vgl. V, 1), mit *ὑμεῖς* ausdrücklich die Gemeinde neben den Verführern bezeichnet; ebenso 11, 19 fg., wenn sie trotz ihres in gleicher Weise schon I, 4, 10 an der Gesammtheit gerügten Klugheitsstolzes sich von den wahnsinnigen Verführern knechten läßt, und 10, 6ᵇ gerade auch bei der zur Bestreitung dieser Ansicht dienenden obigen Auslegung. Hiernach wird endlich auch 10, 9; 11, 6; 12, 6 zu deuten und insbesondere aus 13, 3—6 zu entnehmen sein, daß die ganze Gemeinde die Kraft Christi in Paulus zur Bestrafung der Sünder bezweifelte, während ihr eigener Glaubensstand nicht über allen Zweifel erhaben war (vgl. 10, 15 und dagegen 1, 24).

Gewiß ist das der Gemeinde in Kap. 1—9 ertheilte Lob nicht zu überschätzen. Durch *ἀπὸ μέρους* 1, 14 wie durch 6, 12 fg. wird es eingeschränkt. Den Hauptschuldigen hat nur die Mehrheit bestraft (2, 6), und Paulus schickt vor seiner Ankunft doch erst noch einen Brief. Aber durch diesen vollzieht er trotz alledem mit der Gemeinde, und zwar als einheitlicher (*πάντες* 2, 3; 7, 13; 15; vgl. 11; 16), seine Aussöhnung (2, 9—11; 7, 2—16). Mag das allgemeine Lob ihrer Vorzüge 8, 7 zu freigebig sein, so ist doch durch ihre Buße und ihren Eifer für Paulus der frühere Zustand der Auflehnung gegen ihn ausdrücklich aufgehoben (7, 8—16). Vorwürfe werden, besonders wenn man 6, 14—7, 1 ausscheidet (s. Anm. 6), eigentlich nur den Judaisten, und weit weniger heftig, gemacht (2, 17; 3, 1; 4, 2 fg.; 5, 12), die alten Vorwürfe gegen Paulus aber nur noch einmal zur letzten Klarstellung ihrer Unrichtigkeit berührt (1, 12; 24; 3, 1; 5, 12 fg.; 3, 5; 4, 2; 5; 1 fg.; 6, 3; 8 fg.; 7, 2 fg.; 8, 20), ausführlicher nur der Aufschub seines Besuchs (1, 15—2, 4).

Gegenüber diesen Nachweisen total verschiedener Situation können positive Beweise der Einheitlichkeit des 2. Briefes schon ihrer Natur nach nicht ins Gewicht fallen. Wie oft wird nicht dem Fernstehenden ein späterer Brief einen früheren, schwer verständlichen erläutern

und, zuerst gelesen, ihn Punkt für Punkt vorzubereiten scheinen; und wie leicht konnte nicht Paulus in zwei aufeinanderfolgenden Briefen sich zuerst gegen judaistisches und dann (6, 1; 12, 19) gegen heidnisches Unwesen wenden!

2) Muß aber einmal der 2. Brief zerlegt werden, dann ist es auch außer Frage, daß die 4 letzten Kapitel zeitlich vor die 9 ersten fallen. Bezüglich der allgemeinen Stimmung der Gemeinde gegen Paulus ist dies so klar, daß es nur an Einzelpunkten noch eines Nachweises bedarf. Ausdrücklich abzulehnen ist dabei von Hausrath's Beweismitteln dies, daß 13, 1—3 das Gericht über den Blutschänder, welches 2, 5—11 als vollzogen erscheine (s. hiergegen übrigens IV, 3), noch ausstehe, da wegen πᾶν ῥῆμα (vgl. auch 13, 2; 12, 20 fg.) vielmehr eine Mehrzahl von Fällen gemeint ist; ebenso das andere, 11, 4 stehe die Ankunft eines der Urapostel bevor, statt dessen nach 3, 1 untergeordnete und im Vergleiche zu den früheren weniger schroffe Judaisten gekommen seien.

Wirklich zeigt sich dagegen das frühere Stadium in 12, 16—18 bei dem Vorwurfe wegen Misbrauchs der Collecte, welcher in Kap. 8 fg. so weit gehoben ist, daß Paulus dieselbe voll Zuversicht empfehlen kann. Daß er trotzdem sich durch Garantien gegen jede Erneuerung des Vorwurfes sichert (8, 18—23), wird ihm jeder, gegen den einmal ein Verdacht laut geworden ist, auch nach dessen gänzlichem Schwinden nachthun.

Ebenso steht es mit den Reiseplänen. Neben der mit dem jüngsten Plane (II, 1, 15 fg.) anscheinend übereinstimmenden Ankündigung baldigen Besuches (13, 1; 12, 14) läßt sich die VII, 2 für den Zwischenbrief geforderte Zurücknahme derselben unschwer 12, 20 fg. und 13, 10 erkennen. Hiermit schien Paulus der Erweisung seiner Strafmacht an den Sündern (13, 3) nicht blos durch thatsächliches Ausbleiben, sondern zugleich durch ausdrückliche, in sich widerspruchsvolle Erklärungen auszuweichen. Ist dem so, dann konnte der Vorwurf feigen Wegbleibens, wenn auch schon früher erhoben (I, 4, 18), mit dem der Zweizüngigkeit (II, 1, 17) erst nach Ankunft des Zwischenbriefes verbunden werden. Dazu stimmt es nun, daß er, so gewendet, in 10—13 nicht vorkommt, dagegen in 1—9 der einzige ist, welcher eine ausführliche Widerlegung erfährt (1, 15—2, 4). Der zeitliche Abstand zeigt sich ferner darin, daß die Schonung der Gemeinde 13, 10 als Grund für das gegenwärtige, 1, 23 fg. für ein vergangenes Ausbleiben bezeichnet wird (s. Anm. 16), und ἔγραψα 2, 3 paßt als directe Zurückverweisung auf 13, 10.

Selbstempfehlung endlich läßt sich zwar schon im 1. Briefe finden (2, 16; 4, 3; 5, 4; 9, 1—23; 14, 8; 15, 10), aber ihr ängstliches Vermeiden II, 3, 1 und 5, 12 und der eigenthümliche Uebergang auf die ἔκστασις II, 5, 13, an welche ein Stück Selbstruhm geknüpft sein muß, machen es wahrscheinlich, daß der letzte Brief des Selbstruhmes speciell bezüglich einer Ekstase ganz voll gewesen war, wozu eben nichts besser paßt als 11, 1—12, 15 und speciell 12, 1—6.

Vollständig liegt der Zwischenbrief in Kap. 10, 1—13, 01 freilich nicht vor, da hierin über den Beleidiger des Paulus (IV, 3) nichts enthalten ist. Dies darf aber an der Wahrscheinlichkeit der Hypothese nicht irre machen. So gut wie ganze Briefe konnten auch blos Theile von solchen verloren gehen oder unterdrückt werden. Das Stück 10, 1—13, 10 wurde den andern Briefen beim Abschreiben für die Zwecke der kirchlichen Vorlesung vielleicht deshalb einfach angereiht, weil es, bereits Fragment, eines selbständigen Anfangs entbehrte. Damals oder später mag der Schluß (13, 11—13), der zum Zwischenbrief doch kaum paßt, ans Ende des Ganzen gerückt worden sein.

Gehört 12, 18 zum Zwischenbrief, so muß Titus schon vor demselben einmal in Korinth gewesen sein. Das schließt sich aber gut mit den sonstigen Nachrichten über

IX. die Reisen des Titus zusammen. Nach II, 7, 13—15 vgl. 7, 8 hat er die Wirkungen des Zwischenbriefes beobachtet, den er wol selbst, und zwar jedenfalls noch von Ephesus aus (II, 1, 8; 2, 12), überbrachte. Paulus hoffte mit ihm in Troas wieder zusammenzutreffen (2, 12 fg.), fand ihn aber erst in Macedonien (7, 5 fg.). Von hier geht Titus dann wieder nach Korinth, um den 2. Brief zu überbringen, wobei er gewiß auch mündlich dem Paulus noch die Wege ebnen sollte, und um die Collecte zu vollenden (8, 6; 16 fg.: Präteritum des Briefstiles). Nun hat er letztere schon früher begonnen (προενήρξατο 8, 6). Geschah dies bei Ueberbringung des Zwischenbriefes? Möglich, daß sich hier gerade der Eifer der Korinther zeigte, und daß von Anfangen immer noch die Rede sein konnte, weil die Sammlung, ungeachtet der Anweisung I, 16, 1 fg., wegen des Vorwurfs der Unterschlagung gänzlich ins Stocken gerathen war. Aber etwas muß doch richtig daran sein, daß die Korinther seit dem Vorjahre (s. IV, 1) angefangen hatten (8, 10) oder gar gerüstet waren (9, 2), wenn letzteres auch sofort (9, 3—5) sehr eingeschränkt wird. Ferner ist es unwahrscheinlich, daß Titus der Gemeinde noch ganz unbekannt gewesen, als er die schwierige Mission erhielt, mit dem strafenden Zwischenbriefe in der Hand sie wieder für Paulus zu gewinnen. Endlich erinnern wir uns, daß nach VII, 2—4 Paulus in der besten Hoffnung den Korinthern seine baldige Ankunft nach dem Plane von II, 1 melden ließ. Dem allen kommt die Annahme entgegen, daß dies durch Titus geschah, der dabei wenigstens anfangs, unbehindert durch einen Verdacht gegen seine Redlichkeit, die Collecte in Gang bringen konnte. Und zwar, wie VII, 2—4 angenommen, nach dem 1. Briefe. Wenn vorher, so würde es I, 16 erwähnt sein. Man darf vielleicht noch vermuthen, daß er den heftigen Conflict in Korinth mit erlebt und Paulus Nachricht darüber gebracht hat.

X. Ueber den 2. Brief Kap. 1—9 mußte bezüglich der Abfassungszeit wie der Ausscheidung von 6, 14—7, 1 das Nöthige schon III ex.; IV, 1 und II, 3, bezüglich des Inhalts manches schon VIII, 1 fg.; IV, 3; V, 2 vorausgenommen werden. Nach dem Gruße (1, 1 fg.) dankt Paulus Gott für seine Rettung aus schwerer Lebensgefahr im Hinblick auf die daraus hervorgehende Stärkung seiner Einheit mit der Gemeinde (1, 3—11),

in deren Interesse er sofort die Lauterkeit seiner Gesinnung speciell bei Abänderung seines Reiseplanes darlegt (1, 12—2, 4) und sein Einverständniß mit dem Verfahren gegen den Beleidiger erklärt (2, 5—11). Die Mittheilungen über die Sorge um die Gemeinde, in der er dem Titus entgegengereist (2, 12 fg.), bricht er ab, um zunächst die Hoheit seines Apostolats (2, 14—17) insbesondere gegenüber dem Judaismus (3, 1—4, 6), seine persönliche Freudigkeit darin auf Grund der Hoffnung der himmlischen Herrlichkeit trotz aller äußern Erniedrigung (4, 7—5, 10) und die innere Wahrheit seiner Auffassung der Versöhnung durch Christus gegenüber dem Rühmen äußerer Vorzüge (5, 11—21) darzulegen. Um aber auch Mahnungen (6, 1 fg.) Eingang zu verschaffen, erweist er nochmals die göttliche Kraft seiner apostolischen Thätigkeit in aller äußeren Niedrigkeit (6, 3—10), bittet die Korinther, ihm ihre volle Liebe zu schenken (6, 11—13) und alle früheren Beschuldigungen definitiv als irrig zu erkennen (7, 2 fg.), und spricht in hohen Worten seine Freude darüber aus, daß sie auf seinen strengen Brief hin ihren Sinn geändert haben (7, 4—16). Hierauf empfiehlt er angelegentlich die Collecte (8 fg.). Ueber den Schluß 13, 11—13 s. VIII, 2 ex.

XI. Der Erfolg des 2. Briefes war, wie zu erwarten, ein günstiger. Bald kam Paulus selbst nach Korinth (III ex.) und hat hier jedenfalls den Römerbrief geschrieben, auch wenn Röm. 15, 25 fg. und 16, 23 (vgl. I Kor. 1, 14) nicht zu demselben gehören sollten. Das Fehlen jeder Klage im Römerbriefe scheint es zu bestätigen, daß Paulus aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen war. Aber sehr bald mußte er scheiden und diese wichtige Pflanzstätte des Christenthums ihrer eigenen Weiterentwickelung überlassen, in welcher die ihrem ersten Aufblühen so gefährlichen Parteiungen völlig verschwanden. 40—60 Jahre später sind an ihre Stelle ganz andere Streitigkeiten getreten[20]), und um 170 gilt es dem Bischof Dionysius[21]) als eine ausgemachte Sache, daß seine Gemeinde von Paulus und Petrus in gleichzeitigem Wirken gegründet worden sei.[22])

Neuere Literatur. Commentare von Billroth (1833), Rückert (1836 fg.), Osiander (1847—1858), Ewald (Sendschreiben des Paulus, 1857), Adalb. Maier (1857—1865), Neander (1859), Burger (1859 fg.) und in den Gesammtwerken über das Neue Testament von Olshausen, de Wette, Meyer (6. Auflage von Heinrici), Lange, Bunsen, Hofmann, Reuß (la Bible); nur zum 2. Brief von Klöpper (1874); bisjetzt nur zum 1. Brief von Heinrici (1880) und Holsten (Evangelium des Paulus I, 1; 1880). — Specialschriften zur Kritik außer den bereits genannten: Bleek, Theol. Stud. und Krit. 1830, 614—632; Baur, (Tübinger) theol. Jahrbücher 1850, 139—185; Holtzmann in Herzog's Realencykl. XIX (1865), 730—734, in Schenkel's Bibellexikon III (1871), 575—582 und in Zeitschr. f. wissensch. Theol. 1871, 296—302 und 1879, 455—492; Hilgenfeld, ebendas. 1871, 99—120; Klöpper, Untersuchungen über den 2. Brief (1869); Eylau, Zur Chronologie der Korintherbriefe (Landsberg a. d. W., 1873); Hagge, Jahrbücher f. protest. Theol. 1876, 481—531, mit Nachschrift von Lipsius; Weizsäcker, Jahrbücher f. deutsche Theol. 1876, 603—653. *(Paul Wilh. Schmiedel.)*

KORINTHISCHER KRIEG. Unter diesem Namen werden in der Geschichte der alten Hellenen die Kämpfe zusammengefaßt, welche im J. 395 mit der Schlacht bei Haliartos beginnen und mit dem Frieden des Antalkidas schließen. Diese Episode der altgriechischen Geschichte hat ihre Bedeutung als die erste Erhebung der griechischen Mächte von mittlerer Stärke gegen die erdrückend empfundene Suprematie der Spartiaten in Griechenland. Die nahezu schrankenlose Macht, welche die Spartiaten seit Athens vollständiger Ueberwältigung im J. 404 v. Chr. in der ganzen Griechenwelt ausübten, war von ihnen bekanntlich so schwer gemisbraucht und dadurch die Stimmung gerade ihrer alten langjährigen Verbündeten im Kriege gegen Athen so gereizt geworden, daß zehn Jahre nach Zertrümmerung des attischen Reiches halb Griechenland zu den Waffen griff, um sich der Lakonenherrschaft womöglich zu entziehen. Athen war damals viel zu schwach, um schon jetzt wieder das Signal zu einem solchen Kampfe geben zu können. Die stärkste Leidenschaft gegen Sparta tobte dagegen bei den Thebanern und Korinthiern; überall natürlich bei den unterdrückten Demokraten gegenüber den durch Sparta gestützten Oligarchen. Den Anstoß aber und die Mittel, gegen die Spartiaten in dem Augenblicke in Griechenland loszu-

20) Clem. Rom. ad Cor. I, 1; 47 und sonst. S. die Artikel Kirchenväter S. 242 und Kirche S. 130. 21) Bei Eusebius, Hist. eccl. II, 25, 8. 22) Uebersicht der Ereignisse, wobei das blos Vermuthete in ( ), secundäre Vermuthungen in [ ].

1. Paulus über $1\frac{1}{2}$ Jahre in Korinth 52/53—54/55: I, 2, 1—5; 3, 1 fg.; Apostelgesch. 18, 1—18.
2. Apollos in Korinth: I, 3, 6; 16, 12; Apostelgesch, 18, 24—19, 1.
(3. Zwischenreise aus Ephesus und zurück cc. 56/57. Betrübniß: II, 2, 1; 12, 14; 21; 13, 1 fg.; I, 16, 7).
[Ankündigung der Wiederkehr: II, 13, 2; I, 4, 18].
4. Verlorener Brief: I, 5, 9.
(5.) Leute der Chloe nach Ephesus: I, 1, 11.
(6.) Timotheus nach Korinth gesandt: I, 4, 17; 16, 10 fg.; vgl. Apostelg. 19, 21 fg.
(7ª.) Stephanas u. s. w. nach Ephesus: I, 16, 17 fg.
(7ᵇ.) Brief der Korinther: I, 7, 1.
8. 1. Brief vor Ostern (57/58). (Erster) Reiseplan I, 16, 5—8.
(9. Günstige Nachrichten II, 1, 13 fg. [incl. Excommunication des Blutschänders]). [Durch den zurückkehrenden Timotheus.]
(10. Reiseplan von II, 1, 15 fg. nach Korinth.)
[Durch Titus, der zugleich die Collecte begann: II, 12, 18; 8, 6.]
11. Erstarken der Gegner (d. h. der Christuspartei). (Beleidigung gegen Paulus: II, 2, 5—11; 7, 12.) [Durch Titus gemeldet.]
(12. Zwischenbrief: II, 10, 1—13, 10 und mindestens noch die Forderung, den Beleidiger zu bestrafen: II, 7, 8; 2, 9. [Durch Titus: II, 7, 15]. Ueber den Reiseplan anscheinend Ja und Nein: II, 12, 14. 13, 1; 12, 20 fg. 13, 10; 2, 3).
13. Paulus nach Macedonien: II, 2 12 fg. Gute Nachrichten durch Titus: II, 7, 5—16.
14. 2. Brief (1, 1—6, 13; 7, 2—9, 15; 13, 11—13; October bis December 57/58: II, 8, 10; 9, 2; Apostelg. 20, 3; 6. Durch Titus: II, 8, 16 fg.
15. Paulus nach Hellas (Korinth): Apostelg. 20, 2.

schlagen, wo deren tapferer König Agesilaos einen glücklichen, großen Erfolg versprechenden Krieg in Kleinasien führte, bot den Gegnern der Spartiaten ein schlauer Schachzug der persischen Politik. Der persische Karanos oder Vicekönig Tithraustes in Sardes nämlich benutzte die Ruhe, die ihm ein im Sommer 395 v. Chr. mit Agesilaos geschlossener Waffenstillstand gewährte, um (parallel mit des Königs Raubzügen in der Satrapie des Pharnabazos, und den neuen Rüstungen des Königs für einen innerasiatischen Feldzug) durch den Rhodier Timokrates Verbindungen mit den Thebanern und Korinthiern anzuknüpfen. Untereinander und mit Argos verbündet und durch die Perser mit erheblichen Geldmitteln versehen, rüsteten sie zum Krieg, den die Böotier eröffneten. Sei es, daß diese den Anstoß selbst gegeben hatten, sei es, daß der erste Brand ohne ihr Zuthun sich entzündete: im Spätsommer 395 v. Chr. brach eine locale Fehde aus zwischen den Phokern und den Opuntischen Lokrern. Von letztern zu Hülfe gerufen, traten die Böotier sofort unter die Waffen; und als jetzt die Phoker ihrerseits in Sparta um Hülfe baten, war der große Krieg nicht mehr zu verhindern. Die Spartiaten nämlich, durch den energischen Lysandros berathen, waren gewillt, mit aller Kraft loszuschlagen, um dadurch die unruhigen und trotzigen Thebaner endlich gründlich niederzuwerfen. Aber ihre Uebereilung führte zu einer höchst gefährlichen Katastrophe. Ein Vermittelungsvorschlag der Athener wurde natürlich in Sparta abgelehnt — nun schloß unter Thrasybulos' Leitung auch Athen die Allianz mit Theben. Lysandros aber eilte nach Phokis, sammelte ein bundesgenössisches Heer und brach in Böotien ein; anfangs siegreich, eroberte er die Städte Lebadeia und Orchomenos, griff dann aber — ohne auf die Ankunft des ihm wenig sympathischen Königs Pausanias zu warten, der mit 6000 Peloponnesiern von Korinth her anrückte — die Stadt Haliartos an (im Herbste 395) und fand dabei den Tod. Nun löste sich sein Corps auf. Da nun auch Pausanias bei der zweifelhaften Stimmung seiner Krieger nichts ausrichtete, vielmehr unter Abschluß eines unrühmlichen Waffenstillstandes mit den Thebanern sein Heer über den Isthmos zurückführte, so erhielt jetzt die Lage der Dinge eine für Sparta höchst drohende Gestalt. In Nord- und Mittelgriechenland stürzte (während des Winters 395 auf 394 v. Chr.) sein Machtsystem in Trümmer. Korinth fiel offen an Sparta ab, auf dem Isthmos trat ein Bundesrath der kriegführenden Staaten (Korinth, Theben, Athen und Argos) zusammen, und auf dessen Ruf fielen schnell nacheinander Leukas, Ambrakia, die Ozolischen Lokrer, Euböa, fast ganz Thessalien von Sparta ab, und traten dem neuen Bündniß bei, dessen Aufgabe und Ziel es nun wurde, die Stellung der Spartiaten auch im Peloponnes zu erschüttern.

Im Frühlinge 394 sammelte sich unter den Mauern von Korinth ein sehr bedeutendes Bundesheer, darunter 7000 attische und massenhafte böotische Krieger (darunter 5000 Hopliten). Nun boten auch die Spartiaten ihre ganze Kraft auf. Ihr Heerführer Aristodemos machte Sikyon zu seinem Hauptquartier, und im Juni 394 kam es an dem Grenzbache Nemea zu einer mörderischen Schlacht, in welcher beide Parteien je 20,000 Hopliten auf den Kampfplatz brachten (die Verbündeten waren aber an Reiterei und leichten Truppen stärker), und nach mörderischem Kampfe endlich die bessere und einheitlichere Führung der Spartiaten den Sieg davontrug. Die größte Gefahr für Sparta war abgewehrt. Aber die Isthmuspässe behaupteten die Verbündeten doch.

Die rasche Zerschmetterung der Coalition gelang aber auch dem Könige Agesilaos nicht, der während der höchsten Noth seiner Landsleute in aller Eile im Frühlinge 394 durch die Boten seiner Regierung zur Aufgabe seines innerasiatischen Feldzuges veranlaßt und zur Rückkehr auf dem Wege von Antandros über den Hellespont durch Thrakien, Makedonien und Thessalien genöthigt worden war. Im August 394 erkämpfte Agesilaos freilich bei dem böotischen Koroneia über das Bundesheer einen glänzenden tactischen Sieg; aber er konnte es doch nicht wagen, von da aus über den Isthmus vorzudringen, sondern mußte sein Heer von Phokis aus zu Schiffe über den Korinthischen Golf nach dem Peloponnesos führen.

Und nun erhielten die Verbündeten eine gewaltige Verstärkung. Noch vor der Schlacht bei Koroneia hatten die persischen Flottenführer Pharnabazos und Konon die Flotte der Spartiaten bei Knidos vernichtet. Darauf hin war die gesammte asiatische Macht der Spartiaten von Rhodos bis zum Hellespont im Nu verloren gegangen, und nun erschien im Frühlinge 393 die persische Flotte auch an der Küste des Peloponnesos. Im Mai dieses Jahres begrüßten die persischen Admirale den Bundesrath auf dem Isthmus. Pharnabazos überwies den Verbündeten bedeutende neue Geldmittel, mit deren Hülfe nun einerseits die Korinthier eine Flotte für den westlichen Golf ausrüsteten, andererseits ein starkes Söldnerheer aufgestellt wurde. Konon aber, der geborene Athener, eilte, um mit persischen Geldern und mit Hülfe namentlich der Böoter, die „langen Mauern" und die Festungswerke des Piräus in aller Schnelligkeit so weit herstellen zu lassen, daß sie wenigstens „sturmfrei" wurden.

Seit dieser Zeit erscheinen die Stimmungen der Spartiaten in der Art getheilt, daß die *eine* Partei, die alte Schule des Lysandros, stärker dahin dringt, das Wiederaufleben der Macht Athens zu verhindern, während die andere Partei, namentlich durch Agesilaos vertreten, die Spitze wesentlich gegen Theben richtet. Zunächst aber mußte sich der Kampf auf die Umgegend von Korinth concentriren. Es war für die Spartiaten unbedingt nöthig, die gefährliche Allianz zwischen Argos und Korinth zu sprengen, die reiche, seemächtige und strategisch so höchst werthvolle Stadt am Isthmus wieder für sich zu gewinnen und weiter die Isthmuspässe wieder sicher zu besitzen, durch welche doch erst der Stoß, sei es gegen Athen, sei es gegen Böotien, mit Nachdruck geführt werden konnte.

Für die nächsten Jahre seit dem Erscheinen der persischen Flotte am Isthmus gestaltet sich der nun recht eigentlich „*korinthische*" Krieg in seinen Grundzügen

etwa so. Das Hauptgewicht fällt längere Zeit auf den Kampf um die Zugänge zum Isthmus; namentlich um die langen Mauern, welche damals die Korinthier nach attischem Vorbilde von ihrer Stadt bis nach dem Hafen Lechäon gezogen hatten, um dadurch zugleich den Spartiaten den bequemsten Weg nach dem Isthmus zu versperren. Hand in Hand mit den Kämpfen in der unmittelbaren Nachbarschaft von Korinth gehen Fehden auf der Grenze des Gebiets von Argos, und weiter das Ringen der Korinthier und der Spartiaten um die Seeherrschaft auf dem Korinthischen Golfe. Auf seiten der Spartiaten ist namentlich deren König Agesilaos thätig. Auf der Seite der gegen Sparta verbündeten Staaten begründete damals der junge athenische General Iphikrates seinen Ruf als ausgezeichneter Taktiker; namentlich an der Spitze der von ihm neu geschulten und bewaffneten, aus Söldnern bestehenden, neuen Waffengattung der Peltasten, (theils eines im Verhältniß zu den Hopliten leichteren Linienfußvolkes, theils eigentlicher „leichter" Truppen). Ueber die chronologische Einordnung der vielen Kampfscenen der nächsten Zeit in bestimmte Jahre besteht zwischen den Bearbeitern dieser Partie griechischer Geschichte (theils in den großen Hauptwerken, theils in einigen speciellen Schriften) mehrfache Differenz; doch sind wenigstens die Daten der Hauptereignisse ziemlich allgemein gleichmäßig angeordnet. — Mit ganz besonderer Energie wurde in den Jahren 392, 391 und 390 gestritten, nachdem im Frühjahre 392 die Demokratie in Korinth hundert Aristokraten durch Soldaten von Argos hatte ermorden lassen und sich dann den Argivern vollständig in die Arme warf. Damals nämlich machten es korinthische Aristokraten dem Spartiaten Praxitas möglich, Lechäon und die langen Mauern zu nehmen und Korinth von Mittelgriechenland abzuschneiden. Iphikrates aber und das athenische Heer gewannen bald wieder die Oberhand und drängten die Spartiaten auf Lechäon zurück. Nun aber brach im J. 391 König Agesilaos die langen Mauern vollständig; und im J. 390 glückte es ihm auch, einen für die Korinthier höchst werthvollen Theil ihres Gebiets, die jenseit des Isthmus belegene Halbinsel Peiräon, zu erobern und auszurauben. Dafür glückte gleich nachher den Peltasten des Iphikrates ein großer Sieg: die vollständige Vernichtung von 600 spartiatischen Hopliten unter den Mauern von Korinth.

Seit dieser Katastrophe erlahmte der Krieg bei Korinth. Agesilaos für seine Person gab diesen Theil des Kriegsschauplatzes auf, und zwang die Akarnanen durch Verheerung ihres Landes (389), den Korinthischen Bund zu verlassen und sich unter Spartas Hoheit zu stellen (388). Die wirkliche Entscheidung dagegen wurde theils durch den Seekrieg, theils durch die diplomatischen Beziehungen der Spartiaten zu Persien herbeigeführt. In Sparta hatte allmählich die Partei das Uebergewicht gewonnen, die es für unmöglich hielt, gleichzeitig gegen halb Griechenland den Krieg zu führen und die Feindseligkeiten gegen die Perser fortzusetzen, — die es also für wohlgethan erachtete, durch Preisgebung der asiatischen Griechen den Frieden mit den Persern zu erkaufen und durch die Hülfe der Perser das Uebergewicht in Griechenland wieder zu gewinnen. Seit 392 regierte in Sardes der Perser Tiribazos, ein Gegner der Athener, bei dem der spartiatische Gesandte Antalkidas ohne Mühe nicht nur die Thätigkeit Konon's zu verdächtigen und zu lähmen vermochte, sondern auch mit der Idee Anklang fand, durch Proclamirung absoluter Autonomie aller griechischen Städte jede Föderation zu sprengen, die den Persern (und den Spartiaten) irgendwie gefährlich werden konnte. Noch freilich war Tiribazos nicht im Stande, den persischen Hof für Sparta günstig zu stimmen. Ja, als dieser Statthalter durch den energischen Struthas ersetzt wurde, schickten die Spartiaten (391) zuerst den Thibron nach Ephesos, und stellten nach dessen Untergange des Agesilaos trefflichen Halbbruder Teleutias an die Spitze einer an der asiatischen Küste mit Glück operirenden Flotte. Nun erschienen auch die Athener auf diesem Kampfplatze. Mit 40 Schiffen gewann ihr alter, tüchtiger Thrasybulos im J. 390 auf der Linie von Byzantion bis Lesbos erhebliche Erfolge. Bald aber verließ sie das Glück wieder. Thrasybulos fand 389 bei einem Brandschatzungszuge in der Nähe von Aspendos den Tod. Nun mußte Iphikrates von Korinth abberufen werden, um am Hellespont zu fechten. Aber der Kaperkrieg der Spartiaten und Aegineten von Aegina aus gegen Attika ermüdete das Volk, welches seit 391, nämlich seit der unbesonnenen Unterstützung der gegen die Perser in Cypern und Aegypten entbrannten Empörungen, nun auch die Gunst des Großkönigs verscherzt hatte.

Da nun auch die übrigen Gegner der Spartiaten des wider ihr früheres Hoffen ergebnißlosen Krieges satt waren, die Perser aber in Susa die Herstellung des Friedens wünschten, um griechische Söldner gegen Aegypten werben zu können: so hatte Antalkidas im J. 388 als Admiral und Gesandter der Spartiaten leichtes Spiel. Der seit 389 wieder in Sardes schaltende Tiribazos ging mit ihm nach Susa, wo zuerst zwischen Persien und Sparta Friede und Bündniß geschlossen wurde. Dann ersetzte der Großkönig am Hellespont den Pharnabazos durch des Antalkidas Freund Ariobarzanes, und im Frühlinge 387 konnte Antalkidas im Aegäischen Meere mit Hülfe aus Persien und aus Syrakus seine Flotte bis auf 80 Schiffe bringen, denen die Athener nur 32 entgegenzustellen hatten. Bald waren die letzteren so weit matt gesetzt, daß sie sich zum Frieden entschlossen, um nicht wieder einer Katastrophe wie 404 v. Chr. entgegengehen zu müssen.

Auf den Ruf des Tiribazos kamen im Sommer 387 v. Chr. die Gesandten aller kriegführenden Staaten in Sardes zusammen, wo die zu Susa festgestellten Bedingungen mitgetheilt wurden. Dieser Antalkidische Friede, der nachher noch zu Sparta durch die Gesandten der griechischen Staaten endgültig genehmigt wurde, bedeutete einerseits für die Perser einen großen Sieg und für Griechenland eine schwere Demüthigung; denn damals wurde das asiatische Griechenland staatsrechtlich an die Perser überlassen und für die auf das übrige Griechenland bezüglichen Bestimmungen übernahm der

Großkönig die Garantie. Weiter aber endigte in Europa der langwierige Krieg mit dem vollständigen Siege der Spartiaten. Das System der allgemeinen Autonomie stellte allerdings Athen wieder ganz selbständig hin, ließ auch ausnahmsweise den Athenern den Besitz der Inseln Skyros, Irebros und Lemnos. Aber die neue Verbindung zwischen Argos und Korinth mußte aufhören; die Demokratie von Korinth wich wieder vor ihrer aristokratischen Gegnerschaft; die Thebaner aber mußten die Oberhoheit über Böotien fallen lassen. Das Recht aber, welches Persien den Spartiaten zusprach, die Stipulationen des Vertrages in Griechenland durchzuführen und zu überwachen, bot ihnen die Chance, unter schlauer Ausnutzung des Systems der allgemeinen Autonomie ihre Macht in anderer Weise als bisher wuchtig wieder herzustellen.

Vgl. neben den Werken von Grote und Curtius die Specialschriften von Sievers, Geschichte Griechenl. vom Ende des Pelop. Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea (Kiel 1840); Lachmann, Geschichte Griechenl. vom Ende des Pelop. Krieges bis auf Alexander den Gr., Bd. I (Leipzig 1839); G. Hertzberg, Agesilaos II. von Sparta (Halle 1856); Beloch, Die att. Politik seit Perikles (Leipzig 1884; von Stern, Gesch. der spart. und theban. Hegemonie (Dorpat 1884). (*G. F. Hertzberg.*)

KORINTHISCHES ERZ (κορίνθιος χαλκός, aes Corinthium). Neben dem delischen und äginetischen Erze (Plinius 34, 9 fg.) war das korinthische eine im Alterthume berühmte, besonders von den reichen Römern gesuchte Metallcomposition. Leider sind wir über die Beschaffenheit derselben nur wenig unterrichtet. Plinius (9, 139; 37, 49) berichtet, das korinthische Erz bestehe aus einer Mischung von Gold, Silber und Kupfer. Buch 34, 8 unterscheidet er drei Arten: das weiße, bei dem das Silber vorherrscht, das gelbe, in dem die Natur des Goldes hervortritt, und eine dritte, bei der alle drei Metalle gleichmäßig zur Geltung kommen. Die Erzählung, das das Erz beim Brande von Korinth, als es 146 v. Chr. durch Mummius zerstört wurde, zufällig durch Zusammenschmelzen von Statuen aus Gold, Silber und Kupfer entstanden sei (Plinius 34, 6; Florus I, 32), ist offenbar eine spätere Fabel. Andere Fabeln über die Entstehung bei Plutarch (De Pyth. or. 2), Petronius 50. Ueber den wahren Ursprung und das wahre Alter sind wir ebenso wenig unterrichtet wie über die wahre Zusammensetzung. Alle Vermuthungen über letztere (vgl. z. B. Fiorello im Kunstblatte 1832 Nr. 97) schweben in der Luft. Was Bibra, Die Bronze- und Kupferlegirungen der alten Völker (Erlangen 1869 S. 46 fg.), darüber bietet, ist nichts als eine schlechte Paraphrase des Plinius. Nach Plinius (34, 7) wurden aus dem Erze nur Geräthe gemacht, in Wahrheit fertigte man aber auch Statuen daraus. Plinius, Ep. III, 6; Martial XIV, 172. (*Leop. Julius.*)

Korjaken (Korjäken), s. Tschuktschen.

Korkeiche, s. unter Quercus.

KÖRLIN (oder Cörlin an der Persante), preußische Stadt in der Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Kolberg-Körlin, am Einflusse der Radüe in die Persante, 8 Kilom. von Belgard gelegen. Die 3299 (1880) Bewohner, von denen 1594 männlichen und 1705 weiblichen Geschlechts sind, führen in 266 Häusern 719 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 1326 Hekt. Land; davon sind 713 Hekt. Acker. Der Ort hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, eine Pfarrkirche und ein Waarendepot. Er kam im J. 1240 an das Bisthum Kammin und wurde in späterer Zeit die Residenz der Bischöfe. (*G. A. von Klöden.*)

KORN bezeichnet die Feinheit, den Feingehalt einer Münze, das Verhältniß ihres Feingewichts zum Schrot oder Rohgewicht (Rauhgewicht, Gesammtgewicht). Einige wenden den Ausdruck Korn für Feingewicht an, und es empfiehlt sich daher, statt seiner „Feinheit" zu sagen. Früher wurde das Korn bei den Goldmünzen auch wol Karatigkeit, bei den Silbermünzen Löthigkeit genannt, weil die Feinheit einen Bruch bildet, dem man, namentlich in Deutschland, als Nenner beim Golde die Zahl 24, beim Silber die Zahl 16 gab; die Vierundzwanzigstel (Karat genannt) wurden wieder in Zwölftel (Grän genannt), die Sechzehntel (Loth genannt) in Achtzehntel (Grän genannt) getheilt, sodaß die Grän beim Gold und beim Silber gleiche Verhältnißtheile, und zwar $^1/_{288}$, waren; die eben erklärte Bezeichnungsart der Feinheit nannte man das Probirgewicht. Seit 1857 gibt man in den meisten Ländern, wie lange schon in Frankreich, die Feinheit in Tausendtheilen an, z. B. die jetzigen deutschen Gold- und Silbermünzen, dann die französischen Goldmünzen und silbernen Fünffrankenstücke, die Goldmünzen und fast alle Silbermünzen der Vereinigten Staaten von Amerika, wie die heutigen skandinavischen Goldmünzen sind 900 Tausendtheile oder $^9/_{10}$ fein. Was bei den Münzen die Feinheit oder das Korn heißt, wird bei den übrigen Gold- und Silberwaaren die Probe genannt. Ursprünglich war das Korn (auch „Gerstenkorn") ein kleines Gewicht für Edelmetall, der Schwere des Gerstenkorns entnommen (daher der Name), und als solches = Grän (ebenfalls anfänglich ein Gewichtsbegriff, das latein. granum, Korn), in Deutschland $^1/_{288}$ der Gewichtsmark (s. oben). — Im deutschen Mittelalter hieß Korn auch ein kleines Längenmaß, meist das Zwölftel des Zolles, später Linie genannt, weil man als maßgebende kleinste Einheit ein Getreidekorn, besonders ein Gerstenkorn, angenommen hatte; ähnlich dienten bei den Römern Bohnen: faba (Bohne) und lupinus (Lupine, Feigbohne). (*F. Noback.*)

KORN, der Feuerwaffen, bildet einen Theil der Zielvorrichtung derselben, während das Visier den zweiten Theil bezeichnet. Letzteres befindet sich an dem hintern Theile der Gewehrläufe und Geschützröhre in Form eines dreieckigen Einschnittes, ersteres an dem vordern Theile derselben in Form einer dreikantigen Erhöhung. Beim Zielen muß der Schütze bezw. der richtende Kanonier den tiefsten Punkt des Einschnitts und den höchsten Punkt der Erhöhung mit dem Zielpunkte in eine Verticalebene bringen. Das Korn der Gewehre wird meist länglich und mit breiter Grundfläche gestaltet, damit es eine feste

Auflage auf dem Laufe hat, seine obere Fläche läßt man nach vorn abfallen, damit die hintere obere Spitze sich um so besser markirt, seine Seitenflächen müssen genau gleich geböscht sein, damit der Schütze vor einem Verdrehen des Gewehres und einem Seitwärtsschießen bewahrt wird, sein Material darf weder rosten noch sich leicht verbiegen, muß dabei hell sein, damit es sich in dem dunkeln Visireinschnitte und auf dem meist dunkeln Ziele scharf abhebt. Stahl, Neusilber oder Messing werden daher als Material für das Gewehrkorn vorgezogen. Bei den Geschützröhren, die mit einer wulstartigen Erhöhung, dem Kopfe, nahe ihrer Mündung versehen sind, befindet sich das Korn in dachförmiger oder pyramidaler Form auf diesem Kopfe angebracht. Bei den modernen Röhren, bei denen der Kopf fortgefallen ist, hätte das Korn in der Nähe der Mündung eine bedeutende Höhe erhalten müssen und wäre dann leicht Beschädigungen ausgesetzt gewesen; man hat es daher bei diesen Röhren entweder auf den Schildzapfen oder nahe demselben auf dem Rohre placirt, dadurch freilich eine sehr viel kürzere Visirlinie erhalten, durch welche die natürlichen Richtungsfehler vergrößert werden. Zur Vermeidung letztern Uebelstandes ist man später wieder zu der Stellung des Korns nahe der Mündung zurückgekehrt, hat dasselbe aber zur Sicherung gegen Beschädigungen zum Umklappen eingerichtet, ihm einen flachen Körper gegeben und diesen oben mit einem W-förmigen Einschnitte versehen, über dessen mittlere geschützte Spitze gerichtet wird. (*von Loebell.*)

KORNAH, Hauptort eines zum Sandschak Basra, Vilajet Basra, gehörigen Kasa, liegt am Tigris gleich oberhalb seiner Vereinigungsstelle mit dem Euphrat und ist demnach die südlichste Ortschaft Mesopotamiens. Der Tigris, dessen Bett in seinem obern Laufe niedriger ist als dasjenige des Euphrat, sodaß er von letzterm mittels der das merkwürdige Zweiströme-Land durchschneidenden Kanäle Zufluß erhält, beginnt eine Strecke unterhalb Bagdad seinen Wasserspiegel allmählich über denjenigen seines Parallelstromes zu erheben, welchem er durch die untern Kanäle selber Wasser zusendet. Trotzdem fassen die Ufer die Fülle nicht, und sich weit und breit über die Niederung ergießend, bilden die Gewässer ein ungesundes Sumpfland zu beiden Seiten des Stromes. Erst vier Stunden südlich vom Ausgangspunkte des Natta-Kanals fängt das westliche, rechte Tigrisufer an, inselmäßig bis an die Euphratmündung hin über dem Marschlande aufzuragen, sodaß auch die Hochwasser nur selten und vorübergehend hinanreichen, und da der Boden daselbst auch von den im südlichen Mesopotamien so häufigen, der Vegetation schädlichen Salztheilen freier ist, so findet dort die Dattelpalme, der vornehmlichste Nutzbaum Arabiens, einen geeigneten Standort. Demgemäß mit herrlichen Dattelhainen bepflanzt, bildet die besagte, fast eine geogr. Meile lange Bodenerhöhung das Weichbild des an ihrem Südwestende liegenden Städtchens Kornah. Der Tigris, hier Schatt-ed-Didschleh, Tigrisstrom geheißen, nähert sich der Vereinigungsstelle mit so bedeutendem Gefälle, daß die Gewässer 6—7 Knoten in der Stunde zurücklegen. Gleich unterhalb der Stadt wendet sich der vereinigte Strom als Schatt-el-Arab 600 Schritt breit in einer anhaltenden Tiefe von 20 Fuß in südöstlicher Richtung der Provinzialhauptstadt Basra und weiter dem Persischen Meerbusen zu. Die Niederungen oberhalb Kornahs leiden zum Theil so viel unter den stagnirenden Gewässern, daß sich ihr Erträgniß auf üppige Sumpfvegetation, Gramineen, Arundinaceen, Agrostisarten u. dgl. mehr beschränkt. Jedoch findet in den Euphratmarschen, wo die Ueberflutung mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintritt, bedeutender Reisbau statt, welcher an dem mit seinem Hochwasser unberechenbaren Tigris ganz fehlt. Zu zeiten gleicht die Niederung einem unübersehbaren Landsee, aus welchem nur hier und da ein Dattelwald oder eine isolirte Schilfhütte hervorragt. — Obwol auch die größern Seedampfschiffe den Schatt bis Kornah hinauffahren können, und der Ort sich durch seine Lage zu einer wichtigen Zwischenstation auf der den Euphrat hinauflaufenden Welt-Handelsstraße zu empfehlen scheint, so ist doch seine Bedeutung bis dahin gering. Der Verkehr der Stadt beschränkt sich auf die benachbarten Beduinen, die Muntefik am Euphrat und die in der Tigrisniederung umherziehenden Beni Lâm und Abu Mohammed, welche ihr Bedürfniß an Stoffen, Schmuckgegenständen, eisernen Werkzeugen und Colonialwaaren in Kornah einkaufen und dagegen dort die Erträgnisse ihrer Vieh- und Feldwirthschaft zu Markte bringen. Die Stadt besteht aus einer doppelten Backstein-Ringmauer, welche, der Hauptsache nach auf den Tigris hinabsehend, bis an den Euphrat reicht, und, um der Beutelust der Beduinen Schranken zu setzen, in gutem baulichen Stande erhalten wird. Dem stattlichen Aeußern entspricht das Innere nicht; man findet in der Mauer nur ärmliche Lehmhäuser, welche den Einwohnern als Wohnung dienen. Zu Niebuhr's Zeit hatte der Ort noch eine Besatzung von Janitscharen und scheint ziemlich volkreich gewesen zu sein. Im Anfange dieses Jahrhunderts ging die Einwohnerzahl infolge von Pest und Ueberschwemmungen sehr zurück; neuerdings dürfte sie sich wieder gehoben haben.

Daß in der Blütezeit der Euphrat- und Tigrisländer, von der die alte Geschichte meldet, eine so ausgezeichnete Ortslage wie diejenige Kornahs nicht unbenutzt geblieben, läßt sich von vornherein annehmen. Allerdings fehlt darüber jede directe Angabe; indeß ist mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet worden, daß die Stadt Apamea, die zweite von Seleucus Nicator gegründete und nach seiner Gemahlin, der edeln Perserin Apame, benannte, welche zum Unterschied von dem bekannten syrischen Apamea nach der Provinz, in welcher sie lag, den Beinamen Misenes (von Misene) führte, auf der Stelle des heutigen Kornah zu suchen sei.*) Architektonisch bedeutend dürfte dieses Apamea, welches gar keine Ueberbleibsel zurückgelassen, nicht gewesen sein.

*) Siehe J. A. Rich, Narrative of Koordistan II, p. 391; Ainsworth, Researches in Assyrie p. 144; J. G. Droysen, Städtegründungen Alexander's, S. 126.

Der Name Kornah wird Gehörn gedeutet und soll sich auf die in der Gestalt der Hörner eines Stieres auseinandergehenden beiden Ströme beziehen. Man würde in diesem Falle eine arabische Dualform erwarten, auch paßte ein Auseinandergehen nur auf ein Deltaland. Richtiger ist wol anzunehmen, daß der Name Kornah, welcher Horn und auch Spitze bedeutet, auf die Landspitze zu beziehen sei, in welche Mesopotamien gegen die Vereinigungsstelle der beiden Ströme ausläuft.

(*G. Rosen.*)

KORNÄHREN-ORDEN, der, wurde um 1450 vom Herzoge Franz I. von Bretagne (gest. 1488) gestiftet und zwar wahrscheinlich zur Erinnerung an die Pflege des Ackerbaus durch seine Vorfahren. Ordensregeln sind nicht bekannt, die Kleidung war von weißem Damast und roth gefüttert, das Wehrgehänge roth mit goldener Einfassung und auf dem weißen Mantel lag ein aus vier Kornähren gestaltetes goldenes Kreuz. Die Ordenskette bildete einen Kranz von Kornähren, an welchem als Ordenszeichen ein Hermelin, von einem Spruchbande mit der Devise A Ma Vi umwunden, hing. Die Decoration wurde in Gold und in Silber verliehen, soll auch von der Gemahlin des Stifters und andern Frauen getragen worden sein, doch erlosch der Orden wieder. Eine Abbildung der Ordenstracht findet sich bei Wietz, „Abbildungen sämmtlicher geistlicher und weltlicher Ritter- und Damenorden" (Prag 1821), Bd. 3.

(*J. Graf von Oynhausen.*)

KORNBERG. Am nordöstlichen Vorsprunge des Fichtelgebirges, im bairischen Regierungsbezirke Oberfranken, erhebt sich im Amtsgerichte Rehau der allmählich zu einer Kuppe zulaufende Große Kornberg. Dieser Granitberg gehört jedoch nach äußern und innern Verhältnissen mit seinen Nachbarkuppen dem centralen Gebirge Oberfrankens unmittelbar an, und auch ihn charakterisiren, wie das ganze Fichtelgebirge, hoch gelegene Thaleinschnitte oder flache Einsattelungen, durch welche paßähnlich die Verbindungswege quer über das Gebirge ziehen. Was sich dann weiter noch in nordöstlicher Richtung an den Kornberg anlagert, bildet einen von letzterm beherrschten Gebirgsabschnitt, dessen höchster Punkt 830 Met. beträgt. Dieser Gebirgstheil, nordwärts vom Selberwalde an den Fuß des Kornbergs als Terrasse angehängt, streicht bis Rehau und die obere Regnitz ostwärts, und bildet bis zum Elsterthal ein Bergland von Kuppen und Hügelrücken, das auf bairischer Seite wol als Rehauer-, in Böhmen als Aschergebirge bezeichnet werden darf. Von den wohlabgerundeten Kuppen des innern Korngebirges verschieden, bestehen alle diese Ausläufer des Fichtelgebirges vorwaltend aus krystallinischem Schiefer, aus Gneis, Glimmerschiefer und Urthonschiefer.

(*Ferd. Moesch.*)

Kornblume, s. Centaurea.

KORNELIMÜNSTER oder Cornelimünster, preußische Bürgermeisterei (Flecken) in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Aachen, Landkreis Aachen, liegt in 221 Met. Höhe am Münsterbach, 8 Kilom. im Südosten von Aachen. Die (1880) 3285 Bewohner, von denen 1676 männlichen und 1609 weiblichen Geschlechts sind, wohnen in 499 Häusern und führen 658 Haushaltungen. Die Bewohner treiben Wollspinnerei, Tuchfabrikation, Gerberei, Steinbruch, Bergbau auf Blei und Galmei u. s. w. Kornelimünster war ehemals eine gefürstete, reichsunmittelbare Benedictinerabtei, welche Ludwig der Fromme im J. 821 in dem damals ungeheuern Ardennerwalde stiftete.

(*G. A. von Klöden.*)

Kornelikirschbaum, s. Cornus.

KÖRNER, Marktflecken in einer vom preußischen Regierungsbezirke Erfurt und dem Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen eingeschlossenen Enclave des Großherzogthums Sachsen-Koburg-Gotha, in hügeliger Gegend am Notterbache, 10 Kilom. von Mühlhausen, 29 von Sondershausen; Post- und Telegraphenamt. Die Zahl der Bewohner belief sich 1880 auf 1530 gegen 1450 im J. 1875. Der Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft, daneben sind 5 Mühlen und 1 Brauerei im Betriebe. Der Verkehr ist gering, weshalb auch die Märkte nicht mehr abgehalten werden. Körner ist der einzige Marktflecken im Herzogthume Gotha, der zwei Kirchen hat: die 1516 erbaute, dem heil. Vipertus geweihte Oberkirche und die 1318 erbaute beatae virginis Mariae genannte Unterkirche. — Im 10. Jahrh. wurde hier gegen die Einfälle der Hunnen eine Burg erbaut, deren Abbruch aber 1075 im Streite König Heinrich's mit den Sachsen und Thüringern erfolgte. Noch heute heißt ein Stück Acker- und Gartenland der Burgwall. Die ältesten Besitzer des Ortes waren die Herren von Corner, die bis ins 15. Jahrh. vorkommen. Im J. 1668 erhielt der Ort Marktgerechtigkeiten. Am 8. März 1596 zerstörte eine Feuersbrunst 264 Gebäude und am 17. Mai 1733 eine zweite 103 Wohnhäuser ohne die Scheunen und Ställe. Am 26. Mai 1852 richtete ein Orkan mit Hagelschlag großen Schaden an. Nördlich vom Orte sind die Trümmer des Klosters Volkenroda, das 1130 vom Grafen Lamprecht I. von Tonna und seiner Schwester Helinburgis gegründet und der Jungfrau Maria geweiht wurde. Die Schutzvogtei über das Kloster behielt sich Landgraf Ludwig I. vor. Schenkungen und Vorrechte brachten es rasch zur Blüte und es gehörten schließlich an 80 Ortschaften zu seinen Erwerbungen und Besitzungen, darunter auch Körner, wo der Abt Dithmar die Marienkirche baute. Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloster unter schrecklichen Greueln verwüstet, später nothdürftig wiederhergestellt und 1540 aufgehoben.

(*A. Schroot.*)

KÖRNER (Christian Gottfried), der nicht nur als Vater des Freiheitsdichters und Helden Karl Theodor Körner und als Schiller's vertrautester Freund und Geistesgenosse, sondern auch um seiner selbst willen volle Beachtung verdient, ward am 2. Juli 1756 zu Leipzig geboren. Durch seine Mutter, Sophia Margaretha Stirner, war er dem leipziger Kaufmannsstande nahestehend, während sein Vater, Johann Gottfried, als Magister und Prediger, später als ordentlicher Professor und Superintendent wirkend, einer angesehenen sächsischen Gelehrtenfamilie entstammte. Der große Philologe Johann Matthias Geß-

ner war Taufpathe des Knaben, der, da ein folgendes Mädchen bald wieder starb, das einzige Kind seiner Aeltern blieb. Der Vater, ein streng orthodoxer Lutheraner, erzog den Sohn zur Gottesfurcht; künstlerische Neigungen, denen der Freund Schiller's später huldigte, wurden in dem leipziger Theologenhause nicht erweckt. Am 21. Juni 1769 ward Christian Gottfried in die Landesschule zu Grimma aufgenommen, der er bis zum 29. April 1772 angehörte. Aus dieser Zeit ist uns ein zehnstrophiges Gedicht erhalten, das freilich nichts weniger als poetische Anlage kundgibt (abgedruckt von K. Elze in den „Vermischten Blättern", Köthen 1875). Auf der Schule hatte er sich durch Fleiß ausgezeichnet, so unerträglich ihm auch die „Sklaverei des symbolischen Lehrzwanges" erschien. Religiöse Zweifel ließen sich trotz des besten Willens nicht niederkämpfen; vitam impendere vero wählte der zur Universität Abgehende sich zur Devise. Der Pathe Geßner's hätte sich, wie dies einige Jahre früher auch Goethe's Wunsch war, am liebsten der Philologie gewidmet. „Meine Schullehrer hatten mir eine große Verehrung für alte Literatur eingeprägt — ich beschloß Autoren herauszugeben." Statt dessen sah er sich genöthigt, widerwillig in Leipzig juristische Vorlesungen zu hören, während Garve und Platner in ihm eine Neigung zur Speculation erweckten. Im J. 1776 und 1777 studirte er in Göttingen; dort warf er sich „in das Studium der Natur nebst Mathematik und ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen". Allein auch Heyne's und Schlözer's Vorlesungen wurden mit Nutzen gehört. Die akademische Carrière verstand sich für den Sprößling der einflußreichen sächsischen Gelehrtenfamilie von selbst. In schönem Latein geschrieben, reichte er 1778 in Leipzig seine Habilitationsschrift ein: Quem fructum oeconomia politica capiat ex descriptione civium ad ipsius usus accommodata. Nachdem der junge Magister am 23. Sept. seine Thesen öffentlich vertheidigt, erwarb er sich am 15. April des folgenden Jahres den Doctorgrad mit der Dissertation: Quam intersit ICtorum jurisprudentiam naturalem ab universali vivendi norma distingui. Beide Abhandlungen erschienen im Breitkopf'schen Verlage. Im Verkehre mit der Familie Breitkopf, mit der auch Goethe bekannt gewesen (B. Th. Breitkopf hatte Goethe's „Neue Lieder" in Melodien gesetzt), entwickelte sich Körner's bisher unterdrücktes Talent für die Musik, das er mit warmer Liebe lebenslang theoretisch und praktisch bethätigte. Im Breitkopf'schen Hause lernte er auch seine Minna, d. h. Anna Maria Jacobina Stock (geb. 11. März 1762; gest. 20. Aug. 1843) und ihre Schwester Johanna Dorothea kennen. Bei ihrem Vater, dem 1779 gestorbenen Kupferstecher Joh. Mich. Stock, hatte Goethe als leipziger Student die Führung der Nadel erlernt, und so war es Minna, welche später die Verbindung zwischen ihrem Manne und Goethe herbeiführte und dadurch mittelbar auch die Annäherung zwischen Goethe und Schiller anbahnte. Das beginnende Liebesverhältniß zwischen Minna Stock und dem zweiundzwanzigjährigen Privatdocenten wurde zunächst unterbrochen, da letzterer, nachdem er im Sommersemester 1779 Naturrecht, politische Oekonomie und Technologie, von denen ihn selbst ersteres „ziemlich lange interessirte", gelesen hatte, im Herbste 1779 von Dresden aus als Begleiter des jungen Grafen von Schönberg die große Reise durch Deutschland, Holland nach England, von dort durch Frankreich und die Niederlande in die Schweiz antrat, wie sie im vorigen Jahrhundert zur regelrechten Ausbildung deutscher Cavaliere gehörte. Das Reisetagebuch bricht am 4. Oct. 1780 in Zürich ab; Fritz Jacobi, Schlosser und Lavater werden unter den Reisebekanntschaften erwähnt. Nachdem er von Ostern 1781 bis 1782 mit sehr geringem Erfolge wieder politische Oekonomie und Naturrecht in Leipzig gelesen, nahm er die Stellung eines Consistorialadvocaten im leipziger Consistorium an; 1784 ward er als Rath mit 200 Thalern Gehalt an das Oberconsistorium nach Dresden versetzt; zugleich hatte er als Assessor in der Landes-Oekonomie-Manufactur- und Commerzien-Deputation zu arbeiten. Die bereits 1782 erfolgte Verlobung mit Minna entfremdete Körner seinen Aeltern, dafür schloß er einen Freundschaftsbund mit Ludwig Ferdinand Huber, dem Verlobten der älteren Schwester, Dorothea Stock. Gemeinsam begeisterten sich beide Brautpaare an Schiller's Jugenddramen und beschlossen auf Dorchens Vorschlag, dem verehrten Dichter ihre Bewunderung in Briefen auszudrücken. Körner legte den Briefen seine eigene Composition von Amalia's Lied „Schön wie Engel voll Wallhalla's Wonne", Minna eine gestickte Brieftasche bei; jedes der Schreibenden sein Bild. Am 7. Juni 1784 berichtete Schiller von Manheim aus an Dalberg über den Empfang der „artigen Kleinigkeiten" und Briefe, „von vier unbekannten Personen, die voll Enthusiasmus für mich geschrieben waren und von Dichteranbetung überflossen". Allein erst am 7. Dec. 1784 dankte Schiller in einem herzlichen Schreiben seinen Verehrern, deren Schreiben in hoffnungsloser Lage ihn vor Verzweiflung gerettet. Den Plan Schiller's, die Freunde in Leipzig aufzusuchen, machte Körner möglich, indem er durch Göschen's Vermittelung dem Dichter die geforderten 100 Dukaten zur Verfügung stellte. Am 17. April 1785 traf Schiller in Leipzig ein; Körner, eben in Dresden zurückgehalten, suchte in zwei Briefen (2. und 8. Mai) durch offene Darlegung seiner eigenen Geistesentwickelung sich dem Freunde aufs innigste zu nähern, wie ja auch Schiller später durch ähnliche Selbstschilderungen den Geistesbund mit Goethe begründete. Am 14. Mai bot Körner dem Dichter das brüderliche Du an. Sein Vater war am 4. Jan. 1785 als meißener Domherr gestorben und der Sohn dadurch zur freien Nutznießung eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt; am 7. Aug. 1785 ward er in der Nicolaikirche zu Leipzig mit Minna Stock getraut. Schiller, der bereits den Geburtstag „unseres theueren Körner" besungen, dichtete ein Hochzeitscarmen von 22 achtzeiligen Strophen (beide Gedichte herausgegeben von K. Goedeke im 4. Bde. der „historisch-kritischen Ausgabe"). Bis zum 10. Sept. lebte das junge Ehepaar allein in Dresden; am 11.

zogen sie mit Schiller gemeinsam nach Loschwitz, wo eine kleine Stunde von Dresden entfernt ihr Wohnhaus auf einem Weinberge stand. Bereits am 8. Juli hatte Körner Schiller das Anerbieten gemacht, er solle, um nicht des Broterwerbs wegen arbeiten zu müssen, ihm die Freude machen, wenigstens ein Jahr lang sich von ihm alle Nahrungssorgen bestreiten zu lassen. In ebenso edelmüthiger Weise, als Körner den Freundesdienst anbot, nahm ihn Schiller am 11. Juli an. Nicht hoch genug kann man es anschlagen, was Körner hiermit für die Ausbildung des Dichters geleistet, welchen Dienst er damit mittelbar dem ganzen deutschen Volke erwiesen hat. Schiller war zu jener Zeit von drückenden Schulden gepeinigt; seine edelsten Arbeiten, wie den „Don Carlos", mußte er unvollendet lassen, um durch schriftstellerische Tagelöhnerarbeit sich kümmerlich fortzubringen. Er fühlte dabei seine Kräfte allmählich erlahmen; der dringend empfundenen Nothwendigkeit, der mangelhaften Bildung seiner Jugend durch gründlichere Studien nachzuhelfen, konnte er nicht genügen; er klagte, daß er bei fortwährender geistiger Ausgabe ohne entsprechende Erweiterung seiner geistigen Hülfsmittel sich ausschöpfen müßte. Da trat Körner helfend dazwischen. Er gewährte ihm für die nächste Zeit eine fast sorgenfreie Muße, welche die endliche Vollendung des „Don Carlos" möglich machte. Wie hoch auch Schiller's Genius Körner's tüchtiges Talent überragte, zur Zeit ihres Zusammenlebens in Loschwitz und Dresden war der um drei Jahre ältere Körner der an Wissen und Erfahrung Reichere und Reifere. Schiller, der neben dem Liede an die Freude noch die „Freigeisterei der Leidenschaft" und die „Resignation" dichtete, wäre als stürmischer Schwärmer eher dem Carlos, Körner Marquis Posa zur Seite zu stellen. Mit kluger Umsicht bestimmte Körner den bisher von den Verlegern geplünderten und betrogenen Dichter, mit Göschen in Verbindung zu treten, mit dem Schiller bald ein dauerndes freundliches Verhältniß verband (Geschäftsbriefe Schiller's gesammelt, erläutert und herausgegeben von K. Goedeke, Leipz. 1875). Körner hatte nach dem Tode seines Vaters, von dessen Predigten er eine Sammlung herausgab (Dessau 1785), sich in geschäftliche Verbindungen mit Göschen eingelassen und sich mit einem Theile seines Vermögens an dem jungen Verlage betheiligt. Göschen erfüllte allerdings die Hoffnungen, welche der für die Literatur begeisterte Körner auf ihn setzte, nur zum kleinen Theil. Ohne Körner's thätige Theilnahme hätte Göschen wol kaum den Verlag der ersten achtbändigen Sammlung von Goethe's Schriften erworben. Nun wurde ihm von Körner auch Schiller („Thalia", „Don Carlos") zugeführt. Von Göschen wurden dann später einzelne Arbeiten Schillers hervorgerufen, zu denen er sich ohne äußeren Anstoß vielleicht nicht entschlossen hätte. Der Einfluß aber, welchen Körner auf Schiller ausübte, läßt sich gar nicht ermessen (Vilmar, „Lebensbilder der Dichter und Germanisten", Marb. 1866, S. 142, 149). Der Entschluß, sich zum Historiker auszubilden, ist von Schiller erst auf Körner's Anregung hin gefaßt worden. Durch ihn wurde Schiller zuerst mit Nachdruck auf Kant hingewiesen, von dem er allerdings bereits durch seinen Lehrer Abel vernommen hatte. Die spätere Hinwendung zur Kant'schen Philosophie, die für Schiller als Denker wie als Dichter entscheidend war, wäre vielleicht nicht erfolgt, wenn Körner nicht schon während ihres Zusammenlebens ihm Kant gepredigt hätte. Körner's bestimmender Einfluß auf Schiller's philosophische Bildung ist denn auch von K. Fischer, Tomaschek, Twesten, Ueberweg, Kuhn mit Uebereinstimmung anerkannt worden. In Schiller's „Philosophischen Briefen" tritt Körner als Mitarbeiter auf; Raphael's Briefe sind jedenfalls zum größeren Theil Körner's Arbeit. Läßt sich auch das Eigenthumsrecht in diesem Briefwechsel so schwer sondern, daß Stern nothgedrungen den ganzen in Körner's Werke mit aufgenommen hat, so geht doch das Eine klar hervor, daß Körner als derjenige erscheint, welcher Schiller's dogmatischen Schlummer gebrochen, ihn als gereifter Führer in die Tiefen der Speculation eingeleitet. Soweit Schiller's herrisches Gefühl der Selbständigkeit, das Fichte gegenüber einen so herben Ausdruck fand, überhaupt sich fremdem Urtheile beugte, so war dies Körner gegenüber der Fall. Ihm legte Schiller in Briefen seine philosophischen Zweifel vor, holte seinen Rath ein, dachte sich bei seinen philosophischen wie dichterischen Arbeiten am liebsten ihn als Leser und Richter. Das abschließende philosophische Hauptwerk, welches Schiller plante, ist uns in seinen Grundzügen nur durch den Briefwechsel mit Körner bekannt. Wenn Schiller seinen Dialog „Kallias" geschrieben hätte, so wäre es der dresdener Freund gewesen, den er sich als Mitunterredner dachte.

Drei Briefwechsel Schiller's sind es, die vor allen andern hervorragen. Die Interessen der deutschen Literatur und allgemeinen Bildung geben dem Verkehre zwischen dem Künstlerpaare Goethe und Schiller das einzig großartige Gepräge. Dem Schwunge von Schiller's Speculation vermochte keiner gleich Wilhelm von Humboldt zu folgen; die Philosophie und philosophischen Gedichte Schiller's traten in seinem Briefwechsel mit Humboldt vor allem hervor. Körner gegenüber kommen auch alle die Fragen zur Sprache, welche in eingehenderer Weise in den andern Briefwechseln vorkommen; daneben macht sich aber in einer Ausdehnung und Reinheit wie sonst bei Schiller nicht wieder das menschliche Verhältniß geltend. Man darf als Motto über diesen Briefwechsel die Worte Wallenstein's schreiben: „Denn über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt." In seinen Vorzügen und Schwächen erscheint hier der Mensch und Dichter und für alles findet er bei Körner liebevollstes Verständniß. Körner verweist dem an seiner dichterischen Kraft zweifelnden dieses Mistrauen, er hört seine neidischen Anklagen gegen Goethe an, allein er spricht von Anfang unerschütterlich seine Ueberzeugung aus, die beiden müßten noch einmal zusammenwirken, und jubelnder wie Körner hat keiner sich des Bundes zwischen Goethe und Schiller gefreut, zu dessen Herbeiführung vielleicht keiner mehr als er gethan. Vorübergehende, wenn auch oberflächliche Erkaltungen des Freundschaftsverhältnisses sind wol ein-

getreten, allein persönliche Zusammenkünfte in Weimar und Leipzig führten stets wieder das alte herzliche Verhältniß zwischen den Freunden herbei. Erst 16 Jahre nach Körner's Tode ward 1847 „Schiller's Briefwechsel mit Körner, von 1784 bis zum Tod Schiller's" veröffentlicht, den K. Goedeke in zwei Bänden (Leipzig 1874) neu herausgab; „Verbesserungen und Ergänzungen nach der Handschrift" theilte dann F. Jonas 1881 in der Haupt'schen „Zeitschrift für deutsches Alterthum" XIII, 1 mit. Th. W. Danzel's geistreicher Aufsatz „Ueber Schiller's Briefwechsel mit Körner" (Wiener Jahrbücher der Literatur, XXI), ist in den von Otto Jahn herausgegebenen „Gesammelten Aufsätzen" Danzel's (Leipz. 1855) wieder abgedruckt.

Bereits ehe Schiller nach Leipzig gekommen war, hatte Körner's eigene literarische Thätigkeit begonnen, indem er vom October 1784 an ein halbes Jahr lang als Stellvertreter seines Freundes Professor Becker die „Ephemeriden der Menschheit" redigirte. Von Schiller angespornt faßte er, und immer wieder von neuem die besten Vorsätze, ein fleißiger Schriftsteller zu werden. Allein einerseits war seine Zeit durch Amtsgeschäfte und eigene Dienstgefälligkeit gegen andere stark in Anspruch genommen, wie dies Schiller launig in seinem einzigen Lustspiele „Körner's Vormittag" darstellte; andererseits war Körner bei all seinem Wissen und Können durchaus keine productive Natur; zwar fehlte es ihm keineswegs an Talent und Lust, aber man „müßte nicht so langsam arbeiten und so viel wieder zerreißen wie ich". In Dresden, das Schiller eine Wüste der Geister nannte, sah man es nicht gern, daß ein Beamter als Schriftsteller thätig war. Körner's vielseitige Interessen zersplitterten seine Kräfte. Musik war die Kunst, welche er selbst am liebsten ausübte; von seinem Aufsatze „Ueber Charakterdarstellung in der Musik" (1795 im 5. Horenstücke) rühmte Schiller, daß er „überall viel Sensation machte". Körner suchte darin nach Schiller's allgemeinen Principien eigene für die Tonkunst aufzustellen. Im Gegensatze zur allgemein herrschenden Anschauung vertheidigte er die Musik als absolute, auch ohne Tanz und Gesang ausdrucksfähige Kunst. Körner's geselliges Haus bildete einen Sammelpunkt wie für alle bildungseifrigen Elemente und Besucher Dresdens, so für die Musikfreunde insbesondere. In der Poesie fielen Körner's eigene Versuche, die Sammlung seiner Werke enthält einige, vollständig ungenügend aus. Die bildende Kunst wurde in seinem Hause durch seine von ihrem Verlobten Huber verlassene Schwägerin Dorothea vertreten. Er selbst versuchte sich in historischen und philosophischen Arbeiten. Der ungenügende biographische Aufsatz „Axel Graf von Oxenstierna" erschien in Göschen's „Historischem Kalender für Damen für das Jahr 1792", nachdem er die mercantile Verbindung mit Göschen bereits 1787 aufgelöst hatte. Auch die ihm angebotene Redaction des „Historischen Damenkalenders" lehnte er ab und kam nicht dazu, die versprochene Bearbeitung einer Geschichte der Reformation zu liefern. Ebenso erging es mit Plänen zu einer Geschichte Wilhelm's von Oranien und des spanischen Erbfolgekrieges. Auch die der Reihe nach projectirten Uebersetzungen Gibbon's, Hume's und Shaftesbury's blieben Projecte. Nur Schiller's unablässigem Drängen ist es zuzuschreiben, daß Körner drei Jahre nach des Freundes Tode mit einer Sammlung „Aesthetische Ansichten" (Leipzig 1808) hervortreten konnte, der 1812 ein weiterer Band „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung und der politischen Rechenkunst" sich anschloß. Der Aufsatz „Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes" war 1789 im 6. Hefte der „Thalia", der Aufsatz „Ideen über Declamation" 1793 im 4. Hefte der „Neuen Thalia" erschienen. Aufgabe der Poesie ist es — dies ist der Hauptgedankengang des ersteren Aufsatzes — die Leidenschaften zu veredeln. Der Dichter muß innerhalb der Grenzen seiner Kunst diesem Zwecke Rechnung tragen. Sein Geschäft ist Darstellung des Großen und Schönen der menschlichen Natur. Der höchste Triumph der Kunst ist: Größe mit Grazie vereinigt, und wer dieses Ziel zu erreichen bestimmt war, versündigt sich an sich selbst, wenn er aus einer Art von Trägheit auf einer niedrigeren Stufe stehen bleibt. In einem Briefe Körner's an Schiller, in welchem er über den Eindruck, den „Wilhelm Meisters Lehrjahre" auf ihn gemacht, sich aussprach, fand Goethe solch bewunderswerthe Klarheit und Feinheit, daß er den Brief gedruckt wünschte; unter dem Titel „Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre aus einem Briefe an den Herausgeber der Horen" erschien die Abhandlung 1796 im 12. Stücke der „Horen". Mit Goethe war Körner 1790 in Dresden bekannt geworden, beide trafen dann noch öfter zusammen; vgl. W. von Biedermann, „Goethe und Dresden" (Berlin 1875). Strehlke verzeichnet 17 Briefe Goethe's an Körner, sämmtlich zwischen 1790 und 1813 geschrieben. War Goethe derjenige Dichter, den Körner neben Schiller am höchsten hielt, so theilte er doch nicht Schiller's schroffe Abneigung gegen die jüngere Generation. Auch die Brüder Schlegel, Tieck und Heinrich von Kleist fanden im Körner'schen Hause freundliche Aufnahme. Mit Alexander und Wilhelm von Humboldt verband Körner ein freundschaftliches Verhältniß, über das neuerdings F. Jonas werthvolle Aufschlüsse ertheilt: „Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Chr. Gottfried Körner 1793—1830" (Berlin 1880). Angriffe der katholischen Romantik aber wehrte er 1812 ab in einem Briefe an Friedrich Schlegel „Ueber die deutsche Literatur" (im „Deutschen Museum" II, 9). Die „ästhetischen Ansichten" brachten außer dem bereits Angeführten noch die Essays „Ueber das Lustspiel" und „Ueber Geist und Esprit". Das Thema des letztern Aufsatzes hat R. Hildebrand in seinem bewundernswerthen Artikel „Geist" im Grimm'schen Wörterbuche (IV. Bd. 1. Abtheil. 2. Hälfte) wieder aufgegriffen. Wol noch in die Zeit des philosophischen Gedankenaustausches mit Schiller fallen die Arbeiten, welche 1824 nur äußerlich, nicht innerlich abgeschlossen als Büchlein „für deutsche Frauen" (Berlin, Nicolaischer Verlag) erschienen. Den Briefen Schiller's „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" sollten „Briefe über die ästhetische Erziehung für Frauen" zur

Seite gestellt werden. Die einzelnen Kapitel: Weiblichkeit, Schönheit der Seele, Leben, Freiheit, innerer Friede, Licht und Wärme enthalten ungemein viel des Trefflichen, können aber doch nur als einzelne Bausteine eines groß angelegten unvollendeten Gebäudes angesehen werden. Der streng durchgebildete Kantianer verleugnet sich dabei nirgends.

Sind diese philosophischen Essays alle aus Körner's freier Neigung hervorgegangen, so wurden zwei andere größere Arbeiten durch die traurige Pflicht der Pietät gegen zu früh Gestorbene veranlaßt. Nachdem Goethe sich zu einer Mitarbeit an der Sammlung von Schiller's Werken und einer Biographie des Freundes nicht entschließen konnte, mußte Körner als der berufenste Ordner von Schiller's Nachlasse erscheinen. An ihn hat sich denn Charlotte von Schiller auch gewandt; vgl. den Briefwechsel im 3. Bde. von „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (Stuttgart 1865), sowie Scheidel-Willmann's „Bilder aus der Schillerzeit" (Stuttgart 1885). Im Sommer 1809 erhielt Körner die Papiere Schiller's und mit voller Hingebung arbeitete er daran, dem großen Freunde ein würdiges Denkmal zu errichten. Von 1812—1815 erschien in 12 Octavbänden im Cotta'schen Verlage die erste Gesammtausgabe von Schiller's Werken. Im einzelnen, wie z. B. beim „Geisterseher", hat Körner Misgriffe gethan; seit den Arbeiten Joachim Meyer's, W. Vollmer's und K. Goedeke's haben wir Schiller's Wort ungetrübter kennen gelernt, als es, Körner's Arbeit folgend, alle Schillerausgaben bis zum J. 1867 boten. Und doch haben gerade die Bearbeiter der kritisch-historischen Ausgabe Körner's Thätigkeit volle Anerkennung zollen müssen. Er leistete, was man nach damaligen Anforderungen verlangen konnte, ja noch mehr, so z. B. in der Bearbeitung der Fragmente der „Malteser". Die bis zur Hempel'schen Ausgabe überall durchgeführte Sonderung der Gedichte in drei Perioden hat Körner zuerst eingeführt; seine Textgestaltung ward die Vulgata von Schiller's Werken. Der von ihm besorgten ersten Ausgabe fügte Körner im ersten Bande auch „Nachrichten von Schiller's Leben" bei, die erste zuverlässige Schiller-Biographie, welche überhaupt geschrieben wurde, nachdem bald nach Schiller's Tode unberufene Biographen der Witwe viel Verdruß bereitet hatten. Körner's nach jeder Richtung treffliche Arbeit wurde dann auch von Karoline von Wolzogen zur Grundlage ihrer Arbeit gemacht, als sie 1828 „Schiller's Leben aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner" verfaßte.

Wie dem Freunde, so sollte Körner auch dem eigenen Sohne das literarische Ehrendenkmal aufrichten. Dem „poetischen Nachlasse" des Freiheitsängers, der 1815 in Leipzig bei Hartknoch herauskam, fügte der Vater „biographische Notizen über Theodor Körner" bei. Der liebevolle Stolz des Vaters auf den Besitz und der tiefe Schmerz um den Verlust eines solchen Sohnes leuchtet aus jeder Zeile hervor, und doch ist alles Panegyrische fern gehalten. Der Geistesgenosse Schiller's bewahrte auch Dichtungen seines Sohnes gegenüber ein richtig wägendes Urtheil. Der Tod des Sohnes und die gleichzeitige Veränderung der politischen Verhältnisse hatte dem geist- und gemüthvollen Leben des Körner'schen Hauses ein Ende gesetzt. Chr. Gottfried Körner war 1790 Appellationsgerichtsrath in Dresden geworden und trat, nachdem er von 1798—1811 als geheimer Referendar im geheimen Consilium verwendet worden, 1811 wieder zum Appellationsgericht zurück. In seiner amtlichen Stellung arbeitete er 1791 im Auftrage des Ministers F. A. von Burgsdorf ein Promemoria „Ueber die Wahl der Maßregeln gegen den Misbrauch der Preßfreiheit" aus. Höchst eigenthümlich ist es, wie er bei dieser Gelegenheit Ideen Schiller's aus den ästhetischen Briefen in den sächsischen Polizeistaat einzuschmuggeln versucht. Er ist ein entschiedener Gegner von Censur und Confiscationen, aber er will die Anonymität verboten wissen und hält der schönen Form eine Lobrede. Eine für die sächsische Landesregierung 1798 verfaßte Denkschrift handelt „Ueber die Verbesserung des Civilprocesses", während die Abhandlung „Ueber den staatswirthschaftlichen Werth eines Menschenlebens" 1802 gelegentlich einer in Mähren gestellten Preisaufgabe geschrieben wurde. Im J. 1811 entstand die Untersuchung „Ueber die brauchbarste Gattung statistischer Tabellen". Inzwischen nahmen die traurigen politischen Verhältnisse Körner's Aufmerksamkeit in Anspruch. Den Lobrednern des französischen Präfecten- und Centralisationssystems trat er 1811 mit der Flugschrift „Wünsche eines deutschen Geschäftsmanns" entgegen, nachdem er selber 1808 in den „Briefen aus Sachsen an einen Freund in Warschau" sich sehr hoffnungsvoll über die unter Napoleon's Protectorat vollzogene polnische Erwerbung Sachsens ausgesprochen hatte. Seinem sächsischen Patriotismus gab er dann noch einmal 1810 Ausdruck in der Schrift „Ueber die Hülfsquellen Sachsens unter den gegenwärtigen Umständen". Die Trostlosigkeit der politischen Lage Deutschlands lastete aber schwer auf dem patriotischen Freunde Schiller's und die preußische Erhebung begrüßte er mit der Flugschrift „Deutschlands Hoffnungen". In der mit einem Motto aus Tacitus' Germania versehenen Broschüre weht derselbe Geist wie in seines Sohnes Liedern; vollkommen billigte er dessen Eintritt in Lützow's Freicorps, obwol ihm als sächsischem Beamten dadurch die unangenehmsten Folgen drohten. Da er nach der Eroberung Sachsens durch die Verbündeten aus seiner deutsch-preußischen Gesinnung kein Hehl machte und eine Stelle als Gouvernementsrath annahm, in welcher er trotz der großen politischen Sorgen doch durch Hebung des Theaters auch der Kunst zu dienen suchte, so konnte nach der Wiedereinsetzung des Königs in Sachsen seines Bleibens nicht mehr sein. Im Mai 1815 ward er als Staatsrath im Ministerium des Innern in Berlin angestellt; 1817 ward er geheimer Oberregierungsrath im Cultusministerium. Recht heimisch konnten Körner's Angehörige sich in Berlin nicht fühlen. Gleich bei seinem Eintritte in den preußischen Dienst erhob er 1815 seine „Stimme der Warnung" gegen die niederträchtigen Denunciationen des elenden Schmaltz, denen der ängstliche Friedrich Wilhelm III. ein geneigtes Ohr lieh.

Gegen die in den preußischen Regierungskreisen vorwaltenden unseligen Anschauungen wandte er sich dann 1824 in einer nicht für den Druck bestimmten Denkschrift „Ueber die Bedingungen eines blühenden Zustandes der preußischen Universitäten". Energisch tritt er hier für die althergebrachte Freiheit der Universitäten und des Unterrichtes ein. Ausschreitungen nimmt er mit dem Hinweis auf die Zeitverhältnisse in Schutz. „Deutsche Jünglinge, die aus der früheren engen Sphäre herausgetreten waren und an der Befreiung des Vaterlandes theilgenommen hatten, kamen mit stolzen Gefühlen und schwer zu befriedigenden Erwartungen zurück. Von einer eingebildeten Höhe sahen sie herab auf bestehende Ordnungen und Verhältnisse, und diese zu achten, galt ihnen für Feigheit und Schwäche. In einer solchen Denkart wurden sie durch Reden und Schriften bestärkt, die überall eine unruhige Stimmung in Deutschland verbreiteten." Die freimüthige und warmherzige Vertheidigung der studirenden Jugend und ihrer Lehrer ist aus der Handschrift des Körnermuseums in Dresden erst bekannt geworden, als A. Stern „Chr. Gottfried Körner's gesammelte Schriften" (Leipz. 1881) herausgab; eine bereits 1859 von C. Barth in Augsburg unternommene Sammlung war trotz der Bemühungen des Herausgebers unvollständig geblieben. Körner selbst hat in späteren Lebensjahren an keine Sammlung seiner eigenen Arbeiten gedacht, nur der Erinnerung an Freund und Sohn, dem bereits 1815 auch die einzige Schwester Emma ins Grab folgte, lebend. Der Vater starb am 13. Mai 1831 zu Berlin und wurde zu Wöbbelin bestattet. Schon ein Jahr nach ihm verschied die ihm treu verbundene Schwägerin Dora Stock (gest. 26. Mai 1832), die sich als Künstlerin einen bedeutenden Namen erworben hatte. Erst 1843 folgte Minna ihren Lieben nach. Eine ausführliche Biographie, welche auch die wichtigsten Literaturnachweise enthält, hat F. Jonas „Aus den Quellen zusammengestellt: Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus" (Berlin 1882). „Briefe der Familie Körner" hat Weber im IV. Bde. der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht. „Mittheilungen über die Familie Körner" sind in Wolff's Buch „Theodor Körner's Leben und Briefwechsel" (Berlin 1858) enthalten. Ueber Körner's Verhältniß zu Schiller handeln sämmtliche Biographen Schiller's; vgl. auch M. Koch, „Schiller und Körner" in Beilage zur augsburger Allg. Zeitung 1881 Nr. 314.

Theodor Körner's Vater ist als Schriftsteller nicht eben hervorragend, obwol er auch hier, trotzdem er inhaltlich und stilistisch unter Schiller's Einflusse steht, seine tüchtige selbständige Natur keineswegs verleugnet. Als deutschgesinnter Patriot tritt er manchen berühmteren Männern der Freiheitskriege ebenbürtig zur Seite. Als Freund, Retter und Erzieher Schiller's steht er, man möchte sagen, unvergleichlich in der deutschen Literaturgeschichte da. Die ästhetische Ausbildung und Harmonie des einzelnen Individuums, nach welcher das ganze ausgehende 18. Jahrh. in Deutschland rang, — ein Ringen, das Goethe's großer Roman darstellte — hat neben Goethe, Schiller und W. von Humboldt vielleicht keiner sich so zu eigen gemacht wie Chr. Gottfried Körner. Ein edler hochbegabter Mensch, dem die Ausbildung des eigenen Ich und der Verkehr mit den besten der Zeitgenossen verbunden mit energischem, aufopferungsvollem Wirken für das als wahr Erkannte den Inhalt des Daseins bildete, so steht Schiller's vertrautester Lebensfreund vor uns. *(Max Koch.)*

KÖRNER (Karl Theodor), der volksthümlichste Dichter und Held der Freiheitskriege, ward zu Dresden am 23. Sept. 1791 als Sohn von Schiller's Freund Christian Gottfried Körner (s. o.) und seiner Gattin Anna Maria Jacobina, Tochter des Kupferstechers Stock, geboren. Er war das dritte Kind seiner Aeltern; ein Johann Eduard getaufter Knabe war schon im ersten Lebensjahre 1786 gestorben, während die am 19. April 1788 zur Welt gekommene Tochter Emma Sophia Luise lebenslang dem jüngeren Bruder in innigster Liebe verbunden blieb. Ein günstigerer Boden als das Körner'sche Haus konnte für die Entwickelung einer dichterisch angelegten Natur kaum gefunden werden. Freundschaftlich verkehrten in der gastfreien Familie zu verschiedenen Zeiten Goethe, Aug. W. und Friedrich von Schlegel, Novalis, Ludwig Tieck, Heinrich von Kleist, Oehlenschläger; die verehrungsvollste Freundschaft für Schiller bildete gleichsam den Grundton des geistigen Lebens der Familie Körner. Die mit Körners zusammenlebende Schwester Dora Stock war als ausübende Künstlerin nicht unbedeutend und ertheilte den Kindern Unterricht im Zeichnen und Malen. Der Vater componirte selbst nicht ohne Geschick und alle musikalischen Kräfte Dresdens fanden sich im Körner'schen Hause zusammen. Die Neigung zur Musik bildete sich früh bei dem Knaben heraus, der als Jüngling nicht nur ein guter Sänger und Guitarrespieler wurde, sondern auch selber componirte. Der vom Vater ererbten musikalischen Liebhaberei ist es auch zuzuschreiben, daß der Dichter später so zahlreiche Opernlibrettos schrieb, wie auch in seinen übrigen Gedichten das rein musikalische Talent überall unverkennbar sich geltend macht. Die Neigung zur Dichtkunst trat bei dem Knaben, der eine außergewöhnlich lebhafte Phantasie zeigte, gleichfalls früh hervor. Schiller's Gedichte bildeten wol einen seiner frühesten Jugendeindrücke. Von dem Zwölfjährigen schrieb die Mutter am 19. Jan. 1809 an Lotte Schiller: „Karl ist ein so wüthender Leser, daß ich bald nicht mehr weiß, was ich ihm geben soll."

Der einzige Knabe machte den Aeltern vom Anfange an viele Sorge. Seine Körperconstitution war schwächlich; Turnen und der Aufenthalt in freier Luft stärkten allmählich seine Brust. Die körperliche Ausbildung und Erstarkung machte ihn etwas wild und mit dem Lernen wollte es anfangs keinen guten Fortgang nehmen. „In einer Familie", schrieb der Vater als Biograph des Sohnes, „die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen sich zu einem freundlichen Ganzen vereinigte, wurden auch die Rechte des Knaben und Jünglings geachtet, und ohne zu herrschen, genoß er frühzeitig innerhalb seiner Sphäre einer unschädlichen Freiheit." Oeffentlichen

Unterricht empfing er nur kurze Zeit an der Kreuzschule zu Dresden; dann wurde er durch Privatlehrer zu Hause unterrichtet. Küttner scheint unter diesen dem Knaben der liebste gewesen zu sein; als dieser 1802 zu Pestalozzi in die Schweiz reiste, dichtete er „Küttner's Abschied", eine fast travestirende Nachahmung von „Hektor's Abschied" in den „Räubern". In Mathematik unterrichtete ihn Fischer, als Lehrer des Christenthums Pfarrer Roller, dessen eigenthümliche pädagogische Methode W. von Kügelgen in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" (8. Aufl. Berlin 1876) geschildert hat. Auch der später als Historiker geschätzte H. K. Dippold, der die ersten lyrischen Versuche seines Schülers recensirte, gehörte zu Körner's Lehrern. Zur Erlernung von Sprachen war Neigung und Anlage gering, gegen das Französische hegte er von Anfang an einen dauernden Widerwillen; dagegen machte er in Naturkunde und Mathematik gute Fortschritte; im Zeichnen von Landschaften bewies er Geschick und auch in der Herstellung feinerer Drechslerarbeiten zeigte er mechanische Geschicklichkeit. Nach einigem Schwanken entschloß sich Karl, den Bergmannsberuf zu wählen, den ja auch Hardenberg ausgeübt und in seinem „Heinrich von Ofterdingen" mit einem mystischen Glanze poetisch verherrlicht hatte. Novalis' Dichtung war ohne Zweifel von bestimmendem Einflusse auf die Berufswahl des jungen Dichters. Unter der Leitung des tüchtigen, dem Vater befreundeten Bergraths Werner begann er im Juni 1808 sich in Freiberg der praktischen Ausbildung zu widmen. Die anfängliche Lust zur Sache hielt aber nicht lange an und in der späteren Zeit des zweijährigen Aufenthaltes in Freiberg beschäftigte er sich hauptsächlich mit chemischen und mineralogischen Studien. Eine Reihe von Liedern, wie das Schiller's besten Geist athmende „Bergmannsleben", waren die poetische Frucht des freiberger Knappenlebens. Das dramatische Spiel „Der Kampf der Geister mit den Bergknappen" und die romantische Oper „Die Bergknappen" gehören, wenn auch erst später vollendet, doch ebenfalls ihrer Hauptsache nach der freiberger Periode und den dort empfangenen Eindrücken an. Nach Dresden kam er von dem nahen Freiberg häufig hinüber. Vom 12. Aug. bis 22. Sept. 1809 durchzog er auf einer Ferienreise die Oberlausitz und Schlesien; wir finden unter den „Vermischten Gedichten" acht „Erinnerungen an Schlesien" überschrieben, wie ein späterer Aufenthalt in Böhmen zweiundzwanzig Gedichte „Erinnerungen an Karlsbad" zur Folge hatte. Graf Geßler, der als preußischer Gesandter in Dresden dem Körner'schen Hause nahe getreten war, nahm sich des jungen Reisenden in Schlesien freundlich an, ebenso der preußische Oberbergrath von Charpentier, Graf Stolberg in Peterswaldau und Minister Graf Redern in Buchwald. Körner war des Verkehrs in den vornehmsten Gesellschaftskreisen längst gewohnt, da seine Pathin, Herzogin Dorothea von Kurland, auf deren Wunsch hin er Theodor, nicht wie in früheren Jahren Karl nach seinem andern Pathen, dem Kramermeister Kunze in Leipzig, genannt wurde, ihn öfters nach ihrem Wohnsitz Löbichau bei Altenburg einlud. Dort nahm sich auch die Hofdame der Herzogin, Elise von der Recke, freundlich des Studenten an, und durch ihre Vermittelung zeigte sich in der Folge Tiedge theilnahmsvoll für Körner und seine dichterischen Bestrebungen. Am 28. Juni 1810 nahm er von Freiberg endgültig Abschied und brachte den folgenden Monat mit seinen Aeltern in Karlsbad zu. Zu gleicher Zeit trat er zum ersten mal mit einer selbständigen Gedichtsammlung in die Oeffentlichkeit: „Knospen" (Leipzig bei Göschen 1810; neu aufgelegt Potsdam 1831).

Sein Talent sollte nach des Vaters Absicht durch frühzeitige Publicirung der bis dahin vom Vater wenig aufgemunterten Dichtungen die Probe bestehen, ob harte, ja ungerechte Urtheile niederschlagend oder zu neuen Versuchen auffordernd wirken würden. Der Vater freute sich des ernsteren Sinnes, der trotz aller äußeren Lebenslust seit der schlesischen Reise in dem Sohne vorwaltete. „Seine ganze Erziehung war darauf gerichtet, daß er durch edlere Triebfedern als durch Furcht bestimmt werden sollte, und frühzeitig gewöhnte er sich, das Heilige zu verehren". Er dichtete „Geistliche Sonette", — war doch durch Novalis die religiöse Poesie zu neuem Leben erweckt worden — und plante ein „Taschenbuch für Christen", das aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonetten und Liedern oder sonstigen poetischen Ergreifungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen und mit passenden Kupferstichen geschmückt werden sollte. Körner's Vater verwendete sich mit Eifer für die Ausführung des Planes, auf den wol Elise von der Recke nicht ohne Einfluß gewesen sein mag. Das Taschenbuch kam nicht zu Stande, die Abendunterhaltungen in Löbichau, wohin Theodor Körner von Karlsbad aus ging, veranlaßten ihn aber, mit Elise wetteifernd sogenannte Theeblätter zu dichten. Eine Beschädigung am Fuße zwang ihn, länger als beabsichtigt war in Löbichau zu verweilen und dann statt zu einer mineralogischen Reise auf den Harz sich direct nach Leipzig zu begeben, wo er am 8. Oct. 1810 immatriculirt wurde, nachdem er, dessen Großvater und Urgroßvater Professoren, der Vater kurze Zeit Docent an der sächsischen Hochschule gewesen, bereits am 23. Dec. 1801 in die Liste der Depositi non jurati eingetragen worden war. Er wohnte auf dem Brühl, im Hause Nr. 17, und ward noch in der ersten Hälfte des Wintersemesters Senior der Thüringischen Landsmannschaft, mit welcher er wol schon von Freiberg her in Verbindung stand. Außerdem war er Mitglied eines von ihm selbst gegründeten Dichterclubs. Der lebenslustige Poet, als rascher Tänzer, dreister Reiter, tüchtiger Schwimmer und besonders als geschickter Fechter erprobt, war ganz dazu angethan, in Leipzig, wo die altsächsischen literarischen und gesellschaftlichen Traditionen mit neueren demokratischen Anschauungen in Streit gerathen waren, eine Rolle zu spielen. Der Collegienbesuch, er hörte Geschichte und Philosophie und beschäftigte sich dabei mit Anatomie, mag dabei freilich gelitten haben. Zwischen den Landsmannschaften und der adeligen Clique war bereits im Beginn des Wintersemesters bitterer Hader ausgebrochen, der sogar zu wiederholten Prügeleien führte. Körner hat zwar

daran nicht direct theilgenommen, allein als Senior leitete er die ganze Action der Landsmannschaften und setzte bei persönlicher Anwesenheit in Wittenberg auch dort den „Verschiß" der Adeligen durch. Bereits am 26. Jan. 1811 hatte Körner sein erstes Verhör bei den akademischen Behörden zu bestehen; am 11. März ward er „wegen erheblichen Verdachts der Aufforderung zu einem Duell" zu acht Tagen Carcer verurtheilt. Ehe ihm aber die Strafe angekündigt werden konnte, hatte er ein neues Duell gehabt, in welchem er wie sein Gegner Verwundungen davontrugen. Mit heiligen Eiden, sagt er in dem Gedichte, „In der Nacht vor einem Zweikampfe" könne er beschwören, „daß es rein war, was mein Herz gebot". Trotz seiner Verwundung hatte er aber relegirten Freunden das Abschiedsgeleit gegeben und damit den schon früher ihm ertheilten Stadtarrest gebrochen. Dieses Vergehen und das Duell zusammen würden dem jungen Dichter mehrjährige harte Gefängnißstrafe zugezogen haben, wäre er nicht so klug gewesen, sich durch heimliche Flucht vor solchem Schicksale zu bewahren. Es fiel ihm schwer, Leipzig zu verlassen, denn wie er in dem Gedichte „Meine Flucht. An Sie" erzählt, hatte er in Leipzig sein Ideal gefunden, die erste Liebe, welche wir dem Dichter nachweisen können. Am 19. Juni 1811 ward seine Relegation in Leipzig feierlich ausgesprochen. Körner hatte sich inzwischen am 27. März in Berlin immatriculiren lassen und bei Schleiermacher, dem Hofrath Parthey und Grafen von Hofmannsegg freundliche Aufnahme gefunden. In der Zelter'schen Singakademie wurde er Mitglied. Als aber seine leipziger Relegation bekannt wurde, erfolgte am 14. Aug. seine Streichung aus dem Universitätsalbum, ja er würde polizeilich aus Berlin entfernt worden sein, hätte er wegen Krankheit die preußische Hauptstadt nicht bereits früher verlassen gehabt. Am 5. März 1812 reichte der Appellationsrath Körner bei dem Könige von Sachsen ein Begnadigungsgesuch für seinen Sohn ein, und infolge gnädigen Bescheides erfolgte am 2. April in Leipzig die Resigirung des Relegationspatents. Die achttägige Carcerstrafe, welche Theodor Körner auch nach diesem königlichen Gnadenacte vor Wiederaufnahme seiner Studien hätte abbüßen sollen, hat er nicht abgesessen (Fr. Zarncke „Theodor Körner's Relegation aus Leipzig. Nach den Acten", Beil. z. augsb. Allgem. Zeit. 1882 Nr. 249 und 250). Flotte Studentenlieder hatte er als leipziger Senior gedichtet — „sechs unbekannte Studentenlieder Theodor Körner's" in der „Deutschen Revue" X, 1 zuerst veröffentlicht — nun nahm seine Dichtung eine andere Gestalt an.

Da die deutschen Universitäten Körner fürs erste verschlossen waren, so sandte der Vater seinen Liebling, dessen Gesundheit sich in Karlsbad wieder gekräftigt hatte, nach Wien, wo er im August 1811 eintraf. Von den Einwirkungen der Großstadt, die sich im J. 1809 auch als deutsche Stadt bewährt hatte, hoffte der Vater erziehenden Einfluß für seinen Sohn. Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt, damals eben preußischer Gesandter in Wien, sollten als alte Freunde der Familie Körner dem relegirten Studenten erziehend zur Seite stehen, und beide haben das Vertrauen des alten Körner auch völlig gerechtfertigt. Welche Anregung der junge Dichter in dem geselligen Hause der geistreichen und liebenswürdigen Schriftstellerin Karoline Pichler fand, hat er selber in dem an sie gerichteten Sonette gerühmt; seine musikalischen Neigungen fanden in dem um Frau von Pereira gescharten Kreise Befriedigung. Den großartigen Eindruck, den die Stephanskirche auf den von Dresden her für bildende Kunst Empfänglichen machte, hat er selber in einem kurzen schönen Gedichte ausgesprochen. Die Kunstschätze Wiens wie die reizende landschaftliche Umgebung der Stadt entzückten ihn; auf einem Ausfluge lernte er die Donauufer bis Regensburg kennen, Ufer, an denen die blutigen Entscheidungsschlachten des J. 1809 geschlagen worden waren und welche die Erinnerung daran dem patriotisch gesinnten jungen Manne lebhaft erneuen mußten. Die ersten bedeutenden politischen Dichtungen Körner's verherrlichen den Krieg von 1809 und den Sieg von Aspern; der Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, nahm die Huldigung freundlich auf und hörte in einer Audienz die freimüthigen Aeußerungen seines Sängers mit Wohlwollen an. Zu Anfang des J. 1812 stand, wie Theodor Körner's Brief an seinen Vater vom 6. Jan. bezeugt, bei ihm schon der Entschluß fest, bei einem Volkskriege gegen Napoleon nicht hinter dem Ofen zu bleiben. Den Plan des Vaters, im Sommer 1812 zum Universitätsstudium nach Göttingen zu gehen, wies er noch nicht endgültig zurück, wollte aber wenigstens die nächste Zeit „das wiener Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn benutzen. Geradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Mein ganzes Geschichtsstudium habe ich blos der Poesie wegen gewählt, weil sie mit ihm in der höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches Studium die andere nicht zur Blüte gelangen kann." Daß hier ziemlich bewußt Anklänge an Schiller's Auffassung des Verhältnisses von Poesie und Geschichte, wie er sie gerade in Briefen an Körner geäußert, vorwalten, ist klar. Der Vater, der durch seine vernünftige Pädagogik sich den Sohn zum vertrauensvollen Freunde erzogen, ließ auch hier dem Naturell des begabten Lieblings seine Freiheit. Was er von ihm verlangte, „war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Geschäft, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen. Denn nur einen solchen hielt er für berechtigt, sein Inneres als Dichter laut werden zu lassen", ein Grundsatz, den Schiller in seinen Recensionen Bürger's ausgesprochen hatte. Wie verschieden auch Lebensgang und Begabung bei Theodor Körner und Heinrich von Kleist erscheinen mögen, auf das Bildungsstreben beider haben Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung bestimmenden Einfluß ausgeübt. Das freie menschliche Ideal harmonischer Ausbildung des eigenen Individuums, von dem Schiller gesprochen, suchte der schwerblütige Verlobte Wilhelminens von Zenge in bizarrer Weise in sich zu verwirklichen; der Freund Schiller's lei-

tete mit liebevoller Umsicht seinen Sohn demselben Ziele zu. Und nicht bedeutungslos ist es, daß gerade in den beiden jungen Dichtern, die nach Schiller's Erziehungsplänen ihre Ausbildung anstreben, der glühendste Patriotismus sich mit dem ästhetischen Ideal vereinigt. Man wirft so gern unserer classischen Literatur und ihren Vertretern ihre weltbürgerlichen Gesinnungen als Mangel an Patriotismus vor. Aber eben mit dieser allgemein menschlichen Ausbildung hat sich deutscher Vaterlandssinn am leichtesten und aufs innigste verbunden. Aus den Briefen von Schiller's Witwe können selbst diejenigen, welche in kurzsichtiger Weise dies in seinen eigenen Werken nicht erkennen, den patriotisch warmen Geist ersehen, welcher von Schiller selbst in seinem Kreise genährt wurde. Spottend hat man oft Theodor Körner den ins Leben getretenen Max Piccolomini genannt. Der Vergleich ist im Ernste gar nicht übel, sobald man Max Piccolomini's bedeutungsvolle Stellung im Wallensteindrama als Vertreter des rein Menschlichen, Idealen richtig würdigt. Auch der patriotische Sinn in Körner's Familie steht wie das ganze Geistesleben der Familie unter der Anregung und Einwirkung von Schiller's heroischem Genius.

Nach Schiller's Vorbilde wollte Theodor Körner sich in Wien durch Geschichtsstudien zum dramatischen Dichter ausbilden. Schon früher mögen verschiedene dramatische Pläne ihn beschäftigt haben. Jetzt in Wien arbeitete er ernstlich an einem Trauerspiele „Konradin", dem zuerst von H. P. Sturz und Herder empfohlenen, dann so vielfach bearbeiteten Stoffe. Körner wollte jedoch etwas schreiben, das sofort seinen Weg auf die wiener Bühne finden konnte, und schon einem „Konradin" standen Censurschwierigkeiten im Wege; bei einem geplanten „Ferdinand II." wären sie unüberwindlich gewesen; nur der Prolog zum „Konradin" und ein Liebesmonolog Hedwig's sind veröffentlicht. Ein Drama „Luther" mag durch Zacharias Werner's „Weihe der Kraft" angeregt worden sein; in Wien wäre seine Aufführung unmöglich gewesen. Vom „Luther" wie vom „Tod des Perikles" ist uns nur je ein Monolog erhalten. „Phrixus und Helle" hatte bereits Lessing in seinem Leben des Sophokles zur Bearbeitung empfohlen; nicht ohne Interesse ist Körner's erste und einzige ausgeführte Scene. Er hat hier einen Chor von Weibern eingeführt, für den er Sprache und Rhythmus der Schiller'schen Uebersetzung von „Iphigenia in Aulis" entlehnte. Körner's „Phrixus" blieb unausgeführt; in Wien lebte aber gleichzeitig mit Körner ein anderer junger Dramatiker, der einige Jahre später die Gestalt des Phrixus wirklich auf die Bühne brachte, Grillparzer. Da Grillparzer erst später mit Karoline Pichler verkehrte, so hat eine Bekanntschaft zwischen ihm und Körner nicht stattgefunden.

Von all den großen dramatischen Plänen ward nichts fertiggestellt. Der Nachahmer Schiller's ließ sich von den Erfolgen des damaligen Beherrschers der deutschen Bühnen verleiten und debutirte als Nachahmer und Rivale Kotzebue's. Wie viele Vorzüge man auch Theodor Körner's Lustspielen zusprechen mag, wie völlig frei sie auch von dem lüsternen unsittlichen Hautgout der Kotzebue'schen Machwerke sind, die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß in den meisten Fällen nicht der Freund des Vaters, Schiller, sondern der Gegner Goethe's, Kotzebue, als Vorbild der Körner'schen Dramatik angesehen werden muß. Auffällig erscheint dabei, daß Theodor Körner den größeren Theil seiner Lustspiele in Alexandrinern schrieb, der Versform, die doch längst von der deutschen Bühne verschwunden war. Allein gerade in dieser formalen Frage folgte er einer Anregung seines Vaters. In seinem Essay über das Lustspiel (1808 in den „Aesthetischen Ansichten") hatte Christian Gottfried Körner „für den lächerlichen Stoff Alexandriner, für das Zarte und Rührende die Jamben und für die gemischte Gattung die Versart des Wallenstein'schen Lagers am passendsten" bezeichnet. Die Form des Lustspiels müsse stets eine poetische sein. Im übrigen stimmt die Lustspielpraxis des Sohnes nicht besonders mit den theoretischen, von Schiller ausgehenden Ansichten des Vaters über das Lustspiel überein. Auch in Anbetracht der Fruchtbarkeit erinnert Theodor Körner als Dramatiker an Kotzebue. In fünf Vierteljahren hat er in Wien sechs Trauerspiele, fünf Lustspiele und fünf Operntexte geschrieben.

Der erste dramatische Versuch, den Körner in Wien vollendete, war für das Humboldt'sche Haus bestimmt: „Ein Spiel in Versen. Die Blumen." Die öffentliche Bühne, das Burgtheater, betrat er zum ersten mal am 17. Jan. 1812 mit den Lustspielen „Die Braut" und „Der grüne Domino". Ein Erfolg, wie er ihn „als Anfänger sich nicht geträumt hatte", begleitete dieses erste Wagniß. Bald hernach übte „Der Nachtwächter" die gleiche Anziehungskraft auf das Publikum. „Der Vetter aus Bremen" wurde noch vor dem Herbste 1812, „Die Gouvernante" im Beginn von 1813 bühnenfertig. Ein geplantes fünfactiges Lustspiel ist nicht mehr zur Ausführung gekommen. Mit Recht hebt Herm. Fischer hervor, daß alle diese etwas monotonen Possen höchst bühnengerecht und bühnenwirksam seien. Mit Erfolg war Körner bei dem Routinier Kotzebue in die Schule gegangen. Wir gehen wol auch nicht fehl, wenn wir die technische Fertigkeit zum Theil dem Einflusse der gewandten Schauspielerin, welche in allen diesen Stücken excellirte, zuschreiben. Toni Adamberger (geb. 30. Dec. 1790; gest. 25. Dec. 1867), ein echtes Wiener- und Bühnenkind, hatte am 22. Febr. 1804 zum ersten mal die weltbedeutenden Breter beschritten. Der Dichter Heinrich von Collin hatte ihre Ausbildung geleitet. Auf Körner hatte das sittenreine, durch Schönheit, Geist und Begabung ausgezeichnete Mädchen von Anfang an einen tiefen Eindruck gemacht. Ein inniges Liebesverhältniß entspann sich rasch; vgl. Fr. Latendorf, „Aus Th. Körner's Nachlaß. Lieder und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Zum ersten mal vollständig und getreu nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters herausgegeben" (Leipzig 1885).

Im Sommer 1812 verlobte sich Körner mit seiner Toni, die nach seinem Tode 1817 die Frau des kais.

Custos Joseph Arneth wurde. Im August kamen Theodor Körner's Aeltern nach Wien, um das holde, „gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmte Wesen" kennen zu lernen. „Sie prüften und segneten die Wahl ihres Sohnes, erfreuten sich an den Wirkungen eines edlen, begeisternden Gefühls und sahen einer schönen Zukunft entgegen." Der Vater fand den Sohn gereift und dieser schrieb an seinem letzten Geburtstage dem Vater „ich fordere den auf, der glücklicher sich rühmen darf". Zur weiteren Ausbildung sollte Körner dem Wunsche des Vaters gemäß sich nach Weimar begeben, wo Goethe, der Mutter des jungen Dichters schon von seiner leipziger Studentenzeit her verbunden, des Vaters Geist und Charakter freundschaftlich ehrend, theilnahmsvolle Aufnahme und Förderung in Aussicht stellte. Schon hatte die weimarer Bühne Körner'sche Stücke zur Aufführung gebracht, und Goethe, durch seine Erfahrungen mit Heinrich von Kleist gegen die schrankenlose Genialität mistrauisch und verstimmt, sprach sich lobend über die anspruchslosen bühnengemäßen Arbeiten des jungen Mannes aus. Allein in Wien, wo der Beifall, den seine Possen wie Trauerspiele fanden, sich immer steigerte, suchte man den Liebling der ästhetischen Kreise festzuhalten. Am 9. Jan. 1813 wurde Theodor Körner mit einem Jahresgehalte von 1500 Gulden für drei Jahre als kaiserlicher Theaterdichter angestellt mit der Verpflichtung, jährlich zwei große, einen Theaterabend füllende Stücke, zwei kleinere Nachspiele und die nothwendig werdenden Bearbeitungen zu liefern. Dieselbe Stelle hatte 1797—1799 Kotzebue bekleidet; 1818 ward Grillparzer für dieselbe Stelle auf fünf Jahre engagirt. Die Aeltern waren über diese unerwartet frühe Anstellung, welche nun auch die Gründung des eigenen Hausstandes für den Sohn ermöglichte, sehr erfreut. „In Deutschland", schrieb der Vater, „kennt man nur eine einzige Stelle, die einem Dichter für die Ausübung seiner Kunst eine unabhängige Existenz verschafft, und diese wurde dem jungen Körner zutheil, und Graf Geßler, der alte Freund des Hauses, meinte, ein besoldeter Theaterdichter ohne Bart sei wol in den Annalen der Schauspielkunst noch nicht vorgekommen." Freilich fanden nicht alle urtheilsfähigen Freunde des Körner'schen Hauses, daß diese Anstellung ein Glück für den jungen Dichter sei. Dorothea Schlegel schrieb unter dem 12. Jan. 1813 von Wien aus an ihren Schwager August Wilhelm Schlegel: „Der junge Körner aus Dresden ist k. k. Hoftheaterdichter geworden. Das wird nun wol so viel heißen, als er wird früher noch, als sonst geschehen wäre, recht sanft wieder eindämmern in die allerkotzebueschte Gewöhnlichkeit. Ohne diese Fortüne, die er wol seiner Handfertigkeit und seinem familiären Umgange mit den Schauspielern verdankt, hätte er sich vielleicht doch noch um einige Stufen höher bringen können. Dies wäre ein vortreffliches Amt für einen ausgemachten Dichter gewesen, der sich des Theaters hätte annehmen wollen; für einen jungen Menschen wie Körner ist es aber geradezu ein Verderb, ohne daß die Bühne etwas dabei gewinnen wird. Er überschwemmt jetzt das Theater mit Dramen aller Art, die bei ihm wie Pilze aufschießen, in welchen, er mag nun sein Thema aus der Geschichte oder aus der Conversation, aus der Phantasie oder aus der Zeitung nehmen, ihm nichts deutlich vorschwebt als die Katastrophe, die manchmal eine wahre Explosion ist, wie in seinem «Zriny», wo alles in die Luft gesprengt wird. Die drei, vier oder auch fünf Acte vorher sind nichts als Zubereitungen zu einem solchen Feuerwerk. In Wien heißt er allgemein «der zweite Schiller». Sie meinen ihn damit sehr zu ehren, eigentlich geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei diesen Dramen einfallen muß, da er aus lauter Reminiscenzen von Schiller besteht. Auch liest er nichts als Schiller und kennt außer Kotzebue keinen andern Dichter als höchstens Werner, den er sehr beneidet um gewisse Grauslichkeiten, die ihm noch immer nicht so recht gelingen wollen."

Eine Reihe von Arbeiten außer den bereits erwähnten Lustspielen hatte Theodor Körner die frühe Anstellung verschafft. Im Musenalmanache „Urania" für 1810 waren seine Gedichte „Der Schreckenstein und der Elbstrom" und „Amphiaraos" erschienen. Hell's Taschenbuch „Penelope" brachte für 1812 die Prosanovelle „Die Harfe, ein Beitrag zum Geisterglauben", für 1813 die in Prosa verfaßte Phantasie „Die Nacht in der Portechaise". Im J. 1810 bereits waren „Die Reise nach Schandau. Eine Erzählung in Briefen", und „Die Reise nach Wörlitz", eine Erzählung nach 6 gegebenen Kapitelüberschriften, entstanden; der „Woldemar", ebenfalls in Briefen, zeigt Spuren eigener früher Todesahnung. Eine böhmische Volkssage: „Hans Heiling's Felsen" schrieb er selber 1811 nieder, während die beiden Erzählungen „Die Tauben" und „Die Rosen" von Körner in einer Gesellschaft vorgetragen und nach der Erinnerung von Karoline Pichler aufgezeichnet wurden. Bedeutend ist keins dieser anmuthig und mit stilistischer Gewandtheit geschriebenen Prosastücke zu nennen. Das unerreichte Vorbild von Körner's Erzählungskunst ist wol in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" zu suchen.

Wie die großen Trauerspielpläne, so blieb auch ein großer für Beethoven bestimmter Operntext „Die Rückkehr des Ulysses", unausgeführt. Dagegen ward in Wien die bereits früher begonnene Oper „Die Bergknappen" vollendet. Das Libretto „Das Fischermädchen oder Haß und Liebe" ward auf Wunsch des Musikers Steinacker in sieben Stunden niedergeschrieben. Humoristisch ist das einactige, ebenfalls von Steinacker componirte Singspiel „Der vierjährige Posten" (gedruckt Wien 1813), während das einactige Singspiel „Der Kampf mit dem Drachen" und die zweiactige Oper „Alfred der Große" dem heroischen Genre angehören. Man wird den Stoff des letztern Werkes, das 1830 mit der Musik von J. P. Schmidt in Berlin gegeben ward, gewiß keinen glücklichen Griff nennen können, wie er in den „Bergknappen" Körner wirklich gelang. Die musikalische Begabung des Dichters tritt aber in allen diesen Librettos erfreulich hervor, und Beachtung verdient ja immerhin die Thatsache, daß Körner auch in Opern- und Singspieldichtungen statt der von Weiße und Gotter überkommenen die

schwungvolle Sprache Schiller's mit bessergebauten Versen einzuführen suchte.

Sein erstes ernstes Drama vollendete Körner in der letzten Januarwoche 1812. Nach H. von Kleist's Novelle „Die Verlobung in St.-Domingo", deren tragischen Ausgang er in einen heiteren umwandelte, schuf er sein dreiactiges Drama „Toni". Den Namen „Toni" führt die Heldin bereits bei Kleist; Körner wählte ihn zum Titel des Stückes, um damit Antonie Adamberger eine Huldigung darzubringen. Im Februar 1812 folgte sein erstes Trauerspiel „Die Sühne". Er selbst schrieb von dem einactigen Schauerdrama: „Ich hätte nicht geglaubt, daß auch der gräßlichste Stoff so vielen Eindruck auf meine Nerven machen könnte; 's ist eine verfluchte Sache um die Versinnlichung einer empörenden Situation." Das Stück muß, obwol die Schicksalsidee nicht darin vorkommt, den Dramen der Schicksalsdichter beigezählt werden, denn Zacharias Werner's einactige Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar" (1810) hat entscheidend auf Körner's Dichtung gewirkt, ohne daß er die Vorzüge von Werner's Dichtung erreichen konnte. Werner's Drama ward erst 1815 gedruckt, allein von der weimarer Aufführung (1810) hatte der junge Körner erfahren und suchte dem wirkungsreichen Schauerstücke etwas Aehnliches an die Seite zu stellen.

Erst mit dem „Zriny, Trauerspiel in fünf Aufzügen" (gedruckt Leipzig 1814), der am 30. Dec. 1812 seine erste Aufführung im Burgtheater erlebte, tritt Körner als echter Jünger Schiller's vor die Nation. Haben seine Lustspiele und Possen à la Kotzebue sich unausgesetzt auf Liebhabertheatern erhalten, so ist der Zriny wenigstens als seltener Gast noch auf den öffentlichen Theatern lebendig. Es war ein ungemein glücklicher Griff, den Körner that, als er im Februar 1812 den Stoff ins Auge faßte. Schon hatte er einmal in der „Todesweihe des Decius" aufopferungsvollen Patriotismus in einem Trauerspiele verherrlichen wollen. Mit richtigem Takte suchte er aber dann die Bethätigung derselben Gesinnung in einem uns näher liegenden Falle zu verherrlichen. Deutscher Patriotismus, selbst wenn er der Verherrlichung des Habsburgischen Hauses gilt, wird in Oesterreich nicht geduldet, wie dies später Grillparzer bei seinem „Ottokar" bitter genug erfahren mußte. Die Wahl eines ungarischen Helden dagegen — sein Freund, der ungarische Maler und Dichter Kisfaludy, hatte ihm die erste Idee dazu gegeben — sicherte dem Drama in Wien von Anfang den Beifall aller Kreise; und schließlich ist der historischen Wahrheit gemäß die Heldenthat des Ungarn auch den Deutschen zugute gekommen. Die Kraft und Originalität der Kleist'schen Hermannsschlacht wird man im „Zriny" vergeblich suchen; durch ihre politische Tendenz, die sich im „Zriny" vielleicht sogar kunstvoller verwerthet zeigt, sind die beiden Dramen einander verwandt. Bereits Schiller hatte in der „Jungfrau von Orleans" deutliche Hinweise auf die Zeitverhältnisse — französische Revolution — gegeben. Daß Körner in der Gestalt des türkischen Welteroberers Soliman Napoleon zu schildern unternommen, ist klar; I, 6 gebraucht Soliman sogar mit besonderem Nachdrucke die Lieblingsphrase des gewaltigen Corsen il n'y a pas d'impossibilité („was ist unmöglich, wenn der Großherr will"?). Den aufopferungsvollen Heldenkampf einer kleinen Schar fürs Vaterland, die ruhmreiche Vertheidigung Kolbergs war noch überall in frischem Gedächtnisse, schilderte Körner, den bereits damals ganz dieselben Gesinnungen belebten, welche ihn einige Monate später dem Tode entgegentrieben, in ebenso bewußter patriotischer Tendenz wie der Dichter des Hermann. Seinem eigenen Liebesglücke lieh er in der Person von Juranitsch lyrisch stimmungsvollen Ausdruck. Die Aehnlichkeit der Liebespaare Helene und Lorenz Juranitsch einer-, Thekla und Max Piccolomini andererseits ist unverkennbar. Während aber Schiller als berechnender Künstler dem Realismus des unter dem Saturn geborenen Wallenstein die Vertreter des Idealismus entgegensetzen zu müssen glaubte, läßt sich neben dem lichten Helden Zriny die Nothwendigkeit, ja Berechtigung eines solchen Liebespaares nicht motiviren. Die falsche Nachahmung Körner's hat gegen Schiller selbst einen beim Zriny gerechtfertigten, beim Wallenstein keineswegs gegründeten Tadel hervorgerufen. Die Anlehnungen an Schiller's Wallenstein sind im Zriny auch sonst sehr zahlreich und auffallend. Die Frauenscenen fand Körner selbst ungenügend, im ganzen zeigt aber das Werk neben einem hohen lyrischen Schwunge entschiedene dramatische Begabung. Die Aufnahme des Werkes seitens des wiener Publikums war eine begeisterte, und nachdem Körner als Held selbst fürs Vaterland gefallen, ward die Dichtung überall ob ihres patriotischen Gehaltes freudig begrüßt.

Dem großen Heldentrauerspiele nicht ebenbürtig folgte, im September 1812 vollendet, am 13. Jan. 1813 zum ersten mal aufgeführt das rührende dreiactige Drama „Hedwig". Der poetische Werth des bühnenwirksamen Stückes ist ein sehr geringer. In Schiller's Bahnen dagegen lenkte Körner wieder ein mit dem fünfactigen Trauerspiele „Rosamunde" (gedruckt Leipzig 1814), nach seinem eigenen Urtheile das Beste, was er geleistet. Im Bau des Blankverses hat Körner nie Tadelfreies zu Stande gebracht; Alexandriner, sprachwidrige Härten finden sich überall. Die Sprache selbst zeigt in der Rosamunde aber dem lyrischen Zriny gegenüber entschieden vom dramatischen Fortschritte des Dichters. Goethe urtheilte in den Tag- und Jahresheften von 1812: „Tony, Zriny und Rosamunde, als Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauspielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und ebenso dem Publikum sinn- und artverwandt wurden von ihm günstig aufgenommen." Im Februar 1813 trat Körner zum letzten mal als dramatischer Dichter hervor mit: „Joseph Heyderich, oder: Deutsche Treue. Eine wahre Anekdote, als Drama in einem Aufzuge." Die aufopfernde Treue eines Corporals gegen seinen Oberlieutenant am Abend der Schlacht von Montebello (9. Juni 1800) wird in schlichter Prosa in ergreifender Weise dargestellt; eine rührende Scene aus dem Kriegsleben, dem er bald selbst angehören sollte.

Am 10. März 1813 theilte er dem Vater seinen Entschluß mit, daß er nicht in feiger Begeisterung den siegenden Brüdern seinen Jubel nachleiern könne. Eben weil sein Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, Freundschaft und Freude geschmückt, wolle er es dem Vaterlande als nicht unwürdiges Opfer darbieten. Am 15. März verließ er Wien und trat in Breslau am 19. März als Jäger in die Infanterie des Lützow'schen Freicorps*) ein. Bald nach seinem Eintritte wählten ihn die Kameraden zum Oberjäger. Er hatte dann den Commandanten der Lützow'schen Infanterie, Major von Petersdorf, auf einer Dienstreise zu begleiten, die ihn nach Dresden zu den Seinen führte. Im älterlichen Hause traf er mit Goethe und Ernst Moritz Arndt zusammen. Der treffliche Vater billigte vollkommen die Handlungsweise des Sohnes, der von den sächsischen Behörden im August mit andern 171 jungen Burschen als fahnenflüchtig verfolgt wurde. Der Vater Körner selbst veröffentlichte eine Flugschrift „Deutschlands Hoffnungen", in welcher er sich im deutschen Sinne für den Anschluß an Preußen und gegen die Rheinbundpolitik aussprach. Die Flugschrift blieb freilich so wirkungslos wie der in Petersdorf's Auftrage von Theodor Körner verfaßte Aufruf an die Sachsen.

Um so wirkungsvoller erklangen bald unter den Lützowern und dann im ganzen preußischen Heere Theodor Körner's Kriegslieder. In die Zeit von seiner Ueberschreitung der preußischen Grenze (März 1813) bis zu seinem Tode — das Schwertlied schrieb er wenige Stunden vor seinem Tode in sein Taschenbuch nieder — fällt seine politische Lyrik; früher ist nur einzelnes Politische, wie „Andreas Hofer's Tod" (1809), „vor Rauch's Büste der Königin Luise" (1812), „Moskau" 1813 entstanden. Die Gedichte, welche den Sieger von Aspern feiern, ließ er erst 1813 in Leipzig drucken unter dem Titel „Drei deutsche Gedichte". Die Lieder, welche zwischen März und August entstanden sind, bilden den Inhalt der Sammlung, welche Christian Gottfried Körner 1814 in Berlin herausgab und „Leyer und Schwert" betitelte. Diese Sammlung ist es, welche Körner's Dichterruhm für die Folgezeit begründete. Goethe urtheilte 1830 im Gespräche mit Eckermann: „Theodor Körner kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen." Dichtungen, die so begeisternd auf die edelsten Zeitgenossen wirkten wie Körner's Liederthaten, mit nörgelnder Kritik zu nahen, ist eine undankbare, ja kaum erlaubte Sache. Uhland hat bei seinem berühmten Gedichte „Wenn heut ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held" unmittelbar auf Körner hingewiesen. Der frühe Heldentod um des Vaterlandes Noth wiegt nach Uhland's Ausspruch viele Thaten auf. Allein trotz allem läßt sich nicht leugnen, daß Körner's politische Gedichte, denen eben auch Karl Maria von Weber's Composition zu Hülfe kam, weit überschätzt worden sind. Nicht Körner, sondern Ernst Moritz Arndt ist der beste Dichter der Freiheitskriege. In Körner's Gedichten, z. B. dem berühmten „Das Volk steht auf", ist ein starkes Stück Schiller'scher Rhetorik, ohne daß sie von Schiller's Ideenreichthume unterstützt wird. Arndt's einfach schlichte Weise, an die besten altprotestantischen Kirchenlieder mahnend, hat den ernsten Geist, der im preußischen Volke wirkte, viel treffender und ergreifender wiedergegeben als die enthusiastischen Gesänge Körner's. Die Angriffe, welche der Jahrgang 1884 der „Preußischen Jahrbücher" nach dem Vorgange von Treitschke gegen Körner und seine Lützower gebracht hat, haben bereits ihre Widerlegung gefunden und müssen als Angriffe einer zu engen preußischen Anschauungsweise vom deutsch-nationalen Standpunkte aus zurückgewiesen werden. Die reine Begeisterung des aus allen deutschen Gauen gebildeten Freicorps sollte man nicht verdächtigen und in Körner's etwas studentisch gefärbten Kriegsliedern hat diese Stimmung der Lützower einen schönen poetischen Ausdruck gefunden. Wir ehren aufs höchste Körner's und seiner Freunde deutsche Gesinnung und Heldenmuth, lieben die patriotischen Gedichte des jungen Sängers und Helden; das alles kann aber das Urtheil nicht ändern, daß der Held hier über dem Dichter stehe. „Weil sie das Schwert", sagt Ludwig Robert, „in Körner's Rechten blutig sehen, hören sie nun auch die Lyra in seiner Linken klingen und singen."

Die Kriegslieder Körner's sind wenigstens, und es ist dies nicht ihr geringstes poetisches Verdienst, wirklich mitten im Lärm des Krieges gesungen worden. In Leipzig, wohin Körner mit seinen Waffenbrüdern von Dresden aus zog, übergab er seinem Freunde Kunze elf Lieder für den Druck und fügte ihnen am 24. April „Lützow's wilde Jagd" bei, Kunze gab sie nach der Schlacht von Leipzig in den Druck: „Zwölf freie deutsche Lieder" (Leipzig 1813). Noch in Leipzig wurde Körner zum Offizier befördert und, da ihm die Unthätigkeit, zu welcher das Lützow'sche Fußvolk einstweilen verurtheilt war, unerträglich fiel, am 29. Mai von Lützow zur Reiterei versetzt und zu Lützow's Adjutanten ersehen. Als solcher machte er den kühnen Reiterzug Lützow's nach Thüringen mit und betheiligte sich an den zahlreichen Gefechten und Erfolgen desselben. Bei dem verrätherischen Ueberfalle bei Kitzen ward Körner, der als Adjutant, den Säbel in der Scheide, den feindlichen Befehlshaber um Aufklärung fragen sollte, als der erste durch Säbelhiebe am Kopfe verwundet. Der eigenen Geistesbesonnenheit verdankte er seine Rettung. Zwei Bauern brachten den Verwundeten nach Groß-Zschocher und von da nach Leipzig. Trotz der großen Gefahr, die mit der Verbergung eines Lützowers verbunden war, verbargen ihn treue Freunde, bis seine Wunden es erlaubten, daß er verkleidet über die böhmische Grenze entfloh. In Karlsbad fand er eine mütterliche Pflegerin an der Frau Kammerherrin Elisa von der Recke und ward bald von seinen Wunden völlig hergestellt. Durch Schlesien reiste er nach Berlin, überall mit Auszeichnung empfangen, und

---

*) Die Geschichte des Lützow'schen Freicorps schrieben Adolf Schlüsser (Berlin 1826) und von Eiselen (Halle 1841). Vgl. auch Bothe, Geschichte des 6. Uhlanenregiments (Berlin 1865); K. Immermann, Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rhein (Köln 1838).

konnte noch vor Ablauf des Waffenstillstandes wieder als Lützow's Adjutant bei seinem Corps einrücken. Vom 17. Aug. an waren die Lützower fast täglich im Gefechte. Am dämmernden Morgen des 26. Aug. dichtete er im Bivouak sein „Schwertlied". Um 7 Uhr morgens begann unweit Rosenberg auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin das Gefecht gegen die zwei feindlichen Compagnien, welche den wegzunehmenden Convoi begleiteten. Die Franzosen flohen in das Unterholz des nahen Waldes; gegen den Befehl setzten die kühnen Reiter den Angriff fort, Körner an der Spitze. Da ging eine Kugel durch den Hals seines Schimmels, ihm Unterleib, Leber und Rückgrat verletzend. Bewußtsein und Sprache schwanden sogleich; den Fallenden trugen Freunde aus dem Getümmel. Die siegenden Lützower rächten den im ganzen Corps geliebten Dichter. Unter einer Eiche nah bei einem Meilensteine auf dem Wege von Lübelav nach Dreikrug bei dem Dorfe Wöbbelin, eine Meile von Ludwigslust entfernt, ward er mit kriegerischen Ehren begraben. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin schenkte den Platz dem Vater Körner. Er wie seine Frau und Schwägerin haben an derselben Stätte ihr Grab gefunden, nachdem Emma, deren geschickter Hand wir Theodor Körner's Bild verdanken, schon bald dem geliebten Bruder folgte. Jetzt erhebt sich ein hübsches Denkmal neben der Körnereiche.

Die erste Sammlung der politischen Gedichte „Leyer und Schwert" besorgte der Vater selber (Berlin 1814). Nachdem Freymann (Leipzig 1814) manches aus dem Nachlasse veröffentlicht, gab Tiedge mit einer Charakteristik des Dichters Körner zwei Bände „poetischen Nachlaß" (Leipzig 1815) heraus; hier finden sich auch die von dem Vater geschriebenen „biographischen Notizen über Theodor Körner" (wieder abgedruckt von A. Stern in „Chr. Gottfried Körner's gesammelten Schriften" (Leipzig 1881). Eine Biographie des Dichters von Amad. Wendt brachten die „Dramatischen Beiträge", welche der Vater in zwei Bänden (Berlin 1815) herausgab. Eine Vollständigkeit anstrebende Sammlung kam zuerst 1834 zu Berlin in einem Quartbande heraus: „Sämmtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von K. Streckfuß"; 1838 erschien die fünfte Auflage dieser Ausgabe in vier Bänden. Ebenfalls in vier Bänden gab Ad. Wolff die „Werke in vollständigster Sammlung nebst Briefen von und an Körner, sowie biographischen und literargeschichtlichen Beilagen" heraus (Berlin 1858). Die wirklich „vollständigste Ausgabe mit mehrern bisher ungedruckten Gedichten und Briefen" ist die in vier Theilen herausgegebene Hempel'sche (Berlin), der Theodor Körner's Freund Friedrich Förster eine ausführliche Biographie beigab. Eine treffliche biographische Einleitung zur vierbändigen Ausgabe der Werke (mit Hinweglassung der Briefe) in der „Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur" schrieb Hermann Fischer (Stuttgart 1883). „Aus Briefen der Familie Körner" veröffentlichte K. Elze in den „Vereinigten Blättern" (Köthen 1875); das Biographische ergänzt F. Jonas, „Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt" (Berlin 1882). Die vollständigste Uebersicht der reichen Körner-Literatur, es gibt sogar eine Oper „Theodor Körner", hat C. von Wurzbach im 12. Bde. seines „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" (Wien 1864) nach folgenden Rubriken gegeben: 1) Biographien und Biographisches; 2) Körner's Braut; 3) Körner's Tod; 4) Die Körner-Gräber; 5) Körner's Waffen; 6) Körner-Reliquien; 7) Einzelheiten; 8) Körner-Denkmäler; 9) Körner-Feier; 10) Gedichte an Körner; 11) Körner im Roman, dramatisch und episch behandelt; 12) Uebersetzungen von Körner's Dichtungen; 13) Körner in der Tonkunst. Ein für die Geschichte der Befreiungskriege sowie für die Goethe- und Schiller-Literaturepoche höchstwichtiges Körner-Museum wurde durch Dr. Peschel in Körner's Geburtshause zu Dresden 1873 gegründet, nachdem bereits zwei Jahre früher die Erzstatue des Dichters in seiner Vaterstadt enthüllt worden war. Das Körner-Museum ist 1845 in den Besitz der Stadt Dresden übergegangen.

Körner's früher Heldentod hat sein ganzes Dasein verklärt. Er erscheint uns als der ewig Jugendliche, rüstig Strebende und seine dichterischen Schwächen finden in seiner Jugend Entschuldigung, während sein unleugbar großes Talent Bedauern erweckt, daß er das viele in Aussicht stehende Treffliche nicht mehr leisten konnte. Bei längerem Leben wäre aber gerade der edle, patriotische, ungestüme Jüngling von der nach den Freiheitskriegen verderblich herrschenden Reaction niedergedrückt worden; das Fehlschlagen seiner großen Hoffnungen auf die neue goldene Zeit würde ihn auch poetisch gelähmt haben oder sein Talent wäre bei einer Rückkehr nach Wien im „Capua der Geister" dem dumpfen Banne erlegen, der selbst Grillparzer's Genie zum Verstummen brachte. Man mag das Urtheil Dorothea Schlegel's allzu hart nennen; die wohlwollende, Körners eng verbundene Charlotte von Schiller schrieb am 13. Oct. 1820 an Knebel bei Uebersendung des Schwertliedes, sie habe Theodor seit seinem zehnten Jahre nicht wieder gesehen. „Er war unter dem günstigen Einflusse seines Vaters, vielleicht zu nachgiebig von der Mutter behandelt und hatte noch keinen Standpunkt ergriffen, und ich glaube, daß er ein Geschöpf der neueren Zeit war. In seinen Producten ist Lebhaftigkeit, Anmuth, doch dünkt mir, habe ihn die Leichtigkeit des Hervorbringens verführt, zu viel zu thun, und die Kraft, die man in bleibenden Werken des Geistes fordert, fehlt. Anlagen, Talent hatte er gewiß, doch Genie will ich nicht behaupten und beinahe absprechen nach einem großen Maßstabe genommen. Er war in Wien als Theaterdichter angestellt und sollte zwei Stücke des Jahres liefern. Für einen Menschen von zweiundzwanzig Jahren war es vielleicht zu viel erreicht und sein Talent hätte Schiffbruch gelitten." Charlottens nicht leicht fehl gehendes, gesundes Urtheil hat hiermit wol das Richtige getroffen. Andererseits ist es durchaus begreiflich, ja erfreulich, daß die Werke Körner's in unzählig vielen Ausgaben und Auflagen verbreitet eine Lieblingslektüre unserer Jugend geworden

sind und hoffentlich noch lange bleiben werden. Denn Theodor Körner ist, wie Ludwig Robert mit einem klagenden Hinblick auf Heinrich's von Kleist düsteres Los an Tieck schrieb, „nun einmal der Repräsentant jener gebildeten Jugend geworden, die den Hörsaal und die Museen, Kunst und Wissenschaft verließ, um in den Krieg zu ziehen und das Vaterland mit Blut und Leben zu vertheidigen". (*Max Koch.*)

KÖRNER- oder PFEFFERKÜSTE bildet einen Theil von Oberguinea an der Westküste Afrikas und zwar vom Cap Messurado bis St.-Andrews resp. bis Cap Palmas. Den Namen erhielt dieser Landstrich von dem Guinea- oder Malaguettapfeffer (Amomum granum paradisi), der von hier in den Handel gebracht wurde. Der Küstensaum umfaßt die von Nordamerika aus im J. 1822 gegründete freie Negercolonie Liberia sowie das östlich sich anschließende, circa 36 □Meilen große Gebiet der Kruneger. (S. den Artikel Liberia.) (*F. Hedinger.*)

KORNEUBURG, Stadt im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns, 16 Kilom. nordnordwestlich von Wien, 1 Kilom. vom linken Donauufer entfernt, liegt im 48° 21′ nördl. Br., 34° östl. L. von Ferro und 167 Met. über dem Meere. Sie ist eine Station der Oesterreichischen Nordwestbahn, zählt 5268 Einwohner, ist der Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft, der Sitz eines Kreisgerichts, eines Bezirksgerichts, einer Finanz-Bezirksdirection und eines Steueramtes. Die Bewohner beschäftigen sich vorzüglich mit städtischem Kleingewerbe. Die Großindustrie beschränkt sich auf eine Wollwaaren- und Teppichfabrik und auf die Schiffswerfte der k. k. privilegirten ersten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft daselbst. Korneuburg ist nicht arm an kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten. Es besitzt in dem alten Stadtthurme, welcher als Wachtthurm 1440—1444 erbaut wurde, ein Bauwerk, dessen sich nur wenige Städte Nieder-Oesterreichs rühmen können. Erwähnenswerth ist ferner an einem Eckhause in dem Gäßchen, welches vom Marktplatze zur Pfarrkirche führt, ein Marmorstein mit Inschrift und Bildwerk, auf welchem die Zahl 1490 oder 1590 und eine Thiergestalt erkennbar sind. Viele haben bisher dieses Thier als eine Ratte erkannt und die hamelnsche Rattenfängersage nach Korneuburg übertragen. Diese Figur trägt aber unverkennbar die Gestalt eines Bibers, welcher vor nicht langer Zeit in der Donau nicht selten war. Die Aegidius-Pfarrkirche ist ein stattlicher und im wesentlichen guterhaltener gothischer Bau mit drei Schiffen, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrh., mit einer Todtenleuchte, Sakramenthäuschen und einer großen Zahl sehr alter Grabsteine. Die Festungsmauern der Stadt, einst schöne und merkwürdige Fortificationswerke, sind in der jüngsten Zeit nach dem Vorgange Wiens fast gänzlich demolirt worden, um einer Ringstraße und einem Stadtparke Platz zu machen. (Vgl. A. Ilg, Kunsthistorische Bemerkungen zu Korneuburg, in den Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins in Wien, Bd. XIV, 1874, S. 81—86.) Korneuburg hieß ursprünglich Neuburg-Markthalben zum Unterschied von dem heutigen Klosterneuburg, welches damals Neuburg-Klosterhalben genannt wurde, und wurde an der Stelle, an welcher sich die Stadt heute ausdehnt, im J. 1194 erbaut, nachdem den Bewohnern dieses Ortes ihre Häuser an der Donau im J. 1193 hinweggeschwemmt worden waren. Wegen des umliegenden fruchtbaren Kornbodens und der wöchentlichen Kornmärkte, welche die Stadt abhielt, wurde diese auch Neuenburg-Kornseits genannt. Korneuburg und Klosterneuburg bildeten nämlich bis zum J. 1298 Einen Ort, welcher Neuburg hieß und, wie erwähnt, in die zwei Hälften zerfiel, wovon die eine den Namen nach dem Kloster und die andere nach den Kornmärkten führte. Wenn auch die Entwickelung Korneuburgs durch die zahlreichen Ueberschwemmungen der Donau gehindert wurde, so hob sich allmählich doch der Wohlstand seiner Bürger durch den Kornhandel, welcher zum großen Theil in den Händen der Juden war. Im J. 1298 wurde Klosterneuburg von Korneuburg abgetrennt und zu einer selbständigen Stadt erhoben. Korneuburg erreichte im 14. Jahrh. die Blüte seines Wohlstandes und verdankte denselben zum großen Theil dem Unternehmungsgeiste der reichen Juden, welche ein eigenes Viertel in der Stadt bewohnten und besaßen. Im J. 1305 rief der Neid eine Verfolgung der Juden hervor, welche mit der vollständigen Vertreibung derselben endete. Korneuburg besaß um diese Zeit gegen 400 Häuser mit 4000 Einwohnern. Seit der Vertreibung der Juden sank aber der Wohlstand der Stadt, weshalb sich diese im J. 1327 vom Kaiser Friedrich das Stapelrecht erbat, wonach zwischen Korneuburg und Krems keine Hauptniederlage für Getreide bestehen sollte und die zu Stockerau und Triebensee aufgelassen werden mußten. Im J. 1331 erhielt Korneuburg noch das Recht, jährlich vier Jahrmärkte abhalten zu dürfen. Die großen Wochen- oder Kornmärkte fanden jeden Donnerstag statt. Dadurch mehrte sich wieder der Wohlstand der Stadt, bis diese vom J. 1406 an zu einer Festung umgestaltet wurde. Der Handel mit Getreide, Salz und Holz zog sich nun mehr nach Stockerau. Im J. 1417 wurde die ganze Stadt Korneuburg ein Raub der Flammen. Im J. 1440 war die Befestigung Korneuburgs vollendet. Die Stadt hatte nun hohe, 2 Met. dicke Stadtmauern mit 4 festen Thoren und Thürmen. Der Stadtgraben war gegen 16 Met. tief, ausgemauert und konnte mit Wasser gefüllt werden. An der Nikolaikirche wurde der oben erwähnte Wachtthurm erbaut. Im J. 1450 wurde Korneuburg vollends als eine landesfürstliche Festung erklärt und der Wiederaufbau der Vorstädte verboten. Der erste äußere Feind, welchen die neue Festung sah, waren die Ungarn. Im J. 1477 wurde sie von Matthias Corvinus belagert und nach neuntägiger Bestürmung eingenommen. Im J. 1484 mußte sie sich von neuem, nachdem sie 22 Wochen hindurch belagert und ausgehungert worden war, an Matthias Corvinus ergeben. Sechs Jahre litt Korneuburg nun unter dem Drucke der fremden Herrschaft, weshalb ihr Kaiser Friedrich nach Matthias Corvinus' Tode das Privilegium ertheilte, einen zweiten Wochenmarkt an jedem Montage abhalten zu dürfen. Im J. 1529 hatte sich

Korneuburg gegen die Türken zu vertheidigen. Gegen das Ende des Dreißigjährigen Krieges kamen im J. 1645 die Schweden vor Korneuburg, belagerten und eroberten die Stadt und hielten sich sechzehn Monate in deren Besitze, bis im folgenden Jahre der kaiserliche General Graf Stahremberg kam, die Stadt zehn Wochen hindurch belagerte und die schwedische Besatzung zum Abzug nöthigte. Korneuburg hatte hierbei sehr gelitten. Die Stadt blieb von nun an bis zu den Napoleonischen Kriegen von äußern Feinden verschont. Im J. 1805 hatte sie französische Truppen aufzunehmen und zu verpflegen, wodurch nicht nur das Vermögen der Stadt aufgezehrt wurde, sondern derselben auch eine nicht unbedeutende Schuldenlast hinterblieb. Im J. 1809 wurde Korneuburg in Vertheidigungszustand gegen die Franzosen gesetzt, von diesen beschossen und nach dem Abzuge der österreichischen Truppen von den französischen geplündert und theilweise in Brand gesteckt. In der nachfolgenden längeren Friedenszeit erholte sich Korneuburg wieder allmählich, wenn auch im J. 1842 ein großer Brand einen Theil der Stadt in Asche legte. Die Gefahr der preußischen Invasion im J. 1866 ging glücklich an Korneuburg vorüber.

Vgl. J. W. Fischer, Geschichte von Korneuburg und seiner nächsten Umgebung (Wien 1833), und J. C. Thom, Geschichte von Korneuburg und dessen nahen Umgebungen (Korneuburg 1871). (*Ferd. Grassauer.*)

KORNGESETZGEBUNG. Das Mistrauen, mit welchem früher die Masse der Bevölkerung und die Regierungen den von besondern Vermittlern betriebenen Kornhandel betrachteten, sowie überhaupt die Rücksicht auf die Wichtigkeit einer genügenden Versorgung des Getreidemarktes hat bis in die neuere Zeit eine Reihe von gesetzlichen und polizeilichen Maßregeln zur Regelung dieses Handels hervorgerufen. Lange Zeit hindurch galt es als die zweckmäßigste Politik zur Bekämpfung der Theuerung, daß der Zwischenhandel in Korn möglichst beschränkt und ein möglichst directer Verkehr zwischen den Producenten und Consumenten hergestellt werde. Daher wurde jener Zwischenhandel zeitweise gänzlich verboten, ebenso das Aufspeichern von größeren Massen Getreide in Privatlagern, während andererseits in Zeiten der Noth geradezu Expropriationen der vorhandenen Vorräthe stattfanden, was z. B. im ehemaligen Kurfürstenthume Hessen noch im J. 1847 vorgekommen ist. Die Beschränkung der Privatlager von Getreide führte dann nothwendigerweise zur Begründung öffentlicher Kornmagazine. So wurde in Frankreich 1577 allen Städten befohlen, bei drohender Theuerung einen für drei Monate ausreichenden Kornvorrath zu beschaffen. In Paris waren noch bis 1863 die Bäcker, welche eine geschlossene Corporation bildeten, verpflichtet, fortwährend einen für den dreimonatlichen Bedarf eines jeden ausreichenden Mehlvorrath zu halten. Auch bestanden in den Städten zahlreiche den Kornhandel beschränkende Marktordnungs-Bestimmungen, so z. B. die Vorschrift, daß Getreide und Mehl nur auf dem Markte verkauft werden dürften, daß niemand dem ankommenden Getreide entgegengehen dürfe, daß die verschiedenen Kategorien der Käufer in einer bestimmten Reihenfolge zum Markt zugelassen werden sollten u. s. w. Zuweilen versuchte man auch die Festsetzung eines Maximalpreises. Besonders verpönt war das Aufkaufen von Getreide auf dem Halme. Die einzelnen Provinzen desselben Landes suchten ihre Getreideproduction möglichst für sich zurückzuhalten und stellten daher der Ausfuhr Verbote oder Schwierigkeiten entgegen. Noch bedenklicher schien die Ausfuhr von Korn über die Landesgrenze. Ausfuhrverbote bildeten daher in manchen Ländern, z. B. in Frankreich bis zur Revolution, die Regel, und nur bei besonders reichen Ernten wurde der Export gestattet. Ohne Rücksicht auf die Interessen der Grundbesitzer wurde der Getreidehandel meistens als eine rein administrative und sociale und nicht als eine privatwirthschaftliche Angelegenheit behandelt. Nur in England wußten die Grundbesitzer schon frühzeitig ihre Interessen zu wahren, und wenn sie sich auch bei einer gewissen Höhe des Preises Getreideausfuhrverbote gefallen lassen mußten, so wußten sie sich andererseits seit dem Ende des 17. Jahrh. bei billigen Kornpreisen nicht nur Schutzzölle auf die Einfuhr, sondern auch Prämien auf die Ausfuhr zu verschaffen. In der neueren Zeit sind überhaupt die ältern Gesichtspunkte der Korngesetzgebung, welche namentlich durch die Interessen der Consumenten bedingt waren, mehr und mehr beseitigt worden, da bei dem außerordentlichen Fortschreiten des Weltverkehrs in Getreide Hungersnoth und Theuerung in ihrem frühern Umfange in keinem Culturlande mehr zu befürchten sind. Es bleibt vielmehr auf dem Gebiete der Korngesetzgebung nur noch die Frage der Getreidezölle zum Schutz der Landwirthschaft der alten Länder in Discussion, und da gerade im Deutschen Reiche seit dem J. 1879 in diesem Punkte eine bedeutsame handelspolitische Wendung stattgefunden hat, so möge die nachstehende kurze vergleichende Darstellung der bezüglichen Verhältnisse in den maßgebenden europäischen Ländern hier Platz finden.

Schutzzölle zu Gunsten der einheimischen Getreideproduction entsprachen weder den Grundsätzen des ältern Mercantilsystems, noch auch dem im 19. Jahrh. von List befürworteten Industrieschutzsysteme. Von diesen Anschauungen aus mußte vielmehr die Einfuhr von Getreide im Interesse der industriellen Bevölkerung gefördert und die Ausfuhr nöthigenfalls erschwert werden. Die ältern Getreidezölle sind daher hauptsächlich als Ausfuhrzölle von Bedeutung, und nicht selten werden sie durch Ausfuhrverbote ersetzt. Soweit Einfuhrzölle bestanden, hatten sie einen lediglich fiscalischen und keinen protectionistischen Zweck. Ausgeprägte Getreideschutzzölle finden sich zuerst in England, wo im J. 1814 auch alle Ausfuhrzölle auf Cerealien abgeschafft wurden. Das Korngesetz von 1815 setzte an die Stelle der Schutzzölle ein wahres Prohibitivsystem, indem die Weizeneinfuhr verboten wurde, wenn der Preis unter 80 Schilling pro Quarter (27,5 Mark pro Hektoliter) heruntersank, während sie oberhalb dieser Grenze allerdings zollfrei sein sollte. Eine Milderung dieser Gesetze wurde indessen schon 1822 nöthig, und

1828 ließ man die Prohibition gänzlich fallen und nahm eine nach den Preisen in kleinen Stufen veränderliche Zollscala (sliding scale) an, die übrigens bei den Mittelpreisen noch immer einen Schutz von 30—40 Procent gewährte. Dieses Korngesetz wurde dann im folgenden Jahrzehnt der Hauptangriffspunkt der von Manchester aus durch Cobden, Bright u. a. organisirten Freihandelspartei, der sogenannten Anti-Corn-Law-League, und nach einer 1842 eingetretenen Milderung endlich 1846 zu Falle gebracht. Der letzte geringe Rest des Weizenzolles (3 Pence pro Centner) wurde 1869 ebenfalls beseitigt. In Frankreich wurden die ersten Schutzzölle für Getreide durch das Gesetz vom 16. Juli 1819 gewährt, und zwar nach einer beweglichen Scala mit Einfuhrverbot unterhalb einer bestimmten Preisgrenze (20, 18 und 16 Francs pro Hektoliter) in drei verschiedenen Regionen. Andererseits aber war auch die Ausfuhr verboten, wenn der Preis um 4 Francs über die ebenerwähnte Grenze gestiegen war. Der Schutz wurde noch verstärkt durch ein Gesetz von 1822; diesem aber folgte eine Milderung durch das Gesetz vom 15. April 1832, welches die eventuellen Einfuhr- und Ausfuhrverbote durch fortschreitende Zölle ersetzte und bis zur Napoleonischen Reformperiode in Kraft blieb. Nachdem die bewegliche Scala schon seit 1853 meistens suspendirt gewesen, führte das Gesetz vom 15. Juni 1861 einen festen Zoll von nur 60 Centimes pro 100 Kilogramm ein, der trotz der Bemühungen der landwirthschaftlichen Interessenten auch in dem neuen Generaltarife von 1881 ohne Erhöhung beibehalten worden ist. Was endlich die Getreidezölle im Deutschen Zollvereine betrifft, so betrugen sie von 1828—1857 (mit Suspension seit 1853) 0,50 Mark pro Scheffel, dann wurden sie für Weizen auf 0,20 Mark und für Roggen auf 0,05 Mark herabgesetzt und von 1865 ab ganz aufgehoben. Der außerordentliche Zufluß von amerikanischem Getreide in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre rief in den landwirthschaftlichen Kreisen eine lebhafte Agitation zur Wiederherstellung von Getreidezöllen hervor, und nachdem auch der Reichskanzler den bis dahin eingehaltenen handelspolitischen Standpunkt aufgegeben, gelang es den Vertretern der landwirthschaftlichen Interessen durch Vereinigung mit denjenigen der ebenfalls Schutz verlangenden Industrie, das Tarifgesetz vom 15. Juli 1879 durchzusetzen, welches für Weizen, Roggen, Hafer und Hülsenfrüchte einen Zoll von 1 Mark pro 100 Kilogramm und für Gerste, Mais und Buchweizen einen solchen von 0,50 Mark festsetzt. Von der gegnerischen Seite wurde namentlich betont, daß es bedenklich sei, die nothwendigsten Lebensmittel mit einer Steuer zu belasten, daß ferner der Zollschutz nur den größern Grundbesitzern zugute komme, weil die kleinen nur wenig oder gar kein Getreide zum Verkauf übrig hätten. Die Vertheidiger der Zölle dagegen machten geltend, daß die drohende Vernichtung der Grundrente eines großen Theiles des landwirthschaftlichen Bodens durch die amerikanische Concurrenz eine Zerrüttung in der ganzen deutschen Volkswirthschaft hervorrufen müßte, die auch auf die Industrie und die Arbeiterbevölkerung höchst nachtheilig zurückwirken würde, und deren Abwendung mit einem mäßigen Zolle nicht zu theuer erkauft sei. Daß übrigens einzelne Interessen durch die neuen Getreidezölle verletzt worden sind, ist unbestreitbar. Namentlich gilt dies hinsichtlich des Getreidehandels der Ostseehäfen und der für die Ausfuhr arbeitenden Mühlenindustrie. Der letztern ist indessen im J. 1881 durch ein weniger strenges Verfahren hinsichtlich der Zulassung von fremdem Getreide zum Zweck der Wiederausfuhr nach dem Vermahlen einige Erleichterung verschafft worden.

Vgl. Roscher, „Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik" (3. Aufl. Stuttgart 1852). — Oppenheim, „Zur Geschichte der engl. Kornzölle" (Berlin 1879). — Eggert, „Getreidezölle" (Berlin 1879).

(*Albrecht Just.*)

Kornrade, s. Agrostemma.

Kornwurm, s. Calandra.

Koromandel, s. Coromandel.

KORONEA (ἡ Κορώνεια), Stadt in Böotien auf einem Hügel zwischen den Flüssen Phalarus und Kuarius nicht weit vom Helikon. Die Böotier, als sie nach dem Trojanischen Kriege von Arne her in die Kephissusebene eindrangen, bemächtigten sich der Stadt, die damals Orchomenos unterworfen war, und bauten am Fuße des Hügels einen Tempel der Itonischen Athene, wo dann die Pamböotien gefeiert wurden (*Strabo* p. 410). Im Tempel standen zwei eherne Bildsäulen der Athene und des Zeus von Agorakritos, dem Lieblingsschüler des Phidias gefertigt (*Paus.* D. G. 9, 34, 1); später kam jene Statue des Königs Antiochus hinzu, die zur Verwüstung der ganzen Umgegend von Koronea Veranlassung gab (*Liv.* 36, 20, 3). Nicht weit von dem Heiligthume stand ein Tempel der Here mit einem durch Alter ehrwürdigen Bilde der Göttin von Pythodor aus Theben gefertigt (*Paus.* a. a. O.). In der Stadt selbst fand Pausanias auf dem Markte zwei Altäre erwähnenswerth, einen des Hermes Epimelios, der andere war den Winden geweiht.

Im Thale bei Koronea wurde 447 die Schlacht geschlagen, in der die Böotier ihre Unabhängigkeit von Athen erkämpften (*Thuc.* 1, 113), und 394 besiegte hier Agesilaos im Korinthischen Kriege die verbündeten Thebaner, Athener, Argiver, Korinther und deren Hülfstruppen (*Xenoph.* Hell. 4, 3, 15; *Polyaen.* Strat. 2, 1, 3; *Paus.* 3, 9, 13; 9, 6, 4). In Strabo's Zeit lag Koronea in Trümmern (*Strabo* p. 410). Noch heute sind unbedeutende Ruinen der Stadt 3/4 Meilen südöstlich von Granitza zu finden, unter denen die Reste der Burg, des Theaters und eines dorischen Tempels zu erkennen sind (Leake, „Travels in North. Gr.", II, p. 134; Roß, „Wanderungen" I, 32).

(*W. Sieglin.*)

KORONI, eine griechische Küstenfestung, im südlichsten Theile des Peloponnes, mit circa 2000 Einwohnern. Zwischen der mittleren der drei nach Süden gerichteten Halbinseln Moreas, der vom hohen Taygetos bis zum Cap Matapon (Taenarum) durchzogenen mainotischen, und der kürzern, westlichern, der messenischen, breitet sich der Busen von Koron (messenischer oder asinäischer

Busen) aus. Die im Süden mit dem Cap Gallo (Akritas) endigende messenische Halbinsel, an deren Westseite der Busen von Navarin und der nördlich von der Insel Schiza (Cabrera) gelegene eingreifen, bildet die jetzige Eparchie Pylia. In derselben erhebt sich im Norden das Lykodimo-Gebirge, westlich von dem Golfe von Thuria. Dieses, den eigentlichen Kern der Halbinsel bildende, 957 Met. hohe Tafelland, bei den Alten wahrscheinlich Mathia genannt, ist culturfähig und trägt noch Reste seiner ehemaligen Bewaldung. Achtzehn Kilom. südlicher erhebt sich der St.-Dimitriberg, 516 Met. hoch und rauher und steiler als die Mathia, dessen Ausläufer sich bis an die Südspitze erstrecken. Neun Kilom. westlich davon erhebt sich auf einem vorspringenden Cap die von außen noch immer stattlich erscheinende, im Innern aber ganz verfallene Festung Koroni, der ausgezeichnetste Punkt der ganzen Küste. Der Berg ist gegen die See- wie gegen die Landseite steil, der Ankerplatz wenig geschützt und die Landung schwierig. Diese Stadt, wie das $6\frac{1}{2}$ Stadien westlicher am Meere gelegene Modon, einst ein Hauptgegenstand der Kämpfe zwischen Venetianern und Türken, ist sicherlich seit den frühesten Zeiten eine Ansiedelung gewesen, obwol nur sehr spärliche Reste davon Kunde geben. Hier lag nach Curtius das alte Asine, nach H. Kiepert der alte Ort Kolönides, wie die einzige Ortschaft hieß, welche auf der ganzen, $5\frac{1}{2}$ Stadien langen, felsigen, ununterbrochenen Küstenstrecke von hier nach Norden bis zum Fuß des Lykodimo vorhanden war. An dieser letztern Stelle liegt an vortretender Spitze ein Oertchen Petalidi unter den Abhängen des Gebirges. Hier haben sich die Mainoten von der gegenüberliegenden unfruchtbareren Küste angesiedelt und nennen ihren Ort Korone. Ohne Zweifel ist der hier aus dem Alterthume vorhandene Hafen, die Stadt und Burg in ihren Resten, das alte Korone, eine thebanisch-messenische Colonie, welche unter des Epimelides Leitung hier gegründet worden ist. Sie schmückten ihren Wohnort mit der Statue der Athene als Burggöttin, ihren Markt mit der des Zeus Soter, und bauten der Artemis, dem Dionysos und Asklepios Tempel. Das Trinkwasser floß ihnen aus der Quelle Platanistos aus einem Platanenstamme zu. — Das 19 Kilom. südlicher gelegene Asine war eine Ansiedelung der Dryoper; als diese ausgestorben waren, lag ihre Felsenburg verödet, bis in den Stürmen des Mittelalters die Koronäer (im Norden) ihren Wohnsitz gegen diese festere, inselartige Burg vertauschten; sie brachten den Namen ihrer Stadt Korone mit und gründeten somit das neue Koron, welches im 13. Jahrh. bekannt wird und seitdem, als ein Hauptort der von den Franken besonders heimgesuchten Südwestspitze Moreas, eine reichhaltige Geschichte durchlebt hat. (Curtius.) (*G. A. von Klöden.*)

KORONIS. Von Apollon Mutter des Asklepios. Da Asklepios der Stammesgott der Phlegyer ist, den erst spätere Religionsentwickelung auf das Gebiet der durch Traumweissagung vermittelten Heilkunst einschränkte, so ist consequent Koronis die Tochter des Stammesheroen Phlegyas (*Hymn. Hom.* 11; *Hesiod.* Frg. 76. 121). Der von Hesiod (a. a. O.) und Pherekydes (beim *Schol.* Pind. Pyth. III, 57) berichtete, von Pindar in der dritten pythischen Ode — wol auf Grund des erstgenannten Berichtes — poetisch vorgeführte Geburtsmythus meldet: Koronis, in Lakereia am Böbeischen See (Thessalien) heimisch, ward, da sie schon durch Apollon's Liebe das Kind empfangen, dem Gotte untreu und gab sich dem Arkader Ischys hin. Ein Rabe überbrachte dem Apollon die Botschaft nach Delphi. Für diesen Boten der Volkssage setzt Pindar's Frömmigkeit (vs. 21) des Gottes allwissenden Geist ein, den kein Gott noch Sterblicher mit That noch mit Rath hintergeht. Apollon sendet im Zorn seine Schwester Artemis ab, deren todbringenden Pfeilen Koronis mit vielen ihresgleichen erliegt, errettet aber aus Gnaden sein Kind aus dem Leibe der schon auf den lodernden Scheiterhaufen gelegten Mutter, das er dem Kentauren Cheiron zur Pflege überbringt. — Das berühmteste Cultlocal des Asklepios, Epidauros, wahrscheinlich durch Einwanderung des Phlegyerstammes in die Peloponnes verpflanzt, eignete sich auch die Mutter des Gottes zu. Koronis kommt mit ihrem Vater Phlegyas dahin, setzt das Kind auf dem Titthion (d. i. dem Ammenbrustberge, was an die heiligen Doppelhügel der thessalischen Sage [*Hes.* Frg. 76] erinnert) aus; das Kind wird von einer Ziege ernährt, von einem Hirten aufgefunden (*Paus.* II, 26, 5).[1]) Die messenische Sage wich dadurch von der gemeingriechischen ab, daß sie zur Mutter des Asklepios Leukippe, die Tochter des einheimischen Heros Leukippos machte (*Paus.* IV, 91, 12; 3, 2; bei *Schol.* Pind. Pyth. III, 17 Sokrates von Argos und die von Asklepios citirten Verse, wahrscheinlich aus einem Hesiodeischen Gedichte).[2]) Was die Deutung des Koronis-Mythus anlangt, so wird der Stammesgott der Phlegyer in den national-hellenischen Götterkreis aufgenommen durch die Vaterschaft Apollon's, der allgemein als Gott der großen Jahres-Sühnfeste sowol Abwehrer der Seuchen wie Verleiher von Gesundheit und Stärke war (s. Welcker, „Götterl." II, 733). Dagegen ist im Mythus vom Ende der Koronis ein Stück des specifisch Phlegyeischen Sagenkreises erhalten, wie die Wiederkehr der wesentlichen Züge in der zuerst von O. Müller (a. a. O. S. 195) verglichenen böotischen Sage lehrt.[3]) Zwei Töchter des Orion opfern sich, als eine Seuche das Land verheert, freiwillig; als sie verbrannt werden, entspringen der Asche, auf daß das Geschlecht nicht aussterbe, zwei Jünglinge, welche Coronä heißen (so *Ov.* vs.

---

1) Der Schluß der Sage läßt das Asklepioskind sogleich über Land und Meer berichten, was er alles erfinden und daß er auch die Todten auferwecken werde. Dies gleicht ganz den Göttergeburten der Homerischen Hymnen, wie z. B. der neugeborene Apollon für sich Bogen, Kithara und Weissagung in Anspruch nimmt (I, vs. 126). Wahrscheinlich gibt Pausanias den Bericht eines Epidaurischen Hymnus wieder. 2) S. Böckh's N. 2 und *Paus.* II, 26, 6: Der pythische Orakelspruch entscheidet sich für Koronis und corrigirt Hesiod, der den Messeniern zu Gefallen Arsinoe genannt hatte. 3) *Anton. Liber.* 25 nach Korinna und Nikander; aus letzterm mit bemerkenswerthen Varianten, *Ovid.* Met. XIII, 685 seq.

697); nach dem griechischen Berichterstatter erhielten die beiden Jungfrauen in Orchomenos[4]) ein Heiligthum[5]) mit alljährlichem Versöhnungsopfer durch Jünglinge und Jungfrauen; die so verehrten heißen aber *Κορωνίδες πάρθενοι.*[6]) Außer dem Namen kehrt auch die Verbrennung zur Zeit der Seuche (mit Koronis sterben viele ihrer Landsleute *Pind.* Pyth. III, 36) und die aus den Flammen entstehende Neugeburt, also der Kern des Mythus in der böotischen Sage wieder. Letztere hat vor der berühmteren thessalischen die deutliche Beziehung zum Naturleben und die Cultusgrundlage voraus: die Koroniden opfern sich, um die Bedrängniß der Dürre und Seuche abzuwenden. (Betreffs der Sonnenglut und Dürre als Ursache der Seuche siehe besonders Ovid's Schilderung.) Zur Abwendung dieser Noth wurden, wie die gründliche Erforschung des gesammten mythischen Gebietes der Wald- und Feldculte von Mannhardt lehrt, nach weitverbreiteter Sitte Sonnenwendfeuer entzündet, welche ursprünglich die Kraft des Wachsthums und der Gesundheit der Thier- und Pflanzenwelt mittheilen sollten (Mannhardt I, 497 fg.). Die Darstellung der die Sonnenglut gleichsam passirenden Vegetation wurde häufig als Vernichtung der dämonischen Repräsentanten der Frühlings- oder Sommervegetation gefaßt (ebendas. S. 522). Daß dieser dämonistische Glaube auch Menschenopfer fordern konnte, lehrt der Brauch der gallischen Druiden (S. 525), welche von der Zahl der auf den Scheiterhaufen verbrannten Menschenopfer den Fruchtertrag des nächsten Jahres abhängig glaubten. Dem entspricht die Selbstaufopferung der böotischen Koroniden, während eine mythische Auffassung des Cultbrauches wahrscheinlich zur Personification der Jahresvegetation, die durch die Sonnenglut verzehrt und zu neuem Leben erweckt wird, in der Gestalt der Koronis geführt hat. Da die Verbrennung des Vegetationsdämons ursprünglich ein Sonnenzauber zu Gunsten der nächstjährigen Vegetation ist, so konnte der Mythus das Hinsterben in den Flammen und die Neugeburt, wenn sie auch im Jahreslaufe auseinanderlagen, in eins zusammenziehen. Daß aber die abscheidende Vegetation weiblich, die neuerwachende männlich personificirt wird, beruht auf einer im Gebiete dieses Naturdämonismus häufigen Anschauung, daß die Frauen berufen sind, durch ihre Ausübung des Vegetationszaubers die Leben zeugende, darum männlich personificirte Naturkraft der Erde und ihrem Vegetationsleben zuzueignen. — Den Namen Koronis hat man mit *κορώνη*, Krähe, in Verbindung gebracht und diese als langlebigen Vogel als Symbol der Gesundheit gefaßt (Preller a. a. O. 424). Wenn aber vorstehende Auseinandersetzungen richtig sind, so bezieht sich der Koronis-Mythus auf den Naturcult der Phlegyer, nicht auf den spätern Heilgott. Nun spielte aber auch die Krähe im altgriechischen Volksbrauche eine Rolle als Vertreter des Vegetationsdämons und insbesondere des Herbst-Erntesegens[7]); mit der Krähe in der Hand zogen die Knaben (*Κορωνισταί*) von Haus zu Haus, um für die Krähe, „das Kind Apollon's", kleine Gaben wie Feigen u. dgl. zu heischen. Wenn es in dem erhaltenen Krähenliede (vs. 8) heißt: Bursch, öffne die Thür, der Erntesegen hat angeklopft (*Πλοῦτος ἔκρουσεν*), so liegt die mythische Grundanschauung offen zu Tage; was zu einem von der Mildthätigkeit erbetenen Almosen herabgesunken ist, war ursprünglich Entgelt für die sakramentale, d. i. die Bürgschaft des Segens einschließende Mittheilung des verkörperten Numens der Vegetation. Um so den Segen in leibhaftiger Verkörperung ins Haus einzuführen, dazu eignete sich allerdings in erster Linie ein aus der Pflanzenwelt selbst hergenommener Repräsentant derselben, wie der deutsche Erntemai oder die genau entsprechende griechische Eiresione; durch eine secundäre Entwickelung sind hierfür Vögel als Boten der Jahreszeiten, Schwalbe und Krähe eingetreten. Bemerkenswerth ist der in dem Krähenliede auftretende Ansatz zu mythischer Personification, indem die Krähe das Kind Apollon's (vs. 2) heißt, der als Sonnen-Jahresgott Geber des Fruchtsegens und Herrscher über das Vegetationsleben ist, und als dessen Geliebte in völliger Ausbildung dieses Ansatzes Koronis erscheint.

Vgl. O. Müller, Orchomenos und die Minyer², S. 194. — Schwenck im Rhein. Mus. 11, 492. — Preller, Mythologie I³, 423. (*F. A. Voigt.*)

KORÓROFA, ein unabhängiges, heidnisches, seinem Verfalle entgegengehendes Königreich südlich von Sokóto im centralen Westafrika gelegen. Als Nordgrenze kann der Benuë von Akpa (8° 43′ nördl. Br.) bis etwas oberhalb der Mündung des Taraba angenommen werden, obwol an dem letzteren Flusse selbst, wie schon am Kogin-Wukari (9° 55′ nördl. Br.) nur Fulbeorte sich vorfinden. Etwas länger — circa 175 Kilom. — mag das Reich sich von dieser Nordgrenze nach Süden erstrecken. Die Ausdehnung ist mithin gegenwärtig sehr beschränkt und die politische Bedeutung verschwindet mehr und mehr vor der rastlos vordringenden Eroberung der Fulbe (Fulah Sing. Fullo; Felatah, Felani). Dieser lohfarbene, von den Negern äußerlich vielfach verschiedene Hirtenstamm ist der Träger des sich immer weiter nach Süden ausbreitenden Islam. Von Norden oder Nordwesten eingewandert, sitzt derselbe in größeren oder kleineren Massen von Senegambien bis Darfór zwischen den

4) Nach Nonnos 48, 555 sind die Chariten Töchter des Dionysos und der Koronis; Tempel des Dionysos und der Chariten in Orchomenos P. IX, 38, 1. 5) Die von Anton. Lib. berichtete Verwandlung in Kometen ist wahrscheinlich Zusatz Nikander's, um die von Korinna behandelte Sage als Metamorphose einreihen zu können. 6) Vgl. Mannhardt S. 216 u. a.: (Frühlings-) Mai und Erntemai von den Frauen eingeholt; Vegetationsdämon als Tod, Jarilo (Rußland) von den Frauen beklagt und begraben; im Alterthume Adonisklagen und Dionysosdienst der Weiber.

7) Hierdurch erledigt sich, wie ich glaube, die Frage von Schultz, „Phlegyersagen" (Fleckeisen's Jahrb. 1882, S. 345): In welcher Beziehung steht die Krähe zum Leben und Sterben der Vegetation? *Athen.* VIII, 359 D: Krähenlied von Phönix von Kolophon, wie der Vergleich des Homerischen Eiresione-Liedes lehrt, ein Volkslied, das vielleicht nur die metrische Kunstform (Choliamben) dem Dichter zu verdanken hatte; vgl. Bergk, Ind. schol. aest. 1858 Hal.

heidnischen Negern und ist durch Krieg und Missionswesen für die Ausbreitung seines Glaubens ungemein thätig.

Am linken Ufer des Benuë, jenes von Dr. Barth 1851 entdeckten östlichen großen Armes des Niger, welcher lange Zeit hindurch irrthümlich für einen Abfluß des Tsad-Sees angesehen und daher Tschadda genannt wurde, ziehen bewaldete Höhen, welche im Berge Iquä eine Höhe von 79 Met. erreichen. Hier liegt auf einer Insel das kleine Dorf Anuso oder Aruso mit herrlichen Antimongruben. Das Land bildet sonst im allgemeinen eine sanft gewellte, von kleinen, dem Benuë zueilenden Wasseradern durchschnittene Ebene; nur im äußersten Süden erheben sich zackige, von einem Kannibalenvolke (Diings, Baibais) bewohnte Berge.

Der Benuë wurde 1854 zum ersten mal von dem Dampfschiffe „Pleiad" unter Führung des Marinearztes Dr. Baikie, dann im Juli 1879 von dem Missionsschiffe „Henry Venn" unter Leitung des Mr. H. Ashkroft stromaufwärts befahren, welche letztere Expedition 60 Kilom. oberhalb der Mündung des Faro vordrang. Eine kleine Tagereise — 56 Kilom. — vom Flusse entfernt liegt die Hauptstadt des Landes „Wukari" (Vogel's Okäle), welche am 24. Juli 1879 zum ersten mal von Weißen (Mr. Ashkroft, Mr. J. Kirk, Rob. Flegel) betreten wurde. Die Stadt theilt das Charakteristische mit allen heidnischen Negerorten des centralen Westafrikas; ihre kleinen, runden, mit kegelförmigem Rohrdache gekrönten Hütten stehen in umfriedeten Gruppen dichtgedrängt beieinander. Gerade im Gegensatze bauen die Fulbe ihre Hütten freistehend, inmitten grüner Kornfelder, jeder Haushalt für sich abgeschlossen. In Wukari wohnt der Sariki (König); diesem folgen dem Range nach der Galadima, der Mallambaba, der erste und zweite Madaki, ein den Fulbe entlehnter Titel. Die kleineren Ortschaften haben alle ihren eigenen Häuptling, der sich ebenfalls Sariki nennt.

Die Bewohner Korórofas zerfallen in mehrere Stämme mit verschiedenen Dialekten; sie nennen sich selbst Djukus (Korórofa ist der Name der Haussas für Land und Volk). Der Despotismus ihrer Regenten beeinträchtigt die Energie des Volkes und macht sie unfähig, ihre Unabhängigkeit gegen die rastlosen Fulbe zu vertheidigen, welche immer mehr an Boden gewinnen und vielleicht bald das ganze Königreich besitzen werden.

Robert Flegel besuchte die Hauptstadt am 13. April 1882 zum zweiten mal, fand sie viel volkreicher als 1879 und von Haussas überschwemmt, die der Selbständigkeit der Stadt wie des Reiches Korórofa wol bald ein Ende machen werden.[1]) — Neben Ackerbau beschäftigen sich die Bewohner mit der Anfertigung von Baumwollenstreifen von sehr feinem Gewebe, aber sehr geringer Breite. Die Felder werden mit einer gewissen Sorgfalt bestellt. Zum Schutz der Bäume erblickt man zahlreiche Vogelscheuchen. Es sind dies mitten im Felde stehende Warten, zu denen Schnüre führen, welche an den Aesten der Bäume befestigt sind; sobald sich nun Vögel (Lachtauben oder Perlhühner) auf diese setzen, verscheucht sie der Wächter durch plötzliches Zerren an den biegsamen Aesten.

Speer und Bogen bilden die Bewaffnung. — Das Weib tritt vollständig in den Hintergrund als rechtlose Magd; der Mann nimmt alles für sich in Anspruch, selbst Eitelkeit und Putzsucht, denn es ist auffallend, wie wenig Fleiß die Frauen Korórofas auf ihre Haare im Vergleich zu den Männern verwenden.

Die Zahl der Kinder ist auffallend größer als bei den Fulbe. — Der Werthmesser im Lande ist ein kleines mit erdigem Salze gefülltes Strohgeflecht; fünf solcher Salznäpfchen gelten so viel wie eine Messingstange (als Braßrode im Handel bekannt). Auch Eisengeld (Akika), eine eiserne Erdhacke ohne Stiel, findet sich im Gebrauche.[2] [3]) *(F. Hedinger.)*

KÖRÖS (Fluß). Es gibt drei Flüsse, welche Körös heißen, die Schnelle, Schwarze und Weiße Körös, die sich vereinigen und gegenüber von Csongrád (lies Tschongrad) in die Theiß münden, außerdem gehören zu ihrem Flußgebiete noch die Flüsse Berettyó und Ér; die beiden letztern sind echte Steppenflüsse. Das Flüßchen Ér (d. h. Wasserader) entspringt in dem ehemaligen Comitate Kraszna. Es ist ein ganz unbedeutender Bach, der bei trockenem Wetter ganz austrocknet; der untere Lauf ist ganz kanalisirt. Der Berettyó entspringt ebenfalls in dem ehemaligen Krasznaer Comitate in der Nähe des Krasznaflusses. Ehemals bildete er den großen Sumpf Sárrét, d. h. Kothwiese, welcher sich zwischen Karczag und Berettyó-Ujfalu erstreckte, jetzt ist der Lauf desselben größtentheils kanalisirt, und das alte Bett, welches bei Ecseg, Túrkevi und Mezötúr vorbeigeht, führt in trockenen Sommern gar kein Wasser mehr.

Die Schnelle Körös entspringt in Siebenbürgen bei Körösfö, südöstlich von Bánffy-Hunyad, sie durchbricht das Grenzgebirge zwischen Siebenbürgen und Ungarn in einem schönen, zum Theil sehr engen und romantischen Thale, in welchem die Eisenbahn von Groß-Wardein nach Klausenburg geführt wurde. Bei Rév verläßt sie die Thalenge und gelangt in ein von sanften Hügelketten umsäumtes weites Thal, in welchem sie westwärts nach Groß-Wardein fließt. Hier hören auch die letzten Hügelreihen auf und es beginnt die große Ebene, in welcher die Schnelle Körös mit trägem Laufe dahinschleicht. Oestlich von Gyoma vereinigt sie sich mit der Weißen Körös, in welche oberhalb Békés die Schwarze Körös mündet. Die Quellbäche der letztern vereinigen sich bei Belényes im Biharer Comitate. Von Belényes angefangen fließt die Schwarze Körös zuerst in nord-

1) Rob. Flegel, Bericht an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft, S. 257 fg. „Das Reich Korórofa geht seinem Ende mit raschen Schritten sicher entgegen und damit geht wieder ein großes Stück Land in die Hände des dem Sudan eigenthümlichen Mischvolkes mohammedanischen Glaubens über, welches die zahlreichen heidnischen Völkerschaften aufsaugt wie ein trockener Schwamm u. s. w."

2) Mittheil. der geogr. Gesellsch. in Hamburg 1878–1879, S. 300 fg. 3) Barth's Reisen in Afrika, Bd. II, S. 687 fg.

westlicher Richtung in einem weiten Gebirgsthale, dann wendet sie sich nach Südwesten und erreicht bald die große Ebene, in welcher sie mit vielen Krümmungen nach Békés fließt, wo sie in die Weiße Körös mündet. Diese entspringt im Zaránder Comitate, am südöstlichen Abhange des Hauptrückens des Biharer-Gebirges; sie fließt zuerst in südlicher Richtung, wendet sich plötzlich bei dem walachischen Dorfe Kriscsor nach Nordwesten, und behält fernerhin im ganzen genommen diese Richtung bei, indem sie bei Körösbánya, Butthén, Boros-Sebes, Boros-Jenö und Gyula vorbeifließt. Unterhalb Boros-Sebes tritt sie aus dem Gebirge und setzt nun in der Ebene ihren geschlängelten Lauf fort; sie behält ihren Namen auch nach der Vereinigung mit der Schwarzen Körös bis zum Zusammenfluß mit der Schnellen Körös. Von nun an heißt der Fluß die Dreifache (hármas) Körös, welche in unzähligen Krümmungen bei Gyoma und Szarvas vorbeifließt, unterhalb Öcsöd sich nach Süden wendet und oberhalb Szentes in die Theiß mündet. Das Stromgebiet der Körösflüsse nimmt einen Flächenraum von beiläufig 19,500 □Kilom. ein, und erstreckt sich auf einen kleinen Theil Siebenbürgens und auf die ungarischen Comitate Bihar, Hajdu, Békés, Csongrád, Csanád und Arad. Die Länge der Schnellen Körös beträgt 290, die der Schwarzen Körös 250, die der Weißen Körös 300 und die der Zwei- und Dreifachen Körös 270 Kilom. Bei mittlerm Wasserstande führt die Dreifache Körös an der Mündung 26,6 Kubikmet. Wasser, bei hohem Wasserstande dagegen 695,2 Kubikmet. Das Maximum des Unterschiedes zwischen dem tiefsten und höchsten Wasserstande beträgt in dem Bette der Schnellen Körös 5—6, in der Schwarzen Körös 3—4, in der Dreifachen Körös 6—7 Met. Das Gefälle aller drei Flüsse ist in der Ebene so gering, daß es in einzelnen Abschnitten von 1:50 bis 1:100 wechselt. Von Karczag und Nádudvar dehnt sich nach Süden eine Depression aus, die südlich bis in die Gegend von Gyula reicht und eine Mulde bildet. Die Flüsse durchqueren diese Mulde, daher ist ihr Gefälle so gering. Besonders während des Eisganges und während der Schneeschmelze schwellen die Flüsse stark an und überschwemmen weite Strecken zu beiden Seiten ihres Laufes. Manchmal verwandelt sich die erwähnte Mulde in ein ungeheueres Binnenmeer. Das ganze Ueberschwemmungsgebiet beträgt 371,200 Hektaren. Schon im J. 1820 wurden die hydrographischen Aufnahmen begonnen, welche zur Regulirung der Flüsse nothwendig waren. Seit dem J. 1835 wurde die Weiße Körös im Arader Comitate regulirt, seit dem J. 1840 setzte man die Regulirungsarbeiten im Békéser Comitate fort. Seit 1852 bildeten sich die verschiedenen Gesellschaften, welche die Regulirungsarbeiten im Zusammenhange mit der Regulirung der Theiß in Angriff nahmen. Es wurden nun viele Durchstiche ausgeführt, um den Lauf der Flüsse abzukürzen und das Gefälle zu vergrößern, zugleich wurden die Flußbetten eingedämmt, um das Austreten des Hochwassers zu verhindern. Im J. 1864 glaubte man bereits zwei Drittel des ganzen Inundationsterrains gesichert zu haben; es waren damals einige trockene Jahre, und namentlich im J. 1863 war eine außerordentliche Dürre. Die Sümpfe und alle Binnengewässer waren verschwunden, das Grundwasser war sehr tief gesunken, die Brunnen versiegten, man mußte sie vertiefen, um Wasser zu erhalten. Viele waren damals geneigt, die Regenlosigkeit der Regulirung der Theiß und ihrer Nebenflüsse zuzuschreiben. Bald kamen aber wieder nasse, ja sehr regnerische Jahre. Nun stellten sich die Binnenwässer wieder ein, große Landstriche, die in den verflossenen Jahren reiche W.izenernten geliefert hatten, verwandelten sich wieder in Sümpfe, die Hochwasser stiegen in den eingedämmten Flußbetten auf ein viel höheres Niveau, als es vor der Eindämmung der Fall gewesen war. Wie an der Theiß, so ereigneten sich auch an den Körösflüssen traurige Unglücksfälle, ganze Ortschaften wurden überschwemmt. Die Dämme mußten überall verstärkt und erhöht werden. Das Inundationsterrain der Berettyó- und Körösflüsse ist auch gegenwärtig noch nicht vor Ueberschwemmungen gesichert, die Eindämmungen, Durchstichsarbeiten und besonders die Ableitung der Binnengewässer werden noch viele Arbeiten und Kosten erfordern. (*J. Hunfalvy.*)

KÖRÖS (Ortschaften) heißen mehrere bewohnte Pußten und Ortschaften in Ungarn und Siebenbürgen, die beiden größten und wichtigsten Ortschaften liegen im Pester Comitate; die eine heißt Nagy-Körös (d. h. Groß-Körös), die andere Kis-Körös (d. h. Klein-Körös). — Groß-Körös liegt in der weiten Ebene zwischen der Donau und Theiß, südlich von Czegléd und nördlich von Kecskemét; es ist eine offene, wie die meisten Ortschaften der ungarischen Tiefebene sehr unregelmäßig und weitläufig gebaute Stadt, trotzdem man in neuerer Zeit durch behördliche Vorschriften auf eine regelmäßigere Anlage der Gassen achtet; es liegt östlich von der Eisenbahn und erstreckt sich in länglicher Gestalt von Westen nach Osten. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: die große, aber geschmacklose Kirche der Reformirten, das Lycealgebäude, die katholische Kirche und das Rathhaus. Das größte Gebäude ist die Cavaleriekaserne, welche außerhalb der Stadt, im Norden derselben, im J. 1837 erbaut wurde; sie besteht eigentlich aus vier langen Gebäuden, die einen Flächenraum von einem halben Hektar einnehmen. Es befindet sich darin das ärarische Beschälhengst-Depot, welches etwa 180 Beschälhengste enthält, die zur Benutzung für die Comitate Pest, Neograd, Hont, Heves und Csongrad bestimmt sind. Der mittlere Stall hat Raum für 150 Hengste.

Groß-Körös ist ein Marktflecken mit geordnetem Magistrate; wir finden daselbst ein reformirtes Lyceum, d. h. ein achtclassiges Obergymnasium, eine reformirte Lehrerpräparandie, eine bürgerliche Mädchenschule, eine Mädchenerziehungsanstalt, 23 reformirte Volksschulen, 1 katholische und 1 jüdische Volksschule, 1 Kinderbewahranstalt u. s. w. Es gibt daselbst 3 Casinos und 15 Lesevereine, 1 städtische Sparkasse und 1 Volksbank, 1 Bezirksgericht und Steueramt.

Die Stadt zählte im J. 1857: 19,954, im J. 1870: 20,091, im J. 1880 aber 22,769 Einwohner, die fast

ausschließlich Magyaren sind; 16,975 bekennen sich zur reformirten (calvinischen), 4884 zur katholischen, 179 zur evangelischen (lutherischen) Kirche, 694 sind Juden. Des Lesens und Schreibens kundig sind 11,491. Ein großer Theil der Einwohner lebt beständig oder während der Sommermonate außerhalb der Stadt auf den zerstreuten Gehöften (tanya). Die Stadt selbst nimmt einen Flächenraum von 364 Hekt. ein, die Gemarkung derselben beträgt 73,957 Katastraljoch oder beiläufig 42,607 Hekt. Die Bewohner beschäftigen sich also größtentheils mit der Landwirthschaft. Ein kleiner Theil des großen Landstrichs ist sumpfig, doch sind die meisten stehenden Gewässer durch Kanalisirung bereits trockengelegt; einen größeren Theil nehmen die aus Flugsand bestehenden Dünen ein, der Sand ist aber größtentheils schon durch Baumpflanzungen gebunden, der Boden von zwei Dritteln des ganzen Terrains ist mehr oder weniger sandig, ein Drittel ist lehmig. An manchen Stellen enthält der Boden viel Salpeter, doch ist er im ganzen genommen fruchtbar, einzelne humusreiche Striche sind sehr ergiebig. Das Terrain der Stadt hat eine absolute Höhe von 112—116 Met.; in der Gemarkung derselben befinden sich Niederungen, deren absolute Höhe nicht einmal 100 Met. beträgt, die höchsten Hügel und sandigen Landrücken erreichen eine Höhe von 120—142 Met. Auf dem ganzen Gebiete befinden sich nur zwei geringe Wasseradern, die größere heißt Körösér, sie ist kanalisirt und leitet das Wasser einiger kleinen Teiche und Sümpfe in die Theiß ab; sie entsteht zum Theil aus zwei schwefelhaltigen Mineralquellen. Vordem bestand fast die Hälfte der ganzen Gemarkung aus Weiden, auf welchen große Viehheerden: Pferde, Rinder, Schafe, Schweine weideten. Im J. 1873 wurde die ganze gemeinschaftliche Weide parcellirt und den berechtigten Einwohnern als Privateigenthum zugetheilt. Seitdem hat die Viehzucht bedeutend abgenommen, die Weideflächen wurden größtentheils in Ackerland verwandelt. Die hauptsächlichsten Bodenerzeugnisse sind: Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Erdäpfel, Rüben; Hanf wird nur für den Hausbedarf producirt; auch von Raps, Taback und Futterkräutern werden verhältnißmäßig nur geringe Mengen erzeugt. Um so wichtiger ist die Production von Wein und allerlei Obst, besonders werden große Mengen von Kirschen, Weichseln, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen und Aepfeln erzeugt. Das Obst findet in Pest und Wien Absatz und wird zum Theil auch nach Deutschland ausgeführt. Auch viel Gemüse und andere Gartengewächse werden angebaut, besonders Gurken werden in ungeheuren Massen producirt. Die Stadt ist fast ringsherum von großen Gemüse-, Obst- und Weingärten umgeben. Die jährliche Weinproduction beträgt 18,000—20,000 Hektoliter. Es ist ein leichter Landwein, der sich nicht lange halten läßt, um so weniger, weil man keine geeigneten Keller hat; in der Stadt selbst könnte man solche nur mit großen Kosten bauen, weil der flache Boden vom Grundwasser feucht und salpeterhaltig ist. Im Nordwesten der Stadt, in der Entfernung von 3—4 Kilom., erstreckt sich in Hufeisenform ein größtentheils geschlossener Wald, der meistens aus Eichen besteht, er nimmt einen Flächenraum von beiläufig 2880 Hekt. ein. In neuerer Zeit hat man auch die beweglichen Sandhügel mit Bäumen bepflanzt, besonders seit 1842 sind große Flächen sowol von seiten der Gemeinde als auch von einzelnen Grundbesitzern mit canadischen Pappeln und Akazien bepflanzt worden. Die neuen Waldflächen betragen beiläufig 1730 Hekt.

Die älteste Geschichte von Nagy-Körös ist ganz in Dunkel gehüllt, eine Volksüberlieferung leitet den Ursprung desselben direct von den Zeitgenossen des Heerführers Árpád ab. In der That scheinen die Ortsnamen der Umgegend zu bekunden, daß in dem Landstriche zwischen der Donau und Theiß bald nach der Einwanderung der Magyaren mehrere Ortschaften entstanden. In der Gegend von Körös gab es mehrere Teiche und Röhrichte, gewiß auch Waldungen, welche den Ansiedlern einen erwünschten Schutz gewähren konnten. Wahrscheinlich erhielt der Ort seinen Namen von dem Eschenwalde, denn körös heißt so viel als Eschenbaum. Die in ungarischer Sprache abgefaßte städtische Chronik von Gregor Balla, der in den Jahren 1710—1772 lebte, enthält manche interessante Details aus der ältesten Geschichte der Stadt, besonders sind die Schicksale der Stadt während der türkischen Herrschaft und des darauffolgenden Zeitraums mit lebhaften Farben darin geschildert. Die Stadt wußte sich vor den Bedrückungen der türkischen Paschas durch besondere Schutzbriefe zu sichern, schlimmer erging es ihr nachher; die kaiserlichen Truppen und die räuberischen Serben aus der untern Theißgegend brandschatzten die Stadt nach dem Abzuge der Türken viel ärger, als es die letztern je gethan hatten. Wie Balla erzählt, besaß die Stadt im J. 1686 nur noch eine einzige Kuh, man hatte sie vor den Requisitionen dadurch gerettet, daß man sie im Keller der Kirche verborgen hielt. — Im J. 1693 wurde die erste Thurmuhr angeschafft; man hatte sie in Wien für 120 Gulden gekauft.

Klein-Körös (Kis-Körös) ist ebenfalls ein Marktflecken im Pester Comitate; es liegt südwestlich von Nagy-Körös und nordöstlich von Kalocsa, daher viel näher zur Donau als zur Theiß. Es ist erst nach der Vertreibung der Türken in neuerer Zeit entstanden. Jedenfalls gab es in jener Gegend vor der türkischen Occupation mehrere Ortschaften; mehrere Hügel, auf welchen sich verschiedene Scherben und Ziegeltrümmer befinden, heißen auch jetzt noch Kirchenhügel; gewiß waren dort einst die Kirchen der verschwundenen Dörfer. Eine Puszta führte den Namen Kis-Körös vermuthlich deshalb, weil dort ein Eschenwald war. Diese Puszta war nebst den benachbarten Ländereien das Eigenthum der Familie Battay; diese siedelte daselbst im J. 1718 slowakische Colonisten an, die aus der nördlichen Gegend des Pester Comitats, ferner aus den Comitaten Neograd, Hont, Neutra und Thurotz herbeikamen. Die neue Ortschaft blühte rasch auf, und schon im J. 1720 bestand darin eine evangelische Muttergemeinde. Die slowakischen Colonisten waren nämlich ohne Ausnahme Lutheraner. Nach der gänzlichen Vertreibung der Türken hatte

die österreichisch-kaiserliche Regierung nichts Eiligeres zu thun, als die römisch-katholische Hierarchie im ganzen Lande aufs neue zu befestigen, die Protestanten zu verfolgen und die Gegenreformation durchzuführen. In Kis-Körös wurde im J. 1730 die erst vor kurzem erbaute evangelische Kirche bis auf den Grund niedergerissen, Pfarrer und Lehrer verjagt und die öffentliche Ausübung des lutherischen Gottesdienstes aufs strengste verboten. Die Verfolgungen der Protestanten dauerten bis zum J. 1781. Trotzdem hielten die Einwohner von Kis-Körös treu an ihrem evangelischen Glauben und bewährten sich als fleißige und sparsame Colonisten. Sie bebauten nicht blos die ihnen von der Grundherrschaft zugetheilten Ländereien, sondern pachteten auch die benachbarten Puszten. Nach und nach erwarben sie immer mehr Grundstücke und befreiten sich gänzlich von dem Unterthänigkeitsverbande. Von 1842 bis 1866 zahlten sie im ganzen für den Ankauf verschiedener Grundstücke und für die Ablösung ihrer Verpflichtungen an die Grundherren 283,000 Gulden. Die Gemarkung des Marktfleckens beträgt 7274 Hekt.; sie besteht zur Hälfte aus Ackerland, zur Hälfte aus Wiesen, Weiden, Wald, Weingärten, Röhricht und Sümpfen. Die Einwohner beschäftigen sich fast ausschließlich mit Landwirthschaft; Hauptproducte sind: Korn, Weizen, Gerste, Mais, Erdäpfel, Wein und allerlei Obst. Der Ort selbst ist unregelmäßig gebaut, er ist eigentlich nur ein großes Dorf; er zählt 1457 Häuser und 6834 Einwohner, die ursprünglich Slowaken waren, gegenwärtig aber fast ganz magyarisirt sind; 5941 sprechen Magyarisch und nur 390 Slawakisch; 5774 sind evangelisch-lutherisch, 573 römisch-katholisch, 360 Juden. Kis-Körös ist der Geburtsort des größten magyarischen Volksdichters, nämlich Alexander Petöfy's, der daselbst am 31. Dec. 1822 das Licht der Welt erblickte; das Haus, in welchem er geboren wurde, ist mit einer Marmortafel bezeichnet, auf dem Marktplatze vor dem evangelischen Schulhause steht seine Bildsäule. (*J. Hunfalvy.*)

KOROTOJAK, Kreisstadt in dem europäisch-russischen Gouvernement Woronesch, 85 Kilom. im Süden von Woronesch am rechten Ufer des Don, bei dem Einflusse des Korotojak und der Woronka in denselben, hat 4 Kirchen, 1 Mönchskloster, 9 Kaufläden, 4 Oelmühlen und 9563 Einwohner. In industrieller und commerzieller Hinsicht ist die Stadt von keiner Bedeutung; auch die zwei Jahrmärkte (zu Himmelfahrt und am 8. Juli a. St.) sind nur wenig besucht. Die erste Ansiedelung fand hier im J. 1642 statt; 1648 wurde in Korotojak eine Festung angelegt, die bis 1789 existirte, in welchem Jahre Korotojak durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Im 17. und 18. Jahrh. befanden sich hier die Vorrathsmagazine des russischen Heeres. Im J. 1708 wurde die Stadt dem Asowschen Gouvernement zugezählt, im J. 1779 aber zur Kreisstadt des Gouvernements Woronesch erhoben. (*A. von Wald.*)

KOROTSCHA, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kursk, unter dem 50° 49′ nördl. Br. und 54° 52′ östl. L., 155 Kilom. im Südosten von Kursk, an der Korotscha gelegen, hat 4 Kirchen, 113 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 3 Wachsbleichereien, 8 Talgschmelzereien und Lichtfabriken, 4 Oelmühlen, 1 Lohgerberei und 6563 Einwohner. In der Stadt befinden sich viele Gärten, in denen sehr schöne Kirschen gezogen werden, die in getrocknetem Zustande zum Verkauf kommen. Die Kaufleute handeln mit Getreide, Hornvieh und krimschem Salz. Außer den zwei Wochenmärkten finden hier 6 Jahrmärkte statt, am 1. Januar, 9. Mai, 8. Juli, 15. August, 8. September und 6. December, von denen die Jahrmärkte am 9. Mai und 8. September die besuchtesten sind. Die Gründung Korotschas fällt in das J. 1638. Im J. 1708 wurde die Stadt dem Kiewschen Gouvernement zugetheilt, 1796 zur Kreisstadt des Gouvernements Kursk erhoben. (*A. von Wald.*)

KÖRPER (in der Geometrie). Der Begriff des geometrischen Körpers ist im Sinne der Geometrie der Alten leicht zu definiren. Geht man von dem ohne Unterbrechung und über jede Grenze hinaus ausgedehnten Raume als einer fertig gegebenen Anschauung aus, wobei die Frage noch unentschieden bleiben kann, auf welche Weise wir zu dieser Anschauung gelangen, so ist der Körper jeder vollständig begrenzte, also endliche Theil dieses Raumes. Die Grenze des Körpers bildet dann seine Oberfläche; dieselbe kann eben oder gekrümmt sein, auch gerade oder gekrümmte Kanten enthalten. Auf diese Weise gewinnt man die absteigende Reihe der geometrischen Begriffe: Raum, Körper, Fläche, Linie, Punkt, welche in den Definitionen des Euklid sich findet. In dem Begriffe des geometrischen Körpers treten alle besondern Qualitäten, die wir an jedem physischen Körper wahrnehmen, als unwesentlich zurück, nur seine Ausdehnung und die besondere Art derselben, die Form sind wesentlich. Für die psychologische Frage nach der Entstehung unserer Raumvorstellungen ist es freilich von Bedeutung, daß wir nicht, wie Kant („Kritik der reinen Vernunft") es will, von der Vorstellung eines Körpers, das, „was der Verstand davon denkt, als Substanz, Kraft, Theilbarkeit u. s. w., ingleichen was davon zur Empfindung gehört, als Undurchdringlichkeit, Härte, Farbe u. s. w." abzusondern vermögen, sodaß aus dieser empirischen Anschauung noch etwas übrigbleibt „als reine", nämlich Ausdehnung und Gestalt. Vielmehr bewahrt schon der Name des Körpers: στερεόν, solidum, eine physikalische Eigenschaft desselben, die Festigkeit. In der That erweist sich die Vorstellung eines festen und dabei freibeweglichen Körpers bei näherer Untersuchung als die eigentliche Grundlage unserer geometrischen Anschauung.

Daß die Vorstellung des einen und unendlichen Raumes, wie auch Kant behauptet, ursprünglich wäre, ist unmöglich. Das Unendliche oder Unbegrenzte ist niemals ein fertig gegebener Begriff, sondern entsteht aus der unbegrenzten Erweiterung eines begrenzten Begriffes, dessen Inhalt solch eine Erweiterung zuläßt. Wir müssen demnach den Körper, oder allgemeiner noch, den begrenzten Gesichtsraum von drei Dimensionen, in welchem wir die einzelnen Körper uns vorstellen, als das ur-

sprüngliche Resultat unserer Empfindungen bezeichnen. Indem nun aber die Geometrie sowol den Begriff des Raumes als die ersten Grundbegriffe für die Constructionen im Raume als gegeben voraussetzt, tritt eine Reihe von wesentlichen Bestimmungen in Form von Axiomen auf. In der Reihe der Sätze, mit welchen Euklid seine Geometrie einleitet, blieb das Verhältniß dieser Voraussetzungen unaufgeklärt; einige Axiome sind unmittelbare Folgerungen aus dem Satze des Widerspruches, andere scheinen einen rein empirischen Charakter zu haben, wie das achte: „Figuren, die sich decken, sind einander gleich", oder eines Beweises zu bedürfen wie das elfte: „Wenn eine Gerade zwei andere so schneidet, daß die Summe zweier Innenwinkel kleiner als zwei Rechte ist, so treffen die Geraden, hinreichend verlängert, zusammen." Nachdem zuerst Gauß erkannt hatte („Briefwechsel" Bd. V), daß dieses letztere für die Maßverhältnisse in der Ebene und im Raume entscheidende Axiom rein empirischen Inhalts ist, und Lobatschewsky sowol („Geometrische Untersuchungen zur Theorie der Parallellinien" 1840, vorher schon Crelle's „Journal" 1837), wie Wolfgang und Johann Bolyai („Tentamen juventutem studiosam in elementa matheseos purae, elementaris ac subtilioris, methodo intuitiva evidentiaque huic propria introducendi", Maros Vásárhelyini 1832, „Absolute Geometrie nach J. Bolyai von Frischauf", Leipzig 1872) gezeigt hatten, daß eine in sich widerspruchsfreie Geometrie, welche die gewöhnliche als besondern Fall umfaßt, auch ohne das elfte Axiom des Euklid möglich ist, traten Riemann („Ueber die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen", 1854; „Ges., Werke" S. 254) und Helmholtz („Ueber die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie", „Heidelberger Jahrbücher" 1868, und „Göttinger Nachrichten" 1868, sowie „Populäre Vorträge", Heft 2) der Frage näher: Welches sind die einfachsten Thatsachen, aus denen sich die Maßverhältnisse des Raumes bestimmen lassen? Beide gelangten übereinstimmend zu dem Resultate, daß die Annahme freibeweglicher Körper, deren Dimensionen unabhängig vom Orte, also unveränderlich fest bei der Bewegung sind, in erster Linie für die Geometrie entscheidend ist; daß Räume, bei welchen dies möglich ist, in Analogie mit den auf Flächen vorhandenen Möglichkeiten, als Räume von constantem Krümmungsmaße bezeichnet werden können, und daß auf Grund der empirisch zu erkennenden Thatsache einer Parallelen der Raum die weitern Besonderheiten aufweist, welche Ausfluß des elften Euklidischen Axioms sind. So abstract auch der Begriff des mathematischen Körpers im Vergleich zu dem physikalischen erscheint, thatsächlich gründet sich die Geometrie auf den empirischen Begriff des festen Körpers, worauf auch schon das eben genannte achte Axiom des Euklid hinweist. Dieses Fundament aller geometrischen Lehrsätze, die Congruenz, beruht auf der Anschauung der vollständigen Deckung zweier Körper, erfordert also ihre freie Beweglichkeit und ihre Festigkeit. Und während in der Geometrie die feste Form für den Begriff des Körpers wesentlich ist, tritt diese gerade in der Physik und Chemie zurück. Hier ist der Begriff des Körpers nur noch gebunden an gewisse Wirkungen, vornehmlich an die Wägbarkeit, während ihm eine bestimmte Form beim flüssigen und gasförmigen Aggregatzustand überhaupt nicht mehr zukommt. *(Ax. Harnack.)*

KÖRPERBERECHNUNG. Das Volumen eines Körpers wird durch sein Verhältniß zur Volumeinheit angegeben. Als Volumeinheit wird gewöhnlich eine Kubikeinheit gebraucht, d. h. ein Kubus (Würfel), dessen Kanten Längeneinheiten und dessen Flächen demnach Quadrateinheiten sind. Die Angabe des Volumens eines Körpers heißt deshalb die Kubatur desselben. Die ältesten Angaben über die Berechnung von körperlichen Inhalten sind aus rein praktischen Bedürfnissen hervorgegangen. In der wichtigsten der uns erhaltenen mathematischen Schriften der Aegypter („Papyrus Rhind" des British Mus., übersetzt und erklärt von Eisenlohr, Leipzig 1877), welche in die 18. Dynastie, circa 1700 verlegt wird, findet sich eine Regel zur Berechnung des Rauminhaltes von Fruchtspeichern, deren mathematische Grundlage jedoch nicht deutlich bestimmt werden kann, da die Gestalt dieser cylindrischen Räume, welche durch Halbkugeln gedeckt zu sein scheinen, nicht genau ermittelt ist. Von den Babyloniern (vgl. Hincks, „Trans. of the Irish Academy, Polite Litterature" XXII) wissen wir, daß ihnen die Kubikzahlen ebenso wie die Quadratzahlen bekannt waren, sodaß sich wol annehmen läßt, daß auch sie schon gewisse Regeln zur Berechnung der Volumina besessen haben. In der Geometrie der Griechen entwickelte sich die Lehre von der Berechnung des körperlichen Inhaltes verhältnißmäßig langsam. Charakteristisch hierfür ist die Stelle bei Platon (Von den Gesetzen): „Hinsichtlich der Messungen von allem, was Länge, Breite und Tiefe hat, legen die Griechen eine in allen Menschen von Natur vorhandene ebenso lächerliche als schmähliche Unwissenheit an den Tag"; ja er fährt fort, es sei in dieser Beziehung bestellt „nicht wie es Menschen, sondern wie es Schweinen geziemt, und ich schämte mich daher nicht blos über mich selbst, sondern für alle Griechen". (Cantor, „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik", Theil I, S. 193; dem ich die historischen Notizen überhaupt im wesentlichen entnehme.) Die einfachen Formulirungen der Sätze über Volumina (ebenso wie über Flächeninhalte) erschweren sich die Griechen dabei noch dadurch, daß sie, wie es scheint mit bewußter Absicht, niemals die directe Regel angeben, wie man das Körpermaß aus seinen Dimensionen zu berechnen habe, sondern stets nur in der Form von Proportionen einen Körper mit einem andern bereits bekannten zur Vergleichung bringen. Euklid sagt in seinem 12. Buche z. B. nicht, daß die Pyramide gleich ist dem dritten Theile des Productes aus Grundfläche und Höhe, sondern er lehrt, daß sie gleich ist dem dritten Theile eines Prismas von gleicher Grundfläche und gleicher Höhe. Dem Schüler Platon's Eudoxus (408—355) wird nach einem Citate bei Archimedes das Verdienst zugeschrieben, die Sätze für den Voluminhalt der Pyramide und des Kegels zuerst gefunden zu haben, Prisma und Cylinder müssen demnach schon vorher be-

kannt gewesen sein. Das 12. Buch des Euklid enthält außer diesen noch die Kubatur der Kugel. Archimedes (287—212) fügte in seinen zwei Büchern von der Kugel und dem Cylinder Kubaturen von Kugelabschnitten hinzu und in dem Buche von den Konoiden und Sphäroiden die Kubatur dieser Rotationskörper. Mit den Leistungen Heron's von Alexandrien circa 100 v. Chr., die sich außer auf mehrere unbestimmt definirte, der Praxis entnommene Körperformen, auch auf das Volumen der abgestumpften Pyramide und des abgestumpften Kegels (Säule, Obelisk) beziehen, hier aber nicht frei von Fehlern sind, ja in den arithmetischen Beispielen Unmöglichkeiten enthalten, sind die Untersuchungen der Alten auf diesem Gebiete so ziemlich abgeschlossen; bemerkenswerth ist noch, daß im 7. Buche des Pappus der später als Guldin'sche Regel bekannt gewordene Satz gelehrt wird, daß der Körperinhalt eines Rotationskörpers dem Producte der erzeugenden Fläche in den Weg ihres Schwerpunktes proportional ist. Die ältesten indischen Schriften enthalten in dieser Beziehung nichts Bemerkenswerthes, erst mit Brahmagupta (589 n. Chr.) beginnen richtige Angaben, wie z. B. über den Inhalt des Pyramidenstumpfes, die aber muthmaßlich auf Heron zurückzuführen sind.

Die principielle Schwierigkeit, welche in der Vergleichung einer krummlinig begrenzten Fläche mit einer geradlinig begrenzten, und ebenso eines von krummen Flächen eingeschlossenen Körpers mit einem von Ebenen begrenzten unzweifelhaft vorliegt, suchten die Alten vermittels eines Grundsatzes zu heben, der noch gegenwärtig das Fundament einer exacten Größenlehre bilden muß, und in der Form, in welcher er bei Euklid und Archimedes zur Anwendung kommt, etwa lautet: „Wenn zwei Größen ungleich sind, so ist es möglich, den Unterschied, um welchen die kleinere von der größeren übertroffen wird, so oft zu sich selbst zu setzen, daß dadurch jede endliche Größe übertroffen wird." Aus diesem Satze entwickelt sich eine Reihe von Folgerungen, die man unter dem Namen Exhaustions-Methode zusammenfaßt, und die dazu geeignet sind, Größen, die sich nicht unmittelbar vergleichen lassen, vermittels anderer Größen zu vergleichen, welche jene zwar nicht vollkommen erschöpfen, aber ihnen doch beliebig nahe gebracht werden können. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß dieses Axiom in der That beweisbar ist, d. h. daß es aus der Definition des stetigen Zahlsystemes als Folgerung hervorgeht (Stolz, in den „Berichten des naturwissenschaftlich-medicinischen Vereins", Innsbruck 1882). Die zuerst von Dedekind („Stetigkeit und irrationale Zahlen", Braunschweig 1872) angeregte Frage, in welcher Weise das stetige Zahlsystem zu definiren ist, löst sich meiner Meinung nach am einfachsten, wenn man ausgehend von dem Begriffe der rationalen Zahlen und der aus denselben hervorgehenden Reihen, durch welche allgemeinere Zahlen, auch die irrationalen, definirt werden, als stetiges System dasjenige bezeichnet, welches jede rationale Zahl, sowie jede andere, die als Grenzwerth rationaler Zahlen definirt werden kann, in sich enthält, und welches dabei so geordnet ist, daß die in denselben enthaltenen Größen eine durchaus abnehmende oder durchaus zunehmende Reihe bilden. Indem aber Euklid es vermied, überhaupt den Begriff der geometrischen Größe mit dem der arithmetischen zu identificiren, ein Verdienst, das erst Legendre zukommt, war die griechische Geometrie genöthigt, eine ganze Reihe von Hülfssätzen zu entwickeln, deren gemeinsames Princip nicht deutlich erkannt wurde. Für die Volumsätze über Pyramide, Kegel und Kugel beweist Euklid den Satz: wenn sich die Theile zweier Größen, die diesen selbst beliebig nahe kommen können, wie zwei gegebene a : b verhalten, so verhalten sich auch die Größen selbst wie a : b. Archimedes führte bei seinen Untersuchungen über Volumina und Oberflächen die Sätze aus: wenn zwei Größen stets zwischen denselben Grenzen liegen, und der Unterschied dieser Grenzen kann beliebig klein gemacht werden, so müssen die beiden Größen einander gleich sein; ferner: wenn eine Größe zwischen zwei gegebenen liegt, deren Unterschied selbst beliebig klein wird, und die beiden Größen nähern sich einer bestimmten, so hat auch die dazwischenliegende Größe diesen bestimmten Werth. Drittens: wenn zwei Größen beide die Grenzen einer Summe von unbegrenzt vielen abnehmenden Größen $a_1 + a_2 + a_3 + a \ldots$ sind, d. h. wenn der Unterschied derselben und der Summe beliebig vieler Reihenglieder kleiner als irgendeine Größe gemacht werden kann, so sind die beiden Größen einander gleich. Der Begriff der Grenze, innerhalb des arithmetischen Größensystems, umfaßt alle diese Sätze (vgl. den Artikel Grenze von H. Hankel).

Um für das Volumen eines Körpers obere und untere Grenzen zu gewinnen, wird derselbe durch parallele Ebenen in Schichten getheilt, die zu prismatischen oder cylindrischen Körpern ergänzt werden. Dieses Verfahren bildeten Keppler („Supplem. Stereometriae Archimedeae" 1615) und Cavaleri („Geometria indivisibilibus continuorum nova quadam ratione promota" 1635) weiter aus, indem sie dabei die Vorstellung der unendlich vielen und unendlich kleinen Segmente, welche die Griechen vermieden, einführten. Man muß diese Einführung als eine Erweiterung der Begriffe und als einen Fortschritt bezeichnen, der zur Ausbildung der Infinitesimalrechnung führte, wenngleich diese ersten Versuche in mancher Beziehung Unklarheiten enthielten. Der Grundgedanke der Cavaleri'schen Methode ist in dem Satze enthalten, daß zwei Flächen von gleicher Höhe in demselben Verhältnisse zueinander stehen wie die Summen der zu dieser Höhe rechtwinkeligen Ordinaten, wenn die Anzahl der Ordinaten unbegrenzt wächst und der Abstand je zweier beliebig klein wird, und daß ebenso die Volumina zweier Körper von gleicher Größe sich ebenso verhalten wie die Summen der zu dieser Höhe senkrechten ebenen Querschnitte, wenn in jeder Summe die Anzahl der ebenen Querschnitte beliebig vermehrt und der Abstand zueinander beliebig klein wird, ein Satz, der vollständig erst mit den Methoden der Integralrechnung bewiesen werden kann. Roberval kommt dem ein-

fachen Zerlegungsprincip, welches in der Integralrechnung angewandt wurde, schon näher, wenn er in einem Briefe an Toricelli vom J. 1644 anführt, daß er eine ähnliche Methode wie Cavaleri gefunden hätte, die er aus den Alten geschöpft habe, daß er aber, welches besser sei, Flächen aus unendlich vielen kleinen Rechtecken, Körper aus eben solchen Prismen zusammensetze. („Divers ouvrages. Mém. de l'Acad.". Paris 1693.) Indessen blieb bei ihm, wie auch bei Fermat (1608—1665) und Wallis (1646—1703) die Kubatur doch im wesentlichen auf solche Körper beschränkt, bei denen die zu summirenden, unendlichen Reihen arithmetische Progressionen sind; erst in der Integralrechnung, die dem Princip nach vollkommen auf dem Boden der alten Exhaustionsmethode steht, und nur den Begriff der stetigen Größe zur vereinfachenden Begründung aller ihrer Schlußweisen mit benutzt, wurde die Möglichkeit gewonnen, kurz gesagt, jede Summation der hier geforderten Art auszuführen, d. h. den Inhalt eines jeden Körpers, dessen Begrenzung analytisch definirt ist, zu bestimmen. Seitdem ist für Ausbildung rein geometrischer Methoden der Volumberechnung nicht mehr viel geschehen. Allgemeine Sätze über das Volumen des zwischen zwei parallelen Ebenen enthaltenen Segments einer beliebigen geradlinigen Fläche sind von Koppe (Crelle, „Journ." Bd. 18), und Steiner („Ueber einige stereometrische Sätze", Crelle, „Journ." Bd. 23), aufgestellt worden. (Vgl. Baltzer, „Elemente der Mathematik, Stereometrie" §. 9.) Von Newton („Method. different. prop." 6) ist das Verfahren angegeben worden, ein Körpersegment aus drei Querschnitten, die in gleichen Abständen folgen, annäherungsweise dadurch zu berechnen, daß man die äußern Querschnitte und den vierfachen Mittelschnitt addirt, und diese Summe mit dem dritten Theile des Abstandes zweier Querschnitte multiplicirt, ein Verfahren, welches von Th. Simpson („Math. dissert." 1743) weiter ausgebildet und daher auch nach ihm die Simpson'sche Regel genannt wird. (*Ax. Harnack.*)

KÖRPERMAASSE oder Inhaltsmaasse nennt man diejenigen Raummaße (extensive Quantitätsbestimmung), welche für Dinge angewandt werden, bei deren Werthschätzung der kubische Inhalt entscheidend ist, weshalb die Grundlage des Körpermaßes ein Kubikmaß, der Kubus (Würfel) eines Längenmaßes ist. Sie zerfallen gewöhnlich in Holzmaße, in Trocken-, Getreide- oder Fruchtmaße (für trockene schüttbare Waaren, bisweilen getrennt in besondere Getreide-, Salz-, Kohlenmaße u. s. w.) und in Flüssigkeitsmaße (oft geschieden in Wein- und Branntwein-, Bier-, Oelmaße u. s. w.). Die Getreide- und Flüssigkeitsmaße führen auch den gemeinsamen Namen Hohlmaße, nach der Gestalt der sie repräsentirenden Gemäße von meist cylinderischer Form. Häufig hat man auch noch eigene Körpermaße für Bruchsteine, Erde, Kalk u. s. w. (*C. F. Noback.*)

KÖRPERVERLETZUNG (neulateinisch: corporis violatio). A. Geschichtliches. Nach Römischem Rechte konnte man im allgemeinen wegen einer Körperverletzung mit der actio legis Aquiliae Schadenersatz (für Curkosten, Versäumniß u. s. w.) fordern. War die Verletzung dolos, so wurde sie zur Injurie. Mitunter kam sie auch als crimen vis in Betracht. Criminell strafbar aber war die Körperverletzung als solche bei den Römern nicht. Sieht man vom alten Compositionensystem ab, so bedroht auch das Deutsche Recht die Körperverletzung keineswegs als solche; es hebt nur einzelne Fälle als strafbar hervor. Kamen indeß dolose Körperverletzungen vor, die sich unter die Begriffe anderer Verbrechen nicht subsumiren ließen, war insbesondere die Störung der Gesundheit so viel bedeutender als die Verletzung der Ehre, daß der Fall nach deutscher Auffassung nicht mehr als bloße Injurie behandelt werden konnte, so verhängte der gemeinrechtliche Gerichtsgebrauch, trotz des Mangels ausdrücklicher Gesetze, eine arbiträre Strafe. Fahrlässige Körperverletzungen gaben gemeinrechtlich nur zu Entschädigungsansprüchen und, wo es herkömmlich war, zur Förderung eines Schmerzensgeldes Anlaß.

B. Mishandlung; leichte, schwere, gefährliche Körperverletzung. Neben der Schädigung der Gesundheit steht die Mishandlung. Sie ist, wie die Ehrverletzung, nur dolos möglich und umfaßt jede Störung des körperlichen Wohlbefindens, hauptsächlich die Erregung eines Schmerzes. Obwol sie auch durch psychische Mittel, z. B. durch Herbeiführung eines Schreckens, begangen werden kann, so erfolgt sie doch gewöhnlich durch eine Thätlichkeit. Sie grenzt einerseits an die Gesundheitsschädigung, andererseits an die Realinjurie. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch, welches dieses Reat in den Artikeln 223—233 behandelt, unterscheidet je nach ihren Folgen zwischen schweren und leichten Körperverletzungen. Die leichten definirt es nicht. Zu den schweren (§. 224) rechnet es diejenigen, welche zur Folge haben, daß der Verletzte 1) ein für das organische Leben, nicht für die individuellen Berufsgeschäfte wichtiges Glied des Körpers, 2) das Sehvermögen auf einem oder beiden Augen, 3) das Gehör, 4) die Sprache, d. h. das Vermögen zum articulirten Reden, 5) die Zeugungsfähigkeit verliert; oder 6) in erheblicher Weise dauernd entstellt wird; oder in 7) Siechthum, welches seinem Begriffe nach eine gewisse Dauer voraussetzt, 8) Lähmung (z. B. des Rückenmarkes) oder 9) Geistesstörung, die sich durch den Eintritt von Wahnvorstellungen bekundet, verfällt. Hiernach handelt es sich bei den schweren Körperverletzungen, abgesehen von den durch die drei allgemein gehaltenen Ausdrücke Entstellung, Siechthum oder Lähmung bezeichneten Zuständen, entweder um ein Glied oder gar um einen Sinn, oder endlich selbst um die Geistesthätigkeit. Darüber hinaus geht nur das ganze Leben; und in der That hebt das Reichsstrafgesetzbuch im §. 226, abgesondert von den schweren Verletzungen, als schwersten Fall denjenigen hervor, wo durch die Körperverletzung der Tod des Verletzten verursacht wurde. Eine Mittelstufe, die gefährlichen Körperverletzungen des §. 223ª, ist erst durch die Novelle vom 26. Febr. 1876 aufgestellt worden. Zu diesen gehören diejenigen, welche begangen werden 1) mittels einer Waffe, insbesondere eines

Messers oder eines andern gefährlichen Werkzeuges; oder 2) mittels eines hinterlistigen Ueberfalles, besonders mittels Auflauerung; oder 3) von mehrern gemeinschaftlich (Mitthäterschaft); oder 4) mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung. Alle leichten Körperverletzungen, welche in dieser Weise qualificirt sind, fallen jetzt unter die gefährlichen; alle in gleicher Weise qualificirten *schweren* Körperverletzungen aber fallen nach wie vor unter die schweren. — Zur Verfolgung der gefährlichen Körperverletzung bedarf es keines Antrags; die ordentliche Strafe ist zwar schwerer als die der leichten Körperverletzung (§. 223[a], §. 223), unter mildernden Umständen tritt aber die Strafe der leichten Körperverletzung ein (§. 228).

C. *Fahrlässigkeit, Böswilligkeit, Provocation.* Leichte vorsätzliche sowie leichte und schwere fahrlässige Körperverletzungen werden nach dem Reichsstrafgesetzbuche §. 232 nur auf Antrag verfolgt, insofern nicht die Verletzung mit Uebertretung einer Amts-, Berufs- oder Gewerbspflicht verbunden ist. Diese Gleichstellung der schweren fahrlässigen mit den leichten vorsätzlichen Verletzungen rechtfertigt sich dadurch, daß bei den erstern das schwerere Gewicht der objectiven Seite der Handlung durch das leichtere der subjectiven Seite ausgeglichen wird. — Für das Strafmaß ist von großer Wichtigkeit, ob eine Körperverletzung 1) mit Vorsatz und Ueberlegung, oder ob sie 2) mit Vorsatz, aber ohne Ueberlegung begangen wurde. Das Reichsstrafgesetzbuch stellt die Würdigung dieses Unterschiedes dem richterlichen Ermessen anheim. Die *Provocation*, welche gleichfalls bei der Körperverletzung wie bei der Tödtung berücksichtigt werden muß, ist im Reichsstrafgesetzbuche bei der Körperverletzung in die „mildernden Umstände" aufgegangen (§. 228), und hat nur noch bei der Tödtung eine besondere Würdigung behalten (§. 213).

D. *Versuch, Vollendung, Theilnahme, Raufhandel.* In denjenigen Fällen, wo die Gesetze eine vorsätzlich zugefügte Verletzung und eine bestimmte daraus entstandene Folge zu Merkmalen des Thatbestandes machen, ist ein Versuch nicht denkbar; so im Falle des §. 224 des Reichsstrafgesetzbuches. Nie aber kann das Vorhandensein der vorsätzlichen Verletzung und der im Gesetze bezeichneten Folge die Strafe dieses Gesetzes begründen, wenn die Folge eine nicht mehr voraussehbare, also rein zufällige und nicht zurechenbare war. Die entgegengesetzte, in der Tradition eines Theiles der frühern deutschen Praxis wurzelnde Ansicht beruht nicht nur auf einer Verleugnung der ersten Grundsätze des Rechts, sondern hat auch lange Zeit hindurch in der That zu den empörendsten Ungerechtigkeiten geführt. Wenn demnach eine ganz leichte Körperverletzung, bei der vielleicht selbst der besonnenste Mensch sich keine schwere Folge als möglich denken konnte, eine schwere Folge gehabt hat, so ist nicht die Strafe der schweren, sondern nur die der leichten Körperverletzung aufzuerlegen. — Kommt es bei dem Thäter (wie in dem angeführten §. 224 des Reichsstrafgesetzbuches) nur auf die vorsätzliche Zufügung einer Verletzung und auf eine gewisse, daraus hervorgegangene Folge an, die nicht beabsichtigt zu sein braucht, so ist auch die auf diese Folge gerichtete Absicht kein Erforderniß der Theilnahme. Derjenige ist also schon wegen Beihülfe zu einer schweren vorsätzlichen Körperverletzung zu strafen, welcher, ohne zu der schweren Folge helfen zu wollen, nur bei der vorsätzlichen Verletzung, wodurch die schwere Folge herbeigeführt ward, Hülfe leistete; derjenige ist als Anstifter zu einer schweren vorsätzlichen Körperverletzung zu strafen, der, ohne die schwere Folge zu beabsichtigen, den andern zu der diese Folge bewirkenden vorsätzlichen Verletzung bestimmte. — Um den Begriff des Versuches bei den schweren Körperverletzungen anwendbar zu machen, haben neuere Gesetzgeber neben jene Gesetze, welche nur vorsätzliche Verletzung und schwere Folge fordern, andere Gesetze gestellt, in denen vorausgesetzt wird, daß die Folge in der Absicht des Thäters lag; auch das Reichsstrafgesetzbuch (§. 225) hat diesen Weg betreten.

Wenn bei einem Raufhandel, d. h. bei einer Schlägerei unter mehr als zwei Personen, jemand eine Körperverletzung erlitten hat, vielleicht gar getödtet worden ist, so ist hierfür der Thäter selbst verantwortlich, nicht aber einer der andern, sofern sich dessen Mitverantwortlichkeit nicht aus den allgemeinen Grundsätzen über Theilnahme herleiten läßt. In manchen neuern Gesetzbüchern findet man indessen wegen der Gefährlichkeit von Raufhändeln und der dabei obwaltenden Schwierigkeit des Beweises der besondern Thäterschaft Präsumtionen aufgestellt, die nichts anderes bezwecken als eine Bestrafung aller bei dem Raufhandel thätig gewesenen Personen für diejenigen Verletzungen, deren Urheber sich nicht ermitteln lassen. Einen richtigern Weg hat nach dem Vorgange anderer Staaten, namentlich Preußens, das Reichsstrafgesetzbuch eingeschlagen. Es bedroht nämlich schon die Betheiligung am Raufhandel als solche, wenn dabei namhafte Verletzungen vorgekommen sind. Nur müssen diese Verletzungen eine Folge des Raufhandels gewesen (durch den Raufhandel „verursacht") sein. Hierin ist Folgendes enthalten:

1) Liegt die Verletzung oder gar Tödtung nur neben dem Raufhandel, ohne durch ihn verursacht worden zu sein, so fällt jene Strafe fort. Sie hätte in der That keinen verständigen Sinn mehr. Denn nur unter der Voraussetzung konnte der Gesetzgeber den Eintritt der Strafe des Raufhandels von dem Eintritte einer schweren Körperverletzung oder des Todes einer Person abhängig machen, daß die schwere Verletzung oder der Tod in dem Raufhandel ihren Entstehungsgrund hätte. Wenn also einer der Streitenden zur Zeit des Raufhandels und am Orte desselben stürbe, weil seine Lebensuhr gerade abgelaufen wäre; wenn er, ohne daß der Raufhandel die Ursache davon ist, gerade jetzt vom Schlage tödlich getroffen würde; wenn ihn in diesem Augenblicke die Kugel eines am Raufhandel nicht Betheiligten von fern her niederstreckte: so würde dies die Raufhändler nicht strafbar machen.

2) Eine ganz andere Frage ist es aber, ob die gesetzlich vorausgesetzte Verletzung oder Tödtung eine dolose oder fahrlässige Folge des Raufhandels gewesen

sein müsse, oder ob auch die zufällige Folge schon genüge. Letzteres scheint widersinnig zu sein aus denselben Gründen, welche es unzulässig machen, jemand wegen einer vorsätzlichen schweren Körperverletzung zu strafen, wenn er die schwere Folge unmöglich voraussehen konnte. Der Widersinn wäre auch hier in der That vorhanden, wenn es sich um die Strafe der schweren Körperverletzung oder der Tödtung selbst handelte. Allein um diese handelt es sich nicht. Gegen diejenigen, welche sich im Raufhandel der schweren Körperverletzung oder der Tödtung schuldig gemacht haben, tritt vielmehr die volle Strafe dieser Verbrechen ein, nicht die bloße Strafe des Raufhandels. Es handelt sich nur um die von dieser besondern Verschuldung unabhängige Strafe der Betheiligung am Raufhandel. Ist letztere eine schuldhafte, so ist den Grundsätzen der Zurechnung genügt und die Strafe des Raufhandels begründet, auch wenn jene schwere Folge, um deren Zurechnung es sich hier gar nicht handelt, eine zufällige sein sollte. Wenn die Gefährlichkeit des Raufhandels und die Schwierigkeiten des Beweises zur Bedrohung des Raufhandels bei schwerer Verletzung oder Tödtung geführt haben, so darf man bei jenen Folgen, die eben aus der Gefährlichkeit des Raufhandels hervorgehen und bei denen gerade die Schwierigkeiten des Beweises hervortreten, offenbar nicht den Beweis einer individuellen Schuld (Vorsätzlichkeit oder Fahrlässigkeit) fordern, denn sonst würde man die ratio legis verleugnen.

E. Verletzung durch Gift. Die Carolina (Art. 130) straft denjenigen, der jemand durch Gift an Leib oder Leben dolos beschädigt, gleich einem „fürgesatzten Mörder" mit dem Rade. Von der spätern gemeinrechtlichen Praxis wurde die absichtliche bloße Gesundheitsschädigung durch Gift mit Zuchthaus nicht über zwanzig Jahre belegt. Unter den neuern deutschen Gesetzbüchern erwähnen manche der Vergiftung gar nicht. Das Reichsstrafgesetzbuch enthält zwar nicht besondere Bestimmungen über Giftmord, wohl aber solche über absichtliche Gesundheitsbeschädigung durch Gift (§. 229). Es setzt zum Thatbestande voraus: a) als Mittel Gift oder andere Stoffe, welche die Gesundheit zu zerstören geeignet sind. Bei dieser sehr brauchbaren Definition kommt gar nichts mehr darauf an, ob das angewendete Mittel von der Naturwissenschaft Gift genannt wird oder nicht, wenn es nur in der That ein die Gesundheit zerstörendes (nicht blos ungesundes) war. b) Es muß eine vorsätzliche Beibringung des Stoffes, dessen Natur der Thäter kannte, mit der auf Gesundheitsbeschädigung gerichteten Absicht erfolgt sein. Heimlichkeit, vom Gemeinen Rechte und selbst noch von neuern Gesetzbüchern gefordert, ist nach dem Reichsstrafgesetzbuche nicht nöthig.

F. Aerztliche Kunstfehler. Die früheren Strafbestimmungen über Quacksalberei und über Hülfsweigerung von Medicinalpersonen sind auf Grund der Deutschen Gewerbeordnung §. 144, Abs. 2, vom Reichsstrafgesetzbuche aufgegeben worden. (Siehe jedoch Reichsstrafgesetzbuch §. 360 Nr. 10.) — Bei den durch ärztliche Fehler entstandenen Körperverletzungen unterscheidet die Carolina Art. 134 treffend den Fall des Unfleißes von dem der Unkunst. Unfleiß heißt die schuldhaft unterlassene Anwendung von Kenntnissen oder Geschicklichkeiten, in deren Besitze man sich befindet. Eine durch Unfleiß herbeigeführte Körperverletzung verfällt unzweifelhaft der Strafe fahrlässiger Körperverletzung. Unkunst dagegen besteht entweder in Unwissenheit (besonders bei innern Heilungen) oder in Unfertigkeit (besonders bei Operationen). Hauptsächlich, wo ein Nachtheil für den Körper durch Unkunst herbeigeführt worden ist, pflegt man von Kunstfehlern zu reden. Diese sind, da jedermann die gemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten seines Faches sich anzueignen verpflichtet ist, wenigstens in denjenigen Fällen strafbar, wo die Anwendung der gemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten schon ausgereicht hätte, um die Schädigung zu vermeiden. Aus der einem Arzte ertheilten Approbation fließt für denselben nicht das Recht, die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten in jedem einzelnen Falle, der in seinem Berufskreise liegt, bei sich zu präsumiren, und daher allemal ohne besondere Vorbereitung und ohne Mitwirkung anderer Kunstverständigen ans Werk zu gehen; vielmehr hat sich auch der Approbirte in allen einzelnen Fällen noch selbst darauf zu prüfen, ob er die gerade hier erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitze. Hat er diese Pflicht verabsäumt, so verfällt auch die durch Unkunst herbeigeführte Körperverletzung der Strafe fahrlässiger Körperverletzung. Durch die Nothwendigkeit schneller Entschließung kann indessen ein sonst schuldhafter Fehlgriff entschuldigt werden. Die fahrlässige Körperverletzung, welche vom Arzte ausging, kann nach dem Reichsstrafgesetzbuche §. 230 der erhöhten Strafe unterworfen werden, welche der Absatz 2 daselbst für solche fahrlässige Verletzungen anordnet, die mit Verabsäumung einer besondern Amts-, Berufs- oder Gewerbepflicht verbunden sind. — Bei der Beurtheilung eines ärztlichen Kunstfehlers muß man sowol der Eigenthümlichkeit des Krankheitsfalles, als auch der Eigenthümlichkeit des Arztes, der seinen besondern medicinischen Standpunkt einnehmen darf, gerecht werden. Da aber ein rationelles Heilverfahren ohne allgemeine Grundsätze nicht denkbar ist, so kann es, trotz jener Eigenthümlichkeiten, an einem allgemeinen Maßstabe für die Beurtheilung der Thätigkeit eines Arztes nicht fehlen. Dieser liegt in der Erfahrung der Jahrhunderte und in der feststehenden Kenntniß einer Reihe von Naturgesetzen, welche zu ignoriren keinem eigenthümlichen Standpunkte erlaubt ist. Die technische Richtigkeit eines medicinischen Verfahrens, das zu einer Schädigung geführt hat, zu prüfen, ist Aufgabe medicinischer Sachverständiger; die strafrechtliche Würdigung der Fahrlässigkeit dagegen gebührt dem durch das technische Gutachten gehörig aufgeklärten Richter.

G. Strafverfolgung und Strafe. Das Reichsstrafgesetzbuch stellt folgende Strafsätze auf:

1) Leichte vorsätzliche Körperverletzung §. 223: a) im allgemeinen Gefängniß bis zu 3 Jahren oder Geldstrafe bis zu 1000 Mark; b) gegen Ascendenten: Gefängniß nicht unter 1 Monat.

2) Schwere vorsätzliche Körperverletzung §§. 224 und 225: a) ohne Beabsichtigung der schweren Folgen: Zuchthaus bis zu 5 Jahren oder Gefängniß nicht unter 1 Jahr; b) mit Beabsichtigung der schweren Folgen: Zuchthaus von 2—10 Jahren.

3) Schwerste vorsätzliche Körperverletzung mit unbeabsichtigtem Tode §. 226: Zuchthaus nicht unter 3 oder Gefängniß nicht unter 3 Jahren.

4) Gefährliche vorsätzliche Körperverletzung §. 223a Gefängniß nicht unter 2 Monaten. Sie ist abgesondert anzuführen, weil sie auf einem besondern Eintheilungsgrunde ruht.

5) Raufhandel §. 227; a) Betheiligung: Gefängniß bis zu 3 Jahren; b) Mitwirkung mehrerer Verletzungen zu einer der vorausgesetzten Folgen (Tod oder schwere Körperverletzung): Zuchthaus bis zu 5 Jahren.

Bei schweren und schwersten vorsätzlichen Körperverletzungen ohne Beabsichtigung der schweren und schwersten Folgen, auch im Falle eines Raufhandels, läßt der Gesetzgeber mildernde Umstände zu, sofern die Handlung nicht gegen Ascendenten gerichtet war (§. 228). Die Strafen sinken alsdann so: a) bei schwerer Körperverletzung, im Falle eines Raufhandels selbst bei eingetretenem Tode einer Person, auf Gefängniß nicht unter 1 Monat; b) bei schwerster Verletzung (mit Tod) auf Gefängniß nicht unter 3 Monaten.

6) Vergiftung §. 229: a) im allgemeinen Zuchthaus bis zu 10 Jahren; b) bei schwerer Körperverletzung Zuchthaus nicht unter 5 Jahren; c) bei Tod Zuchthaus nicht unter 10 Jahren oder lebenslänglich.

7) Fahrlässige Körperverletzung §. 230: a) im allgemeinen Geldstrafe bis zu 900 Mark oder Gefängniß bis zu 2 Jahren; b) bei verletzter Amts-, Berufs- oder Gewerbspflicht kann die Strafe auf 3 Jahre Gefängniß erhöht werden.

In Betreff der Strafverfolgung hält der Gesetzgeber, um sich nicht eines nachtheiligen Eingriffes in die Familienverhältnisse schuldig zu machen, den Grundsatz, daß leichte vorsätzliche und alle fahrlässigen Verletzungen nur auf Antrag gestraft werden sollen, selbst bei den an Ascendenten verübten Verletzungen fest. Analoge Anwendung finden bei den leichten Körperverletzungen folgende vier Bestimmungen über Beleidigung:

1) Bei Verletzung von Ehefrauen oder Hauskindern können auch die Ehemänner und die Väter auf Verfolgung antragen §§. 232. 195.

2) Bei Verletzung eines Beamten u. s. w. während der Berufsübung kann auch der Vorgesetzte den Antrag stellen §§. 232. 196.

3) Ist bei wechselseitigen Verletzungen von einem Theile auf Bestrafung angetragen, so soll der andere Theil, bei Verlust seines Rechts, den Antrag spätestens vor Schluß der Verhandlung in erster Instanz stellen, ist hierzu aber auch dann berechtigt, wenn zu jenem Zeitpunkte die dreimonatliche Frist schon abgelaufen §§. 232. 198.

4) Mildere Strafe oder Straflosigkeit bei Retorsion leichter Körperverletzungen mit leichten Körperverletzungen oder mit Beleidigungen, oder umgekehrt §§. 233. 199. Man hat das System der Aufrechnung auf die fahrlässigen Körperverletzungen ausgedehnt. — Bezüglich der dem Verletzten zu erlegenden Geldbuße, für welche alle Verurtheilte als Gesammtschuldner haften, bestimmt §. 231, daß auf dieselbe auf Verlangen des Verletzten bis zum Betrag von 6000 Mark erkannt werden kann. Weil diese Buße nicht Strafe, sondern Entschädigung ist, so kommt bei ihr auf den Unterschied zwischen vorsätzlicher und fahrlässiger Körperverletzung nichts an.

(Albrecht Just.)

KORSAKOW-RIMSKOI (Alexander Michailowitsch). Am 24. Aug. 1753 geboren, trat Korsakow-Rimskoi früh in das russische Heer, wurde Offizier im Semenowschen Garderegiment und von Katharina II. 1794, als er Major geworden, dem nach England abgehenden Grafen von Artois beigegeben. Dann machte er den niederländischen Feldzug gegen die Franzosen mit und focht in der Schlacht von Fleurus, 1796 diente er unter Subow (s. d.) gegen Persien. Von hier rief ihn Kaiser Paul Ende 1796 ab. Er erhob Korsakow-Rimskoi zum Generallieutenant, und wenn er auch eine Zeit lang in Ungnade bei ihm fiel, so gewann er doch bald seine Neigung wieder, indem er den Feldzug von 1794 mit ihm besprach, alles Unglück desselben der österreichischen Kriegführung zuschrieb und die Besiegung der Franzosen prahlerisch als etwas ganz Leichtes hinstellte. Seine Sicherheit und die Ueberzeugung von seinem Werthe imponirten Paul. Darum ernannte er Korsakow-Rimskoi 1798 zum Oberbefehlshaber der zweiten russischen Armee von 40,000 Mann, die mit Suworow in der Schweiz operiren sollte. Am 18. April 1799 begann Korsakow-Rimskoi seine Thätigkeit, besetzte die Linien von Zürich bis Basel und sollte, ohne alle Abhängigkeit vom Erzherzoge Karl von Oesterreich, operiren. Einem Gegner wie Masséna war er jedoch trotz alles Selbstgefühls nicht gewachsen; trotz aller Tapferkeit und Ausdauer erlitt er am 25. und 26. Sept. die blutigen Niederlagen von Zürich und Dietikon. Er mußte den Rückzug erkämpfen, verlor einen großen Theil von Geschütz und Gepäck und zog ganz entmuthigt nach Schaffhausen ab. Mit den Resten seines Heeres vereinigte er sich am Bodensee mit 4000 Baiern und 2700 Mann vom Condé'schen Heere, am 10. Oct. mit Suworow, errang zwar am 25. bei Schlatt Vortheile über Masséna, mußte aber am 27. Oct. über den Rhein gehen und kehrte über Prag im Januar 1800 nach Rußland zurück. Paul zeigte sich ungnädig, Alexander I. hingegen gab ihm 1801 den St.-Alexander-Newski-Orden und die Würde eines Generals der Cavalerie. Seit 1805 Generalgouverneur von Litauen, machte sich Korsakow-Rimskoi durch große Humanität allgemein beliebt und bekleidete ein Vierteljahrhundert diesen Posten. Bei dem Ausbruche der Revolution in Polen 1830 abberufen, trat er in den Reichsrath und starb am 25. Mai 1840 in St.-Petersburg im 87. Lebensjahre.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik

dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877). (*Arthur Kleinschmidt.*)

KORSAREN nannte man in frühern Zeiten Seeräuber, vorzugsweise jedoch die Schiffe der afrikanischen Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis, welche fast drei Jahrhunderte lang den Handel im Mittelmeere brandschatzten und erst 1830 mit der Eroberung und Einverleibung Algiers durch Frankreich endgültig vernichtet wurden. Seit dem 17. Jahrh. versuchten die verschiedenen Seemächte wiederholt, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Zuerst war es Karl V., dann Ludwig XIV. und nach ihm Holländer, Engländer, Nordamerikaner, welche die Barbaresken zu züchtigen suchten, ihre Häfen bombardirten und Jagd auf ihre Schiffe machten, doch geschah nichts Nachhaltiges, und sie erhoben immer wieder das Haupt, sodaß der Schaden, den sie im Laufe der Jahrhunderte dem Seehandel zufügten, sich auf Tausende von Millionen beziffert und Hunderttausende von Christen in ihrer Sklaverei schmachteten. Einzelne Nationen suchten sich durch einen Tribut Schonung ihrer Schiffahrt zu erkaufen, der theilweise noch bis 1830 gezahlt wurde, ohne indeß gegen die wortbrüchigen Raubstaaten Sicherheit zu gewähren. Die Begründer dieses Korsarenthums im Mittelmeere waren zwei Brüder, die unter dem Namen der beiden Barbarossa bekannt sind. Sie hießen Harudji und Chair-ed-Din, waren die Söhne eines albanesischen Renegaten und ungemein verwegene Abenteurer. Sie bemächtigten sich in den Jahren 1515—20 Algiers und organisirten mächtige Raubflotten, mit denen sie die ganze Christenheit tyrannisirten und sich unermeßlichen Reichthum eroberten. (*R. Werner.*)

KORSÖR, dänisches Seestädtchen an der Westküste der Insel Seeland, Amt Sorö, Herred Slagelse, der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach Nyborg auf Fühnen. Es liegt auf einer Landzunge am Großen Belt, in 55° 20′ 2″ nördl. Br. und 28° 37′ 16″ östl. Länge von Ferro, und zählte 1880: 3956 Einwohner; es besaß 37 Schiffe von 3046 Tons Last. Zur Stadt gehören 815,6 Hekt. Land. Die Bewohner treiben Ackerbau und Branntweinbrennerei. Die Stadt besitzt ein altes Schloß, einen Hafen und ein Leuchtfeuer. (*G. A. von Klöden.*)

KORSSUNSCHE THÜREN. In der Kathedralkirche zur heil. Sophia in Nowgorod werden zwei Thüren aus Holz, welche mit einer Metallbekleidung belegt sind, aufbewahrt, die zu den wichtigsten und interessantesten Denkmälern der Bildnerei und Gießkunst des Mittelalters gehören. Die Metallbekleidung besteht aus 48 Tafeln verschiedener Dimension, welche reihenweise auf das Holz befestigt sind. Der Inhalt der Darstellungen ist mannichfaltig; meist sind biblische Scenen gewählt, zwischen welchen bisjetzt nicht erklärte Figuren und einige Gestalten, die durch die Inschriften als Bildnisse zu nehmen sind, abwechseln. Die beste Tafel der zweiten Thür weist einen Centauren auf. Die biblischen Tafeln beobachten in ihrer Lage keine chronologische Anordnung und scheinen — vielleicht in späterer Zeit — durch einen der Sache Unkundigen zufällig so zusammengestellt worden zu sein. Die wichtigsten Darstellungen sind auf der ersten Thür: Christus zwischen Petrus und Paulus, zu beiden Seiten Maria und die zwölf Apostel; in der zweiten Reihe: Taufe Christi, Verkündigung und Christi Geburt; in der dritten: die heil. drei Könige, Maria mit dem Kinde; in der vierten: die Darbringung im Tempel und Leviathan als der Höllenrachen, zugleich als Thürklopfer dienend; in der fünften: Flucht nach Aegypten und Bischof Alexander von Blucich (?), es folgt die Himmelfahrt des Elias, die erste Sünde im Paradiese und die Erschaffung der Eva. Auf der zweiten Thür oben Christus in der Mandorla, von den Evangelistensymbolen umgeben, und Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu. In der vorletzten Reihe steht ein Bischof mit der Inschrift: Wichmann, Bischof von Magdeburg. In der untersten Reihe der ersten Thür stehen, die beiden Scenen des Paradieses flankirend, drei Männer mit verschiedenen Instrumenten, die wir uns als die Meister zu denken haben, welche die Thüren verfertigten. Der erste (links) hat die Inschrift: Riquin me fecit, der mittlere die russische Inschrift: Meister Avram (oder Abraham), der dritte: Waismuth. Auch die meisten übrigen Tafeln sind mit lateinischen und russischen Inschriften versehen, letztere oft fehlerhafte Uebersetzungen der erstern, ein Beweis, daß der Verfertiger derselben das Latein nicht verstand. Die Einfassungen der Thüren wie der Tafeln haben zierliche Ornamente in reicher Abwechselung der Form. Alle Inschriften sind in das Metall eingegraben; sie befanden sich also auf den gegossenen Tafeln nicht ursprünglich.

Es drängen sich sogleich zwei Fragen auf: wo und wann sind diese Thüren entstanden? F. Adelung hat über dieselben 1823 eine Monographie herausgegeben, welcher er auch die Abbildungen derselben beifügte (es sind die ersten Abbildungen, die von diesem alten Kunstwerke existiren). Wir geben im Folgenden kurz die Ergebnisse seiner fleißigen Forschungen und Studien.

Man nennt seit undenklichen Zeiten diese Thore die Korssunschen. Eine alte Tradition will wissen, daß sie Wladimir der Große im J. 988 als Siegesbeute aus Korssun oder Cherson mitbrachte und der Kathedrale von Nowgorod schenkte. Danach wären sie griechischen Ursprungs. Dagegen aber spricht der Umstand, daß ihr Kunstcharakter, der übrigens nicht rein griechisch ist, sie einer späteren Zeit zuweist, wie ja auch auf einem griechischen Kunstwerke unmöglich Abbildungen abendländischer katholischer Bischöfe sich finden konnten. Wladimir hatte freilich eine kostbare Kriegsbeute mitgebracht, insbesondere Heiligenbilder, Glocken u. a. m., die man auch bisjetzt die korssunschen nennt. Infolge der Zeit ist, so meint Adelung, dieses Beiwort „korssunisch" bei vorzüglichen und kostbaren Kunstwerken nicht gebraucht worden, um damit ihre Herkunft anzuzeigen, sondern um ihren besondern Werth und ihre Seltenheit zu bezeichnen, wie man überhaupt die erste Periode der russischen Kunst die korssunsche nennen kann.

Ueber die Zeit, wann diese Thüren entstanden sind, gibt uns kein schriftliches Document Aufschluß; nur das

Vorkommen des Bildes, das den Bischof Wichmann von Magdeburg vorstellt — der 1192 gestorben ist — läßt uns annehmen, daß die Thüren höchst wahrscheinlich dem 13. Jahrh. angehören. Diese Annahme wird auch durch andere Umstände unterstützt. Es spricht nämlich alles dafür, daß die Thüren in Deutschland entstanden sind, vielleicht in Magdeburg selbst. Deutschland besaß in der oben angegebenen Epoche zahlreiche Meister, die solche Arbeiten unternahmen. Die Art und der Stil der Composition, die Kleidung der Figuren, die Verzierungen weisen auf Deutschland und zwar in der genannten Epoche hin, in welcher die deutsche Kunst von der byzantinischen noch stark beeinflußt war, sodaß selbst geniale Künstler, die deutsch dachten und componirten, sich nicht ganz dem fremden Einflusse entziehen konnten. Auch sind wenigstens zwei der vorkommenden Künstler, Riquin (Richwein) und Waismuth offenbar deutschen Ursprungs, wenn die Geschichte auch nichts von ihnen erzählt. — Vgl. Adelung, Die Korssunschen Thüren (Berlin 1823).

(J. E. Wessely.)

KÖRTE (Friedrich Heinrich Wilhelm), Verfasser mehrerer Biographien, ward am 24. März 1776 zu Aschersleben als Sohn des Archidiakonus Körte und Großneffe des Dichters Gleim geboren. Gleim, dessen geplante Heirath nicht zu Stande gekommen war, wie H. Pröhle („Friedrich der Große und die deutsche Literatur" Berlin 1878) launig erzählt, betrachtete seinen Pathen Wilhelm wie einen eigenen Sohn. Körte besuchte die Schule zu Aschersleben, dann von 1792 an das Gymnasium zu Halberstadt, wo sein Großoheim seit 1747 lebte und den geistigen Mittelpunkt des um ihn sich sammelnden Dichterkreises ausmachte. Im J. 1796 bezog Körte die Universität Halle. Er sollte Jurisprudenz studiren, allein die in Gleim's Umgebung empfangenen Eindrücke standen dem entgegen, die schönen Wissenschaften und freien Künste fesselten seine Neigung. Im J. 1799 verließ er die Universität und lebte von da bis zu seinem am 30. Jan. 1846 erfolgenden Tode zu Halberstadt, wo er in spätern Jahren Domvicar ward, ohne irgendwie die Pflichten seines Amtes ausüben zu müssen. Nach Gleim's Willen hätte er Lehrer an einer Humanitätsschule werden sollen, die aus Gleim's Vermögen in Halberstadt zu errichten war. Als Gleim aber 1803 starb, konnte man sich über das Wesen einer „Humanitätsschule" nicht einigen. Nach langem Processe zwischen den Gleim'schen Erben und dem preußischen Staate kam es zu einem Vergleiche, dem zufolge der Staat am halberstädtischen Gymnasium eine classis selecta errichtete, Körte hingegen mit einer lebenslänglichen Jahresrente von 600 Thalern abgefunden wurde.

In der schreibseligen deutschen Literatengeneration des 18. Jahrh. hatte doch keiner einen solch ausgedehnten Briefwechsel wie der liebenswürdige Grazien- und Grenadierlieder-Dichter Gleim. Mit einer Gutmüthigkeit und Toleranz ohne gleichen unterstützte er alle aufstrebenden Talente, verkehrte er freundschaftlich mit den Vertretern der verschiedensten Richtungen. Ein ungeheures handschriftliches Material häufte sich so in Gleim's Besitze auf, und nicht zufrieden mit den an ihn gerichteten Schreiben, suchte er sich auch überall Abschriften zu verschaffen. Mit der Verwaltung der Gleim'schen Familienstiftung übernahm Körte auch diese literarischen Schätze. Im J. 1824 fiel ihm, der mit einer Tochter Friedrich August Wolf's vermählt war, auch noch der reiche Nachlaß des kritischen Verfassers der Prolegomena zu. Körte war durch diese beiden Erbschaften in eine Lage gerathen, wie sie beneidenswerther für einen Literarhistoriker kaum gedacht werden kann. Daß er seine Arbeiten vornehmlich auf Benutzung seiner handschriftlichen Reichthümer richtete, ist natürlich; die Art und Weise aber, wie er dabei verfuhr, verdient den schärfsten Tadel. Allerdings hat man, bevor Karl Lachmann 1838 seine Lessing-Ausgabe begann, von dem Bearbeiter neuerer deutscher Literaturgeschichte nicht ähnliche philologische Akribie und Zuverlässigkeit gefordert, wie sie für den Arbeiter im Gebiete der Alterthumswissenschaft selbstverständlich erscheinen. Eine Willkür jedoch, wie Körte sie als Herausgeber von Dichtungen und Briefwechseln sich zu Schulden kommen ließ, muß das Gewissen jedes Historikers und Philologen belasten.

Noch in Gleim's Todesjahre 1803 gab Körte im Unger'schen Verlage zu Berlin „Ewald Christian von Kleist's sämmtliche Werke nebst des Dichters Leben aus seinen Briefen an Gleim" heraus. Was sich auf Grundlage der Materialien in Gleim's Archiv für eine Herausgabe der Kleist'schen Werke thun ließ, das hat August Sauer in seiner musterhaften Kleist-Ausgabe (Berlin Hempel) gezeigt, die zugleich auch eine Verurtheilung von Körte's Machwerk ist. Und wenn seine andern Arbeiten auch nicht in gleicher Weise wie es bei Kleist der Fall durch bessere ersetzt sind, so lassen sich dieselben Vorwürfe doch fast gegen alle derselben erheben. Im J. 1804 gab er „Aus Gleim's literarischem Nachlasse Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner" (Zürich) heraus. Ihnen folgten 1806 (Zürich) die zwei Bände, „Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller" als „Briefe deutscher Gelehrten aus Gleim's literarischem Nachlasse". Im J. 1810 veranstaltete er in Halberstadt eine Ausgabe von Gleim's Fabeln und Erzählungen; zwischen 1811 und 1813 gab er (Halberstadt) „J. W. L. Gleim's sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften" heraus. Wie schlimm es um die Texttreue dieser Ausgabe bestellt ist, hat A. Sauer für die „Preußischen Grenadierlieder" in seinem Neudrucke derselben (Heilbronn 1882, IV. Heft) nachgewiesen. Einen Supplementband seiner Ausgabe publicirte Körte 1841 (Leipzig), nachdem er eine durchaus ungenügende, aber wie die Ausgabe noch immer unentbehrliche Biographie „Joh. W. L. Gleim's Leben aus seinen Briefen und Schriften" (Halberstadt 1811) der Gesammtausgabe zur Seite gestellt hatte. Das Gleim'sche Archiv, das allen diesen Arbeiten zur Grundlage diente, wurde übrigens von Körte im ganzen und großen ziemlich gut verwaltet, sodaß seine Schätze neuerdings von Pröhle, Sauer, Seuffert, Muncker philologisch verwerthet werden konnten.

Aus Wolf's Nachlasse nahm Körte Veranlassung zu zwei Arbeiten. Die nach dem Ausdrucke des Herausgebers von Goethe's Briefen an Wolf „übel zusammengestellte Lebensbeschreibung des großen Philologen" erschien 1833 (Essen) in zwei Theilen als „Leben und Studien Fr. A. Wolf's, des Philologen". Der Biographie folgten zwei Jahre später (Quedlinburg und Leipzig 1835) „Consilia scholastica, Fr. A. Wolf's Ideen über Erziehung, Schule und Universität". Diesen durch verwandtschaftliche Beziehungen ins Leben gerufenen Arbeiten stehen zwei andere Biographien: „Leben Carnot's aus den besten gedruckten und handschriftlichen Nachrichten" (Leipzig 1820), und „Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth" (Leipzig 1839) gegenüber. Von kleineren Arbeiten, abgesehen von zahlreichen Beiträgen für periodische Zeitschriften, sind zu nennen: „Kritik der Ehre, der Sittlichkeit und des Rechts in F. H. Jacobi's Schrift: Was gebieten Ehre u. s. w." (Zürich 1807); „J. H. Voß. Ein pragmatisches Gegenwort" (Zürich 1808); „Vom Armenwesen" (Halberstadt 1811); „Deutschland lebe hoch oder von Helwig's Einzug und Aufenthalt in Halberstadt (1813); „Wahrhafter Bericht vom Zaubersabbath, Satans Reden an die auf dem Brocken versammelten Unholde Deutschlands" (Halberstadt 1817); „Kleiner Katechismus der Lehre vom Büchernachdrucke" (Halberstadt 1818). Vielfache Anerkennung und Verbreitung fand mit Recht Körte's Sammlung: „Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten der Deutschen" (Leipzig 1837., 2. Aufl. 1861). *(Max Koch.)*

KORTSCHEWA, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, unter dem 56° 47′ nördl. Br. und 54° 31′ östl. L., 74 Kilom. im Ostsüdosten von Twer, an dem Einflusse des Flüßchens Kortschewka in die Wolga, hat 3 steinerne Kirchen, 41 Kaufläden, 2 Schulen, 1 Hospital, 1 Talglichtfabrik, 1 Bierbrauerei und 1850 Einwohner. Trotz der günstigen Lage der Stadt und ihres guten Hafens an der Wolga ist der Handel der kortschewaer Kaufmannschaft unbedeutend. Der Engroshandel befindet sich in den Händen der kalasinskischen Kaufleute. Jährlich werden aus dem Hafen Waaren im Werthe von 1,104,000 Rubel ausgeführt und für 284,000 Rubel eingeführt. Hauptgegenstände des Handels sind: Getreide, Salz, Leder, Glaswaaren und Holz. In Kortschewaer Kreise, der ein Areal von 79 □Meilen umfaßt, befinden sich 36 Fabriken mit einer jährlichen Production von 211,000 Rubeln, darunter 25 Lohgerbereien (75,000 Rubel), 1 chemische Fabrik (56,000 Rubel) u. a. — An der Stelle der heutigen Stadt stand früher das Oekonomie-Dorf Kortschewo, welches 1803 zur Kreisstadt des Gouvernements Twer erhoben wurde. *(A. von Wald.)*

KORTUM (Karl Arnold), der humoristische Dichter der „Jobsiade" ward als Sohn eines Apothekers zu Mühlheim an der Ruhr am 5. Juli 1745 geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt die erste Schulbildung erhalten, kam er 1760 nach Dortmund und bezog drei Jahre später die kleine Universität Duisburg. Bereits 1766 schrieb er eine Abhandlung über Epilepsie und begann seine Thätigkeit als praktischer Arzt; bald aber ging er, um sich weiter auszubilden, nach Berlin, verweilte dort jedoch nur kurze Zeit, um sich dann in Duisburg als praktischer Arzt niederzulassen. Obwol er rasch eine gute Praxis fand, siedelte er 1770 in das kleine Landstädtchen Bochum, den Heimatsort seiner Mutter und seiner Frau Margaretha, geb. Ehinger, über. Neben einer ausgedehnten Praxis suchte er auch als theoretischer Bearbeiter seiner Wissenschaft zu dienen. Die Reihe seiner Schriften, in denen er zum Theil ähnlich wie H. Klencke durch Popularisirung ärztlichen Wissens in weiteren Kreisen heilsam wirken wollte, ist eine sehr große; ein vollständiges Verzeichniß dieser längstvergessenen Arbeiten aus allen möglichen Gebieten enthält der „Neue Nekrolog der Deutschen" 1824 II, 832—844. Die „Anfangsgründe der Entzifferungskunst" (Duisburg 1782) sind vielleicht die bekannteste seiner derartigen Schriften geworden, während es für den eigenthümlichen Sinn des sonst tüchtig gebildeten Mannes bezeichnend ist, daß er auch eine „Vertheidigung der Alchymie gegen die Einwürfe neuerer Schriftsteller" schrieb. Seine Vorurtheile, von denen diese Schrift allein genugsam Zeugniß gibt, waren schuld, daß er trotz eifrigen Studiums an den Fortschritten der Medicin nicht den nöthigen Antheil nahm. Er verschloß sich den neuen Erfahrungen und mußte schließlich durch eigene Schuld erfahren, daß ihm, dem früher beliebten und gesuchten Arzte, das Vertrauen immer mehr entzogen wurde. Ein hoffnungsvoller Sohn, der bereits seine ärztliche Thätigkeit begonnen hatte, starb 1807, und seit dieser Zeit begann der Humor des Vaters sich in Bitterkeit zu verwandeln. Im J. 1816 erhielt er den Titel „königlicher Hofrath" und 1820 empfing er anlaßlich des fünfzigjährigen Jubiläums seiner ärztlichen Thätigkeit in Bochum vielfache Beweise von Anerkennung, als er von Kindern, Enkeln und Urenkeln umgeben seinen Ehrentag feierte. Als grämlicher Misanthrop beschloß am 15. Aug. 1824 der Dichter, welcher so frohe Stunden bereitet, sein arbeitsreiches Leben.

Kortum — daß die oft gebrauchte Form Kortüm unrichtig, ward in der Rheinischen Monatsschrift 1878 S. 371 nachgewiesen — hat eine Reihe humoristischer Dichtungen geschaffen, wie: „Der Märtyrer der Mode" 1778; „Die magische Laterne" 1784; „Adam's Hochzeitfeier" 1788 (sämmtlich in Wesel erschienen); „Elisabet Schlunz" 1819 (Hamm) und verschiedene kleinere komische Sachen. Seinen Ruhm verdankt er jedoch einzig dem 1784 zu Münster und Hamm herausgegebenen Buche: „Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs, und wie er sich weiland viel Ruhm erwarb, als Nachtwächter in Salzburg (in den spätern Ausgaben «Schildburg») starb." Für die große Beliebtheit des Buches sprechen nachdrücklich die Nachdrücke, welche zahlreich erschienen. Kortum selbst schrieb indessen zwei weitere Theile als Fortsetzung und gab 1799 (Dortmund bei Gebr. Mallinkrodt) heraus: „Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von Dr. C. A. Kortum." Eine neue Ausgabe von 1806 brachte einige Aenderungen. Aus dem Nachlasse Kortum's wurde der Ausgabe von 1824 mehreres Neue bei-

gefügt; ein Titelkupfer nach Ramberg zierte sie. Mit einer beachtenswerthen Einleitung und Anmerkungen stattete F. W. Ebeling seine revidirte Ausgabe (Leipzig 1868) aus; ebenso F. Bobertag seine Ausgabe der Jobsiade in Kürschner's „Deutscher Nationalliteratur" Bd. 140 (Stuttgart 1882). Das Werk Kortum's wurde in Amerika ins Englische übersetzt: Hasenclever hat drei große Oelgemälde: Jobs im Examen, Jobs als Schulmeister und Jobs als Nachtwächter nach dem Gedichte verfertigt; vgl. Gartenlaube 1868 „Ueber den Dichter des deutschen Philisters und Joh. Peter Hasenclever, den Apelles des Philisters".

Von Anfang an haben sich kritische Stimmen gegen Kortum's Epos erhoben; in Nicolai's Neuen allgem. deutschen Bibliothek LIV, 71 hat Langer 1800 das strengste Verdammungsurtheil ausgesprochen und Gervinus hat es bestätigt. Dagegen erklärte M. Carriere in seiner vergleichenden Literaturgeschichte (Leipzig 1884): „Die Jobsiade Kortum's, philisterhaft breit wie sie ist, zieht doch in ihrem Holzschnittstile noch immer uns an"; und Heinr. Kurz hat ihr sogar „wahrhaft poetischen Werth" zugestanden. Bei einer Beurtheilung der Jobsiade hat man streng zwischen dem ersten Theile, der Dichtung von 1784, und den beiden andern Theilen, der späteren Nachdichtung, zu unterscheiden. Die letztere ist langweilig und werthlos gleich so vielen andern Nachahmungen der Jobsiade; es ist zu bedauern, daß Kortum, indem er die bereits völlig abgeschlossene Geschichte (Jobs ist am Schlusse des ersten Theiles gestorben) wieder anfängt, seinen eigenen würzigen Wein mit schalstem Wasser mischte. Der erste Theil dagegen mit seinen derben Knittelversen und plumpen Holzschnitten, nach Spielkarten-Bildern von Kortum selbst entworfen, gehört zu den besten Werken der komischen Literatur innerhalb und außerhalb Deutschlands. Die Jobsiade muß da im Zusammenhange mit der Entwickelung des komischen Epos betrachtet werden, man wird sie dann weder mit Gervinus verurtheilen, noch mit Herm. Marggraff überschätzen. Vgl. Ebeling „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrh." (Leipz. 1865). Von Boileau und Pope ging im 18. Jahrh. die komische Epopöe in Deutschland aus; 1740 erschien das Hauptwerk, Zacharia's „Renommist". Wieland pflegte eifrig die komische Erzählung, deren Farben er selbst im Oberon nicht ganz vermeiden konnte. Im J. 1782 begann Blumauer seine Travestie „Die Abenteuer des frommen Helden Aeneas" zu veröffentlichen (vgl. von Hofmann-Wellenhof „Aloys Blumauer", Wien 1885 und E. Grisebach „Die Parodie in Oesterreich" Leipz. 1884 in den gesammelten Studien). Kortum schloß sich an mit seiner drastischen Schilderung des Philisters. Wie sehr er den richtigen Ton getroffen, das zeigt die andauernde Popularität seines Werkes. Das Kopfschütteln der Kirchenregenten „über diese Antwort des Candidaten Jobses" ist sprichwörtlich geworden. Ward die Gattung des Niedrigkomischen, in der sich die Jobsiade ausschließlich bewegt, von den Aesthetikern im allgemeinen auch geringgeschätzt, für Kortum bleibt es doch kein geringer Ruhm, in Deutschland der erste in dieser Gattung zu sein.

(Max Koch.)

KORTÜM (Johann Friedrich Christoph). Im Dorfe Eichhorst des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz als Sohn des lutherischen Pfarrers am 24. Febr. 1788 geboren, besuchte Kortüm das Gymnasium in Friedland und studirte seit 1806 in Halle, Göttingen und Heidelberg Theologie, Philosophie und Geschichte; besonders wirkten auf ihn Planck, Heeren, Böckh, Wilken, Creuzer und Heinrich Voß ein. Seit Ostern 1812 Lehrer am Fellenberg'schen Institute zu Hofwyl, machte er als freiwilliger preußischer Jäger den Befreiungskrieg gegen Napoleon seit Winter 1814 mit, kehrte in seine Stelle nach Hofwyl zurück, war Ostern 1817—19 Professor an der aargauer Cantonsschule, dann am Gymnasium in Neuwied und 1821—22 außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Basel. Er entsagte 1822 dieser Stellung, lebte unabhängig in Hofwyl, beständig mit historischen Forschungen beschäftigt, ging aber 1826 wieder als Privatdocent der Geschichte nach Basel, von wo er 1833 als ordentlicher Professor an die Universität Bern, 1840 nach Heidelberg berufen wurde. Er wirkte mit dem besten Erfolge und starb an einem Herzübel in Heidelberg am 4. Juni 1858. In seinen zahlreichen Werken bekundet sich eine ebenso gewissenhafte wie gründliche und allseitige, von den umfassendsten sprachlichen und geschichtlichen Kenntnissen zeugende Quellenforschung; seine Auswahl ist geistvoll, seine Stoffe werden erschöpfend behandelt, sein Urtheil ist gesund, männlich und im besten Sinne wissenschaftlich, sein Stil hingegen hart, schleppend und schwerfällig. Seine Hauptarbeiten sind: Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden, Aarau 1818; Kleon der Demagog (Aarau 1819); Zur Geschichte der hellenischen Staatsverfassungen (Heidelberg 1821); Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter (3 Bde., Zürich 1827—1829); Geschichte des Mittelalters (2 Bde., Bern 1836—1837); Römische Geschichte (Heidelberg 1843); Ueber die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands (Bern 1833); Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens (Mannheim 1843); Rückblick auf Johann Heinrich Pestalozzi, Heidelberg 1846; Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergang des Achäischen Bundes (3 Bde., Heidelberg 1854). Sein Freund, Professor Freiherr K. A. von Reichlin-Meldegg, gab aus Kortüm's Nachlasse „Geschichte Europas im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit" (2 Bde., Leipzig 1861) und „Geschichtliche Forschungen" (Leipzig 1863), heraus. *(Arthur Kleinschmidt.)*

Korund, Mineral, s. Corund.

KORVEY (Corvey), ehemalige gefürstete Benedictinerabtei im Kreise Höxter des preußischen Regierungsbezirks Minden, Provinz Westfalen, 1803 säcularisirt, kam dann an das Haus Nassau-Oranien, 1815 an Preußen, 1820 von diesem gegen andere Ländertheile an Landgraf Victor Emanuel von Hessen-Rothenburg und

1834 durch Erbschaftsgang an Prinz Victor von Hohenlohe-Schillingsfürst, danach seit 1840 vom Könige von Preußen zum Herzog von Ratibor und Fürst von Korvey ernannt. Ueber das Geschichtliche der einst berühmten Abtei s. Corvey. (*G. A. von Klöden.*)

KORYBANTEN (*Κορύβαντες*). Mythische Vertreter des orgiastischen Cultes der phrygischen Kybele. Die Cultbräuche werden dadurch mit dem Scheine des Alterthums und der Göttlichkeit umgeben, daß sie auf dämonische Stifter zurückgeführt werden, die ganz in diesem Dienste leben und weben. So wird Dionysos immerdar von den schwärmenden Mänaden und Satyrn umgeben, in deren Chor die Menschen zeitweilig im Rausche der Feste eintreten, so die Kretische Rhea von den Kureten, Kybele in Phrygien von den Korybanten. Von diesen werden die ekstatisch wirbelnden Tänze und der Gebrauch des Tympanon (Tambourin) hergeleitet.[1]) Auf erstere bezieht sich wahrscheinlich auch der Name *Κορύβας*, *Κύρβας*, einer Wortgruppe angehörig, in der sich die Vorstellung der Spitze mit der des Umdrehens oder Umgedrehten verbindet.[2]) Die Heimat der Korybanten wird verschieden angegeben (*Strab.* X, C. 472. 473), neben Phrygien, dem Ursitze des Kybeledienstes, nannte eine schon durch Pherekydes vertretene Tradition auf Samothrake neun Söhne Apollon's. (*Pherekydes*, Frg. 6, gleichfalls samothrakische Relation: *Diod.* V, 49 Korybas, Sohn des Jasion und der Kybele, vgl. III, 55; euhemeristisch verdreht Corybas, Vater Apollon's *Cic.* Nat. deor. III, 23.) Die phrygische Tradition, wenn anders wir diese in dem Fragmente eines Lyrikers (Bergk, Lyr.[3] III, frg. 84) vor uns haben, machte sie zu den ersten Menschen, die auf Bäumen erwuchsen. Wie der Dienst der Göttermutter ekstatisch war und ihr die Macht der Geistesverwirrung zugeschrieben wurde, konnten auch ihre dämonischen Diener mit Wahnsinn schlagen[3]) und umgekehrt verwandte man deren Weihe (*κορυβαντισμός*), um vom Wahnsinne zu reinigen. Der Einzuweihende wurde auf einen Thron gesetzt, von den Mysten umtanzt und erhielt ein Tympanon in die Hand (*Aristoph.* Vesp. v. 119; Schol. *Plat.* Euthydem. 277 D; vgl. Conv. 215 E.). Auch ein orphischer Hymnus (39) an Korybas betet um Nachlaß des schweren Zornes und Verscheuchung der Schreckbilder der geängsteten Seele, und stammt daher wahrscheinlich aus einer solchen Weihe der späteren Zeit. Das ursprüngliche Bild der Korybanten ist durch die häufige synkretische Identification mit den Kureten, auch mit Kabiren und Daktylen vermischt worden. Desgleichen treten die Korybanten zurück, weil in dem durch semitische Einflüsse umgestalteten Culte der Großen Mutter deren verschnittene Bettelmönche (*γάλλοι*, *μητραγύρται*) den Attis, der nur vereinzelt[4]) Korybas genannt wird, als mythischen Chorführer verehrten.

Siehe Welcker, Aeschyleische Trilogie, S. 190 fg. — Lobeck, Aglaophamus S. 1133 fg. — Preller, Griech. Mythologie I[2], 541 fg. (*F. A. Voigt.*)

KORYKISCHE GROTTE. 1) In einem der Berge, die sich auf dem Vorplateau des Parnaß oberhalb Delphis erheben, liegt eine ziemlich tiefe und sehr feuchte Tropfsteingrotte (jetzt Sarantavli), die im Alterthume den Namen *Κωρύκιον ἄντρον* führte. Sie war den Nymphen geweiht, und in Genealogien erscheint eine Nymphe Korykia, von der Apollo den Lykoros, den Eponymos der Stadt Lykoreia auf dem Plateau des Parnaß, zeugt (*Pausan.* X, 6, 3; Etym. magn. s. v. *Λυκώρεια*). Außerdem wurde Pan hier verehrt (*Aesch.* Eum. 22; *Sophocl.* Antig. 1128; *Apoll. Rhod.* II, 711; *Strabo* IX, 3, 1; *Pausan.* X, 32; *Oppian.* Hal. 3, 15). Ein Block am Eingange der Höhle trägt die Inschrift: *Συστρατος Δακιδομον Αμβρυσιος* (aus Ambrossos in Phokis) *συμπεριπολοι* (sic, nach Böckh Dativ und Attribut des Pan) *Πανι Νυμφαις* (C. J. Gr. 1728; Lebas II, 832). Ob die Höhle in dem orgiastischen Dionysosculte der Thyiaden an den Abhängen des Parnaß (*Pausan.* X, 4, 3; 32, 7; *Eurip.* Bakch. 559 *θυρσοφορεῖς θιάσους, ὦ Διόνυσε .. Κορυφαῖς Κωρυκίαις*) eine Rolle spielte, ist unbekannt. Genannt wird die Höhle noch *Herod.* VIII, 36, wo die Delpher sich vor den Persern auf die Höhen des Parnaß zurückziehen. Vgl. auch *Plutarch.* De Pyth. orac. 1.

2) Weit öfter erwähnt wird im Alterthume eine Grotte bei dem Orte Korykos an der Kilikischen Küste, östlich von der Kalykadnosmündung, mit gutem Hafen, dem eine kleine Insel vorliegt. (Der Hauptgott des Ortes ist nach Ausweis der Münzen Hermes; vgl. Anthol. pal. 9, 91.) Die Höhle liegt an einer vegetationsreichen, von einem Gießbache durchzogenen Thalschlucht im Gebirge, nach Strabo 20 Stadien oberhalb des Ortes (XIV, 5, 5; *Mela* I, 13 gibt 10, der stadiasmus maior magni 100 Stadien an). Die Höhle gilt schon in alter Zeit als Wohnsitz des Typhon (*Pindar.* Pyth. I, 15 *Τυφῶνα, τόν ποτε Κιλίκιον θρέψεν πολυώνυμον ἄντρον.* *Aesch.* Prom. 351 *τὸν γηγενῆ τε Κιλικίων οἰκήτορα ἄντρων .. Τυφῶνα*), der hier den Zeus gefangen gehalten haben soll (*Apollod.* I, 6, 3, 8). Bei Skylax wird der Ort merkwürdigerweise nicht erwähnt; dagegen hat Kallisthenes in seiner „Geschichte Alexander's" ausführlich davon gehandelt, und hier auch den Wohnsitz der Arimer gefunden, deren Gebiet Il. B, 783 als *Τυφωέος εὐναί* bezeichnet wird (*Strabo* XIII, 4, 6). Die gewöhnliche Schilderung der Höhle mit ihren Wundern und ihrem unterirdischen Flusse scheint auf ihn zurückzugehen (*Strabo* XIV, 5, 5; *Mela* I, 13, wo zwei

---

1) *Eur.* Bacch. v. 123; *Luc.* De salt. 8. 2) *κύρβις*, drehbare, dreiseitige Säule, *κυρβασία* Tiara *κρωβύλος* Schopf *κορυφή* u. a. vgl. Pott, Zeitschr. für vergl. Spr. VII, S. 241; Fick, Spracheinheit der Indogerm. S. 23; Derselbe, Wörterbuch der indogerm. Spr.[4] S. 542. 3) *Eurip.* Hippol. 123; *Aristid.* II, p. 527.

4) *Paus.* VI, 25, 5; vgl. VII, 17; 8, von den in Paträ angesiedelten Seeräubern wurde neben Kybele Attis als *Σατράπης* und *Κορύβας* verehrt. Julian nennt in seiner Rede auf die Göttermutter (or. V, 167 B) Korybas den großen Helios, der neben ihr thront und die Welt regiert.

Höhlen geschieden werden; *Plin.* 5, 92; 31, 54; *Steph. Byz.*). Berühmt ist der Korykische Berg namentlich, weil hier der beste Safran gedeiht (*Plin.* 21, 31 u. a.; daher häufig auch bei Dichtern genannt: *Κωρυκίῳ κρόκῳ* *Apoll. Rhod.* III, 855; *Horat.* Sat. II, 4, 68 u. a.). Sonstige Merkwürdigkeiten der Grotte *Plin.* 13, 67; 37, 166. In neuerer Zeit ist die Höhle von Langlois („Revue archéologique" XII, 1855, 144 fg.) und Tschihatscheff („Journal asiatique" 5, série IV, 128 fg.) wieder aufgefunden und genau beschrieben worden. Im Mittelalter war Korykos (Gorighos, Curco) eine sehr ansehnliche Stadt und hat aus byzantinischer und armenischer Zeit ziemlich zahlreiche Denkmäler aufzuweisen (Kirchen, Felsengräber, Sarkophage und starke Festungsmauern; s. Langlois l. c. p. 128—144). Gegenwärtig ist der Ort (Kurko) völlig verfallen.

3) Der Name Korykos begegnet uns sonst im Alterthume noch mehrfach, so ein Vorgebirge Korykia mit vorliegenden Inseln auf Kreta (*Plin.* IV, 61 u. a.), ein *Κώρυκος αἰγιαλὸς* in Lykien bei Phaselis (*Strabo* XIV, 3, 8; 5, 7), ein Ort Korykos in Pamphylien, aus dem Attalos II. die Stadt Attalia machte (*Strabo* XIV, 4, 1. *Dion.* Perieg. 855). Am bekanntesten aber ist der Berg und das Vorgebirge Korykos in Ionien westlich von Teos, Chios gegenüber. Die Anwohner waren in alter Zeit als Seeräuber berüchtigt und sollen es vorzüglich verstanden haben, die Kauffahrer auszukundschaften, daher das Sprichwort *τοῦδ' ἄρ' ὁ Κωρυκαῖος ἠκροάζετο* und der Gebrauch des Wortes *Κωρυκαῖος* für einen Aushorcher (Ephoros bei Suidas s. v. *Κωρυκαῖος*; *Zenob.* IV, 75; *Cic.* Ad Att. X, 18; Meineke Ad Menandri rel. 56; *Strabo* XIV, 1, 32; *Steph. Byz.* u. a.). Das Vorgebirge und der Hafen an demselben gehörte zum Gebiet von Erythrä (*Thuk.* VIII, 14. 33); im J. 191 wurde Antiochos' des Großen Flotte hier von den Römern besiegt (*Liv.* 36, 43 fg.). Auch hier soll sich eine Höhle befunden haben, nach Behauptung der Erythräer die Geburtsstätte der Sibylle Herophile (*Pausan.* X, 12, 7). — Nach *Plin.* 31, 30. 113 werden Tropfsteinhöhlen allgemein Corycia antra genannt, so auch in Mieza in Macedonien; doch ist das gewiß nur Uebertragung, und die Annahme, daß das Wort *κώρυκος* (Sack) appellativisch eine Tropfsteinhöhle bezeichne, zu verwerfen. Dagegen muß ein Zusammenhang der Namen allerdings angenommen werden: von einer Localität, vermuthlich der delphischen, ist er auf die übrigen übertragen worden. Namentlich steht nichts der Annahme entgegen, daß das Kilikische Korykos bei der einheimischen Bevölkerung ganz anders hieß und seinen Namen den Griechen verdankt, welche jedenfalls schon seit dem 8. Jahrh. häufig in diese Gegenden gekommen sind. (*Eduard Meyer.*)

KORYPHAEOS heißt eigentlich der an der Spitze stehende (von *κορυφή* die Spitze), was in dem ältern Griechisch sowol von Parteihäuptern wie von Anführern des Senats (vgl. z. B. Schol. *Arist.* Plut. 954), als auch von Heerführern gebraucht wird (z. B. *Herod.* III, 82). Auch erscheint das Wort als Beiname einzelner Götter wegen eines Heiligthums auf einem Berge, z. B. der Artemis bei *Pausan.* II, 28, 5, des Zeus a. a. O. II, 4, 5. Später indeß ist der Name — daneben auch *ἡγεμὼν κορυφαῖος* — vorzugsweise von dem Führer des Chors in dem griechischen Drama gebraucht worden, dem eine wichtige Rolle bei den dramatischen Aufführungen zukam (*Arist.* Pol. III, 4; *Demosth.* 21, 60; *Athen.* IV, 152 B; *Arist.* Plut. 953). Man darf daher diesen Koryphäos in der historischen Zeit nicht verwechseln mit dem eigentlichen Chorleiter oder Choragen, welcher gar nicht zu den Choreuten gehörte, sondern nur die Kosten für die Ausrüstung eines dramatischen Chors zu bestreiten hatte, wie dies zu den Liturgien der reichen attischen Bürger gehörte, wiewol er ursprünglich zweifellos identisch mit dem Koryphäos gewesen ist (Demetrius bei *Athen.* XIV, 633; *Plut.* Apophth. Lacon. 219 E; vgl. Böckh, „Staatsh." I, 484 und 487). Die Hauptaufgabe des Koryphäos bestand darin, daß er in allen Partien, in denen der Chor mit einem Schauspieler ein Zwiegespräch hatte, im Namen des Chors den Dialog führte. Wurde der Chor in zwei Halbchöre getheilt, so mußte auch der zweite Halbchor einen Stimmführer erhalten, und dann hießen die beiden Führer der Halbchöre *ἡγεμόνες*, die demnach nicht die Bedeutung hatten wie der Koryphäos, der auch *χοροστάτης* von seiner Thätigkeit genannt wird (*Himerius*, Or. IX, 3 Wernsd.). Vgl. *Poll.* IV, 106 und die treffende Auseinandersetzung von Sommerbrodt, Scenica 9 fg. (Berlin 1876). In der Komödie traten auch einzelne Choreuten häufiger auf als in der Tragödie, sodaß sie dort nicht selten vereinzelt aufziehen, statt in geschlossenen Gliedern, z. B. in den „Vögeln" des Aristophanes und im „Konnos" des Ameipsias, wo sogar einer von den einzelnen Choreuten hervorgerufen wurde (vgl. Kock, Com. fr. I, 671). Aus diesem Grunde hat der Koryphäos dort nicht die Bedeutung wie in der attischen Tragödie. — Von diesem Worte Koryphäos im attischen Chore ist dann der moderne Ausdruck entstanden: Koryphäe oder Koryphäen in Kunst oder in der Wissenschaft. (*H. Flach.*)

KOS (*Κῶς*), zu den Sporaden gehörige Insel an der Westküste Kleinasiens, heute meistens in der italienischen Form Stanchio (*'ς τὰν Κῶ*) oder türkisch Stanköi genannt, obwol die griechischen Bewohner der Insel *ἡ Κῶς* beibehalten haben[1]); nach der Meinung des Alterthums an Größe die funfzehnte unter den Inseln[2]), nach Strabon's[3]) richtiger Angabe 550 Stadien, nach Plinius[4]) zu hoch greifender Schätzung 100 römische Meilen im Umfange. Die Insel liegt im Ikarischen Meere[5]), Halikarnaß gegenüber. Das koische Nordcap Skandaria ist nur 40 Stadien von dem festländischen Vorgebirge Termerion getrennt.[6]) Im Alterthum hat vor andern Strabon eine genauere Beschreibung der Insel gegeben,

1) Roß, Reisen nach Kos, Halikarnassos, Rhodos und der Insel Cypern (= Inselreisen IV), Halle 1852, S. 13 fg. 2) Geogr. Gr. min. ed. Mueller I, p. 96. 3) XIV, 2, 19 C 657. 4) N. H. V, 134. 5) *Strab.* II, 5, 21 C 124. 6) *Strab.* XIV, 2, 18 C 657.

in neuerer Zeit Leake[7]), Roß[8]), der 1841, 1843 und 1844 dort war und Rayet[8]), den geologischen Bau der Insel hat Neumayr untersucht[9]), über Kos im Alterthume Küster[10]) und kürzlich Dubois gehandelt.[11])

Plinius läßt den Meridian, der durch Meroë und die Tanaismündung geht[12]), sich auf Kos mit dem Parallelkreise durch die kaspischen Pforten[13]) schneiden. Die Insel erstreckt sich, dem gleichgerichteten Gebirgszuge folgend, von Nordost nach Südwest, dann aber wendet sich das Gebirge und geht nun von Norden nach Süden, sodaß das Ganze der Insel aus zwei deutlich voneinander geschiedenen, durch einen schmalen Isthmus von 10 Stadien Breite miteinander verbundenen Theilen besteht. Der nach Südwesten streichende Gebirgszug erhebt sich bis zur Höhe von 2870, das nordsüdliche Gebirge zu 1390 englischen Fuß.[14]) Den Namen des Gebirges kennen wir nicht. Plinius nennt auf Kos den Berg Prion[15]), aber wir können nicht entscheiden, ob das der Gesammtname des ganzen Gebirges oder der Name eines einzelnen Gipfels ist. Dagegen sind die Vorgebirge *Δρέκανον*[16]) und *Λακητήρ*[17]) mit Sicherheit am Südwestende der Insel zu localisiren. *Δρέκανον* ist das heutige Cap Daphni, der *Λακητήρ*, die Südspitze, heißt heutzutage Krikelo.

Die Insel wird in neuer wie in alter[18]) Zeit wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen, und den Koern ging es gar trefflich. *θεοὺς γὰρ φαίνεθ' ἡ νῆσος φέρειν*, sagt ein Dichter der neuen Komödie[19]). Vor allem war sie durch ihren vorzüglichen Wein berühmt. Bis nach dem Pontos wurde koischer Wein verführt.[20]) Die Behauptung[21]) aber, daß Sinope eine koische Gründung sei, verdankt nur einem Misverständnisse ihren Ursprung.

Die Fruchtbarkeit der Insel mag mit ihrem vulkanischen Charakter in Zusammenhang stehen. Von Erdbeben wurde Kos zu allen Zeiten viel geplagt. Das schwerste Erdbeben, das Thukydides erlebt, hatte Kos getroffen[22]); Pausanias[23]) meldet von einem Erdbeben unter Kaiser Antoninus Pius, und eine neue, im J. 554 n. Chr. aus gleicher Ursache erfolgte Verheerung schildert uns Agathias.[24]) Roß[25]) selbst hat 1843 einen heftigen Erdstoß auf der Insel erlebt. Das Alterthum hielt die benachbarte Insel Nisyros für ein Stück von Kos; Poseidon habe dasselbe losgerissen und auf den Giganten Polybotes geschleudert.[26])

Die Stadt Kos lag seit dem J. 366 v. Chr.[27]) etwas südlich von der skandarischen Landspitze. Früher hatte die Stadt anderswo, aber ebenfalls am Meere gelegen; wegen Unruhen habe man diese Altstadt, *Ἀστυπάλαια*, verlassen.[28]) Ueber die Lage der alten Stadt ist aus Strabon nichts zu entnehmen; den einzigen Anhaltspunkt bietet der heutige Ort Stampalia mit alten Ruinen, auf der Südseite der Insel an der nach dem Orte benannten Hafenbucht gelegen.[29]) Die Wahl des Ortes für die Stadt Kos ist offenbar durch die Nähe der asiatischen Küste veranlaßt; einen natürlichen Hafen besaß die Stadt nicht, aber menschliche Arbeit schuf einen künstlichen.[30]) Die herrliche Lage der Stadt wird von Strabon und Roß bewundert.

In der Vorstadt befand sich das berühmte Heiligthum des Asklepios mit vielen Weihgeschenken, darunter der Antigonos des Apelles und seine Aphrodite Anadyomene, die Augustus später nach Rom nahm.[31]) Auch ein Heiligthum des Herakles ist bezeugt.[32]) Dreiviertel Meilen von der Stadt stößt man auf die Quelle Burina[33]) mit ihren alterthümlichen Bauten.[34]) An der Südküste der Insel liegt Halasarna[35]), fast nördlich davon im Binnenlande Antimacheia[36]) mit einem Heiligthume des Herakles. In der Nähe mag der *δᾶμος Ἀντιμαχιδᾶν* und *Αἰγηλιᾶν* gelegen haben.[37]) An der Nordküste erwähnt Strabon das Dorf Stomalimne, von Leake und Roß mit Recht bei dem Salzteiche westlich von Skandaria angesetzt; ebendaselbst findet Roß auch den Haleis oder Aleis des Theokrit.[38]) Die schmale Verbindung der beiden Theile der Insel ist von dem *δᾶμος Ἰσθμιωτᾶν* besiedelt.[39]) Daphnus[40]) lag in der Nähe der Stadt Kos. Der Ort Pyxa, den Theokrit[41]) erwähnt, und die von Steph. Byz. genannte Hermupolis ist nicht zu localisiren; ob Ptelea[42]) ein Ort auf Kos war, ist mehr als fraglich.

---

7) Memoir of the island of Cos. Transactions of the royal society of literature. 2. series, vol. I (London 1843), p. 1 fg. mit Karte. 8) Roß, Reisen auf den griechischen Inseln II, 86 fg.; III, 126 fg. mit Karte; IV, 11 fg. Rayet, Mémoire sur l'ile de Kos (arch. d. miss. III, 3, Paris 1876, p. 37). 9) Ueber den geolog. Bau der Insel Kos und über die Gliederung der jungtertiären Binnenablagerungen des Archipels. Denkschrift der Akad. der Wissensch. zu Wien, mathem.-naturw. Klasse, Bd. 40 (1880), S. 213—314. 10) De Co insula (Halle 1833). 11) De Co insula. Pariser Doctorthese von 1884. Ich habe mich vergeblich bemüht, der Schrift habhaft zu werden. Vgl. Literaturnachw. bei Busolt, Griech. Gesch. I, 201. 12) N. H. II, 245. 13) N. H. VI, 214. 14) Neumayr a. a. O. S. 214 fg. 15) N. H. V, 134 mons ibi Prion. Den Namen *Ὠρομέδων* hat man früher aus *Theocr.* 7, 46 (mit Schol.) erschlossen, aber jetzt wird da mit Recht *ὀρευς-εὐρυμέδοντος* geschrieben. 16) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. *Δρέκανον Agathem.* IV, 18. 17) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. *Plut.* quaest. Gr. 58. *Λακτήρ Agathem.* IV, 18. 18) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657; XII, 8, 6 C 573. 19) *Athen.* I, 26, p. 15b. 20) *Demosth.* 35, 35. 21) *Eustath.* ad Dion. per. 772 vgl. mit anon. per. pont. Eux. 22. *Steph. Byz.* s. v. *Σινώπη*. 22) *Thuc.* VIII, 41. 23) VIII, 43, 4.

24) II, 16, p. 53 B. 25) Inselreisen III, 129 fg. 26) *Strab.* X, 5, 16 C 489. *Apollod.* I, 6, 2. *Plin.* N. H. V, 134; vgl. auch *Diod.* V, 54. — Rayet p. 39 fg.; Neumayr S. 216. 27) *Diod.* XV. 76, 2. 28) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. *Steph. Byz.* s. v. *Ἀστυπάλαια* hat keinen selbständigen Werth. 29) Roß III, 136. Wenn Roß IV, 28 Astypaläa an der Nordseite beim Vorgebirg Mastikaris ansetzt, so fehlt dafür jede Möglichkeit einer Begründung. Entweder hält man den Schluß aus dem Namen Stampalia für erlaubt, oder man enthalte sich jeder Identificirung. 30) *Scyl.* 99. *Diod.* XV, 76, 2. Roß II, 87. 31) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. 32) Roß, Inscr. Gr. ined. III, 311. 33) *Theocr.* 7, 6 mit Schol. 34) Roß, Inselreisen III, 131 fg.; ders., Arch. Zeitung VIII (1850), Sp. 241 fg. 35) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. *Ἀλίσαρνα*. Form mit *a* bei Roß, Inscr. Gr. ined. II, 176. Bull. corr. hell. V, 196; Rayet p. 110. 36) *Plut.* quaest. Gr. 58. Roß, Inscr. Gr. ined. III, 307. 308. 37) Roß, Inscr. Gr. ined. III, 307. 308. 38) Roß IV. 28. *Theocr.* 7, 1. Die Scholien verbergen ihre Unwissenheit hinter. Conjecturen. 39) Roß, Inscr. Gr. ined. III, 303. 305. 306. 40) *Steph. Byz.* s. v. 41) 7, 130. 42) *Theocr.* 7, 65 mit den nichts fördernden Scholien.

Der Schiffskatalog[43]) kennt Kos als die Stadt des Eurypylos, der Homerische Hymnus auf den delischen Apoll[44]) als *πόλις Μερόπων ἀνθρώπων*. Diese *Μέροπες* setzt Plutarch[45]) in einen Gegensatz zu den Griechen. Die koischen Sagen und Quasisagen der Späteren knüpfen an diese beiden Namen an. Was Diodor[46]) und Strabon[47]) von koischer Urgeschichte berichten, ist im wesentlichen eine Ausgestaltung des Schiffskataloges. Die Ilias[48]) meldet auch, daß Herakles, von Troja kommend, nach Kos verschlagen worden sei; der Cult des Herakles in Antimacheia knüpfte daran an.[49]) Vor anderen Göttern aber wird Asklepios in Kos verehrt.[50]) Der Hera opferten die freien Koer; Sklaven hatten hier keinen Zutritt.[51]) Die der Demeter auf Kos gefeierten Thalysien erwähnt die berühmteste Ekloge Theokrit's.[52])

Auf alte Verbindungen von Kos mit Rhodos deuten sagenhafte Notizen Diodor's[53]) und die Behauptung Strabon's[54]), schon vor den troischen Zeiten hätten Rhodier und Koer gemeinsam Elpiai in Daunien gegründet. In historischer Zeit bildete Kos mit den rhodischen Städten Lindos, Jalysos und Kameiros, sowie mit Knidos und Halikarnaß die dorische Hexapolis, die um das Heiligthum des Apollon auf dem triopischen Vorgebirge bei Knidos sich scharte.[55]) Sehr begreiflich ist der Gegensatz des dorischen Kos und des ionischen Milet, wie Orakel und Anekdote von dem Dreifuße des Thales ihn zur Voraussetzung haben.[56])

Als nach dem Mislingen des ionischen Aufstandes Samier den Skythes seiner Herrschaft über Zankle beraubten, ging Skythes zum Dareios und scheint von demselben die Tyrannis von Kos erhalten zu haben.[57]) Dem Skythes folgte sein Sohn Kadmos in der Herrschaft, aber derselbe legte seine koische Tyrannis nieder und ging wieder nach Sicilien. Das war schon vor dem Zuge des Xerxes gegen Griechenland geschehen.[58]) Auf seiten des Xerxes stand auch Kos, das damals zusammen mit Halikarnassos, Nisyros und Kalydna der Artemisia gehorchte.[59]) Die Koer scheinen also nach dem Weggange des Skythes ihre Freiheit nicht lange behauptet zu haben; sie scheinen von den Persern mit Gewalt unterworfen worden zu sein.[60]) Wol erst die Schlacht am Eurymedon befreite Kos von der persischen Herrschaft.[61]) Jetzt trat es dem delischen Bunde bei und ward zum karischen Quartier geschlagen.[62]) Im J. 439 aber wurde der karische Tribut und also auch Kos mit dem ionischen Quartier vereinigt.[63]) Auch nach der sicilischen Katastrophe blieb Kos den Athenern treu; es ward daher im J. 412 von dem spartanischen Nauarchen Astyochos geplündert.[64]) Im folgenden Jahre aber ward es von Alkibiades befestigt.[65]) Noch einmal berührte es im peloponnesischen Kriege Lysander.[66])

Der Herrschaft, welche Sparta nach der Beendigung dieses Krieges begründete, mußte auch Kos sich unterwerfen. Als aber 394 Konon und Pharnabazos bei Knidos über die spartanische Flotte gesiegt hatten, fiel sofort und an erster Stelle Kos vom spartanischen Bunde ab.[67]) In der Folge trat es auch in den zweiten attischen Bund ein, von dem es aber, von dem karischen Fürsten Maussollos angetrieben und unterstützt, zugleich mit Chios, Rhodos und Byzanz im J. 357 wieder abfiel. Athen führte den Krieg gegen die abtrünnigen Bundesgenossen ohne Erfolg und mußte ihnen 355 die unbedingte Selbständigkeit zugestehen. Die Folge dieser Abwendung von Athen war auch zu Kos der Sturz der Volksherrschaft und die Begründung eines oligarchischen Regiments[68]), das sich auf Maussollos stützte. Maussollos schickte karische Söldner in die Städte, und die Athener erhoben vergebens Einsprache gegen diese Vergewaltigung.[69]) Nach dem Tode des Maussollos behauptete Artemisia sich im Besitze.[70]) Nach der Schlacht von Issos schickten die Perser unter Pharnabazos und Autophradates einige Schiffe auch nach Kos.[71]) Aber die Koer schlossen sich an Alexander an. Während Alexander in Aegypten war, sandte Hegelochos auf Einladung der Koer 60 Schiffe unter Amphoteros, der die Insel besetzte.[72]) Kos besaß geschriebene Gesetze, deren Existenz für das Ende des 3. Jahrh. v. Chr. bezeugt ist.[73]) Als Antigonos, mit dem die Koer in enger Verbindung standen, um 303 v. Chr. die Lebedier nach Teos verpflanzen wollte, sollten bei ihnen die koischen Gesetze so lange gelten, bis sie selbst sich welche gegeben hätten. In dem Kriege Philipp's von Macedonien gegen Attalos und die Rhodier im J. 201 v. Chr. scheint Kos auf seiten der Rhodier gestanden zu haben.[74]) Bei dem Kriege der Römer gegen Perseus gab es in Kos ebenso wie in Rhodos Anhänger des Perseus, welche für die Macedonier redeten und die Römer anklagten, aber ihre Staaten doch nicht zum Abschluß eines Bündnisses mit Perseus bestimmen konnten. Später aber fand Mithridates der Große bei den Koern freundliche Aufnahme.[75]) Freilich verließen dieselben bald darauf, von Lucullus

43) Il, B. 677. 44) 46. 45) Quaest. Gr. 58. 46) V. 54. 47) XII, 8, 6 C 573; XIV, 2, 6 C 653. 48) Ξ 255; *O* 28 (vgl. *Pind.* Fg. 51 Bergk); ausgestaltet bei *Plut.* quaest. Gr. 58; *Apollod.* II, 7, 1. 49) *Plut.* a. a. O. 50) Vgl. auch *Paus.* III, 23, 6. 51) *Athen.* VI, 81, p. 262ᶜ; XIV, 45, p. 639ᵈ. 52) 7, 3 fg. 53) V, 54. 56. 57. 54) XIV, 2, 10 C 654. 55) *Herod.* I, 144. 56) *Οὐ πρότερον λήξει νεῖκος Μερόπων καὶ Ἰώνων, πρὶν κτλ.* *Diog.* L. I, 1, 32. 33; *Plut.* Sol. 4. 57) *Herod.* VI, 24 vgl. mit VII, 164. 58) *Herod.* VII, 163 fg. 59) *Herod.* VII, 99; vgl. *Diod.* XI, 3, 8. 60) Wie man aus *Herod.* IX, 76 mit Recht schließt. 61) Kirchhoff, Der delische Bund im ersten Decennium seines Bestehens. Hermes XI (1876), S. 15. 62) Köhler, Urkunden und Untersuchungen zur Geschichte des delisch-attischen Bundes. Abhandl. der Berliner Akad. 1869, philos.-histor. Klasse S. 189. Kirchhoff a. a. O. S. 14.

63) Kirchhoff a. a. O. S. 13. 64) *Thuc.* VIII, 41. 65) *Thuc.* VIII, 108. 66) *Xenoph.* Hell. I, 5, 1. 67) *Diod.* XIV, 84, 3. 68) *Aristot.* Pol. V (VIII), p. 1304ᵇ 25; Schäfer, Demosthenes I, S. 427 fg. 69) *Dem.* 5, 25; 15, 27. Schol. *Dem.* 24 (Baiter-Sauppe p. 111ᵃ, 32 fg.). 70) *Dem.* 15, 27. 71) *Arrian.* Anab. II, 13, 4. 72) *Arrian.* III, 2, 1. 73) Dittenberger, Sylloge inscr. Gr. n. 126, 60 fg.; 120 fg.; vgl. Feldmann, Analecta epigraphica ad historiam synoecismorum et sympolitiarum Graecorum. Straßburger Dissert. 1885, p. 33 seq. Verfassungsgesch. bei Gilbert, Griech. Staatsalterth. II, 175. 74) *Polyb.* XVI, 15, 4. 75) *Appian.* Mithr. 23, 115; civ. 102. *Strab.* bei *Joseph.* A. J. XIV, 7, 2.

veranlaßt, die Partei des Königs.[76]) Zur Zeit des Strabon war Nikias Tyrann von Kos, und der Musiker Theomnestos war sein politischer Gegner.[77]) Strabon berichtet auch, Augustus habe gegen Ueberlassung der Aphrodite Anadyomene des Apelles auf 100 Talente Tribut verzichtet, die er den Koern auferlegt hatte — offenbar nach dem Kriege mit Antonius. In der Folgezeit erfreute sich die Stadt noch der fürstlichen Freigiebigkeit des Königs Herodes.[78]) Nach der Apostelgeschichte[79]) berührte auch Paulus auf seiner dritten Missionsreise die Insel.

Der berühmteste Sohn der Insel ist unzweifelhaft Hippokrates; auch in der Folge blieben die koischen Aerzte in hoher Achtung und das Heiligthum des Asklepios in Ansehen. Die Dichter Epicharmos und Philetas stammten aus Kos; das gepriesenste Gedicht des Theokritos verewigt seinen dortigen Aufenthalt, und Meleagros von Gadara lebte als Greis auf der lieblichen Insel.[80]) Der peripatetischen Philosophie war Ariston von Kos ergeben, der Schüler und Erbe des gleichnamigen Peripatetikers aus Keos. *(K. J. Neumann.)*

KOSAKEN (russisch kazák, Mehrzahl kazaki). Wenn man von Masûdi absieht, der von einem Volke der Kosaken spricht, und ebenso von Konstantin Porphyrogenitus, der einen Landstrich Kosachien am Asowschen Meere erwähnt, so dürfte die älteste Urkunde, welche von Kosaken redet, der sogenannte Codex Cumanicus sein, mit der Jahreszahl 1303 (Codex Cumanicus bibliothecae ad templum d. Marci Venetiarum. Primum edidit G. Kuun. Budapestini 1880). In diesem Wörterbuche der Sprache eines türkischen Volkes, das einstmals in den Steppen wohnte, welche später den Zufluchtsort der slawischen Kosaken bildeten, findet sich das Wort Kosak in der Bedeutung von vigil. Kurze Zeit darauf finden wir unter einer verschiedenartigen, aber nichtslawischen Bevölkerung an den Ufern des Asowschen und Schwarzen Meeres den Namen Kosaken in Anwendung auf verschiedene Menschenanhäufungen, die bald speciell kriegerisch sind, wie z. B. die Kosaken neben den Ulanen im Heere der Khane der Krim, bald ganze Tribus bilden, wie z. B. die Kosaken in der Gegend von Sugdea, welche in einem griechischen Synaxarium von 1308 erwähnt werden, und vielleicht vom Stamme der Tscherkessen oder Kasoger sind, oder endlich die Kosaken von Asow, Perekop und Belgorod (Akkerman) tatarischen Stammes, welche die moskauischen und litauisch-polnischen Grenzen, Karavanen, ja sogar Truppen im 15. und selbst noch im 16. Jahrh. beunruhigten.

Das tatarische Wort Kosak ging zu den Slawen der großen europäischen Ebene über, welche im 15. bis 16. Jahrh. zu drei politischen Systemen gehörte: zu dem polnischen und litauischen, die sich 1569 vereinigten, und zu dem moskauischen. Im 16. Jahrh. finden wir den Namen Kosaken an verschiedenen Orten dieser Systeme: von Rjasan und sogar der untern Wolga an bis Podolien, und vom kiewer Gebiete bis zum Olonezkischen See, in den Steppen sowol als in den Städten. Kosaken nannte man hier zu jener Zeit freie Leute verschiedenen Berufs, als Schiffer, Fischer, Salzfuhrleute, Kaufleute, Milizsoldaten — jedenfalls mobile, zum Krieg und nöthigenfalls auch zur Räuberei bereite sowie auch dazu fähige Personen. Die damaligen Regierungen ziehen sie bald zu einem mehr oder weniger regulären Kriegsdienste heran, bald mistrauen sie ihnen als einem unruhigen Element, das danach strebte, eine besondere Volksklasse und günstigenfalls auch ein autonomes politisches Gebiet, eine Nation zu bilden. Solche Verhältnisse fanden die slawischen Kosaken in den Steppen und auf den Inseln in den Niederungen der Flüsse Osteuropas, welche ins Schwarze, Asowsche und Kaspische Meer münden, vor, und eben hier bildeten sich diejenigen kosakischen Genossenschaften aus, welche den Namen der Kosaken denkwürdig in der Geschichte gemacht haben. Obgleich zwischen allen diesen Genossenschaften ein gemeinsames Band bestand, so zerfallen sie doch ethnographisch und historisch in zwei Gruppen: a) in die westliche, die kleinrussische (ukrainische, russinische) und b) in die östliche, die großrussische (russische). Geographische, Cultur- und historische Verhältnisse haben die Geschichte der erstern verwickelter gemacht als die der andern, für welche die kleinrussischen Kosaken in vielem zum Muster wurden. Eine Zeit lang wurde die Geschichte der kleinrussischen Kosaken zur Geschichte des ganzen kleinrussischen Volkes, das die einheimischen Chronisten sogar die kosakisch-russische Nation nannten, wie auch die kleinrussische Sprache die kosakische hieß.

Die kleinrussischen Kosaken. Eins der ältesten Denkmäler, welches die Kosaken im Dnjepr-Gebiete erwähnt, ist die Instruction, die der Großfürst von Litauen 1499 dem Vogte von Kiew darüber ertheilt, wie mit den Kosaken zu verfahren sei, die nach Kiew „aus dem Unterlande mit Fischen und den Fellen wilder Thiere" kämen oder von oberhalb des Dnjepr und aus andern Orten ins Unterland gingen. In diesem Denkmale werden die Vorgänger der in der Folge so berühmten Saporoger, nach Art der späteren Tschumaken, als Geschäfts- und Handelsleute, aber nicht ausschließlich als Krieger dargestellt. Einen solchen Charakter von Gewerbtreibenden und Verkäufern von Producten der Steppe, ihrer Seen und Flüsse, wie Felle, Fische, Vieh, Salz u. a. tragen die ukrainischen Kosaken und speciell die Saporoger während der ganzen Zeit ihres Bestehens und bei allen ihren kriegerischen und räuberischen Unternehmungen. Die Expeditionen zur Gewinnung jener Producte der südlichen Steppen und Gewässer mußten nicht nur auf die Bewohner der ihnen zunächst liegenden Ansiedelungen im kiewer Gebiete, sondern auch auf die der Städte des tschernigower Gebiets, Podoliens, ja sogar Volhyniens anziehend wirken. Im

76) *Plut.* Luc. 3. 77) *Strab.* XIV, 2, 19 C 658; vgl. *Ael.* v. h. I, 29. *Anth.* IX, 81. 78) *Joseph.* B. J. I, 21, 11; A. J. XVI, 2, 2; vgl. Corp. inscr. Gr. II, 2302. Ueber koisch-jüdische Beziehungen vgl. auch *Joseph.* A. J. XIV, 10, 15 und XIV, 7, 2. 79) 21, 1. 80) *Anth.* VII, 418. 419.

16. Jahrhundert waren alle freien und unternehmenden Leute unter der Bevölkerung dieser Gebiete nahe daran, Kosaken zu werden. Um diese Zeit nahm bekanntlich die Türkei auf der einen Seite die Krim und auf der andern die Moldau in Besitz, und drängte die kleinrussischen Colonisten von den Ufern des Schwarzen Meeres zurück, wo sie nach den Siegen der Litauer und Kleinrussen über die Tataren im 14. Jahrh. zwischen Otschakow und Akkerman so festen Fuß gefaßt hatten, daß zu Anfang des 15. Jahrh. aus dem Hafen von Hadschibej, an der Stelle des heutigen Odessa, Getreide nach Byzanz ausgeführt wurde mit Zustimmung der litauisch-kleinrussischen Regierung. Als die Türken die Ufer des Schwarzen Meeres einnahmen, zu Ende des 15. Jahrh., senkte sich die Wagschale wieder zu Gunsten der Tataren, und da die letztern ihre Souzeräne mit Sklaven zu versorgen hatten, so verwandelte sich Rußland in eine Art Afrika weißer Neger. Die Kosaken, welche einen Theil der von den Türken verdrängten kleinrussischen Bevölkerung in sich aufnehmen mußten, fuhren einerseits fort, mit den Waffen in der Hand die natürlichen Reichthümer der Steppen am Schwarzen Meere auszubeuten, und suchten andererseits den Muselmanen deren lebendige Beute streitig zu machen und rächten sich an ihnen durch Angriff gegen Angriff. Die litauisch-kleinrussischen und polnischen Verwaltungsbeamten und Feudalherren fanden in den Kosaken ein vortreffliches Element zur kriegerischen Vertheidigung des Landes, und die kühneren von ihnen, welche nach der Ehre trachteten, Ritter des Kreuzes zu sein, fanden in ihnen Wegweiser und Genossen kühner Händel mit den Muselmanen. Hieraus gingen die ersten Kosakenhetmane hervor, welche die spätern Chronisten mit Ideen eines dynastischen Pragmatismus zu einer Reihe von Regenten machten, als wenn sie im Oberbefehle über alle kleinrussischen Kosaken regelmäßig aufeinander gefolgt wären; es waren dies die Magnaten Landskoronskij (gest. 1531), Daschkowitsch (gest. 1538), Fürst Wischnewezkij, Fürst Rushinskij u. a. Thatsächlich waren sie aber königliche Grenzstatthalter und feudale Gutsbesitzer, die verschiedene geeignete Elemente um sich sammelten, unter andern auch mehr oder weniger seßhafte oder herumziehende Kosaken, und mit ihnen gegen die Muselmanen kämpften. Am häufigsten waren es die Starosten von Kanew und Tscherkassy, Städten am Dnjepr, die als Sammelplätze für die verschiedenen Expeditionen der kleinrussischen Kosaken dienten, sodaß man sie seitens der Tataren und danach auch seitens der Moskowiter Tscherkassen zu nennen begann, wie die Kleinrussen auch noch heute von den Großrussen genannt werden an den Orten im mittleren Rußland, wo sich beide Elemente berühren. Von den tscherkassischen Starosten legte Daschkowitsch auf dem Reichstage vom J. 1532 den Plan zu einer activen Vertheidigung der Ukraine am Dnjepr gegen die Tataren vor mit Errichtung einer Festung an den Stromschnellen des Dnjepr, und Fürst Dem. Wischnewezkij (der Held der Volkslieder unter dem Namen des Kosaken Bajda) legte in der That Mitte des 16. Jahrh. eine Festung jenseit der Stromschnellen auf der Insel Chortizy an, die für die erste saporogische Sitsch (d. i. Verhau, Gehege, von sěčj schneiden, hauen) gilt. Die Führer der Kosaken aus den Magnaten, welche damals ihre kleinrussische Nationalität noch nicht zu Gunsten der polnischen verloren hatten, waren Leute mit einer gewissen Bildung und brachten unter die kleinrussischen Kosaken eine gewisse allgemeine Cultur und eine specielle strategische, aber auch die Ideen des westeuropäischen Ritterthums. Auch die kleinrussischen Kosaken begannen sich Ritter zu nennen, welcher Name sogar heute noch als synonym mit Kosak im Munde des kleinrussischen Volkes gebraucht wird. Ein polnischer Schriftsteller des 16. Jahrh. hat den Aufruf aufbewahrt, durch den die Dnjepr-Kosaken Freiwillige aufforderten, in ihre Reihen zu treten, und der den Geist des kleinrussischen Ritterthums treu wiedergibt: „Wer für den christlichen Glauben auf den Pfahl gesetzt sein will, wer geviertheilt, gerädert sein will, wer bereit ist, große Qualen für das Kreuz zu erdulden, wer sich nicht vor dem Tode fürchtet, der trete zu uns! Wozu den Tod fürchten? Du kannst ihm ja doch nicht entgehen! So ist das Kosakenleben!" Noch ein Charakterzug der ersten kleinrussischen Kosaken und ihrer Führer sei erwähnt: obgleich sie officiell Unterthanen des litauisch-polnischen Staates waren, so hielten sie sich doch nicht für unbedingt verpflichtet, diesem allein zu dienen, sondern wendeten sich frei nach ihrem Ermessen auch an andere Herrscher, am häufigsten an den von Moskau, den sie meinten in einen Krieg mit der Türkei zu verwickeln zur Befreiung des sie interessirenden Schwarzen Meeres. Diese Politik der Dnjepr-Kosaken lenkte auf sie auch die Aufmerksamkeit der westeuropäischen Gegner der Türkei, der Venetianer und des römisch-deutschen Kaisers, welcher 1594 zu den Saporogern die Gesandtschaft des Erich Lassota sandte, der einen für die Geschichte wichtigen Bericht über seine Reise verfaßte. („Tagebuch des Erich Lassota von Steblau. Herausgeg. von R. Schottin", Halle 1867.) Das Dnjepr-Ritterthum wäre berufen gewesen, eine wichtige Rolle in der sogenannten Orientalischen Frage zu spielen; allein die historischen Verhältnisse legten ihm eine andere Rolle auf — das polnische Reich zu zerstören.

Diese Verhältnisse bestanden a) in der politischen Union Litauens mit Polen in Lublin 1569, wobei die kleinrussischen Gebiete direct zur polnischen Krone geschlagen wurden, und b) in der kirchlichen Union der Bischöfe der kiewer (und wilnaer) Metropolie mit Rom 1596 zu Brest. Unter andern Folgen verlegte die lubliner Union das politische Centrum Kleinrußlands weit vom Schwarzen Meere weg nach Polen, in ein Land des baltischen Bassins, das eher bereit war, das Schwarze Meer preiszugeben, als um dasselbe mit der Türkei zu kämpfen, sich auf die Kosaken stützend. Eben diese Union verschärfte auch in Kleinrußland den Conflict zwischen der Aristokratie und den Bauern, da nach derselben die Regierung in der fruchtbaren Ukraine das Land an die polnische und polonisirte Szlachta (Adel) mit größerem Nachdrucke zu vertheilen begann, wobei sie die Bauern

und die unter ihnen lebenden Kosaken zu Leibeigenen machte. Die religiöse Union, von den Prälaten der kiewer und wilnaer Kirche unter andern mit dem Wunsche veranstaltet, um von dem Laienelemente, das in den Brüderschaften organisirt war, zu emancipiren, brachte einen religiös-nationalen Conflict hervor, an dem die Kosaken als eine Kriegerklasse, die der alten Kirche und ihrer Nationalität Treue bewahrte, bei der wachsenden Polonisirung der russinischen Szlachta auch theilnehmen mußten. Es liegt auf der Hand, daß in dem Maße, als dieser verwickelte politisch-social-national-religiöse Conflict wuchs, auch die Beziehungen zwischen den Kosaken und dem polnischen Staate immer feindlicher werden mußten.

Schon 1540 machte die polnisch-litauische Regierung den Versuch, die Zahl der Kosaken zu beschränken und ihre Bewegungen zu beengen, indem sie Register für dieselben anlegte und es ihnen verbot, in die Niederungen zu fahren. Im J. 1557 wird zum ersten mal ein von der Regierung ernannter Aeltester für die Kosaken erwähnt. Von Mitte des 16. Jahrh. an, insbesondere seit der Einmischung der Kosaken in die Angelegenheiten der Moldau (der Feldzug Swjertschowskij's 1574 mit einem Gefolge von allerhand Leuten, worunter sich auch Kosaken befanden, sodaß man ihn hiernach einen Kosakenhetman nannte, und der Feldzug Podkowa's mit dem Kosakenataman Schach 1577) begann die polnische Regierung entschieden die Absicht an den Tag zu legen, diese unruhigen Leute, welche sie in Zwist mit der Türkei brachten, zu vernichten — um so mehr, als diese Kosaken auch innerhalb des Reichs „die Gewalt und das Gericht der königlichen Starosten nicht anerkannten, und indem sie sich ihre eigenen Atamane wählten, sich ihre besondern Formen des Rechts aufstellten" — nach den Worten officieller Urkunden aus den Jahren 1609 und 1613. Aber die Schwierigkeit, ein ziemlich zahlreiches Element, und noch dazu in den Grenzgebieten auf einmal zu vernichten, und der Bedarf an Kriegsmannschaften zwang die Regierung, einen Mittelweg einzuschlagen. Sie erkannte eine gewisse Anzahl von Kosaken als registrirt an und gewährte ihnen sogar eine Löhnung, aber unter der Bedingung, daß sie von der Kronverwaltung abhängig wären und ihre Aeltesten aus den Händen derselben empfingen. Im 17. Jahrh., zu einer Zeit entschieden feindlicher Beziehungen zwischen den Kosaken und der Regierung, sah man sogar solche Concessionen der letztern an das kosakische Element als eine Anerkennung ihrer Existenz, ja selbst ihrer Autonomie an. Darin liegt der Grund, daß sich damals die von den spätern Chronisten überlieferte und oft sogar noch bis jetzt wiederholte Legende gebildet hat, als habe Stephan Batory den Kosaken das Recht zugestanden, die von ihnen gewählten Hetmane anzuerkennen, sechs Territorien kosakischer Regimenter an beiden Seiten des Dnjepr zu bilden u. s. w. In Wirklichkeit sprach Stephan Batory (1578) den Wunsch aus, die Kosaken gänzlich zu vernichten — und alles, was über seine die Kosaken betreffenden Maßregeln urkundlich bekannt ist, läuft darauf hinaus, daß er sich überhaupt die Bildung von Milizen angelegen sein ließ (das Gesetz von 1578 über die Gewählten von den Städten, Flecken und Dörfern), daß er die Kosaken der Flußniederungen zum Dienst gegen den Zaren von Moskau berief, und daß er nach der Hinrichtung Podkowa's für die Niederungen einen Szlachcic als Ataman ernannte, allerdings um die Bevölkerung von neuen Willkürlichkeiten abzuhalten. Wie weit Batory davon entfernt war, den Kosaken Autonomie zu gewähren, sieht man aus seinem Universal vom J. 1579, wo er von den Bewohnern der Flußniederungen fordert, daß sie dem Starosten von Tscherkassy gehorchen sollten. Das Verhältniß der polnischen Regierung zu den Kosaken am Ausgange des 16. Jahrh. wird durch die Constitution vom J. 1590 bestimmt, wonach die Kosaken unter die oberste Jurisdiction eines Kronhetmans gestellt werden, der ihre Vorgesetzten zu ernennen habe, durchaus aus der Szlachta, und ohne dessen Erlaubniß sich die Kosaken nicht von ihrem Wohnorte entfernen durften. Sodann durften die nicht ins Register geschriebenen Kosaken und niemand anders in die Flußniederungen, in die Sitsch oder ins „Feld" (die Steppe) gehen, und allen wurde verboten, dem Volke Pulver, Waffen u. a. zu verkaufen. Die Kosaken und überhaupt das kleinrussische Volk antworteten auf diese Constitution mit dem Aufstande des Szlachcic Kosinskij (1592), der zuerst eigenmächtig den Namen eines Hetmans der Kosaken annahm, jeden in die Zahl derselben aufnahm und offen darauf hinarbeitete, ein autonomes Kosakengebiet im kiewer Lande herzustellen, indem er die Gutsherren vertrieb oder sie wie auch die Städte dem Kosaken-Wojßko (Heer) den Eid leisten ließ — und später durch den Aufstand Loboda's (eines registrirten Kosaken, der aber mit den nicht registrirten gemeinsame Sache machte); er kämpfte im Verein mit dem Räuber Naliwajko (1593—96) gegen die Polen, drang in die Moldau ein u. s. w. Der Regierung gelang es, diese Aufstände zu unterdrücken, und die Ueberreste der Aufständischen flohen ins saporogische Gebiet, welches zum Stützpunkt der nicht registrirten Kosaken und der Bauern wurde, die sich mit den Gutsherren nicht vertragen konnten. Eine Zeit nach dem Aufstande Loboda's beunruhigten offenbar die durch die Einwanderung gekräftigten Saporoger Polen nicht, aber dafür organisirten sie sich definitiv (in der Sitsch unterhalb der Mündung des Flusses Tschertomlyk in den Dnjepr) und führten auf eigene Gefahr Krieg mit den Muselmanen. Nicht nur Otschakow, Perekop, sondern auch Kafa, Varna, Sinope, Trapezunt und sogar die Vorstädte von Stambul (1624) sahen die leichten Schiffe (čajki) der saporogischen Abenteurer bei sich. In solchen Zügen machte sich der Führer der Saporoger Peter Konaschewitsch, mit dem Beinamen Sahajdaschnyj, berühmt. Er war ein ziemlich gebildeter Szlachcic aus Galizien, der 1606 Kafa, den hauptsächlichsten Sklavenmarkt am Schwarzen Meere, einnahm. Als die polnische Regierung zur Zeit des Feldzuges gegen Moskau 1618 kriegerische Kräfte brauchte, wendete sie sich an Konaschewitsch und dieser stellte sich zum Feldzug mit 20,000 Kosaken ein.

Im J. 1619 schloß er mit Polen einen nachgiebigen Vertrag, worin er einwilligte, keine Angriffe gegen die Türkei zu machen, die Starosten-Gerichte bei den Kosaken anzuerkennen, das nichtkosakische Volk, das sich zu ihm gesellt, zu entlassen, und sich nicht als Hetman, sondern nur als Aeltester des saporogischen Wojßko zu unterzeichnen. Aber die registrirten Kosaken lieferten ihren Aeltesten an Konaschewitsch aus, und 1621 angesichts einer drohenden Gefahr seitens der Türken erkannte ihn die Regierung als Hetman des saporogischen Wojßko an und er stellte sich zum Feldzug bei Chotin mit 40,000 Kosaken. Konaschewitsch beherrschte die Ukraine am Dnjepr de facto und verwandelte sie fast in eine Kosakenrepublik, indem er in ihr 10 territoriale Kosakenregimenter errichtete und von der polnischen Regierung die Integrität der Kosakenfamilien und ihrer Ländereien seitens der Gutsherren forderte. Als unabhängiger Führer wandte er sich mit dem Angebote seiner Dienste an den Zaren von Moskau. Unter ihm verband sich die Sache der Kosaken definitiv mit der Sache der griechisch-orthodoxen Kirche, indem der Hetman der Saporoger dem Könige ein Memorandum gegen die kirchliche Union vorlegte, 1620 mit dem ganzen saporogischen Wojßko in die griechisch-orthodoxe Brüderschaft zu Kiew eintrat und die Einsetzung einer griechisch-orthodoxen Hierarchie unterstützte. Konaschewitsch starb 1622 und hinterließ die Kosaken zwar in Kraft, aber in einer in rechtlicher Beziehung nicht klar bestimmten Lage. Im J. 1625 sandten die Kosaken eine Deputation an den polnischen Reichstag mit folgenden Forderungen für ihre Klasse: sie verlangten Aufhebung des Registers, Freizügigkeit, Freiheit der Bewegung auf dem Dnjepr, eigene Gerichtsbarkeit, das Recht, bei auswärtigen Herrschern in Dienst zu treten, Entfernung der königlichen Truppen aus dem Kosakengebiete — und für ihre Nationalität: Aufhebung der kirchlichen Union, Anerkennung der griechisch-orthodoxen Hierarchie, der Brüderschaften und Schulen u. s. w. Der Reichstag weigerte sich, mit ihnen zu verhandeln, erklärte die Kosaken für keine Bürger (als solche wurde in Polen nur die Szlachta anerkannt), sondern nur für Miethdiener des Reichs. Gleich darauf schlug der Kronhetman 20,000 Kosaken und schloß mit den Ueberresten derselben einen Vertrag, wonach die Zahl der Kosaken auf 6000 herabgesetzt wurde; ihnen wurde das Recht der Wahl des Aeltesten gelassen, aber sie mußten auf ihre Ländereien verzichten oder die Herrschaft der Magnaten über sich anerkennen. Aber trotz dieses Vertrags gab es auch noch fernerhin in den Städten und Dörfern „Ungehorsame", d. i. Kosaken, die sich weder den Beamten noch den Panen (Gutsherren) unterwerfen, und Bauern, welche frei bleiben wollten. An manchen Orten gab es solcher „Ungehorsamer" mehr als „Gehorsamer" und die „Ausgestrichenen", d. h. die aus dem Kosakenregister ausgeschlossenen Kosaken, fuhren fort, sich in Freischaren zu sammeln, sich Hetmane zu wählen, in die Flußniederungen zu gehen, wo dann wieder eigene Atamane gewählt wurden, die von Zeit zu Zeit aus den Niederungen in die städtische Ukraine kamen, um den „Ausgestrichenen" und „Unfolgsamen" zu helfen. Selbst die registrirten Kosaken mit ihren officiellen Aeltesten schwankten zwischen der Regierung und ihren freien Brüdern, welche von der Regierung die „alten, wie wenn von den früheren Königen gegebenen Freiheiten" forderten. Vergebens gewann die Regierung Siege über die Kosaken, vergebens nahm sie den registrirten das Recht, den Aeltesten, ja sogar die Obersten zu wählen (im J. 1637 nach der Niederlage von Paul Busch oder Pawljuk, Ataman der Saporoger). Auch die Festung Kodak, welche der Ingenieur Beauplan, Verfasser des werthvollen Werks „Description de l'Ukraine" (Rouen 1660) oberhalb der Stromschnellen erbaute, half nicht viel. Die Kosaken, zu denen seit Pawljuk immer mehr Bauern hinzutreten, stehen nach jeder Niederlage wieder mit neuer Kraft auf (1630 unter Anführung des saporogischen Hetmans Taras Trjasilo, 1635 unter Ssulima, ebenfalls von den Saporogern, 1637 unter Pawljuk, 1638 unter Ostrjanin). Nach der Niederlage des letztern siedelte eine Masse Kosaken und Bauern ins moskauische Gebiet über, wo sie neue Kosakencolonien — die Slobodskische Ukraine — bildeten. Im Dnjeprgebiete tritt eine zeitweilige Ruhe ein, bis sich 1648 das ganze Land auf einmal erhebt beim Erscheinen der Saporoger unter der Führung des Zenobius Chmelnizkij, genannt Bohdan (d. i. von Gott gegeben).

Zur Zeit des ersten Krieges Bohdan Chmelnizkij's (1648—49) stand das kleinrussische Volk fast auf dem ganzen Flächenraume von der moskauischen Grenze bis zu den Karpaten auf und wollte ganz kosakisch werden, sowie sich zugleich von Polen losmachen, wenn auch nicht vom polnischen Könige, dessen Gewalt sowol noch die Kosaken als das Volk respectirten. Uebrigens waren schon Chmelnizkij selbst und seine Kosaken ziemlich stark mit der polnischen Legitimität zerfallen, da sie im Bunde mit Türken und Tataren gegen Polen auftraten. Aber seitens Chmelnizkij's — eines Szlachcic und registrirten Kosaken — war der Bruch mit Polen noch kein voller. Er trat mehr gegen die Magnaten auf als gegen den polnischen Staat im allgemeinen und bekundete dem Könige von Polen seine Treue — es liegt sogar Grund zu der Behauptung vor, daß er seinen Aufstand mit Bewilligung des Königs Wladislaw begonnen hat, der in dem Streben nach Selbstherrschaft, nach dem Muster der damaligen westeuropäischen Monarchen, sich auf die Kosaken als eine Art Tiers-état zu stützen gedachte. Außerdem vermochte B. Chmelnizkij den Corpsstandpunkt eines Kosaken nicht ganz zu Gunsten des gesammten Volkes zu verlassen. Nachdem er die polnischen Truppen besiegt und die Gutsherren fast aus ganz Kleinrußland vertrieben hatte, fürchtete er sich, den König (den neuen, Johann Kasimir) gefangen zu nehmen und willigte in den Frieden zu Sborow, wonach die Zahl der registrirten Kosaken auf 40,000 bestimmt wurde[1]); es wurden ihnen Wohnsitze in den Wojewod-

1) Das Register enthält 37,745 Kosaken in 16 Regimentern (9 auf der rechten Seite des Dnjepr und 7 auf der linken).

schaften¦ Kiew, Brazlaw und Tschernigow überlassen; an Orte, wo Kosaken wohnten, wurde vereinbart, keine königlichen Truppen zu legen noch Juden (als Pächter) zuzulassen; der „Hetman des saporogischen Wojsko von seiner königlichen Gnaden“ erhielt die Starostei von Tschigirin, dem Metropoliten von Kiew wurde ein Sitz im Senate zuerkannt, und außerdem wurde eine Reichstagsverordnung über die Aufhebung der Kirchenunion versprochen. Das Volk, die Bauern, waren im Grunde genommen ganz vergessen, wie auch die Kosaken, die nicht ins Register eingetragen waren. Chmelnizkij mußte selbst dazu beitragen, die Gewalt der Gutsherren über sie wiederherzustellen. Daher kommt die Haltlosigkeit des Sborower Friedens, gegen den unter den Kosaken selbst Unzufriedenheit ausbrach und den noch dazu auch die Polen selbst nicht aufrichtig erfüllen wollten. Ein neuer Krieg schien unvermeidlich. Diesmal (1651) nahm das enttäuschte Volk wenig Antheil am Aufstande, den obendrein noch der Khan der Krim nur schlecht unterstützte, und Chmelnizkij mußte Frieden schließen (zu Bjelaja Zerkow), wonach das Register der Kosaken auf nur 20,000 Mann bestimmt wurde, und auch dies nur auf den königlichen Besitzungen und in der einzigen Wojewodschaft Kiew. Damals that Chmelnizkij einen entscheidenden Schritt: er wandte sich an fremde Herrscher, die der Türkei und Moskaus, mit dem Anerbieten, sammt der Ukraine unter ihre Protection oder in ihre Unterthanenschaft zu treten. Der Sultan versprach den Kosaken unter anderm freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere, aber die Schwierigkeit eines Friedens mit den Tataren und die Sympathie des Volkes für den gleichgläubigen Zaren gaben für Moskau den Ausschlag. Am 8. Jan. 1654 schwur der Hetman des saporogischen Wojsko mit dem gesammten Kosakenrathe zu Perejaslaw dem „östlichen Zaren“ von Moskau Treue. Gleich darauf schwuren auch die Städte. Die in letzterer Zeit in Rußland gedruckten Documente stellen dieses Ereigniß, welches den Streit zwischen Moskau und Polen um die Hegemonie in Osteuropa zur Entscheidung brachte, in etwas anderer Weise dar, als man es bisher gewohnt war. Es zeigt sich nämlich, daß bei der Sache auf beiden Seiten viel Unaufrichtigkeit und Misverständniß untergelaufen ist. Der Führer der Kosaken stand zu gleicher Zeit in Unterhandlungen sowol mit dem Zaren als mit dem Sultan, und stellte die Beziehungen zu dem letztern auch dann nicht ein, als er schon dem Zaren geschworen hatte. Der Eid selbst wurde früher geleistet, als ein formaler Vertrag zu Stande kam. Dieser Vertrag sicherte, wie sich jetzt zeigt, nach kritischer Durchforschung verschiedener Abschriften, von denen einige früher unrichtigerweise als Redactionen des endgültigen Tractats galten, nur die Selbstverwaltung und die Besoldung der registrirten Kosaken, deren Zahl auf 60,000 gesetzt wird, und bestätigte die alte Autonomie der Städte, welche das sogenannte Magdeburgische Recht hatten. In Bezug auf die übrige Bevölkerung war nur im allgemeinen bestimmt, daß der Zar nicht befehle, in irgendetwas die Rechte zu brechen, welche sowol geistlichen als weltlichen Personen von den frühern Fürsten und Königen verliehen worden wären. Durch eine besondere Urkunde erkannte der Zar die Rechte der griechisch-katholischen Szlachta an, die in geringer Zahl im Kosakengebiete geblieben war, — aber hinsichtlich der Bauern, die gehofft hatten, nach ihrem Uebergange von den polnischen Panen zum Zaren für immer frei und den Kosaken gleichgestellt zu werden, wurde in dem Vertrage eine Trennung von den letztern bestimmt: daß „der Kosak eine kosakische Freiheit habe, der Ackerbauer aber die gewohnte Verpflichtung an seine Zarische Majestät leiste, wie es früher war“. Dem Hetman selbst und seinen Gesandten schenkte der Zar Güter mit bäuerlichen Lasten, die allerdings noch leicht waren; aber er bewilligte ihnen trotz ihres Andrängens nicht das Recht, mit fremden Staaten Beziehungen anzuknüpfen. Die Gesandten des Zaren beschränkten sich bei der Vereidigung der Kosaken und des Volkes auf die allgemeine Erklärung, daß der Zar die alten Freiheiten der letztern anerkenne, aber ließen sich durchaus nicht herbei, für den Zaren einen Eid abzulegen. Chmelnizkij selbst wagte nicht, eine volle Abschrift des Vertrages mit dem Zaren an die Saporoger zu senden, wie dies die letztern wollten, und beschränkte sich auf die allgemeine Versicherung, daß der Zar die Freiheiten der Kosaken und des ganzen Volkes anerkannt habe. Zur Krönung des Ganzen ertheilte der Zar nicht lange nach Abschluß des Vertrages seinem Gesandten in der Ukraine die Instruction, die Bevölkerung, besonders die städtische, zu veranlassen, sich für directe Unterthänigkeit des Landes unter die Verwaltung des Zaren auszusprechen. Selbstverständlich konnte unter solchen Umständen die Union Kleinrußlands mit Moskau keinen Bestand haben, besonders wenn man den Despotismus der moskauischen Beamten und die Verschiedenheit der Sitten beider Völker in Betracht zieht (schon Chmelnizkij sagte, daß „Moskau zu roh sei“). Dabei war bei den Kleinrussen schon die Idee zur Reife gelangt, alle kleinrussischen Länder von Polen zu befreien, von Wolhynien und Galizien an (die Erklärung des Kosakenraths wurde 1656 dem Zaren übergeben), oder sogar alle Länder des griechisch-russischen Glaubens, d. i. auch Weißrußlands, wo die Bauern seit 1654 Kosakenregimenter zu bilden begannen. Die moskauische Regierung aber verfolgte die Tendenz, ihre eigenen Besitzungen möglichst auszudehnen durch Provinzen, die keine Ansprüche auf Autonomie machten, und war bereit, sich in solche Provinzen mit Polen zu theilen, besonders als sich die polnischen Politiker nach dem Tode Johann Kasimir's bereit erklärten, den Zaren zu ihrem Könige zu wählen. Aus allen diesen Ursachen entsprang in Kleinrußland eine Reihe von Aufständen, in welchen verschiedene Hetmane von B. Chmelnizkij (gest. 1657) bis Iwan Mazeppa (gest. 1709) und Kosakenoberste an beiden Ufern des Dnjepr Bundesverträge bald mit Moskau, bald mit Polen, bald mit der Türkei, bald mit Schweden schlossen. Von diesen Verträgen ist am bemerkenswerthesten der von Hadjatsch, geschlossen 1658 mit den Polen unter dem Hetman Iwan Wygowskij, dem Nachfolger B. Chmelnizkij's, welcher wahrscheinlich selbst vor seinem Tode die

Grundlagen jenes Vertrags gebilligt hatte. Dieser Vertrag, verfaßt unter Mitwirkung von Georg Nemiritsch, einem früheren Antitrinitarier, der lange in Holland gelebt hatte und später zu den Kosaken kam, bildete das politische Ideal der höhern Schichte des Kosakenthums. Es wurden darin den Kosaken, deren Zahl man auf 30,000 außer 10,000 Söldnertruppen unter dem Kommando des Hetmans bestimmte, die Wojewodschaften Kiew, Brazlaw und Tschernigow unter dem Namen eines russischen Fürstenthums überlassen (Stimmen in der Rathsversammlung verlangten auch noch die Wojewodschaften Volhynien, Podolien, Rothrußland oder Galizien und Bels); dem Hetman wurde es anheimgestellt, bis zu 100 Kosaken auf jeden Polk (Regiment) zur Nobilitirung vorzuschlagen; dem griechischen Glauben wurde in allen Ländern Polens und Litauens Freiheit gewährt, „soweit die Sprache des russischen (ruthenischen) Volkes reicht", und der Metropolit von Kiew sollte mit fünf griechisch-orthodoxen Bischöfen Sitz im Senate haben; im Kosakengebiete wie auch in Litauen sollten zwei Akademien mit Universitätsrechten errichtet werden, und es wurde die Freiheit, Gymnasien und Buchdruckereien zu gründen, gewährt nebst Freiheit des Unterrichts und der Presse; die vereinigten Nationen (die russische, polnische und litauische) sollten für Freiheit der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere sorgen; im Falle Polen und Litauen ein Bündniß mit Moskau schlössen, sollten die Rechte des Hetmans und der Kosaken unberührt bleiben. Der Vertrag von Hadjatsch sowie auch andere ihm ähnliche kamen nicht zur Durchführung sowol wegen der Doppelzüngigkeit der polnischen Politiker und der Abneigung der Masse des kleinrussischen Volkes gegen Polen, als auch infolge des Antagonismus zwischen dem Kosakenvolke und den Bauern einerseits und den Kosakenältesten andererseits, welche nach Besitznahme der Güter danach strebten, sich in eine Art Szlachta nach Art der polnischen zu verwandeln. Deshalb hielt sich in den Unruhen, die in Kleinrußland schon in den letzten Lebenstagen B. Chmelnizkij's ausbrachen, das ukrainische Volk zumeist an den Zaren von Moskau, um so mehr, als derselbe versprach, die Freiheiten der Kosaken und des ganzen kleinrussischen Volkes aufrecht zu erhalten und sogar zu vermehren. Für den Zaren traten fast immer auch die saporogischen Kosaken ein, die sich nach B. Chmelnizkij so von den städtischen Kosaken absonderten, daß die kosakische Ukraine damals eigentlich in zwei politische Körper zerfiel: in die Hetmanschaft und das Saporogerthum, trotzdem daß die jetzt in der städtischen Ukraine lebenden Hetmane den Titel von Hetmanen des saporogischen Wojßko trugen.

Die Hetmanschaft und das Saporogerthum unterschieden sich durch den physischen Charakter ihrer Länder, durch den Grad der Bevölkerungsdichtigkeit, durch die Beschäftigung der Einwohner und durch die socialpolitische Verfassung. In der Hetmanschaft blieben von den polnischen Zeiten her Stände: die Szlachta, die Kosaken, die Kleinbürger und das gemeine Volk. Die maßgebende Klasse waren eigentlich die Kosaken, deren Aeltesten sich die anfangs nicht zahlreiche Szlachta anschloß. Die Kosaken zerfielen in Polke (Regimenter) und diese in Sotnien (Centurien). Beidem entsprach auch die administrative Eintheilung des Landes (außer den territorialen Polken gab es auch gemiethete Kosakenpolke, Compagnie-Kosaken, welche in einer directern Abhängigkeit vom Hetman standen). Die Obersten und Hauptleute nebst den andern Amtspersonen im Regimente (den Aeltesten) bildeten die Verwaltung des Landes. Nach kosakischem Princip und nach dem Vertrage Georg Chmelnizkij's mit Moskau 1660 sollten die Obersten und andern Aeltesten von den Kosaken gewählt werden, aber factisch hing ihre Ernennung von den Hetmanen ab, sodaß die Aemter mit der Zeit zu einem Attribute gewisser Familien wurden. Die Oberverwaltung stand dem Hetman nebst den Generalältesten (dem Traingeneral, dem Richter, dem Schatzmeister, dem Schreiber u. s. w.) zu. Die Hetmane sollten auf den allgemeinen Rathsversammlungen der Kosaken, aus den Städten sowol wie aus den Niederungen, gewählt werden, oder sogar, wie es 1663 war, auf vollständigen Volksversammlungen, aber factisch änderte sich die Zusammensetzung des Raths oftmals und die Regierung Moskaus gewann Einfluß auf ihn, sodaß die Hetmane, von Samuilowitsch (1672—1687) an, beiweitem nicht mehr für Vertreter des Volkes, sondern nicht einmal des kosakischen, geschweige denn des saporogischen gelten können. Uebrigens beriethen sich die Hetmane beständig mit den Aeltesten und beriefen in wichtigen Fällen Rathsversammlungen, sowie in der Folge Congresse der Vertreter der verschiedenen Stände.

Das Saporogerthum, welches das umfangreiche Land vom Flusse Bug bis zum Flusse Mius innehatte, war in seiner Grundlage eine Genossenschaft von Fischern und Kriegern, zum Theil mit dem Charakter eines ritterlichen Mönchsordens (Frauen durften in der Sitsch nicht leben, obgleich sie später in den Winterquartieren und Hoflagern vorhanden waren). Das saporogische Wojßko oder der Kosch (im Tatarischen eine Genossenschaft von Hirten) nannte sich selbst Gesellschaft (towaristwo) oder Brüderschaft (bratstwo). Die gleichberechtigten Genossen, deren Zahl gewöhnlich von 3000 bis 30,000 schwankte (bei Aufhebung der Sitsch im J. 1775 zählten die kaiserlichen Beamten 14,619 derselben zugehörige Kosaken), galten für die gemeinsamen Besitzer des ganzen Territoriums oder der „freien Länder" (wolnosti) des Wojßko. Sie zerfielen in 38 Dörfer (kureń) zu 38 größern Gebäuden, die in der Sitsch standen, und die gemeinsamen Wohnungen der Dorfbrüderschaften waren, welche Productiv- und Consumgenossenschaften und Kriegscadres bildeten, die sich Atamane oder Batken (Väter) wählten. Alljährlich am 1. Jan. wurde in der allgemeinen Versammlung der ganzen Gesellschaft das Los geworfen, welches das Recht der Exploitirung der Wiesen und Flüsse, die durch das saporogische Gebiet flossen, unter die Dörfer vertheilte. Auf denselben Versammlungen wurden auch auf ein Jahr die Mitglieder der Regierung des Kosch gewählt: der Kosch-Ataman, -Jessaul, -Richter, -Schreiber, die übrigens jederzeit vor Versammlung des

Kosch durch andere Personen ersetzt werden konnten. Der zur Zeit eines Feldzuges besonders gewählte Ataman oder Hetman besaß die Gewalt eines Dictators.

Bei einer solchen socialen und politischen Ordnung genoß das Saporogerthum die Sympathie der ganzen Masse der kleinrussischen Bevölkerung, aus der hierher energische Leute von allen Seiten zuströmten. Dadurch wurde es nicht nur zu einem Centrum der demokratischen, sondern auch der pan-kleinrussischen Bestrebungen der Bevölkerung. Nach ihrer Losreißung von Polen vermeinte die saporogische Brüderschaft die Verwirklichung dieser Bestrebungen unter der Protection des moskauer Zaren zu erlangen, und trat für den letztern ein gegen die Separatisten und aristokratischen Autonomisten in den Unruhen von 1658—1663. Aber als die moskauer Regierung den Wunsch äußerte, die Hetmanschaft mit Polen zu theilen, was sie auch in dem Vertrage zu Andrussow von 1667 ausführte, wonach das rechte Ufer des Dnjepr an Polen abgetreten und das Saporogerthum im Dienste beider Länder anerkannt wurde, begannen sich die Saporoger von Moskau abzuwenden. Andererseits begann sich auch Moskau gegen die Saporoger so zu verhalten, wie es seinerzeit Polen gethan hatte, es begann den freien Verkehr der Städte mit den Niederungen zu beengen, längs der Straße und sogar auf saporogischem Gebiete selbst Forts zu bauen, wobei die kaiserliche Regierung in allem von der Regierung der Hetmanschaft selbst unterstützt wurde, die immer mehr ihren demokratischen Charakter verlor unter Samuilowitsch und Mazeppa (1637—1708). Zu Hause übrigens wagten die Saporoger nicht, offen und in ganzer Masse gegen den rechtgläubigen Zaren aufzutreten, und bei aller Misstimmung gegen ihn und bei allen antimonarchischen Ideen, die sich bei ihnen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bewußter zu entwickeln begannen, leistete die Sitsch dem Zaren doch aufrichtige Dienste während des Asowschen Krieges (1695—1700) in der (freilich nicht erfüllten) Hoffnung, freien Zugang zum Schwarzen Meer zu bekommen, welches aber der Zar bald der Ostsee zu Liebe preisgab. Entschieden wandte sich die Sitsch erst vom Zaren ab zur Zeit des Feldzuges Karl's XII. gegen die Ukraine 1708—1709, wobei das Schicksal die Leute der Sitsch nöthigte, Hand in Hand mit Mazeppa zu gehen, den sie zwanzig Jahre als polnischen Pan und Handlanger Moskaus gehaßt hatten. Peter versuchte sie wieder von Mazeppa abspenstig zu machen, aber sie verlangten die Abtragung der zarischen Forts auf saporogischem Gebiete und die Errichtung der saporogischen Dorfverfassung in den Regimentern. Die Unpopularität Mazeppa's hielt das kleinrussische Volk davon ab, sich ihm anzuschließen, um so mehr, als der Zar den Ukrainern die Erhaltung ihrer „Freiheiten, wie sie ein zweites Volk auf der Welt nicht habe", und die Beseitigung von Misbräuchen versprach. Die Sitsch wurde (nicht ohne List) von moskauischen Truppen mit Kosaken aus der Hetmanschaft eingenommen und verwüstet, und darauf floh eine Masse Saporoger mit Karl aus Poltawa in die türkischen Gebiete bei Bender. Hier schlossen die Saporoger nach dem Tode Mazeppa's unter dem Oberbefehlshaber Gordienko, einem gebildeten Manne, mit dem Hetman der emigrirten Kosaken Orlik und Karl XII. 1710 einen bemerkenswerthen Vertrag, welcher den Gipfelpunkt der politischen Tendenzen des Saporogerthums bildet. Danach sollte die Gesammtheit der kosakischen Ukraine in den Grenzen des Sborower Vertrags wiederhergestellt und innerhalb derselben die Gewalt des Hetmans durch die Generalältesten und den Generalrath beschränkt werden, welcher jährlich dreimal aus den Generalältesten den Obersten und Hauptleuten und besondern Deputirten von den Regimentern und von den Saporogern zusammentreten sollte; die Obersten und die Hauptleute und überhaupt die gesammten Aeltesten sollten wählbar sein. Besondere Punkte des Vertrags bestimmten eine Revision der von den Aeltesten in Besitz genommenen Güter, eine Ablösung der für das Volk schweren Auflagen, Sicherung der Autonomie der Städte und eine Organisirung des Unterrichtswesens. Infolge des allgemeinen Verlaufs der politischen Verhältnisse blieb dieser Vertrag auf dem Papiere stehen. Nach Abzug Karl's XII. gründeten die Saporoger eine neue Sitsch unter der „Protection des Khans" unweit Aleschki, wo sie auch bis 1733 blieben.

Inzwischen dachte Peter der Große, der nicht nur von Mazeppa, sondern auch von der Nähe der Sitsch befreit war, gar nicht daran, die der Bevölkerung Kleinrußlands gegebenen Versprechungen zu halten, und steigerte die Schwere der dort liegenden Einquartierungen seiner Truppen, sowie auch den Dienst der Kosaken, die er zu Erdarbeiten am Ladogasee und am Kaspischen Meere verwendete. Zu derselben Zeit unterstützte die zarische Administration die vollständige Beseitigung der Kosaken durch die polnische Regierung in der Ukraine am rechten Ufer des Dnjepr, die nach den Verträgen zwischen Moskovien, Polen und der Türkei dazu verurtheilt war, eine ewige Wüste zu bleiben, außer Kiew, das 1686 definitiv an Moskau abgetreten wurde. Auf dem linken Ufer, wo jetzt ausschließlich die kleinrussische Hetmanschaft geblieben war, wurde die Autonomie der Kosaken eine ganz nominelle, besonders als Peter der Große ein eigenes kleinrussisches Collegium aus Großrussen (1722) errichtete, das nach dem Tode von Mazeppa's Nachfolger das Land ohne einen Hetman zu verwalten begann. Die sociale Gleichheit gewann bei einer solchen Vernichtung der Autonomie Kleinrußlands nichts; im Gegentheil, sie verlor. Peter begann zuerst die kosakischen Dörfer an Großrussen in Unterthanenschaft zu geben. Die von ihm ernannten ausländischen Obersten eigneten sich fast eine statthalterliche Macht über die Kosaken an. Die kleinrussischen Obersten gaben darin nichts nach. Nach Peter's Tode wurde die Hetmanschaft zeitweilig wiederhergestellt (1727), aber dann gab es wieder von 1734—1750 keine Hetmane, bis diese Würde für Cyrill Rasumowskij, den Bruder des morganatischen Gemahls der Kaiserin Elisabeth, wiederhergestellt wurde. Zu jener Zeit rafften die Aeltesten immer mehr Ländereien zusammen, vergrößerten die Verpflichtungen der Bauern und

näherten sich dem großrussischen Adel. Im J. 1764 setzten die kleinrussische Szlachta — deren Zahl sich vermehrt hatte — und die Aeltesten der Kosaken eine Petition auf über die Gleichstellung der kleinrussischen Rangstufen mit den großrussischen und über die Aufhebung der Freizügigkeit der Bauern, aber damit zugleich auch über die Wiederherstellung der kosakischen Rechte der Zeiten B. Chmelnizkij's, insbesondere die Befreiung von der Einquartierung der zarischen Truppen, sowie auch die Herstellung einer regulären Repräsentativregierung in Kleinrußland durch alljährliche Generalberathungen der Landtage, deren Beschlüsse der allerhöchsten Bestätigung unterbreitet werden sollten. Die Petition sprach auch von der Wiederherstellung der Wahl der Geistlichkeit, von der Autonomie der Städte, von der Freiheit des Handels an der westlichen Grenze, von der Errichtung zweier Universitäten mit theologischen Facultäten, von Gymnasien und Buchdruckereien. Von allen diesen Wünschen erfüllte die kaiserliche Regierung nur die ersten zwei, und das gleichzeitig mit der definitiven Aufhebung der Autonomie des kosakischen Kleinrußlands. Im J. 1764 wurde die Hetmanswürde aufgehoben, wobei die Aeltesten Rang- (Lehn-) Güter zum Eigenthum empfingen und bald danach die Rechte des großrussischen Adels, und 1783 wurde auch in Kleinrußland das großrussische Leibeigenschaftsrecht eingeführt. Allmählich wurden die kleinrussischen Kosakenpolke in reguläre Cavalerie umgewandelt und eine Menge Kosakenfamilien wurden zu Leibeigenen verschiedener Gutsbesitzer, die von Katharina II. und Paul I. in die ehemalige Hetmanschaft gesetzt wurden. Die übrigen bildeten einen besondern Bauernstand, der noch jetzt unter dem Namen der kleinrussischen Kosaken in den Gouvernements Tschernigow und Poltawa besteht, und aus denen eine berittene Miliz unter dem Namen der Kosaken noch im J. 1863 ausgehoben wurde. Noch früher als alle diese Umformungen der Hetmanschaft waren einem ähnlichen Processe auch die Kosakenpolke der slobodskischen Ukraine unterworfen worden (1764—1765), die von Ssum, Achtyrka, Ostrogosch, Charkow und Isjum.

Eine Zeit lang blieben die alten kosakisch-kleinrussischen Einrichtungen nur in den saporogischen Steppen bestehen, wenn auch in einer unter Einfluß des großrussischen Staates veränderten Gestalt. Als unter der Kaiserin Anna die deutsche Kriegspartei damit umging, die aggressive Politik gegen Polen und die Türkei wieder aufzunehmen, da hielt man es für nützlich, die Saporoger aus Aleschki wieder an die alten Orte zu locken und sie aus der Protection der Krim in die Rußlands übergehen zu lassen. Die Saporoger gründeten 1734 eine neue Sitsch, etwas unterhalb des Platzes der alten, 1709 zerstörten, auf einem Boden, von dem ihnen der General Graf Weißbach officiell schrieb, daß er weder der Türkei (der er von Peter I. 1711 abgetreten worden war) noch Rußland, sondern nur ihnen, den Saporogern, gehöre. Allein nach den eifrigen Feldzügen der letztern gegen Polen, in der Krim und gegen die Türken (1734—1739) wurde dieses Land (nach dem Frieden von Belgrad und Nisch) als Eigenthum des russischen Reichs anerkannt, das seine Garnison in ein Fort in der Sitsch selbst legte. Nach Aufhebung der Hetmanschaft standen die Saporoger unter dem Gouverneur von Kiew und hörten von der Zeit an auf, sich alljährlich Aelteste zu wählen, und 1775 wurde die saporogische Sitsch ganz aufgehoben. Im Ukas darüber legte der Kaiser den Saporogern unter anderm zur Last, daß sie Ausfälle auf die polnische Ukraine gemacht hätten (sie nahmen den thätigsten Antheil an dem Aufstande der sogenannten Hajdamaken 1768, der nur von den russischen Truppen gedämpft wurde), aber auch den Umstand, daß sie in ihre Ländereien Bauern mit Familie lockten und einen eigenen Ackerbau errichteten, zu dem sie mehr als 50,000 Seelen verleitet hätten. Die Ländereien der Saporoger wurden an die kaiserlichen Generale und Adeligen vertheilt, und 1796 wurde auf den ehemaligen Freiheiten der saporogischen Genossenschaft das Leibeigenschaftsrecht errichtet. Uebrigens flohen schon 1775 gegen 5000 Saporoger in die türkischen Besitzungen, wo sie später, nach verschiedenen Wanderungen an der untern Donau, eine letzte Sitsch an dem Flusse Dunawetz gründeten. Ein Theil von ihnen trat 1785 in die Dienste des Kaisers von Oesterreich und erhielt Wohnsitze um Pancsova, wo sich ihre Ueberreste mit stammverwandten Russinen verschmolzen haben, die aus den Karpaten hierher versetzt wurden und noch gegenwärtig um Nagy-Becskerek im Banate leben. Weil sie nicht gegen „ihre Stammesgenossen und Brüder" kämpfen wollten, kehrte ein Theil der donauischen Saporoger 1807 in die russische Unterthanenschaft zurück und bildete das Ust-Donauische und dann das Donauische Kosaken-Wojsko, das später in Akkerman angesiedelt und 1855 in das Neurussische umbenannt wurde. Eine noch größere Zahl der donauischen Saporoger ging im Kriege 1828 auf die Seite Rußlands über. Nach Beendigung des Krieges erhielt dieses besondere saporogische Wojsko am Flusse Berda unter dem Namen des Asowschen Wojsko Wohnsitze. Im J. 1865 wurde das Asowsche und 1868 das Neurussische Wojsko aufgehoben. Nach 1828 wurde die Sitsch in der Türkei nicht mehr erneuert, obgleich Nachkommen der dortgebliebenen Saporoger noch unter den kleinrussischen Fischern in der Dobrudscha leben.

Von den in Rußland bestehenden Kosaken-Wojskos gelten für die Nachfolger der Saporoger die sogenannten Tschernomorzen, welche zu dem vor kurzem gebildeten Kubanischen Wojsko gehören. Die Tschernomorzen leiten ihren Ursprung von denjenigen bewaffneten Scharen her, welche 1783 Potemkin einigen ehemaligen saporogischen Obersten aus den frühern Saporogern und Freiwilligen aus den freien Leuten zu werben befahl, und aus welchen von ihm anfangs der Kosch der treuen Kosaken gebildet wurde, später das Tschernomorskische Wojsko. Anfangs wurde diesem Wojsko wirklich das Küstenland zwischen dem Bug und dem Dnjepr zugewiesen, aber 1792 wurde es zu seinem Misbehagen an den Fluß Kuban versetzt. Verstärkt durch die Uebersiedelung kleinrussischer Kosaken und durch

Flüchtlinge aus der ehemaligen Hetmanschaft, bestand dieses Wojßko unter dem Namen der Tschernomorzen bis 1860, wo es in das Kubanische einverleibt wurde, wobei der nördliche Strich des Landes in Civilverwaltung überging; ferner wurde ein beträchtlicher Theil der Kosaken an den Fuß des Kaukasus, an die Stelle von Tscherkessen, versetzt und diesem neuen Wojßko die östlichen Ansiedelungen der großrussischen Kosaken zugezählt. Diese Reform verlief nicht ohne Unruhen, um so mehr, als sich mit ihr die Ausführung schon früher geplanter Maßregeln verband, nämlich die Offiziere (die schon lange vorher den Adel empfangen hatten) mit Wojßko-Land zu versehen (nach dem Satze: den Generalen je 1500 Dessätinen, den Staboffizieren je 400, den Oberoffizieren je 200 und den Kosaken je 30) und sogar diese Ländereien an Beamte zu verschenken, die gar nicht zum Tschernomorskischen Wojßko gehörten.

Die Großrussischen Kosaken. Die Großrussischen Kosaken, welche eine weniger verwickelte Geschichte haben als die Kleinrussischen, breiten sich auf einem großen Raume, vom Don bis zum Amur, aus und zerfielen früher, wie auch noch gegenwärtig, in eine größere Anzahl von Gruppen. Die bemerkenswerthesten davon sind die Donischen und die Jaizkischen oder Uralischen Kosaken.

Wir haben schon der tatarischen Asowschen Kosaken am untern Don gedacht. Russische Kosaken am obern Don, die Rjasanschen Kosaken, werden schon 1444 erwähnt, schon zur Zeit der Selbständigkeit des Fürstenthums Rjasan. In der moskauer Epoche, im J. 1549, begegnen wir Kosaken, die dahin von der Regierung selbst als Miliz gesetzt sind. Etwas später finden wir am untern Don Kosaken offenbar gemischter Herkunft, aus Großrussen und Tataren. Gleich von Anfang an und später nahmen an der Bildung der Donischen Kosaken auch die Kleinrussen einen sichtlichen Antheil. Im J. 1551 beklagte sich der türkische Sultan, daß „die Kosaken des Zaren Beute vom Asowschen Meere nehmen, und am Don das Wasser nicht trinken lassen", aber die erste bekannte Urkunde des Zaren an die Donischen Kosaken mit der Aufforderung, in seine Dienste zu treten, fällt in das J. 1570 und sonach gilt dasselbe auch officiell als der Anfang des Donischen Wojßko und seiner Unterthanschaft unter dem moskauer Zarthum. Uebrigens beklagte sich dieses selbst bei Benutzung der Dienste jener Kosaken über deren Eigensinn (ihr Weggang vom Feldzuge nach Livland 1579) und das Räuberwesen auf der Wolga und an andern Orten. Der Zar befahl, die „kosakischen Räuber" zu fangen und mit dem Tode zu bestrafen, aber inzwischen traten einige Abtheilungen solcher Räuber in Dienst bei den berühmten Industriellen Strogonow, überschritten 1531 unter Führung Jermak's das Uralgebirge und eroberten das Reich Sibir, wofür sie vom Zaren Verzeihung erhielten. Unter Boris Godunow (gest. 1605) nach der Leibeigenmachung der Bauern wächst die Zahl sowie zugleich auch die Kühnheit von allerhand Banditen und Kosaken an den südlichen Grenzen Moskaus, sodaß die Regierung gegen die Donischen Kosaken Festungen anlegt, sogar in Verhandlungen mit dem Khan der Krim tritt über eine gemeinsame Thätigkeit zur Vernichtung dieser Kosaken. Die Donzer rächten sich an Boris dadurch, daß sie mit zuerst den falschen Demetrius I. anerkannten und dann seine Nachahmer unterstützten. Dabei verwüsteten die Kosaken, die großrussischen und die kleinrussischen, die Gebiete des moskauer Reichs so heftig, daß sie eine allgemeine Reaction gegen sich hervorriefen, und manche zuletzt selbst ihre Thaten zu verabscheuen begannen. Nach der Wahl des Zaren Romanow durch die Landesversammlung — auf welcher auch Vertreter der Donischen Kosaken waren — hatte die Regierung noch viel Sorge mit den räuberischen Kosaken, bis endlich ihre Angriffe auf Moskau nachließen und sich gegen die Türken richteten, wobei die Donzer mit den Saporogern gemeinsame Sache machten. Im J. 1621 kamen 20,000 Donzer bei Chotin Konaschewitsch und dem Könige Wladyslaw zu Hülfe. Obgleich sich die Donzer als „Knechte" des Zaren bekannten, wollten sie sich ihm doch nicht unterwerfen, als er verlangte, daß sie im Verein mit den Türken 1629 gegen Polen vorgehen sollten, und erschlugen den Abgesandten des Zaren, als er ihnen mit Knuten und Hinrichtung drohte. Im J. 1637 nahmen die Donischen im Verein mit den kleinrussischen Kosaken Asow ein und boten dem moskauer Zaren diesen Schlüssel zum Meer an; aber nachdem sie in Asow eine Belagerung von den Türken erduldet hatten, mußten sie die Stadt an diese abtreten auf Befehl des Zaren (1642), der sich nach Berathung mit der Landesversammlung zu einem Kriege nicht entschloß. Im J. 1660 schlossen die Donzer selbständig ein Bündniß mit den Kalmüken, und brachten sie dazu, die Gewalt des moskauer Zaren über sich anzuerkennen. Bei Abschluß dieses Vertrags wurden die Donzer unter andern von Stenka Rasin vertreten. Letzterer sammelte 1667 am Don einen Haufen besitzloser Kosaken (im Gegensatze zu den Domicilirten, die im Frieden mit der zarischen Verwaltung leben wollten) und setzte unter Betheiligung einiger hundert Saporoger einen großen Volksaufstand in Scene, der den ganzen Südosten des moskauer Reichs einnahm. Indem er erklärte, daß er „für den Zaren gegen die verrätherischen Bojaren gehe", mordete er die Gutsbesitzer, die Beamten und errichtete unterwegs in den Städten eine Verwaltung nach kosakischer Art — durch Kreise, d. i. Rathsversammlungen des ganzen Volkes, — und sein Stellvertreter in Astrachan schreckte nicht einmal vor der Ermordung des Metropoliten zurück. Mitten in diesem Aufstande machte Rasin zur See einen Angriff auf Persien. Im J. 1670 bei Simbirsk geschlagen, kam er an den Don, aber hier nahmen ihn die domicilirten Kosaken gefangen und lieferten ihn an die zarische Regierung aus. Gleich darauf (1671) fanden sich am Don Beamte des Zaren ein, brachten die Donzer zum Schwur, verzeichneten alle, die geschworen hatten, in ein Buch und ließen ein zweites zurück zur Einzeichnung aller neuen Kosaken und ihrer Kinder, und im J. 1676 wurde bei Beginn der neuen Regierung im

solchen Fällen zum ersten mal eine Vereidigung der Donzer vorgenommen. Inzwischen brachten die schon zu Rasin's Zeit beginnenden Unruhen in Rußland wegen der Kirchenreform des Patriarchen Nikon und wegen der Zunahme des bureaukratischen Elements in der Kirche über den Don, wie in andere Kosakenländer, neue Fluten von Emigranten, „Altritualen" und andere Sektirer. Trotz des Verbots der Regierung (1682) nahm diese Emigration unter Peter dem Großen zu infolge seines Finanz- und Militärsystems und infolge der Verstärkung der Leibeigenschaft und der Verfolgung der Altritualen wie überhaupt der alten Gewohnheiten. Ein entscheidender Conflict war unvermeidlich, um so mehr als die Regierung den Kosaken ihr Eigenthum zu nehmen begann: die Salzquellen. Im J. 1705 nahm eine Abtheilung der Donzer unter dem Commando Bulawin's den zarischen Pächtern die Salzquellen wieder weg. Im J. 1707 sandte der Zar an den Don den Obersten Fürsten Dolgorukij, zur Zerstörung einiger kosakischer Burgen und zur Aufsuchung von Flüchtlingen. Dolgorukij ging hart vor. Die Kosaken mit Bulawin vernichteten seine Truppe (1000 Mann) und erschlugen den Fürsten selbst. Bulawin sammelte 20,000 Freiwillige, aber der Wojßko-Ataman mit den treuen Kosaken schlug ihn und verfügte über die Gefangenen schreckliche Strafen. Bulawin floh zu den Saporogern und sandte Proclamationen aus: „Tapfere Atamane[2]), Freunde des Wanderns, Leute ohne Aemter, Räuber und Wegelagerer! Wer Lust hat, mit dem Feldataman Kondratij Afanasjew Bulawin, wer Lust hat, mit diesem ein frohes Leben zu führen, auf sauberem Felde schön sich zu tummeln, süß zu trinken und zu essen, auf guten Pferden zu reiten, der komme zu den schwarzen Quellen der Ssamara." Mit einem neuen Heerhaufen, unter welchem sich auch Saporoger befanden, nahm Bulawin die Hauptstadt der Donischen Kosaken, Tscherkaßk, ein und wurde zum Ataman des Wojßko proclamirt. In seinem Aufrufe hatte er Dolgorukij beschuldigt, derselbe „habe nicht nach dem Befehle des Zaren gehandelt", und selbst versprochen, „er (Bulawin) werde dem Zaren mit dem ganzen Wojßko und mit allen Flüssen aufs eifrigste dienen, wenn nur seine Heerführer nicht zu unsern Städten kommen", wenn aber anders, „so geschehe", schrieb der Revolutionär an den Zaren, „darin Dein Wille; wir werden Dir den Fluß Don abtreten und an einen andern Fluß ziehen". Der vom Zaren gesandte zweite Dolgorukij ging auf Befehl des Zaren gegen die donische Heuschrecke scharf vor, zerstörte eine Menge von Flecken an den Zuflüssen des mittleren Don. Die domicilirten Kosaken fielen selbst über Bulawin her, der sich erschoß. Sein Genosse Nekrasow floh in die tatarischen Besitzungen am Kuban, wo schon viele Emigranten waren. Hier bildeten sich die Nekrasowschen Kosaken, die später (nach 1777) in die Türkei übersiedelten, wo sie in Kleinasien um Sinope noch existiren. Nach Niederwerfung des Bulawinschen Aufstandes begannen die Autonomie der Donischen Kosaken und ihre demokratischen Einrichtungen schnell zu verfallen. Im J. 1718 (nach andern Nachrichten schon früher) bestätigte der Zar den von der Volksversammlung gewählten Wojßko-Ataman ohne Veränderung; 1738 wurde der Ataman durch die zarische Gewalt ernannt, und 1754 wurde verboten, auch andere Aeltesten zu befördern ohne Vorstellung an das kaiserliche Kriegscollegium; die Aeltesten wurden auf Lebenszeit gewählt und bildeten einen besonderen Aeltestenstand, der die Ländereien des Wojßko in lebenslängliche Nutznießung zu nehmen begann. Von 1768 an wird den Aeltesten der Adel ertheilt und das Recht, Leibeigene zu halten. Im J. 1775—1797 wurden die Kosakenältesten in Rang und Rechten den Armeeoffizieren gleichgestellt, wonach sich am Don eine völlige Adelsklasse bildete, und 1796 wurden alle Bauern, die sich auf den adeligen Ländereien angesiedelt hatten (größtentheils Kleinrussen, die vor der Leibeigenschaft in ihre Heimat geflohen waren), zu Leibeigenen gemacht. Zu gleicher Zeit wurde 1775 die bureaukratische Verwaltung im bürgerlichen Theile des Gebiets eingeführt vermittels der Wojßko-Kanzlei, und 1805 wurden die Wahlen der Amtspersonen aufgehoben außer den Staniza-Atamanen. Im J. 1827 wurde zum Ataman aller Kosaken-Wojßkos in Rußland der Thronfolger ernannt und alle Ortsatamane wurden nur Lieutenants (Nakasnyj). Im J. 1835 wurde eine Verordnung erlassen, nach welcher der Kosakendienst dem des Soldaten (Dauer 25 Jahre) näher gebracht und eine Agrarverfassung eingeführt wurde, welche den alten gemeinsamen Grundbesitz des Wojßko endgültig untergrub: den Offizieren wurde je 200 und je 700 Dessätinen als Eigenthum zugetheilt, den Generalen je 1600. Außerdem wurden noch allen Adeligen für ihre Bauern je 15 Dessätinen für die Seele zugewiesen, von denen die Bauern bei der Befreiung nur je 3 — $4^1/_2$ Dessätinen empfingen. Diese Agrarverfassung wurde nach dem J. 1863 definitiv eingeführt, wobei den Kosaken eigentlich auf die Staniza je 30 Dessätinen für die Seele zugetheilt wurden.

An den Fluß Jaik oder jetzt Ural kamen die Kosaken vom Don und der Wolga her in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Im J. 1580 nahmen sie die nogaische Burg Ssarajtschik an der Mündung des Jaik ein, 1584 gibt es schon Nachrichten von einer Kosakenburg, wahrscheinlich nicht weit vom heutigen Uralsk. Obgleich die ersten Jaizkischen Kosaken zu denen gehörten, welche die moskauische Regierung „Räuber" nannte, so gibt es doch schon vom J. 1591 eine Nachricht, daß sie (in einer Zahl von 500) zum Dienst des Zaren im Feldzuge am Flusse Terek gegen Schamchal von Tarkaj ausgerüstet wurden. Im J. 1602 veranstalteten die Jaizkischen Kosaken auf eigene Faust einen Feldzug nach Chiwa, wo sie auch einige Tage verweilten. Im J. 1640 erbaute die Regierung zur Beaufsichtigung der Kosaken an der Mündung des Jaik ein eigenes Fort, das später Gurjew genannt wurde, nach dem Namen eines Kaufmannes, dem die Regierung das Recht der Fischerei an diesem Orte verlieh. An dem Aufstande Rasin's nahmen auch die

2) Russisch: „Atamany-molodcy" — so redete man in den Volksversammlungen die Donzer an.

Jaizkischen Kosaken theil, aber entschiedene Differenzen zwischen ihnen und der moskauischen Regierung fallen erst gegen das 18. Jahrh. Das Jaizkische Wojsko wurde zu einem Zufluchtsorte der Altritualen, deren Intelligenz sich in der Ferne, in sogenannten Einsiedeleien (skity) am Flusse Irgiz, concentrirte. Im J. 1723 ließ Peter der Große eine Zählung der Jaizkischen Kosaken vornehmen und begann für sie Atamane zu ernennen ohne vorhergegangene Wahl. Gleich darauf bildete sich auch am Jaik eine Aeltestenpartei, die sich Misbräuche zu Schulden kommen ließ bei Erhebung der Steuer für den Fischfang um Gurjew, den das Wojsko für sein eigen hielt, die Regierung aber für ein diesem nur in Arrende gegebenes Regal erklärte. Aus diesem Anlasse und anlaßlich der Ernennung von Kosaken für die moskauer Legion, wobei sie ihre Bärte verlieren mußten, brachen am Jaik um Mitte des 18. Jahrh. Unruhen aus. Es gingen Kosakendeputationen nach Petersburg und es kamen Commissäre von dort, die mit den Kosaken meist hart verfuhren. Alles das endete mit einem allgemeinen Aufstande der letztern, als unter ihnen der falsche Peter III., Pugatschow, ein Donzer, auftrat. Die Manifeste Pugatschow's (1773—1775) versprechen die Realisirung des Ideals des großrussischen Kosakenthums: „Dienet mir, dem Großherrn" — schrieb er — „und ihr werdet dafür mit dem Kreuze (dem achteckigen, altgläubigen) beliehen werden, und mit Bart und mit Fluß und mit Land, mit Gräsern und Meeren und mit Geldgeschenken und mit Getreidevorrath und mit Blei und Schießpulver und mit ewiger Freiheit." Nach der Niederwerfung Pugatschow's erhielten die Jaizkischen Kosaken den Namen Uralische Kosaken (wie auch ihr Fluß Ural benannt wurde) und verloren jede Autonomie; die Volksversammlung (krug, Kreis) und die Wahl der Amtspersonen in derselben wurde gänzlich aufgehoben. Trotzdem übrigens und obgleich der Offiziersstand, der sich auch hier bildete, Vorzüge in Bezug auf Nutzung der des Bodens und des Fischfangs in den Besitzungen des Wojsko hatte, behielten die Uralkosaken doch die meisten Reste der altkosakischen Einrichtungen. Bis heute werden ihre periodischen Fischfänge auf dem Flusse und auf dem Meere corporativ betrieben nach einer streng bestimmten Ordnung, obgleich die Zulassung von gemietheten Arbeitern den Adeligen und Reichen ein Uebergewicht gibt, besonders auf dem Meere. Und selbst in den neueren Arten der Leistung der Militärpflicht ist den Uralkosaken mehr von ihren alterthümlichen Gebräuchen gelassen worden als den andern, wie wir dies weiter unten sehen werden. Aber trotzdem stieß die Einführung der neuen militärischen Einrichtungen auf starke Unzufriedenheit unter den Uralkosaken (die auch jetzt noch zumeist Altgläubige sind), sodaß 1875—76 unter ihnen Unruhen vorkamen, die übrigens in der Presse wenig aufgeklärt worden sind. Damals wurden viele Uralische Kosaken nach Sibirien und Mittelasien versetzt.

Die gegenwärtige Lage der Kosaken. In der Gegenwart werden die Kosaken-Wojskos in Rußland officiell eingetheilt in: 1) das Donische, 2) das Kubanische, 3) das Terekische, 4) das Astrachansche (in den Gouvernements Saratow, Samara und Astrachan), 5) das Uralische, 6) das Orenburgsche, 7) das Sibirische, 8) das Ssemirjetschenskische, 9) das Transbaikalische, 10) das Amursche. Jedes Wojsko hat sein eigenes Territorium. Die nachfolgende Tabelle zeigt das Verhältniß der Wojsko- oder Kosakenbevölkerung zu der nicht zum Wojsko gehörigen in diesen Territorien im J. 1880:

	Wojskobevölkerung	Civilbevölkerung	Summe [3])
Im Gebiete des Donschen Wojsko	818,487	542,353	1,367,486
" " " Kubanschen Wojsko	519,011	149,749	671,812
" " " Terekschen Wojsko	130,244	4994	135,875
" " " Astrachanschen Wojsko	22,797	1320	24,231
" " " Uralschen Wojsko	90,397	26,939	117,958
" " " Orenburgschen Wojsko	290,798	15,261	307,260
" " " Sibirischen Wojsko	94,462	13,040	107,945
" " " Ssemirjetschenskischen Wojsko	19,791	4531	24,397
" " " Transbaikalischen Wojsko	143,875	3726	148,254
" " " Amurschen Wojsko	21,009	269	21,358
	2,150,871	762,182	2,926,576

Die Ausübung der Militärpflicht seitens der Kosaken nach den neuesten Verordnungen vom J. 1867 und 1874, ist etwas abweichend 1) im Kubanschen und Terekschen, 2) im Uralschen und 3) in den übrigen Wojskos, aber im allgemeinen ist sie dem Gesetze über die allgemeine Wehrpflicht für das Gesammtreich ähnlich, wobei die Kosaken eine größere Verpflichtung tragen als die übrige Bevölkerung. Im Uralschen Wojsko hat sich als eine Concession an die alten Gewohnheiten erhalten, daß sich dort vor allem Freiwillige zum factischen Dienst stellen, und dann erst die an der Vollzahl fehlenden durchs Los aus den nach der Liste zum Dienst Verpflichteten ausgehoben werden; dabei empfangen die in den Krieg Ziehenden den Sold aus einer besondern Kasse, die aus Beiträgen gebildet wird, welche sogar auch für die, welche in den Krieg ziehen, obligatorisch sind. (Näheres über den Kriegsdienst der Kosaken s. in Petermann's Mittheilungen u. s. w. Ergänzungsheft Nr. 71. S. 33 fg.). Es folgt hier eine Tabelle

3) In der Gesammtsumme ist auch der geistliche Stand mitgezählt, zu dem in allen Wojskos 13,523 Seelen gehören.

der effectiven Kriegsstärke der Kosaken-Woißkos. Im Dienste standen:

		(Kriegszeit) 1878	1880
Im Donischen Woißko	Offiziere	1358	668
	Soldaten	47,957	16,766
„ Kubanischen Woißko	Offiziere	734	504
	Soldaten	31,506	12,038
„ Terekschen Woißko	Offiziere	253	183
	Soldaten	9558	3511
„ Astrachanschen Woißko	Offiziere	32	27
	Soldaten	1730	595
„ Uralischen Woißka	Offiziere	87	87
	Soldaten	3297	2579
„ Orenburgschen Woißko	Offiziere	293	129
	Soldaten	14,292	6141
„ Sibirischen Woißko	Offiziere	93	59
	Soldaten	4221	2279
„ Ssemirjetschenskischen Woißko	Offiziere	37	39
	Soldaten	1596	507
„ Transbaikalischen Woißko	Offiziere	103	99
	Soldaten	2639	2248
„ Amurschen Woißko	Offiziere	32	33
	Soldaten	979	406
In einzelnen Theilen Sibiriens	Offiziere	16	13
	Soldaten	301	242
	Summe der Offiziere	3038	1841
	„ „ Soldaten	118,076	47,312

Bei solcher Anzahl bilden die Kosaken in der russischen Armee 42% der gesammten Cavalerie und 31% der reitenden Artillerie.

Die Literatur über die Kosaken ist umfangreich. Außer allgemeinen Werken über die Geschichte Polens und Rußlands im 16.—18. Jahrh. behandelten die Kosaken eingehend: Kostomarow, Istoričeskija monografii (historische Monographien), Mazepa u. a. — Kulisch, Istorija vozsojedinenija Rusi (Geschichte der Vereinigung der Reußen). — Antonowitsch, Izslědovanije o kazačestvě po aktam 1500—1648 (Untersuchungen über das Kosakenthum nach Urkunden aus den Jahren 1500—1648). — Poslědnija vremena kozačestva na provoj stórone Dněpra (Die letzten Jahre des Kosakenthums auf der rechten Seite des Dnjepr). — Skalkowskij, Istorija novoj Sěči (Geschichte der neuen Setsch). — Jablonowski, Lustracye królewszczyzn ziem Ruskich. — Golowinskij, Slobodskije kozačji polki (Die Slobodskischen Kosaken-Polke). — Kondratowicz, Zadunajskaja Sěč (Die Setsch jenseit der Donau). — Popka, Černomorskije kozaki (Die tschernomorskischen Kosaken). — Korolenko, Černomorcy (Die Tschernomorzen). — Popka, Terskije kozaki (Die Terek-Kosaken). — Krasnow, Donskoje Vojsko (Das Donsche Woißko). — Ssaweljew, Trechsotlětije Vojska Donskago (Das Trecentennium des Donschen Woißko). — Rjabinin, Uralskoje Vojsko (Das Uralsche Woißko). Shelesnow, Uralcy (Die Uralzer). — Schtschebalskij, Načalo i charakter Pugačevščiny (Anfang und Charakter des Pugatschew'schen Aufstandes). — Choroschkin, Kazačji vojska. Opyt voenno-statističeskago opisanija (Die Kosakenwoißkos. Versuch einer militärisch-statistischen Beschreibung. Deutsch resumirt von von Stein in Petermann's Mittheilungen. Ergänzungsheft 1883, Nr. 71). Wie bei Choroschkin sind auch bei Stein die Nachrichten über die alte Geschichte der Kosaken kritiklos aus verschiedenen Quellen zusammengestellt. Die bekannten Werke: Scherer, Annales de la Petite Russie ou Histoire des Cosaques Saporogues et les Cosaques de l'Ukraïne (1788), und Engel, Geschichte der Ukraine und der Ukrainischen Kosaken (1796) sind bereits veraltet. (*M. Dragomanow.*)

KOSCHANI, auch Kosani (so Herzberg, Geschichte Griechenlands III, S. 206, richtig zu schreiben Kožanj, wobei das ž wie das franz. j, und das nj wie n mouillé zu sprechen), ist der slawische Name eines Städtchens im südwestlichen Macedonien, welches mit seinem District ein Kasa, Amt, des Sandschak Gjöritsche (Koritza), zum Wilajet Monastir gehörig, bildet und als solches — vermuthlich von einem in Kožanj abgehaltenen Wochenmarkte — den Namen Tscharschamba, Mittwoch, führt. Kožanj liegt an dem die Niederung des Indsche Karasu (des Haliakmon der alten Geographie) nordwärts begrenzenden Höhenzuge ungefähr vier Stunden Weges von dem Flusse entfernt. Mit dem benachbarten Serfidsche zusammen bildet es unter dem Namen Kožanâ ein Bisthum der orthodox-griechischen Kirche und dient dem Bischofe als Residenz.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Koschani eine antike Ortslage einnimmt; wie aber im allgemeinen die alte Literatur des Haliakmonthales nur sehr oberflächlich gedenkt, so ist auch über die frühe Vorzeit der Stadt den betreffenden Quellen nichts zu entnehmen. Weltgeschichtliche Ereignisse knüpfen sich an Koschani nicht; sogar die osmanische Eroberung ist nicht chronologisch festzustellen. Der Umstand, daß die türkischen Historiker bei Aufzählung der unterworfenen Festungen und Burgen Macedoniens des Ortes nicht erwähnen, gestattet den Schluß, daß er keine Mauern besaß und demnach nicht erobert, sondern einfach besetzt wurde. Nach dem Gülscheni-Meârif unterwarf im J. 775 der Flucht Lala Schâhîn Pascha, einer der Feldherren Sultan Murad's I., in einem einzigen Feldzuge Seres, Kawâla, Drama, Zahneh und Karaweria; es liegt demnach wol die Annahme nahe, daß damals auch das letzterm Orte benachbarte Kožanj

gefallen.*) Handel und Industrie, u. a. die Production des sogenannten türkischen Garns, brachte Koschani unter osmanischer Herrschaft in die Höhe. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts besaß der Ort eine tüchtige griechische Schule und erlangte nebst dem benachbarten Kastoria für die Wiederbelebung der nationalen griechischen Bildung hervorragende Bedeutung. Nichtsdestoweniger wollen slawische Schriftsteller wie Werković in der geographischen Einleitung zu seinem Werke „Narodne Pesme Makedonski Bugara“ Bd. I, S. 4, Kožanj zu einem vorwiegend bulgarischen Orte machen, indem die südlich fließende Bistritza, d. i. der Haliakmon, wie geographisch zwischen Macedonien und Thessalien, so ethnographisch zwischen Bulgaren und Griechen die Scheidewand bilde. — Nach den Stipulationen des Vertrags von San-Stefano vom 3. März 1878 sollte die Grenze des zu begründenden Bulgarenstaates von Kastoria nach der Moglanitza-Mündung in den Wardar laufen. Weder Kožanj's noch Kara Weria's geschah dabei besondere Erwähnung, doch liegt wol die Annahme nahe, daß die russische Diplomatie die Erwerbung des Gebiets von der durch besagte Endpunkte gegebenen Linie bis an den Haliakmon bei der Detailverhandlung über die Grenzfeststellung ins Auge gefaßt hatte. Diese Verhandlungen unterblieben, da der Berliner Friede ganz Macedonien den Bulgaren absprach und demnach auch Kožanj der unmittelbaren Pfortenherrschaft erhalten wurde.

(G. Rosen.)

KOSCHMIN oder KOZMIN, preußisches Städtchen in der Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Krotoschin, an der Obern Orla, 15 Kilom. von Krotoschin, (1880) 4183 Einwohner. Die Stadt hat eine evangelische, eine katholische Kirche und eine Synagoge, seit 1865 ein evangelisches Schullehrer-Seminar, eine Gärtner-Lehranstalt und ein Schloß. Die Bewohner treiben Tuch- und Leinweberei, Färberei, Gerberei, Kürschnerei, Cichorien- und Tabackfabrikation.

(G. A. von Klöden.)

KOSCIUSZKO (Thaddäus), der berühmte polnische Dictator, ist geboren am 12. Febr. 1746 zu Mereczewsoczyzna im heutigen Gouvernement Minsk, gestorben am 15. Oct. 1817 zu Solothurn in der Schweiz und bestattet in der Kathedrale zu Krakau, wohin der Leichnam gleich nach dem Tode übergeführt wurde. Sein Vater, ein Mann von niederm Adel, der es im Militärstande bis zum Major gebracht und dann ein Sapieha'sches Gut gepachtet hatte, ertheilte zusammen mit einem Verwandten dem äußerst lebhaften, aber lernbegierigen Knaben den ersten Unterricht, wobei dieser besondere Vorliebe für Mathematik und Geschichte zeigte. Der Fürst Adam Czartoryski, des Vaters ehemaliger Regimentsbefehlshaber, der bei seinen öfteren Besuchen auf das Talent des Knaben aufmerksam wurde, bewirkte seine Aufnahme in das Kadettenhaus zu Warschau, wo sich Kosciuszko bald durch Fleiß und Energie so auszeichnete, daß er zur Bewerbung um das vom Könige ausgesetzte Reisestipendium zugelassen wurde. Aus dem Wettkampfe als Sieger hervorgegangen, unternahm er von 1769—1774 eine Studienreise, auf der er sich besonders in der Militärakademie zu Versailles und dann zu Brest weiter fortbildete, und kehrte mit einer solchen Fülle gediegener Kenntnisse in sein Vaterland zurück, daß er den ersten Ingenieuren seiner Zeit an die Seite gestellt werden konnte. Der König beschenkte ihn sofort mit einer Compagnie. Bald darauf lernte Kosciuszko auf einem Hoffeste die Tochter des Marschalls und Vicegroßfeldherrn von Litauen Joseph Sosnowski kennen, und als der Zufall ihn auf des Marschalls Gut ins Quartier führte, verlobte er sich heimlich mit ihr. Da aber der adelsstolze Vater seine Einwilligung zur Ehe verweigerte und ein Entführungsversuch mislang, so erbat Kosciuszko, der es in seiner verzweifelten Stimmung nicht länger im Vaterlande aushielt, seinen Abschied. Er ging 1778 über Dresden und Paris nach Toulon, wo er von dem Admiral Grafen d'Estaing, der das französische Hülfsgeschwader nach den Vereinigten Staaten führen sollte, sofort in die Zahl der Offiziere aufgenommen wurde. In Amerika, wo Kosciuszko unter andern Landsleuten auch den früheren Anführer der Conföderation von Bar, Kasimir Pulawski, traf, verschafften ihm seine Fähigkeiten bald eine hervorragende Stellung: er wurde abwechselnd, je nachdem seine Talente am vortheilhaftesten verwendet werden konnten, bald als Adjutant den Generalen Gates, Armstrong, Greene und Washington selbst beigegeben, bald mit selbständiger Führung betraut. Aus dieser amerikanischen Zeit stammt seine intime Freundschaft mit Lafayette, der früh auf den jungen Helden aufmerksam geworden war und sich ihm genähert hatte. Nach dem Friedensschlusse im October 1783 wurde Kosciuszko zum Brigadegeneral ernannt und mit dem neuen Cincinnatusorden decorirt. Auch sprach ihm der Congreß eine reiche Belohnung an Geld und Landbesitz zu. Trotz alledem und trotz der hohen Achtung und Liebe, welche er wie beim Volke, so bei den Höchstgestellten in der jungen Republik, auch bei Washington und Franklin selbst genoß, zog es ihn doch nach vollendetem Kriege unwiderstehlich zur Heimat zurück, und nach herzlichem und schwerem Abschiede schiffte er sich im December nach Europa ein. In sein Vaterland zurückgekehrt, zog er sich, obwol ihn König Stanislaus mit hoher Anerkennung, seine Landsleute mit Begeisterung empfingen, dennoch zunächst vom öffentlichen Leben zurück, da ihn der gewaltsame Tod seines Vaters, welchen, wie er erst jetzt erfuhr, empörte Gutsunterthanen, durch seine Hartherzigkeit und übermäßige Strenge gereizt, erschlagen hatten, in den tiefsten Kummer versetzte, und widmete sich der Bewirthschaftung des ihm hinterlassenen Pachtgutes. — Erst als die patriotische, gegen den wachsenden Einfluß Rußlands gerichtete Partei end-

*) Hammer in seiner Gesch. des osmanischen Reiches, I. p. 167, setzt dies in das Jahr der Flucht 764. Nach dem Tarikhi-Gülscheni-Meárif aber wären damals die Türken noch mit der Unterwerfung des Maritza-Thales vollauf beschäftigt gewesen. Auch als den Feldherrn nennt Hammer abweichend vom T.-G.-M. Ewrenos Bey.

lich ihr Ziel erreicht und eine neue Constitution durchgesetzt hatte, trat Kosciuszko aus seiner siebenjährigen Zurückgezogenheit wieder hervor. Nachdem der König mit einem großen Theile der Reichsversammlung die neue Constitution angenommen und am 3. Mai 1791 beschworen hatte, was gleichbedeutend war mit der Auflehnung gegen russische Bevormundung, erklärte sich auch Kosciuszko laut für dieselbe und nahm mit Freuden seine Ernennung zum Generallieutenant der Armee an. Gegen die Verfassung bildete sich ein Jahr darauf die Conföderation von Targowice, deren Mitglieder meist aus eigennützigen Motiven zum Anschluß an Rußland drängten. Die Kaiserin Katharina aber, die jetzt, nach dem türkischen Frieden, den Moment für geeignet hielt, den lange gehegten Plan auf Polen zur Ausführung zu bringen, erklärte sich ebenfalls gegen die Neuerung und verkündete gleichzeitig, daß sie zur Unterstützung der Conföderirten ein Heer in Polen einrücken lassen würde. Daß der Vortrab des russischen Heeres schon zwei Tage vor dieser Erklärung bei Mohilew am oberen Dnjepr anrückte, öffnete vollends jedem Patrioten die Augen über die russischen Absichten. Obwol dem Feuereifer, mit welchem man die Rüstungen begann, die Saumseligkeit der Staatsbeamten, der schlechte Wille vieler Adeligen hindernd entgegentrat, gelang es doch, ein polnisches Heer von 30,000 Mann zusammenzubringen, das unter Joseph Poniatowski, dem Neffen des Königs, die ganze Linie des Bug gegen die Russen vertheidigen sollte. Kosciuszko, der eine vorwärts stehende Division desselben in Volhynien und Podolien befehligte, fand hier zum ersten mal Gelegenheit, seinen in Amerika erworbenen Ruhm im Vaterlande selbst zu erneuern und zu vermehren. Zuerst brachte er am 18. Juni 1792 bei Zielonce einer russischen Abtheilung eine bedeutende Schlappe bei. Dennoch vor der Uebermacht zurückweichend, wurde er bei Dubienka (unweit Chelm), hart an der durch die erste Theilung Polens geschaffenen österreichischen Grenze, wo er den äußersten rechten Flügel der neuen polnischen Vertheidigungsaufstellung, welche sich bis Brzeszcz hinab erstreckte, einnahm, von 18,000 Mann auserlesener Truppen mit 40 Kanonen am 17. Juli abermals angegriffen. Obwol er nur 4000 Mann mit acht Geschützen hatte, wies er doch den ersten Angriff der Russen glänzend zurück, und erst als die Russen mit österreichischer Erlaubniß auch durch galizisches Gebiet andrangen, wich er und zog sich mit einem Verluste von nur 900 Mann, während die Russen gegen 4000 verloren, musterhaft zurück. Indessen hatte der wankelmüthige König, der vergebens beim Heer erwartet worden war, aus Furcht, seinen Thron zu verlieren, eine Schwenkung auf die Seite der Conföderirten vollzogen und trat denselben am 23. Juli öffentlich bei. Dies veranlaßte wie viele andere Offiziere, so vor allen Kosciuszko, seine Entlassung zu geben, von welchem Schritte ihn weder die Verleihung des polnischen Militärverdienstordens, noch viel weniger glänzende russische Anerbietungen abzubringen vermochten; auch er verzweifelte für den Augenblick an der Rettung des Vaterlandes. Die Ernennung zum französischen Bürger, welche gerade damals (26. Aug.) die französische Nationalversammlung aussprach, war ihm schwerlich ein Ersatz. Mit dem laut ausgesprochenen Wunsche, noch einmal den Säbel für sein Vaterland ziehen zu dürfen, bestieg er den Postwagen und begab sich nach Lemberg.

In Warschau thaten sich im Sommer des folgenden Jahres (1793) mehrere Männer zur Befreiung Polens von dem russischen Joche zusammen, unter denen Graf Dzialynski und der reiche Kaufmann Kapostas die hervorragendsten und thätigsten waren. Die Weiterentwickelung der Verschwörung stellt Ssolowjeff („Geschichte des Falles von Polen" [nach russischen Quellen]. Uebersetzt von J. Spörer, Gotha 1865) nach den Berichten von Kosciuszko und Kapostas folgendermaßen dar. Die Hauptleiter der warschauer Verschwörung beschlossen, sich zunächst zu vergewissern: 1) „wie die Gesellschaft in den übrigen Städten gestimmt sei; 2) wie die Militärs in den Provinzen gestimmt seien (in Warschau konnten die Verschworenen sich auf die Truppen vollkommen verlassen, da die Offiziere hier vorzugsweise an der Verbreitung des Revolutionsgeistes arbeiteten); 3) ob die ganze Nation Kosciuszko vertraue; 4) ob Kosciuszko die gefährliche Mission eines Revolutionshauptes auf sich nehmen würde; 5) ob die Verschworenen auf den geheimen Beistand oder wenigstens auf freundschaftliche Neutralität Oesterreichs rechnen könnten; 6) ob die Pforte oder Schweden den Krieg gegen Rußland und Preußen aufnehmen würden; 7) ob man in Frankreich eine Anleihe contrahiren könnte; 8) ob man überall zu derselben Zeit sich erheben und die russischen und preußischen Truppen entwaffnen könnte." Durch Emissäre wurde sowol die Stimmung Litauens geprüft, als auch Madalinski, Brigadier im krakauer Armeecorps und Oberhaupt einer daselbst schon zu gleichem Zwecke bestehenden Verschwörung, zur Unterordnung unter Kosciuszko bestimmt. Letzterer hatte sich inzwischen von Lemberg nach Zamosk begeben, mußte aber auf Befehl der Regierung sofort den österreichischen Boden verlassen. Da ihm zu gleicher Zeit ein anonymer Brief aus Warschau verkündigte, das russische Militär habe Auftrag, ihn beim Betreten polnischen Bodens zu verhaften, so verließ er sofort Zamosk und ging über Dresden nach Leipzig, wo ihm zwei Abgesandte der warschauer Verschworenen, Kollataj und Ignaz Potocki, den Antrag entgegenbrachten, die ihm zugedachte Rolle jetzt zu übernehmen. Unter der Bedingung, daß von der andern Seite genügende Vorbereitungen getroffen würden, nahm er den Antrag an. In Ausführung des siebenten Punktes im Vorbereitungs-Programm der warschauer Verschworenen machte sich Kosciuszko zunächst nach Paris auf, doch wandte er sich vergeblich an den Minister Lebrun und sah sich von demselben mit leeren Hoffnungen auf Geldunterstützung und Beistand seitens der Türken abgespeist, sodaß er, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben, nach Leipzig zurückkehrte. Einem neuen Boten des warschauer Comité, der hier mit der Bitte erschien, nunmehr das Zeichen zum Ausbruch des Kampfes zu geben, erwiderte Kosciuszko, man möge nur zuvor für Leute, Waffen,

Geld, Vorräthe, Kleider sorgen und ihm stets genaue Berichte über den Stand der Dinge einschicken; doch hielt er es selbst schon kurze Zeit darauf für gerathen, sich heimlich an die polnische Grenze zu begeben, wo er eine Zusammenkunft mit dem General Wodsicki und dem Brigadier Monsjet hatte, um ein verfrühtes Losschlagen zu verhindern. Dies gelang ihm zwar, aber gleichzeitig steigerte sich die Aufregung der polnischen Bevölkerung, da durch Kosciuszko's Verschwinden das Gerücht entstand, er wäre heimlich in Warschau. Allerorten traten die geheimen Gesellschaften von 1792 wieder ins Leben, deren man in kurzer Zeit über 700 zählte mit mehr als 20,000 Mitgliedern, welche sich zu blindem Gehorsam auf Tod und Leben gegen alle Befehle des großen Vaters, wie sie Kosciuszko nannten, verpflichtet hatten. Da auch die betheiligten Regierungen durch Kosciuszko's Verschwinden sich beunruhigt fühlten und besonders die Russen eine Wachsamkeit entwickelten, die der Vorbereitung zum Aufstand äußerst hinderlich wurde, so unternahm Kosciuszko im Herbste 1793 ganz offen eine Reise nach Italien, hielt sich einige Zeit in Rom auf und kehrte von dort im Januar 1794 nach Dresden zurück. Auch in Rom noch hatte er Abgesandten des warschauer Comité, die ihn dort mit neuen Mahnungen aufsuchten, den Bescheid ertheilt, daß die Sache noch nicht reif sei, daß man weder auf Geldhülfe, noch auf die auswärtigen Höfe überhaupt rechnen dürfe und darum bis zum Frühjahr warten müsse. Als Kosciuszko auch eine Aufforderung Dzialynski's und Kapostas', im Anfange Februars nach Lemberg zu kommen, unbeachtet ließ, beruhigten sich die heißen Köpfe unter den Verschworenen, die sofortiges Losbrechen forderten, wieder einigermaßen. Gegen Ende Februars jedoch wurde die russische Regierung auf das Treiben Kapostas', Dzialynski's und der andern aufmerksam und erließ den Befehl, sie festzunehmen, dessen Ausführung nur bei Dzialynski gelang, während Kapostas entfloh. Wie erwähnt, hatte schon der Befehl, das polnische Heer zu verringern, sehr viel dazu beigetragen, der revolutionären Agitation einen fruchtbaren Boden zu schaffen, und nun sollte dieser Befehl am 15. März ausgeführt werden. Doch dazu kam es nicht mehr, denn Madalinski's Brigade erklärte rundheraus, daß sie eine Verringerung ihrer Stämme nicht zugeben werde, und als gar ein russisches Corps abgesandt wurde, um die Ausführung zu erzwingen, erhob Madalinski die Fahne des Aufruhrs; er überschritt bei Mlawa die preußische Grenze, um sich nach Galizien durchzuarbeiten. Inzwischen hatte Kosciuszko in Dresden zuerst die etwas übertreibende Kunde erhalten, daß viele der Verschworenen in Warschau verhaftet worden wären, und daß die Einwohner Warschaus in zwei bis drei Tagen zu den Waffen greifen würden, bald aber traf die sichere Nachricht von Madalinski's Erhebung ein. Obgleich Kosciuszko über die Hast, mit der die Anführer vorgingen, ungehalten war, blieb ihm doch nichts anderes mehr übrig, als die übernommene Rolle anzutreten; er begab sich unverzüglich mit Zajacek, Kollatay's Bruder und Omuchowski nach Krakau, um den Aufstand zu proclamiren. Am 23. März abends langte er dort an, nachdem einige Stunden vorher die wenigen russischen Truppen durch ein polnisches Bataillon aus der Stadt vertrieben worden waren. Sofort übernahm er die Führung der Bewegung, ließ noch in der Nacht die Truppen und die ganze Jugend Krakaus unter das Gewehr treten und dem Vaterlande auf die Fahne Johann Sobieski's den Eid der Treue schwören. Am 24., nachdem ihm selbst von den Einwohnern und den Truppen unbedingter Gehorsam geschworen worden war, erließ er ein ernst und feierlich gehaltenes Manifest, in welchem er einerseits die Nothwendigkeit des Aufstandes, andererseits aber auch den Entschluß der Nation aussprach, für die Befreiung von fremdem Joche sterben zu wollen, und seine eigene volle Bereitschaft, bis zur völligen Befreiung des Vaterlandes die Dictatur handhaben zu wollen, während die Regierung im Innern durch einen von ihm ernannten Nationalrath geführt werden sollte. Unter rastloser Thätigkeit ordnete er sodann die Verwaltung des Landes, setzte Beamte ein, suchte Geld zu verschaffen, indem er den Befehl ertheilte, sich aller Kassen zu bemächtigen, Gold- und Silbergeschirr in den Kirchen und im königlichen Schlosse unter Siegel zu nehmen und überhaupt Beschlag auf alle öffentlichen Effecten zu legen; ferner erklärte er außer den königlichen Gütern auch die Besitzungen der „Landesverräther" für Eigenthum der Nation. Am 30. März verließ Kosciuszko auf die Nachricht, daß Madalinski, von den Russen unter Tormassow und Denissow verfolgt, in Eilmärschen heranrücke, mit den Truppen die Stadt. Nachdem er sich mit Madalinski vereinigt, stieß er am 4. April bei dem Dorfe Raclawice auf den Feind, der wie die Polen 4000 Mann stark, ihnen aber an Geschütz überlegen war. Kosciuszko benutzte die ungünstige Stellung der Russen, die drei Colonnen formirt hatten, um sich mit Uebermacht zuerst auf die mittlere Colonne zu werfen und, nachdem er diese zersprengt, das Gleiche mit dem rechten Flügel auszuführen, worauf der linke das Schlachtfeld räumte. Die Sieger erbeuteten 12 Kanonen, waren aber selbst in solche Verwirrung gekommen, daß Kosciuszko es für gerathen hielt, sich während der Nacht in der Richtung auf Krakau zurückzuziehen. Sich der alten Hauptstadt zuzuwenden, dazu bestimmte ihn der Umstand, daß sich von Schlesien her ein preußisches Corps näherte und auch in Galizien von den Oesterreichern Truppen zusammengezogen wurden, um die Russen zu unterstützen. Die Befestigung der Stadt selbst wurde aufs äußerste beschleunigt und das Lager vor der Stadt ebenfalls mit Erdwällen umgeben.

In Warschau hatten sich die Verhältnisse bereits lange bis zur Unhaltbarkeit zugespitzt, aber erst am 17. April n. St. erfolgte der gewaltsame Ausbruch: in zweitägigem Gemetzel wurden die Russen aus der Stadt geworfen und nach Einsetzung einer provisorischen Regierung der Anschluß Warschaus an die krakauer Insurrection proclamirt. Diesem Beispiele folgte in der Nacht vom 22. zum 23. April Oberst Jasinski in Wilna, worauf auch Litauens Streitkräfte sich dem Aufstande anschlossen. Kosciuszko blieb erster, unumschränkter Dicta-

tor, und mit der Verdoppelung der Geschäfte wuchs auch seine Arbeitskraft. Schon zählte sein Heer 36,000 Mann, bei denen es auch den Anstrengungen Kosciuszko's nicht recht gelingen wollte, Disciplin und Ordnung herzustellen, als er sich genöthigt sah, den anrückenden Preußen und Russen entgegenzuziehen. Nachdem er auf den Hügeln von Szczekocin an den Quellen der Pilica Stellung genommen, so zwar, daß der linke Flügel sich an das von der Artillerie vertheidigte Dorf Sprotowa anlehnte, entbrannte am 9. Juni mittags der Kampf, der von beiden Seiten mit der größten Heftigkeit geführt wurde. Nach langem Widerstande wurde endlich Kosciuszko's linker Flügel zum Zurückweichen gebracht, während Centrum und rechter Flügel den feindlichen Anprall unerschüttert aushielten, sodaß es ihm schließlich gelang, sein Heer in guter Ordnung vom Schlachtfelde zu führen. Bei Beantwortung der jetzt an ihn herantretenden Frage, wohin er sich wenden solle, entschied er sich nach langem Ueberlegen endlich für Warschau, dessen Erhaltung ihm in diesem Augenblicke am wichtigsten erschien. Nach einigen glücklichen Gefechten richtete er seinen Marsch über Radom nordwärts, wohin ihm die preußisch-russische Armee auf dem Fuße nachfolgte; er hatte aber noch nicht Czersk erreicht, als sich Krakau an die Preußen ergab und ein polnisches Corps unter Zajączek von den Russen unter Derfelden bei Chelm (8. Juli) geschlagen wurde. Kosciuszko's Marsch war ein fortwährendes Gefecht mit der ihn verfolgenden Armee, die sich aufs äußerste anstrengte, ihn von Warschau abzuschneiden. Dort war es auf die Nachrichten von diesen Niederlagen zu den blutigsten Greuelthaten gekommen, indem der aufs tiefste erregte Pöbel an einigen russenfreundlichen Edelleuten seine Wuth ausgelassen und dieselben am 28. Juni ohne Urtheil getödtet hatte. Auf die Kunde davon sandte Kosciuszko sofort eine Heeresabtheilung voraus und ließ die Rädelsführer festnehmen, während er zugleich durch ein in ernstem Tone gehaltenes Manifest alle Wohlgesinnten darauf hinwies, welche Gefahren man durch solches Treiben heraufbeschwören müsse. Am 10. Juli stand der Dictator selbst vor den Thoren der Hauptstadt, die an sich selbst stark befestigt war, aber von Kosciuszko noch mit vier zusammenhängenden verschanzten Lagern umgeben wurde, sodaß er dadurch eine ziemlich starke Stellung einnahm. Als die täglichen Ausfälle der Belagerten die Fortschritte der Preußen unter Götz nicht zu hindern vermochten, kam endlich Rettung durch die Uneinigkeit der verbündeten Mächte, indem Rußland, argwöhnisch geworden über die energische Action Preußens, den litauischen Aufstand vorschützte, um seine Truppen zum großen Theil von Warschau zu entfernen. Da es aber nun den Preußen unbillig erschien, daß die Sache allein durch preußisches Blut abgemacht werden sollte, so hob der König die Belagerung auf und ließ am 6. Sept. den Rückzug antreten. Kosciuszko blieb selbst in Warschau, um sich für einen neuen Angriff noch besser vorzubereiten, während er verhängnißvollerweise Madalinski und Dombrowski mit 12,000 Mann nach den polnischen Gebieten Preußens abschickte, um auch sie zu insurgiren. Was Kosciuszko vorausgesehen, geschah: der einmal zurückgedrängte Strom der Feinde ergoß sich mit verdoppelter Heftigkeit zurück; der größte Feldherr der Russen, Suworow, rückte mit gewaltiger Macht durch Litauen, alles vor sich niederwerfend, heran. Kosciuszko, den es jetzt nicht mehr im Lager hielt, zog mit 20,000 Mann auserlesener Truppen dem Feinde entgegen. Am 7. Oct. 1794 traf er auf den russischen General Fersen, den er an der Vereinigung mit Suworow hindern wollte, doch gelang ihm sein Vorhaben nicht, da er nur 8000 Mann bei sich hatte, Poninski aber, dem die größere Hälfte der Truppen anvertraut war, ausblieb. Mit kluger Taktik verschanzte sich Kosciuszko auf freiem Felde und erwartete hier bei Maciejowice den Angriff der Russen, der unter Denissow und Fersen am 10. Oct. erfolgte. Der erste, der zweite Ansturm der Russen wurde blutig zurückgeschlagen, als aber Suworow mit frischen Truppen heranstürmte, überwältigte die Uebermacht die ermüdeten, zum Theil schlechtbewaffneten polnischen Kämpfer. Kosciuszko, wie gewöhnlich in der Tracht eines gemeinen Soldaten, verrichtete umsonst Wunder der Tapferkeit, drei Pferde waren unter ihm bereits erschossen, als ihn endlich ein Lanzenstich in die linke Schulter selbst vom Pferde warf. Noch einmal bestieg er ein frisches Pferd und eilte seiner fliehenden Reiterei nach, um sie zum Stehen und zu neuem Widerstande zu bewegen, verfehlte aber den Weg und stürzte, über einen breiten Graben setzend, mit dem Pferde. Kosaken und Carabiniers setzten verfolgend hinter ihm her, einer von den letztern gab ihm einen Hieb in den Nacken, während ein Kosak ihn noch mit der Lanze verwundete. Der hergebrachten Erzählung, daß Kosciuszko, während er zusammenbrach, ausgerufen hätte: „finis Poloniae!“, steht der Bericht eines Augenzeugen gegenüber, nach welchem Kosciuszko nach dem letzten Säbelhiebe lautlos zusammengebrochen ist; zudem hat er selbst ausdrücklich dagegen protestirt, jenen Ausruf gethan zu haben. Glücklicherweise wurde er von einem hinzukommenden Offizier erkannt und vor weiteren Verwundungen geschützt. Die Kosaken selbst bildeten aus vier Lanzen eine Bahre, auf der sie ihn in ein nahegelegenes Kloster brachten. Kosciuszko war Gefangener der Russen, sein Verschwinden aber lähmte die Thatkraft des ganzen Volkes. Kosciuszko wurde trotz seiner schweren Verwundung über Moskau nach Petersburg geführt, wo ihn Katharina II. in das Fort Petro-Pawlowsk in festen Gewahrsam zu bringen befahl. Nach dem Tode Katharina's (1796) wurde Kosciuszko von ihrem Nachfolger Paul I. besser behandelt und im Frühjahre 1797 mit großen Ehren entlassen, nachdem der Kaiser vergebens versucht hatte, ihn an Rußland zu fesseln. Kosciuszko schiffte sich mit Niemcewicz und einigen andern polnischen Offizieren zu Kronstadt an Bord eines schwedischen Schiffes ein, um zunächst Schweden und Norwegen kennen zu lernen und dann nach England zu gehen. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn aber, sich in Hamburg einige Zeit auszuruhen, wo er durch eine Adresse seiner in Paris weilenden Landsleute erfreut wurde. Nach seiner Genesung begab er sich

seiner ursprünglichen Absicht gemäß nach London und besuchte von hier abermals Amerika. Bei seiner Ankunft in Newyork, im Sommer 1797, empfing ihn eine Deputation des Congresses und geleitete den Helden des Befreiungskampfes auf das Repräsentantenhaus, wo er mit hohen Ehren aufgenommen wurde. Im Januar 1798 schenkte ihm der Congreß ein Kapital an Stelle der fünfjährigen Löhnungsgelder, die er noch zu fordern hatte, und der darauf entfallenden Zinsen. Noch in demselben Jahre wurde ihm vom Congreß der höchst ehrenvolle Auftrag zutheil, als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Frankreich zu gehen, um dort verschiedene streitige Punkte in Handelssachen zu erledigen. Es gelang Kosciuszko bald, sich seiner Aufträge zur vollsten Zufriedenheit seiner Auftraggeber zu entledigen, doch blieb er in Paris, wo er in den hervorragendsten Kreisen stets einen der ersten Plätze einnahm, zugleich aber auch den eidgenössischen Geschäftsträger Joseph Zeltner kennen lernte, mit dem ihn bald das Band innigster Freundschaft verknüpfte. Bonaparte stellte er sich stets kühl gegenüber, besonders als derselbe in Kosciuszko's Namen eine Proclamation an die Polen erließ, gegen die zu protestiren Kosciuszko erst im J. 1814 gelang. Als die siegreichen Monarchen 1814 in Paris einzogen, hatte Kosciuszko eine Unterredung mit Kaiser Alexander, der ihm mit der größten Hochachtung begegnete und auch seine schriftlichen Vorschläge über die Behandlung Polens in Empfang nahm. Im J. 1815 machte er eine Reise nach Wien, um auf dem Congresse für sein unglückliches Vaterland zu wirken. Indeß gelang es ihm nicht, auch nur seine dringendsten Wünsche zu erreichen. Von dort kehrte er nicht mehr nach Paris zurück, sondern nahm seinen fernern Aufenthalt in der Schweiz, wo er an dem Bruder Zeltner's bald einen gleichtreuen Freund gewann. Im engen Anschlusse an die Familie Zeltner verlebte er die beiden letzten Jahre seines thatenreichen Lebens in Solothurn, auf fortwährendes Wohlthun sich beschränkend. Am 15. Oct. 1817 entschlief Kosciuszko in den Armen seines Freundes.

Der vorstehenden Skizze liegen neben der Biographie Kosciuszko's von Falkenstein (Leipzig 1834) die neueren Darstellungen der Geschichte jener Zeit zu Grunde. *(Karl Lohmeyer.)*

KOSEGARTEN (Johannes [Hans] Gottfried Ludwig), Historiker und Orientalist, wurde als Sohn des bekannten Dichters Ludwig Theobul Kosegarten am 10. Sept. 1792 zu Altenkirchen auf Wittow, der nördlichsten Landzunge der Insel Rügen, geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Seine Jugend verlebte er auf der einsamen, aber an tiefgehenden Eindrücken nicht armen Heimatsstätte, erzogen und unterrichtet von dem Vater und ausgezeichneten Lehrern (Ernst Moritz Arndt 1796—98, Karl Lappe 1798—1801, dann Hermann Baier, der 1803—1805 mit ihm am Genfersee weilte und später seines Vaters Nachfolger in Altenkirchen wurde), also in einer geistigen Atmosphäre, die von dichterischen und wissenschaftlichen Elementen gesättigt war. Ist er den erstern nicht verschlossen geblieben — man findet hier und da fast unerwartet bei dem strengen Gelehrten das Aufleuchten eines feinen poetischen Gefühls — so hat sein Geist sich doch früh und mit rasch wachsender Ausschließlichkeit den letztern hingegeben; freilich auch hier in der Wahl der Gegenstände seiner Studien von den Jugendeindrücken beeinflußt. Denn einmal war es der Reiz der eigenthümlichen Poesie und des fremdartigen Volksthums des Orients, der ihn fesselte, andererseits lockte es ihn, sich in das vergangene und gegenwärtige Leben des Stammes zu vertiefen, dem er selbst angehörte und dessen Art er mit liebevoller Sorgfalt nachzugehen sich gedrungen fühlte; so kam es, daß er in einer für oberflächliche Betrachtung unverständlichen Weise das Studium der orientalischen Sprachen und Literaturen mit der Erforschung pommerscher Geschichte und niederdeutscher Sprache verband. Ersteres konnte er damals nur im Anschlusse an die Theologie, insbesondere die alttestamentliche Exegese, beginnen, kaum daß er in Greifswald, wohin er mit dem zu einer historischen (später theologischen) Professur berufenen Vater 1808 übersiedelte, in dem Theologen Piper jemand vorfand, der ihm die Elemente des Arabischen beibringen konnte. So war er in der Hauptsache auf das Selbststudium angewiesen, welches er, ohne Scheu selbst vor den Schwierigkeiten des Armenischen, eifrig betrieb, während er gleichzeitig in der Theologie besonders an Parow, in der Geschichte an Rühs sich hielt. Da es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß eine wirkliche Kennerschaft auf seinem Lieblingsgebiete nur unter der Leitung größerer Meister zu erlangen war, entschloß er sich im J. 1812 zur Reise nach Paris, wo damals neben dem größten Arabisten aller Zeiten, dem unvergleichlichen Silvestre de Sacy, eine Anzahl von Kräften ersten Ranges — wie Chézy für Sanskrit und Persisch, Schahan von Cirbied für Armenisch, Kieffer für Türkisch — an der Ecole spéciale des langues orientales vivantes wirkten. Wie er dort von 1812 bis 1814 mitten unter dem Kriegsgetöse in der Hauptstadt des feindlichen Landes doch seinen Studien aufs fleißigste hat obliegen können, schildert er anziehend in dem Reiseberichte, den er seiner Triga (s. u.) vorangeschickt hat. Mit den ehrendsten Zeugnissen seiner Lehrer, mit einer für seine Jahre ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und mit einem umfangreichen, den Handschriften der Pariser Bibliotheken entlehnten Material von Abschriften orientalischer, vorzüglich arabischer Texte ausgerüstet kehrte er in die Heimat zurück, um sich vorläufig bei der Universität Greifswald zu habilitiren, und als Adjunct der theologischen und philosophischen Facultät Exegese, Kirchengeschichte und pommersche Geschichte zu lesen. Unverändert und unermüdlich verfolgte er die Doppelrichtung seiner Studien, welche in diesen Collegien, wie gleich in seinen ersten Publicationen angedeutet ist, von da an weiter, und in ihr nach beiden Seiten gleichmäßig vorzuschreiten hat er bis an sein Ende nicht aufgehört.

Obwol aber die Schriften, mit welchen er gleich nach der Niederlassung an seinem Heimatsorte hervortrat (Commentatio critica exegetica in locum Iob. XIX,

25—27, Greifsw. 1815; Carminum Orientalium Triga. Arabicum Mohammedis ebn seid-ennâs Iaameritae Persicum Nisâmi Kendschewi Turcicum Emri, Stralsund 1815; Thomas Kantzow, Pomerania .... mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar, Greifswald 1816) ebenso wie von der Ausdehnung auch von der Gründlichkeit seiner Kenntnisse Zeugniß ablegten, errang er den schließlichen Erfolg seiner Docentenlaufbahn nicht an der pommerschen Hochschule und nicht durch seine ersten Veröffentlichungen; die Empfehlung de Sacy's, zu welchem Goethe längst als zu seinem Meister auf dem Gebiete seiner westöstlichen Studien aufblickte, verschaffte Kosegarten 1817 einen Ruf als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an die Universität Jena und bald danach nahe persönliche Beziehungen zu dem Dichter selbst, der die Hülfe des „zuverlässigen Mannes" bei Feststellung orientalischer Namen und bei den Versuchen in die poetische Literatur der Inder einzudringen, in den Anmerkungen zu dem (1819 zuerst herausgegebenen) Westöstlichen Divan wie in den Annalen (a. d. J. 1821) rühmt und sich durch die inzwischen im Drucke erschienenen Uebersetzungen des Nala (Nala. Eine indische Dichtung von Wjasa. Aus dem Sanskrit im Versmaße der Urschrift übers. und mit Anm. begleitet, Jena 1820) und mehrerer Stücke aus Nahschabi's Papageienbuche (in: Touti Nameh. Eine Sammlung persischer Märchen von Nechschebi. Deutsche Uebers. von C. J. L. Iken, Stuttgart 1822. Anhang 3. 5. Abschnitt; außerdem sind von Kosegarten ebenda der 2. Abschnitt Ueber die Geschichte des Tutinameh und viele von den Anmerkungen im 4. Abschnitt) — fesseln läßt (Annalen a. d. J. 1820, 1821). Die rein gelehrte Thätigkeit wurde darüber nicht vernachlässigt; 1818 erschien die vor dem erst funfzig Jahre später beendeten Drucke des Gesammttextes unentbehrliche Abhandlung über das Reisewerk des Ibn Batuta (De Mohammede ebn Batuta Arabe Tingitano eiusque itineribus, Jena 1818. 4), 1819 die mit Uebersetzung und sorgfältigen Noten versehene Ausgabe von 'Amr's Moallaka (Amrui ben kelthûm Taglebitae Moallakam Abu abd allae el hossein ben achmed essûseni scholiis illustratam et Vitam Amrui ben kelthûm e libro Kitâb el aghâni excerptam .. ed.... J. G. L. K., Jena 1819. 4.) und 1824 die Bearbeitung der Einleitung und eines Theiles der Genesis aus Aharon ben Elia's hebräischem Pentateuch-Commentar (Libri coronae Legis, id est Commentarii in Pentateuchum karaitici ab Aharone ben Elihu conscripti aliquot particulas... primus ed.... J. G. L. K., Jena 1824. 4); dem akademischen Lehrzwecke sollten wol die hebräischen Paradigmen dienen, welche er zuerst 1822 drucken ließ (Linguae hebraicae litterae, accentus, pronomina, conjugationes, declinationes, nomina numeralia et particulae, Jena 1822, 4 [Anonym] Ed. II.... cong. et dispos. J. G. L. K. Jena 1829, fol.).

Jetzt erinnerte man sich bei einer inzwischen eingetretenen Vacanz auch in Greifswald seiner. Ende 1823 wurde er als Ordinarius für alttestamentliche Exegese, orientalische Sprachen und Kirchengeschichte an die theologische Facultät der heimischen Universität zurückberufen und siedelte im Herbste 1824 von neuem nach dem Orte über, an welchem er vor allen hing, und den er nun nicht wieder zu verlassen brauchte. Hier hat er bis zu seinem am 18. Aug. 1860 infolge eines im Frühlinge desselben Jahres hervorgetretenen Nervenleidens erfolgten Tode eine stille, fast ausschließlich gelehrte, aber umfassende und fruchtbare Thätigkeit entwickelt, wenig und nur im Interesse der Wissenschaft oder seines Amtes in die Oeffentlichkeit tretend, aber allgemein geachtet, sowol im Kreise der Collegen, welche ihm dreimal (1829, 1838, 1851) das Rectorat übertrugen, der Bürgerschaft, welche sein warmes Interesse für vaterländische Geschichte und Volkskunde zu schätzen wußte, und vor allen seinen Fachgenossen auf den Gebieten der historischen und orientalistischen Studien, welche seine gelehrte Thätigkeit nicht weniger als seine stete Bereitwilligkeit zur Aushülfe aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Gelehrsamkeit dankbar anerkannten.

Das Merkwürdigste an dieser gelehrten Thätigkeit ist der Scharfblick in der Erkenntniß der wissenschaftlichen Aufgaben, deren Lösung der augenblickliche Stand der Forschung vor andern fordert, und der relativen Wichtigkeit der verschiedenen Objecte, deren unabsehbare Menge besonders auf einem so wenig angebauten Felde wie dem der Orientalistik, so leicht denjenigen irreführt, der nach Zielen für seine Arbeit sucht. Vor allem kam es bei dem Wiedererwachen des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland darauf an, die auf allen Gebieten sich regenden Kräfte zu sammeln. Kosegarten ist mit Ludwig Giesebrecht in erster Reihe bei der Gründung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde (1824) thätig gewesen und hat ebenso geholfen, die erste deutsche Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes (1837) ins Leben zu rufen. Die pommersche Geschichtsforschung bedurfte in erster Reihe einer Anzahl von sorgfältigen Localgeschichten und für das größere Ganze des festen diplomatischen Gerüstes: dem ersten Zwecke dient neben den Baltischen Studien (dem Organe der von ihm gegründeten Gesellschaft, welches er von 1853 bis zu seinem Tode selbst redigirte) ein von ihm begonnenes Sammelwerk (Pommersche und Rügische Geschichtsdenkmäler, Bd. I, Greifswald 1834; von Th. Pyl fortgesetzt), und die zum Universitätsjubiläum bearbeitete Geschichte der Hochschule selbst (Geschichte der Universität Greifswald, 2 Thle. Greifsw. 1857, 1856. 4.); den zweiten strebt er in dem mit Hasselbach zusammen bearbeiteten Codex diplomaticus (Codex Pomeraniae diplomaticus. Herausgeg. von K. Fr. W. Hasselbach und J. G. L. Kosegarten, I. Bd. Greifswald [1843—] 1862) an. Nicht weniger für das Verständniß der älteren historischen Denkmäler als zur wissenschaftlichen Bewahrung der allmählich zurückgehenden plattdeutschen Dialekte war eine lexikalische Bearbeitung der letztern dringend nothwendig: sein niederdeutsches Wörterbuch (Wörterbuch der niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit, Lief. 1—3 [a bis angetogen], Greifsw.

1859—60) unternahm es, diesem Bedürfnisse zu genügen.*) Ein schönes Zeugniß der Pietät gegen seinen Vater ist, den 12. Bd. der Gesammtausgabe von dessen Dichtungen bildend, „Kosegarten's Leben".

Derselbe Zug nach großen und lohnenden Aufgaben geht durch seine orientalistischen Studien. Es ist vor allem die volksthümliche und die poetische Seite der arabisch-persischen wie der indischen Literatur, die ihn anzieht; auf Mohammed's und seiner Theologen Verkümmerung des ursprünglichen arabischen Geistes hat er sich (abgesehen von einem kleinen Stücke in seiner Chrestomathie) niemals eingelassen. Von der Literatur, die ihn hiernach interessiren mußte, hat er einige der allerwichtigsten Werke herauszugeben angefangen: die Geschichte des Tabari, die nothwendige Grundlage jeder kritischen Erforschung der Khalifengeschichte, Taberistanensis id est Abu Dschaferi Mohammed ben Dscherir Ettaberi Annales ... ed. et in lat. transl. J. G. L. K. Vol. I—III, Greifsw. 1831—53. 4., das „große Liederbuch" des Ali von Ispahan, das Hauptwerk für die Kenntniß der arabischen Dichter und ihrer Werke wie der musikalischen Form der letzteren (Ali Ispahanensis Liber Cantilenarum magnus. Tomus primus, Greifsw. 1840 u. fg. [nur der Text des ersten Bandes, die wissenschaftliche Einleitung und ein Theil der dazugehörigen Uebersetzung und Anmerkungen]), und den Diwan der Dichter vom Stamme Hudheil, eine der werthvollsten Sammlungen vorislamischer Gedichte (The Hudsailian Poems contained in the Manuscript of Leyden. Vol. I: containing the First Part of the Arabic Text, London 1854. 4). Interessant und charakteristisch sind auch die Textstücke, welche er in der Chrestomathia arabica (Leipzig 1828) zusammengestellt und durch ein vortreffliches Glossar, einen Abriß der arabischen Flexionslehre und einige Anmerkungen erläutert hat. — Nur zu Anfang hat er sich daneben auch um die neue Wissenschaft der Aegyptologie gekümmert (Bemerkungen über den ägyptischen Text eines Papyrus aus der Minutolischen Sammlung, Greifswald 1825. 4. — De prisca Aegyptiorum Litteratura. Commentatio prima, Weimar 1828, 4.), aber die Sanskritstudien auch später gefördert, und aus der indischen Literatur sich ebenfalls ein Buch ersten Ranges zur Bearbeitung ausgewählt (Pantschatantrum sive Quinquepartitum de moribus exponens, P. I. Textum sanscritum simpliciorem tenens, Bonn 1848. P. II. Textum sanscritum ornatiorem tenens. Particula prima, [nicht mehr erschienen] Greifsw. 1859, 4).

Auch der sprachwissenschaftlichen Seite der arabischen Philologie hat er seine Aufmerksamkeit zugewandt, auch an ihr mit sicherm Blicke herausgefunden, wessen wir bedürfen. In classischer Vollendung hatte de Sacy das sprachliche Material herausgearbeitet, welches die arabische Ueberlieferung bietet, mit genialem Spürsinn Ewald einige der wichtigsten Gesetze und Triebe erkannt, welche in lautlicher wie in psychologischer Beziehung in den semitischen Sprachen lebendig sind: Kosegarten unternahm es, in einer großen, lateinisch geschriebenen Grammatik das Werk beider zu vereinen, nicht ohne zahlreiche Beiträge aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit hinzuzufügen. Leider ist der Druck nicht zu Ende gekommen: die 688 Seiten in groß Octav, welche er umfaßte und die bis auf einen kleinen Rest die ganze Elementar-, Laut- und Formenlehre darstellen, sind in den siebziger Jahren von dem Verleger (F. C. W. Vogel in Leipzig) ohne Titel in den Handel gebracht worden; aber einer dem jetzigen Stande der Forschung entsprechenden Grammatik der Art, wie sie hier angestrebt ist, entbehren wir noch immer.

Was diesen großen Arbeiten (zu welchen außer dem nicht fortgesetzten ersten Hefte einer „Morgenländischen Alterthumskunde", Dresden 1831, noch einige Artikel in der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" und der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft", sowie Vorreden zu Agrell's Supplementa syntaxeos Syriacae, Greifsw. 1834 und Lewi's חברת ישראל, Greifswald 1831 kommen) außer der Weite des Gesichtskreises eignet, ist eine Treue im Kleinen, wie sie mit jener sich nicht immer vereinigt findet, hier aber im höchsten Maße bewährt wird, sodaß derselbe Mann, dessen Blick das Größte zu erkennen fähig ist, aus Uebermaß von Genauigkeit manchmal fast pedantisch erscheint. So sind auch in rein philologischer Beziehung seine Arbeiten noch jetzt — abgesehen von kleinen Einzelheiten, in deren Erkenntniß jeder Tag fortschreitet — wahre Muster von Genauigkeit.

Wenn trotzdem Kosegarten's Wirkung auf seine Zeit eine beschränkte, sein Einfluß auf die Fortentwickelung der Wissenschaft kein maßgebender gewesen ist, so muß der Grund dafür einerseits darin gesucht werden, daß er, der von der Außenwelt fast grundsätzlich abgewandte Gelehrte, als Universitätslehrer, wenigstens für Anfänger, wenig anziehend gewesen zu sein scheint, andererseits aber darin, daß er eine eigenthümliche Neigung besessen haben muß, stets eine ganze Menge großer Aufgaben gleichzeitig nebeneinander zu betreiben: so ist von den vielversprechenden und jeder an sich herrlichen Unternehmungen des Tabari, des Liederbuches, des Hudheilitendivans, des Pantschatantra, wie andererseits des Codex diplomaticus und des Niederdeutschen Wörterbuches keine einzige über den achtunggebietenden Anfang hinausgekommen. Trotzdem schließen alle seine Arbeiten eine solche Fülle der Gelehrsamkeit wie vortrefflicher Einzelerkenntnisse in sich, daß seine in staunenswerther Emsigkeit geleistete Lebensarbeit für die beiden Wissenszweige, denen er sich gewidmet, reiche Früchte zu Wege gebracht, wenn auch nicht so reiche, als sie hätte bringen können, wenn er es über sich vermocht hätte, sich auf eine durchführbare

*) Verzeichnisse der kleineren historischen Schriften und Abhandlungen und Würdigungen seiner ganzen Thätigkeit auf diesem Gebiete findet man in Arnold Schäfer's Nekrolog im 33. Jahresberichte der Gesellsch. f. pomm. Gesch. (Baltische Studien Bd. XX. Heft 2 S. 58—70) und in dem Artikel Th. Pyl's in der Allg. deutschen Biogr. XVI, 742 fg., welcher auch die Quellen für die Beschreibung seines Lebens im Einzelnen anführt.

Zahl von Arbeiten zu beschränken. Aber als pommerscher Historiker wie als verständnißvoller Erforscher des arabischen Volksthums nach seiner originellsten Seite hin ist er bis heute unersetzt. *(A. Müller.)*

KOSEGARTEN (Ludwig Theobul [Gotthard]), ein keineswegs talentloser, jedoch unselbständiger Dichter, 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen in Mecklenburg geboren als Sohn des zu Rostock und Halle gebildeten ersten Predigers Bernhard Christian Kosegarten. Der Großvater, Adam Kosegarten, war Kaufmann zu Parchim gewesen. Des Dichters Mutter Johanna Sophia, Tochter des Pastors Buttstädt, starb bereits 1762 und der Vater, der einer Pflegerin für seine sieben kleinen Kinder bedurfte, vermählte sich bald darauf mit Anna Christina, der einzigen Tochter des Hofrath Stiegehaus zu Schwerin. Im J. 1767 ward der Vater zum Präpositus der grevesmühlenschen Diöcese befördert, hatte aber als ein Gegner der in Mecklenburg einflußreichen Pietisten viele Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten durchzukämpfen. Seine zweite Gattin gebar ihm sechs Kinder, und bei dem heftigen Charakter Bernhard Christian's mag die Jugend der Kinder erster Ehe nicht eben sehr fröhlich gewesen sein; die Stiefmutter starb 1797, der Präpositus ging aber nach ihrem Tode noch zweimal eine neue Ehe ein und starb erst 1803; sein Amtsjubiläum hat der dichtende Sohn 1800 mit einem „Hymnus" (Gesammelte Dichtungen IX, 282) gefeiert. Eine Autobiographie des Vaters ward in der Beschreibung seiner Amtsjubelfeier (Wismar 1801) gedruckt. Der früh gestorbenen Mutter gedenkt Gotthard oder, wie er sich meist nannte, „Theobul" Kosegarten in seinen Gedichten öfters in liebevollster Weise. Der Knabe, welcher anfangs wenig Begabung verrieth, erhielt durch Hauslehrer einen ungenügenden Unterricht; erst von seinem elften Jahre begann er sich zu entwickeln und machte nun nicht nur in der griechischen, lateinischen und hebräischen Sprache, sondern auch in den neueren Sprachen sich gründliche Kenntnisse zu eigen. Die Bibliothek seines Vaters und des Rectors Rutenick lieferte seiner nicht zu stillenden Leselust reichliche Nahrung, ältere und neue deutsche, italienische und englische Dichter lernte er kennen. Geschichte zog ihn mächtig an und für fleißiges Betreiben der früh angefangenen theologischen Studien sorgte der strenge Vater. Daneben erhielt er Unterricht im Klavierspielen und betheiligte sich mit seinen Geschwistern an den ländlichen Arbeiten. Die Liebe für die Natur ward durch den Aufenthalt auf dem Lande früh in dem Knaben geweckt und verließ den Dichter nie. Glückwünsche in lateinischen Versen mußte der Knabe auf Befehl des Vaters ausarbeiten; zu dichterischen Versuchen in deutscher Sprache trieb ihn früh die eigene Neigung; mit sechzehn Jahren legte er sich eine Sammlung lyrischer Gedichte an. Eigene kleine Erlebnisse wurden besungen; ein größeres Lehrgedicht „Die Thorheit jauchzender Freuden", ein komisches Epos „Schwertlieb und Raufbold" und ein anderes „Chenteklär oder die Schicksale eines Hahnes" ausgeführt. Wol nur unmittelbare Nachklänge der Lektüre sind in diesen ungedruckten Jugendarbeiten zu finden; erwähnenswerth sind sie, da sie eine Richtung anzeigen, die Kosegarten später völlig fremd geblieben. Eine heroische Romanze dagegen „Ritogar und Wanda" fand später umgearbeitet Aufnahme in die Werke. Uebersetzungen aus Horaz und Virgil's Eklogen stehen in jener Jugendzeit Uebertragungen deutscher Lieder ins Französische zur Seite; daß sich geistliche Gedichte finden, ist bei einem beginnenden Theologen selbstverständlich; wenigstens eines von ihnen „Gewitter und Selma" (1775) ward später in die Werke aufgenommen.

Am Charfreitag 1774 hielt der Sechzehnjährige in der heimatlichen Pfarrkirche seine erste Predigt: „Ueber die merkwürdigen Absichten Gottes bei dem Begräbnisse Jesu". Aus Abneigung gegen die in Mecklenburg herrschende Richtung sandte der Präpositus darauf seinen Sohn auf die Universität nach Greifswald. Nachdem er noch einmal, und diesmal in Hohenlukow, gepredigt, traf er nach vierzehntägigem Aufenthalte in Rostock Anfang October 1775 in Greifswald ein. Nur die erste Zeit fühlte er sich unbehaglich „an des Rikk veröd'tem Strand". Die Vorlesungen J. Chr. Muhrbeck's zogen ihn, dessen philosophisches Interesse früh geweckt ward, an, und von den theologischen Professoren trat er Quistorp näher; bei Peter Müller hörte er historische Vorlesungen, bei andern über Naturgeschichte, über Homer und Horaz. Mit Gottfried Quistorp und Franz Gering, denen er dann die Sammlung seiner Gedichte widmete, schloß er einen Freundschaftsbund, dessen „ahnungsreicher Lebensdämmerung" er noch viel später in dem Gedichte „an Hans Franz Gering" (IX, 243) ein begeistertes Preislied sang. Auch die erste Liebe fand während der greifswalder Studienzeit ihren dichterischen Ausdruck. In den Oster- und Herbstferien des J. 1776 brachte er in Rostock seiner zartfühlenden Cousine Sophie Buddig seine Huldigungen dar. Mehrere der in vierzeiligen gereimten Strophen frisch und schwungvoll geschriebenen Gedichte erschienen im Rostocker Wochenblatte. Im Juni 1776 entstand aber auch die in Klopstock's freien Rythmen sich bewegende religiöse Hymne „Das Wehen des Allliebenden". Goedeke (Grundriß §. 274) setzt auch das Erscheinen der ersten Gedichtsammlung Kosegarten's „Gesänge" (Stralsund) für 1776 an; Joh. Gottfried Ludwig Kosegarten erklärt dagegen in der Biographie, die erste Gedichtsammlung seines Vaters seien die 1777 in Stralsund gedruckten „Melancholien" gewesen. Das Gefühl der Leser zu wecken, erklärt die Vorrede der „Melancholien" für den Zweck der „aus Wahrheit und aus Gefühl", nicht nach dem Modetone gesungenen Lieder. Später hat Kosegarten die meisten dieser Gedichte umgearbeitet, wobei sie nach des Sohnes Urtheil formal gewannen, aber an Lebendigkeit einbüßten. Kosegarten selbst meinte später, rauh hätten diese Lieder, welche ein Jüngling näher dem Knaben sang, allerdings geklungen, aber herzlich. Das Schöne, das Gute, das Große mit Bild und Laut darzustellen, sei der Jüngling begeisterungsvoll entbrannt („Die Jugendlieder" VIII, 13), und diese seine alten Themata: Gott, die Natur, Schönheit und Tugend, meinte er 1802 polemisch gegen die Ro-

mantiker („Die Zeitgenossen" IX, 9), wolle er auch unbekümmert um die neuen Lehren neuer Zeiten weiter singen.

Bereits vor dem Erscheinen der „Melancholien" hatte Kosegarten's Talent eine öffentliche Anerkennung erhalten. Er war ausersehen worden, am Geburtstag des Landesherrn — Pommern war damals noch schwedisch —, am 24. Jan. 1777, die übliche akademische Festrede zu halten; sie erschien gleich darauf in Stralsund gedruckt: „Die wahre Größe der Fürsten. Eine Rede und Hymne an Gustav's III. von Schweden einunddreißigstem Geburtstage". Der Einfluß Klopstock's und seiner Abneigung gegen „den Eroberer" ist darin unverkennbar. Ebenfalls 1777 gab der junge Dichter auch noch eine Sammlung „Psalmen" (Stralsund und Leipzig) heraus. Im April 1778 folgte eine neue Gedichtsammlung „Thränen und Wonnen" (Stralsund); 1779 ließ er im Einzeldrucke die Ode „Die höchste Glückseligkeit" erscheinen, dann trat nicht im Dichten, wohl aber in der Veröffentlichung lyrischer Arbeiten eine Pause ein. Ostern 1777 hatte er bei einem Ausfluge nach Wolgast die Ruinen des alten pommerschen Herzogsschlosses gesehen und dadurch lebhaftes dichterisches Interesse für die sagenhafte Geschichte des Landes gewonnen. Im Herbste kam er zum ersten mal nach Rügen, wo die in Wolgast empfangenen Eindrücke noch verstärkt wurden. Eine Fortsetzung der Universitätsstudien war bei der beschränkten ökonomischen Lage der Familie nicht möglich, und nach kurzem Aufenthalte in der Heimat trat er im November 1777 in die Hauslehrerstelle bei dem Landvogte Karl Gustav von Wolffradt zu Bergen auf Rügen ein; wie schwer ihm der Schritt fiel, hat er in dem Gedichte „Mein zwanzigstes Jahr" (VI, 96) ausgesprochen. Nicht ganz zur Zufriedenheit der Wolffradt'schen Familie scheint er seine Stelle ausgefüllt zu haben, denn bald schied er wieder aus dem Hause, durchstreifte einen Theil der Insel und ward im Frühjahre 1778 Hauslehrer bei dem Herrn Wewezer zu Boldeviz, einem Gute in der Nähe von Bergen. Hier hielt er es trotz des vom Vater ererbten ungestümen Temperaments anderthalb Jahre aus. Im Frühlinge 1778 dichtete er die vier Elegien an Agnes, Agnes' Nachtgesang und die zwei Oden an Agnes (VIII, 116—142). Erinnerungen an Rügen kehren in einer großen Anzahl seiner späteren Dichtungen wieder; ossianische Stimmungen wurden bei seinen einsamen Spaziergängen auf der weltgeschiedenen Insel erweckt. Den von Gerstenberg und Klopstock überkommenen Eindrücken der Bardendichtung gaben die Sagen der Insel, auf welche Kosegarten Hertha's heiliges Bad verlegte, eine frischere Färbung. Neben Ossian, Klopstock und Werther's Leiden wurde die Lektüre Shakespeare's in Eschenburg's Uebersetzung eifrig betrieben. Die Ilias und Odyssee, welche er jetzt am Strande des Meeres zum ersten mal ganz las, wirkten so mächtig, daß er die ersten zwölf Gesänge der Odyssee in Hexametern übersetzte und 1780 (Stralsund) den vierten Gesang als eine „Probe der verdeutschten Odyssee" veröffentlichte (A. Schröter, „Geschichte der deutschen Homer-Uebersetzung im 18. Jahrh.", Jena 1882); er selbst urtheilte später über seine Verdeutschung, sie sei wärmer als die Voß'sche, vielleicht minder wahr. Bei der Empfänglichkeit, welche Kosegarten in seinen Arbeiten stets gegen fremde Muster zeigt, ist es natürlich, daß die Begeisterung für Shakespeare ihn bestimmte, sich auch im Drama zu versuchen, obwol ihm jede dramatische Begabung abging.

Im J. 1779 veröffentlichte er zu Stralsund das auf Rügen geschriebene Trauerspiel „Darmond und Allwina" mit einer Widmung an Leisewitz, den Verfasser des „Julius von Tarent". Im J. 1780 folgte: „Wunna oder die Thränen des Wiedersehens. Ein Schauspiel mit Gesang. Am Ende elf Lieder und eine Elegie." Nur einmal kam er in späteren Jahren noch zum Drama zurück, indem er (Hamburg 1800) eine Tragödie „Ebba von Medem" herausgab. In den gesammelten Dichtungen fehlen diese drei Dramen wie so viele andere seiner Arbeiten. Kosegarten's Dramen gehören dem „bürgerlichen Trauerspiele" an, dessen Geschichtschreiber (A. Sauer, „Joachim Wilhelm von Brawe, der Schüler Lessing's", Straßburg 1878) ihrer allerdings nicht gedenkt. War die dramatische Form in Nachahmung fremder Vorbilder, Shakespeare, Leisewitz, Lessing gewählt worden und erinnerte das Motiv von „Darmond und Allwina", die Ungleichheit des Standes, welche die Liebe eines bürgerlichen Jünglings und adeligen Fräuleins trennt, an Rousseau's „Nouvelle Héloïse", zeigte die Durchführung den Einfluß von „Werther's Leiden", so gereichte es andererseits doch „Darmond und Allwina" wie „Wunna" zum Vortheil, daß auch eigene Erlebnisse des Dichters auf die Gestaltung seiner Werke entscheidend eingewirkt. Im Herbste 1779 hatte Kosegarten in der Hoffnung, eine Anstellung in Mecklenburg zu erhalten, Rügen verlassen; als diese Aussicht sich nicht erfüllte, ward er Hauslehrer bei Herrn von Kautzow zu Zansebur, einem Landgute zwischen Stralsund und Bardum, wo er funfzehn Monate verblieb. Auf den benachbarten Gütern Lassentin und Todenhagen lebte Dorothea Hagenow, die Tochter des 1802 geadelten Domänenpächters. Eine Neigung zu ihr scheint Kosegarten bereits früher, als er noch auf Rügen sein erstes Drama schrieb, gefaßt zu haben, jetzt bildete sich zwischen Dorothea und dem armen Hofmeister ein inniges Liebesverhältniß. Hagenow zwang seine Tochter, 1782 sich mit dem um zwanzig Jahre älteren Pastor Otto zu Niepars zu vermählen. Es ist keineswegs richtig, wenn Häckermann (Allgem. deutsche Biographie XVI, 747) behauptet, diese traurige Katastrophe habe den Charakter von Kosegarten's Poesie verwandelt, erst von da an habe er sich in Young'scher Schwermuth gefallen. Bereits 1777 waren ja an Stelle der jugendlichen Entwürfe zu komischen Epopöen die „Melancholien" getreten. Daß der Liebesschmerz aber nicht ohne Einwirkung auf seine Poesie geblieben, ist selbstverständlich. Dreiunddreißig ungedruckte Liebesgedichte, welche nach Häckermann „ebenso einfachen harmonischen Klang wie das Sesenheimer Liederbuch zeigen"(?), befinden sich nebst einer Biographie Dorothea Hagenow's handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu

Greifswald. Aber auch die (angeblich) auf Rügen gedichteten Elegien an Agnes sind thatsächlich an Dorothea gerichtet, wie auch die in der „Inselfahrt“ auftretende Agnes der Jugendgeliebten zu Ehren so genannt worden ist.

Im März 1781 treffen wir Kosegarten als Hauslehrer bei dem Herrn von Flotow zu Renz an der Warne unweit Rostock; hier schrieb er einen ungedruckten Roman „Die Liebe Reinhart's und Ninni“. Ende 1781 nahm er die gleiche Stelle bei Herrn von Kathen zu Götemiz auf Rügen an. Hier scheint er endlich eine Familie nach seinen Wünschen gefunden zu haben, denn vier Jahre blieb er in diesem Hause. Nur einzelne Ausflüge, wie Anfang 1784 eine Reise nach Lübeck, wo er Gerstenberg vergeblich aufsuchte, unterbrachen den stillen Aufenthalt auf Rügen. Als Prediger genoß er bereits seit längerer Zeit einen gewissen Ruf; unter den Titeln „Wahre Weisheit“ und „Glaube und Unglaube“ hatte er 1780 und 1781 in Stralsund mehrere Predigten drucken lassen; im letztern Jahre legte er auch seine theologische Prüfung in Greifswald ab (Juli 1781). Für die Dichtung waren die vier Jahre auf Rügen wieder sehr fruchtbar. Dem zu Renz begonnenen Studium Tasso's und Petrarca's entsprang der erst 1791 (Berlin) veröffentlichte Roman „Ewald's Rosenmonde, beschrieben von ihm selbst und herausgegeben von Tellow“. Eine Reihe von Hymnen entstand und in den verschiedensten Formen übte er sein sich immer mehr ausbildendes Talent. In Blankversen schrieb er in einfachem epischen Stile die Scenen „Die sterbende Alkestis“ und „Iphigenien's Opferung“, während die „Letzte Wehklage um Troja“ — mit Schiller's „Siegesfest“ zu vergleichen — den Charakter der Cantate zeigt; den ersten Druck der drei Dichtungen brachte Boie's „Deutsches Museum“ 1789. Die Beschäftigung mit der nordischen Literatur äußerte in Balladendichtungen ihren Einfluß; Scenen aus Ossian wurden in Versen und nach Goethe's Vorgange in rhythmischer Prosa bearbeitet. Die ersten fünfundfunfzig Verse des dritten Buches von Paradise lost wurden als „Milton's Sonnengesang“ in der Form des Originals trefflich wiedergegeben; der Uebersetzung von „Thomson's Hymne“ steht die Uebertragung von sechs Orphischen Hymnen zur Seite. Hier wie in einer Reihe verschiedenartiger anderer Versuche bewährt sich ein hervorragendes Uebersetzertalent. Eine Selbstbiographie, der es an Selbstbewußtsein nicht mangelt, schrieb er 1783 für Joh. Chr. Koppe's „Jeztlebendes gelehrtes Mecklenburg“ (Rostock und Leipz.) I, 96—106.

Im September 1785 folgte er einer Berufung des wolgaster Magistrats als Rector der Stadtschule zu Wolgast. Die philosophische Facultät zu Bützow, welche ihn bereits 1781 vergeblich zu einer Professur für griechische Literaturgeschichte und schöne Wissenschaften in Vorschlag gebracht hatte, ertheilte ihm nun die Magisterwürde und Kosegarten schrieb eine ästhetische Abhandlung „De pulcro essentiali, ex placitis veterum“. Am 10. Oct. begann Kosegarten seine neue Amtsthätigkeit, die er bis in den Mai 1792 mit größtem Eifer ausübte. Da die von ihm zu leitende Anstalt zugleich Bürgerschule und gelehrte Schule sein sollte, die vorhandenen Lehrkräfte aber durchaus ungenügend waren, so wurden Kosegarten's Kräfte aufs äußerste in Anspruch genommen. Das mit der Stelle verbundene Einkommen stand mit ihren Anforderungen im umgekehrten Verhältnisse. Im Herbste 1786 vermählte er sich mit Katharine, der zweiten Tochter des ihm befreundeten, verstorbenen Pastors Linde zu Casveniz. Auf dem bei Greifswald gelegenen Gute Klein-Kiesow des Oheims seiner Frau verbrachte er von jener Zeit an die Ferienwochen. Die ausgedehnte literarische Thätigkeit, welche der von Amtsgeschäften überhäufte Rector während der sieben Jahre in Wolgast ausübte, ist erstaunlich. Er dichtete und schrieb der alten Neigung folgend. An einer großen Anzahl von Almanachen, am Göttingischen seit 1789, und Zeitschriften war er Mitarbeiter, wie denn bereits das Aprilheft 1780 von Wieland's „Teutschem Merkur“ Kosegarten's Epos „Die Ralunken, eine rügische Erzählung“ gebracht hatte, wieder abgedruckt 1782 in Gesterding's Pommerschem Museum; das Februarheft 1782 von Boie's „Deutschem Museum“ das Gedicht „Das Fräulein von Garmin“, das Juniheft 1783 „Ritogar und Wanda“. Im vierten Stücke des „Pommerschen Archivs der Wissenschaften und des Geschmacks“ erschien 1785 „Psyche, eine Dichtung des Alterthums nach Marino, drei Theile“, das zu allen Zeiten von Poeten mit Vorliebe bearbeitete Märchen des Apulejus. Im gleichen Jahre veröffentlichte er „Grundgesetze der zukünftigen Welt; eine Predigt“ (Stralsund). Drei Jahre später vereinigte Kosegarten seine in den letzten Jahren entstandenen Gedichte mit einer Auswahl aus den früher erschienenen Sammlungen zu einer großen zweibändigen Ausgabe:
Ludwig Theobul Kosegarten“ (Leipzig 17
ständige Ausgabe der „Psyche“ folgte 1'
1790, 1794 und 1801 je ein Band der „
zerstreuten Blätter“ (2. Aufl. des 1.
des 1800) mannichfachen Inhalts. N
der Uebersetzung einer Ode Vanini's
Aufsätze wie der „Ueber die wesentli
„Schilderungen aus dem Aufenthalte au
1782“, dann mehrere Predigten, unter ihnen die auch selbständig erschienenen, ins Französische und Holländische übersetzten „Betrachtungen über die Bedeutung, den Zweck und die Erfordernisse zum würdigen Genuß des Abendmahls“. Reden und Predigten wechseln mit Schilderungen aus dem Aufenthalte auf Rügen, zu Götemiz und Wolgast in den zwei Bänden „Haining's Briefe an Emma“ (Leipzig 1791).

Diesen Werken stehen aus der wolgaster Rectoratszeit solche Arbeiten gegenü
Gelderwerbes wegen übernel
reits 1782 eine „Probe
geistlichen Gedichten nebst A
leger ausgearbeitet hatte.
zögling von Herrn Pratt“
handenen Uebersetzungen von
er eine neue in acht Bände

genüber. Er strebte, wie er in der Vorrede sagt, wol treu zu übersetzen, die langausgesponnenen Perioden Richardson's aber zu theilen und zu vereinfachen, und den Dialog leicht und ungezwungen wiederzugeben. Im J. 1791 gab er den ersten, 1795 den zweiten Band von Adam Smith's „Theorie der sittlichen Gefühle" übersetzt heraus; 1792 in zwei Bänden Oliver Goldsmith's „Römische Geschichte" (neu aufgelegt 1798 und 1805). In der Widmung dieses Werkes an den schwedischen Kronprinzen Gustav Adolf schilderte er nach Klopstock'schem Muster den bösen und das Ideal des guten Fürsten. Die Gunst des Kronprinzen, welche er sich mit dieser Widmung gewann, verschaffte ihm 1792 das einträgliche Pfarramt zu Altenkirchen. Bereits hatte er den Antrag, Hofprediger der Königin von England zu werden, abgelehnt und das Rectorat des kaiserlichen Lyceums zu Riga angenommen, als ihm so unverhofft das Glück zutheil ward, unter den angenehmsten Verhältnissen auf sein geliebtes Rügen zurückzukehren. Seine neue Stellung brachte es mit sich, daß die Pflege der Predigt ihn zunächst beschäftigte; nachdem er einzelne, wie seine erste Uferpredigt in der Vitte (1792), die Jubelpredigt zum Gedächtniß der in Schweden vollendeten Reformation (1793) hatte drucken lassen, gab er (Berlin 1794 und 1795) eine zweibändige Sammlung seiner „Predigten" heraus. „Eusebia, ein Jahrbuch zur Beförderung der Religiosität" hatte er 1792 (Leipzig) erscheinen lassen; aus dem Englischen übersetzte er 1800 „Der Prediger wie er sein sollte, dargestellt im Leben des Baptistenpredigers Robert Robinson". Die Gerichtspflege und Polizei, welche dem Pastor als Grundherrn von Altenkirchen oblag, bereitete ihm viel Mühe und Verdruß, aber wie in der Schule zu Wolgast, so wußte er auch in seiner Pfarre allgemeine Beliebtheit und Vertrauen sich zu erwerben. Das idyllische Landleben, das er im Kreise seiner Familie in Altenkirchen genoß, hat er selber den Freunden seiner Gesänge in einer von Horaz' Epoden stark beeinflußten „Ekloge" (XI, 161—208) geschildert. Von den vielen Fremden, welche im Sommer aus Norddeutschland nach Rügen kamen, ward der bereits namhafte Dichter gern besucht; auch Wilhelm von Humboldt ward auf diese Weise mit ihm bekannt. Zur Erziehung seiner Kinder — am 10. Sept. 1792 war ihm sein erster Sohn Johann Gottfried Ludwig, der später berühmte Historiker und Orientalist geboren worden — nahm er 1796 einen Hauslehrer an: es war Ernst Moritz Arndt. Demselben folgte in dieser Stelle einer seiner wolgaster Schüler Karl Lappe, gleich Kosegarten selbst ein eifriger Dichter, und diesem Hermann Baier aus Lobbin, welcher in der Folge der Gemahl von Kosegarten's ältester Tochter Alwina wurde. Als ihn 1793 die Facultät zu Rostock zum Doctor der Theologie creirte, schrieb er die Dissertatio theologico-aesthetica de auctorum sacrorum ipsiusque Jesu Christi vi atque indole poetica.

In die Zeit seines Aufenthaltes zu Altenkirchen fällt auch die Ausarbeitung seines gelehrten Hauptwerkes, der „Geschichte des oströmischen Kaiserthums", deren erster Band 1795, der zweite 1802 erschien. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß das Quellenstudium auf der abgelegenen Insel nicht eben sehr umfangreich sein konnte; um so eifriger hat der Uebersetzer englischer Schriftsteller Gibbon's herrliches Meisterwerk zu Rathe gezogen. Kosegarten gehört als Historiker zu den von Voltaire's geistreich feuilletonistischen Geschichtsarbeiten angeregten deutschen Autoren, die nach dem Vorgange Schiller's der rein pragmatischen, nur von Fachgelehrten für Fachgelehrte geschriebenen trockenen Zusammenstellungen eine in anziehender Form für weite Kreise der Gebildeten bestimmte Geschichtschreibung gegenüberstellen wollten, und sich dabei mehr oder minder dem Einflusse von Herder's geschichtsphilosophischen Ideen hingaben. Seiner eigenen historischen Arbeit schließen sich wieder Uebersetzungen aus dem Englischen an; der dritte und vierte Band von John Gillin's „History of ancient Greece and its colonies", die beiden ersten hatte Hauptmann von Blankenburg übertragen, und John Gast's „History of Greece". Die 1800 erschienenen zwei Bände des „British Odeon, oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften der neuesten britischen Dichter" (Berlin) enthalten biographische Nachrichten von englischen und schottischen Dichtern des 18. Jahrh.; von den beigegebenen Uebersetzungen haben einige Karl Lappe zum Verfasser. Auch der dritte Band der Rhapsodien brachte Uebersetzungen englischer und schottischer Lieder (nun im ersten Bande der „Dichtungen"). Das philosophische Gebiet, dem seine Magisterdissertation angehörte, betrat er 1796 wieder mit „Eudämon's Briefen an Psyche oder Untersuchungen über das Urschöne, Urwahre und Urgute". Kosegarten bemühte sich redlich, der neueren Entwickelung der Philosophie zu folgen, ohne daß er es zu einem Verständnisse Kant's gebracht hätte. „Der arme Kosegarten", schrieb Goethe am 13. Aug. 1797 an Schiller, „erscheint äußerst fratzenhaft, der, nachdem er nun zeitlebens gesungen und gezwitschert hat, wie ihm von der lieben Natur die Kehle gebildet und der Schnabel gewachsen war, seine Individualität durch die Folterschrauben der neuen philosophischen Forderungen selbst auszurecken bemüht ist, und seine Bettlerjacke auf der Erde nachschleift, um zu versichern, daß er doch auch ohngefähr so einen Königsmantel in der Garderobe führe." Seine ganze Unselbständigkeit, wie sie überall zu Tage tritt, zeigt Kosegarten auch in seinen philosophischen Ideen; es ist ein geradezu lächerlicher Abklatsch der tiefen Schiller'schen Ideen, wenn wir in der Ekloge gleich dem „Spaziergang" durch die Disharmonie der Vergangenheit und Gegenwart geführt werden, um dann für die Zukunft die Verheißung zu erhalten (XI, 179), in ihr würden „in seligem Bunde

> Gatten sich Neigung und Pflicht, es huldigt der Trieb dem Gedanken.
> Zur Nothwendigkeit kehret der Mensch zurück durch die Freiheit."

Einer verbesserten Ausgabe der zweibändigen Gedichtsammlung von 1788, die (Leipzig 1798) unter dem Titel „Poesien" herauskamen, folgten 1799 (Berlin)

„Memnon's Bildsäule“, 1801 die „Blumen“, eine Sammlung schottischer, schwedischer und dänischer Volkslieder (X, 153—288); 1802 eine neue Auflage der „Poesien“ in drei Bänden. Schon früher war Kosegarten als Mitarbeiter in Schiller's Musenalmanach und sogar in den Jahrgängen 1796 (das Geständniß VI, 5; Ekloge VII, 2; Theon und Theone X, 1) und 1797 (Kosmopoliten X, 11; das Neue X, 14) der „Horen“ aufgetreten. Im Verzeichnisse der Mitarbeiter von 1794 war sein Name allerdings nicht genannt gewesen, erst als das große Schiff mit seiner classischen Bemannung auf den Strand gerieth, nahm Schiller auch Hülfsvolk vom Schlage Kosegarten's an Bord der „Horen“. Körner meinte von diesen Beiträgen einmal, Kosegarten gebe oft ein warnendes Beispiel, wie man große Gegenstände nicht kleinlich behandeln solle; von „Theon und Theone“ und der „Ekloge“ aber urtheilte er (an Schiller 15. Dec. 1796), es habe zwar treffliche Stellen, im ganzen jedoch wieder eine gewisse Steifheit und Trockenheit, man sehe den Knochenbau und die unvollendete Ausbildung des Künstlers zu deutlich. An Cotta empfahl Schiller zwar den vielschreibenden Dichter als eine Zierde für die „Flora“, für welche er selber freilich nicht schreiben mochte. Von den Streichungen, welche Schiller eigenmächtig in Kosegarten's Gedichten, besonders in „Arkona“ (Musenalmanach auf 1796 S. 75) vornahm, war dieser wenig erbaut und suchte in einem salbungsvollen Briefe vom 15. Dec. 1796 (durch W. Vollmer's treue Sorgfalt abgedruckt im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta“, Stuttgart 1876 S. 221) Schiller sein Unrecht zu Gemüthe zu führen. Schiller selber schrieb ihm einmal (9. Juni 1797?) seine „Meinung“ [1]), worauf Kosegarten „sehr dankbar für meine Aufrichtigkeit“ (Schiller an Goethe am 17. Aug. 1797) antwortete: „Aber wie wenig ihm zu helfen ist, sehe ich daraus, daß er mir in demselben Briefe das Anzeigeblatt seiner Gedichte beigelegt, welches nur ein Verrückter geschrieben haben kann. Gewissen Menschen ist nicht zu helfen, und dem da besonders hat Gott ein ehern Band um die Stirn geschmiedet.“ Auch Aug. W. Schlegel gegenüber spottete Schiller (3. Juli 1797) über die „possirliche Ankündigung“. Ob die 126. Xenie, wie Boas meint, auf Kosegarten zu beziehen ist, erscheint unsicher. Friedrich Schlegel urtheilte in der Recension des Schiller'schen Musenalmanachs für 1796 (im Journal „Deutschland“ II, 6), „Kosegarten's Sidselil könnte rührend sein, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt und weicher gehalten wäre. Einige andere empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers (an Ruhheims Fluren, Ellwinens Schwanenlied, die Sterne) sind von Ueberspannung und Ueberfluß nach seiner Art ungewöhnlich frei“. Schlimmer sprach er von den Beiträgen zu den „Horen“. „Das Geständniß ist ein in Gärung gerathenes Vorwort von Kunstwörtern der Empfindelei; dazwischen genugsame, rein prosaische Brocken, und einige Erinnerungen an Klopstock. Nichts kann unweiblicher und unzarter sein, als Theone's lange Beschreibung einer Umarmung und der Wallungen ihres Blutes in dem Liede, wo sie ihre Gegenliebe zuerst gesteht.“ Die „Ekloge“ nennt er schwerfällig und pflichtmäßig, ein einziger poetischer Uebergang finde sich in dem ganzen Stücke.

Kosegarten vergalt die Abneigung der Romantiker auch seinerseits, so schwach er eben konnte. Wie hätte auch zwischen den von Weimar und Jena ausgehenden Kunstanschauungen und der engherzigen Auffassung des Pastors, der als Dichter preist, daß in seiner Kirche „weder Gemaltes entstelle die Wand noch Geschnitztes“ (Inselfahrt II, 151), eine Verständigung sich ergeben können! Nur den Einfluß von Novalis' herrlichen Hymnen an die Nacht treffen wir als Wirkung der Romantischen Schule in der fünften Ekloge „Nachtfahrt“. Im übrigen dichtete er ruhig in seiner Weise fort. Zwischen 1812 und 1815 gab er in Greifswald seine „Dichtungen“, nunmehr zu acht Bänden angewachsen, heraus. Im J. 1805 hatte er seine erste größere epische Idylle „Die Inselfahrt, oder Aloysius und Agnes, eine ländliche Dichtung in sechs Eklogen“ (Berlin; neue Auflage 1814) veröffentlicht; es ist die Insel Hiddensee, welche darin geschildert wird. Im J. 1808 folgte „Jukunde; eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen“, in ebenso viel Tagen entstanden (Berlin; 6. Aufl. 1843), die Heinr. Kurz in seiner Literaturgeschichte wol mit Recht als Kosegarten's beste Leistung rühmt. Das Gedicht gibt sich überall als eine Nachahmung von J. H. Voß' „Luise“ deutlich zu erkennen; nach dem Muster von „Hermann und Dorothea“ gibt es den Ausblick auf einen patriotisch-politischen Hintergrund. An das Thema seines ersten Dramas dagegen knüpft Kosegarten wieder an, indem das Standesvorurtheil als nichtig bezeichnet und die Heirath zwischen der Pfarrerstochter und dem adeligen Gutsbesitzer ohne Hindernisse geschlossen wird. Neben diesen Werken in gebundener Rede schuf der Uebersetzer Richardson's auch eine Reihe von Romanen. Ein historischer, auf Rügen spielender Roman ist „Ida von Plessen“ (2 Bde. Dresden 1800), nach des Autors Ausdrucke „wie im Rausche innerhalb funfzehn Tagen gedichtet“ „Bianca del Giglio“ (Dresden 1801, 2 Bde.), im Morgenlande und in Italien spielend, schildert die religiöse Liebe. Ein Cyklus von Gedichten „Bianca's Lieder“ (X, 115—1
mit dem Roman entstanden, der „hei
athmend nur einiger Nachhülfe bedarf,
mantischen Kunstwerken der Nation ein
lung einzunehmen“. „Adele Camero
Geschichte“ (2 Bde. Dresden 1804), n
Urtheil „überlegen ihren Schwestern, n
Selbstbesonnenheit anlangt, an inniger
Lebendigkeit der Phantasie ihnen nicht n
Liebe zur Heimat dar. Drei weitere Romane, die bräutliche Liebe, die kindliche Liebe und die Freundschaft

1) Der interessante Brief Schiller's, in dem er seine „Meinung“ über Kosegarten als Dichter ausspricht, ist leider noch nicht bekannt geworden. Andere, ebenfalls noch nicht wieder aufgetauchte Briefe Schiller's an Kosegarten sind nachweisbar geschrieben und abgesandt worden am 9. Jan. 1795, 4. Juli und 7. Nov. 1796. An Kosegarten's Sohn, den Orientalisten, hat Goethe zwischen 1818 und 1824 fünf Briefe gerichtet.

verherrlichend, sollten folgen. Von ihnen wurde nur der erste „Gutz und Yseule, eine Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge“ von dem rüstigen, aber keineswegs lobenswerthen Nachahmer Lafontaine's in Angriff genommen; dafür lieferte er eine Uebersetzung aus dem Französischen „Jukunde von Castel, eine Geschichte aus der Vendée“ (2 Bände, Leipzig 1806), nachdem er bereits 1802 (Lübeck) zwei Bände von Thomas Garnett's „Reise durch Hochschottland und die Hebriden; mit Beilagen den Ossian betreffend vermehrt“ verdeutscht herausgegeben hatte.

Mehr Anerkennung als die Schleuderarbeit seiner Romane verdient die 1804 (Berlin; 2. Aufl. 1816) erschienene Sammlung der theils in Versen (Hexameter und reimlose Trochäen), theils in Prosa ausgearbeiteten „Legenden“. Mochte auch das Interesse für die frühchristlichen Zeiten den ersten Anstoß für diese Dichtungen gegeben haben, die von den Romantikern geweckte Vorliebe für die katholischen Heiligenlegenden hat an dem Werke mitgeholfen. Zwei von Kosegarten bearbeitete Legenden „Die Tänzerin“ und „Dorothea“ — gleich „Agnes“ und „Jutta“ bereits in „Die Inselfahrt“ enthalten, hat neuerdings auch Gottfried Keller in seinen „Sieben Legenden“ (Dorothea's Blumenkörbchen; das Tanzlegendchen) erzählt.

Als im August 1805 ein nach der neueingeführten schwedischen Ordnung zusammengesetzter Landtag in Greifswald zusammentreten sollte, schrieb der 1802 zum Consistorialrath beförderte Pfarrer von Altenkirchen für die Deputirten der Geistlichkeit eine Broschüre „an die Erwählten des zweiten Standes“; zugleich übersetzte er in freier Weise den nun auch in Pommern zur Einführung bestimmten Katechismus des schwedischen Erzbischofs Suebilius. Die Kriegsereignisse des Winters 1806 auf 1807 riefen Kosegarten's erstes patriotisches Gedicht, den „Trutzgesang“ (IX, 299), während der Blokade Stralsunds gedichtet, hervor. Im folgenden Jahre ward auch Rügen von den unwillkommenen französischen Gästen gründlich heimgesucht, und Kosegarten, der überall aushelfen und vermitteln mußte, so arg mitgenommen, daß er daran dachte, nach Schweden auszuwandern. Durch Vermittelung des Marschalls Soult erhielt er aber die erledigte Professur für Geschichte an der Universität zu Greifswald, ohne daß er seine Pfarrstelle, in der ihn sein früherer Hauslehrer Hermann Baier vertrat, aufzugeben brauchte. Ende September 1808 begann er seine Vorlesungen; 1817 trat er in die theologische Facultät über. Während der neun Jahre las er: Weltgeschichte, europäische Staatenhistorie, Geschichte der Deutschen, der Griechen, der Kreuzzüge und Urgeschichte; außer diesen Vorlesungen, zu denen ihn sein Amt verpflichtete, auch solche über griechische Literaturgeschichte, und interpretirte Homer, Pindar, die Orestie des Aeschylos, Plutarch, die Olympischen, Philippischen und die Kranzrede des Demosthenes. Außerdem schrieb er achtzehn Dissertationen über historische, philosophische, theologische und philologische Gegenstände[2]); nebst manchem andern theilweise in der von Mohnike besorgten Sammlung enthalten: „Kosegarten's Reden und kleine prosaische Schriften“ (3 Bde., Stralsund 1831 und 1832). Die Angelegenheiten der Universität und ihr Gedeihen lagen ihm jederzeit warm am Herzen. Im J. 1812 trat er unter schweren Umständen zum ersten mal das Rectorat an und suchte den französischen Uebergriffen gegenüber die Rechte der Universität zu wahren. Er hatte 1809, als Napoleon Landesherr war, an seinem Geburtstage die Festrede halten müssen („Rede am Napoleonstage des J. 1809“), in welcher er die Erfolge des Kaisers als Feldherr und Gesetzgeber anerkannte, ihn aber auf die Nemesis der Geschichte hinweisend zur Achtung der Freiheit aufforderte und begeistert die Verdienste der bescheidenen Deutschen auf allen Gebieten pries. Es war eine That, daß er nun am 7. Oct. 1812 im Beisein der französischen Generale den Geburtstag des schwedischen Königs mit einer Rede „Von der Hingebung des Leonidas“ feierte, und darin der Hoffnung Ausdruck gab, daß auch Deutschland ein rettender Leonidas erstehen möge. Bei dieser Gesinnung mußte er die Erhebung des J. 1813 freudig begrüßen. Es verdient vielleicht Anerkennung, daß er in den vierzehn „Vaterländischen Gesängen“ (Greifswald 1813, VII, 123—181) mahnt, die Verdienste des französischen Volkes um die Cultur der Menschheit nicht zu vergessen, poetischen Werth kann man einzig dem ersten Gedichte „Deutschlands Erwachen“ zugestehen. Die noch folgenden Gelegenheitsgedichte sind mitunter recht lobenswerth durch ihre Gesinnung, auf den Namen von Dichtungen dürfen sie aber keinen Anspruch erheben. Dagegen ist die 1816 veröffentlichte „Geschichte seines funfzigsten Lebensjahres“ (Leipzig), in welcher er den durchaus ungegründeten Verdacht des Bonapartismus von sich abzuwehren suchte, von hohem autobiographischem Werthe. Im J. 1817 erlebte er die Freude, die vor vielen Jahren begonnene Kapelle bei Altenkirchen einweihen zu können; er ließ die dabei gehaltenen Predigten drucken als „Denkmal der Widmung des auf Arkona erbauten Uferhauses“ (Stralsund 1817). Im gleichen Jahre gab er mit längerer Einleitung, in welcher er seine Ansichten über Mystik und manche theologische Fragen äußerte,

2) 1811: Quo sensu philosophia meditatio mortis a Veteribus dicti sit, ac dici queat. — Aonius Palearius, immortalitatis animarum praeco atque vates quondam praeclarissimus, idemque infelicissimus, ab olivione vindicatus. — Cassandra fidelis saeculi et sexus sui Phoenix. e cineribus reviviscens. — Civitas solis Thomae Campanellae, sapientum afflictissimi juxta ac fortissimi res publica idealis. — De gloriosissimi et pervetusti regis Dschemschid, Achaemenidarum atavi, claris natalibus, facineribus egregiis, exituque, quem ferunt, fatali. — Doctrinae Dualismi a Zoroastre Medo-Bactrico instaurati delineatio. — 1812: De poëtarum effatis Graecorum, in sacro novi foederis codice laudatis. Particulae IV. — Oratio habita in senatu academico, cum magistratum academiae iniret. — 1813: Hymnus Cleanthis, denuo recensitus, notis illustratus. — Orphi Hymnus in Tellurem emendatus, illustratus. — De Auriflamma, vexillo quondam Francorum auspicatissimo et sacratissimo, monographia historica. — 1815: Ex effato Salvatoris Matth. V, 13 verbi divini, ejusdemque ministrorum imago et exemplum. — Der Tag von Clermont. — Das tausendjährige Gedächtniß Kaiser Karl's des Großen u. a. m.

eine deutsche Bearbeitung von Jeanne Marie Bouviers, verehlichten de la Motte Guyon Werk „Die Ströme“ heraus. Im Herbste 1817 hielt er beim Reformationsfest die akademische Festrede, die Johann Bugenhagen, den Reformator Pommerns, feierte. Der ordentliche Professor der Dogmatik gab 1818 noch eine Sammlung von Distichen, eine Nachahmung von Goethe's „Jahreszeiten“ heraus. Ein halbes Jahr nach dem Antritte seines zweiten Rectorats erlag der unermüdlich Thätige der für seine geschwächte Gesundheit allzu anstrengenden Thätigkeit. Er starb am 26. Oct. 1818 und wurde seinem Wunsche gemäß in Mitte seiner alten Gemeinde zu Altenkirchen bestattet.

P. Fr. Kanngießer „Zum Andenken an Ludw. Gotthard Kosegarten (Greifswald 1819). — Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten, „Kosegarten's Leben“ im XII. Bde. der „Dichtungen“, Greifswald 1827. — Meinhold über Kosegarten in den „Pommerschen Provinzialblättern“ 1821 III, 39—58; dem Aufsatze ist ein als sehr ähnlich gerühmtes Porträt von R. J. B. Hübner beigegeben. — D. H. Biederstedt, „Nachrichten von dem Leben und den Schriften neuvorpommerisch-rügenscher Gelehrten seit dem Anfange des 18. Jahrh. bis zum J. 1822“ (Greifswald 1824).

Eine hervorragende Erscheinung kann Kosegarten freilich nach keiner Hinsicht hin genannt werden. Er ist einer jener nicht großen, aber über das Mittelmaß doch hinausragenden Naturen, deren genauere Betrachtung, die gewöhnlich versäumt wird, uns eine richtigere Schätzung der zu jeder Epoche für die Ausbreitung der Geistescultur wirkenden und diese selbst in einem gewissen Abschnitte repräsentirenden Kräfte bieten würde. Als Dichter ist er von Klopstock, als Theolog von den Doctrinen der Aufklärungszeit ausgegangen. Gleich den Schülern Sack's und Spalding's suchte auch er eine Zeit lang von der Kanzel Aufklärung zu verbreiten, indem er gegen den Teufels-, Gespenster- und Hexenglauben predigte, gemeinnützige Kenntnisse aus der Diätetik und Oekonomie vortrug. Im Verkehre mit seinen am guten Alten festhaltenden weltentlegenen Pfarrkindern gewann er bald andere Ansichten. Sein poetischer Sinn ertrug nicht die beliebte Verwässerung der alten protestantischen Kirchenlieder; er hielt an dem unveränderten Wortlaute der Lieder Luther's, Gerhard's, Heermann's, Spengler's u. a. fest. Es war eine seiner letzten Bemühungen, dem neuen pommerschen Gesangbuche eins entgegenzustellen, das die alten Lieder enthielt, und er setzte bei der Regierung die Anerkennung seines Gesangbuches durch. In dem schönen, vom Geiste des echten Kirchenliedes getragenen Gedichte an Diderich Hermann Biederstedt (1814, VII, 188) fordert er von der Predigt die Erweckung von „Buß und Glaube“. Ambrosius, Chrysostomus, Johannes Gerson, Tauler, Spener, Arnd, Tersteegen sind die Vorbilder, auf die er hinweist. Glaubens- und Sittenlehre Jesu, Schilderungen aus dem Leben frommer Männer der Vorzeit bildeten den Inhalt seiner Predigten, die nicht populär sein, sondern den Zuhörer emporheben sollten. In lebhafter Sprache und mit starker eigener Gemüthsbewegung trug der hochgewachsene, in allen Bewegungen ungestüme Mann die Predigten vor, auf deren Ausarbeitung er keine große Kunst verwendete. An den althergebrachten Formen des Gottesdienstes hielt er streng allen Neuerungen gegenüber fest.

Die Kunst der Ausarbeitung ließ er aber auch in seinen Dichtungen allzu sehr außer Acht. Vergeblich mahnten ihn Boie, Bürger, Herder und Schiller, sich einer größeren Correctheit zu befleißigen. Zwar hat er seine früheren Arbeiten zu verbessern gesucht und die abschließende Sammlung, welche 1824 und 1825 in zwölf Bänden (Greifswald) als „Dichtungen von Ludwig Gotthard Kosegarten“ herauskam, weist wesentliche Textverschiedenheit von den früheren Drucken aus. Im Vorworte zur letzten von ihm selbst besorgten, der vierten Auflage der „Dichtungen“ (Greifswald 1812) erklärte er, „alles berichtigt, vieles, ja das meiste völlig umgearbeitet“ zu haben. In Hinsicht der Metrik habe er „der schlaffen Grundsatzlosigkeit gänzlich entsagt, ohne gleichwol den Forderungen der strengeren Theorie mich unbedingt zu fügen“. Seine Hexameter sind im allgemeinen gut gebaut und rhythmisch, doch läßt sich auch nach aller Umarbeitung noch unterscheiden, in welchen Gedichten er ursprünglich den Hexameter Klopstock's oder den Schiller's zum Vorbild sich auserſehen hatte. Er nahm nur mit Auswahl in seine Sammlung auf, „was minder zu kränkeln schien an der Gestaltlosigkeit, Trübseligkeit, Verworrenheit und andern Zeitgebrechen; was inniger empfunden, klarer angeschaut, feuriger ergriffen, und ergreifender wiederum entblitzt sein möchte dem tiefbewegten Gemüthe“. Er betonte mit Nachdruck die Unmittelbarkeit seines Dichtens in einem Briefe an eine junge, gleichfalls dichtende Freundin, Sara Henriette Linde. Goethe, Claudius und Young nennt er (VI, 116) als von ihm besonders geehrte, Klopstock und Ossian als die geliebtesten seiner Seele; an anderer Stelle rühmt er Schiller. Fügen wir noch Bürger, Voß und Horaz hinzu, so sind seine dichterischen Vorbilder genannt. Die Nachahmung von Klopstock, Schiller, Bürger tritt oft bis zur Lächerlichkeit gesteigert hervor, z. B. VI, 138 in „Schön Hedchen“. Es steht damit durchaus nicht in Widerspruch, daß er völlig naiv dichtete. „Ich dichtete, weil ich nicht umhin konnte, also zu thun; weil die mich treibende Unruhe nicht anders beschwichtigt, die in mir lechzende Sehnsucht nicht anders geletzt werden konnte als durch die Hervorbringung eines Dichterwerkes. Ich fuhr fort zu dichten wachend und träumend, während der Mahlzeiten, während der gesellschaftlichen Unterhaltungen und während der kirchlichen Verrichtungen selber.“ Ein fruchtbares, aber kraftloses Talent ist in Kosegarten wirkend; seine Poesie schwankt charakterlos nach den verschiedensten Richtungen hin. Der Hexameter überwiegt, allein eins seiner Hauptgedichte „Arkona“ bringt die lange vergessene Form des Alexandriners wieder; der Klopstock-Voß'schen Ode tritt der Bürger'sche gereimte Balladenvers gegenüber. Ueberall ist er wortreich und von Empfindung triefend, verschwommen wie sein Ideal Ossian. Er sagt in der „Einladung“

zur „Jukunde", männlicher Tadel und Lob kümmere ihn nicht sonderlich, nur für Frauen wolle er dichten. Die Literaturgeschichte, die eben nicht von Frauen geschrieben wird, nennt sein eigenes Talent ein weibliches; willenlos gibt er sich den verschiedensten poetischen Eindrücken hin und bringt unter ihrem Eindrucke seine poetischen Erzeugnisse hervor. Schöpferische Kraft hat er keine gehabt und nur als Nachklänge wichtigerer Erscheinungen unserer Literatur vermögen seine eigenen Dichtungen noch ein bescheidenes Interesse zu erregen. *(Max Koch.)*

KOSEL oder COSEL ist eine preußische Kreisstadt der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kosel, in 178 Met. Höhe an der Oder, bei der Klodnitzmündung in sumpfiger, ungesunder Gegend, 5 Kilom. im Westen vom Bahnhofe Kandrzin gelegen. Die (1880) 5033 Bewohner, von denen 2994 männlichen und 2039 weiblichen Geschlechts sind, führen in 263 Häusern (10 haben andere Bestimmung) 816 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 724 Hekt. Land, wovon 324 Hekt. Acker sind. Die Stadt hat Post- und Telegraphenamt, Kreisamt und Kreisgericht, Volksbank und Oberförsterei, 1 gute Knaben- und höhere Töchterschule, 2 Elementarschulen. — Kosel wird schon im J. 1134 erwähnt; im 12. Jahrh. gehörte es zum Herzogthum Oppeln; 1306 ward es durch die Theilung zwischen den Söhnen des Herzogs Kasimir II. von Teschen die Hauptstadt eines besondern Fürstenthums, welches 1359 an Teschen-Oels zurückfiel, um dann noch einmal, 1451 bis 1471, unter Konrad dem Schwarzen ein eigenes Fürstenthum zu bilden. Im J. 1521 wurde es dauernd mit dem Herzogthume Oppeln vereinigt. Friedrich der Große befestigte nach der Eroberung Schlesiens die Stadt; 1745 stürmten die Oesterreicher die noch nicht fertige Festung, und 1758 und 1760 belagerten sie die fertige vergebens; 1807 blokirten und beschossen die Truppen des Rheinbundes sie vergeblich. Jetzt sind die Festungswerke aufgegeben. Sieben Festungsbrücken führen über die Gräben.

Der Kreis Kosel, 12,24 geogr. □Meilen oder 673,94 □Kilom., ist in seinem links von der Oder gelegenen Theile am höchsten, bei Straßenau 292, 284 und 258 Met., der rechtsgelegene ist im Osten eine sandige Hochfläche, die bis zum Fuß des im Norden von Kosel, schon jenseit der Kreisgrenze gelegenen, 430 Met. hohen Chelmgebirges oder des basaltigen Kegels des Annaberges, ziemlich hoch ansteigt. Die Größe der Stromniederung wird 6100 Hekt. nicht viel übersteigen. — Die Stadt; die 102 Landgemeinden und 77 Gutsbezirke (183 Wohnplätze) zählen 67,109 Bewohner, von denen 32,028 männlichen und 35,081 weiblichen Geschlechts sind; diese führen in 7822 Häusern (71 haben andere Bestimmung) 13,770 Haushaltungen. Den Kreis durchziehen die Oberschlesische-, die Wilhelms- (Kosel-Oderberger) und die Kosel-Neiße-Bahn. Von der gesammten Fläche haben 63,1 Proc. Lehm- und Thonboden, 30,3 Proc. Sandboden, 5,3 Proc. sandigen Lehm 1,3 Proc. Wasser. 59,4 Proc. sind Acker 3., 4., 5. Klasse; 27,3 Proc. Holzung; 6,5 Proc. Wiesen, 1,2 Proc. Weiden. — 12 Kilom. im Südwesten von Kosel liegt die besonders in Lederarbeiten sehr gewerbthätige Herrnhuter-Colonie Gnadenfeld mit berühmter Wallfahrtskirche und Klostergebäuden, 418 Einwohner, mit theologischem Seminar, und 13 Kilom. östlich von Kosel, in 199 Met. Höhe, am Flusse und Kanale Klodnitz, die Standesherrschaft des Herzogs von Ujest, Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, Slawentzitz oder Slawentzüz (bis 1534 war es eine Stadt), mit Schloß, großartigen Treibhäusern, ausgezeichneten Garten- und Parkanlagen, ausgedehnten Wäldern, Hohofen und Eisenwerken. *(G. A. von Klöden.)*

KOSELEZ, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow unter dem 50° 55′ nördl. Br. und 48° 47′ östl. L., 78 Kilom. im Süden von Tschernigow an dem Flusse Oster gelegen, hat 5 Kirchen, 2 jüdische Gebetschulen, 94 Kaufläden, 1 Kreisschule, 1 Hospital, 1 Lichtfabrik, 5 Jahrmärkte und 5078 Einwohner. Der Handel der Stadt ist sehr unbedeutend und die fünf Jahrmärkte sind nur wenig besucht. Auf ihnen werden außer den Landesproducten nur Fische vom Don und Salz aus der Krim verkauft. In der vom Italiener Rastrelli unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth erbauten Kathedrale ruhen die Gebeine der Mutter des berühmten kleinrussischen Hetmans Rasumowski. — Schon am Anfange des 17. Jahrh. war Koselez als befestigte Stadt bekannt, die viel von dem Fanatismus der Uniaten zu leiden hatte und thätigen Antheil an den Empörungen der Kosaken nahm. In der 2. Hälfte des 17. Jahrh. wurde die Stadt zu wiederholten malen von den Polen eingenommen. Im J. 1781 wurde Koselez zur Kreisstadt der kiewschen Statthalterschaft ernannt, 1797 dem kleinrussischen Gouvernement zugezählt und 1802 endlich zur Kreisstadt des neueingerichteten Gouvernements Tschernigow erhoben. *(A. von Wald.)*

KOSELSK, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kaluga, unter dem 54° 2′ nördl. Br. und 53° 28′ östl. L., 69 Kilom. im Südwesten von Kaluga, am linken Ufer der Zhdra gelegen, hat 8 Kirchen, darunter die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä (erbaut 1700), 61 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 1 Hospital, 2 Leinwandfabriken, 1 chemische Fabrik, 2 Lohgerbereien, 1 Potaschefabrik, alle zusammen mit einer jährlichen Production von circa 50,000 Rubeln. Bei der Stadt befindet sich ein Hafen, aus dem Spiritus, Hanf und Holz jährlich im Werthe von 491,434 Rubeln verschifft werden. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 13,406 Köpfe. In den Chroniken „Koselsk" oder „Koselesk" genannt, gehört die Stadt zu den ältesten Ansiedelungen im Lande der Wjatitschen und war schon im J. 1145 bekannt. Im J. 1238 wurde Koselsk nach einer siebenwöchentlichen Belagerung von Batu eingenommen und zerstört, bei welcher Gelegenheit sämmtliche Einwohner ums Leben kamen. Im J. 1708 wurde Koselsk dem Gouvernement Smolensk zugezählt, 1777 aber zur Kreisstadt des Gouvernements Kaluga erhoben.

(A. von Wald.)

KÖSEN, preußisches Städtchen in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Naumburg, in 115 Met. Höhe in lieblicher Gegend an der Saale gelegen, 8 Kilom. von Naumburg, (1880) 2300 Einwohner. Es war bis 1860 ein Salzwerk und ist jetzt ein vielbesuchtes Sool- und Sooldampfbad. Zur Stadt gehören 90 Hekt. Land. Liebliche Punkte der Umgebung sind der Knabenberg, der Göttersitz und das Himmelreich. Dreiviertel-Stunden entfernt liegt die Ruine der Rudelsburg, wo F. Kugler das Lied dichtete: „An der Saale hellem Strande." Davor steht ein Denkmal 1870—71 gefallener deutscher Studenten. Weiterhin liegen die beiden runden Thürme der Ruine Saaleck.

(*G. A. von Klöden.*)

KÖSLIN, preußische Kreisstadt in der Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Köslin, am Mühlenbache und am westlichen Fuße des 144 Met. hohen Gollenberges, 8 Kilom. vom Strande der Ostsee, 140 Kilom. von Stettin, 36 geogr. Meilen von Berlin, in 38 Met. Höhe. Die (1880) 16,834 Bewohner (1816: 4700 Einwohner), von denen 8284 männlichen und 8546 weiblichen Geschlechts sind, führen in 1090 Häusern (5 haben andere Bestimmung) 3694 Haushaltungen. — Zur Stadt gehören 8621 Hekt. Land, wovon 2750 Hekt. Acker, 499 Hekt. Wiesen, 3128 Hekt. Holz und 1892 Hekt. Wasserstücke sind. — Die regelmäßig angelegte Stadt hat einen Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, eine Bankcommandite und eine Volksbank, die Regierung, Appellations-, Kreis- und Schwurgericht, Kreisamt, Ober-Postdirection, Forstinspectionen und die Pommersche Oekonomische Gesellschaft, 4 evangelische Kirchen (die ansehnliche Marienkirche) und 1 katholisches Bethaus, ein im J. 1557 erbautes Schloß, einen großen Markt zwischen zwei großen Wasserbecken mit einer steinernen Bildsäule Friedrich Wilhelm's I., seit 1821 ein Gymnasium, seit 1816 ein Schullehrer-Seminar, Wasserleitung, Gasanstalt, Eisengießerei, Mineralwasserfabrik, 2 Papierfabriken, Fischerei in dem nahen Jamundschen See, Werkstätten für Tuch- und Wollzeuge, Damast, Zwirn, Rasch, Seidenband, Leinwand, Hüte, Lichte, Seife, Taback, Leder. — Im J. 1206 entstand Köslin als deutsche Stadt, war in alter Zeit stark befestigt und von einer hohen Mauer mit 46 Thürmen umschlossen. Im J. 1248 kam es an das Bisthum Kamin und erhielt 1266 durch Bischof Hermann Stadtrechte; 1532 trat es der Reformation bei. Im J. 1718 verwüstete ein fürchterlicher Brand die Stadt, nach welchem Friedrich Wilhelm I. sie wieder gefällig, meist mit gleichhohen, zweistöckigen Häusern aufbauen ließ. Wälle und Gräben sind zu Gärten geebnet. Auf dem Kreuzberg genannten Gipfel des Gollenberges, einer ehemaligen Wallfahrtsstätte, steht ein Denkmal zur Erinnerung an die 1813 bis 1815 gefallenen Krieger aus Hinterpommern.

Der **Kreis Köslin**, 13,58 geogr. □Meilen oder 747,76 □Kilom. mit 45,950 Bewohnern, wird von der Berlin-Stettin-Hinterpommerschen Bahn durchzogen; Hauptfluß ist die zur Persante gehende Radüe. Nach Südosten reicht er bis auf den Pommerschen Landrücken. In der Stadt, den 81 Landgemeinden und 62 Gutsbezirken führen die 22,514 Personen männlichen und 23,436 weiblichen Geschlechts in 4611 Häusern (15 haben andere Bestimmung) 8933 Haushaltungen.

Der **Regierungsbezirk Köslin**, 254,97 geogr. □Meilen oder 14,039,98 □Kilom., zählt in seinen 23 Städten, 924 Landgemeinden und 952 Gutsbezirken in den 12 Kreisen 585,254 Bewohner, von denen 287,279 männlichen und 297,975 weiblichen Geschlechts sind. Diese führen in 56,641 Wohngebäuden (555 haben andere Bestimmung) 111,326 Haushaltungen. Der Regierungsbezirk besteht 1) aus den fünf Küstenkreisen Kolberg-, Körlin, Köslin, Schlawe, Stolp und Lauenburg, einem 24 geogr. Meilen langen Küstenstrich, welcher im Westen bis an die Radüe hin 14 geogr. Meilen breit ist und nach Osten hin immer schmäler wird. Im Osten der Wipper ziehen sogar Hügelreihen hindurch, die zum Theil mit dem baltischen Landrücken in den südlichen Kreisen in Verbindung stehen. Höhere und weithin sichtbare Punkte sind der 144 Met. hohe Gollenberg zwischen Köslin und Zanow, und an der untern Lupow der 115 Met. hohe Revekol. Die Küste begleitet eine Reihe von Strandseen, welche nur durch schmale Dünenstreifen vom Meere getrennt sind, und an welche Wiesen und Bruchstellen grenzen. Ansehnliche Wiesen begleiten die Flüsse, namentlich die Wipper, Grabow, Persante und Molstow. Im Osten finden sich unter den Bewohnern einige Kassuben. 2) Die sieben Binnenkreise sind Belgard, Schivelbein, Dramburg, Neustettin, Bublitz, Rummelsburg und Bütow; sie liegen auf dem meist sandigen und sehr wenig fruchtbaren baltischen Landrücken, der nur an der nördlichen Abdachung der westlichern Kreise ziemlich ertragfähigen Boden hat. Die Waldungen indeß sind erheblich. Die Fabrikthätigkeit ist sehr gering, und deshalb und wegen des schlechten Bodens gehört dieser Hinterpommern, im östlichsten Theile Pommerellen genannte Regierungsbezirk zu den ärmsten des Preußischen Staates. Die Erzeugnisse bestehen in Getreide, etwas Obst, Holz, Torf, Wild, Gänsen, Fischen, Blutegeln, Salz und Bernstein. An der Küste steht im Nordwesten von Treptow der Groß-Horst-Leuchtthurm, ein anderer bei Kolberg an der Persante-Mündung, ein dritter, Jershöft, im Nordosten von Rügenwaldemünde, ein vierter beim Hafen Stolpmünde, ein fünfter westlich neben dem Lebasee, der Scholpin-Leuchtthurm. Diese Häfen sind für den Küstenhandel von Wichtigkeit. Im J. 1871 besaß Rügenwalde 39 Schiffe von 11,648 Tons, Rügenwaldemünde 4 Schiffe von 755 Tons, Stolp 1 Schiff von 266 Tons, Stolpmünde 31 Schiffe von 3879 Tons, Kolberg 37 Schiffe von 6586 Tons. — Von der gesammten Fläche sind 8,3 Proc. Lehmboden, 34,9 Proc. lehmiger Sand, 45,4 Proc. Sand, 7,8 Proc. Moorboden und 3,6 Proc. Wasserfläche. 52 Proc. sind Acker, 22,2 Proc. Holzungen, 11,5 Proc. Weiden, 7,2 Proc. Wiesen, 0,8 Proc. Höfe und Gärten.

(*G. A. von Klöden.*)

KOSLOW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tambow, 71 Kilom. im Westnordwesten von Tambow an der Rjäsan-Tambowschen Eisenbahn und am Flusse Lesnoi-Woronesch gelegen. Die Stadt zerfällt in neun Vorstädte und hat 10 Kirchen, 345 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 30 Fabriken mit einer Production von circa 1 Million Rubel, darunter 1 Tabacksfabrik, 4 Lichtfabriken, 10 Talgschmelzereien, 2 Seifensiedereien, 3 Jahrmärkte und 25,525 Einwohner. Koslow hat für den Handel eine große Bedeutung gewonnen, seitdem es 1846 der Handelsrechte der Gouvernementsstädte theilhaftig geworden ist. Viel trägt auch zur Entwickelung seines Handels die Rjäsan-Tambowsche Eisenbahn bei, die durch Provinzen führt, welche reich an Getreide und Vieh sind. Der jährliche Handelsumsatz beläuft sich auf 3,650,000 Rubel. Gegenstände des Handels sind: Glaswaaren, Salz, Fische, Metalle, Hornvieh, Getreide, Pferde und Talg. Jährlich werden circa 20,000 Stück Hornvieh aus Kleinrußland nach Koslow gebracht, hier geschlachtet, das Fleisch eingepökelt, der Talg ausgeschmolzen und dann nach St.-Petersburg versandt. Die Stadt Koslow wurde im J. 1636 auf Befehl des Zaren Michael Fedorow von den Wojewoden Burkin und Speschnew gegründet und mit einem Graben und Erdwalle zum Schutze gegen die Einfälle der krimschen Tataren umgeben. Im J. 1779 wurde Koslow zur Kreisstadt des Gouvernements Tambow erhoben. (*A. von Wald.*)

KOSMAS ist ein Heiliger der katholischen Kirche, welcher mit seinem Bruder Damianus den Märtyrertod erlitten haben soll. Das Gedächtniß dieses Brüderpaares wird am 27. Sept. gefeiert. Die spätern Legenden enthalten viele unglaubwürdige und einander widersprechende Nachrichten. Mit einiger Sicherheit läßt sich nur Folgendes feststellen: die beiden Brüder waren in Arabien geboren, widmeten sich in Syrien der Heilkunde und übten dieselbe in Aegeä in Cilicien aus. Als geschickte und glückliche Aerzte erwarben sie großen Einfluß, welchen sie zugleich benutzten, um Heiden für das Christenthum zu gewinnen. Deshalb wandte sich in der Diocletianischen Verfolgung der Haß der Heiden besonders gegen sie und nach mancherlei Martern wurden sie auf Befehl des Präfecten Lysias enthauptet. Zu Konstantinopel baute Justinian, zu Rom Papst Felix II. ihnen eine prächtige Kirche. Sie werden verehrt als Patrone der Aerzte und Apotheker, weshalb sie gewöhnlich mit Arzneigläsern oder mit medicinischen Instrumenten abgebildet werden. (Vgl. Acta Sanctorum ad Sept. 27). (*B. Pünjer.*)

KOSMAS, mit dem Beinamen Indikopleustes (oder Indopleustes), ein Mönch aus Aegypten, wahrscheinlich nicht orthodox, sondern Nestorianer, Schüler des Katholikos Man Abas (*Πατρίκιος*), reiste, als er noch Kaufmann war, im J. 519 nach Südarabien, Abessinien und Indien und schrieb, wie es damals gewöhnlich war, ein Werk in 12 Büchern, „Des Christen Topographie" (*Χριστιανικὴ τοπογραφία*) betitelt, das 2. Buch 544, das 6. Buch 547, worin er nachweist, daß in Bezug auf Geographie die Wissenschaft umkehren müsse wegen des Widerspruchs, der zwischen der Darstellung des Ptolemäos und der Bibel bemerkt worden war. Er benutzte dabei das Werk eines gewissen Constantinus Antiochenus, der gezeigt hatte, daß Noah's Arche von einer Gegenerde hergekommen sei, und Aehnliches. Das Werk ist von Kosmas zweimal bearbeitet und vermehrt worden. Die erste Recension liegt im Laurentianus, die zweite im Vaticanus vor, einzige Ausgabe von Montfaucon in „Nova Collectio Patrum Graecorum" Tom. II (Paris 1707). Die Beschreibung der Insel Taprobane (Ceylon) nebst der Schilderung der Thiere und Pflanzen Indiens steht auch bei M. Thevenot, „Relations des divers ouvrages curieux" (Paris 1606). Er hatte schöne Studien gemacht und glaubte auf seiner ägyptischen Reise die Räderspuren von Pharao's Streitwagen am Rothen Meere entdeckt zu haben. Das beste ist seine sachkundige Schilderung der indischen Hafenplätze. Andere dem Kosmas zugeschriebene Bücher sind von durchaus zweifelhafter Echtheit.

Vgl. im allgemeinen Ukert, „Alte Geographie" I, 2, 218, Note. — Forbiger, „Handbuch der alten Geographie" I, 45, Note; besonders aber A. von Gutschmied in „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" 34, S. 741. (*H. Flach.*)

KOSMETIK (von *κοσμέω* zieren, schmücken) nennt man die Kunst, den Körper zu verschönern, sei dies nun durch äußern Putz, oder durch Riech- und Schönheitsmittel, oder auch durch Ersatz einzelner Körpertheile (Zähne, Haare u. s. w.); kosmetische Mittel oder Schönheitsmittel nennt man alle jene Zubereitungen, welche dazu dienen sollen, die Haut geschmeidig zu machen, deren Farbe zu verbessern, Flechten, Ausschläge, Finnen von da zu vertreiben, ihre Runzeln zu ebnen, die Haare zu färben, die Zähne weiß und rein zu erhalten, den Athem wohlriechend zu machen u. s. w. Die Kosmetik, früher fast ausschließlich in den Händen der Parfumeurs und Geschäftsleute und von diesen nur zu Erwerbszwecken ausgebeutet, ist seit den in neuerer Zeit zu constatirenden Fortschritten in der Dermatologie auch für den Arzt in curativer wie hygieinischer Beziehung ein Gegenstand ernsteren Studiums geworden, und es lag dazu um so dringendere Veranlassung vor, als die freie Industrie der Neuzeit es nicht verschmäht hat, die schädlichsten Substanzen dem Publikum in den verlockendsten Formen als Schönheitsmittel anzubieten; es wurde namentlich zur ernsten Pflicht der Medicinalbehörden, Betrieb und Gebrauch derselben einer sorgfältigen hygieinischen Ueberwachung zu unterziehen und mit Hülfe der Gesetzgebung den Gefahren, welche ihr Gebrauch herbeiführen kann, wirksam entgegenzutreten.

Die der Kosmetik dienstbaren Mittel sind auf zwei streng voneinander gesonderte Gruppen zurückzuführen: die eine umfaßt alle Stoffe und Zubereitungen, welche die Verbreitung von Wohlgerüchen bezwecken, und zwar in der Absicht, letztere unserm Körper, Kleidungsstücken und andern Haushaltsobjecten mitzutheilen; die andere bezieht sich auf solche Mittel, welche die Erhaltung körperlicher Schönheit und Beseitigung von sie beeinträch-

tigenden Fehlern zum Zweck haben. Die erste Gruppe umfaßt demnach die Duftmittel (Odoramente, Parfüms), die zweite die Kosmetik im engern Sinne des Wortes.

I. Die Duftmittel zerfallen in 1) Parfumflüssigkeiten, Spreng- und Toilettewässer; 2) Riechessige; 3) Riechsalze; 4) Riechpulver; 5) aromatische Räucherpulver; 6) aromatische Räucherkerzchen von Ofenlack- oder Räucherharz; 7) aromatische Räucherpapiere; 8) Räucheressenzen und Räucheressige.

Die Parfumflüssigkeiten, Spreng- und Toilettenwässer dienen aber nicht blos als Duftmittel, sondern auch zur Erfrischung und Kräftigung der Haut, Hebung der Gelenkigkeit und Kraftfülle der Glieder, manche derselben werden auch als Mundwässer zur Stärkung des Zahnfleisches und zur Verbesserung des Athems, endlich auch als Reizmittel bei Migräne, Ohnmachten, Beklemmungen, sowie zu Einreibungen, Waschungen und als Zusatz zu Bädern bei rheumatischen und gichtischen Leiden oder sonstigen Schwächezuständen des Körpers benutzt.

Die bekannteste und beliebteste der zusammengesetzten Parfumflüssigkeiten ist das Kölnische Wasser, welches auch zur Darstellung anderer Parfumflüssigkeiten, z. B. des Bretfelder Wassers (mit Rosenwasser, Ambra und Moschus vermischt) benutzt wird. Die feinsten Parfums werden aus den durch Enfleurage erzeugten Essenzen von Akazie, Nelke, Jasmin, Reseda, Narcisse, Heliotrop, Tuberose, Veilchen, Orangenblättern gewonnen; mit geringem Zusatze von Moschus- oder Ambraessenz bilden sie das sogenannte Eßbouquet, Royal-Hautbouquet, Bouquet de l'Impératrice u. s. w. Unter dem Namen Honigwasser bezeichnet man Destillate aus Storax, Benzoë, Vanille mit Honig und würzigen Mitteln, gewöhnlich mit etwas Zusatz von Ambra- oder Moschusessenz.

Die Riechessige bestehen aus Lösungen oder Auszügen würziger ätherischer Oele (ol. Caryophyll., Lavendel, Rosmarin, Majoran, Thymian), die Preßöle (Balsam. peruv. und tolut.. Styrax liq., Benzoë, Myrrhe) mit starkem reinem Essig oder concentrirter Essigsäure bereitet. Letztere besitzt einen stechend erfrischenden Geruch, wirkt verdünnt auf die Haut kühlend, und wendet man daher die Riechessige auch zu Waschungen, Einreibungen und Bädern an, während sie früher auch als Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten galten.

Die bekanntesten Riechessige sind neben dem Acetum aromaticum und Acidum aceticum aromaticum (beide noch officinell) der Hygienic Vinegar, der Vinaigre de toilette, Bully's Toiletteessig, Rosenessig u. s. w.

Riechsalze nennt man verschiedene, Ammoniak oder Essigsäure entbindende, mit wohlriechenden Substanzen, namentlich Balsamen, Benzoëtinctur, Citron-, Bergamotten-, Nelken-, Lavendel-, Rosmarin- u. a., oder auch mit Ambra- und Moschuspräparaten imprägnirte Massen, statt deren man auch Riechessige verwenden kann, die den Vortheil haben, daß sie aus Riechfläschchen einen kräftigen Duft entwickeln und ihn länger bewahren; zu letzterm Zwecke füllt man, wenn das Parfum flüssig ist, die Flacons mit Baumwolle, Asbest oder auch Schwammstückchen. Am meisten bekannt unter dieser Art Parfums sind das englische Riechsalz und das Eau de Luce.

Zu Riechpulvern (Riech- oder Duftsäckchen, Riechleder) wählt man solche aromatische Substanzen, welche auch bei längerer Aufbewahrung ihren Wohlgeruch nicht verlieren, z. B. Vanille, Tonkabohne, Iris- und Vetiverwurzel, Cedern- und Sandelholz, Zimmt, Nelken, Lavendel- nnd Akazienblüten, Benzoë, Ambra, Moschus u. s. w., und verstärkt deren Geruch noch durch Zusatz wohlriechender ätherischer Oele; man füllt diese Gemische dann in seidene Säckchen, Papiercouverts oder Büchschen, und legt letztere in Kleiderschränke zwischen die Wäsche, in die Handschuhkästchen, Arbeitskörbchen. Die sehr beliebten Riechleder (parfumirtes Doppelleder, spanische Haut) werden aus zwei gleichgroßen Stücken Waschleder zusammengesetzt, welche, auf ihrer innern Seite mit einem Gemische von wohlriechenden Substanzen bestrichen, zusammengeklebt und gepreßt werden.

Die aromatischen Räucherpulver bestehen aus Gemischen grobgepulverter, beim Verbrennen angenehm riechende Dämpfe verbreitender Substanzen, wozu namentlich die verschiedenen Harze sowie an ätherischen Oelen reiche Pflanzentheile dienen; von letztern werden die Lavendel-, Rosen- und Ringelblumen vorzugsweise zum Aufputz der Räucherspecies (species fumales s. ad suffiendum) verwendet, diesen Mischungen auch Kochsalz oder Bolus zugesetzt, um ein isolirtes und gleichmäßiges Abbrennen der Bestandtheile zu ermöglichen. Man streut diese Pulver auf glühende Kohlen oder heiße Metallplatten und läßt die Dämpfe einathmen, fängt letztere wol auch in Flanell, Baumwolle, Werg u. s. w. auf, um mit den so imprägnirten Stoffen leidende Körpertheile (z. B. bei Gicht oder Rheumatismus) einzuhüllen.

Die aromatischen Kräuterkerzchen sind Gemenge von Kohlenpulver mit wohlriechenden Stoffen, denen man in der Regel Salpeter zusetzt und welche dann mittels geeigneter Bindemittel zu einer plastischen Masse verdichtet und in konisch oder pyramidal gestaltete Stücke geformt und ausgetrocknet werden.

Der aromatischen Räucherpapiere sind zweierlei Arten, solche, die man nicht verbrennen darf, und Rauchpapiere zum Verbrennen; letztere bestehen aus dünnen, mit Salpeterlösung getränkten Papierstücken, welche trocken auf beiden Seiten mit einer gesättigten Lösung der betreffenden Duftmittel bestrichen und getrocknet werden; bei der Benutzung schneidet man sie in Streifen, welche spiralförmig zusammengerollt und dann an einem Ende entzündet werden. Die erstere Sorte (orientalisches Räucherpapier) erzeugt man durch Imprägniren des Papiers mit Alaunlösung und Ueberziehen mit einem geschmolzenen Gemenge von balsamisch-harzigen Substanzen; beim Gebrauch hält man das Papier über eine Spirituslampe, oder legt es auf die heiße Ofenplatte.

Die Räucheressenzen sind Lösungen aromatischer Harze und Balsame, mit Zusatz von ätherischen Oelen

in Weingeist; die Räucheressige haben außerdem einen mäßigen Gehalt von Essigsäure. Man besprengt mit ihnen die heißen Ofenplatten, hat jedoch neuerdings für deren Verdunstung eigene Parfumlampen construirt.

II. Kosmetika im engern Wortsinne sind theils A) Mittel zur Verschönerung des Teints, theils B) solche zur Verschönerung des behaarten Kopftheils, theils C) Mittel zur Pflege und Erhaltung der Schönheit der Mundgebilde.

A. Zu den zur Verschönerung des Teints dienenden Mitteln sind in erster Linie zu rechnen: 1) die verschiedenen Fettsorten, nächstdem Amylum und eiweißhaltige Stoffe. Von flüssigen Fetten sind es vorzüglich Mandel- und Olivenöl, von schmalzartigen Fetten Schweinefett und Palmöl, von starren Fettsorten Cacaobutter, Wachs, Wallrath, Paraffin, von den öligen Samen hauptsächlich bittere und süße Mandeln, welche zu diesen Zwecken in den verschiedensten Formen als Waschpulver, Pasten, Lippen- und Haarpommaden Verwendung finden. Zu den bekanntesten Schönheitsmitteln dieser Kategorie gehören Cold-Cream, Rosen-Cold-Cream, Cacao-Crême und Glycerin-Crême, sowie die durch Lösung von Wallrath in fetten Oelen erzeugte Eis- oder Krystallpommade.

2) Das Glycerin ertheilt der Haut einen hohen Grad von Weichheit und Schlüpfrigkeit und reinigt sie von manchen Schmuzstoffen. Man gebraucht es zu Einreibungen und Waschungen, verdünnt und mit geeigneten Duftmitteln versehen.

3) Von den spirituösen und ätherisch-öligen Mitteln ist es zunächst der Franzbranntwein sowie verdünnter Weingeist, welche als Waschmittel zur Erhaltung frischen Teints gelobt werden; die Mehrzahl der als Schönheitswässer empfohlenen Geheimmittel besteht im wesentlichen nur aus parfumirtem Weingeist, wie z. B. der Blütenthau, das Circassiawasser, der Hausbalsam u. a.; Kampherpräparate, Ameisenspiritus, Arnicatinctur, Rosmarin-, Quendel- und Lavendelgeist dienen, mit Wasser verdünnt, meist zu Umschlägen, Kataplasmen, verdünnt zu Einreibungen, z. B. bei Contusionsflecken im Gesichte.

4) Von den Harzen und Balsamen wird hauptsächlich Perubalsam und flüssiger Styrax, Benzoë und Tolubalsam verwendet; letzterer bildet den Hauptbestandtheil der sogenannten Jungfernmilch; Theer in spirituöser Lösung und als Theerseife ist bei verschiedenrn Hautkrankheiten, namentlich Flechten und Finnen, ein sehr wirksames Mittel; ihres unangenehmen Geruches wegen hat man der Theerseife neuerdings die Thymolseife substituirt.

5) Die alkalischen Mittel erweichen die Hornsubstanz der Haut, lockern deren äußere Epidermisschichten, lösen und zersetzen die angesammelten Fettstoffe und Exsudationsproducte derselben, vernichten parasitische Bildungen, und machen das Hautorgan dadurch für Aufnahme heilkräftiger Substanzen geeigneter. Zu ihnen gehören zunächst die Seifen, theils gepulvert als Waschpulver und kosmetische Pasten, theils mit fetten Oelen emulgirt als Crême. Die bekanntesten Toilettenseifen sind Mandel-, Rosen-, Citronen-, Orangenblüten-, Sandelholz-, Patchouli-, Windsorseife, Cocosnußöl-Sodaseife, Honigseife und Bimstein- oder Sandseife.

Borax, dem Waschwasser zugesetzt (1 : 20), ist das mildeste und einfachste Hausmittel, um übermäßige Fettabsonderung der Haut, Schuppenbildung, Mitesser u. s. w. zu beseitigen.

Kohlensaure und ätzende Alkalien werden gegen Sommersprossen, Leberflecke, Mitesser, zur Erweichung und Lösung von Schwielen, Hühneraugen, Zerstörung von Muttermälern, Warzen u. a. mit Vortheil benutzt; von den neutralen alkalischen Salzen nur Kochsalz und Salmiak in Lösung zu Waschwässern — um Sommersprossen und Hautflecken zu beseitigen — in Anwendung gezogen.

6) Den Schwefel, ein bei Acne, Sycosis, abschuppenden Erythemflecken, bei Mitessern, Sommersprossen und Leberflecken vielfach empfohlenes Mittel, wendet man als Schwefelmilch in der Form von Waschwässern, Linimenten, Pasten und Salben in Verbindung mit spirituösen, alkalischen und sauren Mitteln an. Das bekannteste solcher Schwefelmittel ist das Kummerfeld'sche Waschwasser, entweder allein oder in Verbindung mit Zinkoxyd — remedium miraculosum — benutzt.

7) Von den Säuren werden Essigsäure und Citronensäure zur Beseitigung von Contusionsflecken, Pigment- und andern Hautflecken benutzt, namentlich gilt Citronensaft als verbreitetes Hausmittel zur Vertilgung gelblicher und bräunlicher Flecke im Gesicht; Weinsäure wird zur Beseitigung übler Fußschweiße (Anosminpulver) empfohlen, obwol für diesen Zweck und gegen übelriechende Achselschweiße das Einstreuen von Salicylsäurepulver noch wirksamer ist. Concentrirte Essigsäure und Mineralsäuren, namentlich englische Schwefelsäure, rauchende Salpetersäure, Chromsäure sind zur Entfernung von Warzen vielfach empfohlen, obwol zu diesem Zwecke zerflossene Carbolsäure noch sicherer wirkt.

8) Jodpräparate dienen vorzugsweise zur Heilung von Frostbeulen, Ueberbeinen, auch zur Tilgung von Pigmentflecken; namentlich wird gegen erstere das Jodtannin empfohlen.

9) Chlorpräparate sollen zur Beseitigung übler Fuß- und Achselschweiße sich bewährt haben, namentlich Chlorkalkseife sowie Waschungen mit 1 procentiger Chloralhydrat-Lösung.

10) Thonerdesalze, namentlich Alaun und essigsaure Thonerde benutzt man gegen Frostschäden (rothe Nase), übelriechende Schweiße, entweder allein oder in Verbindung mit Borax. Bei rother Nase — Acne rosacea — ist das Schönheitsthauwasser oder der Schönheitsmaithau (Rosée de beauté) besonders beliebt.

11) Zink- und Wismuthpräparate, Zinkoxyd, basisch-salpetersaures Wismuth, sowie neuerdings sulfocarbolsaures Zink sind gegen rothe Gesichtsflecke — letzteres auch gegen Sommersprossen — und nässende Ausschläge zu empfehlen.

12) Quecksilberpräparate sollten trotz ihrer

continuellen Wirksamkeit den Laien nicht in die Hände gegeben werden; das Quecksilbersublimat hat sich gegen Sommersprossen, Leberflecke, rothe Gesichtsflecke, Acnepusteln, schuppige Hautausschläge unter ärztlicher Aufsicht am meisten bewährt.

13) Deck- und Färbemittel (Schminken) verbessern nicht den Teint, verderben vielmehr denselben bei längerm Gebrauche und können, wenn sie metallische Bestandtheile enthalten, leicht gesundheitsschädlich wirken. Man benutzt weiße und rothe Schminken, zur weißen werden feine Stärkemehlsorten, venetianischer Talg oder Federweiß verwendet, denen meist noch verschiedene Metallpräparate zugesetzt werden, namentlich Bleiweiß, dessen fortgesetzter Gebrauch aber die Gesundheit schädigt; die rothen werden meist mit Carmin, auch Saflorroth und Krapplack gefärbt. Eine in jüngster Zeit beliebte Schminke für Wangen und Lippen ist das Alloxan (Oxydationsproduct der Harnsäure), welches farblos und mit Coldcream gemischt eine dem natürlichen Wangenroth am meisten ähnelnde Färbung vermittelt.

B. Mittel zur Verschönerung des behaarten Kopftheiles. Dahin sind zu rechnen:

1) Mittel gegen trockene und spröde Haare (Haaröle und Haarpomaden); die Haaröle erhält man durch Parfumiren reiner und geruchloser Oele (Ol. amygd., Olivar., Avellan. Behen, Sesami Pepon.) mit den oben geschilderten Duftmitteln; die Pomaden werden aus Schweinefett oder den vorerwähnten fetten Oelen mit Rinds- und Hammeltalg, weißem Wachs, Wallrath, Ochsenmark u. s. w. bereitet. Letzteres und Kammfett (flüssiges Pferdefett) soll den Haarwuchs fördern.

2) Mittel, die Haare zu fixiren und zu formen (kräuseln) bestehen aus dünnen, parfumirten Gummi- oder Traganthlösungen mit Zusatz von Borax und alkalischen Mitteln; Wachspomaden haben den Zweck, Bart- oder Kopfhaar in jeder Lage zu fixiren und glatt zu machen; zu gleichen Zwecken dienen ein unter dem Namen Bondolin verkäufliches Haarwasser, sowie Moras' haarkräuselnde Essenz (1 Ricinusöl auf 4 absoluten Alkohol mit etwas Perubalsam und ätherischem Oele).

3) Als Mittel, fette Haare trocken zu machen, sind Waschungen mit Seifenwasser oder Einpudern am Abende und Auskämmen am Morgen zu empfehlen.

4) Zur Entfernung von Kopfschuppen dient fleißiges Kämmen und Waschen des Kopfes mit Flußwasser, eventuell nach vorheriger Einreibung von Eidotterseife oder gerührtem Eidotter; bei reichlicher Schuppenbildung erweiche man zunächst die Schuppen durch Reiben mit einem in Oel getauchten Flanelllappen oder Schwamm und bedecke den Kopf mit einer Haube; es lassen sich dann die Schuppen meist mit dem Finger ablösen, und empfiehlt es sich nun, den Haarboden mit Kali-Seifenspiritus gut einzureiben und auszuwaschen und zuletzt mit lauem Wasser abzuspülen.

5) Mittel zur Verhütung des Ausfallens der Haare und Förderung ihres Wachsthums werden aus den verschiedensten, theils tonischen und adstringirenden, theils weingeistigen, ätherisch-öligen und balsamischen, theils scharfstoffigen, theils aber aus indifferenten Stoffen bereitet dem Publikum von der Geheimmittel-Industrie angepriesen, während ihr Nutzen im allgemeinen ein sehr problematischer ist. Das beste Mittel gegen das Ausfallen der Haare besteht in rationeller Behandlung derselben und der Kopfhaut, Reinhalten des Haarbodens, leichtes Einfetten trockener und spröder Haare, Vermeiden zu festen Drehens und Bindens der Zöpfe, des Misbrauches spirituöser und alkalischer Haarwässer; liegt ein constitutionelles Leiden als Ursache der Kahlköpfigkeit vor, so kann nur ein gegen dieses gerichtetes Heilverfahren unter Umständen auch die letztere bessern. Die bekanntesten dieser Kategorie angehörigen Mittel sind der Mailänder Haarbalsam und Pommade de Dupuytren, von den aus indifferenten Stoffen bereiteten Klettenwurzelöl, Kammfett, Bärenfett und Rindsmark.

6) Als Mittel gegen das Spalten der Haare empfiehlt sich zunächst das Abschneiden der Haarspitzen, bei Trockenheit und gleichzeitigem Haarausfall Pommaden mit Perubalsam, Chinin, Chinaextract und Carbolsäure (Hager's liquor trichopathicus).

7) Die Entfernung von Haaren an naturgemäß unbehaarten Stellen geschieht am besten mechanisch durch Ausreißen mittels der Cilienpincette oder starkklebenden Pechpflasters; chemisch wirkende Mittel sind Aetzkalk, die Schwefelhydrate der Alkalien, Operment (gelbes Schwefelarsen) in Mischung mit Aetzkalk.

8) Haarfärbemittel in Form von Haarölen oder Pommaden werden nach sorgfältigem Durchkämmen des Haares einfach in dasselbe eingerieben; sie enthalten meist metallische Stoffe, als salpetersaures Silber, basisch salpetersaures Wismuth, Grünspan, gerbsaures Eisen, kohlensaures und essigsaures Blei. Zum Blondfärben des rothen Haares bedient man sich des Wasserstoff-Hyperoxyds, eines an sich unbedenklichen Mittels, welches in dem Golden-Hair-Wash, dem Auricomus und Eau fontaine de jouvence enthalten ist. Röthlichblonde Färbung soll durch ammoniakhaltiges Chlorsilber und Kupferlösung und nachträgliche Benetzung mit Natriumsulfhydrat erzielt werden können.

C. Mittel zur Pflege und Erhaltung der Schönheit der Mundgebilde.

1) Lippen erhalten ein lebhafteres Roth durch rothe Schminkwässer (Alloxan, Purpurissimum); trockene, aufgesprungene Lippen werden mit Crême celeste, Honigsalben, rother Lippensalbe, Lippenpommaden bestrichen.

2) Zähne und Zahnfleisch. Hierbei spielen die Zahnreinigungsmittel, Zahnpulver, Zahnpasten, Zahnseifen, Zahntincturen und Zahntropfen eine hervorragende Rolle, welche theils mechanisch — durch präparirte Holzkohle, Knochenkohle, präparirte Austerschalen, Schachtelhalm, Bimsstein — theils chemisch: Seife, Borax, Soda — wirken und meist mit aromatischen Zusätzen vermischt angewendet werden. Will man Lockerung der Zähne, Bluten des Zahnfleisches verhüten, so benutzt man Myrrhe, Catechu, Kino, Ratanhia, China sowie ver-

schiedene aromatische Pflanzen — Salbei, Raute, Acorus, Cascarille u. s. w. —, bei skorbutischen Affectionen auch Löffelkrautgeist, Zimmttinctur, Senfspiritus u. a. Zur Färbung von Zahnpulver und Pasten dient am besten der Carmin, demnächst auch Cochenille, Kugellack, Berlinerroth, Sandelholz.

Die Zahnkitte haben den Zweck, das Fortschreiten des Zahnbrandes und dessen Folgen zu verhüten. Es geschieht dies mittels metallischer Plomben und anderer Cemente, für blos temporäre Ausfüllung genügt Wachs, Harzstoffe und Guttapercha.

Die Zahnfleischmittel werden in Form von Zahnlatwergen, von spirituösen Auszügen oder Lösungen adstringirender, ätherisch-öliger, harziger und anderer tonisch oder antiseptisch wirkender Mittel angewandt. Das beste Mittel gegen blutendes, schwammiges Zahnfleisch und übeln Geruch aus dem Munde ist die essigsaure Thonerde (Scheibler's Mundwasser), auch tragen Ausspülungen mit Kornbranntwein, Franzbranntwein, Rum oder verdünntem Weingeiste viel zur Stärkung des Zahnfleisches bei.

3) Mundhöhle; Mittel gegen übelriechenden Athem. Rührt derselbe von cariösen Zähnen oder angehendem Zahnfleische her, dann ist Reinhaltung des Mundes, Entfernung von Speiseresten, Ausfüllen der Zähne und Anwendung der oben genannten Zahn- und Zahnfleischmittel geboten. Als Kaumittel empfehlen sich für diesen Zweck Nelken und Calmus, sowie die im Orient gebräuchlichen Terpentingallen; zur Beseitigung des übeln Athemgeruches vom Rauchen empfiehlt man das Cachou de Boulogne in Pillen oder Pastillen, welche aus Catechu, Mastix, Cascarille, Lindenkohle und Irispulver bereitet und stark aromatisirt zu 1—2 Stück mehrmals täglich genommen werden. (*Alfr. Krug.*)

KOSMORAMA (griechisch), soviel als Panorama, jede größere, zur Erreichung wirklich optischer Täuschung genau nach den Gesetzen der Linear- und der Luftperspective ausgeführte malerische Darstellung einer Gegend. Zur Erreichung der Täuschung ist es nöthig, das Bild in möglichst großem Maßstabe zu entwerfen und es in einer Entfernung von etwa 20 Met. vom Auge aufzustellen, am besten an der Innenwand einer Rotunde; auch die Beleuchtung so zu ordnen, daß das Licht durch ein Dach vom Auge des in der Mitte befindlichen Beobachters abgehalten wird und nur auf die Bildfläche fällt. Bei Bildern, welche in kleinerem Maßstabe entworfen sind, erreicht man die Täuschung durch die Betrachtung mittels einer geeigneten Sammellinse. (*H. A. Weiske.*)

KOSMOS. Das Wort bedeutete den Hellenen Welt, Weltall, den Inbegriff aller siderischen und tellurischen Erscheinungen der Himmels-, Sternen- und Erdenwelt mit allen physischen Vorgängen und mythischen Vorstellungen. Daher die Derivata und Composita: Kosmogonie, d. i. die Ansicht des Alterthums von der Entstehung der Welt, welche zumeist auch Theogonie ist oder Sage von der Geburt der Götter, wie die Hesiod's, der isländischen Edda und die in Manu's Gesetzbuche; Kosmologie oder Lehre vom Weltall, die speculative Wissenschaft, welche die Fragen nach der Entstehung oder ewigen Dauer der Welt, nach ihren Grenzen, ihrer Beseelung, ihrer letzten Ursache u. s. w. erörtert, einen Theil der Metaphysik bildet; ferner Kosmographie, allumfassende Weltbeschreibung, wovon die Geographie nur ein Theil ist.

Humboldt nannte seine physische Weltbeschreibung kurzweg „Kosmos", um zu vermeiden, daß man nicht „Humboldt's physische Erdbeschreibung" sage, was dann das Ding in die Klasse der Miltersacher'schen Schriften werfen würde. „Weltbeschreibung" (nach Weltgeschichte geformt) würde man als ungebräuchliches Wort immer mit Erdbeschreibung verwechseln. „Ich weiß", sagt er, „daß Kosmos sehr vornehm ist und nicht ohne eine gewisse Afféterie, aber der Titel sagt mit einem Schlagworte Himmel und Erde."

Den Alten war der Kosmos die Kugel des Sternenhimmels um die Erde als ihren Mittelpunkt. Die Bewegung des Himmels war den Aristotelikern die Grundbewegung, aus welcher alle Bewegungen der Elemente und lebendigen Organismen herstammten, zugleich die vollkommenste aller Bewegungen als eine Vereinigung von Bewegung und Ruhe, weil eine sich um ihre Achse drehende Kugel, indem sie sich bewegt, doch zugleich auf ihrer Stelle bleibt. Der Kosmos galt der größten Mehrzahl der alten Philosophen für ein beseeltes Wesen. Die ionische, eleatische, peripatetische und stoische Schule hielt ihn für die höchste Gottheit selbst; den Platonikern hingegen galt er für ein erzeugtes Ebenbild des höchsten Gottes, ein Wunderwerk von Schönheit und Harmonie. Anaximander und die Epikuräer hingegen nahmen eine Vielheit von Welten an und leugneten dadurch den Begriff der höchsten Gottheit in dem Sinne, wie ihn beinahe das ganze übrige griechische Alterthum auffaßte. Nach Aristotelischer Vorstellung besteht der Kosmos aus den Sphären der Gestirne, welche als hohle, bewegliche Kugeln oder Hülsen gedacht werden, an deren jeder das Gestirn ihres Namens befestigt ist. Um die Erde zunächst bewegt sich die Sphäre des Mondes, um diese die des Merkur, dann der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn und zuletzt des Fixsternhimmels. Die Sphäre des Fixsternhimmels besteht aus feurigem Aether als dem feinsten und leichtesten Stoffe, die in der Mitte ruhende kugelförmige Erde aus den schweren Niederschlägen der gröbsten Elemente. Diese Anschauung, durch Eratosthenes und Ptolemäus mit mathematischer Genauigkeit weiter ausgeführt, bildete das während des Mittelalters herrschende Ptolemäische Weltsystem. Diese Ansicht wurde aber schon im Alterthume von einem Zweige der Pythagoreischen Schule, an dessen Spitze Aristarch von Samos stand, mit der Behauptung bekämpft, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei, um welchen die Erde sich bewege. Mit dem Glauben des Alterthums an eine Beseelung des Kosmos hing die Vorstellung zusammen, welche die Theile und Glieder organischer Wesen in den Theilen und Gliedern des Kosmos wiederfand, wie z. B. ein dem Orpheus zugeschriebener Hymnus in

Sonne und Mond die Augen der Gottheit, in der Erde und den Gebirgen ihren Leib, im Aether ihren Verstand, in der Luft ihre geflügelten Schultern erblickt. Diese Vorstellungsweise wurde in späterer Zeit von den Naturphilosophen des 16. Jahrh., Paracelsus an der Spitze, dahin erneuert, daß man die Welt für einen menschlichen Organismus im Großen (Makrokosmos), den Menschen für eine Welt im Kleinen (Mikrokosmos) erklärte. Als durch Kopernikus das Ptolemäische System gestürzt wurde, ließ sich auch die Sonne als ein bloßer Fixstern unter Fixsternen nicht länger mehr als der Mittelpunkt des Weltgebäudes behaupten, und es trat an die Stelle einer sich umdrehenden Kugel ein völlig gestaltloser und unermeßlicher Ocean von Welten über Welten. Giordano Bruno, Kepler, Newton befestigten das Kopernikanische System, und es entstand nunmehr die Frage, ob die Welt vielleicht ohne alle Grenze sei und sich völlig ins Unendliche erstrecke, und ob auch die andern Weltkörper wie unsere Erde bewohnt seien. Fontenelle bejahte die Frage in seinen berühmten „Entretiens sur la pluralité des mondes“ (1686) und Kant in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ (1755). Neuere Naturphilosophen, wie Schubert in „Die Urwelt und die Fixsterne“ (1822), haben die Unendlichkeit der Welt wieder verneint. Die Ansicht von einer Beseelung des Weltalls ist in neuester Zeit zuerst im allgemeinen durch Schelling in seinem Buche „Ueber die Weltseele“ (Jena 1798) und hernach in speciellerer Durchführung durch Fechner in dessen „Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits“ (Leipz. 1851) erneuert worden.

Aber neben diesem Spuk metaphysischer Phantasien und träumerischer Speculationen berührte die Idee eines wissenschaftlichen Kosmoswerkes in modernem Sinne schon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts einzelne große Geister. Schon Herder, der zwar nicht Naturforscher im Sinne unserer Tage, aber doch Naturdenker, Naturphilosoph war, dem schon die geographischen Anschauungen der Wissenschaft Karl Ritter's vor der Seele schwebten, schon Herder wünschte ein physisches Naturgesetz, das uns die Bildung der Bergketten und mit derselben auch die Bildung des festen Landes erklären könnte („Ideen zur Phil. d. Gesch. d. Menschheit“ am Schlusse des ersten Buches). Er wünschte dem Natur- und Geschichtsforscher zum gesammten Ueberblick des Ganzen eine physische Geographie der Erde, und sagt: „Die Forbes, Pallas, Saussure, Soulavie und andere sammeln in einzelnen Erdstrecken zu der reichen Ernte von Aufschlüssen, die“, so fügt er prophetisch hinzu, „wahrscheinlich einst die peruanischen Gebirge (vielleicht die interessantesten Gegenden der Welt für die größere Naturgeschichte) zur Einheit und Gewißheit bringen werden.“ So schrieb Herder 1784; Humboldt war damals 15 Jahre alt. Er verlangte also eine physische Erdbeschreibung, aus der bei weiterem Umfange des Stoffes eine physische Weltbeschreibung entstehen könnte.

Verwandte Ideen finden sich bei einzelnen intuitiven Größen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Man denke an Goethe, an den schon in den achtziger Jahren gedichteten Monolog des Faust, der beim Anschauen des „Zeichens des Makrokosmos“ in begeistertem Entzücken ausruft:

> Wie alles sich zum Ganzen webt,
> Eins in dem andern wirkt und lebt!
> Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
> Und sich die goldnen Eimer reichen!
> Mit segenduftenden Schwingen
> Vom Himmel durch die Erde dringen,
> Harmonisch all' das All durchklingen!

Humboldt selbst schrieb schon im Januar 1796, als er noch in Baireuth Bergmann war und sich mit galvanischen Reizversuchen beschäftigte, an Pictet in Genf: „Je conçus l'idée d'une physique du monde; mais plus j'en sentis le besoin, et plus je vis que peu de fondements sont encore jetés pour un aussi vaste édifice“ — und in der Vorrede zu dem Goethe gewidmeten „Naturgemälde der Tropen“ (1805), weist er darauf hin, daß es möglich sein werde, einst ein Naturgemälde ganz anderer Art naturphilosophisch darzustellen.

Das in Paris 1819 angefangene „Essai sur la physique du monde“ blieb ein Fragment, weil das Werk deutschen Geistes wie eine exotische Pflanze hier nicht gedeihen wollte. Man erinnere sich ferner der Vorlesungen in Paris und Berlin 1827/28. Er hat zwar in den autobiographischen Aufzeichnungen (Brockhaus' „Conversations-Lexikon“ Art. Humboldt), ausführlicher in der „Gegenwart“ [1853] erklärt, „das Buch vom Kosmos sei nicht die Frucht derselben“, gleichwol muß man aus seinen eigenen vielfachen Aeußerungen entnehmen, namentlich aus der Stelle „Kosmos“ V, 89, daß der „Kosmos“ allerdings die Frucht jener Vorlesungen zu heißen verdient. Freilich war dieselbe bei weitem reicher und überraschender, als sie nach jenen Vorlesungen bemessen werden konnte. Er durfte daher „am späten Abende seines vielbewegten Lebens“ mit Recht sagen, daß ihm das Bild des „Kosmos“ „in unbestimmten Umrissen fast ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele schwebte“.

Es ist dieser Widerspruch Humboldt's ähnlich dem in andern Aeußerungen an Varnhagen. So schreibt er demselben am 24. Oct. 1834: „Ich fange den Druck meines Werkes (des Werkes meines Lebens) an. Ich habe den tollen Einfall, die ganze materielle Welt, alles, was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelflecken bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen wissen, alles in Einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüth ergötzt. Jede große und wichtige Idee, die irgendwo aufgeglimmt, muß neben den Thatsachen hier verzeichnet sein. Es muß eine Epoche der geistigen Entwickelung der Menschheit (in ihrem Wissen von der Natur) darstellen. Die Prolegomena sind meist fertig, neu umgearbeitete, von mir frei gehaltene, aber an demselben Tage dictirte Discours d'ouverture, das Naturgemälde, die Anre-

gungsmittel zum Naturstudium im Geiste unserer Zeit, dreierlei: 1) Poésie descriptive und lebendige Schilderung der Naturscenen in modernen Reiseberichten, 2) Landschaftsmalerei, Darstellung, sinnliche, einer exotischen Natur, wann sie entstanden, wann sie Bedürfniß und hohe Freude geworden, warum das leidenschaftliche Alterthum sie nicht haben konnte, 3) Pflanzungen, Gruppirung nach Pflanzenphysiognomik (nicht botanische Gärten); Geschichte der physischen Weltbeschreibung, wie die Idee der Welt, des Zusammenhangs aller Erscheinungen, den Völkern durch den Lauf der Jahrhunderte klar geworden ist. Diese Prolegomena sind die Hauptsache, und enthalten den generellen Theil, ihm folgt der specielle, — die Einzelheiten, geordnet. Weltraum — die ganze physische Astronomie. — Unser fester Erdkörper, Inneres, Aeußeres, Elektromagnetismus des Innern. Vulkanismus, das heißt Recation des Innern eines Planeten auf seine Oberfläche. Gliederung der Massen. Eine kleine Geognosie — Meer — Luftkreis — Klimate — Organisches — Geographie der Pflanzen — Geographie der Thiere — Menschen-Rassen und Sprache — deren dann physische Organisation (Articulation der Töne) von der Intelligenz (deren Product, Manifestation die Sprache ist) beherrscht wird. In dem speciellen Theile alle numerischen Resultate, die genauesten wie in Laplace, „Exposition du' systême du Monde". Da diese Einzelheiten nicht derselben literarischen Darstellung fähig sind, als die allgemeinen Combinationen des Naturwissens, so wird das nur Factische nur in kurzen Sätzen fast tabellarisch geordnet, sodaß z. B. über Klimate, über Erdmagnetismus der fleißige Leser in wenigen Blättern alle Resultate zusammengedrängt finden muß, die ein Studium vieler Jahre nur liefern würde."

Aber dem „tollen Einfall" von 1834 steht die eigene schon angeführte Versicherung gegenüber, daß ihm am späten Abend seines vielbewegten Lebens das Bild des „Kosmos" im unbestimmten Umrisse fast ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele geschwebt habe.

So ist es auch erst elf Jahre, nach dem Anfange des Druckes 1845 der erste, 1847 der zweite, 1850 und 1858 der dritte und vierte und endlich 1862 der fünfte Band, ein unbedeutendes posthumes Fragment mit weitläufigem, 2 Theile umfassendem, schwer brauchbarem Register von Buschmann, erschienen.

Die Inhaltsübersicht der beiden ersten Bände zeigt wie in einem architektonischen Grundrisse den Aufbau des Werkes. Der erste Band gibt eine Darstellung der gesammten Natur in der Objectivität äußerer Erscheinung. Er beginnt mit: „Einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und die wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze", — der zweite Abschnitt zeigt die Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung einer physischen Weltbeschreibung. Die Natur wird in beiden Abschnitten, einmal als Gegenstand des Genusses, in ihrer Totalwirkung auf den ästhetischen Sinn des Menschen, dann aber als Gegenstand der Erkenntniß, in ihrer Wirkung auf den begreifenden Verstand dargestellt. Der Zweck dieser Prolegomena oder Einleitung ist, zu zeigen, wie eine Naturwissenschaft beschaffen sein müsse, die den denkenden Geist und zugleich das ästhetische Gemüth befriedigt.

Der dritte Abschnitt, „Naturgemälde, Uebersicht der Erscheinungen", macht den Versuch, ein Ergebniß solcher Wissenschaft wirklich darzustellen.

Hier sind wissenschaftlicher Inhalt und ästhetische Form vereint, während das Uebermaß „nicht ganz gemeiner Erudition" aus dem Mutterlande des Textes in einen besondern Abschnitt als Notencolonien versetzt wurde.

Die Betrachtung der objectiven Erscheinungen beginnt mit dem siderischen Theil, den Sternen, die im fernsten Theile des Weltraumes zwischen Nebelflecken aufglimmen, und steigt durch unser Planetensystem zum tellurischen Theil bis zur irdischen Pflanzendecke und zu den kleinsten, oft von der Luft getragenen, dem unbewaffneten Auge verborgenen Organismen herab. Dabei wird die Ursache der Erscheinungen nur insoweit erläutert, als durch eine bedeutsame Anordnung ihr ursachlicher Zusammenhang fühlbar gemacht werden kann. Um so bestimmter ist das Bestreben, „die Welterscheinungen als ein Naturganzes aufzufassen, zu zeigen, wie in einzelnen Gruppen dieser Erscheinungen die ihnen gemeinsamen Bedingnisse, das ist das Walten großer Gesetze, erkannt worden sind. Ein solcher Drang nach dem Verstehen des Weltplanes beginnt mit Verallgemeinerung des Besondern, mit Erkenntniß der Bedingungen, unter denen die physischen Veränderungen sich gleichmäßig wiederkehrend offenbaren; er leitet zu der denkenden Betrachtung dessen, was die Empirie uns darbietet, nicht aber zu einer Weltansicht durch Speculation und alleinige Gedankenentwickelung, nicht zu einer absoluten Einheitslehre in Absonderung von der Erfahrung." Wie in allen seinen früheren Werken, so wird dieser Ansicht gemäß auch hier die Theorie von der Beobachtung getrennt gehalten; wo dem Verfasser Thatsachen zu einer Theorie noch nicht ausreichend erscheinen, da erkennen wir den sich selbst bescheidenden Schüler des großen königsberger Philosophen.

Der objectiven Darstellung der Erscheinungswelt im ersten Bande steht im zweiten die subjective Auffassung der Natur gegenüber. Er ist der subjectiven Rückwirkung des Naturganzen auf den Menschen gewidmet, den Anregungsmitteln zum Naturstudium. Demgemäß behandelt der erste Abschnitt „Anregungsmittel zum Naturstudium", freilich nur eklektisch, den Einfluß auf Poesie, Malerei und Gartenkunst als Mittel zur Erhöhung des reinen Naturgefühls.

„Es eröffnet sich uns" — heißt es gleich im Eingange — „eine innere Welt; wir durchforschen sie, nicht um zu ergründen, was in der Möglichkeit ästhetischer Wirkungen dem Wesen der Gemüthskräfte und den mannichfaltigen Richtungen geistiger Thätigkeit zukommt, sondern vielmehr um die Quelle lebendiger Anschauung als Mittel zur Erhöhung eines reinen Naturgefühls zu schildern, um den Ursachen nachzuspüren, welche, beson-

ders in der neueren Zeit, durch Belebung der Einbildungskraft so mächtig auf die Liebe zum Naturstudium und auf den Hang zu fernen Reisen gewirkt haben." Allerdings ist dieser Theil der Arbeit weniger vollständig und gleichmäßig durchgearbeitet als das Naturgemälde selbst; es liegt andererseits in der Natur der Stoffe, daß er dem allgemeinen Verständnisse näher gerückt ist. Der Verfasser verfährt eklektisch, er begnügt sich, bei den Gegenständen zu verweilen, welche in ihm der Richtung lang genährter Studien näher lagen: bei den Aeußerungen des mehr oder minder lebhaften Naturgefühls im classischen Alterthume und in der neueren Zeit; mit Vorliebe erörtert er die Fragmente dichterischer Naturbeschreibung, den anmuthigen Zauber der Landschaftsmalerei, welche ihm eine Richtung auf größere Naturwahrheit verdankt. Er bespricht endlich im zweiten Abschnitte ausführlich die Geschichte der physischen Weltanschauung, zeigt an ihr die in dem Laufe von zwei Jahrtausenden stufenweise fortschreitende Entwickelung der Erkenntniß des Weltganzen, die Einheit in den Erscheinungen, und hier wieder ist es vorzugsweise die Schilderung der wunderbaren Epoche der großen Entdeckungen, als deren Geschichtschreiber Humboldt bereits im „Examen critique" aufgetreten war.

Die Bearbeitung des zweiten Bandes, sagt Alfred Dove in der wissenschaftlichen Biographie Alexander von Humboldt's II, 372, sollte man meinen, müßte Humboldt mindere Schwierigkeiten bereitet haben als die des „Naturgemäldes" im ersten, denn historische Darstellungen, wie sie im zweiten Bande vorherrschen, entnehmen ja das Gesetz ihrer Darstellung unmittelbar ihrem Stoffe selber. Von Haus aus gleichsam erscheinen die Massen derselben nach Perioden gegliedert, der Folgenreichthum der Begebenheiten bildet überdies ein deutliches Kriterium für ihre größere oder geringere Wichtigkeit, sodaß eine Auswahl des Hervorragenden bequemer wird als bei den im Raume gleichzeitig auftretenden Naturphänomenen, denen gegenüber eine objective Unterscheidung von Wichtigem und Unwichtigem nur schwer ausführbar, ja oft unmöglich ist. Trotzdem hat sich auch hier Humboldt die künstlerische Arbeit wahrlich nicht leicht gemacht; gerade die „Geschichte der physischen Weltanschauung" zeugt von einer überaus fein abwägenden Sonderung zwischen den „Hauptmomenten", die für den Text, und dem übrigen Material, das für die Anmerkungen geeignet befunden ward.

In den vorhergehenden Abschnitten des zweiten Bandes vollends, welche die „Anregungsmittel zum Naturstudium" behandeln, mußte, da hier das Object selbst geradezu die Aesthetik der Natur ist, auch die Form der Darstellung durchweg ästhetisch abgerundet werden. Kein Wunder daher, daß Humboldt in einem Briefe an Böckh versichert, er habe in dem Kapitel über dichterische Naturbeschreibung „auf den Stil die höchste ihm mögliche Sorgfalt gewandt"; „es ist ein Hauptstück", schreibt er ein andermal an Varnhagen[1]), „auf das ich sehr rechne". „Ich habe gestrebt", heißt es schüchterner von den Abschnitten über Landschaftsmalerei und Cultur exotischer Gewächse, „die Reichhaltigkeit der Materie durch die Kunst der Darstellung zu besiegen, aber vom Streben zum Gelingen ist ein weiter Weg." „Im ganzen, denke ich", lautet wiederum ein anderes Geständniß, „soll der zweite Theil als ideenreich, nach Genauigkeit strebend und als jeder Art der Bildung geeignet, ansprechen." Es ist bekannt, daß diese Erwartung nicht getrogen hat; in der That erfreut sich eben der zweite Band — die Einleitung zum ersten allenfalls noch hinzugerechnet — der weitesten und dauerndsten Popularität, doch darf man die Erklärung dazu nur zum Theil in seiner Angemessenheit für „jede Art von Bildung" suchen. Denn offenbar hat er vor dem „Naturgemälde" — um der spätern Bände ganz zu geschweigen — den ungemeinen Vorzug, daß seinem historischen Inhalte die fortschreitende Erkenntniß späterer Jahre nichts anhaben kann; wenn jenes „über den Dingen schwebt, die wir 1841 wußten", und die wir, muß man hinzusetzen, heute bereits nicht allein überall vollständiger, sondern auch theilweise besser, das heißt anders wissen, so behält die „Geschichte der physischen Weltanschauung" aus dem J. 1847, gegründet wie sie ist auf die umfassendste kritische Quellenforschung, für die fernste Zukunft fast unverminderten ihren hohen Werth. Und dazu kommt für sie wie für die Darstellung des „Reflexes der Außenwelt auf die Einbildungskraft" noch der weitere Vortheil, daß bei ihnen Form und Inhalt im schönsten, jedes Gefühl befriedigenden Einklange stehen. Niemand wird zwar von vornherein tadeln, daß Humboldt sein Streben nach „Lebendigkeit des Stils, nach Wohlklang und Anmuth in der Diction, im Periodenbau" auch auf den objectiven Theil seines Werkes, auf die Darstellung der Erscheinungen selbst ausgedehnt hat. Es folgt dies einmal fast nothwendig aus dem Trachten nach „Allgemeinheit und Größe der Ansicht"; allein wie er diese stilistische Anmuth näher definirt als „Uebertragung der technischen Ausdrücke in glücklich gewählte beschreibende, malende Ausdrücke"[2]), steht uns sogleich die Gefahr vor Augen, daß dadurch Klarheit und Bestimmtheit, um derentwillen eben die Naturwissenschaft ihre technischen Bezeichnungen ersonnen hat, einigermaßen verkümmert werden. Und in der That hat das „Naturgemälde" darunter gelitten; die Wahl jener malenden Ausdrücke ist doch nicht durchaus eine glückliche gewesen, mitunter wird man an sein naives Bekenntniß gegen Böckh erinnert: „Ich suche dem «Kosmos», an dem ich arbeite, mancherlei Schmuck der Rede und Anspielungen zu geben." In dem Kapitel über dichterische Naturbeschreibung etwa ist das lange nicht so fühlbar; wo von Poesie die Rede ist, verzeiht man wol dem Redenden einige Poesie des eigenen Ausdrucks; auch der Geschichte der Weltanschauung steht, weil sie vom erkennenden Aufschwunge des Geistes handelt, der rednerische Aufschwung nirgends fremdartig zu Gesicht. Das „Naturgemälde" dagegen macht in

1) Briefe an Varnhagen Nr. 54.

2) Briefe von Varnhagen Nr. 54.

einzelnen Partien, wo es mit „mancherlei Schmuck der Rede und Anspielungen" geradezu überladen ist, den Eindruck, als wäre es selbst in erster Linie nicht wissenschaftliche, sondern „dichterische Naturbeschreibung".

Die ersten beiden Bände sind die wichtigsten; sie meint man, wenn man von Humboldt's „Kosmos" spricht. Aus Einem Gusse, in sich abgerundet, im besten Sinne ein Werk der schönen Literatur, erregten sie die Bewunderung der gebildeten Welt. Mit ihnen können sich die folgenden, der dritte und vierte Band, nicht messen. Diese letztern bilden den generellen Inhalt des „Naturgemäldes" ohne besondere Composition, nur mit dem peinlichsten Streben nach der Vollständigkeit und Genauigkeit, die der momentane Stand der Wissenschaft darbietet. So kehrt der dritte Band wieder zur Aufgabe des Ganzen zurück, indem er mit größerer Ausführlichkeit den siderischen Abschnitt des ersten Bandes behandelt, während der vierte Band den tellurischen Abschnitt desselben ersten Bandes näher ausführt. Im fünften Bande endlich machen einige Fragmente von Humboldt einen wehmüthigen Eindruck, weil sie im Gefühle des herannahenden Todes geschrieben sind und unvollendet blieben. Daher wurde es auch in Paris sprichwörtlich, von einem großen Manne, der noch als Greis an einem bedeutenden Werke arbeitet, das er schwerlich vollenden wird, zu sagen: il va écrire son Kosmos.

Als Ersatz dafür erhielten wir ein sehr weitläufiges, schwer brauchbares Register von Professor E. Buschmann, von dem der große Todte in der Einleitung zum fünften Band selbst sagt: „Kein Blatt des Kosmos ist erschienen, das nicht in der Handschrift und gedruckt dem scharf eindringenden Blicke des Professors Eduard Buschmann unterworfen worden wäre." Ein Register zu dem Werke eines fremden Autors zu verfassen, dazu gehört eine große Selbstaufopferung, denn wer ein Register anfertigen will, muß den Stoff vollständig geistig beherrschen, und wer solche Stoffe beherrscht wie den Kosmos, der unterzieht sich nicht gern der mühseligen und undankbaren Arbeit eines Registers.

Die einzelnen Bände erschienen in immer größeren Zeitabständen. So waren dreizehn Jahre verstrichen zwischen dem Erscheinen des ersten und vierten Bandes. „Der Hauptgrund wachsender Zögerung", klagt Humboldt selbst, „liegt in der Abnahme der Lebenskräfte eines fast 90jährigen Greises."

Der „Kosmos" soll und wird ein Bruchstück bleiben, da die Vorarbeiten, welche sich für die weitere Ausführung noch vorfanden, für jedermann unbenutzbar sind, denn der „Kosmos" entstand in kleinen Stücken „immer in freier neuester Ausarbeitung ganz allmählich, ohne sich auf anderes als große gestaltlose Sammlungen eines arbeitsreichen Lebens zu stützen". Es ist ein Zeichen von der Größe des Werkes, daß es von den Zeitgenossen als unvollendbar erklärt wird. Nicht selten hört man hart über das Unternehmen urtheilen und zwar von Gelehrten ersten Ranges. Sie sagen, der „Kosmos" sei für Fachgelehrte zu allgemein gehalten und zu spät gekommen, für das große Laienpublikum aber zu früh und zu schwer verständlich. Der „Kosmos" ist offenbar für ein sehr gebildetes Laienpublikum geschrieben und auf das Verständniß eines nachfolgenden reiferen Geschlechts berechnet wie der Goethe'sche Faust. Aber wie er auch immer sei, zu spät, zu früh, ungleichartig in einzelnen Theilen, unvollendet, ein Zwitter ästhetischer und wissenschaftlicher Darstellung, für die Geschichte der Wissenschaften wird er jedenfalls eine der wichtigsten Urkunden bleiben. Der „Kosmos" enthält die Summe des höchsten Naturwissens um die Mitte des 19. Jahrhunderts, eine Uebersicht über die Reife der damaligen Erkenntniß, gegeben von einem Manne, der die Literatur aller gebildeten Völker beherrschte. Er ist die gewissenhafteste Codification zeitgenössischen und historisch ältern Wissens, die jemals ein einzelner Mensch für sein Zeitalter unternommen. Der „Kosmos" wird freilich veralten und ist schon hier und da veraltet; aber es wäre traurig, wenn es anders wäre, denn wir müßten dann einen Stillstand oder einen Rückschritt unserer Erkenntnisse zu beklagen haben. Allein der bei weitem größere Theil wird nie veralten, sondern immer jung und frisch, immer lehrreich, immer anregend bleiben, wie die Werke der geistesverwandten Schriftsteller des Alterthums.

Aber bei aller Anerkennung und Bewunderung, die der „Kosmos" gefunden, ist er doch dem Gifte pietistischer Verdächtigung nicht entgangen. Dieselbe ist nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Beda Weber, das tiroler Parlamentsglied in der Paulskirche und späterer Stadtpfarrer in Frankfurt a. M., lamentirte in der „Augsburger Postzeitung": „Wenn Alexander von Humboldt am Abende seines vielbewegten Lebens den deutschen Lesern eine physische Weltbeschreibung in die Hände gibt, so ist unsere lebhafte Theilnahme für dieses Geschenk schon von vornherein begreiflich. Wir kennen den Verfasser als einen der ältesten und achtbarsten Vertreter deutscher Wissenschaft, der bei seinem Forschen zur Aufhellung der Naturgeheimnisse die geniale Einsicht in die Weltgeschichte und ihren Zusammenhang mit der Gegenwart nie aus dem Auge verlor, und die höchsten und tiefsten Schichten der Gesellschaft aus eigener Erfahrung gründlich kennen gelernt hat. Wir erwarten von ihm mit Recht eine Versöhnung einseitiger Naturauffassung mit den religiösen Bedürfnissen der Zeit, ein Entgegenkommen von seinem natürlichen Standpunkte aus zum Behuf eines siegreichen Kampfes für die christliche Offenbarung als Grundlage deutscher Einheit in Kirche und Staat. Destructive Tendenzen sucht man bei ihm vergebens, denn er hat selbst so tief eingehenden Antheil an den politischen Gestaltungen seiner Zeit genommen, daß in seinen Schriftwerken an kein Nebeln und Schwebeln zu denken ist, wie theoretische Schwindelköpfe es sich wol bisweilen zu Schulden kommen lassen. Er steht, wie es oft gesagt und geschrieben worden ist, auf der Höhe europäischer Bildung, die noch erhöht wird durch die ganz eigene Anmuth des Alters, welches keine Uebereilung kennt, und nur die reifste Frucht der Mittheilung werth hält. Mit solchen Empfindungen sahen wir dem schon lange vorher angekündigten «Kosmos» entgegen und

die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" war mit uns hierüber einverstanden. Sie begrüßte das Erscheinen des ersten Theiles dieser physischen Weltbeschreibung als eins der bedeutendsten Werke, deren sich die deutsche Literatur rühmen kann. Als Probe gab sie uns ein Bruchstück aus derselben unter dem Titel: «Alexander von Humboldt über das Menschengeschlecht». Darin erklärt der große Naturforscher mit den zierlichen Worten seines verstorbenen Bruders die Schöpfungsgeschichte des Moses für eine Mythe, die Abstammung des Menschengeschlechtes von Einem Paare für rein menschliche Erfindung, und die mosaische Erzählung selbst als ganz unvereinbar mit den Denkgesetzen des Menschengeistes. Unsere Ueberraschung war groß, wir müssen es gestehen. Wir hatten Alexander von Humboldt's literarisches Vermächtniß vor uns, die Summe seines studienreichen Lebens, und darin wird uns die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes, die Grundlage aller christlichen Offenbarung, als Werk der Lüge hingestellt. Leider ist der Mann, der diesen Ausspruch in die Welt schleudert, kein Stubengelehrter, den die hartherzigen Verleger im langsamen Hungertode um allen Witz bringen. Mit einem solchen Troste können wir uns nicht beruhigen. Es ist Humboldt, der das sagt, der Freund des mächtigsten deutschen Königs, der ernstlich bemüht ist, die positive Religion aus dem Schiffbruche der Zeit zu retten. Es ist der tiefsinnige Kenner der Natur und ihrer Gesetze mit den Erfahrungen aus zwei Hemisphären; kein Hegeling auf dem nackten Felsen contemplativer Negation, sondern ein Meister, der für seine Aussage das Gewicht seiner naturhistorischen Erfahrungen, die Frucht eines langen Lebens, in die Wagschale legt. Während Schelling seine Offenbarungsphilosophie in Berlin redigirt, um den wühlerischen Lehren des Marheineke, des Bruno Bauer, des Feuerbach und ihrer Gesellen entgegenzuwirken, fährt auf einmal sein Freund Humboldt in seine Sandkreise und verwischt ihm die mühsamen Hieroglyphen von vornherein mit der Mythologisirung des ersten Buches Mosis. Dadurch ist die Lehre von der Erbsünde, der Menschenerlösung und der auf dieselbe gegründeten christlichen Kirche mit einem kühnen Meisterschnitte vernichtet. Die negirenden deutschen Philosophen haben das nämliche Resultat auf ihrem Wege längst schon gewonnen; nun kommt ihnen Humboldt zu Hülfe, und bestätigt die Negation mit dem Resultate seiner lebenslänglichen Naturstudien. Es ist allerdings nichts Neues, längst schon ward es von allen Dächern gepredigt, und die Freischaaren gegen Luzern sind im Grunde nur der roheste Ausdruck dieser Negation, die in Büchern verkündet und ins Leben umgesetzt in folgerichtiger Entwickelung gegen alles Positive in Staat und Kirche wüthet. Aber daß Alexander von Humboldt dieser Seite das Wort redet, macht die Sache zum Ereigniß. Daß man in Berlin vom wirksamsten Standpunkte aus den christlichen Offenbarungsglauben retten will, ist so bekannt, als unter diesen Umständen erfolglos. Eine Stütze nach der andern bricht zusammen."

Und diese Stimme war nicht vereinzelt. Die „Wiener Kirchenzeitung" Nr. 3., 1857, erhebt gegen Humboldt den Vorwurf der „Seelenmörderei" und Professor Pater Burgstaller an dem jesuitischen Staatsgymnasium in Feldkirch eiferte auf der Kanzel: Alexander von Humboldt habe große Bücher geschrieben, in denen von Vielem zu lesen sei, nur von Gott nichts; diese Bücher seien schlecht. Der Beweis dafür liege übrigens schon in dem Umstande, daß sie von der sinnlichen Welt so eifrig gelesen werden. Humboldt habe freilich den Herrgott nirgends angetroffen, so wenig ihn die milchgebenden Thiere antreffen, welche auch Kräuter sammeln und recht gut botanisiren; der Unterschied zwischen Alexander von Humboldt und solchen Geschöpfen bestehe am Ende nur darin, daß diese dem Menschen nützen, eben weil sie Milch geben, jener aber mit seinen Büchern die halbe Welt verderbe. Der Tod rüttle schon an Humboldt; möge er noch umkehren und seine Werke und Thaten bereuen, sonst sei er ewig verloren.

Wie sehr auch solche Schmachreden unbeachtet blieben, der Umstand, daß im „Kosmos" nirgends das Wort „Gott" vorkommt, erregte selbst bei einzelnen Männern der Wissenschaft Bedenken, die indeß bald beruhigt wurden.

Die Zeitschrift: „La Liberté de Penser, Revue philosophique et littéraire", Tome II Nr. 12—15, November 1848 enthält eine ausführliche Besprechung des „Kosmos" von Ernest Renan; auf dem uns vorliegenden Hefte hat Humboldt eigenhändig bemerkt: „Cosmos p. 567 declaré athée. Pathologie des opinions religieuses de l'auteur", — und an der betreffenden Stelle Renan's fügte er am Rande hinzu: „C. I, 37. 1ᵇ. 7ᵇ. 37. II, 48" Renan selbst sagt über Humboldt's Schweigen von Gott:

„Ce silence, on le voit, n'est pas celui de la négation inintelligente, mais celui du bon goût qui sait s'abstenir, et ne parle point du tout à tous propos.

„La Théologie naturelle, telle qu'on l'entend en Angleterre, telle qu'elle se montre par exemple dans les écrits de Boyle, Derham, Parker etc., sorte d' exégèse de la nature au point de vue finaliste, et sous l'impression toujours immédiate et personnelle de la Divinité, est d'aussi mauvais goût au point de vue scientifique, que la manière de ceux qui font de la philosophie naturelle une philippique contre Dieu.

„Le véritable ton de la cosmologie moderne, c'est de parler toujours de l'Être-cause sans en prononcer le nom. S'il fallait faire deux parts dans la vie et dans la science, une part pour Dieu et une part pour ce qui n'est pas lui, il est trop clair que la part de Dieu devrait absorber tout le reste; le mysticisme le plus exclusif serait le vrai. Mais c'est là un point de vue étroit et grossier: celui qui sait comprendre voit Dieu en tout d'une vue générale et diffuse, sans qu'il ait besoin de ces retours partiels qu'il faudrait répéter à chaque phrase. Saisir le beau et le vrai des choses, c'est la seule théologie naturelle."

In Humboldt's leider mit seiner Bibliothek in London verbranntem Handexemplare des „Kosmos" war unter sehr zahlreichen Notizen auch die mit besondern Zeichen hervorgehobene: „Meine religiöse Verketzerung" „Kosmos" I, 16. 32, II, 25. 44—48. 347, III, 10", wo er gleichsam auf Stellen hinwies zur Abwehr der erhobenen Vorwürfe.

Humboldt vermied es mit Absicht sorgfältig, in seine wissenschaftlichen Arbeiten fromme Betrachtungen einzuschließen. Der „Kosmos" ist zum größten Theil naturwissenschaftlichen Inhalts, und vergleicht man die übrigen Schriften desselben Faches, die nicht ausdrücklich für den Schulunterricht bestimmt sind, so wird man finden, daß das Wort „Gott" in denselben ebenso selten ist als in juristischen und medicinischen Schriften. Man kann also den gedachten Vorwurf dem „Kosmos" nicht mit größerem Rechte machen als andern naturwissenschaftlichen Werken. In dem zweiten Bande, dem historischen Theile, kommen die Worte „Gott", der „Herr", der „Schöpfer", nicht nur einmal, sondern wiederholt vor (S. 26. 30. 46. 47. 48.), wenn Humboldt in Citaten den Einfluß religiösen Sinnes auf den Eindruck beschreibt, den die Natur auf den Beschauer macht, und die Art der Citate sowol als die ganze Haltung der Besprechung lassen sicherlich keine ungünstigen Urtheile über Humboldt's Religiosität zu. So finden wir (S. 26): „Die christliche Richtung des Gemüthes war die, aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und Güte des Schöpfers zu beweisen. Eine solche Richtung, die Verherrlichung der Gottheit aus ihren Werken, veranlaßte den Hang nach Naturbeschreibungen. Die frühesten und ausführlichsten finden wir bei einem Zeitgenossen des Tertullianus und Philostratus, bei einem rhetorischen Sachwalter zu Rom, Minucius Felix, aus dem Anfange des dritten Jahrhunderts. Man folgt ihm gern im Dämmerlichte an den Strand bei Ostia, den er freilich malerischer und der Gesundheit zuträglicher schildert, als wir ihn jetzt finden. In dem religiösen Gespräche Octavius wird der neue Glaube gegen die Einwürfe eines heidnischen Freundes muthvoll vertheidigt."

Der „Kosmos" wurde, abgesehen von den zahlreichen Nachdrücken in Amerika, fast in alle cultivirten Sprachen Europas übersetzt.

Zu den erläuternden Schriften, welche das Verständniß des „Kosmos" für weitere Kreise erleichtern sollen, gehören vor allen Prof. B. Cotta's „Briefe über A. von Humboldt's Kosmos; ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien", I. Bd. 3. Aufl. 1855, dem sich noch weitere 4 Bände von Schaller, Cotta, Wilkwer, Girard anschließen.

Von Broschüren über den „Kosmos" sei zunächst als Curiosum erwähnt: „Anti-Kosmos oder der Kosmos des Freiherrn A. von Humboldt jetzt eine der wichtigsten unter den Illusionen der Zeit" von Prof. K. F. E. Trahndorff (Naumburg 1855. Verlag der Zimmermann'schen Buchhandlung); ferner „Zu Humboldt's Kosmos. Einige Zugaben zum historischen Theil dieses berühmten Werkes" (aus den „Neuen Jahrbüchern f. Philol.", Supplementband XV, besonders abgedruckt, Leipzig 1849). — Saggio del Cosmos di A. H. di Giuseppe Rota. — Résumé du Cosmos (von Quetelet?), Brüssel 1861. — Kosmos a general survey of the physical phenomena of the Universe, North British Review, Advertiser (Edinburgh, November 1845). — Ueber die Beurtheilung des „Kosmos" in England ist besonders reichhaltig die zweite Hälfte von Humboldt's Briefwechsel mit Bunsen.

(J. Loewenberg.)

KOSSÄER. Die Kossäer waren ein in den südwestlichen Grenzgebirgen des iranischen Hochlandes (dem Zagrosgebirge), oberhalb der Tigrisebene, ansässiger Gebirgsstamm. In den babylonischen und assyrischen Texten erscheinen sie unter dem Namen Kaschschu. Ueber ihre Sprache hat neuerdings Friedrich Delitzsch durch das veröffentlichte Bruchstück eines bilinguen keilinschriftlichen Glossars: assyrisch und kossäisch — Aufschluß gegeben. Danach ist ein näherer Zusammenhang zwischen dem Kossäischen und den Sprachen der Nachbarländer: dem susischen (elamitischen) und der einheimischen nichtsemitischen Sprache Babyloniens (sumerisch und akkadisch) nicht vorhanden, wenn auch das Material wol nicht ausreichen möchte, um die Möglichkeit desselben auszuschließen (Delitzsch, „Sprache der Kossäer", Leipzig 1884; vgl. die Recensionen von Haupt, „Proceed. Soc. Bibl. Arch." II, 49 und von mir „Orientalisches Literaturblatt" 1884).

Wenn bei den ältern Griechen (Aeschylos, Herodot) die Bewohner von Susiana (Elymais, pers. Uvâdscha) *Κίσσιοι* genannt werden, so scheint dieser Name auf Beziehungen zu den Kossäern hinzuweisen, falls nicht, wie Nöldeke, „Griechische Namen Susiana's" in Götting. Nachrichten 1874, 172 fg. annimmt, einfach eine Namensübertragung anzunehmen ist. Von der Religion der Kossäer kennen wir nicht mehr als einige Namen, besonders tritt ein Gott Schuqamunu hervor, der in der Inschrift Agukakrime's als Ahnherr des Volkes erscheint.

Im übrigen sind die Kossäer ihrer Lebensart und geschichtlichen Bedeutung nach die Vorgänger der heutigen Kurden und genauer noch der Luren, die ja auch zum Theil genau dieselben Wohnsitze einnehmen. Sie bewohnen ein wildes, wenig culturfähiges und nicht allzu bewaldetes (*Strabo* XVI, 1, 11 aus Aristobul) Gebirge, in dem der Ackerbau schlecht gedeiht. Die Bewohner leben daher vorwiegend von Raub, indem sie die benachbarten Culturländer überfallen und ausplündern, und wenn die Gelegenheit günstig ist, sich dauernd in denselben festsetzen. So haben die Kossäer im J. 1502 (oder 1518) v. Chr. das nördliche Babylonien, das Land Akkad erobert und seitdem begegnen wir hier den Kossäern als einer Kriegerkaste, aus deren Mitte die Könige hervorgehen. Die Dynastie, welche sie begründen, ist zweifellos mit der in den Auszügen aus Berosos genannten Dynastie von neun Arabern, welche 245 Jahre über Babylon herrschten, identisch. An ihrer Spitze scheint der König Agum oder Agukakrime zu stehen, der sich „König der Kossäer und Akkadier, König des weiten Landes Babel u. s. w." nennt. Allmählich haben die wilden Eroberer die Cultur Babyloniens angenommen, wenn sie sich auch von den

Unterthanen gesondert halten und das Land nach Kräften ausgebeutet haben werden. Die Königsliste können wir in den Grundzügen herstellen; am bedeutendsten tritt Kûrigalzu (um 1380) hervor, der am nördlichsten der vom Euphrat zum Tigris führenden Kanäle die Feste Dûrkurigalzu anlegte. Im J. 1257 (oder 1273) ist die Dynastie durch den Assyrerkönig Tugultininep I. gestürzt worden, der zunächst selbst über Babylon geherrscht hat. Dann wird das Land wieder selbständig; doch sind auch die folgenden Herrscher noch jahrhundertelang aus der Kriegerkaste der Kossäer hervorgegangen, wie ihre Namen und directe Zeugnisse beweisen. Unter ihrer Herrschaft zerfiel das Land in eine Reihe kleinerer Staaten, die nach vielfachen Kämpfen den Angriffen der Assyrer unter Tiglatpileser II. (745—727) erlagen. [Vgl. auch meine „Geschichte des Alterthums" I, §. 140 fg. 270 fg.] — Durch die Herrschaft der Kossäer über Babylonien ist es gekommen, daß die Hebräer in der Nimrodsage (Gen. 10, 8) Babylonien den Namen Kusch geben, der sonst das heutige Nubien bezeichnet; ebenso vielleicht in der Paradieserzählung (Gen. 2, 13).

In das Kossäergebiet hat im J. 702 Sanherib einen verheerenden Kriegszug unternommen und einen Theil der Bewohner in die Ebene verpflanzt. In der Perserzeit erscheinen sie dann als kriegerischer, namentlich als Bogenkämpfer gefürchteter Gebirgsstamm an der Grenze Mediens und Susianas, und machen durch ihre Räubereien ebenso wie die Marder und die Gebirgsstämme des innern Susiana (bei den Griechen als Uxier [Uvâdscha, jetzt Chûzistân] und Elymäer [Elam] geschieden, während in Wirklichkeit jenes der persische, dieses der einheimische Name Susianas war) den Persern viel zu schaffen. Schließlich erhoben sie von den Großkönigen, wenn sie von ihrer Sommerresidenz Ekbatana nach Babylonien zogen, eine regelrechte Abgabe für die Gewährung freien Durchzuges (Nearch bei *Strabo* IX, 13, 6). Alexander hat ähnlich wie bei den andern Gebirgsstämmen so auch bei den Kossäern durch einen energischen Kriegszug im Winter 324 — die Jahreszeit war günstig, da die Bewohner dadurch gehindert waren, in die höheren Gebirge zu flüchten — auf dem Marsche von Ekbatana nach Babylon diesem Treiben vorübergehend ein Ende gemacht (*Arrian.* VII, 15. *Ind.* 40. *Diodor.* XVII, 111. *Plut.* Alex. 72). Dagegen hatte Antigonos, als er im J. 317. von Susa nach Ekbatana durch das Gebirge zog, von den Angriffen der Kossäer schwer zu leiden (*Diod.* XIX, 19).

In der Folgezeit werden dann die Kossäer, wenn nicht, was selten genug der Fall war, eine besondere kräftige Regierung sie im Zaume hielt, ihre Unabhängigkeit behauptet und ihre Räubereien fortgesetzt haben. Nach einer Vermuthung Nöldeke's („Göttinger Nachrichten" 1874, 178), der bei *Polyb.* V, 79. 82 *Κοσσαῖοι* für *Κίσσιοι* einsetzt, erscheinen sie im J. 217 im Heere Antiochos' des Großen. In welcher Zeit sie den Elymäern bei einem Raubzuge gegen Susa und Babylonien mit 13,000 Mann zu Hülfe kamen (*Strabo* XI, 13, 6 = XVI, 1, 18), ist völlig unbekannt; Nöldeke l. c. 190 denkt an die Zeit der Wirren nach Antiochos Epiphanes' Tode, als in Elymais (Susiana) ein selbständiges Reich entstand. Die Geographen erwähnen die Kossäer meist ohne genauere Angaben (*Polyb.* V, 44, 7. *Plin.* VI, 134. *Ptol.* VI, 3, 3. *Stephan. Byz.*). Selbständige und gleichzeitige Nachrichten über den unzugänglichen und den späteren Griechen ganz aus dem Gesichtskreise geschwundenen Gebirgsstamm liegen hier nicht mehr vor; Strabo dehnt ihr Gebiet offenbar zu weit aus, wenn er es bis an die Kaspischen Pforten sich erstrecken und Medien im Osten begrenzen läßt (l. c. vgl. XI, 12, 4 und Polyklet bei *Strabo* XVI, 1, 13).

Bei syrischen Schriftstellern der Sassanidenzeit erscheinen die Kossäer unter der Namensform Kûschânâje. Dann verschwinden sie. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie sich unter dem Einflusse ihrer Nachbarn allmählich iranisirt; es wird aus ihnen und ihren wilden Nachbarstämmen das Volk der Luren hervorgegangen sein, das seit dem 10. Jahrh. an ihre Stelle getreten und bis auf die Gegenwart noch sehr wenig erforscht ist. In ähnlicher Weise wurde östlich vom Kossäergebiete, in Chûzistân, dem alten Susiana, noch im 10. Jahrh. neben Persisch und Arabisch ein einheimischer, vermuthlich der alten Landessprache entstammender Dialekt gesprochen (Nöldeke l. c. 186), der gegenwärtig völlig verschwunden zu sein scheint. (*Eduard Meyer.*)

KOSSAK (Karl Ludwig Ernst), ein talentvoller berliner Feuilletonist, wurde am 4. März 1814 zu Marienwerder geboren. Er besuchte und absolvirte das Gymnasium zu Danzig und widmete sich dann in Berlin an der Universität dem Studium der Geschichte und classischen Philologie. Angeregt von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" versuchte er sich mit Raupach, Grabbe und andern wetteifernd an einer dramatischen Bearbeitung des spröden und doch so anreizenden Stoffes. Im J. 1836 trat er mit seinem Drama „Friedrich Barbarossa" (Berlin) hervor. Es gelang ihm nicht, mit dieser Dichtung einen bedeutenden Erfolg zu erzielen, und eine besondere dramatische Begabung hat der zweiundzwanzigjährige Autor darin auch nicht bewiesen, doch sind die historischen Beziehungen klar gefaßt und poetisch wiedergegeben, die Charaktere mit Sorgfalt gezeichnet, die Sprache etwas akademisch, doch nicht ohne Schwung. Die Erkenntniß, daß er nicht zum Dramatiker geboren, scheint ihm übrigens bald gekommen zu sein. Seine theoretisch wie praktisch erlangte musikalische Bildung wurde der Anlaß, daß er zunächst für musikalische Zeitschriften kleinere Recensionen und größere kritische Beiträge lieferte, und diese anfänglich nur als Nebensache betriebene Beschäftigung führte Kossak allmählich völlig in die Arme des Journalismus. Als Pianist beliebt und gerühmt, wurde er an den Journalen als Mitarbeiter gesucht, seine satirische Feder aber auch gefürchtet, sodaß es ihm an „Renommé" — das französische Wort ist hier wol das passendste — nicht fehlen konnte. Er gewann als Kritiker eine sehr einflußreiche Stellung, als er 1841 sein eigenes Journal, die „Zeitungshalle", gründete, welche dann durch die „Feuersbrunst" und diese

wieder durch die „Montagspost“ ersetzt wurde, bis auch diese 1869 ihr Dasein beschloß. Es war wol seine seit der Mitte der sechziger Jahre zunehmende Kränklichkeit, welche ihn von der fernern Herausgabe eines eigenen Journals abstehen machte. Dafür lieferte er für andere berliner Zeitungen, namentlich für die „Post“, noch während mehrerer Jahre fort Feuilletons, bis er an Körper und Geist gelähmt am 3. Jan. 1880 zu Berlin starb. Die inhaltsreichsten Nekrologe über ihn brachte die „Vossische Zeitung“ vom 4. Jan. (Nr. 10) und Paul Lindau in der „Gegenwart“ vom 10. Jan. 1880 (Nr. 2). Ein Bild der Verhältnisse, in denen Kossak stand und wirkte, gibt Theodor Fontane in seinem Buche „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860“ (Berlin 1885).

In der Geschichte des deutschen Journalismus hat sich Kossak eine bleibende hervorragende Stellung gesichert, indem er zuerst nach dem Muster französischer Zeitungen das Feuilleton in die norddeutschen Zeitungen einführte. Nicht mit Unrecht hat man ihn den Schöpfer des berliner Feuilletons genannt. Wie man aber auch über den ästhetischen und sittlichen Werth des modernen Feuilletons und seine Vertreter urtheilen mag, der Einfluß und die Bedeutung, welchen das Zeitungsfeuilleton auf und für manche Leserklassen thatsächlich hat, läßt Kossak's Einführung desselben in der preußischen Hauptstadt und damit in Norddeutschland überhaupt als ein für die Culturgeschichte nicht unwichtiges Ereigniß erscheinen. Die unangenehmen Eigenschaften des berliner Journalismus treten auch bei Kossak hervor. Sein Witz ist bitter, seine geistreichen Einfälle boshaft; von dem gutmüthigen und doch so treffenden wiener Humor keine Spur. Dagegen zeigt Kossak Theilnahme und Mitgefühl für das in der Großstadt sich häufende Elend. Er weiß anziehend und wahrheitsgetreu zu schildern. So gab er eine Reihe von Heften über die berliner Kunstausstellung von 1846 heraus, wozu W. Scholz Illustrationen lieferte. Was er in politischer Satire zu leisten fähig war, das hat er glänzend bewiesen in der Verspottung des stets redefertigen, aber kraftlosen Parlamentariers: „Ein Deputirter. Fliegendes Blatt für das Landtagsalbum“ (Potsdam 1847). Sein eigentliches Gebiet jedoch waren die Sittenschilderungen aus dem berliner Leben, die er zuerst als Feuilletons, dann gesammelt in Buchform herausgab. So erschienen (Berlin 1851) „Berlin und die Berliner“; 1852 (2. Auflage 1859) „Humoresken“; 1858 (2. Auflage 1859) „Historietten“; 1859 „Berliner Silhouetten“; zwischen 1859 und 1865 (2. Auflage 1875) die sechs Bände „Berliner Federzeichnungen“. Wer den Berolinismus gründlich kennen lernen will, dem sind Kossak's Schilderungen unentbehrliche und kaum übertroffene Hülfsmittel. Dieser Berliner-Literatur steht als minderwerthige, doch ebenfalls manches Anziehende enthaltende Gruppe die Schilderung der Fremde gegenüber. Ein gerechtes Urtheil über auswärtige, d. h. nicht berliner Verhältnisse und Menschen, dürfen wir bei keinem Berliner, am wenigsten beim berliner Journalisten suchen. Davon abgesehen weiß er auch hier mit Geist und Witz treffend zu schildern. Im J. 1855 erschienen die „Pariser Stereoskopen“; 1856 (2. Auflage 1858) das „Wanderbuch eines literarischen Handwerksburschen“; 1857 (Leipzig) die „Schweizerfahrten“, denen 1858 die „Badebilder“ und 1862 zwei Bände „Reisehumoresken“ folgten. E. Hildebrand's Tagebücher und mündliche Berichte verarbeitete er zu einer dreibändigen „Reise um die Welt“ (Berlin 1867; 5. Auflage 1876). — Eine etwas überschwenglich gehaltene Biographie des witzigen Feuilletonisten lieferte sein Verwandter A. Rutari, „Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke“ (Berlin 1884). (*Max Koch.*)

KOSSATEN, gleichbedeutend mit Hintersassen, hießen im ältern Deutschen Rechte die von einem Grundherrn abhängigen Bauern, welche im Gerichte der Freien durch ihren Schutzherrn vertreten wurden und diesem auch zins- und dienstpflichtig waren; in neuerer Zeit werden noch bisweilen die Gärtner, Kuhbauern, Häusler, welche nicht größere Güter, sondern nur ein Haus, Gärten und einzelne Felder besitzen, als Kossaten bezeichnet. (*Albrecht Just.*)

KÖSSEIN. An die beiden höchsten Erhebungen des in der Mitte des bairischen Regierungsbezirks Oberfranken sich erstreckenden Fichtelgebirges, den Schneeberg (1062 Met.) und Ochsenkopf (1026 Met.), welche als wenig umfangreiche Felsspitzen einem desto breiteren, abgerundeten, hochgewölbten Gebirgsstocke aufgesetzt sind, schließt sich eine Reihe kuppenförmiger Berge, deren Rücken häufig wild übereinandergestürzte, pittoreske Felsengruppen zieren, die namentlich ältere Schilderungen dieses Landstriches zu überschwenglichem Lobe begeisterten. Zu diesen vielgerühmten Bergen des Fichtelgebirges im engern Sinne zählt auch die zweigipfelige Kößein, die, südöstlich an den Schneeberg stoßend, wie ein Wahrzeichen von vielen Seiten her in gleicher Form aus weiter Ferne sichtbar ist. Die Kößein steigt in ihrer höchsten Spitze bis zu 932 Met. über dem Adriatischen Meere auf, während der den Südflügel des Kößeingebirges vom eigentlichen Fichtelberge scheidende Sattel zwischen Wunsiedel und Kemnath eine Höhe von 675 Met. hat. Der die Bergmassen des Schneeberges ausmachende Granit setzt sich über den Sattel jenseits im Kößeingebirge weiter fort, und wird hier und da von Gneis, Glimmerschiefer und krystallinischem Schiefer unterbrochen. Südwestlich von Wunsiedel gelegen, bildet die Kößein mit der Luxburg einen der schönsten und höchsten Berge des Fichtelgebirges und bietet nach Süden zu eine weite Fernsicht in die Oberpfalz bis zu den Thürmen von Regensburg, sowie nach dem nördlich gelegenen Weißenstadter Thallande, während nach Südwesten der Armannsberg, der Waldeckerberg, der hohe Steinwald, der Rauhe Kulm und viele Dörfer und Marktflecken sich dem Blicke darstellen. Oestlich, gegen Böhmen zu, liegt die Dreifaltigkeitskirche bei Waldsassen vor, und dahinter zeigen sich die Berge der böhmisch-bairischen Waldgrenze; nördlich dagegen liegen Wunsiedel, Weißenstadt, der Waldstein, Epprechtstein und der Kornberg. Wegen der Kapelle zum heiligen Konrad führt der

nordöstliche Abhang der Kößein den Namen „Konradsberg“. *(Ferdinand Moesch.)*

KOSSÓW, ein Markt im östlichen Galizien, 33 Kilom. von der Eisenbahnstation Kolomea entfernt, liegt 42° 46′ östlich von Ferro, 48° 19′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 346 Met., ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichtes und einer k. k. Forst- und Domänen-Verwaltung und zählte (1880) 2784 Einwohner. In der Nähe Alt-Kossów mit 1269 Einwohnern. *(Ferd. Grassauer.)*

KOSTELETZ, ADLER-K. (auch Kosteletz an der Erlitz genannt, Kostelec nad Orlicí), Stadt im östlichen Böhmen an der Wilden Adler, Stationsplatz des Flügels der österreichischen Nordwestbahn Wossek-Mittelwalde, ist Vorort des gleichnamigen Gerichtsbezirkes in der Bezirkshauptmannschaft Reichenau. Die Stadt führt den aufrecht stehenden doppeltgeschwänzten Löwen im Wappen und hat einen landtäflichen Besitz von 1703 niederösterreichischen Joch. Die zumeist czechische Einwohnerschaft betrug im J. 1880: 3793 Seelen. An größeren Industrieunternehmungen hat die Stadt eine Zuckerfabrik, ein Brauhaus und eine große Lohgerberei. Neuerdings wurde eine Station für künstliche Lachs- und Forellenzucht errichtet. Im übrigen nähren sich die Bewohner von der Landwirthschaft, dem Handwerksbetriebe, der Spitzenerzeugung und dem Kleinhandel. Zum schon im 14. Jahrh. bestehenden Pfarrsprengel, einer alten Dechantei, gehören dermalen 11 benachbarte Dörfer. Die Dechanteikirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt, ein großes Gebäude im Zopfstile, wurde 1773 vom Grafen Christoph Caviani erbaut. Im Innern befindet sich ein altes zinnernes Taufbecken vom J. 1540, ein älteres Schnitzwerk, eine Madonna darstellend, und die Wartenberg'sche Gruft. In der 1686 erbauten Begräbnißkirche zu St.-Anna auf dem Friedhofe befindet sich die Familiengruft der Herren Zaruba von Hustirschan. Die im J. 1585 auf dem Rabensteine im nordöstlichen Theile der Stadt gegründete Kirche der Böhmischen Brüder, bei welcher bis zum J. 1630 ein Geistlicher der Unität wirkte, wurde vom Kaiser Joseph II. aufgehoben und dient gegenwärtig ökonomischen Zwecken. Die czechischen Schulen bestehen aus einer dreiklassigen Bürger- und einer vierklassigen Knabenvolksschule, ferner aus einer fünfklassigen Mädchenvolksschule — zusammen mit 773 Kindern. Eine deutsche Privatmädchenschule zählte 10 Kinder (1884). An der Stelle der alten kosteletzer Burg der Herren von Pottenstein in der Vorstadt Skalka baute Wenzel Zaruba von Hustirschan 1668 ein neues Schloß, welches 1777 niederbrannte. Gegenwärtig erhebt sich auf demselben Platze ein großes im italienischen Stile gehaltenes Herrschaftsgebäude mit schönen Parkanlagen, welches durch den Grafen Joseph Kinsky (1835) errichtet wurde.

Kosteletz ist der Hauptort der Herrschaft gleichen Namens, welche mit dem zugehörigen Gute Borownitz ein Gesammtareal von 5998 niederösterreichischen Joch einnimmt. Im 14. Jahrh. war der Besitz mit Senftenberg und Pottenstein vereinigt und gehörte dem Nikolaus Zambach von Pottenstein. Von diesem gelangte er 1338 an Karl IV., der ihn zuerst an Johann von Wartenberg und später an den Fürsten von Oppeln verpfändete. Im J. 1413 finden wir Sophie, Gemahlin K. Wenzel's IV., als Besitzerin. Von 1431—1560 untersteht Kosteletz und Pottenstein den Herren der Grafschaft Glatz. Im J. 1585 gehörten die Herrschaften dem Ritter Adam Stastný Hran von Haras. Von dessen Erben gelangten die Güter nebst Wamberg an den niederländischen Freiherrn Kaspar von Gramb, der im Dreißigjährigen Kriege eine kaiserliche Truppenabtheilung anführte. Nach Gramb's Tode traten im J. 1638 die prager Jesuiten zu St.-Clemens in den Besitz, sich auf Gramb's Testament berufend. Doch machte ihnen Wenzel Zaruba von Hustirschan, der Gemahl der Franziska von Gramb, die Herrschaften streitig und erhielt dieselben auch 1667 zugesprochen. Seine Erben verkauften im J. 1795 die kosteletzer Herrschaft an den Fürsten Joseph Kinsky von Chinitz und Tettau, bei dessen gräflichen Nachkommen sie bis heute verblieb.

Die Stadt Kosteletz, die schon im Anfange des 14. Jahrh. städtische Gerechtsame besaß, erhielt von den verschiedenen Besitzern sowie von den Königen Böhmens zahlreiche Privilegien. Besondere Verdienste um ihr Aufblühen erwarb sich Adam von Haras. Kaspar von Gramb verpflanzte hierher die Spitzenindustrie, die theilweise jetzt noch betrieben wird.

Aus Adler-Kosteletz stammt der seinerzeit berühmte Tonkünstler Franz Tuma, gestorben 1774 als Kapellmeister der Kaiserin Elisabeth (Witwe Karl's VI.) *(L. Schlesinger.)*

KOSTELETZ, KREUZ-K. (eigentlich Kosteletz am Kreuz, auch Kreuzkirchen, Kostelec Křížkový), Dorf, 5 Stunden südlich von Prag im Bezirke Eule, hatte bei der Volkszählung vom J. 1880: 261 czechische und 10 deutsche Einwohner. Zu der daselbst im J. 1782 errichteten Pfarrei gehören 16 Dörfer der Nachbarschaft. Die Pfarrkirche zum heil. Martin, früher Filiale von Pischely, ist älter und hat eine alterthümliche Glocke mit interessanter Inschrift. Die vierklassige czechische Volksschule weist 1884 318 Kinder auf. Das Dorf führt angeblich (nach Sommer) seinen Namen von einem spanischen Kreuze, welches sich auf einer auf einem benachbarten Berge stehenden Säule erhebt. Doch dürfte dies dieselbe Anhöhe sein, die schon im 15. Jahrh. „bei den Kreuzen“ (u Křížkův) genannt wurde. Auf derselben fand nämlich am 29. Sept. 1419 eine jener großen Volksversammlungen statt, welche seit Beginn der hussitischen Bewegung in regelmäßigen Zwischenräumen abgehalten wurden. Es waren besonders viele Prager und Pilsener, letztere unter der Anführung Wenzel Koranda's, erschienen. Nach Schluß der Versammlung, deren Tagesordnung wesentlich im Predigen und Communiciren unter beiden Gestalten bestand, begleitete die Mehrzahl der Anwesenden die Prager nach Hause. Spät in der Nacht rückten sie in die Stadt ein und lagerten auf den Plätzen und Gassen der Alt- und Neustadt. Am andern Tage wurden sie im Kloster bei St.-Ambrosius untergebracht und von der Gemeinde mehrere Tage lang verpflegt.

Dies hinderte sie nicht, an der eben üblichen Plünderung von Kirchen und Klöstern lebhaften Antheil zu nehmen. Nur schwer gelang es den Pragern, diese unruhigen Gäste wieder los zu werden. (Vgl. Palacky, Gesch. Böhm. III, 2 S. 61 fg.; Tomek-Prohazka, Žižka, S. 20 fg.). (*L. Schlesinger.*)

KOSTELETZ, ROTH-K. (Kostelec červený), Stadt im nordöstlichen Böhmen im Bezirke Nachod, 2 Stunden nordwestlich vom Bezirksvororte, zählte im J. 1880: 2345 czechische und 54 deutsche Einwohner. Die schon im 14. Jahrh. erwähnte selbständige Pfarrei kam nachher als Filiale zur nachoder Dechantei, und erst 1709 wurde wieder ein eigener Pfarrsprengel Roth-Kosteletz mit 11 zugehörigen Dörfern gebildet. Die fünfklassige czechische Knabenschule hatte 1884: 409, die fünfklassige Mädchenschule 408 Kinder. Die Bewohner leben vom Gartenbau, der Hausweberei, dem Garn- und Leinwandhandel. Im J. 1591 brannte das Städtchen sammt der Kirche ab. Letztere wurde 1668 wieder aufgebaut, in ihrer gegenwärtigen Größe aber erst 1754 vollendet. Aus der alten Kirche haben sich ein zinnernes Taufbecken vom J. 1555 und mehrere Glocken erhalten. Auf dem jetzigen Kirchenfelde stand ehemals eine Burg, welche der Sitz der Herren Sendražky von Sendraž auf Kosteletz und Studnitz war; dieselbe war schon 1591 verfallen und ihre Trümmer wurden zum Kirchenbau verwendet. (*L. Schlesinger.*)

KOSTELETZ, SCHWARZ-K. (Kosteletz ob dem Schwarzen Walde, Kostelec nad černými lesy), Stadt, Amtssitz des gleichnamigen Gerichtsbezirkes und der alten Herrschaft Schwarz-Kosteletz, liegt 7 Stunden südöstlich von Prag und zählte (1880) 3212 czechische und 26 deutsche Einwohner, als deren Erwerbsquellen der Ackerbau und das Kleingewerbe dienen. Die Großindustrie ist durch ein Brauhaus und eine Dampfmühle vertreten. Zum Pfarrsprengel gehören 5 Dörfer; die czechische Volksschule gliedert sich in eine fünfklassige Knaben- (344 Schüler) und eine fünfklassige Mädchenschule (345 Schülerinnen). Die Dechanteikirche wurde im J. 1737 von der Herzogin Maria Theresia von Savoyen neu erbaut. Das sehenswertheste Gebäude der Stadt ist das von Jaroslaw Smirschitzky von Smirschitz im J. 1561 errichtete Schloß, ein vierseitiges Kastell mit runden Eckthürmen, zwei Höfen und einem tiefen gemauerten Wallgraben. In der Schloßkirche befindet sich die Familiengruft der Smirschitzky mit sieben noch gut erhaltenen Zinnsärgen, deren lateinische und czechische Inschriften die Namen der Verblichenen enthalten. Die heutige Begräbnißkirche zum heil. Johannes d. Täufer auf dem Friedhofe wurde im 16. Jahrh. von den Smirschitzkys für die Utraquisten erbaut. Sie brannte 1756 ab und wurde 1781 wieder aufgebaut.

Die Geschichte der Stadt ist mit der der Herrschaft auf das innigste verknüpft. Letztere war im 14. Jahrh. Eigenthum der königl. Kammer, wurde von König Johann gegen Nachod vertauscht, von Kaiser Karl IV. aber zurückgekauft und 1358 an Ješek von Kosteletz (Nachod) als Lehn überlassen. Im J. 1415 ging der Besitz an den Günstling König Wenzel's, Johann von Smržow, über, nach dem Aussterben des Geschlechtes desselben (1494) an die Herren Slawata von Chlum und Koschumberg, welche letztere die Herrschaft als Allod innehatten. Kaiser Ferdinand I. confiscirte im J. 1547 wegen Untreue des Dionys Slawata den Besitz und verkaufte ihn an Jaroslaw Smirschitzky von Smirschitz. Auch die Smirschitzky verloren nach der Schlacht am Weißen Berge die Herrschaft durch Confiscation. Dieselbe wurde 1626, nachdem sie vorübergehend Albrecht von Waldstein besessen, an den Fürsten Karl von Lichtenstein verkauft, bei dessen Geschlecht sie bis heute geblieben ist. (*L. Schlesinger.*)

KOSTELETZ (an der Elbe), gewöhnlich Elbe-Kosteletz, Kostelec nad Labem, Kostelec Labský genannt), königliche Kameralstadt, liegt eine Meile nordwärts vom Bezirksorte Brandeis auf einer von der Elbe und einem Nebenarme derselben gebildeten Insel und gliedert sich in die Stadt, die Prager und Brandeiser Vorstadt, welch letztere jenseit des Elbarmes sich befindet und mit der Stadt durch eine steinerne Brücke verbunden ist. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt die Eisenbahnstation der österreichischen Nordwestbahn Ortes. Elbe-Kosteletz zählte im J. 1880: 2203 czechische und 41 deutsche Einwohner, die sich zumeist von der Landwirthschaft und dem Kleingewerbe nähren. Auf den in den Niederungen der Elbe gelegenen zahlreichen Wiesen wird nennenswerther Futterbau getrieben. An größeren Industrieunternehmungen hat die Stadt eine Zuckerfabrik und eine Walzmühle. Zur Pfarrei gehören 7 inder Umgebung liegende Dörfer. Die czechische fünfklassige Volksschule hat 392 Kinder (1884). Nebst der schon im J. 1384 erwähnten Pfarreikirche zu St.-Veit, einem älteren kleinen Bauwerke, besitzt die Stadt eine zweite Kirche zu St.-Martin in der Brandeiser Vorstadt (schon 1361 genannt), bei welcher sich Grabsteine älterer Besitzer des Ortes erhalten haben. Von den andern sonst sehr unansehnlichen Gebäuden sei noch das Rathhaus und eine 1816 erbaute Cavaleriekaserne hervorgehoben.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. gehörte die Stadt den Herren von Ossek. König Ottokar II. brachte sie ins Eigenthum der königlichen Kammer, und König Johann verpfändete sie im J. 1327 an Heinrich Berka von Duba und Leipa. In der Mitte des 14. Jahrh. (1354) wird Rudolf Herzog von Sachsen als Pfandinhaber genannt. Im 15. Jahrh. erscheinen wieder die Berkas als Besitzer, und diesen folgen im 16. Jahrh. die Schlechta von Wschehrd, die Wantschura von Rehnitz und die Koschinsky von Koschin. Im Anfange des 17. Jahrh. stand Kosteletz unter der Herrschaft der prager Jesuiten, nach dem Dreißigjährigen Kriege aber wurde es mit der Herrschaft Brandeis vereinigt, die gegenwärtig im Besitze des Großherzogs von Toscana sich befindet. — Im J. 1424 zog sich Žižka vor dem vereinigten Heere der Prager und des Herrenbundes auf Elbe-Kosteletz zurück, wo er von den Feinden eingeschlossen in arge Bedrängniß gerieth. Rechtzeitig noch durch seinen Genossen Hynek von Podiebrad befreit, wandte er sich gegen Kutten-

berg und schlug die ihn verfolgenden Feinde auf der Anhöhe von Maleschau am 7. Juni aufs Haupt. Im Dreißigjährigen Kriege wurde Elbe-Kostelez 1631 von den Sachsen besetzt und 1639 von den Schweden unter Banér geplündert und niedergebrannt.

(*L. Schlesinger.*)

KOSTEN ist eine preußische Kreisstadt in der Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Kosten, in 72 Met. Höhe auf einer Obra-Insel im Obra-Bruche, 48 Kilom. von Posen entfernt gelegen, (1880) 4440 Einwohner. Zur Stadt gehören 249 Hekt. Land, wovon 156 Hekt. Acker. Es besteht Post- und Telegraphenamt, Kreisamt und Kreisgericht, evangelische und katholische Pfarrkirche, eine Volksbank, ein Arbeitshaus in einem der ehemaligen Klöster. Die Bewohner treiben etwas Weberei und Hopfenbau.

Der Kreis Kosten, 21,08 geogr. □Meilen oder 1161,15 □Kilom., umfaßt die größere Hälfte des sumpfigen Obra-Bruches und wird von der Posen-Breslauer-Bahn durchzogen, enthält 5 Städte: Kosten, Czempin oder Tschempin, Kriewen, Schmiegel und Wielichowo, 166 Landgemeinden und 102 Gutsbezirke. Von der Bodenfläche haben 0,4 Proc. Lehm, 73,1 Proc. Sand und 25,3 Proc. sind Moorflächen, 1,2 Proc. Wasser. 65,3 Proc. sind Ackerland 5., 6., 4. und 7. Klasse, 13,5 Proc. Wiesen, 13,2 Proc. Holzung, 3,4 Proc. Weiden, 1,2 Proc. Gärten und Höfe, 2,3 Proc. ertragloses Land.

(*G. A. von Klöden.*)

KOSTEN, der namentlich in der frühern deutschen Rechtssprache übliche Ausdruck für das lateinische „impensae", bedeutet die Aufwendungen und Auslagen, welche der Besitzer einer Sache auf diese gemacht hat, und die er unter Umständen dem auf Herausgabe der Sache klagenden Eigenthümer gegenüber, und zwar regelmäßig schon mittels der exemptio doli generalis, d. h. der Retentionseinrede, geltend machen und ersetzt verlangen kann. In dieser Beziehung ist zu unterscheiden zwischen impensae necessariae (nothwendigen), impensae utiles (nützlichen) und impensae voluptuariae (luxusmäßigen Aufwendungen). Wegen der erstern hat jeder Besitzer mit alleiniger Ausnahme des Diebes Anspruch auf Ersatz. Wegen der zweiten wird unterschieden zwischen gutgläubigem und bösgläubigem Besitzer, dergestalt, daß ersterm ein Anspruch auf Ersatz, letzterm dagegen nur ein sogenanntes jus tollendi, d. h. das Recht, die betreffenden Aufwendungen von der Sache wieder wegzunehmen, soweit dies ohne Beschädigung der Sache selbst möglich ist, gewährt wird. Bezüglich der impensae voluptuariae endlich ist jeder, sowol der gut- wie der bösgläubige Besitzer auf das jus tollendi beschränkt. — Anlangend den juristischen Ausdruck „Kosten" in der Bedeutung von „Gebühren", so sind hier die nachstehenden neueren deutschen Reichsgesetze zu erwähnen: das Gerichtskostengesetz vom 18. Juni 1878; die Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher vom 24. Juni 1878; die Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige vom 30. Juni 1878, und endlich die Gebührenordnung für Rechtsanwälte vom 7. Juli 1879. (*Albrecht Just.*)

KÖSTENDIL, ein dem Fürstenthume Bulgarien angehöriges Städtchen, liegt in einer ostwärts vom Rilo- und Witosch-Gebirge, westwärts aber von der Kosturnitza Planina und Babina Poljana begrenzten, durch Wasserreichthum, reizende Wiesengründe und sorgfältig gepflegte Obst-, Wein-, Kukuruz- und Taback-Pflanzungen ausgezeichneten, hügeligen Niederung unfern dem Westufer der dieselbe mit ihren Quellbächen durchziehenden Struma (Kara-Su [s. d.] oder Strymon) in einer Meereshöhe von 680 Fuß. Einzelne in diese Thalebene hineinragende waldige Vorberge erreichen (nach Ami Boué, „Turquie d'Europe") eine Höhe von 2150 Fuß. Köstendil ist berühmt wegen seiner Heilwässer, sieben in der Umgebung der Stadt befindlicher heißer Quellen, welche gegen mannichfaltige Leiden, namentlich gegen Rheumatismus, zu Bädern gebraucht werden und zur Gründung eines besondern, vor den Thoren der Stadt gelegenen Bade- und Cur-Ortes, vielleicht des besuchtesten der Balkan-Halbinsel, auf Türkisch Ilidscha, auf Slawisch Banja geheißen, Anlaß gegeben haben. Es ist wahrscheinlich, daß diese Heilquellen schon im frühen Alterthume bekannt und eine mitwirkende Ursache zur Gründung der Stadt gewesen sind. Die erste Erwähnung Köstendils findet sich bei Procopius, welcher es in seinem Buche De aedificiis Ulpiana*), eine alte Stadt der Dardaner, nennt, ohne uns über die frühere Geschichte der Stadt zu unterrichten. Zu Justinian's Zeiten, wie Procop erzählt, verfallen, wurde sie von dem bauliebenden Kaiser neu befestigt und bedeutend verschönert, worauf sie den Namen Justiniana Secunda erhielt, zum Unterschied von Justiniana Prima, einer Stadt, zu welcher er seinen in dem benachbarten Ober-Macedonien gelegenen Geburtsort Tauresium ausgebaut hatte. Obwol selber Slawe, fühlte der Kaiser das Bedürfniß, jene ihm theuern Gegenden, in welchen sich schon damals seine unbotmäßigen Stammgenossen massenhaft niedergelassen hatten, durch Anlegung fester Plätze dem Reiche zu erhalten und die barbarischen Bewohner der römischen Gesittung zuzuführen. Wie ihm dies nicht gelungen, so scheinen auch die von ihm decretirten neuen Namen nie in den Volksmund übergegangen zu sein. Die Slawen gaben dem zur Zeit ihres Auftauchens in Dardanien officiell Ulpiana geheißenen Orte den Namen Welbužd (das ž wie das französische j auszusprechen), in welchem sich wahrscheinlich der vorrömische Volksname erhalten, und welcher unter bulgarischer Herrschaft jetzt wieder zu vorwiegender Geltung gelangen dürfte.

Nachdem noch vor Ausgang des 6. Jahrh. die Slawen sich sogar fast ganz Macedonien unterworfen, war Dardanien mit Köstendil als eins der Länder, von dem die Scharen ausgingen, für das römische Reich verloren und bildete nur noch gelegentlich ein Streitobject zwischen den beiden slawischen Nationalstaaten, welche

*) Aus diesem Namen läßt sich schließen, daß Kaiser Trajan sich um die Stadt verdient gemacht und ihr statt eines frühern barbarischen Namens denjenigen seiner Gens verliehen. Geschichtlich bezeugt ist dies nicht.

sich auf der Balkanhalbinsel bildeten, d. h. dem Serbenreiche im Westen und dem Bulgarenreiche im Osten. Unfern der Sprachenscheide gelegen, gehörte Köstendil und seine Umgegend dem bulgarischen Sprachgebiete an. Der bulgarische Stamm, welcher sich daselbst niederließ, führte den Namen Schopi, was, wol nicht sehr glücklich, mit dem alten Volksnamen der Sapäer verglichen worden ist. Gleichwol kam nach dem Verfalle der bulgarischen Macht Köstendil wie auch andere bulgarische Gebiete unter serbische Oberhoheit. Im J. 1330 schlugen daselbst die Serben unter ihrem Könige Stephan Nemanja und dem 18 jährigen Kronprinzen Duschan die von ihrem Zaren Michael von Widdin herangeführten Bulgaren. Wenige Zeit später finden wir daselbst ein serbisches Dynastengeschlecht, sich in drei Brüdern Jowan, Dragasch und Kostadin darstellend, welche mit dem Titel Despoten, Herren, gemeinschaftlich regierten. Nach Unabhängigkeit von ihrem Lehnsherrn, dem Könige von Serbien, lüstern, traten sie zu dem Sultan Murad I. in ein Vasallenverhältniß und betheiligten sich im J. 1389 auf seiten der Türken an der Schlacht auf dem Amselfelde. Nach des Jowan und Dragasch Tode blieb Kostadin als alleiniger Gebieter übrig und genoß eines solchen Ansehens, daß sein Territorium nur Kostadinowa Zemlja, Kostadins-Land, auf türkisch Kostandi-Ili, genannt wurde, unter welchem Namen die Pforte später davon Besitz ergriff. Aus Kostandi-Ili ist Köstendil verderbt. — Unter türkischer Herrschaft war Köstendil die Hauptstadt eines gleichnamigen Sandschaks, welcher sich südwestwärts bis Schtiplje und Radowischte ausdehnte; zugleich war die Stadt Sitz eines griechischen Metropoliten, an dessen Stelle jetzt ein bulgarischer Prälat getreten sein dürfte. Das Ejalet, dem der Sandschak untergeordnet war, bildete eine Länderstrecke ohne natürliche Grenzen mit zwei wichtigen Städten, Sofia und Nisch, von denen bald die eine bald die andere der Statthalterschaft den Namen gab, sodaß, wenn der Wali in Sofia residirte und das Paschalik Sofia hieß, Nisch zum Sandschak wurde und umgekehrt. Durch den Frieden von Berlin vom J. 1878 zerfiel das Ejalet in einen bulgarischen, einen türkischen und einen serbischen Antheil. Köstendil verlor die macedonische Hälfte seines Gebietes an die Pforte; der Rest mit der Hauptstadt wurde mit Bulgarien vereinigt, wohin, wie wir gesehen, Abstammung und Geschichte der Bewohner ihn hinweisen.

(G. Rosen.)

KOSTER, auch Coster (Samuel), geboren gegen das Ende des 16. Jahrh. in Amsterdam, wo er als Arzt an einem der städtischen Krankenhäuser thätig war, ist hauptsächlich durch die nach ihm genannte Akademie, die im J. 1617 auf der Keizersgracht in Amsterdam eingeweiht wurde und zu Theateraufführungen diente, bekannt geworden, wie er sich denn auch um die Hebung der niederländischen Bühne sehr verdient gemacht hat. Durch die Errichtung dieser Akademie erhielten die Rederykerkamers, die schon längst dahinsiechten, den Gnadenstoß, und die bekannte Kammer: „In liefde bloeiende", deren Mitglied Koster selbst war, löste sich vollständig in seine Akademie auf. Das niederländische Trauerspiel verdankt ihm eigentlich seinen Ursprung, da er es war, der die Stücke von Hooft und Vondel zuerst auf die Bühne brachte. Er selbst hat eine ziemlich bedeutende Anzahl Theaterstücke geschrieben, und wenn dieselben sich auch hier und da durch Gewandtheit des Dialogs und große zur Schau getragene Gelehrsamkeit auszeichnen, so zeigen sie auf der andern Seite doch auch unendlich viel Schwulst und Geschmacklosigkeit; er nimmt z. B. keinen Anstand, in einem seiner Trauerspiele dem griechischen Helden Nestor eine Prophezeiung über die jüdische Geschichte von Aron bis auf David in den Mund zu legen. Sein bedeutendstes Stück ist „Iphigenie", das 1617 aufgeführt wurde, und in welchem er die Herrschsucht und die Wühlereien der Geistlichen, natürlich unter griechischen Masken, scharf geiselte; dieselbe Tendenz hatte auch „Polyxena", ein Stück, das damit endigt, daß Hekuba dem thrakischen Könige Polymnestor die Augen auskratzt, wofür sie dann vom Volke mit Steinen und Knütteln todtgeschlagen wird; in seinem Trauerspiele „Isabella" wird die Heldin auf der Bühne enthauptet, während in seinem „Tüsken van der Schilden" der Hauptheld, ein Straßenräuber, vor dem Publikum gehängt wird. — Im J. 1722 brannte das von Koster gegründete Theater ab. *(Th. Wenzelburger.)*

Kostnitz, Kreisstadt in Baden, s. Konstanz.

Kostnitzer Concil, s. unter Concilien.

KOSTOMAROW (Nikolaj Iwanovitsch), einer der bedeutendsten und von allen der formvollendetste russische Historiker der neuesten Zeit, war geboren am 4. Mai 1817 (a. St.) in Jurasowka (Gouvernement Woronesh). Sein Vater war Gutsbesitzer, die Mutter eine kleinrussische Bäuerin, die der Vater vor der Ehe hatte erziehen lassen; so war Kostomarow halb Kleinrusse und sein Wesen hatte stark ausgeprägte kleinrussische Züge, die ihn gerade geeignet machten, eine Vermittelungsrolle zwischen klein- und großrussischer Art einzunehmen. Anfangs in Privatinstituten erzogen, kam er 1831 auf das Gymnasium in Woronesh, 1833 auf die Universität Charkow. Schon in diesen Studienjahren legte er sich auf persönliche Erforschung des Volkslebens, der Volkssprache und Volkspoesie. Im J. 1837 machte er nach Beendigung der Universitätsstudien einen Versuch mit der militärischen Carrière, gab aber diese sehr bald auf und wandte sich in Charkow wieder dem Studium zu. Im J. 1840 bestand er dort das Magisterexamen in der russischen Geschichte, aber seine Dissertation („Ueber die Bedeutung der Union in Westrußland") wurde beanstandet, die schon gedruckten Exemplare auf Anordnung des Ministers Uwarow vernichtet, und ihm anheimgegeben, eine neue Dissertation zu verfassen. Diese (1844) ist: „Ueber die historische Bedeutung der russischen Volkspoesie." Seit 1838 war Kostomarow auch als Dichter und Schriftsteller in kleinrussischer Sprache aufgetreten (die Sammlung seiner Werke in dieser Sprache unter dem Pseudonym Jeremias Halka erschien als Zbirnyk tvoriv, Odessa 1875). Zu einer Docentur gelangte er nicht, weil ihn sein Herumstreifen unter dem Volke zum Zweck der Sammlung ethnographischen Materials und der Volkspoesie verdächtig machte. Nach kurzem Aufenthalte 1844

in Kiew wurde er Gymnasiallehrer in Rowno (Volhynien) und 1845 dasselbe in Kiew; dort erhielt er 1846 die außerordentliche Professur für russische Geschichte. In dieser Zeit wurde in Kiew der „Kyrill-Methodius-Verein" gegründet, dessen leitendes Mitglied Kostomarow war. Die Ideen dieser Gesellschaft waren: Befreiung der slawischen Völker von der Fremdherrschaft; eine föderative Verbindung dieser Völker mit Erhaltung der politischen Selbständigkeit der einzelnen; Aufhebung der Sklaverei (Leibeigenschaft) unter allen Formen; Aufhebung der Standesprivilegien; religiöse Freiheit und Duldsamkeit; bei völliger Freiheit des Bekenntnisses Gebrauch einer einheitlichen slawischen Kirchensprache; Freiheit des Gedankens und der Presse; Lehrstühle aller slawischen Sprachen und Literaturen an den wissenschaftlichen Anstalten aller slawischen Völker. Wie man sieht, entspricht das Ganze den Idealen des romantischen Panslawismus eines Kollár u. a., und entfernt sich von den Zielen des moskauer Slowophilenthums, dem Kostomarow stets fern blieb. Die Gründung dieses Vereins wurde aber für ihn verhängnißvoll. Mit dem kleinrussischen Dichter Schewtschenko u. a. angeklagt der Gründung eines slawisch-ukrainischen Vereins, d. h. der Theilnahme an kleinrussischen Sonderbestrebungen, wurde er 1847 nach St.-Petersburg gebracht und blieb ein Jahr lang gefangen, wurde dann mit einer Anstellung in der Gouvernementsverwaltung nach Saratow verbannt und ihm der Druck eigener Schriften verboten; indeß arbeitete er für sich eifrig an historischen Monographien u. a. weiter. Der Tod des Kaisers Nikolaus und die Amnestie von 1856 gab auch Kostomarow Befreiung von der Polizeiaufsicht und dem Druckverbote, und so konnte er 1857 eine seiner bedeutendsten Monographien, „Bogdan Chmelnicki" erscheinen lassen. Daran schließt sich eine ganze Reihe bedeutender historischer Arbeiten. Im J. 1857 machte Kostomarow eine Reise in Westeuropa, kehrte dann nach Saratow zurück, wurde aber von der petersburger Universität als Nachfolger Ustrjalow's auf das Katheder für russische Geschichte berufen und trat dies Amt 1859 an. Seine glänzende Begabung für den Vortrag und seine neue Art der historischen Darstellung hatten den größten Erfolg nicht nur bei den Studenten, sondern auch in andern Kreisen. Im J. 1862 trat er infolge der Studentenunruhen ab und lebte von da an als Privatgelehrter, beschäftigt außer mit zahlreichen eigenen historischen Schriften, unter andern in der Redaction der Publicationen der Archäographischen Commission. Er starb am 7. (19.) April 1885. — Kostomarow's Stellung in der russischen Historiographie ist eine eigenartige; er ist weniger gelehrter Geschichtsforscher im Gebiete der Reichsgeschichte als Geschichtschreiber im Sinne einer kunstmäßigen Bearbeitung des Stoffes, den er in meisterhafter Form darzustellen verstand. Dabei geht durch seine historischen Werke ein ethnographischer, volksthümlicher Zug, ihm war es vor allem darum zu thun, in der Geschichte das Volk, die Wirkung der Massen aufzusuchen und das historische Recht des Volkes darzustellen, aber mit durchaus realem Zuge auf das Thatsächliche und darin z. B. von Aksakow abweichend. Man hat seine Art am meisten der Augustin Thierry's entsprechend gefunden. — Nekrolog von Pypin im Maihefte (1885) des „Věstnik Evropy"; Autobiographie bei Ikonnikov, Biografičeskij slovar professorov Universiteta Sv. Vladimira (Kiew), Kiew 1884. Vgl. auch (münchener- augsburger) „Allgemeine Zeitung" Nr. 141 (1885), Beilage. — Sammlungen der historischen Schriften Kostomarow's: „Russkaja istorija v žizneopisanijach eja glavnčjšich dějatelej" (2. Ausg. St.-Petersburg, von 1880 an); „Istoričeskija monografii i izslědovanija" (St.-Petersburg, von 1872 an). *(R.)*

KÖSTRITZ, Dorf im unterländischen Bezirke (Gera) des Fürstenthums Reuß Jüngere Linie, an der Elster zwei Stunden nordwestlich von Gera gelegen, Sitz der Fürstlich Reußischen Nebenlinie Reuß- (Schleiz-) Köstritz, mit Schloß, Brauerei, berühmten Kunst- und Handelsgärtnereien, einer besuchten Sool-Badeanstalt, Bahnstation der Leipzig-Eichigter (Gera-Weißenfelser) Linie, mit Postagentur und Telegraphenamt.

Im J. 1880 hatte es mit dem 1/2 Stunde entfernten Eleonorenthal 193 Wohnhäuser mit 1718 Einwohnern. In seiner Bauart fast städtisch und freundlich gelegen, wird der Ort aus der Nähe und Ferne viel besucht. Es ist der Geburtsort des Componisten Heinrich Schütz (1585—1672) und des Dichters Julius Sturm, welcher noch als Pfarrer daselbst lebt.

Der Ort ist sorbischen Ursprungs und gehörte im Mittelalter zur Herrschaft Langenberg (s. d.). Urkundlich kommt er vor 1364 als Kostricz, 1401 als Kosteritz, 1506 als Costritz, 1533 als Kosteritz. In einem in der Nähe gelegenen Gipsstocke fand sich eine reiche Ausbeute von diluvialen Thierresten (Hyäne, Elefant, Rhinoceros), welche in Gera aufbewahrt werden.

Das Schloß ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut. Ursprünglich hatte der Ort zwei Rittergüter, ein oberes und ein unteres. Um 1550 wurde das obere in zwei Hälften zerschlagen, weshalb es nun ein oberes, mittleres und unteres gab. Später wurden die beiden erstern wieder vereinigt.

Als Eigenthümer dieser Rittergüter kommen vor: im 14. Jahrh. Berthold und Ilso von Techwitz und Otto von Breitenbuch (Breitenbauch, ein bereits im 13. Jahrh. bei Gera vorkommendes Geschlecht); im 15. Jahrh. Berthold von Techwitz (1401), Seifert Hansmus, Hans Hansmus (1445), Frentzel von Techwitz (1445); im 16. und 17. Jahrh. die Familie von Wolframsdorf, Jobst Heinrich von Watzdorf, Kreishauptmann des sächsischen Vogtlandes (1581).

Zu Ende des 17. Jahrh. kaufte Graf Heinrich I. Reuß zu Schleiz das untere Rittergut zu Köstritz und bestimmte es nebst den theils in der Herrschaft Gera, theils in der Herrschaft Schleiz (Pflege Reichenfels) gelegenen Gütern Steinbrücken, Pohlitz, Hohenleuben, Triebes und Niederböhmsdorf, sowie dem in der Pflege Saalburg gelegenen Seibtendorf (welches aber bereits 1689 wieder verkauft wurde) zum Paragium (Dotation nachgeborener Glieder regierender Häuser in Grundbesitz und grundherrlichen Einkünften), verbunden mit Majorat, für seinen

jüngern Sohn dritter Ehe, Heinrich XXIV., geb. den 26. Juli 1681.

Diese Familienstiftung, bei welcher bezüglich der in der Herrschaft Schleiz gelegenen Güter die landesherrliche Hoheit ausdrücklich vorbehalten blieb, wurde 1690 von sämmtlichen Grafen Reuß durch einen Hausvertrag anerkannt und von Kaiser Karl VI. bestätigt. Nach der jetzigen Verfassung des Fürstenthums Reuß Jüngere Linie ist der jedesmalige Paragiatsherr Mitglied des Landtages. Die Linie Köstritz erhält außerdem einen Antheil von den Domanial-Einkünften der dem Hause Schleiz zugefallenen Fürstenthümer Gera und Lobenstein-Ebersdorf.

Heinrich I. wohnte, nachdem im J. 1689 ein großer Brand die Stadt Schleiz und mit ihr das dortige Residenzschloß vernichtet hatte, selbst in Köstritz und starb daselbst am 18. Mai 1692.

Heinrich XXIV. durchreiste in seinen Jünglingsjahren Frankreich, Italien, Polen und kämpfte unter dem römischen Könige Joseph I. in mehrern Feldzügen. Er war in Bildung und Charakter seinem Urgroßvater, Heinrich Posthumus, dem Muster eines Regenten, ähnlich. Später zeichnete er sich durch die gewissenhafte Verwaltung mehrerer Vormundschaften über Glieder der Reußischen Häuser Ober-Greiz und Ebersdorf aus. Er nahm 1704 seine Residenz im neuerbauten Schlosse zu Köstritz, nachdem er schon im J. 1703 die Güter Reichenfels bei Hohenleuben und Langenwetzendorf mittlern Theils zum Paragium hinzugekauft, Steinbrücken aber verkauft hatte. Im J. 1738 erwarb er auch Langenwetzendorf obern Theils. Er starb am 24. Juli 1748. Vermählt war er mit Marie Eleonore Emilie geb. von Promnitz-Dietersbach seit 1704 (seine Halbschwester Emilie Agnes war seit 1682 vermählt mit dem Grafen Balthasar Erdmann von Promnitz zu Sorau). Diese seine im J. 1688 geborene Gattin überlebte ihn lange und starb hochverehrt zu Köstritz im J. 1776.

Sein ältester Sohn, Heinrich VI., geb. 1707, war königl. dänischer Geh. Rath. Er erwarb Köstritz mittlern und obern Theils, Dürrenberg, Hartmannsdorf und Langenwetzendorf untern Theils (dieses 1753). Er war vermählt mit Henriette Johanne Susanne, Gräfin von Güldenstein, Tochter des Marquis de Monteleone, der Erbin verschiedener Güter im Holsteinischen. Er starb 1783.

Sein Nachfolger war sein Sohn Heinrich XLIII., geb. 1752, vermählt mit Luise Reuß-Ebersdorf. Durch Geist und Kunstsinn ausgezeichnet, verschönerte er seine Güter vielfach, namentlich schuf er den schönen Park in Köstritz. Auch durch große Gastfreundlichkeit that er sich hervor; durch seine Prachtliebe und seinen Hang zu großen Ausgaben brachte er aber seine Vermögensverhältnisse in Unordnung. Er kaufte 1796 das kleine Rittergut Göttendorf in der Pflege Reichenfels und 1801 Steinbrücken und Roben in der Herrschaft Gera. Unter ihm fiel 1802 nach Aussterben der Linie Reuß-Gera dem Köstritzer Hause der sechste Theil der geraer Domanial-Einkünfte zu. Im J. 1806 erhielt er von Kaiser Franz II. für sich und seine Nachkommen den Fürstentitel.

Bei seinem Tode (1814) brach der Concurs aus. Die Güter Steinbrücken, Roben und Göttendorf wurden infolge dessen subhastirt, die holsteinischen Besitzungen der Sequestration unterworfen.

Sein Sohn und Nachfolger, Heinrich LXIV., geb. 1787, kaiserl. österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, lebte auf seiner Herrschaft Ernstbrunn in Ober-Oesterreich, welche er dem Familienbesitze zufügte. Er war unverheirathet und starb 1856.

Nach ihm folgte im Paragiat ein Sohn Heinrich's XLVIII. (1759—1825), des jüngern Sohnes Heinrich's VI. (s. o.), Heinrich LXIX., welcher, ohne Kinder zu hinterlassen, am 1. Febr. 1878 im Alter von 85 Jahren starb.

Mit seinem Tode war die directe männliche Nachkommenschaft Heinrich's VI. ausgestorben und es fiel nun das Paragiat auf den von Heinrich IX.*) (1711—1780), dem zweiten Sohne des ersten Inhabers, Heinrich's XXIV., abstammenden Zweig und zwar auf Heinrich IV., geb. 1821, Sohn Heinrich's LXIII. (1786—1841), Gemahl der verstorbenen Luise Karoline, verwitweten Prinzeß von Sachsen-Altenburg, geborenen Prinzeß Reuß-Greiz. Derselbe lebt meistens in Ernstbrunn. Sein Bruder Heinrich VII. ist Botschafter des Deutschen Reiches in Wien.

Das Haus Reuß-Köstritz hat in seinem mittlern, von Heinrich IX. eröffneten Zweige und in dem jüngern von Heinrich XXIII., dem dritten Sohne Heinrich's XXIV. ausgehenden Zweig viele Schößlinge getrieben. Der Hof- und Behördenkalender für das Fürstenthum Reuß Jüngere Linie vom Jahre 1878 weist 16 lebende Fürsten und Prinzen Reuß-Köstritz nach. *(J. Alberti.)*

KOSTROMA, Gouvernement in Großrußland von 84,584,5 □Kilom. mit (1880) 1,251,718 Einwohnern, wird von der schiffbaren Wolga, die hier die Kostroma, Unscha, Weksa, Nemda und Wetluga aufnimmt, durchströmt; hat besonders in seinen östlichen und nördlichen Theilen einen großen Waldreichthum (70 Proc. des ganzen Areals) und wenig fruchtbaren Boden. Fischfang, Ackerbau, Viehzucht und Jagd neben der Industrie, die sich besonders auf Anfertigung von Holzwaaren, Wolgabarken, Theer, Matten und Lindenbast, sodann auf Leinwandweberei, Juchtenbereitung und Papierfabrikation erstreckt, bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner, deren viele im Sommer auf Handarbeit in andere Provinzen auswandern. Außer den Russen leben im Gouvernement viele Tataren und Tscheremissen. Das Gouvernement ist in folgende 11 Kreise eingetheilt: Kostroma, Nerechtinsk, Kineschma, Tschuchloma, Makarjew, Galitsch, Solgalitsch, Bui, Kologriw, Wetluga und Warnawin. In vorhistorischer Zeit war das Gouvernement Kostroma von dem finnischen Stamme der Merja bewohnt. Im 12. Jahrh. bildete es einen Bestandtheil des Susdalsko-Wladimirschen Fürstenthums; im 13. Jahrh. hatte es seine eigenen Theilfürsten. Unter Johann IV. wurde Kostroma mit dem Großfürstenthume Moskau vereint. — Die mittlere Jahrestemperatur ist $+2{,}54°$ R., die des Winters $-8{,}28°$, des

*) Heinrich IX. war königl. preußischer Wirkl. Geh. Rath, Staats- und dirigirender Minister und Oberhofmarschall.

Frühlings + 1,04°, des Sommers + 14,46°, des Herbstes + 2,94° R. Die höchste Sommertemperatur ist im Monate Juni + 25,7°, die niedrigste Wintertemperatur — 23,7° R. Infolge der ungünstigen klimatischen Verhältnisse und des unfruchtbaren Bodens steht der Getreidebau auf einer niedern Stufe der Entwickelung und deckt nicht einmal den Bedarf der Einwohner. Auch die Viehzucht befindet sich aus Mangel an guten Wiesen in einem unbefriedigenden Zustande. Mehr entwickelt ist die Fabrikthätigkeit. Von den 532 Fabriken und Manufacturen (mit einer jährlichen Production von über 7 Millionen Rubel) beschäftigen sich 390 mit der Verarbeitung von vegetabilischen Producten. Besonders gerühmt wird die kostromaer Leinwand.

Die Hauptstadt Kostroma liegt unter dem 57° 46′ nördl. Br. und 58° 36′ östl. L. am linken Ufer der Wolga bei dem Einflusse der Kostroma in dieselbe, 380 Kilom. im Nordosten von Moskau. Die Stadt gewährt durch ihre schöne terrassenförmige Lage, ihre Klöster und vielen Kirchen und ihre zum Theil prächtigen Gebäude, worunter besonders der Gouvernementspalast, der Kaufhof und die Kathedrale auf der Höhe des Berges sich auszeichnen, vom andern Ufer der Wolga einen überraschenden Anblick. Gegründet soll Kostroma schon im 12. Jahrh. vom Fürsten Jurij Dolgoruki sein; in den russischen Chroniken wird es jedoch erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts erwähnt. Vom 13. bis zum Anfang des 17. Jahrh. war Kostroma häufigen Verwüstungen der Tataren und Nowgoroder ausgesetzt. Im J. 1240 besaß Kostroma seinen eigenen Theilfürsten Wassil, der nach dem Tode seines Bruders Jaroslaw Großfürst geworden, hier seine Residenz aufschlug (1272—1278). Im 14. Jahrh. wurde Kostroma von Johann Kalita gekauft, und seit der Zeit galten seine Bürger für treue Unterthanen der moskowitischen Großfürsten, die nicht selten sich zu ihnen vor ihren Feinden flüchteten, wie 1332 Dimitri Donskoi vor Tochtai. Am Anfange des 17. Jahrh. hielt sich Michail Fedorowitsch Romanow im Ipatewschen Kloster auf und nahm hier 1613 die Wahl zum Zaren von Rußland an. In jener Zeit zerfiel die Stadt in den Kreml (die Altstadt), die Neustadt und den Possad (Vorstadt). Die Altstadt war mit einem Erdwalle umgeben, von dem noch heute Spuren sichtbar sind. Die Neustadt (gegründet 1619) war von einer hölzernen Mauer mit 23 Thürmen und 6 Thoren umgeben, von der jedoch keine Spuren mehr vorhanden sind. Gegenwärtig hat Kostroma 40 Kirchen, 1 Nonnenkloster, 307 Kaufläden, 1 Gymnasium mit einer adeligen Pension, 1 weibliches Gymnasium, 4 Schulen, 1 geistliches Seminar, 1 geistliche Kreisschule, 1 Hospital, 1 Irrenhaus, 1 öffentliche Bibliothek, 1 Theater, verschiedene wohlthätige Anstalten und (1880) 30,405 Einwohner. Auf dem sogenannten Susaninschen Markte steht das eherne Standbild des Bauern Iwan Susanin, der dem Zaren Michail Fedorowitsch das Leben rettete. Außerdem gibt es in der Stadt noch 22 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 1,899,000 Rubeln. In dem geräumigen Hafen werden Waaren jährlich für 760,000 Rubel verladen und für 1,372,000 Rubel ausgeladen. Kostroma hat dank seiner günstigen Lage an zwei schiffbaren Flüssen eine wichtige Bedeutung für den Handel und dient als Stapelplatz für alle Landesproducte, die von hier aus theils nach St.-Petersburg, theils die Wolga hinunter nach den südlichen Gouvernements expedirt werden. Hauptgegenstände des Handels sind: Flachs, Leinwand, Heu, Leder, Hafer, Seife, Talg und Holz. *(A. von Wald.)*

KOSWIG (an der Elbe), Städtchen im Herzogthume Anhalt (Kreis Zerbst), wird zum ersten mal um 1187 in einer Urkunde des Bischofs Balderam von Brandenburg genannt, welche den Burgward Coscewiz als zum Archidiakonate des Propstes der Kirche St.-Mariä zu Leitzkau gehörig bezeichnet (Cod. dipl. Anhalt. I, n. 655). Graf Heinrich I. von Ascharien und Fürst zu Anhalt gestattete 1215, daß die Marienkirche in opido Cozwich, deren Hospital er zwei Jahre früher die ihm zustehenden Bierabgaben gewisser brauberechtigter Häuser des Ortes zugewiesen hatte (Cod. Anhalt. II, n. 9), zu einer Collegiatkirche umgewandelt werde, und schenkte zu dem Zwecke den ihm eigengehörigen Baugrund (Cod. Anhalt. II, n. 14). Die letztere Urkunde ist von allgemeinerem Interesse, insofern sie nicht blos der Einwilligung eines Grafen Hoger de Valkenstên erwähnt, welchem der zur Errichtung des Stiftes geschenkte Bauplatz als anhaltisches Lehen zustand, sondern auch neben diesem Hoger den Heico de Repechowe unter den Zeugen nennt. In den beiden Männern sind wol der Verfasser des Sachsenspiegels und der Graf, auf dessen Wunsch die Arbeit durchgeführt wurde, zu sehen (vgl. Homeyer, „Sachsenspiegel", Bd. 1, 1861, Einleitung S. 6). — Im J. 1272 stiftete Fürst Sigfrid von Anhalt zu Koswig ein Augustinernonnenkloster, in welchem er fünf seiner Töchter unterbrachte (Cod. Anhalt. II, n. 408; vgl. mit III, n. 317). Dieses Kloster wurde vom Anhaltischen Hause besonders reichlich mit Vergabungen bedacht, und schon 1290 verliehen die Söhne des zum Mönch gewordenen Sigfrid, Albrecht I., Heinrich und Sigfrid für die innerhalb ihres Bannes (districtus) gelegenen Klosterbesitzungen den Nonnen das Recht, einen eigenen Richter in allen Streitsachen, auch denen, die ans Leben gingen, zu bestellen; sie versprachen, dem Richter auf jedesmaliges Ersuchen der Klosterfrauen den Königsbann zu übertragen (Cod. Anhalt. II, n. 685). Mit der Geschichte des Collegiatstiftes und des Klosters ist das wechselvolle Schicksal der noch heute vorhandenen Kirche zu St.-Nicolai verknüpft gewesen. Ursprünglich die Pfarrkirche, verlor sie 1230 durch Schenkung Graf Heinrich's I. die Pfarrei an das Collegiatstift (Cod. Anhalt. II, n. 103), wurde dann 1272 sammt dem vorher zur Marienkirche gehörigen Hospital den Augustinernonnen überlassen, jedoch so, daß die Pfarrgerechtigkeit dem Collegiatstifte verblieb (Cod. Anhalt. II, n. 409), bis Streitigkeiten über die Pfarrgerechtsame 1275 zu einer Bestimmung des Bischofs Heinrich I. von Brandenburg führten, nach welcher das Collegiatstift die Pfarrei an das Kloster abtreten und dafür durch auswärtige Patronatsrechte entschädigt werden sollte (Cod. Anhalt. II, n. 465). Seit der Reformation ist

die Nicolaikirche wieder selbständige Stadt- und Pfarrkirche.

Ein Schloß in Koswig findet seine erste urkundliche Erwähnung in der Eheverabredung zwischen Albrecht II. und dem Fürsten Wizlaw von Rügen, 1324. Albrecht II. versprach seiner Gemahlin Agnes, der Tochter Wizlaw's, castrum nostrum Cozwich cum opido als Leibgedinge (Cod. Anhalt. III, n. 474). Und als Witwensitz hat das Schloß Koswig bis in das 19. Jahrh. wiederholt gedient. Hier starb am 12. April 1827 die letzte verwitwete Fürstin von Anhalt-Zerbst; Friederike Auguste Sophie. — Im J. 1547 wurde das dem Fürsten Wolfgang gehörige Schloß von den Spaniern, welche nach der Schlacht auf der Lochauer Heide das nahe Wittenberg belagerten, eingeäschert. Fürst Wolfgang baute das fürstliche Haus 1555—1558 von neuem auf und wohnte hier 1562—1566. Die Witwe des Fürsten Johann von Zerbst, Sophia Auguste, die 1667—1680 ihren Sitz in Koswig hatte, ließ das Schloß bis auf die Grundmauern abtragen und neu aufführen (—1677) (Beckmann, „Historia des Fürstenthums Anhalt", Bd. 1, S. 311). Jetzt ist der Bau zu einem Zuchthause umgewandelt. — Koswig, das schon 1325 einen Rath und ein eigenes Stadtsiegel besaß (Cod. Anhalt. III, n. 487), ist klein und unbedeutend geblieben. Schwere Schädigungen erlitt es im Schmalkaldischen Kriege 1547 und während des Dreißigjährigen Krieges in den J. 1626, 1636 und 1637 (Beckmann, a. a. O., S. 327). Unter den in Koswig betriebenen Gewerben sind erwähnenswerth Tuchweberei und Wollgarnspinnerei, sowie die Fabrikation von Thonwaaren und von Strohpapier und Pappe. Nach der letzten Zählung, Ende 1883, hatte es einschließlich der etwa 250 Züchtlinge 5641 Einwohner in 803 Gebäuden.

(*E. Blume.*)

KOTELNITSCH, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wjatka, unter dem 58° 18′ nördl. Br. und 66° 1′ östl. L., 100 Kilom. im Südwesten von Wjatka, am linken Ufer der Wjatka in einer von Schluchten durchfurchten Gegend gelegen, durch welche die Flüßchen Balakirewiza, Kotljanka und Rodionowka fließen. Kotelnitsch hat 4 Kirchen, 1 steinernes Kaufhaus mit 120 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 1 Mädchenschule zweiter Klasse, 2 Tabacksfabriken, 2 Talgschmelzereien, 2 Juchtenfabriken, 1 Wachsbleicherei und (1880) 2976 Einwohner. — Die Kaufmannschaft treibt bedeutenden Handel mit St.-Petersburg und Archengelsk. Hauptgegenstände des Handels sind: Getreide, Flachs, Hanfsamen, Leinwand, Wolle, Leder, Oel u. s. w. Eine besondere Handelsbewegung manifestirt sich zur Zeit des Alexejewschen Jahrmarktes (vom 1.—23. März a. St.), der von Jahr zu Jahr mehr Bedeutung gewinnt und gegenwärtig bereits einen Umsatz von circa 2 Millionen Rubeln hat. In den russischen Chroniken wird Kotelnitsch schon im 12. Jahrh. unter dem Namen „Kokscharow" im Lande der Tscheremissen erwähnt. Im J. 1542 erhielt die Stadt den Namen Kotelnitsch. Im J. 1542 wurden die Kasanschen Tataren bei Kotelnitsch geschlagen; 1600 wurde die Stadt von den Wolskischen Kosaken eingenommen und geplündert. Im J. 1718 wurde sie dem Gouvernement Simbirsk zugezählt und im J. 1796 zur Kreisstadt des Gouvernements Wjatka erhoben.

(*A. von Wald.*)

KOETHE (Friedrich August), Schriftsteller, besonders auf theologischem Gebiete, auch Dichter, wurde am 30. Juli 1781 zu Lübben in der Niederlausitz geboren. Bis zu seinem 16. Jahre besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt, seit 1797 das Gymnasium zu Bautzen. Im Frühjahre 1800 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, und führte hier, da er unbemittelt war, ein sehr zurückgezogenes, nur auf den Umgang mit wenigen Freunden beschränktes Leben. Der dürre Rationalismus der theologischen Vorlesungen sagte ihm nicht zu und vermochte den Glauben seiner Jugend nicht zu erschüttern; dagegen machten die philosophischen Vorträge des außerordentlichen Professors Friedrich August Carus auf ihn großen Eindruck. Von seinen Studiengenossen stand ihm außer Wetzel der nachmals als Naturphilosoph so berühmt gewordene Schubert am nächsten, dessen Verhältniß zu ihm an Liebe und Innigkeit das eines Bruders genannt werden kann. Zur Kenntniß der edeln und schönen Individualität Koethe's gibt es keine reichere und zuverlässigere Quelle als die Mittheilungen in Schubert's Selbstbiographie[1]) über diesen seinen Freund, der uns in denselben als eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit entgegentritt. Im J. 1803 erwarb Koethe in Leipzig die philosophische Magisterwürde und ward dann Nachmittagsprediger an der Paulinerkirche.

Durch eine von ihm ohne seinen Namen herausgegebene kleine Schrift: „Ansichten von der Gegenwart und Aussichten in die Zukunft" (Amsterdam 1809) erregte er die Aufmerksamkeit des herzoglich-gothaischen Ministers von Ziegesar, der Curator der Universität Jena war; dieselbe gewann auch den Beifall Karl August's, dem sie der Minister empfahl, und wurde die Veranlassung, daß Koethe im J. 1810 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena, wo er schon 1804 als Docent aufgetreten war, berufen wurde. Im J. 1812 trat er als Garnisonprediger und Diakonus an der Stadtkirche ins geistliche Amt, wurde 1817 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt und ihm bald nachher auch die theologische Doctorwürde verliehen. Seine Vorlesungen behandelten hauptsächlich Kirchengeschichte, Symbolik und praktische Theologie; sie waren auf gründliche und umfassende Vorstudien gestützt und fanden durch die edle, gewandte Diction und die Wärme des Vortrags großen Beifall. Bedeutender als auf dem Katheder war jedoch Koethe's Wirksamkeit auf der Kanzel.

Koethe, der schon in seiner Jugend von einem Blutsturze befallen worden war, der sich auch später mehrmals wiederholte, fühlte sich nicht stark genug, die ihm aus der Professur und dem geistlichen Amte erwachsende doppelte Arbeitslast auf die Dauer zu tragen, und entschloß sich daher im J. 1819, aus Rücksicht auf seine

---

1) Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich von Schubert (Erlangen 1854), 3 Bde.

leidende Gesundheit, dem Rufe als Oberpfarrer und Superintendent in Allstedt (Allstädt) zu folgen. Die Berufung war eine ehrenvolle und vortheilhafte, und es war ihm mit derselben auch der Titel eines Consistorialrathes beigelegt worden. Im J. 1814 hatte er sich mit Sylvia von Ziegesar, der jüngsten Tochter des im vorhergehenden Jahre gestorbenen Ministers von Ziegesar, verheirathet.

Koethe blieb seinem Wirkungskreise in Allstedt, wo er sich sehr glücklich fühlte, treu, und mehrere ehrenvolle Berufungen ins Ausland, namentlich die zu einer Professur an der Universität Dorpat, wurden von ihm abgelehnt. Die über diese Berufung angeknüpften Verhandlungen brachten ihn in Verbindung mit dem Fürsten Lieven, dem damaligen Curator der Universität, und er erhielt dadurch Veranlassung, an den Angelegenheiten derselben lebhaften Antheil zu nehmen und die Berufung deutscher Gelehrten an diese und andere russische Lehranstalten zu vermitteln. Die Universität Dorpat ernannte ihn deshalb 1828 zu ihrem correspondirenden Mitgliede und Kaiser Nikolaus ertheilte ihm 1829 den Wladimirorden 4. Klasse. Er starb am 23. Oct. 1850.

Wir geben nun eine Uebersicht über Koethe's literarische Thätigkeit, welche er im J. 1804 begann[2]) und bis an seinen Tod fortsetzte.

Seine theologische Richtung war die supranaturalistische, positiv-christliche, dabei war er bei der Beurtheilung abweichender oder entgegengesetzter Richtungen mild und versöhnlich. Von rationalistischen Gegnern wurde er mitunter verdächtigt und verfolgt, zu seiner Gemeinde aber sowie zu den Geistlichen und Lehrern seiner Diözese stand er im besten Verhältnisse. Unter den Reformatoren war Melanchthon sein Vorbild, dessen Schriften er ein eifriges Studium widmete, und unter den neuern Theologen verehrte er am meisten Griesbach und Reinhard, deren Verdienste er auch in Gedächtnißreden[3]) feierte.

Von dem „Allgemeinen historischen Archiv", welches er in Verbindung mit seinem Freunde, dem Historiker Hans Karl Dippold, herausgab, erschienen nur 3 Hefte des 1. Bandes (Leipzig 1811). Von nicht viel längerer Dauer war auch ein Unternehmen auf dem theologischen Gebiete, die „Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit" (2 Bde., Tübingen und Jena 1816), welche er, als Schröter und Klein unter dem gleichen Titel eine Gegenschrift erscheinen ließen, aufgab, da ihm bei seinem friedfertigen Sinne jede grundsätzliche Polemik zuwider war.

Trefflich gelang ihm die Uebersetzung der 4 Bücher von der Nachfolge Christi des Thomas a Kempis (1815, 2. Aufl. 1821), da die in dieser Schrift herrschende fromme, reine und edle Seelenstimmung mit der seinigen aufs innigste verwandt war.

Als die Verlagshandlung F. A. Brockhaus das große Werk „Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken" vorbereitete, richtete sie an Koethe die ehrenvolle Aufforderung, sich der Herausgabe des mit großen Schwierigkeiten verknüpften Werkes zu unterziehen. Dieser Aufforderung kam er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit nach und besorgte den ersten überaus reichhaltigen Band der Sammlung, welcher 1816 in vier Abtheilungen erschien. In der ausführlichen Vorrede entwickelte er die Grundsätze, welche er bei dem Werke zu befolgen gedenke, versah auch mehrere der aufgenommenen Biographien mit Einleitungen, um den Leser für die Beurtheilung derselben auf den richtigen Standpunkt zu versetzen, sowie mit Erläuterungen und Anmerkungen. Von Koethe's Hand befinden sich in dem 1. Bande nur zwei Biographien und zwar in der vierten Abtheilung: Papst Pius VI. (S. 71—150) und Gotthilf Heinrich Schubert (S. 187—197).

Koethe mußte nach Beendigung des 1. Bandes von der Herausgabe des Werkes zurücktreten, doch lieferte er für den 3. Band desselben (Abth. VIII und IX) zwei Aufsätze über Johannes Müller, mit welchem er 1806 persönlich bekannt geworden und später in brieflicher Verbindung geblieben war. Auch verfaßte Koethe für die „Neue Reihe der Zeitgenossen" (Bd. II, Abth. V—VIII, S. 69—119) eine vortreffliche Biographie seines Schwiegervaters, des Ministers von Ziegesar.

Von kleinern Schriften Koethe's erwähnen wir: „Historische Beschreibung auf das Jahr 1817"! (Altenburg 1817); ferner: „Schutzschrift für die Evangelische Kirche, mit besonderer Rücksicht auf die Weimarischen Landtagsverhandlungen" (Leipzig 1820).

Seit der Berufung nach Allstedt war Koethe's literarische Thätigkeit fast ausschließlich dem theologischen Gebiete zugewandt. Eine ascetische Schrift: „Für häusliche Erbauung" (Leipzig 1821) scheint keine große Verbreitung gefunden zu haben und wurde mit dem 1. Bande beendigt; dagegen erwarben ihm seine geistlichen Lieder, welche er theils in einer eigenen Sammlung: „Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen" (Leipzig 1823), theils in den sechs Jahrgängen der „Theodulia" niederlegte, viele Freunde.

Als im J. 1830 zur dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession die Verlagshandlung F. A. Brockhaus unter dem Titel „Concordia" eine neue Ausgabe der symbolischen Bücher der evangelischen Kirche veranstaltete, wurde Koethe mit der Leitung dieses Unternehmens beauftragt, und er begleitete die Sammlung mit werthvollen Einleitungen. Bald darauf erschien sein wichtigstes Werk, eine für den allgemeinen Gebrauch berechnete Auswahl aus den Werken Philipp Melanchthon's in deutscher Sprache, verbunden mit einer vortrefflichen Biographie des Reformators (Leipzig 1829 und 1830, 6 Bde.). Auf dieses Werk ließ er fast unmittelbar die gediegene Schrift folgen: „Die christliche Volksbildung, nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt" (Leipzig 1831).

---

2) Zwei Confirmationsreden (Leipzig 1804), und Vom Einfluß des kirchenhistorischen Studiums auf die Bildung des Gemüths und das Leben. Drei Vorlesungen beim Beginn seines Lehramtes in Jena (Jena 1804). 3) Gedächtnißrede auf Joh. Jak. Griesbach (Jena 1812). — Ueber Dr. Franz Volkmar Reinhard's Leben und Bildung. Zwei Vorlesungen, bei dem Beginn des Winterhalbjahres auf der Universität Jena gehalten. Mit Reinhard's Bildniß (Jena 1812).

In den folgenden Jahren verfaßte er die Schriften: „Ueber die Kirchenvereinigung" (Leipzig 1837), „Die Psalmen, in Kirchenmelodien übertragen" (Leipzig 1845) und „Zur Todtenfeier Luther's" (Leipzig 1846).

In seinen letzten Lebensjahren versuchte er sich unter dem Pseudonym „Der Einsiedler bei St.-Johannis" auch in Novellen, deren eine, „Die Wiederkehr" (3 Bde., Leipzig 1847), christliche Zeitfragen behandelte, während die andere, „Eine Woche" (2 Bde., Leipzig 1848), den Segen eines christlichen Familienlebens schildert. Nach seinem Tode gab sein Freund Konrad Benjamin Meißner die von ihm selbst schon zum Druck vorbereiteten „Lieder eines Kranken für Kranke und Gesunde" heraus (Leipzig 1851) und außerdem eine Auswahl seiner Lieder unter dem Titel „Geistliche Lieder", nebst einer Biographie Koethe's (Leipzig 1851).

Ueber Koethe's Leben und Schriften sind zu vergleichen: Dr. Johannes Günther, „Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558—1858" (Jena 1858), S. 230; Güldenapfel, „Jenaischer Universitäts-Almanach", S. 204 fg.; Meusel, „Gel. Teutschl.", Bd. XVIII, S. 403 und Bd. XXIII, S. 221; N. Nekrol. d. D. Jahrg. 28, Thl. 2, S. 667 fg.; Koch, „Gesch. des Kirchenliedes und des Kirchengesanges", 3. Aufl., Bd. 7, S. 257—261; Otto Kraus, „Geistliche Lieder im 19. Jahrh.", 2. Aufl. (Gütersloh 1879), S. 304—309; Nicolai im „Kirchen- und Schulblatt" (Weimar 1881, Nr. 13, 14); C. Bertheau, Artikel „Koethe" in der „Allgem. deutschen Biographie".

(K. Schwarz.)

KÖTHEN, Kreisstadt im Herzogthume Anhalt, wird zum ersten mal im 12. Jahrh. genannt. Der sächsische Annalist erzählt, daß Graf Otto (der Reiche) von Ballenstedt am 9. Febr. 1115 in loco, qui Cothene dicitur, 2800 Slawen geschlagen habe (Annalista Saxo ad a. 1115. Monum. German. SS. VI, p. 751); in einer Gerichtsurkunde, welche Albrecht der Bär 1156 in seinem gräflichen Placitum zu Wörbzig ausstellte, erscheint unter den Zeugen ein Huswart de Cothene (O. von Heinemann, Codex diplom. Anhalt. I, n. 425). Allein daß der Ort viel älter sei, unterliegt keinem Zweifel. Auf wendischen Ursprung weist die gesammte Anlage der alten Stadt, die sich auf einer im Norden, Westen und Süden von sumpfigen Einsenkungen umfaßten, in der Mitte etwas erhöhten Landzunge ausbreitet. Beckmann glaubte denn auch in seiner „Historie des Fürstenthums Anhalt", Zerbst 1710 (Bd. 1, S. 412) annehmen zu dürfen, daß es Köthen gewesen sei, das König Heinrich I. 927 (wol richtiger 928) nach zwanzigtägiger Belagerung eroberte und verwüstete. In Widukind's von Corvey Res gest. Saxon. I, 35 las er, wie der dresdener Codex hat: et obsidens urbem, quae dicitur Kietni, vicesima tandem die cepit eam. Allein die Lesart Kietni ist nach den besten Handschriften zu verwerfen, und Waitz hat in seiner Ausgabe des Widukind (Monum. Germ. SS. III, p. 432) Gana, d. i. Jahna zwischen Meißen und Lommatsch (vgl. Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I. von Waitz, 1863, S. 127, Anm. 4). Auch eine andere von Beckmann (a. a. O., S. 411) beigebrachte Stelle ist zum Beweis unkräftig. In der Schenkungsurkunde Kaiser Otto's II. für den Markgrafen Thiemo vom J. 973 wird die marcha Koteuui erwähnt (Cod. Anhalt. I, n. 51). Beckmann las irrthümlich statt Kotuui, d. i. Kattau an der Fuhne, Kotenni Köthen.[1]) So muß denn daran festgehalten werden, daß der Ort Köthen unter seinem jetzigen Namen nicht vor dem 12. Jahrh. mit Bestimmtheit nachzuweisen ist. In dieser Zeit aber scheint derselbe bereits einige Bedeutung mindestens als Marktplatz gehabt zu haben, da 1194 köthensche Malter und Scheffel (Kotenense maldrum, scephilus Kotenensis) erwähnt werden (Cod. Anhalt. I, n. 690). Auch besaß Köthen schon damals eine namhafte Münzstätte. Ihr entstammen außer dem schönen Brakteaten des askanischen Herzogs Bernhard von Sachsen mit der Umschrift: BERNHARDVS. DENARIVS. COTN-E, der von dem Numismatiker Pastor Th. Stengel in einem großen Münzfunde 1859 entdeckt und in der „Numismat. Ztg." 1859, S. 170, Nr. 5 beschrieben wurde, auch zweiseitige Denare desselben Fürsten mit der Legende KOTENE CIVITAS und mit der Umschrift: BERNARDVS DV(x). Die Rückseite dieser zweiseitigen Denare trägt merkwürdigerweise ein Wappen, welches dem nachmaligen Stadtwappen Köthens gleicht, „drei Thürme, die auf einer Mauer stehen und sich oberwärts mit einer

1) Indessen ist nicht unmöglich, daß die Urkunde doch des später Köthen genannten Ortes unter anderm Namen (Serimode) gedenkt. Otto II. schenkt nämlich dem Markgrafen Thiemo Land, quantum a palude Vona versus occidentem longius ad marchas Koteuui, Biteni et Ezeri protenditur et hinc versus aquilonem contra marcham Serimode et ultra tumulum Bulzina et de tumulo usque ad locnm Churozt contra marcham Gorizka et inde usque ad paludem circumquaque infra ipsum ambitum concluditur.... Das geschenkte Gebiet erstreckte sich also von einer sumpfigen Erweiterung der Fuhne nach Westen bis zu den Feldmarken der Ortschaften Kattau, Piethen, Edderitz; von dort nordwärts gegen die Mark Serimode und zwar über den Hügel Pilsenhöh hinaus, dann von diesem Hügel (nach Südosten) bis zum Wald Churozt gegen die Feldmark Görzig, und endlich wieder bis an die Fuhne. Man wird nicht wohl annehmen dürfen, daß die marcha Serimode ein politischer Bezirk, etwa eine politische Unterabtheilung des großen Slawengaues Serimunt oder Serimode sei. Erstens brauchen die Urkunden, wo sichs um den politischen Begriff handelt, regelmäßig die Bezeichnung pagus Serimunt, Serimode u. s. w., einmal regio S.; und zweitens sind in der vorliegenden Stelle mit marchae unzweifelhaft Feldmarken gemeint, wie die der (noch heute als Dörfer bestehenden) Orte Kattau, Piethen, Edderitz, Görzig. So nöthigt hier der Sprachgebrauch, der dasselbe Wort unmöglich in zweierlei so verschiedener Bedeutung in ein und derselben Urkunde anwendete, unter der marcha Serimode gleichfalls eine Feldmark zu verstehen, die Feldmark des Ortes Serimode. Da Kattau, Piethen, Edderitz in genauer geographischer Reihenfolge von Süden nach Norden genannt sind, so darf man den fraglichen Ort Serimode füglich nordwärts von Edderitz, jenseit Pilsenhöh suchen, also in der Gegend des heutigen Köthen. Vielleicht hieß demnach der Ort ursprünglich Serimode oder Serimunt, und es bestand zwischen dem Orte und der Landschaft eine gleiche Beziehung, wie zwischen Landschaft und Stadt Zirwisti oder Zerbisti, d. h. die Landschaft hatte den Namen nach der Stadt oder dem Hauptorte. Wie man später von „Land Köthen" (terra Kothenensis) im Um-

Kugel endigen.[2]) Köthensches Geld (Cothenegense, Kothoniense, Cottingense, Cothunense argentum) wird dann zuerst wieder gegen Ende des 13. Jahrh., 1281, 1285 und zwischen 1290 und 1300 erwähnt (Cod. Anhalt. II, n. 518, 581, 593, und Jacobs, Ilsenburger Urkundenbuch I, n. 161), und durch die folgenden Jahrhunderte hindurch bis 1508 ist öfters von der köthenschen Münze die Rede. So verliehen 1364 die Grafen Waldemar I. und Heinrich IV. von Anhalt den Münzmeistern „Ludolf van Wittenberch, Burstehn genant, unde Wentzlaw van Swet", ihre Münze zu Köthen. Unter anderm wird da bestimmt: „Ok scholen sy dy mark pennynge als gut maken als du Brandeborchs mark silvers, unde twintich schillynge pennynge scholen wegen eynen Brandeborschen virdynk silvers" (Cod. Anhalt. IV, n. 324). Seit 1244 urkunden die Grafen und Fürsten von Anhalt in Köthen und hatten hier einen Vogt, der in der Umgegend ihre Gerechtsame wahrnahm, und dessen Gericht die Villici benachbarter Dörfer suchen mußten (Cod. Anhalt. II, n. 284, III, n. 317). Auch nannten sie sich (urkundlich zum ersten mal 1295) Herren oder auch Grafen von Köthen (Cod. Anhalt. II, n. 801, III, n. 519. 583). — Um 1280 traf Köthen schweres Unheil. Dietrich der Fette, Markgraf von Landsberg und Graf von Gröbzig, und sein Neffe Friedrich, der Sohn des Landgrafen Albrecht von Thüringen, hatten den Fürsten Siegfried I. von Anhalt bei der Belagerung der Burg Reina an der Elbe unterstützt und wurden aus einem unaufgeklärten Grunde plötzlich in ihren Zelten von den Anhaltinern aufgehoben und nach verschiedenen Burgen gefangen abgeführt. Friedrich entkam der Haft, sammelte ein Heer und verwüstete den Landstrich nördlich der Fuhne. Auch Köthen plünderte er aus und legte es in Asche.[3]) Indeß erholte es sich schnell wieder und nahm im 14. Jahrh. einen lebhaften Aufschwung. Schon die zweiseitigen Denare Herzog Bernhard's bezeichnen Köthen als civitas, und gegen Ende des 13. Jahrh. wird gelegentlich ein burgensis in Kotene erwähnt (Cod. Anhalt. II, n. 575). Aber die städtische Entwickelung tritt erst im 14. Jahrh. deutlich, dann aber auch sehr kräftig hervor. Im J. 1323 schlossen die consules atque universitas coetus Koethen civitatis mit Wittenberg eine Einung zu nachdrücklicher Aufrechterhaltung des Landfriedens, den Graf Albrecht I. von Anhalt und die Herzoge Rudolf I. und Wenzel von Sachsen errichtet hatten, und fügten der darüber ausgestellten Urkunde das Stadtsiegel (sigillum civitatis nostrae) an (Cod. Anhalt. III, n. 451). Der Rath und die Schöffen der Stadt treten von nun ab häufiger auf. Schon 1332 wurde die Urkunde über eine vom Fürsten Albrecht II. von Anhalt gestiftete Sühne zwischen dem Kloster Memleben und einem Johann von Zabitz nicht blos mit des Fürsten Siegel bekräftigt, sondern auch mit dem der Stadt Köthen (dedimus presentes litteras sigillo nostro una cum sigillo nostrae civitatis Kotene firmiter sigillatas. Cod. Anhalt. III, n. 599). Die Rathmannen übten 1354 ein Aufsichtsrecht über das Vermögen der städtischen Kirchen. Mit ihrem Wissen und Vollbort kauften die „Vormünder" der Kirchen zu St.-Maria und St.-Jakob einen Acker (Cod. Anhalt. IV, n. 71). Das auch sonst wahrzunehmende Streben der deutschen Landstädte, möglichst viele Rechte an sich zu bringen, zeigt Köthen genugsam. Im J. 1396 ließen sich Bürger das dortige Schultheißenamt von den Fürsten Sigismund I. und Albrecht IV. verpfänden (Cod. Anhalt. V, n. 240). Bald nachher erfahren wir, daß sie eine Stadtwillkür errichtet hatten, welche der fürstlichen Gerichtsbarkeit zu nahe trat. Mishelligkeiten zwischen ihnen und dem Fürsten Sigismund II. über die Marktpolizei, über die Grenzen der beiderseitigen Gerichtsbefugniß in der Rathsfreiheit (im Rathskeller), über das Recht, den Wärter an einem vor der Neustadt gelegenen Thore, dem Zangele, einzusetzen und zu verpflichten, sowie über Abgaben bei Heirathen köthenscher Bürger oder Mädchen mit Auswärtigen, und über Abgaben solcher, die aus andern Gerichten und Orten nach Köthen zogen, mußten von einem Schiedsgerichte, welchem neben den Fürsten Bernhard VI. und Georg I. auch die Räthe der Städte Zerbst, Bernburg und Dessau angehörten, beigelegt werden, Donnerstag und Vigilien des Apostels Thomas 1437 (Handschriftliches Privilegienbuch der Stadt Köthen. Urk. II). An weitern Versuchen, seine Gerechtsame auszudehnen, ließ es der Rath nicht fehlen. So scheint ihm die Geldverlegenheit, in welcher Fürst Waldemar VI. sich wiederholt befand, und die ihn nöthigte, die Hülfe der Stadt in Anspruch zu nehmen, eine klug benutzte Handhabe geboten zu haben, um von ihm nicht allein Antheil an gewissen herrschaftlichen Einnahmen pfandweise zu erwerben, wie von dem Marktstättengelde, den Geleitseinkünften, der Garküche, dem Pulverhause, dem Fronzinse, den Innungsabgaben, sondern auch seine Gerichtsbarkeit zu erweitern und von den Auswanderern Abzugssteuer zu erheben, wie sie sonst nur der Herrschaft zustand (a. a. O., Urk. IV—VII und X, aus den Jahren 1484, 1498, 1499 und 1503). Auch der Bau der Befestigungswerke wurde 1498 den Bürgern auf ihr Begehren überlassen, und der Rath hat dann, wie das in den „Mittheil. für Anhalt. Gesch. und Alterthumskunde", Bd. I, S. 736 fg., veröffentlichte städtische Strafregister ausweist, das Strafrecht über Frevel an Stadtthoren, Mauern und Gräben geübt. Dem Streben des Rathes, immer weitergehende Befugnisse an sich zu nehmen, und den daraus entspringenden Streitigkeiten zwischen der Stadt und den herrschaftlichen Gerichten setzte erst Fürst Ludwig 1620 ein Ziel (Beckmann, „Historie des Fürstenth. Anhalt", Bd. 2, S. 491). Schon 1437 und dann 1484 wird einer Willkür gedacht, die auf dem Rathhause aufbewahrt wurde. Die uns erhaltene „Willkür der alten Stadt Cöthen" stammt aus dem J. 1527 und ist vom Fürsten Wolfgang erlassen. In Verbindung mit der „Policey vnd Landes

fange des alten Gaues Serimunt redet, so spricht eine Urkunde vom pagus Serimuntilante (Cod. Anhalt. I, n. 14).

2) Die Münze ist beschrieben in: von Posern, Sachsens Münzen b. M. XLVI, 16. 3) Annales Vetero-Cellenses in: Mencken, Scriptor. rer. Germ. tom. II, p. 406 seq. Statt fanam, wie Mencken hat, und was er für Salam halten möchte, ist fonam d. i. Fuhne zu lesen.

Ordennung des Fürstenthums Anhalt" diente sie lange Zeit als städtisches Gesetzbuch und ist für die Geschichte der deutschen Landstädte von Interesse.[4]) Noch heute gilt das eigenthümliche Erbrecht der köthenschen Bürgerfrauen, wie es die „Willkür" festgesetzt hat.

Eine Sonderung der Stadt in Alte und Neue Stadt, wie sie urkundlich zuerst 1397 erscheint (Cod. Anhalt. V, n. 262), bestand bis 1620, wo sie Fürst Ludwig durch ein dem Rath der Alten Stadt ertheiltes Privilegium aufhob (Beckmann, „Historie des Fürstenth. Anhalt", Bd. 1, S. 413). Ein dritter Stadttheil, der Neue Markt, stand bereits 1484 unter dem Rath und war ihm „mit aller Pflicht Geschosses, Dienstes, Gebotes und Verbotes gehorsamlich und unterthäniglich verwandt" (Handschriftl. Privil. Urk. V). Der Rath hatte seinen Sitz in dem 1437 am Markte erbauten Rathhause, das nachträglich manche bauliche Veränderungen erfahren hat und 1708 mit einem neuen Portal ausgestattet wurde.

Die alte Pfarrkirche ist die zu St.-Jakob, die urkundlich zuerst 1330 genannt wird (Cod. Anhalt. V, N. III, n. 584a), und die Kathedrale des magdeburgischen Archidiakonats Köthen war. Der Bau des heutigen Kirchenhauses begann um 1400 und hat etwa 118 Jahre gedauert (W. Beißer, „Die restaurirte Reform. Kathedral-Kirche zu St.-Jakob in Köthen", 1876, S. 24 und 27). Der Thurm stürzte 1599 ein (Beckmann a. a. O., Bd. 1, S. 415) und ist nicht wiederhergestellt worden. In welchem Jahre die Reformation Eingang gefunden habe, läßt sich nicht mit einer bestimmten Jahreszahl angeben. Die „Willkür der Alten Stadt Köthen" vom J. 1527 verordnet schon: „Das göttliche Wort und heilige Evangelium soll von den Pfarrern und Predigern, so oft sie predigen, und welcher Tag jedem gebührt, ohn alle menschliche falsche Tradition den Leuten vorgetragen werden." Eine gleiche Verfügung enthält die Urkunde Fürst Wolfgang's vom J. 1533, und eine andere vom J. 1536 besagt, daß genannter Fürst in Uebereinkunft mit seinen fürstlichen Vettern „geschaffet habe, daß hinfürder alle Woche dreimal ... die Litaney, wie die zu Wittenberg ausgangen, in der Pfarrkirche St.-Jakobi in unserer Alten Stadt Cöthen soll gesungen und gebetet werden" (Handschriftl. Privil. Urk. XV und XVI). Im J. 1596 wurde das reformirte Bekenntniß eingeführt. Die lutherische Kirche zu St.-Agnus ist 1694—1698 gebaut und am 7. Mai 1699 eingeweiht. — Die jüdischen Einwohner besitzen seit 1802 eine eigene Synagoge. Im J. 1827 gründete der zur Römischen Kirche übergetretene Herzog Ferdinand eine katholische Kirche, die 1831 vollendet wurde.

Die erste Nachricht vom Vorhandensein einer Schule in Köthen findet sich in einer Urkunde Fürst Wolfgang's vom J. 1533. Es heißt da: „Fünf Gülden sollen dem Schulmeister zu Cöthen in der Alten Stadt, so jetzo ist oder sonst sein wird zu Unterweisung der Jugend, daß die zum Besten in Zucht, Ehr und Tugend gehalten (werde), auch bemeldete zwo Tagezeiten gegeben (werden) als drittehalben auf Michaelis und drittehalben Gülden auf Ostern" (Handschriftl. Privil. Urk. XV). Heute bestehen in Köthen außer den Kinderbewahranstalten der Heinrichs-Stiftung und außer den beiden Volksschulen und der katholische Schule eine Mittelschule für Knaben, eine Mädchenbürgerschule, eine höhere Töchterschule, das anhaltische Landesseminar, ein Gymnasium und ein Realprogymnasium.

Ein Schloß zu Köthen nennt zuerst der Theilungsvertrag Sigismund's I. und Albrecht's IV. im J. 1396 (Cod. Anhalt. V, n. 253). Das Schloß, in welchem der aus der deutschen Reformationsgeschichte berühmte Fürst Wolfgang am 1. Sept. 1492 geboren war, brannte 1547 theilweise nieder. Erst 50 Jahre später begann der Neubau, welcher 1604 beendet wurde. Ein mehr als locales Interesse knüpft sich an diese Stätte. Hier wohnte der edle Fürst Ludwig (gest. 1650), der Mitbegründer und erste Vorsteher der Fruchtbringenden Gesellschaft. In seinem Streben, geistiges Leben zu fördern, rief er 1619 den bekannten Didacticus Ratichius nach Köthen und gewährte die erforderlichen Mittel zur Durchführung seiner Lehrmethode. Er richtete für Ratichius' Lehrzwecke mit erheblichen Kosten eine Druckerei ein und ließ die auf 6 Sprachen berechneten Lettern theils aus Holland kommen, theils selber gießen. Häuser wurden für den gemeinsamen Aufenthalt und die gemeinsame Speisung von 231 Knaben und 202 Mädchen hergerichtet. Die Lehrer wurden aus Basel, Jena und Wittenberg berufen. Allein schon nach kurzer Zeit stellte sich heraus, daß Ratichius „ein Mehreres gelobet und versprochen, als er verstanden und ins Werk richten können", wie dieser selbst in seinem Revers vom 11. Juni 1620 bekennen mußte (Beckmann, „Access. histor." p. 557 seq., S. Bertram und Krause, „Gesch. des Hauses und Fürstenthums Anhalt", Bd. 2, 1782, S. 743 fg.). Ein späterer Bewohner des Schlosses, Fürst Leopold von Köthen (gest. 1728), gleichfalls ein kenntnißreicher und kunstliebender Herr, berief 1717 Johann Sebastian Bach als fürstlichen Kapellmeister (director musices) an seinen Hof, in welcher Stellung derselbe bis 1723 verblieb und eine Anzahl hervorragender Werke auf dem Gebiete der Kammermusik schrieb, unter anderm auch den ersten Theil des „Wohltemperirten Klaviers". Dem Fürsten Leopold wird die Begründung der im Schlosse aufgestellten herzoglichen Bibliothek zugeschrieben (Stengel, „Handbuch der Anhaltischen Geschichte" 1820, S. 27 fg.), welche werthvolle ältere Werke, seltene Drucke und einige Handschriften, sowie den Erzschrein der Fruchtbringenden Gesellschaft besitzt.

Die Stadt Köthen hat nach dem Aussterben ihrer Fürstenlinie (1847) trotz der für sie dadurch bedingten materiellen Einbußen infolge ihrer günstigen Lage inmitten einer äußerst fruchtbaren Gegend und an dem Knotenpunkte mehrerer wichtiger Eisenbahnlinien einen sehr regen wirthschaftlichen Aufschwung genommen. In ihrem nächsten Umkreise befinden sich 10 Braunkohlengruben, auch arbeiten etwa 16 Zuckerfabriken, davon 2 bedeutende, in dem Stadtbezirke selbst, die zusammen jährlich über 3 Mill.

4) Sie ist abgedruckt in den „Mittheilungen für Anhalt. Geschichte und Alterth.", Bd. I, Heft 2.

Centner Zuckerrüben verbrauchen und zum Theil Raffinerie im größten Maßstabe betreiben. Ebenso stehen die Landwirthschaft und die landwirthschaftlich-technischen Gewerbe, wie Spiritusbrennerei u. dgl., auf einer Stufe hoher Blüte. Alle diese Umstände haben zu einer raschen Hebung der Einwohnerzahl und des Wohlstandes beigetragen. Köthen, das noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts wenig über 6000 Einwohner besaß, hatte bei der Volkszählung im J. 1861: 10,539 Seelen, im J. 1864: 11,985, im J. 1875: 14,418 und bei der Volkszählung vom 1. Dec. 1880: 1476 Wohnhäuser, 3869 Haushaltungen und 16,155 Einwohner, was gegen 1875, also für fünf Jahre, eine Zunahme von 12,05 Proc. ergibt.

(E. Blume.)

Kothurn, s. Cothurnus.

KOTLJAREVSKIJ (Alexander Alexandrovič), bekannter Forscher auf dem Gebiete der slawischen Geschichte und Alterthümer, ist geboren 1837 in Krjukov, einer Vorstadt von Krementschug. Seine Gymnasialbildung erhielt er in Poltawa, studirte dann an der historisch-philologischen Facultät der Universität Moskau Slawistik, namentlich unter Bodjanski und Buslajev, der ihm auch die in Grimm'scher Weise umfassende Richtung auf das gesammte slawische und speciell russische Alterthum gab. Nach Beendigung des Studiums wurde er 1857 Lehrer am Alexandrow'schen Cadetteninstitute, gerieth indeß in Verdacht wegen Verbindung mit einem heimlich zurückgekehrten Emigranten und wurde, nach St.-Petersburg geführt, dort 6 Monate gefangen gehalten, dann zwar freigelassen, verlor aber das Recht auf Anstellung im Staatsdienste. In St.-Petersburg verweilend, trat er mit Sresnevskij, dem Hauptvertreter der slawistischen Studien in Rußland, in Verbindung und bestand 1863 in St.-Petersburg auch das Candidatenexamen. Im J. 1864 ernannte ihn die Archäologische Gesellschaft in Moskau zum Mitglied und stellte ihn in der Redactionscommission für ihre Publicationen an. Für diese war Kotljarevskij dann sehr thätig. Im J. 1867 wurde das Verbot des Eintritts in den Staatsdienst aufgehoben und Kotljarevskij ward zum außerordentlichen Professor der Slawistik an der Universität Dorpat ernannt, welche Stelle er bis 1875 bekleidete. In diesem Jahre ward er Professor in Kiew. Sowol hier wie in Dorpat war seine Thätigkeit oft durch Kränklichkeit unterbrochen, die er durch Reisen im Süden zu heilen suchte. Bei einem solchen Aufenthalte in Italien starb er 1881 in Pisa. — Kotljarevskij's Hauptwerke sind: „О погребальныхъ обычаяхъ языческихъ Славянъ“ (Moskau 1868; Ueber die Begräbnißgebräuche der heidnischen Slawen); „Матерьялы для Славянской исторіи и древности. I. Сказаніе объ Оттонѣ Бамбергскомъ“ (Prag 1874; Materialien zur slaw. Geschichte und Alterthumskunde); „Славянскіе древности. Древности юридическаго быта балтійскихъ Славянъ“ (Prag 1874; Slawische Alterthümer. Alterthümer des Rechtslebens der baltischen Slawen); „Древняя руская письменность“ (Woronesh 1881; Das altrussische Schriftthum). Ausführlichere Biographie im „Rad“ der Südslaw. Akademie, Bd. 60 (1882).

(R.)

Kotopaxi, s. Cotopaxi.

KOTTBUS oder COTTBUS ist eine preußische Kreisstadt in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Kottbus, in 51° 45′ nördl. Br. und 32° östl. L., an der Spree, 115 Kilom. von Berlin. Von den (1880) 25,584 Einwohnern sind 11,582 männlichen und 11,023 weiblichen Geschlechts; diese führen in 1397 Häusern (5 haben andere Bestimmung) 5558 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 2050 Hekt. Land, wovon 842 Hekt. Acker und 597 Hekt. Holz. Die Stadt hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, 2 Banken, Kreis- und Schwurgericht, Handelskammer, Haupt-Steueramt, 3 evang. und 1 kathol. Kirche, seit 1820 ein Gymnasium, Waisenhaus, Hospitäler und ein alterthümliches königliches Schloß. Der Ort ist sehr gewerbfleißig und betreibt namentlich Streichgarn-Maschinenspinnerei und bedeutende Tuchfabrikation mit 400 Maschinenstühlen, welche jährlich 110,000 Stück Tuch aus 44,000 Centn. Wolle herstellen, Baumwoll- und Leinweberei auf 15 Stühlen, sodaß im ganzen 41 Dampfmaschinen von 877 Pferdekraft thätig sind. Auch Wollmärkte finden statt. Es bestehen mehrere Maschinenfabriken, Tabacks-, Seifen- und Lederfabrikation, Bierbrauerei, Destillation und Gaserzeugung. Der Handel ist lebhaft; auch große Versendung von Karpfen aus dem Schwielungsee findet statt, wohin eine Pferdebahn gebaut ist. — Kottbus ist einer der ältesten größern Wohnplätze der Markgrafschaft Niederlausitz und soll von Heinrich I. im J. 980 gegründet sein 1445 wurde es durch den böhmischen Landvogt Reinhard von Kottbus an Friedrich II. von Brandenburg verkauft, der dann dem Reinhard die ebenfalls angekaufte Herrschaft Peitz auf Lebenszeit verlieh. Im J. 1448 huldigte die Lausitz dem Kurfürsten. Schon im 12. Jahrh. sollen ihre Bewohner den Ehrentitel: „Bürger deutscher Nation“ erhalten haben. Im 14. Jahrh. schon war Kottbus Sitz eines Burggrafen. — Mit eingeschlossen bei Kottbus sind: 2 Dörfer und 1 Rittergut Brunschwig und Dorf Ostrow; ferner eine große Wassermühle mit Wollspinnerei, die Tuchwalke Kutzeburger-Mühle, die Spinnerei Markgrafen-Mühle und die Papier- und Tuchfabrik Papiermühle.

Der **Kreis Kottbus**, 15,47 geogr. □Meilen oder 852,35 □Kilom., mit (1880) 74,418 Bewohnern, von denen 36,306 männlichen und 38,112 weiblichen Geschlechts sind, in 2 Städten, 94 Landgemeinden und 56 Gutsbezirken, in 8401 Häusern (26 haben andere Bestimmung) mit 15,541 Haushaltungen. Der Kreis, altbrandenburgisches Gebiet, liegt zu beiden Seiten der Spree, die bald nördlich davon in den Spreewald tritt. Das Land, welches Böhmen 1429 verpfändet hatte, kam gegen Rückgabe des Pfandschillings wieder an Böhmen, dann im J. 1462 im Frieden zu Guben als böhmisches Lehen an Brandenburg, und blieb in diesem Verhältnisse, bis 1742 Maria Theresia der Lehnsherrlichkeit entsagte; es war nur 1807—1813 von Preußen abgetrennt. Durch den Kreis führen die Berlin-Görlitzer-Bahn, die Halle-Soran-Gubener-Bahn und die Kottbus-Großenhainer-Bahn. Der Boden ist meist (zu $^2/_3$) sandig und eben,

nur im Süden beweisen die 112 Meter hohen Thalränder der Spree, daß der Fluß einen Höhenrücken durchschneidet; gegen 6 geogr. Meilen weit durchströmt er den Kreis. Bedeutende, an Karpfen reiche Teiche finden sich bei Peitz, Bärenbrück, Lakoma, Glinzig, Kathlow, Sergen, Groß-Döbbern und im Tauerschen Forste. Die Uferstrecken stehen oft unter Wasser an der Spree wie an der Malxe; diese niedrigen und die von Teichen umgebenen Strecken, wie die Stadt Peitz, haben viel von Wechselfiebern zu leiden. Die in die Spree mündende Malxe ist der Abfluß solcher Teich- und Bruch-Region. Seitenarme der Spree sind der Peitzer Hammerstrom und der Graben Prior-Fleiß. Fast sämmtliche Bäche des Kreises sind von Lagern von Rasenwiesenstein, auf Thon liegend, begleitet, welche zuweilen bis 0,25 Meter Mächtigkeit haben; die Lehm- und Ziegelthonschichten haben bis 5 Meter Mächtigkeit. Tertiärer Formsand und Braunkohlen sind ebenfalls vorhanden. Von der Fläche des Kreises sind 35,4 Proc. Ackerland, 16,1 Proc. Wiesen, 37,1 Proc. Holzungen, 3,3 Proc. Weiden, 1,7 Proc. Hof, Garten und Wasser. *(G. A. von Klöden.)*

KOTYLEDONEN (oder Keimblätter, auch Samenblätter oder weniger passend Samenlappen genannt) heißen die ersten bei der Keimung hervortretenden Blätter, welche im Keimlinge schon angelegt, dem Stengelchen angewachsen, und da sie der jungen sich entwickelnden Pflanze fortwährend Nahrung zuführen, auch mit Nährstoffen versehen sind. Nach dem Fehlen oder Vorhandensein und der Zahl dieser Keimblätter brachte A. L. de Jussieu sämmtliche Pflanzen in drei Abtheilungen, in die Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen. Bei den ersten fehlt der Keimling (Embryo), also selbstverständlich auch die Keimblätter, Linné nannte diese Ordnung Kryptogamen, bei den Monokotyledonen ist ein scheidenartiges Keimblatt vorhanden, während sich bei den Dikotyledonen in der Regel zwei gegenüberstehende Keimblätter finden. Bei den Monokotyledonen bleiben die Keimblätter meist unter der Oberfläche des Bodens in der Samenschale eingeschlossen, nur bei wenigen dahin gehörigen Pflanzen kommen die Keimblätter über die Erde, z. B. bei Paris quadrifolia, wogegen sich die Dikotyledonen durch eine oberirdische Keimung (germinatio epigaea) unterscheiden, nur ausnahmsweise findet sich auch hier eine unterirdische Keimung (germinatio hypogaea). Es ist dies bei sehr dicken, fleischigen Keimblättern der Fall, wie dies z. B. von den Eichen, Edel- und Roßkastanien (Aesculus), Haseln und von der ganzen Gruppe der wickenartigen Pflanzen (Vicieen) bekannt ist. Bei manchen Nadelhölzern, insbesondere denen aus der Tribus der Abietineen kommen mehrere Keimblätter vor, weshalb man sie als Polykotyledonen bezeichnet. Im Gegensatze hierzu keimen einzelne Dikotyledonen nur mit Einem Keimblatte, besonders solche, welche mit einem knollenartigen Wurzelstocke versehen sind, z. B. die knollentragenden Corydalisarten, Ranunculus Ficaria, Carum Bulbocastanum u. a. Kommen die Keimblätter über die Erde, so nehmen sie eine grüne Farbe an und verhalten sich überhaupt wie Laubblätter. Außer der Zahl und der Stellung sind die Keimblätter nach Lage, Größe, Form und Consistenz sehr verschieden, und in der beschreibenden Botanik hat man deshalb eine große Anzahl von Kunstausdrücken für diese Verhältnisse in Anwendung gebracht, deren Aufzählung aber hier zu weit führen würde. *(A. Garcke.)*

KOTYLEDONEN bezeichnen in der Anatomie die zahlreichen Lappen, aus denen der Kindestheil des Mutterkuchens (Placenta) gebildet ist. Dieselben werden an ihrer dem Uterus zugekehrten Fläche von dem Uterintheile des Mutterkuchens überzogen und so zusammengehalten. In jeden solchen Lappen geht ein großer Ast der Nabelarterie und Nabelvene und theilt sich in viele Zweige. *(Alfr. Krug.)*

KOTZEBUE (August Friedrich Ferdinand von), einer der fruchtbarsten und gewandtesten, aber auch oberflächlichsten und charakterlosesten deutschen Schriftsteller, dessen dramatische Production Jahrzehnte hindurch das deutsche Theater beherrschte, während einzelne seiner Stücke Weltruhm genossen, ward am 3. Mai 1761 zu Weimar geboren. Der Parteien Gunst und Haß hat Kotzebue's Bild vielfach in grelle Beleuchtung gestellt; die unparteiische Betrachtung wird sich nicht enthalten können, einer Schilderung Kotzebue's als Motto den Ausspruch Chamisso's voranzustellen: „Gesinnung und Charakter sind die Wurzeln der Poesie; ohne sie ist der Dichter nur ein Mann von Talent, wie es deren andere gibt.“ Hiermit ist aber auch bereits die Verurtheilung von Kotzebue's Streben und Wirken ausgesprochen. Sein Vater, der herzoglich weimarische Legationsrath Kotzebue, starb bereits einige Monate nach der Geburt des Knaben, dessen Erziehung nun der Mutter und den von ihr nicht glücklich gewählten Hofmeistern anheimfiel. Die Mutter, welche den Sohn überleben sollte, hatte den größten Einfluß auf seine Entwickelung. Er hing stets mit inniger Zärtlichkeit ihr an. „Sie besaß“, so rühmt Kotzebue selbst, „Geschmack, Belesenheit, zartes Gefühl und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe“; am Abend pflegte sie den Kindern vorzulesen; „sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein und lehrte den Knaben fühlen.“ Mit Karoline Wolf, der Gattin des Kapellmeisters, gehörte sie zu den Goethe näherstehenden Frauen. Im zwanzigsten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ gedenkt Goethe ihrer und der liebenswürdigen Tochter Amalia, später verehelichten Gildemeister in Lübeck. Der „schöne muntere Knabe“ dagegen trieb sich viel in Goethe's Nähe umher; „er stellte in meinem Garten Sprenkel und ergötzte mich sehr oft durch seine freie Thätigkeit.“ Und ein frühreif entwickelter, talentvoller Knabe war es. Don Quixote, Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg bildeten seine erste Lektüre; mit sechs Jahren versuchte er bereits nach Vorbildern, die er den Dichtungen Hagedorn's und Uz' entnahm, Verse zu machen; mit sieben Jahren konnte er schon verliebte Klagen reimen. Die „Religionsschwärmerei“ dauerte nur kurze Zeit, dann fing der Knabe an, „ein Zweifler zu werden“. Ein bestimmtes Verhältniß zur Religion hat Kotzebue später nie wieder

erlangt; er spricht in ganz äußerlicher, conventioneller Weise von der Religion, polemisirt nach dem Recept der Aufklärungspartei gegen Intoleranz und Priester und übersetzt mit sichtlichem Behagen „Diderot's Gespräch mit Madame D.", in dem der große französische Denker in trefflicher Weise seinen Atheismus vertheidigt hatte. Dagegen bildete sich schon in den Kinderjahren diejenige Richtung in Kotzebue heraus, welche dann sein ganzes Leben beherrschen sollte. Nachdem Weimar zehn Jahre lang ohne Theater gewesen war, eröffnete am 25. Sept. 1768 die Gesellschaft Koch's einen neuen Abschnitt in der Geschichte des weimarischen Theaters (E. Pasqué, „Goethe's Theaterleitung in Weimar", 2 Bde. Leipzig 1863). Als der Knabe Kotzebue, der spätere Beherrscher der deutschen Bühne, zum ersten mal einer Vorstellung beiwohnte, sah er Klopstock's Trauerspiel „Der Tod Adam's". Von dieser Stunde an verließ ihn die Leidenschaft für das Theater sein ganzes Leben hindurch nicht wieder. Im J. 1771 kam mit der Seyler'schen Gesellschaft auch der große Mime Konrad Eckhof nach Weimar. Jener Epoche, erklärte Kotzebue 1796, verdanke er den größten Theil seiner Bildung; Aeltern und Erzieher sollten, „wenn sie das Glück genießen, eine gute gesittete Bühne in ihren Mauern zu besitzen, ihre Kinder und Zöglinge so oft als möglich in diese Schule führen". Er selbst begnügte sich nicht, mit und ohne Erlaubniß so oft als möglich ins Theater zu gelangen, er verfertigte sich und seinen Freunden alsbald Puppentheater, spielte mit seinen Kameraden die gesehenen Stücke nach und begann Schauspiele zu dichten. Ein Lustspiel „Das Milchmädchen und die beiden Jäger" hatte er bereits vor Eckhof's Ankunft geschrieben; als Secundaner verfaßte er ein Trauerspiel „Catilina", das er Eckhof einreichen wollte. Der Schloßbrand machte der ganzen Herrlichkeit ein Ende. Zweifellos durfte „der heitere Knabe" später auch mancher Aufführung des herzoglichen Liebhabertheaters beiwohnen, denn bei der ersten Darstellung von Goethe's „Geschwistern" (21. Nov. 1776), in denen Amalia Kotzebue die Rolle der Marianne übernommen hatte, war es ihm selbst vergönnt, zum ersten mal auf einer wirklichen Bühne seiner Leidenschaft zu fröhnen; ihm war die kleine Rolle des Postillons (Briefträgers) anvertraut worden. Die früh erwachte Eitelkeit des talentvollen Knaben verstanden weder die Mutter noch ihr Schwager, der Märchendichter Musäus, zu dämpfen, welcher als Professor am weimarischen Gymnasium den Unterricht seines Neffen leitete. Von allen Unterrichtsgegenständen hat dem künftigen Lustspieldichter nur Terenz ein Interesse erweckt. Die Tiefe des Goethe'schen und die Seichtigkeit von Kotzebue's Bildungsstreben treten überall charakteristisch einander gegenüber. Der Knabe Goethe ließ seinem Vater keine Ruhe, bis seinem Unterrichtsplane auch das ursprünglich ausgeschlossene Hebräisch eingefügt wurde; Kotzebue klagte noch als Mann, daß er auf dem Gymnasium so viele Nichtswürdigkeiten, wie z. B. das Studium des Hebräischen habe treiben müssen. Für Goethe's Werther schwärmte er; Musäus und Wieland ahmte er nach. „Es konnte wol nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit Männern wie Goethe, Klinger, Musäus meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren." Noch nicht volle sechzehn Jahre alt bezog er die Hochschule zu Jena; das geplante Rechtsstudium trat vorderhand noch philologischen Vorlesungen gegenüber zurück. Nun erlebte Kotzebue die Freude zum ersten mal, ein eigenes poetisches Werk gedruckt zu sehen, ein Trauergedicht auf einen in Jena ertrunkenen Studenten. Im J. 1778 heirathete seine Schwester nach Duisburg und er folgte ihr auf die kleine rheinische Universität. Wie zuerst in Jena, so blieb es auch in Duisburg seine Hauptsorge, sofort ein Liebhabertheater zu Stande zu bringen. Als er 1779 nach Jena zurückgekehrt war, stiftete er unter den Studenten einen eigenen poetischen Club. Wieland aber hatte die Gutmüthigkeit, 1780 im Octoberhefte des „Teutschen Merkur" ein herzlich unbedeutendes längeres Gedicht des jungen stud. jur., „Ralph und Guido", zum Abdruck zu bringen. Das Machwerk erschien zwar ohne Namensnennung, doch aber war Kotzebue hiermit in die deutsche Schriftstellerwelt eingeführt. Noch 1779 hatte die Deutsche Gesellschaft in Jena den vom Glück Verwöhnten zum Mitglied ernannt. Das jenaische Liebhabertheater brachte zuerst Kotzebue'sche Stücke zur Aufführung: dem Trauerspiel „Charlotte Frank" folgte ein die jenaer Gesellschaft verspottendes Lustspiel „Die Weiber nach der Mode". Es war das erste Beispiel von Kotzebue's später unzähligemal wiederkehrender Vorliebe für das Pasquillenhafte. Eine Ballade auf die weimarer Damen scheint mit dazu beigetragen zu haben, daß er die nach vollendeten Studien in Weimar erlangte Advocatenstelle nicht lange innehatte. Dem Rathe des seinem Vater befreundeten Grafen Ferdinand von Görz (damals preußischer Geschäftsträger am russischen Hofe) folgend, ging er im Herbst 1781 nach Petersburg. Ein Roman, den er an Weigand nach Leipzig und ein Drama „Der Ring", das er an Schröder gesandt hatte, wurde von den Adressaten nicht beachtet. Nichtsdestoweniger konnte er bei seiner Abreise aus Deutschland bereits auf eine Reihe von Publicationen verweisen, die alle im J. 1781 erschienen waren. Vom Buchhändler Wittekind in Eisenach aufgefordert, gab er für dessen belletristisches Sammelwerk den bedenklichen Namen „Ganymed für die Lesewelt", schrieb die Vorrede und die Erzählung „Ich, eine Geschichte in Fragmenten". Im gleichen Verlag gab er ein Epos in neun Gesängen und drei Balladen heraus unter dem Titel „Er und Sie. Vier romantische Gedichte". Mit seinem Namen versehen erschienen zu Leipzig „Erzählungen", welche zuerst die Aufmerksamkeit der Kritik auf Kotzebue lenkten („Allgem. deutsche Bibliothek", Bd. 53, St. 2.). Doch wie ein Jahr vorher der ihm sonst so ungleiche Klinger wollte auch Kotzebue mit dem Verlassen des deutschen Bodens den Musen entsagen. Allein der Generalingenieur von Bawr, dessen Secretär Kotzebue in Petersburg wurde, hatte auch die Oberleitung des deutschen Theaters. Diese Versuchung war für den leidenschaftlichen Liebhaber des Theaters zu

mächtig; er unterstützte Bawr und übernahm während dessen Krankheit die Direction des deutschen Theaters; „ich lebte wieder in meinem Elemente“. Das Trauerspiel „Demetrius, Zar von Moskau“ und das Lustspiel „Die Nonne und das Kammermädchen“ wurden für diese Bühne geschrieben und auf ihr auch aufgeführt. Im J. 1783 begründete er eine Zeitschrift „Bibliothek der Journale“, welche dem russischen Publikum Auszüge aus verschiedenen deutschen Zeitungen bringen sollte. Unter dem Titel „St.-Petersburgische Bibliothek der Journale“ wurde das Unternehmen auch nach Kotzebue's Rücktritt eine Reihe von Jahren fortgeführt, während die von ihm in Reval 1786 gegründete Monatsschrift für Esth- und Livland „Für Geist und Herz“ keinen zweiten Jahrgang erlebte. Den Versuch, als Fabeldichter aufzutreten, gab er selbst auf, nachdem die ersten Bogen bereits gedruckt waren.

Vom General von Bawr in seinem Testament der Kaiserin empfohlen, erhielt Kotzebue nach dessen Tode 1783 alsbald die Stelle eines Assessors und Titularrathes am Oberappellationstribunal in Reval, nachdem er nur ganz kurze Zeit Hofmeister im Hause des Barons von Rosen gewesen war. Schon 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland mit dem Rang eines Oberstlieutenants und bekleidete diese Stelle zehn Jahre lang. Da mit ihr der persönliche Adel verknüpft war, so schrieb er sich von nun an A. von Kotzebue. Eine seiner ersten Sorgen in Reval bildete die Gründung eines Liebhabertheaters, denn ohne Theater konnte er nun einmal nicht leben. Das Theater wurde mit der Aufführung eines Kotzebue'schen Lustspiels „Jeder Narr hat seine Kappe“ eröffnet. In Reval wurden gegen diese Bühne manche Bedenken vorgebracht und gegen Kotzebue selbst ward manche Nachrede ob des Treibens hinter den Coulissen laut. (Masson, „Brief eines Franzosen an einen Deutschen“, Basel und Koblenz 1802. — J. Petri, „Ueber den neuesten Zustand der Literatur, Gelehrsamkeit, Künste u. s. f. in Livland und Esthland“, 1801 im „Allg. literarischen Anzeiger“.) Er selbst nannte sich noch 1788 in einem Briefe an Bertuch bescheiden „einen am Fuße des deutschen Parnassus Umherirrenden“ und nahm dankbar Bertuch's Vorschlag an, sich als Mitarbeiter für das „Journal des Luxus und der Moden“ thätig zu erweisen. Jedoch bereits 1785 waren in Petersburg „Die Leiden der Ortenbergischen Familie“ erschienen, welcher Roman zuerst Kotzebue's Namen in weiteren Kreisen berühmt machte. Im J. 1787 und 1792 kamen in Leipzig neue Auflagen heraus. In deutschen Journalen wurde der Roman lobend besprochen und noch 1803 von C. F. W. Barnickel zu einem schlechten Trauerspiele verarbeitet. Im J. 1787 trat Kotzebue mit dem Buchhändler Kummer in Leipzig in Verbindung, der dann seine meisten Schriften verlegte. Zwischen 1787 und 1791, dann wieder 1792—94 gab er die vier Bände „Kleiner Schriften“ heraus. Außer Romanen und historischen Novellen enthielten sie auch die ersten dramatischen Arbeiten, die von Kotzebue gedruckt wurden und denen er selbst einigen Werth beilegt: das Trauerspiel „Adelheid von Wulfingen. Ein Denkmal der Barbarei des 13. Jahrh.“ und „Der Eremit auf Formentera. Ein Schauspiel mit Gesang“. Der vierte Band enthielt Kotzebue's erste autobiographische Arbeit „Meine Flucht nach Paris im Wintermonate 1790, für bekannte und unbekannte Freunde geschrieben“ (neu herausgegeben von P. Cassel als 6. u. 7. Bd. der „Bibliothek deutscher Curiosa“ 1883). Zimmermann erklärte diese Schrift, welche, wie der größte Theil des Inhalts der „Kleinen Schriften“ zuerst einzeln erschienen war, „als das allermerkwürdigste psychologische Buch“, das ihm je zu Gesicht gekommen sei. Jeder unparteiische Leser wird aber aus diesem Buche ein höchst ungünstiges Urtheil über Kotzebue gewinnen müssen. Maßlose Eitelkeit, Affectation und ein Behagen am Unsittlichen, das mit einem großen Aufwande von sittlicher Entrüstung in lebhaften Farben geschildert wird, charakterisiren diese „Flucht nach Paris“. Kotzebue war bereits 1785 zum Besuch in Deutschland gewesen; nachdem er im Herbst 1787 eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, ging er 1790 zum Badgebrauch nach Pyrmont; dort starb ihm im Wochenbette seine Gattin Friederike, Tochter des russischen Generals von Essen, „die sanfteste ihres Geschlechtes“, wie die Unterschrift ihres Bildes im 4. Bde. der „Kleinen Schriften“ rühmt. Um sich zu zerstreuen, eilte Kotzebue nach ihrem Tode nach Paris, wo ihn besonders das Theater fesselte. Wie schon früher in Petersburg zog ihn auch in Paris vor allem das italienische Lustspiel an, „weil man sich da immer recht satt lachen konnte und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden möchte“. Mit diesen Worten gab er die Regel an, nach der er bei den eigenen Arbeiten sich richtete, und kein Zweifel, er hat in Paris viel für seine eigenen Arbeiten gelernt. Fast ein halbes Jahr war er in Paris geblieben, dann hielt er sich eine Zeit lang in Mainz auf, bis die Folgen seiner eigenen Schuld ihm eine schleunige Rückkehr nach Rußland wünschenswerth erscheinen ließen. Infolge seiner schwächlichen Gesundheit war Kotzebue in eine anhaltende melancholische Stimmung gerathen und verdankte der Behandlung Joh. G. Zimmermann's die Linderung seiner Schmerzen. Zimmermann selbst lebte mit den meisten deutschen Schriftstellern in Fehde. Parteilichkeit für Zimmermann und die angeborene Lust zum Pasquill wirkten bei Kotzebue zusammen, daß er 1790 während seines Aufenthaltes zu Pyrmont das gemeine Pamphlet drucken ließ „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Freiherrn von Knigge“. Eine französische Satire „Le moyen de parvenir“ soll das Vorbild abgegeben haben. In Deutschland steht unter allen literarischen Streitschriften Kotzebue's Pamphlet wol unvergleichlich da; der witzige Komödienschreiber ist hier vom Momus völlig verlassen, nur die nackte, widrigste Gemeinheit herrscht. Die verdientesten Ehrenmänner, wie Lichtenberg, Biester, Kästner, Campe, Nicolai u. a., werden mit Schmuz beworfen. Und dazu noch die Infamie, einen andern als Autor dieses Libells hinzustellen. Kotzebue mußte es sich später

gefallen lassen, von Knigge als „infamer Mensch und Schurke" gebrandmarkt zu werden. Zimmermann selbst gerieth in Verdacht und verurtheilte das Pamphlet (E. Bodemann „Joh. G. Zimmermann", Hannover 1878). Auf Kotzebue fiel sofort Verdacht, er hatte aber die Stirn, zu wiederholten malen öffentliche Erklärungen über seine Unschuld abzugeben. Die Aufregung in Deutschland legte sich aber nicht, die gerichtliche Untersuchung wurde immer drohender. Da ging Kotzebue nach Rußland zurück und erwirkte sich von der Kaiserin einen Schutzbrief, um wegen dieser Sache in Rußland unbehelligt zu bleiben. Als aber der Unwille gegen Kotzebue in Deutschland sich nicht legen wollte („Ueber und an Herrn A. von Kotzebue", Hannover und Reval 1792) und stets neue Schriften über diese Angelegenheit erschienen, änderte er plötzlich seine Taktik und bat 1794 öffentlich für seinen unbedachten jugendlichen Leichtsinn um Verzeihung: „An das Publikum von August von Kotzebue. Dieses Blatt wird in allen Buchhandlungen Deutschlands gratis ausgegeben" (neu abgedruckt in dem Werke von W. von Kotzebue „August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart zusammengestellt", Dresden 1881). Kotzebue gewann später eine große Partei für sich; von dem ehrenwerthen Theile der Schriftstellerwelt blieb er jedoch von da an geächtet; die besseren Journale, welche seine ersten Arbeiten wohlwollend besprochen hatten, wußten seitdem, was sie von der Sittlichkeit dieses Mannes zu halten berechtigt waren.

Kotzebue's unentschuldbares Benehmen mußte um so strenger beurtheilt werden, als er 1790 bereits eine europäische Berühmtheit erlangt hatte. Von den 211 dramatischen Werken, die Kotzebue drucken ließ, hat keins größeres und allgemeineres Aufsehen erregt als das 1787 geschriebene, 1789 in Berlin gedruckte Schauspiel „Menschenhaß und Reue". Kotzebue selbst hat 1818 das Stück umgearbeitet; Soden, Ziegler und andere haben Fortsetzungen dazu geschrieben. Uebersetzungen des Schauspiels sind in französischer, englischer, italienischer, spanischer, holländischer und neugriechischer Sprache veranstaltet worden, wie es von andern Stücken Kotzebue's auch dänische, polnische und russische Uebersetzungen gibt. Im J. 1788 entstand das Schauspiel mit Gesang „Die väterliche Erwartung"; 1789 das berühmte Schauspiel „Die Sonnenjungfrau" (gedruckt 1791); „Das Kind der Liebe" (1791); „Bruder Moritz der Sonderling" (1791). Ebenfalls noch vor der pariser Reise waren 1789 das Lustspiel „Die Indianer in England" (1790) und der lüsterne Roman „Die gefährliche Wette" (1790) geschrieben worden. Als Erwiderung auf die Vorwürfe der Kritik erschien 1792 das einactige Trauerspiel „Die edle Lüge. Fortsetzung von Menschenhaß und Reue". Während des Aufenthaltes in Mainz entstand das Schauspiel „Der Papagei" (1792), das politische Lustspiel „Der weibliche Jacobinerclub" (1791), der Operntext „Der Spiegelritter" und „Sultan Wampum oder die Wünsche. Ein orientalisches Scherzspiel mit Gesang" (1794), wie Kotzebue klagt „das einzige unter allen meinen Stücken, welches dem Publikum misfallen hat". Als sein Verwandter und Lehrer Musäus starb (1787), fiel es Kotzebue zu, bei der Herausgabe der „Nachgelassenen Schriften" (1791) die Biographie des älteren Freundes zu schreiben. Im gleichen Jahre betrat er mit der Uebersetzung „Ludwig XIV. vor dem Richterstuhle der Nachwelt" (Straßburg) das politische Gebiet. Der Uebersetzung aus dem Französischen schlossen sich 1792 und 1793 zwei poetische Uebersetzungen aus dem Russischen an. Schon 1787 hatte er in Nachahmung Zimmermann's an einem umfassenden Werke „Ueber Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker aller Jahrhunderte" gearbeitet. Da er durch manche Aeußerungen in den Verdacht jakobinischer Gesinnungen gerathen war, so veröffentlichte er nun 1792 auf den Rath einiger Gönner und den Wunsch der Kaiserin hin aus jenem liegengebliebenen Werke ein Bruchstück „Vom Adel". Hier trat er zum ersten male als Schildträger und Lohnschreiber eines reactionären Conservativismus auf, ganz im Gegensatze zu seiner bisherigen Richtung. Dieselben bei seinen hohen Gönnern beliebten parteiischen Anschauungen zeigte er dann in der „Unparteiischen Untersuchung über die Folgen der Französischen Revolution auf das übrige Europa" (Thorn 1794). Für Katharina hatte er auch einen Plan über die Gestaltung der Universität Dorpat ansgearbeitet.

Im J. 1795 nöthigten Gesundheitsrücksichten Kotzebue, um seine Entlassung einzukommen, die ihm unter Verleihung eines höheren Ranges gewährt wurde. Er zog sich nun auf seinen selbsterbauten Landsitz Friedenthal bei Narva zurück und verlebte dort an der Seite seiner zweiten Gemahlin, der von ihm oft besungenen Christel, zwei äußerlich ruhige, aber arbeitsvolle Jahre. Außer einer Reihe kleinerer Dramen entstanden in dieser ländlichen Zurückgezogenheit das romantische Trauerspiel „Die Spanier in Peru oder Rolla's Tod" (1796), eine Fortsetzung der „Sonnenjungfrau", die in England unter dem Titel „Pizarro" Repertoirestück ward; das historisch-dramatische Gemälde „Die Negersklaven" (1796), die Schauspiele „Der Verleumder" und „Graf Benjowsky oder die Verschwörung auf Kamtschatka", welch letzteres dem Verfasser beinahe Unannehmlichkeiten von seiten des russischen Hofes zugezogen hätte. Auch die erst später (1798) veröffentlichten Dramen „Der Graf von Burgund", „Falsche Scham", „La Peyrouse", welches das Thema der Bigamie behandelt, „Der Wildfang" und „Das Kind der Liebe" sind in Friedenthal entstanden. Das mannichfache Arbeiten enthaltende sechsbändige Sammelwerk „Die jüngsten Kinder meiner Laune" hatte bereits 1793 zu erscheinen begonnen und wurde 1797 vollendet. Die umfangreiche darin enthaltene Erzählung „Geprüfte Liebe" ist in gleicher Weise durch Albernheit und Unsittlichkeit ausgezeichnet, das Fragment „Der lange Hans", eine unwürdige Verspottung der Französischen Revolution, ist wenigstens nicht ohne Humor, doch riethen selbst Kotzebue's Freunde dazu, die versprochene Fortsetzung zu unterdrücken. Im 5. Band veröffentlichte Kotzebue die interessanteste seiner autobiographischen Arbeiten: „Mein literärischer Lebenslauf" (1796). Im

Herbst 1797 ward Kotzebue, damals bereits der auf den deutschen Bühnen am meisten gespielte Autor, auf Antrieb des Freiherrn von Braun auf die durch Alxinger's Tod erledigte Stelle eines Hoftheaterdichters und Regisseurs nach Wien berufen. Die Stellung ward ihm jedoch durch Intriguen und andere Verhältnisse bald verleidet; er wußte es aber dahin zu bringen, daß er nach zwei Jahren mit einem jährlichen Gehalte von 1000 Gulden zum lebenslänglichen Hoftheaterdichter ernannt und aller Verpflichtungen seinerseits entbunden wurde. Er selbst gab eine Darstellung des ganzen Herganges in der Schrift „Ueber meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienstentlassung. Nebst Beilage A. B. C. und D. Eine Vernichtung des im Aprilstücke des Berliner Archivs der Zeit gegen mich eingerückten Pasquills", Leipzig 1799. („Einige Bemerkungen zu der Schrift des Herrn W. von Kotzebue über meinen Aufenthalt in Wien", Wien 1880.) Als Kotzebue seine Stellung in Wien antrat, hatte er eben die erste Sammlung seiner Schauspiele (5 Bde., 1797) herausgegeben. Im J. 1798 begann er eine große Sammlung „Neue Schauspiele" erscheinen zu lassen, die in 23 Bänden bis zu seinem Tode fortgeführt wurde. Von Wien begab sich Kotzebue zum Besuch seiner Mutter nach Weimar und versuchte dort sich Goethe zu nähern. Gleichzeitig mit dem frivolen Lustspiele „Die beiden Klingsberge" (1801), das bereits in Wien entstanden war, wollte er auch Trauerspiele im Wettstreite mit Schiller schreiben. Nachdem er schon in der „Johanna von Montfaucon" (1800) einen Versuch im höheren Drama gewagt hatte, ging er nun von der Prosa zum fünffüßigen Jambus über; das Trauerspiel „Octavia" und das Schauspiel „Gustav Wasa" wurden 1801 veröffentlicht und lieferten denen, die es noch nicht wußten, den Beweis, daß Kotzebue's Herrschgebiet nur die Posse und das weinerliche Rührstück bildeten, jeder höhere Aufschwung aber ihm versagt bleiben müsse. Goethe hatte schon im December 1799 die Aufführung der „Octavia" in Weimar abgelehnt. Mehrere Gründe mochten zusammenwirken, um Kotzebue fürs erste den Aufenthalt in Deutschland zu verleiden. Im April 1800 wollte er mit seiner Familie nach Rußland reisen, wurde aber ohne Angabe von Gründen auf Kaiser Paul's Befehl an der Grenze sofort verhaftet und ohne weiteres in die sibirische Verbannung nach Kurgan im Gouvernement Tobolsk geschleppt. Es war eine brutale Gewaltthat des rechtlosen Despotismus, aber so verhaßt war der Possendichter bereits in Deutschland, daß auch sein unverschuldetes Unglück nur Hohn fand, und selbst Goethe meinte, „wenn Kotzebue nur gut aufgehoben würde, daß er nicht wiederkomme, so solle Kaiser Paul von uns aufs beste gelobt sein". Kotzebue hatte aber schon 1799 eine Schmeichelei für Paul drucken lassen, das Schauspiel „Der alte Leibkutscher Peter's III". In Krasnopolski's russischer Uebertragung kam dies num dem Despoten vor Augen. Kotzebue wurde, nachdem er nur vier Monate in Sibirien geweilt hatte, zurückberufen, mit glänzendem Gehalte zum Hofrath und Director des deutschen Hofschauspiels in Petersburg ernannt und mit dem einträglichen Kammergut Worroküll in Livland beschenkt. Die Theaterleitung und Censur war unter Kaiser Paul freilich weder eine leichte noch angenehme Sache, und Kotzebue war froh, als er sich vom Theater etwas zurückziehen konnte, um im Auftrage Paul's eine umfangreiche „Beschreibung des Michailow'schen Palastes" anzufertigen. Paul's Ermordung unterbrach diese Arbeit. Der neue Herrscher gewährte seine Bitte um Pensionirung, ernannte ihn zum Collegienrath und erlaubte ihm, nach Deutschland zurückzukehren. Kotzebue hat diese Erlebnisse in Rußland in einem zweibändigen Werke beschrieben, „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (Berlin 1801 und 1802), das eine ganze Reihe von Streitschriften zur Folge hatte, die Kotzebue selbst mit zwei Schriften zu widerlegen suchte: „Erste und letzte Beilage zu dem Buche des merkwürdigsten Jahres meines Lebens als erste und letzte Antwort für einen nichtswürdigen Pasquillanten, der eigentlich keine Antwort verdient", und „Kurze und gelassene Antwort auf eine lange und heftige Schmähschrift des Herrn von Masson" (beide Berlin 1802). Goethe urtheilte über das Buch, es sei kaum möglich, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. Wenn ein weimarischer Schöngeist im Frühlinge einen Spaziergang nach Belvedère mache, so werde ihm tausendmal Merkwürdigeres begegnen, als Kotzebue auf seiner ganzen Reise vorgekommen, denn der sei von Natur nicht vermögend, auf irgendeine tiefere Betrachtung einzugehen. Ihn lasse Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert; „überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder, und wenn es in Tobolsk wäre, so ist er gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudiren und zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten." Goethe sollte nun Kotzebue gar bald viel schlimmer kennen lernen. Noch 1801 kehrte der russische Collegienrath nach Weimar zurück und siedelte sich in einem Garten an der Weimar-Jenaer-Straße an. Die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung" hatte seit langem aus der Feder L. Huber's scharfe und zutreffende Kritiken über Kotzebue gebracht (theilweise gesammelt in Huber's „Vermischten Schriften", Berlin 1793); während aber von dessen Mitarbeiterschaft nur wenige wußten, war A. W. Schlegel's Theilnahme an der Literaturzeitung allgemein bekannt. Aus dem Stil des „Athenäum" mußte Kotzebue den Kritiker erkennen, der schon bei der Anzeige von „Rolla's Tode" über den Dichter gespottet hatte, der „durch die nackte sinnliche Natur Rührung zu erwecken" suche, und meinte, dieser schnellschreibende Liebling der gewöhnlichen Schauspieler und des großen Haufens verdiene „bei seinen beständigen Versündigungen an echter Sittlichkeit und Schönheit" gar keine eingehende Kritik. Der literarische Reichsanzeiger des Athenäums sprach von einer weinerlichen Posse „Kotzebue in England oder die Auferweckung der schlummernden Plattheit". Aber nicht solche Einzelheiten entschieden, jede Seite des Athenäums mußte Kotzebue davon überzeugen, daß diese neue, auf Goethe's Namen

schwörende Schule ihn nicht als Dichter gelten lasse. Sofort nahm er den Handschuh auf und schrieb die witzlose Posse „Der hyperboreische Esel oder die heutige Bildung. Ein drastisches und philosophisches Lustspiel für Jünglinge in einem Act" (1799). Ein junger Idiot spricht darin nur in Citaten aus Schlegel's Schriften und wird endlich ins Irrenhaus geschickt, wo eine geplante Fortsetzung spielen sollte. A. W. Schlegel beantwortete dies schale Machwerk mit der nicht nur äußerst witzigen, sondern auch kritisch gehaltvollen Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Mit Musik. Gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts" (Berlin 1800; A. W. Schlegel's Sämmtliche Werke, II, 257—342). Der Vorwurf, daß Kotzebue die Untugenden des Aristokraten und Sansculotten verbinde, trifft zu, und treffender könnte man die ganze von Kotzebue vertretene Richtung kaum charakterisiren als mit Schlegel's Versen: „Du wähntest der Natur recht liebzukosen, Wenn du die Menschheit bloßgibst ohne Hosen". Kotzebue suchte sich nun gegen diese Gegner, als deren Haupt ihm Goethe erschien, weil die Romantiker ihn als ihr Vorbild verehrten, seines Vortheils zu bedienen. Er schrieb keine Buchsatiren mehr, wie den „Hyperboreischen Esel", der nur eine einzige Aufführung erlebt hatte, sondern suchte seine Feinde erfolgreicher von der Bühne selbst herab zu bekämpfen. Schon vor seiner misglückten russischen Reise hatte er in dem Lustspiel „Der Besuch oder die Sucht zu glänzen" sich Ausfälle gegen Goethe's Propyläen erlaubt, und Schiller forderte den Freund auf, „den jämmerlichen Menschen seine entsetzliche Sottise fühlen zu lassen"; nun wurde dies Lustspiel, in dem neben den Propyläen die Kant'sche Philosophie verspottet war, 1801 gedruckt, ebenso die, gleiche Tendenz verrathende, Posse „Das neue Jahrhundert". Auch in den beiden Lustspielen „Das Epigramm" und „Der Wirrwarr" fehlten nicht einzelne hämische Anspielungen auf Goethe und die neue Schule. Viel stärker trat die Satire wieder in „Den deutschen Kleinstädtern" (gedruckt 1803) hervor. Goethe erklärte, eine Aufführung in Weimar nur vornehmen zu können, wenn diese Anspielungen beseitigt würden. Trotz eines Vermittelungsversuches Schiller's gab Kotzebue nicht nach und trat von nun an als erbitterter Gegner Goethe's offen hervor. Am herzoglichen Hofe hatte man ungern genug dem russischen Collegienrathe Zutritt gewähren müssen. Goethe erklärte, wenigstens von dem geistigen Hofe Weimars solle er ausgeschlossen bleiben. Nun ließ der Lustspielfabrikant sein Talent zur Intrigue im Leben spielen. Goethe's Charakter nach seinem eigenen beurtheilend, glaubte er durch eine einseitige enthusiastische Feier Schiller's den Freundschaftsbund der Dioscuren sprengen zu können. Die für den 5. März 1802 vorbereitete Schillerfeier, von der Schiller selbst sich fern zu halten gedachte, wurde ohne jedes Zuthun Goethe's vereitelt, da Heinr. Meyer die Benutzung der Schillerbüste, der Bürgermeister den Rathhaussaal verweigerte. Das eine jedoch hatte Kotzebue erreicht: die weimarer Damen, welche umsonst ihre Costüme bereitet hatten, waren gegen den unschuldigen Goethe so erbittert, daß dieser sein Mittwochskränzchen aufgeben mußte („Goethe's „Cour d'amour", 1885 im Goethejahrbuch VI, 59—83). Schiller's „Lotte" dagegen verspottete Kotzebue als Herrn Firlefanz in dem Schwank „Der verunglückte fünfte März" (abgedruckt im 1. Bd. von Urlich's „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", Stuttgart 1860; vgl. auch Lotte's Briefe an Schiller, II, 61.) Ausführlich erzählt den ganzen Vorgang J. Falk, „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (Leipzig 1832); Goethe selbst bespricht ihn voll Humor in den „Tages- und Jahresheften". (W. von Biedermann, „Goethe und Kotzebue", bei W. von Kotzebue a. a. O., theilt die Tendenz des ganzen Buches, A. von Kotzebue möglichst günstig darzustellen.) Noch in Weimar weilend hatte Kotzebue seinen ersten „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande auf das J. 1803" 1802) herausgegeben, den er dann in 18 folgenden Jahrgängen fortsetzte; der Almanach für 1817 war ein Opernalmanach; dem für 1804 trat auch noch ein Almanach der Chroniken zur Seite. Es sind meist kleine, für wenige Personen berechnete Lustspiele oder Schwänke, die Kotzebue hier gab. Wenn er mit diesen Spielen auch nicht den Sinn der Gesellschaft und der Liebhaberbühnen veredelte, so hat er doch eine Menge brauchbarer Stücke, die sich zum Theil bis auf den heutigen Tag lebendig und wirksam erweisen, dem Haustheater geschenkt.

Da Kotzebue durch seine Verbannung wie durch seine Theaterstücke und die literarischen Streitigkeiten allgemeines Interesse erweckte, so erschienen noch zwei größere Arbeiten über ihn: „Ueber A. von Kotzebue in den vorzüglichsten und interessantesten Verhältnissen als Mensch, Dichter und Geschäftsmann. Mit Rücksicht auf das merkwürdigste Lebensjahr, die literarischen Verbindungen, Unternehmungen und Fehden desselben. Mit dem Bildnisse (Caricatur) des Dichters" (Frankfurt 1802). — J. C. Geiser, „A. von Kotzebue als Knabe, Jüngling, Schriftsteller und Exulant. Eine biographische Darstellung seiner Schicksale in diesen Verhältnissen" (Breslau 1802).

Indessen verleidete die Feindschaft mit Goethe und Schlegel dem Vielgenannten doch den Aufenthalt in Weimar und Jena. Anfang 1803 zog er nach Berlin und benutzte seinen Einfluß am preußischen Hofe, um durch hämische Deutung der völlig harmlosen Paradescene in „Zerlino" seinen literarischen Gegner Tieck politisch zu verdächtigen (R. Köpke, „L. Tieck", Leipzig 1855, I, 284; Tieck's Schriften 6, XXXVI). Außerdem verbündete er sich mit dem Livländer Garlieb Merkel zur Herausgabe der Zeitschrift „Der Freimüthige oder Ernst und Scherz. Berlinische Zeitung für gebildete und unbefangene Leser", an der Kotzebue allerdings nur das erste Jahr (1803) theilnahm, die aber von Merkel bis zum Juni 1806, und dann mit manchen Unterbrechungen von Verschiedenen bis 1843 fortgeführt ward. Der gehässigste Kampf, literarische und persönliche

Schmähungen Goethe's und der Romantiker, ist die Absicht dieser Zeitschrift und gerade das Schlimmste in ihr rührt von Kotzebue her, dessen Ruhm als Bühnendichter eben damals durch die „Pagenstreiche" und das vaterländische Schauspiel „Die Hussiten vor Naumburg" (1803) aufs Höchste gestiegen war. Gegen letzteres Stück veröffentlichte Siegfried Aug. Mahlmann eine treffliche Parodie „Herodes vor Bethlehem oder Der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg" (Leipzig 1803, 5. Aufl. 1837), wie er auch in den vier Stücken des „Marionettentheaters" (Leipzig 1806) den rührseligen Kotzebue witzig persiflirte. Während die gehaßte neue Schule in diesen Streitigkeiten doch immer mehr Boden gewann, verließ Kotzebue Ende 1803 Deutschland. Da seine Stücke in Paris viel gespielt wurden, hoffte er auch selber dort eine Rolle spielen zu können. Napoleon schenkte ihm aber keine Aufmerksamkeit und machte dadurch den eiteln Dramatiker sich zum unversöhnlichen Feind; als solchen zeigte sich Kotzebue sofort in den „Erinnerungen aus Paris im J. 1804" (Berlin 1804). Zunächst kehrte er nach Rußland zurück, unternahm dann aber eine Reise nach Italien, die er wieder beschrieb: „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel" (Berlin 1805). Das Werk wurde ins Dänische übersetzt, Goethe aber charakterisirte das Buch und den Verfasser mit den Worten: „Kotzebue hat dem Laokoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, er hätte alles weit leidlicher gefunden, wenn es nur vor ihm nicht so berühmt gewesen wäre." Daneben ging die dramatische Production rüstig fort. Die Autorschaft des Pamphlets „Expektorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarkos" (Berlin 1803), worin Goethe aufs gemeinste in Knittelversen verhöhnt wurde, ist sofort und wol mit vollem Rechte dem Verfasser des „Dr. Bahrdt" zugeschrieben worden; Kotzebue leugnete sie aufs entschiedenste und ein absoluter Beweis gegen ihn ist allerdings nicht erbracht worden. Im J. 1805 erschienen die Dramen „Die Stricknadeln", „Fanchon das Leiermädchen" und „Die Belagerung von Marienburg". Das letztere war durch historische Studien, die Kotzebue nach seiner Rückkehr aus Italien betrieb, veranlaßt worden. Schon 1787 hatte er, um es Voltaire und Schiller gleichzuthun, eine Geschichte Heinrich's des Löwen schreiben wollen. Um nun sich beim König von Preußen noch mehr in Gunst zu setzen, warf er sich auf die preußische Geschichte, deren Bearbeitung aber erst 1809 zu Riga in vier Bänden erschien. Werthvoll ist diese „Aeltere Geschichte Preußens" nur durch die Mittheilung der in Königsberg befindlichen Urkunden, wenn auch damals Johannes von Müller und Schlözer durch übertriebene Lobsprüche seiner Arbeit den gefährlichen Vielschreiber sich zum Freund machen wollten. Zu seinem Unheil ließ sich Kotzebue durch diese Anerkennung bewegen, nachdem er 1812 ebenfalls zu Riga eine „Geschichte Kaiser Ludwig's IV." publicirt hatte, später noch einmal als Historiker aufzutreten und 1814/15 zu Leipzig „Die Geschichte des deutschen Reiches von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergang" zu veröffentlichen. Der conservativ gesinnte Goethe selbst fand, daß hier ein böser Geist Kotzebue verblendet habe, sein eigenes Volk zu schelten, und freute sich der tüchtigen Jugend, die beim Wartburgfest diese Geschichte den Flammen übergab. Harmlos dagegen sind die Beiträge „Zu den Geschichten von Litauen, Rußland, Polen und Preußen" (Leipzig 1820). Aber die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wissenschaften zu übertragen, wie es Kotzebue, dem aller Charakter und Gehalt mangle, thue, dies, meinte Goethe, halten die Deutschen mit Recht für etwas völlig Unerlaubtes. — Kotzebue war vor Napoleon aus Preußen geflohen und lebte nun abwechselnd in Reval und auf seinem Gut Schwarzen. Durch Hebung der Landwirthschaft und Verbesserung des Loses seiner Bauern wirkte er segensreich und nachhaltig durch That und Beispiel. In englischem Solde, wie seine Gegner, wol mit Unrecht, behaupteten, führte er von seiner gesicherten Stellung in Rußland aus einen heftigen literarischen Kampf gegen Napoleon, von 1808—1810 in der Quartalschrift „Die Biene", von 1811—1812 in den zwanglos erscheinenden Heften „Die Grille". Das ähnliche Unternehmen „Geist aller Journale" war (1809) nur von halbjähriger Dauer. In den J. 1808—1810 gab er sieben Bände „Neuer kleiner Schriften", 1812 „Geschichten für meine Söhne" (Tübingen) heraus. Im J. 1813 entstand das Vorspiel „Ungarns erster Wohlthäter" mit dem durch Beethoven's Musik auf den Bühnen fortlebenden Nachspiele „Die Ruinen von Athen". In Wien kam 1811 eine Schrift heraus „Selbstbiographie von A. von Kotzebue". Goedeke erklärt sie für untergeschoben; W. von Kotzebue, dem der Nachlaß und das Tagebuch des Dichters vorlagen, nimmt dagegen ohne weiteres ihre Echtheit als erwiesen an (S. 147), und so darf sie wol bestimmt als Kotzebue's eigene Arbeit von nun an bezeichnet werden. Gegen Kotzebue aber waren 1809 bereits in Hamburg erschienen „Kotzebuana, das ist kurz gefaßte Merkwürdigkeiten aus dem Leben, Thaten und Schriften des reichhaltigen und beliebten Schauspieldichters A. von Kotzebue. De viventibus nil nisi verum".

Der Ausgang des russischen Feldzuges führte Kotzebue nach Deutschland zurück, nachdem er auf dem revaler Theater mit einem Freudenspiele in Knittelversen „Der Flußgott Niemen und Noch Jemand" (Dresden 1812) die Befreiung Rußlands gefeiert hatte. Zum Staatsrath erhoben folgte er dem russischen Hauptquartier und gab auf Befehl des Grafen Wittgenstein vom 1. April 1813 an in Berlin „Das russisch-deutsche Volksblatt" heraus, welches für die Sache der Verbündeten wirken sollte, aber nur 39 Nummern erlebte. Eine Art Fortsetzung erhielt es in den „Politischen Flugblättern" (Königsberg 1814—16) und in „Klio's Blumenkörbchen". Nach Esthland zurückgekehrt, wurde er Ende 1813 zum russischen Generalconsul für Preußen ernannt und nahm nun bis 1817 seinen Aufenthalt in Königsberg. Hier übernahm er, von Angely unterstützt, die Leitung der Bühne; er war

wieder in seinem Element. Aufs neue entfaltete er eine überreiche Thätigkeit im Hervorbringen dramatischer Arbeiten. Das frivole Stück „Der Rehbock oder die schuldlosen Schuldbewußten" (1815) hat er selbst für sein bestes Lustspiel erklärt. Die dramatische Legende „Der Schutzgeist" fand bei Goethe besondere Theilnahme, der 1817 längere Zeit an eine Bühnenbearbeitung des wirksamen Stückes wandte. Mit „Rudolph von Habsburg und König Ottokar von Böhmen" versuchte Kotzebue sich wieder im historischen Schauspiele (1816) und das Lustspiel „Der Westindier" erfreute sich Jahrzehnte hindurch allgemeiner Beliebtheit. Im Lustspiel „Der Freimaurer" 1817 tritt wieder die Polemik gegen Schlegel hervor, wie er 1813 im Schauspiel „Der arme Poet" gegen die Schicksalsdichter, in „U. A. w. g." gegen Ewald und Laroche losgezogen hatte. An diesen witzigen Angriffen kann man sich ergötzen, während die Posse „Herr Gottlieb Merks der Egoist und Kritikus", die er 1809 bei seinem Zerwürfnisse mit Merkel gegen diesen geschrieben hatte, zusammen mit „Dr. Bahrdt" und den „Expectorationen" eine häßliche Gruppe in Kotzebue's Werken bilden, wozu man auch noch die frühere Verspottung der Gall'schen Schädellehre in dem Lustspiel „Die Organe des Gehirns" (1806) rechnen könnte. Mit der Herausgabe seiner „Gedichte" (2 Bde., Wien 1818) lieferte Kotzebue eigentlich nur den Beweis, daß er die echte Gabe der Poesie doch nicht besessen habe. Zwar sind einzelne, wie „Ich bin überall zu Hause" und das hübsche „Es kann ja nicht immer so bleiben" (zuerst 1803 im „Freimüthigen"), für immer beliebte Lieder geworden. Das so oft vorgetragene Gedicht „Die Verzweiflung" ist dagegen eine ganz erbärmliche Reimerei ohne jeden Gehalt. Gerade die Betrachtung der Gedichte indeß wird das Urtheil über Kotzebue zu seinen Gunsten beeinflussen müssen. Es war nicht oder doch nicht allein böser Wille, was ihn gegen Goethe's Dichtung einnahm, ihm fehlte wirklich das Verständniß für höhere Poesie. Obwol er oft gegen die Aufklärung des 18. Jahrh. zu Felde zog, mit seinem poetischen Geschmacke ist er nie über Nicolai und Musäus hinausgekommen. Er war sein Leben lang nur geschickter Handwerker, nicht Künstler, und begriff gar nicht, was die Verfasser des Athenäums denn eigentlich wollten. Höhere geistige Bedürfnisse hatte er nie empfunden, wie sollte er eine Ahnung von Kant und Fichte, Goethe's und Schiller's eigentlicher Bedeutung erhalten! Kotzebue war ein guter Vater und Gatte, ein treuer Freund, ein edelmüthiger Herr und brauchbarer Diener, aber eine sittliche Ausbildung, wie Schiller sie in der Recension gegen Bürger von jedem Individuum forderte, das als Schriftsteller vor der Nation auftreten wolle, hat er nie besessen, hat er so wenig wie Bürger auch nur geahnt. Die bedenklichen Elemente der Wieland'schen Grazienpoesie hatten schon die Phantasie des Knaben verdorben; in mannichfache Lebensverhältnisse verwickelt und eingeweiht, gewann er bei seinem Wanderleben frühen Einblick in die Nachtseiten der Gesellschaft. Auch Goethe war einmal von diesen Einflüssen beherrscht gewesen; in der unlautern Atmosphäre seiner „Mitschuldigen" bewegen sich die meisten von Kotzebue's Dramen. W. von Kotzebue will nur fünf „Stücke mit unmoralischer Tendenz" (Der Russe in Deutschland, Der Rehbock, Der Wildfang, Die beiden Klingsberg, Der Gimpel auf der Messe), dreiundvierzig „mit verwerflichen Charakteren und zweideutigen Scenen" unter den 211 gedruckten Dramen gefunden haben. Wenn selbst die Pietät so viel an diesen Werken auszusetzen findet, muß die parteilose Kritik zu einem viel ungünstigeren Urtheile gelangen. Herder, welcher doch den Romantikern keineswegs gewogen war, meinte geradezu, bei Kotzebue befinde man sich immer in einem feinen Bordell (K. A. Böttiger, „Literarische Zustände und Zeitgenossen", 1838). Dieser Vorwurf ist unzähligemal mit Recht gegen die Eulalias, Gurlis u. s. w. der Kotzebue'schen Stücke wiederholt worden. Seine Romane sind durchweg unsittlich; in den Dramen sind schwangere oder gefallene Mädchen, leichtfertige Ehemänner und schwankende Frauen, lüsterne Situationen ihm unentbehrlich. Die Grazien sind in diesen handgreiflichen Darstellungen gewichen, das Unsittliche der älteren Grazienpoesie geblieben. Widerlich wird aber dies ganze Gebaren erst durch den umgehängten Mantel angeblicher Moralität. Kotzebue sagt („Kleine Schriften" IV, 162) einmal: „Unschuld geht nur mit der Reinheit des Herzens verloren und manche nie von Männerhänden entweihte Dirne hat ihr dennoch schon längst entsagt." Nach seinen Darstellungen möchte man aber glauben, Verführung, Kindesmord u. s. w. mache ein Mädchen erst unschuldig, erst der Ehebruch eine Frau tugendhaft. „Menschenhaß und Reue", das in Wien und Paris, Berlin und London, Weimar und St.-Petersburg bejubelt und beweint wurde, ist ein tief unsittliches Machwerk. „Weichliche Verwöhnung schlecht verhüllter Sinnlichkeit, dünner Firniß moralischer Sentenzen und nothdürftiger Gemeinsprüche von Empfindung und Tugend" damit hat schon Huber diese Stücke treffend charakterisirt. Die Vertheidigungen Kotzebue's und seiner Freunde suchten vergeblich zu widerlegen („Ueber die Moralität von den Schauspielen des Herrn von Kotzebue", 1791 im „Journal von und für Deutschland"). Kotzebue selbst erklärte bescheiden, wenn Shakespeare sich um die Vorwürfe der Recensenten gekümmert hätte, würde er nicht der große Dichter geworden sein, ihn wolle er darin nachahmen. Wirklich war er von der Güte seiner Stücke überzeugt; für wahre Poesie und Sittlichkeit fehlte ihm das Verständniß, und es verräth eine rein naive Auffassung, wenn er erklärt, solange dem Publikum seine Manier gefalle, werde er unbekümmert um alle Kritik in ihr fortschreiben; auf den Beifall allein komme es an. Der geschickte Handwerker, nicht der Künstler spricht aus den Worten: „Ich werde ohne Unterschied jeden Gegenstand meiner Behandlung werth glauben, welchen das Publikum seines Interesses werth findet." Aus jedem Gegenstande könne man ein Theaterstück machen; diese Behauptung veranlaßte eine Wette, aus der „Die Stricknadeln" (1805) hervorgingen. Zugleich rühmt er von seinen Stücken, „daß in ihnen gewiß die reinste Moral herrsche, die jemals von der Kanzel herab ge-

predigt worden". Er betrachtet die bei ihm so unmoralische Schaubühne als moralische Anstalt und sagt: „Ein gutes Schauspiel ist das sicherste und schnellwirkendste Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abscheu vor dem Laster und Liebe zur Tugend einzupflanzen." In dem Buche „Aus A. von Kotzebue's hinterlassenen Papieren" (Leipzig 1821, herausgeg. von L. J. Knorring) sind zwei höchst lehrreiche autokritische Aufsätze enthalten: „Betrachtungen über mich selbst bei Gelegenheit zweier Recensionen in der Jenaischen Literaturzeitung", und „Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?". Er habe seine dramatischen Arbeiten nur zu seinem eigenen Vergnügen geschrieben und lieber ein ganz neues Stück verfertigt als ein geschriebenes verbessert, obwol er fühle, daß die Verkettung der Scenen bei ihm überall mangelhaft sei. Anerkennung verlange er nur für seine historischen Werke. Mit Iffland, der in der That doch hoch über Kotzebue steht, wolle er nicht verglichen werden, denn dieser habe blos häusliche Verhältnisse geschildert. Er legt also besondern Werth auf seine großen historischen Dramen. Wenn aber von diesen auch eins oder das andere, wie z. B. „Die Kreuzfahrer" (1803), Lob verdient, so sind doch die meisten, „Bayard", „Hugo Grotius", „Ubaldo" u. s. w. völlig nichtig. Seine Bedeutung ruht ausschließlich auf den von ihm selbst zurückgesetzten Lustspielen. Ein Viertel, ja ein Drittel seiner Dramen gibt er selbst preis; in 50 Jahren werde wol keins mehr gespielt werden, aber von jungen Dichtern geplündert neuen Werken zur Grundlage dienen. Diese schöne Selbsterkenntniß hindert ihn aber keineswegs, sich als völlig ebenbürtigen Genossen mit Schiller und Shakespeare und Lope de Vega, dem er ja an Fruchtbarkeit nicht ganz unähnlich erscheinen könnte, gleichzustellen. Das Wichtigste für den Dramatiker sei Einbildungskraft; Form, Gedankenfülle und Sprache kommen erst in zweiter Reihe, denn sie veralten. Ausführlich erzählt er dann noch (S. 61), wie er bei der Composition und Ausarbeitung seiner Dramen verfahre. Den Vorwurf der Unsittlichkeit findet er in gar nichts gegründet; er betrachtet sich überhaupt stets als unschuldig Verfolgten. Um gerecht zu sein, darf man aussprechen, daß er auch vielfach zu hart beurtheilt worden ist. Unsere gefeierten modernen Possenreißer stehen in jeder Hinsicht noch unter Kotzebue, dessen große Bedeutung für das deutsche Theater Goethe immer wieder und wieder mit Bewunderung hervorgehoben hat. Kein deutscher Dramatiker hat wie er das Geschick der Mache, in dem die Franzosen Meister sind, besessen. In der Bildung fünffüßiger Jamben zeigt er nur mislungene Nachahmung Schiller's, in der Anwendung des Alexandriners im kleinen Lustspiele ist er selbst der Lehrer Theodor Körner's geworden; seine Prosa ist völlig platt, aber sein Dialog gewandt und natürlich, im Conversationstone oft vortrefflich. Als Chamisso mit dem Sohn des Dichters, Otto von Kotzebue, 1815 seine Reise um die Welt antrat, da fand er August von Kotzebue's Ruhm auf der ganzen Erde verbreitet. Außer „Werther's Leiden" hat kein deutsches Werk solche Verbreitung gefunden wie „Menschenhaß und Reue". Es ist wahr, Kotzebue's Stücke sind auf die schlechten Eigenschaften der Menschen berechnet, aber ein derartiger Weltruhm muß doch auch irgendwie wirkliche Vorzüge zur Unterlage haben. Gerade ein so sittenstrenger Beurtheiler wie Gervinus hat („Geschichte d. deutschen Dichtung", V, 501) dies hervorgehoben: „Wenn jemand über die deutsche Schwerfälligkeit, über Mangel an Witz und Gewandtheit Klage führen will, dem dürfen wir die 211 Schauspiele dieses Mannes zeigen, die noch von einem gleichen Haufen von Memoiren, Geschichten, Erzählungen, Romanen (Uebersetzungen) und Zeitschriften aufgewogen werden — der rechte Vertreter der wuchernd aufgeschossenen Cultur." Das Urtheil über den fruchtbarsten deutschen Schriftsteller nach Hans Sachs, den witzigen Komödiendichter, wurde nach allem während seines Lebens bereits Vorausgegangenen noch weiter verbittert durch seinen nicht unverschuldeten tragischen Tod und dessen verderbliche Folgen, unter denen die ganze Nation zu leiden hatte.

Mit einem Jahresgehalte von 15,000 Rubeln wurde der russische Staatsrath von Kotzebue 1817 nach Deutschland geschickt, um Dienste zu leisten, die man doch etwas zu hart als Spionage gebrandmarkt hat. Wie viele Deutsche waren schon vor ihm in moskowitischem Dienste gegen ihr Geburtsland thätig gewesen! Kotzebue hatte durch seine ununterbrochene Bekämpfung Napoleon's der Sache der Coalition treu gedient, aber er war doch im Kosmopolitismus des 18. Jahrh. stecken geblieben. Von der religiös-vaterländischen Begeisterung und dem Nationalgefühle der deutschen Freiheitskämpfer wußte er nichts. Er ahnte wol kaum, daß, was im 18. Jahrh. erlaubt war, nach der Schlacht von Belle-Alliance mit Recht als Verbrechen und Vaterlandsverrath verachtet wurde. Er ging zunächst wieder nach Weimar und gründete dort das „Literarische Wochenblatt" (1818 und 1819), welches durch seine reactionäre Tendenz den vollen Beifall des preußischen Hofes, die Lobsprüche von Gentz und Metternich sich erwarb, allen deutsch Gesinnten aber verhaßt werden mußte. Der literarische Streit erhielt eine neue Wendung, als es durch eine Ungeschicklichkeit von Kotzebue's Secretär ruchbar ward, daß er Berichte über das Universitätswesen, neue Schriften, kurz über alle Erscheinungen des deutschen Lebens an die russische Regierung sende. Da jedermann wußte, daß Kotzebue in russischen Diensten stehe, so hätte man eigentlich keinen Grund gehabt, sich über diese auf jeder Gesandtschaft geübte Thätigkeit besonders zu ereifern. Kotzebue war aber von der Romantischen Schule her diesem romantischen Geschlechte verhaßt; die liberalen jenenser Zeitungen halfen Kotzebue's Eitelkeit, der Sache ein gewaltiges Ansehen zu geben. Nach dem Wartburgfeste begann Kotzebue noch heftiger über die deutschen Universitäten zu schimpfen. K. Nicolai's Pamphlet „A. von Kotzebue's literarisches und politisches Wirken" (Tobolsk 1819) zeigte bereits in drastischer Weise, wie sehr Haß und Verachtung gegen den „Kotz- und Belzebub" angeschwollen waren. Der edle, aber von Fanatismus ver-

blendete Burschenschafter Karl Ludwig Sand glaubte Deutschland das Heil zu geben, wenn er den Verfasser des „Literarischen Wochenblattes" aus dem Wege räume. In Mannheim, wohin Kotzebue übergesiedelt war, fiel er am 23. März 1819 unter Sand's Dolchstichen. (H. von Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrh." 2. Bd. — Hartwig von Hundt-Radowsky, „A. von Kotzebue's Ermordung in Hinsicht ihrer Ursachen und ihrer wahrscheinlichen literarischen Folgen für Deutschland betrachtet", Berlin 1819. — „Kotzebue's Tod", Dresden 1819. — Lehmann, „Berichtigung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung", Bartenstein 1819. — Fr. de la Motte Fouqué, „Der Mord A. von Kotzebue's; Freundesruf an Deutschlands Jugend", Berlin 1820. — „Noch acht Beiträge zur Geschichte A. von Kotzebue's und K. L. Sand's", Mühlhausen 1821). Goethe war durch den Tod des alten hämischen Gegners tief erschüttert. Im allgemeinen wurde Sand's That doch sehr verschieden beurtheilt. Der edle Theolog de Wette pries in einem Briefe an Sand's Mutter diese glücklich, einen solchen Sohn geboren zu haben. Mitschuldige hatte Sand keine (Zarncke, „K. L. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-criminalistische Studie zur Geschichte unserer Zeit", Berlin 1819). Die deutschen Regierungen aber, allen voran der berliner Hof, begannen nun eine tyrannische Willkür und grausam unsinnige Verfolgung gegen die ganze Nation, besonders gegen die Lehrer und Schüler der Hochschulen, auszuüben, die gar nicht genug gebrandmarkt werden kann. Kotzebue selbst aber wurde von den schuldlos Verfolgten als der Urheber alles Uebels angesehen; am schärfsten kam diese Stimmung zum Ausdruck in dem Pamphlet „Der vertheidigte Kotzebue", 1819. Auf dem Theater blieb er noch lange herrschend. Die Statistik des wiener Burgtheaters von 1867 weist nach, daß dort allein innerhalb 77 Jahren 104 Stücke Kotzebue's zur Aufführung kamen und 3650 Theaterabende, also einen Zeitraum von vollen zehn Jahren, ausfüllten. In der Literatur werden die Urtheile über Kotzebue immer strenger, aber eigentlich nur bis 1832 nimmt er ein selbständiges Interesse in Anspruch. Im J. 1828—29 erschienen die 44 Bände der „Sämmtlichen dramatischen Werke nebst einem alphabetischen Register über sämmtliche Theile" (Leipzig), mit manchen Veränderungen und Weglassungen 1840—41 in 40 Bänden als „Theater; mit biographischen Nachrichten" nen herausgegeben. Im J. 1860 folgte dann noch eine „Auswahl dramatischer Werke" in 10 Bänden. „Gedanken, Bemerkungen und Witzworte aus Kotzebue's Schriften" gab K. Mühler (Berlin 1819) heraus; ihm folgte J. Ekkenstein, „Pretiosen für Witz, Verstand und Herz. Eine Sammlung von Sentenzen, Aphorismen und Maximen aus dem Gebiete der Lebensphilosophie aus den Werken des Herrn von Kotzebue" (Ronneburg 1829 und wieder 1832). Ein (nicht vollständiges) Verzeichniß der Schriften Kotzebue's von 255 Nummern gibt K. Goedeke im „Grundriß" §. 258; hierzu Jördens III, 60, und VI, 423. Die Biographien begannen noch im Todesjahre Kotzebue's: „Kotzebue, sein Leben, Wirken und tragisches Ende. Biographische Skizze", Mannheim. — „Kotzebue. Skizze seines Lebens un Wirkens", Leipzig. — „Ausführliche Lebensbeschreibung Kotzebue's aus seinen eigenen Schriften dargestellt und bis zu seinem Tode fortgeführt", Köln. — „Kotzebue's vollständige Biographie, oder Leben, Schicksale und trauriges Ende des großen deutschen Dichters nebst Beurtheilung seiner Schriften", Leipzig. — Besondere Beachtung gebührt der Schrift „A. von Kotzebue, aus seinen eigenen schriftlichen Mittheilungen wahrhaft und treu dargestellt von einem seiner Jugendfreunde", Weimar. Im folgenden Jahre (1820) veröffentlichte Fr. Cramer seine umfassende biographische Arbeit: „Kotzebue's Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt", Leipzig. Nachdem Aug. Schumann noch „Erinnerungsblätter" (Zwickau 1821) herausgegeben hatte, setzte auch H. Döring seine unermüdliche Feder in Bewegung zu „Aug. von Kotzebue's Leben" (Weimar 1830). Die treffliche, wenn auch natürlich nicht parteilose, neue Arbeit W. von Kotzebue's (Dresden 1881, s. oben) ist bereits erwähnt worden.

Goethe hatte alle Angriffe Kotzebue's schweigend hingenommen und dem Ermordeten gegenüber wollte er dieses Schweigen erst recht nicht brechen. Erst Riemer's „Mittheilungen" (Berlin 1841) und Eckermann's „Gespräche" brachten Goethe's Urtheile, die seitdem durch die verschiedenen Briefsammlungen vermehrt wurden (vgl. auch die erschienenen Bände von L. Geiger's „Goethejahrbuch"). Die nachgelassenen Werke aber hatten eine Reihe würdevoll gehaltener und trefflich charakterisirender, zugleich aber auch ungewöhnlich scharfer Epigramme gegen Kotzebue gebracht („Der neue Alkinous" u. a.); die „Tage- und Jahreshefte" beschäftigten sich des öftern mit ihm und die als „Biographische Einzelheiten" bezeichneten Aufsätze (XXVII, 331 der 1. Hempel'schen Ausg.) brachten eine selbständige treffliche Charakteristik des aus Weimar hervorgegangenen Dichters. Als Vorsteher eines Theaters habe Goethe Kotzebue's Einfluß wohlthätig erfahren und von seinem gehässigen Gegner gelernt, der selber fremdes Verdienst nie anerkennen wollte. Aber „Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend, und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden." Ein vorzügliches, aber schluderhaftes Talent, so faßte Goethe in einem Briefe an Knebel vom 17. März 1817 sein Urtheil zusammen, das in Widerstreit mit sich selbst, mit der Kunst und mit dem Publikum sein Leben verbringe, aber „er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor". *(Max Koch.)*

KOTZEBUE (Moritz von), der Orientreisende, das 4. Kind aus erster Ehe des Dichters August von Kotzebue mit Friederike, geborene von Essen, wurde

am 30. April (11. Mai) 1789 auf dem Gute Kiekel in Esthland geboren, kam mit 12 Jahren in das Cadettencorps zu St.-Petersburg und machte mit seinem älteren Bruder Otto von Kotzebue (s. d.) unter Krusenstern (s. d.) die Reise um die Welt in den J. 1803—6. Nach seiner Rückkehr trat Kotzebue zur russischen Landarmee über, wohnte 1806 und 1807 den Feldzügen in Preußen gegen Napoleon bei, wo ihm in der Schlacht bei Friedland (1807) der linke Arm von Kartätschen zerschmettert wurde. Im Feldzuge von 1812 stand er als Lieutenant beim Generalstab des Grafen Wittgenstein, gerieth aber bei Podolsk am 10. Aug. 1812 in französische Kriegsgefangenschaft, wurde nach Frankreich geführt und erlangte erst am 4. April 1814 seine Freiheit wieder nach einer zum Theil strengen Haft von fast 20 Monaten, die er in dem vom Vater herausgegebenen Werke: „Der Kriegsgefangene unter den Franzosen" (Leipzig 1815, 299 S.) anziehend beschrieb. Als der Kriegssturm sich gelegt hatte, lebte Kotzebue als Stabskapitän bei seiner Division in der Gegend von Charkow, bis er im Frühjahre 1817 Ordre erhielt, sich schleunigst nach St.-Petersburg zu begeben. Hier mußte er sich in der Astronomie vervollkommnen und wurde im August der außerordentlichen Gesandtschaft attachirt, welche Kaiser Alexander I. unter dem Artilleriegeneral Jermaloff nach Persien sandte. In einer lebhaft schildernden Beschreibung: „Reise nach Persien mit der Russisch-Kaiserlichen Gesandtschaft im J. 1817", die ebenfalls sein Vater mit einem kurzen Vorworte (Weimar 1819 mit 9 Kupfern) veröffentlichte, berichtigte Kotzebue alle bisherigen Reisebeschreibungen von Persien, welche dieses Land als reich an asiatischer Pracht, in einer gesegneten Natur von lauter Rosen, Obst und Weingärten und im schönsten Klima gelegene darstellten. Statt dessen ist das Land, welches Kotzebue sah, arm, nur reich an Wüsteneien und Ungeziefer (Skorpionen, giftigen Wanzen, Fliegen, Falangen und Schlangen), aber auch reich an Ruinen, die nur von gewesener Pracht und Herrlichkeit zeugen. Dabei ist die Luft überaus trocken, trinkbares Wasser eine Seltenheit und die Dummheit der Bewohner gepaart mit Eigendünkel, Grausamkeit, sklavischer Gesinnung und moralischer Verworfenheit, sodaß man Kotzebue versteht, wenn er (S. 121) „von ganzem Herzen wünscht, aus diesem Paradiese bald erlöst zu werden". Das geschah im J. 1818. Bald nach der deutschen Ausgabe dieser Reisebeschreibung erschien auch eine französische von Breton (Paris 1819), wie eine englische Uebersetzung von W. Hyde (London 1819) und eine Bearbeitung für die deutsche Jugend (Leipzig 1826 mit 3 Kupfern). Als sein Chef General Jermaloff 1819 Hauptcommandeur in Grusien wurde, verblieb Kotzebue als Hauptmann im Kaukasus, wo er sich durch seine Bravour gegen die aufrührerischen Bergvölker hervorthat. Ferner machte Kotzebue die Feldzüge wider die Perser und Türken in den J. 1826—29 mit und avancirte zum Oberst des russischen Generalstabes. Indessen wurde er bald zum Oberquartiermeister des abgesonderten kaukasischen Corps in Grusien ernannt und 1831 nach Litauen versetzt. Er wurde 1834 Generalmajor, 1846 Generallieutenant und starb als Mitglied der polnischen Abtheilung des russischen Senats am 6. Febr. 1861 in Warschau. *(P. Th. Falck.)*

KOTZEBUE (Otto von), berühmter russischer Kapitän und Weltumsegler, war der 2. Sohn des deutschen Dramatikers August von Kotzebue und wurde am 19/30. Dec. 1787 zu Reval in Esthland geboren. Er erhielt sowol in seiner Vaterstadt als im Seecadetten-Corps zu St.-Petersburg eine zweckmäßige Erziehung und machte als 16jähriger Cadett durch Vergünstigung unter Krusenstern (s. d.) auf dem Schiffe „Nadeshda" zum ersten mal 1803 die Reise um die Welt, von welcher er, reich an Erfahrungen, 1806 zurückkehrte. Neun Jahre später — die Kotzebue eifrig mit theoretischen und praktischen Studien ausfüllte, auch 1812 unter Admiral Hamilton von Archangel nach der Ostsee eine gefahrvolle Reise zurücklegte — wurde ihm, dem 27jährigen Lieutenant, auf Krusenstern's Empfehlung hin die Führung der Kriegsbrigg „Rurik" von 180 Tonnen Gehalt anvertraut, welche der Reichskanzler Graf Rumanzoff hochherzig aus eigenen Mitteln (100,000 Rubel) zu einer Entdeckungsreise hatte ausrüsten lassen. Dem jungen Führer der Expedition war die Aufgabe gestellt: 1) die von Le Maire, Shouten und Roggewein im 17. und 18. Jahrh. im Stillen Ocean gemachten Entdeckungen näher zu untersuchen, und 2) von der Beringsstraße aus eine nordöstliche Durchfahrt zum Atlantischen Ocean nach Cook's, Clerk's und Golowin's Vorgange zu versuchen. Das Personal des Rurik bestand außer Kotzebue als Kapitän aus dem Marinelieutenant Shischmareff, dem Arzt Friedrich Eschscholtz, dem Naturforscher Adalbert von Chamisso, dem Maler Choris, den beiden Steuerleuten Petroff und Chramtschenko und 23 Matrosen. Vorzüglich ausgerüstet verließ Kotzebue am 30. Juli 1815 Kronstadt und durchschnitt schon am 23. Nov. den Aequator, flog durch eine Sturzwelle am 31. Dec. über Bord, rettete sich aber an herabhängenden Stricken und umsegelte am 22. Jan. 1816 das Cap Horn Südamerikas, um in den Stillen Ocean zu gelangen, wo er seine Entdeckungen machen sollte. Nachdem Kotzebue am 8. März die Bai Conception in Chile verlassen, segelte er der Insel Juan-Fernandez vorbei, direct auf die Insel Sales y Gomez zu, die Chamisso so herrlich besang, und stellte sowol die Identität und Lage dieser wie der Oster-Insel am 26. März außer Zweifel. Darauf setzte er seine Reise nach Nordwesten fort, segelte am 16. April dem von Le Maire und Shouten entdeckten Hondeneilande (oder Ile douteuse) vorbei und entdeckte am 20. April eine kleine niedrige 3 Meilen lange Koralleninsel, die er nach dem Urheber der Expedition: „Rumanzoff-Insel" nannte. Am 23. April befand sich Kotzebue bei den Niedrigen Inseln des „Gefährlichen Archipels" und entdeckte nördlich von Cook's Palliser-Inseln eine aus 18 Inseln bestehende Gruppe, die er nach seinem Schiffe „Ruriks-Kette" benannte, nahm darauf den Curs westlich der Deans-Kette vorbei und entdeckte eine aus 13 Inseln bestehende

Gruppe, die er dem ersten russischen Weltumsegler zu Ehren „Krusensterns-Kette" nannte. Nicht unzufrieden, das Ende dieses Labyrinths nach Entdeckung von 32 Inseln erreicht zu haben, richtete Kotzebue jetzt seinen Lauf nach West-Nord-West und stellte am 30. April die Lage der seit 1788 bekannten Penrhyn-Inseln fest. Darauf wollte Kotzebue die vom Kapitän Marshall 1788 gesehene Inselkette durchschneiden, von welcher die Mulgrawe-Inseln die südlichsten sind, fand sie aber nach Arrowsmith's Karte, wo sie zwischen dem 8. und 10.° der Breite irrthümlich verzeichnet steht, nicht, indessen entdeckte er am 21. Mai eine Gruppe niedriger, aber bewohnter Inseln, die sich 15 Meilen nach Norden und 12 Meilen nach Westen erstreckten und fast alle durch Korallenriffe miteinander verbunden waren. Nachdem er sie ganz umschifft hatte, fand er endlich einen $3^1/_2$ Meilen weiten Eingang zu diesen Inseln und nannte die nördliche Gruppe (Udirick, circa 54 Inseln) Kutusoff-, die südliche (Pagay, circa 48 Inseln) Suworoff-Inseln, welche beide Gruppen der Kette Radack des Marshalls-Archipels angehören. Zufrieden mit diesem Erfolge richtete Kotzebue seinen Curs nördlich nach Petropawlowsk auf Kamtschatka, wo er am 19. Juni 1816 eintraf, um sich zur Lösung der andern Aufgabe zu rüsten, und trat am 15. Juli schon seine Reise zur Erforschung der Nordöstlichen Durchfahrt an. Kotzebue segelte von der Awatscha-Bai, der Berings- und kleinen Miednoi-Insel vorbei, direct auf die St.-Lorenz-Insel vor der Berings-Straße zu, wo er sich mit Hülfe eines frischen Windes bereits am 30. Juli befand, umsegelte das Cap Prince de Galles Nordamerikas und entdeckte eine Bucht, die er nach seinem Lieutenant „Bai-Shischmareff" und die Insel davor nach dem russischen Viceadmiral „Sarytscheff-Insel" nannte. Die nordamerikanische Küste nordöstlich verfolgend, gelangte Kotzebue zu einer noch größeren Bucht, der Shischmareff wieder seinem Führer zu Ehren am 1. Aug. den Namen „Kotzebue-Sund" gab. Die beiden Vorgebirge aber zu diesem Sunde benannte Kotzebue nach seinen Freunden und Landsleuten der ersten russischen Weltumsegelung „Cap Krusenstern" das nördliche und nach dem Arzte jener Expedition „Cap Espenberg" das südliche Vorgebirge. Im südöstlichen Theile des Kotzebue-Sundes entdeckte Dr. Eschscholtz in einer vor Winden gesicherten Bucht 100 Fuß hohe Eisberge, welche mit Moos und Gras bewachsen waren, die nach ihm, dem Arzte der Expedition, den Namen „Eschscholtz-Bai" und die Insel davor den Namen „Chamisso-Eiland" erhielt. Darauf verließ Kotzebue den Sund, seinen Curs wieder nach Süden richtend, um die asiatische Seite der Beringsstraße näher kennen zu lernen, die er am 20. Aug. bei Cap Oriental erreichte; die Naturforscher Chamisso und Eschscholtz beobachteten daselbst einen außergewöhnlich großen Walfisch, der mit Muscheln und Seegras in merkwürdiger Weise bewachsen war. Von hier aus nahm der Rurik seinen Lauf längs der Küste südlich bis zur St.-Lorenz-Bai, die Kotzebue näher untersuchte und daselbst zwei Inseln entdeckte, die er nach seinen Steuerleuten „Petroff- und Chramtschenko-Inseln" benannte. Mit diesem Erfolge mußte Kotzebue wegen vorgerückter Jahreszeit sich zunächst begnügen; die St.-Lorenz-Bai am 28. Aug. verlassend, steuerte er südwärts zwischen der nordamerikanischen Küste und der Lorenz-Insel, erreichte am 6. Sept. den Hafen Illiuliuk auf Unalaschka der Aleuten, wo er seine Instructionen für das nächste Jahr ertheilte, weil er wiederkehren wollte, um mit größerm Erfolge die Nordöstliche Durchfahrt weiter zu verfolgen. Den Hafen am 14. Sept. verlassend, segelte Kotzebue nach St.-Francisco, wo er am 1. Oct. eintraf, um sich mit Proviant zu versorgen, da er seine erste Aufgabe, die Erforschung der Südsee, wieder aufnehmen mußte. Endlich war Kotzebue am 1. Nov. so weit, St.-Francisco verlassen zu können, und nahm seinen Curs auf die Sandwich-Inseln zu, wo er im Hafen Honolulu einlief, den er hydrographisch aufnahm und wo er vom König Tammeamea herzlich empfangen wurde, weil Kotzebue des Königs Freund und Arzt Elliot de Castro aus St.-Francisco nach Honolulu zurückbrachte. Der König führte, um nur Eine charakteristische Eigenschaft desselben zu erwähnen, Kotzebue in sein Heiligthum (Murai), und umfaßte die mit Stücken eines geopferten Schweines reichlich behangenen Statuen mit den Worten: „Dieses sind unsere Götter, die ich anbete, ob ich Recht oder Unrecht daran thue, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse sein kann, da er mir befiehlt, nie Unrecht zu thun" (II, 19). Reichlich mit Proviant versorgt, trat Kotzebue am 17. Dec. 1816 seine Weiterreise an, den Lauf nach Süd-Westen richtend. Am Neujahrstage hatte Kotzebue das Glück, ein neues Eiland zu entdecken, das er „Neujahrs-Insel" nannte, während es bei den Eingeborenen den Namen „Miady" führte, und das östlichste der von Kotzebue alsbald entdeckten Radack-Kette des Marshalls-Archipels ist. Hier bot sich dem jungen Forscher ein großes Feld zu ruhmreichen Entdeckungen dar. Kotzebue lernte dabei die Bewohner der Radack-Kette als das sanfteste und liebenswürdigste Volk der Südsee kennen, die ihn als einen Wohlthäter aus höheren Welten verehrten und ihn bei seiner Abreise flehentlichst baten, wiederzukehren. Zunächst waren es die Otdia-Inseln, die Kotzebue die Rumanzoff-Gruppe nannte und welche aus 65 größeren und kleineren Inseln besteht, die einen Raum von 30 Meilen in östlicher und westlicher Richtung in einer Breite von ungefähr 10 Meilen einnehmen. Von den 3 im Süden liegenden Passagen, die zu dieser im Kreise daliegenden Gruppe führen, nannte Kotzebue die westliche Rurik, die mittlere beste Durchfahrt Shischmareff- und die östliche Langediak-Straße (nach dem Häuptlinge dieser Gruppe). Auf einer dieser Koralleninseln sich befindend macht Kotzebue die treffende Bemerkung: „Meine Gedanken verwirrten sich, als ich die ungeheuer lange Zeit erwog, die vergehen muß, ehe eine solche Insel aus der unermeßlichen Tiefe des Meeres auf der Oberfläche desselben sichtbar wird! In der Zukunft werden sie eine andere Gestalt annehmen, indem sich alle Inseln vereinigen und einen kreisförmigen Landstrich bilden, in dessen Mitte sich ein Teich befindet, und auch diese Gestalt verändert sich wieder, denn immer

bauen ja diese Thiere fort, bis sie die Oberfläche erreichen, und so wird hier einst das Wasser verschwinden und eine einzige große Insel sichtbar sein.“ (II, 51.) Als Kotzebue am 8. Febr. die Rumanzoff-Gruppe der Radack-Kette verließ, erblickte er im Süden an demselben Tage eine zweite Gruppe von ungefähr 24 Inseln, die bei den Eingeborenen ebenfalls nach der größten Insel Eregup hieß, Kotzebue aber nach dem russischen Admiral „Chichagoff-Gruppe“ nannte. Weiter nach Süd-Osten segelnd, entdeckte Kotzebue am 10. Febr. die dritte Gruppe, die bei den Eingeborenen: Kawen hieß und die Kotzebue nach dem russischen General: „Araktschejeff“ benannte, welche Gruppe 64 Inseln in einer Länge von 33 Meilen bei einer Breite von 13 Meilen umfaßt. Hier pflanzten Kotzebue und Chamisso Arbusen, Melonen, Mais, Bohnen, Erbsen, Citronen und Jams und nahmen den Kadu, einen von den Karolinen hierher verschlagenen Insulaner, auf, den sie liebgewonnen hatten. Am 26. Febr. nach Süden seinen Curs nehmend, erblickte Kotzebue die 4. Gruppe, die die Eingeborenen Aur, Kotzebue nach seinem Seeminister „Marquis de Traversay“ nannte, welche aus 32 Inseln besteht, die sich auf 13 Meilen ausdehnen, bei einer Breite von 6 Meilen. Von hier aus nahm er direct seinen Curs nach Norden den 4 Gruppen entlang und entdeckte am 1. März westlich von der Neujahrs-Insel und südlich von der Suworoff-Gruppe abermals eine neue Gruppe, die bei den Eingeborenen nach der größten Insel Ailu hieß und die Kotzebue die „Krusenstern-Gruppe“ nannte, welche aus ungefähr 53 Inseln besteht und sich auf 15 Meilen Länge bei einer Breite von 5 Meilen ausdehnt. Kotzebue fand das Klima dieser Inseln vorzüglich und machte die Beobachtung, daß die Insulaner daselbst ein hohes Alter erreichen, ferner, ohne das Malthus'sche Gesetz der arithmetischen und geometrischen Progression zu kennen, das Drei-Kinder-System bei sich eingeführt haben, um nicht aus Mangel an Lebensmitteln zu Grunde zu gehen. Leider gab Kotzebue diese erfolgreichen Entdeckungen im Marshall-Archipel auf, obgleich er durch Kadu in Erfahrung gebracht hatte, daß diese Radack-Kette aus 12 Gruppen besteht, denen westlich die Ralick-Kette aus 9 Gruppen parallel sich anschließt, da er seiner Instruction gemäß, das Klima benutzend, die Nordöstliche Durchfahrt aufzusuchen hatte. Kotzebue verließ daher am 13. März die Krusenstern-Gruppe, segelte, den Curs nach Norden richtend, der Suworoff- und Kutusoff-Gruppe vorbei, ohne auch diesmal auf die nördlichste Gruppe, Bigar, zu stoßen, erreichte aber statt dessen die Cornwallis-Inseln am 19. März, die er genau aufnahm, und erlebte am 13. April nördlich von den Sandwich-Inseln einen schrecklichen Sturm, der seinen Rurik dem Untergange nahe brachte. Er selbst wurde von einer Riesensturzwelle besinnungslos niedergeworfen, die einem seiner Matrosen das Bein zerschmetterte. Als Kotzebue wieder zu sich kam, fühlte er einen heftigen Schmerz in der Brust, an dem er lebenslänglich leiden sollte. Mit Mühe und Noth erreichte der Rurik am 24. April Unalaschka, wo man monatelang den großen Schaden erst repariren mußte, um die so gefährliche Reise ins Eismeer aushalten zu können, die er erst am 29. Juni antrat. Allein schon am 10. Juli nordöstlich von der Lorenz-Insel mußte Kotzebue umkehren, weil das Eis ihm den Weg zur Weiterreise versperrte und die Schmerzen seiner Brust in der kalten Luft ihm todtbringend zu werden drohten. Kotzebue war so gezwungen, seinen ersten Entdeckungsplan in der Südsee wieder aufzunehmen, und erreichte am 27. Aug. die Sandwich-Insel Hawaii, wo er wiederum sein Schiff in Stand setzen und Proviant aufnehmen ließ. Erst am 14. Oct. konnte er diesen Hafen verlassen und sah in der Nähe der Cornwallis-Inseln einen seltenen Walfisch, den die Aleuten „Plawum“ nennen, weil er der einzige unter 7 Gattungen ist, der zum Geschlecht der Raubthiere gehört und sich durch einen ungeheuern Rachen mit Zähnen auszeichnet. Am 31. Oct. landete Kotzebue bei der großen Insel Otdia der Rumanzoff-Gruppe, wo sein Freund Kadu zurückblieb, und entdeckte nach Nordwesten segelnd am 5. Nov. die Gruppe Ligiep, die er nach dem russischen Admiral Graf Heiden benannte. Dieselbe besteht aus 37 Inseln, welche seitlich zwischen der Krusenstern- und Rumanzoff-Gruppe liegen. Darauf richtete Kotzebue seinen Curs nach Westen, um die Kwadeln-Gruppe der Ralick-Kette zu entdecken, was ihm nicht gelang. Müde des Suchens nahm Kotzebue nun seinen Weg direct auf die spanischen Marianen- oder Ladronen-Inseln zu, wo er im Hafen Calderona de Apra auf Guaham am 23. Nov. ankerte. Nachdem er auch diesen Hafen hydrographisch aufgenommen hatte, trat der Rurik am 28. Nov. reich beladen seine Heimreise durch das Chinesische Meer an, man mußte aber am 17. Dec. in Manila, dem Haupthafen der Philippinen, landen und den Rurik abtakeln, kalfatern und verproviantiren lassen. Erst am 29. Jan. 1818 konnte Kotzebue die Insel verlassen und nachdem er einen kleinen Kampf mit Seeräubern bestanden hatte, durchschnitt er am 8. Febr. den Aequator zum dritten mal und segelte durch die Sunda-Straße zwischen Sumatra und Java in den Indischen Ocean. Am 30. März erreichte Kotzebue das Cap der guten Hoffnung und segelte von der Capstadt aus, durch den Atlantischen Ocean den Aequator zum vierten mal durchschneidend, der Nord- und Ostsee zu. Beim Anblick Revals am 23. Juli ward seine Freude über das Wiedersehen seiner „geliebten Vaterstadt zum Dankgebet“, und er warf die Anker am 3. Aug. 1818 glücklich in die Newa vor dem Hause seines fürstlichen Gönners des Grafen Rumanzoff nach einer Abwesenheit von fast 3 Jahren. — Das Ergebniß dieser Entdeckungsreise übertraf die Erwartungen, denn Kotzebue hatte in der Südsee über 400 Inseln entdeckt, meist Gruppen im gefährlichen Pomatu- und Marshall-Archipel, von denen Krusenstern in der Analyse dieser Entdeckungen (II, 159) sagt: „Kotzebue ist der erste Seefahrer, welcher es gewagt hat, diese von Korallen umkreisten Seen zu befahren!“ Während der Reise hatte Kotzebue von Zeit zu Zeit Berichte aus seinem Tagebuche in Briefen an seinen Vater gesandt, der sie 1817 und 1818 in der „Zeitung für die elegante Welt“ und in den „Inländischen Blättern“

1817, S. 2 fg., 76 fg., und 1818, S. 293 fg. und 303 fg.) veröffentlichte. Nach Erscheinen seines Werkes: „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt" (Weimar 1821, 3 Bde., mit vielen Kupfern und Karten) wurde dasselbe nicht nur für die Jugend bearbeitet von Hildebrand (Hannover 1821, 2 Bde.), dann von Dietsch im 2. Bande seiner „Länder- und Völkerkunde", sondern auch in verschiedene Sprachen übersetzt: englisch (London 1821), holländisch (Amsterdam 1822), russisch von Schulgin (St.-Petersburg 1823), und das deutsche Original von neuem wiederabgedruckt in den drei ersten Bänden des „Museums der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen für gebildete Leser" (Wien 1825). Nicht minder wichtig sind die im dritten Bande seiner Reisebeschreibung enthaltenen Abhandlungen von A. von Chamisso und J. Fr. Eschscholtz, der ihm zu Ehren einen neuen Schmetterling Papilio Kotzebue nannte. Mit diesem Aufsehen erregenden Werke sind zu vergleichen das Tagebuch Chamisso's: „Reise um die Welt" (Leipzig 1836, 2 Theile) und die Beschreibung der Reise vom trefflichen Maler derselben Louis Choris: „Voyage pittoresque au tour du monde" (Paris 1822). — Zum Kapitän-Lieutenant der russischen Garde-Marine ernannt, unternahm Kotzebue auf Befehl Alexander's I. am 9. Aug. 1823 seine dritte Reise um die Welt, auf der Kriegs-Sloop „Predprijatje" (die Unternehmung), welche 24 Kanonen und 145 Personen an Bord hatte. Der Zweck dieser Reise war nicht nur ein rein wissenschaftlicher, sondern auch ein commerzieller, denn es galt 1) Materialien nach Kamtschatka zu bringen und 2) dem Schleichhandel an der Nord-West-Küste des russischen Amerikas zu wehren. Die Reise ging über Kopenhagen, Portsmouth durch den Atlantischen Ocean, wo Kotzebue am 2. Nov. den Aequator durchschnitt, nach Rio-Janeiro, welche Stadt er am 14. Nov. erreichte und schon am 10. Dec. verließ, um das gefährliche Cap Horn noch vor der sturmreichen Jahreszeit zu umschiffen. Das geschah, Kotzebue doublirte am 3. Jan. 1824 ohne Beschwerde das Cap und landete schon am 29. in der Bai Concepcion der Republik Chili. Von hier aus suchte Kotzebue, im Februar den Hafen verlassend, wieder den „Gefährlichen Archipel" auf und ein ununterbrochener frischer Südwind brachte sein Schiff in drei Tagen 660 Meilen vorwärts. Schon am 14. März entdeckte Kotzebue eine niedrige Inselgruppe aus sieben Inseln, die er nach seinem Schiffe „Predprijatje" nannte, und deren größte Ausdehnung nur 4 Meilen beträgt; sah darauf die von seinem Landsmanne Bellingshausen 1819 entdeckten Inseln Araktschejeff und Wolchonsky und am 20. März die von ihm selbst 1816 entdeckten Rumanzoff- und Spiridoff-Inseln, die er nun genau bestimmte, wie die von Roggewein 1722 gesehene Insel Karlshof, und näherte sich von Südwesten her den Palliserinseln. Cook, der sie entdeckte, fand 4 Gruppen, während Kotzebue es feststellte, daß es „nur 3 solcher Gruppen gibt" (I, 66), die sich nördlich von den 1819 von Bellingshausen entdeckten Inselgruppen Greigh und Wittingstein und südlich von der 1816 von Kotzebue entdeckten Kurikkette befinden. Den Curs westlich nehmend, landete Kotzebue auf der größten der schönen Gesellschaftsinseln, Tahiti, deren Bewohner vor der Bekehrung zum Christenthum höchst genial das Jahr in 13 Monate zu 29 Tagen nach den Mondphasen eintheilten. „Einer dieser Monate scheint jedoch dazu zu dienen, das Mondjahr mit dem Sonnenjahre auszugleichen, und hat weniger Tage. Sowol der Tag als die Nacht wird in 6 Zeiten getheilt, jede zu zwei Stunden, und sie wissen diese bei Tage am Stande der Sonne und bei Nacht an den Sternen genau abzumessen" (I, 76). Hier untersuchte Hofmann den merkwürdigen See Wahiriazur, Lenz den höchsten Berg Tahiti's Aorai, der nach barometrischer Messung nicht 10,000 (nach A. von Humboldt), sondern 8000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Nach einem Aufenthalte von beinahe einem Monate verließ Kotzebue am 5. April Tahiti, um die paradiesisch gelegenen Schiffer-Inseln aufzusuchen, von denen La Pérouse nur die nördlichen sah, und Kotzebue sich die Aufgabe stellte, die südlichen zu untersuchen; er war so glücklich, am 7. April eine Gruppe von 4 Inseln zu entdecken. Dieselben nehmen von Norden nach Süden einen Raum von 3 Meilen bei $2^1/_2$ Meilen Breite ein, und Kotzebue bezeichnete dieselben nach dem verdienstvollen Seefahrer als „Bellingshausen". Bald darauf sah er die von Freycinet 1819 entdeckte Insel Kordinkoff, dann die eigentlichen und stark bevölkerten Schiffer-Inseln: Leoneh, Fanfueh, Pola und Ojalava. In der Nähe der letztern entdeckte Kotzebue eine kleine Insel, der er den Namen „Fischerinsel" gab. „Sie erhebt sich fast senkrecht aus dem Meere bis zu einer ansehnlichen Höhe und ist ganz mit dichtem Walde bewachsen" (I, 151). Kotzebue bewies ferner, daß die sogenannte „Flache Insel" La Pérouse's mit der Nord-West-Spitze von Ojalava zusammenhängt. Darauf entdeckte Kotzebue eine Insel, die er wegen ihres krummen Bergrückens, welcher mit Cocospalmen bewachsen war, als „Hahnenkamm" bezeichnete, bestimmte sodann die von La Pérouse gesehene Insel Calinasseh und nahm die herrliche Insel Pola auf. Kotzebue fand hier eine üppige Vegetation, die sich bis zu den höchsten Punkten des Gebirges erstreckte; amphitheatralisch erheben sich an den Bergen Dörfer und Pflanzungen, die Kotzebue's Meinung nur bestätigten: „daß die Schiffer-Inseln die schönsten in der Südsee und mithin in der ganzen Welt sind" (I, 159).

Nachdem Kotzebue am 4. Mai den Aequator durchschnitten hatte, befand er sich am 10. Mai bei der Insel Ormed der Rumanzoff-Gruppe im Marschall-Archipel und fand, daß die Pflanzen, die er dort 1817 angebaut hatte, gut gediehen waren und die zurückgelassenen Thiere sich bedeutend vermehrt hatten. Indessen verließ Kotzebue von den Segenswünschen der Radacker begleitet schon am 20. Mai diese Inselgruppe, nahm darauf die Gruppe Heiden (Ligiep) genauer auf, als es 1817 geschehen war, und steuerte auf die Ralickerkette zu, ohne auf eine Gruppe zu stoßen. Seinen Weg nach Norden nehmend, erblickte Kotzebue am 1. Juli gegenüber der japanesischen Küste einen rothen

Streifen auf dem Wasser, der ungefähr einen Faden breit, aber wol eine Meile lang war und nach der mikroskopischen Untersuchung von einer unendlichen Menge kleiner Krebse herrührte. Bei günstigem Winde erreichte Kotzebue am 20. Juni Petropawlowsk in der Awatscha-Bai, und fand, daß Kamtschatka für den Mineralogen durch die Mannichfaltigkeiten der Steinarten zu den interessantesten Halbinseln gehört, dabei eine Menge heißer Heilquellen aufweist. „Was aber einen besonders seltsamen und unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährt, sodaß man in ein Feenland versetzt zu sein glaubt, sind die Krystallberge an der westlichen Küste, die von der Sonne beschienen in den schönsten Farben spielen und für Brillantfelsen gelten können, sowie der Schwefelkies hier, dem Ansehen nach, Berge von gediegenem Golde bildet" (II, 14).

Am 1. Aug. verließ Kotzebue Petropawlowsk nach Abwickelung des merkantilen Theils seiner Expedition und segelte an den Aleutischen Inseln vorbei nach Neu-Archangel auf Sitka zu, wo er am 22. Aug. eintraf und die Fregatte Kreißer unter Befehl des Kapitäns Lasareff ablöste. Da die Colonie aber seiner Hülfe erst im März des nächsten Jahres (1825) bedürftig war, so segelte Kotzebue nach Californien zu der russischen Niederlassung Roß nördlich von St.-Francisco bei Port Bodega oder Port Rumanzoff, erlebte unter dem 40° der Breite das seltene Schauspiel eines Kampfes zweier entgegengesetzter Winde aus Süden und Norden, während sein Schiff eine Viertelstunde dazwischen auf einer Strecke von ungefähr 50 Faden Breite völlig neutral die Ruhe und Stille des Friedens genoß. Kotzebue fand diese russische Niederlassung im besten Zustande und verließ erst am 6. Dec. Californien, besuchte die Sandwichinseln und landete bereits am 8. März 1825 wieder in Neu-Archangel. Hier wurde er von dem Schiffe Helena am 23. Aug. abgelöst und trat seine Rückreise an. Er sah am 17. Oct. seine (Udirik-) Kutusoff-Gruppe der Radack-Kette, deren Lage er richtiger bestimmte, setzte seinen Curs nach Westen fort und nahm am 18. Oct. die von Wallis entdeckten Pescadores-Inseln geographisch genauer auf. Darauf entdeckte Kotzebue westlich von ihnen eine Inselgruppe von 54 Meilen Länge bei einer Breite von nur 10 Meilen, die er nach seinem Lieutenant „Rimski-Korsakoff" nannte und die aus 35 Inseln besteht. In der Hoffnung, jetzt auf eine Gruppe der Ralik-Kette zu stoßen, erblickte Kotzebue am 19. Oct. wirklich Inseln, die er die Eschscholtz-Kette nannte, von der er jedoch, durch Stürme verhindert, nur 10 Inseln sah. Den Lauf des Schiffes zu den Browes-Inseln richtend, um vielleicht zwischen beiden Gruppen Inseln zu entdecken, was nicht eintraf, lenkte er den Lauf des Schiffes zu der Ladronen-Insel Guaham, dann an den Babujans-Inseln am 12. Nov. vorbei ins Chinesische Meer und landete am 19. bei den Philippinen in Manila, welchen Hafen er erst am 22. Jan. 1826 verließ. Kotzebue durchschnitt alsdann am 2. Febr. den Aequator bei Borneo, fuhr durch die Sunda-Straße in den Indischen Ocean und umschiffte am 30. März das Cap der guten Hoffnung und langte am 10. April in St.-James auf St.-Helena an, welche Insel er bereits am 19. verließ, um schon am 28. den Aequator zum letzten mal zu durchschneiden. Portsmouth und Kopenhagen berührend, langte Kotzebue nach fast 3 Jahren am 22. (10.)Juli 1826 in Kronstadt an.

Auch diese Reise bereicherte die Wissenschaft mit nicht unwichtigen Entdeckungen und erwarb ihm einen hohen seemännischen Ruf. Brachte er doch die Existenz von 58 von keinem Europäer gesehenen Inseln zur näheren Kenntniß, die er in seinem zweiten Werke: „Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—26" (Weimar 1830 mit 3 Kupfern und 3 Karten in 2 Theilen) beschrieb. Die darin enthaltene scharfe Kritik über das britische und spanische Missions-Christenthum in Tahiti, den Sandwichinseln und Neu-Californien, welche mit der wahren Religion der Liebe Jesu Christi nur den Namen theilen, zog ihm britannischer- und katholischerseits viele Angriffe zu, wodurch nur die Wahrheit seiner Behauptungen besser hervortraten. Mit diesem interessanten Werke, welches ins Holländische (Harlem 1830) übersetzt und von C. F. Dietsch für die Jugend bearbeitet in seinen „Entdeckungsreisen" (Leipzig 1830) aufgenommen wurde, sind die Werke seiner Begleiter zu vergleichen: besonders Eschscholtz: „Zoologischer Atlas" (Berlin 1829—31), „Uebersicht der zoologischen Ausbeute" (Weimar 1830), „Descriptiones plantarum Novae Californiae" (St.-Petersburg 1826), „Beschreibung dreier neuer Meerschildkröten" (Mitau 1829). Ferner Emil Lenz, „Ueber das Wasser des Weltmeeres in verschiedenen Tiefen, in Rücksicht auf Temperatur und Salzgehalt" (St.-Petersburg 1847), „Physikalische Beobachtungen, angestellt auf einer Reise um die Welt" (St.-Petersburg 1831), und Ernst Hofmann's werthvolle „Geognostische Beobachtungen, gesammelt auf einer Reise um die Welt"; schließlich Kotzebue's Aufsatz: „Die Pittcairn-Insel" (in der St.-Petersburgischen Zeitung 1828, Nr. 30 und 31) und sein Bericht: „Ueber die Fahrt der Sloop Predprijatje in der Südsee während des J. 1824" (St.-Petersburg 1825, russisch in den Sapiski der Admiralität VIII, Nr. 11, deutsch in der St-Petersburger Zeitung III, 162 fg.) Das auf der ersten selbständigen Weltreise entstandene Brustübel hatte die Gesundheit des sonst kräftigen Mannes frühzeitig untergraben, wodurch Kotzebue genöthigt war, bereits 1829 dem Dienste als Seemann zu entsagen. Mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste von Nikolaus I. huldvoll entlassen, lebte Kotzebue fortan im Kreise seiner zahlreichen Familie auf seinem Erbgute Kau in Esthland, von schweren körperlichen Leiden von Zeit zu Zeit heimgesucht, bis zu seinem frühzeitigen Tode, der am 3/15. Febr. 1846 in Reval erfolgte. *(P. Th. Falck.)*

KOTZMANN, eine größere Ortschaft in dem österreichischen Herzogthume Bukowina, liegt am Sowica-Bache, 43° 26′ östl. von Ferro, 48° 27′ nördl. Br., in einer Meereshöhe von 241 Metern, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und hat 3959 Einwohner. Von industriellen Unternehmungen daselbst ist der Betrieb von Oelpressen namhaft. Auf den Viehmärkten herrscht ein bedeutender Verkehr.

(Ferd. Grassauer.)

KÖTZSCHENBRODA, Marktflecken von (1885) 5860 Einwohnern im Königreiche Sachsen, Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Dresden, 9,4 Kilom. von Dresden entfernt, an der Dresden-Riesa-Leipziger Eisenbahn und der Elbe gelegen. Zur Parochie Kötzschenbroda gehören noch die Niederlößnitz (auch Hoflößnitz) und ein Theil der Oberlößnitz, Fürstenhain, Zitzschewig, Naundorf und Lindenau. Kötzschenbroda und Hoflößnitz, welche vielen Bewohnern der Hauptstadt als Sommerfrische und ebenso vielen pensionirten Beamten, Militärs und Geistlichen als Wohnort dienen, bilden gegenwärtig eine zusammenhängende große Anlage von Land- und Gartenhäusern. In der Niederlößnitz befindet sich ein Siechenhaus Bethesda, ein Magdaleneum und das Luisenstift, ein Institut für Töchter höherer Stände, welche drei Anstalten von der Diakonissenanstalt in Dresden aus geleitet werden.

Geschichtlich denkwürdig ist Kötzschenbroda geworden durch den hier am 27. Aug. a. St. 1645 geschlossenen sechsmonatlichen Waffenstillstand, welcher wenigstens den schwersten Heimsuchungen Kursachsens durch die Schweden ein Ziel setzte. Lange hatte der Kurfürst Johann Georg I. den Vorstellungen und Bitten seiner beiden ältesten Söhne, welche dringend zu einer Verständigung mit den Schweden riethen, widerstanden. Erst als Torstenson sich durch den Sieg bei Jankau den Weg ins Herz Oesterreichs öffnete, im Norden die Schweden Magdeburg und Torgau belagerten und der Kaiser auf des Kurfürsten Bitten um Rath und Rettung nur mit Ermahnungen und Vertröstungen antwortete, als der in Sachsen zurückgebliebene Königsmark, um den Starrsinn des Kurfürsten zu brechen und ihm alle Mittel zu fernerem Widerstande zu entziehen, schwere Contributionen ankündigte, die Gegend rings um Dresden mit Feuer und Schwert zu verwüsten drohte, Rochlitz nahm, die aus Böhmen herbeigezogenen sächsischen Regimenter auf Dresden zurückwarf und durch die Einnahme von Meißen, 14. Aug., sich zum Herrn des dortigen Elbpasses machte, auch die Nachricht von dem Frieden, den Dänemark zu Brömsebro mit Schweden geschlossen hatte, einlief, gab endlich der Kurfürst in seiner Hülflosigkeit seine Einwilligung zu Unterhandlungen mit den Schweden.[1]) Dieselben wurden in dem auf dem linken Elbufer gelegenen Dorfe Kossebaude, in einem der Dorfschenke gegenüber befindlichen Garten eröffnet und am 15.—17. Aug. schwedischerseits durch den Generalmajor Axel Lilje, Oberst Sarazini und Oberstlieutenant Nehr, sächsischerseits durch den Geh.-Rath von Oppel, die Obersten W. Ch. von Arnim und Hans von der Pforte geführt, jedoch wegen der Annäherung der Kaiserlichen bis zum Plauenschen Grund auf das jenseitige Ufer verlegt und im dortigen Pfarrhause am 22. und 23. fortgesetzt, wobei abends jedesmal die schwedischen Unterhändler nach Meißen, die sächsischen nach Dresden zurückkehrten. Der von ihnen benutzte Tisch wird noch jetzt im Pfarrhause aufbewahrt. Durch den am 27. unterzeichneten Waffenstillstand, welcher am 31. März 1646 zu Eilenburg bis zum allgemeinen Frieden verlängert wurde, machte sich der Kurfürst verbindlich, den Schweden monatlich 11,000 Thaler nebst Proviant und Futter zu liefern, dabei alle Durchzüge und die Mitbesetzung von Leipzig und Torgau zu gestatten, den Elbpaß bei letzterer Festung den Schweden stets offen zu halten und den Kaiserlichen alle Werbungen in Sachsen zu verbieten, wogegen ihm nachgelassen blieb, seiner Reichspflicht durch Stellung von drei Regimentern zum kaiserlichen Heer nachzukommen.

Der Name, in ältester Form Koczebrode, Koschebrode, Kotzebrode, Kotczeberg u. s. w., von brod slaw. = Furt, wogegen sich der erste Theil desselben nicht mit Sicherheit deuten läßt[2]), weist auf sorbischen Ursprung des Ortes hin, der auch durch Urnenfunde bestätigt wird. Seit dem 12. Jahrh. war er ein bischöflich-meißnisches Gut, bis es lehensweise an die in der Umgegend mehrfach begüterte Familie von Karras kam. Im J. 1401 verkaufte es der Küchenmeister Friedemann für 1066 Schock Groschen an Markgraf Wilhelm von Meißen, der das herrschaftliche Gut nach und nach vererbte oder vertheilte, sodaß es gegenwärtig ganz verschwunden ist. In den J. 1429 und 1430 wurde Kötzschenbroda gleich einem großen Theile der dresdener Umgegend von den Hussiten verwüstet, auch im Dreißigjährigen Kriege, namentlich im J. 1637, hatte es bald durch die Schweden, bald durch die Kaiserlichen schwer zu leiden. Gegen die drohenden Verheerungen der Elbfluten, welche wiederholt beträchtliche Uferstücke wegrissen, wurde es in den J. 1785—1789 durch eine für die damalige Zeit sehr bedeutende und kostspielige Stromregulirung geschützt. Im J. 1803, wo es 715 Einwohner zählte, wurden dem Orte seine Rügen und Freiheiten bestätigt.

Die Gegend von Kötzschenbroda ist seit alter Zeit einer der Hauptsitze des sächsischen Weinbaues, dessen Gebiet sich über die ganze Sonnenseite der 38 Kilom. langen Hügelkette von Pillnitz bis unterhalb Meißen erstreckt. „An etzlichen Orten im Lande zu Meyssen", berichtet schon Albinus[3]), „sonderlich an der Elbe wechst guter Wein, da man für andere die Cotzenbroder oder wie mans jetzt ausspricht, die Kotzberger und Zutschwitzer sehr lobet, zumal wenn sie noch in Mosten sind, die da wegen ihrer lieblichkeit und tawerhafftigkeit berühmt seynd. Wiewol diejenigen, so vmb Meyssen wachsen, auch vielen anderen wol können fürgezogen werden." Das Alter dieses Weinbaues soll bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen. Eine Urkunde von 1286[4]) erwähnt zwei Weinberge in Kotzebroda, über welche die Burggrafen Otto von Dohna und Otto von Grafenstein dem Bischofe von Meißen die von ihm empfangenen Lehen auflassen, damit dieselben dem Hospitale zu Dresden zugewiesen würden. — Im J. 1322 überweist der Priester Petrus der von ihm und seinem Bruder gegründeten Kapelle 5 Groschen von einem Weinberge zu Kötzschen-

1) Böttiger-Flathe, Geschichte Sachsens II, 181 fg.

2) G. W. Schubert, Chronik und Topographie der Parochie Kötzschenbroda, ohne Jahr. 3) Meißnische Landeschronika (1589) S. 308. 4) Codex dipl. Saxon. reg. II, 1, No. 272.

broda, welcher Planities genannt wird.[5]) Im J. 1503 schenkte Dr. Nic. Moncemester zu Dresden dem Kloster Altzelle seine beiden Weinberge zu Kötzschenbroda, der Rabenstein und der Lode genannt.[6]) Im J. 1288 galt der Eimer kötzschenbrodaer Wein = 12 Scheffel Roggen. Ein eifriger Förderer des Weinbaues war der Bischof von Meißen Konrad von Walhausen, 1370—1375; er erwarb u. a. für den bischöflichen Tisch eine vinea dicta der Schrammenberg sita in vinetis sive montibus Koczczebrode.[7]) Man suchte nun auch den inländischen Wein gegen die Concurrenz des ausländischen zu schützen. Im J. 1440 legten Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige und sein Bruder, Herzog Wilhelm, Irrungen zwischen der Stadt Dresden und denen von Alden Dresden (jetzt Neustadt-Dresden) wegen des Ausschankes fremder Weine und Biere dahin bei, daß „die von Alden Dresden vortmehin in zcukunftigin zeiten in keiner fremde weyne vnd sunderlichen beheimsche, sunder lantwyne zcu Dresden Koczebrode uder anderswo im lande zcu Missen gewachsen ... mogen sie schencken".[8]) Was es mit den Beschädigungen der städtischen Weinberge und der Zerstörung der Einfriedigungen derselben durch die Bewohner von Kötzschenbroda, über welche sich der dresdener Rath im J. 1452 beschwert[9]), für eine Bewandtniß hat, läßt sich nicht angeben. Die Herren von Schönburg legten auf den Weinberg, den sie „zu Koezschberg" besaßen, so großen Werth, daß sie ihn in dem Tauschvertrage mit Herzog Moritz vom 21. März 1543 ausdrücklich ausnahmen und sich vorbehielten.[10]) Kurfürst August, der große Obstzüchter, nahm sich auch des Weinbaues mit großem Eifer, wenn auch nicht mit gleichem finanziellen Erfolge an; er machte hier nicht nur die ersten Versuche mit Anpflanzung rheinischer Reben, sondern schloß auch mit der Gemeinde Kötzschenbroda eine Uebereinkunft über Lieferung von jährlich 60 Fudern Dünger für die Hoflößnitzer Weinberge; „wie dann der allhier angebauten Weingebürge halber der Kreyerhoff (nach Moritzburg zu gelegen) anbracht und üm deren bessern Versorgung des Tüngers halber alle Anschaffung gethan, auch was hin und wieder in Abnehmen gerathen und gewesen, solches alles wieder also angestellet, daß hin und wieder dessen löbliche Merkzeichen annoch zu befinden".[11]) So berichtet Kurfürst Johann Georg's II. Bau- und Bergschreiber der Hoflößnitz Joh. Paul Knohll 1667 in der Vorrede zu seinem „Klein Vinicultur-Büchlein d. i. kurtzer Innhalt und Unterricht des Weinbaues nach Anleitung der Churfürstl. Sächs. Weingebürgs-Constitution" (d. h. die Weingebirgsordnung Kurfürst Christian's I. vom 23. April 1588), welches im Verein mit dem „Weinbaw-Buch" Ernst Abraham's von Dehn-Rothfelser auf Helffenberg bei Dresden den Grund zu einer rationelleren Betreibung des Weinbaues in Sachsen legte; denn wenn auch Kurfürst Christian II. schon 1616 den erfahrenen Winzer Jm. Löfler aus Stuttgart berufen hatte, welcher die Weinberge der Hoflößnitz nach fränkischer Art zu behandeln lehren sollte, so ließ doch der Schlendrian der sächsischen Winzer nach dessen Abgange die von ihm eingerichteten Gelege wieder eingehen. „Wie denn auch", fährt Knohll fort, „der pp. Churfürst Christianus secundus die erste Art des Würtembergischen Weinbaus in Dero Lande und anfangs nacher Costebaude, hiesiger Gegend gleich über, zu Dero Gebirge gepflanzet und angebauet, hernach von dem pp. Churfürsten Johann Georg dem Ersten solche fort und fort und herüber in diese Gegend gepflanzet, auch also, daß Sie keine Arbeit noch Kosten gesparet, bis Sie die schönen Fluren, die allerschönsten herumliegenden und andern Orten bequemer gelegenen Höhen zu Weingebürgen gemacht und angeleget, sowol auch Dero gnädigst ausgespendete Räume, wo solche mit Holtze und Gestrüppe vordessen bestanden und nicht alß Wildniß und Heyde gewesen, jetzo durch Dero Diener und benachbarte Inwohner viel Gebürge auff- und anbringen lassen, auch fast noch täglich bauen und anlegen, ... wie dann die Weinberge von Churf. Durchl. also geliebet worden, daß zu Dero daran habenden Lust und Ergötzlichkeit annoch ein schön und weit berühmtes Weingebürgs-Lustschloß zwart aufgerichtet aber wegen Deren .. Ableben nicht zum völligen Stande zu bringen gewesen, sondern vollends durch Ew. Churf. Durchl. (Johann Georg II.) angerichtet und durch Dero hergegebene Kosten zugeputzet und mit schönen, des ganzen heil. Röm. Reichs natürlichen Conterfeyen gezieret worden, so wie auch beedes, über gedachtes schönes Lustschloß als auch Dero Weingebürge, dermaßen noch halten, daß Sie zu dessen Pflegung, Erhaltung in gutem Gebäude, es zur Zeit, wie hier, also auch an keinem Ort ermangeln zu lassen, darauf stets bedacht seyn." Auch A. Weck[11]) bezeugt, „daß an der Elbe auf- und unterwärts die köstlichsten Weingebürge seynd, alß immermehr im Lande Meißen anzutreffen, in welchen jährlich eine große Menge an Weine, ja öfters in einem Jahrwachs nur auf den Fluren, so im Dreßdenschen Amtsbezirke gelegen und nicht des geringsten Theils denen hiesigen Einwohnern zuständig viel Tausend Eymer gesamelt worden, unter allen selbigen Weingebürgen aber werden die Kötzschenbrodischen, Lößnitzer, Züschwitzer, Coßwiger, auch Loschwitzer und Wachwitzer für die edelsten und besten gehalten." Im J. 1668 sollen die Domanialberge einen Ertrag von 6464 Faß, 1678 sogar von 9611 Faß geliefert haben. Auf die Vorstellung der Weinbergsbesitzer zu Dresden und Meißen von 1670, „daß die Bauern auf Niederungen und sonst tragbar gewesenen Feldflächen Weinberge angelegt hätten, welche zwar viel Most, aber bei mangelnder Bonität nur sauern Wein lieferten und den allgemeinen Credit des Landweins gefährdeten", untersagte das Mandat vom 10. Aug. 1684 die Anlegung von Weinbergen an zum Getreidebau tauglichen Orten. Seit 1792 wurde der Weinbau durch burgundische und ungarische Reben verbessert und im J. 1836 durch Schwartz und Pilgrim in der Niederlößnitz

5) Ibid. No. 885. 6) Berger, Altzelle S. 711. 7) Ibid. II, 2, No. 684. 8) Ibid. II, 5, No. 210. 9) Ibid. No. 248. 10) Schöttgen und Kreysig, Diplom. Nachlese XII, 307 fg.

11) Beschreibung und Vorstellung der Churfürstl. Sächs. Residenz Dreßden (1680) S. 15.

auf Actien eine noch jetzt bestehende Fabrik moussirender Weine gegründet.[12]) Im allgemeinen ist jedoch neuerdings der sächsische Weinbau quantitativ erheblich zurückgegangen und auch in den kötzschenbrodaer Privatbergen mehr und mehr der einträglicheren Cultur der Pfirsiche, besonders aber der Erdbeere, gewichen, seitdem die Eisenbahnverbindungen die Versendung dieser Früchte nach weit entfernten Märkten, z. B. nach Berlin, möglich gemacht haben. Zur Zeit der Reife pflegt daher hier ein förmlicher Erdbeermarkt abgehalten zu werden. Im J. 1881 kamen von Kötzschenbroda mehr als 892 Centner Erdbeeren zum Versandt. *(Th. Flathe.)*

KÖTZTING, Markt im bairischen Regierungsbezirke Niederbaierns mit Magistrat 3. Klasse, am Weißen Regen und an dem westlichen Fuße des zum Böhmisch-bairischen Waldgebirg gehörenden Keitersberges gelegen, mit (1880) 1626 Einwohnern, kath. Pfarrei im Dekanate Cham, 4 Kirchen, Schule, Bezirksamt und Amtsgericht, Rentamt (die Amtsgerichte Kötzting und Neukirchen umfassend), Aerarial-Revier im Forstamte Zwiesel, 1 Notar, Postexpedition, 2 Schlössern, Districts- und Local-Krankenanstalt. Der Markt Kötzting, seit dem Erlöschen der Grafen von Bogen Hauptort des Bezirks Kötzting, bestand der Sage nach im 9. Jahrh. aus drei einzelnen Höfen; in Urkunden erscheint er jedoch zuerst 1073 als „Chostingen“, das mit mehrern Gütern vom Pfalzgrafen Konrad dem Kloster Rott bei Wasserburg geschenkt wurde; 1224 kam durch Bischof Konrad von Regensburg auch die Kirche an das besagte Kloster, welches seine Besitzungen und Rechte durch Pröpste verwalten ließ und meist die Ritterleute des bairischen Waldes als Lehnsträger der Propsteiwürde aufnahm. Kaiser Ludwig der Baier bestätigte 1344 schon früher erlangte Marktrechte und verlieh den Bürgern, außer der niedern Gerichtsbarkeit, gleiche Rechte, wie die von Cham bereits besaßen. Das am südlichen Ende des Marktes gelegene Schloß, worin der herzogliche Pfleger seinen Sitz hatte, scheint gleich den Ringmauern um den Markt einstmals sehr fest gewesen zu sein, denn im Löwlerkriege zogen sich vor ihm die Scharen der aufständischen Landherren ohne Erfolg nach Cham zurück, sowie auch Pfalzgraf Otto von Neumarkt, der Bundesgenosse der Löwler, von den Mauern tapfer zurückgeschlagen wurde. Im J. 1633 und 1641 eroberten und verbrannten die Schweden den Markt, der sich seitdem zu einem recht wohlhabenden und angenehmen Orte aufgeschwungen hat. — Charakteristisch für die Bevölkerung dieser Gegend ist der Pfingstritt zu Kötzting. Am Pfingstmontage eines jeden Jahres wird von dort aus nach der Nikolauskirche in Steinbühl ein Kreuzgang gehalten, bei welchem, wunderlich genug, die sämmtlichen Theilnehmer, den Pfarrer mit der Monstranz, den Meßner, die Fahnenträger nicht ausgenommen, zu Pferde erscheinen müssen. Nach Abhaltung des Gottesdienstes wird im freien Walde Rast gehalten und gezecht, sodann aber zu Pferd wieder der Rückweg angetreten; auf einer Wiese außerhalb des Marktes wird sodann ein Kreis geschlossen, und dann in dessen Mitte ein kötztinger Bürgerssohn, der vom Magistrate und Pfarrer als der würdigste bezeichnet wurde, von letzterm mit einem kleinen Ehrenkranze beschenkt. Die Sage erzählt, daß Steinbühl in einer Zeit, da ringsum noch alles heidnisch war, bereits eine Filiale der Hauptkirche zu Chammerau gewesen sei, und wie der Pfarrer zu einem Sterbenden dahin gerufen, von berittenen Kötztingern geleitet und gegen eine andringende Heidenschar siegreich vertheidigt worden sei; zur Erinnerung daran sei dann der Pfingstritt nach Steinbühl eingesetzt worden. *(Ferdinand Moesch.)*

KOWEL, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, unter dem 51° 13′ nördl. Br. und 41° 22′ östl. L., 323 Kilom. im Nordwesten von Schitomir an der Kiew-Brester-Eisenbahn in einer sumpfigen Niederung gelegen, die von dem Flusse Turja und dessen Nebenflüssen durchströmt wird, hat 3 Kirchen, 1 katholische Kapelle, 1 Synagoge, 3 jüdische Gebethäuser, 19 Kaufläden, 1 Hospital, 6 Gerbereien, 1 Bierbrauerei, 3 Ziegelbrennereien und (1880) 4765 Einwohner. Der Handel der Stadt ist höchst unbedeutend. Auf sämmtlichen 10 Jahrmärkten ist der Umsatz nicht größer als 20,000 Rubel. — Die ersten historischen Nachrichten über Kowel fallen in den Anfang des 14. Jahrh., circa 1345, in welchem Jahre der litauische Fürst Gedimin Kowel seinem Enkel Fedor Sanguschko schenkte. Im J. 1518 verlieh Sigismund I. der Stadt das Magdeburger Recht und richtete Jahrmärkte ein. Im J. 1795 wurde Kowel zur Kreisstadt des Gouvernements Volhynien erhoben. *(A. von Wald.)*

KOWNO (litauisch Kaunas), ein Gouvernement im westl. Rußland, zwischen Preußen und Kurland gelegen und an einem Punkte (nahe Polangen) an die Ostsee stoßend, zählt auf 40,288 □Kilom. 1,403,071 Einwohner, zur größern Hälfte Litauer (73 Proc.) und Samogitier, außerdem sehr wenige Russen (6 Proc.), dagegen ungleich mehr Polen, Deutsche ($12^1/_2$ Proc.), Juden (17 Proc.) und Tataren. Die Bekenner der katholischen Kirche bilden 81 Proc. der gesammten Bevölkerung. Getreidefelder und herrliche Wälder nehmen einen sehr großen Theil des Areals ein. Das Klima des Gouvernements ist ein gemäßigtes infolge der vielen fließenden Gewässer. Die mittlere Jahrestemperatur ist + 5° 5′ R., die des Winters — 3°, des Frühlings + 4° 5′, des Sommers + 14° 1′, des Herbstes + 6° R. Die Flüsse des Gouvernements gehören fast ausschließlich zum Bassin des Baltischen Meeres; von ihnen ergießen sich der Niemen (Memel), die Minja und Okmjana ins Kurische Haff, die Bartawa, Swenta (heilige Aa) in das Baltische Meer und die westliche Düna in den Rigaischen Meerbusen. Die Mündungen dieser Flüsse befinden sich außerhalb der Grenzen des Gouvernements. Die bedeutendsten Nebenflüsse des Niemen sind die Strawa, Wilja, Dubissa, Mitwa, Swinta und Jura. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Ackerbau. Angebaut werden 60 Proc.

12) G. H. von Carlowitz, Versuch einer Culturgeschichte des Weinbaues mit besonderer Beziehung auf das Königreich Sachsen (Leipzig 1846).

des ganzen Areals und zwar mit Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, Buchweizen, Flachs und Kartoffeln in einer die Landesbedürfnisse bei weitem übersteigenden Menge. Weniger entwickelt ist die Viehzucht. An der preußischen Grenze sind 5 Zollämter, Jurburg, Tauroggen, Nowomjesto, Gorschdof und Krottingen, durch die jährlich für 2½ Millionen Rubel Getreide, Flachs und Holz ausgeführt werden. Das Holz wird hauptsächlich auf dem Niemen und dessen Nebenflüssen (jährlich circa 70,000 Stämme) verflößt und gelangt so nach Tilsit. Das jetzige Territorium des Gouvernements bildete früher einen Bestandtheil Litauens und war im 13., 14., 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. häufigen Einfällen und Verwüstungen des Deutschen Ritterordens ausgesetzt. Im J. 1569 wurde Kowno mit Polen vereint, 1795 aber kam es an Rußland, wobei aus ihm 2 Statthalterschaften, die Wilnaer und Slonimer, gebildet wurden, die im J. 1796 das eine litauische Gouvernement mit der Hauptstadt Wilna bildeten. Im J. 1842 endlich erhielt das Gouvernement Kowno seine jetzige Begrenzung und Eintheilung in die sieben Kreise: Kowno, Wilkomir, Nowialexandrow, Rossieny, Ponjewesch, Schawli und Telschi. *(A. von Wald.)*

KOWNO, Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Kowno an der St.-Petersburg-Warschauer Eisenbahn und am Zusammenflusse des Niemen und der Wilja, theils im Thale, theils auf den Uferhöhen der beiden Flüsse gelegen, hat ein schönes, alterthümliches Rathhaus, jetzt der Palast des Gouverneurs, 2 griechische, 8 katholische und 1 lutherische Kirche, 4 katholische Klöster, darunter 1 Nonnenkloster, 2 Gymnasien, von denen eins ein Mädchengymnasium, 1 lutherische Schule und 4 Volksschulen, 35 Kaufläden, 1 Civil- und 1 Militärhospital. Neben dem Rathhause steht eine gußeiserne Pyramide zum Andenken an die Befreiung Rußlands von den Franzosen 1812. Die Stadt zählt 42,227 Einwohner, darunter 15,000 Juden und viele Deutsche. Es gibt hier 18 Fabriken und industrielle Anstalten mit einer jährlichen Production von 125,000 Rubeln, darunter 1 Maschinenfabrik (77,000 Rubel), 2 Cigarrenfabriken, 1 Seifensiederei, 4 Lohgerbereien, 3 Dampfmühlen u. s. w. Man braut gutes Bier, vorzüglichen Meth und treibt lebhaften Handel mit Getreide und Leinsamen. In dem Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 573,000 Rubeln verladen und für 225,000 Rubel ausgeladen. — Die Gründung Kowno's fällt in den Anfang des 11. Jahrh. Vom Anfange des 14. bis zum Anfang des 15. Jahrh. hatte das Schloß in Kowno die Bedeutung eines strategischen Punktes für Litauen. Zu der Zeit war Kowno häufigen Verwüstungen von seiten der Deutschen Ordensritter ausgesetzt. Ihre militärische Bedeutung verlor die Stadt erst im J. 1400, in welchem der Großfürst Witowt aus Besorgniß, eine so wichtige Festung in den Händen der Feinde zu sehen, dieselbe in die Luft sprengen ließ. Verschiedene Privilegien, die den Einwohnern im 15. und 16. Jahrh. geschenkt waren, hoben den Wohlstand der Stadt so, daß der polnische König Heinrich Valois sie in einem Document vom J. 1574 „Die Zierde der Republik" nannte. Einen noch größern Flor erlangte die Stadt seit 1581, als sie zum Stapelplatz der nach dem Auslande bestimmten Waaren gemacht und infolge dessen hier ein Hauptzollamt eingerichtet wurde. Der Handelsumsatz Kowno's belief sich zu jener Zeit auf 3 Mill. Dukaten jährlich. Dieser blühende Zustand dauerte jedoch nur bis zur Hälfte des 17. Jahrh. Im J. 1655 wurde Kowno von den russischen Heeren eingenommen und geplündert. Im J. 1795 kam es endgültig an Rußland; 1806 zerstörte eine Feuersbrunst ein Drittel der Stadt. Am 23. bis 25. Juni 1812 ging bei Kowno Napoleon's I. Hauptarmee über den Niemen und am 14. Dec. führte Ney eine Nachhut von 200 Mann über den Strom an derselben Stelle zurück. In dem Treffen vom 26. Juli 1831 siegten die Russen unter Malinowski über die Polen. Im J. 1842 wurde Kowno zur Hauptstadt des neu eingerichteten Gouvernements Kowno erhoben, und von dieser Zeit an sind sowol die Bevölkerung als auch der Handel und Wohlstand der Stadt im steten Wachsthume begriffen. Etwa 8 Kilom. von der Stadt liegt in einem Walde und an der Wilja das prächtige Camaldulenserkloster Pozaiskij-Uspenskij oder Friedensberg, 1674 mit einem Kostenaufwande von 2 Mill. Gulden von dem litauischen Großkanzler Christoph Paz erbaut, der mit seiner Gemahlin daselbst ruht. *(A. von Wald.)*

KOWROW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, unter dem 56° 36′ nördl. Br. und 58° 36′ östl. L., 69 Kilom. im Nordwesten von Wladimir, am rechten steilen Ufer der Kljasma. Geradeüber der Stadt liegt auf dem linken Ufer des Flusses eine Slobodka (Vorstadt), in der vorzugsweise Kaufleute wohnen. Die Stadt hat 2 Kirchen, 154 Kaufläden, 78 Waarenmagazine, 1 Pfarrschule, 1 Hospital, 1 Maschinenfabrik mit einer Production von 800,000 Rubeln, 1 Baumwollweberei (19,000 Rubel), eine Schaffellgerberei (50,000 Rubel) und 4893 Einwohner, die bedeutenden Handel mit Getreide, Salz, Fischen und Holzwaaren treiben. Das Getreide wird aus den an der Wolga liegenden Hafenorten, das Salz aus Nischnji-Nowgorod, die Fische aus Astrachan eingeführt. Von den 2 Jahrmärkten am 25. Dec. und 28. Juli (a. St.) ist nur der erstere von Wichtigkeit. Der Umsatz auf demselben beläuft sich auf circa 100,000 Rubel. — In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. befand sich Kowrow, das damals noch ein Dorf war, im Besitze des Spasso-Jemifowschen Klosters, dem es von dem Fürsten Iwan Kowrow geschenkt war. Im J. 1778 wurde es zur Kreisstadt erhoben, 1796 außer Etat gesetzt und 1802 wieder zur Kreisstadt gemacht. — Im kowrower Kreise, der ein Areal von 65,4 □Meilen einnimmt, wovon die Hälfte auf die Waldungen kommt, ist ein wichtiger Erwerbszweig der Einwohner der der Ofeni, d. h. Hausirer, die mit ihrem Waarenpack auf dem Rücken ganz Rußland durchwandern. *(A. von Wald.)*

Krabben, s. Brachyura.

KRAFFT (Peter), Porträt- und Historienmaler, geb. zu Hanau am 17. Sept. 1780, gest. zu Wien den 28. Oct. 1856. Sein Vater war Emailmaler und von diesem erhielt er den ersten Unterricht in derselben Kunst, später

bildete er sich auf der Akademie seiner Vaterstadt zum Porträtmaler aus und malte nicht allein in Email, sondern auch in Oelfarben. Noch in jungen Jahren kam er nach Wien (1799), um sich auf der dortigen Akademie weiter auszubilden, wobei er die freie Zeit benutzen mußte, um durch Bildnißmalen seine Lebensbedürfnisse zu decken. Sein Sinn war aber auf Höheres gerichtet, das Porträt allein befriedigte ihn nicht, und er bildete sich im Anblicke der Kunstschätze Wiens zum Historienmaler aus. Füger, in dieser Zeit Akademiedirector, beeinflußte ihn in hohem Maße, denn Füger's Kunstweise war in Mode und die sentimentale Auffassung der Antike wurde hoch geschätzt. Auch Krafft malte verschiedene Bilder aus der antiken Mythologie, und hatte so viel erspart, daß er Paris (1801) besuchen konnte. Krafft benutzte hier die Gelegenheit, nach den ersten Meistern fleißig Studien zu machen und malte nebenbei auch eigene Compositionen. So entstand eine Sappho, Hebe u. a. In Paris scheint David auf ihn bedeutend gewirkt zu haben; sicher ist er durch diesen zu dem Entschlusse geleitet worden, wie jener die französischen Heldenthaten in seinen Gemälden verewigte, dasselbe in Bezug auf Oesterreich zu thun. Nachdem er 1807 nach Wien zurückgekehrt war, glaubte er zur Vollendung seiner Lehrzeit auch Rom besuchen zu müssen, wohin er sich das nächste Jahr begab. Doch fesselte ihn die Stadt nicht in dem Maße, wie er erwartet hatte, denn die besten transportabeln Kunstwerke waren entführt und die lebende Künstlerwelt durch die Kriegswirren in alle Welt zerstreut. Nach einigen Monaten kehrte er nach Wien zurück, wo er gleich mit seinem ersten größern Bilde sich einen Namen erwarb. Der Gegenstand des Gemäldes ist die Schlacht von Aspern auf dem Marchfelde, und zwar die Scene, wo Erzherzog Karl im Gewühle der Schlacht ein Bataillon wanken sieht, dessen Fahne ergreift und es wieder zum Vormarsch und zum Siege führt. Im J. 1814 malte er das Gegenstück dazu, die Schlacht von Leipzig. Wie bei jenem stellte er auch hier eine Episode aus der Schlacht in den Vordergrund und zwar das Finale derselben. Fürst Schwarzenberg reitet den Hügel hinan, auf dem die drei Verbündeten des Ausganges der Schlacht harren, um ihnen den Sieg zu verkündigen. Beide Gemälde befinden sich jetzt im Invalidenhause zu Wien; ersteres ist von C. Rahl, das andere von J. Scott gestochen. Der Künstler malte nochmals beide Gemälde im kleinern Maßstabe, die den Stechern zur Vorlage gedient haben. Mit diesen Bildern hat sich Krafft den Ehrennamen eines vaterländischen Malers erworben. Derselben Richtung gehört auch das Bild an, welches Rudolf von Habsburg vorstellt, der auf der Jagd dem zu einem Sterbenden gehenden Priester mit dem Sakrament begegnet und ihm sein Pferd überläßt (gestochen von F. Kolb). Der ältern Geschichte Ungarns sind die zwei Bilder entlehnt, die den Helden Zriny zum Gegenstand haben. Auf dem einen, das sich im Nationalmuseum zu Pest befindet, ist Nikolaus Zriny, der heldenmüthige Vertheidiger der Bergfeste Szigeth, in dem Augenblicke dargestellt, da er, jede weitere Vertheidigung der Feste als nutzlos aufgebend, mit kostbaren Gewändern angethan hoch zu Roß mit dem Säbel in der Hand an der Spitze seiner Getreuen sich durch das Thor auf die stürmenden Türken wirft, überall Schrecken und Verwirrung verbreitend. Das Bild wurde von J. Stöber gestochen. Das andere Gemälde, von Graf Festetits bestellt, bringt eine andere Phase des Kampfes, den Tod Zriny's, zur Darstellung.

Neben diesen historischen Bildern entstanden noch andere, darunter zwei Kirchenbilder für Tyrnau, die heil. Cäcilia die Orgel spielend und die heil. Margaretha mit dem Drachen. Außerdem griff der Künstler noch immer zu Stoffen aus der Mythologie oder der Sage zurück, ein Beweis, daß Füger's Einfluß sich nachhaltig bei ihm bewährte. Ganz im Geiste seines Lehrers ist das Bild mit Adam und Eva nach dem ersten Gewitter (nach Geßner) concipirt. Von Bildern dieser Gattung nennen wir noch: der blinde Belisar bettelnd, in Lebensgröße, Oedipus und Antigone (von John für die Aglaia gestochen), Paris und Helena, Orpheus, Theseus und Pirithous, welche um die Helena würfeln, sowie zwei Scenen zu Goethe's Hermann und Dorothea, und gleichfalls zwei Scenen zu Lord Byron's Manfred. Das eine Bild, Manfred und der Gemsjäger, ist von Rahl gestochen. — Es war ganz natürlich, daß der Künstler sich einer besondern Gunst des österreichischen Hofes erfreute, und da er ja von Anbeginn seiner künstlerischen Laufbahn Porträtmaler war, als solcher auch viel Beschäftigung fand. Den Kaiser Franz malte er wiederholt, dann die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, ein kleines Porträt des Erzherzogs Karl, das lebensgroße Bildniß des Erzherzogs Joseph in ganzer Figur in der Tracht des Palatinus von Ungarn, nicht zu gedenken der vielen Bildnisse für andere Kreise. Sehr gelungen und wie ein Genrebild aufgefaßt ist das Porträt des Erzherzogs Johann, der als Gemsjäger von der Höhe einer steirischen Alpe in das neblige Thal herabsieht (sehr schön von Bl. Höfel gestochen). Unter allen diesen Bildern ist aber das große Repräsentationsbild der Krönung des Kaisers Franz zum König von Ungarn in Ofen am 6. Juni 1792 besonders hervorzuheben. Der Krönungsmantel und die Krone sind getreu nach der Wirklichkeit gemalt, alle Personen des Bildes sind Porträts, und die Costüme der ungarischen Magnaten mit großer Virtuosität und treu nach der Natur gegeben.

Vom J. 1833 sind drei enkaustisch gemalte Wandbilder in der kaiserlichen Hofburg: die Rückkehr des Kaisers am 27. Nov. 1809, eine spätere vom 16. Juni 1814 und die erste Ausfahrt desselben nach einer schweren Krankheit am 9. April 1826. Schließlich sei noch zweier Bilder gedacht, die nicht minder des Malers patriotische Gesinnung bekunden. Die Pendants stellen den Abschied des Landwehrmannes und dessen Rückkehr in den Kreis seiner Familie vor und erfreuten sich gleich nach ihrer Vollendung allgemeiner Anerkennung (jetzt im Belvedere). Der Künstler hat hier gleichsam die großen Ideen, die in seinen Schlachtenbildern verkörpert wurden, dem Volke näher gebracht, und er konnte sicher sein, daß ihn dieses in jenen Kriegszeiten sehr wohl verstand. Diese beiden Bilder wurden von Kovatsch und Bl. Höfel gestochen. Ueber-

haupt haben die Stecher redlich mitgewirkt, daß der Künstler schon bei seinen Lebzeiten in den weitesten Kreisen seines Vaterlandes bekannt und geschätzt wurde. Krafft war auch Professor der Akademie und bis zu seinem Tode Schloßhauptmann des Belvedere und Director der Bildergalerie. Es ist sein Verdienst, daß die österreichische Kunst nicht weiter auf den Bahnen, die ihr Füger eröffnete, im unwahren Antikisiren verflachte, und seiner Thätigkeit ist es besonders zuzuschreiben, daß sich das volksthümliche Genre auf gesunder Grundlage entwickelte.

Joseph Krafft, ein jüngerer Bruder des vorigen, war Porträtmaler. Geboren in Hanau 1787, wurde er, wie sein Bruder, zur Porträtmalerei erzogen. Zuerst in Email arbeitend, ging er später zur Oelmalerei über und siedelte, vielleicht vom Bruder dazu aufgemuntert, 1801 nach Wien über, wo er viel Beschäftigung fand. Seine Bildnisse wurden sehr geschätzt; es wird ihnen Naturwahrheit, auch eine feine Charakteristik der Persönlichkeit nachgerühmt. Er starb am 23. Juni 1828 zu Neustift bei Wien. *(J. E. Wessely.)*

KRAFT. Die Definitionen, welche die physikalischen Lehr- und Nachschlagebücher von dem Begriffe „Kraft“ geben, laufen meist darauf hinaus, daß man darunter jede Bewegungsursache zu verstehen habe. So sagt Minding im „Handwörterbuche für Chemie und Physik“: „Ein materieller Punkt kann seinen Bewegungszustand nicht durch sich selbst ändern (Gesetz der Trägheit); jede Aenderung dieses Zustandes fordert eine von außen wirkende Ursache, welche Kraft genannt wird“; Emsmann sagt im „Physikalischen Handwörterbuche“: „Kraft bezeichnet die Ursache einer Veränderung im Zustande eines Körpers“, Theodor Wand in seinen „Principien der mathematischen Physik“: „Die Veränderung der Dinge nennen wir Bewegung, die Ursache der Bewegung Kraft.“ Weitere Anführungen sind unnöthig.

Beobachtet man irgendeinen speciellen Fall von Bewegung, z. B. das Rollen einer Billardkugel, so kann man in der Regel sehr bald die „Ursache“ dieser Bewegung, also die in Betracht kommende „Kraft“ angeben. Es ist dies im vorliegenden Falle der bewegte Billardstock. Als Bewegungsursache für diesen erkennt man sodann die Muskelzusammenziehung im Arme des Billardspielers; also wiederum eine Bewegung, und bei der Frage nach der Ursache dieser Bewegung kommt man als auf die letzte Bewegungsursache oder „Kraft“ auf den durch den Nervenreiz auf die betreffenden Muskeln übertragenen „Willen“ des Billardspielers. Hier scheint man endlich bei der hinter der Erscheinung stehenden letzten Bewegungsursache oder Kraft angekommen zu sein; hier ist aber auch die Fragstellung an der Grenze der physikalischen Beantwortbarkeit und auf dem Gebiete der psychologischen oder allgemeiner gesagt philosophischen Speculation angelangt.

Hier hat diese letztere in der That auch eingesetzt, um einen Begriff von dem Wesen einer „Kraft“ zu gewinnen. So sagt John Locke in seinem „Versuch über den menschlichen Verstand“ (Kirchmann's Uebersetzung, Buch II, Kap. 21, §. 4 zu Ende): „Es scheint mir hier zweckmäßig zu erwägen, ob die Seele die Vorstellung der „thätigen Kraft“ nicht klarer durch Wahrnehmung ihrer eigenen Thätigkeit als durch die äußere Sinneswahrnehmung gewinnt. So viel dürfte wenigstens gewiß sein, daß man in sich eine Kraft zum Beginnen und Anhalten, zum Fortfahren und Beenden jener verschiedenen Thätigkeiten der Seele und Bewegungen des Körpers bemerkt, welche lediglich durch ein Denken, oder Vorziehen der Seele, gleichsam das Vollziehen oder Nichtvollziehen von solch einer einzelnen Handlung anordnet oder befiehlt. Diese Kraft der Seele, vermöge deren sie die Betrachtung einer Vorstellung oder deren Nichtbetrachtung anordnet, oder die Bewegung der Ruhe eines Gliedes oder das Umgekehrte in jedem einzelnen Falle vorzieht, ist das, was man Willen nennt. Die wirkliche Ausübung dieser Kraft durch Bewirkung oder Unterlassung einer einzelnen Handlung ist das, was man Wollen oder Begehren nennt.“

Weiter ausgeführt, ja gewissermaßen zur Grundlage seines ganzen Systems gemacht, hat diese Idee Arthur Schopenhauer. Es mögen nur die hauptsächlichsten Belegstellen für diese Behauptung angeführt werden. In „Parerga und Paralipomena“, 2. Aufl., II, S. 98, sagt Schopenhauer: „Der Wille ist es, der in der erkenntnißlosen Natur sich darstellt als Naturkraft, höher hinauf als Lebenskraft, in Thier und Mensch aber den Namen Wille erhält.“ Und in seinem Hauptwerke „Die Welt als Wille und Vorstellung“, 3. Aufl., I, S. 133, heißt es: „Bisher subsumirte man den Begriff Wille unter den Begriff Kraft. Es ist aber gerade umgekehrt jede Kraft als Wille zu denken. Die Zurückführung der Kraft auf Wille ist von größter Wichtigkeit. Denn der Begriff Wille ist der einzige, welcher seinen Ursprung nicht in der Erscheinung, nicht in bloßer anschaulicher Vorstellung hat, sondern aus dem Innern kommt, aus dem unmittelbarsten Bewußtsein eines jeden hervorgeht. Führen wir daher den Begriff der Kraft auf den des Willens zurück, so haben wir in der That ein Unbekannteres auf ein unendlich Bekannteres, ja auf das einzige uns unmittelbar und ganz Bekannte zurückgeführt und unsere Erkenntniß um ein Großes erweitert. Subsumiren wir hingegen, wie bisher geschah, den Begriff Wille unter den der Kraft, so begeben wir uns der einzigen unmittelbaren Erkenntniß, die wir vom innern Wesen der Welt haben, indem wir sie untergehen lassen in einen aus der Erscheinung abstrahirten Begriff, mit welchem wir daher nie über die Erscheinung hinauskönnen.“ An verschiedenen andern Stellen wird ferner noch ausgeführt, daß, weil jede Naturkraft Erscheinung des Willens und die Materie die Sichtbarkeit des Willens sei, so folge, daß keine Kraft ohne materielles Substrat auftreten, mithin auch keine Kraftäußerung ohne irgendeine materielle Veränderung vor sich gehen könne.

Dieser Auffassung gegenüber ist vor allem zu bemerken, daß Wille durchaus nichts so Einfaches ist, wie es der rohern, auf die physiologischen Grundlagen der Willensvorgänge nicht Rücksicht nehmenden Auffassung erscheinen möchte, sondern als die in strenger mechanischer Gesetzmäßigkeit sich bildende Resultirende betrachtet werden muß aus einer Reihe gleichzeitiger Ganglienreactionen

auf gleichzeitige oder nahe gleichzeitige Nervenreize. Und auch hier ist von „Wille“ überall da keine Rede, wo es sich um automatische und ohne Hinzutritt von Bewußtsein sich abwickelnde Reflexvorgänge handelt.

Auf keinen Fall eröffnet sich der Untersuchung von der Seite der subjectiven Betrachtung her ein Einblick in das Wesen der Kraft als „Bewegendes“. Ganz treffend bemerkt Richard Avenarius in seiner Abhandlung „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Principe des kleinsten Kraftmaßes“ (Leipzig 1876): „In dem einen Falle, wo wir Kraft wahrnehmen, nehmen wir sie nicht als Bewegendes wahr: das ist in unserer Kraftempfindung. Denn diese tritt wol als ein die Bewegung unserer Glieder begleitendes, nicht aber als ein sie bewirkendes Gefühl auf. Und selbst wenn die Begleitung ein Vorangehen und die Bewegung ein Folgen wäre, so gibt doch keine Erfahrung in der Welt den Punkt, wo die empfundene Kraft (d. h. die Kraft als bestimmt qualificirte Empfindung) auf die Muskelbewegung einwirkt. Von einem solchen Processe haben wir gar keine Vorstellung — einfach, weil wir davon keine Erfahrung haben. Die Kraftempfindung und die Muskelbewegung sind völlig heterogen, und daher kann auch nicht von der Empfindung auf die Bewegung ein Schluß stattfinden, der die mangelnde Erfahrung gültig ersetzte.“

Das, was man heutzutage in der Mechanik Kraft nennt, ist, genau betrachtet, nicht ein in oder hinter den Vorgängen Verborgenes, Bewegendes, sondern ein meßbarer thatsächlicher Bewegungsumstand.

Schon bei Galilei verdichtet sich der unbestimmte Kraftbegriff und fällt mit dem Begriffe „Moment“ zusammen, und zwar so, daß dieser letztere nicht etwa blos für bewegte Massen, sondern auch für die statischen Fälle des bloßen Druckes oder Zuges gilt. In dem 1612 erschienenen „Discorso intorno alle cose che stanno in su l'acqua etc.“ wird das Moment als jene virtù, talento, forza, efficacia, energia bezeichnet, mit welcher der Motor bewegt und das Bewegte widersteht, welche Kraft (virtù) nicht allein von der einfachen Schwere, sondern von der Geschwindigkeit der Bewegung und von den verschiedenen Neigungen der Räume abhängt, in denen die Bewegung vor sich geht. Galilei versucht es, die metaphysische Ursache (virtù, forza) mit der thatsächlichen Wirkung (efficacia, energia) zusammenzufassen, sodaß bis auf ihn die bestehende Zweiseitigkeit im Gebrauche des Wortes Kraft zurückzuführen ist, wie er auch als Vorgänger für die Benutzung des Wortes „Energie“ betrachtet werden muß, welches heute bei vielen Autoren vollständig an die Stelle des Wortes Kraft getreten ist. In der nichtdialogischen, vor den Discorsi erschienenen, die Statik kurz darstellenden Schrift „Della scienza meccanica“ gibt Galilei übrigens auch eine schulmäßige Definition des Moments, indem er dort sagt (Bd. XI, S. 90 der florentiner Ausgabe von Galilei's Werken): „Es ist also das Moment jener Andrang (impeto), herunterzugehen, der sich aus der Schwere, der Lage und Anderem zusammensetzt, wovon eine solche Neigung (propensione) verursacht werden kann.“ Galilei sieht hierbei scheinbar von der Zeitdauer ab, doch will er mit den obigen Ausdrücken sicher keine bloße Bestrebung, keinen bloßen Grund von Möglichkeiten, sondern eine elementare, kaum ohne zeitliche Ausdehnung denkbare Wirkungsgröße verstanden haben. Auch ist ja in der erstern der gegebenen Definitionen ausdrücklich der Geschwindigkeit Erwähnung gethan. Für den Fall, daß diese gleich Null ist, drückt sich Galilei so aus, daß er die einfache Schwere ohne weiteren Zusatz als Maß des Moments nimmt. Wenn dagegen eine bestimmte Geschwindigkeit thatsächlich vorliegt, bestimmt er die Verhältnisse der Momente, unter Voraussetzung gleicher Gewichte, einfach nach den bezüglichen Geschwindigkeiten, sodaß ihm ein Moment das Doppelte eines andern ist, wenn es das gleiche absolute Gewicht in doppelt geschwinder Bewegung repräsentirt.

Eine solche unmittelbar an die Geschwindigkeit anknüpfende Messung ward später der Gegenstand eines im ganzen metaphysischen Streites über das Kraftmaß zwischen Leibniz und den Cartesianern wie überhaupt den Gegnern seiner metaphysischen Vorstellungsart. Die schon bei Galilei's Messung der Momente leitend gewesene Grundidee, daß sich die Kraft aus zwei Factoren, nämlich Gewicht und Geschwindigkeit, zusammensetzt, sprach Descartes deutlich aus in einem Briefe an Mersenne (Descartes, „Lettres“, Bd. I, Paris 1663, Brief 73) und gab ihr zugleich eine innere, logische Begründung. Es sei dasselbe, meinte er, 200 Pfund einen Fuß hoch heben oder zweimal hintereinander 100 Pfund einen Fuß heben, und in der That ist es unzweifelhaft, daß die aufgewendete Kraftgröße in beiden Fällen einerlei Betrag haben muß. Ebenso leicht ergibt sich hinsichtlich der Bewegungsgröße, daß eine Bewegung doppelt so groß ist als eine andere, wenn das doppelte Gewicht durch denselben Raum, und sechsmal so groß, wenn das doppelte Gewicht durch den dreifachen Raum bewegt wird. Interessant ist es nun, wie Descartes durch die geschickt gewählte Anwendung eines ganz einfachen Falles am Flaschenzuge die Füglichkeit demonstrirt, das Kraftmaß als das Product aus den beiden Factoren Gewicht und Geschwindigkeit zu betrachten, nämlich durch den Fall, daß ein Gewicht an der Axe einer Rolle hängt, welche in einer herabhängenden, zwei parallele Seilstrecken bildenden Seilschlinge ruht, deren eines Ende an der Decke befestigt ist, während das andere oben über eine Richtungsrolle läuft. Bei einer Hebung dieses Gewichtes durch ein an dem freien, über die Richtungsrolle kommenden Seilende befestigtes zweites, aber nur halb so großes, läßt sich ja leicht zeigen, daß sich die Wege umgekehrt verhalten wie die Seilspannungen oder Gewichte. So kann man wol sagen, daß Descartes den allgemeinen Kraftbegriff im mechanischen Sinne klarer formulirte. Zugleich aber ist bei ihm auch eine erste bestimmte Fassung der Idee zu finden, daß die in der Natur vorhandene Kraftsumme unveränderlich erhalten bleibe, freilich mit einer eigenen theologischen Motivirung. Er spricht seine Ansicht über diesen Punkt aus in seinen „Principien der Philosophie“, wo er (II. Theil, §. 36 zu Anfang) von der Ursache der in der Welt vorhandenen Bewegungen sagt: „Die allgemeine Ursache kann

offenbar keine andere als Gott sein, welcher die Materie zugleich mit der Bewegung und Ruhe im Anfange erschaffen hat, und der durch seinen gewöhnlichen Beistand so viel Bewegung und Ruhe im Ganzen erhält, als er damals geschaffen hat."

Aus Anlaß dieser Behauptung veröffentlichte Leibniz 1686 in den leipziger „Acta eruditorum" eine Schrift „Kurzer Nachweis eines Irrthums bei Descartes und Anderen u. s. w.", worin er zwar zugibt, daß die Menge der bewegenden Kräfte immer dieselbe bleibe, aber in Abrede stellt, daß die Kraft gemessen werden könne durch die Bewegungsgröße oder das Moment. Er behauptet, daß dieselbe Kraft erfordert werde zur Hebung eines Gewichtes von einem Pfunde auf vier Fuß wie zu der eines Gewichtes von vier Pfund um einen Fuß, obschon die Momente sich in diesen beiden Fällen wie eins zu zwei verhielten. Hierzu bemerkte Abbé de Conti, daß die Gleichheit der Effecte noch nicht die Gleichheit der Kräfte beweise und daß der im erstern Falle in der doppelten Zeit erzielte Effect nur auf eine halb so starke Kraft schließen lasse als im zweiten Falle. Leibniz beharrte auf seiner Meinung und formulirte in der weitern Discussion in einem in den „Acta eruditorum" von 1695 enthaltenen Aufsatze „Specimen dynamicum etc." den Unterschied zwischen statischem Druck und Zug und der eigentlichen Kraftentwickelung bei der Bewegung als „vires mortuae" und „vires vivae", was allerdings nur auf neue Namengebung für schon vorhandene Sachen hinauskam. Der erstere Ausdruck, „todte Kraft", zu welchem er durch die bei Galilei vorkommende Bezeichnung „peso morto" geführt wurde, ist, weil überflüssig und dem Sprachgefühle zuwider, längst wieder aus der Sprache der Mechanik verschwunden, während die „lebendige Kraft" bisjetzt ihr Leben gefristet hat, freilich mit vollständigem Verluste ihrer ursprünglichen metaphysischen Bedeutung und rein als technischer Ausdruck für eine Rechnungsgröße, nämlich für das Product aus der Masse mit dem Quadrat der Geschwindigkeit.

Dieses neue von Leibniz vorgeschlagene Kraftmaß war eigentlich nur eine Interpretation des Cartesius'schen Satzes von der Proportionalität des Effectes mit dem Wege durch die von den Galilei'schen Fallgesetzen gegebenen Beziehungen zwischen Weg und Geschwindigkeit. In dem Descartes'schen Producte aus Gewicht und Erhebung setzte er für die letztere den Ausdruck durch die Geschwindigkeit und kam so bei der Unklarheit, die bei ihm ebenso wie bei Descartes und Galilei über den Massenbegriff herrschte, an Stelle des Descartes'schen Mv, der Bewegungsgröße, zu dem Ausdrucke Mv^2 und nannte eben diesen Betrag „lebendige Kraft". Beide sind Kraftmaße, insofern der erstere die Kraftwirkung ausdrückt, die erforderlich war, um der Masse M eine gewisse Geschwindigkeit v zu ertheilen, welche sie gleichsam in sich aufgesammelt hat, während der andere die Fähigkeit ausdrückt, welche die bewegte Masse besitzt, einen Widerstand von bestimmter Größe zu überwinden. Das letztere gilt aber eigentlich nur für den halben Werth des Ausdrucks $= \frac{1}{2}Mv^2$, daher denn auch dieser nach Coriolis' Vorgange später als „lebendige Kraft" bezeichnet worden ist; denn man erhält denselben aus dem Producte des Gewichts mit der Erhebung $= Ps$, wenn man für s seinen aus den Fallgesetzen folgenden Werth $\frac{1}{2}\frac{v^2}{g}$ einsetzt und den Ausdruck $\frac{P}{g}$ als Masse M betrachtet. Dann kann man auch sagen, die Bewegungsgröße Mv gibt die Größe einer Kraft an, welche die Geschwindigkeit v einer Masse M während der Zeiteinheit zu vernichten vermag (oder bei einer tmal so kleinen Kraft während t Secunden), und die lebendige Kraft $\frac{1}{2}Mv^2$ drückt die Größe einer Kraft aus, welche die Geschwindigkeit der Masse während der Zurücklegung der Wegeeinheit vernichtet (bei einer smal so kleinen Kraft auf dem Wege s).

Später hat Belanger vorgeschlagen, mv^2 als lebendige Kraft zu bezeichnen, dagegen $\frac{1}{2}mv^2$ als lebendige Potenz. Coriolis hat für das Product aus Gewicht und Erhebung $= Ps$ den Namen Arbeit verwendet. Poncelet hat diesen Gebrauch befestigt und das Kilogrammometer (oder Meterkilogramm), das ist die Druckeinheit eines Kilogrammgewichts längs der Strecke eines Meters, als Arbeitseinheit angenommen.

Bei wirklichen Messungen ist vorher festzustellen, welche Massen- und Krafteinheit dazu gewählt werden soll. Man unterscheidet je nach dieser Wahl das absolute und das terrestrische Maßsystem. Nach dem erstern nimmt man als Masseneinheit die Masse des pariser Platin-Kilogramm-Gewichtsstückes, welches nahezu der Masse eines Kubikdecimeters Wasser bei 4° C. gleichkommt. Dann ist die Kraft, mit welcher dieses Stück von der Erde angezogen wird, nicht $= 1$, sondern gleich der Beschleunigung g (für Paris nahe $= 9{,}808$), da das Gewicht $P = Mg$ ist. Die Krafteinheit ist dann diejenige Kraft, welche in einer Secunde der Masse des Kilogrammstückes einen Geschwindigkeitszuwachs von 1 Meter in der Secunde ertheilt. Die Arbeitseinheit ist die Wirkung dieser Krafteinheit auf 1 Meter Wegestrecke.

Das andere Maßsystem, das sogenannte terrestrische, erhält man dadurch, daß man die Kraft, mit welcher das pariser Kilogrammstück in Paris angezogen wird, nicht gleich $9{,}808$, sondern $= 1$ setzt. Dann ist, wenn $P = Mg$, die Masse des Kilogrammstücks nicht wie oben $= 1$, sondern $= \frac{1}{g}$, sodaß erst $9{,}808$ Kilogrammstücke zusammen die Masseneinheit bilden. Für jeden andern Ort der Erde, an welchem die Beschleunigung durch die Schwere nicht g, sondern g' beträgt, würden $\frac{g}{g'}$ pariser Kilogrammstücke der Kraft eines Kilogramms entsprechen. Für ungefähre Reductionen in runder Zahl kann man bemerken, daß die Krafteinheit des terrestrischen Systems nahe 10mal so groß als jene des absoluten Systems ist und daß für die beziehentlichen Masseneinheiten das umgekehrte Verhältniß gilt.

Neben der Frage der Kraftmessung begann schon zeitig bei den Naturforschern und Philosophen auch eine andere Frage in den Vordergrund zu treten, nämlich die der sogenannten „Erhaltung der Kraft". Schon Galilei hatte sich einerseits in seiner Schrift „Della scienza

meccanica" bemüht nachzuweisen, daß es thöricht sei, durch Benutzung von Maschinen eine Vermehrung der an ihnen angebrachten Kraft zu erwarten, andererseits habe er auch schon beim Pendel gezeigt, daß ja in der Wirkung des Emporsteigens desselben alle Kraft wieder zum Vorschein komme, welche das Pendel vorher auf der andern Seite beim Herabfallen in sich aufgespeichert habe. Huyghens stellt in seinem „Horologium oscillatorium" bei Erörterung der berühmten Frage des Oscillations- oder Agitationscentrums als selbstverständlich die Annahme hin, daß, „wenn sich beliebige Gewichte vermöge ihrer Schwere zu bewegen anfangen, ihr gemeinsamer Schwerpunkt nicht höher steigen könne, als er sich bei dem Beginn der Bewegung befand". Hiermit ist wol auch, frei von aller Rücksicht auf metaphysische Gesichtspunkte, die Form des Erhaltungsgesetzes bezeichnet. Huyghens geht dabei von der Grundvoraussetzung aus, daß mechanische Kraft oder Arbeit, wie man sich heute ausdrücken würde, nicht aus nichts entstehen könne, und dann ist ja die Erweiterung des Satzes selbstverständlich, daß vorhandene Kraft oder Arbeit ebenso wenig verschwinden und in nichts zurückverwandelt werden könne.

Eine sozusagen metaphysisch erweiterte Fassung dieses Satzes war es nun, die Descartes in der oben angezogenen Stelle seiner „Principien der Philosophie" aussprach, wenn er von einer im Weltganzen sich stets gleichbleibenden Summe von Ruhe und Bewegung redete. Leibniz gab dies in der erwähnten Schrift von 1686 zu mit der Beschränkung, daß dies ewige sich Gleichbleiben von der Summe aller der von ihm sogenannten lebendigen Kraft gelte. Das Schiefe dieses Leibniz'schen Ausdrucks „lebendige Kraft" ist schon besprochen worden, und man würde die Bezeichnung „Kraft" hier nur brauchen können, wenn man sie im Sinne des Entdeckers des mechanischen Aequivalents der Wärme, J. R. Mayer's, brauchte, der mit Kraft das bezeichnete, was von Euler „effort" und seit Coriolis und Poncelet allgemein „travail" oder „Arbeit" genannt wird.

Englische Physiker haben für die eigentlich unter lebendiger Kraft zu verstehende „Arbeitsfähigkeit" sowol wie für die ruhenden Spannkräfte den Ausdruck „Energie" eingeführt und unterscheiden: „Energie der Lage" oder „potentielle Energie" als Bezeichnung für Spannkraft und Arbeitsvorrath, und „Energie der Bewegung" oder „kinetische Energie" als solche für Arbeitsfähigkeit oder lebendige Kraft. Der Erhaltungssatz wird dann so formulirt: „Die Summe aller vorhandenen Energie, d. h. die Summe der verrichteten Arbeiten und der noch verbleibenden Arbeitsfähigkeiten bleibt bei allen Vorgängen in der Natur dieselbe." Dieser Satz pflegt gewöhnlich als die Blüte und Spitze aller mechanischen Weltanschauung betrachtet zu werden als der höchste und allgemeinste Satz der Naturwissenschaft, zu dem erst eine mehrhundertjährige Gedankenarbeit hingeführt habe, ist aber natürlich in seiner völligen Allgemeingültigkeit für das gesammte Weltall in keiner Weise, weder deductiv noch inductiv, wirklich nachweisbar und auch für kleinere geschlossene Erscheinungsgebiete ist es erst etwa seit der Mitte dieses Jahrhunderts, nach der für die Wissenschaft so unendlich folgereichen Mayer'schen Entdeckung des mechanischen Aequivalents der Wärme möglich geworden, die äquivalente Umsetzung von potentieller in kinetische Energie und umgekehrt auf den verschiedenen Erscheinungsgebieten einigermaßen zufriedenstellend verfolgen zu können.

(*H. A. Weiske.*)

KRAFT (Adam), vorzüglicher Bildhauer der Uebergangsperiode aus der alten zur neueren Kunst, geboren höchst wahrscheinlich zwischen 1450 und 1460 in Nürnberg. Historische Quellen berichten sehr wenig über seine persönlichen Verhältnisse; man weiß nicht, bei wem und wo er die Kunst erlernte, ob er Reisen machte und wann er sich in Nürnberg niederließ, wenn er nicht hier geboren sein sollte. In dieser Stadt entstanden zwischen 1490—1507 fast alle seine zahlreichen Werke und da diese beglaubigt sind, so geben sie uns ein klares Bild seiner künstlerischen Thätigkeit. Es ist bemerkenswerth, daß die Stadtobrigkeit nie in der Lage war, seine Kunst in Anspruch zu nehmen; alle seine Werke sind im Auftrage von Privaten entstanden. Man wollte früher sein Geburtsjahr bis etwa 1430 hinaufrücken, da man den Giebel des Michaelichors in der Frauenkirche, 1462 vollendet, für sein Werk nahm, aber das Steinwerk rührt nicht von ihm, sondern von Adam Merz her, auch ist es kein eigentliches Bildhauerwerk, sondern eine Steinmetzarbeit. In das J. 1490 fällt sein berühmtes umfangreiches Werk der sieben Leidensstationen Christi, die von der Stadt bis zum Begräbnißplatz St.-Johannis gehen und mit dem Calvarienberge abschließen. Kraft erscheint hier als ein Künstler, der sich bereits von den mittelalterlichen Kunstformen emancipirt und der Gegenwart, die in der Kunst nach lebens- und naturwahrem Ausdrucke strebt, Rechnung zu tragen weiß. Die Hochreliefs der sieben Leidensstationen sind mit Meisterschaft aus dem Steine herausgearbeitet, auf den Ausdruck des Charakters in den Köpfen ist aller Fleiß verwendet, besonders ist die Betonung des herben Seelenschmerzes gelungen, mit dem Maria sich über die entseelte Hülle des Gottessohnes neigt. Leider haben die Bildwerke durch Unbilden der Zeit wie auch der Menschen sehr gelitten. Der Stifter dieser Stationen war Martin Kötzel, der zweimal (1477 und 1488) nach Jerusalem gepilgert war.

Die nächste Arbeit, die Sebald Schreyer (derselbe, der auch das Sebaldusgrab durch Peter Vischer ausführen ließ) bei ihm bestellte, ist an der Außenwand der Sebalduskirche, dem Rathhause gegenüber, ausgeführt. In drei Hochreliefs sind hier die Kreuztragung, die Abnahme vom Kreuze und die Auferstehung dargestellt. Der Auftraggeber bestimmte diesen Ort zu einem Grabe. Das ausgezeichnete Bildwerk, das, noch durch ein Dach vor den Unbilden des Wetters geschützt, zu den wohlerhaltenen des Meisters gehört, trägt die Jahreszahl 1492.

Vom J. 1496—1500 arbeitete Kraft an dem Werke, das seinen Ruf besonders begründete und neben dem

Sebaldusgrabe ein Wahrzeichen Nürnbergs, ein Ziel aller Künstlerfahrten dahin geworden ist. Es ist das berühmte Sakramentshäuschen in der St.-Lorenzkirche. Gestiftet ist es als ein Sühnwerk von Hans Imhof, der dazu 770 Goldgulden gab, ein für jene Zeit hoher Betrag. Das Werk erscheint wie ein gothischer Thurm in verjüngtem Maßstabe, ist mit Pfeilern, Säulen und kleinen Thürmchen verziert und spitzt sich in die Höhe immer zu, bis das höchste Ende sich wie ein Bischofsstab krümmt. Darstellungen aus dem Leben Jesu, die einen Bezug auf das Altarsakrament haben, sind in Relief vielfach angebracht. Gestützt wird das Ganze durch drei lebensgroße Figuren, die den Meister mit seinen beiden Gesellen darstellen.

Während dieses sein berühmtestes Werk entstand, fand der Meister noch Zeit, andere kleinere, wenn auch immer belangreiche, zu vollenden. Besonders erwähnenswerth, weil dem Alltagsleben entlehnt, ist das Reliefbild über dem Thore der alten kleinen Wage. Man sieht da eine Kaufmannswage, in die ein Knecht Gewichte legt, während der Kaufherr den Wagemeister bezahlt. Der Meister that hier einen kecken Griff ins volle Menschenleben und der Wurf ist ihm ebenso gut gelungen wie dem Labenwolf das Gänsemännchen.

Im Auftrage des Paul Volkamer entstand ein Relief, das sich an der innern Wand der Sebalduskirche befindet und das Abendmahl darstellt. Alle Köpfe der dargestellten Personen sind Porträts nürnberger Senioren und Rathsherren. Von weitern Werken des Meisters sind zu erwähnen eine Maria als Himmelskönigin in der Frauenkirche, eine Krönung der Maria, ebenda, und verschiedene kleinere Sakramentshäuschen in andern Städten, namentlich in Kalkreuth, Fürth, Katzwang und in Schwabach. Dann kommen noch an verschiedenen Häusern Nürnbergs Reliefdarstellungen vor, die aus seiner Werkstatt hervorgingen.

Als seine letzte Arbeit gilt die Grablegung Christi in der Kapelle der Familie Holzschuher auf dem St.-Johannis-Begräbnißorte. Es ist eine Gruppe von 15 runden Figuren, mehr als lebensgroß und in vollendeter Technik ausgeführt. Aufgestellt wurde die Gruppe 1507. Das Werk verräth nicht die Hand eines Greises, weswegen das angebliche Geburtsjahr 1430 hinfällig wird.

Aus den vielen Bestellungen, die der Meister erhielt, können wir mit Recht schließen, daß er sich bei seinen Mitbürgern eines großen Künstlerrufs erfreute. Die Sage wollte ihm auch die Entdeckung eines besondern Materials an Stelle des Steins zur Fertigstellung seiner Kunstwerke zuschreiben. Man erzählt, er hätte es verstanden, die härtesten Steine weich zu machen und sie, wenn sie unter seiner Künstlerhand die gewünschte Form bekommen hätten, wieder zu härten. Besonders glaubte man die Anwendung dieses Geheimnisses beim Sakramentshäuschen zu vermuthen. Wahrscheinlich hat die Krümmung der Spitze zu diesem Glauben verleitet, denn neuere Untersuchungen haben bewiesen, daß Kraft sehr feinen Sandstein bearbeitet hat.

Es wird auch berichtet, wie der Meister stets bestrebt war, zu lernen; alle Feiertage soll er mit Peter Vischer und Sebastian Lindenast zusammengekommen sein, bei welchen Zusammenkünften sie sich ihre Erfahrungen mittheilten und fleißig zeichneten. Um so unbegreiflicher ist es, daß von einem Verhältnisse zu A. Dürer nichts erwähnt wird. Der Meister starb 1507 im Spital zu Schwabach. Wahrscheinlich war sein Weib vor ihm gestorben, und da er keine Kinder hatte, ist es immerhin möglich, daß er sich in das Spital einkaufte, wie es damals üblich war. Er kann aber auch der Fall angenommen werden, daß der Meister, der ja Arbeiten nach Schwabach lieferte, Geschäfte wegen sich daselbst aufhielt, plötzlich erkrankte und so im dortigen Spital starb.

Siehe: Wanderer, A. Kraft und seine Schule (Nürnberg 1869). — Lochner, Des J. Neudörfer Nachrichten u. s. w. (Wien 1875). (*J. E. Wessely.*)

KRAFT[1]) (Karl Friedrich) wurde am 28. Jan. 1786 in Nieder-Trebra, einem Pfarrdorfe bei Sulza, geboren. Seine Vorfahren hatten in langer Reihe bis auf seinen Vater herab das Pfarramt bekleidet. Den ersten Unterricht ertheilte ihm der ernste, strenge Vater; daß ihn dieser bis zur Aufnahme in Schulpforte vorbereitet habe, wie gewöhnlich angegeben wird, wäre wol möglich, ist aber nicht wahrscheinlich, weil sein Oheim Rector der Klosterschule im Donndorf war und Kraft erzählt, er habe 1799 in dessen Hause die erste Bekanntschaft des damaligen jenaischen Professors Ilgen gemacht, und von dem Oheim rühmt: mihi puero studiorum doctorum exstitit auctor sapientissimus.[2]) Es war dies seit 1798 geschehen. In Pforta wurde er am 17. April 1800 aufgenommen und beendigte den gesetzlichen sechsjährigen Cursus am 23. März 1806. In diese Zeit fällt eine wesentliche Verbesserung der äußern und innern Einrichtungen, welche, schon von frühern Rectoren geplant, hauptsächlich durch den energischen Einfluß Ilgen's unter Mitwirkung des Ober-Hofpredigers Reinhard durchgeführt wurden. Die alte Zelleneinrichtung des Alumnats wurde beseitigt, die Zahl der Schlafsäle wurde vermehrt, neue Auditorien eingerichtet und anderes, was zur Sauberkeit und Bequemlichkeit beitrug. Die Einrichtung der Collaboratoren hat sich nicht bewährt, wohl aber die verbesserte Lehrverfassung, von der man sich unter preußischem Regiment ungern trennte. Kraft hat dies alles meist entstehen sehen und daher seine genaue Kenntniß und das Bestreben, den Apologeten zu machen. Ihm trat vieles noch näher, weil er Rector-Famulus geworden und dadurch mit dem Ilgen'schen Hause näher verbunden war. Ergötzlich ist die Erzählung von der Anhänglichkeit des kleinen Konstantin Ilgen.[3]) Unter seinen Mitschülern waren Thiersch, Dissen und andere spätere Philologen, aber sie waren älter und eine nähere Verbindung scheint nicht stattgefunden zu haben. Die Lehrer verehrte er

1) Sein Großvater hatte sich noch Krafft geschrieben; ein Oheim hatte die andere Form angenommen. Vita Ilgenii p. 184. 2) Vita Ilgenii p. 2. 115. 3) Vita Ilgenii p. 105.

mit großer Pietät. So ging er 1806 auf die Universität Leipzig, und studirte dort Philologie, obgleich er eigentlich zum Geistlichen bestimmt war. Hermann und Beck waren besonders seine Lehrer. Während der Ferien war er regelmäßig in Ilgen's Hause eingekehrt, und es kann nicht auffällig erscheinen, daß er ohne einen regelmäßigen Abschluß der akademischen Jahre 1809 als Hauslehrer der Familie eintrat. Der väterliche Freund war nicht damit einverstanden, daß er bereits am 10. Dec. 1810 eine Lehrerstelle am Hennebergischen Gymnasium in Schleusingen annahm.[4]) Hier ist er bis 1816 unter Walch's Rectorat thätig gewesen. Ueber seine amtliche Thätigkeit in diesen Anfängen wissen wir nichts, seine schriftstellerische Betriebsamkeit müssen wir auf jene Jahre zurückführen, in denen es ihm nicht an Muße gefehlt zu haben scheint. Im J. 1814 gab er mit seinem Collegen Christian Gottlieb Schmidt auf eigene Kosten heraus: „Die Landesschule Pforte ihrer gegenwärtigen und ehemaligen Verfassung nach dargestellt." Die Verfasser haben sich nicht über die getheilte Arbeit ausgesprochen, nur ein einfaches S. auf S. 54 und K. auf S. 173 grenzt die Theile ab. Auf Kraft war danach die Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse gekommen, die er auch in gemüthlicher Breite gegeben hat. Jetzt hat das Schriftchen nicht einmal geschichtlichen Werth. Im J. 1815 folgte die Geschichte von Griechenland zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, welche vier Auflagen erlebt hat, ein Zeugniß, wie beliebt derartige Hülfsbücher damals waren und wie sehr es ihm am Herzen lag, die Fertigkeit im Lateinschreiben zu erhöhen. Das war auch die Aufgabe der einzigen schleusinger Schulschrift 1816: „Observationes de quibusdam artis Latine scribendi neglectae causis", die in dem ersten Bande der kleinen Schulschriften abgedruckt ist. Trotz der geringen Einnahme der Schulstelle hatte er sich 1812 verheirathet; die Zunahme der Familie mußte ihm eine Verbesserung erwünscht erscheinen lassen und er folgte 1816 einem Rufe an das Domgymnasium in Naumburg um so lieber, als die Nähe von Pforta ihm auch das Ilgen'sche Haus wieder näher brachte. Chr. Gottlieb Wernsdorf war damals Rector; mit ihm und mit dem 1808 an das Gymnasium versetzten Rector der Rathsschule, Professor Fürstenhaupt, lebte er im freundschaftlichen Verhältnisse. Seine Muße verwendete er auf die Ausarbeitung des Deutsch-lateinischen Wörterbuches, welches der Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit geworden ist, dessen Veröffentlichung aber erst 1821 begann, als er das Directorat des Gymnasiums in Nordhausen übernommen hatte. Am 30. April 1821 ward er dort feierlich eingeführt. Die Stadt, welche auf Industrie und Handel angewiesen und damals noch sehr von dem Weltverkehre abgeschlossen war, that wenig für das Gymnasium, aber tüchtige Leiter, wie Strack und unser Kraft, verstanden es, dasselbe durch ihren treuen Eifer zu großer Blüte zu erheben. In solchem Streben lag auch der Grund, daß Kraft zu neuen wissenschaftlichen Plänen keine Muße fand, sondern sich begnügen mußte, das Begonnene zu vollenden. So erschien das Deutsch-lateinische Lexikon in 2 Bänden und erlebte 1824 die zweite, 1829 die dritte, 1843 die vierte Auflage. Mit Forbiger gab er 1826 das neue Deutsch-lateinische Handwörterbuch heraus. Damals glaubte man in diesem Werke einen seltenen Schatz zu besitzen und wir Schüler wälzten es sehr fleißig, ohne uns an die breiten Paraphrasen zu stoßen. Jetzt ist es anders geworden, weil man für die verschiedenen Formen der lateinischen Composition sich mehr an die Lektüre anschließt und bei freien Aufsätzen danach strebt, die Benutzung eines deutschen Wörterbuches entbehrlich zu machen. Großen Nutzen hatte Kraft auch von dem vielbegehrten Lexikon nicht, weil der Verleger nur seinen Vortheil ins Auge gefaßt hatte und den Verfasser für seine große Mühe kärglich honorirte. Nicht einmal für richtige Verbreitung hatte er sorgen können. Das Programmschreiben quälte ihn wenig. Es wurde zwar jährlich verlangt, aber er konnte sich mit einem winzigen Heftchen in Octav begnügen. So 1824, als die Schule ein Doppel-Jubiläum feierte, einmal die Erinnerung an Johann Spangenberg, der 1524 die gelehrte Schule begründet hatte, und dann das funfzigjährige Amts-Jubiläum des Collaborators Wolfram, des ersten Lehrers, der in Nordhausen ein solches Fest feierte. In Anerkennung seines segensreichen Wirkens verlieh die philosophische Facultät der Universität Halle 1827 Kraft ihre Doctorwürde honoris causa. So konnte er als Doctor dem ehrenvollen Rufe als Director des Johanneums in Hamburg folgen, als welcher er am 6. Dec. 1827 eingeführt wurde. Die Pietät des Schwiegersohnes Max Strack geht wol zu weit, wenn er behauptet, daß der große Ruf des Deutsch-lateinischen Lexikons die Aufmerksamkeit des Senats auf ihn gelenkt und zahlreiche andere Bewerber, unter denen er Matthäi, Zumpt, Meineke, Poppo nennt, zurückgestellt habe. Ich meine, daß vielmehr die Rücksicht auf den tüchtigen preußischen Gymnasialdirector bestimmend gewesen ist und die Aussicht auf die Neugestaltung des Johanneums nach Gurlitt's Tode den Ausschlag gegeben hat. Eine reformatorische Thätigkeit hatte er zunächst zu entwickeln. Opus a Gurlitto praeclare inchoatum non solum tueri, sed quoad eius fieri perficere conatus sum.[5]) Gurlitt hatte mit kräftiger Hand dem Rector wieder die gebührende Stellung verschafft, hatte eine einheitliche Schule geschaffen und die neben- und gegeneinander gehenden Lehrer zu einem Collegium geeinigt. Selbst die französischen Gewalthaber haben nicht gewagt, Hand an seine Anstalt zu legen. Kraft hatte sofort seine Entwürfe der Schuldeputation und dem Scholarchate zur Prüfung vorgelegt und die Bestätigung beider Behörden erhalten. Aber auch weiteren Kreisen wurden sie in dem Osterprogramme 1828 bekannt gemacht.[6]) In der Organisation wurde die Dreitheilung in Gelehrtenschule mit fünf Klassen und

4) Paene (?) reluctanti mihi oblata scholastici muneris conditio. Vita Ilgenii p. 106.

5) Brevis historia Joann. Hamburg. p. 27.

6) Abgedruckt Kl. Schulschr. I, S. 94—171.

achtjährigem Cursus, Realschule und Vorschule, aus der bisherigen Bürgerschule entstanden, durchgeführt. Das Klassensystem wurde angenommen und damit das bisherige Lections- oder Parallelsystem verlassen, zugleich auch die Dispensation von einzelnen Unterrichtsgegenständen beseitigt. In den Lehrplan kam mehr Einheit und innerer Zusammenhang und gewisse Lehrbücher wurden gewählt, um den Lehrern die Mühe des leidigen Dictirens und den Schülern das zeitraubende Nachschreiben zu ersparen. Erotematische Methode wird statt der akroamatischen dringend empfohlen, eine Maturitätsprüfung allgemein gefordert. Weniger wird man mit der Begünstigung von Chrestomathien einverstanden sein, auch die zur Belebung des Fleißes und Wetteifers in den untern Klassen eingeführten monatlichen Probearbeiten nicht als Certiren bezeichnen. Sehr genau ist der Abriß der Unterrichtsverfassung, zumal bei den alten Sprachen die Ausdehnung des Griechischen auf fünf Klassen und die größere Stundenzahl einer besonderen Rechtfertigung bedurfte. Diese Einrichtung hatte er vorgefunden und treu conservirt.[7]) Die modernen Culturſprachen und die Realgegenstände waren gut bedacht, nur die Physik unbeachtet gelassen, weil es dafür in der reichen Handelsstadt an einem Apparate fehlte. An einen Neubau war zunächst nicht zu denken, so wenig auch die alten dumpfen Räume in dem ehemaligen Johanniskloster genügen konnten. Am 24. Mai 1829 wurde das dreihundertjährige Jubiläum der Anstalt festlich begangen. Kraft hat in einer besondern Schrift: „Die dritte Säcularfeier des Johanneums in Hamburg", genaue Kunde von allem gegeben und auch eine Einladungsschrift: „Disputatio de Joannis Bugenhagii in res scholasticas meritis"[8]) verfaßt. Die genannte Schrift brachte ihm 1830 von der theologischen Facultät in Leipzig die Doctorwürde. Im J. 1837 wurde die Realschule vollständig von der Gelehrtenschule getrennt und ein eigener Director für dieselbe ernannt. Damit erhielten beide Anstalten Luft zu freier Entwickelung, und Kraft konnte seine Vorliebe für die altclassischen Studien ungehindert festhalten und pflegen. Der Wunsch nach einem Neubau fand erst 1840 seine Erfüllung. Wer die stattlichen Räume kennt, in denen das Gymnasium und die Bibliothek sich befinden (die Realschule hat inzwischen ein stattlicheres Schulhaus für sich erhalten) und dazu die saubern Wohnhäuser der Lehrer in der Domstraße, wird die Freude über die Errungenschaften erklärlich finden. Kraft hatte das Einladungsprogramm „De Ansgario aquilonarium gentium apostolo" geschrieben[9]) und am 7. Mai die „Oratio in novis aedibus Joannei Hamburgensis inaugurandis habita" gesprochen.[10]) Auch bei den verschiedenen Abschiedsfeierlichkeiten vom alten Hause hatte er natürlich mit zu ordnen und zu reden. Bei dem großen Brande 1842 entgingen durch eine glückliche Drehung des Windes die neuen Gebäude der Gefahr, und nach wenigen Wochen konnte mitten unter den umherliegenden Trümmern der Unterricht in dem unversehrten Hause aufgenommen und Gott für die gnädige Hülfe gedankt werden.[11]) Die Aufhebung des gymnasium academicum hatte er stets erstrebt, aber nicht erreicht. Die Blüte der Gelehrtenschule nahm bei dem überwiegenden materiellen Interesse nach und nach ab; man wendete sich der Realschule zu und machte wol Kraft deswegen Vorwürfe. Aber er ließ sich nicht irremachen in der Verbreitung der altclassischen Studien und sah seine Bemühungen durch steigende Frequenz belohnt, und jetzt hat Hamburg noch ein zweites humanistisches Gymnasium errichten müssen. An Anerkennung von seiten der Behörden, Amtsgenossen und Schüler hat es ihm deshalb auch nicht gefehlt. Am 6. Dec. 1852 feierte man sein 25jähriges Jubiläum als Director[12]); die Antigone des Sophokles wurde hauptsächlich durch Prof. Ulbrich's Mühewaltung dabei Griechisch in der Aula aufgeführt. Aeußere Verhältnisse waren daran Schuld, daß er 1855 nicht in das Präsidium der deutschen Philologen-Versammlung[13]) gewählt wurde, aber die Schulmänner übertrugen dem wackeren Veteranen den Vorsitz in der pädagogischen Section und die gesammte Versammlung wählte ihn zum Mitglied der Deputation zur Begrüßung des soeben aus Afrika zurückgekehrten Heinrich Barth, seines Schülers. Am 10. Dec. 1860 wurde sein 50jähriges Lehrerjubiläum in glänzender Weise gefeiert, weil alle ihm aussprechen wollten, welche Verdienste er in so langer Reihe von Jahren sich um die Schule und die Jugend erworben hatte. Sogar ein Fackelzug von den Schülern der obern Klassen in Verbindung mit den Commilitonen des akademischen Gymnasiums ist gestattet worden.[14])

Ich habe nur die wichtigsten Momente aus seinem Schulleben in Hamburg hervorgehoben; er war so in Anspruch genommen, daß er bei den Programmen wiederholt die Geringfügigkeit des Inhaltes durch Mangel an Muße entschuldigt. Wenn man die kleinen Schulschriften durchsieht — der erste Band 1820, eine neue Folge 1843, auch eine dritte Sammlung war beabsichtigt — so erkennt man leicht, wie bequem sie zusammengestellt und mit mancherlei Titeln ausstaffirt waren. Von den Entlassungsreden ist nur ein Theil gedruckt; eine große Mannichfaltigkeit war dabei nicht möglich. Biographische Mittheilungen über verdiente Lehrer oder Worte am Grabe eines solchen gehörten auch zu den Schularbeiten. Lateinische Gedichte verfaßte der alte pförtner Schüler mit großem Geschick, wenn es auch bisweilen Zwangsarbeiten waren.

7) Bei der göttinger Philologen-Versammlung hatte er sein Verfahren gerechtfertigt und sein College Ulbrich, sonst nicht gerade sein Freund, diesen Conservatismus gebilligt. Vgl. S. 154. 8) Auch in Kl. Schulschr. I, S. 174—202. 253—290. Später schrieb er das Programm De Joan. Bugenh. Pomerani in res ecclesiasticas meritis, abgedruckt in Kl. Schulschr. II, S. 1—31. 9) Abgedruckt Kl. Schulschr. II, S. 98—175. 10) Kl. Schulschr. II, S. 176—186. S. 300.

11) Kl. Schulschr. I, S. 312. 12) In Mützell's Zeitschr. f. G. W. 1863, S. 319 ist darüber genau berichtet, doch wol vom Schwiegersohne Strack. 13) Zur Begrüßung schrieb er im Auftrage des Lehrercollegiums die Brevis historia Joannei Hamburgensis. 14) Genaueren Bericht gibt auch hier der Schwiegersohn in Mützell's Zeitschr. f. G. W. 1861, S. 234 fg.

Freie Arbeiten bezogen sich zunächst auf die Fertigkeit im Lateinschreiben. So 1832 die Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische und 1834 die Materialien dazu für mittlere Klassen. Gleichem Zwecke dienten „Selectae Mureti epistolae et orationes" (1826) und „Selectae Mureti variae lectiones" (1830). Weil er für die Tertia an die Stelle der Schriftsteller Chrestomathien gesetzt wünschte, hat er selbst zusammengestellt eine „Chrestom. Ciceroniana" und die ausgewählten Stücke mit Anmerkungen und einem Register versehen, 1830 und in zweiter Auflage 1844. Ebenso schon 1829 eine „Chrestom. Ovidiana". Im J. 1837 erschien „Vita Caroli Davidis Ilgenii", bei deren Abfassung die temporis angustiae und die Schwierigkeit des Stoffes die Vollendung der Form verhindert haben sollen.[15]) Biographische Data waren ihm von der Familie zuvorkommend mitgetheilt, mehr wußte er aus langer eigener Bekanntschaft, und so konnte er ein Lebensbild aufführen auf wohlbekannter Grundlage und seine Kenntniß der Pforta zu einem Gedächtnißbuche für alte Pförtner machen. In zahlreichen Excursen theilt er Altes und Neues mit und reizt dabei durch die gewandte, etwas wortreiche Darstellung. Das letzte Unternehmen war das Real-Schul-Lexikon, eine sehr zweckmäßige Arbeit, weil frühere Schriften, um Realkenntnisse in angemessener Weise der Jugend lexikalisch zu vermitteln, veraltet waren, wie Hederich und Funke, und das neue Werk von Pauly weit über die Bedürfnisse der Schule hinausgeht, zu umfangreich und zu kostbar ist. Kraft hatte sich dazu mit seinem Collegen Cornelius Möller vereinigt in der Art, daß jeder der Herausgeber bestimmte Buchstaben zur Bearbeitung übernahm und nur für diese verantwortlich war. Der erste Band, in welchem Kraft die Buchstaben B—C. F, K. gearbeitet hatte, war bereits 1847 erschienen. Infolge der politischen Unruhen der nächstfolgenden Zeit trat eine mehrjährige Unterbrechung ein, und erst 1853 konnte der zweite Band erscheinen, für welchen Kraft einen bedeutenden Theil geliefert hatte. Die Ungleichmäßigkeit der Arbeit, die zu große Ausdehnung nöthigte zu einem Preise, der zwar an sich mäßig, aber doch für Schüler zu hoch war. Da überdies Lübker mit seiner bessern Anordnung und billigerem Preise gefährliche Concurrenz machte, ist es nicht zu verwundern, daß es zu einer zweiten Auflage nicht gekommen und auch die erste Bearbeitung in Vergessenheit gerathen ist.

Kraft war frühzeitig Mitglied der Lateinischen Gesellschaft in Jena geworden, später trat er auch der Historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig bei, localer Vereine nicht zu gedenken. Nachdem Hamburg durch bequemere Verbindung nicht mehr als ultima Thule galt, besuchte er die Philologen-Versammlungen, wie in Berlin und Göttingen. Nach seinem Lehrerjubiläum erlangte er auch seinen ehrenvollen Abschied und er zog sich in die ländliche Stille nach Hamm bei Hamburg zurück. Dort lebte er im Kreise der Seinen[16]) und in wissenschaftlicher Thätigkeit. Zuletzt von asthmatischen Beschwerden gequält erreichte er mühsam seinen achtzigsten Geburtstag, brach aber dann zusammen und starb nach schwerem Todeskampfe am 6. Febr. 1866. In Hamm ist er neben der längstverstorbenen Gattin am 10. Febr. unter lebhafter Theilnahme Hamburgs beigesetzt. — Max Strack in der Zeitschr. für das Gymnasium-Wesen Bd. XX, S. 333; Hamburg. Schriftsteller-Lexikon IV. S. 168 fg.

(*F. A. Eckstein.*)

Kraftheim (Joh. Krato von), s. Krato.

Kraftmesser, s. Dynamometer.

KRAGSTEIN (auch Tragstein, Console, Kraftstein genannt) ist ein zum Theil in der Mauer steckender und von deren Belastung festgehaltener, zum Theil mehr oder weniger von der Mauerfläche hervorragender (vorkragender) Stein von geeigneter Form, um zur alleinigen oder theilweisen Unterstützung vorspringender Bautheile, wie Gesimse, Balkone, Erker oder selbständiger Decorationsgegenstände, wie Büsten, Statuen, Vasen u. s. w. zu dienen. Er erfüllt sowol einen constructiven wie decorativen Zweck und wird dem entsprechend entweder aus Haustein, Holz oder Metall als wirklicher Träger hergestellt oder als nur nachgeahmter Träger aus Gips, Cement, Steinpappe u. dgl. gebildet und nur an der Wandfläche befestigt. Wo die Kragsteine nur zur Unterstützung leichter Gegenstände, wie Büsten und Statuetten von Gips, Uhren, Vasen u. s. w. oder nur zur Bereicherung der Decoration dienen, werden sie aus entsprechend leichtem Material, ja selbst hohl hergestellt und künstlich befestigt.

Die Kragsteine kommen in allen Bauweisen und in den verschiedensten Formen von einfachster Bildung bis zur reichsten Ornamentirung vor. Sie stehen je nach ihrem Zwecke entweder vereinzelt oder in Reihen nebeneinander.

An den Monumenten des griechischen und römischen Stils sind sie in Sförmigem Schwunge gestaltet und mit Akanthusblatt verziert, als Träger von Verdachungsgesimsen zu beiden Seiten der Fenster und Thüren, sowie in Reihen nebeneinander angeordnet unter der Hängeplatte der Kranzgesimse korinthischer, bisweilen auch ionischer Ordnung. In letzterm Falle werden sie eigentlich Modillons genannt und sind in solchem Abstande voneinander angebracht, daß quadratische Felder in der Unteransicht der Hängeplatte entstehen, welche mit Rosetten verziert werden. Auch die Schlußsteine der römischen Monumente erhalten eine ähnliche Form und dienen nicht selten (z. B. an den Triumphbogen) zugleich als Tragsteine für daraufstehende Kriegerstatuetten. — In der spätrömischen und altchristlichen Architektur treten die Consolen als Träger von Wandsäulen, Pilastern und Bogenarchivolten, sowie als Gesimsträger am Aeußern auf, während sie im Innern als Träger für die Binderbalken des freien Dachstuhles dienen. Im romanischen

15) Recension von G. Hermann in Gersdorf's Repertorium XIV, S. 520; von Döderlein in München. Gel. Anzeigen 1839, Nr. 243. 244.

16) Strack spricht von zwei Enkeln und einer Urenkelin, nirgends von den Kindern. Ein Sohn war Pfarrer.

und gothischen Stile steigert sich die Anwendung der Kragsteine, indem diese entweder als Träger der Bogenreihen (Bogenfriese) unter den Gurt- oder Hauptgesimsen, oder als Aufstand für Wandpfeiler, Lisenen und Gewölbrippen angeordnet werden und in den verschiedensten Formen, namentlich in Gestalt von Köpfen, Menschen- und Thierfiguren, auftreten. Die Kunst der Steinmetzen legte besonders bei ihnen ihre abenteuerliche Phantasie zu Grunde. Im Burgenbau oder der Profankunst des Mittelalters finden wir sie, dem kühnen und trotzigen Charakter jener Bauten entsprechend, oft mehrfach übereinander sich schichtend und vorspringend, als Träger der Zinnen, Galerien, Erker und Pechnasen, ja selbst ganzer überragender Stockwerke selbständig oder durch Bogenreihen überspannt. Eins der schönsten derartigen Beispiele ist der kühn übergebaute Thurm des Stadthauses (Palazzo vecchio) zu Florenz. Die Renaissance endlich wandte die Kragsteine in ausgedehnter Weise an und griff hierbei wieder auf die in der Antike gegebene Form zurück, dieselbe nur noch freier und reicher ausbildend. So kommen hier und in der Spätrenaissance die Consolen nicht mehr als Träger allein vor, sondern werden als vermittelnde decorative Bautheile an Ecken, Winkeln und Uebergängen, z. B. bei den Giebeln als Ausfüllung der durch die absetzenden Stockwerke sich bildenden Dreiecke, über vorspringenden Säulen, die oberhalb in Pilaster übergehen, und als sogenannte An- oder Ausläufer, welche einen Vorsprung, Kropf, Pfeiler u. dgl. in die Mauerflucht zurückführen, angewendet. — Der Zopfstil gefiel sich besonders in häufiger und übertriebener Anordnung der Schneckenlinie an den Consolen und Ausläufern.

Häufig vorkommende technische Bezeichnungen im Französischen sind: consoles avec enroulements für oben und unten mit Schnecken verzierte Consolen; consoles renversées für verkehrt stehende Consolen, welche nicht mehr als Träger, sondern als Vermittler von Uebergängen (bei Giebeln) dienen; consoles gravées, verzierte Konsolen u. s. w. (*Alwin Gottschaldt.*)

KRAGUJEWATZ, die Hauptstadt des gleichnamigen königl. serbischen Regierungsbezirks, liegt im Gruzer Kreise in hügeliger, wohlangebauter Gegend zu beiden Seiten des Flüßchens Lepenitza, welches, von dem hochgelegenen Dorfe Golo Tschelo einige Meilen westlich von der Stadt herabkommend, sich unterhalb Adzibegowatz in die Morawa ergießt. Die Stadt zählt 1404 Häuser mit 6386 Einwohnern, darunter 2225 steuerpflichtige Familienhäupter. Sie besitzt 1 königliches Residenzschloß, 1 Präfectur, 1 Kirche der orthodoxen Confession, an welcher sieben Geistliche angestellt sind, 10 Unterrichtsanstalten, darunter 1 Lehrerseminar, 1 Gymnasium und Normalschulen für beide Geschlechter, 1 Postamt und 1 Telegraphenstation, 1 Landtagsgebäude, in welchem bis 1878 die jährlichen Zusammenkünfte der Skupschtina abgehalten werden, 1 Kanonengießerei, 1 Gewehrfabrik, 1 Militärhospital mit Krankenwärterschule, endlich im Osten der Stadt, etwa 4 Kilom. von derselben entfernt, eine Munitionsfabrik mit bedeutendem Schießpulverdepot. Die Tscharschia, d. h. Marktstraße, ist sowol mit europäischen Stoffen wie auch mit Producten heimischer Industrie reichlich versehen. Die Straßen sind breit, wohlgepflastert und reinlich, die einstöckigen Häuser freundlich, das Residenzschloß, nach welchem der König während der Sitzungsperiode der Skupschtina von Belgrad sein Hoflager zu verlegen pflegte, wurde von dem Fürsten Michael Obrenowitsch in dem Stile der geringern ungarischen Edelsitze auf dem Lande angelegt. Es wird von einem geräumigen Hofe umgeben, auf welchem sich auch die als Curiosität conservirten Konaks (Palais) des Fürsten Milosch und seiner Gemahlin Ljubitza, Holzbauten, nach dem Muster der Wohnhäuser türkischer Spahis aufgeführt, vorfinden.

Der Regierungsbezirk Kragujewatz bildet die südöstliche Hälfte der Provinz Schumadia, des Waldlandes von Serbien, in welchem im J. 1804 der Aufstand wider die Türken zuerst ausbrach und seinen wirksamsten Rückhalt fand. Er besteht aus vier Kreisen (Srez), und zwar außer dem schon erwähnten Gruzer noch dem Kragujewatzer, dem Lepenitzer und Jasenitzer, und enthält im ganzen 178 Ortschaften, welche zu 84 Gemeinden berufen worden sind, und in 16,145 Häusern 98,141 Einwohner mit 28 Kirchen und 44 Schulen zählen. Der vornehmste Industrie- und Exportartikel ist das Borstenvieh, welches von hier über Ungarn bis nach Deutschland und sogar nach England verfahren wird. Die Hauptfeldfrucht ist der Mais (Kukuruz); stellenweise findet sich auch reichlicher Zwetschen- und Weinbau.

Die Geschichte von Kragujewatz beginnt erst mit der serbischen Freiheit. Allerdings bezeugen künstlich verzierte Sarkophage, Cippen, Inschriftenreste und Bruchstücke von Bildsäulen und sonstigen Sculpturen, welche sich nicht selten in und um Kragujewatz finden, daß daselbst eine römische Ortschaft gewesen, in welcher sogar Kunstleben geherrscht, aber nicht einmal der Name derselben ist uns aufbewahrt worden. Auch aus der frühern serbischen und aus der türkischen Zeit knüpfen sich keine historischen Erinnerungen an den Ort; nur bezeugt eine als Ruine noch vorhandene Moschee, daß er im Paschalik von Belgrad die Geltung eines Kassaba, Marktfleckens, gehabt. Nachdem im J. 1804 der serbische Aufstand ausgebrochen, ging Kragujewatz als ganz offener, von den umliegenden Höhen beherrschter Ort ohne Kampf in die Hände der Serben über. Unter der Regierung des Karadjordje spielte es, obwol zur unmittelbaren Woiwodschaft dieses gehörend, keine Rolle; indessen muß seiner Entwickelung die vom Morawa-Thale, der großen Heerstraße Serbiens, schwer zu erreichende und demnach den Frieden verbürgende Lage zugute gekommen sein. Nachdem Milosch, noch ein türkischer Unterbeamter, der Knjäs der Serben des Paschaliks geworden, nahm er, um dem in Belgrad residirenden Pascha, seinem Chef, nicht zu nahe zu sein, in Kragujewatz als der wichtigsten Binnenortschaft seinen ständigen Wohnsitz. Daselbst wurden von da ab auch die Nationalversammlungen (Skupschtina) abgehalten, daselbst entwickelte Milosch sein großes diplomatisches Geschick, wodurch er die an-

fangs losen Fäden seiner Autorität allmählich immer fester anzog und zu einem autonomen Vasallenfürstenthume gestaltete. Ebenda bildete sich aber auch die Opposition gegen seine Regierung aus, als diese zu unerträglicher Tyrannei geworden war. In dem Gefühle, seine frühere Popularität völlig verscherzt zu haben, siedelte er zuletzt nach Belgrad über, woselbst er im J. 1839 zur Abdankung genöthigt wurde. Sein Sohn Michael, welcher ihm folgte, begann seine Regierung in Belgrad, gedachte aber, den Wünschen des Volks Rechnung tragend, seine Residenz nach Kragujewatz zurückzuverlegen, als (im J. 1842) seine Gegner sich ebenda sammelten und ihn von da aus über die Landesgrenze trieben. Seitdem hat Kragujewatz nur noch während der Skupschtina-Sitzungen vorübergehend den Landesfürsten mit der Regierung beherbergt; wie sich das Fürstenthum gestaltete, konnte nur Belgrad den Erfordernissen einer Hauptstadt genügen. Als aber während des Krimkriegs das serbische Volk zu einem krankhaften nationalen Selbstgefühle erweckt worden war und von seinem Fürsten die Befreiung der stammverwandten Bosnier vom Türkenjoche forderte, gründete Alexander Karadjordjewić in Kragujewatz die schon erwähnte Kanonengießerei, welcher später noch eine Gewehrfabrik beigefügt wurde. Das begonnene Werk wurde von den Obrenowićen fortgesetzt, und Kragujewatz wurde zum Kriegsarsenal Serbiens gemacht. Seit dem Berliner Frieden dürfte größere Ruhe eingetreten sein; Kragujewatz pflegt nur noch als Sitz der Skupschtina gelegentlich erwähnt zu werden. (*G. Rosen.*)

Krähe, s. Corvus.

KRÄHENHÜTTE, Vorrichtung zum Erlegen der Krähen. Zur Anlage einer Krähenhütte wählt man einen etwas erhabenen Ort im freien Felde, am besten zwischen zwei Feldstücken in der Nähe eines Dorfes, überhaupt da, wo Krähen und andere Raubvögel am meisten vorbeistreichen. Hier wirft man eine $2^2/_3$ Met. lange, ebenso breite und $1^2/_3$ Met. tiefe Grube aus und mauert dieselbe mit Steinen aus oder belegt die Wände mit Bohlen, welche $^1/_2$ Met. über der Erde hervorragen. Im ersten Falle wird über der Grube ein $1^1/_3$ Met. hohes, rundes Gewölbe, im andern Falle von Sparren und Latten ein $1^1/_3$ Met. hohes Dach aufgeführt. Gewölbe sowol als Dach werden durchaus mit Rasen belegt und oben im Mittelpunkte des Gewölbes oder Daches ein so großes rundes Loch gelassen, daß man eine Stange durchstecken kann, auf welche ein Uhu gestellt wird. Der Eingang zur Hütte wird schräg in die Erde gegraben, und die Thür mit Moos und Rasen benagelt. Auf der andern Seite der Hütte werden zwei Reihen Schießlöcher angebracht, welche 8 Centim. im Quadrat haben, durch den auswärtigen Erdhaufen hindurch mit Holz ausgefüttert und so eingerichtet sind, daß man sowol die auf der Erde sitzenden, als auch die im Fluge herbeikommenden, oder auf den nahen trockenen Bäumen sitzenden Raubvögel sehen und schießen kann. Die trockenen Bäume oder Hochreiser werden den Schießlöchern gegenüber in einer Entfernung von 7 Met. so gesetzt, daß man sie bequem übersehen und gut beschießen kann. Sie müssen wenig Aeste und dürfen kein Laub haben. Durch die Oeffnung im Dache der Hütte wird eine $1^2/_3$ Met. hohe, $^2/_3$ Met. über der Hütte hervorragende Stange gesteckt, und auf dieser eine mit einem Hasenbalge überzogene Scheibe angebracht, welche dem Uhu zum Sitz dient und auf welcher er jedesmal, wenn man Raubvögel schießen will, angefesselt wird. Von der Hütte aus kann man, mit mehrern Flinten versehen, in kurzer Zeit eine große Zahl Krähen und andere Raubvögel schießen; man muß aber die erlegten Krähen u. s. w. liegen lassen, bis das Schießen eingestellt wird. Werden die Krähen infolge des Schießens scheu, so hebt man die Stange, auf welcher der Uhu sitzt, in die Höhe und rüttelt denselben, worauf die Krähen zu neuen Anfällen gereizt werden. (*William Löbe.*)

KRAHN, auch KRANICH, nennt man im allgemeinen eine Hebevorrichtung, mittels deren größere Lasten auf geringere Höhen gehoben, hierauf in horizontaler Richtung bis zu einem noch innerhalb des Bereichs der Maschine liegenden Punkt bewegt und daselbst wieder herabgelassen werden können.

Die Construction besteht im wesentlichen aus einer Säule (Krahnsäule), um welche oder mit welcher der ganze Krahnbau im Kreise gedreht werden kann, sowie aus einem vorstehenden, mit der Krahnsäule auf geeignete Weise in horizontaler oder schräger Lage verbundenen Balken, dem Krahnausleger, an dessen Spitze eine feste Rolle angebracht ist, über welche das die Last tragende Seil (oder Kette) geführt ist. Die Spitze des geneigten Auslegers ist mit der Krahnsäule durch Zugstangen verbunden. Zum Heben der Lasten ist jeder Krahn mit einer am Krahnbau befestigten Seil- oder Kettenwinde versehen.

Man unterscheidet feststehende und transportable Krahne, je nachdem das Gerüst mit einem Fundament fest verbunden, oder auf besondern Gleisen beweglich eingerichtet ist. Jede dieser beiden Gruppen zeigt mit Rücksicht auf die speciellen Zwecke und Verwendungsstellen sehr mannichfaltige charakteristische Ausführungen, die sich wieder in Krahne mit Handbetrieb, Transmissions-, Dampf-, hydraulische und pneumatische Krahne eintheilen lassen.

Ihre hauptsächliche Verwendung finden die Krahne in Waarenmagazinen, technischen Werkstätten, auf Schiffswerften, Baustellen u. s. w. Je nach ihrer Bestimmung erhalten sie verschiedene Formen. Als Haupttypen unterscheidet man die Drehkrahne, welche wieder in Wandkrahne (Magazinkrahne) und freistehende Drehkrahne zerfallen; ferner die Scherenkrahne, die hydraulischen Krahne, die Rollkrahne und schließlich die Laufkrahne. Als Uebergangsglied zwischen den Aufzügen und Krahnen können diejenigen Wandkrahne bezeichnet werden, welche größtentheils als Magazinkrahne Verwendung finden. In besonderen Fällen, z. B. bei beschränktem Flächenraume und genügender Höhe, kann es sich nothwendig machen, den Krahn an der Decke derart aufzuhängen, daß der Verkehr unterhalb desselben nicht beschränkt wird. Eine

Species der Magazinkrahne sind die in Mahl- und Schrotmühlen für das Aus- und Wiedereinheben der Mühlsteine in die Mühleisen der Mahlgänge gebräuchlichen Steinkrahne.

Die Krahne mit veränderlichem Ausleger lassen sich eintheilen in solche, welche mit Beibehaltung des festen Krahngerüstes den hier horizontalen Ausleger als Bahn eines Wagens für die Förderlast benutzen, wodurch man den Typus des Gießereikrahns erhält, und in solche, deren Ausleger um einen horizontalen Bolzen am Fuße der Krahnsäule drehbar angeordnet ist und bei welchen demgemäß die Zugstangen durch Ketten ersetzt sind. Das Gerüst des Gießereikrahns besteht aus der Säule, dem Ausleger und der Strebe. Letztere zwei Gerüsttheile werden je durch zwei parallel gestellte Träger gebildet, die zwischen sich genügenden Raum lassen, um die anzuordnende Hebemaschine (Kraftrolle, Flaschen- oder Klobenzug u. s. w.) aufzunehmen. Längs des Auslegers wird durch besondere Mechanismen der Krahnwagen, die Katze genannt, bewegt, welche die Kraftrolle oder den Klobenzug trägt, wodurch die Horizontalförderung der Last bei ruhendem oder bewegtem Gerüste möglich ist. Der mit der Kraftrolle oder dem Flaschenzuge in Verbindung gebrachte Haspel resp. Windeapparat wird am Krahngerüst befestigt; durch Bewegung der letztern Hebemaschine wird die Verticalförderung der Last erreicht.

Ueberaus leichte und zweckmäßige Krahne werden von amerikanischen Constructeuren für Bauzwecke ausgeführt; die größern Baustellen amerikanischer Städte zeichnen sich daher durch ihre praktischen Krahnrüstungen aus. Die Krahne sind dort derart über die Baustelle vertheilt, daß jeder Punkt des Gerüstes von einem derselben erreichbar ist. Das ganze System einer solchen leichten Krahnrüstung wird nach Vollendung eines Stockwerkes auf der Höhe desselben wieder aufgestellt.

Freistehende Drehkrahne, auch Quai- oder Uferkrahne genannt, haben entweder eine zum Theil in einen Schacht versenkte drehbare Säule, die sich gegen Rollenlager stützt und mit ihrem Spurzapfen in einem auf der Schachtsohle angeordneten Spurlager ruht, oder die Krahnsäule steht fest und es ist dafür eine drehbare Krahnhülse angeordnet, welche die Streße und den Ausleger aufnimmt. Die Anordnung der in einen Schacht versenkten drehbaren Säule findet man hauptsächlich bei den nach dem Erfinder benannten Fairbairn-Krahnen. Der Umstand nämlich, daß der einfache freistehende Krahn mit drehbarer Säule verhältnißmäßig viel Platz einnimmt und seine niedrige, zu schräge Lage mancherlei Unbequemlichkeiten bei der Verwendung desselben zur Folge hat, endlich auch Zugstange und Ausleger eine zwar geeignete, aber keineswegs continuirliche, feste Construction darstellen, veranlaßte im J. 1850 den englischen Ingenieur William Fairbairn, Krahne aus Eisenblech zu construiren, wobei Ausleger, Zugstange und Krahnsäule zu einem Ganzen verbunden sind und gleichsam aus Einem Stücke bestehen. Der krumme Ausleger ist hier entweder als Vollwand- oder als Gitterträger mit rechteckigem Querschnitte hergestellt.

Der zweite Typus der freistehenden Krahne ist der der Krahne mit fester, nicht drehbarer Säule. Dieselben vermeiden die Unbequemlichkeit, welche mit der Anlage des Schachtes verbunden ist, und gewähren eine leichtere Zugänglichkeit des Drehzapfens. Diese Krahne werden entweder so ausgeführt, daß die Krahnsäule kurz ist und ihre Lagerung in einer starken Fundamentplatte erhält, die durch eine Anzahl Anker mit dem Fundament in Verbindung steht, oder die Säule reicht entsprechend weit in das Fundament hinab und wird in ihm fest vermauert. In der Regel hält man die erstere Constructionsform für die zweckmäßigere. In beiden Fällen trägt die feste Säule gewöhnlich oben einen Zapfen, auf welchem mittels einer abwärts gekehrten Pfanne ein bewegliches Drehgerüst aufgehängt ist, das sich gleichzeitig in seinem erweiterten, ringförmigen Untertheil mittels Rollen gegen den cylindrischen, gut abgedrehten Theil der Säule stützt. Den Ausleger, welcher nur auf Druck in Anspruch genommen wird, bildet man entweder aus Holz oder Gußeisen und die nur auf Zerreißen beanspruchten Zugstangen aus Schmiedeeisen. Die Bewegung des Krahns um die verticale Achse geschieht entweder vom Drehgerüste aus von Hand, oder durch eine besonders hierfür aufgestellte Maschine. Für solche Krahne, welche die Hebung größerer Lasten bewirken, ist stets die Anordnung eines Gegengewichtes, welches eine zu starke einseitige Beanspruchung der Krahnsäule verhindert, von Vortheil. Bei Dampfkrahnen stellt man zweckmäßig hierfür den Dampfkessel, der stets als Verticalkessel ausgeführt wird, dem Ausleger entgegengesetzt derart auf, daß sein Gewicht für den genannten Zweck zur Wirkung kommt. In Fällen, wo die Anordnung eines Gegengewichtes durchaus geboten ist und kein Kessel dafür zur Verfügung steht, wird dasselbe durch einen entsprechend angeordneten Gewichtskasten gebildet.

Die Scherenkrahne gehören sowol bezüglich der Dimensionen ihrer Gerüsttheile als auch der Größe der Förderlasten zu den mächtigsten Hebemaschinen. Die Construction derselben ist aus der des Dreifußes oder Vierfußes hervorgegangen. Die letztgenannten, sehr primitiven Hebemaschinen werden aus drei, resp. vier hölzernen Masten gebildet, die entsprechend den Kanten einer drei- oder vierseitigen Pyramide gegeneinander festgestellt werden. Die Lastenförderung bei diesen häufig in Fabrikhöfen und auf Verladeplätzen Verwendung findenden Hebegerüsten erfolgt durch Klobenzüge, combinirt mit Handhaspeln, welch letztere entweder unabhängig vom Gerüste aufgestellt werden, oder auch ihre Lagerung am Krahngerüste selbst finden können. Ertheilt man einem derartigen Gerüste eine geeignete Beweglichkeit seiner Fußstützen, so erhält man Maschinen, welche gleichzeitig zur Vertical- und zur Horizontal-Förderung brauchbar sind. Dieselben werden auch vierbeinig oder derart construirt, daß das dritte oder Hinterbein durch eine Kette ersetzt wird, und heißen in dieser Anordnung Scherenkrahne.

Die Scherenkrahne werden speciell für Hafenplätze disponirt und zum Transport der Kessel und Maschinen,

zum Einbau derselben in Dampfschiffe, zur Ausrüstung der Schiffe, Aufstellung der Schiffsmasten u. s. w. verwendet. Die ursprüngliche Construction derselben ist derart, daß zwei der Masten des Krahns am Uferrande drehbar gelagert sind, während dem Fuße des dritten Mastes, der eine entsprechend größere Länge besitzt, eine Beweglichkeit in horizontaler Richtung ertheilt ist. Vielfach werden die Scherenkrahne auch auf eigenen Schiffen aufgestellt und so transportabel gemacht. Der Gebrauch der schwimmenden Krahne hat in letzter Zeit so bedeutend zugenommen, daß jetzt die meisten Schiffsbaugesellschaften einen oder mehrere solcher Krahne in Gebrauch haben.

Die hydraulischen Krahne werden in neuerer Zeit besonders häufig angewendet. Dieselben bilden eine wichtige Abtheilung der feststehenden Drehkrahne; ihr Betrieb erfolgt direct oder indirect mittels durch Handpumpen oder Accumulatoren gepreßten Wassers. Die Anordnung hydraulischer Krahne ist wegen der günstigen Betriebsverhältnisse bei periodischer Thätigkeit und wegen der leichten Uebertragung der Kraft namentlich dann zweckmäßig, wenn, wie in Hafenanlagen, eine größere Anzahl weit auseinanderstehender Krahne durch die gleiche Dampfmaschine in Betrieb gesetzt werden soll. Ferner finden hydraulische Krahne für Gießhallen in directer Anordnung, als Wandkrahne in indirecter Anordnung ausgedehnte Verwendung. Die Accumulatoren, welche das Druckwasser liefern, kommen als Luft-, Dampf- und Gewichts-Accumulatoren vor. Die Luft-Accumulatoren sind cylindrische oder kugelförmige Gefäße aus Eisen oder Stahlblech, deren Luftvolumen durch Einpumpen von Wasser verkleinert wird; durch diese Compression der Luft wird eine bedeutende Pressung des Druckwassers bewirkt. Dampf-Accumulatoren erzeugen die Pressung des Wassers dadurch, daß Kesseldampf direct auf dem Spiegel des im Accumulator eingeschlossenen Wasserkörpers zur Wirkung gebracht wird. Am verbreitetsten sind die Gewichts-Accumulatoren. Bei diesen erfolgt die Spannung des Kesselwassers durch Gewichte und es kann dieselbe stets von gleicher Intensität erhalten werden. Der einzige Nachtheil derselben besteht darin, daß sie, wo es sich um die Erzeugung höherer Spannungen des Kraftwassers handelt, sehr voluminös werden.

Bei den indirect wirkenden hydraulischen Krahnen wendet Armstrong kurze Preßcylinder an, in welchen anfänglich gewöhnliche Kolben nach Art der Dampfkolben sich bewegten, sodaß diese Hebecylinder als einfache Wassersäulenmaschinen aufzufassen sind. Meist bedient man sich jedoch für hydraulische Hebevorrichtungen der Plungerkolben. Das regelmäßige Spiel des Krahns wird mittels Schiebersteuerung von Hand bewirkt. Um die nachtheiligen Folgen der Wasserstöße zu vermeiden, welche beim jedesmaligen plötzlichen Absperren des Druckwassers eintreten und namentlich bei der Drehvorrichtung, wegen der verhältnißmäßig großen horizontalen Geschwindigkeit der am Krahnschnabel hängenden Last, von Bedeutung sind, werden zweckmäßig besondere Sicherheitsventile in den Verbindungsröhren zwischen dem Drehcylinder und seinem Schieberkasten angeordnet.

Auf Bahnhöfen, in Häfen und im Bauwesen braucht man Krahne, welche nach Bedarf an verschiedenen Stellen in Betrieb gesetzt werden können. In solchem Falle macht man den Krahn transportabel, indem man die Krahnsäule, statt dieselbe mit dem Steinfundament zu vereinigen, in das Plateau eines niedrigen Wagens versenkt, der auf einem Schienengleise fortgerollt werden kann. Man bezeichnet diese Maschine dann kurz als Rollkrahn. Der mit dem Wagen vereinigte Krahn ist meist ein freistehender mit fester Säule und drehbarer Hülse, oft auch mit drehbarem Ausleger. Die Rollkrahne dienen zuweilen noch zum Horizontaltransport der Lasten in der Richtung des Gleises, etwa wenn der Krahn als Mittel zur Versetzung der Maschinentheile in größeren Montirungsräumen benutzt wird. Dieselben werden als Hand- und Dampfkrahne gebaut. Bei letztern unterscheidet man die eigentlichen Dampfkrahne, bei welchen auf dem Krahnwagen eine eigene Dampfmaschine mit ihrem Kessel Platz findet, von denjenigen Krahnen, deren Bewegung durch eine Transmission von einer für anderweitige Zwecke aufgestellten Dampfmaschine aus bewirkt wird. In neuerer Zeit hat man zum Betrieb der transportabeln Krahne mit Vortheil Seiltransmission angewendet.

Die Rollkrahne erfordern neben den beiden Bewegungen zur Hebung, resp. Senkung der Last und zur Umschwenkung des Auslegers noch eine dritte Bewegung, welche das Fortrollen des Krahns auf seiner Bahn erzielt. Der Transport leichter Handkrahne erfolgt meist durch directen Zug der Arbeiter oder angespannter Pferde; bei größeren Krahnen versieht man die eine oder jede der beiden Laufachsen mit einem Zahnrad, das durch Rädervorgelege von einer Kurbelwelle aus gedreht wird. Bei Rollkrahnen auf Bahnhöfen geschieht die Versetzung des Krahns am einfachsten durch Vorspannen einer Locomotive. Bei allen Rollkrahnen müssen geeignete Mittel zur Herstellung der erforderlichen Stabilität in Anwendung gebracht werden. Das Umschlagen des Krahns unter dem Einflusse der angehängten Last verhütet man durch die Anordnung von Gegengewichten, wozu entweder wirkliche Gewichtsmassen, oder, wie bei den Dampfkrahnen, das Gewicht des Dampfkessels und der Dampfmaschine benutzt wird. Diese Gegengewichte sind mit dem drehbaren Ausleger verbunden, da sich dieselben stets der Last entgegengesetzt befinden müssen. Unter Umständen führt man den Ausleger doppelt mit doppelter Winde aus, wodurch man meist eine genügende Ausgleichung der Gewichte erreicht.

Zu den Rollkrahnen sind auch die Excavatoren zu rechnen; es sind dies eigenthümliche Hebevorrichtungen von krahnartiger Einrichtung und Wirkungsweise, die in neuerer Zeit namentlich in Amerika, aber auch schon vielfach auf dem europäischen Continent zur Anwendung kommen. Die Excavatoren dienen sowol zum Austiefen von Kanälen und Baugruben als auch zur Ausführung von Grabearbeiten beim Bau von Eisenbahnen. In letzterer Beziehung haben diese Hebemaschinen die großartigste Verwendung beim Bau der Pacificbahn gefunden.

Dieselben besitzen als wirksames Organ (ähnlich wie die Stiel-Löffelbaggermaschinen) eine mit einem Stiel versehene Grabschaufel, resp. einen Baggereimer, dem durch die Betriebsmaschine eine solche Bewegung ertheilt wird, daß bei jedem Spiele ein bestimmtes Quantum des Grundes abgestochen, hierauf gehoben und dem betreffenden Fahrzeuge überliefert wird, welches die Masse weiter zu transportiren hat. Die Thätigkeit der Maschine besteht daher nicht nur in einer Hebung der Massen, sondern zugleich in der Arbeit des Grabens oder Abschneidens, zu welchem Zweck die Grabschaufel die geeignete Form und Bewegung erhalten muß.

Die sogenannten Laufkrahne bestehen im wesentlichen aus fahrbaren Winden auf fahrbaren Hochgerüsten, die zunächst für die Verticalförderung von Lasten und im besondern zum Horizontaltransport in beiden zur Verticalen senkrechten Richtungen dienen. Diese Hebemaschinen besitzen das eigentliche Merkmal des Krahns, den Ausleger, nicht, weshalb die durch den herrschenden Sprachgebrauch allgemein gewordene Bezeichnung derselben als Laufkrahne nicht correct ist. Jeder Laufkrahn enthält eine aus hinreichend starken Trägern gebildete Brücke, welche die Schienen für die auf Rädern stehende Windevorrichtung trägt und ihrerseits gleichfalls auf einer zu ihrer Länge senkrechten Bahn fortgerollt werden kann. Nach der Höhenlage der Schienenbahn, auf welcher die Brücke läuft, kann man zwei verschiedene Laufkrahnconstructionen unterscheiden. Im Innern von Gebäuden ist es meist möglich, die Schienen in derjenigen Höhe anzubringen, bis zu welcher die Last gehoben werden soll. Es genügt dann, die Brücke aus zwei miteinander verbundenen Längsträgern zu bilden, die mit zwei entsprechenden Laufachsen zur Aufnahme von vier Laufrädern zu versehen sind. Ist dagegen ein festes Gerüst nicht anzubringen, wie bei manchen Bauten, auf Bahnhöfen u. s. w., so legt man die Laufschienen in das Niveau des Terrains und gibt der Brücke beiderseitig hohe, gerüstförmige Füße, die unten mit den Laufrädern versehen sind. Solche Krahne heißen ihrer Form wegen Bocklaufkrahne. Mittels dieser beiden Arten von Krahnen kann die Last nach jedem beliebigen Punkte der rechteckigen Grundrißfläche befördert werden, deren Länge gleich der Verschiebung des Krahns und deren Breite gleich der Verschiebung der Winde auf der Krahnbrücke ist. Die Bewegung der Krahnbrücke und der Winde sowie die Hebung der Last geschieht bei kleineren Laufkrahnen und geringen zu transportirenden Massen durch Handbetrieb; für größere Leistungen hat man in neuerer Zeit mit Vortheil den Betrieb durch Elementarkraft, entweder mittels einer direct mit der Brücke verbundenen Dampfmaschine oder mittels Seiltransmission, angewendet. Hauptsächlich sind die Laufkrahne in Eisengießereien, Maschinenwerkstätten und Montirsälen in Gebrauch sowie bei größeren Bauten, namentlich auch bei dem Bau von Pfeilern und massiven Brücken zur Versetzung der Arbeitsstücke und Materialien. *(W. H. Uhland.)*

KRAHNRECHT ist das Recht, in Häfen und an Ausladestellen einen Krahn öffentlich zu halten; außerdem das Recht des Landesherrn, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtliche Ladung zu verzollen. *(W. H. Uhland.)*

KRAICHGAU (Kreichgau, Creichgove) war ehemals ein Gau des rheinischen Frankens und grenzte im Norden an den Elsenz- und Lobbengau, im Westen an den Rhein, im Süden an den Alb- und Pfinzgau, im Osten an den Enzgau. Er hatte seinen Namen von dem Flüßchen Kraich (Creihaha), welches in Würtemberg entspringt, den Gau durchschneidet und nach einem Laufe von 68 Kilom. in den Rhein mündet. Schon früh war der Gau in den obern und den untern Kraichgau abgetheilt. Als Untergau enthielt er den Anglach- und den Salzgau. Der Gaugraf hatte seinen Sitz in Bretten. Der Gau umfaßte einen Flächenraum von 10—15 □Meilen und zählte etwa 60,000 Bewohner. Ein Theil des Gaues gehört heute zu Würtemberg. Zum obern Kraichgau wurden 17 Orte gerechnet, zum untern 32; der untere Gau bestand zum Theil aus einer waldigen und sumpfigen Ebene, zum Theil aus fruchtbarem Hügelgelände. Davon leitet man den Namen Bruhrain (Bruchrain) für diesen Theil des Gaues ab. (Bruhrain = Bruchrain, Bruch = Sumpfebene, rain = Anhöhe.) Der badische Theil des Gaues liegt in den Kreisen Heidelberg und Karlsruhe.

Unter den Gaugrafen ist als ältester Gerold bekannt, Besitzer großer Güter in mehrern Gauen und vielleicht auch Vorsteher mehrerer Gaue. Er machte 779 größere Vergabungen an das Kloster Lorsch und zeigte sich durch Güterübergabe im Kraich- und Enzgau sehr freigebig gegen diese Abtei. Unter Ludwig dem Deutschen war Sigard im J. 853 Gaugraf. In der ersten Hälfte des 11. Jahrh. war Wolfram Gaugraf; er soll mit einer Schwester Heinrich's IV. vermählt gewesen sein. Im J. 1100 war Bruno Verwalter des Kraich-, des Elsenz- und des Enzgaues. Um 1120 verwaltete Poppo von Laufen, Bruder des Erzbischofs Bruno von Trier, das Gaugrafenamt und beschenkte das Stift Odenheim reichlich. Die Familie von Laufen war im 12. und 13. Jahrh. in dieser Gegend mächtig, und nach ihrem Aussterben hörte die gräfliche Verwaltung des Gaues auf. Einige Bestandtheile wurden 1234 von Friedrich II. dem Markgrafen Hermann von Baden verpfändet; andere kamen an die Pfalzgrafen am Rhein und an verschiedene andere Herren.

Die späteren Schicksale des Gaues im Bauernkriege, in den Kämpfen mit Ulrich von Würtemberg und im Dreißigjährigen Kriege u. s. w. sind mit dem Geschick der Hauptorte desselben verknüpft. Diese Hauptorte sind:

Bretten (Brettenheim), jetzt Amtsstadt im Kreise Karlsruhe mit 4034 Einwohnern (1880), an der Salbach und an den Bahnen Bruchsal-Mühlacker und Karlsruhe-Eppingen gelegen, war der Hauptort des Gaues. Hier ist der Reformator Melanchthon geboren. Unter Karl dem Großen war Bretten eine Villa und Mark im Creichgove. Es war schon früh sehr bevölkert, da die Gegend fruchtbar ist. Unter dem Geschlechte von Laufen blühte der Ort auf, erhielt Markt- und Münzrecht und wurde mit einer Mauer umgeben. Nach dem Erlöschen dieses Ge-

schlechtes kam Bretten an die durch Heirath mit den Laufen verwandten Grafen von Eberstein, die es später zum Eigenthum erhielten. Im J. 1335 wurde Bretten an den Markgrafen Rudolf von Baden und von diesem an Ruprecht von der Pfalz verpfändet. Dieser kaufte dem Herrn von Eberstein das Einlösungsrecht ab, und seitdem gehörte Bretten zur badischen Pfalz. Im J. 1504 wurde die Stadt von Ulrich von Würtemberg vergeblich belagert. Ebenso mußte im Bauernkrieg eine Schar Bauern unverrichteter Dinge von der Stadt abziehen. Die Pest des J. 1565 raffte in kurzer Zeit über 600 Menschen weg. Im J. 1632 wurden die Thore von Bretten durch die Oesterreicher verbrannt, die Thürme und Mauern gesprengt. Am 24. Aug. 1689 wurde die Stadt von den Franzosen bis auf die Kirche und ein Haus eingeäschert. Durch den Frieden von Lüneville kam Bretten an Baden.

Sickingen (431 Einwohner), im Bezirksamte Bretten, ist Stammort der Familie von Sickingen, aus welcher der berühmte Franz von Sickingen hervorgegangen. Das Kloster Lorsch besaß hier Güter. Unter den frühern Grafen von Sickingen war der Ort sehr wohlhabend. In der Kirche ist ein Monument der zwei ältesten Grafen von Sickingen und ihrer Gemahlinnen.

Eppingen (3621 Einwohner), Amtsstadt im Kreise Heidelberg, an der Elsenz und Station der Bahn Karlsruhe-Eppingen-Heilbronn, ist einer der wohlhabendsten Orte im Großherzogthume Baden. — Schon um das J. 630 soll der fränkische König Dagobert hier eine Kirche gebaut haben. Otto III. schenkte 985 dem Domstifte Worms alles, was in Eppingen zur königlichen Gewalt gehörte, und Bischof Konrad von Speyer erhielt von Heinrich IV. ein Gut daselbst. Eppingen war damals ein Reichsdorf, welches Friedrich II. im J. 1220 an Baden verpfändete. Unter Rudolf I. hat Eppingen Stadtrechte erlangt. Markgraf Rudolf von Baden verpfändete Eppingen im J. 1367 an den Kurfürsten Rupert von der Pfalz. Doch kam die Stadt wieder an Baden, wurde wieder verpfändet, bis durch die Schlacht von Seckenheim 1462 Eppingen definitiv an die Pfalz fiel. Im Bauernkriege plünderten die Bauern von Eppingen und andern Orten unter Anführung ihres Pfarrers Eisenhut die adeligen Schlösser der Umgegend, bis ihr Anführer ergriffen und in Bruchsal enthauptet wurde. Mit der Einführung der Reformation in der Pfalz wurde auch Eppingen evangelisch. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt schrecklich durch Plünderung und Seuchen zu leiden. Noch größere Noth litt Eppingen unter Mélac's barbarischer Kriegsführung. Der städtische Kriegsschaden belief sich auf 220,271 Gulden. Die Einwohnerschaft gerieth ins bitterste Elend und konnte sich nur langsam erholen. Unter badischer Herrschaft ist Eppingen in den Friedensjahren wieder in die Höhe gekommen.

Zum oberen Kraichgau gehörten auch Knittlingen (s. d.) und Maulbronn (s. d.).

Die Hauptstadt des Bruhrains war Bruchsal (s. d.), jetzt Amtsstadt im Kreise Karlsruhe, mit 11,373 Einwohnern, an den Bahnlinien Heidelberg-Karlsruhe, Bruchsal-Bretten und Bruchsal-Germersheim.

Heidelsheim, Städtchen im Amte Bruchsal (2271 Einwohner), an der Salbach gelegen, wird schon 1307 als Stadt erwähnt. Das Kloster Lorsch besaß Güter daselbst. Später war die Stadt bald den Markgrafen von Baden, bald der Pfalz verpfändet, bei welcher sie nach der Schlacht bei Seckenheim verblieb.

Jöhlingen (2374 Einwohner), im Amte Durlach, Station der Bahn Karlsruhe-Eppingen, gehörte früher zum Domkapitel Speyer und wurde 1024 zum Kraichgau geschlagen, dessen südliche Grenze es bildete.

Gochsheim, Städtchen im Amte Bretten an der Kraich (1383 Einwohner), war pfälzisches Lehen im Besitze der Grafen Eberstein. Friedrich II. gab dem Orte Marktrechte und ließ ihn mit Mauern umgeben. Im J. 1504 nahm Ulrich von Würtemberg in einer Fehde mit der Pfalz Gochsheim ein und behielt dasselbe, belehnte aber den Grafen Wilhelm von Eberstein damit, bei welchem Geschlechte Gochsheim blieb, bis es erlosch, worauf das Städtchen an Würtemberg zurückfiel. Im J. 1806 kam Gochsheim an Baden.

Odenheim an der Katzbach im Amtsbezirke Bruchsal mit 2320 Einwohnern; es wird schon zur Zeit Karl's des Großen genannt, wo das Kloster Lorsch hier Güter erhielt. Im J. 879 war Odenheim königliches Kammergut und kam an die Grafen des Kraichgaus, die Herren von Laufen, welche 1122 das Kloster Odenheim stifteten und es mit Colonisten aus dem Kloster Hirsau besetzten. Bald erhielt es bedeutende Schenkungen und begann aufzublühen. Die Grafen von Laufen waren bis zum Erlöschen des Geschlechtes Kastenvögte in Odenheim, dann bis 1330 die römischen Könige, bis 1338 die Hofwarte von Kirchheim und dann die Bischöfe von Speyer. Das Kloster wurde im 14. Jahrh. befestigt und 1695 von Papst Alexander VI. in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt. Im Dreißigjährigen Kriege wurde das Stift zerstört und später an der Stelle des Klosters ein Meierhof (Stifterhof) errichtet.

Eichtersheim (819 Einwohner), an dem Angelbache gelegen, zum Bezirksamt Siesheim gehörig, wurde von König Ludwig im J. 858 an das Kloster Lorsch gegeben und kam von diesem als Lehen an die Familie Landschad von Steinach. Später kam Eichtersheim in andere Hände, fiel dann an die Landschad zurück, durch welche es an das Haus Venningen fiel, das mit ersteren durch Heirath verwandt war.

Langenbrücken (1447 Einwohner), im Amte Bruchsal, Station der Bahn Heidelberg-Karlsruhe, ist durch sein Schwefelbad bekannt. Es gehörte ursprünglich den Herren von Kißlau, welche das Dorf an Speyer verkauften, worauf es 1802 an Baden fiel. Die Badeanstalt ist 1766 von dem Bischofe Franz Christoph von Speyer errichtet worden, zerfiel später und kam 1808 in Privathände.

Kißlau, altes Schloß, zur Pfarrgemeinde Mingolsheim gehörig, wurde 1252 von König Wilhelm von Holland an Speyer geschenkt, nachdem die Herren von Kißlau ausgestorben waren. Es wurde von den Bischöfen

zum Sommeraufenthalt benutzt. Nach dem Anfalle an Baden (1802) wurde es Staatsgefängniß und Invalidenhaus; später kam das Schloß in Privathände und wurde zu einer Fabrik umgestaltet. Jetzt ist es zurückgekauft und in ein polizeiliches Arbeitshaus verwandelt worden.

Der ehemalige Rittercanton Kraichgau umfaßte noch manche Orte, die außerhalb des eigentlichen Gaues lagen und den Nachbargauen, besonders dem Elsenzgau, angehörten. *(Wilh. Höchstetter.)*

KRAILSHEIM (Crailsheim), Stadt und Oberamtssitz im würtembergischen Jagstkreise mit 4642 Einwohnern (1880) an der Jagst, Knotenpunkt der Bahnen Heilbronn-Nürnberg und Mergentheim-Ulm. Die Stadt ist Sitz der Bezirksstellen, hat eine schöne steinerne Eisenbahnbrücke und eine im J. 1497 erbaute steinerne Brücke über die Jagst. Wegen des sich immer mehr steigernden Verkehrs mußte diese Brücke 1873 nach beiden Seiten hin breiter gemacht werden und hat nun einen Gehweg für Fußgänger sowie ein höheres eisernes Geländer. Die Gewerbthätigkeit der Stadt ist bedeutend gestiegen; eine Reparaturwerkstätte für Eisenbahnwagen und eine Gasfabrik sind errichtet worden. Getreide-, Breter- und Viehhandel werden eifrig betrieben. Um Lichtmeß wird in Krailsheim Taubenmarkt gehalten, auf dem oft 5—600 Stück Tauben verkauft werden.

Zum Andenken an die fünfmonatliche, jedoch vergebliche Belagerung der Stadt durch die Reichsstädte Hall, Rothenburg und Dinkelsbühl im J. 1379 wird heute noch am Mittwoch vor Estomihi ein besonderer Stadtfeiertag mit Gottesdienst gehalten. An demselben erhalten die Schulkinder mürbe Brote in Form einer Armbrust, die sogenannten „Haaraffen" (Heraffen). Vgl. Crailsheim. *(Wilh. Höchstetter.)*

KRAIN, ein Herzogthum und im Reichsrathe vertretenes Kronland der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, liegt zwischen 45° 25′ 10″ und 46° 30′ 20″ nördl. Br., 31° 15′ 48″ und 32° 23′ 6″ östl. L. von Ferro und hat einen Flächeninhalt von 9988,33 □Kilom. Es wird im Norden von Kärnten und Steiermark, im Osten von Kroatien, im Süden von Istrien und im Westen von Görz und Gradiska begrenzt, ist im ganzen ein hochgelegenes Land, von dessen Oberfläche 54 Proc. auf das Gebirge, 25 Proc. auf das Hügelland und etwa 21 Proc. auf das Tiefland entfallen. Eine Linie, welche sich zusammensetzt aus dem oberen Laufe der Wippach, der Straße über Adelsberg nach Ober-Laibach, der Laibach und der Save bis zur steiermärkischen Grenze, theilt Krain in ein kleineres nordwestliches und in ein größeres südöstliches Gebiet, wovon jenes an der südöstlichen Abdachung der südlichen Kalkalpen, dieses auf dem Karstplateau liegt. Das Land senkt sich im allgemeinen von Nordwesten nach Südosten. Die bedeutendste Bodenerhebung desselben befindet sich im nordwestlichen Winkel, wo das Savethal bis gegen 870 Met. und der Triglav zu einer Höhe von 2864 Met. ansteigen. Die Mitte des Landes, die Laibacher Ebene, liegt 285 Met. über dem Meere, und in der Nähe von Möttling, an dem Zusammenflusse der Grenzflüsse Kamenica und Kulpa, liegt der tiefste Punkt des Landes mit einer Höhe von 107 Met. Den nordwestlichen Raum des Landes erfüllen die Ostjulischen Alpen, deren Kamm die Landesgrenze gegen Görz bildet, und sich im Norden bis zum Weißenfelspaß und südlich bis zur Karstgrenze erstreckt. In denselben liegt im äußersten Westen der malerische Mangart mit seinem scharfen, 2000 Met. hohen Rücken, dessen höchster Gipfel bis zu 2678 Met. aufsteigt. Südöstlich von demselben erhebt sich die Gruppe des Triglav, das höchste Gebirge von Krain, welches mit dem Mangart gleiche geologische Bildung hat. Zuunterst liegen Gailthaler Schichten; Rücken bis 1900 Met. Höhe enthalten die verschiedenen Schichten der Triasformation, die höheren Kämme und Gipfel bestehen aus Liaskalken. Die höchste Spitze dieser Gruppe ist der Triglav mit 2864 Met. Höhe, dessen drei Gipfel mit ewigen Schnee- und Eisfeldern geziert sind und ein prachtvolles Panorama gewähren. Der Triglav, von seinen drei Spitzen sogenannt, ist der Grenzstein dreier Sprachgebiete, des deutschen, italienischen und slawischen, und die Wasserscheide zweier Meeresgebiete, des adriatischen und des schwarzen. Oestlich vom Hauptstocke desselben dehnt sich das umfangreiche, meist bewaldete Plateau von Pokluka aus, auf welchem sich das höchstgelegene Pfarrdorf des Landes, Koprivnik, 974 Met. über dem Meere erhebt. Unter dem östlichen Abhange der Pokluka liegt in einer Meereshöhe von 474 Met. der reizende Veldes-See, während im obern Wocheiner-Thale in einer Meereshöhe von 522 Met. der 76 Met. tiefe Wocheiner-See zwischen den 2000 Met. hohen Gipfeln der Triglavgruppe eingebettet ist. Aus den hinter demselben sich aufthürmenden Felsen stürzt die Savica als Abfluß acht kleinerer Alpenseen nach mehrern Katarakten zuletzt in einem Falle von 66 Met. ins Thal. Südöstlich von der Wochein zwischen der Zaier und der Gradašca, einem Nebenflusse der Laibach, breiten sich die Lacker Berge aus, welche gegen Südosten mit den Billichgratzer Bergen zusammenhängen, deren äußerste Hügel bis vor Laibach reichen. Mit den Lacker und Billichgratzer Bergen hängt das Bergland von Idria mit seinen breiten und meist bewaldeten Rücken und engen tief eingeschnittenen Thälern zusammen, welches aber schon zum Theil Karstformation aufweist und so das Uebergangsgebirge zum Karstland ist. Besonders in dem südlichen Theile dieses Berglandes, dem 790 Met. hohen Birnbaumerwalde mit dem 1300 Met. hohen Nanos, tritt der Karstcharakter schon sehr ausgesprochen hervor, weshalb dieses Terrain auch von manchen dem Karstgebiete zugetheilt wird. Im Norden bilden vom Weißenfelspasse bis ostwärts zum Kankerpaß die natürliche Grenze des Landes gegen Kärnten die Karawanken, welche sich in ihrem westöstlichen Striche immer mehr erheben, und in ihrem Laufe mächtige Zweige nach Süden und Norden aussenden. Ihre Kammhöhe, welche anfänglich etwa 1200 Met. beträgt, erhebt sich in der Mitte der Gebirgskette auf 1900 Met. und sinkt vor dem Kankerpasse auf circa 1400 Met. herab. Die bedeutendsten Gipfelerhebungen sind der Vaišnik 2103 Met., Stol 2239 Met., Zelenica 2179 Met., Velikivrh 2058

Met., Košutnik Thurm 2135 Met. und Storžič 2134 Met. Ueber dieses Gebirge führt der 1071 Met. hohe Wurzener Sattel, der 1370 Met. hohe Loiblpaß und der 941 Met. hohe Seeberg- oder Kankerpaß, über welchen sich an der Kanker die Straße von Krainburg nach Kappel in Kärnten zieht. Die Karawanken sind reich an Eisenerzen, in der Kocna findet sich auch Bleiglanz und nördlich von Vigaun wurde früher auch auf Quecksilber gebaut. Ihre Fortsetzung im Osten des Kankerpasses sind die Steiner oder Sannthaler Alpen, mit welchen sie geologisch vollkommen übereinstimmen. Unmittelbar östlich von dem Kankerpasse steigt der Grintouc in wilden Rissen und Zacken zu 2559 Met. Höhe auf und östlich davon, durch einen 2000 Met. hohen Kamm verbunden, erhebt sich die Ojstritza auf 2350 Met. Weiter südöstlich senkt sich der Kamm am Kozjak auf 665 Met. und am Trojanaberge 563 Met., sodaß über erstern eine Bezirksstraße und über letztern die wiener Hauptstraße ohne Windungen geht. Im weiteren Verlaufe erhebt sich der Gebirgszug wieder auf der Velika Planina zu einer Höhe von 1206 Met. und findet seine östliche Grenze an dem Winkel, der von der Mündung der Sann in die Save gebildet wird. Das Terrain zwischen der Steiner Feistritz und der Save füllen drei mehr oder weniger parallel laufende Ketten der Egger oder Podpetscher Berge aus. Die erste zieht südlich an den Bächen Neul und Möttnig von Stein bis an die Sann. Die Wasserscheide zwischen den beiden Bächen bildet der oben genannte Sattel Kozjak. Die zweite Hügelkette ist südlich vom Radomlabache begrenzt, und die dritte wird von jenen Gebirgen gebildet, welche südlich sich von der Feistritz längs des linken Saveufers bis an die Sann hinziehen. Das wenig cultivirte, aber fruchtbare Gebiet dieser drei Gebirgszüge ist von ausgedehnten Wäldern bedeckt, deren Rücken sich bis zu 600 und deren höchste Gipfel sich bis zu 1200 Met. erheben.

Zwischen den Julischen, den Steiner Alpen und dem Karst dehnt sich die Laibacher Ebene, das bedeutendste Flachland des ganzen Landes, mit einer Erhebung von circa 300 Met. über dem Meere aus. Dasselbe wird durch die isolirten Hügel Vranšica 641 Met. und Großkahlenberg 675 Met. und die bei Laibach östlich streichenden Hügelreihen in drei ungleiche Theile getheilt, von welchen sich der größere vom Vranšica nordwärts bis über Krainburg erstreckt, während der mittlere und kleinere den Raum von den Steiner Alpen und zwar von Stein südlich bis gegen Laibach erfüllt. Der südlichste Theil dieser Ebene ist das Laibacher Moor, welches sich über einen Flächenraum von nicht weniger als 23,000 Hekt. erstreckt. Es ist ein beckenförmiges, circa 290 Met. hohes Thal, welches von Bergen und Hügeln eingeschlossen ist, von der Laibach durchflossen wird, und in welches sich 52 Bäche und Flüsse aus der Umgebung ergießen. Der Boden desselben besteht aus Torf und Moorgrund, welcher in der Tiefe von 2—6 Met. auf weißem Muschelthon ruht, der aus verwitterten kleinen Muscheln oder gelblichem Thon oder Tögel besteht. Stellenweise ragen aus der Moorfläche kleine isolirte, von secundärem Kalkstein gebildete, bis 390 Met. hohe Hügel hervor, deren Oberfläche mit Thonerde bedeckt und mit Buchen, Fichten und Eichen bewachsen ist. Bevor dieses Moorgebiet cultivirt wurde, war es mit einem 0,3—0,6 Met. hohen Moose dicht überzogen, welches auf 0,6—3 Met. mächtigen Torfschichten lag. Unter diesen befand sich eine Lage von schwarzer Moorerde von wechselnder Tiefe, unter welcher der oben erwähnte Tögel sich befindet. Für die Ueberschreitung desselben waren besonders die 6—30 Met. im Durchmesser sich erstreckenden sogenannten „Seefenster“ gefährlich, welche ebenfalls mit Moos überzogen waren, unter welchem sich aber eine senkrecht aufsteigende Quelle befand, aus welcher sich der Versinkende nicht leicht retten konnte. Große Strecken desselben waren ferner mit 2 Met. Höhe nicht übersteigenden Fichten, Föhren, Eschen und Birken dicht bewachsen. Endlich gab es große schwarz gefärbte Strecken, „Moor“ genannt, welche aus vom Wasser aufgelöstem Torfbrei bestanden und nur hier und da Grasbüschelchen zeigten, auf welchen der Fuß eine schwankende Stütze fand. Alle Stellen des Morastterrains aber waren vom Wasser so gesättigt, daß neben dem auftretenden Fuße überall das Wasser aufsprudelte. Die Laibach durchfließt das Moor in dessen ganzer Länge von Oberlaibach bis Laibach und beide Seitenflächen des Moores neigen sich etwas gegen den Fluß. Da das ganze Becken von Bergen umgeben ist, so hatte das Wasser keinen hinreichenden Ablauf und stagnirte. Was nicht verdunstete, floß durch die Laibach bei der Hauptstadt ab. Bei anhaltenden Regengüssen aber staute sich das abfließende Wasser bei der Hauptstadt, überschwemmte diese und bedeckte meist mehrmals des Jahres den ganzen Morast, sodaß dieser einem See glich. War auch schon für die Hauptstadt die Ueberschwemmung selbst schädlich, so breiteten sich nach dieser über Laibach noch die aus der allmählichen Austrocknung entstehenden schädlichen Dünste aus, während im Herbste, Winter und Frühjahre ein undurchdringlicher stinkender nasser Nebel die Stadt höchst gesundheitsgefährlich machte. Dieses große Moorterrain war, abgesehen von dem kleinen Ertrage, welchen die Jäger und Fischer aus demselben zogen, unproductiv und gesundheitsschädlich. Soviel wir wissen, wurde daher schon seit dem 16. Jahrh. die Trockenlegung desselben geplant, und als das Hauptmittel hierfür die Anlage eines Wasserabzugkanals vorgeschlagen. Erst unter Maria Theresia aber wurde mit der Verwirklichung des Projectes begonnen und im J. 1780 der sogenannte Gruber'sche Kanal beendet, welcher das Wasser aus dem Moraste bei Laibach hinter dem Schloßberge ableitete. Sogleich fiel auch der Wasserspiegel in der Laibach, und die Ufer dieses Flusses trockneten aus, und selbst im Innern des Morastes wurde ein Zurückweichen des Wassers bemerkbar. Der der Cultur gewonnene Boden wurde für den Wiesenbau verwendet. Da man aber im Verlaufe der Zeit die Abzugsgräben im Moraste nicht rein und offen hielt, so fing im folgenden Jahrzehnt das Wasser wieder zu steigen an, und das eben der Cultur gewonnene Terrain begann wieder zu versumpfen. Als Kaiser Franz anlaßlich des Congresses im J. 1821 in Laibach

war, interessirte er sich für die Austrocknung des Sumpfes so sehr, daß sogleich eine Commission eingesetzt wurde, die Kostenüberschläge gemacht und alsbald die Arbeiten am Moraste selbst in Angriff genommen wurden. Diese wurden nun mit möglichster Energie ausgeführt, sodaß schon im J. 1829 mit dem ersten Getreide- und Früchteanbau begonnen werden konnte. Bis in die neueste Zeit wurden diese Arbeiten fortgeführt, besonders gründlich in den sechziger Jahren. Das Terrain ist nun zu zwei Dritteln der Cultur gewonnen. Die einst so gefürchteten Seefenster sind jetzt größtentheils verschlammt. Der Boden, welcher noch nicht der Cultur gewonnen ist, bietet Fasertorf als gutes Brennmaterial. Wo einst der Kahn fuhr, rollen jetzt Wagen und wo der Fischer sein Netz auswarf, arbeiten Sichel und Sense, ein Netz von Straßen durchzieht den Boden nach allen Richtungen, und mitten durch den alten Sumpf zieht sich nun der Bahnkörper der Südbahn, auf welchem die Locomotiven dampfen, wo vor einigen Jahrzehnten die Wasservögel plätscherten. Obwol auf der neugewonnenen Morastfläche außer Weizen alle Getreidegattungen und Früchte dieses Breitegrades gut gedeihen und in manchem Jahre eine reichliche Ernte geben, so steht doch der Roggenbau oben an, nach diesem folgt der Hafer, besonders der Buchweizen, endlich Kartoffeln, Hackfrüchte und Gemüse. Ausgezeichnet gedeiht der Spargel. (Vgl. F. Hochenwart, „Geschichte der Entsumpfung des Laibacher Morastes. Mit 2 Karten.“ In den Beiträgen zur Naturgeschichte des Herzogthums Krain, 1838, Heft III und IV.)

Wir haben bei der Darstellung der Bodenplastik Krains bisher das Alpengebiet und die Laibacher Ebene behandelt und schreiten nun zur Schilderung der Karstlandschaft. Der an der Laibacher Ebene ostwärts sich erstreckende und nördlich bis zum rechten Saveufer reichende Raum hat eine Meereserhebung von etwa 380 Met. und ist von Hügeln bedeckt, welche im allgemeinen eine östliche Streichlinie haben. Ihre der Steinkohlen- und Triasperiode angehörigen Schichten entsprechen einem Vorlande der Alpen und das Terrain vermittelt den Uebergang von den Alpen zur Karstlandschaft, indem in diesem noch offene Thäler in alpiner Lieblichkeit erscheinen, andererseits aber auch schon der Karstcharakter zum Ausdruck gelangt. Dieser Flächenraum läßt sich in 5 Partien theilen. Zur ersten gehören die Littaierberge, die sich am rechten Saveufer in zwei vielfach unterbrochenen Ketten hinziehen, in der nördlichen erhebt sich der Kum, der Rigi Unterkrains, zu 1219 Met. Südlich ist diese Kette vom Neuringthale begrenzt. Die Treffnerberge, welche sich zwischen dem Neuringthale und der Temeniz erheben, bilden mit ihren scharfen Spitzen, den kesselartigen Thälern, den Klüften, Trichtern und Grotten den Uebergang zum Karst. Die Temeniz verschwindet bereits zweimal in diesem Boden. Die Nassenfußer Hügel zwischen der Temeniz und Save bilden südlich von Nassenfuß ein bis 316 Met. hohes, eine Meile im Durchmesser langes und breites Kesselthal, an dessen äußerem Rande Warmbad Töplitz liegt. Am rechten Ufer der Gurk erhebt sich an der südöstlichen Landesgrenze über einer 130 Met. hohen Ebene das Uskoken-Gebirge auf 630—790 Met. und gewährt durch seine relative Höhe einen prächtigen Anblick. Hinter diesem erstreckt sich in rascher Abdachung von 380 Met. auf 125 Met. bis zur Gurk der Boden von Tschernembl und Möttling, der zur Kreideformation gehört und bereits streckenweise die trostlose Physiognomie des Karstes bietet.

Das soeben besprochene Terrain bildet gewissermaßen das Karstvorland; die südlich und südwestlich davon sich erstreckende Landschaft Krains aber liegt im reinen Karstgebiete, in welchem die eigenthümliche Lage und die geringe Verwitterbarkeit des Gesteins den Gewässern nur einen unvollständigen offenen Ablauf gestattet, weshalb der Boden voll Trichter, Löcher, Mulden und Grotten ist, und wie ein poröser Schwamm erscheint. Tausende von Höhlen und Grotten befinden sich in diesem Boden und nur ein kleiner Theil desselben ist erforscht. Manche Höhlen sind mit Schnee und Eis erfüllt, manche vom Wasser durchflossen, andere von diesem bereits verlassen und trocken. Die Richtung der Karstplateaux ist im allgemeinen eine südöstliche und es lassen sich unter denselben drei deutlich voneinander getrennte Züge, ein nördlicher, ein mittlerer und ein südwestlicher, unterscheiden. Der nördlichste grenzt an den Laibacher Morast, an die Gurk, im Südwesten an die Thäler von Planina, Cirknitz und Laas, und im Südosten reicht er über die Kulpa nach Kroatien hinein. In demselben überlagern Congerienschichten die älteren Flötze, woher die im Verhältnisse zu den andern zwei Karstzügen höhere Culturfähigkeit dieses Karstbodens herrühren mag. Die vorzüglichsten Plateaux dieses Terrains, welches auch den Namen Dürrenkrain führt, sind das Plateau von Loitsch mit dem Verh 685 Met., das Plateau von Cirknitz mit dem Bločak 1038 Met., das Plateau von Rakitna mit dem Krim 1105 Met., das Plateau von Reitnitz mit dem Ojstri Verh 1123 Met. und das Gutenfelder Plateau mit dem Schneeberge 1266 Met., dem höchsten Punkte Dürrenkrains. Diese Hochebenen sind im allgemeinen wohlbewaldet und haben eine Höhe von 930—945 Met., die Kessel 440—380 Met.; nur einige der engeren Thäler reichen bis zu einer Meereshöhe von 250 Met. herab. Der mittlere oder innerkrainer Karstzug dehnt sich zwischen den Thälern von Planina und Cirknitz bis zu den Flüssen Wippach und Reka aus, und erstreckt sich von dem Birnbaumerwalde über das Poiker Plateau mit dem 1270 Met. hohen Javornik und über das 470—790 Met. hohe Plateau des 1796 Met. hohen Laaser Schneeberges. An dem südlichen Karstzuge, welcher im Osten von der Wippach und Reka begrenzt wird, hat Krain nur mit einem kleinen Grenzgebiete Antheil.

Durch seine Bodengestaltung ist Krain in drei durch die auffallendste Verschiedenheit der Natur einander höchst unähnliche Landesgebiete getrennt, welche von altersher die landesüblichen Namen Oberkrain, Unterkrain und Innerkrain führen. Der 2 Meilen südlich von Laibach aufsteigende Krim ist der weithin sichtbare natürliche Grenzstein dieser drei Landesgebiete, von welchen Oberkrain das Alpenland, Innerkrain das von der Zaier und

Gurk südlich sich erstreckende Gebiet und Unterkrain den von der Save und Gurk eingeschlossenen östlichen Theil des Landes umfaßt.

Es wurde bereits oben erwähnt, daß der Karst von zahlreichen Höhlen durchzogen ist. Schmidl, welcher sich eingehend längere Zeit mit der Durchsuchung der Höhlen der Umgebung von Laas, Cirknitz und von Adelsberg Planina beschäftigt hat, theilte die Karsthöhlen in verticale Abgründe, zu welchen er die einfachen Trichter, Dolinen, die zuweilen in eine Tiefe von 150 Met. hinabsinken, und die Thalmulden rechnet, dann in horizontal verlaufende Höhlungen, von welchen er die wasserführenden „Höhlen" und die trockenen „Grotten" nannte. Außerdem gibt es aber noch Höhlungen, in welchen beide Richtungen, die verticale und die horizontale, vorkommen. Von diesen Höhlen- und Grottenbildungen, welche den Karst zu einer der merkwürdigsten Bodenformation machen, ist die bekannteste die Adelsberger Grotte, welche aus mehrern Haupttheilen, nämlich der Poikhöhle, der alten Grotte, der Kaiser-Ferdinandsgrotte, der Erzherzog-Johannesgrotte, der Kaiser-Franz-Joseph- und Elisabeth-Grotte, dem Tartarus und vielen Seitengängen besteht. Die Höhle ist besonders reich an Stalaktiten und Stalagmiten. Eine Stunde nordwestlich von Adelsberg liegt die schwarze Grotte oder Magdalenagrotte, einer der ältesten bekannten Aufenthaltsorte des Proteus anguinus; etwas nördlich davon die Piuka oder Poik-Höhle, welche, wenn sie auch nicht zu den größten Höhlen gehört, ein sehr instructives Bild von den verschiedenen Abgründen im Karste bietet. Ferner seien hier noch erwähnt die Planina-Höhle oder Kleinhäusler-Grotte und die Grotten von Lueg.

Vgl. A. Schmidl, Wegweiser in die Adelsberger Grotte und die benachbarten Höhlen des Karstes. Wien 1853. — A. Schmidl, Zur Höhlenkunde des Karstes. Auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1854.

Die Gewässer Krains gehören zum Gebiet des Adriatischen und des Schwarzen Meeres. Die Wasserscheide wird gebildet von dem Hauptkamme der Ostjulischen Alpen vom Mangart südwärts bis zum Javorjev dol bei Unter-Idria, dann die Linie bis zum Jelšev-vrh bei Ober-Idria und südöstlich bis zum Mravlinski-vrh, hierauf südlich über Godović und den Birnbaumerwald bis Präwald und dann südöstlich über St.-Peter und Schiller-Tabor gegen die Spitze des Innerkrainer Schneeberges. Die Flüsse Krains haben zum Theil einen offenen und zum Theil einen unterirdischen Lauf, die Zahl der letztern ist hier infolge der geologischen Beschaffenheit des Karstbodens eine sehr bedeutende. Der Hauptfluß des Landes ist die Save, welche sich aus zwei Quellflüssen, der Wurzener und Wocheiner Save, bildet. Erstere tritt plötzlich aus einem Sumpfe zwischen Ratschach und Wurzen zu Tage, während letztere als Savica von dem Triglav in einem 66 Met. hohen Wasserfalle herabstürzt, den Wocheiner See durchfließt und sich mit der Wurzener Save bei Radmannsdorf vereinigt. Vorher nimmt sie links die von den Hängen der Kosuta herabstürzende Neumarkter Feistritz und die aus Kärnten kommende Kanker, rechts die Zaier mit der Poljanšica oder Pöllander Zaier auf. Weiter südlich verstärkt sich die Save durch die Laibach, den interessantesten Fluß Krains. Die Hauptquellen dieses Flusses sind die Poik und der Oberch. Die Poik entspringt am westlichen Abhange des Javornik, nimmt die Janošica auf und verschwindet in der Adelsberger Grotte. Der Oberch entspringt im Schneeberg-Laaser-Thale, verschwindet bei Danne unter der Erde und fließt als Seebach in den Cirknitzer See, welchem auch die Stebešica und die Cirknitz zufließen. Dieser See fließt unterirdisch ab und ein Theil dieses Abflusses kommt als Rakek zum Vorschein, um nach kurzem Laufe unterhalb der Ruine von St.-Canzian wieder zu verschwinden. Diese zwei Flüsse, die Rakek und die Poik, verbinden sich unterirdisch mit der von Westen kommenden Logua und erscheinen an der Erdoberfläche bei Ober-Planina als Unz. Diese fließt nun in vielen Krümmungen durch das Wiesenthal von Planina, verschwindet wieder, kommt nach einem unterirdischen Laufe von $1^3/_4$ Meilen nächst Ober-Laibach als schiffbarer Fluß wieder hervor und führt von da aus den Namen Laibach. Diese erhält noch rechts im Torfmoore viele theils ober- theils unterirdische Zuflüsse, von welchen einer der bedeutenderen die von den Tümpeln des Mokriz abfließende Išca ist. Gegenüber der Laibach-Mündung fließt die Save am linken Ufer der Steiner Feistritz zu. Von nun an schlägt die Save eine östliche Richtung ein und bewegt sich meist zwischen engen, zuweilen steilen Ufern der Grenze von Steiermark zu, wendet sich hierauf als Grenzfluß dieses Landes gegen Südosten und bildet zuletzt auf eine Strecke von 5 Kilom. auch die Landesgrenze gegen Kroatien. Das mittlere Gefälle der Save von Radmannsdorf an bis unterhalb Jessenitz, wo sie auch mit dem rechten Ufer Krain verläßt, ist 2:1000. Nach der Laibach sind von den untern rechten Nebenflüssen der Save auf krainischem Gebiete die bedeutendsten die Neuring, welche in vielfachen Krümmungen das liebliche Neudegg-Nassenfußerthal durchfließt, und die Gurk, die bei Ober-Gurk plötzlich fast mit der Mächtigkeit der Laibach zu Tage tritt. Die Quellflüsse derselben sind wahrscheinlich die Kopajca, die nach ihrem Verschwinden mit dem als Račna auftauchenden Flusse identisch sein dürfte, und die Zalna, welche bei Weißenstein verschwindet. Die Temeniz unterbricht ihren oberirdischen Lauf zweimal und führt vor ihrem Austritte aus dem Karstboden den Namen Prečna, unter welchem sie sich in die Gurk ergießt. Außerhalb Krains fließt der Save die Kulpa zu, welche eine bedeutende Strecke im Südosten des Landes der Grenzfluß gegen Kroatien ist. Die intermittirenden Nebenflüsse derselben in Krain sind der Wetzenbach, der Rinnsebach, die Reifnitz, die Bistritza und der Sajovec. Dem Adriatischen Meere fließt aus Krain zu die Reka, welche bald nach ihrem Ursprunge in Istrien nach Krain übertritt, den südwestlichsten Theil des Landes durchfließt, nach ihrem Austritte aus Krain bei St.-Canzian versinkt und nach einem über 30 Kilom. langen unterirdischen Laufe bei Duino als Timavo wieder zum Vorschein kommt. Die Wippach bricht bei dem gleichnamigen Orte als starker Mühlbach

aus dem Westabhange des Birnbaumerwaldes hervor, und verläßt nach kurzem Laufe Krain, um sich in den Isonzo zu ergießen. Auch die Idrica gehört nur in ihrem obern Laufe Krain an.

In der Seebildung weist Krain eine große Mannichfaltigkeit auf, indem es constante Seen, intermittirende Seen, Sümpfe und vollständig verlassene Seebecken hat. Von den constanten sind als die bedeutendsten zu erwähnen: der Wocheiner-See am Südabhange der Triglavgruppe in einer Meereshöhe von 522 Met. mit einer größten Länge von 4270 Met., einer Breite von 812 Met. und einer größten Tiefe von 45 Met. Oestlich ist derselbe bei Althammer von einer gewaltigen Gletschermoräne abgesperrt. Das Wasser desselben ist klar und tief schwarzblau. Nordöstlich davon liegt der liebliche Veldes-See in einer Meereshöhe von 475 Met. Seine größte Länge beträgt 1957 Met., seine größte Breite 1259 Met., seine größte Tiefe beträgt im südwestlichen Becken 32 Met. und im nordöstlichen 26 Met. Am Nordabhange des Mangart in dem äußersten nordwestlichen Winkel des Landes liegen die zwei Weißenfels-Seen und der kleine Wurzener See. Zu den intermittirenden Seen gehört der Cirknitzer See (s. Czirknitzer See) mit mehrern oberirdischen und unterirdischen Zuflüssen und blos unterirdischen Abflüssen. Von den Mineralquellen des Landes sind die vorzüglichsten zu Töplitz bei Rudolfswerth mit einer Wassertemperatur von 28° R. und zu Veldes am Veldes-See. Die letztgenannten Quellen sind theils warm, theils kalt. Die bedeutendste von den warmen ist die sogenannte Luisenbadquelle, die mit Mächtigkeit nahe dem westlichen Ende des Sees aus dem Felsboden entspringt, eine Temperatur von 23° C. besitzt, und ein sehr reiner dolomitischer glaubersalzhaltiger Natronsäuerling von mildem Geschmacke und angenehmer Wirkung ist. (Vgl. W. Urbas, „Die Gewässer von Krain"; in der Zeitschrift des deutschen und österr. Alpenvereins, Jahrg. 1877, VIII, 147—163.)

Das Klima ist auf dem kleinen Raume, welchen Krain einnimmt, sehr verschieden; das höhere Oberkrain hat Alpenklima; Unterkrain hat im östlichen Theile an der Gurk und theilweise an der Kulpa eine dem Weinbau günstige Temperatur, dagegen im westlichen Theile ein rauheres Klima. Innerkrain hat im allgemeinen, besonders in der Region der Bora, sehr rauhes Klima. Das Wippachthal erfreut sich eines italienischen Klimas, bei welchem nebst Wein auch Feigen und Oliven gedeihen. Im Karstlande weht besonders im Herbste und Winter die Bora mit großer Heftigkeit, sodaß sie die rüstigsten Männer, Wagen und Pferde, selbst zuweilen Eisenbahnwaggons umzustürzen im Stande ist. Die mittlere Jahrestemperatur von Laibach ist 9,4° C. und von Rudolfswerth (Neustadl) 9,8° C. Die durchschnittliche Regenmenge steigt im Jahre auf 1,36 Met., wovon auf Frühling und Sommer 0,43, auf den Herbst 0,38, auf den Winter 0,35 Met. fallen. Von den Winden herrschen Nordost und Südwest vor.

Der Stand der Bevölkerung ist nach den Ergebnissen der Volkszählung vom J. 1880: 481,243 Einwohner, wovon 229,816 auf das männliche, 251,427 auf das weibliche Geschlecht entfallen. Der Religion nach sind 480,079 römisch-katholisch, 201 griechisch-katholisch, 1 armenisch-katholisch, 3 altkatholisch, 319 griechisch-orientalisch, 24 armenisch-orientalisch, 381 evangelisch-augsburgischer Confession, 128 evangelisch-helvetischer Confession, 3 anglikanisch, 1 unitarisch, 96 jüdisch und 7 confessionslos. Von den 477,607 Personen der einheimischen Bevölkerung sind 29,392 Deutsche, 244 Czechen 21 Polen, 447,366 Slowenen, 266 Serbo-Kroaten, 317 Italiener und 1 Rumäne. Im Durchschnitt entfallen auf 1 □Kilom. 48 Bewohner. Von Laibach abgesehen ist die Bevölkerungsdichtigkeit am größten im Bezirke Stein (mit 64), worauf die Bezirke Gurkfeld und Laibach und Umgebung mit 59 Einwohnern auf den □Kilom. kommen. Am geringsten ist die Dichte im Bezirke Radmannsdorf mit 24 Einwohnern auf den □Kilom. Die Zahl der Ortschaften des Landes ist 3263, welche in 345 Gemeinden einbezogen sind, und die Zahl der Wohnhäuser ist 79,203, wovon 3351 unbewohnt sind, und die übrigen von 98,693 Parteien bewohnt werden. Ortsgemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern hat Krain blos fünf und zwar Laibach mit 26,284, St.-Michael Stopic mit 7356, Ober-Laibach mit 5556, Seisenberg 5241 und Gurkfeld mit 5226 Einwohnern. Von der Bewegung der Bevölkerung im J. 1880 seien hier blos die Zahlen der Trauungen mit 3259, die der männlichen lebend geborenen mit 8996, die der weiblichen lebend geborenen mit 8498, die der gestorbenen männlichen Personen mit 6829 und die der weiblichen verstorbenen mit 6452 angegeben.

So wie sich Ober-, Unter- und Innerkrain in Bodenbeschaffenheit und klimatischem Verhältnisse voneinander wesentlich unterscheiden, so sind auch die Charaktere und die Anlagen der Bevölkerung in diesen drei Landestheilen verschieden. Im allgemeinen aber können als Lichtseiten des slowenischen Volkscharakters ausdauernder Fleiß, Muth, Rechtlichkeit und Pflichttreue, Frohsinn, Vaterlandsliebe, Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft hervorgehoben werden.

Die Verfassung des Landes beruht auf der Landes-Ordnung vom 26. Febr. 1861, wonach der Landtag aus dem Fürstbischofe von Laibach und aus 36 gewählten Abgeordneten, und zwar 10 aus den Großgrundbesitzern, 8 aus den Städten und Märkten, 2 aus der Handels- und Gewerbekammer zu Laibach und 16 Abgeordneten der Landgemeinden, zusammen aus 37 Mitgliedern besteht. Auf Grund des Gesetzes vom 2. April 1873 werden in das Haus der Abgeordneten des Reichsrathes von Krain 10 Abgeordnete, und zwar 2 vom Großgrundbesitze, 2 von den Städten, 1 von der Handels- und Gewerbekammer in Laibach und 5 von den Landgemeinden unmittelbar auf sechs Jahre gewählt.

An der Spitze der politischen Landesverwaltung steht die k. k. Landes-Regierung in Laibach, welcher zunächst der Magistrat der Stadt Laibach und die 11 k. k. Bezirks-Hauptmannschaften in Adelsberg, Gottschee, Gurkfeld, Krainburg, Laibach, Littai, Loitsch, Radmannsdorf, Rudolfswerth, Stein und Tschernembl unterstehen. Der

k. k. Landesregierung sind ferner noch der k. k. Landes-Sanitätsrath, sowie die k. k. Grundlasten - Ablösungs- und Regulirungs - Landes - Commission, die k. k. Lehen-Allodialisirungs-Commission und die k. k. Grundsteuer-Regulirungs - Landes - Commission untergeordnet. Als oberste Behörde für das Unterrichtswesen des Landes besteht in Laibach der k. k. Landes-Schulrath, welcher aus 3 Mitgliedern der politischen Landesstelle, aus 2 delegirten Landes-Ausschuß-Beisitzern, aus 2 Geistlichen und aus 3 Fachmännern im Lehramte besteht; den Vorsitz führt der jeweilige Landespräsident. Demselben sind die 12 Bezirks-Schulbehörden und zwar in Laibach (zwei für die Stadt und eine für die Umgebung) und an den übrigen Sitzen der Bezirkshauptmannschaften untergeordnet. In judicieller Hinsicht gehört Krain zum Sprengel des k. k. Oberlandesgerichtes in Graz. In Laibach besteht ein Landesgericht und in Rudolfswerth (Neustadl) ein Kreisgericht. Zum Sprengel des Landesgerichtes Laibach gehören die Bezirksgerichte Adelsberg, Egg oder Podpetsch Feistritz, Idria, Krainburg, Kronau, Laas, Lack, Littai, Loitsch, Neumarktl, Ober-Laibach, Radmannsdorf, Senosetsch, Stein und Wippach. Im Sprengel des Kreisgerichtes Rudolfswerth liegen die Amtssitze der k. k. Bezirksgerichte Gottschee, Groß-Laschitz, Gurkfeld, Landstraß, Möttling, Nassenfuß, Ratschach, Reifnitz, Seisenberg, Sittich, Treffen und Tschernembl. Für die Finanzverwaltung des Landes befindet sich als oberste Behörde in Laibach die k. k. Finanz-Direction, welcher die k. k. Finanz - Procuratur, das k. k. Haupt - Zollamt in Laibach, die k. k. Finanz - Wache, das k. k. Landes - Zahlamt, die k. k. Steuer-Local-Commission in Laibach, die Verwaltungsorgane für die directe Besteuerung bei den k. k. Bezirkshauptmannschaften, die Haupt - Steuerämter in Laibach, Rudolfswerth, die k. k. Steuerämter an den Sitzen der k. k. Bezirksgerichte und die k. k. Taback-Haupt-Fabrik in Laibach unterstehen. Von den Behörden für Handel und Verkehr besteht in Laibach eine Handels- und Gewerbekammer. Die Postämter in Krain stehen unter der k. k. Postdirection, die Telegraphenämter unter der k. k. Telegraphendirection, die Aichämter unter dem k. k. Aich - Inspectorate in Triest. Als Behörde für Landescultur und Bergwesen fungirt in Idria eine k. k. Berg-Direction. Das Berglehnwesen in Krain steht unter der k. k. Berghauptmannschaft in Klagenfurt und die Forst- und Domänenverwaltungen in Krain unterstehen der k. k. Forst- und Domänen-Direction in Görz. Die Behörde für Landesvertheidigung und zwar die Commandanten der aus Krain ergänzten Landwehr - Truppen - Körper unterstehen dem k. k. Landwehrcommando in Graz. In Laibach befindet sich ein Landes-Gendarmerie-Commando. An der Spitze der Kirchenverwaltung des in 20 Dekanate eingetheilten Landes steht ein Fürstbischof mit dem Domkapitel in Laibach.

Obwol Krain nur wenig culturunfähigen Boden, etwa blos 5 1/2 Proc., besitzt, so sind im ganzen die Bodenverhältnisse des Alpenhochlandes und des Karstes der Landwirthschaft nicht besonders günstig und insbesondere ist das Bodenerträgniß innerhalb der drei Hauptgebiete Krains, namentlich Oberkrains oder des Alpengebietes, Unterkrains oder des Alpenvorlandes und Innerkrains oder des reinen Karstlandes, verschieden. Die productive Bodenfläche war im J. 1875: 945,018 Hekt., wovon 136,295 auf Aecker, 9652 auf Weingärten, 1542 auf Gemüse, Obst und Ziergärten, 162,965 auf Wiesen und Gärten, 228,321 auf Weiden, 491 auf Teiche und Sümpfe mit Rohrwuchs und 405,752 auf Waldungen entfallen. Das Erträgniß der Ernte war im J. 1880: an Weizen 207,210 Hektoliter, Roggen 146,310, Gerste 187,280, Hafer 313,610, Mais 212,060, Hirse 166,750, Hülsenfrüchte 20,030, Buchweizen 203,410 Hektoliter, Stroh 1,239,680 Metr. Cent., Flachssamen 11,040 Hektoliter, Flachs (Bast) 6180 Metr. Cent., Hanf (Bast) 3120 Metr. Cent., Kartoffeln 905,160 Hektoliter, Futterrüben 243,990 Metr. Cent., Kraut 13,053,000 Stück, Kleesamen 3750 Hektoliter, Kleeheu 395,580 Metr. Cent. Wicken, Mengfutter und Grünmais 21,790 Cent., Grasheu 1,834,540 Metr. Cent., Wein 82,950 Hekt., Kastanien 6400 Metr. Cent., Obst 11,300 Ctr. Das Ernteerträgniß an Getreide ist in Krain nicht hinreichend, sodaß das Land seinen Mangel aus dem Banate, aus Kroatien und auch über Triest aus Odessa und von der afrikanischen Küste her decken muß. Die Obstcultur ist auf hoher Stufe und deckt nicht blos die Bedürfnisse des Landes, sondern bringt auch bedeutende Mengen in die andern Länder Oesterreich-Ungarns und selbst ins Ausland zur Versendung. Sie ist überwiegender in Ober- als in Unterkrain. In letzterm ist besonders das Zwetschenerträgniß namhaft. Innerkrain hat mit Ausnahme des Wippachthales wenig Obst, dieses erzeugt aber vorzügliche Quantitäten von Frühobst und zwar Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, und es werden aus demselben jährlich Tausende von Centnern insbesondere nach Wien verführt. Von dem Gesammtflächenmaße des Landes entfällt etwa 40 Proc. auf den Wald; da aber auch auf Wiesen und Weiden Baumzucht betrieben wird, so dürfte die Holzcultur im Lande etwa die Hälfte des productiven Landes einnehmen. Der Waldstand, welcher noch immer ein bedeutendes Erträgniß abwirft, indem viel Schnitt- und Bauholz und zwar der zehnte Theil bei rationeller Abforstung außer Landes geht, ist in den jüngsten Jahren einigermaßen devastirt worden, indem die Forste überhauen wurden. Der weit überwiegende Theil der Forste befindet sich in den Händen der Kleingrundbesitzer. Bezüglich der Holzarten steht die Eiche obenan, danach kommen Fichten und Tannen, die Lärche kommt nur in Oberkrain in größerer Ausdehnung vor. Die Eichen werden sichtlich seltener. Der einzige Eichenforst von Bedeutung ist die sogenannte Krakau in den Bezirken Gurkthal und Landstraß. Die Viehzucht kann in Krain infolge des Karstbodens nicht mehr die Höhe wie in den benachbarten reinen Alpenländern erreichen. Auf hoher Stufe steht die Bienenzucht, die im Jahre 7500 Cent. Honig und 500 Cent. Wachs abwirft. Der Viehstand betrug im J. 1880: 21,975 Pferde, 156 Esel und Maulthiere, 225,144 Rinder, 67,431 Schafe, 15,636 Ziegen, 73,130 Schweine, 32,125 Bienenstöcke.

Namhaft ist der Betrieb des Bergbaues. Mit Ende des J. 1880 bestanden in Krain 642 Freischürfe, wovon 11 auf das Montanärar entfielen. Von diesen Freischürfen waren auf die Erschürfung von Braunkohle 26 Proc., von Eisenerzen 23 Proc., von Antimonerzen 19 Proc., von Bleierzen 15 Proc., von Manganerzen 6 Proc., von Steinkohlen 4 Proc., von Quecksilbererzen 3 Proc., von Zink- und Kupfererzen je 2 Proc. gerichtet. Die Anzahl der Bergbauunternehmungen ist 67, die der Hüttenunternehmungen 18 und die Zahl der beim Bergbau und Hüttenbetrieb beschäftigten Arbeiter beträgt 2297. Das erste Bergwerk des Landes ist das dem k. k. Aerar gehörige Quecksilberbergwerk zu Idria, welches im J. 1880:517 Bergarbeiter und 191 Hüttenarbeiter beschäftigte und 443,478 Metr. Cent. Quecksilbererze und an metallischem Quecksilber 3626,6 Metr. Cent. erzeugte. Außerdem werden in St.-Anna 64,9 Metr. Cent. metallisches Quecksilber gewonnen, sodaß die Gesammtproduction des Landes an metallischem Quecksilber 3691 Metr. Cent. beträgt, welches zugleich die Quecksilberproduction von ganz Oesterreich repräsentirt, da sonst nirgends in dieser Monarchie Quecksilber gewonnen wird. Von Bergbauunternehmungen auf Eisenerze, welche im J. 1880 bestanden, waren 10 im Betriebe, welche 311 Arbeiter beschäftigten und 88,243 Metr. Cent. Eisenerze im Werthe von 59,734 Fl. producirten. Größere Hohöfen sind in Sava, Jauerburg, Feistritz, Obereisnern und Oberkropp. Der Fürstlich-Auerspergische Hohofen in Hof erzeugt allein 6099 Metr. Cent. Gußroheisen. Auf Bleierze waren im J. 1880: 5 Unternehmungen im Betriebe, welche mit 110 Arbeitern 5872 Metr. Cent. Bleierze producirten. Reinblei wurde bei der Hütte in Littai sowie als Nebenproduct bei der Zinkhütte in Sagor erzeugt. An Zinkerzen wurde von 5 Unternehmungen nur 785 Metr. Cent. erzeugt. Metallisches Zink wurde 1880 nur von der Gewerkschaft zu Sagor erzeugt, während die Zinkhütte im Johannesthale außer Betrieb stand. An Braunstein wurden 57,756 Metr. Cent. erzeugt und in den krainischen Eisenwerken verhüttet. Von den Braunkohlenwerken waren im J. 1880:13 im Betriebe, welche mit 678 Arbeitern 1,089,508 Metr. Cent. zu Tage förderten. Die bedeutendsten Erzeugnisse hat das Werk Sagor mit 1,089,069 Metr. Cent. Diesem folgt der Braunkohlenwerkcomplex zu Gottschee; die übrigen Werke sind klein; die Gewerkschaft zu Sagor verführt ihre Kohlen in verschiedene österreichische Länder und selbst nach Italien. Die Erzeugung des gesammten Bergbaubetriebes in Krain hat einen Geldwerth von 929,498 Fl. und der Geldwerth der gesammten Hüttenwerksproduction 1,342,622 Fl., sodaß sich der Werth der gesammten Berg- und Hüttenwerksproduction auf 2,272,120 Fl. stellt.

Auf dem Gebiete der Industrie ist vor allem die Eisenindustrie in Oberkrain mit den Eisenschmelzhütten in Ober- und Unter-Eisnern, Sava, Jauerburg, Wocheiner-Feistritz, Ober- und Unter-Kropp, Steinbüchl, Hof und Gradaz zu erwähnen. Eisenraffineriewerke bestehen zu Laibach, Jesenouc bei Eisnern, in der Wocheiner-Feistritz und zu Gradaz. Eisenhammerwerke zu Ober- und Unter-Eisnern, Kanker, Neumarktl, Mojstrana Weißenfels, Althammer, Ober-Kropp, Posableno, Rothwein, Steinbüchl, Unter-Görjach, Unter-Kropp, Wocheiner-Feistritz und Hof; die Gußthalhütte zu Weißenfels; Stahl-Puddlings- und Stahl-Hammerwerke zu Neumarktl, Slap, Jauerburg, Mojstrana, Sava, Weißenfels, Moste und Rothwein. Für Schafwoll-Spinnerei und -Weberei bestehen Etablissements in Laibach, Bischoflack, Krainburg und Udmat; für Baumwollspinnerei und Weberei Fabriken in Laibach; größere Papierfabriken sind thätig in Görtschach bei Zwischenwässern, Josefsthal, Salloch, Kaltenbrunn und Nivic.

Von den übrigen Zweigen der Fabrikation ist in Krain von besonderer Bedeutung die Roßhaar-Industrie. Die Erzeugung von Roßhaarsieben und Krollhaar in den österreichisch-ungarischen Ländern ist am bedeutendsten in Krain und zwar in Krainburg und Umgebung. Das Rohmaterial hierzu wird fast ausschließlich von Rußland über Hamburg und Wien in unzugerichtetem Zustande bezogen. Roßhaar in zugerichtetem Zustande liefert Frankreich. Erzeugt werden Roßhaarsiebe (seit dem Bestehen dieser Industrie, jedenfalls seit dem 16. Jahrh.), Roßhaarstoffe zu Möbelüberzügen, Cravatten und Gewebe für Damenhüte.

Das Erzeugnißquantum von Roßhaarsieben, welches vor 40 Jahren durchschnittlich im Werthe auf 100,000—120,000 Fl. pro Jahr beziffert wurde, wird gegenwärtig auf circa 250,000 Fl. veranschlagt. Die Erzeugung des Krollhaares für Matratzen und Möbel wird jährlich auf einen Werth von 120,000 Fl. geschätzt. Für diesen Industriezweig sind 700 Webestühle mit ungefähr 900 erwachsenen Arbeitern und 600 Kindern thätig. Größere Etablissements für Roßhaar-Siebböden und für Krollhaar-Erzeugung bestehen in Feichting, Krainburg und Straßische mit 510 Webestühlen, 1 Krempelmaschine und 385 Arbeiterinnen.

Schwungvoll wird ferner die Spitzenindustrie um Idria betrieben, für deren Hebung die Klöppelfachschule in Idria besteht. Nebst den Bergknappenfamilien in der Stadt Idria mit circa 1000 Personen beschäftigen sich damit noch die Bewohner des Dorfes Unter-Idria und zwar im ganzen Bezirke gegen 1500 Klöpplerinnen. Der Werth der gegenwärtig im Bezirke Idria erzeugten Spitzen beträgt ungefähr 70,000 Fl. Namhaft ist ferner die Strohflechterei, welche im ganzen Bezirke Egg und im größten Theile des Bezirkes Stein betrieben wird. Die Zahl der hierbei beschäftigten Arbeiter ist 12,000 und das Erzeugungsquantum stellt sich nebst 367,000 Stück Strohhüten, welche die Fabriken in Laibach, Domschule, Mannsburg, Mitterjarsche, Stob und Stein erzeugen, auf 800,000 Stück. Von Hausindustrie-Erzeugnissen Krains verdienen noch besondere Erwähnung: die in der Umgebung von Idria erzeugten Lodentuche, die in St.-Georgen im Bezirke Krainburg unter dem Namen St.-Georgner Kotzen erzeugten ordinären Kotzen, die hauptsächlich in Naklas im Bezirke Krainburg verfertigten Laufteppiche und der sogenannte Oberkrainer Flanell aus der Umgebung von Veldes. Hauptartikel des Handels sind

die Bergwerksproducte, Holz und Holzwaaren und die Producte der obenerwähnten Industrie. Krain wird von der Südbahn durchzogen, welche Wien mit Triest verbindet, und steht nördlich durch die Kronprinz-Rudolfsbahn mit Villach in Verbindung; eine Flügelbahn der Südbahn zieht sich von St.-Peter nach Fiume.

Von Förderungsmitteln der materiellen Cultur besteht eine Gewerbeschule in Laibach, eine Modellirschule daselbst, eine Handels- Lehr- und Erziehungsanstalt, eine Hufbeschlags-Lehranstalt in Verbindung mit einem Thierspitale und thierärztlichem Unterrichte in Laibach und eine gewerbliche Fortbildungsschule in Rudolfswerth. Von Geldinstituten besteht in Laibach eine Filiale der Priv. Oesterr. Nationalbank, eine Filiale der steiermärk. Escomptebank daselbst und ein gewerblicher Aushülfskassa-Verein in Laibach, die zwei Sparkassen in Laibach und Sagor, wovon erstere zu Anfang des J. 1879 einen Stand der Einlagen von 12,613,907 Fl. und letztere von 32,169 Fl. auswies.

Für die geistige Bildung besteht in Krain eine bischöflich-theologische Lehranstalt in Laibach, eine k. k. öffentliche Studienbibliothek daselbst mit 50,793 Bänden, ein k. k. Gymnasium in Laibach mit deutscher und slowenischer Unterrichtssprache, ein Gymnasium in Rudolfswerth mit deutscher Unterrichtssprache, ein Real-Gymnasium in Krainburg mit deutscher und slowenischer Unterrichtssprache, eine Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach, eine Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Laibach, eine Spitzenklöppelschule in Idria, gewerbliche Fortbildungsschulen in Laibach und Rudolfswerth, eine gewerbliche Zeichnenschule in Gottschee, eine Wein- und Obstbauschule (Landes-Anstalt) zu Slap und eine Musik- und Gesangsschule der Philharmonischen Gesellschaft in Laibach. Die Zahl der Volksschulen war in Krain im J. 1875:261 mit einem Lehrpersonale von 342 männlichen und 72 weiblichen, zusammen 414 Lehrkräften. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder war 58,450, während blos 38,454 die Schule besuchten. Von Zeitschriften erschienen im J. 1878 in Krain: 5 politische Blätter, 1 Landwirthschaftliches Blatt, 2 Diöcesan-Kirchen- und Erbauungsblätter, 3 pädagogische Zeitschriften, 1 Kunstblatt, 1 belletristisches Blatt; davon waren 3 deutsch, 9 slovenisch und 1 lateinisch, deutsch und slowenisch.

Im Museum zu Laibach befindet sich eine Sammlung von Funden aus der vorhistorischen Zeit, welche den Beweis liefern, daß Krain bereits in der sogenannten Steinzeit von Menschen bewohnt wurde. Die am Laibacher Moor ausgegrabenen Gegenstände sind ähnlich den Funden, welche an den Stellen der Pfahlbauten in der Schweiz gemacht wurden. In der historischen Zeit erscheinen bereits im 4. Jahrh. v. Chr. als die Bewohner des heutigen Krains die keltischen Stämme der Taurisker, Karner, Latobiker, Kataler und Japoden, deren Unterwerfung unter die römische Herrschaft im J. 14 v. Chr. ihren Abschluß fand. Im heutigen Krain stießen die Grenzen von Italien, Noricum und Pannonien zusammen; der nördliche Theil gehörte zu Noricum, der größere südöstliche zu Pannonien, der kleinere südwestliche zu Venetien und Istrien und mit diesen zu Italien. Eine wichtige römische Colonie des Landes war Emona an der Stelle des heutigen Laibach, welche durch Straßen einerseits mit Celeja und Siscia, andererseits mit Aquileja verbunden war. Die nordwestliche Spitze Krains wurde von einer Straße durchschnitten, welche von Virunum über den Loibl herab ins Savethal und längs der Zaier ins Isonzothal nach Aquileja lief.

Nachdem Krain nach dem Sturze des weströmischen Reiches im Zeitalter der Völkerwanderung von mehrern deutschen Völkerstämmen vorübergehend in Besitz genommen worden war, ließen sich im 6. Jahrh. bleibend die Slawen nieder, welche daselbst Krajnci d. i. Grenzslawen genannt wurden und dem Lande den Namen Krain gaben. Karl der Große brachte auch diese unter seine Herrschaft und gab Carantanien, welches damals einen großen Theil von Steiermark, Krain und einen Theil Tirols umfaßte, dem Herzoge Erich von Friaul für die Dienste, welche ihm dieser gegen die Avaren geleistet hatte. Das Christenthum erhielten die krainischen Slowenen zuerst von Aquileja aus, und unter der fränkischen Herrschaft durch salzburger Glaubensboten. Als das Karolingische Geschlecht mit Ludwig dem Kinde 911 erloschen war, war Krain den Magyaren hülflos preisgegeben. Infolge des Sieges, welchen Otto I. am Lechfelde 955 über die Magyaren errungen hatte, traten in Carantanien wieder eigene Markgrafen auf, und in Krain erscheint als erster Markgraf urkundlich Poppo im J. 974. In demselben Jahre schenkte Kaiser Otto II. dem Bisthume Freising Güter in Krain, welche Verfügung insbesondere für die Cultivirung des Bodens und der Bevölkerung von großer Bedeutung ist. Zwischen 989 und 1004 erscheint urkundlich Graf Waltilo, dessen Gau an den Besitz des Pfalzgrafen Werhard zwischen Laibach und Lack grenzte. Der dritte Graf in diesen Gegenden ist Udalrich. Um 1040 wird in Urkunden als Markgraf von Krain Eberhard genannt. Diese Markgrafen von Krain herrschten nur über einen Theil des heutigen Krain, während über die andern Theile des Landes die Markgrafen von Istrien, die Herzoge von Kärnten und die Bischöfe von Freisingen geboten. Die österreichische Herrschaft wurde in Krain bereits vom Herzoge von Oesterreich Leopold VI. dem Glorreichen angebahnt, indem dieser im J. 1229 freisingische Lehen in Krain von Bischof Gerold von Freisingen durch Kauf an sich brachte. Leopold's Sohn und Nachfolger Herzog Friedrich II. der Streitbare vermehrte das Besitzthum Oesterreichs in Krain einerseits durch Käufe und Verträge, andererseits durch die Heirath mit Agnes, der Tochter Herzogs Otto von Meran und Nichte Heinrich's Markgrafen von Istrien, welche als eine bedeutende Mitgift Güter in Krain erhielt, so sehr, daß er sich im J. 1232 bereits urkundlich den Titel eines Herrn von Krain beilegen konnte. Die Belehnung Friedrich's II. des Streitbaren mit den Besitzungen der Markgrafen von Krain fand erst 1245 statt. Nach dem Tode Friedrich's II. kam Krain an Przemysl Ottokar II. von Böhmen und nachdem dieser von Rudolf von Habsburg besiegt war, fiel es als erledigtes Reichslehen an das Deutsche Reich zurück.

Auf dem Reichstage zu Augsburg am 27. Dec. 1282 belehnte König Rudolf von Habsburg mit Zustimmung der Kurfürsten seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Oesterreich, Steiermark und auch mit Krain und der Windischen Mark.

Vier Jahre später 1286 belehnte wol König Rudolf den Grafen Meinhard von Tirol mit Kärnten, aber unter der besondern Bestimmung, daß durch diese Belehnung demselben kein Recht auf Krain und die Windische Mark zustehe, und diese fortan dem Herzoge von Oesterreich und Steier und dessen Nachkommen gehören sollten. Doch sollten Meinhard und dessen Söhne jene Länder so lange pfandrechtlich besitzen, bis die dem Könige geliehene Geldsumme von 20,000 Mark zurückerstattet wäre.

Meinhard und seine Söhne übten daher seitdem in Krain und der Windischen Mark die landesherrlichen Rechte aus. Meinhard starb 1295. Nach ihm folgten seine Söhne, Otto 1295—1335 und Heinrich 1295—1335, und als im J. 1335 dieser kinderlos starb, fielen Kärnten, Krain und die Marken nach dem augsburger Schiedsspruche vom J. 1330 an die Herzoge von Oesterreich und Steier zurück. Diese zögerten nicht, von denselben Besitz zu nehmen, und suchten sich diese Länder gegen die Ansprüche des Gemahls der Margareta Maultasch, des Königs Johann von Böhmen, zu schützen. Im J. 1364 nahm Herzog Rudolf IV. der Stifter statt des bisherigen Titels Herr von Krain den Titel „Herzog von Krain" an. Die Gebiete um Wippach, Senosetsch, Prem und Adelsberg blieben noch bei Görz und wurden erst 1527 mit Krain vereinigt. Idria gehörte bis zum J. 1783 zu Görz und wurde in diesem Jahre nebst einigen andern kleineren görzischen Enclaven zu Krain geschlagen.

Krain verblieb seit dem 14. Jahrh. mit Ausnahme der kurzen Zwischenzeit von 1809—13, in welcher es infolge des Wiener Friedens an Frankreich abgetreten und den Illyrischen Provinzen zugetheilt war, stets bei Oesterreich. Seit 1816 bildete es als Gubernium einen Theil des Königreiches Illyrien, wurde durch das kaiserliche Patent vom 4. März 1849 zu einem eigenen Kronlande erhoben, und gehört seit dem J. 1867 zu den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern Oesterreich-Ungarns. (Vgl. A. Dimitz, „Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis 1813" Laibach 1874/6, 4 Bde.)

Vgl. ferner: J. W. Valvassor, „Ehre des Herzogthums Krain", 1689, 4 Theile. — Hoff, „Historisch-statistisch-topographisches Gemälde von Krain", Laibach 1808, 2 Bde. — J. Erben, „Krajnsko", Laibach 1866.

(Ferd. Grassauer.)

KRAINA (die) oder Krajnski Okrug, der Krainer Kreis, die nordöstliche Provinz des Königreichs Serbien, wird im Osten durch die vom Eisernen Thore ab in großen Windungen südwärts strömende Donau und den untern Lauf des sich in die Donau ergießenden Timok, im Süden durch den serbischen Kreis von Zrnajela, im Westen durch denjenigen von Požarewatz und im Norden wiederum durch die Donau begrenzt. Die letztere scheidet den Kreis nordwärts von dem östlichen Theile des Banats und ostwärts von der Kleinen Walachei, der Timok aber von dem Fürstenthume Bulgarien. Eigene Gewässer sind außer kleinen Zuflüssen der Donau und des Timok der obere Lauf des Pek und der Poretschka, ersterer sich bei Gradischtje (Kreis Požarewatz) letztere sich in der Kraina selbst bei Masna in die Donau ergießend. Die Gebirge des Kreises müssen als süddanubische Fortsetzung der Banater Alpen betrachtet werden. Das Poretschka-Thal theilt sie in zwei Ketten, im Westen die Pekska Planina und im Osten die Mirotsch Planina, welche letztere sich südwärts in der Stol-Planina fortsetzt, als solche die Pekska aufnimmt und sich sodann südwestwärts der Golubinja Planina und dem Zrni-Wrh, Theilen der an der Tritschuk-Spitze im Balkan beginnenden östlichen Wasserscheide der Morawa, zuwendet. Die Kraina ist in vier Districte (Srez) getheilt, nämlich 1) den Krainer, 2) den Poretscher und Retscher, 3) den Brsopalanker und 4) den Kljutscher; sie enthält 78 Ortschaften, welche 71 Gemeinden bilden, und zählt in 13,269 Häusern 70,293 Einwohner. Der Kreis enthält 42 Kirchen, 3 Klöster, 37 Schulen, 3 Postämter und 2 Telegraphenstationen. Unter den Städten zeichnen sich aus: Negotin, Kreishauptstadt, mit 980 Häusern, 4325 Einwohnern, 1 Präfectur, 1 Kreisgericht und 6 Schulen, im übrigen weder durch seine Lage (gegen 10 Kilom. von der Donau entfernt) noch durch Reste des Alterthums ausgezeichnet; Práowo an der Donau, nach daselbst gemachten Funden zu schließen, auf der Stätte einer unbekannten antiken Ortschaft erbaut, mit 320 Häusern und 1564 Einwohnern; Brsa Palanka, ehemals türkische Donaufestung und noch jetzt mit Moschee und Minaret versehen, jetzt nur noch 310 Häuser und 1912 Einwohner zählend, mit Kirche und Schule; Kladowo, Vorort des Kljutscher Districts, führte ehedem als türkische Donaufestung den Namen Fethi-Islâm, d. h. Sieg des Islam (nicht Hort des Glaubens, wie ein neuerer Schriftsteller über Serbien es übersetzt); es soll nach Canitz die Ortslage eines alten befestigten Castrums, Egeta, einnehmen und zählt 335 Häuser mit 1480 Einwohnern, 1 Kirche und 3 Schulen; Kladowo ist besonders merkwürdig wegen der von seinem Ufer aus über die hier von Felsen eng eingeschlossenen Donau vom Kaiser Trajan erbaute Steinbrücke, deren Pfeiler noch zum Theil erkennbar sind; Milanowatz an der Donau, nach dem früh verstorbenen ältesten Sohne des Fürsten Milosch Obrenowić benannt, mit 1207 Einwohnern, 1 Kirche und zwei Schulen, der Hafenort für die Grubenerzeugnisse des benachbarten erzreichen Pek-Gebirges. — Unter den Ausfuhrgegenständen des Landes spielen diese Bodenreichthümer eine Hauptrolle; es ist hauptsächlich Kupfer und Eisen, worauf in Meidan-Pek*) — so heißt das Gebirgsstädtchen, welches den Mittelpunkt der Bergwerke bildet — gebaut wird. Jedoch beklagt

*) So statt Madeni-Pek, wie der türkische Name richtig lauten würde. Das häufige persisch-türkische Wort Meidan ist in der serbischen Sprache mit der Bedeutung des ähnlich klingenden Ma'den, Erzgang, Bergwerk, aufgenommen worden. Meidan-Pek soll also nicht heißen der „freie Platz", sondern die „Mine Pek".

man, daß das Kupfer sich nur in unregelmäßigen Nestern finde, das sehr reichhaltige Eisenerz aber einen kleinen Zusatz von Kupfer besitze, sodaß die Hütten ein rothbrüchiges Product ergeben. Außer den Metallen ist Stein- und Braunkohle, Brenn- und Nutzholz, Taback und vor allem ein nach der Hauptstadt Negotin benannter feuriger Rothwein zu erwähnen. — Die Bewohner des Kreises sind der großen Mehrzahl nach Rumänen, fast nur in den Städten finden sich Serben. Auch das zigeunerische Element ist reich vertreten. Mit rücksichtslosem Eifer arbeitet die serbische Regierung an der Slawisirung ihrer rumänischen Unterthanen, denen weder Schule noch Rechtspflege in ihrer eigenen Sprache gegönnt wird.

Die Nachrichten bei den Alten über die Kraina sind nur dürftig, was nicht wundern darf, da die große Heerstraße von Pannonien und Illyricum nach Thrazien dem ihr von der Bodengestaltung angewiesenen Wege das Morawa-Thal hinauf folgte und also das rauhe Gebirgsland weit zur Linken ließ. Auch von der Donauseite war dasselbe wenig zugänglich wegen der Stromschnellen des Eisernen Thores, welche die Schiffahrt in enge Grenzen bannten. Wir würden vielleicht überhaupt nichts von der Gegend erfahren haben ohne den Brückenbau Trajan's, welcher nach einem Fragment des Dio Cassius aus zwanzig, sich 150 Fuß über dem Fundament erhebenden, je 170 Fuß voneinander abstehenden, in Quaderstein ausgeführten Bogen bestand und wol mit Recht von dem genannten Historiker das beiweitem herrlichste Werk des auch sonst durch großartige Bauten ausgezeichneten Kaisers genannt wird. Obwol schon Trajan's Nachfolger, Hadrian, und zwar nach Angabe desselben Dio aus Neid, die Brücke zum Theil wieder zerstörte, so läßt sich doch erkennen, wie in den folgenden Jahrhunderten das Werk sogar dem in Beziehung auf großartige Bauten verwöhnten Römer immer als ganz besonders staunenswerth erschien. Die nächste eingehendere Erwähnung findet sich bei Procopius in seinem Buche über die Bauten Justinian's. Von ihm erfahren wir, daß Trajan die Brücke durch zwei einander gegenüberliegende Castelle geschützt hatte, von denen, wie er angibt, das linksseitige Theodora und das rechtsseitige, auf dem dacischen Ufer gelegene Pontes hieß. Beide lagen im Anfange des 6. Jahrh. in Trümmern, und der Kaiser überließ das linksseitige, als den Angriffen der norddanubischen Barbaren ausgesetzt, seinem Schicksale. Das rechtsseitige aber baute er wieder auf und machte es zu einer Schutzwehr der „Illyrier" jener Gegend. Nach der frühern Provinzialeintheilung des Reiches hatte die Kraina zu Obermösien, später aber zu der Aurelianischen Dacia ripensis gehört; durch Konstantin den Großen war nachher das damalige Obermösien, das Aurelianische (süddanubische) Dacien, Nordmacedonien, Thessalien u. s. w. mit Illyrien zu der zweiten sogenannten Illyrischen Eparchie vereinigt worden; man muß dieses beherzigen, um erklärlich zu finden, daß Procop in der Kraina von einem dacischen Flußufer und illyrischen Einwohnern redet. Das eigentliche Dacien war ganz vergessen. Kladowo müßte demnach das Justinianische Pontes sein, und wenn man es mit dem in den Itinerarien des 2. Jahrh. ohne directe Beziehung auf die Brücke erwähnten Aegete (Egete) identificiren will (so Canitz), da muß man annehmen, daß dieser Ort zwei Jahrhunderte später zusammt seinem Namen verschwunden war, sodaß die Bezeichnung Pontes, welche Procop ebenso wie Theodora, vielleicht fälschlich, dem Trajan zuschreibt, auftauchen konnte. Die Schicksale der Kraina im Mittelalter sind sehr dunkel, man weiß nur, daß das Land, wahrscheinlich um der reichen Bergwerke willen, unter Bulgaren, Ungarn und Serben ein viel umstrittenes war. Ob es den Namen Kraina, Grenzland, serbischer- oder bulgarischerseits erhielt, wird sich nicht entscheiden lassen. Nach der Nationalität der Bewohner gehört es keinem der beiden Slawenvölker an; geographisch aber fällt es eher dem bulgarischen Widdin als dem durch die Omoljer Bergkette und die Morawa getrennten Serbien zu, wie es auch nach der Eroberung Widdins durch die Türken unter Bajasid I. dem Sandschak dieser Stadt beigefügt wurde. Bei dem Frieden von Passarowitz (Požarewatz) im J. 1718 fiel das metallreiche westliche Gebirgsland an Oesterreich, mußte aber schon bei dem Frieden von Belgrad 1739 wieder an die Pforte herausgegeben werden. An dem Aufstande der Serben im J. 1804 betheiligten sich die Krainer nicht, was nicht wundernehmen kann, da sie weder der serbischen Nationalität noch dem Paschalik Belgrad angehörten. Als aber Rußland, welches sich die serbische Erhebung zu Nutze machen wollte, Ende 1806 seinen längst vorbereiteten Krieg gegen die Pforte begonnen und sich mit Karadjordje in Verbindung gesetzt hatte, erfolgte dorther sofort an die Serben die Aufforderung, die Kraina zu erobern. Ja man hoffte im russischen Hauptquartier, daß die Serben weiter bis Widdin vordringen und diese starke Festung, wenn auch nicht erobern, doch in Schach halten würden. Einer der eifrigsten Anhänger der Russen unter den Serben, der Woiwode Milenko, machte sich auch im Sommer 1807 an diese Aufgabe, fand aber seitens Molla Pascha's von Widdin, des Nachfolgers Paßwan-Oghlu's, einen so energischen Widerstand, daß er, obwol die Russen ihm ein kleines Hülfscorps unter Isajeff schickten, nichts ausrichten konnte. In den russischen Waffenstillstand von 1808 war die Kraina sowie die ganze serbische Ostgrenze eingeschlossen, während den Türken die Fortsetzung des Kampfes wider ihre Rebellen, die Serben, auf der Süd- und Westgrenze verstattet blieb. Noch immer auf ein gütliches Abkommen mit den Serben hoffend, machten sie hiervon keinen Gebrauch. Nach dem Wiederausbruche des Krieges im J. 1809 aber fanden die Russen Mittel, die persönliche Abneigung Karadjordje's gegen eine Expedition nach der Kraina zu beseitigen, und im J. 1810 gelang die Eroberung den vereinten Bemühungen des serbischen Woiwoden Dobrnjatz und des russischen Generals Zuccato. Als im J. 1812 Rußland in dem Frieden von Bukarest seinen Bundesgenossen preisgegeben hatte, und die Türken sich anschickten, in Serbien einzurücken, wurde die Vertheidigung der Kraina dem Haiduken Weliko übergeben. Diese Vertheidigung war rühmlicher als diejenige der übrigen

serbischen Provinzen, aber ebenso erfolglos. Nachdem Weliko gefallen, mußten sich die Festungen des Landes ergeben, und die Kraina wurde nach zweiundeinhalbjähriger Trennung von dem Sandschak Widdin wieder mit diesem vereinigt. — Die neue serbische Autonomie, welche sich im J. 1813 nach der Flucht Karadjordje's unter Milosch Obrenowitsch bildete, bestand nur in dem Paschalik Belgrad; auf die meistens mit russischer Hülfe von andern Paschaliks gewonnenen Landestheile machte Milosch keinen Anspruch. Für Rußland aber, welches die Annection der bereits durch das sogenannte Schutzverhältniß an es geknüpften Donau-Fürstenthümer, der Moldau und Walachei, lediglich als eine Frage der Zeit betrachtete, war die Zugehörigkeit der nur durch die Donau von der Kleinen Wallachei geschiedenen Kraina zu Serbien von hohem politischem Werthe, indem es sich daselbst für seine weitern Türkenkriege einen gesicherten Stromübergang und eine neue Operationsbasis gegen die Balkanländer versprach. Um nun die Pforte zur Abtretung eines weder geographisch noch ethnographisch zu Serbien gehörenden Landes zu bewegen, wählte das St.-Petersburger Cabinet die Form, den Divan des Vertragsbruches zu beschuldigen, weil er die in dem Bukarester Tractate für die Serben des von Karadjordje im J. 1812 besessenen Gebietes stipulirte theilweise Autonomie und milde Behandlung nur im Paschalik von Belgrad zur Ausführung gebracht habe. In dem Vertrage von Akkerman vom J. 1826 wurde denn auch die Pforte vermocht, die Wiedervereinigung der das Karadjordjische Serbien completirenden Gebietstheile zuzusagen. Jedoch verschleppte sie die Angelegenheit, und wußte sogar, nachdem sie in dem Frieden von Adrianopel im J. 1829 zur Wiederholung ihrer Zusage genöthigt worden war, die Sache bis 1833 hinzuziehen, wo die Kraina zusammen mit Saitschar u. s. w. endgültig mit Serbien vereinigt wurde. Die Festung Kladowo (Fethi-Islam) blieb im türkischen Besitze bis 1862, in welchem Jahre die Pforte sie zugleich mit Semendria an der Donau und Schabatz an der Save dem Fürsten Michael Obrenowitsch übergab.

(*G. Rosen.*)

KRAINBURG, Stadt im Herzogthume Krain, liegt auf hohem Felsenufer an einer Landzunge, welche von dem Zusammenflusse der Kanker und Save gebildet wird, in einer Meereshöhe von 394 Met., 32° 2′ östlich von Ferro, 46° 14′ nördl. Br. Krainburg besitzt eine meteorologische Beobachtungsstation, welche im J. 1878 eine mittlere Jahrestemperatur von 8,9° C., ein Temperatur-Maximum von 30,5°, ein Temperatur-Minimum von —18°, eine Summe der jährlichen Niederschläge von 1758,1, ferner 131 Tage mit Niederschlägen, 18 Tage mit Schnee und 10 Tage mit Gewitter auswies. Die geographische Lage von Krainburg ist sehr günstig, indem daselbst die Straße, welche vom östlichen Kärnten über den Kankerpaß herabkommt, mit den Straßen, die aus dem mittlern und westlichen Kärnten über den Loibl, Wurzener-Paß und den Weißenfels-Uebergang sich herabziehen, zusammentreffen oder nach Süden gegen die Landeshauptstadt und gegen das Meer vorbeiziehen. Das Städtchen ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, eines Staats-Realgymnasiums, einer Station der Kronprinz-Rudolfsbahn und zählt 2313 Einwohner. Die Bevölkerung betreibt theils Landbau, theils städtische Gewerbe. Die Jahr- und Wochenmärkte sind stark besucht. Die Production und der Handel mit Roßhaarsieben und ordinären Kotzen und Loden in der Stadt und Umgebung sind nicht unbedeutend. Die hervorragendsten Gebäude sind das Schloß Kieselstein und die gothische Pfarrkirche, welche um 1491 erbaut und in den Jahren 1856 und 1877 renovirt wurde. Krainburg war bereits im frühern Mittelalter der Sitz der Markgrafen. Schon Waltilo, der zweite derselben, soll um 989 in dieser Gegend residirt haben. Ueber das hohe Alter der Pfarre Krainburg gibt eine Urkunde vom J. 1226 Zeugniß, laut welcher damals zwischen dem Abte Thomas von Viktring und dem Pfarrer Petrus von Krainburg ein Vergleich über den Zehent einer Filialkirche geschlossen wurde. Im J. 1421 gestattete Herzog Ernst den Bürgern von Krainburg, daß sie ihren Stadtrichter selbst wählen durften. Das Schloß Kieselstein, welches sich in der Stadt in imponirender Höhe mit der Front gegen die Save erhebt, ist ein Bau aus dem 13. Jahrh. und war lange Zeit ein Edelsitz. Im 16. Jahrh. war derselbe Eigenthum des Hanns Khisel von Kaltenbrunn, eines bei Hofe und den Ständen sehr beliebten Hofmannes und Beamten, welcher sich 1578 von seinem Landesherrn die Gnade erbat, daß sein Edelsitz in Krainburg nach ihm den Namen Khiselstein führen dürfe und von allen Lasten befreit sein solle. Es ist deshalb die richtige Namensform dieses Schlosses Khiselstein. Bereits im 17. Jahrh. ging dieser Edelsitz in den Besitz von Francisco Vandarini und eines Paradeyser und im 18. Jahrh. in das Eigenthum Wolf's Eberhard Barbo, Grafen von Waxenstein, über.

Vgl. Richter, „Krainburg" in Hormayr's Archiv, Jahrg. XVIII, 1827, S. 561 fg. (*Ferd. Grassauer.*)

KRAIS (Friedrich Julius), ein unbedeutender lyrischer Dichter, ist am 29. Nov. 1807 zu Beilstein einem südöstlich von Heilbronn im Neckarkreise gelegenen würtembergischen Landstädtchen geboren, dem Heimatsorte des Philosophen Niethammer. Nachdem er die untern Gymnasialklassen in seiner Vaterstadt durchgemacht, kam er in das evangelisch-theologische Seminar zu Blaubeuren, wo unter andern der Dichter G. Pfizer, der Aesthetiker Vischer und David Friedrich Strauß seine Studiengenossen waren. Nachdem er als Stiftler in Tübingen sein theologisches Studium vollendet, ward er angestellt, 1833 zum Pfarrer befördert und war als solcher an verschiedenen Orten seines Heimatlandes thätig. Als Pfarrer zu Oferdingen in der Nähe Tübingens ist er am 30. Nov. 1878 gestorben, nachdem er noch 1877 (Tübingen) seine „Vaterländischen Gedichte" veröffentlicht hatte. Obwol er ziemlich viel zum Druck befördert und wahrscheinlich noch viel mehr geschrieben hat — ein Verzeichniß seiner gedruckten Dichtungen, wie Hermann Fischer berichtet, nach seinen eigenen Angaben enthält F. Brümmer's „Deutsches Dichterlexikon" (Eichstädt 1875) — so läßt sich von einem

Charakter seiner Poesie doch kaum sprechen. Wie er mit Uhland, Kerner, Pfizer befreundet war, so ist er auch als Mitglied der viele Köpfe zählenden „Schwäbischen Dichterschule" anzusehen, und soweit den so verschieden gearteten Dichtern ein einheitlicher Charakter zuzuschreiben ist, macht er sich auch bei einem so schwachen Talente, wie Krais es besaß, bemerkbar. Hermann Fischer betont die Abhängigkeit, in welcher Krais als religiöser Lyriker von Albert Knapp steht; vgl. „Lebensbilder schwäbischer Dichter" (Stuttgart 1881) und Beilage zur augsburger „Allg. Zeitung" 1881, Nr. 209, sowie die Programme von Ambrosius Mayr, „Die Häupter des schwäbischen Dichterbundes" (1881 und 1882). Neben der religiösen Lyrik nimmt ähnlich wie bei Karl Gerok die patriotische die erste Stelle bei Krais ein. „Den Kämpfen im Krieg und Sieg der deutschen Einheit 1870 und 1871" hat er eine Reihe von Gedichten zugesungen. Sie haben so wenig wie fast alle Erzeugnisse der Kriegspoesie jener Jahre mehr als die Beachtung eines Tages gefunden oder verdient. Eine von Krais geschickt zusammengestellte Anthologie „Classisches Vergißmeinnicht. Denkblätter aus deutschen Dichtern und Prosaikern auf alle Tage des Jahres" ist 1862 (Reutlingen) in 2. Auflage erschienen. Daß, wie Hermann Fischer sagt, ihm „manches fließende, gemüthlich warme und angenehme Gedicht" gelungen, ist bei seiner großen Fruchtbarkeit noch kaum ein Lob zu nennen. Auch das sich in allen möglichen Metren und Formen versuchende formale Talent, das er zeigt, kann ihm keine Bedeutung sichern. Formale Ausbildung, fließende Sprache und hier und da warme Empfindung, wie könnte das einem Epigonen der Schwäbischen Dichterschule denn mangeln? Goethe hat dies in dem Aufsatze „Für junge Dichter" schon 1831 ausgesprochen, daß „im höheren Sinne noch wenig gethan ist", wenn man sich in „Rhythmen und Reimen dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich ausdrückt". Auf der durch die Ausbildung der Poesie und Sprache gegebenen Grundlage müßte sich erst das Charakteristische des Einzelnen erheben. Davon kann bei Krais wie bei so vielen andern keine Rede sein; er ist ein herzlich unbedeutender Epigone der vielen bedeutenden schwäbischen Dichter. (*Max Koch.*)

KRAJÔWA, die Hauptstadt des rumänischen Kreises Dolz, liegt in fruchtbarer Gegend in dem östlichen Flußgelände des von der Südseite der Karpaten herabkommenden Ziul (Schiul, Schyl), welcher sich der bulgarischen Stadt Rahowa gegenüber in die Donau ergießt. Die Stadt zählt gegen 23,000 Einwohner, darunter viele österreichische und deutsche Unterthanen, sodaß neben der griechisch-orthodoxen Landeskirche auch der Katholicismus, der Protestantismus und das Judenthum durch besondere Gemeinden vertreten sind. Sie ist der Sitz eines Kreispräfecten, eines Kreisgerichts, eines Appellationsgerichts, eines Districtspräfecten u. s. w. Für den Unterricht ist ausreichend gesorgt: Krajowa besitzt außer einer Anzahl von Privatpensionaten für beide Geschlechter drei Primärschulen für Knaben und zwei für Mädchen, eine Secundärschule für Mädchen, im J. 1835 von Jord. Oteteleschan, und ein Progymnasium, im J. 1841 von Lasar Oteteleschan gegründet, endlich ein Lyceum oder Hochschule. Unter den Monumentalbauten Krajowas zeichnen sich aus das Kloster Obeden, der Wohnsitz des Bischofs von Romnitza, die interessante Ruine des Klosters St.-Demeter, von den Bulgarenfürsten Peter und Johann Asen, zwei Brüdern, welche um das J. 1186 sich gegen den Kaiser Isaak Angelos empörten und von Tyrnowa aus das walachisch-bulgarische Reich stifteten, gegründet, ferner die Mutter-Gottes-Kirche, das Schulgebäude, das Hospital, die Kaserne. Zu erwähnen ist auch der städtische Lustgarten, Bibesco-Park genannt, der Erholungs- und Vergnügungsort der Einwohner.

Der Ursprung Krajowas ist unbekannt; nur bezeugt der slawische, von kraj, die Grenze, abzuleitende Name, daß der Ort als slawische Ansiedelung in die Hände der Daco-Wlachen übergegangen ist. Da vom 7. bes 11. Jahrh. unserer Zeitrechnung die Bulgaren unter der Dynastie Asparuch's auf beiden Ufern der untern Donau herrschten, so dürfte die Gründung in diese Zeit fallen, und hätte Krajowa von seiner Lage an der Nordgrenze des Reichs den Namen erhalten. Nachdem durch die Erhebung des fogarascher Herzogs Radul Negru die Rumänen zunächst in den südlichen Karpaten, dann aber auch in der norddanubischen Ebene ihre Unabhängigkeit erlangt hatten, und das Land östlich von der Aluta unter dem Namen der Großen, dasjenige im Westen des Flusses unter dem Namen der Kleinen Walachei gesonderte Territorien bildeten, wurde Krajowa Hauptstadt der letztern und Residenz ihres Bans oder Fürsten. Auch nach der definitiven Vereinigung mit der Großen Walachei wurde die bevorzugte Stellung des Orts in der Ueberlieferung aufrecht erhalten, und die Bojaren des Landes fahren noch heute fort, daselbst ihren ständigen Wohnsitz zu nehmen, was der städtischen Industrie und dem Handel zugute kommt und sich schon in einem gewissen Glanze der äußern Erscheinung verräth. Wann und in welcher Weise sich der Nationalitätenwechsel vollzog, durch welchen aus der slawischen Stadt eine rumänische wurde, gehört zu den offenen Fragen, deren die Geschichte der untern Donauländer nicht wenige bietet. — Obwol durch die Donau, die Aluta, die transsylvanischen Alpen und deren Fortsetzung bis an das Eiserne Thor mit unverrückbaren natürlichen Grenzen versehen, hat die Kleine Walachei doch nur kurze Zeit ihre nationale Unabhängigkeit behaupten können; vielmehr ist sie ein von den Nachbarländern vielumstrittener Besitz gewesen, und Krajowa, als die Hauptstadt, folgte den Geschicken des Landes. Der Pforte wurde die Große Walachei schon im J. 1391 unter dem Woiwoden Mirtscha tributpflichtig, und man muß annehmen, daß bald darauf auch die Kleine Walachei türkischem Einflusse erlag. Bei Krajowa erlitt im J. 1577 der Adel von Mehedinzi, dem westlichsten Districte der Kleinen Walachei, welcher sich gegen die Türken empört hatte, von diesen eine schwere Niederlage. An der großen Heerstraße von Kalafat, dem Aus-

fallsthore Widdins, nach Bukarest gelegen, hatte Krajowa seit dem 17. Jahrh. von den Durchzügen türkischer Truppen bei den häufigen Kriegen der Pforte mit den Tataren der Krim, den Kosaken, Polen und Russen viel zu leiden; auch war es von Zeit zu Zeit das Ziel räuberischer Ueberfälle der in den bulgarischen Donaustädten lebenden Türken. Im J. 1800 bemächtigte sich seiner der bekannte Paßwan Oglu von Widdin und hielt es im Besitze, bis der Hospodar Murusis herbeieilte und es mit türkischer Hülfe befreite. Fast noch verderblicher als die Bedrückungen der Türken waren für die Stadt während der häufigen russisch-türkischen Kriege diejenigen der Russen.*) — Neuerdings ist Krajowa zu einer Hauptstation der Eisenbahn geworden, welche, von Bukarest beginnend und bei Slatina über die Aluta setzend, die ehemalige Kleine Walachei von Osten nach Westen durchzieht, um mittels des Eisernen Thorpasses auf österreichisches Gebiet überzugehen und bei Temeswar das ungarische Staatsbahnnetz zu erreichen. Es steht zu erwarten, daß diese Verbindung der Stadt einen weiteren Aufschwung verschaffen wird. (*G. Rosen.*)

KRAKATUA, auch Krakatowa, Krakatu oder Krakatoa, auch einmal Krakatáu, heißt ein Inselberg in der zwischen Sumatra und Java gelegenen Sundastraße, welche eine Wasserfläche etwa von der Größe des Regierungsbezirkes Merseburg darstellt. Sie liegt in 6° 8′ 30″ südl. Br. und 123° 5′ 6″ östl. L. von Ferro (nach Horsburgh). Die Westküste von Java ist im nächsten Punkte etwa 32 Kilom. davon entfernt, die Südostspitze Sumatras 44 Kilom., die im Südosten gelegene Prinzeninsel 52 Kilom., der an der Nordküste von Java gelegene Ort Bantam 74 Kilom. und die Stadt Batavia 137 Kilom. Das westlichste Stück der Nordküste von Java enthält die Bantam-Bai und in derselben liegt die Insel Pulo Pandschang; westlich daneben springt als St.-Nikolaas-Hoek die Nordwestecke Javas vor. Von dieser bis zur Südwestspitze Javas, dem Javas Hoofd erster Punkt, folgt zunächst vor der Küste die Insel Pulo Merak, südlicher der im Ostnordosten von Krakatua 45 Kilom. entfernt gelegene Ort Anjer, und weiter südlich Tanara, Tscheringin (fast westlich vom Berge Karang) und andere Orte; weiterhin sind in die Küste zwei ansehnliche Baien eingeschnitten, die Pepper- und die Welcome-Bai. Diese ganze Küste ist die Nordwestseite der Residentie oder Provinz Bantam, im Lande Bantân, von den Holländern Banten genannt, dieselbe ist so groß wie der bairische Regierungsbezirk Unterfranken: 150,8 geogr. □Meilen = 6453 □Kilom., und zählt 748,912 Einwohner (darunter 321 Europäer und 1609 Chinesen). In diesem Bezirke erhebt sich 25 Kilom. von der Küste, 58 Kilom. östlich von Krakatua, der 1696 Met. hohe erloschene Vulkan Karang-Atu. Nicht weit von dem ungesunden Lagerplatze Bantam an der Nordküste, dem ersten Orte, welchen die Holländer 1596 auf der Insel in Besitz nahmen, und welcher einst der Haupthandelsplatz der Insel gewesen ist, liegt südlicher Sarang, die Hauptstadt der Residentie.

Gegenüber im Westen liegt das Südende von Sumatra, wo zwischen dem Cap Tschina nebst dem Blakke Hoek oder Cap Rata im Westen und dem Barkens Hoek im Osten ebenfalls zwei Baien eingeschnitten sind. Neben dem Blakke Hoek öffnet sich die Keisers- oder Semangka-Bai, vor deren Eingange die Insel Semangka oder Taburan liegt. Im innersten Hintergrunde der Bai finden wir das Fort und den Ort Tandschengang, und östlich von diesem erhebt sich der 7412 engl. Fuß = 2259 Met. hohe Vulkan Keisers-Pik; nordöstlich von ihm, mehr im Innern des Landes, gewahrt man die Ratteh- oder Reteh-Berge. Von letztern gerade im Süden tritt die mit Cap Kamantara (vor welchem die Inseln Lagundi und Rond-Eiland liegen) endende gebirgige Halbinsel mit den 3418 engl. Fuß = 1042 Met. hohen Kalang-Bayang- oder Kamantara-Bergen vor, welche beide Baien voneinander trennt. Im Osten daneben folgt nun die Lampong-Bai, und vor deren westlicher Küste liegen die Inseln Pokowan, Kalagian und Tagal. Am innern Ende der Bai erhebt sich der Berg Telok Betong oder Tellok Betung neben einer ebenso genannten Ortschaft. Die Bai endet im Osten mit dem südlichsten Theile der Lampongschen Berge, dem Barken's Hoek oder Cap Tua, der Südostspitze Sumatras, an dessen Ostseite sich der Kleine Archipel der Kandang-Pulo oder Zutphen-Inseln anlegt. Im Norden dieses Hoek erhebt sich der 925 Met. hohe Radscha Basa, und mitten zwischen Barkens Hoek und Anjer liegt die Insel Sangiang oder Dwars in den Weg, sowie zwischen dem Radscha Basa und Krakatua die Inseln Pulo Bessi und Sebuko zu erwähnen sind.

Beim südwestlichen Eingang zur Sundastraße liegt an der Westecke Javas, dem Java Hoefd, die größte Insel dieser Straße, die Prinzeninsel oder Pulo Panaitan, 16 Kilom. im Durchmesser haltend, wie es scheint unbewohnt. Ihr höchster Gipfel steht an der Ostseite. Zweiundfunfzig Kilom. davon entfernt im Nordosten liegt der Insel-Pik Krakatua, der, von weither sichtbar, den Schiffern als Marke zum Einhalten des Fahrwassers beim Eingang in die Straße dient.

Auch diese Insel, von Nordnordwesten nach Südsüdosten 8, von Westen nach Osten 4,8 Kilom. messend, scheint unbewohnt zu sein, aber wol nicht wegen Mangels an Wasser, da sich an der Ostseite eine Quelle guten Wassers befinden soll. Die Küste ist hoch, felsig, ohne jede Vegetation; namentlich sind die West- und Südseite steiles Felsufer; aber an der Westseite findet sich etwas ebenes Land. Zwei Kilom. von der Südspitze, etwas nach Osten, liegt in 6° 9′ 11″ südl. Br. und 123° 10′ 38″ östl. L. von F. (nach Rietveld), 1° 21′ 22″ westlich von Batavia, der 2530 par. Fuß = 822 Met. hohe vulkanische Pik, welchen schon Vogel in seiner ostindischen Reisebeschreibung 1704 und L. von Buch in seiner Beschreibung der Canarischen Inseln als Vulkan aufführen. Im Westnordwesten neben

*) „Je ne leur laisserai que les yeux à pleurer", pflegte der alte Wollüstling, General Graf Kutusoff, während des russischen Krieges von 1806 bis 1812 von den Walachen zu sagen. Siehe Zinkeisen, Geschichte des Osman. Reiches, VII, S. 712.

ihm auf der Insel steht ein zweiter, nicht ganz so hoch. Korallenriffe umgeben die Insel. — Dicht an ihre Südwestseite legt sich, durch eine wegen ihrer Korallenriffe nicht passirbare Wasserstraße davon getrennt, die kleine felsige Verlaten-Insel, vielleicht die, auf welcher der (anderwärts genannte) Vulkan Rekatu liegt. Etwas entfernter von Krakatua im Nordosten liegt Lang-Eiland; im Norden von Krakatua, eine andere kleine Insel, genannt der Polnische Hut; und 13 Kilom. im Nordnordosten von Krakatua die schon genannte Insel Pulo Bessi oder Tamarinden-Insel (neben Sebuku oder Sebuko) mit einem sehr weit sichtbaren, hohen Pik, der am Nordende der Insel, 1° 19′ westlich von Batavia, steil aufsteigt zu einem 2825 engl. Fuß = 917 Met. hohen Kegel, welcher wahrscheinlich ebenfalls ein Vulkan ist. (Vgl. Smith, „The Seamans Guide round Java", 3. edit., London 1853.)

Ende August 1883 hat der Vulkan Krakatua nach längerer Ruhe wieder einen Ausbruch gehabt, der mit seinen begleitenden Erscheinungen von Aschenregen, Erdbeben und Flutwellen zu den verheerendsten gehört, welche Java seither betroffen. Das ganze Becken der Sundastraße ist in furchtbarer Weise mitgenommen und in seiner Gestalt zum Theil ganz verändert worden. In Batavia vernahm man zuerst am 26. Aug. das ferne Donnern im Westen und die unterirdischen Schläge, welche während der Nacht beständig an Heftigkeit zunahmen. Am Morgen des 27. war die Luft durch die Steinasche nebelartig dick und um Mittag lag Batavia in Finsterniß. Das Wasser des Meeres stieg längs der ganzen Westküste Javas in furchtbarer Weise, in wenigen Minuten um mehr als 3 Met., und schleuderte schwerbeladene Fahrzeuge weit auf das Land. Anjer und eine ganze Reihe von Küstenorten sind verschwunden, die Hafendämme und Leuchtthürme wie Schilf zerbrochen, Tausende über Tausende von Menschen ums Leben gekommen. Das ganze Land war mit einer Schicht heißer, weißer Asche überdeckt. Aehnlich hat die Küste von Sumatra gelitten; die Insel Telok Betong z. B. ist untergegangen. Dwars wurde in fünf Stücke zertheilt, und in der Nähe von Krakatua sind 16 neue Inseln aus dem Meere gestiegen. In der Provinz Bantam schätzt man die Zahl der ums Leben Gekommenen auf 10,000. Die Ernten wurden vernichtet und der Viehstand zum Verhungern verurtheilt; die ganze Bevölkerung ist in unsagliches Unglück gerathen.

(*G. A. von Klöden.*)

KRAKAU (polnisch Kraków), Hauptstadt der ehemaligen polnischen Republik, jetzt des Großherzogthums Krakau im österreichischen Königreiche Galizien, liegt 37° 36′ östl. von Ferro, 50° 4′ nördl. Br., in einer Meereshöhe von 212 Met. am linken Ufer der Weichsel und an der Mündung des Rudawabaches in diese, in einer fruchtbaren Ebene, welche im Süden von den Krzemionki- und im Westen von den Bronislawa-Hügeln beherrscht wird. Nach den meteorologischen Beobachtungen, welche an der k. k. Sternwarte in Krakau angestellt werden, war in den J. 1876—1880 die mittlere Luftwärme daselbst im Jahre 7,9° C. und die mittlere Niederschlagsmenge im Jahre 679,04 Millim., die mittlere Zahl der Tage mit Niederschlägen im Jahre 191 und die mittlere Zahl der Tage mit Gewittern 23.

Krakau ist die Endstation der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, an welche sich östlich die Galizische Karl-Ludwigsbahn anschließt. Sie zählt mit 6267 Militärpersonen 66,095 Einwohner, darunter über 20,000 Juden und mehrere hundert Deutsche, hat 39 Kirchen, viele Kapellen, 15 Mönchs- und 10 Nonnenklöster und 7 Synagogen. Krakau ist sehr regelmäßig gebaut, zeichnet sich durch gerade und breite Gassen aus und gewährt mit seinen vielen Kirchthürmen und Kuppeln sowie mit seinem hohen mittelalterlichen, mitten aus der Häusermasse sich erhebenden Schlosse einen imposanten Anblick.

Die Stadt ist in folgende acht besonders numerirte Stadtviertel eingetheilt: 1) die innere Stadt (mit 18,208 Einwohnern); 2) den Schloßbezirk (mit 146 Einwohnern); 3) Nowyswiat (mit 2323 Einwohnern); 4) Piasek (mit 5007 Einwohnern); 5) Kleparz (mit 6528 Einwohnern); 6) Wesola (mit 5285 Einwohnern); 7) Stradom (mit 3405 Einwohnern); 8) Kazimierz (mit 18,926 Einwohnern). Die innere Stadt mit dem großen Marktplatze, „der große Ring", war bis zum Anfang des 19. Jahrh. mit Befestigungsmauern, 46 thurmartigen Basteien und drei größeren Rondelen umgeben. Diese Befestigungswerke wurden mit Ausnahme des interessanten „Floriansthores", welches 1498 erbaut worden ist, demolirt und an der Stelle derselben Baumpflanzungen angelegt. Der Stadttheil Kazimierz liegt auf einer Insel, die von den beiden Armen der Weichsel gebildet wird. Um sämmtliche Stadttheile zieht sich der Verzehrungssteuer-Linienwall. Die Stadt ist mit vielen Wällen und Gräben umgeben und sowol das Schloß als auch die einzelnen Forts auf den umliegenden Höhepunkten sind systematisch befestigt.

Krakau ist der Sitz eines Delegaten des k. k. Statthalters in Lemberg, einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, einer Polizeidirection, eines k. k. Ober-Landesgerichtes, eines Landesgerichtes, einer k. k. Finanzprocuratur, einer Finanzbezirksdirection, eines Hauptzollamtes und Gefällen-Oberamtes und einer k. k. Berghauptmannschaft. Von den Bildungsanstalten ragt hervor die Universität (die Jagiellonische oder Jagellonische genannt), welche von Kasimir dem Großen im J. 1364 gestiftet, aber erst 1401 von Jagello und Hedwig zu Stande gebracht wurde. Sie bildete seither den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen, verfiel aber allmählich. Nachdem sie reorganisirt worden war, wurde sie 1817 wieder eröffnet, erlitt jedoch seit 1833 abermals mehrfache Umgestaltungen. Eine sehr reichhaltige Sammlung von polnischen Werken enthält die k. k. Universitätsbibliothek mit über 110,000 Bänden Druckwerke und 5400 Handschriften. Die seit 1815 bestandene Gesellschaft der Wissenschaften wurde im J. 1872 in eine unter dem Protectorate des Erzherzogs Karl Ludwig stehende k. k. Akademie der Wissenschaften verwandelt. In Krakau sind ferner noch thätig ein Kunstverein, welcher 1845 gegründet wurde, und eine permanente Ausstellung bietet, ferner

ein Musikverein, die k. k. landwirthschaftliche Gesellschaft mit einer Forstsection. Ferner besitzt Krakau noch ein technisches Institut, 2 vollständige Gymnasien (zu St.-Anna und St.-Hyacinth), eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt und eine Realschule. Ein kleines Nationaltheater besteht seit dem J. 1799. Für die Interessen des Handels und der Industrie besteht in Krakau die Handels- und Gewerbekammer, ferner eine Bankfilial-Leihanstalt, eine Bankfilial-Escompte-Anstalt, dann die galizische Bank für Handel und Industrie. Größere Industrie-Unternehmungen sind: eine Brennölfabrik, eine landwirthschaftliche Maschinen- und Geräthschaften-Fabrik, eine Eisen- und Metallgießerei, eine Poudrettenfabrik, zwei Zündhölzchenfabriken und eine k. k. Cigarrenfabrik. Krakau hat zwei größere Jahrmärkte und zwar am 23. April und 29. Sept., mit je vierzehntägiger Dauer. Sämmtliche Märkte, insbesondere die Getreidemärkte, sind von hervorragender wirthschaftlicher Bedeutung und von auswärtigen Händlern stark besucht. Hauptgegenstände des Marktverkehres sind Pferde, Hornvieh, Lebensmittel und Getreide.

Von Baudenkmalen, an welchen Krakau sehr reich ist, ragt auf dem großen Ringe hervor die Archipresbyterialkirche der Jungfrau Maria, ein im gothisch-baltischen oder krakauer Stile aufgeführter Backsteinbau, der vom Bischofe Iwo Odrowaz im J. 1226 gegründet und im 15. Jahrh. vollendet wurde. Von großem Kunstwerthe ist in dieser Kirche der in der neuesten Zeit gründlich restaurirte Hochaltar, ein Flügelaltar mit schönen Holzschnitzereien, von außen das Leben Jesu in zwölf Reliefs, im Innern den Tod Maria's in Mitte der Apostel mit lebensgroßen Figuren darstellend, ein Meisterwerk des Veit Stoß aus dem J. 1489. Diese Kirche besitzt noch Glasgemälde aus dem 14. und 15. Jahrh. und schöne Grabdenkmäler aus dem 16. und 17. Jahrh. Nächst der Marienkirche erhebt sich die Barbarakirche, welche von der Königin Hedwig, der Gemahlin Wladyslaw Jagiello's, im J. 1394 gestiftet und vom Könige Stefan Bathory im J. 1583 den Jesuiten übergeben wurde, welche sie ganz umbauten, sodaß von ihrer ursprünglichen Gestalt nur noch das schöne Portal sichtbar ist. In der Mitte des Großen Ringes steht die Adalbertskirche an jener Stelle, an welcher der Sage nach der heil. Adalbert im J. 995 das Christenthum predigte. Wahrscheinlich bestand sie bereits im J. 1223 als byzantinische Rundkapelle. Der heil. Hyacinth und Johann Capistran sollen in derselben gepredigt haben. Sie wurde im J. 1864 restaurirt. Auf dem Ringe stehen ferner noch der Rathhausthurm, der Ueberrest des im J. 1820 demolirten alten Rathhauses, und die Tuchlauben (Sukiennice), ein alterthümlicher Tuchhändler-Bazar, welcher unter Boleslaw dem Schamhaften 1257 erbaut, von Kasimir dem Großen im J. 1358 umgebaut und 1557 und 1879 restaurirt wurde. In der Johannisgasse steht die kleine Kirche Johann des Täufers, welche um 1140 gestiftet wurde; die Piaristenkirche stammt aus dem vorigen Jahrhundert; die St.-Markuskirche in der Slawkower-Gasse wurde von Boleslaw dem Schamhaften 1257 gegründet. Die akademische St.-Anna-Collegial-Kirche am Eingange in die Annagasse wurde im J. 1689 an Stelle eines uralten Kirchleins gestiftet. In derselben ist besonders bemerkenswerth das Grabmal des Professors und Heiligen Johann Kantius, welcher im J. 1473 starb, und ein modernes Denkmal des Astronomen Nikolaus Kopernikus. Das schöne Universitätsgebäude aus dem 14. und 15. Jahrh., welches im Anfange unsers Jahrhunderts ziemlich verfallen war, ist restaurirt worden. Das bischöfliche Palais ist ein alter Bau, welcher im J. 1424 umgebaut, im J. 1647 in seiner jetzigen Gestalt hergestellt und 1816 restaurirt wurde. Die der bischöflichen Residenz gegenüberstehende gothische Kirche des heil. Franz, welche von Boleslaw dem Schamhaften 1237 für die Minoriten gestiftet wurde, brannte mehrmals ab und wurde, nachdem sie im J. 1850 sehr gelitten hatte, restaurirt. In derselben befindet sich das Grabmal Wladyslaw's, Fürsten von Kalisz, aus dem 13. Jahrh. Durch den Brand im J. 1850 wurde eins der schönsten Baudenkmale Krakaus, die Dreieinigkeitskirche aus der Zeit des Ueberganges des Rundbogen- in den Spitzbogenstil, bis auf vier Kapellen und das Presbyterium zerstört. Die im römischen Renaissancestile in Kreuzform aus Backsteinen aufgeführte Peterskirche wurde von 1593 bis 1636 für die Jesuiten erbaut, in deren Besitze sie bis zur Aufhebung des Ordens 1773 blieb. Das ehemalige Jesuitencollegium war zur Zeit des Freistaates Senatsgebäude; gegenwärtig befinden sich in demselben das Ober-Landes- und das Landesgericht. Die romanische St.-Andreaskirche wurde angeblich 1144 gegründet, im J. 1235 befestigt, im J. 1241 von den Tataren ohne Erfolg belagert und kam 1320 in den Besitz der Klarissinnen. Die evangelische Kirche stammt aus dem 17. Jahrh. und die gothische Aegidiuskirche soll im J. 1064 gegründet worden sein; jedenfalls gehört sie zu den ältesten Bauwerken der Stadt. Das Königsschloß auf dem Berge Wawel soll der Sage nach von Krakus gegründet worden sein; es wurde im J. 1241 von Konrad von Masovien befestigt, von Boleslaw dem Schamhaften 1265 vergrößert und von Wenzel 1300 mit Thürmen und Mauern eingefaßt. Es brannte in den J. 1306 und 1500 ab und wurde im J. 1512 von italienischen Meistern prachtvoll wieder aufgebaut. Nachdem es wieder theilweise im 16. Jahrh. abgebrannt war, wurde es von Wladyslaw IV. von neuem befestigt. Nachdem es von den Schweden im J. 1655 sehr beschädigt und im J. 1702 von Karl XII. gänzlich niedergebrannt worden war, beschloß der Reichstag zu Grodno 1726 die Restaurirung desselben, welche sich nur auf das Aeußere des Schlosses beschränkte, während das Innere desselben erst unter Stanislaus August 1787 wiederhergestellt wurde. Seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wird dasselbe für militärische Zwecke verwendet.

Ein prachtvolles Baudenkmal ist die Kathedralkirche zum heil. Wenzel auf dem Schlosse. Die Zeit ihrer Gründung steht nicht ganz fest. Nachdem sie im J. 1306 abgebrannt war, erhielt sie ihre gegenwärtige Grundgestalt in dem Zeitraume von 1320—1359. Seitdem

wurden an dieselben viele Kapellen angebaut. Die Kirche ist außen gothisch, die Kapellen meist italienischen Stiles. Die Mitte des Schiffes nimmt das Grabmal oder die Grabkapelle des heil. Stanislaus ein, während 17 andere Kapellen an den Nebenschiffen angebaut sind. Die erste Kapelle, rechts vom Hauptportal, ist die Jagiellonische, im J. 1473 vom Könige Kasimir Jagiello gegründet, mit den Grabmälern der Könige Wladyslaw und Kasimir Jagiello aus Porphyr von Veit Stoß. Die größte Zierde der zweiten Kapelle, der Potockischen, welche mehrere Grabmäler der Potockischen Familie enthält, ist eine Christusstatue aus carrarischem Marmor von Thorwaldsen. Die dritte Kapelle, capella doctorum genannt, weil sie im J. 1523 der Universität abgetreten wurde, enthält Gedächtnißtafeln von hervorragenden Mitgliedern der krakauer Universität. Die vierte ist die Kapelle des Königshauses Wasa. Die fünfte und prachtvollste ist die Sigmundkapelle, welche vom Könige Sigmund I. im J. 1520 als Begräbnißstätte für seine Gemahlin Barbara von Zapolya bestimmt wurde und im Innern mit Marmorstatuen, Reliefs und schönen Arabesken geziert ist; sie enthält die Sarkophage Sigmund's I. und seines Sohnes Sigmund August, das Grabmal der Königin Anna, Tochter Sigmund's I., und den Lageraltar Sigmund's I. von prachtvoller Kunstarbeit. In der achten Kapelle, der des heil. Andreas gegenüber, befindet sich das schöne gothische Grabmal des Königs Kasimir des Großen aus rothem Marmor. In der elften Kapelle, die Ciborium-Kapelle oder Kapelle des Königs Bathory genannt, ist das schöne Grabmonument des Königs Stefan Bathory. Die letzte, siebzehnte Kapelle, die Kapelle der heil. Dreifaltigkeit genannt, wurde im J. 1447 von der Königin Sophie, der vierten Gemahlin des Königs Wladyslaw Jagiello, zu ihrer Begräbnißstätte errichtet. In derselben befindet sich ein gekreuzigter Heiland von Guido Reni. Unter dem Musikchore befindet sich der Eingang zur großen königlichen Gruft, der Krypta der ursprünglichen Kirche und dem ältesten erhaltenen Theile der Kirche, deren romanische Rundsäulen in das 11. oder 12. Jahrh. gehören. Sie wurde von König Stanislaus August 1783 zur Gruft Sobieski's bestimmt. Seither sind in derselben aber auch andere Sarkophage aufgestellt und einige Särge aus den engen Grüften der Sigmunds- und Wasa-Kapelle hierher übertragen worden. In der jüngsten Zeit wurde die Krypta auch mit einigen Grabgewölben vereinigt. In der alten Gruft stehen die Sarkophage des Fürsten Joseph Poniatowski, des Thaddäus Kosciuszko, der Bronzesarg der Königin Cecilia Renata, Gemahlin Wladyslaw's IV., die Sarkophage der Gemahlin Sobieski's Maria Kasimira und Johann III. Sobieski's, die Bronzesärge Wladyslaw's IV. und dessen Tochter Maria Anna, die Särge Sigmund Kasimir's, des Sohnes Wladyslaw's IV., und des Königs Michael Korybut. In der neuen Gruft sind beigesetzt: König August II., König Sigmund III. und dessen Gemahlin Constantia und deren Kinder Anna Maria und Alexander Karl. In den alten, mit den eben erwähnten jetzt verbundenen Königsgrüften ruhen König Johann Kasimir und dessen Sohn Johann Sigmund, Königin Anna, die Tochter Sigmund's I., die letzte der Jagiellonen, Barbara die Gemahlin Sigmund's I., König Sigmund August und Maria Ludovica Gonzaga, Gemahlin Wladyslaw's IV.; der Sarkophag Sigmund's I. befindet sich in einem besonderen Mausoleum. Gegen Süden, zwischen dem vormaligen Grodzker Thore und dem durch die Stadt fließenden Weichselarme, in der Vorstadt Stradom, ist Kirche und Kloster der Bernhardiner, welche Johann Capistran im J. 1453 hier einführte. Die italienisch gebaute Kirche rührt aus dem 17. Jahrh. her. In diesem Stadttheile befindet sich noch die Kirche St.-Paul's aus dem 18. Jahrh. Das theologische Seminargebäude und das Regierungsgebäude sind aus derselben Zeit. Im Stadttheile Kazimierz, welcher von Kasimir dem Großen als eine besondere Stadt gegründet wurde, ragen die Katharinenkirche, das Augustinerkloster, die Michaelskirche, das Rathhaus und die Fronleichnamskirche hervor. Die Augustinerkirche stammt aus dem 14. Jahrh. und ist durch Erdbeben im 15. und 18. Jahrh. sehr schadhaft geworden. Das Augustinerkloster besitzt in einer Kapelle des Kreuzganges einen schönen Flügelaltar aus dem 15. Jahrh. In der auf einem Felsenhügel über der Weichsel malerisch gelegenen St.-Michaelskirche wurde der heil. Stanislaus von Boleslaw dem Kühnen im J. 1079 am Altare ermordet; sie birgt die Gebeine des im J. 1480 gestorbenen Geschichtschreibers Dlugosz, wurde im Anfange des 16. Jahrh. von italienischen Baumeistern umgebaut und im vorigen Jahrhundert restaurirt. In der im 14. Jahrh. erbauten Fronleichnamskirche sind hinter dem Hochaltare noch einige interessante Ueberreste alter Glasmalerei sichtbar. In diesem von der jüdischen Bevölkerung bewohnten Stadttheile befindet sich noch das alte gothische Rathhaus und am äußersten Ende des Ghetto in dem ehemaligen Dorfe Bawol die alte Synagoge, ein romanischer Bau aus dem 13. Jahrh. mit dem Al Memar, einem zwölfeckigen eisernen Baldachin aus dem 15. Jahrh. in der Mitte. In der nördlichen Vorstadt Kleparz, welche bis 1790 eine besondere Stadt und der größte Getreidemarkt Galiziens war, ist das hervorragendste Baudenkmal die St.-Florianskirche aus dem 12. Jahrh. mit einem schönen Flügelaltare und altdeutschen Holzbildern. In der Vorstadt Kleparz befindet sich die im J. 1087 vom Könige Wladyslaw Hermann gegründete und von Wladyslaw Jagiello 1390 vollendete Kirche zur Mariä Heimsuchung mit einer Marienkapelle, in welcher Johann III. vor seinem Kriegszuge zum Entsatz Wiens im J. 1683 seine Andacht verrichtete. In der gegen Westen gelegenen Vorstadt Zwierzyniec liegt ein Kloster der Norbertinerinnen und im Osten der Stadt, in der Vorstadt Wesola, liegen die St.-Nikolauskirche, die St.-Lazaruskirche mit dem Lazarusspitale, die Universitäts-Sternwarte, die Theresienkirche mit dem Kloster der Karmeliterinnen und der Bahnhof.

Krakau soll der Sage nach um das J. 700 von Krakus, einem polnischen Fürsten, gegründet und nach diesem benannt worden sein. Nachdem Krakau im 9. Jahrh. zum großmährischen Reich gehört hatte und im 10. Jahrh.

unter deutsche Herrschaft gebracht worden war, wurde es im J. 1039 von den Böhmen erobert. Bis zum J. 1060 war die Stadt der Sitz eines Erzbischofes, dann aber eines Bischofes, der seit 1443 auch souveräner Fürst von Sewerien, eines Landstriches zwischen Krakau und Schlesien, war. Im J. 1125 äscherte eine Feuersbrunst die Stadt, welche noch größtentheils aus hölzernen Gebäuden bestand, ein. Im J. 1241 brannten sie die Mongolen nieder. Boleslaw der Schamhafte ließ sie nun nach einem bestimmten Plane aufbauen, bevölkerte sie mit vielen Deutschen und verlieh ihr 1257 das Magdeburger Stadtrecht. Im folgenden Jahre wurde sie von Konrad II., dem Herzoge von Masovien, eingeäschert. Nachdem sie sich wieder aus ihren Trümmern erhoben, erfuhr sie eine bedeutende Erweiterung im Anfange des 14. Jahrh. durch König Wenzel von Böhmen, als dieser gegen Wladyslaw Lokietek auf den polnischen Thron berufen worden war. Vom J. 1320 an war Krakau bis zum J. 1609 die Haupt- und Residenzstadt Polens, und die polnischen Könige trugen zur Verschönerung derselben von nun an sehr viel bei. So baute bereits Kasimir der Große die Tuchhalle auf dem Ringplatze und das bisher nur aus Holz erbaute Schloß um und verbesserte die Befestigungen der Stadt. Im J. 1364 gründete er die Universität in dem Dorfe Bawol der gegenwärtigen Vorstadt Kazimierz und legte die zwei neuen Städte Kleparz und Kazimierz an. Industrie und Handel hatten unter ihm in Krakau bereits eine hohe Stufe erreicht und hoben sich immer mehr unter der Regierung der Jagiellonen. Nach dem großen Brande im J. 1528 fand in Krakau der italienische Baustil Eingang, der noch jetzt in vielen Baudenkmalen erhalten ist. Mit dem Erlöschen der Jagiellonischen Dynastie begann der Stern Krakaus zu erbleichen. König Sigmund III. verlegte seine Residenz nach Warschau, und Krakau hörte nun auf, die Haupt- und Residenzstadt Polens zu sein, wenn sie auch die Krönungsstadt des Reiches blieb. Dazu kamen noch die Folgen des unglücklichen Krieges mit den Schweden. Alle Vorstädte und ein Theil der Stadt wurden bei dem Einfalle Karl Gustav's I. im J. 1655 verbrannt. Krakau mußte 160,000 Thaler Lösegeld zahlen und durch zwei Jahre an die schwedische Besatzung monatlich 6000 Reichsthaler abführen. Im Kampfe zwischen den Gegenkönigen Stanislaus Leszczyński und August II. wurde die Stadt abwechselnd von den Schweden, Russen und Sachsen besetzt. Die Schweden waren in die Stadt in den J. 1702, 1704 und 1705 eingedrungen und hatten bedeutende Kriegskosten von derselben erhoben. In den Kriegswirren, welche der ersten Theilung Polens vorangingen, wurde sie im J. 1768 von den Russen mit Sturm genommen. Der Wohlstand Krakaus nahm so sehr ab, daß die Stadt, welche im 15. Jahrh. 80,000 Einwohner zählte, im J. 1775 blos 16,000 besaß. In den Unruhen vom J. 1794—1796 war Krakau von preußischen Truppen besetzt. Im J. 1795 kam die Stadt infolge der letzten Theilung Polens an Oesterreich. Sie wurde hierauf die Hauptstadt Westgaliziens, der Sitz der Landesbehörden und einer bedeutenden Garnison und blühte seitdem allmählich wieder auf. Durch den Wiener Frieden 1809 wurde sie Oesterreich wieder entrissen und bildete bis zum J. 1815 einen Theil des von Napoleon errichteten Herzogthums Warschau. Nach dem Sturze Napoleon's aber wurde sie im Wiener Congresse als eine „freie und unabhängige Stadt mit ihrem Gebiete" erklärt und unter das Protectorat Oesterreichs, Rußlands und Preußens gestellt. Als Republik Krakau (1815—46) umfaßte sie ein am Nordufer der Weichsel gelegenes Gebiet von 1220 □Kilom. mit etwa 140,000 Einwohnern, das die Hauptstadt Krakau, einen Marktflecken und 71 Dörfer und Weiler, enthielt. (Ueber die Geschichte dieser Republik siehe oben den Artikel Crakau in den Nachträgen zu C.) Krakau war besonders seit den dreißiger Jahren der Herd der polnischen Revolutionsversuche und der Zufluchtsort der polnischen Flüchtlinge. Schon im J. 1830 wurde daher die Stadt durch russische und 1836 wieder von österreichischen, russischen und preußischen Truppen besetzt. Als endlich im Februar 1846 die polnische Insurrection Krakau zu ihrem Hauptwaffenplatze machen wollte, um von hier aus namentlich in Galizien vorzudringen, kam nach den Berliner Conferenzen der Schutzmächte am 6. Nov. 1846 zu Wien eine definitive Uebereinkunft zu Stande, wonach die in Betreff Krakaus festgesetzten Verträge von 1815 widerrufen und die Republik an Oesterreich übergeben wurde. Trotz der Proteste Englands und Frankreichs erließ Oesterreich am 11. Nov. das Patent über die Besitznahme. Seitdem ist Krakau mit seinem Gebiete bei Oesterreich und seit dem J. 1849 mit dem Titel eines Großherzogthums dem Kronland Galizien einverleibt.

Einen großen Verlust an materiellen sowie an Kunstschätzen erlitt die Stadt im J. 1850 durch die Feuersbrünste am 18. und 26. Juli, welche 162 Häuser 3 Kirchen und viele historische Denkmäler vernichteten.

Vgl. H. O. Millner, Der Führer durch Krakau und Umgegend. Dritte revidirte Ausgabe (Krakau (1882).

(*Ferd. Grassauer.*)

KRAKOW, Stadt im Wendischen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, am gleichnamigen 9 Kilom. langen See, 20 Kilom. von Güstrow, Post- und Telegraphenamt, Amtsgericht. Die Zahl der Bewohner, die 1875: 2022 betragen hatte, belief sich 1880 auf 2025, war sich also ungefähr gleichgeblieben. Darunter befanden sich 1935 Evangelische, 5 Katholiken und 85 Juden. Haupterwerbszweige sind Fischerei, Spiritusfabrikation, Holzhandel und Landwirthschaft. In der Spiritusfabrikation sind 12 Arbeiter beschäftigt, eine Sägemühle wird mit 10 Arbeitern betrieben. Der Handelsverkehr wird durch vier Märkte belebt. Der größtentheils leichte Boden der Umgebung ist für die Landwirthschaft nicht sehr günstig.

Die Stadt Krakow ist wendischen Ursprunges und entstanden aus dem ehemaligen Dorfe Oldendorf, d. h. Alt-Krakow, welches zwischen der Stadt und den Gütern Sammit und Tessin an dem kleinen See lag, der noch

der Oldendorfer genannt wird. Die Feldmark von Oldendorf ist zum größeren Theil zur Krakower Stadtfeldmark, zum kleineren zu Sammit gelegt. Als Stadt kommt Krakow zum ersten mal im J. 1298 vor. Man nimmt an, daß sie vom Fürsten Nikolaus I. von Werle 1237 gegründet worden, wenn dies nicht schon in der letzten Zeit der Borwine geschehen ist. Sichere Nachrichten darüber hat man nicht, da alle städtischen Urkunden vor dem J. 1365 bei einer Eroberung der Stadt ein Raub der Flammen geworden sind. *(A. Schroot.)*

KRALOWITZ (Kralovice), Stadt im westlichen Böhmen, 4 Meilen nördlich von Pilsen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes, zählte im J. 1880: 2029 czechische und 1 (!) deutschen Einwohner, die sich zumeist von der Landwirthschaft ernähren. Zu der schon im 14. Jahrh. bestandenen Pfarrei sind 15 Dörfer eingepfarrt. Die fünfklassige czechische Volksschule zählte 1884: 485 Kinder. Als Dorf wird Kralowitz schon zum J. 1183 genannt, in welchem es von Herzog Friedrich dem benachbarten Cistercienserkloster Plaß geschenkt wurde. Im J. 1518 verpfändete Abt Andreas I. die Hälfte von Kralowitz, das inzwischen ein Marktflecken geworden war, an Albert von Guttenstein. Im J. 1539 besaß das Pfandgut Wilhelm Podmosky von Prostiborsch, der es im genannten Jahre an den aus Tirol stammenden Herrn Florian Griesbeck von Griesbach abtrat. Derselbe stand in Diensten Kaiser Karl's V., Ferdinand's I. und Maximilian's II. und erwarb sich in Böhmen ansehnliche Güter. Obwol Katholik, begünstigte er die Utraquisten auf seinen Herrschaften und beließ den utraquistischen Pfarrer in Kralowitz. Für diesen Ort erwarb er von Ferdinand I. städtische Gerechtsame und das Recht, mit rothem Wachse zu siegeln. Nach seinem Tode (1588) theilte sich seine Familie in mehrere Linien. Bei einer derselben verblieb Kralowitz bis zur Schlacht auf dem Weißen Berge. Die Griesbecke waren eifrige Protestanten geworden und hatten den Aufstand vom J. 1618 begünstigt. Infolge dessen wurde der größte Theil ihrer Güter confiscirt. Die verarmte Familie spielte keine Rolle mehr. Einzelne wanderten aus, die im Lande Zurückgebliebenen wurden katholisch. Der letzte männliche Sproß, Joachim Griesbeck, starb im J. 1678 in bescheidenen Verhältnissen. Die Erzählung von dem „letzten Familienschmaus" der Griesbecke, bei welchem sich alle Familienmitglieder nach der Schlacht auf dem Weißen Berge vergiftet hätten, gehört in das Gebiet der Erfindung. — Kralowitz gelangte im J. 1623 wieder in den Besitz des Klosters Plaß. Als dasselbe durch Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde, ging die Klosterherrschaft in das Eigenthum des Religionsfonds über. Im J. 1826 kaufte sie im Wege der öffentlichen Versteigerung der Staatskanzler Clemens Wenzl Lothar von Metternich-Winneburg, von welchem sie sich auf seine Nachkommen vererbte.

Die Pfarrkirche St.-Peter und Paul in Kralowitz wurde im J. 1581 durch Florian Griesbeck restaurirt und bei derselben in einem Anbau die Familiengruft der Griesbecke gestiftet. Diese trotz ihrer Vernachlässigung immer noch interessante Gruft besteht aus einer Kapelle im Niveau der Kirche und der unterirdischen Begräbnißstätte. In der Kapelle befindet sich das im J. 1593 errichtete Denkmal des Florian Griesbeck, ein Holzschnitzwerk, angefertigt von dem Tischler Christoph Hartwig aus Wernigerode. Die Malereien in der Kapelle stammen von Hans Buläus aus Regensburg und dessen Schwager Samuel Braun aus Kaaden. Von der Kapelle führt eine Treppe in das von zwei Fenstern erleuchtete Begräbnißgewölbe. In demselben liegen gegenwärtig in elf offenen Särgen zwölf wohlerhaltene Leichname. Die zinnernen Schlußsärge wurden im J. 1668 zur Herstellung einer Orgel verwendet. Unter den alten Särgen trägt der besterhaltene die Inschrift des Nikolaus von Griesbeck mit der Jahreszahl 1618. *(L. Schlesinger.)*

KRALUP am linken Ufer der Moldau, 3 Meilen nördlich von Prag im Bezirke Welwarn, Bezirkshauptmannschaft Schlan, noch im J. 1845 ein kleines Dorf mit 173 Einwohnern, ist jetzt ein aufblühender Industrieort, der im J. 1880: 1693 vorwiegend czechische Einwohner zählte (mit Lobetsch 2968). Es ist Station der Oesterreichischen Staatsbahn und Knotenpunkt der Buschtiehrader und der Turnau-Kraluper Eisenbahn und wird durch eine Lokalbahn mit Welwarn verbunden. Die Turnauer Bahn wird in der Nähe des Ortes mittels einer Schiffkornschen Brücke über die Moldau geführt. Die günstigen Verkehrsverhältnisse veranlaßten die Entstehung größerer Industrieunternehmungen. Nebst den bedeutenden Eisenbahnwerkstätten hat Kralup eine chemische Productenfabrik, zwei Zuckerfabriken, eine Dampfmühle und eine Brauerei. Von den Handelsunternehmungen sind besonders eine größere Holzhandlung hervorzuheben. Die czechische fünfklassige Volksschule hat 485 Kinder (1884). Eine deutsche, von der israelitischen Cultusgemeinde erhaltene Privatschule zählt 30 Schüler. Eingepfarrt ist Kralup nach Minitz auf der Herrschaft Mühlhausen. Nicht zu verwechseln ist Kralup an der Moldau mit dem im Kaadner Bezirke liegenden Städtchen Deutsch-Kralup. *(L. Schlesinger.)*

KRAMER, auch Krämer, nannte man in Deutschland ursprünglich jeden Kaufmann, welcher einer kaufmännischen Gilde (Kramerinnung) angehörte. In solche Gilden oder Innungen waren, gleich den Handwerkern, die Kaufleute vereinigt, und der Beitritt dazu wurde nur denen gestattet, welche die vorschriftsmäßige lange Lehrzeit bei einem Kaufmanne durchgemacht und eine gewisse Reihe von Jahren als Gehülfen (Commis) gedient hatten. Durch den Beitritt zur Innung ward das ausschließende Recht erlangt, mit bestimmten Waaren Kleinhandel zu treiben. Die Innungsvorsteher hießen Kramermeister und hatten einen angesehenen Rang. Die statutarischen Bestimmungen der Innungen bildeten das sogenannte Kramerrecht. Alles, was gegen die Handwerkerzünfte gesagt werden muß, trifft auch die Kramerinnungen, diese sogar in verstärktem Maße, denn ihre Berechtigungen gaben, weil sie sich weniger bestimmt als diejenigen der Handwerkerzünfte abgrenzen ließen, noch häufiger als diese letztern zu Streitigkeiten zwischen den Klein-

händlern und den Großhändlern und zwischen den erstern und den Handwerkern Anlaß. In der neuesten Zeit haben allmählich die meisten Kramerinnungen zu bestehen aufgehört, und die noch existirenden sind zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Im Handwerke sucht man seit einigen Jahren die Innungen trotz allen Widerspruches der Freunde der vollen Gewerbefreiheit wieder zu beleben, schwerlich mit Erfolg. Seit dem fast allseitigen Erlöschen der Kramerinnungen ist speciell der Name Krämer (für Kleinhändler) auf eine untergeordnete Klasse von Handeltreibenden eingeschränkt worden, indem man ihn demjenigen gibt, welcher ausschließlich in ganz kleinen Mengen an die Consumenten verkauft und seine Waaren an seinem Wohnplatze oder in dessen unmittelbarer Nähe kauft, daher einen sehr kleinen Wirkungskreis hat. Der Krämer in diesem Sinne gehört zu der Kategorie der von Thöl als „Kleinkaufleute“ oder „Minderkaufleute“ bezeichneten Gewerbtreibenden, der „Handelsleute von geringerm Gewerbebetriebe“ des Deutschen Handelsrechtes — welches sich weiter auf Höker, Trödler, Hausirer u. dgl. erstreckt —, im Gegensatze der von Goldschmidt und Thöl „Vollkaufleute“ genannten Handeltreibenden. Auf die erstere Kategorie sollen nach dem Deutschen Handelsgesetzbuche (Art. 10) die Rechtssätze über Firmen, Handlungsbücher und Procura nicht angewandt werden, sodaß sie von den wichtigsten Instituten des kaufmännischen Standesrechtes, zunächst von der Eintragung in das Handelsregister und demnach auch von den wichtigern Klassen der Handelsgesellschaften, ausgeschlossen ist. In Hamburg heißt der mit den gewöhnlichen Ladenwaaren handelnde Kleinhändler „Krautkrämer“; in der elberfelder Gegend nennt man denselben „Winkeliner“ (der Kaufladen heißt vulgär „Winkel“ nach dem Holländischen). Kramhandel wird wol der Absatz im offenen Laden genannt. (*F. Noback.*)

KRAMERIA, eine von Loefling aufgestellte, von Linné anerkannte Pflanzengattung, welche in dem neuesten systematischen Werke von Bentham und Hooker wieder zu den Polygaleen gestellt wird, wie dies früher allgemein geschah, obgleich das Abweichende der hierher gehörigen Arten im Habitus und besonders im Blütenbau längst bekannt ist. Der Kelch ist nämlich 4—5blätterig, 4 Blätter stehen im Kreuz, sodaß die beiden größeren nach oben und unten, die beiden kleineren rechts und links stehen; sind 5 vorhanden, so findet sich das 5. kleinste neben dem obersten, das größte Kelchblatt ist also immer nach unten gerichtet und deckt die folgenden. Alle Kelchblätter sind mehr oder weniger blumenblattartig gefärbt, namentlich auf der Innenseite. Blumenblätter finden sich meist 5, von denen 3 oben, 2 unten stehen; die 3 obern sind stets in Gestalt und Consistenz von den untern verschieden, dünn, spatelförmig, weit kleiner als die Kelchblätter, unter sich verwachsen oder frei, bisweilen fehlt das mittelste; die beiden untern sind mehr oder weniger rund, fleischig, drüsenartig. Von den Staubgefäßen ist das fünfte, unterste stets unterdrückt, die 4 übrigen sind nahe aneinandergerückt, alterniren mit den 3 obern Blumenblättern und sind häufig in der Art didynamisch, daß die beiden innern die kürzeren sind, nicht selten fehlt auch eins der beiden innern; die Antheren sind einfächerig und springen an der Spitze in Löchern auf. Mit Ausnahme dieses letzten Merkmals weicht alles von den Polygaleen bedeutend ab und es konnte daher nicht wundernehmen, daß Kunth aus dieser Familie eine eigene Familie, Krameriaceen, bildete, welcher Ansicht sich später Berg anschloß. Dabei entging letzterm die nahe Verwandtschaft dieser Gattung mit den Cäsalpinieen, auf welche zuerst Asa Gray und Grisebach aufmerksam machten, durchaus nicht, doch glaubte er aus dem Fehlen der Nebenblätter, der hypogynischen Insection der Blumenblätter und Staubgefäße und der Stellung der Eichen bei Krameria gewichtige Gründe gegen diese Anreihung zu finden, ohne jedoch zu berücksichtigen, daß bei den Cäsalpinieen ganz analoge Verhältnisse vorkommen. So zeigt die Gattung Amherstia eine Umbildung der beiden vordern Blumenblätter wie Krameria, die geringe Anzahl der Staubgefäße ist bei Ceratonia sehr charakteristisch, Fruchtknoten und Frucht, selbst die widerhakigen Borsten der letztern trifft man bei Zuccagnia, einer chilenischen Cäsalpinieen-Gattung, an. Das Aufspringen der Antheren in Löchern findet bei Cassia gleichfalls statt und die für die Cäsalpiniaceen so charakteristische Stellung und Deckung von Kelch und Blumenkrone ist bei Krameria in derselben Weise vorhanden. Auch habituell fehlt die Aehnlichkeit *zwischen* beiden nicht, und zwei Arten Krameria cytisoides *Cavanilles* und Krameria cinerea *Schauer*, besitzen sogar dreizählige Blätter wie viele Leguminosen.

Die Anzahl der aus dieser Gattung bekannt gewordenen Arten, welche sämmtlich in Amerika, namentlich in Südamerika einheimisch sind, ist seit Linné sehr gestiegen. Während Loefling und Linné nämlich nur Eine Art (Krameria Ixine) kannten, werden jetzt 20 Arten unterschieden, welche nach der Zahl der Kelchblätter, Blumenblätter und Staubgefäße in folgende Gruppen zerfallen.

I. Kelch- und Blumenblätter 5, Staubgefäße 4.

A. Die 3 obern Blumenblätter und Staubgefäße frei oder nur am Grunde verwachsen.

1. Blätter dreizählig; Deckblätter einfach, blattartig.

1) Krameria cinerea *Schauer*. Stengel strauchartig, nebst den Blättern und Knospen dicht seidenhaarig-filzig; Blätter gestielt, dreizählig, Blättchen verkehrt-eiförmig oder verkehrt-eiförmig-länglich, stumpf oder ausgerandet, sehr kurz bespitzt; Blütenstielchen mit dem Deckblatte fast von gleicher Länge; Kelchblätter lanzettlich; die 3 obern Blumenblätter am Grunde zusammenhängend, benagelt, zurückgekrümmt, etwa halb so lang als die Staubfäden mit kleiner, elliptischer Platte; Staubgefäße didynamisch, die beiden innern bis zur Hälfte verwachsen; Frucht groß, filzig, mit sehr dünnen Widerhaken besetzt. In Mexico einheimisch.

2) Krameria cytisoides *Cavanilles*. Stengel strauchartig, ästig, filzig; Blätter gestielt, dreizählig, Blättchen oval-länglich, spitz, kürzer als der Blattstiel; Blütentrauben lang, Blütenstielchen länger als das Deckblatt; Kelchblätter lanzettlich; die 3 obern Blumenblätter

sind fadenförmig, gekrümmt und haben mit den Staubfäden fast gleiche Länge, die beiden seitlichen sind etwas kürzer, an der Spitze breiter.

Die Heimat dieser Art ist Mexico.

2. Blätter einfach, Deckblätter den Blättern ähnlich.

3) Krameria cistoides *Hooker*. Stengel strauchartig, sehr ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen dicht wollig-seidenhaarig; Blätter sitzend, oval oder oval-länglich, bespitzt; Blütentrauben kurz, Blütenstiele länger als das Deckblatt; Kelchblätter ungleich; die 3 obern Blumenblätter spatelförmig, frei; Staubgefäße zweimächtig, frei.

In Chile einheimisch.

4) Krameria grandiflora *St.-Hilaire*. Stengel halbstrauchig, niedergestreckt, fast einfach, oberwärts behaart; Blätter fast sitzend, lanzettlich, sehr spitz und mit einer Stachelspitze versehen, die untern kahl, die obern behaart; Aehren aus großen, nach einer Seite stehenden Blüten gebildet; Kelchblätter ungleich; die drei obern Blumenblätter benagelt, am Grunde verwachsen.

In Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës einheimisch.

B. Die drei obern Blumenblätter fast bis zur Spitze verwachsen; die 4 Staubgefäße am Grunde oder bis zur Mitte unter sich und mit den Blumenblättern vereinigt.

5) Krameria revoluta *Berg*. Stengel halbstrauchig, aufsteigend, ästig, oberwärts nebst den obern Blättern und Knospen angedrückt-silberweiß-wollig; Blätter sitzend, lanzettlich-linealisch, spitz, am Rande umgerollt, einnervig; Blütentrauben wenigblütig; Blütenstiele kürzer als das Deckblatt; Kelch am Grunde etwas höckerig mit 5 ungleich langen, linealischen Blättern; die 3 obern Blumenblätter zu einer linealischen, an der Spitze stumpf-dreilappigen Platte verwachsen; Staubgefäße nur am untersten Grunde verwachsen; Fruchtknoten warzig, fast kahl.

Das Vaterland dieser Art ist Mexico.

6) Krameria pauciflora *De Candolle*. Stengel halbstrauchig, niederliegend, sehr ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen wollig; Blätter sitzend, linealisch-pfriemlich, bespitzt; Blütentrauben groß-, aber wenigblütig; Blütenstiele etwa so lang als das Deckblatt; Kelch am Grunde höckerig; die 3 obern Blumenblätter zu einer linealischen, an der Spitze dreilappigen Platte verwachsen, mit verkehrt-eiförmigen, stumpfen, sitzenden Lappen; Staubgefäße fast gleichlang, bis zur Mitte unter sich und mit den obern Blumenblättern verwachsen.

In Mexico einheimisch.

7) Krameria pentapetala *Ruiz* und *Pavon*. Stengel halbstrauchig, niederliegend, sehr ästig, oberwärts wollig; Blätter sitzend, linealisch, zugespitzt; Blütentrauben wenigblütig, einseitswendig; Blütenstiele dreimal länger als das Deckblatt; Kelch höckerig, fünfblätterig; die 3 obern Blumenblätter bis zur linealischen, an der Spitze dreilappigen Platte verwachsen, die Lappen benagelt, fast rund; die 4 Staubgefäße ganz am Grunde verwachsen; die Frucht behaart. Hierher gehört auch Krameria linearis *Poiret*.

In Peru und Mexico einheimisch.

8) Krameria secundiflora *De Candolle*. Die Pflanze ist ausdauernd; Stengel dünn, krautartig, nebst den Blättern und Knospen wollig-seidenhaarig; Blätter sitzend, linealisch, stachelspitzig; Blütentrauben verlängert, einseitswendig, vielblütig; Blütenstiele länger als das Deckblatt, Blütenstielchen dreimal kürzer als das Deckblättchen; Kelch am Grunde höckerig, fünfblätterig; die drei obern Blumenblätter bis zur linealischen, an der Spitze dreilappigen Spitze verwachsen, Lappen abgerundet, ausgefressen, kurz benagelt; die 4 Staubgefäße fast gleichlang, bis zur Mitte verwachsen; Frucht wollig, igelstachelig, Stacheln wenige, stark, stumpf, an der Spitze rückwärts rauh.

Hierzu gehören Krameria Beyrichii *Sporleder* und Krameria lanceolata *Torrey*.

Diese Art wurde in Mexico, Texas und Arkansas gefunden.

II. Kelchblätter 4, Blumenblätter 5, die 3 obern lang benagelt, die untern am Grunde unter sich und mit den Staubgefäßen verwachsen; Staubgefäße 4.

9) Krameria spartioides *Klotzsch*. Stengel strauchartig, sehr ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen seidenhaarig; Blätter linealisch oder lanzettlich-linealisch, an beiden Enden verschmälert, am Grunde in den Stiel verlaufend, am obern Ende bespitzt; Blütentraube klein- und vielblütig; Blütenstiele kürzer als das Deckblatt; die 3 obern Blumenblätter spatelförmig, am Grunde unter sich und mit den Staubgefäßen verwachsen; Staubgefäße zweimächtig; Frucht filzig, meist mit wenigen, aber starken Widerhaken besetzt. — Hiervon ist Krameria arida *Berg* wol kaum verschieden.

In Neu-Granada und im englischen Guiana einheimisch.

10) Krameria cuspidata *Presl*. Stengel strauchig, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen weichhaarig; Blätter langgestielt, lanzettlich oder linealisch-lanzettlich, dreinervig, stachelspitzig; Blütentrauben wenigblütig; Blütenstiele mit dem Deckblatte gleichlang; die 3 obern Blumenblätter bis zur Mitte verwachsen; Staubgefäße zweimächtig, am Grunde verwachsen; Staubbeutel an der Spitze in ein krugförmiges Röhrchen verlängert; Frucht mit zahlreichen Widerhaken besetzt.

Die Heimat dieser Art ist Mexico.

11) Krameria Ixine *Linné*. Stengel strauchig, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen weichhaarig; Blätter gestielt, länglich oder länglich-lanzettlich, stachelspitzig, dreinervig; Blütentrauben vielblütig; Deckblätter den Blättern ähnlich, allmählich kleiner werdend; Blütenstiele mit dem Blattstiele ziemlich gleichlang; die 3 obern Blumenblätter spatelförmig, am Grunde unter sich und mit den zweimächtigen Staubgefäßen verwachsen; Frucht fast unbehaart, aber mit zahlreichen Widerhaken besetzt.

In Venezuela und auf den Antillen einheimisch.

12) Krameria tomentosa *St.-Hilaire*. Stengel halbstrauchig, aufrecht, mit seidenhaarigen Aesten, Aestchen, Blättern und Knospen; Blätter gestielt, eiförmig-länglich, an beiden Enden verschmälert, an der Spitze dornig; Aehren kurz und wenigblütig; Blütenstiel kürzer als das lanzettliche, sitzende Deckblatt; die 3 obern Blumenblätter spatelig, am Grunde verwachsen; Staubgefäße zweimächtig; Frucht mit starken Widerhaken besetzt. Hierher gehört Krameria ovata *Berg* und höchst wahrscheinlich auch Krameria grandifolia *Berg*.

In Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës einheimisch.

13) Krameria argentea *Martius*. Stengel strauchig, glänzend, kahl, sehr ästig; Aeste, jüngere Blätter und Knospen filzig; Blätter langgestielt, eiförmig-länglich, bespitzt, dreinervig; Aehren vielblütig; Deckblätter und Deckblättchen pfriemlich, stachelspitzig; Blütenstiele sehr kurz; die 3 obern Blumenblätter spatelig, lang benagelt, ganz am Grunde unter sich und mit den Staubgefäßen verwachsen; Staubgefäße didynamisch; Frucht kugelig, weichhaarig und mit zahlreichen, starken Stacheln besetzt.

In Brasilien einheimisch.

14) Krameria ruscifolia *St.-Hilaire*. Stengel halbstrauchig, ausgebreitet, niederliegend, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen wollig; Blätter kurzgestielt, rundlich-eiförmig, stachelspitzig; Blütentrauben einseitswendig, vielblütig; Deckblätter eiförmig, sitzend, Deckblättchen pfriemlich; Blütenstielchen sehr kurz; die 3 obern Blumenblätter lang benagelt, spatelförmig; Staubgefäße zweimächtig; Frucht filzig, mit wenigen starken Stacheln besetzt. Hierher gehört auch Krameria latifolia *Moricand*.

In Brasilien einheimisch.

III. Kelch- und Blumenblätter 4.

A. Staubgefäße 4.

15) Krameria longipes *Berg*. Stengel halbstrauchig, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen weichhaarig; Blätter langgestielt, länglich oder eiförmig-länglich, stachelspitzig; Aehre vielblütig; Deckblätter und Deckblättchen lanzettlich, stachelspitzig; die beiden obern Blumenblätter lang benagelt, bis zur Mitte verwachsen; Staubgefäße zweimächtig, die beiden äußern länger, ganz am Grunde unter sich und mit den Blumenblättern verwachsen.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

16) Krameria lanceolata *Berg*. Stengel halbstrauchig, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen seidenhaarig; Blätter gestielt, lanzettlich oder lanzettlich-linealisch, stachelspitzig; Blütentrauben vielblütig; Blütenstielchen ebenso lang als der gemeinschaftliche Blütenstiel; die beiden obern Blumenblätter spatelig, bis zur Mitte verwachsen; Staubgefäße zweimächtig, die beiden innern der Länge nach verwachsen.

In Venezuela einheimisch.

17) Krameria linifolia *Willdenow*. Stengel halbstrauchig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen weichhaarig; Blätter langgestielt, lanzettlich-linealisch, stachelspitzig; Blütentraube endständig, vielblütig, Deckblättchen der Blüte genähert; die beiden obern Blumenblätter spatelig, ganz am Grunde verwachsen; Staubgefäße zweimächtig, frei.

Diese Art wurde in der Nähe von Angostura gesammelt.

B. Staubgefäße 3.

18) Krameria canescens *Willdenow*. Stengel strauchig, kahl; Aeste und Zweigspitzen grauwollig; Blätter sitzend, linealisch-lanzettlich, bespitzt; Blütentrauben wenigblütig; Blütenstiele mit dem Deckblatte von fast gleicher Länge; Deckblättchen der Blüte genähert, linealisch-lanzettlich, spitz; die beiden obern Blumenblätter spatelig.

Diese Art wurde bei Huancabamba in Peru aufgefunden.

19) Krameria triandra *Ruiz* und *Pavon*. Stengel strauchig, weichhaarig; Aeste, Blätter und Knospen dicht seidenhaarig-wollig; Blätter sitzend, verkehrt-länglich, bespitzt; Blütentrauben wenigblütig; Blütenstiel länger als das Deckblatt; Deckblättchen von der Blüte entfernt; die beiden obern Blumenblätter spatelförmig.

An unfruchtbaren Abhängen der brasilianischen und besonders peruanischen Cordilleren einheimisch. Von dieser Art stammt die officinelle Radix Ratanhiae.

Eine wenig bekannte Art ist

20) Krameria parvifolia *Bentham*. Die Pflanze ist strauchartig und angedrückt-weichhaarig; Blätter linealisch, stumpf oder kaum spitz; Blütenstiele in der Mitte mit 2 Deckblättchen, länger als das Deckblatt; Frucht herzförmig-kugelig, fast zweiknöpfig, kurz zugespitzt, mit dünnen Stacheln besetzt.

In Californien einheimisch. (*A. Garcke.*)

KRAMMER (das), ein breiter Strom zwischen Seeland, Südholland und Nordbrabant, geht von St.-Philippsland bis zum Südostpunkt von Overflakkee. Durch dieses Wasser sind die Grevelingen, die Zype und das Slaak mit dem Volkerak verbunden. (*Th. Wenzelburger.*)

Krammetsvogel, s. Turdus.

KRAMPF (spasmus) bezeichnet im allgemeinen eine krankhafte Muskelzusammenziehung. Jede Muskelcontraction ist die Folge eines Reizes, welcher die Muskelröhren trifft. Im gesunden Zustande gibt es dreierlei Ursprünge für solche Reize. Die erste Gruppe umfaßt die Willensimpulse, welche von den Ganglienzellen der grauen Rinde des Großhirns ausgehen und sich durch die Nervenfasern der weißen Markmasse auf die Bewegungscentren des Hirnstammes und weiter auf die der Grauen Substanz des Rückenmarkes fortpflanzen, von wo der Bewegungsreiz durch die peripherischen Bewegungsnerven auf die Muskeln übertragen wird. Die auf diesem Wege erzeugten Bewegungen nennen wir willkürliche; sie erfolgen ausschließlich mittels quergestreifter Muskelfasern.

Eine zweite Quelle solcher Reize bilden Gefühls- (Sinnes-) Wahrnehmungen, die durch die Gefühls- (Sinnes-) Nerven zu den Stellen im Rückenmark und Gehirn fortgeleitet werden, wo Verbindungen zwischen

den sensibeln und motorischen Leitungsbahnen bestehen. Hier werden sie auf die letztern übertragen und den Muskeln zugeführt. Die auf solche Weise ausgelösten Bewegungen heißen Reflexbewegungen; sie finden vorzugsweise an glatten Muskelfasern statt. Den dritten Anlaß für Muskelzusammenziehungen geben Reize, welche direct auf die Bewegungsnerven oder deren Endigungen im Muskel wirken, z. B. mechanische Reize, der elektrische Strom u. dgl. Man bezeichnet diese Bewegungen als automatische.

Das Gemeinsame und Charakteristische aller dieser Bewegungen im gesunden Zustande ist, daß ihre Größe und Dauer genau dem veranlassenden Reize entspricht. Nur dadurch wird es ermöglicht nicht blos, daß eine gewollte Bewegung vollkommen den beabsichtigten Zweck erreicht, daß wir z. B. mit der Hand die feinsten und schwierigsten Bewegungen auszuführen, mit den Stimmbändern die gewünschte Tonhöhe zu treffen im Stande sind, sondern daß auch die Reflexbewegungen sich auf das genaueste den erforderlichen Zwecken anpassen, daß der Accommodationsmuskel des Auges alsbald auf die ins Auge gefaßte Entfernung sich einstellt, die Pupille sich der Lichtstärke entsprechend verengt oder erweitert.

Krämpfe entstehen dagegen zunächst, wenn durch krankhafte Vorgänge die Erregbarkeit an gewissen Punkten des geschilderten Weges so erhöht wird, daß die ausgelöste Bewegung nach Umfang, Dauer und Ausbreitung nicht mehr dem veranlassenden Reize entspricht. Wächst z. B. krankhafterweise die Erregbarkeit der Stellen im Gehirn und Rückenmark, an welchen Willensimpulse in Bewegung umgesetzt werden, dann bringt ein solcher nicht mehr die beabsichtigte Bewegung hervor, sondern die ausgelöste Bewegung schießt entweder über das Ziel hinaus oder wird ganz zweckwidrig, indem sich andere benachbarte Muskeln und Muskelgruppen an derselben betheiligen. Auf diese Weise entstehen z. B. bei Chorea (Veitstanz) die bekannten unsichern, zwecklosen und selbst wilden Bewegungen, sobald die Kranken eine Bewegung ausführen wollen. Die Erregbarkeit kann aber auch an den Stellen gesteigert sein, wo die Verbindung zwischen den empfindungs- und bewegungsleitenden Bahnen besteht, sei es, daß hier ein pathologischer Reizzustand besteht oder daß die vom Gehirn ausgehenden hemmenden Einflüsse, welche im gesunden Körper das Auftreten von Reflexen beschränken, geschwächt oder aufgehoben sind. In solchen Fällen ruft ein Empfindungs- (Sinnes-) Reiz nicht nur abnorm heftige Reflexbewegungen hervor, sondern dieselben breiten sich häufig auch über große Muskelgebiete, selbst über den ganzen Körper aus.

Eine derartige aus dem einen oder dem andern Grunde oder aus beiden zugleich erhöhte Reflexerregbarkeit kann angeboren sein, wie bei manchen Fällen von Epilepsie und Hysterie, oder durch Erkrankung erworben werden — so bei manchen Rückenmarkskrankheiten, bei Tetanus u. a. m. — endlich gibt es auch Gifte, welche dieselbe hervorrufen. Zu diesen gehören unter andern Strychnin, Pikrotoxin, Alkohol.

Reflexkrämpfe können ferner durch krankhafte Reizzustände in den Gefühls- (Sinnes-)nerven und deren Endorganen selbst ausgelöst werden. Meist treten dann die Krämpfe in den dem Ursprunge des Reizes benachbarten Muskeln auf. So entstehen nicht selten krampfhafte Zuckungen der Augenlider bei Augenkrankheiten, solche in den Wangenmuskeln bei Zahnleiden. Bekannt ist ferner das Vorkommen von Magenkrämpfen beim Vorhandensein von Magengeschwüren. Die Krämpfe können aber auch in Muskelgebieten sich zeigen, die vom Orte des Reizes weit entfernt sind, und selbst allgemein werden. Beispielsweise mögen die Gesichtskrämpfe kleiner Kinder bei Reizzuständen im Darmkanale und das Auftreten von epileptischen Krämpfen infolge von Reizung eines Nervenstammes durch Narbenzerrung oder sonstigen Schädlichkeiten erwähnt werden.

Endlich werden Krämpfe auch hervorgerufen durch pathologische Reize, die an irgendeiner Stelle direct auf die motorischen Bahnen einwirken. Es ist durch neuere experimental-physiologische und pathologische Beobachtungen festgestellt, daß gewisse Bezirke der Rinde des Großhirns umschriebene Centren für die willkürliche Bewegung bestimmter Muskelgruppen enthalten. Werden diese Stellen durch den Druck von Geschwülsten, durch entzündliche Vorgänge, Knochensplitter und dergleichen gereizt, so treten Krämpfe in den von hier aus bewegten Muskelgruppen, bei stärkerem Reize in der ganzen entgegengesetzten Körperhälfte, unter Umständen sogar im ganzen Körper auf (Rindenepilepsie, Jackson's Epilepsie). Außer in der Hirnrinde gibt es auch im Hirnstamme Punkte, deren Reizung Krämpfe und zwar allgemeine auslöst. Eine Reizung derselben wird namentlich durch eine abnorme Beschaffenheit des Blutes bewirkt, sei es, daß der Sauerstoffgehalt des Blutes unter eine gewisse Grenze gesunken, oder daß die Kohlensäure desselben abnorm vermehrt ist, oder daß ungewöhnliche Stoffwechselproducte oder Gifte im Blute circuliren. In diese Gruppe gehören die Krämpfe bei Verblutung, bei Erstickung, ferner manche Fälle von epileptischen, eklamptischen und urämischen Krämpfen. Auch bei krankhaften Veränderungen in den motorischen Bahnen des Rückenmarkes (Vorder- und Seitenstränge) kommt es zu krampfhafter Starre in den Muskeln, deren Bewegungsnerven von dort aus entspringen (spastische Spinalparalyse).

Krämpfe werden endlich auch durch pathologische Vorgänge in den peripherischen Bewegungsnerven und deren Endigung hervorgerufen. In diese Kategorie ist ein Theil der durch gewisse Beschäftigungen bedingten Krämpfe zu rechnen. Es sei an den Schreibkrampf, Krampf der Klavierspieler, Geiger und Nähterinnen, sowie an die Wadenkrämpfe nach anhaltendem Tanzen, Schwimmen und Bergsteigen erinnert.

Als ein Krampf ist schließlich noch das Zittern zu betrachten; es entsteht, wenn durch krankhafte Vorgänge oder durch Einwirkung von Giften (z. B. Alkohol, Morphium) der Einfluß des Willens auf den Bewegungsapparat herabgesetzt ist und zugleich in den Bewegungsnerven oder ihren Muskelenden ein Reizzustand besteht, sodaß die unbedeutenden Reize des Blutlaufes, der Er-

nährungsvorgänge im Nerv und Muskel genügen, um kleine Bewegungen auszulösen.

Nach Dauer und Verlauf der Muskelcontraction unterscheidet man drei Arten von Krämpfen. Erstens tonische (Starr-) Krämpfe, bei denen die befallenen Muskeln während der ganzen Dauer des Krampfes im Zustande der Zusammenziehung verharren. Das ausgeprägteste Beispiel allgemeiner tonischer Krämpfe bietet der Starrkrampf im engeren Sinne (Tetanus) dar. Bei diesem befinden sich in schweren Fällen fast sämmtliche Muskeln des Körpers in stärkster Zusammenziehung, sodaß — weil in der Regel die Streckmuskeln an Masse die Beuger überwiegen — sämmtliche Glieder in gestreckter Haltung festgestellt sind, der Rumpf dagegen bogenförmig hintenübergebeugt wird. Unter den örtlichen tonischen Krämpfen ist der Wadenkrampf allgemein bekannt. Tonische Krämpfe, die sich wie bei manchen Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten über längere Zeiträume erstrecken, bezeichnet man als Contracturen.

Die zweite Form bilden die klonischen (Wechsel-) Krämpfe, bei denen sich Zusammenziehung und Erschlaffung des Muskels in rascher Aufeinanderfolge ablösen. Ein charakteristisches Beispiel dieser Art von Krämpfen gibt der Gesichtskrampf (tic convulsif) mit seinen rasch sich wiederholenden Contractionen einzelner Gesichtsmuskeln. Von allgemeinen Krämpfen treten epileptische, eklamptische, urämische und hysterische in der Regel als klonische Krämpfe auf.

Als Zittern endlich bezeichnet man die krampfhafte Muskelbewegung, bei welcher die Zusammenziehung nur einzelne Punkte eines Muskels auf einmal ergreift und, während diese rasch wieder erschlaffen, auf andere übergeht, sodaß niemals der ganze Muskel zusammengezogen ist.

Die Einwirkung von Krämpfen auf das körperliche Befinden hängt von der Ausbreitung, Heftigkeit und Dauer derselben ab. Krämpfe, die sich auf wenige Muskeln oder Muskelgruppen beschränken, werden in der Regel lange Zeit ohne erhebliche Nachtheile ertragen; sie veranlassen nur Schmerz in den ergriffenen Muskeln, der meist bald wieder schwindet. Nur isolirte Krämpfe des Zwergfelles, als Schluckkrämpfe, und solche der Stimmbänder, als Stimmritzenkrampf, können das Leben gefährden. Allgemeine Krämpfe vermögen bei großer Heftigkeit zunächst durch Zerreißung von Muskelbändeln, Sehnen, selbst Erzeugung von Knochenbrüchen zu schaden; außerdem können sie durch Unterbrechung des Athmens oder der Herzthätigkeit unmittelbar den Tod herbeiführen. Endlich kommt es infolge der Steigerung des Blutdruckes während der Krämpfe nicht selten zu Blutungen in Lunge, Gehirn u. s. w., welche Lähmungen, Lungenentzündungen und nicht selten den Tod zur Folge haben. Aber auch wenn der einzelne Anfall nur zu allgemeiner Abspannung mit Erschöpfung führt, bedingt die mit den Krämpfen einhergehende Kreislaufsstörung im Gehirn, die sich meist durch Bewußtlosigkeit äußert, bei häufiger Wiederholung der Anfälle Gefahren für die geistige Gesundheit und die Intelligenz der Kranken.

Die Vorhersage in Bezug auf die Heilbarkeit der Krämpfe hängt von den zu Grunde liegenden Krankheitszuständen ab. Sie ist günstig, wenn es sich um eine Erkrankung peripherischer Gefühls- oder Bewegungsnerven handelt, von wo aus die Krämpfe direct oder reflectorisch ausgelöst werden. Ungünstig ist die Prognose, wenn ein organisches Gehirn- oder Rückenmarksleiden die Ursache der Krämpfe bildet, ebenso wenn sie infolge einer Vergiftung auftreten. Zweifelhaft ist sie bei den Krämpfen, die auf eine angeborene oder erworbene Störung in den Gebieten des Centralnervensystems zurückzuführen sind, in welchen Willensimpulse oder Gefühls- (Sinnes-) Eindrücke in Bewegung umgesetzt werden.

Die Behandlung muß im ersten Falle danach streben, die ursächlichen Krankheitszustände zu beseitigen. Es gelingt dies in einer Reihe von Fällen durch Anwendung der Elektricität, besonders in Form des constanten Stromes, in andern durch Massage. In einzelnen Fällen hat sich die Dehnung oder die Durchschneidung des erkrankten Nerven erfolgreich erwiesen. Bei den Fällen der zweiten Kategorie vermögen geeignete Badecuren, Jodpräparate, beruhigende Medicamente bisweilen Nutzen zu erzielen. Wo es sich um Vergiftungen handelt, sind Gegenmittel anzuwenden; bei Verblutung würde die Bluttransfusion in Frage kommen.

Bei der dritten Gruppe von Krämpfen sind in normalen Fällen hydriatische Curen, von Medicamenten: Eisenpräparate, gewisse Metallsalze, die Bromverbindungen der Alkalien sowie einzelne Pflanzenalkaloide mit Vortheil anzuwenden. Eine Hauptindication ist die Vermeidung von Anstrengung und Aufregung, eine streng geregelte Lebensweise und Aufenthalt in reiner, erfrischender Luft. (*Ad. Knecht.*)

KRAMPFADER (Varix, Phlebectasis) nennt man die chronische Erweiterung einer Blutader (Vena), wobei letztere nicht blos dem Volumen, sondern auch der Länge nach zunimmt, und schließlich als ein dicker, gewundener Strang durch die Haut hindurch scheint. Diese Venenerweiterung ist in den meisten Fällen ein secundärer Zustand, welcher durch andere Veränderungen im Blutgefäße selbst oder in andern Organen herbeigeführt wird. Die Ursachen, welche zur Krampfaderbildung führen, beruhen entweder auf Schwächung der Widerstandsfähigkeit der Gefäßwandungen, oder auf Behinderung des Blutrückflusses aus den Venen, oder endlich darauf, daß die Wandungen der letztern durch Zerrung voneinander entfernt werden, und können liegen 1) in der Beschaffenheit der Venen selbst, ihrer ursprünglichen Disposition, in vorausgegangenen Krankheitsprocessen; 2) zwischen dem Stück, das erweitert wird, und dem Kreislaufcentrum, sowie in den Athmungsorganen; 3) in den die Venen umgebenden Geweben; 4) in den Organen, aus denen die Vene entspringt. Durch alle diese Verhältnisse wird der Rückfluß des Blutes erschwert oder behindert, es entsteht Blutstockung in den betreffenden Gefäßen, deren Wandungen schließlich ihre normale Elasticität einbüßen, und sich nach erfolgter Entleerung nicht mehr auf ihren frühern normalen Umfang zu-

sammenziehen können. Die Krampfader besteht daher entweder in einer einfachen, mehr oder weniger gleichmäßigen Erweiterung des Gefäßes, wobei dessen Verlauf geschlängelt, seine Wandungen etwas verdickt sind, oder in einer einfachen localen Ausbuchtung, oder endlich in mehr oder weniger zahlreichen kropfartigen Ausbuchtungen des im ganzen erweiterten Gefäßes. Bei oberflächlich gelegenen Krampfadern sieht man daher strotzende, oft fingerdicke, geschlängelte Stränge, weiche, weißliche, violette oder bläuliche Knäuel, Geschwülste, Knoten, aus denen sich der Inhalt für den Augenblick zwar wegdrücken läßt, die sich aber unmittelbar darauf wieder anfüllen. In der Nähe der größeren Erweiterungen gewahrt man oft viele einzelne, kleine, ganz oberflächliche Hautgefäße stark entwickelt, bald inselförmig gruppirt, bald netzförmig verästelt mit ihrer blaurothen Farbe durch die Oberhaut hindurchschimmernd.

Als secundäre Folgen des Krampfaderleidens bemerkt man 1) Hemmungen im Blutkreislaufe und dadurch bedingte ödematöse Schwellungen; 2) chronische Blutüberfüllung in den Organen, von denen die betreffende Blutader entspringt, was zu Zellgewebsverhärtung, Geschwürsbildungen, Blutungen (Hämorrhoidalfluß) führen kann; 3) kann die Krampfader selbst Sitz eines Entzündungsprocesses werden, der entweder mit Verödung (Obliteration) des Gefäßes, oder mit activer Durchbohrung seiner Wandung und consecutivem Bluterguß nach außen abschließt. Dehnen sich die Erweiterungen immer mehr in der Richtung gegen das Herz aus, so kann schließlich dessen rechte Hälfte (beim Bauchvenensystem die Leber) in Mitleidenschaft gezogen werden.

Die Krampfadern finden sich am häufigsten an den Beinen bei Leuten, die viel stehen, bei Frauen, welche schwanger waren und wo die Gebärmutter durch Druck auf die Bauchgefäße während der Schwangerschaft den Blutlauf in den Beinen beeinträchtigt hat. Als besondere Abarten der Krampfadern sind die Hämorrhoidalknoten, der Krampfaderbruch (Varicocele, Cirsocele) sowie die Kupferrose zu bezeichnen.

Was die Behandlung der Krampfadern anlangt, so genügt bei mäßiger und erst seit kurzem bestehender Venenerweiterung die Entfernung der Ursachen oft allein zur Zurückführung auf den Normalzustand; so verschwinden z. B. die während der Schwangerschaft entstandenen Krampfadern häufig — wenn auch nicht immer — bald nach der Geburt wieder, obwol auch dann eine gewisse Disposition zu Rückfällen bei Wiedereinwirkung gleicher oder ähnlicher Ursachen zurückbleibt. Wo die Ursachen nicht zu beseitigen sind, vermag oft Ruhe, zweckmäßige Lagerung des kranken Körpertheils, mäßige Wärme — durch Bäder — palliativ zu helfen, zumal wenn gleichzeitig durch zweckmäßigen Verband — Bandagiren, Kleisterverband, Gummistrümpfe, Schnürstrümpfe — ein Druck auf die erweiterten Venen ausgeübt wird. Früher hat man wol auch vielfach durch Blutentziehung, sowol örtliche wie allgemeine, die Venenerweiterungen vom Blutdruck entlasten zu müssen geglaubt, doch ist man neuerdings mehr und mehr von diesem für das Allgemeinbefinden immerhin nicht unbedenklichen Verfahren zurückgekommen. Dagegen haben sich in neuester Zeit zwei Methoden durch die guten damit erzielten Resultate bei den Praktikern Sympathie zu erringen gewußt: 1) die elektrische Geiselung durch mäßig starken faradischen Strom 5—10 Minuten lang in der Richtung vom Fuße nach dem Knie hinauf ausgeführt, und 2) der Versuch, eine Verödung — Obliteration — der Vene durch directe Injection von blutgerinnenmachenden Mitteln — Jod 1, Tannin 16, Wasser 500, im Wasserbade auf 60 eingedampft — in das betreffende Gefäß zu bewirken. Die Methoden zur Radicalheilung lange bestaudener Krampfaderleiden sind vornehmlich chirurgischer Art: Compression, Cauterisation, Ligatur, Exstirpation. Beim Krampfaderbruch, einer varikösen Ausdehnung der Samenstranggefäße, empfiehlt sich zur Erzielung eines dauernden Druckes das Anlegen eines gutpassenden Bruchbandes; macht sich ein operatives Eingreifen nöthig, so bedient man sich dazu der Aetzklammer oder der subcutanen Drahtschlinge. Bei varikösen Beingeschwüren, welche meist sehr schwer heilen, empfiehlt sich vor allem horizontale Lagerung des Beines, Beförderung der Eiterung durch Aufweichen der alten Krusten, feuchtwarme Umschläge Tag und Nacht, Reizung derselben mittels Aetzmitteln und adstringirenden Mitteln, während man zum gewöhnlichen Verband neuerdings vorzugsweise Carbolsäure sowie das flüssige Extract der Kermesbeere (Phytolacca decandra) empfohlen hat. Doch ist auch hier vor allem ein gutschließender, fester und dabei antiseptischer Verband nöthig, welcher am besten mittels Kautschuktaffets erreicht wird.

Die Kupferrose (Acne rosacea), deren Wesen ja auch auf einer Venenerweiterung beruht, und die sich vorzugsweise in der Gesichtshaut, namentlich der Nase localisirt, ist bei Säufern, Leuten, die viel am Feuer arbeiten, bei Frauen, die an Menstruationsstörungen leiden oder sich in der sogenannten klimakterischen Periode (Ausbleiben der Regeln) befinden, eine ebenso oft vorkommende als ungern gesehene Erscheinung, deren äußeres Ansehen der durch Erfrieren bedingten rothen Nase ähnelt, die aber auf wesentlich andern Ursachen beruht — weshalb auch die neuerdings aufgetauchte Meinung, daß enragirte Kaltwasserschwärmer sich leicht diese Krankheit (Gutta rosea hydropotatorum) zuziehen, als hinfällig zu bezeichnen ist. Bei den Maßnahmen zu ihrer Beseitigung ist von der Anwendung innerer Mittel ebenfalls nur wenig zu erwarten, höchstens von solchen, welche etwaige Verstopfung oder Menstruationsstörungen zu beseitigen geeignet sind. Der Haupterfolg kann auch hier nur in der örtlichen Behandlung liegen, und hat auch hier der Schwefel stets eine hervorragende Rolle gespielt (Kummerfeld'sches Waschwasser). Neuerdings hat man in dem Collodium, womit man die Nase bestreicht und solches dann eintrocknen läßt, ein ebenso unschädliches, als unter Umständen prompt wirkendes Mittel gefunden, während manche Praktiker sich auch noch der Quecksilbermittel (Ung. Rochardi), der Jod- und Bleipräparate bedienen.

Die im Rachen bisweilen sichtbaren Krampfadern endlich, welche sich oft bis in die tieferen Luftwege erstrecken und Blutspucken veranlassen, behandelt man da, wo sie zugänglich sind, durch Bepinselungen mit adstringirenden Mitteln, wo dies nicht der Fall, mit Einathmen von zerstäubten Lösungen derselben.

(*Alfr. Krug.*)

KRANER (Friedrich), hervorragender Schulmann und Philolog, wurde als Sohn des Lehrers Chr. F. Kraner am 15. Oct. 1812 zu Eibenstock im sächsischen Erzgebirge geboren. Die erste Unterweisung erhielt er vom Vater, dann von M. Leiter, studirte hierauf am Lyceum zu Schneeberg unter dem „trefflichen" Rector Voigtländer und kam, in den philologischen Fächern gründlich unterrichtet, etwas über siebzehn Jahre alt an die Universität Leipzig, an der ihn begreiflicherweise vor allen Gottfried Hermann gewann und wo er Collegen wie Sauppe, Jacobitz, Seiler, Th. Bergk und Hartenstein fand. Er war auch damals schon literarisch thätig; eine spätere Frucht dieser Bemühungen bildete die Ausgabe von Plutarch's Phocion (Leipzig 1840) und eine Zusammenstellung der Geschichte Griechenlands aus griechischen Schriftstellern unter dem Titel „Hellenica" (1842). Im J. 1835 wurde Kraner siebenter Lehrer am Gymnasium in Annaberg, wo er bis 1838 verblieb und sich sofort als geborenen Pädagogen erwies; trotz des Mangels an wissenschaftlicher Beihülfe arbeitete er dort an seinen „Observationes criticae in quosdam Plutarchi locos" (1838 in den Actis societatis graecae erschienen). Im J. 1838 kam Kraner als Lehrer an die Landesschule Meißen, an welcher er unter der Direction von Baumgarten-Crusius in segensreicher Weise (bis 1857) wirkte. Im J. 1843 ließ er als Jubelprogramm der Anstalt die Abhandlung „Narratio de humanitatis studiorum quinto et sexto decimo saeculo in Germania indole et origine" erscheinen, 1844 begründete er seinen Hausstand, nahm sodann an den Verhandlungen über Gymnasialreform lebhaften Antheil, wobei er Aeußerungen that, die noch heute sehr beherzigenswerth sind (vgl. Palm, „Friedrich Kraner. Eine Auswahl aus seinen Schulreden" 56, 57 fg.). Pädagogisch wie wissenschaftlich war er vornehmlich in den Jahren 1850—1857 thätig, 1852 begann er sein Hauptwerk, seine Cäsar-Ausgaben, die seinen Namen populär gemacht haben. Aber der tüchtige Schulmann sollte nun auch die Leitung eines Gymnasiums übernehmen; er ward Director des Gymnasiums in Zwickau von 1857—1862. Als solcher hatte er reichliche Gelegenheit, seinen Grundsatz, das Gymnasium sei nicht blos eine Lehr- sondern ganz wesentlich Erziehungsanstalt, praktisch in wirksamer Weise zur Geltung zu bringen. Als echte Bildung galt ihm „mit Recht" nur die, welche den Willen reinigt und heiligt und ihn im letzten Ziele hinführt zu der Wahrheit, die aus Gott ist. Wie an allen Orten, an denen er lehrte, wirkte er auch hier nicht blos durch seine treffliche Lehrgabe, sondern weit mehr noch durch seinen Charakter, und wie Palm sagt dadurch, „daß er selbst seinen Schülern in allem ein Beispiel gab, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch strenge Ordnung und Gewissenhaftigkeit, durch lautere Wahrhaftigkeit und vor allem durch ungefärbte Liebe". Doch diese Tugenden sollten noch größeren Kreisen zugute kommen. Im J. 1862 ward er als Director an die altberühmte Thomasschule, an die Stelle, die einst Männer wie Trotzendorf, Ernesti und J. M. Gesner innehatten, berufen. Aufopfernd war hier seine Thätigkeit, leider ward er der Anstalt, den Freunden und der Familie durch ein rasches Ende am 17. Jan. 1863 entrissen. Mit ihm starb ein edler Mensch; fromm, gemüthvoll, pflichtgetreu, tapfer in Leiden und Schicksalsschlägen, von unzerstörbarer Harmonie gehörte Kraner zu jener in Deutschland gottlob zahlreichen Klasse von Schulmännern, deren Vorhandensein die Erfolge der Nation begreiflich macht.

Kraner's publicirte Arbeiten tragen alle das Gepräge seiner Persönlichkeit: nie rastender Fleiß, Besonnenheit, Bescheidenheit und gewissenhaft erwogenes Urtheil. Seine Ausgaben Cäsar's (commentirte Ausgabe in mehreren Auflagen 1853, 1856 u. s. w. in der Weidmann'schen Sammlung, Textausgabe Leipzig 1851, Tauchnitz) zeugen von seinem kritischen Sinne und gründlicher Beherrschung der Realien — wahrhaft goldene Worte aber enthalten seine allen Lehrern zu empfehlenden Schulreden. Eine große edle Lebensauffassung durchdringt sie, ein frommer, nach dem Höchsten gerichteter Sinn spricht sich in ihnen aus, der echte deutsche Idealismus in seiner liebenswürdigsten Erscheinung ist Ausgangspunkt und Ziel ihrer Erörterungen. So lange es deutsche Universitäten und Gymnasien gibt, wird die Dreiheit der religiösen, nationalen und classischen Erziehung, die Kraner wünschte, erstrebt werden müssen, so lange wird aber auch sein Name geehrt sein.

Vgl. vor allem: Friedrich Kraner. Eine Auswahl aus seinen Schulreden nebst Nachrichten über sein Leben und Wirken, herausgegeben von Friedrich Palm (Leipzig 1864; C. A. Diller, Xenia (Dresden 1843), S. 104 und Programm der Thomasschule in Leipzig 1864. — Pädagogisches Archiv 1866, S. 496. — Eingehende Recension von Plutarch vita Phocionis von K. Keil, in Neue Jahrbücher für Phil. und Pädag. 1840 und Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1841 (von Sintenis).

(*A. Horawitz.*)

KRANICH (Grus *Möhring*, Ardea *Linné*), eine Gattung der Watvögel, welche früher mit den Reihern und Störchen in nähere Verbindung gebracht, jetzt als Vertreter einer selbständigen Familie mit denen der Schnepfen, Regenpfeifer, Rallen u. a. die enger gefaßte Ordnung der Grallae bildet. Während Linné die Reiher, Störche und Kraniche in die einzige Gattung, Ardea, vereinigte, sonderten spätere Forscher schärfer. Schon Cuvier vereinigte näher verwandte Formen, nämlich den Trompetenvogel (Psophia), die Kraniche (Grus), die Wasserrallen (Aramus), und den Sonnenreiher (Eurypyga) in der Familie der Messerschnäbler (Cultrirostores), welche er aber doch als Familie neben die Reiher und Störche setzte. Blasius und Graf Keyserling brachten zuerst die Kraniche mit den Regenpfeifern,

Rallen und Schnepfenformen in engere Verbindung den Reiherformen (eigentlichen Reihern und Störchen) gegenüber, und Huxley wies die Natürlichkeit dieser Anordnung durch Untersuchung der Schädelbildung nach. Er zeigte, daß bei den Kranichen und den genannten Familien das Pflugscharbein, vorn spitz endend, hinten die Spitze des Keilbeingrundstückes seitlich umfaßt und die Gaumenfortsätze der Oberkiefer sich weder mit dem Pflugscharbein noch untereinander in der Mittellinie verbinden; er nennt diese Bildungsweise schizognath. Störche und Reiher sind dagegen desmognath, d. h. die Gaumenfortsätze der Oberkiefer sind in der Mittellinie direct oder durch eine in der Nasenscheidewand auftretende Ossification miteinander verbunden, während das Pflugscharbein rudimentär wird. Ferner ist der Schnabel der Kraniche im Gegensatze zu dem der Reiher und Störche nur an der Spitze mit einer harten Hornkuppe bedeckt, an der Basis dagegen weich. Der sehr lange Lauf ist mit queren Schilden bedeckt. Die Flügel sind lang, die Flügeldecken verlängert, zuweilen kraus oder zerschlissen; zuweilen befinden sich besondere Schmuckfedern an Kopf, Hals und Vorderbrust. Die hierher gehörigen drei Gattungen weichen wesentlich durch verschiedene Entwickelung der letztern voneinander ab. Grus *Linné* hat einen theilweise nackten Kopf, Schnabel länger als der Kopf, verlängerte und krause Flügeldecken; hierher gehören der graue oder gemeine Kranich (G. cinerea), der Schneekranich (G. leucogeranos), der Antigonekranich (G. antigone) u. a. Anthropoides *Vieillot* hat einen ganz befiederten Kopf, Schnabel von Kopflänge, am Hinterkopfe jederseits einen Federschopf und verlängerte Flügeldecken; hierher gehört der Jungfernkranich, A. virgo. Die Gattung Balearica *Brisson* hat einen befiederten Kopf, Schnabel kürzer als der Kopf, nackte Wangen, Schnabelgrund und Kehle mit Fleischlappen, Federn des Scheitels einen kurzen sammetartigen Busch bildend, die des Hinterkopfes aufrecht, borstenartig, verlängert, Federn an Hals und Vorderbrust verlängert, die langen Flügeldecken zerschlissen; hierher gehört der Pfauenkranich, B. pavonina. Während alle hier nach dem grauen Kranich genannten Arten gelegentlich von Afrika oder Mittelasien aus nach Europa gelangen, ist der erste von Mittelsibirien und China an auch in Mittel- und Südeuropa heimisch und wandert zur Winterszeit nach Afrika und Südasien. Er zieht in streng eingehaltener Keilordnung, sich nur zu kurzen Aesungszeiten auf die Erde niederlassend, in beträchtlicher Höhe. Die Größe erreicht bis gegen $1\frac{1}{2}$ Met., die Breite gegen $2\frac{1}{2}$, Fittichlänge 65 Centim., Schwanzlänge 21 Centim. Der Kranich ist ein durch seine Vorsicht, Verständigkeit und Gelehrigkeit ausgezeichneter Vogel, welcher sich schnell an fremde Oertlichkeiten und Verhältnisse anpaßt, daher äußerst schwer zu beschleichen, aber leicht zu zähmen ist. Er übernimmt auf Höfen bald die Aufsicht über die andern Thiere, bewacht und führt Viehheerden und hält auf Ordnung. Er ist wesentlich Pflanzen-, namentlich Körnerfresser, nimmt aber gelegentlich auch kleine Wirbelthiere und gewöhnt sich gezähmt an zuweilen gereichtes Fleisch. Das Gelege besteht aus zwei trübeinfarbigen (grau bis grünlich), glanzlosen, mit rothen bis dunkelbraunen Flecken gezeichneten Eiern. Die wegen ihrer Intelligenz und ihres vermeintlichen Ahnungsvermögens besonders beachteten Kraniche sind in den Kreis der alten Thiersage eingetreten. Auf ihrem Winterzuge nach Aegypten gekommen, sollen sie dort mit den Pygmäen gekämpft haben, welche in ihrem Kampfe gegen die Kraniche auf Rebhühnern ritten. Im classischen Alterthume wurden sie zu Kämpfen miteinander abgerichtet. Im Mittelalter finden sie sich bis zu Karl dem Großen im Salischen Gesetze unter dem Hofgeflügel aufgeführt. Jetzt wird der Kranich als Schmuckvogel gehalten, das Fleisch des jungen wird gegessen, von den alten die Schmuckfedern benutzt.

(*J. Victor Carus.*)

KRANICHFELD, ehemalige thüringische Herrschaft im Saalgebiete, größtentheils an der Ilm gelegen, gehörte im frühen Mittelalter zu den südthüringischen Gauen Langewiesen und Ilm. Den Mittelpunkt dieser Herrschaft, von der sie auch den Namen führte, bildeten die beiden sich an der Ilm gegenüberliegenden Schlösser, das Oberschloß- und das Niederschloß-Kranichfeld, von denen ersteres im 12. Jahrh. der Sitz einer Dynastie, eines Herrengeschlechtes, wurde, das sich „Herren von Kranichfeld" nannte und ein Zweig der reichbegüterten Familie der Grafen von Käfernburg war. Zum ersten mal werden die Herren von Kranichfeld in einer Urkunde des Klosters Georgenthal vom J. 1152 erwähnt, wo unter den Zeugen zwei Brüder, Siegfried und Wolfher von Kranichfeld, mit aufgeführt werden. Ende des 12. Jahrh. theilten sie sich in die beiden Linien Kranichfeld und Kirchheim, oder nach späterer Benennung in Ober- und Unter- oder Nieder-Kranichfeld, doch blieben eine Anzahl Güter und Lehen in gemeinschaftlichem Besitze beider Linien. Die Kirchheim-Kranichfelder Linie starb bereits im J. 1310 aus, nachdem ein Hauptheil ihrer Herrschaft im J. 1233 an die Grafen von Schwarzburg verpfändet und schließlich das ganze Gebiet seit 1240 ein Lehn des mainzer Erzstiftes geworden war. Die Hauptlinie Kranichfeld, die mit Hermann IV. Ende des 14. Jahrh. ausstarb, besaß ihre Güter bis zuletzt fast ganz unverpfändet. Hermann hinterließ nur drei Töchter, von denen die jüngste, Margarethe, mit dem Burggrafen Albrecht von Kirchberg vermählt war, an den nunmehr der Besitz der freien Oberherrschaft Kranichfeld fiel. Albrecht, aus einem altthüringischen Dynastengeschlechte entsprossen, auf dem Hausberge bei Jena residirend, nannte sich seit 1392 Burggraf von Kirchberg und Herr von Kranichfeld. Sein Streben ging dahin, die Niederherrschaft wieder mit der Oberherrschaft zu vereinigen, und so gelang es ihm auch im J. 1412, durch Rückkauf die an Schwarzburg verpfändete Niederherrschaft um 800 Mark löthigen Silbers zu gewinnen und bald darauf von Kurmainz als Oberlehnsherr mit derselben belehnt zu werden. Nach Albrecht's Tode 1427 kam unter dessen beiden Söhnen Dietrich und Hartmann die Niederherrschaft theils durch Verkauf, theils durch Verpfändung an verschiedene adelige Familien, zuletzt an die Grafen von Gleichen-Blankenhain, und auch die

Oberherrschaft wurde von Dietrich, der sie als väterliches Erbland allein überkommen hatte, nothgedrungen in den Jahren 1451 und 1453 an das demselben verschwägerte Haus Reuß-Plauen verkauft. Dadurch daß die Burggrafen von Kirchberg die Niederherrschaft zu einem Afterlehn der Oberherrschaft gemacht hatten, war der Keim zu vielfachen Irrungen zwischen den Besitzern der beiden Herrschaften gelegt worden. So wollten die Grafen von Reuß-Plauen, als die gräflich Gleichen-Blankenhain'sche Linie im J. 1633 ausstarb, Besitz von Nieder-Kranichfeld ergreifen, allein Graf Georg von Mörsburg, der Schwiegersohn Walrad's, des letzten Grafen von Gleichen-Blankenhain, bemächtigte sich der streitigen Herrschaft und im J. 1648 wurde nicht nur Mörsburg von Kurmainz mit Nieder-Kranichfeld belehnt, sondern bei dieser Belehnung wurde sogar dem Grafen von Hatzfeld, der bereits 1639 mit den Gleichen'schen Gütern belehnt worden war, die Anwartschaft auf die Niederherrschaft eingeräumt. Im Besitze der Grafen, später Fürsten von Hatzfeld, blieb fortan auch die Niederherrschaft, trotz aller Bemühungen der Grafen von Reuß, sie an sich zu bringen, bis zum Aussterben der fürstlichen Hauptlinie, d. h. bis zum J. 1794, wo sie an Kurmainz heimfiel und dann 1815 von Preußen an Weimar abgetreten wurde. — Die Oberherrschaft Kranichfeld wurde, nachdem sie 1570 durch die Herrschaft Schauenforst vergrößert worden war, von den Grafen von Reuß-Plauen zuerst und zwar wiederkäuflich an Georg von Mandelsloh und hierauf nach längern Verhandlungen im J. 1615 an Weimar, welches schon lange nach ihrem Besitze getrachtet hatte, für 83,000 Gulden verkauft, wobei Reuß sich die Wiedereinlösung von sechs zu sechs Jahren vorbehielt, was indessen nie geschah. Schon nach fünf Jahren (1620) sah sich jedoch Weimar gezwungen, die Oberherrschaft an Schwarzburg ebenfalls für 83,000 Gulden wiederkäuflich zu verkaufen, trat aber das Wiederkaufsrecht 1657 an Gotha ab, welches sie auch durch Herzog Ernst den Frommen im J. 1663 für 63,000 Gulden zurückkaufte. Im J. 1695 kam zwischen dem Herzoge Friedrich von Gotha und den Grafen Reuß ein Vertrag zu Stande, zufolge dessen dem Herzoge Friedrich das Erb- und Eigenthumsrecht an die Oberherrschaft für 16,000 Gulden Nachschuß zu den 63,000 Gulden überlassen wurde. Im J. 1704 überließ Herzog Friedrich dem Herzoge Wilhelm Ernst zu Weimar die Oberherrschaft auf Lebenszeit, behielt aber dabei durch einen besondern Nebenvertrag den Mitbesitz. Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm Ernst im J. 1728 fiel sie wieder an Gotha zurück, verblieb bei diesem bis 1826 und kam dann an Meiningen.

Vgl. Sagittarius, Geschichte der thüringischen Herrschaften Ober- und Niederkranichfeld, in Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte, Bd. 8; ferner: Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen (2 Bde., Meiningen 1851—1853). (*B. Stübel.*)

KRANICHFELD, Städtchen in freundlicher Lage zu beiden Seiten der Ilm, über die zwei steinerne Brücken führen, 21 Kilom. von Weimar, 25 von Rudolstadt, gehört zur größeren Hälfte (972 Einwohner gegen 952 im J. 1875) zum Kreis Saalfeld des Herzogthums Sachsen-Meiningen, zur kleineren (826 Einwohner gegen 790 im J. 1875) zum Justizamt Blankenhain des Verwaltungsbezirks Weimar, Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Gesammtzahl der Einwohner 1798 sämmtlich evangelischer Confession. Haupterwerbszweig ist Landwirthschaft, jedoch mit wenig ergiebigem Ertrage, da der größte Theil des Bodens mager ist. Daneben wird betrieben: Korbflechterei von etwa 50 Personen, eine Dampfschneidemühle, verbunden mit Zimmerei, mit 50 Arbeitern, Töpferei mit 30 Arbeitern; außerdem in kleinerm Maßstabe Handschuhmacherei und Puppenbalgfabrikation; auch ist eine bedeutende Dampfbrauerei in Betrieb. Drei Märkte, wovon zwei Schafmärkte, dienen zur Belebung des Verkehrs. Der meiningische Theil ist Sitz eines Amtsgerichts, im weimarischen Theile befindet sich das Postamt mit Telegraphenstation. Die Stadtkirche zu St.-Michael steht im meiningischen Theile; sie war ursprünglich eine Kapelle, vor 1300 im romanischen Stile erbaut, 1496—1499 durch Beiträge, welche der Erzbischof Berthold von Mainz durch ganz Thüringen hatte collectiren lassen, im gothischen Uebergangsstile erweitert. Beide Theile der Stadt bilden eine politische Gemeinde, deren Stadtrath aus gleichen Theilen von beiden Seiten bestehen soll, doch geht die Leitung nach altem Herkommen und Recht vom meininger Theile aus. Auf der meininger Seite liegt auch das Oberschloß, die hohe alte Stammburg der Dynasten von Kranichfeld, auf dem dicht über der Stadt steil ansteigenden Schloßberge, jetzt Sitz der Behörden. Von dem ursprünglichen, im 11. oder 12. Jahrh. im byzantinischen Stile errichteten Bau ist nur noch wenig erhalten, unter andern die Schloßkapelle. Ringsum zieht sich der Hain, ein von Spazierwegen durchkreuztes Wäldchen, an dessen nordwestlichem Ende ein kleines Häuschen mit Kegelbahn, von wo man die schönste Aussicht auf die Stadt und das Ilmthal genießt. Von dem Unterschlosse auf weimarischer Seite, von den Herren von Kranichfeld um 1170 erbaut, stehen nur noch Reste. Der 100 Ellen tiefe Schloßbrunnen ist noch in Gebrauch. In der Umgebung von Kranichfeld finden sich außerdem noch die zum Theil erkennbaren Stätten von drei andern Burgen: Schleußenburg, Weißenburg und Kaffenburg. Von der Schleußenburg weiß man, daß sie, zum Theil schon im Bruderkriege zerstört, im Dreißigjährigen Kriege gänzlich zu Grunde gegangen ist. Unfern von der Stätte der Schleußenburg liegt das sogenannte Neue Mahl, ein kegelförmiger, von einem Graben eingeschlossener Hügel, wo früher ein steinerner Tisch und ringsumher steinerne Bänke standen und wo Rügengericht gehalten und dabei auf Gemeindekosten gezecht wurde. Auf dem rechten Ilmufer ist der unter einem Hause hervorquellende sogenannte Kalte Stubenborn, eine der stärksten Quellen in Thüringen.

Kranichfeld, 1143 Cranechfeld, 1147 Cranchfeld, Chranchuelt, Crunichveld, Kranichisfeld u. s. w. hatte in alter Zeit durch die in seiner Nähe erbauten fünf Burgen (Oberschloß, Niederschloß, Schleußenburg, Weißenburg und Kaffenburg) zwar eine sehr geschützte Lage,

weshalb es auch nie mit Mauern umgeben war; es wurde aber auch ebendadurch wieder vielfach in Kampf und Fehde hineingezogen. So wurde ein Theil des Ortes im J. 1336 in der Fehde zwischen Landgraf Friedrich dem Ernsthaften und den Erfurtern von den letztern eingeäschert, wobei 60 Menschen das Leben verloren. Als die Burgen aufhörten, Sitze besonderer Dynasten zu sein, und das Ländchen an die Burggrafen von Kirchberg und 1451 an Reuß kam, hatte Kranichfeld sich zwar schon zu einem Flecken entwickelt, konnte sich jedoch über kümmerliche Verhältnisse nicht erheben. Aus dem Elende, in das der Dreißigjährige Krieg den Ort gestürzt, fand er Rettung durch die verwitwete Gräfin Anna Sophia von Schwarzburg, indem dieselbe sowol augenblickliche Hülfe spendete, als auch ihm Stiftungen angedeihen ließ, die noch in Kraft stehen, und endlich auch in das bürgerliche und kirchliche Leben wieder feste Ordnung brachte, indem sie ihm 1651 städtische Rechte verlieh u. s. w. Im J. 1764 erlitt der Ort eine große Feuersbrunst. Die Kriegsjahre 1806 und 1813 brachten der Stadt neue, lange nachwirkende Schädigungen bei. Im J. 1813 befand sich hier das russische Hauptquartier. Kranichfeld war auch eine Zeit lang Aufenthaltsort der Schwärmerin Freifrau von Krüdener. (*A. Schroot.*)

Kranichschnabel, s. Pelargonium.

KRANIDI (Kranidion) heißt ein unbedeutender Flecken, der Hauptort in der ausgezackten südöstlichen Halbinsel der argolischen Akte, im Norden der aus Kalk bestehenden Insel Spetsä. Die Bewohner dieses Ortes sollen an der Küste einige Schiffe besitzen und im Rufe großer Arbeitsamkeit stehen. Hier tagte im J. 1823 der neue griechische Senat. Nach Curtius liegt auf der nach Kranidi zu nennenden Halbinsel 3 Stunden östlich von Kranidi das Dorf Kastri an der Stelle der alten Stadt Hermion oder Hermione. Nach Bursian sind am Gestade zwei Punkte topographisch wichtig: Port Chéli an der Südspitze, Spetsä gegenüber, und Port Kiladiá an der Nordwestecke der Halbinsel, beide mit vortrefflichen Häfen und mit deutlichen Spuren hellenischer Niederlassungen. (*G. A. von Klöden.*)

KRANKENBETT. Wie die Hygieine der Neuzeit auf dem Gebiete der Krankenpflege im allgemeinen wesentliche Fortschritte zu verzeichnen hat, so speciell auch bezüglich der Einrichtung und Beschaffenheit der Lagerstätte des Kranken, des Krankenbettes. Man hat erkannt, daß dasselbe in seiner frühern Beschaffenheit oft genug die Brutstätte wurde für neue Krankheitskeime, und es ist deshalb eine Wandlung eingetreten sowol bezüglich des Materials, aus welchem, als auch der Art und Weise, wie es zur Lagerung des Kranken vorgerichtet wird.

Als Material zur Herstellung der Bettstellen wird, wenigstens in Krankenhäusern, jetzt wol fast ausschließlich das Eisen benutzt, während in der Privatpflege die hölzerne Bettstelle noch die Hauptrolle spielt; letztere sollte aber dann mindestens nur aus hartem Holze construirt oder doch mit Hartholz-Fournieren an der Außen- und Innenfläche belegt sein, während aus Weichholz gefertigte Bettstellen durch einen ihre Holzporen, Spalten und Risse luftdicht abschließenden Firnislack-Ueberzug vor der allmählichen Durchfeuchtung und Durchseuchung mit infectiösen Exhalationsstoffen des Kranken möglichst geschützt werden müssen. Das Füllungsmaterial der Bettstelle bildet bei einem großen Procentsatze der Bevölkerung, namentlich bei dem sogenannten kleinen Manne, das Bettstroh oder der Strohsack, während bei den besser situirten Ständen die Roßhaar- oder Sprungfeder-Matratze sich wol allgemein eingebürgert hat. Wo die Verhältnisse nur das erstere gestatten, muß aber wenigstens für einen möglichst häufigen Wechsel des Strohs, bei infectiösen Krankheiten für Vernichtung des gebrauchten durch Verbrennung gesorgt werden, während bei den Matratzen ein öfteres Reinigen durch Ausklopfen und Lüften, eventuell durch Besprengung mit desinficirenden Stoffen (Carbolsäure, Thymol u. a.) in der Mehrzahl der Fälle genügen wird. Zur Bedeckung des im Bette liegenden Kranken dienen entweder Federbetten (welche vielfach auch noch als Unterlage benutzt werden) oder Woll-, resp. Wattdecken. In Beziehung hierauf ist zu bemerken, daß bei fieberhaften Kranken die kühlere Bedeckung mittels Decken jedenfalls das Richtigere ist, wie ja auch, z. B. in Krankenhäusern, die Federbetten gänzlich außer Gebrauch gekommen sind; bei chronischen Kranken, namentlich auch bei alten Leuten, mögen letztere durch Entwickelung eines wohlthuenden Wärmegefühls am Platze sein, doch ist dann auch hier öfteres Ausstieben und Ausklopfen, unter Umständen Reinigung durch die Federreinigungs-Maschine, erforderlich, um die Bildung, resp. Anhäufung von Infectionsstoffen zu verhüten. Was die Bettwäsche anlangt, so ist solche, wenn es die Verhältnisse irgend gestatten, möglichst oft zu wechseln und zu erneuern, auch die gebrauchte durch Dampfwäsche oder längeres Auskochen thunlichst zu desinficiren; um deren Beschmuzung, resp. Durchnässung durch Ausleerungsstoffe thunlichst zu verhüten, sind aus wasserdichten Stoffen — Guttapercha, Wachstuch u. a. — gefertigte Betteinlagen dem Kranken unterzulegen, welche nach jeder Beschmuzung sofort mit frischen zu vertauschen sind. — Bei gewissen speciellen Erkrankungen, namentlich chirurgischer Natur, kann es nöthig werden, an Krankenbetten noch gewisse Apparate, wie z. B. Zugriemen, Flaschenzüge, Extensionsapparate u. a. anzubringen, während die neuere Technik auch in der Herstellung von Krankenbetten, die vermöge gewisser stellbarer mechanischer Vorrichtungen in Ruhestühle und Chaises longues umgewandelt werden können, ohne daß der Kranke das Bett zu verlassen nöthig hat, geradezu Hervorragendes geleistet hat. (*Alfr. Krug.*)

KRANKENDIÄTETIK. Wenn die Diätetik im allgemeinen als die Lehre von der gesundheitsgemäßen Lebens- und Ernährungsweise zu bezeichnen ist, so befaßt sich die Krankendiätetik im wesentlichen mit den Modificationen und Einschränkungen, welchen die dort gültigen Regeln beim Auftreten von Erkrankungen zu unterwerfen sind. Daß diese Modificationen je nach der Art der Erkrankung, je nach Alter und Geschlecht des Erkrankten sehr verschiedenartige sein müssen, ist wol selbstverständlich.

Wir müssen jedoch hier auf das Eingehen von Specialitäten verzichten, uns vielmehr darauf beschränken, allgemeine Regeln und Gesichtspunkte für Begründung einer normalen, den dabei in Frage kommenden physiologischen wie ätiologischen Momenten Rechnung tragenden Krankendiätetik aufzustellen.

Bei der Diätetik für Kranke ist in erster Linie die Art der Erkrankung maßgebend, und zwar zunächst im allgemeinen die Frage zu berücksichtigen: ist die Erkrankung eine acute (fieberhafte, entzündliche, zymotische u. s. w.) eines bisher gesunden Menschen, oder eine chronische (längeres Siechthum, durch organische Fehler, durch dauernde Functionsstörungen für den Lebensproceß wichtiger Organe, Herz, Lunge, Leber u. s. w. bedingt), durch welche der Betreffende bereits mehr oder weniger an Kraft und Widerstandsfähigkeit verloren hat? Während im erstern Falle ein temporäres Entziehen der Nährstoffe oder doch Einschränken auf das zulässig geringste Maß derselben angezeigt ist, wird im andern Falle eine vermehrte Zufuhr von Nahrungsmitteln, deren Quantität sowol als Qualität sich nach Art und Ort der Erkrankung zu richten hat, in der Mehrzahl der Fälle sich nothwendig machen.

Die sogenannte Fieberdiät soll eine möglichst einfache, wenig reizende, den Verdauungsproceß nur mäßig in Anspruch nehmende sein, und wird daher in der Mehrzahl der Fälle nur aus flüssigen Nahrungs- oder Erfrischungsmitteln — Suppen, Theeaufgüssen, Milch, Limonaden, einfachem oder kohlensäurehaltigem Wasser u. a. — bestehen, wenn auch im Einzelfalle durch die Höhe und lange Dauer des Fiebers — wie z. B. bei den zymotischen Krankheiten — die Darreichung von Reizmitteln, wie Wein, Champagner, Kraftbrühen, Nährklystieren, indicirt sein kann. Ist der Fieberturnus abgelaufen und hat er keine wesentlichen Allgemeinstörungen zurückgelassen, so wird dann bald der Zeitpunkt gekommen sein, wo eine kräftigere Diät — geschabtes Fleisch, Eier, Gemüse u. a. — nothwendig wird, um den durch den Fieberproceß geschwächten Organismus in seiner Reconvalescenz zu unterstützen, bis dann allmählich zu der gewohnten Lebensweise wieder zurückgegriffen werden kann.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse bei chronischen Kranken, von denen die Mehrzahl zwar fieberfrei, aber durch die lange Dauer ihres Leidens in ihrem Ernährungs- und Kräftezustande wesentlich zurückgegangen ist, zumal wenn letzteres, wie bei Magen- und Leberleidenden, durch Erkrankung derjenigen Organe bedingt ist, welche im gesunden Zustande den Verdauungs- und Ernährungsproceß vermitteln. Hier ist es Sache der Krankendiätetik, stärkend und kräftigend einzugreifen, hier gilt es aber auch, in der Wahl der zu verabreichenden Nährmittel streng zu individualisiren, und hat das alte Sprichwort: „Eines schickt sich nicht für Alle“, bei den verschiedenen chronisch Erkrankten seine vollste Berechtigung. Die ärztliche Wissenschaft und Literatur hat sich daher auch von jeher vorwiegend mit der speciellen Erforschung der Ursachen und des Wesens der chronischen Krankheiten sowie deren diätetischer wie medicamentöser Behandlung befaßt, und wenn auch hierdurch theilweise das Unkraut des Specialistenthums auf dem Felde der Therapie mit großgezogen worden ist, so ist doch andererseits anzuerkennen, daß diese Bestrebungen zu einer klareren Erkenntniß der Ursachen der chronischen Krankheiten sowie zu einer rationelleren Behandlung derselben, namentlich auch auf diätetischem Wege, geführt haben, und verweisen wir nach dieser Richtung beispielsweise auf Dr. Wiel, Tisch für Magenkranke (diätetische Behandlung der Krankheiten des Magens), 6. Aufl., Freiburg 1886).

Aber auch Alter und Geschlecht spielen bei der Frage der Krankendiätetik eine bedeutsame Rolle. Daß Kinder, namentlich kleinere, auch in gesundem Zustande eine andere diätetische Verpflegung verlangen, wenn sie gesund bleiben sollen, als Erwachsene, liegt ja auf der Hand, um wie viel mehr wird eine solche Rücksicht nothwendig bei Erkrankungen derselben, welche ja, abgesehen von den speciell als Kinderkrankheiten bezeichneten Exanthemen, meist in Ernährungs- und Verdauungsstörungen ihren Grund haben. Die Frage der Kinderernährung hat daher auch, namentlich in neuerer Zeit, Chemiker und Aerzte in hervorragender Weise beschäftigt, und die Zahl der Kindernährmittel, namentlich solcher, die als Ersatzmittel für die Muttermilch dienen sollen, ist in einer Weise gestiegen, daß es dem Laien in der That im Einzelfalle manchmal schwer fällt, das Richtige zu treffen. Er wird gewiß nur gut thun, wenn er die Wahl seinem Arzte überläßt, was um so nothwendiger sein dürfte, als auch nach dieser Richtung viel Schwindel getrieben und Fabrikate in den Handel gebracht werden, welche nur auf Täuschung und Ausbeutung des Publikums berechnet sind. Wer sich theoretisch näher in dieser Frage orientiren will, den verweisen wir auf die Schriften von Schreber, Hennig, Krug u. a. — Das Geschlecht fällt in Erkrankungsfällen bezüglich der diätetisch einzuschlagenden Maßregeln insofern ins Gewicht, als bei den Frauen gewisse periodisch wiederkehrende physiologische Acte unter Umständen sehr wesentlich auf den Verlauf von Krankheiten alterirend einwirken, daß aber auch diese Acte selbst (Menstruation, Schwangerschaft, Wochenbett) in nicht seltenen Fällen ganz bestimmte diätetische Vorsichtsmaßregeln verlangen, wenn sie ohne wesentlichen Nachtheil für die Betroffene — eventuell für den zu erwartenden Sprößling — zu einem günstigen, normalen Abschlusse gebracht werden sollen.

Die Frage der Krankendiätetik ist aber mit der Sorge für die Diät der Kranken noch keineswegs abgeschlossen, im Gegentheil bildet letztere nur einen kleinen, wenn auch immerhin wichtigen Theil derselben, während noch zahlreiche andere, hauptsächlich in dem Felde der Hygieine wurzelnde Momente eine gleiche Wichtigkeit beanspruchen. Dazu gehört vor allem die Beschaffenheit des Krankenzimmers, des Krankenbettes (s. d.), der Krankenpflege, die Sorge für Beschaffung guter Luft — unter Umständen des für den Kranken passenden Klimas —, Ueberwachung des geistigen und Gemüthszustandes desselben (Fernhalten jeder Aufregung, jeder Störung der Ruhe durch Waffenlärm, Kinderlärm, häusliche Sorgen,

häuslichen Unfrieden u. s. w.), sowie nach glücklich abgelaufener Krankheit Schaffung der nöthigen Erholung, Erquickung und Stärkung des noch angegriffenen Körpers und Geistes zu neuer Leistungs- und Widerstandsfähigkeit. Wo diese Seite der Krankendiätetik vernachlässigt oder aus dem Auge gelassen wird, treten häufig — namentlich nach acuten Erkrankungen — Rückfälle oder secundäre Nachkrankheiten ein, welche nur zu leicht zu chronischem Siechthume führen, was auch durch die beste und opulenteste Diät nicht mehr ausgeglichen werden kann und schließlich zu frühem Tode führt.

(*Alfr. Krug.*)

KRANKENEXAMEN. Während noch vor circa funfzig Jahren das Krankenexamen sich auf ein Ausfragen des Kranken über dessen subjective Krankheitsempfindungen beschränkte, von den objectiven aber höchstens die Beschaffenheit des Pulses, der Zunge, der Stuhl- und Urinausleerungen, oder, wenn eine äußerliche Erkrankung vorlag, das Betasten der schmerzhaften, geschwollenen oder irgendwie verletzten Stelle vom Arzte zur Stellung seiner Diagnose für ausreichend erachtet wurde, ist, namentlich seit den epochemachenden Entdeckungen des Franzosen Laënnec und des Deutsch-Oesterreichers Skoda, eine eminente Wandlung in der Technik des Krankenexamens eingetreten, und folgerichtig die Stellung einer exacteren, weil auf physikalischer Grundlage basirten Diagnose ermöglicht worden. Auge und Ohr, nicht minder aber auch Gefühls-, Geschmacks- und Geruchssinn reichen sich gegenwärtig die Hand zu gemeinschaftlichem Wirken bei der Untersuchung jedes einzelnen Krankheitsfalles, und nur das Resultat eines solchen Krankenexamens, welches auf physikalisch-technische Untersuchung der einzelnen — nicht blos der erkrankten — Körpertheile gegründet ist, kann Anspruch erheben auf das Prädicat einer wissenschaftlich-sicher festgestellten Diagnose. Vor allem sind es Gehör- und Gesichtssinn, welche mit Hülfe der verschiedenartigsten Instrumente — wo Auge und Ohr selbst nicht genügen — zur Untersuchung der einzelnen Organtheile des Körpers in Anspruch genommen werden, und mit deren Hülfe es gelingt, die Beschaffenheit auch sämmtlicher Körperhöhlen und der in ihnen verborgenen, dem äußern Auge und Ohr nicht zugänglichen Organe kennen zu lernen. Solche Instrumente sind für das Auge das Ophthalmoskop, Endoskop, Laryngoskop, Rhinoskop, mittels deren unter Zuhülfenahme der geeigneten Beleuchtungsapparate das Innere einer jeden, überhaupt der Untersuchung zugänglichen Körperhöhle genau übersehen, jede Abweichung vom Normalzustande derselben (Fremdkörper, Polypen, Geschwüre, Geschwülste u. s. w.) mit Sicherheit erkannt werden kann. Für das Ohr dient zu analogem Zwecke vor allem das Hörrohr (Stethoskop), sowie Klopfhammer und Klopfscheibe (Plessimeter); während man mit ersterm vor allem die Herzgeräusche nach deren Reinheit, Rhythmus und der Zahl der Herzschläge — was beim Pulsschlag noch durch den Sphygmometer ergänzt wird — zu prüfen im Stande ist, nächstdem aber auch die Lungencapacität, d. h. das Quantum und die Reinheit der durch die Inspiration in die Lungen aufgenommenen und der durch die Exspiration von ihnen ausgeschiedenen Luft, feststellen, somit aber auch von der Durchgängigkeit des Lungengewebes für letztere sich überzeugen kann, dient die Klopfmethode (Percussion) dazu, sich über den Inhalt der einzelnen Körperhöhlen — ob Luft oder Flüssigkeiten —, sowie über die Consistenz der von ihnen eingeschlossenen Organe — ob lufthaltiges (Lungen) oder derbes, festes Gewebe (Leber, Milz, Nieren) enthaltend — Gewißheit zu verschaffen. Das Princip der letztern Untersuchungsmethode, der Percussion, beruht darauf, daß solide Körpertheile, wie z. B. Herz, Leber, Milz, beim Beklopfen der über ihr liegenden Körperhöhlenwandung einen dumpfen, leeren Schall geben, während lufthaltige, wie Lungen, Därme, einen hellen, vollen, bei letztern sogar tympanitischen Schall ergeben, man also durch das Beklopfen genau Größe und Umfang jedes einzelnen Organs (Schallgrenze, Dämpfungsgrenze), aber auch jede Abweichung von der normalen Consistenz (verdichtetes Lungengewebe), sowie das etwaige Vorhandensein eines abnormen Luft- oder Flüssigkeitsaustritts in sonst leere Körperhöhlen (Exsudate, Tympanitis) constatiren kann. — Als wesentliche Beihülfe beim Krankenexamen, namentlich in Fällen der letztern Art, dient die Untersuchung) mittels Betastung (Palpation, Digitaluntersuchung welche namentlich beim Vorhandensein innerer Tumoren (Gebärmutter-, Eierstocksgeschwülste) oder krankhafter Schwellung, Vergrößerung und Verhärtung von Organen des Unterleibes (Leber, Milz, Gekrösdrüsen) die percutorische Untersuchung wesentlich unterstützt, aber auch zur Constatirung der Qualität äußerer Schäden, sowie der subjectiven Schmerzempfindungen des Patienten unerlaßlich ist. — Was endlich Geruch und Geschmack behufs Verwerthung beim Krankenexamen anlangt, so kann ersterer in einzelnen Fällen, namentlich bei Erkrankungen der Athmungs- und Verdauungsorgane, wol diagnostisch mit in Betracht kommen; in der Hauptsache aber werden beide Sinnesorgane am häufigsten und auch am nutzbringendsten bei der zur Feststellung einer bestimmten Diagnose oft nöthig werdenden chemisch-pathologischen Untersuchung gewisser Krankheitsstoffe (Auswurf, Urin, Fäcalmassen, Mageninhalt u. a.) zu verwerthen sein.

Zu einem exacten Krankenexamen genügt es aber nicht, durch die eben geschilderte physikalische Untersuchung den gegenwärtigen Thatbestand der vorliegenden Erkrankung festzustellen, es kommen da, zumal bei chronischen Erkrankungen, sowie namentlich bei Geisteskrankheiten, noch andere Momente in Frage, welche, vielleicht schon seit langer Zeit bestehend, und in den häuslichen, socialen oder geschäftlichen Verhältnissen des Erkrankten wurzelnd, gründlich erforscht und in ihrem Einflusse auf den augenblicklichen Gesundheitszustand des Erkrankten verwerthet sein wollen. Namentlich spielen hier Erblichkeit, früher überstandene Erkrankungen (zumal solche syphilitischer Natur), aber auch die Art der Beschäftigung, die der Kranke gehabt, die Beschaffenheit der Wohnung, in der er sich aufhält, die Lebensweise, welche er bis dahin ge-

führt, die Gesellschaft, in welcher er verkehrt hat, eine nicht unwichtige Rolle. Auch auf diese Momente muß der gewissenhafte Arzt seine Nachforschungen beim Krankenexamen ausdehnen, eine Pflicht, deren Erfüllung freilich nur dann von einem befriedigenden Resultate begleitet sein wird, wenn er als Hausarzt, resp. Freund der Familie, eines offenen und wahrheitsgemäßen Bekenntnisses sicher sein kann. Werden alle diese Bedingungen bei Anstellung eines Krankenexamens erfüllt, so ist die möglichste Sicherheit einer richtigen Diagnose der vorliegenden Erkrankung gegeben, wenn auch trotz alledem Irrungen oder Schwankungen in derselben der Natur der Sache nach nie ganz ausgeschlossen sein werden. (*Alfr. Krug.*)

KRANKENHÄUSER (Hospitäler, Lazarethe) sind Gebäude, welche zur Verpflegung und Behandlung solcher Kranken dienen, die entweder nach der Art ihrer Krankheit besondere Einrichtungen nöthig machen, oder deren häusliche Verhältnisse eine genügende Behandlung ihrer Leiden nicht gestatten. Man unterscheidet daher die dem letztern Zwecke dienenden allgemeinen Krankenhäuser, die alle Kranken ohne Rücksicht auf die Art ihrer Krankheit aufnehmen, von den besondern Zwecken dienenden Krankenhäusern, den Irrenanstalten, Siechenhäusern, Entbindungs-, Taubstummen-, Blindeninstituten, Pockenlazarethen u. s. f. Der wichtigste und allgemeinste Zweck aller Krankenhäuser ist die Heilung der Kranken; diesem Gesichtspunkte hat sich daher die specielle Gestaltung der einzelnen Einrichtungen anzupassen. Die ursprünglichste Form der Krankenhäuser waren große geschlossene Gebäude nach Art größerer Wohnhäuser; meist lagen hier die einzelnen Räume an der Seite eines dieselben verbindenden Corridors, daher der Name **Corridorsystem**. Die genauere Erkenntniß der Wichtigkeit gewisser allgemeiner hygieinischer Erforbernisse hat in den letzten Decennien zum Verlassen jener Art der Anlage geführt und an seine Stelle eine Anzahl verschiedener Systeme gesetzt, die sämmtlich von dem gemeinsamen Princip ausgehen, dem Kranken nach Möglichkeit Licht und vor allem Luft zuzuführen, da man in dem mangelhaften Luftwechsel eine begünstigende Ursache für die Ausbreitung und Fortentwickelung der Ansteckungsstoffe kennen lernte. Es entstand somit zunächst die Forderung einer nach allen Seiten möglichst freien Lage auf gesundem trockenem Boden, sodann eine größere räumliche Ausbreitung der ganzen Anlage, um die ungehinderte Circulation und rasche Erneuerung der Luft zu ermöglichen. Diese Principien wurden zuerst in dem großartigen Hôpital de la Riboisière in Paris zur Ausführung gebracht, welches als Muster des sogenannten **Pavillonsystems** gelten darf. Hier gruppiren sich eine Anzahl von selbständigen Gebäuden (Pavillons) um den im Centrum gelegenen Verwaltungsbau herum. Dadurch werden die zahlreichen Unzuträglichkeiten, welche der Zusammenhang von Verwaltungsräumen, Waschküche, Küche, Vorrathskammern u. s. f. mit den Krankensälen bedingt, glücklich vermieden. An die Stelle der Pavillons setzte man in England bisweilen ganz kleine hüttenartige, nur wenige Betten enthaltende Gebäude (**Cottagesystem**), die allerdings ihrem Zwecke recht gut entsprachen, aber namentlich den ärztlichen Dienst und auch die Verwaltung sehr erschwerten und deshalb zu kostspielig wurden. Dagegen brachten die Erfahrungen, die man vorzüglich im amerikanischen Secessionskriege gemacht hatte, eine neue Gestaltung der Krankenhäuser in Form des sogenannten **Barackensystems** in Aufnahme. Schon vorher hatte man vielfach Versuche mit der Behandlung namentlich chirurgischer und ansteckender Krankheiten in leichten Zelten oder gänzlich im Freien angestellt und dadurch überraschend günstige Resultate erzielt. Allein diese Einrichtungen waren naturgemäß nur in der warmen Jahreszeit in Anwendung zu bringen, und so griff man denn zur Baracke, die gewissermaßen ein Mittelding zwischen einem Zelte und einem massiven Gebäude darstellt. Baracken sind leichtgebaute, auf Pfählen in einer gewissen Höhe über dem Erdboden ruhende einstöckige Bauten mit großen hohen Fenstern und hohen luftigen Räumen. In den Wänden befinden sich mit einem Schieber verschließbare, direct in die freie Luft führende Oeffnungen, denen im Dache große, durch Klappen auf- und zustellbare, vor dem Eindringen des Regens geschützte Lücken entsprechen, sodaß eine beständige, ausgiebige Erneuerung der Luft stattfinden kann. Der Erdboden unter der Baracke ist, wie das bei jedem Krankenhause der Fall sein soll, gehörig drainirt. In der Baracke finden sich somit die Haupterfordernisse eines guten Krankenhauses vereinigt. Bei andern Systemen muß man sich auf andere Weise zu helfen suchen. Die Ventilation kann hier, wenn die natürliche Lufterneuerung nicht genügt, durch besondere Einrichtungen (Ventilatoren) unterstützt werden, indem man entweder die verbrauchte Luft aus den Räumen auffaugen und entfernen läßt (durch Aspiratoren) oder frische, erwärmte Luft in dieselben hineintreibt (Propulsivventilatoren). Die Größe eines Krankenhauses soll wegen der Schwierigkeit der Verwaltung im allgemeinen nicht viel über 500 Betten betragen, von denen sich in einem Gebäude nicht mehr als 50—100 befinden dürfen, wenn der Gesundheitszustand nicht leiden soll. Die Unterbringung geschieht der bessern Uebersicht wegen am vortheilhaftesten in großen Sälen, doch ist auch das Vorhandensein kleinerer Säle und einzelner Zimmer für zahlreiche Fälle durchaus nöthig. Der Luftraum für einen Kranken muß durchschnittlich 40 Kubikmeter betragen, sodaß auf ihn für die Stunde 80 Kubikmeter Luft kommen. Der Fußboden muß undurchlässig, am besten feuerfest, die Decke und Wände mit häufig zu erneuerndem Anstriche versehen, die Fenster müssen groß und zahlreich sein. Die Bettstellen sind von Eisen, mit Drahtmatratze, leichter Roßhaarmatratze, Keilkissen und wollener, überzogener Decke zu wählen; unreine Kranke erhalten getheilte Matratzen. Von der allergrößten Wichtigkeit ist die Aufrechterhaltung einer minutiösen Reinlichkeit, häufiger Wechsel der Wäsche, gründliche Reinigung und Lüftung der Krankenräume, regelmäßige Bäder der Kranken und sofortige, sorgfältige Entfernung aller Abfallsstoffe. Die Badeeinrichtungen müssen leichtzugänglich, bequem und leistungsfähig

sein, die Abtritte und Pissoirs sollen womöglich mit Wasserspülung unschädlich erhalten werden; die für sehr schwache Kranke nothwendigen Nachtstühle und Steckbecken erheischen rasche und gründliche Desinfection. Zur Beleuchtung wird am besten Gas verwendet. Die Heizung erfolgt entweder durch einzelne Oefen oder weniger umständlich und einfacher von einem Centralpunkte aus durch Röhrenleitungen mit erwärmter Luft oder Dampf. Die Temperatur der Krankensäle muß im Winter und Sommer auf etwa 15° R. erhalten werden. Die Kleider der eintretenden Kranken bedürfen häufig einer nachhaltigen Desinfection, die am wirksamsten in geschlossenen, durch Dampf erhitzten Cylindern vorgenommen wird. Ein sehr wichtiger Punkt für die Leistungsfähigkeit eines Krankenhauses ist die Verpflegung. Dieselbe muß reichlich, nahrhaft und schmackhaft sein und namentlich eine genaue Anpassung an die verschiedenartigen Krankheitsfälle gestatten; am besten wird sie in eigener Regie hergestellt. Ferner muß die Möglichkeit einer Bewegung im Freien durch schattige Gartenanlagen gegeben sein; auch eine gut gewählte Bibliothek vermag vieles zur Erleichterung der Lage der Kranken beizutragen. Das Personal des Krankenhauses besteht aus den Aerzten, den Verwaltungsbeamten und dem Wartepersonal. Das Wartepersonal muß gut geschult, mit allen den kleineren und größeren Verrichtungen der Krankenpflege vertraut und von humanem Geiste beseelt sein. In gewöhnlichen Krankenhäusern genügt eine Wärterin für etwa 16 Kranke, in Irrenanstalten und auch sonst bei schwerem Dienste stellt sich das Verhältniß weit höher. Die Leitung des Krankenhauses muß sich in den Händen eines ärztlichen Directors befinden, dem einerseits das übrige ärztliche Personal, andererseits die Verwaltungsbeamten, welche den technischen Betrieb im einzelnen, die Einkäufe, Rechnungsaufstellungen u. s. w., zu besorgen haben, untergeordnet sind. In größeren Krankenhäusern pflegen die einzelnen, meist nach der Art der Kranken gebildeten Abtheilungen unter der Leitung älterer Aerzte zu stehen, denen jüngere zur Beihülfe beigegeben sind. Jedes Krankenhaus muß mit den Hülfsmitteln zur eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung und zur Behandlung der Kranken ausgestattet sein. Diesen Zwecken dienen an Räumlichkeiten die Apotheke, dann in größeren Krankenhäusern der Operationssaal, die ärztlichen Untersuchungszimmer, endlich auch bisweilen das Leichenhaus, insofern in demselben Leichenöffnungen vorgenommen werden.

Vgl. Esse, Die Krankenhäuser, ihre Einrichtung und Verwaltung (2. Aufl., Berlin 1868); Virchow, Ueber Lazarethe und Baracken (Berlin 1871); Waring, Hüttenhospitäler (deutsch von Ulecke, Berlin 1872); Oppert, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten (4. Aufl., Hamburg 1872). (*E. Kraepelin.*)

Krankenheilbad, s. unter Tölz.

KRANKENPFLEGE. Unter Krankenpflege versteht man alle jene Hülfs- und Dienstleistungen, welche sich bei Kranken jeder Art, seien dies nun körperlich oder geistig, acut oder chronisch Erkrankte, nothwendig machen. Zu einer guten Krankenpflege ist in erster Linie zweierlei erforderlich: gute Pfleger und gute Pflegräume; nach dieser zweifachen Richtung hin werden wir uns daher hier über Krankenpflege auszusprechen haben.

Was das erste Erforderniß, gute Pfleger, anlangt, so ist ja wol unter gewöhnlichen Verhältnissen die Sorge für die Erkrankten meist in die Hände ihrer Angehörigen gelegt: die Mutter pflegt das erkrankte Kind, die Gattin ihren leidenden Gatten u. s. w., und was diesen Personen vielleicht an Geschick und Verständniß für eine zweckmäßige Krankenpflege abgeht, suchen sie reichlich durch Liebe und Aufopferungsfähigkeit zu ersetzen, wenn auch leider gerade hier durch unverständige Liebe vielfach gesündigt wird. Ebenso ist wol vom idealen Standpunkte aus als beste und einzig richtige Pflegstätte das eigene Heim zu betrachten, in welchem der Erkrankte sein durch lange Gewohnheit ihm lieb und werth gewordenes Bett und Schlafzimmer hat und von durch langen Besitz ihm unentbehrlich gewordenen Räumen und Gegenständen umgeben ist; allein wie vielen, und wol den der Pflege am meisten Bedürftigen ist diese Wohlthat des eigenen Heims versagt, wie viele erkranken auch fern von letzterm, und die Art oder der Ort ihrer Erkrankung schließt die Möglichkeit aus, sie in dieses Heim überführen zu können! Da ist es denn Sache der werkthätigen Nächstenliebe und Barmherzigkeit, solchen Unglücklichen beizuspringen und ihnen das zu gewähren, was ihnen das eigene Heim nicht zu bieten vermag. Und in der That geht schon durch die Perioden der vorchristlichen Zeit jener Zug des Mitleids gegenüber fremdem Elend, der sich später zu einer selbst- und zielbewußten Thätigkeit entwickelt und in der Neuzeit zu einer Höhe der Vollendung aufgeschwungen hat, wie sie wol kaum auf einem andern Felde der Humanitätsbestrebungen selbstloser Nächstenliebe gefunden werden dürfte, jener Zug, der in dem Worte des Heilands gipfelt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!"

Wir werden später einen historischen Ueberblick des Krankenpflege-Wesens in dessen verschiedenen Entwickelungsphasen geben, während wir jetzt zunächst die praktische Seite desselben etwas eingehender zu beleuchten die Absicht haben.

Was zunächst den Zweck der Krankenpflege anlangt, so ist derselbe schon in dem Worte selbst gekennzeichnet „Pflege der Kranken". Allein wie allgemein verständlich dieser Begriff an sich ist, so gehen doch die Ansichten, wie und auf welche Weise dieser Zweck zu erreichen, oft wesentlich auseinander, und dürfte es sich daher wohl empfehlen, hierüber zunächst einige andeutende, erläuternde und berichtigende Winke zu geben.

Der Kranke, in dieses Wortes weitester Bedeutung, ist ein Individuum, welches infolge seines — körperlichen oder geistigen — Zustandes vorübergehend oder dauernd unfähig ist, für sich selbst zu sorgen, und für welchen daher andere diese Sorge, resp. dessen Pflege übernehmen müssen. Dieselbe hat sich zunächst zu befassen mit dessen leiblichen Bedürfnissen, also zweckmäßiger Unterkunft, bequemer Lagerung, der seinem Zustande entsprechenden Beköstigung, den nöthigen Handreichungen

bei gewissen täglich wiederkehrenden Bedürfnissen, dem Fernhalten aller von außen an ihn herantretenden schädlichen Einflüsse und Aufregungen, vor allem aber strenger Beobachtung und Ausführung aller vom behandelnden Arzte getroffenen Anordnungen. Während für gewissenhafte Erfüllung der erstern der hier genannten Anforderungen wol meist guter Wille und ein gewisser Grad von Verständniß seiner übernommenen Verpflichtungen für den Pfleger ausreichend sein dürften, ist für den letzten Punkt — Ausführung der ärztlichen Verordnungen — eine gewisse Schulung und Vorübung erforderlich, wie solche theils in Lazarethen und Krankenhäusern — wenn auch nur Einzelnen — schon seit längerer Zeit geboten war, neuerdings aber durch die von Esmarch zuerst angeregten Samariterschulen eine sehr dankenswerthe und bereits segensreich bewährte Verallgemeinerung erfahren hat. Etwas dem Analoges bietet die in der Neuzeit von seiten der Regierungen angeordnete Ausbildung von Heildienern, resp. Heilgehülfen, welche, neben einer allgemeinen Ausbildung für den Krankenpflegerdienst in dazu bestimmten Hospitälern, in der sogenannten niedern Chirurgie, d. h. in der ersten Hülfsleistung bei Unglücksfällen, in Anlegung von Verbänden u. s. w. unterrichtet werden. Diese Regierungsmaßregel hat auch in Privatkreisen, namentlich in größeren, durch die Art ihres Betriebs leicht zu Unglücksfällen Veranlassung gebenden Fabriken Nachahmung gefunden, sowie auch rühmend hervorzuheben ist, daß gegenwärtig ein großer Theil unserer Polizei- und Schutzmannschaften durch geeigneten Unterricht und durch Vorübung in den Stand gesetzt worden ist, bei in ihrem Bezirke zu ihrer Kenntniß kommenden plötzlichen Unglücksfällen persönlich die erste Hülfe zu leisten.

Die Krankenpflege als solche kann sich aber naturgemäß nicht auf diese erste Hülfeleistung beschränken, sondern hat ein weiteres, edleres, aber auch verantwortungsreicheres Ziel, indem sie sich dauernd dem Verletzten, resp. Erkrankten zu widmen und wochen-, vielleicht monatelang Tag und Nacht dessen Pflege zu übernehmen hat. Dazu gehört aber nicht blos Charakter und Ausdauer, sondern vor allem auch ein warm fühlendes, theilnehmendes Herz, und da solches erfahrungsgemäß beim weiblichen Geschlecht, schon durch dessen ganze Lebensstellung, zu finden ist, so ist auch zu allen Zeiten die Krankenpflege in bevorzugter Weise den Frauen anvertraut gewesen und vom Publikum mit Vorliebe gesucht worden. Beweis dafür sind die Congregationen der Diakonissinnen (von P. Fliedner in Kaiserswerth 1836 ins Leben gerufen), die Grauen Schwestern, die Barmherzigen Schwestern, der Albertsverein mit seinen Albertinerinnen (1867 von der Königin Carola von Sachsen gegründet), sowie die großartigen Leistungen einer Miß Florence Nightingale, Marie Simon u. a. auf dem Gebiete der Kriegs-Krankenpflege. Auf diesem letztern Felde hat allerdings auch das männliche Geschlecht von den ältesten Zeiten an in hervorragender Weise sich ausgezeichnet, und es geben namentlich die Kriege des 19. Jahrh., vor allem die von 1864—1866 und der von 1870—1871, ein leuchtendes Beispiel von Opferwilligkeit und Leistungsfähigkeit der verschiedensten Hülfsvereine — vor allem der unter dem Symbol des Rothen Kreuzes stehende — auf dem Gebiete der Krankenpflege.

Zu einer guten Krankenpflege gehört aber nicht blos ein geeignetes, dazu befähigtes und dafür begeistertes Personal, sondern es müssen auch die dazu nöthigen Pflegräume vorhanden und so beschaffen, so ausgestattet sein, daß sie den Anforderungen einer rationellen Hygieine nach jeder Richtung hin entsprechen. Dies ist der zweite wichtige Kernpunkt bei der Krankenpflege, und zwar ist derselbe nicht minder wichtig bei der Privatpflege als bei der öffentlichen Krankenpflege, ja bei ersterer um deswillen vielleicht noch wichtiger, weil dort nicht immer die Verhältnisse so sind oder selbst sein können, wie sie eine rationelle Krankenpflege verlangt und verlangen muß, während im andern Falle, in öffentlichen Krankenanstalten, bei gutem Willen und hinreichendem Verständnisse seitens der Behörden, allemal die Mittel vorhanden sein und gewährt werden müssen, um etwas Praktisches und Zweckentsprechendes zu schaffen. Während wir es uns versagen müssen, hier auf diesen letztern Punkt näher einzugehen, vielmehr auf den Artikel Krankenhäuser verweisen müssen, gestatten wir uns über zweckmäßige Einrichtung von Privat-Krankenzimmern an dieser Stelle noch einige kurze Winke zu geben.

Leider hat der in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft verkehrende praktische Arzt nur zu oft Gelegenheit, hier nach dieser Richtung hin recht traurige Erfahrungen zu machen. Nicht nur daß er in den Hütten der Armuth seinen Patienten oft genug in einem Raume aufsuchen muß, der als menschenwürdig absolut nicht zu bezeichnen ist, so werden auch bei wohlhabenden Familien die kleinsten, engsten, dumpfigsten Nebenzimmer als Krankenzimmer benutzt, während Salon und Empfangszimmer leer stehen, und höchstens, wenn der Patient gestorben ist, als Parentationshalle für den mit reichem Blumenschmucke gezierten Sarg benutzt werden.

Ein den Anforderungen einer rationellen Krankenpflege entsprechendes Krankenzimmer soll circa 5 Met. im Quadrat Raum haben, nach Osten zu, jedoch womöglich nicht an einer geräuschvollen Straße, liegen, hell, jedoch mit den nöthigen Verdunkelungsapparaten versehen sein, weder im Souterrain noch unter dem Dache sich befinden, die Luft in demselben staub- und rauchfrei, auf einer Mitteltemperatur von 15° R. (20° C.) erhalten werden; der Ofen muß gut brennen ohne zu rauchen, die Lampe gut leuchten ohne zu qualmen. Das Krankenbett bestehe aus einem eisernen Gestell, einem Strohsacke oder Matratze ohne Federunterbett, den nöthigen Unterlagen von Kautschuk oder Fries, leinenem Bettzeug, einem Federkopfkissen und einer oder zwei wattirten, resp. aus Fries bestehenden Zudecken (Federdecke nur bei chronischen Kranken oder alten Leuten); neben dem Bette stehe ein Bettschränkchen, welches alle für Aufnahme von Auswurfsstoffen des Kranken bestimmten Geräthschaften (Nachtgeschirr, Unterschieber, Spucknapf) in sich verschließt,

während auf dessen Deckplatte Trink- und Eßgeschirr, Medicamente, Apparate Platz finden. Das Bett werde so gestellt, daß die Augen des Patienten nicht direct von dem einfallenden Lichte getroffen werden, daß derselbe aber doch, wenn dies sein Zustand erlaubt, ohne die Augen anzustrengen, etwas lesen oder sonstwie sich beschäftigen kann; in diesem Falle wird auch neben dem Bette ein bequemer, womöglich stellbarer, auf Rollen sich bewegender Lehnstuhl zu postiren sein, und sei es hier nebenbei bemerkt, daß man neuerdings Krankenbetten construirt hat, welche durch eine sehr einfache Mechanik sich in Lehnstühle umwandeln lassen, sodaß der Patient, um eine andere Körperstellung anzunehmen, sein Bett gar nicht zu verlassen braucht. Handelt es sich um chirurgische Kranke, so können über oder neben dem Bette Apparate (Schwebe-, Rollapparate u. s. w.) angebracht werden, welche auch solchen Kranken die Möglichkeit einer passiven Bewegung gestatten.

Alle im Krankenzimmer zur Verwendung kommenden Geschirre, namentlich aber die, welche zur Aufnahme von Auswurfsstoffen und Fäcalien dienen, sind mehrmals des Tages einer gründlichen Reinigung und Desinfection zu unterziehen, das Zimmer selbst mindestens einmal täglich zu lüften, zu säubern, die Bettwäsche mehrmals per Woche und mindestens jedesmal, wenn solche durch Ausleerungsstoffe verunreinigt wurde, zu wechseln. In dem Krankenzimmer hat außer dem Kranken und seinem Pfleger niemand dauernd zu verkehren, namentlich nicht in demselben zu schlafen; leidet ersterer an einer infectiösen Krankheit oder übelriechenden Ausflüssen und Absonderungen, so sind Wände, Meubles, Tapeten und Vorhänge täglich einer gründlichen Desinfection mittels Carbolsprays zu unterziehen, ebenso die Bekleidungsstücke, sowol des Kranken als seines Pflegers, bevor sie wieder von diesen selbst oder von deren Angehörigen benutzt werden, durch Schwefelung, starke Hitze oder Dampfkocherei von etwaigen Infectionsstoffen zu reinigen; gebrauchte Verbandstücke sind sofort aus dem Zimmer zu entfernen und entweder zu vernichten oder doch erst nach gründlicher Reinigung und längerem Aufhängen in frischer Luft wieder zu benutzen.

Bei acuten, fieberhaften oder entzündlichen Erkrankungen hat der Pfleger mindestens zweimal täglich die Körpertemperatur des Kranken — Morgen- und Abendtemperatur — mittels eines in die Achselhöhle oder in den After eingelegten Krankenthermometers, zu messen, bei etwa eingetretenem kritischen Schweiße jedes absichtliche oder unabsichtliche Entblößen des Körpers seitens des Kranken zu verhüten, den Temperatur- und Feuchtigkeitsgrad etwa verordneter Umschläge oder Einpackungen zu controliren, die Zeiten des Einnehmens, Einpinselns oder Einreibens von seiten des Arztes verordneter Medicamente genau innezuhalten, und ebenso betreffs der Darreichung von Genuß- oder Nährmitteln sich nicht nach etwaigen Wünschen des Kranken, sondern ausschließlich nach den Instructionen des Arztes zu richten, überhaupt in der Befolgung und Ausführung letzterer mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zu verfahren. Bei Wund- und chirurgischen Kranken hat der Pfleger außerdem die Bewegungen derselben zu beaufsichtigen, falsche Lagerung der kranken Gliedmaßen zu verhüten, den Kranken beim Aufsuchen einer bequemen Bettlage zu unterstützen, eventuell dessen Körper vorsichtig zu heben und wieder niederzulassen; er hat ferner die Verbände auf ihre Haltbarkeit und Festigkeit zu prüfen, etwaige Lockerungen derselben möglichst schonend wieder auszugleichen, offene Wunden auf Qualität und Quantität ihrer Absonderungen zu untersuchen und eventuell die durch letztere durchseuchten Deckstücke durch frische zu ersetzen, vor allem auch bei frisch Operirten die Möglichkeit des Reißens von angelegten Nähten oder des Eintretens von spontanen Nachblutungen nie aus dem Auge zu lassen u. s. w.

Stehen die Kranken noch im Kindesalter, so steigern sich die Ansprüche der Krankenpflege an die Pflegenden noch in erheblicher Weise, denn beim Kind mangeln noch Verstand und Urtheil, oft genug auch der gute Wille, und da vermag es meist nur das selbstlose, liebende Mutterherz auszuhalten, Tag und Nacht unverdrossen am Bettchen seines Lieblings zu sitzen, jeden Athemzug, jede Veränderung des Gesichtsausdrucks, des Hustentones, des Schmerzenschreies sofort zu bemerken, und auch nur das Mutterauge ist hierzu ganz und voll befähigt, da ihm allein das Kind unter normalen Verhältnissen bekannt war, es also die abnormen um so schneller, leichter und sicherer herausfinden wird. In den Kreisen der Armuth freilich, wo die Mutter nicht bei ihrem kranken Kinde bleiben kann, sondern, um das zum Leben Nothwendigste zu verdienen, ihrer Arbeit nachgehen muß, wird es selbstverständlich um die Krankenpflege traurig bestellt sein, und in dem Mangel derselben dürfte wol mit ein Hauptgrund der leider enormen Kindersterblichkeit zu suchen sein. Unter normalen Verhältnissen darf sich aber immerhin die Krankenpflege nicht auf das erkrankte Kind beschränken, sondern muß auch auf die noch gesund gebliebenen Geschwister ausgedehnt werden, namentlich bei den speciell als Kinderkrankheiten bezeichneten Masern, Scharlach, Diphtheritis, Keuchhusten u. a., welche bei ihrem infectiösen Charakter die strengste Abschließung der Gesunden und die energischsten Desinfectionsmaßregeln erfordern, wenn es gelingen soll, ihre epidemische Weiterverbreitung zu verhüten.

Und nun noch einiges über die Krankenpflege im Kriege. Hier gilt vor allem, schnell und energisch einzugreifen, und eine stricte Organisation und tüchtige Schulung der zu den nöthigen Hülfeleistungen den Truppen beigegebenen Sanitätscorps allein kann es ermöglichen, die nach einer Schlacht oft nach Tausenden zählenden Verwundeten innerhalb verhältnißmäßig kurzer Zeit zu verbinden, um ihnen dann die weitere Krankenpflege in Lazarethen angedeihen zu lassen. In der Regel wird hierbei in der Weise vorgegangen, daß nach beendeter Schlacht, oder wenn die Colonnen weiter nach vorn gerückt sind, das von diesen verlassene Schlachtfeld von den Sanitätstruppen abgesucht, die Todten von den Ver-

wundeten gesondert, letztern zunächst ein Nothverband angelegt, die Leichtverwundeten in primitiven Feldlazarethen untergebracht, die Schwerverwundeten in Tragbahren oder Transportwagen nach rückwärts evacuirt und zu weiterer Verpflegung den in den nächstliegenden Garnisonsorten errichteten Lazarethen übergeben werden. Gerade hierbei hat sich nun aber die freiwillige Krankenpflege in den Kriegen der Neuzeit in einer so eminent hervorragenden und segensreichen Weise thätig gezeigt und bewährt, daß Deutschland mit Stolz auf seinen Johanniterorden, auf die Männer und Frauen vom Rothen Kreuz u. a. hinblicken darf. Dieselben haben neben den officiellen Sanitätscorps nicht blos auf den Verbandplätzen theils durch Lieferung von Verbandmaterial, theils durch persönliches Eingreifen bei dem Verbandgeschäfte sich nützlich gemacht, sondern namentlich auch die Leitung der Krankentransporte, die Ueberführung der Verwundeten in die verschiedenen Spitäler, sowie deren weitere Verpflegung in letztern mit einer so selbstverleugnenden Aufopferung und mit einem so eminenten Aufwande an Kraft, Zeit und Geld in die Hand genommen, daß es wol nicht zu viel gesagt ist, wenn wir behaupten, daß die deutsche Armee es hauptsächlich dieser freiwilligen Krankenpflege zu danken hat, wenn sie nach Beendigung des Krieges einen verhältnißmäßig nur mäßigen Procentverlust an Todten und Dienstuntauglichen zu constatiren hatte.

Und nun schließlich noch einen kurzen historischen Ueberblick, wie und in welcher Ausdehnung sich die Krankenpflege im Laufe der Zeiten und Jahrhunderte allmählich entwickelt und auf den gegenwärtigen Höhepunkt emporgeschwungen hat.

Aus den vorchristlichen Zeiten ist über Krankenpflege, namentlich über damit sich beschäftigende Körperschaften oder dazu bestimmte öffentliche Anstalten etwas Näheres nicht bekannt; dieselbe mag sich wol hauptsächlich auf Privatpflege, von den Angehörigen oder von Sklaven ausgeübt, beschränkt haben, während weder die Xenodochien der Griechen, noch die Valetudinarien der Römer als eigentliche Hospitäler, sondern mehr als Herbergen für Fremde, allerdings auch dann, wenn solche erkrankt waren, gegolten haben. Erst mit dem Christenthume entwickelte sich, hauptsächlich wol als Folge der schweren Verfolgungen und Bedrückungen, denen die Christen in den ersten Jahrhunderten ausgesetzt waren, der Sinn für enges Zusammenhalten, für aufopfernde gegenseitige Unterstützung. Deshalb lag auch die Leitung dieser Unterstützung lange Zeit hindurch hauptsächlich in den Händen der Kirche, besonders der Bischöfe. Neben diesen hatten auch die Diakonen die Aufgabe, die kirchliche Armen- und Krankenpflege auszuüben, und schon in den apostolischen Zeiten standen diesen auch Frauen zur Seite, welche später den Namen Diakonissen erhielten. Auch in den Klöstern fand man schon in frühester Zeit besondere zur Aufnahme von Fremden und Hülfsbedürftigen bestimmte Räume, und es waren namentlich die Benedictiner, welche eigene domus hospitales (Hospitäler) für diese Zwecke bauten, während auch verschiedene Kaiser, so namentlich Constantin der Große, Justinian und Alexius I., durch Erbauung großartiger Hospitäler sich unsterblich gemacht haben. Im Abendlande finden sich mildthätige Stiftungen ähnlicher Art erst später als im Orient, bis durch wiederholt auftretende Seuchen und Epidemien (Aussatz, Pest, Schwarzer Tod u. a.) sowol die Gründung zahlreicher Krankenhäuser, als auch die Bildung verschiedener der Krankenpflege sich widmender Orden sich vollzog, in denen auch Frauen der edelsten Geschlechter (heilige Elisabeth) sich in aufopferndster Weise der Bedrängten annahmen. Einer der ältesten dieser Orden war der Lazarusorden (daher die Bezeichnung Lazareth); ihm folgte der Mauritiusorden und der Johanniterorden, von welchem letztern unter den deutschen Comthureien die Ballei Sonnenburg und das Heermeisterthum Brandenburg die bedeutendsten waren. Letzteres wurde im J. 1812 vom Könige Friedrich Wilhelm III. als ausschließlich protestantischer königlicher Johanniterorden neu organisirt und mit besondern Privilegien und Dotationen ausgestattet, und hat seitdem in den verschiedensten Ländern, namentlich auch in Spanien und England, Zweigorden begründet, sodaß dessen Gesammt-Mitgliederzahl im J. 1881 die Summe von 2012 erreicht hat. Außer ihm ist noch der Deutsche Orden (Deutsche Ritter, Deutsche Herren) zu erwähnen, welcher, um das J. 1128 in Jerusalem gegründet, später in Venedig, seit 1309 in Marienburg seinen Sitz hatte, bis nach dem Preßburger Frieden 1805 der Kaiser von Oesterreich dessen Ordensmeister wurde, welche Würde seitdem bei dem Hause Oesterreich verblieben ist. Im J. 1840 wurde mit dem Orden das Institut der Deutschen Ordensschwestern verbunden, und 1871 entwickelte sich aus ihm das Institut der „Marianer", bestehend aus Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sich ausschließlich dem Felddienste zu widmen hatten.

Neben diesen Ritterorden bestanden aber auch schon seit dem Mittelalter einige bürgerliche Pflegegenossenschaften und zwar die Beguinen (Seelschwestern), die Begharden und die Kalands-Brüderschaften, von denen die beiden ersten in Deutschland und den Niederlanden, letztere in Norddeutschland, Holland, der Schweiz, Frankreich und Ungarn bis zum Anfang des 14. Jahrh. thätig waren.

Von den geistlichen Pflegegenossenschaften, welche sich lediglich der Krankenpflege widmen, sind zu nennen: der Orden der Barmherzigen Brüder, 1540 in Sevilla von Juan di Dios gestiftet, dann die Alexianer, die Frères infirmiers, die Lazaristen, die Bons Fieux, die Confraternità della perseveranza, die Arcifraternità della morte u. a. Unter den frommen Schwesterschaften haben sich die Elisabethinerinnen und die Barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege, namentlich zu Kriegszeiten, besonders hervorgethan, während auch die Ursulinerinnen, Salesianerinnen, Franciscanerinnen und die Filles hospitalières de St.-Thomas de Villeneuve u. a. als solche zu nennen sind.

Von den weltlichen Krankenpflege-Schwesterschaften

ist in erster Linie das — wie schon oben erwähnt — durch Pastor Fliedner zu Kaiserswerth am Rhein 1836 ins Leben gerufene Institut der Diakonissen zu nennen, dessen Verbreitung nach allen Weltgegenden hin seit der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines Bestehens eine so außerordentliche geworden ist, daß man schon 1875 im ganzen 51 Mutterhäuser (davon 33 in Deutschland neben 625 Stationen mit zusammen 2558 Schwestern) zählte. Aehnliche Schwesterschaften bildeten sich anlaßlich des Krimkrieges in England (durch Miß Nightingale) und in Rußland (Schwestern der Kreuzeserhöhung, Genossenschaft der mitleidigen Witwen), und nach Ausbruch des Nordamerikanischen Krieges trat auch in Neuyork 1861 ein Central-Frauenhülfsverein (Women's Central-Association of Relief) zusammen, welcher in der Kriegskrankenpflege Hervorragendes geleistet hat.

Von den deutschen Vereinen, welche sowol die Kriegskrankenpflege ausüben, als auch die Ausbildung eines tüchtigen Pflegepersonals als ihre Friedensaufgabe betrachten, ist der 1859 von der Großherzogin Luise von Baden ins Leben gerufene Badische Frauenverein der älteste, während ihm im Jahre 1867 der sächsische, von der Königin Carola von Sachsen gegründete Albert-Verein nachfolgte, welcher bereits 1880 über 62 durch ihn ausgebildete Pflegerinnen — Albertinerinnen — verfügte, und außerdem durch die von derselben hohen Frau gestiftete Deutsche Heilstätte zu Loschwitz bei Dresden und durch das Carolahaus in Dresden fortwährend Gelegenheit zur weitern Ausbildung von Pflegerinnen und zur Verpflegung Erkrankter — auch im Frieden — bietet. Aehnliche Vereine bestehen auch in Weimar, Hamburg, Bremen, Würtemberg und Baiern, welche sich nebst noch mehrern kleineren zu dem unter dem Symbol des Rothen Kreuzes stehenden Verbande der deutschen Frauenvereine zusammengethan haben; diesem gehören jetzt 28 Institute zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen an, und die Zahl der von ihm angestellten Pflegerinnen beträgt bereits über 300.

Für die Ausbildung männlicher Krankenpfleger haben bisher hauptsächlich die unter der Centralleitung des würtembergischen Wohlthätigkeitsvereins befindliche Diakonenanstalt Karlshöhe bei Ludwigsburg, die in der berliner Charité errichtete Krankenwart-Schule, das städtische allgemeine Krankenhaus zu Berlin, die Krankenhäuser zu Elberfeld, Krefeld, Braunschweig u. s. w. gesorgt. Seitdem aber Prof. Esmarch in Kiel die Idee der Samariterschulen angeregt, hat sich dieselbe mit zündender Schnelligkeit nach allen Richtungen hin verbreitet und überall Boden gefaßt, sodaß es gegenwärtig wol wenig größere Krankenhäuser geben dürfte, in denen nicht geschulte Krankenpfleger, Heildiener und Heilgehülfen ausgebildet werden.

Daneben hat aber auch die internationale Kriegskrankenpflege neuerdings immer allgemeineren Boden gewonnen, und es sind hier namentlich die Genfer Convention zur Verbesserung des Loses der im Felde verwundeten Krieger (gegründet 1864), das internationale Comité vom Rothen Kreuz, welches gegenwärtig 25 Staaten (sogar die Türkei als 26. unter dem Zeichen des Rothen Halbmondes) umfaßt, die nicht blos während des Krieges, sondern auch nach demselben in der weitgehendsten Weise (Sorge für Beschaffung von künstlichen Gliedmaßen, Verpflegung der Kriegsgefangenen u. s. w.) thätig gewesen sind. — Aber auch die freiwillige Kriegskrankenpflege hat durch Bildung von Vereinen, wie z. B. des durch die Prinzessin Wilhelm von Preußen gegründeten Frauenvereins zum Wohl des Vaterlandes, der Kronprinzstiftung, der Prinzeß Maria-Anna-Stiftung, des König Wilhelm-Vereins, denen sich ähnliche Vereinigungen in Baiern, Würtemberg, Sachsen und andern deutschen Staaten anschlossen, eine überaus segensreiche Thätigkeit entwickelt, welche auch in Friedenszeiten nicht müde wird, die durch den Krieg geschlagenen — körperlichen und socialen — Wunden zu heilen.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier noch ausführlicher mit den Leistungen der genannten und vieler anderer nicht genannter Vereine beschäftigen. Wir haben nur ein geschichtliches Gesammtbild geben wollen, wie Humanität, Opferwilligkeit und Leistungsfähigkeit Hand in Hand unverdrossen bemüht und bestrebt sind, menschliches Elend, namentlich unverschuldetes, zu lindern, und wie diese Bestrebungen immer weitere Anerkennung, immer größere Theilnahme und immer großartigere Erfolge zu verzeichnen haben.

(*Alfr. Krug.*)

KRANKHEIT (morbus, in Zusammensetzungen nosos, pathos) heißt im allgemeinen jede erheblichere Störung der normalen Lebensfunctionen, sei dieselbe durch Veränderungen in der Form und dem innern Bau der einzelnen Organe, oder sei sie durch Abweichungen in der Mischung und Zusammensetzung ihrer Bestandtheile bedingt. Das Kranksein steht dem Gesundsein gegenüber, doch sind beide Begriffe nicht etwa scharfe Gegensätze, sondern conventionelle Abgrenzungen, die eine große Uebergangsbreite zwischen sich schließen, sodaß häufig genug im Einzelfalle eine genaue Unterscheidung zwischen beiden unmöglich ist. Das „Normale" ist ja nur ein Durchschnittstypus, von dem der Einzelne nach verschiedenen Richtungen hin kleinere Abweichungen darbieten kann, ohne darum schon aus der „Breite der Gesundheit" herauszutreten. Gleichbedeutend mit Krankheit sind die Ausdrücke Leiden, Affection; geringere Grade derselben werden als Unwohlsein, Unpäßlichkeit bezeichnet. Von den alten Aerzten ist die Krankheit zunächst als ein selbständiges, von außen in den Körper eindringendes Wesen aufgefaßt worden, welches einen Kampf mit den normalen Lebenskräften, „der Natur", führe und dessen Entfernung aus dem Organismus die Aufgabe des Arztes sei. Diese (ontologische) Anschauung, die noch heute in populären Kreisen vielfach verbreitet ist, wurde unter dem Einflusse naturwissenschaftlicher Fortschritte durch die zwei Richtungen verdrängt, die man als Humoralpathologie und als Solidarpathologie bezeichnet. Die erstere sah als Ausgangspunkt und Verbreitungsmittel der Krankheit die Säfte (Humores) des Organismus an, während die letztere vielmehr die festen Theile als den Herd derselben betrachten zu müssen glaubte. Eine besondere

Entwickelungsform der Solidarpathologie ist die durch Virchow begründete Cellularpathologie, welche die Krankheitserscheinungen auf die Lebensvorgänge der organisirten Elementarbestandtheile des Körpers, der Zellen, zurückführte. Dem genannten Forscher gelang der Nachweis, daß die Krankheitsprocesse nach ihrem innersten Wesen nicht durchaus von den physiologischen Vorgängen verschieden sind, sondern daß sie nur durch ihr Auftreten zu abnormen Zeiten (Heterochronie) oder an abnormen Stellen des Körpers (Heterotopie) ihren bestimmten pathologischen Charakter erhalten.

Die Ursachen der Krankheit, mit deren Studium sich die Aetiologie beschäftigt, zerfallen ganz allgemein in zwei große Gruppen, je nachdem sie nämlich in dem erkrankten Organismus selber gelegen sind (innere Ursachen) oder von außen an denselben herantreten (äußere Ursachen); meist wirken beide Arten von Ursachen zusammen. Unter den innern Ursachen spielen namentlich die Erblichkeit, angeborene Bildungsfehler, Schwäche der Constitution eine große Rolle; von den äußern sind die wichtigsten klimatische Verhältnisse, schlechte Wohnung und Nahrung, ungesunde Beschäftigung (hygieinische Verhältnisse), ferner die Schmarotzer und Parasiten, endlich die erst in neuester Zeit in ihrer wahren Bedeutung erkannten Ansteckungsstoffe (Contagien und Miasmen). Nach der Art ihres Zusammenwirkens unterscheidet man auch solche Ursachen, welche die günstigen Bedingungen für die Entwickelung einer Krankheit hervorbringen (prädisponirende Ursachen) und solche, die nur den letzten Anstoß zum Ausbruch einer bereits in der Anlage vorhandenen Krankheit geben (accidentelle Ursachen). Die Krankheiten selbst zerfallen nach ihren Ursachen in verschiedene Gruppen, vor allem in angeborene und erworbene. Krankheiten, die durch äußere Gewalt entstanden sind, nennt man traumatische, solche, deren Ursachen in der Beschäftigung des Erkrankten liegen, Gewerbekrankheiten, solche, welche durch Parasiten hervorgerufen werden, parasitäre Krankheiten, solche, die sich auf Vergiftungen zurückführen lassen, Intoxicationskrankheiten u. s. f. Eine sehr wichtige ätiologische Gruppe von Krankheiten sind die sogenannten Infectionskrankheiten, die durch das Eindringen eines krankmachenden Stoffes in den Körper entstehen. Die eigentlichen, allerdings bisher nur zum Theil näher bekannten Träger des Krankheitsstoffes sind hier höchst wahrscheinlich regelmäßig kleinste Organismen, die durch ihre Einwanderung und rasche Vermehrung, sowie ihre sonstigen Lebenserscheinungen die krankhaften Störungen erzeugen. Diese Krankheitskeime können nun entweder direct von einem erkrankten Organismus sich auf andere verbreiten, oder aber sie entstehen nur an bestimmten Oertlichkeiten und befallen nur die dorthin gelangenden Organismen, ohne von diesen letztern auf andere übertragbar zu sein. Im erstern Falle nennt man die Krankheitsursache ein Contagium, die Krankheit selbst contagiös, ansteckend. Hierher gehören Masern, Scharlach, Pocken, Syphilis, Flecktyphus, Tuberkulose u. a. Im zweiten Falle dagegen spricht man von einem Miasma und einer miasmatischen Krankheit, wie beim Wechselfieber. Zwischen diesen beiden Formen von Krankheiten stehen die sogenannten miasmatisch-contagiösen Krankheiten, bei denen, wie bei der Cholera, das Krankheitsgift, wie es aus dem erkrankten Organismus ausgeschieden wird, erst eine gewisse Entwickelung erfährt, bevor es weiterhin ansteckend zu wirken vermag. Die letztgenannten wie die contagiösen Krankheiten treten wegen ihrer Uebertragbarkeit häufig in größerer Zahl gleichzeitig auf, indem sie sich von dem ursprünglichen Krankheitsherde weiter verbreiten; eine solche Häufung (Cumulirung) der Krankheitsfälle nennt man Epidemie und jene Krankheiten daher auch epidemische. Die miasmatischen Krankheiten dagegen sind an den Ort ihrer Entstehung gebunden; sie können nur eine örtlich begrenzte Zahl von Erkrankungen, eine Endemie, hervorrufen und heißen deshalb auch endemische Krankheiten. Wirklich bekannt sind die Krankheitserreger bisher erst vom Milzbrand (Bacillus anthracis), vom Rückfalltyphus (Recurrenzspirillen), vom Aussatze (Bacillus Leprae) und seit allerneuester Zeit auch von der Tuberkulose (Bacillus tuberculosis); es erscheint indessen zweifellos, daß weitere Untersuchungen auch bei den übrigen Infectionskrankheiten uns allmählich die verursachenden Organismen kennen lehren werden. Einzelne dieser Krankheitserreger wirken sehr intensiv und bedürfen kaum einer besondern Prädisposition, wie namentlich die Masern; andere dagegen, z. B. die Tuberkulose, scheinen fast nur auf besonders disponirtem Boden ihre verderbliche Thätigkeit entfalten zu können. Die meisten Contagien pflegen einen Organismus im Leben oder doch in einem größeren Zeitraume nur einmal zu befallen, indem sie denselben „durchseuchen", z. B. Scharlach, Pocken, Typhus. Auf dieser Erfahrung beruht die Idee der Schutzimpfung, der künstlichen Durchseuchung durch Erzeugung eines sehr geringen Grades der betreffenden Krankheit, wie sie gegen die Pocken mit bestem Erfolge schon lange geübt wird. Einzelne Contagien und namentlich Miasmen zeigen jedoch die aufgeführte Eigenschaft nicht; an der Diphtheritis und am Wechselfieber kann man oftmals wiederholt erkranken. Je nach dem Angriffspunkte des Leidens unterscheidet man äußere und innere, ferner örtliche und allgemeine, endlich Krankheiten der einzelnen Organe des Körpers. Die äußern und ebenso diejenigen innern Krankheiten, welche vorzugsweise einer chirurgischen Behandlung (mechanische Hülfsmittel, operative Eingriffe) bedürfen, faßt man auch wol unter dem Namen der chirurgischen Krankheiten zusammen. Ist eine Krankheit auf eine bestimmte Stelle des Körpers oder ein einzelnes Organ desselben beschränkt, so heißt sie örtliche oder Organerkrankung. Die Krankheiten der verschiedenen Organe haben zur Ausbildung vieler Specialwissenschaften Veranlassung gegeben, der Lehre von den Hautkrankheiten (Dermatologie), von den Frauenkrankheiten (Gynäkologie) und Nervenkrankheiten (Neuropathologie), zur Entwickelung der Augenheilkunde (Ophthalmologie), der Ohrenheilkunde (Otiatrie), der Seelenheilkunde (Psychiatrie) u. s. f. Auch die innere Medicin unterscheidet noch zwischen den Krankheiten der einzelnen Organe, der Athmungs-, Kreislaufs-, Verdauungs-, Harn- und Geschlechtsorgane u. s. f. Krankheiten, welche den ganzen Körper befallen, nennt man allgemeine oder

constitutionelle. Sind bei ihnen tiefere Störungen in der Blutmischung vorhanden, so nennt man sie Dyskrasien.

Durch die Zahl und Art der Organe, welche von der Krankheit befallen sind, werden die Erscheinungen (Symptome) dieser letztern bedingt. Ein sehr allgemeines, aber nichts weniger als untrügliches Symptom ist das Krankheitsgefühl, das zumeist durch das Vorhandensein von Schmerzen, großer Schwäche oder vom Fieber hervorgerufen wird. Das Krankheitsgefühl, die Schmerzen und die sonstigen nur dem Erkrankten wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen stellt man als subjective Symptome den objectiven Symptomen gegenüber, die sich vom Arzte durch irgendwelche Hülfsmittel nachweisen lassen. Dieser Zweig der ärztlichen Wissenschaft heißt Diagnostik, insofern er die Natur der Krankheit erkennen lehrt. Das wichtigste Symptom, über welches zuerst entschieden werden muß, ist das Fieber, nach dessen Vorhandensein man die Krankheiten in fieberhafte (febrile) und fieberlose (afebrile) eintheilt. Weiter sind von allgemeinen, den Gesammtorganismus des Kranken betreffenden Erscheinungen noch wichtig der Stand seiner Ernährung und seiner Kräfte. In zweiter Linie kommen dann die örtlichen (localen) Symptome in Betracht, deren Verhalten im einzelnen durch eine Reihe verschiedener Untersuchungsmethoden geprüft wird. Dahin gehört die einfache oder mit besondern Hülfsmitteln (Augenspiegel, Ohrenspiegel, Nasen-, Kehlkopf-, Mutterspiegel, Endoskop, Mikroskop) ausgeführte Besichtigung (Inspection) der einzelnen Theile, Höhlen oder Ausscheidungen des Körpers, dann die Betastung (Palpation), die namentlich für chirurgische Krankheiten von großer Wichtigkeit ist, die Beklopfung (Percussion), welche über die physikalische Beschaffenheit der untersuchten Organe Aufschluß gibt, die Behorchung (Auscultation), ferner die Messung (Mensuration), die Untersuchung des Pulses (Sphygmoskopie), die elektrische Untersuchung der Nerven und Muskeln, die chemische Untersuchung der Ausscheidungen u. s. w. Die Gesammtheit der so gewonnenen Resultate gibt ein Bild von dem augenblicklichen Zustande (status praesens) des Kranken, der im Beginn der ärztlichen Behandlung festgestellt und dann in seinen ferneren Veränderungen verfolgt wird. Die Krankheitserscheinungen im einzelnen, wie die Zusammensetzung derselben zu einem Krankheitsbilde können außerordentlich wechseln je nach den Organen, welche, und der Art, wie dieselben in Mitleidenschaft gezogen werden. Chirurgische Krankheiten pflegen sich als Zusammenhangstrennungen, Quetschungen, Zermalmungen. Eiterungen, Geschwülste u. dgl. darzustellen, Infectionskrankheiten häufig durch Fieber und Allgemeinerscheinungen neben einzelnen örtlichen Symptomen, Dyskrasien durch Störungen der gesammten Ernährung. Erkrankungen eines Organsystems geben sich meistens zunächst in Functionsstörungen dieses letztern kund, z. B. Lungenkrankheiten in Erschwerung der Athmung, Nierenkrankheiten in Veränderungen der Harnausscheidung nach Menge und Beschaffenheit, Herzkrankheiten in Kreislaufsstörungen. Bei längerer Dauer indessen gewinnt in der Regel auch eine ursprünglich örtliche Erkrankung durch die von ihr herbeigeführten Folgezustände Bedeutung für andere Organsysteme und schließlich für den ganzen Organismus, um so leichter, je wichtiger das zuerst befallene Organ für die Functionen der übrigen und somit für das Wohlergehen des gesammten Individuums war. Die Zurückführung der einzelnen Symptome auf ihre letzten Ursachen ist daher bisweilen sehr schwierig; solche Symptome, die mit Sicherheit auf das Vorhandensein einer bestimmten Krankheit schließen lassen, nennt man pathognomonische. Die erfahrungsgemäße Verknüpfung von Krankheitssymptomen, sowie den innern Zusammenhang derselben untereinander und mit den Krankheitsursachen zu untersuchen, ist die Aufgabe der speciellen Pathologie; unterstützt wird sie dabei von der allgemeinen Pathologie, welche die Lehre vom Kranksein im allgemeinen behandelt, ferner von der experimentellen Pathologie, welche jene Verhältnisse durch das Experiment zu studiren bestrebt ist, sowie von der pathologischen Anatomie und Chemie, welche uns die gröberen und feineren Veränderungen in Bau und Zusammensetzung der Organe des Körpers kennen lehren, wie sie sich unter dem Einflusse der krankhaften Störung vollziehen.

An die Aufnahme des status praesens, dessen Verständniß durch die Angaben über die Anfänge und die bisherige Entwickelung der Krankheiten (Anamnese) wesentlich erleichtert wird, schließt sich die Beobachtung des Verlaufes der Krankheit. Man unterscheidet vor allem einen acuten, nur wenige Tage oder Wochen dauernden, und einen chronischen, über längere Zeit sich hinerstreckenden Verlauf. Acute Krankheiten sind meist mit Fieber verbunden, chronische seltener. Im einzelnen nennt man mit Rücksicht auf den Verlauf typische Krankheiten solche, die eine gewisse Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge und Dauer ihrer einzelnen Perioden erkennen lassen, wie z. B. Typhus, Pocken, Scharlach, Lungenentzündung; atypisch dagegen diejenigen, bei denen der Verlauf ein unregelmäßiger, schwankender ist und keine bestimmt charakterisirten, abgegrenzten Stadien darbietet (namentlich Rheumatismen). Eine besondere Form des typischen Verlaufes zeigen die periodischen Krankheiten, bei denen sich in regelmäßiger Aufeinanderfolge dieselbe Gruppe von Krankheitserscheinungen wiederholt. Liegt zwischen den einzelnen Perioden ein Zeitraum, in dem gar keine krankhaften Symptome nachweisbar sind, so ist die Krankheit eine intermittirende; jede Periode stellt dann einen Anfall, Paroxysmus, dar (Wechselfieber, Krämpfe, gewisse Geisteskrankheiten). Eine Verschlimmerung im Laufe einer Krankheit nennt man eine Steigerung (Exacerbation) oder, wenn sie durch das Weitergreifen des krankhaften Processes auf gesunde Theile bedingt war, einen Nachschub. War die Genesung beim Auftreten der Verschlimmerung schon bis zu einem gewissen Grade fortgeschritten, so spricht man von einem Rückfalle oder Recidiv, wie er besonders beim Gelenkrheumatismus außerordentlich häufig vorkommt. Ein Nachlaß der Krankheitserscheinungen heißt Remission; den häufigen Wechsel zwischen Remissionen und Exacerbationen bezeichnet man als remittirenden Verlauf.

Den Ausgang der Krankheit bildet im günstigsten

Falle die Genesung, die Rückkehr zur Gesundheit, die sich, namentlich nach schwereren Krankheiten, durch das Zwischenstadium der sogenannten Reconvalescenz zu vollziehen pflegt, einer Periode, in der die wesentlichsten Krankheitserscheinungen zwar verschwunden sind, in der aber doch noch eine gewisse Schwäche und geringe Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse besteht. Der Eintritt in die Reconvalescenz kann sich rasch und plötzlich, binnen wenigen Stunden (durch eine Krisis) vollziehen, wie bei der Lungenentzündung, oder aber, weit häufiger, ganz langsam und allmählich (durch Lysis). Sind die durch eine Krankheit herbeigeführten Störungen keiner vollkommenen Rückbildung fähig, so ist die Genesung trotz des Aufhörens der ursprünglichen Krankheit eine unvollständige, wie z. B. nach Gelenkrheumatismus häufig Herzfehler zurückbleiben. Ferner kann eine Krankheit anderweitige Leiden (Nachkrankheiten) in ihrem Gefolge haben, wie die Lungenentzündung bisweilen die Schwindsucht nach sich zieht. Endlich kann auch bei völligem Verschwinden aller Krankheitserscheinungen eine starke Disposition zu ferneren Erkrankungen zur Ausbildung gelangt sein. Die letzte Art des Ausganges, welchen eine Krankheit nehmen kann, ist der Tod. Der Tod tritt entweder plötzlich ein oder nach einem kürzere oder längere Zeit dauernden Todeskampfe (Agonie). Sehr wichtig ist die Unterscheidung des Todes vom Scheintode, einem Zustande vorübergehenden tiefsten Daniederliegens aller Lebensfunctionen. Die sichersten Zeichen des wirklichen Todes sind die Todtenstarre und die Fäulnißerscheinungen. Ursachen des Todes sind entweder allgemeine Entkräftung, außerordentlich hohe oder niedere Temperaturen oder Functionsstörungen einzelner Organe, die zuletzt stets die Hirnthätigkeit unmöglich machen müssen, da von ihr die Erhaltung des Bewußtseins und damit des individuellen Lebens abhängig ist. So können Lungenkrankheiten durch Kohlensäurevergiftung, Nierenkrankheiten durch Harnstoffvergiftung des Gehirns, Herzkrankheiten durch Circulationsstörungen in demselben tödten u. s. f. Der Tod bietet dem Arzte Gelegenheit, den Sitz und die Art der Krankheit durch die Leichenöffnung (Autopsie, Section) genau festzustellen und dadurch seine während des Lebens gewonnene Ansicht zu controliren. Den Ausgang einer Krankheit vorauszubestimmen ist die Aufgabe der Prognose.

Die Behandlung (Therapie) der Krankheit richtet sich entweder gegen die Ursache des ganzen Leidens und sucht dieselbe zu beseitigen (causale Therapie) oder sie beschäftigt sich mit der Bekämpfung einzelner Erscheinungen (symptomatische Therapie) oder endlich sie bemüht sich nur, alle weiteren Schädlichkeiten von dem Erkrankten abzuhalten, indem sie den eigentlichen Verlauf der Krankheit sich selbst überläßt (exspectative Therapie). Diejenige Wissenschaft, welche nicht die Heilung der Krankheit zu erreichen, sondern schon das Entstehen derselben von vornherein zu verhüten sucht, heißt Prophylaxis. Ihr steht die Hygieine zur Seite, welche sich mit dem Studium und der Beseitigung aller jener Schädlichkeiten des täglichen Lebens befaßt, die als Entstehungsursachen von Krankheiten angesehen werden müssen. Die Hülfsmittel der Therapie sind im allgemeinen äußere und innere; sie bedient sich derselben je nach dem besondern Bedürfnisse (Indication), welches sich aus dem vorliegenden Krankheitsbilde ergibt. Die operativen Heilmethoden und die mechanischen Hülfsmittel sind hauptsächlich in der Chirurgie und den ihr verwandten Zweigen der Medicin im Gebrauch, während die Behandlung der innern Krankheiten vorzugsweise durch Medicamente geschieht. Außerdem aber gibt es einzelne nichtmedicamentöse sehr wirksame Heilmittel, die zum Theil für bestimmte Organsysteme in Verwendung kommen, wie die Einathmungen (Inhalationen) für die Athmungsorgane, die Elektricität für das Nervensystem, zum Theil aber den gesammten Körperzustand günstig beeinflussen. In letzterer Beziehung ist namentlich die Regelung der Ernährung (Diät) von besonderer Wichtigkeit, ferner Bäder aller Art, gymnastische Proceduren, Luftcuren u. s. f. Die Auswahl der im Einzelfalle zu treffenden Maßregeln wird sich jeweils nach der Art und dem Stadium der vorliegenden Krankheit und nach der besondern Eigenthümlichkeit des Erkrankten zu richten haben.

Vgl. Virchow, Vier Reden über Leben und Kranksein (Berlin 1862); Derselbe, Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiol. und pathol. Gewebelehre (Berlin 1858; 4. Aufl. 1872); Uhle und Wagner, Handbuch der allgemeinen Pathologie (7. Aufl., Leipzig 1876). *(E. Kraepelin.)*

KRANZ (auch Kranzkuhren), ein Gutsbezirk und Ostseebad in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Fischhausen. Kranz liegt 28 Kilom. von Königsberg am südlichen Anfange der Kurischen Nehrung, hat Post- und Telegraphenamt, Düneninspection, eine Station für Rettung Schiffbrüchiger, Fischerei, Dampfschiffahrt nach Memel, und ist ein sehr besuchter Badeort. Der Ort hatte 1880: 1096 Einwohner und das Bad wird jährlich von über 4000 Badegästen besucht. Westlicher liegt, 15 Kilom. östlich von Brüsterort, das Seebad Neukuhren. Der Gutsbezirk Warnicken, 7 Kilom. östlich von Brüsterort, mit der Wolfsschlucht, ist der schönste und malerischste Punkt an der Nordküste von Samland. *(G. A. von Klöden.)*

KRAPIWNA, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tula, unter dem 53° 57′ nördl. Br. und 54° 50′ östl. L., 52 Kilom. im Südwesten von Tula, auf dem steilen, unebenen Ufer der Plawa, unweit vom Einflusse derselben in die Upa. Der Name Krapiwna kommt schon im Testament Dimitrij Donskoj's vor (1371), der die Stadt mit den umliegenden Dorfschaften seiner Gemahlin vermachte. Unter Johann dem Grausamen (1571) war Krapiwna mit einer hölzernen Mauer, hohem Erdwalle und tiefem Graben umgeben. Im J. 1587 wurde Krapiwna von den Tataren zerstört, 1607 von dem Heere Schuiskoj's eingenommen. Im J. 1708 wurde die Stadt dem Gouvernement Moskau zugezählt, 1719 kam sie an die tulaer Statthalterschaft, 1777 wurde sie Kreisstadt derselben, 1796 außer Etat gesetzt und 1802 wieder zur Kreisstadt des Gouvernements Tula erhoben. Krapiwna hat 5 Kirchen, 1 Bank, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 1 Hospital, 1 Papierfabrik, 4 Oelmühlen, 2 Talg-

schmelzereien, 1 Gerberei und 2446 Einwohner. Die Kaufleute handeln mit Hanföl und Leinsamen nach Tula, Moskau und Kaluga hin. Die sechs Jahrmärkte werden schwach besucht und unterscheiden sich nur wenig von den gewöhnlichen Wochenmärkten. (*A. von Wald.*)

KRAPP (Färberröthe) ist die gemahlene Wurzel verschiedener, zur Gruppe der Rubiaceen gehörender Pflanzen, von denen namentlich wichtig ist Rubia tinctorum, wild in Kleinasien, Griechenland, am Kaukasus und im südlichen Europa, aber auch cultivirt im Elsaß, in Schlesien, Ungarn, Holland, Thüringen und der Provence (Avignon). Außerdem kennt man noch folgende Arten der Gattung Rubia: Rubia peregrina, in Persien, Piemont und auf Minorca; Rubia lucida und angustifolia auf Majorca; Rubia cordifolia auf Minorca, in China, Japan und Sibirien, und Rubia mungista oder Mungeet (Munjeha) in Ostindien.

Schon Dioskorides und Plinius gedenken einer zum Rothfärben dienenden Pflanze, welche den Griechen und Römern unter dem Namen Erythrodanon (*ἐρυθρόδανον* oder *ἐρευθέδανον*) und Rubia bekannt war. Im Mittelalter wurde der Krapp verantia oder varantia genannt, woher sich die französische Bezeichnung „garance" ableitet. Die Cultur des Krapps ging von der Levante aus und fand Eingang im 16. Jahrh. zuerst in Italien, namentlich in Toscana, dann in Frankreich, Schlesien und Holland. Karl V. führte den Krappbau im Elsaß ein, Colbert 1766 in der Gegend von Avignon im südlichen Frankreich. Da man mit Krapp schöne und echte, mit Hülfe verschiedener Beizen gleichzeitig auch verschiedene Farben hervorbringen kann, so ist dieses Farbmaterial noch bis vor wenig Jahren eins der wichtigsten im Baumwollendruck und in der Färberei der Baumwolle und Wolle gewesen. Im Departement Vaucluse, dem Hauptmittelpunkt der Krappindustrie, wurden bis etwa zum J. 1870 jährlich in 30 Fabriken 40 Millionen Kilogr. Wurzeln auf 33 Millionen Kilogr. Krapppulver verarbeitet. Die Entdeckung des künstlichen Alizarins ist jedoch verhängnißvoll für die Krappcultur geworden, welche dadurch auf ein geringes Maß beschränkt ist.

Die ausdauernde, 60—120 Centimeter hohe Krapppflanze besitzt einen krautartigen Stengel, lanzettförmige, gegen- oder quirlständige Blätter, gestielte, kleine, gelbgrüne Blüten, eine anfangs röthliche, dann schwarze, fleischige Frucht, 10—25 Centimeter lange, federkieldicke, wenig ästige Wurzeln, welche bei brauner Oberfläche innerlich von gelbrother Farbe sind. Die Krappwurzel ist geruchlos, von süßlichem, zugleich bitterem und adstringirendem Geschmacke; sie färbt den Speichel roth.

Während in der Levante nur 5—6 jährige Wurzeln geerntet werden, geschieht dies in Europa schon mit 2—3-jährigen. Man reinigt das Erntegut von Erde, sortirt sorgfältig nach der Größe und trocknet in besondern Räumen bei 50° so lange, bis beim Biegen ein glatter Bruch entsteht. Im Rhônedepartement erfolgt das Trocknen in einem Darrofen, welcher 3 Siebe enthält zur Aufnahme der Krappwurzeln in 20 Centimetern hohen Lagen. Unzerkleinerte Wurzeln, wie sie direct der Trockenofen liefert, kommen nur noch selten als Levantischer oder Türkischer Krapp, Lizari oder Alizari in den Handel; meist verkauft man die gemahlene Waare. Nachdem die getrockneten Wurzeln leicht gedroschen oder auf einer kleinen Mühle von Holz oder Stein grob zerkleinert sind, kommt das erhaltene Product in Siebmaschinen, die mit Drahtgaze von verschiedener Stärke überspannt sind. Während die eine Hälfte ziemlich feine Gaze enthält und nur Erde hindurchfallen läßt, ist die andere mit gröberem Gewebe versehen, welches die Epidermis und die Wurzelfäserchen passiren, nicht dagegen die Krappwurzeln. Der Abgang beträgt 2—4 Proc. erdige Theile und 2—3 Proc. Epidermis, man bezeichnet denselben mit „Mullkrapp" (billon, garance mulle). Die präparirten Wurzeln werden in Walzenmühlen nach nochmaligem vorhergehendem Trocknen entweder im ganzen gemahlen (Unberaubter Krapp, garance non robée) oder in halbzermahlenem Zustande abermals einem Siebprocesse unterworfen, wodurch die Schale der Rinde vollständig entfernt wird, und dann erst fein gemahlen. Es resultirt hierbei der Beraubte Krapp (garance robée), welcher in Tonnen von 1000—1100 Kilogr. verpackt, während der bei der „Beraubung" erhaltene Abfall in den Garancinfabriken verwendet wird. Vor Feuchtigkeit gut geschützt, hält sich das Krapppulver mehrere Jahre unverändert, für gewisse Zwecke ziehen sogar die Färber ein Material vor, welches 1—2 Jahre gelagert hat, da während dieser Zeit schon ein gewisser Theil der Glukoside durch das Erythrozym Spaltung erfährt, wodurch die Ausgiebigkeit für directes Färben erhöht wird. 100 Kilogr. lufttrockene Wurzeln liefern 80—83 Kilogr. Pulver. Nach dem Orte der Gewinnung des Krapps unterscheidet man im Handel folgende Sorten:

1) Holländischer oder Zeeländischer Krapp stellt ein gelbes bis bräunlichgelbes, grobes, fettig anzufühlendes Pulver dar, welches an der Luft feucht wird, sich rothbraun färbt (arbeitet), einen widerlichen Geruch annimmt und sich zusammenballt, infolge von eintretender Zersetzung sein Volumen vergrößert (wächst) und schließlich zu einer dunkler gefärbten Masse zusammenbackt (Traubenkrapp). Bei dieser erst nach drei Jahren beendeten Zersetzung (Gärung) der den Farbstoff enthaltenden Verbindung findet eine Anreicherung von Farbstoff statt, weshalb man nie frischen, sondern mindestens ein, am besten drei Jahre alten, aber auch wiederum nicht älteren Krapp, der durch Zersetzung an Farbstoff Einbuße erlitten hat, verwendet. Der Holländische Krapp kommt als Mullkrapp (Korte), Gemeiner Krapp (gemeene Krap), Beraubter Krapp (beroofter Krap) und Unberaubter Krapp (onberoofter Krap) vor, welche Sorten vielfach gemischt werden. Er wird in Zeeland, auf den Inseln Schouwen, Walcheren und Zuid-Beveland, sowie in Südholland durch Ableger, welche Nebensprosse von guten einjährigen Pflanzen sind, vermehrt. Man erntet die 2—3 jährigen Wurzeln, kann aber an derselben Stelle nur alle zehn Jahre Krapp anbauen, da derselbe den Boden zu sehr erschöpft.

2) Elsässer oder Pfälzer Krapp wird nur aus beraubten Krappwurzeln dargestellt und ist dem Holländer

Krapp sehr ähnlich, von hellgelber bis dunkelbrauner Färbung. An der Luft Wasser anziehend, nimmt er dunkelrothe Farbe an und erreicht den höchsten Grad seiner Güte schon nach zwei Jahren, verdirbt darüber hinaus aber sehr schnell. Man gewinnt die Krapppflanzen durch Aussaat oder durch Setzlinge auf einem thonhaltigen, kalkfreien Boden. Der Güte nach ist beim Elsässer Krapp zu unterscheiden Mull (O), dann, je nachdem der gemahlenen inneren Wurzel mehr oder weniger Rinde beigemengt ist, Mittelfein (M. F.), Feinfein (F. F.), Superfein (S. F.) und Superfeinfein (S. F. F.).

3) Französischer oder Avignon-Krapp bildet ein rosenrothes bis blutrothes, feines und trocken anzufühlendes Pulver, welches weniger schnell Wasser anzieht als die beschriebenen Sorten. Er wird in großer Menge in der Provence, in Vandrissin und Avignon, den Departements Vaucluse, Bouches du Rhône aus Samen gebaut, in vorzüglicher Qualität namentlich in den ausgetrockneten Sümpfen, welche bei Isle à Entraigues beginnen, sich die Sorgue entlang erstrecken und unter dem Namen Paluds bekannt sind. Auf diesem an Calciumcarbonat sehr reichen Boden wachsen nur rothe Wurzeln, während die übrigen Landstriche nur rosenrothe Wurzeln erzeugen. Man unterscheidet hiernach Palud-Krapp, Garance palud oder Paludalizari von tiefrothem Aussehen (besonders nach einigem Lagern) und rosenrothen Krapp von lichterer Färbung. Beide Krappsorten werden im Handel häufig gemischt. Als Bezeichnungen der Güte gelten P. für Palud-Krapp, R. für rosenrothen Krapp, F. für fein u. s. w.

4) Schlesischer Krapp, hinsichtlich seiner Güte dem Elsässer Krapp nachstehend, wird namentlich in der Nähe von Breslau, Liegnitz und Neumarkt angebaut. Man unterscheidet zwei Arten desselben, die Sommerröthe, welche Anfang Sommers, und die Herbströthe, welche im Herbste geerntet wird.

5) Oesterreichischer und Ungarischer Krapp, von geringerer Qualität als die beschriebenen Sorten, wird meistens im Lande verwendet.

Die Bestandtheile des Krapps, namentlich aber die Krappfarbstoffe, sind vielfach Gegenstand der Untersuchungen der Chemiker gewesen, die Resultate jedoch, zu denen man gelangt ist, entbehren vielfach der Uebereinstimmung, und erst die neuesten Arbeiten verschiedener Forscher haben vollständigere Aufklärung über dieselben gebracht. Nach Köchlin enthält frische Krappwurzel 22 Proc. Trockensubstanz und 78 Proc. Wasser. Von ersterer kommen 17 Proc. auf die fleischigen und 5 Proc. auf die inneren holzigen Theile der Wurzel. Von 100 Theilen trockener Handelswaare löſten sich in kaltem Wasser 55, in kochendem 3, in Alkohol 1,5 Theile, nicht aufgenommen wurden demnach von diesen Lösungsmitteln 40,5 Theile. Der wässerige Auszug enthält wesentlich Glukose oder eine derselben sehr nahe stehende Zuckerart, die in der frischen Wurzel zum Theil sicher schon fertig gebildet ist, während sie in älterem Krapp zum Theil durch Spaltung der darin enthaltenen Glukoside entsteht, ferner Rohrzucker (nach W. Stein bis zu 8 Proc.), Gummi und schleimartige Substanzen (pectinsaures Kalium), durch Wärme coagulirbares Eiweiß, eine durch Alkohol fällbare stickstoffhaltige Substanz, welche befähigt ist, die farbegebenden Glukoside zu spalten und Pectin in Pectinsäure überzuführen (Erythrozym), ferner eine eigenthümliche, von Schunk Chlorogenin, von Rochleder Rubichlorsäure genannte Substanz, die beim Kochen mit verdünnten Mineralsäuren ein unlösliches, dunkelgrünes Pulver liefert, weinsaure, apfelsaure, citronensaure, schwefelsaure, salzsaure und phosphorsaure Alkalisalze, die farbegebenden Glukoside und unbestimmte Extractivstoffe. In kochendem Wasser und in Alkohol lösen sich hauptsächlich die Farbstoffe, welche durch Spaltung der Glukoside frei gemacht sind, und die Harze, während der in Alkohol und Wasser unlösliche Theil des Krapps sich aus Cellulose, freier Pectinsäure, pectinsaurem Calcium, Pectose, schwerlöslichen Salzen, Kieselsäure, Thonerde und Eisenoxyd zusammensetzt. Die Asche des Krapps, deren Untersuchung für die Erkennung von Verfälschungen mit fremden mineralischen Substanzen von Wichtigkeit ist, besteht aus den mineralischen Stoffen, welche die Pflanze aus dem Boden aufgenommen hat, und aus den kohlensauren Salzen, welche durch Zersetzung der organischsauren Salze entstanden sind, also hauptsächlich aus Kaliumcarbonat und einer geringeren Menge von Calciumcarbonat. Menge und Zusammensetzung der Asche hängt sehr von der Beschaffenheit des Bodens ab, auf welchem die Wurzeln gewachsen sind, erstere schwankt von 6,05—10,72 Proc., sie beträgt im Mittel 8,5 Proc. vom Gewichte des Krapps. Von Aschenanalysen seien angeführt:

	Elsässer Krappasche von kalkreichem Boden	Elsässer Krappasche von kalkarmem Boden	Zeeländische Krappasche	Asche von Krapp der Districte Cuba und Derbent an der Westküste des Kaspischen Meeres	
Kali	29,68	27,47	3,42	34,47	39,20
Natron	11,90	0,09	25,76	4,47	2,34
Kalk	34,92	30,16	16,29	11,70	32,78
Magnesia . . .	3,76	3,79	3,17	20,42	4,86
Chlornatrium .	7,85	22,52	12,58	7,45	4,25
Phosphorsäure	5,32	4,76	16,84	11,49	8,15
Schwefelsäure .	3,72	2,21	2,86	1,70	2,17
Eisenoxyd . . .	1,19	3,47	2,67	3,49	0,95
Kieselsäure . .	1,66	5,58	16,41	5,11	5,30

Von größter Wichtigkeit für die Güte und Verwendung des Krapps zum Färben sind die farbegebenden Glukoside. Die frische Krappwurzel enthält die Farbstoffe in anderer Form, als sie zum Theil in getrocknetem, gemahlenen und längere Zeit aufbewahrten Krapp vorhanden sind, nämlich als in Wasser lösliche Verbindungen, welche zur Klasse der Glukoside gehören. Wird der wässerige Krappauszug oder auch feuchtes Krapppulver der Luft ausgesetzt, so beginnt unter dem Einflusse des obenerwähnten löslichen Ferments, des Erythrozyms, eine Spaltung der Chromogene in schwerlösliche Pigmente und Glukose einzutreten. Aus diesem Grunde enthält käuflicher Krapp immer mehr oder weniger freien Farbstoff, je nachdem mehr oder weniger Zeit seit dem Mahlen desselben ver-

flossen ist oder die Wurzeln längere oder kürzere Zeit in der Erde gewesen sind. Wie oben erwähnt, nimmt aber nach einer gewissen Zeit die Färbekraft des Krapps ab und zwar ist diese Zeit für verschiedene Krappsorten eine ungleiche. Von den Arbeiten, welche die farbstoffgebenden Glukoside des Krapps darzustellen bezweckten, sind als erste über diesen Gegenstand zu nennen diejenigen von Ed. Köchlin[1]), Descaine[2]), Watt[3]), Robiquet und Colin[4]), Kuhlmann[5]), Higgin[6]) und Runge.[7]) Nachdem bereits Kuhlmann im J. 1823 auf das Vorhandensein eines krystallisirbaren Farbstoffes im Krapp aufmerksam gemacht hatte, gelang es Robiquet und Colin 1826, eine röthlichgelbe, krystallinische Substanz abzuscheiden, die sie Alizarin nannten und welche ein Jahr später auch von Kuhlmann auf einem andern Wege erhalten wurde. Kuhlmann fand dabei auch noch einen zweiten gelben Farbstoff, das Xanthin. Runge gelangte im J. 1835 bei seinen Untersuchungen zu nicht weniger als fünf Farbstoffen: Krapppurpur, Krapproth, Krapporange, Krappgelb und Krappbraun; er sah das von Robiquet und Colin entdeckte Alizarin für reines Krapproth, Kuhlmann's Xanthin für ein Gemenge von Krapppurpur, Krapproth und Krapporange an. Reinere Präparate erhielten Rochleder und Schunk[8]) bei ihren Arbeiten. Der letztere Chemiker stellte 1847 das schon bekannte Alizarin und einen neuen Krappfarbstoff, das amorphe Rubian, und zwei Harze dar und beschrieb als Rubianderivate eine ganze Reihe neuer Körper, nämlich die Farbstoffe: Rubianin, Rubialin, Rubiagin, Rubiacin, Rubiadin, Rubiacinsäure, ferner die Harze: Verantin und Rubiretin. Alle diese Körper sind vermuthlich nicht reine chemische Verbindungen, sondern Gemische gewesen, wenigstens hat das Schunk von seinem Hauptkörper, dem Rubian, später zugegeben. Glücklicher war Rochleder[9]), welcher 1851 den Krapp untersuchte und zu wieder anderen Resultaten als seine Vorarbeiter gelangte, indem er außer dem Alizarin und dem Purpurin, einem farbegebenden Glukosid, welches Wolff und Strecker[10]) 1850 aus dem Krapp neben gelben Farbstoffen dargestellt hatten, eine eigenthümliche krystallinische Verbindung, von ihm Ruberythrinsäure genannt, isolirte, welche bei Einwirkung verdünnter Säuren und wässeriger Alkalien in Zucker und Alizarin zerfiel. Er gab ihr die Formel $C_{26}H_{28}O_{14}$. Die Spaltung des Glukosids erfolgt dann nach der Formel:

$$\underset{\text{Ruberythrinsäure}}{C_{26}H_{28}O_{14}}+2H_2O=\underset{\text{Alizarin}}{C_{14}H_8O_4}+\underset{\text{Zucker}}{2C_6H_{12}O_6}$$

Die Ruberythrinsäure, identisch mit Morindin aus Morinda citrifolia, bildet gelbe seidenglänzende Prismen, die wenig in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Aether löslich sind. Die obige Zersetzung der Ruberythrinsäure findet zum Theil im Krapp bei längerem Liegen an der Luft statt unter der Einwirkung eines löslichen Ferments, des Erythrozyms. Die spaltende Wirkung des letztern kann nach E. Kopp[11]) dadurch aufgehoben werden, daß man den Krapp statt mit reinem Wasser mit sehr verdünnter wässeriger schwefliger Säure auszieht; das Purpuringlukosid, welches gleichzeitig mit in Lösung geht, ist weit unbeständiger als die Ruberythrinsäure, da es schon bei 50—60° von der verdünnten schwefligen Säure zersetzt wird, was bei dem andern Krappglukosid erst bei 100° der Fall ist.

Mehr Erfolg als mit Abscheidung der Krappglukoside haben die Chemiker mit der Isolirung und dem Reindarstellen der Krappfarbstoffe gehabt. Mit der Untersuchung dieser Körper waren vor allen beschäftigt: Wolff und Strecker[12]), Schützenberger und Plessy[13]), Schützenberger und Schiffert[14]), Schunk und Römer[15]), Plath[16]), endlich Rosenstiehl.[17]) Der letztgenannte Forscher namentlich hat durch eine große Anzahl von Arbeiten die Kenntniß der Krappfarbstoffe sowol modificirt als ergänzt. Er fand, daß Krapp drei Glukoside enthält, welche das Pseudopurpurin, das Alizarin und das Mungistin oder Krapporange liefern. Nach diesen neueren Untersuchungen kann man ferner mit Sicherheit vier rothe und zwei gelbe Krappfarbstoffe, die sämmtlich krystallinisch und wohlcharakterisirt erhalten wurden und die aller Wahrscheinlichkeit nach als secundäre Zersetzungsproducte von Krappglukosiden zu betrachten sind, nennen. Diese sind:

1) Alizarin, Dioxanthrachinon, Lizarinsäure, Krapproth $C_{14}H_8O_4=C_6H_4\left\{\begin{matrix}CO\\CO\end{matrix}\right\}C_6H_2(OH)_2$. Schöne, orangerothe Nadeln oder, aus wässerigem Aether sowie verdünntem Alkohol krystallisirt erhalten, goldgelbe Schuppen, welche 3 Mol. H_2O enthalten, das bei 100° C. unter Rothfärbung der Krystalle fortgeht. In kaltem Wasser ist Alizarin fast unlöslich, um ein Geringes mehr in heißem, leicht in Alkohol, Aether, Holzgeist, Benzol, Steinöl, Glycerin und Eisessig, besonders beim Erwärmen. Die Lösungen sind von gelber Farbe und zeigen ein charakteristisches Absorptionsspectrum.[18]) Alizarin schmilzt bei 215° C. und sublimirt bei derselben Temperatur in orangefarbenen, bei größerer Dicke in orangerothen Nadeln.

Alizarin löst sich in concentrirter Schwefelsäure mit dunkelrother Farbe und scheidet sich selbst aus der erhitzten Lösung auf Zusatz von Wasser wieder aus. Mit Oxydationsmitteln, wie kochender Salpetersäure, gibt es Phtalsäure[19]), mit salpetriger Säure Antrachinon[20]), mit Zinkstaub erhitzt Anthracen.[21]) Beim Schmelzen mit Kali-

1) Bull. soc. ind. Mulhouse 1, 182 (1828). 2) Journ. pharm. 24, 224. 3) Ann. chim. phys. 4, 104. 4) Ann. chim. phys. [2] 34, 225 (1826). 5) Ibid. [2] 24, 225; Journ. Pharm. 14, 354. 6) Phil. Mag. 33, 282. 7) Journ. pr. Chem. 5, 362 (1835). 8) Annal. Chem. Pharm. 66, 174; 81, 336; 87, 344. 9) Wiener akad. Ber. 6, 433; 7, 804; Ann. Chem. Pharm. 80, 321; 82, 205. 10) Ann. Chem. Pharm. 75, 1.

11) Bull. soc. ind. Mulhouse 31, 145; Dingler, Journ. 160. 173. 12) Bull. soc. ind. Mulhouse 27, 395. 13) Ibid. 30, 70. 14) Deutsche chem. Ges. 10, 172; 175, 790; 11, 431; Chem. News 38, 270. 15) Deutsche chem. Ges. 9, 1204; 10, 614. 16) Ibid. 10, 1618. 17) Compt. rend. 79, 680; 83, 827; 84, 559, 1029; Ann. chim. phys. 13, 248; Bull. soc. ind. Mulhouse 1879, 409. 18) Chem. Soc. Journ. 12, 198; Zeitschr. Chem. Pharm. 1860, 166; Jahresber. der Chemie 1859, 522. 19) Ann. Chem. Pharm. 66, 167 und 81, 347; Jahresber. der Chemie 1847—48, 768; Ann. Chem. Pharm. 75, 1; Jahresber. der Chemie 1850, 522. 20) Deutsche chem. Ges. 8, 774. 21) Ann. Chem. Pharm. 7. Suppl. 257; Jahresber. 1868, 479.

hydrat werden Benzoësäure und Protocatechusäure gebildet.[22]) Läßt man auf in Wasser vertheiltes Alizarin Chlorgas einwirken, so löst es sich nach Entfernung des überschüssigen Chlors in Kalilauge mit hochrother Farbe wie das Purpurin.[23]) In Ammoniakgas färbt sich Alizarin violett, in wässerigem Ammoniak löst es sich und gibt nach längerem Erhitzen auf 100° auf Zusatz einer Säure violette Flocken von Alizarinamid.

Alizarin verhält sich Basen gegenüber ähnlich den substituirten Phenolen wie eine schwache Säure, es bildet daher Salze[24]), welche der allgemeinen Formel $C_{14}H_6(O_2)(OM)_2$ entsprechen; ferner Aether[25]) nach eben diesem Typus. Die Alkalisalze und das Ammoniumsalz sind in Wasser, und zwar mit schön violetter Farbe, löslich, nicht dagegen die Verbindungen des Alizarins mit den alkalischen Erden und den Metallen. Diese bilden violett, rosa, roth oder schwarz gefärbte Niederschläge und entstehen durch directe Vereinigung des Alizarins mit den betreffenden Basen oder durch Fällung seines Ammoniumsalzes mit Metallsalzen: $CaC_{14}H_6O_4+H_2O$, purpurfarbiger Niederschlag; $BaC_{14}H_6O_4+H_2O$, blauer Niederschlag; $Pb.C_{14}H_6O_4$, violettbrauner Niederschlag; Thonerde und Zinnalizarat, rosenroth bis tiefpurpurroth gefärbte Verbindungen, von denen die erstere fabrikmäßig als sogenannter Krapplack erzeugt wird; die Eisenverbindungen sind violett oder schwarz gefärbt. Das Verhalten des Alizarins zu Metallsalzen wird in ausgiebigster Weise in der Kattundruckerei benutzt, um diese gefärbten Lacke auf der Faser des Gewebes selbst entstehen zu lassen.

Wie bemerkt, wurde Alizarin im J. 1826 von Robiquet und Colin aus Krapp zuerst dargestellt und von Rochleder im J. 1851 als Spaltungsproduct des von ihm aufgefundenen Glukosids, der Ruberythrinsäure, erkannt, aus welcher es durch Kochen mit Säuren oder Alkalien oder durch Gärung entsteht. Es findet sich auch noch natürlich in der Wurzelrinde von Morinda citrifolia.[26]) Nachdem Strecker bereits einen Zusammenhang zwischen dem Kohlenwasserstoffe Anthracen $C_{14}H_{10}$ und dem natürlichen Alizarin vermuthet hatte, gelang es im J. 1868 Gräbe und Liebermann, Alizarin künstlich aus Anthracen zu erzeugen. Sie führten das letztere durch oxydirende Agentien (Erhitzen mit Chromsäure oder Salpetersäure) in Anthrachinon $C_{14}H_8O_2$ über, erhielten aus diesem durch Behandlung mit Brom Dibromanthrachinon $C_{14}H_6Br_2O_2$, welches durch Erhitzen mit Aetzkali bei einer Temperatur von 180—200° C. Alizarinkalium bildete, das man mit Salzsäure zersetzte:

1) $C_{14}H_6Br_2O_2+4KOH$
Dibromanthrachinon Kali
$=C_{14}H_6K_2O_4+2BrK+2H_2O$;
Alizarinkalium Bromkalium Wasser

2) $C_{14}H_6K_2O_4+2HCl=C_{14}H_8O_4+2KCl$.
Alizarinkalium Salzsäure Alizarin Chlorkalium.

22) Deutsche chem. Ges. 12, 1293. 23) Ann. Chem. Pharm. 75, 1. 24) Ann. Chem. Pharm. 66, 187; 75, 8. 25) Ibid. 7. Suppl. 257; Jahresber. der Chemie 1868, 479 und 1869. 26) Jahresber. der Chemie 1847—48, 749; 1864, 543.

Dieses Verfahren ließen sich die Entdecker patentiren; da es sich aber zur fabrikmäßigen Gewinnung größerer Mengen von Alizarin nur in geringem Maße eignete, so wurde ihnen später das Patent entzogen. Spätere Versuche führten Gräbe und Liebermann zu einer einfacheren Darstellungsmethode, nach welcher durch directe Behandlung des Anthracens mit Brom Dibromanthracen und aus diesem durch weitere Behandlung mit Brom höher bromirte Substitutionsproducte erhalten wurden, die mit Kaliumhydroxyd, wie oben behandelt, Alizarin lieferten. In der badischen Anilin- und Sodafabrik arbeitete man anfangs nach diesem Verfahren, ließ aber dasselbe fallen, als im Juni 1869 Gräbe, Liebermann und Caro, einen Tag später auch Perkin, ein englisches Patent auf eine einfachere Gewinnungsmethode des Alizarins erhalten hatten. Nach dieser, welche gegenwärtig wol am meisten im Großen Anwendbug findet, wird 1 Theil Anthrachinon mit 4—5 Theilen concentrirter Schwefelsäure (1,84 spec. Gew.) bei einer Temperatur von 270—290° C. zunächst in ein Gemenge von Anthrachinonmono- und -disulfosäure übergeführt. Erstere entsteht hauptsächlich dann, wenn man eine schwächere Säure bei niedrigerer Temperatur und kurzer Einwirkung anwendet; sie liefert später das Alizarin für Violett. Letztere unter entgegengesetzten Umständen; sie bildet das Material für das an Isopurpurin reiche Alizarinroth. Man neutralisirt die Sulfosäuren mit Calciumcarbonat, filtrirt vom Gips ab und fällt das Filtrat mit Soda. Die vom ausgeschiedenem Kalke abgezogene klare Flüssigkeit wird zur Trockne verdampft und die erhaltene Salzmasse durch Erhitzen mit Aetznatron auf 250—270° C. in Alizarinnatrium übergeführt, welches man mit Salzsäure zersetzt. Die Processe lassen sich durch folgende Formeln interpretiren:

1a. $C_{14}H_8O_2+SO_2(OH)_2$
Anthrachinon Schwefelsäure
$=C_{14}H_7.O_2,SO_2(OH)+H_2O$
Anthrachinonmonosulfosäure

1b. $C_{14}H_8O_2+2SO_2(OH)_2$
Anthrachinon Schwefelsäure
$=C_{14}H_6.O_2(SO_2OH)_2+2H_2O$
Anthrachinondisulfosäure

2. $C_{14}H_7O_2.SO_2.ONa+3NaOH+O$
Anthrachinonmonosulfosaures Natrium Aetznatron
$=C_{14}H_6O_2(ONa)_2+SO_2.O.Na_2+2H_2O$
Alizarinnatrium Natriumsulfit

3a. $C_{14}H_6.O_2(SO_2ONa)_2+2NaOH$
Anthrachinondisulfosaures Natrium Aetznatron
$=C_{14}H_6O_2(ONa)_2+2SO_2ONa_2$
Alizarinnatrium Natriumsulfit

3b. $C_{14}H_6O_2(SO_2ONa)_2+5NaOH+O$
Anthrachinondisulfosaures Natrium Aetznatron
$=C_{14}H_5O_2(ONa)_3+SO_2(ONa)_2+3H_2O$
Trioxyanthrachinon- oder Isopurpurinnatrium Natriumsulfat

Endlich ist auch noch ein im J. 1869 von Perkin und von Gräbe und Liebermann aufgefundenes Verfahren, bei dem die Bildung von Anthrachinon umgangen wird, zu erwähnen. Durch Behandlung von Anthracen mit concentrirter Schwefelsäure bei einer bis auf 150° C. ge-

steigerten Temperatur verwandeln sie dasselbe in Anthracendisulfosäure und führen letztere durch oxydirende Agentien in Anthrachinondisulfosäure über.

Während früher die Ausbeute an Alizarin in fabrikmäßigem Großbetriebe zwischen 50 und 60 Proc. des angewendeten Anthracens schwankte, ist dieselbe neuerdings auf fast die theoretische Menge gebracht. Das Product bildet eine je nach seiner Reinheit gelbe oder bräunliche, ziemlich dünnflüssige Paste, welche neben reinem Alizarin wechselnde Mengen von Isopurpurin und Flavopurpurin enthält. Es wird im Handel Blaustich und Gelbstich unterschieden; der erstere enthält vorwiegend Alizarin und dient hauptsächlich zur Erzeugung violetter Farben, der letztere wenig oder gar kein Alizarin, dagegen ein Gemenge von Isopurpurin und Flavopurpurin, welche Farbstoffe mit Thonerdebeize ein Purpurroth, bezw. ein feuriges Gelbroth geben. Der Gehalt der Alizarinpaste beträgt durchschnittlich 10—15 Proc. Farbstoffe; sie besitzt die zehn- bis zwölffache Färbekraft der Garancine.

Die Production an künstlichem Alizarin ist von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen, während andererseits die Krapppreise und der Krappbau fortwährend zurückgehen. Gegenwärtig wird jährlich mehr künstliches Alizarin dargestellt, als früher in einer Jahresernte Krapp enthalten war.

Von andern Alizarinfarben haben eine gewisse Bedeutung erlangt: Alizarincarmin (Salze der Sulfosäuren des Alizarins und Purpurins); Alizarinblau, $C_{17}H_{19}NO_4$, erhalten durch Behandlung von Nitroalizarin mit Glycerin und Schwefelsäure, gibt mit Eisenbeizen Nuancen, die denen des Indigo ähnlich sind; Alizarinorange (Nitroalizarin), $C_{14}H_7(NO_2)O_4$, welches mit Thonerdebeizen orangefarbene Töne erzeugt, und Alizarinbraun.

2) **Pseudopurpurin** (Purpurincarbonsäure), $C_{15}H_8O_7 = C_6H_4\begin{Bmatrix}CO\\CO\end{Bmatrix}C_6(OH)_3COOH$, bildet den Hauptbestandtheil des käuflichen Purpurins. Kleine rothe Blättchen, fast unlöslich in Alkohol und Wasser, löslich in siedendem Benzol und Chloroform. Schmelzpunkt 218—220° C. Da Pseudopurpurin die Carbonate der Erden zerlegt und mit denselben bei Siedetemperatur des Wassers beständige, unlösliche Salze bildet, so färbt es nicht gebeizte Zeuge in Gegenwart von Kalksalzen (Unterschied vom Purpurin). Wurde von Schützenberger und Schiffert entdeckt.

3) **Purpurin** (Trioxyanthrachinon), $C_{14}H_3O_5 = C_6H_4\begin{Bmatrix}CO\\CO\end{Bmatrix}C_6H(OH)_3$, ist wahrscheinlich, wie erwähnt, in der Krappwurzel als Glukosid. Lange, orangefarbene Nadeln mit 1 Mol. Wasser, aus absolutem Alkohol wasserfrei in tiefrothen Prismen. Löslich in heißem Wasser, Alkohol, Aether und in Alkalien mit hochrother, in siedender Alaunlösung mit gelbrother Farbe (Trennung von Alizarin). Kalk- und Barytwasser geben purpurrothe Niederschläge.

4) **Purpurinhydrat**, $C_{14}H_{22}O_5 = C_{14}H_8O_3.2H_2O$, von Rosenstiehl durch Fällung einer Lösung von Purpurin in reinem Alkali- oder Alaunwasser mit einer Säure erhalten. Verhält sich gegen kalkhaltiges Wasser wie Purpurin.

5) **Munjistin** (Krapporange), Xanthopurpurincarbonsäure, $C_{15}H_8O_6 = C_6H_4\begin{Bmatrix}CO\\CO\end{Bmatrix}C_6H(OH)2COOH$, findet sich wahrscheinlich als Glukosid im indischen Krapp (von Rubia munjista) und im künstlichen Purpurin. Goldglänzende Blättchen oder Nadeln, wenig in kaltem, leichter in siedendem Wasser, in Aether, Chloroform, Benzol, kochendem Eisessig und wasserhaltigem Alkohol löslich. Wenig über ihrem Schmelzpunkte (231°) zerfällt die Verbindung in Kohlensäure und Purpuroxanthin. Löslich in Alkalien mit rother Farbe und in kochender Alaunlösung.

6) **Purpuroxanthin** (Dioxyanthrachinon), $C_{14}H_8O_4 = C_6H_4\begin{Bmatrix}CO\\CO\end{Bmatrix}C_6H_2(OH)_2$, demnach isomer dem Alizarin. Gelbe, glänzende, sublimirt gelbrothe Nadeln vom Schmelzpunkte 262—263° C. Leichtlöslich in Alkohol, Benzol und Essigsäure und in siedender Alaunlösung, Calcium- und Barymsalze in Wasser mit orangegelber Farbe schwerlöslich.

Diese sechs Krappfarbstoffe stehen zueinander in engster Beziehung; alle sind hydroxylirte Derivate des Anthrachinons, zwei von ihnen enthalten noch eine Carboxylgruppe. Pseudopurpurin bildet mit dem Alizarin den größeren Theil des im Krapp enthaltenen Farbstoffes; kochender absoluter Alkohol, ebenso kochendes destillirtes Wasser führt es in wenigen Stunden in ein Gemenge von Purpurin und Purpurinhydrat über, wobei Kohlensäure, oder in Munjistin, wobei Sauerstoff abgespalten wird. Aus diesem Grunde findet sich Pseudopurpurin niemals in den für den Handel bestimmten Erzeugnissen des Krapp, dem Garancin, dem Garanceux und den verschiedenen Krappextracten, wohl aber in dem nach E. Kopp's Verfahren dargestellten künstlichen Purpurin, welches außer diesem Hauptbestandtheile noch Purpurin und dessen Hydrat, Munjistin und Purpuroxanthin, enthält. Durch Oxydationsmittel gelang es zwar, Alizarin in Purpurin überzuführen, nicht aber ersteres aus einem der fünf übrigen zu erhalten. Das künstliche, durch Oxydation des Alizarins erhaltene Purpurin gibt bei der Reduction nicht Alizarin, sondern dessen Isomeres, das Purpuroxanthin. Das Krapppurpurin, welches bisher synthetisch nur aus dem Alizarin erhalten wurde, ist nicht identisch mit dem aus Anthracen erhaltenen Purpurin. Es enthält die drei Hydroxylgruppen an einen der beiden Benzolkerne angelagert, während die beiden isomeren Verbindungen Anthrapurpurin oder Isopurpurin und Flavopurpurin, welche durch Schmelzen von anthrachinondisulfosaurem Natrium mit Kali entstehen, die Wasserreste OH auf beide Benzolkerne vertheilt besitzen. Diese beiden Körper finden mit Alizarin gemengt Anwendung in der Baumwollfärberei, um ein echteres und schöneres Roth zu erzeugen, als es mit Hülfe des Krapppurpurins möglich ist. Nur in der Wollfärberei ist man bisjetzt immer noch bei der Verwendung der Krapppräparate geblieben, da die künstlichen Trioxy-Anthrachinonfarbstoffe letztere nicht ganz haben ersetzen können.

Pseudopurpurin färbt nur in destillirtem Wasser,

bei Gegenwart von Kalk entstehen unlösliche gefärbte Verbindungen (Lacke), mit Thonerdesalzen dagegen sehr wenig haltbare rothe Farben. Da ferner das Munjistin und das Xanthopurpurin mit Thonerden und Eisenbeizen ganz unechte orangegelbe, gelbe und graue Farben erzeugt, so darf man nach Rosenstiehl nur das Alizarin, das Purpurin und dessen Hydrat als die wesentlichen, werthvollen Krappfarbstoffe betrachten. Die Krapppigmente können nicht direct die Faser eines Gewebes färben, es ist vielmehr hierzu die Beihülfe von Beizmitteln (Mordants) nothwendig; letztere stellen meistens Metalloxyde, hauptsächlich Aluminiumhydroxyd, Eisenhydroxyd oder Chromhydroxyd dar. Nachdem durch geeignete Operationen das Metalloxyd unlöslich in den Poren der Faser niedergeschlagen ist, wird das so vorbereitete Zeug in das Farbstoffbad gebracht und es bildet sich nun eine unlösliche Verbindung des Farbstoffs mit dem Metalloxyd, welcher Lack genannt wird. Die Farbe desselben ist je nach der angewendeten Beize, dem Krappfarbstoff und den gegebenen Verhältnissen: roth, rosa, violett, schwarz und braun. Schwarz ist nur ein sehr dunkles Violett, hervorgerufen durch concentrirte Eisenbeize. Braun erhält man als Mischung von Rosa und Violett durch eine Combination von Thonerde- und Eisenbeize. Rosa ist ein schwächeres Roth mit bläulichem Stich. Sonach sind die Hauptfarben Roth und Violett, ersteres entsteht durch Thonerde-, letzteres durch Eisenbeize. Für violette Farben ist hinsichtlich der Farbstoffe das Alizarin von größerer Wichtigkeit als das Purpurin, dagegen sind schöne rothe und rosenrothe Farbentöne nur durch eine Zusammenwirkung von Alizarin und Purpurin zu erzielen; sind diese Farbstoffe im richtigen Verhältnisse gemischt, so lassen sich nach Rosenstiehl's umfassenden Färbeversuchen alle Nuancen erreichen, welche man beim Färben mit Krapp und dessen industriellen Abkömmlingen erhält. Das Verhältniß des reinen Alizarins zum Purpurin im Meissonier'schen Krappextract wird auf 45 : 55 und in Kopp's Alizarin auf 70 : 30 angegeben. Soll das Alizarin die Beizen vollständig sättigen, soll namentlich das Violett mit der richtigen Nuance ausgefärbt werden, so ist, eine Beobachtung, die schon längst empirisch gemacht war, ein bestimmter Zusatz von Calciumcarbonat zum destillirten Wasser der Farbflotte nicht zu entbehren. Es hat sich herausgestellt, daß man am besten so viel Bicarbonatlösung in Wasser hinzufügt, daß sich Monocalciumalizarat bilden kann. Ein weiterer Zusatz von Kalk wirkt unvortheilhaft. Die Asche eines guten Roth enthält Calcium und Aluminium im Atomverhältnisse Al_4Ca_3. Bisweilen bringt man mit der Metallbeize einen modificirten fetten Körper hinzu, um dem Lacke größeren Glanz und größere Echtheit zu ertheilen. Dieses Verfahren wird bei der Türkischroth-Färberei angewendet.

Krapppräparate. Der Uebelstand einerseits, daß beim Färben mit Krapp nicht nur Alizarin und Purpurin, sondern auch den Ton der Farbe beeinträchtigende gelbe und graue Farbstoffe sich niederschlagen und so die beabsichtigte Wirkung stören, andererseits, daß nur ein gewisser Theil des in der Wurzel enthaltenen werthvollen Farbstoffs beim Färben fixirt wird, indem nahezu die Hälfte desselben mit den Calciumsalzen und dem holzigen Theile verbunden ist und dadurch gehindert, in der Farbflotte sich aufzulösen, hat schon im Anfange dieses Jahrhunderts zu der Idee geführt, den Krapp von allen schädlichen und unbrauchbaren Stoffen zu befreien und den Farbstoff in concentrirterer Form darzustellen. Aber erst im J. 1866 gelang es, ein festes Product, welches obigen Bedingungen völlig entsprach, auf den Markt zu bringen, das Rochlederin, und kurze Zeit nachher wurde auch ein flüssiger Extract von Pernod in Avignon geboten. Beide Präparate sind fast reines Alizarin. Die Methoden, deren man sich bedient, derartige Präparate darzustellen, bestehen theils darin, daß die fremden, in Wasser löslichen Substanzen, sowie diejenigen Verbindungen, welche durch geeignete, den Farbstoff nicht modificirende Mittel löslich gemacht werden können, entfernt werden, theils in einer Lösung der Farbstoffe in solchen Reagentien, welche nur diese aufnehmen, theils in rein mechanischen Operationen oder endlich in solchen, die sich die Flüchtigkeit der Farbstoffe zu Nutze machen. Die hauptsächlichsten Krapppräparate sind folgende:

1) **Krappblumen** (Fleures de garance), von Julian und Roquer 1851 zu Sorgues (Vaucluse) zuerst dargestellt, werden erhalten durch Maceration von Krapp bei gewöhnlicher Temperatur mit seinem 8—10fachen Gewichte Wasser, welches hinreichend mit Schwefelsäure angesäuert ist, um das kohlensaure Calcium im Krapppulver zu zersetzen. Auf 100 Kilogr. Krapppulver gebraucht man 1—2 Kilogr. Säure. Die Mischung bleibt in Filtrirkufen 1—6 Tage sich selbst überlassen, je nachdem eine geistige Gärung entstehen soll oder nicht; hierauf wird dieselbe auf ein wollenes Filter gebracht und der Rückstand in leinenen Säcken dem Drucke hydraulischer Pressen ausgesetzt. Den zerbröckelten Preßkuchen trocknet man bei 50—70° C., mahlt die Krappblumen auf Mühlen und bringt das fertige Präparat in Tonnen von 700—800 Kilogr. Inhalt. Durch die Maceration des Krapps mit Wasser wird eine Gärung eingeleitet, welche eine Menge von schleimigen Substanzen und Zucker entfernt. Die vom Auswaschen des Krapps herrührenden Wasser dienen zur Fabrikation von **Krappspiritus**. 100 Kilogr. Krapp liefern 55—60 Kilogr. Krappblumen und 7—10 Liter Alkohol von 87° Tr., welcher letztere seines unangenehmen Geruchs und Geschmacks wegen (herrührend von der Anwesenheit homologer Alkohole und eines eigenthümlichen Kampfers, des Krappkampfers) gewöhnlich zur Darstellung von Aether und Firniß Verwendung findet. Die Krappblumen geben ein echtes und schönes Violett, Roth und Rosenroth und liefern mit Thonerde- und Eisenmordants dunklere Farben als roher Krapp. Da beim Färben mit Krappblumen der weiße Grund reiner bleibt, so können die Seifenbäder vermindert werden. Vor der Darstellung des künstlichen Alizarins wurden in Avignon jährlich 4 Millionen Kilogr. Krapp auf Blumen verarbeitet.

2) **Garancin** (Krappblumen von Lagier). Dieses Robiquet und Colin 1828 patentirte Präparat ist ein mit stärkerer, warmer Schwefelsäure behandelter und ausgewaschener Krapp. Nach der ursprünglich gegebenen Vorschrift wurde avignoner Krapp mit dem gleichen oder noch größerem Gewichte an concentrirter Schwefelsäure bis gegen 70° erhitzt, wobei nach dem Auswaschen mit Wasser und völligem Entfernen der Säure ein zum Färben taugliches Product, Krappkohle (Charbon sulfurique de garance) resultirte. Gegenwärtig digerirt man Krapppulver mit der 8—10fachen Menge Wasser, das mit Schwefelsäure oder Salzsäure schwach angesäuert ist (pro 100 Kilogr. Krapppulver 1—2 Kilogr. Säure), in analoger Weise, wie bei der Fabrikation der Krappblumen angegeben ist. Die Waschwasser werden zur Alkoholfabrikation benutzt. Der bei der Filtration rückständige Teig erhält, nachdem er mit Wasser zu einem dicken Brei verarbeitet ist, einen Zusatz von concentrirter Schwefelsäure oder Salzsäure, und wird nun durch Einleiten von Dampf mehrere Stunden in der Siedehitze erhalten, darauf in ein mit kaltem Wasser halbgefülltes Bassin einlaufen gelassen und der Rückstand auf Wollfiltern so lange mit Wasser ausgewaschen, bis das Filtrat eine hellweinrothe Farbe angenommen hat. Die abgetropfte und abgepreßte Masse wird getrocknet und pulverisirt. 100 Kilogr. Krapppulver liefern 34—37 Kilogr. Garancin. Da 100 Theile Garancin mindestens 400 und höchstens 500 Theilen Krapp an Färbekraft entsprechen, so kann man durchschnittlich auf einen Gewinn an letzterer von 70—80 Proc. rechnen. Durch die Wirkung der warmen Schwefelsäure findet theils eine Zerlegung der Krappglukoside und der Farbstoffverbindungen mit Kalk und Magnesia, ferner eine Ueberführung von Pseudopurpurin in unlösliches Purpurin, somit eine Erhöhung des Farbstoffgehalts statt, theils werden holzige Bestandtheile, welche mechanisch Farbstoff umschließen und so der Ausnutzung sich entziehen, ebenso die unlöslichen pectinsauren Salze und schleimige, stickstoffhaltige Verbindung zerstört und in Lösung übergeführt. In der richtigen Concentration der angewendeten Schwefelsäure liegt ein Haupterforderniß zur Gewinnung eines guten Garancins. Zweckmäßig wendet man auf 100 Kilogr. Krapppulver 30 Kilogr. Schwefelsäure von 66° Bé oder 40 Kilogr. Chlorwasserstoffsäure an. Da die Garancinfarben, namentlich Violett, weniger echt und nicht so haltbar als die des Krapps sind, so ist der Gebrauch des Garancins in vieler Hinsicht beschränkt. Ein großer Vorzug des Präparats liegt in dem Umstande, daß der Farbstoff im Garancin frei von gelben Pigmenten ist, daß man somit beim Färben weiße Stellen bedeutend reiner erhält als bei Benutzung des Krapps und der Krappblumen, daß endlich das Avivіren zum Theil unterlassen werden kann, was besonders da von großem Vortheil ist, wo gleichzeitig andere empfindliche Farben, welche die Seifenbäder schlecht vertragen, auf das Gewebe mitaufgedruckt sind. Verbesserungen in der Garancinbereitung stammen von Higgin, ferner von Verdeil und Michel. Beide Verfahren sind 1859 für England patentirt.[27]) Im Departement Vaucluse wurden früher jährlich 9—10 Millionen Krapp auf Garancin verarbeitet. Eine besondere Varietät des Garancins ist das Pinkoffin (Alizarine commerciale), welches von Pinkoff, Schunk und Comp. seit dem J. 1854 in den Handel gebracht ist. Man erhält das Präparat durch Erhitzen von gutem neutralen Garancin auf 200° C., wozu überhitzter Wasserdampf oder ein Oelbad benutzt werden kann, als feines chokoladenbraunes Pulver. Es ist ausgezeichnet durch den Glanz und die Schönheit der durch dasselbe erhaltenen violetten Farben. Da bei der Darstellung des Pinkoffins ein Theil des Purpurins zerstört wird, so resultirt ein Product von geringerer Färbekraft als das Garancin. Vier Theile Garancin entsprechen ungefähr fünf Theilen Pinkoffin.

3) **Garanceux** (Garancée) ist das durch Behandlung der beim Färben mit Krapp oder Krappblumen in der Farbflotte zurückbleibenden Absätze erhaltene Präparat. Zu seiner Darstellung behandelt man den Inhalt der benutzten Färbebäder zuerst mit einer verdünnten Schwefelsäure von 1,05, wodurch das Eintreten der Gärung verhindert und der gelöste Farbstoff niedergeschlagen wird, filtrirt, preßt den Rückstand scharf aus, vermischt den zertheilten Preßkuchen mit 1/5 seines Gewichts an concentrirter Schwefelsäure und erhitzt einige Stunden das Gemisch durch eingeleiteten Dampf. Es resultirt ein braunschwarzes Product, welches sorgfältig durch anhaltendes Waschen mit Wasser von Säure befreit, ausgepreßt, getrocknet und gemahlen wird. Garanceux wurde zuerst von Steiner und Schwarz 1843 erhalten, es entspricht ungefähr 1/5 bis 1/4 seines Gewichts gutem Garancin und dient, da man mit ihm nur wenig schöne und echte Farben erzeugen kann, hauptsächlich nur zum Färben grober Kattunstoffe.

4) Auf mechanischem Wege stellt Pernod[28]) ein Krapppräparat durch Ausschlämmen des Farbstoffs aus den Pflanzenzellen dar, indem er grobgemahlenen Krapp, auf einem Siebe von Metallgaze ausgebreitet, einem kräftigen Wasserstrahl, welcher das in den gerissenen Pflanzenzellen lose eingeschlossene Pigment herausspült, aussetzt. Man erhält ein braunes Pulver, welches ein ebenso großes Färbevermögen wie das sieben- bis achtfache Gewicht Krappblumen besitzt.

5) **Krappextracte** sind die mit gewissen Lösungsmitteln für Krappfarbstoffe gewonnenen Auszüge, sie enthalten die Pigmente in mehr oder weniger concentrirter und von Pflanzenfaser freier Form und sind theils mit dem zur Darstellung angewendeten Lösungsmittel, theils mit dem Namen des Erfinders bezeichnet. Zur Extraction sind benutzt worden: Alkohol, Holzgeist, Schwefelkohlenstoff, Glycerin, Schieferöle; Lösungen von Natriumcarbonat, Natriumphosphat, Natriumpyrophosphat, Natriumhydroxyd, von borsauren, kieselsauren und ölsauren Alkalien. Da mit Hülfe dieser Lösungsmittel

27) Muspratt, Chemie, 3. Auflage, II, 1137. 28) Dingler, Journ. 179, 483; Polyt. Centralblatt 1866, 681.

sich nur der freie, nicht der gebundene Theil des Farbstoffs ausziehen läßt und auch die mit dem Holze verbundene Menge des letztern im Rückstande bleibt, so nimmt man zweckmäßig gleichzeitig die Behandlung des Krapps mit einer Mineralsäure vor, welche die unlösliche Form der Pigmente zersetzt. Die Einwirkung der Säure kann sowol vor jedweder andern Behandlung stattfinden, als auch dann, wenn bereits ein Theil des Farbstoffs entfernt ist. Robiquet und Colin erhalten ein an Färbekraft sehr reiches Product, unter dem Namen Colorin in den Handel gebracht, indem sie den weingeistigen, kalten Auszug der sogenannten schwefelsauren Krappkohle mit Wasser fällen. Kuhlmann kocht den Krapp mit Alkohol aus und wäscht das eingedampfte Extract zur Entfernung löslicher Stoffe mit Wasser. Nach einer andern Vorschrift soll man Krapp, welcher mehrere Tage mit verdünnter Schwefelsäure (1 : 8) digerirt und hierauf mit Wasser ausgewaschen ist, mit 85 procentigem Alkohol erschöpfen. Häufiger wird dem Krapp oder dem Garancin mit kochenden und angesäuerten Alaunlösungen der Farbstoff entzogen, welcher sich aus der erkalteten Flüssigkeit niederschlägt; auch kochende Essigsäure von 8° Bé dient demselben Zweck. Von allen auf diese Weise gewonnenen Extracten hat keins eine größere Bedeutung für die Technik erlangt; wichtiger für dieselbe wurden die nach dem Verfahren von Rochleder, Pernod und Kopp dargestellten Krapppräparate. Wenn man in Erwägung zieht, daß der wirkliche Färbewerth im Krapp circa 1 Proc., in den Krappblumen 2 Proc., im Garancin 6—7 Proc. des Gewichts beträgt, daß mithin in den bisher angewendeten Krapppräparaten eine Menge fremder Stoffe, die zum großen Theil einen ungünstigen Einfluß auf die Reinheit der Nuancen beim Färben äußern, als unnützer Ballast vom Productions- zum Fabrikationsort oft viele hundert Meilen weit transportirt werden, so mußte ein von diesen Uebelständen freies, reines Product, wie es 1866 Rochleder in Prag darzustellen gelang, in der Technik schnell günstige Aufnahme finden. Die Rochleder'sche Erfindung ging an die Leitenberger'sche Fabrik in Cosmanos bei Prag über, welche ein Präparat, das Rochlederin, in Gestalt eines gelben Pulvers (fast reines, mit Hinterlassung von sehr wenig Kohle in orangerothen Krystallen sublimirbares Alizarin) in den Handel brachte, das, beim directen Farbendruck verwendet, ausgezeichnete Resultate lieferte. In den großen Krappdistricten in Frankreich wurde kurze Zeit nachher ebenfalls von Pernod in Avignon ein ähnliches Extract in Form eines zehnprocentigen Teigs dargestellt, welches auch fast reines Alizarin als wirksamen Bestandtheil enthielt. Pernod zieht Krapp oder Garancin mit heißem schwefelsäurehaltigem Wasser (auf 1 Liter Wasser 5g Säure) aus. Durch das Abkühlen der gesammelten Auszüge bildet sich ein orangefarbener Niederschlag, der auf einem Filter gesammelt und mit Wasser bis zum Verschwinden der sauren Reaction ausgewaschen wird. Rochleder digerirte Krapp mit Wasser von 55° C. zur Extraction des Purpurins und erschöpfte den Rückstand mit siedendem Holzgeist, welcher, in Wasser gegossen, das Alizarin ausfallen ließ. Auch Meissonier in Rouen stellte um 1867 einen Krappextract her, welcher an Güte dem Pernod'schen Fabrikate mindestens an die Seite zu stellen ist. Neuerdings ist von E. Kopp [29]) ein ausführliches Verfahren zur Gewinnung dieser Extracte, wie der Krappfarbstoffe überhaupt, gegeben worden. Nachdem der Krapp mit dem $3\frac{1}{2}$ bis 4fachen seines Gewichts starker Schwefligsäurelösung, der man $\frac{1}{4}$ Proc. Schwefelsäure hinzugesetzt hat, 12—18 Stunden behandelt ist, wodurch Zucker, Gummi und gelbe Extractivstoffe in Lösung gehen, läßt man in Flanellsäcken abtropfen, preßt die rückständige Masse unter hydraulischen Pressen heftig aus und unterwirft dieselbe in einer Reihe von Kufen einem methodischen Auslaugeprocesse mit dem 4—5fachen Gewichte schwachem und lauem Schwefelsäurewasser. Die Extractionsflüssigkeit wird von einer Kufe in die andere gepumpt, und die Temperatur in den aufeinanderfolgenden Kufen um je 10° gesteigert, sodaß concentrirte, heiße, stark mit Farbstoff beladene Flüssigkeiten resultiren. Sind dieselben auf 35°—40° erkaltet, so erhalten sie einen Zusatz von $3\frac{1}{2}$—4 Proc. Schwefelsäure, worauf Purpurin sich abscheidet. Nachdem das letztere sich abgesetzt hat, wird die überstehende Flüssigkeit abgezogen und zum Sieden erhitzt, um das „grüne Alizarin" zu fällen. Dieses grüne Alizarin (Alizarine verte) gibt an Weingeist einen beigemengten harzigen Stoff, Chlorogen, ab, und es bleiben ungefähr 25 Proc. Gelbes Alizarin (Alizarine jaune) rückständig. Die in den Macerirbottichen zurückbleibenden Krapprückstände behandelt man mit der zum Sieden erhitzten Mutterlauge des Alizarins und erhält nach Filtration, Abpressen und Trocknen Garancin und aus dem sauren Filtrat nach einigem Stehen noch etwas Braunes Alizarin, welches als concentrirter Extract in den Handel gelangt. 100 Kilogr. Krapp liefern $\frac{2}{3}$ Kilogr. schön orangerothes Purpurin, $2\frac{1}{2}$ Kilogr. grünes und 0,1—0,15 braunes Alizarin, außerdem 30—32 Kilogr. Garancin. Dieses Kopp'sche Purpurin besteht wesentlich aus Pseudopurpurin, daneben aus Purpurin, Purpuroxanthin und Munjistin, es ist zum Färben von Artikeln mit weißem Grunde und bunten Mustern sehr geeignet, erzeugt auf gebeizten Stoffen weinrothe, rosenrothe und schwarze, nicht violette Nuancen und besitzt ein zehnmal größeres Färbevermögen als der Krapp. Das grüne Alizarin färbt in einem Bade von hoher Temperatur mit einer schwächeren Beize Rosa, Türkischroth, Violett, Braun und Schwarz sehr gut und echt, sein Färbevermögen ist 32—36mal größer als das des Krapps. Es gelangt in Teigform in den Handel. Man hat auch versucht, Alizarin direct durch Sublimation aus dem Krapp zu erhalten und zwar mit Hülfe eines Stroms überhitzten Wasserdampfs. Apparate für diesen Zweck haben Köchlin und Kopp angegeben, von welchen aber nur der des letztern für die fabrikmäßige Gewinnung sich eignet. Die Temperatur des Dampfes wird während

---

29) Bull. soc. ind. Mulhouse 1867, 437; Dingler, Journ. 187, 329, 409.

der Operation von 200° C., wo die Sublimation des Alizarins beginnt, nach und nach auf 240° C. gesteigert.

Krapplacke heißen die unlöslichen, gefärbten Verbindungen, welche die rothen Krappfarbstoffe mit Metalloxyden bilden. Nur die Thonerdelacke sind im Gebrauche, sie werden auf folgende Weise gewonnen. Man kocht nach Persoz ausgewaschenen Krapp 20 Minuten lang mit der 10fachen Menge Alaunlösung (10%), filtrirt und läßt es auf 40° C. erkalten. Hierauf werden auf 100 Theile Alaun 78 Theile essigsaures Blei hinzugefügt, es fällt Bleisulfat aus, welches man abfiltrirt. Das rothe Filtrat gibt, zum Sieden erhitzt, einen Niederschlag, welcher wesentlich aus Pseudopurpurinthonerde besteht, gut ausgewaschen und getrocknet wird. Die Krapplacke besitzen eine mehr oder weniger dunkle Rosafarbe mit bläulichem Reflex; da sie ebenso echt wie die Krappfarben sind, so werden sie vielfach in der Oel- und Aquarellmalerei und zum Färben künstlicher Blumen, in Essigsäure gelöst auch in der Dampfdruckfärberei verwendet.

Krappfärberei. Wie bereits erwähnt, erfordert das Befestigen der Krappfarben auf der Faser die Beihülfe von Beizen (Mordants) und findet mit oder ohne Mitwirkung von Oel statt. Im letztern Falle, bei der gewöhnlichen Krappfärberei auf Kattun, mittels welcher man rothe, rosa, lila, violette und schwarze Farben theils einzeln, theils gleichzeitig erzeugen kann, sind folgende Operationen nothwendig:

1) Möglichst vollständiges Bleichen des Kattuns.
2) Aufdrucken der Beizen.
3) Befestigung der Beizen in den Poren der Faser.
4) Das Ausfärben oder Krappen.
5) Das Schönen, Aviviren oder Reinigen der Farben.

Zu Beizen werden meist die essigsauren Salze der Basen benutzt, welche mit den Krappfarbstoffen einen Lack von der gewünschten Nuance geben, also eine schwache Thonerdebeize für Rosa, eine stärkere für Roth, eine schwache Eisenbeize für Violett, eine stärkere für Schwarz, eine gemischte Eisen- und Thonerdebeize für Braun. Auch Beizen mit Zinn-, beziehungsweise Chromsalzen werden zur Erzielung rother, beziehungsweise brauner Farbentöne benutzt. Da man es in seiner Gewalt hat, die eine Stelle des Stoffs mit dieser, die andere Stelle mit jener stärkeren oder schwächeren Beize zu behandeln, so ist es möglich, in einer einzigen Operation eine ganze Reihe von Farben auf einmal im Kessel zu erzeugen und der Krappdruck wird daher überall in der größten Ausdehnung betrieben. Die Befestigung der Mordants, welche, mit Stärke oder Gummi verdickt, auf die Stoffe aufgedruckt sind, erfolgt durch Hängen und Behandlung in einem Bade von Kreide, alsdann in einem solchen von Kuhkoth. Während durch das Hängen die Essigsäure der Beizen vertrieben, durch das Kreidebad die letzten Spuren derselben beseitigt werden sollen, hat das Kuhkothbad den Zweck, Thonerde- und Eisenoxyd besonders an den Conturen der aufgedruckten Zeichnung völlig niederzuschlagen, wodurch ein Auslaufen der Farben bei der nachfolgenden Behandlung der Stoffe in dem siedendheißen Krappbade vermieden wird. Es folgt nun die Operation des Ausfärbens. Da infolge der Gegenwart brauner Pigmente in der Farbflotte namentlich die rothen Krappfarben meist unschön beim Ausfärben ausfallen, so läßt man die fertiggefärbte Waare noch ein Chlor- oder Seifenbad passiren, was man mit Aviviren bezeichnet. Hierdurch werden die störenden fremden Farbstoffe beseitigt, bei bedruckten Zeugen auch der weiße Grund gereinigt und die Farben treten nun in aller Schönheit hervor. Je nachdem man mit Krapp und Krappblumen oder mit Garancin und künstlichem Alizarin arbeitet, hat man beim Ausfärben einige Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Im erstern Falle darf die Temperatur des Bades im Anfange 40°—60° nicht überschreiten, da die Farbstoffe größtentheils noch als Glukoside vorhanden sind, welche erst durch die Wirkung des Erythrozyms gespalten werden müssen. Später vollendet man das Ausfärben bei etwa 95°. Bei Anwendung von Garancin oder künstlichem Alizarin ist das Färben einfacher und geht schneller von statten. Die Farbflotte muß stets eine hinreichende Menge von Kalk als Calciumbicarbonat, wie oben bereits erwähnt wurde, enthalten; für das Färben mit künstlichem Alizarin genügt ein Gehalt von 50 Milligr. Kalk im Liter. Bei Benutzung reiner Krappfarbstoffe, auch bei Anwendung von Garancin, kann das Aviviren sehr beschränkt werden. Weniger umständlich als der eben beschriebene Kattundruck ist das Rothfärben der Wolle mit Krapp oder künstlichem Alizarin. Dasselbe zerfällt in zwei Operationen: in das Ansieden und das Aussieden im Krappbade. Man wählt ein möglichst kalkfreies, reines Wasser, siedet in einer Lösung von Alaun und Weinstein an und färbt im Krappbade, dessen Gehalt an Krapp wenigstens die Hälfte vom Gewichte der Wolle beträgt, zuerst lauwarm, dann, bis zum Siedepunkt fortschreitend, aus. Nach dem Ansieden wird die Wolle sorgfältig gewaschen, um alle holzigen Theile des Krapps zu entfernen. Das erzielte Roth ist zwar weniger schön als das Cochenilleroth, aber sehr echt. Ueber specielle Vorschriften zum Färben mit Krapp und Krapppräparaten siehe: Schützenberger, Farbstoffe, deutsche Ausgabe von Schröder, II. Bd. S. 185—269; Muspratt, Chemie, 3. Aufl. II. Bd. 1175—1253.

Türkischroth-Färberei. Schon vor mehrern Jahrhunderten ist dieser Zweig der Baumwollfärberei zuerst in Indien entstanden und von dort über Persien, Armenien, Syrien nach Griechenland gelangt. Im Jahre 1747 brachten Ferquet, Gondard und d'Haristoy griechische Färber nach Frankreich und es entstanden zwei Etablissements, das eine bei Darneal in der Nähe von Rouen, das andere bei Aubenas in Languedoc. Mit Hülfe türkischer Färber wurden kurze Zeit darauf weitere Fabriken bei Lyon gegründet und, als im Auftrage der französischen Regierung im J. 1765 die bis dahin geheim gehaltene Methode dieses Industriezweigs an die Oeffentlichkeit gelangte (durch die Abhandlung: Mémoire sur le procédé de peinture rouge incarnat d'Adrianople sur le coton filé), verbreitete sich die Türkischroth-Färberei schnell über ganz Frankreich, obwol der Hauptsitz

immer in der Nähe von Rouen blieb, und von dort nach dem Elsaß, der Schweiz, einigen Gegenden Deutschlands (namentlich Elberfeld und Barmen), endlich nach England und Schottland. Erst seit dem J. 1870 färbt man Gewebe, vorher nur Garne. Das Eigenthümliche der Türkischroth-Färberei (auch wol Adrianopel- oder Indischroth-Färberei genannt) liegt in einer Behandlung der Gewebe oder Gespinste mit einem modificirten Oele vor der Beize. Die Wirkungsweise, welche das Oel bei dem Färbeprocesse äußert, ist nicht ganz klar, jedenfalls aber erhält man auf diesem Wege ein viel feurigeres und dabei echteres Roth als bei der gewöhnlichen Krappfärberei. Das allgemeine Verfahren des Türkischroth-Färbens zerfällt in folgende Hauptoperationen:

1) Behandlung der gereinigten und entschlichteten Baumwollwaare mit einer Beize von fetten Oelen in dem sogenannten Weißbade.

2) Das Galliren (Schmacken, Sumachen) und Beizen (Alaunen).

3) Das Ausfärben.

4) Das Aviviren.

5) Das Rosiren.

Die auf die gewöhnliche Weise gebleichten und durch Behandlung mit warmer, verdünnter Alkalilösung entschlichteten Gewebe werden in einer Emulsion von Baumöl (Tournantöl), Kuh- oder Schafmist und Pottaschelösung, dem Weißbade, bearbeitet. Man benutzt Oele, welche die Eigenschaft besitzen, leicht ranzig zu werden und die daher sehr emulsionsfähig sind, neuerdings auch wol Palmöl. Die im Weißbade imprägnirten Zeuge oder Garne passiren Walzen (Klotzmaschine), welche das Ueberflüssige des Bades abpressen, werden bei gutem Wetter an der Sonne, in regnerischer Jahreszeit in geheizten Räumen getrocknet, wieder in das Weißbad gebracht und diese Operationen sechs- bis siebenmal wiederholt. Während derselben findet eine langsame Oxydation der Fette und ein Befestigen ihrer noch unbekannten wirksamen Bestandtheile auf der Faser statt. Den auf letzterer nicht haftenden Theil des Oels entfernt man durch 12—18-stündige Behandlung mit einer schwachen, auf 50° erwärmten Sodalösung (Entfetten oder Klarziehen), wobei die später zur Herstellung des Weißbades wieder zu verwendende Weißbrühe gewonnen wird. Es folgt nun das Galliren, wobei die Zeuge längere Zeit in einer warmen Abkochung von Galläpfeln und Sumach hin- und herbewegt werden, dann das Beizen oder Alauniren, durch welche Operation die Thonerde des zur Verwendung kommenden Alauns oder Aluminiumacetats auf der Faser niedergeschlagen wird. Galliren, welches die Beständigkeit der Farbe erhöhen soll, und Alauniren nimmt man auch wol gleichzeitig vor. Nach diesen Vorbereitungen ist das Zeug zum Ausfärben fertig; dasselbe geschieht mit Krapp, Krapppräparaten oder Alizarin, neuerdings wol meistens mit künstlichem Alizarin, bei einer Temperatur, welche zuletzt bis zur Siedehitze gesteigert wird. Häufig, namentlich nach dem französischen Verfahren, nimmt man diese Operation in mehrern Abschnitten vor und zwar so, daß zwischen den einzelnen Farbebädern nochmals gallirt und alaunirt wird. Ed. Schwartz hat vorgeschlagen, dem Krappbade eine geringe Menge Ammoniumoxalat zuzusetzen; es soll dadurch der an Calciumsalze im Krapp gebundene Farbstoff in Freiheit gesetzt werden. Das Aviviren erfolgt im geschlossenen Kessel unter Druck mit Seifenlösung, welche etwas Pottasche enthält. Die letzte Operation endlich, das Rosiren, ertheilt dem Zeuge die volle Schönheit der Farbe. Man bedient sich zum Rosiren einer Seifenlösung, welche auf 2,5—3 Kilogr. Seife 500 Gramm Zinnsalz enthält und kocht mehrere Stunden unter einem Drucke von zwei Atmosphären. Durch diese Behandlung geht der braune Ton des Farbstoffs in ein feuriges Hochroth über, indem wahrscheinlich ein Theil des auf der Faser niedergeschlagenen Thonerdelacks durch Zinn ersetzt wird. Vortheilhaft setzt man die fertig gefärbte Waare einige Tage der Sonne aus, wodurch die Schönheit der Farbe noch erhöht wird. In der Schweiz und in Elberfeld wird nach einem etwas abgekürzten Verfahren gearbeitet, durch welches bei bedeutender Herabsetzung des Verbrauchs an Oel und Krapp Producte von außerordentlicher Güte bei verhältnißmäßig geringem Preise erzielt werden. An Stelle des Weißbades wendet man seit dem J. 1878 vielfach das in Wasser lösliche „Türkischrothöl“[30]) an, wodurch die nach dem alten Verfahren sonst nothwendig oft wiederholten Weißbäder auf eine einzige Operation *beschränkt* werden und man im Stande ist, in wenigen Tagen türkischroth zu färben, wozu sonst ebenso viele Wochen gehörten. Dasselbe besteht aus einer Mischung von ricinölschwefelsaurem und pyroterebinschwefelsaurem Natrium und wird dargestellt durch allmähliches Eintragen von concentrirter Schwefelsäure in Ricinusöl unter Abkühlung, Zusatz von Wasser und Neutralisiren mit Soda oder Ammoniak. Trotz der Abkürzung der Operationen in der Türkischroth-Färberei durch Anwendung des Türkischrothöls wird das alte Verfahren noch an vielen Orten ausgeübt.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den Grund der eigenthümlichen Wirkung des Weißbades zu erforschen. Während man früher annahm, daß durch die Einwirkung des Kothes das Zeug eine Art von Animalisation erleidet, wodurch gewissermaßen die vegetabilische Faser mit einer Schicht thierischer Substanz überzogen wird und dadurch die Eigenschaft erhält, schönere und glänzendere Farben anzunehmen, als wenn nur mit Mineralstoffen gebeizt worden wäre, neigt man auf Grund neuerer Untersuchungen zu der Ansicht, daß die Zersetzungsproducte des Oels die Hauptrolle in der Türkischroth-Färberei spielen. Weißberger fand, daß geölte Gewebe an Terpentinöl oder Aceton eine eigenthümliche Substanz abgeben, und daß dieselben in dem Verhältnisse, als man ihnen diesen Stoff entzieht, die Eigenschaft im Krappbade roth gefärbt zu werden, verlieren. Der abgesonderte Körper, eine schmierige Flüssigkeit von fettähnlichem Aeußern, gab beim Verseifen kein Glycerin,

30) Ber. deutsch-chem. Ges. 1878, 1471; Dingler, Journ. 229, 544.

was nur durch die Annahme erklärt werden kann, daß dasselbe durch eine Oxydation an der Luft oder eine Vergärung unter dem Einflusse der stickstoffhaltigen organischen Substanzen der Excremente in eine Form übergeführt worden ist, welche ein vollständiges Verschwinden des Glycerins ermöglichte. Er ertheilte ferner Geweben, welche mit ihm applicirt waren, die Fähigkeit, durch Behandlung mit Krapp schöne und echte Farben anzunehmen. Diese Beobachtung ist durch Chevreul bestätigt, welcher in mehrern Sorten türkischrothgefärbter Zeuge bei der Analyse nur geringe Spuren von Thonerde fand, was zu dem Schlusse führt, daß die Thonerde wahrscheinlich nur provisorisch die Fixirung des Farbstoffs vermittelt und später größtentheils beim Rosiren durch Zinnverbindungen ersetzt wird. Nach Wartha ist das Feuer des Türkischroths der Bildung einer eigenthümlichen Fettsäure-Alizarinverbindung zuzuschreiben. (*Paul Bässler.*)

KRAPPITZ ist ein preußisches Städtchen in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Oppeln, am Einflusse der Hotzenplotz in die Oder, 24 Kilom. von Oppeln, mit 2715 Einwohnern. Zur Stadt gehören 1001 Hekt. Land, wovon 689 Hekt. Acker sind. Krappitz ist seit dem J. 1294 Stadt; es hat eine evangelische und eine katholische Kirche, ein Postamt und ein Schloß; die Bewohner treiben Schiffahrt, bearbeiten großartige Kalksteinbrüche, betreiben Kalkbrennerei, fertigen auch Wagen, gewebte Stoffe, Heidegrütze u. s. w. Das Gut Krappitz sowie die Dörfer Straduna, Zuzella und Rogan mit einem Schlosse gehören dem Grafen von Haugwitz; letzteres ist wichtig durch Einführung der Merinoschafe in Schlesien (1803). (*G. A. von Klöden.*)

KRASICKI (Ignaz), polnischer Dichter und Schriftsteller, wurde am 3. Febr. 1734 in Dubiecko im Galizischen geboren. Auf seinen Bildungsgang hatte großen Einfluß sein Onkel, der Bischof Kunicki; auf dessen Rath ging Krasicki in jungen Jahren nach Rom, um Theologie zu studiren und dem geistlichen Stande sich zu widmen, der seinen Neigungen wenig entsprach. Rom und Italien machten auf ihn einen „unauslöschlichen" Eindruck. Von Rom kehrte er erst nach vielen Jahren, gegen das Ende der Regierung August's III., auf einem Umwege durch die Rheingegenden und Deutschland nach der Heimat zurück; er wurde bald Kanonikus von Przemyśl, von Lemberg, Coadjutor des bekannten Jos. Andr. Zaluski als Abt von Wąchock. Rasch stieg er in seiner Laufbahn in die Höhe. Während des Interregnums nach dem Tode August's III. (1763) ging er nach Warschau und wurde bald zum Liebling des Publikums wegen seiner Kenntnisse, seiner Kanzelberedsamkeit und seiner gewinnenden Formen. Als er seine Predigten zur Publication vorbereitete, ernannte ihn das Kapitel zu Lemberg zu seinem Delegirten zum Tribunalsgericht; als solcher wurde er in seinem 30. Lebensjahre zum Präsidenten des Tribunalsgerichtes zu Lublin gewählt. Der König Poniatowski, der ebenso wie Ludwig XIV. sich angelegen sein ließ, Männer des Talents und der Wissenschaft an sich heranzuziehen, förderte Krasicki, dessen seltene Gaben er zu schätzen wußte, und sorgte dafür, daß derselbe Coadjutor des altersschwachen Fürstbischofs von Ermland, Grabowski, wurde, und das Glück, welches dem jungen Prälaten den Weg selbst zu ebnen schien, ließ ihn nicht lange auf die Bischofswürde warten; nach dem Tode Grabowski's (1766) wurde Krasicki Bischof von Ermland mit dem Fürstentitel und mit dem wahrhaft fürstlichen Einkommen von 400,000 poln. Gulden. Vom J. 1768 an nahm er seinen Wohnsitz in Warschau, sammelte in seinem Palais allwöchentlich die Elite der warschauer Gelehrtenwelt zu abendlichen Assembléen, bei denen auch der König erschien, und betheiligte sich an dem literarischen Leben in Warschau; so ließ er in dem „Monitor", der einzigen Zeitschrift, welche in Warschau herauskam und von den bedeutendsten polnischen Schriftstellern unterstützt wurde, von Zeit zu Zeit seine Satiren, Fabeln und kritischen Artikel erscheinen, welche gewöhnlich durch die Buchstaben X. B. W. (Ksiądz biskup Warmiński) bezeichnet wurden. Im J. 1772 wurde Krasicki nach der ersten Theilung Polens Vasall Friedrich's II., der sein Talent, seinen Witz und seine gesellschaftlichen Eigenschaften schätzte und ihn oft in Berlin oder Sanssouci sah. Im J. 1794 wurde Krasicki Erzbischof von Gnesen, trat im nächstfolgenden Jahre, nach der letzten Theilung, wieder in den Staatsverband Preußens und starb in Berlin am 14. März 1801. Seine Gebeine, welche in der St.-Hedwigskirche beigesetzt wurden, sind später in die Kathedralkirche zu Gnesen übergeführt worden.

Krasicki ist der hervorragendste Repräsentant des Zeitalters der Aufklärung in Polen und durch seine Schriften im wahren Sinne des Wortes der Lehrer seines Volkes. Erfüllt von Achtung vor dem menschlichen Verstande und dessen Einflusse auf die Erziehung der Menschen, predigte er in seinen Schriften, poetischen wie prosaischen, die Vernunft, geiselte den Unverstand, verspottete die Erbschaft langeingewurzelter Trägheit, die Unwissenheit, und pries als einziges Mittel gegen alles Uebel das Wissen und die Einsicht. Seine Schriften zerfallen in poetische und prosaische. Jene, welche hart an der Grenze der Prosa liegen und dem Geiste des Aufklärungszeitalters gemäß nicht so sehr Ideale des Lebens hinstellen als vielmehr zeigen, wie weit die Wirklichkeit von den Idealen entfernt ist, bewegen sich vornehmlich auf den Gebieten, auf denen das Wort ernüchternd, mahnend und belehrend wirkt: es sind Satiren, Fabeln, poetische Episteln, komische Dichtungen; sie zeichnen sich durch Gedankenfülle, durch Wahrheit der Bilder, durch Schärfe und Gediegenheit der Sprache, sowie durch eine vollendete Form aus; das einzige Gedicht, welches der erziehenden Tendenz des Dichters fern liegt und eine Epopöe sein soll, „Wojna Chocimska", ist ein mislungenes rhetorisches Werk.

Zuerst erschien „Myszeis" in 10 Gesängen in achtzeiliger Strophe 1775. Der Dichter, welcher an Kadlubek's Erzählung von dem Ende Popiel's anknüpft, welchen für seine Verbrechen die Mäuse gefressen haben sollen, spinnt dieses Märchen zu einer längeren phantastischen Geschichte aus, nach welcher Popiel für die Bevorzugung der Katzen von den zurückgesetzten Mäusen, welche die Mäuse vom Mäusethurme am Rhein zu Hülfe rufen, mit dem Tode bestraft wird, wobei drollig erdachte Episoden

und Einfälle die Hauptsache durchflechten und den Leser stets erheitern. Das Treiben der Mäuse, deren Eldorado Gnesen ist, wird mit Ironie, ebenso wie die Schlacht, in welcher Katzen und Mäuse fliehen, mit Humor geschildert; der Tod des Filus, eines Schoskätzchens der Tochter Popiel's, wird zum weitern Motiv der Feindseligkeiten; der eine der Mäusekönige, Gryzomir, welcher die zerstreuten Flüchtlinge sammelt, nimmt zum Angriffsobject die gefüllte Scheune eines Geizhalses, der andere, Gryzander, kriecht in die Laterne einer Hexe und wird von ihr nach verschiedenen Abenteuern an den Rhein getragen, wo er die Rheinmäuse haranguirt und schließlich zum Marsch nach Kruschwiza bewegt; im Entscheidungskampfe fällt der König der Katzen, und der von allen verlassene Popiel, dem auch der Trost des Weinbechers nicht mehr als einen bösen Traum bringt, in dem er seine dem Trunke ergebenen Nachkommen sieht, sucht zu fliehen, er fällt ins Wasser und wird von den nachschwimmenden Mäusen gefressen. Die Mauseade ist den Kritikern seit jeher räthselhaft erschienen: man wollte in ihr eine politische Allegorie sehen, nach einigen mit der satirischen Spitze gegen Poniatowski, nach andern gegen August III. Thatsache ist, daß schon die ältesten Kritiker, Dmochowski und Potocki, welche beide dem Dichter näher standen, einen Schlüssel zum Verständniß des Gedichtes nicht hatten. Die Vermuthung, daß die „Myszeis" nach dem Vorbilde der Batrachomyomachia geschrieben sei, ist willkürlich und kann durch die Erwähnung dieses Gedichtes durch Krasicki nicht gestützt werden, der Verfasser hatte vielmehr ganz andere Vorbilder im Sinne, nämlich Ariost's episches Gedicht Orlando, das er auch zum Behuf eines Vergleiches selbst nennt, aus dem er den Traum Popiel's von den Nachfolgern als poetisches Motiv nahm, und welches er auch in der Wahl eines sagenhaften Stoffes, in der Luftreise und andern phantastischen Momenten, in der Vorliebe zu allgemeinen Sentenzen, in den Zaubereien und in der Wahl der Sestine nachahmte; ferner schwebte Krasicki als Vorbild vor Gresset's „Vertvert", welches ebenso wie „Myszeis" ein Scherzgedicht von ganz eigenem Zuschnitte, ein Scherz im heroischen Gewande ist (badinage supérieur et originale nach Laharpe). Krasicki selbst nannte seine „Myszeis" ein Scherzgedicht (poema krotofilne), aber er benutzte den bequemen Rahmen und die anekdotenhafte Erzählung zu ironischen und satirischen Ausfällen gegen seine Zeitgenossen. Die Schilderung der Berathungen mit hochklingendem Worte ohne die That, die Abwälzung der Verantwortlichkeit auf den König, die hervorragende Rolle, welche Weiber spielen, die Hexe und Duchna, gegenüber den der Initiative ermangelnden Männern, das träge Sichergeben in das Schicksal, das Lob der Eloquenz und vieles andere ist mit unvergleichlich feiner Ironie durchgeführt. Nicht ohne Anspielung ist die Episode von der Hexe und nicht ohne zeitgemäße Ironie ist die Mäusegeschichte erzählt. Der Glaube an dieselbe stand, wie alles, was gedruckt zu lesen war, unerschütterlich fest, während Naruszewicz in der Geschichte des polnischen Volkes gerade damals so manche Ueberlieferung aus alter Zeit als Fabel aufdeckte. Der Dichter stellt sich auf den Standpunkt der Menge und führt ironisch die weiter ausgesponnene Erzählung Kadlubek's unter hineingedichteter Mitwirkung der anthropophagen Mäuse vom Rhein ad absurdum, um schließlich auszurufen: „Lassen wir der Menge den Glauben, wir aber lächeln uns etwas ins Fäustchen." Der Mäusekrieg Krasicki's war mit allen seinen Eigenthümlichkeiten: mit dem leichten Sujet, mit dem vom Dichter angeschlagenen Tone und mit der spielenden Diction, ein novum in der polnischen Poesie, zugleich die wirksamste Kritik der bis dahin herrschenden rhetorischen und bombastischen Darstellungsweise.

Auf den Mäusekrieg folgte der Mönchskrieg, „Monachomachia", in sechs Gesängen (1778), deutsch von Winklewski (Berlin 1870), wo der Kampf der Dominikaner und der Karmeliter in einer polnischen Provinzialstadt mit jovialem Humor erzählt wird (als Vorbild scheint Tassoni's Gedicht vom entwendeten Eimer und Boileau's „Lutrin" vorgeschwebt zu haben). Höllenfürsten beneiden die glückliche Sorglosigkeit der Dominicaner und treiben sie zum Kampf gegen die Karmeliter, diese schicken eine Herausforderung zur Disputation aus, welche ebenso komisch aufgenommen wie verkündet wird, worauf beide Theile die vergessenen Bücher aus dem Staube hervorholen und studiren. Die Disputation, durch hochstrebende Ansprachen eingeleitet, artet bald in einen Faustkampf aus, der dann durch das Erscheinen eines mächtigen Bechers beendigt wird; alles spricht dem Becher zu, auf dessen Grunde Einsicht, Friede und Eintracht ruht. Nach der Ueberlieferung soll Krasicki die „Monachomachie" in Sanssouci geschrieben haben, wo Friedrich II. ihm dieselben Zimmer anwies, in welchen Voltaire gewohnt hatte, mit den Worten: er solle etwas in Voltaire's Geiste schreiben. Der Mönchskrieg ist auch im Geiste Voltaire's und der Aufklärung des 18. Jahrh. geschrieben, welche die Aufhebung der Klöster verlangte, weil sie sich überlebt hätten und ihrem ursprünglichen Berufe untreu und zu Asylen des Müßigganges und zum Sitz der Unwissenheit geworden seien. Dem allgemeinen Verlangen, welches vornehmlich in Frankreich und in Oesterreich zu Joseph's II. Zeiten sich geltend machte, folgte auch die öffentliche Meinung eines Theiles der Polen, der hierin der am Hofe herrschenden Ansicht folgte (Berichte des päpstlichen Nuntius Durini von 1770, in Theiner's „Geschichte des Papstes Clemens XIV." I, 433 fg.). Krasicki griff in seinem Vorgehen gegen die „veralteten Eßanstalten der Müßiggänger" zu der wirksamsten Waffe, nämlich zur lachenden Satire und führte in einigen mit ungezwungenem Humor gezeichneten Mönchsfiguren echt polnische, allbekannte Typen von „frommen Müßiggängern mit gutem Appetit" vor — ohne locale und persönliche Beziehungen. Das Gedicht wurde von einer Seite mit Jubel aufgenommen, wie Aeußerungen älterer Kritiker beweisen, von anderer Seite mit Mismuth und Groll, da man einen solchen frivolen Spott gegen Mönche von seiten eines Bischofs nicht erwartet hatte. Krasicki selbst sah sich zu einer Erklärung veranlaßt in der „Antimonachomachia", in der er aber seine Kritiker mehr bespöttelte als beschwichtigte, noch mehr aber in seinem bedeutendsten prosaischen Werke „Pan

Podstoli" II, 2, §. 11 fg., wo die gegen die Klöster erhobenen Vorwürfe sehr eingehend widerlegt werden.

Die „Antimonachomachia" (in 6 Gesängen) ist gleichsam der Commentar zu der „Monachomachia". Der Dichter schildert die verschiedenen Stimmungen, in welche dieses Gedicht das lesende Publikum versetzt hat: viele priesen es, weil es in ihrem Geiste geschrieben war, andere schmähten den Autor, weil sie sich getroffen fühlten, weil sie über den frivolen Spott des Heiligen (des Rosenkranzes) sich entrüsteten, noch andere setzten das Gedicht herab, weil es nur ein Spiel des eiteln Wortes und Scherzes sei, noch andere nannten die glatte Form, die gleisnerische Hülle Unwahrheit und Heuchelei. Der Dichter gibt zu, daß sein Gedicht weder zu den Höhen der staatlichen noch der wirthschaftlichen Interessen sich erhebe, er gesteht, daß es eitel Scherz und Fabel und des dichtenden Witzes Trugbild sei, und bekennt reuig, daß er von der Frömmigkeit der Mönche überzeugt sei. Indeß ist dies Ironie ebenso wie das Gewährenlassen derjenigen, welche das „eitle Spiel des kurzweiligen Wortes" mit wegwerfender Kritik, mit Verdächtigung, mit Hinweis auf Häresie und Jansenismus verfolgen und welche das klösterliche Leben mit dem Glauben verwechseln; eine feine Satire liegt darin, daß der durch den Mund der „Wahrheit" sprechende Dichter schließlich diejenigen preist, welche so gescheit waren, die veritas im Weine suchen und finden zu lassen.

Diese „Entschuldigung", welche einer Apologie nicht unähnlich aussieht, schließt die kurze Epoche der spielenden, scherzenden Poesie Krasicki's ab. Er wandte sich dem ernsteren und offenen Worte zu: im J. 1778 erschienen seine Satiren, eingeleitet durch eine dem Könige gewidmete „Königliche Satire", in welcher Krasicki mit der ihm eigenen Ironie im Sinne des verstockten Theiles des Publikums dem Könige Poniatowski die „Sünden" vorhält, daß er König, nicht Königssohn, daß er jung, nach der Mode klug sei und nach der Zeiten Bedürfniß sein Volk leite. Diesem Panegyrikus auf den vom Volke schief beurtheilten König folgt eine scharfe Satire auf die Sittenverderbniß und den Unverstand des Volkes; darauf folgen 10 Satiren (zu denen später weitere 10 hinzukamen), Trunksucht, Ehestand, die modische Frau, Lob der Schweigsamkeit, Lob des Jahrhunderts, Warnung des Jünglings, der Klügling u. a., welche den zwei einleitenden Satiren und den bisherigen Gedichten wenig entsprechen: man findet zunächst Typen von Narren, Thoren und Schurken, wie sie in allen Satiren des 18. Jahrh. auftreten; man vermißt den scharfen, freien Ton, der in der zweiten Satire angeschlagen ist, und man vermißt vor allem die liberale Anschauungsweise, welche in „Myszeis" und „Monachomachia" herrscht; hier preist der Dichter die vergangene Zeit, spottet über die „Schweizer Weisheit" und geiselt die Schlechtigkeit der Zeitgenossen, die entweder tückische Bethörer oder dumme Bethörte sind. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Satire „Lob des Zeitalters", wo als Facit des Neuen verflachende Vielwisserei, Auflehnung gegen anerkannte Wahrheiten und Unglaube bezeichnet wird. So wendet sich der Dichter von der Caricatur des Fortschrittes zu der Tugend und dem Glauben, die ewig sind — doch nicht mit Entschiedenheit, wie selbst der Schluß der letztgenannten Satire zeigt und wie der Charakter der andern Satiren beweist. Krasicki ist in den Satiren nicht der zürnende und energische Ton der vollen Ueberzeugung eigen, es schwebt vielmehr über den vortrefflichen Bildern ein ironischer, sarkastischer oder jovialer Ton, der das Absurde belächelt, aber nicht ganz enthüllt (satyra nie wszystko powie); er läßt am häufigsten einen zum Komischen neigenden Humor walten, der das Uebel dem heitern Spotte preisgibt, ohne zu verletzen und ohne zu erschüttern, die Besinnung soll von selbst kommen. Dieser Humor mit vortrefflicher Darstellungsgabe, gerichtet auf allgemeine menschliche Schwächen, machte die Satiren Krasicki's allgemein beliebt: die älteren waren vergessen, die gleichzeitigen Satiren von Naruszewicz, welcher sich selbst der Härte anklagt, wurden wenig beachtet, dagegen nahm das lesende Publikum Krasicki's Satiren wegen des dem polnischen Genius zusagenden Humors jubelnd in Besitz; die Anerkennung verdienten sie auch wegen ihrer vollendeten Form in vollem Maße.

Im J. 1780 erschienen „Bajki i Przypowieści" (Fabeln und Parabeln) in vier Theilen (106 an der Zahl), später (nach 1790) „Bajki i Przypowieści nowe" (neue Serie); jene, meist 4—8 Zeilen lang, unterscheiden sich von diesen durch ihre kernige Sprache, besonders in dem Schlusse, wo der Hauptgedanke epigrammatisch zugespitzt ist, während diese durch eine freiere Behandlung des Stoffes sich auszeichnen; jene zeigen auch mehr einen allgemeinen Charakter, während diese localen Hintergrund und nationale Färbung haben; die ersten sind bei kühlerem Tone in artistischer Beziehung vortrefflich, die andern sind sympathischer und auch mehr abgerundet. Der Dichter nahm zu seinen Fabeln nur die Motive aus älteren (Ehrenberg, „O bajkach Krasickiego" 1871), im übrigen behandelte er den Stoff frei mit neuen Wendungen und mit besonderer Sorgfalt für die Form; in dieser Beziehung schuf er, besonders in den älteren Fabeln, einen gedrängten, kernigen Stil, das wirksamste Gegenmittel gegen den hohlen, breitspurigen rhetorischen Stil des vorigen Jahrhunderts, welchen Krasicki in seinen komischen Gedichten oft verspottet hat.

Während Krasicki die polnische Poesie mit mustergültigen komischen Gedichten, mit Fabeln und Satiren bereicherte, ist seine heroische Epopöe „Wojna Chocimska" mislungen. Das Gedicht, welches in 12 Gesängen und in der von Krasicki in den erzählenden Gedichten stets vorgezogenen Sestine geschrieben ist und den Sieg der Polen über die Türken bei Choczim 1621 behandelt, ist weder historisch noch episch gehalten, denn aus der Geschichte hat der Dichter nur die wichtigsten Namen genommen, das Factum selbst aber in unepischer Weise behandelt, namentlich bei den fünf Schlachten und Treffen, die alle sich gleichen und in denen kein Schuß fällt, sodaß, wenn nicht zur Begrüßung des Feldherrn Chodkiewicz von der Festung Kamieniez Salven abgefeuert würden, man glauben könnte, der Choczimer Krieg falle in die Epoche der Kreuz-

züge, wie „Gierusalemme liberata", mit welchem Gedichte der „Krieg bei Choczim" nur eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit hat, näher steht er Voltaire's „Henriade", besonders in Bezug auf die rhetorische Darstellungsweise. Krasicki gibt in seinen Briefen (aus denen Kraszewski im „Leben Krasicki's" 1879 S. 199 Auszüge mittheilt) zu verstehen, daß „Wojna Chocimska" eine ihm aufgedrungene poetische Arbeit war; erschienen ist das Gedicht zu einer Zeit, in welcher das sogenannte griechische Project Katharina's II., Aufhebung der Türkenherrschaft in Europa, von Voltaire gepriesen, von Joseph II. gutgeheißen und in der europäischen öffentlichen Meinung sehr populär war; in dieser Zeit suchte auch die polnische Regierung mit Rußland auf gutem Fuße zu stehen. So suchte Krasicki sein Gedicht von dem Kampfe gegen die Ungläubigen ebenso in den Chor der öffentlichen Meinung harmonisch einzufügen, wie er seine „Monachomachie" mit der allgemeinen liberalen Ansicht von der Ueberflüssigkeit der Klöster in Einklang zu bringen suchte. Die Kritik hat in „Wojna Chocimska" stets nur den Versuch gesehen, die polnische Poesie mit einer zeitgemäßen Epopöe nach dem pseudoclassischen Geschmacke zu bereichern.

So stellte sich der hervorragende polnische Dichter aus der Zeit der Herrschaft des französischen Classicismus, den er seinem Volke meisterhaft anzupassen wußte, in den ersten Jahren seines dichterischen Schaffens auf einen allgemeinen, europäischen Boden; durch seine „Myszeis" brach er der neuen modernen Poesie Bahn; in seinem gegen die Mönche gerichteten Gedichte stellte er sich auf den Standpunkt Joseph's II., der Pombal, der Struensee u. a.; in seinen älteren Fabeln behandelt er bekannte Themata und Motive in allgemein verständlicher Weise, selbst in seinen Satiren schildert er, trotz seiner Entrüstung gegen den Mangel an Patriotismus, allgemeinverständliche Typen, die durch den echt polnischen Humor dem Publikum nahe gebracht wurden; und in „Wojna Chocimska" ist nur das Gerippe der nationalen Geschichte entnommen, Ausfüllung und Form sind conventionell. In späterer Zeit, in den „Wiersze różne" (verschiedene Gedichte) von 1784 und in den späteren Fabeln streift Krasicki den universellen Charakter ab; ohne den kategorischen Imperativ der Reform und des Fortschrittes und ohne hochgegriffene und dabei kühle Ideale, verständnißvoll für die nächsten Bedürfnisse und nachsichtsvoll gegen die Schwächen seiner Mitbürger, sucht er die nächstliegenden Aufgaben und spricht in herzlichen Worten Belehrung, Liebe und Trost aus. Freilich wird seine Poesie dadurch aus großem Gedankenschatze zu kleiner Münze. Charakteristisch für die spätere Epoche ist ein kleines Gedicht an Michael („Do Michała"), in welchem der Dichter den Gedanken ausspricht, daß das Dasein zwar schwer, aber doch zu tragen sei, daß man mit allen sich vertragen müsse, denn niemand sei ohne Schwächen.

Während Krasicki durch seine Gedichte auf die Anschauungen, Stimmungen und auf die Geschmacksrichtung seiner Zeitgenossen einen bedeutenden Einfluß ausübte, wirkte er auf die Hebung und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und auf die Erziehung des polnischen Volkes durch seine prosaischen Schriften in nachhaltiger Weise. Indem er sein reiches Wissen in leicht faßbarer und gewinnender Weise in encyklopädischen Werken oder in zwanglosen Erzählungen den Bedürfnissen des polnischen Publikums nutzbar machte, brachte er das Wissenswürdige und Zweckentsprechende seinem Volke in besserer Weise zum Bewußtsein, als es die Schule vermochte. Vornehmlich verdienen folgende Werke Erwähnung und Anerkennung: 1) „Mikołaja Doświadczyńskiego przypadki" Warschau 1776, eine wunderliche Geschichte von einem Manne, der zufolge verkehrter Bildung und Erziehung ein abenteuerliches Leben führt und erst nach harten Prüfungen zu Verstande kommt; 2) „Pan Podstoli", eine Erzählung in zwei Theilen (unvollendet) 1778 und 1784; 3) „Historya etc." 1779, Denkwürdigkeiten eines stets sich verjüngenden Mannes, der als Augenzeuge und Mitwirker bei den wichtigsten historischen Weltereignissen dieselben anders darstellt als die Geschichtschreiber von Beruf, nicht ohne die Absicht der Verspottung der Leichtgläubigkeit derselben; 4) „Zbiór potrzebniejszych wiadomości" zwei Bände 1781. In der Ausgabe der gesammten Schriften Krasicki's, besorgt von Dmochowski nach des Dichters Tode 1803 in Warschau in zehn Bänden, finden sich auch noch andere prosaische Schriften, darunter 5) „O rymotwórstwie i rymotwórcach"; 6) „Rozmowy zmarłych z Lucyana i oryginalne" u. a. Andere Gesammtausgaben: Breslau bei Korn 1824; Paris bei Barbezat, 10 Bände 1830; Warschau bei Glücksberg in 18 Bänden 1832; Leipzig bei Bobrowicz 1834.

Während Krasicki in der „Geschichte" die kritischen Gesichtspunkte hervortreten läßt und mehr an die bevorzugten Geister sich wendet, ebenso wie in den „Gesprächen der Todten", die über Probleme des Lebens handeln, wendet er sich in der Encyklopädie („Zbiór wiadomości") und „Rymotwórstwo", noch mehr in „Pan Podstoli" an das gesammte gebildete Publikum. In dem ersten Werke stellt er in weiser Beschränkung auf die Bedürfnisse der Mitbürger das Wissenswürdige aus der Geschichte, Geographie und den Naturwissenschaften zusammen; in der zweiten Schrift, welche eine Theorie der poetischen Formen und eine allgemeine Literaturgeschichte in Form von Biographien enthält, führt er das Publikum in die Schätze der poetischen Erzeugnisse ein, überall an das Bekannte und Nächstliegende anknüpfend oder bei fernliegenden Gegenständen Proben in möglichst treuer und gelungener Uebersetzung darbietend; neben den besten Dichtern und poetischen Erzeugnissen des europäischen Westens spricht er über die besten und interessantesten Erzeugnisse der polnischen Literatur, der erste Versuch einer polnischen Literaturgeschichte in allgemeinen Umrissen; Krasicki ist der erste, der auf Kochanowski, Górnicki u. a. Schriftsteller der besten Zeit wieder aufmerksam machte. Von hervorragendem Werthe und großem Einflusse auf die polnische Gesellschaft, ist „Pan Podstoli", neben Pan Tadeusz von Mickiewicz, das nationalste Werk der

polnischen Literatur, eine (unvollendete) Erzählung von einem polnischen Edelmanne, der ungeachtet seiner Achtung vor dem Hergebrachten ein offenes Auge und Herz hat für das Neue, sofern es in der Heimat nutzbar gemacht werden kann; der Verfasser benutzt jede Gelegenheit, um in anziehendem Gesprächstone durch Aeußerungen der Hauptpersonen das Leben und das Thun und Treiben eines Landedelmannes zu schildern, wie er es für das beste hält. Die durchaus heimatliche Atmosphäre, in welche uns der Verfasser versetzt, brachte es mit sich, daß die Gespräche und die Discurse von lateinischen Lehnwörtern erfüllt sind, weil dies noch zu den Eigenthümlichkeiten der Umgangssprache der älteren Polen gehörte. Krasicki ist, was weniger bekannt ist, auch dramatischer Dichter. Seine Komödien (alle in Prosa) erschienen unter dem Namen seines Secretärs Mowiński um das J. 1780, später erst in Glücksberg's Gesammtausgabe (Bd. 17 und 18) unter die Werke Krasicki's aufgenommen („Mędrzec", „Statysta", „Łgarz", „Solenizant", „Frant", „Krosienka"); es waren Zeitbilder, in denen Caricaturen der älteren polnischen Gesellschaft oder Typen misverstandener moderner Reformbestrebungen geschildert wurden. Die beste Komödie ist „Krosienka", in welcher die gedankenlose Nachäffung des großstädtischen Treibens beschämt, die Arbeitsamkeit belohnt wird. (*W. Nehring.*)

KRASIŃSKI, polnisches Adelsgeschlecht. Das Krasińskische Geschlecht des Wappens Slepowron, mit dem Zunamen Korwin, von dem Stammgute Krasne in Masovien Krasiński benannt, gehört zu den angesehensten Adelsgeschlechtern in Polen. Als Stammvater dieses Geschlechtes wird Wawrzęta Slepowron, Kriegshauptmann Konrad's von Masovien, angesehen, in Wirklichkeit aber läßt sich der Stammbaum bis zu Sławko von Krasne hinauf verfolgen, welcher 1412 Landrichter von Ciechanów und Rożany war. Von dessen Enkel Johann, Truchseß von Ciechanów, stammen mehrere Linien dieses Geschlechtes ab. Dieser hatte nämlich 9 Kinder, darunter fünf Söhne, von denen der älteste, Franz, der berühmteste war.

Franz Krasiński, geboren 1522 in Krasne, studirte in Wittenberg, später auf Veranlassung seines Onkels Dzierzgowski, des nachherigen Erzbischofs von Gnesen, in Krakau, wo er zum doctor utriusque iuris promovirt wurde. Nachdem er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und zum Priester geweiht worden war, stieg er rasch auf der Stufenleiter der kirchlichen Würden, wurde 1555 Kanonikus in Krakau und ging als solcher zweimal nach Rom, um dem Papste Paul IV. die von den polnischen Bischöfen gegen die Dissidenten vorzunehmenden Maßregeln zur Genehmigung vorzutragen. Infolge seiner reichen Kenntnisse, seines Scharfsinnes und der Beherrschung mehrerer Sprachen betraute ihn der König Sigismund August mit schwierigen Aufträgen an den Kaiser Maximilian II., die auf die ungarischen Angelegenheiten, auf die Freilassung Stephan Báthori's, auf Grenzregulirung zwischen Schlesien und Polen u. s. w. sich bezogen. Krasiński wußte sich das Vertrauen des Kaisers in dem Maße zu erwerben, daß dieser ihn der Gunst Sigismund August's empfahl. Auf diese Empfehlung hin machte der polnische König Krasiński zum Bischof von Płock und ernannte ihn zu gleicher Zeit 1568 zum Unterkanzler um so bereitwilliger, weil er durch diese Wahl Maximilian über seine eigenen Absichten in Bezug auf die polnische Thronfolge leichter zu täuschen und sich geneigter zu machen glaubte; des Königs Politik war vornehmlich auf die Union zwischen Polen und Litauen gerichtet, und zu diesem Zwecke suchte er das beste Einvernehmen mit dem Kaiser zu erhalten, von dessen Schwester Katharina er sich getrennt hatte und den er durch die trügerische Aussicht auf eine persönliche Zusammenkunft beschwichtigte. Mehr noch als in dieser Angelegenheit zeigte Krasiński seine Geschicklichkeit und Geschäftskenntniß in der Unionsangelegenheit: er setzte die Beschlüsse des Unionsreichstages zu Lublin 1569 auf, selbst der Entwurf der Unionsacte ist aus seiner Feder geflossen. Diese Schriften sowie die zahlreichen Briefe, Instructionen an Gesandte und diplomatische Agenten und deren Berichte in auswärtigen Angelegenheiten, welche zum Ressort des Unterkanzleramtes gehörten, sammelte Krasiński in der Zeit seiner Amtsthätigkeit sorgfältig und hinterließ eine reichhaltige Sammlung von officiellen Schriftstücken, welche in vier Bänden unter dem Titel „Akta Podkanclerskie Fr. Krasińskiego" von Wł. Graf Krasiński und Dr. Janicki herausgegeben wurden in Bd. II, III, V, VI der „Biblioteka Ordynacyi Krasińskich", 1869—1872. Im J. 1572 wurde Krasiński zum Bischof von Krakau ernannt. Auf dieses ehrenvolle Ereigniß folgte in seinem Leben eine schwere Zeit: bei der in dem genannten Jahre ausgebrochenen Seuche begleitete er den König, der sich nach seinem Schlosse Knyszyn zurückgezogen hatte, und hatte die Betrübniß zu sehen, wie unwürdige Personen sich des kranken Königs bemächtigten, ihm Schenkungen und Aemter entlockten, ohne daß er etwas dagegen thun konnte; selbst Verdächtigungen, daß er dabei nicht ohne Schuld gewesen, wurden ihm nicht erspart (Zakrzewski, Po ucieczce Henryka 1878, S. 37). Indeß wurden die Verdächtigungen nicht in officieller Weise laut, die Aeußerung Solikowski's aber, der im Namen der Secretäre und Hofbeamten des verstorbenen Königs über das Gebaren der unwürdigen Umgebung desselben auf dem Reichstage referirte, daß die elenden Creaturen „beide Kanzlerämter lahmlegten" (mit Umgehung des Kanzlersiegels durch Misbrauch des königlichen Siegelringes, der Ausdruck in der polnischen Uebersetzung Orzelski's mniejsza pieczęć ist nicht richtig), wendet jeden Verdacht von Krasiński ab; dieser erwies vielmehr in den letzten Lebensstunden des Königs diesem die größte Fürsorge, und er hinterließ kein Vermögen. In der Zeit des ersten Interregnums besorgte er die dringendsten auswärtigen Angelegenheiten, zusammen mit einigen Senatoren schickte er Gesandte nach Moskau und an den Khan Dowlet Girei. In der bewegten Zeit der ersten zwei Interregna suchte Krasiński eine vermittelnde Stellung einzunehmen, indem er 1573, der einzige unter allen Bischöfen, die von den Dissidenten ins Werk gesetzte

Confoederationsacte mit einem Artikel, der alle religiösen Gemeinschaften, dissidentes de religione, zum Frieden und zur gegenseitigen Toleranz verpflichtete, unterzeichnete propter libertatem religionis, wie er in seiner Apologie dem Krakauer Kapitel gegenüber versicherte (Łętowski, Katalog biskupów Krak. II, 137). In dem zweiten Interregnum gehörte er zu denjenigen der kaiserlichen Partei, welche um jeden Preis eine zwiespältige Wahl vermeiden wollten, und suchte noch im letzten Augenblicke vor dem Wahlacte, in Warschau 1576, mit Mielecki, Wojewoden von Podolien, die nationale Partei, welche anfangs für einen Piasten, später für Sigismund war, zur Eintracht und zu gemeinsamem Vorgehen mit den Maximilianisten zu bewegen. Im „Kreise der Ritterschaft" sprach er, anfänglich in turbulenter Weise begrüßt, warme Worte der Versöhnung und Warnung (Orzelski's Uebers. II, 296), doch vergebens; bald darauf wurde von der einen Partei der Kaiser Maximilian, von der andern Sigismund Wasa gewählt. Als Fürst von Siewierz, welches den Bischöfen von Krakau gehörte, ertheilte er dem Adel große Privilegien, stellte ihn nach der Union von Lublin mit dem übrigen Adel des polnischen Reiches gleich. Seine ansehnlichen Einkünfte verwendete er theils auf eine glanzvolle Hofhaltung, theils auf Stiftungen; so gründete er auf dem Stammgute Krasne ein Spital und eine Schule, baute eine neue Kirche an Stelle der alten hölzernen und vermehrte die Einkünfte des Beneficiums reichlich. Auch für die Bedürfnisse des Staates hatte er eine offene Hand: er stellte Truppen auf eigene Kosten ins Feld, einmal gegen die Tataren, ein anderes mal gegen die aufständische Stadt Danzig 1577. In demselben Jahre starb er in Bodzenthn, wo er auch begraben worden ist.

Stanislaus, ein jüngerer Bruder des Bischofs, der vierte Sohn des Truchseß Johann, war königlicher Secretär, Archidiakonus von Krakau und Propst in Warschau, starb 1598, nachdem er zweimal als Delegirter von Provinzialsynoden nach Rom gereist war. Er stiftete ein Stipendium für 12 arme Studirende in der Jerusalemer Burse in Krakau, und schrieb ein Werk „De Controversiis", welches nach Juszyński (Dykcyonarz poetów I, 212) eine Reisebeschreibung in polnischen Versen ohne Werth ist, das unter dem Titel „Dyaryusz podróży do Niemiec, Francyi, Anglii i Hollandyi" s. l. e. a. herauskam und dann von der Familie wieder aus dem Buchhandel gezogen wurde (nach Załuski Bibliotheca poetarum etc. 53 aber ist der Verfasser Stanislaus Krasiński, Kastellan von Płock).

Von Andreas, dem fünften Sohne des Truchseß Johann, der Landrichter von Ciechanów war, und dessen Gemahlin Katharina Czernicka stammte Johann, Kanonikus von Krakau und Stanislaus, Wojewode von Płock. Dieser Johann, geboren 1550 in Szczuki, studirte in Krakau, sodann in Wien und Rom unter Ribeira, wohin er von seinem Oheim, dem Unterstaatskanzler Krasiński, geschickt worden war, zuletzt in Bologna unter Sigonius, der ihn nach der Wahl Heinrich's von Anjou zum König von Polen veranlaßte, ein Buch über Polen, Litauen und andere zu Polen gehörige Länder zu schreiben. Dieses Buch, erschienen in Bologna unter dem Titel „Joannis Crasinii Polonia ad Potentissimum Henricum Poloniae regem" 1574, und bestimmt für den neugewählten König, für dessen Umgebung und für das Ausland, bestand aus zwei Theilen, von denen der erste Polen in Hinsicht der politischen Einrichtungen, der Sitten, Trachten, der Lebensweise u. s. w., das andere Litauen und andere zu Polen gehörige Länder schildert. Obgleich von geringem Werthe, wurde es von Thuanus, der vieles daraus excerpirte, Krasiński aberkannt und Sigonius zugeschrieben, auf eine Mittheilung des letztern an de Thou selbst hin (ab eo tandem expressit Thuanus, so erzählt dieser, Kölner Ausg. 1630, V, et libros de Senatu Romano sub Joannis Zamoscii nomine editos et Poloniam Petri — soll heißen Joannis — Crasinii a se scriptam esse). Dem französischen Geschichtschreiber folgten andere, wie Grävius, in Polen aber wurde die Autorschaft Krasiński's zu keiner Zeit angezweifelt, wie denn Mitzler a Koloff die genannte Schrift in „Historiarum Poloniae .... collectio magna" I, 1755 unter dem Titel „Polonia Crasinii" wieder abdruckte; die erste Ausgabe, welche jetzt zur großen Seltenheit geworden ist, wurde auf diese Weise ersetzt. Die Frage nach der Autorschaft ist in letzter Zeit von Stan. Budziński in der Vorrede zu der polnischen Uebersetzung der „Polonia" (Warschau 1852) zu Gunsten Krasiński's entschieden worden. Krasiński, welcher schon in seiner Studienzeit mehrfacher Kanonikus war, wurde nach seiner Rückkehr in die Heimat königlicher Secretär, Kanonikus zu Krakau, später zu Gnesen, ohne sich von dem politischen Leben fern zu halten; er wurde öfter mit Aufträgen betraut, selbst nach Franken und Brandenburg als politischer Geschäftsträger gesandt, wozu ihn die Kenntniß der deutschen Sprache befähigte. Von seinen reichen Bücherschätzen, die er der Kirche zu Krasne schenkte, wurde in neuerer Zeit ein Theil der Krasiński'schen Bibliothek in Warschau einverleibt. Er starb in Krakau 1612. Außer der Schrift „Polonia" verfaßte er im J. 1572 ein lateinisches Gedicht auf den Tod Sigismund August's; im J. 1573 schrieb er „Oratio ad Senatum et Equites Polonos" für Heinrich von Anjou (herausg. in Bologna in Q.); handschriftlich hinterließ er „Vitae et elogia archiepiscoporum Gnesnensium", und nach Janozki (Von den raren poln. Büchern) einen „Commentarius belli Livonici et ducis Moscorum contra Livones".

Sein Bruder Stanislaus, zuerst Kastellan von Sierp 1590, sodann von Podlachien 1593, von Płock 1596, zuletzt Wojewode von Płock, seit 1600 und 1601, hinterließ nach der Genealogie des Krasiński'schen Geschlechtes von 1722 (Niesiecki, Herbarz V, 363) 10 Söhne, von denen Franz, Johann Kasimir, Ludwig und Stanislaus nach einander Kastellane von Ciechanów waren, Gabriel war Kastellan von Płock. Ueber Alexander s. unten.

Johann Kasimir wurde, nachdem er 1637 Kastellan von Ciechanów, 1643 von Płock gewesen, im J. 1648 Wojewode von Płock, zuletzt Kronschatzmeister 1658—

1668. Im J. 1656 schloß er als Beauftragter der Regierung einen Waffenstillstand mit Alexei, Großfürsten von Moskau, in Niewieża bei Wilna. Sein Sohn Johann Bonaventura, Kronreferendar 1668 und seit 1689 Wojewode von Płock (starb 1697) vermehrte den Besitzstand seiner Familie bedeutend, noch mehr dessen Sohn, Stanislaus Bonifaz, Kastellan von Płock, durch die Heirath mit der Tochter des Schatzmeisters von Litauen Ogiński. Der letzte dieser Linie war deren Sohn Johann Blasius, Starost von Szumsk und Prasnysz. Die bedeutenden Güter gingen nach seinem Tode auf die andern Linien über.

Der sechste Sohn des Wojewoden Stanislaus von Płock, Gabriel, Kastellan von Płock (gest. 1673), ist der Urgroßvater des Stanislaus Krasiński, Starosten von Nowokorczyn, der mit Angelika Humiecka, Tochter des Wojewoden von Podolien, verheirathet, Franziska, Gemahlin Karl's von Kurland, erzeugte.

Franziska Krasińska heirathete Karl, Sohn August's III., im geheimen, doch mit Vorwissen ihrer Familie, welche sich Hoffnungen auf eine eventuelle Thronbesteigung in Polen von seiten Karl's machte; indeß zum König von Polen wurde der von Katharina II. begünstigte Stanislaus Poniatowski gewählt; Karl's Heirath wurde vom Kurfürsten von Sachsen nicht anerkannt und Franziska büßte ihren Ehrgeiz (der Sage nach soll sie ihr Herz anfänglich dem jungen Kasimir Pułaski geschenkt haben) durch vielen Kummer und sogar durch viele Entbehrungen, da ihr leichtsinniger Gemahl sie verließ und sie, nach dem Tode ihrer Aeltern ohne regelmäßige Einkünfte, die Gastfreundschaft ihrer Schwester Swidzińska und der Nonnenklöster zu Warschau und Krakau in Anspruch nehmen mußte, sich auch zeitweilig verlassen in Oppeln aufhielt. Erst 1776 erkannte die polnische Republik ihre Heirath als rechtmäßig an und versorgte sie mit auskömmlichen Jahrgeldern. Sie starb in Dresden am 30. April 1796. Ihre Tochter Marie, die im 14. Jahre ihrer ehelichen Verbindung geboren wurde, heirathete den Herzog von Savoyen, Karl von Carignan, und ist die Großmutter des Königs Victor Emanuel von Italien.

Johann Kasimir's jüngerer Bruder Ludwig, welcher 1643 Kastellan von Ciechanów wurde, ist der Stammvater einer langen Reihe, von denen zunächst zwei Söhne, Wojciech und Dominik, nacheinander Kastellane von Ciechanów waren (der erste seit 1663 Wojewode von Masovien), nach dem letzten dessen Sohn Jakob seit 1680. (Anders die Genealogie bei Niesiecki.) Von Ludwig stammte Johann Krasiński, Kastellan von Małagoszcz, gest. 1764 (nach Niesiecki VIII, 459), Vater des in der Conföderation von Bar berühmt gewordenen Miturhebers derselben Adam, Bischof von Kamieniez und Michael, Unterkämmerer von Rożany. Adam Krasiński, geb. 1714, wurde Bischof von Kamieniez 1759. Als Gegner der Czartoryski'schen Partei war er gegen die Wahl Poniatowski's und für die Erhaltung des polnischen Thrones bei dem sächsischen Hause thätig, welches durch die Heirath Karl's von Kurland mit Franziska Krasińska in verwandtschaftliche Verbindung mit den Krasiński getreten war. Er huldigte zwar Poniatowski, trachtete aber bald danach, seiner Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, verband sich mit seinen Gegnern, und nachdem er Polen und seine Diöcese verlassen hatte, suchte er durch Verbindungen mit fremden Höfen eine Action zur Befreiung des Vaterlandes von der russischen Vormundschaft (Garantie) in größerem Maßstabe vorzubereiten. Der Ausbruch der Conföderation von Bar, deren voreilige Bildung er misbilligte, kam seinen Plänen zuvor; er schloß sich ihr aber an und förderte sie durch seine Beziehungen und durch Aufrufe an die Nation und andere, ausländische Nationen. Nach dem baldigen Mislingen der einzelnen Waffenerhebungen wegen mangelnder Organisation verband er sich mit dem Kronschatzmeister Wessel, um die Conföderation von Bar, in welcher sein Bruder Michael Marschall war, wieder ins Leben zu rufen, konnte aber nicht verhindern, daß Wessel eine neue Organisation schuf, die auch Erfolg hatte, während Michael in der Türkei weilte. Der Bischof verlor aber nicht den Gedanken einer Einfügung der neuen Bewegung in den Rahmen der Barer Conföderation, was denn auch in der Folge gelungen ist. Ohne ein Amt in der Generalität zu bekleiden, diente er der Conföderation eifrig durch seine Verbindungen, doch ohne Erfolg wegen der Streitigkeiten zwischen den Häuptern der Bewegung, an denen auch er theilnahm. Nach der ersten Theilung Polens fiel ein Theil seiner bischöflichen Besitzungen an Oesterreich, nach der zweiten Theilung ging der von den Russen besetzte Theil der Diöcese für ihn verloren. Nachdem er lange Jahre an der Wassersucht krank gewesen, starb er 1800 in Krasne. — Michael Krasiński, Unterkämmerer von Rożany und Marschall von Ciechanów, gehörte zu den Stiftern der Conföderation von Bar 1768 und wurde als Verwandter des sächsischen kurfürstlichen Hauses zum Marschall derselben gewählt. So wie sein Bruder suchte er die Pforte für die Sache der Conföderation zu gewinnen. Er besetzte die Grenzfestung Mohilów, welche als Waffendepot dienen und die Verbindung mit der Türkei sichern sollte, bald aber mußte er selbst Sicherheit in der Türkei suchen, welche zwar mit Rußland einen Krieg begann, diesen aber unglücklich führte und sowol Krasiński als auch Potocki, den Kriegshauptmann der Conföderation (Generalregimentarius), lange Zeit zurückhielt. — Sein Sohn Johann, Starost von Opinogóra, Rittmeister der National-Cavalerie, Reichstagsabgeordneter im J. 1788, war der Vater des Generals Vincenz Krasiński. Dieser, geboren 1783, war im Dienste Napoleon's, dem er auch nach Spanien folgte, Oberst der polnischen Chevaux légers. Im J. 1811 wurde er Brigade- und 1813 Divisionsgeneral. Nach dem Falle Napoleon's führte er auf Befehl des Kaisers Alexander I. den Rest der polnischen Truppen nach der Heimat zurück. In dem 1815 entstandenen Königreiche Polen wurde er Divisionsgeneral der Garde, stationirte in Warschau, die Güter von Opinogóra machte er zu einer Majoratsherrschaft. Vor 1830 war sein Haus in Warschau der Mittelpunkt des literarischen Lebens; er selbst war als Schriftsteller thätig.

denn er schrieb: Rzut oka na wieszczów Prowancyi zwanych Trubadurami 1818; Aperçu sur les Juifs de Pologne 1818; Odpowiedź na uwagi pewnego oficera nad uznaną potrzebą urządzenia Żydów w Polsce 1818, und ließ mehrere Reden, die er gehalten, drucken. In den J. 1855—56 versah er die Stelle des Statthalters von Polen, zwei Jahre später starb er in Warschau. Ueber seinen Sohn Napoleon Sigismund, den berühmten polnischen Dichter, s. unten.

Nach einer Nachricht gehörte dieser Linie der Krasiński auch Joseph Laurenz an. Geboren 1793 war er Adjutant des Generals Kniaziewicz, später Senator des Königreichs Polen und ein eifriger Förderer der Literatur; er schrieb oder übersetzte viele beliebte Theaterstücke (Lis w obrotach 1822, Leśniczy eine Operette 1822, Kochany Dziadunio 1824, Pani Mecenasowa aus dem Deutschen 1834 und andere); er legte 1815 eine Druckerei an und gab in den J. 1829—34 eine technologische Zeitschrift „Piast czyli Pamiętnik technologiczny" heraus, welche viel gelesen wurde (im ganzen 24 Bändchen); er schrieb „Przewodnik dla podrożujących w Polsce i Rzeczypospolitéj Krakowskiéj", Warschau 1821, auch in französischer Uebersetzung, ferner „Upominek podręczny alfabetyczny dla wygody i użytku mieszkańców wiejskich, chcących urządzić gospodarstwa rólnicze i domowe", Krakau 1845. Im Manuscript hinterließ er seine Memoiren. Er starb in Krakau 1848.

Außer den Genannten haben sich noch hervorgethan: Isidor Krasiński, Oberst eines polnischen Regiments unter Napoleon, in der Schlacht bei Leipzig in die Gefangenschaft der Verbündeten gerathen, in dem Königreiche Polen Divisionsgeneral und 1818 Kriegsminister; ferner Hilarius Krasiński, Oberst in der Armee des Herzogthums Warschau, zeichnete sich aus bei der Einnahme von Zamość 1809.

Der fünfte Sohn des im J. 1601 gestorbenen Wojewoden Stanislaus, Alexander, war nach der Genealogie der Krasiński (Niesiecki V, 368) in Smolensk ansässig; von ihm stammte wol Heinrich Krasiński, polnischer Schriftsteller, der in Laskowicze bei Minsk circa 1804 geboren wurde. Er diente im J. 1830 in der polnischen Armee als Hauptmann, nahm nach dem Falle der Revolution seinen Wohnsitz in Frankreich und schrieb in französischer und englischer Sprache historische Werke: „Le célèbre Vitold Grand Duc de Lithuanie", Paris 1834; „The Cosacks of the Ukraine: Chmielnicki, Stenko Razin, Mazeppa, Sawa" etc., London 1838; übersetzte den historischen Roman Bronikowski's über Johann Sobieski: „The Poles in the Seventeenth Century", London 1843; schrieb selbständig einen historischen Roman „Bataille de Kirchholm ou l'amour d'une Anglaise" in 2 Bdn. 1836, ein historisches Schauspiel „Gonta an historical drama in five acts", 1848 u. a.

Ein Zweig des Krasiński'schen Geschlechtes siedelte sich in Weißrußland an und nahm das Calvinische Glaubensbekenntniß an. Diesem Zweige gehörte ein Krasiński an (der Vorname ist nicht bekannt), welcher im Anfange der Regierung des Stan. Poniatowski eifrig für die Gleichberechtigung der Dissidenten thätig war, im J. 1766 bei Katharina II. ihre Sache betrieb und in demselben Jahre dem Grafen Panin ein Memorial zu Gunsten der polnischen Dissidenten überreichte. — Demselben Zweige soll auch angehört haben Walerian Krasiński, polnischer Schriftsteller. Geboren 1795, besuchte er um 1820 die Universität Wilna, ging 1822 nach Warschau und erhielt eine Stellung im Ministerium des Cultus. Seinen Bemühungen ist es gelungen, der Rabbinerschule zur Blüte zu verhelfen. Er entwickelte eine große Thätigkeit auf dem Gebiete der Literatur; im J. 1826 legte er eine Stereotypdruckerei an, gab Karpiński's Psalmenübersetzung und eine große Anzahl von Walter Scott's Romanen in sorgfältiger polnischer Uebersetzung und sorgfältiger Ausstattung heraus; der Plan, den er mit Odyniec faßte, ein großes Conversations-Lexikon in polnischer Sprache herauszugeben, wurde durch die Ereignisse des J. 1830 vereitelt; in diesem Jahre ging er nach England, um dort der Sache der Revolution auf publicistischem Gebiete zu dienen. Hier entwickelte er als Publicist und Schriftsteller eine ungewöhnliche Energie. Nachdem er sich durch die Uebersetzung eines historischen Romans Bronikowski's („Das Zeitalter Sigismund August's") bekannt gemacht hatte, machte er mit seinem Werke „Historical sketch of the rise, progress and decline, of the reformation of Poland" (2 Bde., London 1839—1840) Aufsehen, eine deutsche Uebersetzung von A. Lindau folgte bald und wurde 1841 in Leipzig herausgegeben. Der preußische Gesandte Bunsen wirkte dem Verfasser bei seiner Regierung die goldene Verdienstmedaille aus. Die Tendenz des Werkes war zu zeigen, wie nahe Polen im 16. Jahrh. war, protestantisch zu werden und wie sein Misgeschick dem Umstande zuzuschreiben sei, daß dies nicht geschehen. Allgemeine Aufmerksamkeit lenkte Krasiński auf sich durch die Schrift „Panslavism and Germanism" 1848 (auch deutsch von A. Lindau 1848), in welcher die Einheitsbestrebungen der Deutschen als eitel und vergeblich dargestellt wurden. Seine späteren Werke: „Lectures on the religious history of Slavonic nations" (London 1850, zum zweiten mal 1851, auch französisch 1853), ferner „Poland, its history, constitutions, litterature, manners etc.", über welchem er starb, waren mehr Compilationen aus bekannten Werken polnischer und anderer slawischer Gelehrten. Im J. 1854 trat er wieder als Publicist auf und suchte während des Krimkrieges die Engländer über die wirkliche Macht und Schwäche des russischen Reiches aufzuklären. Die Tendenz der meisten Werke Krasiński's ging dahin, sein Vaterland zu verherrlichen und das protestantische Princip hochzuhalten. Talentvoll, beredt, von vornehmen und gewinnenden Umgangsformen, war er allgemein beliebt. Er verlebte seine letzten Lebensjahre in Edinburgh und starb hier am 22. Dec. 1855.

(*W. Nehring.*)

KRASIŃSKI (Napoleon Sigismund), einer der hervorragendsten polnischen Dichter der Neuzeit, gehörte dem alten angesehenen Geschlechte Krasiński des Zeichens Slepowron mit dem Beinamen Korwin an (s. Krasiński, Geschlecht), aus welchem der bekannte polnische Historiker

des 16. Jahrh., Johann, der Bischof von Kamieniec, Adam Stanislaus Krasiński, der Leiter der Conföderation von Bar, und dessen Bruder, Michael Hieronymus, Unterkämmerer von Rozany, hervorgegangen sind. Der Vater Sigismund's, Sohn des letztgenannten Michael, war Graf Vincenz Krasiński, der im J. 1806 in den Dienst Napoleon's I. trat, von ihm zunächst zum Adjutanten, bald darauf zum Oberst der Garde-Chevauxlégers, im J. 1811 zum Brigadegeneral, 1813 zum Divisionsgeneral ernannt wurde und an allen Kämpfen der Napoleon'schen Armee mit Auszeichnung theilnahm. Nach dem Falle Napoleon's erhielt er von Alexander I. den Befehl, die polnischen Truppen in die Heimat zurückzuführen, und bekam nach Errichtung des Königreichs Polen von Alexander I. das Commando der ersten Brigade der Gardetruppen; in den J. 1855 und 1856 versah er das Amt des Statthalters von Polen. Die ihm geschenkte Starostei Opinogóra machte er zur Majoratsherrschaft (ordynacya); mit seiner Gemahlin, der Fürstin Maria Radziwill, erhielt er angesehene Güter um Knyszyn. Sigismund wurde am 19. Febr. 1812 in Paris geboren, wo seine Aeltern sich aufhielten, bald aber, 1814, nach Warschau gebracht, erhielt er in dem väterlichen Hause unter der Leitung von ausgezeichneten Lehrern, zu denen zeitweilig auch der bekannte Schriftsteller Korzeniowski gehörte, eine sorgfältige Erziehung und Vorbildung. Trotz seiner zarten Gesundheit entwickelten sich seine geistigen Anlagen frühzeitig und rasch, sodaß er schon als Knabe von 12 Jahren durch seine Kenntnisse Bewunderung erregte, zwei Jahre später einen Roman schrieb und im geheimen, um seinem Vater eine Ueberraschung zu bereiten, drucken ließ. Das große Interesse für wissenschaftliche und literarische Fragen in dem Hause des Generals, welcher alle Notabilitäten Warschaus um sich versammelte, trug wesentlich zur raschen und günstigen Entfaltung des jungen Gemüths bei und gab ihm auch die erste Anregung zu literarischer Beschäftigung. Im J. 1826 wurde er in die sechste (oberste) Klasse der Lycealschule zu Warschau aufgenommen, die er im nächsten Jahre beendigte, um als 16 jähriger Jüngling die Universität in Warschau als Student der Rechtswissenschaft zu beziehen. Der frühreife Jüngling trat auch schon 1828 als Autor in die Oeffentlichkeit, indem er seinen nach dem Vorbilde der Walter Scott'schen damals in Warschau in polnischen Uebersetzungen vielgelesenen geschichtlichen Romane geschriebenen historischen Roman „Das Grab derer von Reichsthal“ (Grób rodziny Reichstalów) in dem literarischen Beiblatte der „Gazeta Korespondenta Warszawskiego“ (anonym) drucken ließ; bald darauf (1829) schrieb er ebenfalls nach dem Vorbilde W. Scott's einen historischen Roman: „Wladislaus Hermann und sein Hof“ (Władysław Herman i dwór jego); gleichzeitig bearbeitete er in französischer Uebersetzung einen Theil einer rechtswissenschaftlichen Abhandlung Lelewel's. Unter seinen Commilitonen hatte er wegen seiner stolzen Haltung und seiner aristokratischen Neigungen, wie er später schrieb, wenig Sympathie und wenige Freunde, darunter K. Gaszyński, Dominicus Magnuszewski, beide später namhafte Dichter, und K. Danielewicz, der später auf ihn den größten Einfluß ausüben sollte. Das Jahr 1829 brachte in dem bis dahin ruhig dahinfließenden und nur von körperlichen Leiden zeitweilig getrübten Leben eine verhängnißvolle Wendung. Der Vater Sigismund's setzte sich in dem gegen die polnischen Patrioten verhängten Processe in Gegensatz gegen alle Stimmen in dem als Gericht constituirten Landtage, und Sigismund ging, der Weisung des Vaters gehorchend, an dem Tage des Begräbnisses des Senators Bieliński, Präsidenten des genannten Gerichts, statt zur Bestattungsfeierlichkeit in die Vorlesung, er allein unter allen Studenten. Dafür wurde ihm eine Beschimpfung zutheil, die den von der öffentlichen Meinung streng verurtheilten Vater veranlaßte, Sigismund ins Ausland zu schicken. Dieser ging nach Genf und machte hier die Bekanntschaft mit Mickiewicz, Odyniec, Bonstetten, Sismondi u. a., machte mit den beiden erstern Ausflüge in die Alpen, die seine empfängliche, schwärmerische Seele mit großartigen Eindrücken und unvergeßlichen Bildern erfüllten. Dabei war er literarisch unermüdlich thätig, schrieb eine vortreffliche historisch gehaltene Skizze „Familia Wilczkow“ eine Novelle „Teodoro, król borów“ nach der Erzählung eines corsicanischen Offiziers, beides in polnischer Sprache, und auf die Anregung von Bonstetten hin einen Aufsatz über die polnische Literatur, welche Bonstetten in der „Révue universelle“ drucken ließ; ein historischer Roman „Zawisza Czarny“ ging auf dem Wege von Genf nach Warschau verloren. Das J. 1830 brachte für das Leben Krasiński's die schon lange vorbereitete Entscheidung: mit der Nachricht von der Revolution in Warschau kam zugleich die Kunde von der öffentlichen Beschimpfung des Vaters durch die warschauer Straßenpatrioten; diese Kunde erfüllte ihn mit Wehmuth, zog ihm eine lange Krankheit zu und ließ in ihm den Gedanken reifen, auf eine einflußreiche Stellung zu verzichten, Gutes im stillen zu wirken, seinem Volke schriftstellerisch zu dienen, ohne seinen Namen zu nennen. Der Aufenthalt in Rom, in Genf, in München, die Berührung mit vielen hervorragenden Personen brachte Wechsel, nicht aber innere Ruhe, und das Augenübel, welches schon seit früher Zeit ihn plagte, wurde im Sommer 1832 besonders heftig. Nur weniges konnte er schreiben, das Umfangreichste ist der Roman „Agaj-Han“ (erst 1834 in Breslau herausgegeben), worin in glühenden Farben die Liebe eines Tartaren zu der Zarin Maria Mniszchowna, des Falschen Dimitri verwitweten Frau, und deren letzte Lebensschicksale geschildert werden. In dem genannten J. 1832 ging Krasiński zum Winter auf das Geheiß des Kaisers und auf die Weisung des Vaters nach St.-Petersburg. Dem Entgegenkommen des Kaisers Nikolaus, der ihn zu gewinnen suchte und seine Gunst durchblicken ließ, stellte der durch das Elend seines hartgeprüften Volkes und durch seine Leiden erregte Dichter die Bitte um einen Paß ins Ausland entgegen; indeß erlangte er den Paß erst, nachdem der Arzt bei längerem Verbleiben im rauhen Norden mit der gänzlichen Erblindung gedroht hatte. Das Andenken dieser peinlichen Lage und Stimmung brachte der Dichter später in der

„Versuchung“ zum Ausdruck. Im Frühlinge des J. 1833 ging Krasiński in Begleitung seines Freundes Const. Danielewicz zunächst nach Gräfenberg, um seine Gesundheit herzustellen, dann nach Wien, wo er den Herbst und den darauffolgenden Winter verlebte. Hier schrieb er eines seiner Hauptwerke, die „Ungöttliche Komödie“ in phantastisch-dramatischer Form, wie sich später zeigte ein Fragment einer auf breiter Grundlage angelegten Dichtung, welche die Geschichte der Menschheit umfassen sollte; die „Ungöttliche Komödie“ (Nieboska Komedya) stellt das erst in Zukunft erfolgende Ende der zweiten Epoche dar. Im J. 1836 hielt sich Krasiński in Rom auf und schrieb hier, ebenfalls in dramatischer Form „Iridion“, ein Bild des in staatlicher und sittlicher Auflösung untergehenden kaiserlichen Roms, gegen welches der haßerfüllte Grieche Iridion kämpft. Dem exaltirten, auf außerordentliche Weltstürme und Läuterungskatastrophen der Menschheit vergeblich wartenden und durch seine nervösen Leiden sowol als auch durch das Verlangen nach mächtigen Eindrücken erregten Gemüth des Dichters brachte der Verkehr mit hervorragenden Männern, besonders seinem Jugendfreunde Cieszkowski, mit vorgezogenen weiblichen Schönheiten, von denen er eine als seine Beatrice feierte, sodann der wechselnde Aufenthalt in Warschau, in den Bädern, in Italien, ferner Wanderungen durch Schönheiten der Natur, vorübergehende Beschwichtigung seiner Sehnsucht nach unfaßbaren Idealen, aber sie führten ihn auch auf Irrwege des Zweifels und der Trostlosigkeit. Diesen Seelenzustand spiegelten drei wehmüthige Träumereien, von dem Dichter unter dem Titel „Trzy myśli Ligenzy“ (Drei Gedanken des Ligenza) veröffentlicht, in denen er der pantheistischen Weltanschauung huldigte, seinem am alten Glauben festhaltenden Volke den Untergang verkündete und nur in weiter Ferne in dem Kommen eines neuen Zeitalters, des der Johanneischen Liebe, das Heil erwartet. Doch kehrte er bald zu den von Anfang an festgehaltenen Idealen zurück und gab ihnen Ausdruck in dem Gedichte „Morgendämmerung“ (Przedświt) 1843, dem ersten Gedichte in Versen, das er schrieb und dessen Gedanken er als das Eigenthum seines Geistes und, wol mit Unrecht, als das der als Beatrice gefeierten Frau bezeichnet, mit welcher ihn ein zartes Band der Herzen mehrere Jahre verband. Im J. 1843 heirathete er Elisabeth Comtesse Branicka, die er als Mädchen schon 1832 in St.-Petersburg kennen gelernt hatte und die ihm der Vater als Gattin bestimmte. Er fand auch — allmählich löste sich das Band, das ihn mit „Beatrice“ verband, — in der Ehe mit dieser „ihm von Gott auserkorenen Schwester“ ein glückliches Leben, das durch die Geburt von vier Kindern noch verschönert wurde. Zunächst blieb er in Warschau und auf seinen Gütern, mußte aber wegen seines Augenübels wieder ins Ausland gehen und suchte 1844 Heidelberg, sodann den Süden auf. Auf die unheilvollen revolutionären Umtriebe aufmerksam geworden und von trüben Ahnungen gepeinigt, schrieb er „Psalmen der Zukunft“ (Psalmy Przyszłości), in denen er vor demokratischen Revolutionen warnte und auf die Auferstehung durch Heiligung des Willens hinwies. Verhöhnt von Słowacki in einer meisterhaft geschriebenen poetischen Apostrophe, schrieb er als Antwort, nachdem die galizischen Massacres ihm recht gegeben hatten, noch zwei weitere Psalmen, welche er zusammen mit den drei Psalmen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe 1846 noch einmal herausgab. Die Ereignisse des J. 1848 erschütterten ihn bis ins Innerste und führten ihn im Gegensatze zu Mickiewicz, der sie zur Verwirklichung seiner messianischen Träume benutzen wollte, dem unbedingten positiven Glauben und den religiösen Uebungen zu; in dieser Gemüthsverfassung kehrte er zur Fortsetzung seiner großen historiosophischen Dichtung zurück, die aber nicht zur Vollendung gebracht wurde. Vorübergehend, und nur höheren Weisungen folgend, hielt er sich in Warschau auf, gewöhnlich verweilte er im Winter im Süden, im Sommer in Bädern und Heilanstalten, wo er, meist vergebens, Linderung seiner nervösen Schmerzen und seines mit Erblindung drohenden Augenübels suchte. Vergebens sah er auch besseren Zeiten entgegen, nur die Thronbesteigung Napoleon's III. erschien ihm providentiell, und die von Alexander II. befohlene Vicestatthalterschaft des Vaters, welche sympathisch begrüßt wurde und sich bewährte, verschaffte ihm Befriedigung und Freude. Aber diese Freude dauerte nur kurze Zeit. Bald starb der General und noch vorher starb das jüngste Kind des Dichters, Elisabeth; auch der Ruin des Hauses Thurneisen brachte ihm empfindliche Verluste und bittere Enttäuschung des unbedachten Vertrauens. Er überlebte diese Schicksalsschläge nicht lange: am 13. Febr. des J. 1857 starb er in Paris, seiner Geburtsstadt.

In der frühesten Jugend schon zeigte Krasiński schriftstellerische Neigungen; die ersten Proben des frühreifen Jünglings, von denen eine größere Anzahl gedruckt wurde, ließen einen bedeutenden Schriftsteller nicht erwarten; sie sind alle in Prosa und zeigen eine große Unfertigkeit in der Ausführung, einige sind rasch hingeworfen, wie Erzählungen, zu denen der junge Schriftsteller den Stoff aus Mittheilungen anderer nahm, z. B. „Familia Wilczków“, geschrieben nach der Erzählung eines mit der alten Sage des Schlosses Wilczki im Haliczer Lande bekannten Mannes, oder, „Teodoro“ nach der Schilderung eines Offiziers aus Corsica; ebenso die Erzählung Gastold, welche er infolge einer Wette mit Mickiewicz geschrieben haben soll, er wolle in 24 Stunden einen Roman schreiben; kurz und flüchtig genug ist auch diese „Legende“. Andere Schriften Krasiński's aus der Jugendzeit sind Schilderungen großartiger Naturschönheiten, eine darunter, 16 Seiten stark, gedruckt in Warschau 1830 unter dem Titel, „Ułomek z słowiańskiego rękopisu“, gibt dem Glauben an das zukünftige Wiedersehen und den zukünftigen Verkehr der Seelen den Ausdruck; geschrieben wurde dieses Bild des Seelenlebens im Jenseits in schwermüthiger Sehnsucht nach der von ihm in Genf verehrten Engländerin Miß Harry, welche durch ihre Abreise von Genf den jungen Grafen in untröstlicher Stimmung gelassen haben soll; ihr widmete er auch ein Gedicht, das erste in Versen, welches er geschrieben hat. Diese Erstlingsproben, mit Aus-

schluß des Gedichtes, sind vor kurzem erschienen in „Utwory Krasińskiego nie objęte Lwowskiem wydaniem", herausgegeben von B. T. (Posen 1880).

Die ersten Proben Krasiński's zeigen ein Gemüth, welches unruhig und ungewöhnlicher Eindrücke begierig und fähig war, und diese Vorliebe für ungewöhnliche Situationen, Menschen und Charaktere zeigen auch die historischen Romane, unter denen „Agaj-Han" der bekannteste und beste ist, wenn er auch noch das Uebermaß des Feuers in der Schilderung der Leidenschaften zum Schaden der Darstellung und der Charakterschilderung zu grell hervortreten läßt. In diesem Punkte entfernte sich „Agaj-Han" merklich von dem Vorbilde der Walter Scott'schen historischen Romane, die in den zwanziger Jahren in Warschau nicht blos in Uebersetzungen bekannt waren, sondern dem Publikum auch näher gebracht wurden durch gelungene Nachahmungen von Bernatowicz, Niemcewicz und andern; der Zusammenhang des „Agaj-Han" mit dieser Reihe von bekannten Romanen in W. Scott's Manier ist indeß in der Wahl des Stoffes, dessen Quelle in der Vorrede angegeben wird, und der Schilderung einiger Situationen gegeben, nicht aber in dem Aufbau des Romans und der Entwickelung der Charaktere, die uns vielmehr als gegebene entgegentreten.

Mit dem J. 1833 ändert sich der Charakter der schriftstellerischen Thätigkeit Krasiński's. Er wählt die höchsten Lebensfragen der Menschheit zur Aufgabe und schildert in einigen phantastischen Dichtwerken das Leben der Menschheit vom historiosophischen Standpunkte Schelling's, dessen Vorlesungen in München er um das J. 1830 hörte und gemäß den Ideen seines Jugendfreundes, des Philosophen Cieszkowski, wie dieser sie in seinen Prolegomena zur Historiosophie 1838 und später in einem polnisch geschriebenen Werke „Ojcze Nasz" (Vater Unser) 1848 entwickelt hat. Nach dieser Ansicht hat die Menschheit in ihrer Entwickelung erst zwei Epochen durchlebt, deren Grenzstein Christus ist; was vor ihm war, weist auf ihn hin, was nach ihm kam, geht von ihm aus und entfernt sich auch von ihm; die vorchristliche Zeit erzeugte ein sinnliches, auf das Object gerichtetes Leben, suchte aber die Seele aus dem Joche der Sinnlichkeit zu befreien; die nachchristliche Zeit erzeugte ein innerliches, auf das Ewige, Uebersinnliche gerichtetes Leben, suchte aber allmählich den Leib von der ausschließlichen Herrschaft der Seele zu befreien; die Menschheit hat nach der These und Antithese, nach dem Leben der Position und dem der Negation eine dritte Lebensepoche, die der Synthese, die des Geistes, der Harmonie von Leib und Seele zu erwarten. So wie die zweite Epoche durch den Zusammensturz des römischen Reiches und durch gewaltige Umwälzungen sich eingeführt hat, so wird auch die dritte Epoche über gewaltige Stürme und Ruinen einkehren. Ihr Kommen steht in nicht allzu ferner Zukunft bevor, die Menschen können das Kommen dieses Reiches Gottes auf Erden beschleunigen, wenn sie ihren Willen heiligen und Liebe bethätigen, denn das dritte Reich wird das Reich der liebevollen That sein. So wie das Individuum wiedergeboren werde nur durch Hinsterben nach Mühen und Leiden, — für viele Menschen gebe es keine Wiedergeburt, erst nach Millionen von Jahren will der Dichter, der jedoch das Wort Seelenwanderung nicht ausspricht, ihnen ein Wiedererwachen zum Bewußtsein zuerkennen — so sei es auch mit der Menschheit, auch sie müsse leiden, um wiedergeboren zu werden; unter den Völkern habe das polnische den Vorzug, weil es gelitten, seinen Willen geläutert habe und weil es nach heiligen Zielen der Vervollkommnung strebe. Die drei Dichtungen, welchen diese Gedanken zu Grunde liegen, sind: „Unvollendetes Gedicht" (Niedokończony Poemat), nach dem vorausgesetzten Plane zu schließen, ein Bruchstück des beabsichtigten Bildes der Vergangenheit und der Gegenwart; die „Ungöttliche Komödie" (Nieboska Komedya), das Bild des Endes der Epoche, in welcher die Menschheit lebt; und „Iridion", das Bild der Auflösung des alten römischen Reiches und der antiken Weltordnung. Sie sind alle in Prosa, in dramatischer Form geschrieben und phantastisch gehalten, indem Gestalten und Stimmen aus der überirdischen Welt in die Handlung eingreifen. Das früheste dieser Gedichte ist die „Ungöttliche Komödie", geschrieben nach dem ersten St.-Petersburger Aufenthalte in Wien (beendigt vor dem 11. Nov. des J. 1833, wie aus einem Briefe des Dichters an K. Gaszyński zu ersehen ist). Das Ganze zerfällt in 4 Theile, deren jedem ein hochpoetisch gehaltenes Vorwort ouverturenartig vorangeht, mit der Charakteristik der Hauptperson oder der Hauptsituation. Der Dichter führt einen Grafen vor, den er mąż (Mann) nennt und der mit den Nachbildungen des Faust den Trieb nach Wissen und Genuß gemein hat, durch die Macht der Verhältnisse zur That getrieben wird, der aber eigenartig ist, indem er von Eigenliebe, Eigendünkel, Selbstgefälligkeit und Ruhmsucht beherrscht wird. Seine reichen Geistesgaben, die der Dichter als poetische bezeichnet, tragen keine Früchte, weil er auf der ewigen Jagd nach Idealen außer Stande ist, sein Leben harmonisch zu gestalten; von der wahren Poesie, der Bildnerin des Lebens, ist er durch die „Kluft der Phrase" geschieden. Die Vorsehung hat ihm alles gegeben: angesehene Geburt, körperliche Kraft und Schönheit, einen reichen Geist, irdische Reichthümer, eine liebende Frau und einen Sohn, aber unbekümmert um diese Güter verstand er weder Gatte noch Vater zu sein; sein Sinn war auf die Erforschung der letzten Ziele und Aufgaben der Natur und der Menschheit gerichtet, doch der Mangel an festem Wollen verkümmerte ihm sein Erkennen. Trübe Ahnungen peinigten ihn und wurden zur traurigen Wahrheit durch den Ausbruch des längst vorhergesehenen Kampfes zwischen der historisch gewordenen Ordnung und der Doctrin der unbedingten Freiheit und Gleichheit. Die Macht der Verhältnisse trieb ihn in den Kampf, in dem er ohne innere Ueberzeugung — denn er war in religiöser und socialpolitischer Beziehung ein liberaler Doctrinär — gegen die Kämpen der absoluten Demokratie und gegen die in ihrem Gefolge stehenden hungernden Massen auftrat. Das Haupt des Pöbels, Pankraz, war ebenso, wie der Graf, ein Doctrinär und Phrasenheld ohne den innern Trieb der Ueberzeugung; und so gehen

sie beide zögernd und zaudernd ans Werk (die Vorrede zu dem vierten Theile benutzt diese Schwebe vor der Entscheidung zu der gelungenen Zeichnung der Hauptpersonen und der entscheidenden Situationen, wie z. B. des Lagers des Pankraz, der Begegnung zwischen diesem und dem Grafen), und so siegt zwar Pankraz und seine Partei, weil sie mit elementarer Macht auf den Feind sich stürzt, aber der Sieg ist ohne Frucht; der eigentliche Sieger ist Christus, der mit dem Kreuze vom Himmel herabsteigt, und welchem Pankraz sterbend zuruft: Galilee vicisti. Christus soll nach dem Gedanken des Dichters seine Kirche, das göttliche Reich auf den Trümmern der zweiten Epoche aufbauen. — Der Dichter charakterisirte sein Gedicht in einem Briefe an K. Gaszyński als einen Kampf der aristokratischen und demokratischen Welt, an dem er geistig den regsten Antheil nahm; die nächste Anregung zur Darstellung einer historischen Katastrophe, die mit dem Ausgange der zweiten Epoche der Geschichte der Menschheit zusammenfallen sollte, gaben die um das J. 1830 sich breit machenden St.-Simonistischen und Fourier'schen Doctrinen; der Proceß der St.-Simonisten im J. 1831, die im theatralischen Aufzuge vor den Richterstuhl zogen, lenkte die Augen aller auf die Gefahr hin, welche von seiten der socialen Umtriebe drohten; der Dichter erinnert auch in einigen Zügen an wirkliche Begebenheiten. Aber er verallgemeinert die Bedeutung der socialistischen Bewegungen und stellt diese als den letzten Angriff der revolutionären Elemente gegen die historisch gewordene Lebensordnung dar, als einen Kampf der Hungerigen gegen die Besitzenden, als die letzte Auflehnung der sinnlichen Triebe gegen die Herrschaft des ordnenden Verstandes, und deshalb rückt er seinen historiosophischen Ueberzeugungen gemäß den erwähnten Kampf an das Ende der zweiten Epoche. Sein Hauptbestreben dabei war zu zeigen, daß diese letzte geschichtliche Phase nur in sich zerfallene Charaktere erzeugen werde, die, einer schöpferischen That unfähig, das Feld räumen würden. Freilich sind diese Gedanken nur zu ahnen und zu erschließen aus der Reihe der Bilder, welche der Dichter vorführt, um die Zerklüftung, die Zerfahrenheit, das Elend der Menschheit zu zeigen, und fast wörtlich lassen sich die Worte der Fausterklärer auch von der „Ungöttlichen Komödie" wiederholen, daß der Dichter „dunkle Vorstellungen mit dunkeln Worten umsponnen und umwoben hat".

Ein Licht auf die Grundidee der „Ungöttlichen Komödie" fällt aus einer Reihe von Fragmenten, welche 1860, drei Jahre nach dem Tode des Dichters, in der Gesammtausgabe der Gedichte Krasiński's in Paris unter dem Titel „Unvollendetes Gedicht" (Niedokończony Poemat) erschienen sind; davon ist ein Theil unter dem Titel „Traumgesicht" (Sen) schon bei Lebzeiten des Dichters, 1852, in Lissa erschienen. Aus Aeußerungen der Freunde Krasiński's und aus den Briefen des Dichters selbst geht hervor, daß dieser wiederholt zu der Composition einer „Trilogie" von Gedichten zurückkehrte, deren Anlage nur im allgemeinen errathen werden kann, deren Grundidee die Entwickelung der Geschichte der Menschheit, Darstellung des Ueberganges von der Gebundenheit zur Freiheit des nach Ueberwindung des Dualismus sich mit sich selbst und mit Gott Eins fühlenden Geistes sein sollte. Das „Unvollendete Gedicht" enthält Fragmente der Vergangenheit und der Gegenwart. Es besteht aus sechs Fragmenten: das erste zeigt einen mit körperlicher Schönheit und Kraft ausgestatteten Jüngling unter der schützenden Leitung eines älteren Freundes, der den bedeutsamen Namen Alighieri trägt (so benennt der Dichter seinen älteren Freund und Mentor, den Dante-Verehrer Danielewicz, dessen geistiger Führung er sich gern hingab); diesen hatte der Jüngling schon „auf der Schulbank" kennen und lieben gelernt, weil er ihn gegen die Beschimpfung seiner Commilitonen in Schutz genommen hatte, später schätzte er ihn wegen seiner geistigen und Charaktereigenschaften hoch. Während der Jüngling der Jagdlust folgend die Alpenhöhen erklimmt, bleibt Alighieri am Fuße der Höhe einsam mit seinen Gedanken an den Jüngling, den er von den Versuchungen des Lebens zu schützen sich zur Aufgabe gemacht hat und den er Gott empfiehlt; in diesen einsamen Gebeten erbat er sich auch die Gnade und die Macht, in einem Traumbilde dem Jünglinge die Häßlichkeit der Welt und das Elend und die Qualen des Lebens zu zeigen. In dem zweiten Theile verfällt der Jüngling unter dem Zauber Alighieri's mitten in wegeloser, von Nebeln eingehüllter Einöde in einer Kapelle in einen Schlaf, und der Schattengestalt Dante's folgend (in dem er seinen Mentor erkennt) macht er eine Wanderung durch die Welt: besucht Kasernen, Brutstätten der Spionage, sieht das Elend in den Werkstätten, das feige Gebaren der unterirdischen Verschwörungen gegen die bestehende Ordnung seitens der heuchlerischen Demagogen, sieht die Erniedrigung der Frauen, die Niedertracht der Börse und anderes Elend; überall sieht er die von der Materie gefesselten Seelen ohne freies Selbstbewußtsein und überall sieht er die Hölle auf der Welt; dann erblickt er das Fegfeuer, die Leiden des gekreuzigten polnischen Volkes; den Himmel, den er sehen wollte, sah er nicht, denn noch ist der Himmel, das Reich Gottes, auf Erden nicht erschienen, aber der Geist des Herrn und des Himmels Abglanz seien schon seit Jahrhunderten in dem Innern der Menschen und würde „das Dritte" durch die Heiligung des Willens und durch die Liebe sich verwirklichen. In dem dritten Fragment erblickt der Jüngling in Venedig mitten im Carnevalsgewühle eine ungewöhnlich schöne Dame, eine Polin, am Arme ihres Gemahls, der Chef der österreichischen Spione sein soll, und brennt vor Begierde, diesem Weibe sich zu nähern, wird aber in dem folgenden Bruchstücke von Alighieri gewarnt, dieser irdischen Schönheit sich hinzugeben statt der ewigen, unvergänglichen und veredelnden, die irdische Liebe würde sein Herz vorzeitig welk machen. Die Freunde trennen sich, ohne daß das Fragment uns errathen läßt, ob der jugendliche Faust in die Lockungen und Netze der irdischen Liebe verfallen wird. Das ist um so mehr zu bedauern, als die venetianische Schönheit vermuthlich dieselbe Frau ist, die der Dichter im zweiten Fragment mit großem

Mitgefühle als einen gefallenen Engel, als eine Frau schildert, die ihren Mann wegen seiner Apostasie verachtet und einen andern wegen seiner Schönheit, Güte und geistigen Hoheit geliebt hat, und weil darin sich Erinnerungen des Dichters an eine geistvolle und schöne Frau widerspiegelten, die trotz des kurzen Verhältnisses mit Krasiński ihn ihr Lebenlang verehrt hat. — Alighieri wollte die Versuchungen von seinem Schützlinge abwenden und versprach, ihn nach drei Tagen in die venetianischen Souterrains zu führen, um ihn in die Geheimnisse der sich für die nächste Zukunft vorbereitenden Weltereignisse einzuweihen. Das vierte Fragment ist ein Traumgesicht im Wachen, in dem der Dichter zeigt, wie die Menschheit allmählich aus dem träumenden Zustande zur Erkenntniß und zur theilweisen Freiheit erwache; wie sie sich zu immer höheren Aufgaben aufschwinge; daß sie aber durch Elend und verfehlte Mühsale nach langem Irren durch gerechten und geheiligten Willen sich zur Einheit mit Gott erheben solle. In dem letzten Fragment erblickt der Jüngling in den Führern verschiedener Völker die Träger der bald kommenden Ereignisse, in denen die Menschen und Völker durch wahrhaft christlichen Geist, durch Liebe und Bethätigung des geläuterten und geheiligten Willens sich zum Empfang des verheißenen heil. Geistes vorbereiten und des Reiches Gottes auf Erden theilhaftig werden sollen. Dem polnischen Volke, das durch Leiden geprüft und mehr geläutert ist, ist in den venetianischen Katakomben eine bevorzugte Stellung unter den Völkern zugewiesen; aber der Führer der demokratischen Partei unter den Polen, Pankraz, protestirt gegen die Vergöttlichung der Menschheit und verkündet das Heil durch Vernichtung der conservativen Elemente. Mit dem über ihn verhängten Fluche schließt das letzte Fragment. — Der Zusammenhang der Fragmente mit der „Ungöttlichen Komödie" ist unzweifelhaft, sie sind die Vorstufen sowol zu dem letzten Kampfe in der „Ungöttlichen Komödie" als auch eine Erklärung des Verhaltens und des Charakters des Grafen Heinrich, der trotz der Führung Dante's doch zum selbstsüchtigen Idealisten geworden ist, weil, wie es scheint, das Zeitalter der zerfallenden zweiten Epoche Männer der Liebe und Aufopferung noch nicht zu erzeugen vermag. Noch mehr sieht man den Zusammenhang der Fragmente mit der „Ungöttlichen Komödie" darin, daß Pankraz in beiden auftritt, ebenso ist der treue Diener Jakob in beiden Gedichten der Begleiter des Grafen; das letzte Bild in den Fragmenten scheint in dem Plane des Dichters unmittelbaren Anschluß an die „Ungöttliche Komödie" zu haben. Aus den Fragmenten erhellt auch, daß der Dichter den Titel „Ungöttliche (infernale) Komödie" für die ganze Dichtung bestimmt hat, denn hier wird die Hölle geschildert. Hier ist auch an einer Stelle auf Goethe's Faust in einer Weise Bezug genommen, daß wir in den Menschheitsgedichten Krasiński's einen Versuch der Weiterspinnung der Faustidee erblicken können. In dem entscheidenden Augenblicke, wo der Beschützer und Lehrer des Jünglings, Dante, ihm verkündet, wie er seinen Geist entwickeln und bilden wolle, um ihn zum Vorbild für andere zu machen, sagt er: „Wenn schon ein Augenblick des Lebens so schön sein kann, daß du ihn festhalten und ihm zurufen möchtest: verweile, du bist so schön! wie viel mehr muß eine vollkommene Seele ein solches Wunder sein, daß jedermann rufe: du bist schön! So schenke du deinen Brüdern ein solches Glück und werde ein solches Meisterwerk." Im Verfolg des Gedichtes wird gezeigt, daß eine solche Vollkommenheit erzielt werden könne nur durch Leiden, Liebe und Heiligung des Willens.

Mit den genannten zwei Gedichten steht ein drittes unter dem Titel „Iridion" im Zusammenhange. Das Gedicht, ebenso wie jene, ein phantastisches Drama, gibt ein Bild des in Zersetzung und Auflösung begriffenen cäsarischen Römerreiches. Iridion, Sohn des gegen Rom haßerfüllten Amphilochos aus dem Geschlechte des Philopömen, und der Chriemhilde, Priesterin Odin's, soll nach dem Willen des Vaters die Macht des verhaßten Rom zur Knechtung Griechenlands vernichten; von dem sterbenden Amphilochos zum Haß gegen Rom verpflichtet und dem dämonischen Masinissa zur Leitung übergeben, sucht Iridion Bundesgenossen in den zu Gladiatoren und Sklaven degradirten patricischen Geschlechtern; in den germanischen Söldlingen, mit denen ihn seine germanische Abkunft von mütterlicher Seite verbindet; in zahllosen Orientalen, welche auf den Straßen von Rom herumlungern; in den Christen in den Katakomben, unter denen er die edle Cornelia Metella auf den dämonischen Rath Masinissa's mit seiner Liebe umstrickt und für den Glauben fanatisirt, daß er der von Gott gesandte Retter der Christen sei. Dem Gedanken an Rache opfert er seine Schwester Elsinoe, welche er Heliogabal als Gattin preisgibt, damit sie diesen ewig beunruhige und ihm Iridion als den einzigen Retter nenne. Er gelangt auf diese Weise zu Ansehen, erhält den Siegelring des Kaisers mit dem Genius von Roma darauf, und als Alexander Severus an der Spitze der empörten Legionen gegen den verweichlichten Sohn des Orients zieht, wiegt er ihn in den Traum ein, er könne die Legionen durch Söldlinge vernichten, Rom, den Hort der republikanischen Erinnerungen, dem Erdboden gleichmachen und dann den Cäsarensitz nach Asien verlegen. So scheiden sich die Rom erhaltenden und Rom hassenden und untergrabenden Elemente und treten auf zum entscheidenden Kampf, in dem Iridion alle gegen das cäsarische Rom kämpfenden Kräfte um sich schart; aber die Christen, fanatisirt durch Cornelia und durch eine Partei der That, stellen sich, rechtzeitig von ihrem Bischofe zurückgehalten, nicht zum Kampf, Iridion unterliegt nach einem verzweifelten Ringen und will am Grabdenkmale seines Vaters sich erstechen. Aber Masinissa entrückt ihn den Augen der Häscher und gewinnt die durch das Geschehene niedergebeugte Seele noch einmal durch die Aussicht, ihm, wenn er aus langem Schlaf nach vielen Jahrhunderten erwacht sein würde, die Ruinen und das Elend Roms zu zeigen. Dies zeigt der Dichter in einem Epilog, betitelt „Der Schluß". Unter der Führung Masinissa's sieht Iridion den gänzlichen Verfall des christlichen Roms, den Ruin der Kirche, und doch zieht ihn das in der Mitte des Colosseums aufgepflanzte Kreuz, das seine

Arme im Mondscheinglanz ausstreckt, mächtig an, und am Fuße desselben entsteht noch ein Kampf um den Besitz seiner Seele zwischen Masinissa und dem von Gott gesandten Engel, aber Cornelia's Geist rettet ihn, weil er „Griechenland geliebt hat". Jetzt befiehlt ihm eine göttliche Stimme, nach dem Norden zu gehen, um im Dienste eines leidenden Volkes einer heiligenden Prüfung sich zu unterziehen, dort solle er unermüdlich handeln — bis zur Auferstehung.

„Iridion" ist im J. 1836 in Wien entstanden, doch ist der Plan zu diesem Gedichte viel früher gefaßt worden. Der Dichter erinnert seinen Vater in einem Briefe vom November 1833, er habe sich mit dem Plane eines Gedichtes, dessen Vorwurf das ehemalige Rom und dessen Held Iridion sein sollte, schon in St.-Petersburg (1832) getragen, er habe dem Vater den Plan mitgetheilt und dieser habe die Idee schön gefunden; in St.-Petersburg habe er einen großen Theil geschrieben, den andern in Warschau, dann aber das Manuscript vernichtet, später sei ihm in Rom eine solche Gestalt, wie Iridion, auf Schritt und Tritt vor den Geist getreten. Krasiński mochte wol schon viel früher den Gedanken eines den Fall oder Verfall Roms schildernden Gedichtes gefaßt haben. Nach einer Mittheilung von Odyniec hat dieser 1829 in Lausanne in dem einst von Gibbon bewohnten Hause Krasiński und Mickiewicz — sie wohnten alle drei dort — den Inhalt des einst in Lausanne geschriebenen Werkes von Gibbon „History of the decline and fall of the Roman empire" (1776—1788) ausführlich mitgetheilt, und die drei Freunde hatten mit einem so warmen Interesse über den Inhalt des Buches gesprochen, daß Krasiński versicherte, er werde den Inhalt der Gespräche nie vergessen. Die Lektüre Gibbon's ist in den Anmerkungen zu „Iridion" sichtbar, ebenso die von Montesquieu's Schrift „Considérations sur les causes de la grandeur et décadence de l'empire des Romains", überhaupt sind eingehende culturhistorische Studien in der Behandlung und Beurtheilung des historischen Stoffes nicht zu verkennen. Unter den Schriften, welche Krasiński vor der Abfassung des „Iridion" las, war auch höchst wahrscheinlich die (auch als Buch erschienene) Abhandlung Baur's „Apollonius von Tyana und Christus", 1832, woraus der Dichter viele Einzelheiten über Heliogabal, über gleichzeitige philosophische Systeme und Richtungen schöpfte, und bei dessen Lektüre er sich in die geistige Athmosphäre zur Zeit des beginnenden dritten Jahrhunderts hineindachte; daß Iridion nicht stirbt, sondern durch eine wunderbare Macht der Erde entrückt wird und fortlebt, steht im Einklange mit den Ansichten der Neoplatoniker und Neopythagoräer, nach denen Apollonius im entscheidenden Augenblicke, in welchem Verurtheilung und Tod seiner harrten, verschwand. Wenn auch Iridion mit Apollonius nichts gemein hat, so steht ihm doch Masinissa zur Seite, einer der wunderthätigen Männer, wie Apollonius von Tyana oder Alexander von Abonoteichos.

Indeß ist Iridion kein geschichtlicher Charakter, denn die Geschichte kennt keine Rächer des durch Rom gedemüthigten Griechenlands; auch in einer andern Beziehung entspricht das Bild, welches Krasiński von Rom entwirft, nicht der Wirklichkeit: der Haß gegen die Christen entsprang nicht, wie der Dichter anzunehmen scheint, aus dem Widerwillen gegen die dem antiken Bewußtsein widerstrebende Verehrung einer Frau, denn der Mariencultus war im 3. Jahrhundert noch nicht entwickelt, sondern weil man die Christen für eine jüdische Sekte hielt und weil die Juden als „odium generis humani" galten; auch ist das Zeichen des Kreuzes, welches in dem Gedichte wiederholt als Wahrzeichen in den Katakomben erscheint, welches z. B. von Simeon in die Höhe gehalten wird, um die Christen von der Hülfsleistung für Iridion zurückzuhalten, ein mit der Geschichte nicht übereinstimmendes poetisches Motiv, denn das Zeichen des Kreuzes tritt in dem Leben der Christen verhältnißmäßig spät auf, in der Symbolik der Malereien in den Katakomben findet es sich bekanntlich nicht.

Indeß lag die Absicht einer historisch treuen Schilderung dem Dichter des „Iridion" wol fern; auch die Schilderung der zweiten Epoche des in der Menschheit sich auslebenden Wortes Christi lag dem Dichter fern, da in dem Epiloge Masinissa dem aus dem Schlafe geweckten Iridion das verfallene und gedemüthigte Rom zeigt; der Dichter hat vielmehr angesichts des racheerfüllten Geistes des Helden eine warnende Stimme erheben wollen. Nach der Niederwerfung der polnischen Revolution vom J. 1830 waren mehrere polnische Gedichte mit patriotischer Tendenz erschienen, deren Helden das Vorbild sein sollten, wie man dem Vaterlande dienen soll: Garczyński's „Wacława Dzieje" 1833, Słowacki's „Kordyan" 1834 und Mickiewicz' „Pan Tadeusz" 1834; die in ihnen auftretenden Helden kämpfen mit mehr oder weniger Haß gegen den Feind. Der Grundgedanke des „Iridion" ist aber, zu zeigen, daß der Haß allein nichts schafft, nichts erzielt, daß er vielmehr die Wachsamkeit und Energie des Feindes weckt und steigert, neuen Haß und neue Kraft im Gegner erzeugt. Der Dichter verurtheilt zwar nicht Iridion, er rechtfertigt ihn in sittlicher Hinsicht darum, weil er Griechenland geliebt hat, aber Griechenland ist mit seinem Kampfe und mit seiner Aufopferung nicht gedient; die Vaterlandsliebe Iridion's, die unterdessen durch die Liebe zum Kreuz gerechtfertigt ist, soll im Norden, im polnischen Volke, durch eine neue Probe geläutert und geheiligt werden, bis nach unsaglicher Pein und Qual der Erfolg sie belohnt.

Die historiosophischen Gedanken, die Krasiński in den drei genannten prosaischen Dichtungen in dramatische Form eingekleidet hat, erfüllen eine Reihe von lyrischen Gedichten in Versen, welche in den vierziger Jahren entstanden sind und welche die Hoffnungen, Ueberzeugungen und Verheißungen des Dichters viel bestimmter und schärfer hervortreten lassen als jene; diese sind: Das „Morgengrauen" (Przedświt), geschrieben schon im J. 1841, erschienen 1843; „Psalmen der Zukunft" (Psalmy Przyszłości), zunächst drei Psalmen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, erschienen 1845, dann um zwei Psalmen („Psalm der Trauer und Psalm des guten Willens") vermehrt 1848: „Der heutige Tag" (Dzień dzi-

siejszy), „Der Letzte" (Ostatni) und „Resurrecturis", von denen die beiden ersten 1846 entstanden sind, das letztere später. — In „Przedświt" will der Dichter das Herz seines Volkes aufrichten, indem er die hohe Bestimmung desselben im Leben der Menschheit verkündet. An der Seite seiner Beatrice sieht er aus den Gräbern Geister polnischer Heroen erstehen, welche die Leiden und den Fall des polnischen Volkes als gnadenvolle Fügung der Vorsehung preisen und ihm Auferstehung und die Stellung eines auserwählten Volkes verheißen, weil es verschmäht hatte, ein Krämervolk zu sein wie andere; er sieht dann ferner die Geister der Vorfahren im Gefolge der heiligen Gestalt der Muttergottes im Morgengrauen gen Osten dahinziehen, um die Macht des Erzfeindes der Menschen zu vernichten; dann solle die Glorie des dritten Tages anbrechen. Durch diese Erscheinungen hellsehend geworden, erschaut der Dichter das zukünftige, auferstehende, verklärte Polen, welches ihm nicht mehr das Land, der Inbegriff der nationalen Sitten, der staatlichen Einrichtungen, sondern das göttliche Gesetz und Gottes-Gedanke ist und welches in heiliger Glorie den Reigen führen wird unter den zukünftigen aus Gottes Schose erstandenen Völkern, ihnen voranfliegend und den Weg weisend zu Gott. — Diese mystischen Visionen und Entzückungen, welche sich in mehrern, wol zu verschiedenen Zeiten gezeichneten Bildern verkörpern und deshalb mehr eine Reihe von prophetischen Schilderungen als von zusammenhängenden Gedanken darstellen, sind durch eine prosaisch geschriebene Vorrede erläutert, welche gleichsam die Grundlage der poetischen Verheißungen bilden sollte: an die Spitze ist eine Vergleichung des revolutionären und Napoleonischen Zeitalters mit dem Cäsar's und Christi vorausgeschickt, jene sei ebenfalls ein Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit und die Ankündigung einer neuen Zeit, der dritten Epoche des Geistes, deren Kommen begründet wird durch den Gang der Geschichte und durch die Verchristlichung der internationalen Verhältnisse, durch Gerechtigkeit für Polen und durch Sühne für dessen Leiden. Die Schlußaccorde des Gedichtes: „das Lied möge verstummen und die That möge erstehen", bringen den Gedankenkreis des „Przedświt" wieder deutlich mit des Dichters allgemeiner Weltansicht und mit dem Grundgedanken der Prolegomena von Cieszkowski in Verbindung, welcher für die dritte Epoche als Wahrspruch auch hinstellte: „Am Ende wird die That". Indeß sollte es anders kommen.

Der Dichter wurde im Namen der versailler Polnischen Centralisation zur Theilnahme an einer Verschwörung auf demokratischer Grundlage aufgefordert, welche die Beseitigung des polnischen Adels auf ihre Fahne schreiben wollte. Krasiński versagte jede Mitwirkung, suchte noch seine warnende Stimme zu erheben und schrieb den „Psalm der Liebe". Er weist auf die Liebe als die schaffende und verwandelnde Macht hin; nur der polnische Adel, als Seele, zusammen mit dem Volke, als Leib, vereint zu Einem Geist, zu Einem Willen, Einem Leben, Einer Nation, könne das Vaterland retten. Wer das weiße Gewand Polens beflecken will, dem ist der Gang der Weltgeschichte nicht bekannt; wahre Genien und Wohlthäter der Menschheit verachten das Messer und den Terrorismus, nur niedrige Seelen greifen zum Messer. Stets habe der Adel gehandelt, Opfer gebracht, gelitten, und seine Sünden habe er durch Leiden und Opfer gesühnt; er habe das Volk geführt, welches für sich allein eine leblose Masse sei; er habe das Leben, die Tradition, die Continuität treu bewahrt und er allein vermöge das Volk zu heben nach göttlichem Gesetze, wonach alles in die Höhe strebe; Rückfall in die Barbarei wäre, das Höhere herabsetzen. Man möge die Seelen nicht verwirren, denn nichts sei schmerzlicher, als des Volkes Geist vergiftet zu sehen. Der Dichter verkündet dem Vaterlande den Sieg in dieser letzten Krise, verheißt Auferstehung und ewige Glorie, denn Völker warten auf einen erlösenden Gedanken oder auf einen Erlöser, und Polen allein könne diese Erlösung bringen; es möge die verkrüppelte Menschheit aufrichten, Sünden ausrotten, die Herrschaft des Leibes verschmähen, Mitleid üben, Liebe säen, des Herrn Odem weitertragen, und möge zum Vorbild anderer Völker werden. Dem „Psalm der Liebe" fügte Krasiński noch den „Psalm des Glaubens" und den „Psalm der Hoffnung" hinzu. In jenem sagt der Dichter, daß Leib und Seele vergehen, der Geist unsterblich sei und in stets vollkommenerer Wiedergeburt in immer höhere Lebenssphären wandere, durch der Qualen Hölle und des Verdienstes Fegfeuer, bis er immer mehr veredelt in das andere Leben, zu Gott in den Himmel eingehe. Doch Schule und Prüfung der Geister seien die Schicksale der Menschheit und unsers Planeten, und den Einzelnen geleiten die Völker, die von Gott eingesetzt und auserkoren seien, den Gottesbegriff stets höher zu gestalten, Liebe und Verbrüderung heimischer zu machen. Ein solches auserkorene Volk sei das polnische, weil es durch die Märthyrerkrone geehrt sei. Christus lebe sich in der Menschheit aus, und sowie er verklärt wurde, so werde auch die Menschheit verklärt werden durch geistige Anschauung (duchowe poznanie) und unendliche Liebe. In dem „Psalm der Hoffnung" wird das nahe Kommen des verheißenen Trösters, des heiligen Geistes, des letzten Zeitalters verkündet, wo die Menschen nach wiederholten Vervollkommnungen wie Götter sein werden. „Glaubet und hoffet", ruft der Dichter, „achtet nicht auf Qualen, auf Versuchungen."

Die drei Psalmen erschienen zuerst 1845. Słowacki machte sich zum Dolmetscher der durch die Arbeiten der Centralisation für eine demokratische Bewegung gewonnenen öffentlichen Meinung und antwortete anonym in einer meisterhaft geschriebenen poetischen Epistel „Do autora trzech psalmów" (An den Autor der drei Psalmen), worin die Befürchtungen eines Blutbades als Traumbilder der durch Furcht erregten Phantasie verhöhnt werden, der Adel seiner beanspruchten Führung für verlustig erklärt, der in klärenden Stürmen bald erwartete rettende Geist als der „ewige Revolutionist" gefeiert wird. Dem mit Bewunderung aufgenommenen und allgemein gelesenen Gedichte, welches zuerst als Manuscript lange cursirte, ehe es 1846 herausgegeben

wurde, folgten bald die Bauernunruhen in Galizien, gegen den Adel gerichtet und von Mord und Brand begleitet. Krasiński war weit entfernt, Befriedigung darin zu suchen, daß seinen Befürchtungen die Ereignisse recht gegeben haben, vielmehr untergruben die trüben Ahnungen und die Ereignisse des J. 1846 seine Gesundheit für immer. Doch sein Geist thronte immer auf gleicher Höhe. Im J. 1848 schrieb er noch zwei Psalmen: einen „Psalm der Trauer“, in dem nach einem prosaisch geschriebenen einleitenden Hinweis auf den Inhalt des Gedichtes von Słowacki diesem Dichter vorgehalten wird, daß ihm der Triumph der Keckheit gern zugestanden werden könnte, hätte er nur recht gehabt, daß er aber den Geist der kommenden Zeit nicht verstanden und daß er das Volk vergöttere, ehe es zur Heiligkeit gelangt sei; wenn er gesagt, man könne nicht wissen, was der Geist der Zukunft wählen würde, ob Kampf bis aufs Messer oder die heiligende Hebung der Massen, so gezieme ein solches Nichtwissen einem „Seher“ nicht; sodann wiederholt der Dichter die öfter entwickelten Ideen, daß bald das Ende der Zeit kommen solle, wo Leib und Seele nach langem Kampfe miteinander harmonisch zum Leben des Geistes sich gestalten, wo der heilige Geist kommen werde, um Gericht zu halten über das mit Irrthum beladene Zeitalter und um ein neues Leben zu bilden; dann werde Polen die Völker zum himmlischen Reich aufrufen und geleiten! In demselben J. 1848 ist auch der fünfte „Psalm des guten Willens“ (Psalm dobréj woli) entstanden, in welchem die verzückten und prophetischen Gedanken Krasiński's den Höhepunkt erreicht haben; auch formell ist dies Gedicht das schönste, das Krasiński geschrieben, zugleich seine letzte dichterische Gabe. Es ist ein in tiefster Demuth und Zuversicht gesprochenes Gebet. Gott der Weltherrscher, der den Polen „alles gegeben“: ein tausendjähriges Wirken in „übereuropäischer“ Tugend, ein Leben der Gnade, das am Kreuze geendigt habe, ein geheiligtes Leben über das Grab hinaus, der aber ohne Zuthun des hartgeprüften Volkes es nicht erlösen könne, möge ihm in der kommenden Stunde in der Schwebe zwischen dem Morgenroth der Erlösung und dem schäumenden Abgrunde des ewigen Bösen und des ewigen Todes, auf Fürbitte der Jungfrau Maria, in der es unter allen Völkern zuerst die Herrschaft Christi auf Erden erkannt habe, ein reines Herz und den guten Willen schenken!

In dem kurzen Gedichte „Resurrecturis“ verkündet der Dichter dem polnischen Volke die Lebensweisheit, die zum Heil führen soll. Er predigt das Dulden in Ergebung und im heiligen Schweigen, in Hingebung für Mitleidende und stolzer Zurückhaltung gegen den Feind; er gibt den Rathschlag „Hölle der Liebe“ zu sein, das Martyrium aber nicht zu suchen, erst wenn die „Stunde der Ereignisse“ schlägt, beim Eintreten der neuen Aera, solle man freudig den Märtyrertod suchen und durch ihn das neue Leben gewinnen.

Die Verwirklichung seiner politischen Zukunftsträume stellt Krasiński in zwei Gedichten dar: „Dzień dzisiejszy“ (Der heutige Tag) und „Ostatni“ (Der Letzte), sich selbst in ihnen als den vereinsamten oder verlassenen. In „Ostatni“ finden wir den Dichter, der heilige Worte des Duldens und der Verheißung seinem durch Krämergeist oder durch falsche Propheten bethörten Volke gepredigt und für dasselbe gelitten hat, in einer sibirischen Festung, gemartert durch seine hoffnungslose Lage, mehr noch durch Betrachtung seines einstigen vergeblichen Strebens. Da geht ihm durch höhere Eingebung eine Ahnung und ein Licht auf, daß die von ihm verkündete Zeit der Erlösung seines Volkes und der Menschheit gekommen und daß er noch selbst ihr Glück schauen werde. Schon hört er das Nahen der bewaffneten Schar der Edlen, welche die politischen Gefangenen bis nach Sibirien aufsuchen und befreien; schon hört er ihre Stimmen, — aber irregeführt durch unrichtige Aussagen des unkundigen Landvolkes kehren sie zurück und überlassen den Unglücklichen rettungslos seinem Schicksale.

In dem Gedichte „Dzień dzisiejszy“ stellt der Dichter sich auf dem Sterbebette dar, umgeben von den Repräsentanten verschiedener politischer Parteien; seinen letzten Worten von der rettenden Liebe, die Macht und Streit bezwinge, stellt der Satan die Theorie von dem aus dem Tode sich stets neu entwickelnden Leben entgegen: jener habe Polen unwiederbringlich ereilt und neues Leben sei in dem mächtigen Kaiserreiche erblüht; mit Thatsachen müsse gerechnet werden. Ein Streit politischer Meinungen erhebt sich um den Sterbenden, die in der Demokratie, im Panslawismus, in dem Communismus u. a. das Heil erblicken. In diesem öden und trostlosen Augenblicke erscheint auf des Sterbenden Flehen von oben in des Engels Gestalt seine geistige Schwester und verkündet wiederholt das baldige Erstehen Polens durch Gottes Hülfe; der Streit verstummt, die Gemüther, erlöst von der Bethörung durch ihre Theorien, bekehren sich zu des Dichters Glauben.

Eine Disharmonie in den poetischen Gedanken Krasiński's sind: „Die drei Gedanken Ligenza's“ (Trzy myśli Ligenzy), mit einer meisterhaft geschriebenen Vorrede über die angebliche Entdeckung des nachgelassenen Manuscripts bei Palermo. Von diesen drei „Gedanken“ enthält „Syn cieniów“ (Der Sohn der Schatten), in Versen, in dunkeln Wendungen eine poetische Darstellung des Pantheismus, des Entwickelungsganges des menschlichen Bewußtseins von der Befangenheit des Naturzustandes bis zur geistigen Freiheit und bis zum Eingang in Gott; die „Legende“, in Prosa, gibt eine Vision von dem Tode und dem Untergange der polnischen Nation zusammen mit dem Untergange der katholischen Kirche als historischer Nothwendigkeit und Vorstufe zu höherem geschichtlichen Leben; „Sen Cezary“ (Der Traum des Cesara), in Prosa, bietet ein schauerliches Bild der nationalen Vernichtung Polens, worauf in überirdischen, luftartigen Bildern gehaltene dunkle Verheißungen folgen, welche mit der „Legende“ in keinen directen Zusammenhang zu bringen sind.

Zwei poetische Erzählungen in Prosa, geschrieben um 1840: „Sommernacht“ (Noc letnia) und „Versuchung“ (Pokusa), beide politische Allegorien, schildern

die Tragik und das Unheil, welche durch gezwungene Verbindung von Personen verschiedener Nationalitäten herbeigeführt werden. In der „Sommernacht“ hat ein Magnat seine einzige Tochter einem Jünglinge aus fremdem Volke aus politischen Motiven angelobt und zur Frau gegeben, weil er seinen Brudersohn als Empörer gegen die legitime Macht haßt, und weil der Fremde den Namen des Magnaten anzunehmen und sein Geschlecht fortzusetzen versprochen hatte. Die tragischen Folgen bleiben nicht aus: während der auf die Trauung folgenden Nacht, welche der Bräutigam mit seinen Jugendfreunden verbringt, dringt der Verwandte, Führer der Söhne der Freiheit, zu seiner Geliebten, der Braut, in das Schloß und nach einer letzten Unterredung tödtet er sie und sich selbst, weil er nicht Richter sein will über seinen Oheim. Der stolze Vater verfällt in Wahnsinn und nimmt sich das Leben, nachdem er seinem Schwiegersohne zugerufen hatte: Gott hat mich gestraft, weil ich mich vor deinem Könige gebeugt habe. — Die „Versuchung“ stellt in rasch aufeinanderfolgenden Bildern in biblisch-apokalyptischer Sprache einen jungen Patrioten dar, der von seinem älteren Mentor vor des Herrschers Versuchungen gewarnt, in des Lebens heilige Pflichten eingeweiht, den Lockungen des Herrschers in der mächtigen Stadt nicht widersteht und, geblendet von dessen Macht und der Herrlichkeit des Lebens, jenem im Angesichte der Aschenurne seiner Mutter Treue gelobt. Die furchtbaren Gewissensbisse, die ihn als Verräther peinigen, lassen ihn nicht ruhen: in der Flucht vor dem Glanze des Lebens begegnet er seinem „älteren Beschützer“, der ihn niedersticht, um ihn vor Schande zu bewahren. Die sehr durchsichtige Allegorie läßt uns ohne Mühe erkennen, wer die „Mutter“, wer der Herrscher und wo die mächtige Stadt zu suchen sei; es ist auch wahrscheinlich, daß der Dichter ein Bild seiner eigenen Stimmung darstellte, in welcher er sich angesichts der Unpopularität seines Vaters befand. Um einen Schleier über diese schmerzliche Erinnerung zu werfen, vertauschte er die Rollen, indem er den jungen Mann der Versuchung unterliegen ließ, den älteren aber als den Schutzengel jenes darstellte. Nicht unwahrscheinlich ist wol die Annahme, daß die „Versuchung“ eine Antwort des Dichters ist auf die Vorstellungen des Vaters, er möge in die Heimat zurückkehren und eine ihm gebührende Stellung einnehmen.

Krasiński hatte den heimatlichen Boden schon in der Jugend verlassen, kehrte nur vorübergehend in die Heimat zurück, verlebte vielmehr seine Jugendzeit und sein Mannesalter in der Fremde, den Aufenthalt nach Neigung und Anordnung der Aerzte wechselnd. Der Heimat und ihrem Leben auf diese Weise entrückt und fremd geworden, unfähig, sich den gegebenen Verhältnissen oder diese seinen geistigen Bedürfnissen anzupassen, stets auf einen engen Kreis von Freunden und Bekannten beschränkt, oft körperlich leidend, nahm er an den Erscheinungen des Lebens nur als nachdenkender Beobachter theil. Den wiederholten Bitten und Vorstellungen seines Vaters, nach der Heimat zurückzukehren und eine seiner Geburt und seinen Kenntnissen entsprechende gesellschaftliche Stellung einzunehmen, stellte er passiven Widerstand entgegen, theils weil er den in der „Versuchung“ geschilderten Lockungen entgehen und durch sein patriotisches Verhalten dem Vater nicht misfallen wollte, theils weil er sich zu jeder regelmäßigen, praktischen Thätigkeit für unfähig hielt.

Das Leben bot dem in sich verschlossenen Dichter wenig Befriedigung: in der Heimat drängte praktische Thätigkeit und das Streben nach Besitz, Geld und Wohlleben jede ideale Regung zurück; in Frankreich, Italien und zum Theil im südlichen und westlichen Deutschland, wo Krasiński gewöhnlich weilte, wurde der Materialismus nur durch socialistische Umtriebe und Verschwörungen überboten. Beides that dem Herzen des Dichters weh: was in seiner Heimat geschah, rief seine Entrüstung hervor, was unter seinen Augen im Auslande vorging, ließ in ihm die ernstesten Befürchtungen für die Zukunft entstehen. In dieser Stimmung construirte er sich die Zukunft und schuf sich selbst eine Welt.

Nach seiner Ansicht über das Leben der Menschheit, die er aus Schelling's Vorträgen (um 1830) und aus dem geistigen Verkehr mit Cieszkowski gewann, neigte sich die zweite Epoche dieses Lebens dem Ende zu: die brutale Macht mußte nach seiner Erwartung bald der ewigen Gerechtigkeit, und der Kampf der entfesselten Kräfte des bethörten Volkes um gleiches Recht auf Glücksgüter und Genuß mit einem Siege der ewigen Wahrheit enden, — und mit Spannung hoffte der Dichter auf baldige entscheidende Ereignisse und verkündigte sie in seinen Gedichten. Da sie nicht kamen, wurde er traurig, nichtsdestoweniger blieb er seinen Idealen und Träumen treu, entfernte sich aber von dem realen Leben immer mehr in die Sphäre der abstracten Ideen und stieg in immer höhere Regionen des prophetischen Seherthums.

Diese abstracte, prophetische Poesie, die in vollem Gegensatze steht zu den ersten literarischen Erzeugnissen Krasiński's, beginnt mit „Nieboska Komedya“ 1833 und erreicht ihren edelsten, weil an einen realen Hintergrund sich anlehnenden Ausdruck in den „Psalmen“ 1843—46. Sie ist die Poesie der Zukunft: die Vergangenheit, welche der Dichter vornehmlich in dem „Unvollendeten Gedichte“ vorzaubert, ist nur in großen Zügen ein Extract der Geschichte und eine Prämisse für die Ideen der Zukunft, welche gewöhnlich (der Dichter bleibt sich nicht gleich) die in ihrer Nichtigkeit zerfallende Welt zeigt, auf deren Ruinen ein neues Leben erblühen soll; die unter den Völkern auserkorene polnische Nation solle das Erstehen dieses Lebens mitbewirken und beschleunigen: sie habe am meisten gelitten, Gott habe ihre Geschicke anders geleitet als die der andern Völker, im Kampfe, in Mühe und Leiden, damit sie nicht in Geldgier und Materialismus versinke; sie sei am meisten fähig, das Leben durch Heiligung des Willens zu verchristlichen. In manchem Gedichte zeigt der Dichter in der neuen Epoche ein engelgleiches Dasein.

Als Mittel und Weg zum Heil verkündet der Dichter duldendes Ausharren, Entsagung jedem Hasse und allen Rachegedanken, Liebe gegen alle; in dem Augenblicke der

Entscheidung verlangt er ein freudiges Martyrium und verspricht die Wiedergeburt des Vaterlandes und des Volkes als eines Retters, Beglückers und Vorbildes der Menschheit in ferner Zukunft. — So mystisch seine Worte von der Gnade Gottes und dem Heile der Zukunft klangen und so abstract die fast unerreichbaren Ideale waren, so wirkte der Gedanke der Verchristlichung des Lebens, die Begeisterung des Dichters, die helle Glut seiner in farbigen Phantomen sich spiegelnden Zukunftsgedanken, tröstend und berauschend auf das polnische Volk, was sich in den warschauer Unruhen 1861 zeigte, wie man dies (dem damals nicht mehr lebenden) Dichter nachsagte. Die folgenden Ereignisse brachten Ernüchterung und Abkühlung gegen die Ideale Krasiński's; diese Stimmung hatte sich schon früher im stillen in des Dichters Brust selbst geregt in einem Gedichte von 1856, wo der Dichter alles, was er geglaubt, gehofft, geträumt, für eitel erklärt, seine Frau allein als das verwirklichte Ideal preist.

So hochfliegend und ausschweifend diese Ideale waren, so regellos ist auch ihre poetische Form. Krasiński gebrauchte lange Zeit (in der Ungöttlichen Komödie, in Iridion, in dem Unvollendeten Gedichte, in Versuchung, Sommernacht) die prosaische Form, die indeß sowol in den darstellenden Bildern als auch in den dramatischen Dialogen eine phantastische ist, weil beide der Motivirung entbehren und ungewöhnliche, oft unmögliche in die Geisterwelt hineinspielende Situationen darstellen. — Den Vers, welchen Krasiński erst gegen 1840 anwandte, gebrauchte er zwar mit Meisterschaft, aber mit weitgehender Freiheit, ohne sich an Strophenbildung und an bestimmte Normen zu binden: die Strophen in dem „Psalm der Hoffnung" und im Anfange von „Der heutige Tag" zeigen nur im allgemeinen gleichen Bau. — Ebenso frei ist die Sprache des Dichters: weil die gewöhnliche Sprache zum Ausdruck der Ideen Krasiński's und der ungewöhnlichen Spannung der Gefühle nicht ausreichte, so schuf der Dichter mit kühner Hand zahlreiche neue Worte, welche sein Eigenthum geblieben sind: wyanielić, schrześcijanić, przebóstwić, przepostacić, rezgrzmio się, lwić się, nieznaczniеć; światłokrąg, dnienie Tagesanbruch, wszechpogoda, wszechprzekleństwo; strunny jęk, przewodowo; Ausdrücke und Wendungen wie: pieśń wszechgrzmiąca, wszechjedyna oder Znów po wszem-lazurze Stworzenny wiew (Psalm des Schmerzes) u. a. sind nicht selten. (*W. Nehring.*)

KRASIS. Unter *κρᾶσις* (Mischung) verstanden die griechischen Grammatiker die Verschmelzung eines wortauslautenden und eines wortanlautenden Vocals zu einem langen Vocale oder Diphthongen, z. B. *τἀγαθά* = *τὰ ἀγαθά*, *τοὔνομα* = *τὸ ὄνομα*, *τἆσχρά* = *τὰ αἰσχρά*. Als Zeichen der Krasis dient der spiritus lenis, der in diesem Falle *κορωνίς* genannt wird; doch bleibt diese Bezeichnung der Krasis weg, wenn sie mit dem spiritus asper zusammentreffen würde, z. B. *ἁνήρ* = *ὁ ἀνήρ*, *αὑτή* = *ἡ αὐτή*. Im allgemeinen gelten für die bei der Krasis stattfindenden Vocalcontractionen dieselben Gesetze wie für die Vocalzusammenziehungen im Wortinnern, z. B. *τοὔνομα* wie *μισθοῦμεν* = *μισθόομεν*, *τοὔχος* = *τὸ ἔχος* wie *μισθοῦτε* = *μισθόετε*. Indessen kommen auch, namentlich im Attischen, Abweichungen von den für das Wortinnere geltenden Contractionsregeln vor, die sich alle aus dem Bestreben erklären, die Qualität des dem wichtigeren Worte angehörenden Vocals ungetrübt zu lassen. Während z. B. *ὁ ἀνήρ* im Ionischen regelrecht (vgl. *αἰδῶ* für *αἰδόα*) zu *ὡνήρ* wird, entsteht im Attischen *ἁνήρ*. Von der Krasis ist der Sache nach nicht verschieden die sogenannte Aphäresis oder elisio inversa, d. h. die Abwerfung eines wortanlautenden Vocals nach einem mit langem Vocal oder Diphthongen endigenden Worte, die durch den Apostroph bezeichnet wird, z. B. *ἐμοῦ 'πάκουσον*; auch hier liegt thatsächlich eine Vocalcontraction vor (vgl. die Schrift von H. L. Ahrens, „De crasi et aphaeresi" (Stolberg 1845). Die mit *κρᾶσις* und *ἀφαίρεσις* bezeichneten Erscheinungen kommen, wie die Lautphysiologie lehrt, dadurch zu Stande, daß bei der Aufeinanderfolge der Wörter der anlautende Vocal vom auslautenden nicht durch einen festen Kehlkopfverschluß getrennt wird, daß für den anlautenden Vocal kein neuer Exspirationshub stattfindet, infolge wovon nun die beiden Vocale, von denen zuerst jeder der Träger eines Silbenaccents war, nur e i n e Silbe ausmachen. Nach Aufhebung des Kehlkopfverschlusses wirken dann die sich berührenden Vocale qualitativ ebenso aufeinander ein, wie zwei im Wortinnern aufeinanderstoßende Vocale, vgl. *τοὔχος* mit *μισθοῦτε*.

Die Erscheinung der Krasis ist nicht auf das Griechische beschränkt, sondern findet sich wol in allen Sprachen alter und neuer Zeit, z. B. gehört aus dem Lateinischen hierher die Verschleifung wortschließender mit wortbeginnenden Vocalen, die im Verse fast stehende Regel ist, vgl. z. B. den Hexameteranfang múlta ínter sesé. Daß die Römer auch in der gewöhnlichen Umgangssprache zwischen syntaktisch zusammengehörigen Wörtern die Krasis anwandten, ergibt sich theils daraus, daß in den Dichtungsgattungen, deren Sprache der Alltagssprache näher liegt, im Drama (Plautus, Terentius) und in der Satire (Horatius), die Krasis viel häufiger ist als in den andern, theils durch ausdrückliche Zeugnisse der Schriftsteller, wie Cicero Or. 44, 150 (vgl. W. Corssen, „Ueber Aussprache, Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache", II, S. 770 fg. der 2. Auflage, und R. Kühner, „Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache", I, 96 fg.). Im Altindischen wird nach den für das classische Sanskrit von den indischen Grammatikern aufgestellten Sprachgesetzen der Hiatus zwischen den Wörtern eines Satzes fast durchgängig durch Contraction der Vocale getilgt, z. B. uktvâ apagacchati (nachdem er gesprochen hat, geht er weg) wird zu uktvâpagacchati, tava udbhavaḥ (deine Geburt) zu tavodbhavaḥ. In den Texten des älteren, vedischen Dialekts, die uns nach den Wohllautsgesetzen der späteren Sprache geschrieben vorliegen, sind, wie die metrische Form deutlich zeigt, diese Vocalzusammenziehungen zwischen den einzelnen Wörtern sehr oft nicht vorhanden gewesen, sodaß z. B. statt tashṭeva auch noch tashṭâ

iva (wie ein Zimmermann) gesprochen wurde, und wir dürfen annehmen, daß die nach der Vorschrift der Grammatiker constant durchgeführten Krasen auch in der späteren Zeit in der gewöhnlichen Umgangssprache oft vernachlässigt wurden. Daß im Leben der modernen Sprachen die Krasis eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist, kann jeder an seinem eigenen Sprechen beobachten. Man spricht z. B. in Deutschland viel häufiger mit Aufhebung des Kehlkopfverschlusses (z. B. „wo‿er ging" statt „wo ěr ging") als mit Beibehaltung, und bei rascherem Sprechen verliert dann gewöhnlich der eine der beiden Vocale seinen Werth als Sonant, d. h. als silbebildender Laut, sodaß z. B. „wo‿er, da‿ich, thu‿es" einsilbig gesprochen werden. (*K. Brugman.*)

KRASNOJE-SELO, Kronsdorf im zarskoselskischen Kreise des Gouvernements St.-Petersburg, 26 Kilom. südlich von St.-Petersburg, an dem Flüßchen Ligowka und an einer Zweigbahn der Peterhofschen Eisenbahn, auf den Dunderhof'schen Hügeln gelegen, ist eine der Sommerresidenzen der kaiserlichen Familie und hat eine schöne Kirche, die Trinitätskirche, erbaut unter der Regierung Katharina's II., ein kaiserliches Schloß, in dem besonders der große Empfangssaal bemerkenswerth ist, dessen Wände ganz mit Bernstein ausgelegt sind. Das Schloß liegt in einem großen, nach englischer Manier eingerichteten Parke, der im Sommer der petersburger vornehmen Welt als Spazierort dient. Das Dorf hat seiner schönen steinernen Gebäude wegen ganz das Aussehen einer kleinen Stadt. Es besteht aus den drei Vorstädten (Sloboden), Kolomenska, Bratschinska und Pawlowska, und verdankt seinen Wohlstand dem Umstande, daß hier das Gardecorps in den Sommermonaten campirt. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 3526 beläuft, beschäftigen sich außer dem Ackerbau mit dem Gemüse- und Obstbau, der ihnen, der Nähe St.-Petersburgs wegen, einen reichlichen Gewinn bringt. (*A. von Wald.*)

KRASNOJARSK, Gouvernementsstadt im sibirischen Gouvernement Jenisseisk unter dem 56° 1' nördl. Br. und 110° 24' östl. L., am linken Ufer des Jenissei und am Einflusse des Flüßchens Katscha in denselben, auf einer Hochebene, die im Norden von dem Berge Afontow begrenzt wird. Der Boden der ganzen Umgegend der Stadt besteht aus rothem Mergel, woher dieselbe auch ihren Namen erhalten hat. Krasnojarsk liegt an der großen Straße von Tobolsk nach Irkutsk, ist der Sitz eines Gouverneurs und Bischofs, hat 6 griechische Kirchen, 3 Kapellen, 1 katholische und 1 protestantische Kirche, 1 Synagoge, 1 Lehrerseminar, 1 Gymnasium, 3 Schulen, verschiedene Fabriken (darunter 8 Lederfabriken und 3 Equipagefabriken) und 19,159 Einwohner, von denen ein bedeutender Theil in jedem Sommer sich als Arbeiter in den jenisseiskischen Goldwäschereien vermiethet. Der Wohlstand Krasnojarsks hat sich seit der Eröffnung der letztern bedeutend gehoben. Der Handel der Stadt ist wenig entwickelt. Hauptgegenstände des Handels sind Thee und Manufacturwaaren. Jahrmärkte gibt es nicht. Die Oertlichkeit, auf welcher Krasnojarsk jetzt steht, gehörte früher den Katschinskischen Tataren und der Wojewode Dubenski erbaute das Fort Krasnij-Jar oberhalb der Mündung der Katscha, unweit der Stelle, wo die jetzige Stadt liegt. Bald darauf wurde das Fort von den Chorinzen und Katschinzen, im J. 1671 von den Kirgisen und Kalmücken belagert. Im J. 1797 wurde Krasnojarsk zur Kreisstadt des Gouvernements Tobolsk und 1804, als von diesem das Tomskische Gouvernement abgetrennt wurde, zur Kreisstadt des letztern erhoben. Im J. 1822 endlich wurde Krasnojarsk bei der Einrichtung des Gouvernements Jenisseisk zur Hauptstadt des letztern gemacht.

Der Krasnojarsker Kreis, der kleinste im Gouvernement Jenisseisk (375 □Meilen), ist gebirgig, enthält aber nur wenige Mineralien. Bis zur Ankunft der Russen, d. h. bis zum Anfang des 17. Jahrh. war der Kreis von den Katschinzen und Arinzen bewohnt, die am Anfange des 18. Jahrh. in den Kreis Minussinsk übersiedelten, wo sie auch jetzt noch leben. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Ackerbau und Viehzucht. Wenig entwickelt ist die industrielle Thätigkeit, da es im ganzen Kreise nur drei Fabriken gibt: eine Papierfabrik, eine Glashütte und eine Töpferwerkstatt. Fast der vierte Theil der ganzen Bevölkerung, die aus circa 70,000 Seelen besteht, ist an den zwei Hauptstraßen des Kreises angesiedelt, an der Moskau-Sibirischen Poststraße und an dem Wege von Krasnojarsk nach Jenisseisk. (*A. von Wald.*)

KRASNOKUTSK (nicht Krasnokulsk), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, 83 Kilom. im Westnordwesten von Charkow, am rechten Ufer der Merla und am Flüßchen Mertschik in einer reizenden Gegend gelegen, woher auch die Stadt ihren Namen hat (krasnoi schön, kut = Winkel). Gegründet wurde Krasnokutsk im J. 1651 von Auswanderern aus Korsun, und 1666 mit Festungswerken umgeben, die sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Im J. 1709 wurde im Nordischen Kriege eine Heeresabtheilung Karl's XII. bei Krasnokutsk geschlagen, worauf die Schweden aus Rache die Stadt plünderten. Im J. 1780 wurde Krasnokutsk zur Kreisstadt erhoben, 1789 aber schon außer Etat gesetzt. Gegenwärtig (1880) hat Krasnokutsk 935 Häuser, 4 Kirchen, 10 Kaufläden, 4 Jahrmärkte und 5678 Einwohner, von denen ein Theil sich mit dem Ackerbau, der andere mit Handarbeit im Lande der Donischen Kosaken beschäftigt. Fabriken gibt es nicht in der Stadt, doch werden hier vortreffliche Telegen (vierräderige Bauerwagen) verfertigt (jährlich für circa 16,000 Rubel), die in Charkow, Poltawa und im Taurischen Gouvernement verkauft werden. (*A. von Wald.*)

KRASNOSLOBODSK, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pensa, unter dem 54° 25' nördl. Br. und 61° 28' östl. L., 224 Kilom. im Nordwesten von Pensa, auf dem linken, steilen Ufer der Mokscha und der Bahn Tambow-Saratow, hat 6 Kirchen, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 1 Mädchenschule, 1 Hospital, 2 Pottaschefabriken, 1 Taufabrik und 7196 Einwohner. In der Nähe der Stadt liegt das Uspenskische Nonnenkloster. Die zwei Jahrmärkte im Mai und Juli sind von keiner Bedeutung. Aus dem Hafen werden jährlich Waaren im

Werthe von 120,000 Rubeln verladen, besonders Spiritus und Getreide. Der größte Theil der Kaufleute beschäftigt sich mit dem Ankaufe verschiedener Landesproducte und mit deren Verkauf an Großhändler, welche dieselben auf der Oka und Mokscha bis zum morschanskischen Hafen expediren. Krasnoslobodsk war zu Anfange des 17. Jahrh. ein Fort, welches zur Abwehr der Tataren diente. Im J. 1708 wurde die Stadt dem Asowschen Gouvernement zugezählt, 1801 zur Kreisstadt des Gouvernements Pensa erhoben.

In dem Krasnoslobodsker Kreise, der ein Areal von 83,49 □Meilen einnimmt und sehr reich an Wäldern ist, leben viele Tataren und Mordwinen, von denen letztere sich vorzugsweise mit der Bienenzucht beschäftigen. (*A. von Wald.*)

KRASNOSTAW, Kreisstadt im europäisch-russischen (polnischen) Gouvernement Lublin, an dem Wieprz, 53 Kilom. von Lublin gelegen, ist am Ende des 14. Jahrh. von dem polnischen Könige Wladislaus Jagello gegründet, oder vielmehr das früher hier gelegene Dorf Tschekarzew in eine Stadt umgewandelt, die früher ein befestigtes Schloß enthielt, in welchem im J. 1588 der österreichische Erzherzog Maximilian von dem Kronshetman Jan Zamojski in Gefangenschaft gehalten wurde. Seit 1824 ist das Schloß geschleift. Krasnostaw hat 1 griechisch-orthodoxe und 2 katholische Kirchen, 1 Synagoge, 5 Elementarschulen, 1 Bierbrauerei, 6 Jahrmärkte und 5710 Einwohner, die sich hauptsächlich mit dem Ackerbau beschäftigen. Auf dem Flusse Wieprz wird jährlich Holz im Werthe von circa 12,000 Silber-Rubeln nach Preußen geflößt. (*A. von Wald.*)

KRASNO-UFIMSK, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, unter dem 56° 40′ nördl. Br. und 74° 59′ östl. L., 210 Kilom. im Südosten von Perm gelegen, am rechten Ufer der Ufa, hat 1 Kirche, 1 Hospital, 1 Pfarrschule, 9 Gerbereien, 1 Wachsbleicherei, 1 Siegellackfabrik und 3682 Einwohner. Der Handel der Stadt ist unbedeutend. Hauptgegenstände desselben sind Getreide, Leder, Kattunwaaren u. s. w. Die meisten Kaufleute treiben Handel außerhalb der Stadt im Krasno-ufimsker Kreise. Außer den Sonntagsmärkten finden jährlich zwei Jahrmärkte, am 9. Mai und 6. Dec. (a. St.) statt. Krasno-Ufimsk ist im J. 1735 unter dem Namen der Krasnoufimskischen Festung gegründet worden, um die Gegend vor den Einfällen der Baschkiren zu schützen. Anfangs war die Festung die Residenz des Wojewoden und gehörte zur Ufimskischen Provinz des Gouvernements Orenburg. Im J. 1791 wurde Krasno-Ufimsk zur Kreisstadt der permschen Statthalterschaft und im J. 1796 des Gouvernements Perm erhoben. Im Krasno-ufimskischen Kreise, in dem außer den Russen noch viele Baschkiren, Metscherjaken, Tscheremissen und Tataren leben, gibt es 23 Eisenbergwerke, aus denen jährlich circa 2 Millionen Pud Eisen gewonnen werden. (*A. von Wald.*)

KRASNOWODSK, Hauptort des 1874 gebildeten Transkaspischen Gebietes im russischen Centralasien, an der Ostküste des Kaspischen Meeres, auf der spitzen Krasnowodskischen Landzunge, an der Balkanbai, in welche ehemals der Amu mündete, wurde 1868 von den Russen gegründet, ist Sitz des Militärgouverneurs und hat 1 Fort, 2 Kirchen, 1 Moschee und einige Volksschulen. Krasnowodsk hebt sich dank seiner günstigen Lage am Kaspischen Meere immer mehr zum wichtigsten Punkt der neuen russischen Besitzungen im westlichen Turkestan. Ein Fort in starkem Vertheidigungszustande ist am Meere erbaut worden. Die russische Regierung bemüht sich, einen wichtigen strategischen Punkt daraus zu machen und es zum Mittelpunkt des Handels für alle umliegenden Bezirke und für Khiwa selbst zu erheben. Es ist 94 Meilen von Khiwa entfernt, während die Entfernung von letzterm nach Orenburg zweimal so weit ist. Seit 1875 ist die russische Flottenstation von Aschurade hierher verlegt und eine regelmäßige Nomadenpost mit Khiwa und der Provinz Amu-Darja eingerichtet. (*A. von Wald.*)

KRASNYI, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Smolensk, 51 Kilom. im Südwesten von Smolensk an der Vereinigung der Flüsse Swinja und Mereja, hat 4 Kirchen, 1 Pfarrschule, 1 Hospital, 2 Lohgerbereien, 6 Oelmühlen und 3493 Einwohner, die sich vornehmlich mit dem Ackerbau beschäftigen. Die Kaufleute kaufen in der Provinz Hanf, Getreide und verschiedene Landesproducte auf und verkaufen dieselben in Porjetschje. Die drei Jahrmärkte, zu Pfingsten, 29. Juni und 15. Aug., sind von keiner Bedeutung, da der Umsatz auf denselben kaum die Summe von 5000 Rubeln erreicht. Krasnyi ist eine sehr alte Stadt, die schon im J. 1155 in den Chroniken erwähnt wird, in welchem Jahre der smolenskische Fürst Rostislaw Mstislawitsch bei seiner Erwählung zum Großfürsten von Kiew die Stadt seinem Neffen Roman übergab. Von der Zeit an bis zu ihrer Einverleibung in Litauen hatte die Stadt ihre eigenen Theilfürsten. Im 17. Jahrh. gerieth Krasnyi zu wiederholten malen bald in den Besitz der Polen, bald in den der Russen, bis es 1654 auf immer an Rußland kam. Im J. 1802 wurde Krasnyi zur Kreisstadt des Gouvernements Smolensk erhoben. Im J. 1812 fand hier eine berühmte Schlacht der Russen unter Kutusow und der Franzosen unter Davoust und Ney statt, die mit der Niederlage der Franzosen endete, welche 26,000 Gefangene und 116 Kanonen in den Händen der Russen ließen. Zur Erinnerung daran ist in der Stadt ein Denkmal in Form einer ehernen Säule errichtet. Die Einwohner des Krasnyier Kreises gehören zum Stamm der Weißrussen und beschäftigen sich ausschließlich mit Ackerbau. (*A. von Wald.*)

KRASNYI-JAR, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Astrachan, unter dem 46° 32′ nördl. Br. und 60° 7′ östl. L., an der Busana, einem Nebenflusse der Wolga, auf einem Sandhügel in der Nähe des Kaspischen Meeres, 38 Kilom. nordöstlich von Astrachan gelegen. Ihren Namen hat die Stadt von dem rothen Sande, aus dem der Hügel besteht. Krasnyi-Jar wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. gegründet,

einerseits zum Schutz gegen die Einfälle der Kalmücken und Kirgisen, andererseits um die Schiffahrt auf dem Kaspischen Meere vor den räuberischen Donischen Kosaken sicherzustellen, die mit ihren kleinen Kaperschiffen das Kaspische Meer unsicher machten. Zur Zeit der Empörung Rasin's wurde Krasnyi-Jar von den aufrührerischen Kosaken geplündert. Gmelin, der die Stadt im J. 1770 besuchte, fand hier nur 237 Häuser, 1 Kirche und 1160 Einwohner, die sich hauptsächlich mit Gemüsebau, Viehzucht und Fischfang beschäftigten. Im J. 1785 wurde Krasnyi-Jar zur Kreisstadt des Gouvernements Astrachan erhoben und hat jetzt 2 Kirchen, 1 Pfarrschule und (1880) 8246 Einwohner, die Fisch- und Seehundsfang auf dem Kaspischen Meere treiben. Der Handel der Stadt ist ganz unbedeutend und der zu Weihnachten stattfindende Jahrmarkt wenig besucht. — Der **Krasnyi-jarer Kreis**, der ein Areal von 646,83 □Meilen enthält und zwischen dem linken Wolgaufer und dem Kaspischen Meere liegt, ist eine niedrige, öde Steppe, die stellenweise mit Flugsand bedeckt ist und aller Vegetation, mit Ausnahme von Salzgewächsen (Halophyten), entbehrt. Die ganze Meeresküste ist von kleinen Buchten (Ilmen) durchschnitten und mit dichtem Schilfrohre bedeckt, welches von den Bewohnern als Brennmaterial benutzt wird. Stellenweise treten Erhöhungen, in Form von Inseln, auf, die aus Lehm und Sand bestehen und mit Salpeter getränkt sind. Am Meeresufer liegen einige Seen, die Kochsalz enthalten, sowie der Bittersalzsee Kordnanskoje. (*A. von Wald.*)

KRASSO- oder KRASSOVA-SZÖRÉNY (lies: Kraschо-Szörrenj) ist ein ungarisches Comitat im südöstlichen Winkel des eigentlichen Ungarns. Es besteht aus dem ehemaligen Comitat Krasso und aus den im J. 1873 provinzialisirten Landstrichen der sogenannten serbisch-banater und walachisch-banater Militärgrenze. Von dem serbisch-banater Grenzregiment wurden dem krassoer Comitat ursprünglich nur vier Compagniebezirke einverleibt, aus den übrigen Compagniebezirken dieses Regiments und aus dem Gebiete des walachisch-banater Regiments wurde ein eigenes Comitat, nämlich Szörény gebildet, so wie es vor der Errichtung der Militärgrenze bestanden hatte. Im J. 1881 wurde dieses Comitat, weil es die erforderlichen Bedingungen einer autonomen Verwaltung nicht besaß, mit dem krassoer vereinigt. Das vereinigte Krasso-Szörényer Comitat ist eins der größten ungarischen Comitate, das Areal desselben beträgt 9751,3 □Kilom. Es bildet ein längliches Viereck, welches im Norden von dem Maroschflusse, im Süden von der Donau begrenzt wird, im Osten stößt es an das siebenbürgische Comitat Hunyad und an Rumänien, im Westen an das ungarische Comitat Temes. Der größte Theil desselben ist sehr gebirgig, nur im Nordwesten erweitern sich die Thäler der Bega und Temes zu größeren Ebenen. Die höchsten Bergzüge schließen sich unmittelbar an das große südliche Grenzgebirge Siebenbürgens an. Das Thal der Temes, welches sich in weitem Bogen von Südosten nach Nordwesten dahinzieht, und das Thal der Biela- und Cserna-Reka, welches südlich zur Donau geht, sind am tiefsten in die Gebirgsmassive eingeschnitten, eine verhältnißmäßig niedrige Scheide, der sogenannte Teregovaer Schlüssel, verbindet die genannten Thäler miteinander, man konnte dort mit leichter Mühe eine Eisenbahn von Temesvár über Lugos und Karánsebes nach Orsova zur Donau führen. Die höchsten Gebirge erheben sich im Osten des Oberlaufs der Temes und im Süden der Bistra, eines östlichen Zuflusses der letztern. Wir unterscheiden dort drei Hauptzüge: die Ketten des Domoglet, des Godjan-Szárkó und des Plessuva-Szemenik. Die erstere Kette streicht an der Landesgrenze von Norden nach Süden und endet mit dem schön abgerundeten Allionberge unmittelbar an der Donau. Der höchste Gipfel derselben ist der Domoglet, der mit wildzerrissenen Kalkmauern den östlichen Hang des Csernathals bildet; die malerischsten Felspartien erheben sich über den berühmten Badeort Mehadia (Herkulesbad). Das Csernathal, in welchem dieser Badeort liegt, gehört zu den romantischsten Gegenden des Landes. Massiger und höher ist die zweite Kette, welche vom Bistrathale südlich bis zur Vereinigung der Cserna und Biela-Reka sich hinzieht. Sie bildet das Godjan-Szárkó-Gebirge, die Hauptmasse der Banater Alpen. Diese zeichnen sich durch ihre massigen Formen und durch die Höhe und Größe der Vorberge aus, auf welche sie sich stützen. Die Gipfel sind meistens abgestumpfte Kegel, welche manchmal in schauerliche Tiefen abstürzende oder in fast unersteigliche Grate und Schluchten übergehende Felsenrücken miteinander verknüpfen. Oft finden wir aber auch sich weithin erstreckende, sanft abfallende breite Bergrücken, deren Ausdehnung so groß ist, daß man zuweilen stundenlang in einer absoluten Höhe von 1700—1890 Met. im Wagen fahren könnte. Diese Gebirgsrücken tragen zerstreute Quarz- und Granitfelsen, oft gehen sie in grasige Lehnen über, die sich unter einem Winkel von 45—60 Grad gegen die obere Grenze der Fichtenwaldungen senken. Die Hauptgipfel dieses Gebirgszuges sind: der Godjan, Murariu, Gugu, Nevoj, Vervu Pietri, Pojana-Nedjei, Muntye Mik und Szárkó. Sie haben eine Höhe von 1800—2192 Met. Viel kleiner und niedriger ist die dritte Kette, der Gebirgszug Szemenik-Plessuva, welcher westlich vom obern Temesthale in nordsüdlicher Richtung streicht. Der Gipfel des Szemenik hat nur noch eine Höhe von 1449 Met. An diesen Gebirgszug lehnt sich das eigentliche Banater Erzgebirge an, welches sich bis zur großen Ebene erstreckt. Den südlichsten Theil des Comitats nehmen die Gebirgsgruppen Lokva, Kraku-Almás und Szretinye ein, welche sich zwischen der Nera, Mehadika, Cserna und Donau erstrecken. Alle diese Gebirge sind noch mit großen und schönen Eichen- und Buchenwaldungen bekleidet, in den höheren Regionen herrschen die Nadelhölzer vor. Das vorherrschende Gestein der höheren Gebirgsmassen bilden krystallinische Schiefer, Gneis, Glimmerschiefer und Granit. Das Gebirge hat offenbar durch Faltung seine jetzige Gestalt erhalten. In schmalen Zügen ist darin Dyas und Lias vom Urgneis eingeschlossen, Serpentin, Porphyr und andere Eruptivgesteine haben die Massen-

gesteine an verschiedenen Stellen durchbrochen. Westwärts schließt sich dem Lias jüngeres Tertiär an, dazwischen ist diluvialer Schotter in den Mulden gelagert. — Aehnliche Gebilde setzen auch das Pojana-Rußka-Gebirge zusammen, welches im Nordwesten des Bistrathales sich erhebt und nördlich bis zum Maroschfluß reicht. Die höchsten Gipfel desselben sind die Pojana-Rußka mit 1371 Met. und der Badjes mit 1403 Met.; der letztere Berg liegt östlich von der Stadt Lugos, welche nur eine Meereshöhe von 103 Met. hat.

Von Temesvár geht eine Eisenbahn in der dem Gebirge vorgelagerten Ebene südlich nach Baziás zur Donau, eine andere Bahn führt über Lugos und Karánsebes nach Orsova ebenfalls zur Donau. Die Thäler der Bega, Temes, Bisztra, Poganis, Berzava, Karas oder Krassova und Nera führen aus der westlichen Ebene in das Innere des Gebirges; über den Sattel von Facset, östlich von Lugos und über den Eisernen Thorpaß (Vaskapu) führen Straßen östlich nach Siebenbürgen. Schon die Römer benutzten die letztere Straße, indem sie von Orsova aus in Siebenbürgen eindrangen.

Das Krassó-Szörényer Comitat ist reich an schönen Landschaften und allerlei Naturproducten. In den nordwestlichen Landstrichen, in dem eigentlichen Krassóer Comitat, gedeihen alle Feldfrüchte, auch der Obstbau ist bedeutend, in dem gebirgigen Szörényer Antheile ist zwar der Ackerbau von geringem Belange, um so reichere Schätze birgt der Boden im Innern. In Lagern und Gängen findet man daselbst die verschiedensten Erze. Bei Oravicza, Szászka, Dognácska findet man Silber, Kupfer, Bleierze und Zink, namentlich aber mächtige Eisenerzlager, bei Reschitza und Moravitza gibt es vorzüglichen Brauneisenstein und Magneteisen, Svinicza an der Donau liefert Eisenoolithen, südwestlich von Orsova sind mächtige Lager von Chromeisenstein. Von großer Wichtigkeit sind die Steinkohlenlager der Juraformation (Lias) bei Steierdorf, Oravicza und Reschitza, und die von Drenkova; bei Szakul zwischen Lugos und Karánsebes und an andern Orten gibt es treffliche Kohlen, die wahrscheinlich der Steinkohlenformation gehören. Aus dem bituminösen Schieferthone zu Steierdorf wird auch Steinöl gewonnen.

Nach Vertreibung der Türken entstanden seit dem J. 1716 die Bergbau-Ansiedelungen Oravicza, Szászka, Moldova, Dognácska, Resicza und Bogsán. Der Grund und Boden, auf welchem diese Colonien entstanden, gehörte zu den Aerarial-Domänen; das Aerar (die königl. Kammer) überließ bestimmte Grundflächen: Hutweiden, Wälder, Weingärten, Obst- und Gemüsegärten, den Bergleuten, jedoch mit Vorbehalt des Eigenthumsrechts. Die Haus- und Gartengründe wurden zwar im J. 1838 den Insassen der Bergorte gerichtlich als vererbliches Eigenthum zugesprochen, die Gesuche der Ortschaften um Gewährung einer autonomen Verwaltung wurden jedoch abgewiesen, und auch die Landtagsbeschlüsse von 1792 und 1828 hatten in dieser Beziehung keinen Erfolg. Im J. 1851 erließ der damalige österreichische Minister für Ackerbau und Bergwesen eine Verordnung, wonach die Bergortschaften im Banate mit allen ihren Filialen und mit den zugehörigen Waldungen, Intravillangründen, Hutweiden und Wiesen, besondere montan-ärariale Steuergemeinden bilden sollen, als Eigenthümer der einzelnen Parzellen sei die Grundherrschaft einzutragen, welche die Besiedelung bewerkstelligte, da dieselben nicht das Eigenthum der Hausbesitzer sind. Im J. 1853 erfolgte ein Erlaß der k. k. Statthalterei, welcher die banater Bergorte als solche bezeichnete, die auf allodialem Grunde contractmäßig angesiedelt wurden, folglich nicht als Urbarialgemeinden die Enthebung von den grundherrlichen Verpflichtungen zu beanspruchen berechtigt sind. Infolge dieser Verordnungen sank der Werth der Häuser und jeglichen auf den Liegenschaften befindlichen Privatbesitzes. Zugleich verminderte sich der Bergbau, der schon durch die Ereignisse von 1848 und 1849 bedeutend abgenommen hatte. Die Bergbaugesellschaften der Kupfergruben von Oravicza, Dognácska, Szászka und Moldova waren schon im J. 1852 und 1853 gezwungen, ihre Grubenantheile gegen eine unbedeutende Entschädigung an das Aerar abzutreten. Die österreichische Regierung verkaufte nun im J. 1855 alle banater Metall- und Kohlenminen und die damit verbundenen Hütten, Werkstätten, nebst den grundherrlichen Rechten der französischen Actiengesellschaft, welche die Firma der österreichischen Staatsbahn-Gesellschaft angenommen hatte. Mit den Minen zugleich gelangte die Gesellschaft auch in den Besitz von beiläufig 90,126 Hekt. herrschaftlicher Grundstücke. Der Ankaufspreis war 11 Millionen Gulden. Die Gesellschaft stützte sich den Berggemeinden gegenüber auf die Ministerialverordnung von 1851, gab aber endlich nach und entsagte im J. 1859 ihren grundherrlichen Ansprüchen auf die Grundstücke, welche innerhalb der Gemarkung der Berggemeinden liegen.

Die Ausbeute an Kupfer, Blei und Silber betrug in dem fünfjährigen Durchschnitte von 1844—1849 in Oravicza 1715,56 wiener Centn. Kupfer, 4,20 Centn. Blei, 367 Mark 9 Loth Silber; in Szászka 1541,85 Centn. Kupfer, 233,15 Centn. Blei, 68 Mark 4 Loth Silber; in Dognácska 520,41 Centn. Kupfer, 1620,95 Centn. Blei, 1644 Mark 3 Loth Silber; in Moldova 2296,12 Centn. Kupfer, 10,14 Centn. Blei, 17 Mark 14 Loth Silber; zusammen 6073,87 Centn. Kupfer, 1868,44 Centn. Blei und 2097 Mark 10 Loth Silber. Im Durchschnitte des darauffolgenden Lustrums (1849—1853) betrug die Gesammtausbeute an Kupfer 2827,93, an Blei 426,56 Centn., an Silber 1053 Mark 4 Loth. Auch in den folgenden Jahren verminderte sich die Ausbeute. Im J. 1856 betrug sie an Kupfer 3707,99, an Blei 553,61 Centn., an Silber 508,1 Mark. Im J. 1858 wurden erzeugt: Gold 61 Mark, Silber 593 Mark, Kupfer 2201 Centn., Kupferglätte 516 Centn., Blei 14 Centn. Die Ausbeute an edeln Metallen hat sich auch nachher nicht gesteigert, so wurden im J. 1880 an Gold blos 2,253 Kilogr. im Werthe von 3281 Gulden und Silber 278,7 Kilogr. im Werthe von 25,083 Gulden gewonnen; die Kupferproduction betrug 482,69 Met. Centn. im Werthe von 56,738 Gulden. Desto mehr hat sich die Eisen- und Kohlenproduction gesteigert, die banater Eisenwerke

der Staatsbahn-Gesellschaft gehören zu den großartigsten Etablissements. Reschicza ist jetzt eine echte Industriestadt. Auch in Steierdorf, Anina und an andern Orten besitzt die Gesellschaft großartige Werke; das von ihr investirte Kapital beläuft sich auf mehr als 20 Millionen Gulden. Im J. 1883 wurden erzeugt: Roheisen 494,326 Met.-Centn. im Werthe von 1,818,835,57 Gulden, Gußeisen 16,204 Met.-Centn. im Werthe von 142,490,5 Gulden, Steinkohlen 3,677,291 Met.-Centn. im Werthe von 2,198,832,25 Gulden, Braunkohlen 33,020 Met.-Centn. im Werthe von 19,577 Gulden. Im J. 1885 wurden erzeugt: 329,000 Tonnen Kohlen, 48,996 Tonnen Roheisen, 35,753 Tonnen Gußstahl.

Die Einwohnerzahl der vereinigten Comitate Krassó-Szörény beträgt (1880) 381,304, davon sind 191,676 männlichen, 189,628 weiblichen Geschlechts. Zur römisch-katholischen Kirche gehören 62,080, zur griechisch-katholischen 16,590, zur griechisch-orthodoxen 295,820. Die letztern sind also bei weitem vorherrschend. Protestanten gibt es nur wenige, nämlich im ganzen blos 3551. Die Israeliten zählen 3243. Was die Nationalität anbelangt, so entfällt der größte Antheil auf die Walachen oder Rumänen, die rumänische ist nämlich die Muttersprache von 289,849 Seelen, zur serbischen Nationalität gehören 18,686, zur deutschen 37,833, zur magyarischen 7201, zur slowakischen 6247. Die Anzahl der Kinder, die noch nicht reden können, beträgt 12,371. Des Lesens und Schreibens kundig sind 52,421 Männer und 25,050 Weiber. In dieser Beziehung steht das Comitat auf der niedrigsten Stufe. In administrativer Beziehung ist es in 15 Stuhlbezirke eingetheilt, nämlich in den Begaer Bezirk mit 29 Gemeinden, in den Bogschaner mit 21, in den Bozovicser mit 18, in den Facseter mit 44, in den Jamer mit 28, in den Karánsebeser mit 37, in den Krassovaer mit 18, in den Lugoser mit 14, in den Maroser mit 25, in den Moldovaer mit 18, in den Oraviczaer mit 12, in den Orsovaer mit 29, in den Reschiczaer mit 17, in den Temeser mit 29 und in den Tercgovaer Bezirk mit 22 Gemeinden. Außerdem gibt es nur eine Stadt mit geregeltem Magistrate, nämlich Karánsebes. Auch diese Stadt zählt nur 4764 Einwohner. Der bevölkertste Ort und Hauptstadt des Comitats ist Lugos, welches jedoch zwei gesonderte Gemeinden bildet, die nur der Temesfluß trennt, nämlich Deutsch-Lugos mit 3476 und Walachisch-Lugos mit 7811 Einwohnern. Nächst Lugos folgen Steierdorf mit 9230 und Reschiczabánya mit 7915 Einwohnern. Mehr als 2000 Einwohner zählen noch folgende Ortschaften: Deutsch-Bogsán 2803, Walachisch-Bogsán 2496, Furlug 2101, Raffna 2426, Bania 2366, Bozovics 3599, Dalbovecz 2113, Ruderia 2651, Illadia 2303, Najdás 2408, Rakasdia 3062, Szászka 2811, Ruszkabánya 2486, Krassova 3486, Kusics 2364, Neu-Moldova 3158, Csiklobánya 2118, Walachisch-Csiklova 3025, Oravicza 4250, Walachisch-Oravicza 2252, Mehadia 2097, Orsova 3381, Tirnova 2737, Groß-Zorlencz 2441, Örményes 2133, Mehadika 2022, Teregova 2937.

Schließlich erwähnen wir noch, daß außer dem weitberühmten und vielbesuchten Herculesbade bei Mehadia mit warmen Quellen in jüngster Zeit in der Nähe von Oravicza ein neuer Badeort entstand, Marilla genannt, welcher in einem wunderschönen Waldthale liegt. (*J. Hunfalvy.*)

KRASSOW, ein altes Geschlecht der Insel Rügen, dessen Stammhaus der gleichnamige Hof (Crassowen) in der Vogtei Gingst zu sein scheint. Urkundlich werden zuerst Godeschalk, Thonys und Mathies Crassowe in dem großen Bundesbriefe des rügenschen Adels vom J. 1316 genannt. Das Geschlecht zerfiel frühzeitig in zwei Hauptstämme, die einzeln zu behandeln sein werden. — Der eine, auf Varsnevitz, Pansevitz, Dambahn, Veikevitz u. s. w. gesessen, leitet seine Abstammung von Tönnies Krassow (1365—1407) ab, dessen jüngster Sohn Claus die 1565 erloschene Dambahner Linie gründete, während Hans Krassow, sein Enkel (von dem ältern Sohne Heinrich, herzoglich pommerscher Rath 1425—65), durch seine zwei Söhne, durch Hans die Varsnevitzer, durch Tönnies die Pansevitzer Linie stiftete. Erstere, früh erloschen, wurde von dem Pansevitzer Stamme beerbt. Diesen spaltete Heinrich Krassow (1540—93), beigenannt „der Lange", ein Urenkel des erwähnten Tönnies, wiederum durch zwei Söhne in zwei Hauptäste. Der ältere Sohn Daniel erhielt in der Theilung Veikevitz, welches Lehnsgut von seiner Nachkommenschaft durch fernere fünf Generationen gehalten wurde, bis diese selbst gegen Ende des 18. Jahrh. erlosch. Dem jüngern Sohne, Hans Krassow (gest. am 15. März 1627), waren Varsnevitz und Pansevitz zugefallen. In geringerer Ausdehnung, wodurch eine Güterzersplitterung vermieden wurde, lebte seine Posterität auf dem Stammerbe, zeitweise auch im Dienste ihrer damaligen Landesherren, der Könige von Schweden. Des Hans Enkel, Ernst Detlof von Krassow auf Pansevitz, erhielt als schwedischer Generalmajor unter dem 21. März 1707 den schwedischen Freiherrnstand und starb im J. 1714 als schwedischer Generallieutenant in dem Rufe eines tapfern und erfahrenen Feldherrn. Da er nur einen Sohn Karl Wilhelm hinterließ, der im J. 1720 die Einführung in das schwedische Ritterhaus erlangte, aber schon am 15. Febr. 1735 als kaiserlicher General-Feldwachtmeister unvermählt zu Wien verstarb, so erlosch mit ihm dieser freiherrliche Zweig. Eine zweite freiherrliche Linie von längerer Lebensdauer hatte des Freiherrn Ernst Detlof von Krassow Bruder, Adam Philipp (geb. 1664, gest. 1736), Herr auf Falkenhagen und seit dem J. 1735 auch im Besitze von Pansevitz, königlich schwedischer Generallieutenant, begründet, nachdem ihm am 14. Juni 1731 der schwedische Freiherrnstand verliehen worden war, welche Verleihung durch die wirkliche Einführung in das Ritterhaus erst seinen Erben im J. 1800 zu statten kam. Sein Urenkel Heinrich Freiherr von Krassow, königlich schwedischer Kammerherr und Besitzer des von ihm erst 1841 gestifteten, aus den Gütern Divitz, Frauendorf, Wobbelkow, Spoldershagen, Götkenhagen und Martenshagen bestehenden Fideicommisses, wurde am 15. Oct. 1840 in den nach dem Rechte der Erstgeburt mit dem

Besitz von Divitz vererbenden Grafenstand unter dem Namen von Krassow-Divitz erhoben, den er fortzupflanzen nicht berufen scheint, da die Hoffnung seines Stammes zur Zeit auf den Augen seines Sohnes, des 1812 geborenen Grafen Karl Reinhold, beruht, dem aus seiner Ehe Söhne nicht erblühten.

Der zweite, in genealogischen Zusammenhang mit dem ersten nicht zu bringende Hauptstamm der Krassow zu Schwechovitz, Salckow und Sigermon nennt Anton Krassow zu Schwechevitz (1362—83) seinen ältesten Ahnen. Sein Ur-Urenkel Hans Krassow zu Schwechovitz, Salckow und Sigermon (1507—58) begründete durch drei Söhne die gleiche Anzahl Linien, von denen diejenige des Joachim zu Schweikvitz schon 1705 erlosch. Der älteste Sohn Melchior hatte Salkow erhalten und seine Descendenz blühte noch im Anfange dieses Jahrhunderts im J. 1819 in zwei Brüdern, welche Nachfolge, wie es scheint in Schweden, hinterlassen haben sollen, ohne daß solche der Familie bekannt geworden wäre. Die dritte Linie endlich, von Christoph auf Schweikvitz, der circa 1600 starb, abstammend, blühte auf dem Stammsitze, bis Karl Gottlieb Georg, der letzte seines Zweiges, Schweikvitz 1821 kurz vor seinem am 3. Aug. 1825 erfolgten Absterben in fremde Hände übergehen ließ. So ist der alte Stamm gewaltig zusammengeschmolzen, und droht sein völliges Erlöschen, wenn die auf die beiden Brüder aus dem Salkower Hause sich gründenden Hoffnungen sich nicht inzwischen realisirt haben sollten. — Das Wappen des Geschlechts ist gespalten; vorn in Silber ein halber schwarzer Ochsenkopf aus dem Spalte wachsend, hinten in Schwarz ein goldener Balken, begleitet von achtzehn (je neun, in drei Reihen gestellten) goldenen Kleeblättern. Auf dem gekrönten Turnierhelme erscheint in einem goldenen Schafte ein natürlicher Pfauenwedel zwischen zwei einander zugewendeten blauen Sicheln an goldenen Griffen, jeder der Sichelrücken kreisförmig mit je sechs einzelnen Pfauenfedern besteckt. Die Helmdecken sind rechts schwarz-silber, links schwarz-golden. Gelegentlich der Freiung wurde das Wappen der schwedischen Sitte gemäß bedeutend vermehrt und mit einem zweiten Helme geziert. Dem gräflichen Wappen trat nur ein dritter Helm hinzu.

(*H. von Borwitz und Harttenstein.*)

KRASZNA (nämlich voda, d. h. das schöne Wasser) ist ein bei den Slawen oft vorkommender Flußname; in Ungarn wird einer der größeren Zuflüsse des Szamos so genannt. Er entspringt in den nordwestlichen Gebirgen Siebenbürgens und fließt im ganzen in nordwestlicher Richtung, in einem von niedrigen Bergen eingesäumten breiten Thale, welches bald in die weite ungarische Tiefebene übergeht. In dieser Ebene bildet die Kraszna einen großen Sumpf, das Ecseder Moor (Ecsedi láp), welches im Szatmárer Comitat liegt und einen Flächenraum von circa 200 □Kilom. einnimmt. Durch Kanalisirung hat man einen Theil desselben bereits trocken gelegt. Der untere Lauf der Kraszna ist ebenfalls kanalisirt. Die Länge ihres Flußlaufes beträgt 170 Kilom.

(*J. Hunfalvy.*)

KRATER (griechisch Becher, Mischkessel) heißt die trichter-, kessel- oder tellerförmig erweiterte Mündung des Kanals der Vulkane (s. d.). Je nach der Beschaffenheit des Materials, aus dem der Vulkan aufgebaut ist, sind die Wände des Kraters mehr oder weniger steil geneigt und unterliegen mannichfachen Veränderungen. Am Krater hat man die Kraterwände, den Kraterboden und den Kraterrand zu unterscheiden. Die absolute wie relative Größe und Tiefe der Krater wechselt sehr und wechselt sogar bei ein und demselben Vulkane zu verschiedenen Zeiten. Der Krater des Aetna hat circa 700 Met., der des Vesuv 620, der des Kilauea auf Hawaii circa 5400 Met. im Durchmesser. Durch Lava oder durch Regengüsse oder auch durch die erodirende Thätigkeit des Meeres wird oft der regelmäßige Kraterrand an einer oder mehrern Stellen zerstört und es entstehen hufeisen- oder halbmondförmige Kraterränder, z. B. an den Vulkanen der Auvergne, bei der Insel Santorin. Innerhalb eines solchen zerstörten Kraters kann sich ein neuer Kegel aufbauen, der dann von einem hufeisenförmigen Einsturzkrater umgeben ist, wie es beim Vesuv der Fall ist, wo der Monte-Somma den alten halbzerstörten Kraterrand darstellt. Der Lage nach unterscheidet man an einem Vulkan den Hauptkrater, der sich gewöhnlich auf der Spitze des Berges befindet, und Seiten- oder Nebenkrater. Manche Vulkane haben nur einen Krater, andere mehrere Nebenkrater, zum Theil in sehr großer Anzahl, z. B. der Aetna 700, der Vesuv 30. Kesselkrater oder Maare heißen die kraterförmigen Einsenkungen in vulkanischen Gebieten, die ohne oder mit einem nur sehr geringen Schuttwall von vulkanischem Material, Bomben und Sanden, umgeben sind. Sie besitzen kreisrunde oder ovale Umrisse und sind häufig mit Wasser erfüllt als abflußlose Seen, z. B. der Laacher-See. Sie werden als durch Explosionen unterirdischer Gase und Dämpfe entstanden angesehen. Man findet sie häufig in der Eifel, der Albano-See gehört dazu, sehr reich ist auch Java daran. In der großartigsten Weise sind sie auf dem Monde ausgebildet. (*E. Geinitz.*)

KRATEROS, Alexander's Sohn, einer der namhaftesten Heerführer im Stabe Alexander's des Großen von Macedonien, war ein Mann vornehmer Abkunft aus Orestis, dem macedonischen Oberlande, und Bruder des Admirals Amphoteros (*Arrian.* I, 25, 9. *Curt.* II. 11). Sein junger kriegerischer König, der diesen tüchtigen Menschen als Freund wie als Offizier gleich werth hielt, hat ihn während des großen persischen Krieges, in dessen Verlaufe Krateros uns überhaupt zuerst begegnet, zunächst als Regimentscommandeur, nämlich als Befehlshaber einer der „Taxen" oder Phalangen der schwerbewaffneten Pezetären, also des Linienfußvolks, verwendet. In dieser Stellung focht Krateros in den verschiedenen Hauptschlachten Alexander's gegen die Perser; bei Issos und Gaugamela führte er zugleich den Oberbefehl über das gesammte Fußvolk des linken Flügels. Auch bei der Belagerung von Tyros war er mit Auszeichnung thätig und hat sogar einmal vor dieser Stadt (332) einen Theil der königlichen Flotte leiten müssen.

Eine besondere Begabung aber zeigte Krateros für den schwierigen Gebirgskrieg; daher hat Alexander ihn nach dieser Seite wiederholt mit Erfolg verwendet; so namentlich gegen Ende des J. 331 v. Chr. auf dem Marsche von Susa nach Persis im Kriege mit den Uxiern, und im Januar 330 v. Chr. bei der Erstürmung der Gebirgsstellungen vor Persepolis, welche der tapfere Ariobarzanes hütete; ganz besonders wieder im Sommer 330, wo Krateros Tapurien eroberte, und zu Anfang des J. 327, wo Krateros die Reste der baktrischen und sogdischen Empörer in dem hochasiatischen Parätekene überwältigen mußte. Krateros war nicht nur seinem Könige werth und theuer; auch die macedonische Armee verehrte leidenschaftlich den tüchtigen Mann, der trotz seines Ruhmes und seiner hohen Stellung, anders als die stolze Ritterschaft des Heerlagers, kräftig zu seiner Infanterie hielt und deren Interesse gegenüber den vornehmen Corps vertrat. Dazu kam, daß Krateros von den Reichthümern und Genüssen des eroberten Asiens nur einen bescheidenen Gebrauch machte; nichts Schlimmeres wird ihm nachgesagt als eine erstaunlich großartige Benutzung von Transportmitteln zum Zweck seiner gymnastischen Uebungen. Dagegen gehörte er zu jenen vornehmen Macedoniern, die zur Freude der Truppen auf die orientalisirende Richtung Alexander's nicht eingingen. Krateros hielt streng an den Sitten und Bräuchen der Heimat fest. Weil er aber taktvoll und besonnen genug war, um diese Art der Opposition nur in maßvoller Weise geltend zu machen, so wurde dadurch das gute Verhältniß zu dem Könige nicht getrübt. Vielmehr liebte es Alexander, durch Krateros mit den Macedoniern und Griechen zu verkehren, während der persönlichste Freund des Königs, Hephästion, der ganz auf Alexander's Anschauungen eingegangen war, dessen Verkehr mit den Asiaten zu vermitteln hatte. Ueberschätzt freilich darf die Biederkeit und das würdevolle Auftreten des Krateros von uns nicht werden; auch Krateros hatte reichlich Antheil an den wilden und furchtbaren Leidenschaften, die später die Geschichte der Diadochen Alexander's so blutig gestaltet haben. Nicht nur daß die Eifersucht auf ihre Stellung zum König zwischen ihm und Hephästion wiederholt bittern Hader erzeugte: der Haß, den Krateros gegen Parmenion's Sohn Philotas, den mächtigen Führer der Ritterschaft, nährte, führte ihn zu recht unwürdigen Dingen. Namentlich bei Gelegenheit des furchtbaren und abscheulichen Blutprocesses zu Prophthasia gegen Philotas (im Herbst des J. 330) zeigte Krateros nicht nur die wüthendste Gehässigkeit, sondern entfaltete persönlich auch eine ganz rohe Grausamkeit gegen seinen unglücklichen Gegner.

Dagegen erwarb sich Krateros, der jetzt immer häufiger als selbständiger Corpsführer verwendet wurde, erhebliche Verdienste in den schwierigen und furchtbar gefährlichen Kämpfen gegen die nationale Erhebung in Sogdiana und Baktrien, 329—327. Namentlich im J. 328 wurde sein Sieg über Spitamenes, wie zu Anfang des J. 327 die Unterwerfung des Gebirgslandes Parätekene sehr wichtig. Während des Indischen Feldzugs endlich gab Krateros sein Commando eines Regiments in der Phalanx auf; dafür erscheint er jetzt gewöhnlich an der Spitze einer größern Truppenabtheilung, und ist speciell Chef eines der großen Reiterregimenter (Hipparchien), in welche der König damals die Ritterschaft zerlegt hatte. Mit Alexander führte er bis zum Frühling 326 den schwierigen Krieg in den Hochlandschaften auf der Nordseite des Kabulflusses; mit Alexander erfocht er 326 den hartbestrittenen Sieg über Poros am Hydaspes; dann führte er bei dem Zuge vom mittlern Hydaspes nach dem untern Industhale die Colonne, welche auf der westlichen Uferseite Alexander's Stromfahrt zu decken hatte. Vom untern Indus aus führte er dann im Juli 325 einen Hauptheil (30,000 Mann) der gesammten Armee durch den Bolanpaß nach dem südlichen Arachosien und weiter nach Karmanien, wo er mit Alexander (nach dessen unheilvollem Marsche durch Gedrosien) zu Anfang des Decembers 325 wieder zusammentraf.

Nach Abschluß aller dieser Kämpfe und mühevollen Züge vermählte Alexander bei dem glanzvollen Siegesfeste zu Susa (im Frühjahre 324) den Krateros mit des persischen Fürsten Oxathres Tochter Amastrine, und betraute nachher im Juli desselben Jahres zu Ogis am Tigris den bewährten Freund, dessen Gesundheit zur Zeit den asiatischen Strapazen nicht mehr gewachsen war, mit der Aufgabe, die 10,000 zu ehrenvoller Pensionirung bestimmten Veteranen des Heeres nach Hause zu führen, und in Pella den alten Antipater (der frische Truppen nach Asien führen sollte) als Reichsverweser für Macedonien und Griechenland abzulösen.

Der unerwartet frühe Tod Alexander's aber zu Anfang Juni des J. 323 vor Chr. gab auch den Schicksalen des Krateros eine ganz neue Wendung. Während er mit seinen alten Kriegern in langsamen Märschen sich von Kilikien her dem Hellespont näherte, ernannte ihn der Rath der Armee in Babylon zum „Prostates" des Königthums, womit namentlich auch finanzielle Rechte verbunden waren. Dabei sollte er sich mit dem als selbstherrlicher Stratege in Macedonien und Griechenland anerkannten Antipater über die gemeinschaftliche Ausübung ihrer Stellung in Europa auseinandersetzen. Gebrauch aber von dieser Würde hat er nicht lange zu machen vermocht, denn bald sah er sich überall von neuen Kriegen umgeben. Bei seiner Ankunft (Mai oder Juni 322) in Macedonien fand er den Aufstand der Griechen (als „Lamischer Krieg" bekannt) in voller Glut und den alten Antipater, der ihn schon in Asien zu möglichst schnellem Weitermarsche hatte auffordern lassen, in wenig bequemer Lage. Nun aber führte er seinem alten Freunde, dem er den Oberbefehl beließ, 10,000 Veteranen, 1000 Schleuderer und 1500 Reiter zu. Mit deren Hülfe wurde am 7. Aug. 322 der halbe Sieg über die Griechen bei dem thessalischen Krannon gewonnen, der dann dank der Schlaffheit der Griechen wie der schlauen Diplomatie Antipater's sehr bald zu vollständiger politischer Niederlage der Hellenenwelt, namentlich der Athener, führte. Als im Herbst 322 auch Athens Macht völlig gebrochen war, schüttelte Krateros seine persische Ge-

mahlin Amastrine ab (die nachher die Gattin des Fürsten Dionysios von Heraklea am Pontus wurde), und heirathete des Antipater edle und hochbegabte Tochter Phila. Dann galt es, die noch immer im Aufstande beharrenden Aetolier zu bekämpfen. Mit der bestimmten Absicht, das tapfere Volk zu vernichten und die Reste nach Asien zu verpflanzen, führten Krateros und Antipater zu Ende des J. 322 ein Heer von 30,000 Mann und 2500 Reitern gegen Aetolien. Die alte Gewandtheit des Krateros im Gebirgskriege und ein harter Winter ließen bereits den Untergang des tapfern Volkes als unzweifelhaft erscheinen. Da rettete dieses zu Anfang des J. 321 die Nachricht, daß in Asien zwischen dem Reichsverweser Perdikkas und dessen Gegnern ein gewaltiger Krieg ausgebrochen war, in welchem Antipater und Krateros gegen Perdikkas Partei zu ergreifen beschlossen und daher den Aetoliern einen günstigen Frieden gewährten.

Bereits im Frühlinge 321 erschien Krateros mit der macedonischen Armee am Hellespont, um Kleinasien zu erobern, wo zur Zeit des Perdikkas Freund Eumenes dessen Sache verfocht. Dieser wich anfangs mit seinen asiatischen Scharen vor seines in der Armee überall hochgeehrten Gegners Kerntruppen nach seiner kappadocischen Satrapie zurück. Als er aber mit seinen kappadocischen Reitern den verrätherischen armenischen Statthalter Neoptolemos aufs Haupt geschlagen hatte, da gewann er auch den Muth, es mit Krateros aufzunehmen. In Kappadocien stieß er mit den 20,000 Mann und 2000 Reitern des alten Feldherrn zusammen, verhinderte mit vieler Gewandtheit, daß seine eigenen Truppen erfuhren, daß ihnen der alte Krateros gegenüberstand, und nahm dann die Schlacht an, die ihm der letztere bot. Dank seiner ausgezeichneten Leitung und der Ueberzahl seiner trefflichen Reiterei trug Eumenes damals den Sieg davon. Krateros selbst fiel an der Spitze der Reiter seines rechten Flügels, durch einen Thraker schwer verwundet, in die Hände seines Gegners, und starb in den Armen des über diesen Ausgang tief bekümmerten Eumenes, der ihm eine pomphafte Leichenfeier halten ließ und die Asche zur Bestattung an Phila schickte. (Eine Monographie über Krateros ist uns nicht bekannt geworden; das Beste über ihn findet sich in Droysen's großem Werke über Alexander den Großen und dessen Diadochen, 2. Aufl., Gotha 1877). *(G. Hertzberg.)*

KRATES, Sohn des Askondas, aus Theben, kynischer Philosoph. Auch sein Bild ist uns wie das so vieler Philosophen des Alterthums nicht in geschichtlicher Treue, sondern nur in der die Züge vergröbernden oder entstellenden Uebermalung einer anekdotensüchtigen, theils bewundernden, theils verkleinernden Nachwelt erhalten. Was wir so über sein Leben und seine Persönlichkeit erfahren [1]), ist im wesentlichen Folgendes (vgl. besonders *Diogen. Laert.* VI, 85—93).

Einer angesehenen Familie entsprossen und im Besitze eines bedeutenden Vermögens in behaglichen Verhältnissen lebend, gab Krates — nach einem Berichte (*Antisthenes* bei *Diog.* VI, 87) infolge des mächtigen Eindrucks, den der bettelnde Telephus in dem Euripideischen Stücke gleichen Namens bei einer Vorstellung auf ihn gemacht hatte — seinen ganzen Reichthum hinweg (das Wie? wird verschieden angegeben) und entschloß sich, um ein wahrhaft freier Mensch zu werden (*Simplic.* in Epictet. manual. p. 64c), fortan das ärmliche Wanderleben eines bedürfnißlosen Kynikers zu führen. Sein Vorbild hierin und philosophischer Lehrer war nach der gewöhnlichen Ueberlieferung der bekannte Diogenes von Sinope, nach Hippobotus (bei *Diog.* VI, 85) dagegen der Achäer Bryson. Von dem mächtigen Zauber, den seine witzige Rede und sein liebenswürdiges, gewinnendes Wesen auf jeden ausübte, zeugt deutlicher als alles andere, wie der Beiname θυρεπανοίκτης (*Plutarch.* Quaest. conviv. II, 1, 6) u. dgl., die Thatsache, daß Hipparchia, die Tochter eines vornehmen Hauses aus Maronea in Thrakien, ungeachtet alles Abredens ihrer reichen Verwandten und des Krates selbst diesen trotz seiner Häßlichkeit und seiner verwachsenen Gestalt allen Bewerbern um ihre Hand vorzog und die treue Gefährtin seines Lebens wurde, und daß ihr Bruder Metrokles sich gleichfalls ihm anschloß. Die von Krates überlieferten Anekdoten und Aussprüche malen die Bedürfnißlosigkeit (z. B. *Diog.* VI, 90), die unverwüstliche heitere Laune (*Plutarch.* De tranquill. animi c. 4, p. 466 W. p. 565 Dbn.), die witzige Zunge unsers Philosophen (*Diog.* VI, 90. *Stob.* Flor. 15, 10) und namentlich eine jeglichen Anstand misachtende Behandlung geschlechtlicher Verhältnisse (z. B. *Sext. Emp.* hypot. I, 153) mit den stärksten Farben. Er soll ein hohes Alter erreicht haben und in seiner Heimat Böotien begraben sein. Seine Blütezeit setzt Diogenes Laertius in die 113. Olympiade (328—324 v. Chr.); in den über ihn umlaufenden Geschichten tritt er als Zeitgenosse des Megarikers Stilpon, welchen er (*Diog.* II, 118 = fr. 12) verspottet, des Eretriers Menedemus (*Diog.* II, 126 = fr. 13), des Peripatetikers Theophrast (*Diog.* VI, 90 = fr. 24) auf und trifft mit dem (um 307 v. Chr.) als Verbannter in Theben weilenden Demetrius von Phaleron zusammen (*Plutarch.* De adulatore c. 28, p. 69 W., p. 83 Dbn.). Von seinen Schülern war unstreitig Zenon von Kition, der Begründer des Stoicismus, welcher auch Denkwürdigkeiten aus dem Leben seines Lehrers (*ἀπομνημονεύματα Κράτητος*, *Diog.* VII, 4) niedergeschrieben hatte, der bedeutendste.

Von Schriften des Krates erwähnt Diogenes (VI, 98) ein Buch Briefe, in denen er „vortrefflich philosophirte“ und in der Darstellung zuweilen dem Platon nahe kam, und Tragödien, die in erhabenem philosophischem Stile geschrieben waren. Aus einer der letztern führt Diogenes a. a. O. drei das Weltbürgerthum des Kynikers verherrlichende Trimeter an. [2]) Die unter dem Namen des

---

1) Eine Biographie des Plutarch über ihn, welche wir nicht mehr besitzen, erwähnt Kaiser Julian (orat. VI, p. 220b).

2) F. Dümmler (Antisthenica, Halle 1882, p. 88) betrachtet die von Plutarch De exsilio c. 5 (p. 601 W., p. 725 Dbn.) als Worte des Herakles angeführten zwei Trimeter, welche sich im

Krates überlieferten, uns erhaltenen Briefe[3]) sind unzweifelhaft untergeschoben; sie verarbeiten den anderweitig bekannten Anekdotenstoff in Briefform und haben von Plato's Stile nicht das Geringste.

Unter den sonstigen spärlichen Bruchstücken befinden sich namentlich mehrere Parodien. So wird die Schilderung Kretas bei Homer (τ 172) witzig umgeändert in ein Lob des Ranzens (πήρη), der nebst dem Stab und Doppelmantel den echten Kyniker überallhin begleitete (*Diog.* VI, 85 = fr. 2 Mullach); derselbe wird noch in einigen andern Versen unsers Philosophen (*Stob.* Floril. 97, 31) neben einem Maß Wolfsbohnen und der Sorgenlosigkeit als werthvoller Besitz gepriesen. Solon's Gebet an die Musen (*Stob.* Floril. 9, 25), in welchem er ehrlich erworbenen Reichthum, guten Namen und andern Segen (ὄλβος) von den Göttern erfleht, dichtet Krates so um, daß ausreichende Kost, Freiheit, Gerechtigkeit und Tugend als höchste Güter erbeten werden (*Julian.* Orat. VI, p. 199 d und VII, p. 213 b). Der oft erwähnten angeblichen Grabschrift des Sardanapal (*Plutarch.* De se ipsum citra invidiam laudando c. 17, p. 546 W., p. 660 Dbn.): *ταῦτ' ἔχω ὅσσ' ἔφαγον καὶ ἐφύβρισα καὶ μετ' ἔρωτος τέρπν' ἔπαθον· τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια πάντα λέλυνται* stellt Krates folgende Verse entgegen: *ταῦτ' ἔχω ὅσσ' ἔμαθον καὶ ἐφρόντισα καὶ μετὰ Μουσῶν σέμν' ἐδάην· τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια τῦφος* (kynisches Schlagwort!) ἔμαρψε (*Diog.* VI, 86 = fr. 5). In einem besondern Hymnus besingt er die *Εὐτελίη* als Tochter der *Σωφροσύνη* und Wonne aller guten Menschen (*Julian.* Orat. VI, p. 199 = fr. 4) wie er anderswo als bestes Mittel gegen Armuth und Unfrieden im Haus- und Staatswesen die Bedürfnißlosigkeit und Frugalität empfiehlt (*Stob.* Floril. 5, 63 = fr. 45. *Athen.* IV, 158 b = fr. 42. *Stob.* Flor. 97, 31 = fr. 48). Als Heilmittel gegen die verderbliche Gewalt der Liebesleidenschaft nennen einige in abweichender Fassung mehrfach (bei *Diog.* VI, 86. *Suid.* s. v. *Κράτης. Julian.* Orat. VI, p. 198 d = fr. 1) überlieferte Trimeter zunächst den Hunger, dann die Zeit und endlich im Nothfalle den Strick. In ernsterer Fassung heißt es in einem andern Bruchstücke in Hexametern (*Clem. Alex.* Strom. II, p. 492 P., 177 S. = fr. 10), von Gold und Liebe wolle man sich nicht beherrschen lassen. Allgemeiner bewies Krates den Satz, daß die Glückseligkeit des Menschenlebens nicht in der Fülle der Lust, die dasselbe darbietet, bestehen könne, treffend durch Schilderung des normalen Lebenslaufes eines Griechen seiner Zeit, welcher von der Geburt bis zum Tode eine nie endende Kette von Mühen und Anstrengungen darstellt, also, wenn wirklich die Lust unser sittliches Ziel wäre, seinen Zweck gänzlich verfehlen müßte (*Stob.* Floril. 118, 72 = fr. 50). Nur der von der Lust nicht geknechtete und ungebeugte Weise ist wahrhaft frei zu nennen (*Clem. Alex.* Strom. II, 492 P., 177 S. = fr. 10). Um die oft so sinnlose Verwendung des Geldes zu geißeln, machte Krates in seinem damals vielgenannten politischen Tagebuche (ἐφημερίς) folgende Ansätze: man solle für den Koch 10 Minen (etwa 75 Mark), für den Arzt 1 Drachme (0,80 Mark), für den Schmeichler[4]) 5 Talente (25,000 Mark), für den Rathgeber gar nichts (καπνόν)[5]), für die Maitresse 1 Talent (5000 Mark), für den Philosophen 1 Triobolon (0,40 Mark) verausgaben. Selbst im Angesichte des Todes soll Krates seine heitere Laune nicht verloren, sondern sich mit einer scherzhaften Aeußerung über seinen durch den Höcker entstellten und vom Alter gebeugten Rücken, mit dem er nun in den Hades hinab müsse, vom Leben verabschiedet haben (*Diog.* VI, 92 = fr. 8).[6])

Eine Umbildung oder Weiterbildung der kynischen Philosophie, wie sie von Antisthenes und Diogenes vertreten wurde, durch Krates ist nicht nachzuweisen; er fesselte durch seine Persönlichkeit und die witzige Form seiner Rede, neue Gedanken und eine Förderung der Wissenschaft weiß die Geschichte der Philosophie von ihm nicht zu berichten.

Literatur. Postumus, De Cratete Cynico (Groningen 1823). — Mullach, Fragmenta philosoph. Graecor. II, p. 331—341 (De Cratete Cynico; Cratetis fragmenta). — Cratetis Thebani carmina in Anthologia Graeca I, p. 118—120 ed. Jacobs. — [Cratetis] epistolae ed. Boissonade, Paris. 1827 (s. o.), ed. Hercher (in Epistolograph. Graec. p. 208—217), Paris. 1873. — Ferner vergleiche man Zeller, Die Philosophie der Griechen II a, S. 245 fg.

(E. Wellmann.)

KRATES (von Mallos) war ein angesehener Grammatiker, der in Pergamon lehrte und blühte zur Zeit, als der ägyptische König Ptolemäos Philometor regierte, Ol. 149—158 (184—148 v. Chr.), sodaß er ein Zeitgenosse des berühmten alexandrinischen Grammatikers Aristarch (212—140) war. Von seinem Leben ist am sichersten beglaubigt, daß er in Athen die Stoiker gehört hatte, und daß dieses philosophische Studium für immer seiner philologischen Richtung zum Schaden seiner Wissenschaftlichkeit den Stempel aufgedrückt hat, der zweifellos auch von seiner ganzen Schule beibehalten wurde. Sueton (De gramm. c. 2) erwähnt seine Gesandtschaft nach Rom, die Attalus II. veranlaßt hatte, und infolge deren die griechische Grammatik nach Rom importirt wurde. Krates soll damals in Rom in eine Kloake gefallen sein und den Schenkel gebrochen haben, wodurch spätere Witze über die Entstehung der Grammatik

Inhalte mit den bei Diogenes mitgetheilten allerdings nahe berühren, als derselben Quelle, nämlich einer Tragödie des Krates, die den Titel „Herakles“ führte, angehörig.

3) Vgl. Westermann, De epistolar. scriptor. Graec. commentatio IV, nr. 52, p. 10 (Leipzig 1853). — Boissonade, Notices et extraits des mss. de la bibl. du roi. XII, 2, p. 16 seq. — Epistolographi Graeci ed. Hercher (Paris 1873, p. 208—217).

4) Von dem traurigen Schicksale des von Schmeichlern Bethörten ist auch *Diog.* VI, 92 = fr. 29 und *Stob.* Flor. 14, 20 = fr. 33 die Rede. 5) Wenn die Lesart richtig ist, was Menagius bezweifelt. 6) Vgl. (über die Fassung der Verse) A. Meineke, Krates des Cynikers Schwanengesang, Philolog. XII (1857), S. 369.

aus der Kloake möglich waren. Indessen ist die Veranlassung dieser Gesandtschaft nach Rom unbekannt. Das Wichtigste aus dem Leben des Krates ist sein Streit und seine Rivalität mit Aristarch, der selbst nach dem Tode der beiden Schulhäupter von ihren Schülern mit derselben Leidenschaft fortgesetzt wurde, deren sich Krates jedenfalls schuldig gemacht hatte. Auf Seiten Aristarch's standen Dionysios Thrax und Parmeniskos, auf Seiten des Krates Zenodot, der Krateteer, und Demetrios Ixion (der ursprünglich Aristarcheer gewesen und zu Krates übergegangen war). Zur Schule oder zur Richtung des Krates wird auch Herodikos aus Babylon gehört haben, der jenes beißende Epigramm gegen die Aristarcheer geschrieben hat (*Athen.* V, 222 A.), wahrscheinlich auch Telephos, der Kritiker des pergamenischen Museums genannt wird (*Aelian.* Hist. an. X, 42). Sein bedeutendster philosophischer Schüler war Panätios, dessen Bücher über die Pflichten Cicero bei seiner Schrift über denselben Gegenstand zu Grunde gelegt hat (*Strabo* XIV, 676 C.). Außerdem wird auch ein unbekannter Krateteer Tauriskos genannt (*Sextus Empir.* adv. math. I, 248). Der Principienstreit zwischen Aristarcheern und Krateteern ergab sich aus der verschiedenen Behandlung der Dichter, indem Aristarch mehr auf nüchterne Erklärung der Worte und der Etymologie, auf Prosodie u. s. w. sah, während Krates zuerst die historische Deutung einführte, d. h. prüfen wollte, was an einer Fabel historisch sei, was nicht, dann die ästhetisch-dialektische, nach welcher er die einzelnen Schriftsteller unterschied, und endlich die rein grammatische. Zu dieser verschiedenen Behandlung der zu erklärenden Dichter kam nun eine zweite ebenso bemerkenswerthe Differenz hinzu, die von den Alten kurz bezeichnet wird, der Streit über Anomalie — welche Krates vertrat — und über Analogie — die von Aristarch vertheidigt wurde. Diese Analogielehre der Alexandriner wird von Charisius 93 P. so zusammengefaßt: „primo ut ejusdem sint generis de quibus quaeritur, dein casus, tum exitus, quartum numeri syllabarum, item soni“, vorüber zu vergleichen Wachsmuth, „De Cratete M.“ 11 fg. Gegen diese Analogie hatte schon Chrysipp Widerspruch erhoben, und auf seine Schrift „*Περὶ ἀνωμαλίας*“ stützte sich Krates. Ueber diesen Streit, der später auch nach Rom übertragen wurde und z. B. in Cäsar einen Vertreter der Analogie erhielt, handelte Gellius (II, 25) und Varro (X, 74). Völlig verschieden aber war die Textesdeutung und Erklärung, welche Krates und Aristarch besonders dem Homer angedeihen ließen. Hier bewegte sich nun Krates ganz in den Zügellosigkeiten der Stoischen Philosophie, die sich zunächst auf die geographischen Schilderungen bezog, unter welchen die Annahme eines Weltmeeres bei Homer im Vordergrunde steht (Lehrs, „De Aristarchi stud. hom.“ [3] 244; Lübbert, „Rhein. Mus.“ XI, 434 fg.). Außerdem aber kam er auch zu seltsamen Resultaten, z. B. daß Homer Astronom gewesen sei u. a. Besonders zog Krates für die Erklärung der Gedichte die Allegorie heran, wie sie von Chrysipp und Zeno in Umlauf gesetzt worden war. So waren ihm die Hauptgötter natürliche Erscheinungen: Apollo die Sonne, Juno die Luft, Zeus der Himmel. Auch die Mythen fanden bei ihm nur eine physikalische Deutung, die er, abgesehen von Homer, namentlich bei der Hesiodeischen Theogonie, in reichem Maße verwenden konnte. In allen diesen Fällen verwarf Aristarch die allegorische Erklärung des Krates und führte den Grundsatz durch, daß Homer nur aus Homer erklärt werden dürfe, während die Stoiker ihre Dogmen so in den Homer übertrugen, als wenn Homer ein Stoiker gewesen wäre. Endlich unterschieden sich auch beide Gelehrte in der Datirung des Homer, indem ihn Aristarch 100 Jahre nach der ionischen Wanderung setzte, Krates 60 Jahre nach der Zerstörung Trojas. Vgl. Sengebusch, „Dissert.“ II, 32 fg. 57 fg. — Was die Schriften des Krates anbetrifft, so erwähnt Hesychios Milesios (bei Suidas und Eudokia) allein die Textkritik der Ilias und Odyssee (*διόρθωσις Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσείας*) in 9 Büchern, fügt aber hinzu, daß er noch anderes geschrieben habe. Allein die in den Homerscholien vorkommenden Erwähnungen jenes Werkes zeigen, daß auch ein Commentar zum Homer darin enthalten war. Außerdem gab es von ihm auch eine Ausgabe des Homer (*Schol.* Il. XXIV, 253; Lehrs, „De Aristarch.“ [3] 26). In derselben Weise hatte er wol auch Hesiod, Euripides, Aratos, einen Lieblingsdichter der Stoiker, wahrscheinlich auch Aristophanes, commentirt. Mehr als wahrscheinlich ist, daß er als Sammler und Ordner der besonders unter Eumenes so angewachsenen Bibliothek auch die pergamenischen *πίνακες* nach dem Beispiele der alexandrinischen herausgegeben hatte, wie sie zuerst Kallimachos und sein Schüler Hermippos angefertigt hatten (*Περγαμηνοὶ πίνακες* bei *Dion. Hal.* V, 661 Reiske). Ferner wird er als Verfasser einer Schrift „*Περὶ Ἀττικῆς διαλέκτου*“ oder „*Περὶ Ἀττικῆς λέξεως*“ genannt, die mehr als fünf Bücher gehabt haben muß (*Athen.* XIV, 640 C.). — Wohl zu unterscheiden von dem pergamener Krates ist der gleichnamige mit ihm öfters verwechselte athener, der älter ist als Philochoros (geboren Ol. 115) und „*Περὶ τῶν Ἀθήνησι θυσιῶν*“ geschrieben hat. — Vereinzeltes über Krates bei Wolf, „Proleg.“ CCLXXVII; G. Hermann, Op. III, 272; Wegener, „De aul. Attal.“ 132 fg. u. a.; von Lynden, „De Panaetio Rhodio“ (1802); Lehrs, „De Aristarch.“ [3] 104, 222, 237, 244 fg., 324, 326; zusammenhängend Lübbert, „Zur Charakteristik des Krates von Mallos“ im „Rhein. Mus.“ XI, 438 fg. — Bahnbrechende und erschöpfende Abhandlung von C. Wachsmuth, „De Cratete Mallota“ (Leipzig 1860), mit vollständiger Sammlung der Fragmente (Leipzig 1860). (*H. Flach.*)

KRATINOS ist neben Aristophanes der bedeutendste und bahnbrechendste Dichter der attischen Komödie und speciell der alten attischen Komödie. Als Vater von ihm wird ein Athener Kallimedes bezeichnet, der zur Oneischen Phyle gehörte. Da wir wissen, daß er 97 Jahre alt geworden ist (*Lucian.* Macrob. 25) und ungefähr 423 gestorben sein muß, so fällt sein Geburtsjahr etwa in das J. 520. Erst spät scheint Kratinos sich der Composition von Komödien zugewandt zu haben, wenn wir einer Notiz beim *Anon.* De com. XXIX. trauen

dürfen, daß er erst im 80. Lebensjahre seinen ersten Sieg davongetragen habe. Doch ist diese Stelle von Meineke so corrigirt, daß sie sich auf das 60. Lebensjahr des Dichters beziehen muß. Daß Kratinos Taxiarch gewesen sei, berichtet Suidas v. *'Επειοῦ δειλότερος*; daß er sich durch Feigheit ausgezeichnet habe, wird auf einen Witz des Aristophanes zurückzuführen sein. Vermuthlich aus einem ganz berüchtigten Autor (Aristipp; vgl. meine „Geschichte der griechischen Lyrik" II, Vorr. VI) stammt die Nachricht, daß er Säufer gewesen und die Knabenliebe gepflegt habe. Und deshalb ist nur thörichtes Geschwätz, was Acron zu *Horat.* Epist. I, 19, 1 bemerkt, daß er sein Schlafzimmer mit Spiegeln ausgestattet hatte. Möglich ist es allerdings, daß er gern dem Weine zusprach, wenn wir *Aristoph.* Pae. 703, Equ. 400, 531 und dem Epigramme bei Brunck, „Analecta" I, 417 trauen dürfen. In jedem Falle müssen derartige Nachrichten über Lebensverhältnisse des Kratinos mit großer Vorsicht aufgenommen werden, da alle in den Entstellungen und den Witzen der Komiker, besonders des Aristophanes, ihren Ursprung haben. — Erwähnt werden von Hesychios Milesios (bei Suidas) 21 Komödien und 9 Siege. Sein erster Schauspieler hieß Krates (*Schol. Ar.* Equ. 534). Commentatoren seiner Komödien waren Kallistratos und Asklepiades Myrleanos (*Athen.* XI, 495 A und 501 E). Epochemachend war Kratinos für die Geschichte der attischen Komödie dadurch, daß er den früher ausschließlich angestrebten Zweck, Scherze und Gelächter durch den Stoff zu erregen, dahin abänderte, daß er eine Tendenz hineinbrachte, indem er Fehler, Laster und Untugenden mit hartem Spotte verfolgte. Freilich war er da nicht ganz gerecht, da er Kimon lobte und Perikles über Gebühr tadelte. Die Zahl der Hauptschauspieler fixirte er auf drei, während sie vorher schwankend gewesen war. Aber auch seine Sprache war gewiß im Gegensatze zu seinen Vorgängern eine hochpoetische, sodaß er gerade ihretwegen mit Aeschylos verglichen wird. Sein Witz war sprühend, seine Kühnheit Erstaunen erregend, seine Erfindungsgabe hervorragend. Deshalb fand er schon bei seinen Zeitgenossen großes Ansehen und ebenso die Dichter, die seinen Spuren folgten, besonders Eupolis, Krates, Telekleides u. a. Wie epochemachend Kratinos für die attische Komödie war, zeigt die Reichhaltigkeit der Genres, die er gepflegt hat. Er hat die mythologische Travestie erfunden in der Komödie „*'Οδυσσῆς*" (vgl. Wilamowitz im *Hermes* IX, 330; Kock, „Fr. com." I, 55), in welcher Odysseus eingeführt wurde, auf dem ganzen Erdballe nach Genüssen, Vergnügungen, Essen und Trinken suchend. Mythologisch waren ferner die Dramen „Throphonios" und „Cheirones". Die literarhistorische Komödie war vertreten durch die beiden Stücke „*'Αρχίλοχοι*" und „*Κλεοβουλίναι*", in deren erstem er den Iambiker Archilochos, im zweiten die Räthsel dichtende Kleobuline, die Tochter des Kleobulos, in der geistreichsten Weise verhöhnt hatte. Außerdem aber hatte er seinen Komödien zuerst den großartigen politischen Hintergrund und Gehalt gegeben, den die ältere Komödie im wesentlichen beibehielt. Den glücklichsten Griff aber hatte er mit seiner Komödie „*Πυτίνη*" (die Flasche) gethan, in welcher er besonders die Darstellung eines abgelebten Greises zurückwies, die Aristophanes in den Rittern von ihm gemacht hatte (*Schol.* Equ. 528). Es war die letzte Arbeit vor seinem Tode (aufgeführt Ol. 891 = 424 v. Chr.), und sie brachte ihm den ersten Preis ein, wogegen Aristophanes mit den „Wolken" den dritten erhielt. In überaus witziger Weise treten hier die „Komödie" und die „Trunkenheit" als handelnde Personen auf, die erstere als Gattin des Dichters, die sich von ihm trennen will und sich bei den Freunden desselben beklagt, daß er sich zu sehr dem Weine und der Trunkenheit ergebe (*Schol.* Equ. 399). Die Freunde bitten das Weib, nicht unvorsichtig zu handeln, und Kratinos erklärt, daß überhaupt kein Dichter möglich sei, der nicht Wein trinke (Meineke I, 48). Bevor der Friede zwischen dem Dichter und der Komödie hergestellt ist, gibt einer seiner Freunde den Rath, ihm alle Flaschen und Gefäße zu zerbrechen (Fr. 187 Kock). In einer andern Scene hatte die Komödie dem Dichter die Flasche fortgenommen, und da er sich beklagte, ihn getröstet, daß sie zum Ausbessern gegeben sei (Fr. 189 Kock). Endlich fand sie der Dichter doch, aber leer (Fr. 190). Kratinos war 96 Jahre alt, als er dieses Meisterstück schuf. — Vgl. einzelnes bei Kock, „Wolken" Einl. 24 und 33; zu „Ritter" v. 526 u.a.; zusammenhängend Meineke, „Fragm. com." I, 43 fg. — Vollständige Sammlung von Fragmenten bei Kock I, 11 fg. (erhalten sind 462 Fragmente, die meisten von geringem Umfange).

Verschieden von ihm ist der jüngere **Kratinos**, ein Dichter der neuern attischen Komödie, der bis etwa 224 v. Chr. gelebt hat. Von den acht Stücken, welche ihm zugeschrieben werden, sind einige zweifelhaft. (Vgl. Meineke I, 435 fg.). *(H. Flach.)*

KRATO (Johann), einer angesehenen Familie Krafft zu Breslau angehörig, wurde daselbst 1519 geboren, studirte anfänglich in Wittenberg Philosophie und Theologie unter Melanchthon und Luther, mit welch letzterm er in ein sehr enges Verhältniß trat. Er wandte sich jedoch später der Medicin zu, deren Studium er in Leipzig und Padua betrieb, prakticirte, nachdem er an letzterer Universität den Doctortitel erworben hatte, einige Zeit in Augsburg, wurde später Leibarzt bei den Kaisern Ferdinand I., Maximilian II. — welcher ihn unter dem Namen **Krato von Krafftheim** in den Adelstand erhob —, Rudolf II. und starb 1583 zu Breslau. Er blieb stets ein großer Verehrer von Luther und stand mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit, namentlich Joach. Camerarius, in lebhaftem Verkehr. Seine äußerst zahlreichen Schriften über medicinische und naturwissenschaftliche Gegenstände sind nur von historischem Interesse.

(A. Winter.)

KRATYLOS (der Herakliteer), Plato's Lehrer. Dieser Philosoph ist viel bekannter als Hauptfigur eines nach ihm betitelten Platonischen Dialogs als durch das Wenige, was uns über ihn als geschichtliche Person überliefert ist. Zuverlässige Nachrichten dieser Art finden sich nur bei Aristoteles; denn allen übrigen Mittheilungen

späterer Schriftsteller (*Diog. Laert.* III, 6; *Olympiodor.* vit. Plat. p. 2, 49 Westerm.; *Anonym.* vit. Plat. p. 7, 40 Westerm.) sieht man es deutlich an, daß sie nur auf Plato's Gespräch als Quelle zurückgehen und somit keinen selbständigen Werth beanspruchen dürfen. Zweimal kommt der Stagirite in der Metaphysik auf den Kratylos zu reden. An der einen Stelle, wo von den Quellen der Philosophie Plato's die Rede ist[1]), lesen wir, dieser sei schon vor seiner Bekanntschaft mit Sokrates in früher Jugend durch Kratylos mit den Herakliteischen Ansichten, daß alle sinnlich wahrnehmbaren Dinge sich in stetem Flusse befinden und daß daher ein Wissen (*ἐπιστήμη*) von denselben unmöglich sei, vertraut geworden. Demnach lebte Kratylos als ein älterer Zeitgenosse Plato's um das J. 410 v. Chr. in Athen — denn nach *Diog. Laert.* III, 6 hörte dieser von seinem 20. Lebensjahre (d. h. 409—407) an den Sokrates —, und es ist ein Irrthum, wenn *Diog. L.* a. a. O. ihn erst nach Sokrates' Tode mit Kratylos (und dem neben diesem in dem Dialog als Unterredner auftretenden Hermogenes) bekannt werden läßt. Zum zweiten mal erwähnt Aristoteles[2]) den Kratylos da, wo er den Satz vom Widerspruch erörtert, als einen Anhänger der Philosophie Heraklit's, der seinen Meister noch zu überbieten suchte. Hatte dieser gesagt, man könne nicht zweimal in denselben Fluß steigen, weil wir nämlich beim zweiten Hineinsteigen an der gleichen Stelle seines Bettes bereits ganz andere Wasser fließend antreffen als das erste mal, so behauptete Kratylos, man könne es nicht einmal; denn schon während unsers Hineinsteigens bleibe ja der Fluß nicht mehr derselbe, da jeden Augenblick neue Wellen unsern Körper benetzen. Aus dieser Ansicht von der unbedingten, keinen Augenblick ruhenden Veränderlichkeit der Sinnenwelt ergab sich dann unserm Herakliteer, wie Aristoteles hier ebenfalls berichtet, die Folgerung, man dürfe überhaupt keine feste Behauptung über irgendein Ding aussprechen (sei es doch, während wir von ihm reden, mittlerweile bereits ein anderes geworden), und so gelangte er denn schließlich dahin, blos noch mit dem Finger auf einen Gegenstand hinzuweisen, ohne über denselben zu sprechen. Auf diese drastische Art, sich zu äußern, darf wol auch die durch ihre Kürze räthselhafte Nachricht im dritten Buche der Aristotelischen „Rhetorik" bezogen werden, Aeschines — ich denke, der Sokratiker in einem seiner Dialoge — berichte von Kratylos, daß er gezischt und mit den Händen herumgearbeitet habe[3]), vermuthlich um dadurch die mündliche Rede entweder zu ersetzen oder eindringlicher zu gestalten. — Wir haben also hiernach im Kratylos einen jener spätern Vertreter der Schule des Heraklit vor uns, wie sie in Plato's Jugend nicht blos in Athen, sondern auch in der Gegend von Ephesus noch zu finden waren und von ihm im Theätet (p. 179 d etc.) gezeichnet werden als Leute, die zu einer fruchtbringenden wissenschaftlichen Untersuchung nicht im Stande waren, weil ihnen mit den Dingen auch die Begriffe sammt der auf diesen sich erbauenden Wissenschaft zerflossen und sie hinter einer ihrem Meister nachgeahmten räthselhaften Sprache ein ungeschultes Denken geschickt zu verstecken wußten.

In dem gleichnamigen Gespräche des Plato tritt Kratylos gleich anfangs (p. 383 a) mit der Behauptung auf, jedes Ding habe von Natur (*φύσει*) eine für alle Menschen, Hellenen und Barbaren, gleiche, richtige Benennung, und vertritt weiterhin (p. 429 b) die Ansicht, alle übrigen Worte, die in Beziehung auf einen Gegenstand gebraucht werden, seien nicht etwa blos falsche Benennungen, sondern gar keine, da sie dem Gegenstande nicht zukommen, ihn gar nicht treffen; endlich führt unser Herakliteer (p. 438 b) die ursprünglichen, seiner Ansicht nach stets richtigen, wenn auch später oft verunstalteten Namen der Dinge auf übermenschlichen Ursprung zurück. Von diesen drei Behauptungen kann man die erste und die letzte als Weiterbildungen von Sätzen des Ephesiers begreifen, sofern sie sich auf die Stellung, welche Heraklit der allwaltenden göttlichen Vernunft, dem *ξυνὸς λόγος* (*Stob.* Flor. III, 84; *Sext. Emp.* adv. math. VII, 133 = fr. 91. 92 Byw.), anwies, zurückführen lassen, und die zweite mit der von dem historischen Kratylos behaupteten Unmöglichkeit des Wissens leicht in Zusammenhang bringen; man kann auch die etymologischen Künste, welche Plato im Kratylos so übermüthig übt, als eine übertreibende Darstellung von Worterklärungen auffassen, die Kratylos wirklich vorgebracht hatte; allein ebenso möglich ist es doch, daß hier unter der Maske des Kratylos ein Protagoras oder Antisthenes getroffen werden sollte, wie neuere Ausleger annehmen; jedenfalls erwächst ein Zuwachs sicherer Kenntniß des geschichtlichen Kratylos aus Plato's Darstellung nicht, nur das Eine ergibt sich beiläufig aus p. 429 e als höchst wahrscheinlich, daß der Vater des Kratylos Smikrion hieß, wogegen es schon eher blos künstlerische Fiction sein kann, wenn dem bejahrten Sokrates Kratylos (p. 429 d) als junger Mann in den besten Jahren gegenübergestellt wird (p. 440 d).

Literatur. Außer den Einleitungen und Erläuterungsschriften zu Plato's Kratylos vgl. man Zeller, Die Philosophie der Griechen I. (4. Aufl.), S. 658, 675 fg.

(*E. Wellmann.*)

KRATZAU (Craczavia, Kracawa), Stadt im nördlichen Böhmen, in einem Thale nördlich vom Jeschkengebirge an der Zittau-Reichenberger Eisenbahn. Es ist Sitz eines Bezirksgerichtes, hat eine starkbesetzte Volksschule (1700 Kinder, die Ortschaften Ober- und Unterkratzau sind eingeschult), ein Armenhaus und ein entwickeltes Vereins-

1) I, 6, p. 987a, 32. fg.: *ἐκ νέου τε γὰρ συνήθης γενόμενος πρῶτον Κρατύλῳ καὶ ταῖς Ἡρακλειτείοις δόξαις ὡς ἁπάντων τῶν αἰσθητῶν ἀεὶ ῥεόντων καὶ ἐπιστήμης περὶ αὐτῶν οὐκ οὔσης ταῦτα μὲν καὶ ὕστερον οὕτως ὑπέλαβεν· Σωκράτους δὲ κτλ.*. 2) Met. III, 5, p. 1010a, 10: *ἐκ γὰρ ταύτης τῆς ὑπολήψεως ἐξήνθησεν ἡ ἀκροτάτη δόξα τῶν εἰρημένων ἢ τῶν φασκόντων ἡρακλειτίζειν καὶ οἵαν Κρατύλος εἶχεν, ὃς τὸ τελευταῖον οὐθὲν ᾤετο δεῖν λέγειν, ἀλλὰ τὸν δάκτυλον ἐκίνει μόνον καὶ Ἡρακλείτῳ ἐπετίμα εἰπόντι ὅτι δὶς τῷ αὐτῷ ποταμῷ οὐκ ἔστιν ἐμβῆναι· αὐτὸς γὰρ ᾤετο οὐδ' ἅπαξ.* 3) *Arist.* (?) rhetor. III, 16, p. 1417b, 1: *καὶ ὡς περὶ Κρατύλου Αἰσχίνης ὅτι διασίζων καὶ τοῖν χεροῖν διασείων.*

wesen. Die Bewohner, nach der Zählung von 1880: 3118 an der Zahl, beschäftigen sich zum größten Theil mit der Tuchweberei. Fabrikmäßig wird die Schafwollspinnerei (6 Fabriken), die Baumwollspinnerei (1 Fabrik) und Baumwollweberei (1 Fabrik) betrieben. Die Ansiedelung von Kratzau ist eine verhältnißmäßig alte und scheint von Zittau ausgegangen zu sein. Die im 14. Jahrh. nachweisbare Pfarrkirche zum heil. Laurentius, deren Umbau die Burggrafen von Dohna als Besitzer von Kratzau im 15. Jahrh. durchführten, gehörte zum zittauer Dekanat. In ältern Zeiten wird Kratzau eine Bergstadt genannt, doch läßt sich über den hier und bei Engelsberg betriebenen Bergbau nichts Genaueres feststellen. Im Wappen (von Rudolf II. 1581 ertheilt) führt die Stadt eine Mauer von Quadersteinen mit einem geöffneten Thore, in welchem sich übereinander Schlägel und Eisen befinden; oberhalb des Thores steht ein Schwan mit goldener Krone auf dem Kopfe und einem goldenen Pfeile durch den Hals. Im Hussitenkriege wurde die Stadt gänzlich zerstört. Am 11. Nov. 1428 schlugen die Sechsstädte die Hussiten in einem blutigen Gefechte zwischen Kratzau und Machendorf. Kratzau soll erst im J. 1512 durch Nikolaus von Dohna wieder aufgebaut worden sein. Viel Unglück erfuhr die Stadt im Dreißigjährigen Kriege (1621, 1642, 1645). Die Gegenreformation wurde erst im J. 1651 beendigt, in welchem 149 Protestanten zur Auswanderung gezwungen wurden. Auch die Schlesischen Kriege und der Truppendurchzug im Jahre 1813 und neuestens im J. 1866 nahmen die Einwohner hart mit. — Unter den aus Kratzau stammenden, in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Persönlichkeiten verdient der Maler Joseph von Führich (gest. 1876) hervorgehoben zu werden. (*L. Schlesinger.*)

Kratzdistel, s. Cirsium.

KRÄTZE (Scabies, Psora) ist eine vielgestaltete, unter Bildung von Knötchen, Wasser- und Eiterbläschen verlaufende Entzündung der Haut (Dermatitis), welche durch die Krätzmilbe (Acarus Scabiei, auch Sarcoptes hominis), einen thierischen Parasiten, in der menschlichen Oberhaut hervorgerufen wird. Dieser, schon dem unbewaffneten Auge erkennbare, $^1/_3$ Millimet. lange und $^1/_2$ Millimet. breite Parasit erscheint als ein kleines, rundliches, weißes Körperchen, welches bei ausreichender Vergrößerung annähernd die Gestalt einer Schildkröte hat, deren gewölbter Rücken parallele, bogenförmige Querstreifen zeigt und mit kürzern oder längern Dornen besetzt ist. Die erwachsene Milbe hat acht gegliederte, konische Füße, von denen die vordern Paare mit Haftscheiben versehen sind, die hintern in langen Borsten endigen, die junge Milbe hat nur sechs Füße, zwei Paar Vorderfüße und ein Paar Hinterfüße. Zwischen erstern tritt der an seiner untern Fläche mit zwei hornigen, durch einen Spalt getrennten Kiefern versehene Kopf hervor. Das befruchtete Weibchen, etwas größer als das weit seltenere Männchen, gräbt sich zwischen die Schichten der Oberhaut ein und bildet Gänge, welche mehrere Linien bis über einen Zoll lang werden, und setzt hier seine Eier ab, während das kleinere Männchen nur kürzere Gänge bohrt, in denen es schwärzliche Kothmassen und die beim Häutungsproceß abgeworfenen Hüllen absetzt. Die Eier reifen in 8—10 Tagen, die aus den gesprengten Eischalen ausschlüpfenden Milben verlassen den mütterichen Milbengang, graben ihre eigenen Gänge, häut n sich und werden nun selbst zeugungsfähig, nachdem zu den ursprünglichen sechs Beinen noch zwei hinzugewachsen sind. Die Begattung scheint vorzugsweise während der Nacht, wo die Haut durch das Bett erwärmt ist, zu erfolgen; gelangt nun ein befruchtetes Weibchen von der Haut eines Individuums auf die eines andern, so wird letzteres inficirt, daher das Schlafen mit einem Krätzkranken in gemeinschaftlichem Bette besonders gefährlich ist, ebenso das Benutzen seiner Kleider sowie überhaupt jeder intime Verkehr mit demselben; schon der Händedruck eines Krätzigen kann die Krankheit übertragen, und zwar um so leichter, da die Milben besonders gern in Hautfalten — zwischen den Fingern, in der Nähe der Geschlechtstheile — sich aufhalten. Die Milbengänge haben das Ansehen eines leichten Nadelrisses; verfolgt man den Gang mit einer Nadel, so spießt man die Milbe auf und kann sie schon bei schwacher Vergrößerung unter dem Mikroskop erkennen; dies ist auch der einzig richtige diagnostische Nachweis für wirkliches Vorhandensein der Krätze.

Unter den Symptomen, durch welche man zunächst auf letzteres hingelenkt wird, ist das peinliche Jucken, welches namentlich in der Bettwärme an den oben genannten von der Milbe bevorzugten Stellen gefühlt wird, ein nie fehlendes; dasselbe wird wahrscheinlich nicht blos durch den Biß der Milbe, sondern auch durch einen hierbei abgesonderten Saft derselben bedingt. Objectiv machen sich dann bald Knötchen, Bläschen und Pusteln an der Oberhaut bemerkbar als Folgen der durch den Milbenbiß bedingten Hautentzündung, welche, durch das unvermeidliche Kratzen gesteigert, zur Eiterung und Pustelbildung — fette Krätze — führen kann. Charakteristisch sind daneben die bei einiger Aufmerksamkeit und Uebung leicht auffindbaren Milbengänge, welche sich als punktirte, geschlängelte oder gezackte Striche, dem Ansehen nach geheilten Nadelritzen ähnlich, darstellen, an deren Anfange man ein Bläschen oder eine Pustel, an deren Ende einen etwas größeren schwärzlichen oder weißen Punkt — als die Stelle, bis zu welcher die Milbe vorgedrungen — sieht. Solche Gänge findet man am häufigsten zwischen den Fingern, an der innern Handgelenkfläche, an den Vorderarmen und den Geschlechtstheilen. Will man eine Milbe fangen, so dringt man mit einer Nadel in den Anfang des Ganges ein und schiebt sie vorsichtig bis zu dessen Ende, indem man dabei die Decke des Ganges trennt. Der kleine, weiße, bei scharfem Hinsehen langsam seine Stelle wechselnde Punkt, den man dann auf der Nadelspitze gewöhnlich vorfindet, ist die Milbe. Bei excessiver Vermehrung der letztern kann die Hautentzündung sich bis zur diffusen ekzematösen Borkenbildung steigern, unter welchen Borken es dann von Legionen von Milben wimmelt — Norwegische Krätze, Borkenkrätze.

Was die Behandlung der Krätze anlangt, so ist dieselbe, seitdem sich die Ansichten über deren Ursachen und Entstehungsweise geklärt haben und deren epizootischer Charakter zur allgemeinsten Geltung und Anerkennung gelangt ist, wesentlich vereinfacht worden und beschränkt sich in der Hauptsache auf Tödtung der Krätzmilben, Elimination derselben aus den von ihnen bewohnten Hautpartien und Beseitigung der durch ihren Aufenthalt daselbst bedingt gewesenen und hervorgerufenen krankhaften Hautreizungen. Während man früher von einer Krätzdyskrasie sprach, deren Beseitigung in erster Linie durch innere Mittel und zwar unter Umständen mit Hinzuziehung des ganzen antiphlogistischen Apparats zu erstreben sei, wozu die verschiedensten „Volksmittel" von Afterärzten und alten Weibern angepriesen wurden und im Laienpublikum willige Abnehmer fanden, ist seit Wichmann, Frank und namentlich seit den bahnbrechenden Studien und Versuchen Hebra's die locale Behandlung der Krätze als die allein richtige, schnell, leicht und dauernd heilende Methode anerkannt und sowol in den Krankenhäusern wie in der Privatpraxis allgemein eingeführt worden.

Der gegen Krätze empfohlenen Salben gibt es eine Legion, und Autoren wie Spitalärzte haben gewetteifert in der Empfehlung neuer solcher antipsorischer Salben, ohne daß man bisjetzt Ursache gefunden hätte, eine der andern vorzuziehen. Die bekanntesten derselben sind die von Helmerich, Jasser, Vézin, Mahyll, Wilkinson, Bourguignon u. a. componirten Salben, deren wesentlicher Bestandtheil Schwefelblumen, mit verschiedenen Fetten und Oelen oder mit Seife — Schmierseife, Schwefelseife, Schwefelsandseife — verrieben, sind; nächstdem werden aber auch spirituöse, aromatische Waschmittel von Leonardi, Cazenave, Vlemingkx u. s. w., Kalischwefelleberlösung, sowie Application der Mittel in Gasform — Schwefelräucherungen — empfohlen, während einzelne Autoren, namentlich Hardy und Fronmüller sogenannte „Schnellkuren" eingeführt und sowol in der Spital- wie in der Privatpraxis bemerkenswerthe Erfolge zu verzeichnen gehabt haben.

Zum Zweck einer solchen Schnellcur wird der Kranke in ein wohlgeheiztes Badezimmer gebracht, vollständig entkleidet und eine halbe Stunde lang der ganze Körper, mit Ausnahme der Geschlechtstheile und des Gesichts, mit Schmierseife eingerieben, und zwar mit besonderm Nachdrucke an den bevorzugten Acaruslagern: an der Dorsal- und Außenseite der Fingerzwischenräume, an den Faustgelenken, Vorderarmen, am Bauche, an den Ober- und Unterschenkeln, am Fußrücken. Hierauf begibt sich der Kranke in ein lauwarmes Bad, worin er sich von der Seife reinigt und eine Stunde darin verweilt; dann verläßt er das Bad, stellt sich in die Nähe des Ofens und reibt sich, wie vorher mit der Schmierseife, so jetzt eine halbe Stunde mit der Helmerich'schen Salbe — 2 Theile reiner Schwefel, 1 Theil unterkohlensaures Kali und acht Theile Fett — ein. Damit ist die ganze Kur beendet, und der Kranke wird nur veranlaßt, noch einige Bäder zu nehmen.

Neuerdings hat man auch von der localen Anwendung verschiedener balsamischer Mittel, namentlich des Perubalsams, Tolubalsams, Copaivbalsams, des flüssigen Storax, sowie vom Petroleum, Benzin und Thymol sehr günstige Erfahrungen bezüglich der Schnelligkeit und Sicherheit der Wirkung dieser Mittel bei Krätze und gewissen ihr nahestehenden und verwandten Hautkrankheiten (Psoriasis) gemacht, und empfiehlt sich namentlich der Storax auch seiner Billigkeit halber für die Spital- und Armenpraxis.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß es nothwendig ist, auch die in den Kleidungsstücken sitzenden Milben und Eier zu zerstören, was am sichersten geschieht, wenn man die Kleidungsstücke einer Temperatur aussetzt, bei welcher das Eiweiß gerinnt. Die Wäsche muß daher ausgekocht, die Tuchkleider müssen in einen sogenannten Krätzofen gebracht oder einer Bettfederreinigungs-Anstalt zum „Kesseln" übergeben werden.

(Alfr. Krug.)

KRAUS (Christian Jakob), philosophischer und staatswissenschaftlicher Schriftsteller, war am 27. Juli 1753 zu Osterode in Ostpreußen als der jüngere Sohn eines Wundarztes Johann Kraus (der sich, wie die spätern Nachkommen wieder, Krause schrieb) geboren, welcher in preußischen und österreichischen Diensten gestanden und an den Feldzügen unter dem Prinzen Eugen in den Niederlanden, Italien und Ungarn theilgenommen hatte. Chr. J. Kraus genoß die Vorbildung auf der Schule zu Osterode und bezog 1770 die Universität Königsberg. Unter mannichfachen Entbehrungen, anfänglich von seinem Oheim, dem Kirchenrathe Buchholtz unterstützt, später auf den kargen Erwerb von Privatstunden angewiesen, ergab er sich mit reicher Begabung und glühendem Eifer der wissenschaftlichen Arbeit und umfangreichen humanistischen, philosophischen und mathematisch-physikalischen Studien. Es war damals die Glanzzeit von Kant's akademischer Wirksamkeit, und der begeisterte Schüler durfte dem verehrten Lehrer auch persönlich nahe treten — ein Verhältniß, das sich später zu einer treuen Freundschaft zwischen beiden Männern gestaltete. Durch Kant's Vermittelung kam Kraus nicht nur in Verkehr mit Hamann, Hippel und andern Vertretern des damals so regen geistigen Lebens in Königsberg, sondern auch, nachdem sich der Plan, ihn durch die Regierung an das dessauer Philanthropin senden zu lassen, zerschlagen hatte, als Hofmeister in das Haus des Reichsgrafen von Keyserling, dessen Neffen er ein Jahr lang in seinen Studien leitete. Nachdem er sodann zwei Jahre lang theils in Berlin, theils in Göttingen der Vervollkommnung seiner Studien gelebt hatte, kehrte er 1780 nach Königsberg zurück, um die ihm übertragene Professur der praktischen Philosophie anzutreten, die er bis an sein Lebensende am 25. Aug. 1807 bekleidet hat.

Sein kolossales Wissen kam nicht schriftstellerischer Geschäftigkeit, sondern seinem ausgedehnten Umgange und seiner akademischen Lehrthätigkeit zugute, welche sich auch auf die Kameralwissenschaften erstreckte. Schon als Stu-

dent hatte er „Arthur Young's politische Arithmetik aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet" (Königsberg 1777) herausgegeben, und auf seiner Reise übersetzte er in Berlin eine freimaurerische Schrift „Der flammende Stern" aus dem Französischen (2 Bde., Berlin 1772), deren er später ungern gedachte. Außerdem erschien während seines Lebens, von Recensionen*) abgesehen, nur noch seine Inauguraldissertation „De paradoxo: Edi interdum ab homine actiones voluntarias, ipso non invito solum, verum adeo reluctante (2 Thle. Königsberg 1781, wiederabgedruckt in den „Nachgelassenen philosophischen Schriften" S. 489 fg.). Aus seinem reichen handschriftlichen Nachlasse aber gab sein langjähriger Freund Hans von Auerswald, Landhofmeister und Oberpräsident von Preußen, heraus: „Staatswirthschaft" 4 Bde. und als fünften Theil „Angewandte Staatswirthschaft" (Königsberg 1808—11), „Vermischte Schriften über staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände" (6 Bde., Königsberg 1808—9), endlich noch besonders die „Nachgelassenen philosophischen Schriften" (Königsberg 1812), mit einem Vorworte von Herbart, worin derselbe nur seine gegensätzliche Meinung zu verfechten sucht, und einer am Schlusse angefügten Abhandlung desselben: „Ueber die Ursachen, welche das Einverständniß über die ersten Gründe der praktischen Philosophie erschweren" (vgl. Herbart's Ges. Werke, Bd. IX, S. 1 fg.).

Die Bedeutung von Kraus besteht einerseits in der energischen Vertretung, mit welcher er die Principien von Adam Smith's Nationalökonomie durch seine Vorlesungen und seine nachgelassenen Hefte eingebürgert hat, wenn ihm auch die Entwickelung dieser Wissenschaft nicht wesentliche Förderung verdankt, andererseits aber zeigt seine „Moralphilosophie" („Nachgelassene Schriften" S. 51—414) eine sinnige und eigenthümliche Verarbeitung Kant'scher und Smith'scher Principien, in der die interessante Beziehung zwischen dem kategorischen Imperativ des einen und den Begriffen der „Sympathie" und des „Gewissens" bei dem andern deutlich hervortritt, zugleich aber auch eine solche Verschlingung ethischer und psychologischer Betrachtungen, eine solche Verquickung kritischer und psychologistischer Methode sich ergibt, daß keine scharfe und markige Erscheinung herauskommt.

Ueber Kraus vgl. Joh. Voigt, „Leben des Professors Ch. J. Kraus, aus den Mittheilungen seiner Freunde und seinen Briefen dargestellt" (Königsberg 1819), neuerdings aus Familienpapieren ergänzt durch Gottl. Krause, „Beiträge zum Leben von Ch. J. Kraus" (Königsberg 1881). *(W. Windelband.)*

KRAUSE (Karl Christian Friedrich), deutscher Philosoph, war am 6. Mai 1781 zu Eisenberg (Sachsen-Altenburg) als Sohn eines Pfarrers geboren und bezog, nachdem er das Gymnasium in Altenburg absolvirt hatte, 1797 die Universität Jena, wo er Fichte und Schelling hörte, Kant's und Reinhold's Schriften sowie des letztern Hefte studirte und sich auch mit den Naturwissenschaften, speciell der Botanik, sowie mit Mathematik beschäftigte. Die letztere suchte er, angeregt durch Thorild's „Archimetria" (1799) und wie es scheint durch Kepler, in die Philosophie als die allgemeine Wissenschaft von der Weltharmonie hineinzuziehen. Er legte diese schon damals ziemlich phantastischen Gedanken und seine allgemeinen Principien in der Schrift: „De philosophiae et matheseos notione et earum intima coniunctione" nieder, mit welcher er sich 1802 in Jena habilitirte. Er hat später noch viel über Mathematik und ihre philosophische Behandlung sowie über die von ihm viel gepflegte Musik geschrieben[1]), z. B. „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik" (Jena und Leipzig 1804), aber immer in seiner neuernden und dabei doch weder Philosophie noch Mathematik fördernden Weise. In die jenenser Zeit fällt außerdem eine Reihe programmatischer Schriften, in denen Krause seine Philosophie im Umrisse verkündete: „Grundlage des Naturrechts oder philosophischer Grundriß des Ideals des Rechts" (Jena 1803), „Grundriß der historischen Logik für Vorlesungen" (Jena 1803), „Entwurf des Systems der Philosophie. Erste Abtheilung, enthaltend die allgemeine Philosophie, nebst einer Anleitung zur Naturphilosophie" (Jena und Leipzig 1804).

Im J. 1804 gab Krause seine Stellung in Jena auf und ließ sich nach einem kurzen Aufenthalte in Rudolstadt, 1805 in Dresden nieder, wo er, hauptsächlich mit ästhetischen Studien beschäftigt, bis 1813 blieb. In diesen Jahren lehnte er sich in der Hoffnung, eine Basis für die Realisirung seiner Ideale zu finden, an den Freimaurerbund an, trat jedoch auch in diesem sogleich mit reformatorischen Bestrebungen auf, die ihm heftige Gegnerschaften eintrugen. Er schrieb damals „Höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei" (Freiberg 1810, 3. Aufl. Dresden 1820), als „Logenvorträge", ferner „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft" (Dresden 1810—1813, 2. Aufl. 1819—1821). Von philosophischen Arbeiten erschienen während dieser Zeit sein „System der Sittenlehre" (1. Bd. Leipzig 1810) und eine mehr populär gehaltene Darstellung „Urbild der Menschheit" (Dresden 1811, 2. Aufl. Göttingen 1851). Gleichzeitig brachte das „Tageblatt des Menschheitslebens" zahlreiche Aufsätze von ihm über die verschiedensten Gegenstände. Einen neuen Versuch, im akademischen Leben Fuß zu fassen, machte Krause 1814, indem er sich in Berlin habilitirte, gab denselben jedoch, da er auf mannichfache Hemmnisse stieß, schon im folgenden Jahre wieder auf, um sich abermals für längere Zeit nach Dresden zurück-

---

*) Kraus trat mit seinen Recensionen in der Jenaischen Literaturzeitung für die Kant'sche Philosophie ein. Die wichtigste darunter ist die über J. A. H. Ulrich's Eleutheriologie (Jen. Allgem. Lit. Zeit. vom 25. April 1788; Kraus, Nachgel. Schriften S. 417 fg.), in welche ein Entwurf von Kant übergegangen ist; vgl. H. Vaihinger, Ein bisher unbekannter Aufsatz von Kant über die Freiheit (Philos. Monatshefte 1880, XVI, S. 193 fg.).

1) Vgl. besonders seine „Darstellungen aus der Geschichte der Musik, nebst vorbereitenden Lehren aus der Theorie der Musik" (Göttingen 1827).

zuziehen. In Berlin hatte er eine „Gesellschaft für deutsche Sprache" gestiftet, deren Aufgabe eine nationale und rationale Purification und Neubildung der deutschen Sprache sein sollte. Aus seinen darin gehaltenen Vorträgen erwuchs die Schrift „Von der Würde der deutschen Sprache und von der höheren Ausbildung derselben überhaupt und als Wissenschaftssprache insbesondere" (Dresden 1816). Krause hat diese Tendenz durch sein ganzes Leben mit Eifer verfolgt; aber sein löbliches Bestreben, der Philosophie eine rein deutsche Terminologie zu schaffen, hat den denkbar unglücklichsten Erfolg gehabt. Denn da er an dies Werk ohne ausreichende historisch-philologische Kenntniß heranging, so wurde es ein solches der rein individuellen Phantasie — und indem er sich immer mehr in eine willkürliche Schöpfung von Stammsilben und in eine wunderliche Ausdrucksweise verrannte, die er das Unglück hatte, für rein deutsch zu halten, so schrieb er für Deutsche unverständlich und verdarb damit selbst den Erfolg seiner Bücher und seiner Lehre.

Von neuem habilitirte sich Krause 1823 und zwar in Göttingen mit den „Theses philosophicae XXV" (Göttingen 1824, deutsch in der Zeitschrift „Isis" 1832, Heft 10), Sätzen aus einer im Jahre vorher verfaßten Schrift „Systematis philosophiae organici fundamenta; ad huius orbis philosophos". Doch hatte er auch hier kein Glück; theils vermochte er aus vielfachen Gründen nicht das rechte Verhältniß zu der Universität zu gewinnen, obwol sich hier um ihn ein Kreis begeisterter Schüler scharte, theils zog ihm sein Verhältniß zu den Freimaurern im Zusammenhange mit seinen Reformbestrebungen allerlei Verfolgungen zu. Schließlich verließ er auch Göttingen und ging nach München in der Hoffnung, sich daselbst habilitiren zu können. Dort ist er am 27. Sept. 1832 gestorben. Aus der göttinger Zeit stammen seine reiferen Werke: „Abriß des Systems der Philosophie. Erste Abtheilung: Analytische Philosophie" (Göttingen 1825, neue Ausg. Leipzig 1886), „Abriß der Logik als philosophischer Wissenschaft" (Göttingen 1828), „Abriß des Systems der Philosophie des Rechts oder des Naturrechts. Nebst einer kurzen Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Begriffe des Rechts und des Staats in den bekanntesten Systemen der Philosophie" (Göttingen 1828), „Vorlesungen über das System der Philosophie"[2] (Göttingen 1828, 2. Aufl. in 2 Bdn. Prag 1868—1869), „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft (Göttingen 1829, 2. Aufl., 2 Thle., Prag 1868—1869). Nach seinem Tode gaben seine Schüler, an der Spitze Leonardi, seinen „Handschriftlichen Nachlaß" (Göttingen 1836—1848) heraus, worunter namentlich die „Lebenlehre" und der „Geist der Geschichte der Menschheit" hervorzuheben sind. In neuerer Zeit haben aus dem, wie es scheint, ganz außerordentlich umfangreichen Nachlasse des Philosophen P. Hohlfeld und A. Wünsche eine stattliche Anzahl von Bänden herausgegeben: „System der Aesthetik oder der Philosophie des Schönen und der schönen Kunst" (Leipzig 1882); „Vorlesungen über Aesthetik" (ebend. 1882), dazu kleinere Schriften über die dresdener Galerie, Reisekunststudien, über Landverschönerungskunst, „Ueber die Methode des akademischen Studiums" (ebend. 1884); „Einleitung in die Wissenschaftslehre" (ebend.); „Vorlesungen über synthetische Logik nach den Principien des Systems der Philosophie" (ebend.); „Der analytische inductive Theil des Systems der Philosophie" (ebend. 1885); „Vorlesungen über angewandte Philosophie der Geschichte" (ebend.); „Reine allgemeine Vernunftwissenschaft" (Leipzig 1886).

Krause war eine durchweg edle, begeisterte und begeisternde, von dem Ideal der philosophischen Erkenntniß und von dem Glauben an ihre Kraft und Bestimmung, das Leben zu gestalten, tief durchdrungene Natur; dieser Idealismus hat ihn über die erbärmlichste Alltagsnoth und die traurigsten Verhältnisse, mit denen er zeitlebens zu ringen hatte, siegreich hinweggetragen. Dabei war er von hervorragender speculativer Begabung, die sich oft, bald als tiefsinnige Grübelkraft, bald als blitzende Geistesschärfe der Kritik, in seinen Schriften geltend macht, zugleich aber von einer kindlichen Unfähigkeit, den Thatsachen der „rauhen Wirklichkeit" Rechnung zu tragen und — was schlimmer war — von einer gefühlsseligen Verschwommenheit, welche im Verein mit seiner Neigung, sich in seine Gedanken- und Ausdrucksformen einzuspinnen, ihn selbst an einer begrifflich klaren und eindrucksvollen Formulirung seiner reichen Ideenwelt gehindert hat. Keins von den großen Systemen der deutschen Philosophie — und dazu zählt doch schließlich das seinige — gehört so nach Wolkenkukuksheim wie dasjenige von Krause.

Er hatte die großen Gedanken der deutschen Philosophie — Kant's transscendentale Aesthetik, Kategoriensystem und Freiheitslehre, Fichte's intellectuale Anschauung des Welt-Ichs und Schelling's Identitätsphilosophie mit ihrer Auszweigung in die teleologische Naturphilosophie und ihrer religions-philosophischen Tendenz — selbständig in sich verarbeitet und stellte sich die Aufgabe, alle diese Errungenschaften zu einer harmonischen und systematisch in sich gegliederten Welterkenntniß und zu einem sicher aus Einem Grundprincip zu deducirenden „Gliedbau" der Gesammtwissenschaft zusammenzufügen. Aber zur Lösung dieser Aufgabe fehlte ihm sowol die Fülle des thatsächlichen Wissens als auch die Strenge des begrifflichen Denkens, womit sein genialer College als jenenser Privatdocent, Hegel, eine gewaltige Periode des philosophirenden Denkens zum Abschluß brachte. Immerhin hat Krause das Verdienst, um diese Palme treu und redlich gerungen zu haben.

Als methodisches Organisationsprincip erfaßte er den ihm durch Reinhold nahe gelegten Gedanken Descartes': er gliederte seine Philosophie in einen aufsteigenden, analytischen und in einen absteigenden, synthetischen, objectiven Theil; der erstere sollte subjectiv durch eine immanente Kritik des Erkenntnißprocesses zu dem nur intuitiv zu erfassenden, aber damit doch wissenschaftlich begründeten Grundprincip der Selbstanschauung des Ichs führen, in welcher zugleich die Anschauung des „Wesens" (Gottes) als der absoluten Identität von Vernunft, Geist

2) Vgl. die interessante Recension dieses Buches von Herbart in dessen Ges. Werken Bd. XII, S. 641 fg.

und Natur, als des den Einzeldingen zugleich immanenten und doch als Persönlichkeit transscendenten Urwesens gefunden werden sollte. Er nannte diese metaphysische Grundanschauung Panentheismus. Und von dem so festgestellten Princip aus sollte nun (meist nach dem dreigliederigen Fichte-Hegel'schen Schema von Thesis, Antithesis und Synthesis) die ganze Fülle der einzelnen Gestaltungen deducirt werden, in denen „Wesen" sich auslebt. Dabei fiel das Hauptinteresse und die relative Originalität Krause's auf die Entwickelungen des menschlichen Gesellschaftslebens, und seine der atomistischen Gesellschaftstheorie schroff gegenüberstehende sociale Ethik und Geschichtsphilosophie werden trotz ihres phantastischen Zuschnitts, der die „Erdenmenschheit" in den Dienst der „Sonnenmenschheit" u. s. w. stellt, der zukünftigen Gestaltung dieser Disciplinen unverloren bleiben. Die Zusammenfassung der Grundgedanken der deutschen Philosophie, welche Krause in seiner Weise versuchte, ist aus den angeführten Gründen in Deutschland fast wirkungslos gewesen. Einen Erfolg hat sie nur im Auslande gehabt, wo sich bei der Uebersetzung in die fremde, zumal die französische Sprache die Begriffe schärfer zuspitzten und die allgemeinen Grundgedanken, welche Kant, Fichte und Schelling gehören, ihres Eindrucks sicher waren. In dieser Hinsicht sind namentlich Ahrens „Cours de philos.", Paris 1836—38; „Cours de philos. de l'histoire" (Brüssel 1840); „Cours de droit naturel" (Paris 1838); Tiberghien „Exposition du système philosophique de Krause" (Brüssel 1844); „Esquisse de philosophie morale" (Brüssel 1854) und in Spanien J. S. del Rio durch Uebersetzungen Krause'scher Werke thätig gewesen. In Deutschland ist Krause, abgesehen von seinen nächsten Anhängern, ziemlich unbekannt und unbeachtet geblieben. Eine Zeit lang machte seine Schule, theils durch Begründung des „Philosophencongresses" (in Frankfurt und Prag), theils durch die Zeitschrift „Die neue Zeit" (11 Hefte, Prag 1869—75) für ihn Propaganda, an welcher sich Leonardi, Röder, Schliephake u. s. w. betheiligten. Literarisch haben ihn fast nur seine Schüler und Anhänger behandelt: S. Lindemann, „Uebersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre K. Fr. Chr. Krause's und dessen Standpunktes zur Freimaurerbrüderschaft" (München 1839); P. Hohlfeld, „Die Krausische Philosophie in ihrem geschichtlichen Zusammenhange und in ihrer Bedeutung für das Geistesleben der Gegenwart" (Jena 1879); A. Procksch, „K. F. Ch. Krause. Ein Lebensbild nach seinen Briefen dargestellt" (Leipzig 1880); Br. Martin, „K. F. Ch. Krause's Leben, Lehre und Bedeutung, mit dem Bildnisse Krause's" (Leipzig 1881). Von liebenswürdiger Milde getragen ist die Gedächtnißrede zu Krause's Säcularfeier von R. Eucken, „Zur Erinnerung an K. F. Ch. Krause" (Leipzig 1881). Eine auf vollständige Benutzung der Quellen gegründete und mit historischer Kritik bearbeitete Würdigung Krause's ist sehr wünschenswerth, steht aber bisher noch aus. Die competenteste Darstellung ist noch immer diejenige von J. E. Erdmann in seinem „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie" (III, 2, Leipzig 1853, §. 45). (*W. Windelband.*)

KRAUSE (Wilh. August), Marinemaler, geboren zu Dessau am 27. Febr. 1803, gestorben zu Berlin den 8. Jan. 1864. In den Anfangsgründen der Kunst von Karl W. Kolbe in Dessau unterrichtet, ging er 1821 nach Dresden, um sich hier in der Malerei weiter auszubilden, und im October 1824 zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin. Es glückte ihm, im Atelier von Gropius Aufnahme und Beschäftigung zu bekommen. Die Decorationsmalerei, die hier im großen Maßstabe betrieben wurde, blieb nicht ohne günstigen Einfluß auf Krause's spätere Kunstentwickelung. Wahrscheinlich durch die Aufnahmen, die Gropius in Griechenland und Italien für sein Diorama gemacht hatte, angeregt, malte Krause für den Verein der Kunstfreunde in Preußen eine Landschaft in griechischem Charakter und eine zweite in italienischem. Im J. 1827 nahm ihn Wilh. Wach in sein Atelier auf und hier fing er an, Seelandschaften zu malen, ohne je die See gesehen zu haben. Der Erfolg war ihm günstig; einen solchen Versuch vom J. 1828 „Pommersche Küste" besitzt das Nationalmuseum in Berlin. Um auf diesem Gebiete nach der Natur unmittelbar Studien zu machen, besuchte er 1830 und 1831 die Insel Rügen und Norwegen. Der erste Anblick des Meeres überzeugte ihn, daß er hier sein Element gefunden, den Schauplatz, auf dem er etwas Großes zu leisten sich getraue. Schon die ersten zwei Bilder, eine Frucht dieses Ausfluges: „Arkona auf Rügen" und „Strand von Rügen", erregten auf der Berliner Ausstellung 1830 großes Aufsehen. Für seine zweite Reise nach Norwegen im nächsten Jahre erhielt er vom Könige von Preußen die Mittel; die Frucht derselben war ein Kapitalstück „Sturm im Bömmel-Fjord"; einen „Seesturm" aus demselben Jahre besitzt die Nationalgalerie in Berlin. Um das Meer mit seinem bunten Leben auch in andern Ländern kennen zu lernen, besuchte er 1834 Holland; sein Gesichtskreis wurde mit dieser Reise wesentlich erweitert, denn da fand er zugleich, was er suchte, für den Strand die reichste Staffage. So entstand das vorzügliche Bild des „Strandes von Scheveningen", der von vielen Personen belebt wird (im Besitze des Königs von Preußen). Im J. 1836 besuchte er Belgien, Paris und die Normandie. Letztere bot ihm insbesondere reichen Stoff, der seinem Kunstcharakter entsprach. Krause stand nun im Zenith seines Künstlerruhmes. Eine „Seine-Mündung", die er infolge der letzten Reise malte, erwarb der Kaiser von Rußland. Ueberhaupt wurden seine Bilder sehr gesucht. Der Künstler wurde Mitglied der k. Akademie, später Professor und ist als Begründer der Berliner Marinemalerschule zu betrachten. Er ist ein vollendeter Meister in der Behandlung des Lichtes und der Luft, die er in schönste Harmonie zu der Beleuchtung des Meeres und seiner Wellen zu setzen versteht. Die Wellenbewegung weiß er unvergleichlich naturwahr darzustellen. Auf die Staffage verwendete er stets eine besondere Sorgfalt, nicht allein, damit sie zu dem

Raume, den sie belebt, passe, sondern auch, daß sie correct gezeichnet sei (vgl. Rosenberg, Berliner Malerschule). (*J. E. Wessely.*)

Krauseminze, s. Mentha.

KRAUSENECK (Wilhelm Johann von), preußischer General der Infanterie bürgerlicher Herkunft, geboren am 13. Oct. 1775 in Baireuth als Sohn eines Proceßraths, trat 1791 in das ansbachsche Militär, wurde 1792 von Preußen als Ingenieur-Geograph übernommen und sowol 1794 in dem Feldzuge der Rheinarmee als auch später in Südpreußen mit topographischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1800 als Premierlieutenant bei der ostpreußischen Füsilierbrigade angestellt, widmete er sich eifrig dem Studium der Kriegskunst, wurde 1803 Stabskapitän und 1806 Compagniechef im Füsilierbataillon Stutterheim, welches beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich in Ostpreußen zurückblieb; Krauseneck gelangte erst am Schlachttage von Preußisch-Eylau (8. Febr. 1807) zur Action und erwarb sich in dem Gefechte bei Wackern den Orden pour le mérite. Im J. 1809 übernahm Krauseneck als Major das neuerrichtete Gardefüsilier-Bataillon und Mitte März 1811 auch die Ausbildung der leichten Truppen der brandenburgischen Brigade für das zerstreute Gefecht.

Nachdem Krauseneck noch in demselben Jahre der Commission angehört hatte, welche unter Scharnhorst's Vorsitze die Exercierreglements der drei Waffen redigirt hatte, wurde er 1812 zu dem Vertrauensposten eines Commandanten von Graudenz berufen; in dieser Stellung lehnte er die Aufforderung York's, sich ihm anzuschließen, ab und erklärte sich gegen Betheiligung der Bürgerschaft an dem von Stein berufenen Landtage; in gleicher Weise behauptete Krauseneck die volle Integrität der ihm anvertrauten Festung gegen die Franzosen und Russen.

Im März 1813 wurde Krauseneck in den Generalstab Blücher's versetzt, bei Großgörschen (2. Mai 1813) leicht verwundet und mit dem Eisernen Kreuz II. und dem russischen Annenorden III. decorirt. Nach der Schlacht bei Bautzen (20. Mai 1813), an welcher Krauseneck noch theilgenommen und die Disposition für den Rückmarsch entworfen hatte, wurde er behufs Organisation des Landsturms nach Waldenburg gesandt, aber nach kurzer Zeit wieder abberufen und mit der Commandantur von Schweidnitz betraut. Noch ehe die Armirungsarbeiten vollendet waren, erhielt Krauseneck die Führung eines Reservecorps, welches die Operationen der Schlesischen Armee unterstützte, trat Anfang October in den Stab des Kleist'schen Corps und übernahm Ende des Monats eine zur Einschließung von Wittenberg bestimmte Brigade unter Tauentzien. Während der Belagerung rückte Krauseneck zum Obersten vor, erkrankte indessen und nahm an dem Sturme auf die Festung nicht theil. Im Februar 1814 zum Kleist'schen Corps berufen, fand er die ihm bestimmte Brigade fast aufgerieben vor und wurde, nachdem er die Schlacht bei Laon (9. März 1814) ohne Commando im Stabe des commandirenden Generals mitgemacht hatte, in den Generalstab Blücher's versetzt. Von Gneisenau zur russischen Cavaleriedivision Korff delegirt, erhielt Krauseneck für das Gefecht von La Fère Champenoise (24. März 1814), welches mit der Gefangennahme der Division Pacthod endigte, das Eiserne Kreuz I. und den russischen Annenorden II. Mit der Meldung der errungenen Vortheile zum Fürsten Schwarzenberg gesandt, brachte Krauseneck von dort an Blücher den Befehl zum Vorrücken auf Paris und beschloß mit der Theilnahme an der Schlacht vor den Thoren der Hauptstadt (30. März 1814) seine kriegerische Thätigkeit in diesem Feldzuge. In Paris empfing Krauseneck Anfang April den Befehl, eine Etappenlinie am Rhein einzurichten und die Festungen Jülich und Wesel von den Franzosen zu übernehmen. Im Mai dieses Jahres ernannte ihn der König zum Commandanten von Mainz und im April 1815 zum Generalmajor. Krauseneck's Theilnahme an dem Feldzuge von 1815 beschränkte sich auf die von ihm geleitete Blokade von Landau, welche am 7. Juli begann und am 14. Aug. dadurch ihren Abschluß fand, daß sich die Besatzung für Ludwig XVIII. erklärte.

Während der Friedensjahre rückte Krauseneck seiner Anciennetät gemäß zum Divisionscommandeur auf, wurde 1828 Generallieutenant und nach Wien gesandt, um die in der mainzer Besatzungsfrage mit der österreichischen Regierung entstandenen Differenzen beizulegen.

Seit 1829 Chef des Generalstabes der Armee, trat Krauseneck 1837 in den Staatsrath, rückte 1838 zum General der Infanterie auf, wurde 1840 unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens nobilitirt und 1842 zum Chef des 4. Infanterieregiments ernannt. Im J. 1847 bestimmte der König, um die Verdienste und den Antheil, welchen Krauseneck an der Befestigung von Königsberg hatte, in dauerndem Andenken zu erhalten, daß gewisse Theile der Befestigung die Namen: „Die von Krauseneck-schen Fronten“ und „Bastion von Krauseneck“ führen sollten. Im April 1848 lehnte Krauseneck die Aufforderung, „das ehrenvolle Joch eines Kriegsministers wenigstens auf einige Zeit zu tragen“, unter Hinweis auf sein Alter ab und erneuerte sein Gesuch um Entlassung aus dem Staatsdienste. Am 9. Mai 1848 schied Krauseneck aus der Armee, erkrankte bald darauf an einem Gehirnleiden und starb am 2. Nov. 1850.

In militärischer Beziehung culminirt sein Leben in den Kriegsereignissen von 1813—14, obwol er auch in jener Zeit nicht zu den hervorragenden Heerführern zu zählen ist. Während der Friedensperiode erhält Krauseneck seine Bedeutung dadurch, daß er bei allen Fragen des deutschen Bundes- und Kriegswesens für die Unabhängigkeit Preußens von Oesterreich eintrat und bemüht war, den großen im Zollvereine wirksamen Gedanken auf die deutsche Heeresverfassung zu übertragen. Mit Unrecht wird er dagegen als Vorfechter für eine kürzere Militärdienstzeit aufgestellt; er hat allerdings 1832 für die zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie gestimmt, aber offenbar nur, um das noch schlechtere Institut der sogenannten „Landwehr-Rekruten“ zu beseitigen. Im Staatsrathe vertrat Krauseneck die liberale Richtung und

erklärte sich für eine constitutionelle Monarchie; scherzweise wurde er mit Boyen und Grolman das Triumvirat genannt. Am 19. März 1848 stimmte er für die Zurückziehung der Truppen aus dem Straßenkampfe, war aber später über die Pöbelherrschaft sehr entrüstet. In allgemein menschlicher Beziehung war Krauseneck ein sittlich reiner Charakter, eine fröhliche, einheitlich geschlossene Natur, zu antiker Weltanschauung hinneigend.

Quellen: Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1852, I. — B. Poten, Handwörterbuch der gesammten Militärwissenschaften (Bielefeld und Leipzig 1878).

(*E. L. Ulbrich.*)

KRAUSS (Philipp, Freiherr von), österreichischer Staatsmann, geboren zu Lemberg am 28. März 1792, gestorben zu Wien am 26. Juni 1861, begann seine Studien in Lemberg und trat daselbst bei dem Fiscalamte in den Staatsdienst, woselbst er sehr rasch emporstieg, im Februar 1823 schon Gubernialrath und 1826 zur allgemeinen Hofkammer nach Wien berufen wurde. Vom 24. Dec. 1840 bis zum 6. Juli 1847 war Krauß Referent im Staatsrathe, dann Präsident des galizischen Guberniums, bis er am 2. April 1848 als Finanzminister nach Wien berufen wurde, in welcher Eigenschaft er bis zu Weihnachten 1851 wirkte. Als Mitglied des neugeschaffenen Reichsrathes unter Kübeck blieb er bis 1860, um diese Stelle mit der eines Präsidenten der obersten Rechnungs-Controlbehörde zu vertauschen. Am 18. April 1861 wurde er zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses und Vicepräsidenten desselben ernannt. Krauß war ein hervorragender Fachmann auf dem Gebiete des Steuerwesens und der Finanzadministration wie der Zölle und Monopole. Von ihm datiren die ersten Robotaufhebungen in Galizien noch vor der durch den Reichstag beschlossenen Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes in den übrigen Ländern, ferner die gänzliche Aufhebung der Zwischenzolllinie zwischen Ungarn und Oesterreich, die Einführung des Grundsteuerkatasters wie der Einkommensteuer in Ungarn, sowie auch die Einführung des Tabacksmonopols daselbst, die Organisation der Finanzbehörden in der ganzen Monarchie und die ersten Veröffentlichungen der Staatsfinanzausweise im J. 1848. Gleichwol gab er mit seiner allzu bureaukratischen Auffassung nur zu viele Gelegenheit zur Beurtheilung seines Systems und er zog sich 1851 von der Staatsverwaltung zurück, nachdem er auf allen Seiten nur Gegnerschaft gefunden hatte.

Sein Bruder **Karl, Freiherr von Krauß**, Justizmann, geboren zu Lemberg am 13. Sept. 1789, machte seine juristischen Studien an der lemberger Universität und widmete sich hierauf dem Richterstande, trat 1809 in die Richteramtspraxis und war schon 1833 Präsident des lemberger Landrechtes. Zwei Jahre später erfolgte in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste seine Erhebung in den erblichen Ritterstand; 1843 wurde er zum Geheimen Rath ernannt und 1846 als Vicepräsident der obersten Justizstelle nach Wien berufen. Am 23. Jan. 1851 trat er als Justizminister in das Cabinet, welchem er sechs Jahre angehörte. In dieser Eigenschaft hatte er einen außerordentlichen Einfluß auf die Entwickelung der österreichischen Justiz. Die Einführung der modernen Justizorganisation, die Erlassung einer ganzen Reihe wichtiger und einschneidender Justizgesetze fällt in die Zeit seiner Wirksamkeit, in welcher zudem in den Ländern der ungarischen Krone der Justizdienst von Grund aus reorganisirt und die Gerechtigkeitspflege auf europäische, moderne Grundlage aufgebaut werden mußte. Für Ungarn bildete die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches, des geregelten Civil- und Strafverfahrens und des Grundbuchpatents einen wahren Segen. Nach dem Rücktritte von der Leitung des Justizministeriums (18. Mai 1857) wurde er Präsident des Obersten Gerichtshofes, welche Stelle er 12 Jahre hindurch einnahm, bis er 1865 in den Ruhestand trat. Von 1869 wirkte er mehr als 11 Jahre als Präsident des Reichsgerichts, scheidung bei Competenzconflicten und des öffentlichen Rechts, namentlich aber den wegen Verletzung politischer Rechte entscheiden hat. Krauß, ein „Josephiner" und Gesinnung, war ein treuer Anhänger partei und gab seiner Gesinnung stets au Ausdruck in den Berathungen des [illegible] österreichischen Reichsraths, dem er seit der als lebenslängliches Mitglied 20 Jahre hindurch angehörte. Am 5. April 1879 feierte Krauß sein 70jähriges Dienstjubiläum in der Richteramtspraxis, doch trat er erst im 92. Lebensjahre von seiner Stelle als Präsident des Reichsgerichts zurück und wurde bei dieser Gelegenheit durch ein kaiserliches Handschreiben von ganz außergewöhnlicher Art ausgezeichnet, in welchem seiner Verdienste um Thron und Staat, seiner dreien Kaisern geleisteten Dienste rühmlichste Erwähnung geschah; auch wurden ihm bei dieser Gelegenheit die in Brillanten gefaßten Insignien des St.-Stephansordens, dessen Großkreuz er bereits seit 1859 besaß, verliehen. Krauß war der einzige Oesterreicher, welcher diese Auszeichnung besaß (vgl. Kaiserliches Handschreiben vom 20. Jan. 1881). Am 5. März 1881 starb er im 92. Jahre zu Wien. Er war gleichzeitig Kanzler des Ordens vom Goldenen Vließ, Ritter des Ordens der Eisernen Krone 1. Klasse, Ehrenbürger von Wien.

(*H. M. Richter.*)

Kraut, Kohlkopf, s. unter Brassica.

KRAUT (Wilhelm Theodor), hervorragender Germanist, geboren zu Lüneburg am 15. März 1800, widmete sich in Göttingen und Berlin unter Hugo, Savigny, Eichhorn dem Studium der Jurisprudenz und habilitirte sich schon 1822 an der Universität Göttingen, der er bis zu seinem Tode getreu blieb, als Privatdocent. Im J. 1825 wurde er Beisitzer des Spruchcollegiums, 1828 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor der Rechte. Der angedrohten Entlassung der sieben göttinger Professoren suchte er durch eine in Gemeinschaft mit fünf andern Professoren veröffentlichte Erklärung vorzubeugen, worin er die Handlungsweise der Sieben in jeder Beziehung billigte. Von 1850—53 war er als Abgeordneter der Universität Mitglied der hannoverschen Ständeversammlung; er starb am 1. Jan.

1873. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „De codicibus Luneburgensibus, quibus libri juris Germanici medio aevo scripti continentur“ (Göttingen 1830); „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht“ (Göttingen 1830 und seitdem in zahlreichen Auflagen); „Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des deutschen Rechts“ (3 Bde., Göttingen 1835—59); „Das alte Stadtrecht von Lüneburg“ (Göttingen 1846). Auch gab er „Wiese's Handbuch des Kirchenrechts“ (Göttingen 1826, 5. Auflage) heraus.

(Albrecht Just.)

KRAWINKEL (Crawinkel), Dorf im Herzogthume Sachsen-Gotha, 7 Kilom. von der Eisenbahnstation Ohrdruf, mit Post- und Telegraphenamt und 1458 evang. Einwohnern im J. 1880 gegen 1369 im J. 1875. Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft, doch wird bedeutende Zimmerei, Maurerei, Tüncherei und Mühlsteinbruch betrieben. Die Brüche liegen in dem 5 Kilom. entfernten Lütschegrunde und werden seit undenklichen Zeiten ausgebeutet. Das Gestein ist ein graulich-weißer, stark quarzhaltiger Porphyr. Hauptabsatzquellen sind Süddeutschland und die Schweiz. Außerdem besteht noch Kienrußfabrikation, Stellmacherei, Holzhandel. Der Ort besitzt eine im J. 1878 mit dem Nachbarorte Gossel gemeinschaftlich erbaute Wasserleitung, die in sämmtliche Wohnhäuser geleitet ist.

Der Ursprung des Ortes ist auf eine Gründung (Zelle oder Kapelle) der Grafen von Käfernburg zurückzuführen. Im J. 1290 wird er von diesen an die Abtei Hersfeld verpfändet. In einer Urkunde des Landgrafen Friedrich von Thüringen wird Krawinkel eine Stadt genannt; der freie Platz vor der Gemeindeschenke führt noch jetzt den Namen Markt. Am 4. Mai 1624 vernichtete eine Feuersbrunst fast das ganze Dorf; 113 Häuser und 116 Nebengebäude wurden in Asche gelegt. Auch im Dreißigjährigen Kriege wurde der Ort schwer heimgesucht. Im J. 1640 gab es 52 bewohnte, aber 148 wüste Häuser und Hofstätten. In der Kipper- und Wipperzeit war hier eine Münzstätte. *(A. Schroot.)*

KREATIN, Methylguanidinessigsäure, Methylglycocyamin, $C_4H_9N_3O_2+H_2O$ ist nach Strecker [1]) und Erlenmeyer [2]) als Methylguanidin aufzufassen, in welchem 1 Atom H durch den Essigsäurerest CH_2COOH substituirt:

$$\begin{array}{l} N\,(CH_3)\,CH_2COOH \\ \quad | \\ CHN \\ \quad | \\ NH_2 \end{array},$$

nach Kolbe [3]) als Harnstoff, worin eins der beiden typischen Wasserstoffatome durch das Radical der Methylamidoessigsäure (Sarkosin) vertreten ist.

Kolbe schreibt demgemäß die rationelle Formel:

$$\left.\begin{array}{l} \qquad\qquad\quad CONH_2 \\ C\left\{\begin{array}{l} H_2 \\ H \\ CH_3 \end{array}\right\}N\left\{\begin{array}{l} CO \\ H \end{array}\right. \end{array}\right\}N$$

Das Kreatin wurde von Chevreul [4]) im J. 1835 in der Fleischbrühe entdeckt, 1847 von Liebig [5]) näher untersucht, 1868 von Volhard [6]) auf künstlichem Wege erhalten.

Als constanter Normalbestandtheil tritt das Kreatin im Safte der gestreiften und glatten Muskeln der Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische auf und wurde außerdem nachgewiesen im Blute [7]), im Gehirn [8]), in der Amniosflüssigkeit, im Harne (wahrscheinlich durch Zersetzung des Kreatinins entstanden) und in verschiedenen Transsudaten. Nach Schützenberger [9]) soll es auch in den Producten der spontanen Zersetzung der Hefe an der Luft vorkommen. Der Gehalt der Muskeln an Kreatin ist ein sehr verschiedener. Liebig fand im Pferdefleische 0,07 Proc., Neubauer im Rindfleische 0,17—0,23, im Schweinefleische 0,13—0,21, im Hammelfleische 0,16—0,19, im Kalbfleische 0,18 Proc. Kreatin. Reichlicher findet es sich im Hühnerfleische (0,3—0,35 Proc.) und im Froschmuskel (0,22—0,29 Proc.), dagegen in geringerer Menge im Fleische der Fische (0,06—0,17 Proc.). Hungerzustand soll nach Demant [10]) den Kreatingehalt des Fleisches der betreffenden Thiere bis auf das Dreifache des Normalgehaltes erhöhen. Herzmuskeln enthalten etwas weniger Kreatin als die willkürlich bewegten; Muskeln gejagter oder tetanisirter Thiere nicht mehr als die in Ruhe gemästeten.

Zur Darstellung des Kreatins knetet man nach Liebig fein gehacktes, von Fett möglichst befreites Muskelfleisch der Säugethiere oder Vögel mit dem gleichen Gewichte Wasser gut durch, preßt in einem Sacke von groben Leinen stark aus, wiederholt die Behandlung des Preßrückstandes mit Wasser und erhitzt die vereinigten, durch ein Tuch geseihten, röthlich gefärbten Auszüge zur Abscheidung der Eiweißkörper einige Zeit zum Sieden, filtrirt, versetzt das Filtrat zur Ausfällung der Phosphorsäure mit Barytwasser, schlägt überschüssigen Baryt mit Kohlensäure nieder und dampft die von neuem filtrirte Lösung auf ein kleines Volumen ein. Aus dem dicklichen Rückstande krystallisirt nach einigen Tagen das Kreatin zum größten Theil aus, welches durch Abpressen von Mutterlauge befreit, mit Weingeist gewaschen und durch Umkrystallisiren aus siedendem Wasser, nöthigenfalls unter Hinzugabe von Thierkohle, rein erhalten wird. Nädeler [11]) zerrührt das gehackte oder mit Hülfe von grobem Glaspulver zerriebene Fleisch mit seinem $1^1/_2$ fachen Gewichte Weingeist, erwärmt, preßt aus, destillirt den Weingeist

---

1) Strecker, Lehrbuch der organ. Chem. 5. Aufl. 588. 2) Ann. Chem. Pharm. 146, 258. 3) Journ. pr. Chem. [2] 1, 305.

4) Journ. Pharm. 21, 234. 5) Ann. Pharm. 62, 282. 6) Sitzungsber. Münch. Akad. 1868; 2, 472. 7) Ann. Chem. Pharm. 127, 135. 8) Journ. pr. Chem. 72, 256; Ann. Chem. Pharm. 103, 131. 9) Ber. der deutsch. chem. Ges. 6, 1477; 7, 192. 10) Zeitschr. physiol. Chem. 3, 387. 11) Ann. Chem. Pharm. 116, 102.

ab, fällt mit nicht überschüssigem Bleiessig, befreit das Filtrat durch Schwefelwasserstoff von Blei und verdunstet zum Sirup. Eine Methode zur quantitativen Bestimmung des Kreatins ist von Neubauer angegeben: 200 Gr. gehacktes Fleisch werden mit gleichviel Wasser gemengt und 10 Minuten unter Umrühren auf 60° C. erwärmt. Man colirt, preßt ab, zerrührt den Rückstand mit 80 Kub.-Cent. Wasser, preßt wieder aus, erhitzt die Auszüge zum Sieden und fällt das Filtrat wie oben mit Bleiessig. Die entbleite farblose Flüssigkeit wird auf 5 Kub.-Cent. eingeengt, wobei starke und lange dauernde Einwirkung der Wärme möglichst vermieden werden muß. Das ausgeschiedene Kreatin wird auf einem gewogenen Filter gesammelt und mit Weingeist von 88 Proc. gewaschen. Auch durch Erhitzen von Sarkosin, Cyanamid und Alkohol auf 100° C., [12]) oder, wenn man eine schwach ammoniakalische Lösung von Sarkosin mit überschüssigem Cyanamid einige Stunden im Wasserbade erwärmt und hierauf sich selbst überläßt [13]), kann auf künstlichem Wege Kreatin erhalten werden.

Kreatin bildet wasserhelle, monokline Prismen, welche bei 100° C. undurchsichtig werden und ihr Wasser verlieren, sich in 74,4 Theilen Wasser von 18° C., viel leichter in kochendem, und in 94,10 Theilen kaltem absoluten Alkohol lösen. In verdünntem Weingeiste ist Kreatin ebenfalls löslich. Die wässerige Lösung zeigt neutrale Reaction, schmeckt schwach bitterlich und zersetzt sich sehr bald unter Schimmelbildung. Kreatin bildet mit Säuren leicht lösliche, sauer reagirende, sehr unbeständige Verbindungen [14]): schwefelsaures Kreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot H_2SO_4$, salzsaures Kreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot HCl$, salpetersaures Kreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot HNO_3$. Alle diese Salze krystallisiren in Prismen und werden durch Verdunsten von Kreatinlösungen mit den betreffenden Säuren bei 30° C. erhalten. Kreatin vereinigt sich auch mit einigen Salzen [15]): Chlorzinkkreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot ZnCl_2$ wird aus der concentrirten wässerigen Kreatinlösung durch Chlorzink als warzige, harte Krystalle allmählich, besonders nach Hinzugabe von Alkohol, abgeschieden, welche beim Lösen in heißem Wasser in Kreatin und Chlorzink zerfallen; Chlorkadmiumkreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot CdCl_2 + 2H_2O$, große Krystalle, in heißem Wasser in ihre Bestandtheile sich zersetzend. Kreatin-Quecksilber [16]) $C_4H_7N_3O_2 \cdot Hg$ entsteht als krystallinischer weißer Niederschlag, wenn eine abgekühlte Lösung von Kreatin in verdünnter Kalilauge mit einer ebenfalls gekühlten Sublimatlösung versetzt wird; mit Wasser erwärmt leicht unter Abscheidung von Quecksilber zersetzbar.

Kreatin geht beim Erwärmen mit Mineralsäuren unter Abspaltung von Wasser in Kreatinin über, dieselbe Umwandlung erfährt es beim mehrtägigen Erhitzen auf 100° C. mit Wasser im zugeschmolzenen Glasrohre; mit Barytwasser gekocht, liefert es Harnstoff und Sarkosin, wobei gleichzeitig unter Entbindung von Ammoniak Methylhydantoïn gebildet wird: [17])

$$\begin{array}{l} N(CH_3)\cdot CH_2\cdot COOH \\ | \\ CHN \\ | \\ NH_2 \end{array} + H_2O = CO\left\{\begin{array}{l} NH_2 \\ NH_2 \end{array}\right. + \begin{array}{l} NH(CH_3) \\ | \\ CH_2\cdot COOH \end{array}$$

Kreatin — Harnstoff — Sarkosin

Beim Kochen mit Quecksilberoxyd und Wasser zerfällt es in Methylguanidin, Oxalsäure und Kohlensäure [18]), ebenso beim Erwärmen mit Bleisuperoxyd und Schwefelsäure; mit salpetriger Säure behandelt, wird es unter Gasentwickelung zersetzt, wobei 1½ Atom Stickstoff frei werden. [19]) Kreatin schmilzt beim Erhitzen unter Bildung von Ammoniak und Blausäure und schließlich bleibt poröse, schwer verbrennliche Kohle rückständig.

Kreatin steht zum Stoffwechsel des Muskelgewebes in nächster Beziehung, wie aus seinem constanten Auftreten im Muskelsafte und im Safte der contractilen Fasern überhaupt, sowie andererseits aus seinem Fehlen in andern drüsigen Organen, mit Ausnahme des Gehirns, geschlossen werden muß. Es wird nach dem Genusse von Fleischnahrung durch den Harn neben Kreatinin in stärkerem Maße abgeschieden wie bei gemischter Kost. Bei reiner Fleischnahrung beträgt diese Steigerung beim Menschen 16 Proc. [20]) Pflanzenfresser sondern sehr geringe Mengen Kreatin im Harne ab. [21]) Die Bildung des Kreatins selbst aus der Muskelfaser ist noch unaufgeklärt.

Mit der Nahrung in den Organismus eingeführtes Kreatin erscheint zum größten Theil im Harne wieder als Kreatinin; diese Umsetzung scheint sich weniger im Blute als vielmehr in der Niere zu vollziehen [22]); nach Schiffer [23]) geht es dabei auch zum Theil in Methylamin und Methylharnstoff über. *(Paul Bässler.)*

KREATININ, Methylglycocyamidin $C_4H_7N_3O$

$$= NH\cdot C\left\{\begin{array}{l} N(CH_3)CH_2 \\ \quad\;\; | \\ NH - CO \end{array}\right.$$

Wurde im J. 1844 von Heintz [1]) und Pettenkofer im Menschenharne entdeckt, aber erst von Liebig [2]) 1847 aus seiner Chlorzinkverbindung rein dargestellt. Kreatinin ist ein constanter und normaler Bestandtheil des Harns vom Menschen, Hunde, Pferde und Kalbe. [3]) Nach Neubauer beträgt die bei gemischter Nahrung von erwachsenen Per-

12) Zeitschr. für Chem. 1869, 318. 13) Jahresber. Fortschr. der Chem. 1868, 686. 14) Compt. rend. 38, 839; 41, 1258; Jahresber. der Chem. 1854, 681; 1855, 730. 15) Ann. Chem. Pharm. 137, 300. 16) Ber. der deutsch. chem. Ges. 8, 546.

17) Ann. Chem. Pharm. 137, 294. 18) Jahresber. der Chem. 1854, 681; 1855, 730. 19) Sachse, Phytochem. Unters. (Leipzig 1880), 107. 20) Voit, Sitzungsber. der Münch. Akad. 1867, 2. März; Zeitschr. für Biologie IV, 77; K. B. Hofmann, Arch. für path. Anat. 48, 1. 21) Meißner, Zeitschr. für rat. Med. 3. R. 24, 1865, 100; 26, 1866, 225; 31, 185, 283. 22) Zantl, Ueber die Ausscheidung von Kreatin und Kreatinin durch den Harn bei verschiedener Nahrung. Dissertat. (München 1868). 23) Zeitschr. für phys. Chem. 4, 237.

1) Pogg. Ann. 62, 602; 73, 595; 74, 125. 2) Ann. Pharm. 62, 298 und 324. 3) Ibid. 78, 243; 80, 114.

sonen innerhalb 24 Stunden im Harne abgesonderte Menge Kreatinin durchschnittlich 1,166 Gramm, körperliche Bewegung ist nach Hofmann ohne Einfluß auf die Kreatininausscheidung, dieselbe wird aber erheblich vermehrt nach reichlicher Fleischkost. Hundeharn enthielt nach Versuchen Voit's am Tage 0,5 Gramm, bei Genuß von 500 Gramm Fleisch 1,5 Gramm und von 1500 Gramm Fleisch 4,9 Gramm. Kreatinin kommt im Muskelfleische nicht vor, wie durch die exacten Versuche von Nawrocki [4]) und Neubauer bewiesen ist.

Um Kreatinin aus Harn darzustellen, dampft man denselben rasch auf $^1/_{10}$ Volumen ein, fällt mit Aetzkalk und Chorkalcium, um phosphorsaure Salze abzuscheiden, filtrirt nach 24 Stunden und verdunstet bei gelinder Wärme bis zur Salzhaut. Die Mutterlauge wird mit $^1/_{30}$ Volumen sehr concentrirter, säurefreier Chlorzinklösung versetzt, nach einigen Wochen die in Warzen angeschossene Zinkverbindung abfiltrirt und dieselbe durch Digestion mit Bleioxydhydrat zerlegt. Die vom Zinkoxyd und basischem salzsaurem Blei abfiltrirte Flüssigkeit hinterläßt nach dem Verdunsten ein Gemenge von Kreatin und Kreatinin, welchem durch kochenden Alkohol das letztere entzogen werden kann (Neubauer). [5]) Nach einer Vorschrift von Maly [6]) werden 8—10 Liter Harn auf $^1/_4$ eingedampft, mit Bleizucker gefällt, das entbleite Filtrat mit Sodalösung neutralisirt und mit concentrirter Sublimatlösung versetzt. Den entstandenen Niederschlag vertheilt man in Wasser, zerlegt ihn durch Schwefelwasserstoff, filtrirt und dampft nach Entfärbung mit Thierkohle das Filtrat ein. Durch Umkrystallisiren des Rückstandes aus heißem Alkohol wird reines salzsaures Kreatinin gewonnen. Aus Kreatin kann nach Liebig leicht reines Kreatinin erhalten werden, wenn man die Lösung von 1 Theil Kreatin in 1 Theil Vitriolöl und 3 Theilen Wasser auf dem Wasserbade verdunstet, den Rückstand von schwefelsaurem Kreatinin mit Wasser und reinem kohlensaurem Baryt bis zur alkalischen Reaction kocht und hierauf filtrirt. Das auf ein geringes Volumen eingeengte Filtrat liefert Krystalle von Kreatinin. Seine quantitative Bestimmung im Harne wird am besten nach der Angabe von Neubauer [7]) ausgeführt.

Kreatinin bildet farblose, glänzende, monokline Säulen, löslich in 11,5 Theilen Wasser von 16° C., viel leichter in heißem Wasser, in 102 Theilen absolutem Alkohol von 16° C. Die wässerige Lösung reagirt alkalisch und besitzt in concentrirtem Zustande ammoniakalischen Geschmack. Zur Erkennung des Kreatinins dienen folgende Reactionen: gibt man zu einer Kreatininlösung einige Tropfen sehr verdünnte Nitroprussidnatriumlösung und dann etwas Natronlauge, so tritt eine rubinrothe Färbung ein, die bald wieder verschwindet, aber noch sehr geringe Mengen von Kreatinin erkennen läßt. [8]) Phosphormolybdänsäure erzeugt in Lösungen von reinem Kreatinin nach dem Ansäuern mit verdünnter Salpetersäure bei 1000facher Verdünnung sogleich, bei fünf- bis zehntausendfacher erst nach einiger Zeit einen gelben krystallinischen Niederschlag, welcher in heißer Salpetersäure sich löst und nach dem Erkalten sich schön krystallinisch wieder abscheidet [9]); aus einer verdünnten wässerigen Kreatininlösung, welche mit Soda übersättigt ist, scheiden sich nach Hinzugabe von Seignettesalz und wenig Kupfervitriol nach dem Erwärmen auf 50—60° C. beim Erkalten weiße Flocken von Kreatininkupferoxydul ab. [10]) Kreatinin ist eine starke Base, welche Ammoniak aus seinen Salzen austreibt und mit Säuren wohl krystallisirende Salze [11]) von neutraler Reaction bildet: Chlorwasserstoffkreatinin $C_4H_7N_3O \cdot HCl$, in Wasser leicht, in kaltem Alkohol schwer lösliche Prismen; Chlorwasserstoffkreatinin-Goldchlorid $C_4H_7N_3O \cdot HCl + AuCl_3$, krystallinischer gelber Niederschlag, leicht in Alkohol und heißem Wasser löslich, durch Fällung einer Kreatininlösung mit Salzsäure und Goldchlorid zu erhalten; Jodwasserstoffkreatinin $C_4H_7N_3O \cdot HJ$; schwefelsaures Kreatinin $(C_4H_7N_3O)_2H_2SO_4$, wasserhelle quadratische Tafeln, in heißem Weingeiste löslich. Auch mit einigen Salzen bildet Kreatinin Verbindungen [12]), namentlich sind erwähnenswerth: Kreatinin-Zinkchlorid $(C_4H_7N_3O)_2 \cdot ZnCl_2$, durch Fällung einer concentrirten wässerigen oder alkoholischen Kreatininlösung mit einer säurefreien sirupdicken Chlorzinklösung, körnig krystallinischer Niederschlag, welcher sich in 53 Theilen kaltem und 27 Theilen kochendem Wasser löst, in Weingeist aber schwer löslich ist; Kreatinin-Cadmiumchlorid $(C_4H_7N_3O)_2CdCl_2$; Kreatininsilbernitrat $C_4H_7N_3O \cdot AgNO_3$, feine Krystallnadeln; Kreatininquecksilberchlorid $(C_4H_7N_3O)_2HgCl_2$, in verdünnten Kreatininlösungen bei Hinzugabe von neutralem Quecksilberchlorid entstehender krystallinischer Niederschlag.

Bei längerem Stehen geht Kreatinin in wässeriger Lösung, namentlich bei Gegenwart von Ammoniak oder von Kalk, in Kreatin über [13]); dieser Uebergang, wobei 1 Mol. Wasser aufgenommen wird, findet auch bei der Zerlegung des Kreatinin-Zinkchlorids durch Schwefelammonium statt. Mit Barytwasser gekocht, liefert es Methylhydantoïn und Ammoniak [13]):

$$NH \cdot C < \begin{matrix} NH - CO \\ \quad\quad | \\ N(CH_3) - CH_2 \end{matrix} + H_2O = CO < \begin{matrix} NH - CO \\ \quad\quad | \\ N(CH_3) - CH_2 \end{matrix} + NH_3 .$$

Beim Kochen mit Quecksilberoxyd und Wasser gibt es, wie Kreatin, Methylguanidin und Oxalsäure, ebenso wirkt die Behandlung mit Chamäleonlösung. [15])

Erhitzt man Kreatinin mit alkoholischem Aethyliodid, so entsteht Jodwasserstoff-Aethylkreatinin

$$C_4H_6(C_2H_5)N_3O \cdot HJ,$$

welches durch Silberoxyd in Aethylkreatinin übergeführt

4) Zeitschr. für anal. Chem. IV, 169. 5) Ann. Pharm. 119, 127; Journ. pr. Chem. 82, 170. 6) Ann. Chem. Pharm. 159, 279. 7) Ibid. 119, 35. 8) Ber. der deutsch. chem. Ges. 11, 2175; Zeitschr. für physiol. Chem. 4, 133.

9) Neubauer und Vogel, Harnanalyse, 7. Aufl. 19. 10) Zeitschr. für anal. Chem. 17, 134. 11) Ann. Chem. Pharm. 62, 308; 119, 42; 120, 262; Jahresber. der Chem. 1847—48, 883; 1861, 788. 12) Ibid. 1854, 681; 1855, 730; Ann. Pharm. 108, 354. 13) Ibid. 137, 294. 14) Ann. Chem. Pharm. 119, 27. 15) Ibid. 119, 50; 120, 257.

wird: $C_4H_6(C_2H_5)N_3O + H_2O$, in Wasser und Alkohol, nicht in Aether lösliche Nadeln. Aethylkreatinin ist eine starke Base, fällt Eisenoxyd- und Thonerdesalze, zerlegt Ammoniumsalze und vereinigt sich mit Säuren zu krystallisirenden Salzen.[16])

Von Isomeren des Kreatins und Kreatinins sind bekannt: α-Alakreatin, Isokreatin, α-Guanidopropionsäure $C_4H_9N_3O_2$. Entsteht, wenn concentrirte wässerige Lösungen von Cyanamid und α-Alanin (dem Sarkosin isomer, Amidopropionsäure), mit wenig Ammoniak versetzt, sich selbst überlassen werden. Durch Erhitzen auf 170° C. oder durch Einwirkung starker Mineralsäuren geht diese Verbindung in α-Alakreatinin[17]) $C_4H_7N_3O + H_2O$ über. Isomere Verbindungen entstehen in analoger Weise bei Anwendung von β-Alanin: β-Alakreatin, β-Guanidopropionsäure und β-Alakreatinin.[18])

(Paul Bässler.)

KREBS, ein Sternbild des nördlichen Himmels zwischen $7^h\,45^m$ und $9^h\,15^m$ Rectascension, 8° und 34° nördlicher Declination, hat nach Heis 92 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, von denen aber keiner heller als 4. Größe ist. Mehrere derselben sind Doppelsterne und einer, ξ Cancri, von besonderm Interesse als dreifaches, vielleicht noch zusammengesetzteres System. Den einen Begleiter entdeckte bereits Mayer, den andern W. Herschel. Dieser letztere ist nur in kräftigen Fernröhren zu beobachten; die Umlaufszeit beträgt nach Winnecke 58,94, nach O. Struve 62,4 Jahre. Die Beobachtungen des entferntern Gliedes haben auffallende Unregelmäßigkeiten in der Bewegung ergeben, sodaß man der Annahme zuneigt, daß sich in seiner Nähe ein bisjetzt noch nicht entdeckter Begleiter befindet. Zwei veränderliche Sterne verdienen Erwähnung, nämlich 1) R Cancri, von Schwerd 1829 als veränderlich erkannt. Im Maximum gleicht er einem Sterne 6. Größe, im Minimum ist er nur in starken Fernröhren als Stern unter 12. Größe kenntlich, seine Periode dauert etwa 364 Tage, ist aber starken Schwankungen unterworfen. 2) S Cancri, niemals dem bloßen Auge sichtbar, schwankt zwischen der 8. und beinahe 10. Größe. Er wurde 1848 von Hind als veränderlich entdeckt und seine Periode dauert 9 Tage 11,6 Stunden; während $8^1/_2$ Stunden nimmt er an Helligkeit ab, während 13 Stunden zu, in der übrigen Zeit bleibt er constant. — Dem bloßen Auge als Nebel auffallend ist eine der schönsten Sterngruppen, die Krippe oder Praesepe genannt. Schon ein sehr mäßiges Fernrohr trennt die zahlreichen Sterne voneinander, Galilei z. B. unterschied 36 Sterne. Mehrfach hat man die Stellungen der hellern Sterne in dieser Gruppe zu bestimmen versucht, bei der großen Menge der zu ihr gehörigen und mit starken Fernröhren sichtbaren Sterne ist die vollständige Durchbeobachtung jedoch sehr schwierig.

Krebs ist das vierte Zeichen des Thierkreises von 90°—120° Länge und wird durch ♋ dargestellt.

(W. Valentiner.)

16) Ann. Chem. 167, 83; Ber. der deutsch. chem. Ges. 6, 535; 6, 1372. 17) Ibid. 6, 1371. 18) Ibid. 8, 1266; 9, 1905.

KREBS (cancer, carcinoma) nennt man eine bösartige, in fast allen Geweben und Organen des Körpers beobachtete, durch abnorme Wucherung zelliger Elemente entstehende Neubildung, welche in ihrem Verlaufe regelmäßig den Untergang des befallenen Organtheiles und schließlich des gesammten Organismus herbeiführt. Der Bau des Krebses ist ein sehr verschiedener; man unterscheidet nach demselben zwei Hauptformen, den Epithelkrebs und den Bindegewebskrebs; zwischen beiden steht der Endothelkrebs. Der Epithelkrebs enthält in den Maschen (Alveolen) eines faserigen (bindegewebigen) Grundgerüstes (Stroma) Zellen (Krebszellen), welche den Epithelzellen der äußern Haut, der Schleimhäute, der Drüsen gleichen und auch thatsächlich aus ihnen hervorgegangen sind. Je nach der Form und dem Ursprunge dieser Zellen bezeichnet man den Krebs als Pflasterzellenkrebs (Cancroid, Epitheliom), als Cylinderzellenkrebs oder als Drüsenzellenkrebs. Der Bindegewebskrebs dagegen besteht aus runden oder rundlichen, meist kleinern, aus bindegewebigen Elementen hervorgegangenen Zellen. Ist das Gewebe desselben fest, so nennt man ihn Faserkrebs oder Scirrhus; ist es weich, ähnlich der Gehirnsubstanz, so heißt er Markschwamm, Medullarkrebs, Encephaloid. Diese verschiedene Festigkeit des Krebses hängt hauptsächlich von der Menge des in ihm enthaltenen Krebssaftes ab, einer milchigen, die Krebszellen umgebenden und beim Streifen einer Schnittfläche des Krebses mit denselben austretenden Flüssigkeit. Weitere Arten des Krebses sind noch der Pigmentkrebs (Carcinoma melanodes), der sich durch seine dunkle Färbung auszeichnet und fast nur an Stellen vorkommt, an denen sich schon vorher Pigmentansammlungen befanden, ferner der Schleimgerüstkrebs (Carcinoma myxomatodes), bei dem das Grundgerüst aus Schleimgewebe besteht. Wo das Gerüst des Krebses verknöchert, entsteht der Osteoidkrebs, der gewöhnlich von der Knochenhaut ausgeht, während der Blutschwamm (Fungus haematodes) seinen Namen von dem großen Blutreichthume, der Zottenkrebs (Carcinoma villosum) von der zottigen Beschaffenheit seiner Oberfläche hat. Der Gallertkrebs endlich (Colloïdkrebs) stellt das letzte Stadium einer bisweilen sich vollziehenden Umwandlung des Krebses vor, bei welcher die Zellen desselben sich allmählich in eine schleimige oder gallertähnliche, grauweiße Substanz verwandeln. Der Krebs tritt entweder in Form einer umschriebenen, von dem umgebenden Gewebe mehr oder weniger scharf abgegrenzten Geschwulst auf (Krebstumor, Krebsknoten, circumscripter Krebs), oder aber er durchsetzt das befallene Organ in gleichmäßiger nicht abgrenzbarer Weise (infiltrirter oder diffuser Krebs), indem er dabei die Farbe, den Bau, die Consistenz der Gewebe in verschiedenem Grade verändert. Die Größe des Krebsknotens variirt vom eben wahrnehmbaren (miliarer Krebs) bis zu derjenigen eines Mannskopfes und darüber, ebenso kann seine Gestalt eine außerordentlich verschiedene sein. Die Zahl der vorhandenen Knoten ist meist eine beschränkte, bisweilen jedoch ganz außerordentlich große. Die Abgrenzung des Krebsknotens von dem um-

liegenden Gewebe ist zumeist nur für die gröbere Betrachtung scharf; bei feinerer Untersuchung zeigt sich fast immer eine mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Fortsetzung des krankhaften Processes auf die Umgebung. Die Häufigkeit, mit welcher die einzelnen Organe und Gewebe des Körpers vom Krebse befallen werden, ist sehr verschieden; am häufigsten wird er beobachtet an Lymphdrüsen, an der weiblichen Brustdrüse, an der Gebärmutter mit Scheide, Unterlippe, Leber, Magen, Speiseröhre, Brust- und Bauchfell, seltener an den Lungen, der äußern Haut, Darmkanal, Blutadern und Lymphgefäßen, Knochen, Gehirn und Hirnhäuten, Augapfel, Nieren, Hoden, Zunge, am seltensten an der Harnblase, den Eierstöcken, Muskeln, Luftwegen, Speicheldrüsen, Rückenmark und Milz. Auch in den einzelnen Organen zeigt der Krebs wieder eine gewisse Vorliebe für bestimmte Stellen derselben, z. B. den Scheidentheil der Gebärmutter, Pförtnertheil des Magens, Grenze zwischen Haut und Schleimhaut, unteres Ende des Dünndarmes, Blinddarm, Mastdarm u. s. w. Gewöhnlich tritt der Krebs zuerst nur an einer kleinern beschränkten Stelle auf (primärer Krebs), kann sich aber später von dort, höchst wahrscheinlich durch directe Fortführung einzelner losgerissener Elemente mittels des Blut- oder Lymphstromes, auf andere Organe übertragen (secundärer, metastatischer Krebs). Der secundäre Krebs findet sich hauptsächlich in den Lymphdrüsen und dem Bindegewebe, welche dem primären Krebs nahe liegen, ferner in Brust- und Bauchfell, Leber und Lungen, während der primäre Krebs mehr die oben zuerst genannten Organe und Gewebe bevorzugt. Ueber die Ursachen des Krebses ist äußerst wenig bekannt. Die Erblichkeit spielt als prädisponirende Ursache eine gewisse Rolle, ebenso das höhere Alter, namentlich für einzelne Formen des Krebses (Epithelialkrebs), ferner übermäßige geistige und körperliche Anstrengungen, deprimirende Affecte, schlechte Ernährungsverhältnisse. Als Gelegenheitsursachen scheinen mechanische und chemische Reize bisweilen von Einfluß zu sein; directe Uebertragung des Krebses durch Ansteckung kommt niemals vor. Der Verlauf des Krebses ist fast regelmäßig ein langsamer, sich über eine Reihe von Jahren hin erstreckender; selten tritt im Anschlusse an einen schon länger bestehenden Krebs eine rapid verlaufende krebsige Erkrankung vieler Organe auf; noch seltener kommt ein derartiges acutes Leiden primär zur Entwickelung. Dagegen kann die Krebserkrankung in ihrem Verlaufe auf verschiedene Weise sehr rasch Ereignisse herbeiführen, welche den schleunigen Untergang des Organismus zur Folge haben. Dahin gehören namentlich heftige, unstillbare Blutungen, Durchbohrung von Organwandungen in Brust- und Bauchhöhle, Druck auf das Gehirn, Blutvergiftung, Verschluß des Darmes oder der Luftröhre u. dgl. Aber selbst dann, wenn keine lebenswichtigen Organe in ihrer Function beeinträchtigt werden, hat der Krebs bei längerem Bestande eine tiefgreifende allgemeine Ernährungsstörung zur Folge (Krebskachexie), die entweder einen günstigen Boden für die Entstehung anderweitiger, tödlicher Krankheiten abgibt oder an sich selbst unter zunehmender Entkräftung und Erschöpfung den Tod herbeiführt. Die Erscheinungen, welche der Krebs in seinem Verlaufe macht, hängen natürlich ganz von seinem Sitze ab; im Anfange pflegen dieselben gering zu sein; später sind außer den besondern Organstörungen namentlich bohrende, heftige Schmerzen charakteristisch. Der Krebs selber erleidet bei langem Bestande in der Regel gewisse Veränderungen. Die Zellen desselben können verfetten, verschleimen, vereitern oder verkalken und es kommt dann häufig, namentlich auf der Haut oder den Schleimhäuten, zum Zerfall der Oberfläche und zur Entstehung eines vielfach zerklüfteten, verschieden gefärbten, eine dünne, bisweilen äußerst übelriechende Flüssigkeit (Krebsjauche) absondernden Geschwürs (Krebsgeschwür), welches Neigung zu Wucherungen und zu rascher Vergrößerung zu zeigen pflegt. Der Krebs ist an sich unheilbar. Alle gegen denselben in Anwendung gebrachten medicamentösen Mittel haben sich als gänzlich erfolglos erwiesen. Die einzige Möglichkeit einer Heilung liegt in sehr frühzeitigem und energischem Ausschneiden der ergriffenen Theile; indessen kehrt auch dann das Leiden häufig mit großer Hartnäckigkeit wieder, da es sehr schwierig ist, die ganze Ausdehnung der Gewebserkrankung zu bestimmen und da vielfach schon innere, den chirurgischen Eingriffen unzugängliche Organe (tiefliegende Lymphbahnen) mit ergriffen sind. Vgl. Thiersch „Der Epithelialkrebs, namentlich der Haut" (Leipzig *1865*), ferner Uhle und Wagner, „Handbuch der *allgemeinen* Pathologie", 6. Auflage (Leipzig 1874), S. 606 fg.

(E. Kraepelin.)

KREBS (Johann Ludwig), bedeutender Organist, Pianist und Componist für Orgel und Klavier, geb. am 10. Oct. 1713 als Sohn des Cantors Joh. Tob. Krebs zu Buttelstädt in Thüringen, als Thomaner ein Lieblingsschüler Joh. Seb. Bach's, 1737 Organist in Zwickau, später Schloßorganist in Zeitz und endlich 1756 Hoforganist in Altenburg, gest. kurz nach 1780. Seine vortrefflichen Orgelstücke werden noch heute von tüchtigen Organisten hochgeschätzt. Von Krebs' beiden Söhnen Ehrenfried Christian Traugott und Johann Gottfried, welche gleichfalls Organisten waren, erreichte keiner die Berühmtheit des Vaters. *(A. Tottmann.)*

KREBS (Johann Tobias), Schulmann und Philolog, der Bruder des Musikers Joh. Ludwig, war geboren zu Buttelstädt im Weimarischen am 16. (Andere behaupten am 6. Dec.) 1718 als Sohn des dortigen Cantors. Seit 1729 besuchte er die Thomasschule zu Leipzig, studirte sodann seit 1738 daselbst Theologie und Philologie, wurde 1743 Magister, hielt Vorlesungen über das Neue Testament; 1746 ist er Conrector zu Chemnitz, 1752 dritter College an der Fürstenschule zu Grimma, wo er auch Conrector und 1763 Rector wurde. Am 16. März (Kämmel nennt den 6. April) 1782 starb er daselbst. Krebs gehört zu den in Deutschland glücklicherweise nicht seltenen Schulmännern, die bei aller Pünktlichkeit und gewissenhafter Strenge im Amte die wissenschaftliche Fortbildung nicht versäumen und selbst literarisch thätig sind. Nach diesen zwei Seiten theilt sich sein

Wesen. Als Schulmann war er bei aller Akribie, die auf den Grund der Dinge drang, nichts Unverstandenes aufkommen ließ und nur das lehrte, was sich gut verdauen ließ, voll von Wohlwollen und humanem, für seine Schüler treu besorgtem Wesen (vgl. Dinter's Selbstbiographie 39 fg., 52 fg.). Charakteristisch ist da sein Wort: „Wenn ich meinen Primanern zu viele Arbeiten aufgebe, so ziehe ich faule Studenten." Er that auch viel für das Selbststudium derselben, wobei er ein wenig einseitig nur Bücher empfahl, die mit Rom und Hellas in Verbindung standen, aber er überzeugte sich stets, ob die Bücher auch gelesen wurden. Als einer der ersten Schüler Ernesti's trat er für dessen Schulordnung vom J. 1773 ein; obwol vor allem tüchtiger Lateiner, that er doch auch sehr viel für die Verbreitung der griechischen Studien in Sachsen. Es war beinahe natürlich, daß dieser Schulmann gegen den Philanthropinismus Basedow's auftrat; es geschah dies in der sackgroben Schrift „Vannus critica" 1776. Krebs versuchte sich schon 1740 literarisch mit seiner Dissertation. „De Ephetis Atheniensium judicibus" (Lips.), in welcher er unter andern seine unwandelbare Ergebenheit gegen die Thomasschule ausspricht, dann folgte eine Reihe von Schriften, die sich mit dem Neuen Testament befaßten (vgl. Sax, Onomasticon VII, 18), eine Ausgabe des Hesiod mit Uebersetzung und Noten, Leipzig 1745, verschiedene archäologische Untersuchungen, wie z. B. „De dactyliothecis veterum" 1780 und über Rechtsalterthümer der Griechen und Römer, die ebenso wie pädagogische Aufsätze in den „Opuscula academica et scholastica denuo recognita" (Lips. 1778) enthalten sind. Alle seine Werke zeichnet großer Fleiß und Lust am Citiren aus, sie zeugen jedenfalls für den Eifer des als Schulmann hingebend thätigen Mannes, dem u. a. sein Schüler Dinter ein ehrenvolles Gedächtniß gewidmet. Vgl. J. A. Mücke, Elogium Krebsii (Lips. 1786); Lorenz, Series praeceptorum illustris (1850). *(Adalbert Horawitz.)*

KREBS (Karl August), beliebter Liedercomponist. Als Sohn des Schauspielerpaares August und Charlotte Miedcke am 16. Jan. 1804 zu Nürnberg geboren, erhielt derselbe nach dem früh erfolgten Tode der Mutter mit Bewilligung des Vaters den Namen seines Pflegevaters, des Hofsängers Joh. Bapt. Krebs in Stuttgart, der auch zugleich sein Lehrer wurde. Außerdem studirte Krebs noch bei Seyfried in Wien und versuchte sich schon in seinem siebenten Lebensjahre mit einer Oper „Feodor", Text von Kotzebue. Gleich bedeutend als Pianist wie als Dirigent, wurde er im J. 1826 als Musikdirector an der Hofoper angestellt und schon im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft nach Hamburg an die Oper berufen. Unter seiner Direction nahm die hamburger Oper einen bedeutenden Aufschwung, sodaß Krebs 1850 eine weitere Berufung als Hofkapellmeister nach Dresden erhielt, wo er am 16. Mai 1880 starb. Seine Opern „Silva" (1830), „Agnes" (1834), seine Messen sowie sein Tedeum gelangten mit großem Erfolge zur Aufführung, besonders aber wurden ihres gefälligen melodischen Wesens und ihrer Sangbarkeit wegen seine Lieder („An Adelheid", „Die Heimat" u. s. w.) populär. Was Krebs übrigens noch als Lehrer leistete, das hat er an seiner aus der Ehe mit der berühmten Sängerin Michalesi-Krebs stammenden Tochter Mary bewiesen, welche zu den bedeutendsten Pianistinnen der Gegenwart zählt. *(A. Tottmann.)*

KREBSAUGEN oder KREBSSTEINE (Lapides sive oculi cancrorum) nennt man naturgemäße Concremente, welche, zur Zeit des Schalenwechsels zu beiden Seiten im Magen des Flußkrebses (Astacus fluviatilis) sich bildend, fast ausschließlich aus kohlensaurem Kalk mit Beimischung von etwas Gallerte bestehen. Zu feinem Pulver verrieben fand das gegenwärtig fast ganz veraltete Mittel früher vielfache therapeutische Verwendung, so als Absorbens gegen freie Magensäure, namentlich bei Kindern, bei gewissen Kachexien, Dyskrasien oder mit Säurebildung verbundenen fehlerhaften Absonderungen (Rhachitis, Gicht, Steinkrankheit, Weißem Fluß), ferner allein oder als Zusatz zu andern krampfstillenden Mitteln bei Krämpfen der kleinen Kinder. Endlich galten die Krebssteine als zuverlässiges, schnell zersetzendes Gegengift bei Vergiftungen mit Sauerkleesalz oder reiner Kleesäure. Aeußerlich benutzte man das Mittel als Streupulver bei Wundsein der Kinder (Intertrigo), bei leichtem Erysipel (Rothlauf) und oberflächlichen Verbrennungen. *(Alfred Krug.)*

Krebse oder Zehnfüßler, s. Decapoda.

KREBSWURZ. Mit diesem Namen werden zwei ganz verschiedene Pflanzen bezeichnet. In einigen Gegenden versteht man darunter eine Knöterichart, Polygonum Bistorta, in andern Aronicum, insbesondere Ar. Clusii und scorpioides, für welche jedoch auch die Namen Gamswurz und Gamsblümli existiren. Die Gattung Aronicum gehört zu der Familie der Compositae und zwar zur Abtheilung der Corymbiferae und ist sowol mit Arnica als mit Doronicum nahe verwandt, sodaß einige Arten derselben theils zu dieser, theils zu jener Gattung gezogen worden sind. Als wesentliche Gattungsmerkmale sind folgende zu erwähnen: Blütenköpfe vielblütig, verschiedenehig mit strahlenförmigen, einreihigen, weiblichen Randblüten und zweigeschlechtigen, röhrigen, 5zähnigen Scheibenblüten. Der Blütenboden ist etwas gewölbt, ohne Deckblättchen. Die linealischen, zugespitzten, fast gleichgroßen Blättchen des Hüllkelches stehen in wenigen Reihen. Die Griffelschenkel der Scheibenblüten sind abgestutzt und nur an der Spitze pinselförmig behaart, die der Strahlblüten kurz und stumpf. Die Achenen sind schnabellos, ungeflügelt, länglich-kreiselförmig, gefurcht und sämmtlich mit einem Federkelche versehen. Durch dieses letztere Merkmal unterscheidet sich die Gattung Aronicum namentlich von Doronicum, bei welchem die Achenen der Strahlblüten keinen Federkelch (pappus) besitzen, weshalb die Vereinigung dieser Gattung mit Doronicum ungeachtet der habituellen Uebereinstimmung nicht gerechtfertigt erscheint. Von Arnica unterscheidet sich Aronicum besonders durch die wechselständigen Blätter.

Die wenigen hierher gehörigen Arten wachsen auf

höhern Gebirgen in Mitteleuropa und Centralasien; folgende sind unterschieden:

1) Ar. Clusii *Koch.* Wurzelstock wagerecht; Stengel hohl, leicht biegsam; Blätter krautig-weich, eiförmig oder länglich, entfernt gezähnt oder ganzrandig, die untern gestielt, die stengelständigen halbstengelumfassend; Strahlblüten bei Nacht oberwärts zusammenneigend. Hierzu gehören als Synonyme Ar. Doronicum *Reichenbach*, Doronicum Clusii *Tausch*, Arnica Clusii *Allione* und Grammarthron biligulatum *Cassini*.

Auf feuchten Plätzen der höchsten Alpen und Pyrenäen.

Aendert mit eingeschnitten-buchtig-gezähnten Blättern ab, welche nebst dem Stengel sehr rauhhaarig sind (Ar. Bauhini *Reichenbach*), so in den Tiroler Alpen.

2) Ar. glaciale *Reichenbach.* Wurzelstock schief; Stengel starr, mit Mark gefüllt, nur unter dem Blütenkopfe hohl; Blätter starr, ziemlich dick, fast brüchig, eiförmig oder länglich, gezähnt oder ganzrandig, die untern gestielt, die stengelständigen stengelumfassend; Strahlblüten auch bei Nacht ausgebreitet, nicht zusammenneigend. Hierher gehört Arnica glacialis *Wulfen*.

Auf feuchten Plätzen der höchsten Alpen in der Nähe von Gletschern.

3) Ar. scorpioides *Koch.* Wurzelstock dick, wagerecht, blaß, mit dachziegelig sich deckenden Schuppen bedeckt; Stengel hohl, meist einfach; Blätter groß, buchtig-gezähnt, nebst dem Stengel drüsig-rauhhaarig oder selten kahl, untere eiförmig oder herzeiförmig mit kurzem, breit geflügeltem, stengelumfassendem Stiele, die übrigen eiländlich oder eilanzettförmig, mit herzförmigem Grunde stengelumfassend; Hüllschuppen linealisch-lanzettlich, zugespitzt. Linné rechnete diese Art zur Gattung Arnica.

Einheimisch in den Pyrenäen, Alpen, Karpaten und in den Gebirgen von Corsica und Griechenland.

4) Ar. altaicum *De Candolle.* Die ganze Pflanze ist fast kahl; Stengel einfach, 1- (sehr selten 2-) köpfig; Blätter breit eiförmig oder verkehrt-eiförmig-elliptisch, gesägt-gezähnt, die grundständigen und untersten Stengelblätter zu Schuppen reducirt, die obern stengelumfassend, die der unfruchtbaren Büschel in den Blattstiel verschmälert. Hierher gehören Arnica altaica *Turczaninow* und Doronicum altaicum *Pallas*.

Im Altai einheimisch.

5) Ar. corsicum *De Candolle.* Stengel aufrecht, röhrig, ästig; Blätter weich, länglich-lanzettlich, gezähnelt, am Grunde verschmälert und geöhrelt; Blütenköpfe einzeln an der Spitze des Stengels und der Aeste, eine Doldentraube bildend; Blütenstiele kurz, an der Spitze nicht verdickt, mit Drüsenhaaren bedeckt; Hüllkelch drüsig, mit lanzettlichen, gewimperten Schuppen.

Diese Art wächst auf den Gebirgen Corsicas.

(A. Garcke.)

KREFELD (Crefeld), bedeutende Fabrikstadt der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, bildet seinen eigenen Stadtkreis von 20,74 □Kilom. mit 1885: 90,241 Einwohnern (1880: 73,872 Einwohner, also Zunahme von 22,16 Proc.; 1840 nur 25,897 Einwohner). Die Stadt liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene in 35,86 Met. Seehöhe, 20 Kilom. von Düsseldorf entfernt, 7 Kilom. westlich vom Rhein, nach welchem ein Abzugskanal für Schmutzwasser führt und der Rhein-Maaskanal projectirt ist; an den Linien Neuß-Kleve-Zevenaar, Krefeld-Rheydt, Krefeld-Hochfeld, München-Gladbach-Ruhrort der preußischen Staatsbahnen und an der Krefeld-Kreis Krempener Industrie-Eisenbahn, durch Straßen- und Localbahnen mit der gewerbereichen Umgebung verbunden. Die Stadt wird zuerst 1166 unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa als Herrlichkeit und Kirchdorf im Gebiete der Grafen Mörs, von kurkölnischem Besitze umschlossen, erwähnt: Graf Friedrich von Mörs ertheilte einem gefangenen polnischen Edelmanne die Erlaubniß, hier ein Schloß, Cracow, zu erbauen, um welches sich allmählich ein Dorf ansiedelte, welches 1226 von der Grafschaft Mörs als erledigtes Lehn eingezogen wurde. Im J. 1361 wurde die Ortschaft durch Kaiser Karl IV. mit Marktgerechtigkeit ausgestattet, 1376 endlich zur Stadt erhoben. Nach dem Aussterben der Grafen von Mörs kam der Ort 1597 an das Haus Nassau-Oranien und nach dessen Erlöschen 1702 durch Erbvertrag an Brandenburg. Schon früh befestigt, hatte die Stadt durch Kriege vielfach zu leiden, so besonders 1585—92 im sogenannten Truchsessenkriege und im Dreißigjährigen Kriege durch den kaiserlichen General Lamboy, welcher die Stadt schwer brandschatzte, aber am 17. Jan. 1642 in der Nähe geschlagen wurde. Im J. 1677 endlich wurde das feste Schloß geschleift. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges legte die Stadt den Grund zu ihrer spätern Bedeutung und Blüte, da infolge der religiösen Verfolgungen in den Nachbarländern, besonders Jülich und Berg, Reformirte und Mennoniten sich hier ansiedelten und die Seiden- und Sammetindustrie begründeten. Noch ist aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges die Schlacht auf der Krefelder Heide (23. Juni) 1758 zu erwähnen, in welcher Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 34,000 Verbündeten ein französisches Heer von 66,000 Mann unter Graf von Clermont besiegte; eine gothische Säule beim Dorfe Fischeln erinnert an diese Ruhmesthat. Infolge der Französischen Revolution fiel die Stadt 1794 vorübergehend an Frankreich, bis sie 1814 wieder mit Preußen vereinigt und dem Verbande der Rheinprovinz zugewiesen wurde.

Die heutige, in steter Zunahme begriffene Stadt ist nach Beseitigung der früheren Festungsgräben und Wälle und deren Umwandlung in Promenaden durchaus modern, mit breiten, rechtwinkelig sich kreuzenden und vielfach mit Baumalleen geschmückten Straßen und mehrern schönen öffentlichen Plätzen, unter denen besonders der Friedrichsplatz mit dem Siegesdenkmale der Germania zur Erinnerung an die Gefallenen aus den Jahren 1870—71 erwähnenswerth ist. An andern öffentlichen Denkmälern sind zu nennen das des Componisten der „Wacht am Rhein", K. Wilhelm, und des Rentiers Cornelius de Greiff. Unter den öffentlichen Gebäuden ragt am meisten hervor das Rathhaus, dessen Festsaal von P. Janssen, Director der Akademie zu Düsseldorf, mit einem Cyklus von vier großen und mehrern kleinen Wandgemälden

geschmückt ist, auf denen die Befreiung Germaniens von den Römern durch Armin verherrlicht ist. An Kirchen zählt die Stadt drei katholische, zwei protestantische, eine mennonitische und eine jüdische Synagoge. Unterrichtsanstalten sind vorhanden: ein Gymnasium, ein Realgymnasium, Realschule, höhere Bürgerschule, höhere Töchterschule, königliche Webschule, Provinzial-Gewerbeschule, Handwerker-Bildungsschule; für Verbreitung von Bildung und Geselligkeit sorgen ferner ein kaufmännischer Verein und ein Handwerker-Fortbildungsverein. Vorzüglich wirken für Krankenpflege und Wohlthätigkeit das städtische Verpflegungshaus, die Krankenpflege-Anstalt der Alexianer, das Krankenhaus und die Handwerker-Krankenanstalt nebst andern Wohlthätigkeitsanstalten, denen 1863 durch Vermächtniß des Rentiers C. de Greiff ein Kapital von 1,374,000 Mark zufloß. An sonstigen öffentlichen Anstalten des Staates und der Stadt sind vorhanden: das Landrathsamt des Stadt- und Landkreises Krefeld, Hauptsteueramt, Amts-, Handels- und Gewerbegericht, Handelskammer, eine Reichsbankstelle (mit jährlichem Umsatze von circa 350 Mill. Mark), Post- und Telegraphenamt, Maschinenwerkstatt der Bergisch-Märkischen Eisenbahn (mit gegen 380 Arbeitern), städtische Gasanstalt und Wasserleitung, Sparbank; ferner ist Krefeld Sitz der Direction der Krefelder-Kreis Kempener Industrie-Eisenbahn.

Als Industriestadt nimmt Krefeld in Deutschland den ersten Platz ein für Seiden- und Sammetfabrikation, an welcher die ganze Umgebung lebhaft betheiligt ist. Für 168 Fabriken arbeiten circa 35,000 Webstühle, 41 Grossisten beschäftigen sich mit dem Vertriebe der fertigen Waaren, 52 mit dem Umsatz von Rohseide, Chappe und Baumwolle. Die Seidentrocknungs- (Konditionier-) Anstalt prüft jährlich circa 420,000 Kilogr. Seide, wovon in der Stadt allein über 75 Proc. verarbeitet werden, nebst 180,652 Kilogr. Chappe und 464,730 Kilogr. Baumwolle. Der Gesammtumsatz in Sammet- und Seidenfabrikaten, unter denen besonders Sammetbänder geschätzt sind, beläuft sich jährlich auf circa 80—85 Mill. Mark, wovon nahezu 25 Proc. auf Deutschland kommen. Dieser Hauptindustrie dienen die übrigen Nebenzweige, darunter besonders Farbenfabriken, Färbereien, Appretur- und Scheranstalten, sowie Fabriken von Seidenwaaren. Auch arbeiten neben vielen andern Industriezweigen besonders Eisengießereien und Maschinenfabriken mit Erfolg, unterstützt durch nahe Steinkohlengruben und bequeme Herbeischaffung des Rohmaterials.

Der Landkreis Krefeld mit 165,21 □Kilom. und 1885: 33,804 Einwohnern (1880: 31,747 Einwohner, Zunahme 6,47 Proc.) ist durchweg eben und sehr fruchtbar, meist Acker- und Wiesenland, nur auf 6 Proc. mit Waldung bestanden.

Vgl. Keussen, Die Stadt und Herrlichkeit Krefeld (Krefeld 1859). *(E. Kaufmann.)*

KREGLINGEN (Creglingen), Stadt im würtembergischen Jagstkreise, Oberamt Mergentheim, mit 1311 Einwohnern (1880), an der Tauber. Die Stadt war früher fest, doch sind in neuerer Zeit die meisten Festungswerke gefallen, und Kreglingen hat viel von seinem frühern alterthümlichen Aussehen verloren. Ueber die Tauber führt jetzt eine schöne steinerne Bogenbrücke, vollendet 1873. Dieselbe hat 4 Stichbogen und einen Halbkreisbogen für den Mühlbach. Das Schulhaus wurde im J. 1875 neu erbaut auf Grund des frühern herrschaftlichen Fruchtkastens, dessen aus dem J. 1563 stammendes steinernes Erdgeschoß dabei benutzt wurde. Das Rathhaus ist ein stattlicher, nun auch nach außen schön hergerichteter Bau, das „Freihaus", welches schönen Holzbau hatte, ist jetzt modernisirt. (Ueber das Geschichtliche vgl. Creglingen.) *(Wilh. Höchstetter.)*

KREIDE ist ein weicher, erdiger und milder, abfärbender Kalkstein von feinerdigem Bruche, im reinsten Zustande ganz weiß, bei eintretendem Gehalte an Thon grau oder durch Eisenoxyd gelblich, durch Kieselsäure härter werdend. Sie besteht der Hauptsache nach aus winzigen Kügelchen und Scheibchen von scheinbar amorphem kohlensaurem Kalke, den sogenannten Coccolithen, Discolithen u. s. w. und aus Schalen von Foraminiferen. Dadurch hat sie eine große Aehnlichkeit mit manchem recenten Tiefseeschlamme, wenn auch die organischen Reste in beiden Ablagerungen specifisch nicht völlig identisch sind. Sie gilt demnach gleichfalls für eine Ablagerungsmasse aus tiefer See (vgl. Zittel, „Die Kreide", Berlin 1876). In ihr finden sich oft noch andere, zahlreiche Versteinerungen. Die Kreide kommt in England, Frankreich, Spanien, Dänemark und dem nördlichen Deutschland vor; da, wo sie die Meeresufer bildet, zeigt sie schroffe Felspartien, z. B. auf den Inseln Wight, Rügen, Möen. Man gebraucht sie zum Schreiben, Poliren von Silber und andern Metallen, als Farbe, zum Kalkbrennen für Mörtel, als Düngemittel, zur Verfertigung des Spiegelglases, des Réaumur'schen Porzellans, von Schmelztiegeln, als Grundlage auf Holz für Vergoldungen u. s. w. — Zuweilen enthält sie als zufälligen Bestandtheil Glaukonit. Sehr häufig finden sich in ihr Feuersteinknollen und -Bänder. Die Kreide findet sich als oberstes Glied der sogenannten Kreideformation. In der Kreideformation treten die verschiedensten Gesteinsarten auf: Quadersandstein, Conglomerate, Grünsandstein, mergelige Kalksteine (sogenannte Pläner), Mergel, reine Kalksteine, Kreide, Kreidetuff (ein aus Bruchstücken von Foraminiferen, Bryozoen, Mollusken u. a. bestehendes, lockeres Kalkgebilde, besonders bei Mastricht), Thone, auch Kohlen (sogenannte Wälderkohle) und Eisenerze. Die Kreideformation bildet die letzte der mesozoischen Formationen und ist dadurch ausgezeichnet, daß in ihren obern Abtheilungen die ersten angiospermen Dikotyledonen, also die ersten eigentlichen Laubhölzer erscheinen, welche an der heutigen Flora den Hauptantheil haben. Von den Thieren haben hauptsächlich die folgenden Abtheilungen besondere Wichtigkeit: Foraminiferen, Seeschwämme, Korallen und Bryozoen, Echiniden oder Seeigel, ferner die Brachiopoden, von den Muscheln insbesondere die eigenartigen Hippuriten; die Ammoniten und Belemniten, erstere mit ihren sogenannten Krüppelformen, sind noch außerordentlich häufig und sterben in der Kreide aus; von den Wirbelthieren sind außer vielen Fischen besonders Vögel mit

Zähnen und Fischwirbeln beachtenswerth, die Reptilien sind nicht mehr so häufig wie in der Juraformation. Die Kreideformation wird nach d'Orbigny in fünf Unterabtheilungen eingetheilt, die von unten nach oben sind: Neocom mit Wälderformation, Gault, Cenoman, Turon und Senon. Zu letzterm gehört als oberes Glied die Schreibkreide. Die Verbreitung der Kreideformation ist in ihren verschiedenen Localausbildungen oder Facies eine sehr allgemeine; ihre Schichten zeigen meistens keine sehr großen Störungen. *(E. Geinitz.)*

KREIENSEN, Kirchdorf im braunschweigischen Kreise und Amtsgerichtsbezirke Gandersheim an der Gande gelegen, welche daselbst in die Leine einmündet, besitzt ein Postamt und zählt 1029 Einwohner. Kreiensen ist in neuerer Zeit bekannt geworden als Kreuzungspunkt der hannoverschen Staatsbahn (Hannover-Kassel-Bebra) und der braunschweigischen Südbahn (Börssum-Holzminden und weiter nach Köln), welche letztere, stark ansteigend in scharfer Curve, die hannoversche Bahn überschreitet. Die an der braunschweigischen Bahn liegende und vom Bahnhofe Kreiensen aus sichtbare Burgruine ist die des alten Hauses Greene (der gleichnamige braunschweigische Flecken liegt darunter). Die Burg, welche schon unter Kaiser Otto II. erwähnt wird, kam später mit der ganzen Umgegend in den Besitz der Dynasten von Homburg, und mit deren Aussterben 1409 an die Herzoge von Braunschweig. Sie verfiel seit dem Dreißigjährigen Kriege. *(Ed. Steinacker.)*

KREIL (Karl), Physiker, Meteorolog und Astronom. Derselbe wurde am 4. Nov. 1798 zu Ried im Innviertel (Oesterreich ob der Enns) geboren, besuchte das Gymnasium zu Kremsmünster und widmete sich nach Absolvirung desselben zu Wien dem Studium der Rechte, doch folgte er bald seiner Neigung und gab sich hauptsächlich dem Studium der Mathematik, Physik und Astronomie hin. Im J. 1826 erhielt er eine Assistentenstelle an der wiener Sternwarte, kam 1830 als Adjunct an die Sternwarte zu Mailand und 1838 als solcher an die Sternwarte zu Prag. Im J. 1845 wurde er zum Director derselben ernannt. Als in Wien im J. 1851 eine Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus errichtet werden sollte, übertrug man ihm die Organisation dieser Anstalt und die Direction derselben, welche Stellung er bis zu seinem Tode am 21. Dec. 1862 innehatte. Von seinen Arbeiten und Publikationen sind zu erwähnen: „Sammlung der nothwendigsten mathematischen Formeln aus der Alg., Trigon., Geometrie, Astronomie und Mathematik" (Wien 1831); „Osservazioni sulla librazione della luna" (aus den Effemerid. astr.), Milano 1836, „Osservazioni sull' intensità e sulla direzione della forza magnetica istitute 1836—38" (Ebend. 1839); „Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag von 1839—48". „Versuch, den Einfluß des Mondes auf den atmosphärischen Zustand unserer Erde aus einjährigen Beobachtungen zu erkennen" (Prag 1841); „Ueber die Natur und die Bewegung der Kometen", Ebend. 1843, aus den Schriften der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften); „Astro-meteorologisches Jahrbuch für Prag", 4 Jahrgänge, 1842—45; „Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate" (mit K. Fritsch), 5 Jahrgänge, 1846—51; „Ueber den Einfluß des Mondes auf die magnetische Declination (Denkschriften der Wiener Akademie III, 1852); „Ueber den Einfluß des Mondes auf die horizontale Componente der magnetischen Erdkraft" (Ebend. V, 1853); „Ueber den Gebrauch des Aequatoreals" (Annalen der Wiener Sternwarte, X, 1830); „Ueber den Einfluß der Alpen auf die Aeußerung der magnetischen Erdkraft" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie II, 1849); „Beschreibung meteorologischer Autographeninstrumente" (Ebend. III, 1849); „Ueber magnetische Variationsinstrumente" (Ebend. IV, 1850); „Ueber das Inductionsinclinatorium der Prager Sternwarte und ein autographisches Thermometer aus Zinkstangen" (Ebend. V, 1850); „Berichte über die Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus" (Ebend. VIII und IX 1852); „Ueber ein neues Reisebarometer" (Ebend. XIV 1854). Außerdem noch eine Anzahl kleinerer Aufsätze in Poggendorff's Annalen. *(H. A. Weiske.)*

KREIS (κύκλος, circulus), ist in der Geometrie der Ort aller der Punkte in einer Ebene, die von einem gegebenen Punkte derselben Ebene gleichweit entfernt sind. Die wesentlichsten Eigenschaften dieser nächst der Geraden einfachsten Linie in der Ebene wurden bereits in der Geometrie der Alten ausführlich untersucht und finden sich insbesondere in dem 3., 4., 6., 12. und 13. Buche der Elemente des Euklid systematisch entwickelt. Indem ich im Folgenden eine kurze historische Uebersicht über die Geometrie des Kreises zu geben versuche, benutze ich außer den Literaturnachweisungen in Klügel's „Mathematischem Wörterbuche" die geschichtlichen Untersuchungen von Chasles „Aperçu historique", 2. éd.; Baltzer, „Elemente der Mathematik" (5. Auflage 1878); Cantor, „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik" (Bd. 1, 1880).

Die elementaren Eigenschaften des Kreises hinsichtlich des Centrums, der Durchmesser, der Sehnen, endlich der Centri- und Peripheriewinkel sind bei Euklid gegeben. Der Satz, daß die Summe der gegenüberliegenden Winkel im Sehnenvierecke gleich ist, wurde von Carnot („Géom. de position") für beliebige Polygone erweitert, während der analoge Satz für das sphärische Viereck von Lexell („Acta Petrop." 1782, I) bewiesen, Anlaß gab, denselben auch für das ebene dem Kreise einbeschriebene Viereck, dessen Seiten Bogen von beliebigen Kreisen sind, auszusprechen (Baltzer, „Planim." §. 4, 4). Die Relation zwischen Peripherie- und Centriwinkel erweiterte der Araber Alhazen (Ibn Alhaitam, gest. 1038), dessen Optik Vitello mitgetheilt hat. Derselbe hat auch die für die Katoptrik wichtige Aufgabe behandelt, auf einer Kreisperipherie den Punkt zu bestimmen, in welchem der zugehörige Radius gleiche Winkel bildet mit den Geraden, die von diesem Punkte nach zwei gegebenen Punkten in der Ebene führen, eine Aufgabe, welche die Lösung einer Gleichung vierten Grades erfordert, und

die später von Huyghens vermittelst Schnitt des Kreises mit einer Hyperbel und Kästner („Nov. Comm. Soc.", Göttingen 1776, T. VII.) weiter untersucht wurde. Die Construction der Tangente am Kreise, deren allgemeine Definition für beliebige Curven erst im 17. Jahrh. Fermat, Roberval u. a. aufstellten, ist gleichfalls schon bei Euklid gegeben, desgleichen die Sätze über die dem Dreiecke ein- und umgeschriebenen Kreise, welche den Ausgangspunkt bilden für die Theorie der „merkwürdigen Punkte" im Dreiecke, deren Lage von Feuerbach („Das geradlinige Dreieck" 1822) am ausführlichsten studirt wurde (Baltzer, „Planim." §. 12, 8). Relationen zwischen dem Radius des umgeschriebenen Kreises und dem Flächeninhalte des Dreieckes finden sich bei Heron von Alexandrien (circa 100 v. Chr.) und Brahmagupta (geboren 589).

Die von den Babyloniern überkommene, auf der Eintheilung des Jahres in 360 Tagen beruhende Sexagesimaltheilung des Kreises (Sayce, „The astronomy and astrology of the Babylonians, Transact. of the soc. of biblical Archaeol." Vol. II, P. I, 1874) — die Chinesen theilten aus dem gleichen Grunde den Kreis in $365^1/_4$ Grade — hat Euklid noch nicht; der erste griechische Geometer, welcher sie anwandte, ist Hypsikles circa 180 v. Chr. („Buch von den Aufgängen der Gestirne"), dagegen ist die Theorie der regelmäßigen, dem Kreise ein- oder umgeschriebenen Polygone in dem vierten Buche des Euklid ausführlich enthalten. Es finden sich jedoch hier nur die sogenannten Polygone der ersten Art; die Pythagoräer hatten außerdem noch das Sternfünfeck (πένταλφα) behandelt, während die übrigen Sternpolygone erst im Mittelalter, nachweislich zuerst von Campanus im 13. Jahrh., später von Charles de Bouvelles (1470—1542), Ramus, Girard, Brescius und Kepler, in neuerer Zeit aber von Meister (1724—1788, „Nov. Comm. Soc.", Göttingen T. I), Poinsot, („Journ. de l'école polyt." Cah. 10), und Wiener, („Ueber Vielecke und Vielflächе" 1864) untersucht wurden. (Vgl. Günther, „Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaft" Kap. 1). Die Construction der regulären Polygone und die damit zusammenhängende Theilung des Kreises in gleiche Theile führte Euklid mit Hülfe des Lineals und Zirkels für das 3, 4, 5, 6, 10 und 15-Eck und für das 2, 4, 8fache u. s. w. derselben aus. Der Goldene Schnitt, auf dem die 10- und 5-Theilung beruht, ist wahrscheinlich schon von Eudoxus (circa 408—355) gefunden worden. Ein großer Fortschritt war es, als Gauß im J. 1796 („Disq. arithm.") nachwies, daß die Theilung des Kreises in n gleiche Theile, wenn n eine Primzahl ist, dann und nur dann durch elementare Construction (d. h. mit Hülfe einer endlichen Anzahl von Kreisen und Geraden, oder anders ausgedrückt mit Hülfe von Zirkel und Lineal, ausführbar ist), sobald n—1 eine Potenz von 2 ist; z. B. für die Primzahlen 3, 5, 17, 257 u. s. w. Geometrische Constructionen des 17-Eckes siehe: Legendre, „Elém. de trigon."; Grunert, Klügel's „Mathematisches Wörterbuch" Bd. 5; von Staudt, „Journal für Mathematik" Bd. 34; des regulären 257-Eckes Richelot, „Journ. für Mathematik" Bd. 9; ferner Bachmann, „Die Lehre von der Kreistheilung" 1872. Grundzüge einer allgemeinen Theorie der mit Zirkel und Lineal constructiv ausführbaren Aufgaben gab Steiner in seiner Schrift: „Die geometrischen Constructionen ausgeführt mittels der geraden Linie und eines festen Kreises", ein noch einfacher gestelltes Problem, welches zufolge einer Bemerkung im VIII. Buche des Pappus schon von den Griechen behandelt war (τὰ ἑνὶ διαστήματι γραφόμενα), während Mascheroni in seinem Buche „Vom Gebrauche des Zirkels" (deutsch von Gruson 1825) geometrische Aufgaben vermittels des Zirkels allein zu lösen suchte, wobei jede Gerade nur durch zwei ihrer Punkte vertreten ist.

Von der Transversalentheorie enthalten die Bücher des Euklid noch verhältnißmäßig wenig, jedoch finden sich hier die Fundamentalsätze vom constanten Producte der Abschnitte auf allen durch einen Punkt gelegten Secanten, von Steiner („Journ. für Mathematik" Bd. 1) die Potenz des Punktes in Bezug auf den Kreis genannt. Die Linie gleicher Potenzen in Bezug auf zwei Kreise von Plücker („Analytisch-geometrische Entwickelungen") die Chordale, von Gaultier („Journ. de l'école polyt." Cah. 16) die Radicalaxe genannt, führte zu einer neuen Behandlung der Berührungsprobleme des Apollonius, von welchem uns Pappus berichtet hat, und die in der Aufgabe gipfeln, einen Kreis zu construiren, der drei gegebene Kreise berührt. Die erste Auflösung gab Vieta (Apollonius Gallus 1600), später beschäftigten sich noch Descartes, Newton, Lambert und Euler („Nov. Act. Petropol." T. VI) mit derselben, in neuerer Zeit sind einfache geometrische Lösungen von Steiner, analytische von Hesse gegeben worden. Mit denselben Principien löste und verallgemeinerte Steiner („Journal", Bd. 1) die sogenannte Malfatti'sche Aufgabe: in ein gegebenes Dreieck drei Kreise zu beschreiben, die einander und je zwei Seiten des Dreieckes berühren (siehe auch Schröter, „Journal für Mathematik" Bd. 77). In den Schriften des Apollonius, Claudius Ptolemäus (μεγάλη σύνταξις, Almagest) und Pappus gewinnt die Transversalentheorie an Bedeutung. Apollonius hat im zweiten Buche der „Ebenen Oerter" den analytisch leicht nachweisbaren, aber geometrisch sehr allgemeinen Satz, daß O auf einem bestimmten Kreise liegt, wenn A B C... gegebene Punkte, $\alpha\,\beta\,\gamma\ldots$ gegebene Zahlen sind, und die Summe $\alpha\overline{OA}^2 + \beta\overline{OB}^2 + \gamma\overline{OC}^2 \ldots$ einen gegebenen Werth hat. Daß das Centrum des Kreises der Schwerpunkt der Punkte αA, βB, γC.. ist, hat Fermat (Opp. p. 151) hinzugefügt. Desgleichen rühren von Apollonius die ersten Sätze über harmonische Theilung her. Der Almagest von Ptolemäus enthält den Satz, daß für 4 Punkte auf einem Kreise das Product $AB \cdot CD + AC \cdot DB + AD \cdot BC = 0$ ist, wie ihn schließlich Möbius in seiner „Kreisverwandtschaft" allgemein aussprach; auf denselben gründet sich die Berechnung der Sehnen zu gegebenen Winkeln; er wurde von Carnot („Géom. de position") erweitert. Die Lehre von den Aehnlichkeitspunkten zweier Kreise, den Durchschnittspunkten gemeinsamer Tangenten, ist von

Pappus begonnen worden. Der Name wurde von Euler („Nov. Act. Petropol." T. 9) eingeführt. Diese Sätze, sowie dann später der Satz von Pascal über die Lage der Durchschnitte gegenüberliegender Seiten eines dem Kreise eingeschriebenen Sechseckes („Essai pour les coniques" 1640) und der dazu duale von Brianchon („Journ. de l'école polyt." Cah. 13), wurden die Grundlage der neueren (synthetischen oder projectiven) Geometrie. Die Beziehung des „Poles einer Geraden" (Servais 1811) und der „Polare eines Punktes" (Gergonne 1813), von Apollonius bereits erkannt, begründete das Princip der Dualität bei Poncelet, Gergonne, Plücker (Gergonne, „Annal". 1826). Eine systematische Theorie der Kreissysteme hat Möbius durch seine Arbeit über Kreisverwandtschaft geschaffen.

Die Ausmessung der Kreisperipherie (Cyklometrie) ist ein Problem, dessen genaue Lösung sich durch Jahrtausende hinzieht. Man hatte frühzeitig erkannt, daß die Peripherie dem Durchmesser proportional ist, und es handelte sich darum, diese Verhältnißzahl zu bestimmen. Auf einem ägyptischen Papyrus („Papyrus Rhind" des Britischen Museums, übersetzt von Eisenlohr 1877), der aus den Jahren 2000—1700 v. Chr. datirt wird, findet sich die Verhältnißzahl $\pi = (^{16}/_{9})^2$ angegeben; in den Rechnungen der Babylonier scheint $\pi = 3$ gesetzt worden zu sein, was auch in den jüdischen Schriften (I Kön. 7, 23 und II Chron. 4, 2) beim Bericht über den Tempelbau Salomo's (1014—1007) geschieht. Dieselbe Zahl wird bei den Chinesen in den älteren Schriften (Tcheou pei, ed. par Biot, „Journ. Asiatique" 1841) angewandt, später vielleicht durch indische Vermittelung werden die Zahlen $^{22}/_{7}$ und $^{157}/_{50}$ benutzt. Die erste correcte Methode zur Bestimmung der Zahl gab Archimedes. Indem er für den Umfang U^1 des umgeschriebenen regulären 96-Eckes im Verhältnisse zum Durchmesser die Proportion

$$U^1_{96} : d < 14688 : 4673\tfrac{1}{2},$$

für den Umfang des eingeschriebenen 96-Eckes die Proportion:

$$U_{96} : d > 6336 : 2017\tfrac{1}{4}$$

berechnete, und diese Verhältnißzahlen durch kleinere Werthe ersetzte, erhielt er die sehr brauchbare und einfache Grenzbestimmung

$$^{22}/_{7} > \pi > {}^{223}/_{71}.$$

Diese Archimedische Berechnung, zumal die einfache obere Grenze, blieb dann auch bei den römischen Mathematikern im Gebrauch; bemerkenswerth ist nur in den Büchern des Almagest die Anwendung der genaueren Zahl $^{377}/_{120}$. In den indischen Schriften, deren Alter aber schwer zu datiren ist, treten verschiedene Werthe auf. In den ältesten (Çulvasûtras) sowol die Annäherung $\pi = 3$, als auch die genauere $^{49}/_{16}$ sogar mit einer Correctur, später (Angabhatta) vielleicht unter alexandrinischem Einflusse die Zahl $\pi = 3{,}1416$, während bei Brahmagupta der nicht näher aufgeklärte Werth $\sqrt{10}$ sich findet. In den Schriften der Araber werden die Archimedische Zahl sowol als auch die indischen benutzt. Auf dem von Archimedes eingeschlagenen Wege, sich dem Kreise durch eingeschriebene Vielecke zu nähern, gingen die Mathematiker der neueren Zeit weiter. Zuerst Vieta (1579), der π auf 10 Decimalstellen berechnete vermittels des ein- und des umgeschriebenen Vieleckes von $6 \cdot 2^{16}$ Seiten; sodann Ludolf van Ceulen aus Hildesheim (1596), nach welchem π die Ludolf'sche Zahl genannt wird, auf 32 Stellen. Relationen für die Flächen der regulären dem Kreise ein- oder umgeschriebenen n Ecke, 2n Ecke und 4n Ecke, durch welche Grenzbestimmungen der Zahl π sehr erleichtert wurden, entwickelte Snellius (1620), Huyhgens (1654) und Jakob Gregory (1667) (siehe Baltzer, „Planimetrie" §. 13). Die analytische Darstellung wurde vorbereitet durch die Productformel von Wallis (1656), die Kettenbruchformel von Brouncker, vollendet nach Ausbildung der Infinitesimalrechnung durch Newton (1669), Gregory (1670), Leibniz (1673). Vermittels der durch die beiden letztgenannten aufgestellten Formel, durch welche die Länge des Bogens in Function der Länge der zugehörigen Tangente ausgedrückt wird, haben Machin (1706) 100 Stellen, Lagny (1719) 127, Vega (1794) 140, Dahse (1844, „Journ. für Mathematik" Bd. 27) 200 Stellen der Zahl π berechnet.

Die Quadratur oder Flächenmessung des Kreises ist ein Problem, dessen Lösung von der Längenmessung abhängig ist, zufolge des von Euklid bewiesenen, aber auch schon bei Hippokrates von Chios (circa 450) erwähnten Satzes, daß die Fläche gleich dem halben Producte aus der Peripherie und dem Radius ist. Die Aufgabe, ein Quadrat zu zeichnen mittels Zirkels und Lineals, dessen Fläche einem gegebenen Kreise gleich ist, wurde von den Alten für möglich gehalten, und es wurden gemäß den oben genannten Verhältnißzahlen Constructionen angegeben, deren Abweichung vom wahren Werthe man nicht erkannte. Solche Constructionen finden sich an den genannten Stellen bei den Aegyptern und Indern, Plutarch berichtet eine solche von Anaxagoras (circa 434); Hippokrates suchte die Quadratur durch Construction der Möndchen (meniskos) zu erreichen; Dinostratus benutzte die Curve des Hippias von Elis, die Quadratrix. Von Alhazen scheint ein im Vatican vorhandener, noch nicht bearbeiteter Codex über die Quadratur herzurühren („Bulletino Boncompagni" IV.). Aus dem Mittelalter sind Bruchstücke eines von Franco von Lüttich (circa 1036—1055) verfaßten Werkes vorhanden, darauf folgen die vergeblichen, aber durch ihre Annäherung theilweise werthvollen Versuche vom Cardinal Nicolaus Cusanus (gest. 1464), von Gregorius a. St.-Vincentio (gest. 1667) u. a., die Kästner („Geschichte der Mathematik") und Klügel („Wörterbuch", und „Quadratur") ausführlicher besprochen haben.

Die Möglichkeit der Quadratur vermittels elementarer Construction blieb eine offene Frage; noch Leibniz betonte dieselbe gegenüber den unzureichenden Versuchen von Tschirnhausen und Gregorius das Gegentheil zu beweisen (Leibniz, „Math. Werke" Bd. 5. S. 97; Bd. 7, S. 374); doch erschien dieselbe nach so

vielen vergeblichen Versuchen unwahrscheinlich. Zum Abschluß ist die Frage erst in neuester Zeit gekommen durch den Nachweis der Unmöglichkeit, den Lindemann („Math. Annalen“ Bd. 20) erbracht hat. Bei der historischen Berühmtheit der Aufgabe erscheint es mir richtig, den Beweis in gedrängter Kürze hier folgen zu lassen.

Beweis für die Unmöglichkeit der sogenannten Quadratur des Kreises.

I. Jede mit Zirkel und Lineal ausführbare Construction ist algebraisch gefaßt zurückführbar auf die Lösung von linearen und quadratischen Gleichungen, also auch auf die Lösung einer Reihe von quadratischen Gleichungen, deren erste rationale Zahlen zu Coëfficienten hat, während die Coëfficienten jeder folgenden nur solche irrationale Zahlen enthalten, die durch Auflösung der vorhergehenden eingeführt sind. Die Schlußgleichung kann also durch wiederholtes Quadriren übergeführt werden in eine Gleichung geraden Grades, deren Coëfficienten rationale Zahlen sind. Sonach wird man die Unmöglichkeit der Quadratur des Kreises darthun, wenn man nachweist, daß die Zahl π überhaupt nicht Wurzel einer algebraischen Gleichung irgendwelchen Grades mit rationalen Coëfficienten sein kann.

Durch Kettenbruch-Entwickelung hatte zuerst Lambert („Mém. de l'Acad. de Berlin“ 1761) die Irrationalität der Zahl π und der Zahl π^2 nachgewiesen, gleichzeitig mit der Irrationalität von e, der Basis des natürlichen Logarithmensystems, und e^x bei rationalem x. Mit der Irrationalität von e beschäftigte sich später auch Liouville („Journ. de Math.“ T. 5) und sodann in ergiebiger Weise Hermite („Sur la fonction exponentielle“, Paris 1874), welcher zeigte, daß die Zahl e nicht Wurzel einer Gleichung beliebig hohen Grades mit rationalen Coëfficienten oder kürzer gesagt nicht algebraisch irrational sein kann. Nun hängt aber die Zahl π mit der Zahl e in folgender Weise zusammen: es ist

$$e^{\pi\sqrt{-1}} = -1$$

Wenn also gezeigt werden kann, daß, sobald z eine rationale oder algebraisch irrationale Zahl ist, reell oder complex, e^z stets irrational ist, so ist der transscendente Charakter der Zahl π bewiesen. Es ist zu zeigen, wie auch dieser allgemeinere Satz über e^z aus den Hermite'schen Formeln ableitbar ist. Die Hermite'schen Formeln basiren auf einer beliebig angenäherten Darstellung der Exponentialfunction vermittels rational gebrochener Functionen.

II. Es sei:

$$1)\quad f(z) = (z-z_0)(z-z_1)\cdots(z-z_n) \text{ und}$$

$$2)\quad f^m(z) = (z-z_0)^m(z-z_1)^m\cdots(z-z_n)^m$$

Die Größen $z_0 z_1 \cdots z_n$ seien voneinander verschieden. Das Integral

$$3)\quad \varepsilon_m^i = \frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f^m(z)}{z-z_i}dz \quad (i=0,1,2,\ldots n)$$

in welchem Z einen der Werthe $z_1 \cdots z_n$ bedeutet, soll durch einfachere Integrale von der Form:

$$4)\quad \varepsilon_1^i = \int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f(z)}{z-z_i}dz$$

ausgedrückt werden. Dies gelingt vermittelst einer Recursionsformel folgender Art. Man kann, und zwar nur auf eine einzige Weise, zwei ganze Functionen $\Theta(z)$ und $\Theta_1(z)$ je vom nten Grade bestimmen, derart, daß wenn ζ eine der Wurzeln $z_0 z_1 \cdots z_n$ bezeichnet,

$$5)\quad \int\frac{e^{-z}f(z)^{m+1}}{z-\zeta}dz = \int e^{-z}f(z)^{m-1}\Theta_1(z)dz - e^{-z}f(z)^m\Theta(z)$$

wird. Denn differentiirt man diese Gleichung, so folgt:

$$6)\quad \frac{f(z)}{z-\zeta} = \frac{\Theta_1(z)}{f(z)} + \left[1-m\frac{f'(z)}{f(z)}\right]\Theta(z) - \Theta'(z).$$

Multiplicirt man mit f(z), so erhält man beiderseits ganze Functionen 2n + 1 Grades; die 2n + 2 Coëfficienten der Functionen $\Theta(z)$ und $\Theta_1(z)$ werden durch Vergleichung gleich hoher Potenzen eindeutig bestimmt. Die Berechnung von $\Theta_1(z)$ läßt sich indessen sofort ausführen, sobald $\Theta(z)$ bekannt ist. Denn durch Substitution der Werthe z_0, z_1, z_n für z erhält man:

$$7)\quad \begin{aligned} \Theta_1(z_0) &= mf'(z_0)\Theta(z_0)\\ \Theta_1(z_1) &= mf'(z_1)\Theta(z_1)\\ &\cdots\cdots\cdots\\ \Theta_1(z_n) &= mf'(z_n)\Theta(z_n). \end{aligned}$$

Nach der Interpolationsformel ist also

$$8)\quad \frac{\Theta_1(z)}{f(z)} = m\left[\frac{\Theta(z_0)}{z-z_0} + \frac{\Theta(z_1)}{z-z_1} + \cdots \frac{\Theta(z_n)}{z-z_n}\right].$$

Es handelt sich darum, die Function Θ zu bestimmen In der obigen Gleichung 6) ist $\frac{\Theta_1(z)}{f(z)}$ eine echt gebrochene Function, folglich muß die ganze Function auf der linken Seite gleichsein dem ganzzahligen Bestandtheile von

$$\left[1-m\frac{f'(z)}{f(z)}\right]\Theta(z) - \Theta'(z).$$

Setzt man $f(z) = z^{n+1} + p_1 z^n + p_2 z^{n-1} + \cdots p_{n+1}$ so wird

$$9)\quad \frac{f(z)}{z-\zeta} = z^n + \zeta_1 z^{n-1} + \zeta_2 z^{n-2} + \cdots \zeta_n,$$

wobei $\zeta_i = \zeta^i + p_1\zeta^{i-1} + p_2\zeta^{i-2} \cdots p_i$.

Setzt man ferner

$$10)\quad \Theta(z) = \alpha_0 z^n + \alpha_1 z^{n-1} + \alpha_2 z^{n-2} + \cdots \alpha_n$$

und beachtet, daß

$$11)\quad m\frac{f'(z)}{f(z)} = \left[\frac{s_0}{z} + \frac{s_1}{z^2} + \frac{s_2}{z^3} + \cdots\right]$$

wobei $s_i = m(z_0^i + z_1^i + z_2^i + \cdots z_n^i)$, so wird

12)
$$m\frac{f'(z)}{f(z)}\Theta(z) = \alpha_0 s_0\, z^{n-1} + \left(\begin{array}{r}\alpha_1 s_0 \\ \alpha_0 s_1\end{array}\right) z^{n-2} + \left(\begin{array}{r}\alpha_2 s_0 \\ \alpha_1 s_1 \\ \alpha_0 s_2\end{array}\right) z^{n-3} + \cdots$$

und man erhält durch Vergleichung der Coëfficienten in den Gleichungen 9) 10) und 11) die Relationen

13)
$$\begin{aligned}\alpha_0 &= 1\\ \alpha_1 &= \zeta_1 + s_0 + n\\ \alpha_2 &= \zeta_2 + (s_0+n-1)\zeta_1 + (s_0+n)(s_0+n-1) + s_1\\ &\cdots\cdots\cdots\end{aligned}$$

und sonach das Resultat: die Coëfficienten α_i der Function $\Theta(z)$, oder wie dieselbe zweckmäßiger als gleichzeitige Function von ζ bezeichnet wird, die Coëfficienten $\Theta_i(\zeta)$ der Function:

$$\Theta(z,\zeta) = z^n + \Theta_1(\zeta)z^{n-1} + \Theta_2(\zeta)z^{n-2} + \cdots \Theta_n(\zeta)$$

sind ganze Functionen $i$ten Grades in ζ; der Coëfficient der höchsten Potenz ζ^i ist jedesmal gleich 1, während die übrigen Coëfficienten von ζ^k sich aus symmetrischen Functionen der Wurzeln $z_0 \cdots\cdots z_n$ zusammensetzen. Man hat sonach, gemäß der Gleichung 5), weil für $z = Z$ $f(z) = 0$ ist, und der Gleichung 8):

$$\int_{z_0}^{Z} \frac{e^{-z}f^{m+1}(z)}{z-\zeta}\,dz = m\Theta(z_0,\zeta)\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f^{m}(z)}{z-z_0}\,dz \cdots\cdots + \cdots m\Theta(z_n,\zeta)\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f^{m}(z)}{z-z_n}\,dz$$

oder in den Bezeichnungen der Gleichungen 3) und 4) explicite:

14)
$$\begin{aligned}\varepsilon^0_{m+1} &= \Theta(z_0,z_0)\,\varepsilon^0_m + \Theta(z_1,z_0)\,\varepsilon^1_m \cdots\cdots \Theta(z_n,z_0)\,\varepsilon^n_m\\ \varepsilon^1_{m+1} &= \Theta(z_0,z_1)\,\varepsilon^0_m + \Theta(z_1,z_1)\,\varepsilon^1_m \cdots\cdots \Theta(z_n,z_1)\,\varepsilon^n_m\\ &\cdots\cdots\cdots\\ \varepsilon^n_{m+1} &= \Theta(z_0,z_n)\,\varepsilon^0_m + \Theta(z_1,z_n)\,\varepsilon^1_m \cdots\cdots \Theta(z_n,z_n)\,\varepsilon^n_m\end{aligned}$$

III. Die Determinante:

15)
$$\varDelta = \begin{vmatrix}\Theta(z_0,z_0) & \Theta(z_1,z_0) \cdots & \Theta(z_n,z_0)\\ \Theta(z_0,z_1) & \Theta(z_1,z_1) \cdots & \Theta(z_n,z_1)\\ \cdots & \cdots & \cdots\\ \Theta(z_0,z_n) & \Theta(z_1,z_n) \cdots & \Theta(z_n,z_n)\end{vmatrix}$$

hat eine wesentliche Eigenschaft, auf der alle folgenden Schlüsse beruhen. Bezeichnet man mit δ die Determinante:

16)
$$\delta = \begin{vmatrix}1 & 1 & 1 \cdots\cdots & 1\\ z_0 & z_1 & z_2 \cdots\cdots & z_n\\ z_0^2 & z_1^2 & z_2^2 \cdots\cdots & z_n^2\\ \cdots & \cdots & \cdots & \cdots\\ z_0^n & z_1^n & z_2^n \cdots\cdots & z_n^n\end{vmatrix}$$

welche bekanntlich gleich dem Producte der Differenzen $(z_i - z_k)$ ist, so ist:

17) $\varDelta = \delta^2$.

Denn es ist $\Theta(z,\zeta) = z^n + \Theta_1(\zeta)z^{n-1} + \Theta_2(\zeta)z^{n-2} + \Theta_n(\zeta)$ und daraus folgt, daß $\varDelta$ das Product ist der Determinante δ mit der Determinante

$$\begin{vmatrix}1 & 1 & \cdots\cdots 1\\ \Theta_1(z_0) & \Theta_1(z_1)\cdots\cdots & \Theta_1(z_n)\\ \Theta_2(z_0) & \Theta_2(z_1)\cdots\cdots & \Theta_2(z_n)\\ \cdots & \cdots & \cdots\\ \Theta_n(z_0) & \Theta_n(z_1)\cdots\cdots & \Theta_n(z_n)\end{vmatrix}$$

Diese aber ist, wie eine einfache Umformung zufolge des sub II erhaltenen Resultats lehrt, gleich der Determinante δ, folglich ist $\varDelta = \delta^2$. Denkt man sich also die Recursionsformel 14 wiederholt auf die Integrale ε^i_m angewandt, so erhält man die Gleichungen:

18)
$$\begin{aligned}\varepsilon^0_m &= A_0\varepsilon^0_1 + A_1\varepsilon^1_1 + \cdots A_n\varepsilon^n_1\\ \varepsilon^1_m &= B_0\varepsilon^0_1 + B_1\varepsilon^1_1 + \cdots B_n\varepsilon^n_1\\ &\cdots\cdots\cdots\\ \varepsilon^n_m &= L_0\varepsilon^0_1 + L_1\varepsilon^1_1 + \cdots L_n\varepsilon^n_1\end{aligned}$$

Die Determinante der Coëfficienten

19) $\Sigma \pm A_0B_1C_2\cdots L_n$ ist gleich $\delta^{2(m-1)}$

IV. Die Integrale $\varepsilon_1^0 \;\; \varepsilon_1^1 \cdots \varepsilon_1^n$, allgemein:

$$\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f(z)}{z-\zeta}\,dz$$

lassen sich direct auswerthen. Es wird

20) $$\int e^{-z}\frac{f(z)}{z-\zeta}\,dz = -\,e^{-z}G(z),$$

wobei $G(z)$ eine ganze Function in z ist, die aus der Gleichung zu bestimmen ist:

21) $$\frac{f(z)}{z-\zeta} = G(z) - G'(z),$$

und man erkennt, daß sich für die Coëfficienten von $G(z)$ Gleichungen ergeben, die den Gleichungen 13) ganz analog sind. Setzt man wiederum $G(z)$ als Function von z und ζ gleich:

22) $$G(z) = z^n + \varphi_1(\zeta)z^{n-1} + \varphi_2(\zeta)z^{n-2} + \cdots\cdots + \varphi_n(\zeta) = \Phi(z,\zeta)$$

so werden die Coëfficienten $\varphi_i(\zeta)$ ganze Functionen i ten Grades in ζ, der Coëfficient der höchsten Potenz ζ^i ist jedesmal gleich 1, und diese Analogie mit der Function $\Theta(z,\zeta)$ zeigt, daß die Determinante:

23)
$$\begin{vmatrix}\Phi(z_0,z_0) & \Phi(z_1,z_0)\cdots\cdots & \Phi(z_n,z_0)\\ \Phi(z_0,z_1) & \Phi(z_1,z_1)\cdots\cdots & \Phi(z_n,z_1)\\ \cdots & \cdots & \cdots\\ \Phi(z_0,z_n) & \Phi(z_1,z_n)\cdots & \Phi(z_n,z_n)\end{vmatrix}$$

ebenfalls gleich δ^2 wird. Aus der Gleichung 20) folgt:

24) $$\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f(z)}{z-\zeta}\,dz = e^{-z_0}\Phi(z_0,\zeta) - e^{-Z}\Phi(Z,\zeta)$$

und setzt man $\zeta = z_i$, so wird:

$$25)\quad \varepsilon_1^i = e^{-z_0}\Phi(z_0,z_i) - e^{-Z}\Phi(Z,z_i).$$

Führt man diese Werthe in die Gleichungen 18) ein und setzt man

$$26)\quad \begin{aligned} A &= A_0\Phi(Z,z_0) + A_1\Phi(Z,z_1) + \cdot A_n\Phi(Z,z_n) \\ B &= B_0\Phi(Z,z_0) + B_1\Phi(Z,z_1) + \cdot B_n\Phi(Z,z_n) \\ &\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots \\ A &= L_0\Phi(Z,z_0) + L_1\Phi(Z,z_1) + \cdot L_n\Phi(Z,z_n) \end{aligned}$$

während $A_0\ B_0 \cdots A_0$ die Werthe bezeichnen sollen, die diese Ausdrücke für $Z = z_0$ annehmen, so hat man

$$27)\quad \begin{aligned} \varepsilon^0_m &= e^{-z_0}A_0 - e^{-Z}A \\ e^1_m &= e^{-z_0}B_0 - e^{-Z}B \\ &\cdots\cdots\cdots \\ e^n_m &= e^{-z_0}A_0 - e^{-Z}A. \end{aligned}$$

Hier bezeichnet Z einen der Werthe $z_1\ z_2 \cdots z_n$. Soll nun das Resultat für $Z = z_k$ ausgesprochen werden, so mögen mit $A_k\ B_k \cdots A_k$ einerseits, und mit $\eta^0_k\ \eta^1_k \cdots \eta^n_k$ andererseits die Werthe bezeichnet werden, welche die Coëfficienten $A\ B \cdot\cdot A$ und die Integrale $\varepsilon^0_m\ \varepsilon^1_m \cdot\cdot \varepsilon^n_m$ erhalten. Man gewinnt sodann die gesuchte Darstellung:

$$\eta^0_k = \frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k} \frac{e^{-z}f^m_{(z)}}{z-z_0}dz = e^{-z_0}A_0 - e^{-z_k}A_k$$

$$28)\quad \eta^1_k = \frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k} \frac{e^{-z}f^m_{(z)}}{z-z_1}dz = e^{-z_0}B_0 - e^{-z_k}B_k$$

$$\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots$$

$$\eta^n_k = \frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k} \frac{e^{-z}f^m_{(z)}}{z-z_n} = e^{-z_0}A_0 - e^{-z_k}A_k.$$

Die Größen $A_k \cdots A_k$ sind ganze Functionen der Größen $z_0 \cdots z_n$ mit ganzzahligen Coëfficienten und zufolge der Gleichungen 26) und der für die Determinanten 19) und 23) bewiesenen Relationen ist

$$29)\quad \begin{vmatrix} A_0 & A_1 \cdots\cdots A_n \\ B_0 & B_1 \cdots\cdots B_n \\ \cdots & \cdots\cdots\cdots \\ A_0 & A_1 \cdots\cdots A_n \end{vmatrix} = \delta^{2m}$$

V. Aus den Gleichungen 28) hat zuerst Hermite den Schluß gezogen: Sind $z_0\ z_1 \cdots z_n$ ganze voneinander verschiedene Zahlen, von denen eine auch 0 sein kann, so kann eine Relation von der Form

$$N_0e^{z_0} + N_1e^{z_1} + \cdots N_ne^{z_n} = o$$

nicht bestehen, wenn die Coëfficienten $N_0 \cdots N_n$ ebenfalls ganze Zahlen sind. Man bilde auf Grund der Gleichungen in 28) $e^{z_1}\eta^0_1N_1 + e^{z_2}\eta^0_2N_2 + \cdot e^{z_n}\eta^0_nN_n$

$$= -e^{-z_0}(e^{z_1}N_1 + e^{z_2}N_2 + \cdots e^{z_n}N_n)A_0 - (A_1N_1 + A_2N_2 + \cdots A_nN_n)$$

welche zufolge der angenommenen Relation in die Gleichung:

$$e^{z_1}\eta^0_1N_1 + e^{z_2}\eta^0_2N_2 + \cdot\cdot e^{z_n}\eta^n_0N_n = -(A_0N_0 + A_1N_1 + \cdot\cdot A_nN_n)$$

übergeht. Auf der rechten Seite dieser Gleichung steht eine ganze Zahl; denn die Größen A sind ganze Functionen mit ganzzahligen Coëfficienten der ganzen Zahlen $z_0 \cdots z_n$. Der Werth der linken Seite kann durch Wahl von m beliebig klein gemacht werden. Denn wie auch der Integrationsweg in den Integralen η^i_k gewählt wird, es ist

$$\text{abs}\,\eta^i_k = \text{abs}\frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k}\frac{e^{-z}f^m_{(z)}}{z-z_i}dz \leqq \frac{M_k^{m-1}}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k}\text{abs}\left[\frac{e^{-z}f_{(z)}}{z-z_i}\right]dz$$

wobei M_k den Maximalwerth von $f(z)$ auf dem Integrationswege bedeutet. Der Factor $M_k^{m-1} : m-1!$ wird aber durch Wahl von m beliebig klein, der Betrag des Integrales rechts bleibt endlich, wenn auf dem Integrationswege nur der Unendlichkeitspunkt vermieden wird. Der Satz ist absichtlich so ausgesprochen, daß er auch für später zu betrachtende complexe Werthe der z Geltung hat. Wenn nun aber eine Reihe von ganzen Zahlen schließlich beliebig klein wird, so ist das nur so möglich, daß sie von einer bestimmten Stelle ab durchweg genau den Werth 0 hat. Folglich gibt es, wenn die Annahme erfüllbar ist, einen Werth m, von dem ab

$$A_0N_0 + A_1N_1 + \cdots A_nN_n = 0$$

wird. Ebenso werden aber die Relationen

$$\begin{aligned} B_0N_0 + B_1N_1 + \cdots B_nN_n &= 0 \\ \cdots\cdots\cdots\cdots\cdots \\ A_0N_0 + A_1N_1 + \cdots A_nN_n &= 0 \end{aligned}$$

erfüllbar sein müssen; und dieses System von Gleichungen kann nur so bestehen, daß die Determinante der Größen $A,\ B, \cdot\cdot A$ verschwindet. Dieselbe hat aber nach Gleichung 29) den Werth δ^{2m} und wird also nicht 0, womit die Unmöglichkeit der angenommenen Relation bewiesen ist.

VII. Man verallgemeinere nun den Hermite'schen Satz in folgender Weise: Es seien $z^{(1)}_1\ z^{(1)}_{(2)} \cdots z^{(1)}_{(p)}$ die von null und voneinander verschiedenen Wurzeln einer Gleichung $f^{(1)}_{(z)} = z^p + s^{(1)}_1z^{p-1} + s^{(1)}_2z^{p-2} + \cdot\cdot s^{(1)}_p = 0$, deren Coëfficienten ganze Zahlen sind, ferner $z^{(2)}_1 \cdots z^{(2)}_q$ die Wurzeln einer andern Gleichung derselben Form $f^{(2)}(z) = 0$, u.s.f. $z^{(k)}_1 \cdots z^{(k)}_r$, die Wurzeln einer Gleichung $f^k(z) = 0$, so soll gezeigt werden, daß eine Relation von der Form:

$$N_0 + N_1(e^{z^{(1)}_1} + e^{z^{(1)}_2} + \cdot\cdot e^{z^{(1)}_p}) + N_2(e^{z^{(2)}_1} + e^{z^{(2)}_2} + \cdots e^{z^{(2)}_q}) + \cdot\cdot N_k(e^{z^{(k)}_1} + e^{z^{(k)}_2} \cdots\cdots e^{z^{(k)}_r}) = 0$$

nicht bestehen kann, in welcher $N_0\ N_1 \cdots N_n$ ganze Zahlen sind und sämmtliche z voneinander verschieden vorausgesetzt werden. Setzt man in den allgemeinen Formeln der Hermite'schen Functionen für z_0 den Werth 0,

während die dort mit $z_1\, z_2 \cdots z_n$ bezeichneten Wurzeln nunmehr durch die Gesammtheit der Werthe:

$$\overset{(1)}{z_1} \cdots \overset{(1)}{z_p} \quad \overset{(2)}{z_1} \cdots \overset{(2)}{z_q}, \quad \overset{(k)}{z_1} \cdots \overset{(k)}{z_r}$$

vorgestellt werden, so ergeben sich aus den Gleichungen 28), die wir der einfachen Uebersicht halber in der Form

$$\eta_k^i = A_{i,o} - e^{-ak} A_{i,k}$$

schreiben wollen, indem die anfängliche Unterscheidung durch verschiedene Buchstaben A B ··· durch eine Indiceseinführung ersetzt wird, Relationen von folgender Art:

$$N_0 A_{00} + N_1 \sum_{i=1}^{i=p} A_{0,i} + N_2 \sum_{i=1}^{i=q} A_{0,i+p} \cdots$$
$$\cdots N_k \sum_{i=1}^{i=r} A_{0,i+n-r} = \alpha_0$$
$$N_0 A_{10} + N_1 \sum_{i=1}^{i=p} A_{1,i} + N_2 \sum_{i=1}^{i=q} A_{1,i+p} \cdots +$$
$$\cdots N_k \sum_{i=1}^{i=r} A_{1,i+n-r} = \alpha_1$$

....

$$N_0 A_{n0} + N_1 \sum_{i=1}^{i=p} A_{n,i} + N_2 \sum_{i=1}^{i=q} A_{n,i+p} + \cdots$$
$$\cdots N_k \sum_{i=1}^{i=r} A_{n,i+n-r} = \alpha_n$$

Auf der rechten Seite stehen Werthe, welche sich linear aus den Integralen η zusammensetzen, und also durch Wahl von m beliebig klein werden; auf den linken Seiten stehen ganze Functionen der Größen z mit ganzzahligen Coëfficienten. Vertauscht man je zwei der nämlichen Gleichung angehörige Wurzeln, also $z_1^{(1)}$ und $z_m^{(1)}$, so vertauschen sich in der ersten Gleichung die beiden zu diesen Wurzeln gehörigen Werthe der A. Da dieselben den gleichen Factor N haben, so bleibt der Werth der linken Seite ungeändert; dieselbe ist folglich eine symmetrische Function sämmtlicher Wurzeln je einer Gleichung mit ganzzahligen Coëfficienten, und mithin selbst eine ganze Zahl. Da dieselbe beliebig klein wird, so gibt es einen Werth von m, von welchem ab die Größe α_0 gleich 0 wird. Dieselbe Vertauschung zweier Wurzeln führt aber eine Vertauschung zweier der übrigen Functionen herbei, während die andern n—2 ungeändert bleiben. So wird bei einer Vertauschung der ersten und zweiten Wurzel $z_1^{(1)}$ und $z_2^{(1)}$, A_{10} in A_{20}, A_{11} in A_{22}, A_{12} in A_{21}, A_{13} in A_{23}, allgemein A_{1i} in A_{2i} übergeführt, sobald i von 1 oder 2 verschieden ist, das heißt der Werth α_1 vertauscht sich mit dem Werthe α_2, während die übrigen ungeändert bleiben. Daraus folgt, daß die n Formen Wurzel einer Gleichung sind, deren Coëfficienten ganze rationale und symmetrische Functionen der n Wurzeln z, also ganze Zahlen sind. Weil sämmtliche Wurzeln dieser Gleichung durch Wahl einer obern Grenze von m beliebig klein gemacht werden können, die Coëfficienten der Gleichung aber ganze Zahlen sind, so folgt weiter, daß von einem bestimmten Werthe von m ab sämmtliche Coëfficienten 0, und also auch sämmtliche Wurzeln genau gleich 0 sein müßten. Dann folgt aber weiter aus dem obigen linearen System, daß die Determinante der Coëfficienten A gleich 0 sein müßte, was nach der frühern Untersuchung nicht möglich ist.

VIII. Der bewiesene Satz läßt sich in folgender speciellen Form aussprechen: Es seien $z_1\, z_2 \cdots z_n$ die Wurzeln einer irreducibeln Gleichung $f(z) = z^n + s_1 z^{n-1} + \cdots s_n = o$ mit ganzzahligen Coëfficienten. Man bilde die symmetrischen Functionen

$$\Sigma e^{z_1},\ \Sigma e^{z_1 + z_2},\ \Sigma e^{z_1 + z_2 + z_3} \ldots e^{z_1 + z_2 + \cdots z_n},$$

so kann eine Relation von der Form:

$$0 = N_0 + N_1 \Sigma e^{z_1} + N_2 \Sigma e^{z_1 + z_2} + N_3 \Sigma e^{z_1 + z_2 + z_3} + \cdots N_n e^{z_1 + z_2 + \cdots z_n},$$

in welcher N ganze Zahlen sind, nicht bestehen.

Setzt man zunächst voraus, daß die Zahlen, welche hier als Exponenten von e auftreten, sämmtlich von 0 und voneinander verschieden sind, so ist leicht einzusehen, daß die zu einer Summe gehörigen Exponenten Wurzeln einer Gleichung mit ganzzahligen Coëfficienten *bilden*, so daß also der vorige Satz ohne weiteres an*wendbar ist*. Sollte ferner eine der Größen gleich 0 sein, so würde dies eine Aenderung des numerischen Werthes N_0 herbeiführen, es sei denn, daß alle auf der rechten Seite vorkommenden Exponenten verschwänden, was zu einem selbstverständlichen Resultate führt. Sind schließlich in einer der Functionen Σe^s zwei oder mehrere Exponenten einander gleich, oder sind mehrere in verschiedenen Summen auftretende Exponenten gleich, so werden die Gleichungen, deren Wurzel die verschiedenen Größen z sind, reducibel. Man kann alsdann die Größen z, welche in dem einfachsten Falle Wurzeln von n irreducibeln Gleichungen sind, in mehr als n Gruppen zerlegen, sodaß die Größen einer Gruppe Wurzeln einer irreducibeln Gleichung bilden. Da aber eine reducible Gleichung mit ganzzahligen Coëfficienten, bei welcher der Factor des höchsten Gliedes gleich 1 ist, immer nur rationale Factoren mit ganzzahligen Coëfficienten, und zwar mit dem Coëfficienten 1 des höchsten Gliedes, besitzt, so sind alle diese Gleichungen selbst wieder von der Form $f(z) = z^n + s_1 z^{n-1} + \cdots s_n$ und mithin ist auch auf dieses System der Satz der vorigen Nummer anwendbar.

Daraus folgt: Ist z Wurzel einer irreducibeln Gleichung

$$f(z) = z^n + s_1 z^{n-1} + \cdots \cdots s_n$$

so kann e^z nicht rational sein. Denn es ist e^z Wurzel der Gleichung:

$$u^n - u^{n-1} \Sigma e^{z_1} + u^{n-2} \Sigma e^{z_1 + z_2} + \cdots\cdots (-1)^n e^{z_1 + z_2 + \cdots z_n} = 0.$$

Wäre also u rational, so bestände eine Relation von der Art, wie sie eben als unmöglich nachgewiesen wurde.

Da nun $e^{\sqrt{-1}} = -1$, so folgt $\pi\sqrt{-1}$ und folglich auch π kann nicht Wurzel einer Gleichung beliebig hohen Grades von der Form $f(z)=0$ sein. Und endlich: es kann auch nicht Wurzel einer allgemeineren Gleichung sein, in welcher auch der Coëfficient von z^m eine beliebige ganze Zahl ist. Denn sei πi Wurzel der Gleichung

$$s_0 z^m + s_1 z^{m-1} + \cdots s_m = 0,$$

wobei s_0 eine ganze reelle Zahl bedeutet (was keine Einschränkung ist), so bilde man nach Multiplication derselben mit $s_0{}^{m-1}$ und durch Substitution von $s_0 z = x$ die Gleichung

$$x^m + s_1{}^1 x^{m-1} + s_2{}^1 x^{m-2} + \cdots s^1{}_m = 0$$

in welcher die Coëfficienten wiederum ganze Zahlen sind, so dürfte e^x also auch $e^{\pi i s_0}$ nicht rational sein. Es ist aber $e^{\pi i s_0} = (-1)^{s_0}$ also rational, und folglich ist die Annahme unzulässig. (*Ax. Harnack.*)

KREIS. Hier ist zunächst der ehemaligen geschichtlich denkwürdigen Eintheilung Deutschlands in Kreise (sogenannte Reichskreise) zu gedenken. Zur Handhabung des Reichsfriedens und Ausführung der Urtheile des Reichskammergerichts war auf dem Reichstage zu Worms 1495 eine jährliche Reichsversammlung angeordnet. An deren Stelle trat 1500 ein Reichsregiment, das ständig zu Nürnberg tagen und aus einem Abgeordneten des Kaisers und zwanzig Abgeordneten der Stände bestehen sollte. Zur Wahl der nicht speciell Berufenen errichtete man anfänglich sechs Kreise: den fränkischen, bairischen, schwäbischen, rheinischen (sogenannten oberrheinischen), westfälischen und sächsischen, zu denen 1512 noch vier weitere, nämlich ein österreichischer, burgundischer, kurrheinischer und obersächsischer hinzukamen, sodaß es nun im ganzen zehn solcher Reichskreise gab. Es sollte durch diese Eintheilung, derzufolge die einzelnen Kreise die Bedeutung von Provinzen erhielten, der lose Verband der einzelnen Stücke des Reichs fester zusammengekittet und der Zersplitterung in zahllose Landeshoheiten ein Gegengewicht geschaffen werden; auch blieb die Kreisverfassung für Kaiser und Reich wirklich das Mittel zur Durchführung der Reichsregierung, selbst nachdem das 1521 neugeschaffene Regiment wieder fortgefallen war und zwar in der Art, wie sie zu Worms 1521 durch Eintheilung der Gebiete in die Kreise näher geordnet worden war. Die Leitung kam in den einzelnen Kreisen an einen oder mehrere Fürsten (sogenannte Kreisdirectoren), welche die Kreistage ausschrieben, abwechselnd leiteten, die Reichsexecution handhabten u. s. w. Für das Reichsheer kam dazu ein Kreisoberster oder Kreishauptmann, ein Amt, das freilich in manchen Kreisen fortfiel. Auf den ebengedachten Kreistagen saßen mit Virilstimmen auf gesonderten Bänken (geistliche, weltliche, Fürsten-, Grafen-, Reichsstädte-Bank) alle zur Reichsstandschaft berechtigten Glieder des Kreises, zu denen in manchen auch Personalisten und solche, die keine Reichsstandschaft hatten, hinzutraten. Die Standschaft haftete am Territorium und ging auf den neuen Erwerber über. Gang und Verhandlung der Kreistage bildeten sich allmählich nach Analogie der Reichstage aus. Ein reges politisches Leben entwickelten jedoch nur der schwäbische, fränkische und oberrheinische Kreis, während das Uebergewicht einzelner Stände und die geringe Zahl größerer Territorien in dem bairischen, niederrheinischen, westfälischen und den beiden sächsischen dafür weniger Raum bot, im burgundischen und österreichischen aber nach Lage der Dinge von irgendwelcher Thätigkeit überhaupt keine Rede sein konnte. Die Geschäfte der Kreise endlich umfaßten außer denen, welche nur die Interessen des Kreises selbst betrafen, hauptsächlich die Wahl der Reichskammergerichts-Beisitzer, die Handhabung der Execution, Polizei, Münzordnung und Aehnliches. Auch wurde auf die Kreise das Contingent des Heeres und die Reichssteuer repartirt. — Nach modernem Sprachgebrauche versteht man in manchen Ländern unter Kreisen größere oder kleinere Staats-Verwaltungsbezirke, die aber doch nur die Bedeutung von bloßen Theilen des Staatsgebietes und nicht, wie die Provinzen, einen Anspruch darauf haben, zugleich besondere Länder zu sein. Besonders wichtig ist die Kreiseintheilung und Verfassung in Preußen, worüber das Nähere im Artikel „Kreisordnung" enthalten ist. In Oesterreich bilden die Kreise die Unterabtheilungen der einzelnen Kronländer und zerfallen dann wiederum in Bezirksämter, welche den Kreisbehörden (Kreispräsidenten und Kreisräthen) unterstellt sind. In Frankreich heißt der Kreis Arrondissement, in Rußland Ujesd und Okrug, in England Shire oder Grafschaft, in Schweden Län, in der Türkei Liva, in Ungarn Comitat u. s. w. Mit der politischen Eintheilung der Kreise stimmt sehr häufig die Justiz-, seltener die kirchliche Eintheilung überein; auch steht meistens dem Organ der Staatsregierung ein aus der Bevölkerung gewählter Vertretungskörper zur Seite. (*Albrecht Just.*)

KREISCHA, Pfarrdorf im Königreiche Sachsen, Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde, 12 Kilom. von Dresden am Zusammenflusse des Lungwitzbachs mit dem Quohrner Wasser und am Fuße der 490 Met. hohen Basaltkuppe des Wilisch sehr anmuthig gelegen. Der Ort, welcher 1770 das Recht erhielt, einen Jahrmarkt zu halten, zählte im J. 1881 in 143 Häusern 1567 Einwohner, von denen sich ein großer Theil mit Strohflechterei und Strohutnähterei beschäftigt, einem Erwerbszweige, welcher über den ganzen Abhang des Erzgebirges zwischen der Gottleuba und Lockwitz verbreitet ist und als dessen Mutterort Kreischa bezeichnet wird. Die Gebäude einer bis 1817 hier bestandenen Kattunfabrik dienen seit 1839 einer vielbesuchten Kaltwasserheilanstalt. Der zu derselben gehörige Schlafbrunnen, welchen ein wahrscheinlich zum bergmännischen Betriebe in den Berg getriebener Stollen zu Tage führt, soll seinen Namen davon haben, daß die Kurfürstin Anna während ihres Aufenthaltes in Kreischa allabendlich vor dem Schlafengehen ein Glas daraus getrunken habe. Die früheste urkundliche Erwähnung von Kreischa stammt aus dem J. 1437, wo ein plebanus de Kryschow erwähnt wird (Cod. dipl. Saxon. reg. II, III, No. 965). Im J. 1478 war Melchior von Carlo-

witz zu Kreischa gesessen (ib. II, V, No. 374); später sind nacheinander die von Bünau, von Döring, von Preuß, von Wolframsdorf, von Reinhold, von Metzradt u. a. Besitzer des Ritterguts gewesen. (*Th. Flathe.*)

KREISEN, bei frischem Schnee einen District umgehen und abspüren, welches Wild darin schont; Kreiser die Person, welche dieses ausführt, auch jeder niedere Forstbeamte, welcher die Aufsicht über die Reviere führt, die Jagddistricte in Ordnung hält, bei dem Treiben die Flügel führt, das eingelaufene Hochwild bestätigt. *(William Löbe.)*

KREISLAUF DES BLUTES. Das Blut ist bei seinem Kreislaufe durch den Körper einer doppelten Veränderung unterworfen, indem es überall den Theilen des Körpers ernährende Stoffe abgibt, auf der andern Seite aber aus den Körpertheilen gewisse Stoffe aufnimmt, wodurch es seine Eigenschaften unverändert bewahrt. Der wesentlichste Theil des Gefäßsystems ist das unendlich große Netz der Haarröhrchen (Capillaren) in den Lungen und in dem übrigen ganzen Körper, welches jedoch in sehr verschiedenem Grade über die verschiedenen Theile desselben verbreitet ist. In diesem Röhrensysteme gehen die wichtigsten Umänderungen des Blutes vor sich, indem es sowol chemisch als auch nach seinem stofflichen Gehalte und in seiner Färbung verändert wird. In dem Capillarnetze der Lungen wird dasselbe durch mittelbare Berührung der Häute der letztern mit der Außenluft hellroth, in dem zweiten großen Netze dagegen durch Ausziehung und Abgabe der Nährstoffe dunkelroth. In diesen Netzen ist auch überhaupt die relativ größte Menge Blutes enthalten, während die einzelnen großen sichtbaren Röhren (Arterien, Venen) nur dazu dienen, das Blut aus dem einen Netze in das andere überzuführen. Es ist dies also gleichsam eine Doppel-Röhrleitung, deren eine das durch die Ernährung veränderte dunkelrothe Blut in das Lungennetz leitet, während die andere das durch die Athmung wieder brauchbar gewordene, hellrothe Blut aus den Lungen wieder in die Netze des Körpers zurückführt. Diese Bewegungen gehen beide durch das Herz hindurch, welches letztere demnach nur als eine Erweiterung der an diesem Punkte sich vereinigenden Röhrleitungen anzusehen, und vermöge der starken und dasselbe umgebenden Muskelfasern als eine Art Pumpwerk thätig ist. Dabei sind die das Blut aus dem Herzen nach dem Körper leitenden Gefäße (Arterien), weil einem bedeutendern Drucke ausgesetzt, mit stärkern, dickern, aber bis zu einem gewissen Grade elastischen Wänden versehen, während die dasselbe nach dem Herzen zurückleitenden Gefäße (Venen), weil einem solchen Drucke nicht ausgesetzt, dünnere Wandungen haben. Alle Gefäße bilden ideell nur einen einzigen Kreis, in dem sich das Blut bewegt, und wenn man von einem doppelten Kreislaufe desselben — einem kleinen durch die Lungen und einem großen durch den übrigen Körper — spricht, so ist dies insofern nicht richtig, als beide Kreise nicht geschlossen sind und das Blut in ihnen nicht wieder an die vorige Stelle zurückgelangt. Wenn dagegen das Blut aus allen Theilen des Körpers in die rechte Herzkammer gelangt und von da durch die Lungen in die linke zurückkehrt, so wird es zu allen Theilen des Körpers hingetrieben und der Kreislauf ist vollendet. Wäre nun aber der Druck auf das Gefäßsystem an allen Orten ein gleicher, und übten auch die Gefäßwände überall einen gleichgroßen Druck aus, so würde das Blut ruhen und es könnte keine Bewegung desselben stattfinden; entsteht aber an irgendeinem Theile der Gefäße eine Stelle, wo der Druck aufhört, während die Wände des übrigen Gefäßes noch gedrückt sind, so strömt alles Blut nach dieser Stelle und es beginnt die Bewegung. Auf der Veränderlichkeit des Druckes auf das in den Gefäßen enthaltene Blut beruht aber die Bewegung und der Kreislauf des Blutes.

Zwei Hauptvenen, die obere und untere Hohlvene (V. cava sup. und inf.) führen das Blut aus allen Theilen des Körpers zunächst in den rechten Vorhof (Atrium dextrum) des Herzens; von da geht es in die rechte Herzkammer (Ventriculus dexter), hierauf durch die Lungenarterie (A. pulmonalis) in den linken Vorhof und die linke Herzkammer zurück, von wo aus es dann durch die Aorta nach allen Theilen des Körpers wieder hingeleitet wird. Die beiden Abtheilungen des Herzens, Vorhof und Kammer, können demnach als Krümmungen und Erweiterungen der beiden größten blutführenden Röhren angesehen werden; das ganze Röhrensystem ist aber stets vollkommen gefüllt und vom Blut*inhalte* gespannt, seine Wände üben daher beständig auf dasselbe einen Druck aus, welcher dann bewirken muß, daß das Blut dahin getrieben wird, wo dieser Druck momentan nachläßt. In den Arterien und Venen ist derselbe ein sehr verschiedener, in allen größern Arterien aber ein gleichmäßiger. Die durch die Herzthätigkeit vermittelte Verstärkung und Verminderung des Druckes pflanzt sich nun in allen Gefäßen mit großer Schnelligkeit fort und wird daher in allen Theilen des Körpers fast gleichzeitig wahrgenommen (Puls), wenn auch in den vom Herzen am weitesten entfernt liegenden Gefäßen der Pulsschlag ein wenig später gefühlt wird.

Das Herz zieht sich bei Erwachsenen 65—76mal in der Minute zusammen (bei Kindern und nach körperlichen Anstrengungen bis 130mal). Seine 4 Abtheilungen aber ziehen sich so zusammen, daß Vorkammern gleichzeitig und Ventrikel gleichzeitig, aber in abwechselndem Typus (Systole, Diastole) sich contrahiren; es erklärt sich diese abwechselnde Thätigkeit dadurch, daß von den Vorhöfen keine Muskelfasern auf die Ventrikel übergehen, wenn auch erstere nicht vollständig erfüllt zu sein brauchen, ohne daß zugleich auch letztere sich füllen, denn die Contractionskraft des Vorhofes soll nur dazu dienen, die Ventrikel immer zur Aufnahme eines gewissen Maßes (30—45 Gramm) genügend auszudehnen. Ist dies geschehen, so wird das Blut dann durch die Contraction der Ventrikel in die großen Arterienstämme getrieben, aus welchen zurückzutreten es durch gewisse Klappenapparate (Valvulae semilunares) behindert wird. Das Weiterführen des Blutes wird durch die Druckkraft des Herzens und die Elasticität der Arterien vermittelt, es

geschieht successiv und bedarf deshalb nur einer relativ geringen Kraft, wozu die Elasticität der Gefäße ausreichend ist, deren Wände durch die Stoßkraft des Herzens gespannt und nach Beendigung des Herzstoßes wieder zusammengezogen werden, wodurch dann eben die continuirliche Bewegung hervorgebracht wird. Der Herzschlag (Pulsus cordis) ist durch Gefühl und Gehör zu vernehmen und besteht aus zwei aufeinanderfolgenden Tönen, welche theils von der Zusammenziehung der Herzkammern, theils von dem Zurückdrängen des Blutes nach den Semilunarklappen erzeugt werden.

Die Ursache des Blutumlaufes ist also ein sich fortpflanzender Druck des Herzens auf die Flüssigkeiten und die Ausdehnung und Zusammenziehung der Gefäßwände; letztere ist, wenigstens bei den größern Gefäßen, ebenfalls dem Gefühle und Gesichte erkennbar (Puls); die Geschwindigkeit, mit welcher eine Blutwelle vom Herzen bis in die entferntesten Gefäße sich fortpflanzt, beträgt im Mittel 1/8 Secunde, sodaß Herz- und Pulsschlag bei normalen Verhältnissen annähernd isochronisch sind.

Nächst dem Herzen hat aber auch die Brusthöhle einen wesentlichen Einfluß auf den Blutkreislauf. Dieselbe erweitert sich, indem sie ihre Wände nach außen, das Zwerchfell nach unten bewegt, und unterstützt dadurch das Einathmen, welches dann auf die blutführenden Röhren, welche in den Brustkasten gehen, ähnlich wie ein Blasebalg wirkt. Beim Einathmen wird das Blut in der untern Hohlvene herangezogen, das in der Aorta dagegen zurückgehalten, während umgekehrt beim Ausathmen der sich zusammenziehende Brustkasten das Blut aus sich hinaus, aus der Aorta herauspreßt und in der Hohlvene zurückhält.

Die Geschwindigkeit des Blutkreislaufes in den Adern ist nicht gleich dem Drucke, welchen die Blutwelle erfährt, sondern hängt noch von andern Umständen ab; sie beträgt im Anfange soviel als die Menge Blut, welche, durch die linke Herzkammer jedesmal ausgetrieben, die Röhren der Arterien ausfüllt. Es sind dies circa 45 Gramm, welche im Raume von circa 18—22 Ctm. fortgestoßen und ausgebreitet werden, um beim nächsten Herzstoße denselben Raum zu durchlaufen. Diese Geschwindigkeit nimmt procentual mit dem Kleinerwerden der Gefäßröhren ab; ein Gleiches ist auch bei den Venen der Fall. Beide Gefäßsysteme kann man sich gleichsam als Kegel vorstellen, welche ihren weitesten Querschnitt am Ende des Kegels, den Haargefäßen, ihren engsten an den Spitzen desselben, dem Herzen haben; da nun die Geschwindigkeit von Flüssigkeiten in Röhren dem Querschnitt derselben umgekehrt proportional ist, so fließt das Blut in der Nähe des Herzens schnell und nach den Haargefäßen immer langsamer, bei den Venen umgekehrt anfänglich sehr langsam, nach dem Herzen zu schnell und schneller, wenn auch nicht wieder so schnell wie in den Arterien, weil letztere nicht wieder so eng werden.

Ein wesentlicher Unterschied ist zwischen der Größe des Druckes, den das Blut im Innern der Adern erleidet, und zwischen der Größe seiner Geschwindigkeit; am größten ist letztere in den Lungengefäßen, äußerst langsam dagegen in den Haargefäßen. Daß hierbei noch ein eigenthümliches lebendiges Bewegungsvermögen der Blutgefäße, eine selbständige Contractilität derselben mit im Spiele sei, welche sich z. B. bei Entzündungen oder auch den physiologischen Processen des plötzlichen Rothwerdens, bei Gemüthserregungen (Zorn, Scham) geltend macht, ist nicht unwahrscheinlich, da die Elasticität der Gefäße allein nicht hinreicht, ihre Zusammenziehung zu bewirken, vielmehr dazu wol noch eine lebendige Zusammenziehung, welche auf allmählicher Verengerung und Erweiterung der Gefäße beruht, erforderlich ist. Diese selbstthätige Kraft der Contraction (Tonus) wirkt aber nie plötzlich, sondern nur langsam und der Wille hat keinen Einfluß darauf, wodurch sie sich z. B. von der Muskelcontraction unterscheidet; auch die äußere Luft kann ein momentanes Zusammenziehen der Gefäße bewirken, woraus sich das Blaßwerden bei Einwirkung der Kälte erklärt. Der Tod bewirkt gleichfalls Zusammenziehung der Arterien (Leichenblässe), und man findet nach Eintritt desselben letztere leer, während das Blut in die Venen getrieben ist. Es beweist dies, daß die Arterien unter dem Einflusse der Nerven Zusammenziehungskraft besitzen, welche um so intensiver ist, je kleiner jene sind. Diese Zusammenziehung kann auch der Länge nach erfolgen, was man bei deren Durchschneidung wahrnehmen kann, wobei sich die Arterien nach beiden Seiten hin ins Fleisch zurückziehen. In gleicher Weise läßt sich auch die Ausdehnung der Gefäße nicht allein auf deren Elasticität zurückführen, sondern es spielt wol auch hier die lebendige Contractilität eine gewisse Rolle, wofür namentlich die bei Pulsadergeschwülsten (Aneurysmen) sich erweiternden Collateralarterien sowie die Erweiterung der Gefäße in der schwangern Gebärmutter als Beweismittel gelten dürften.

Bei Erwähnung der letztern dürfte es hier am Platze sein, auf die Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen, welche der Blutkreislauf beim Embryo, also bei einem zwar lebenden, aber noch nicht an die Außenwelt getretenen Wesen darbietet. Bei ihm gibt es kein helleres und kein dunkleres Blut, sondern alles Blut hat eine mittlere Färbung, welche dunkler ist als die des hellrothen Blutes der Mutter. In seinem Körper circulirt das Blut in der Weise, daß sich das aus dem Körper kommende Venenblut mit dem aus den Lungen ankommenden im linken Vorhofe und in der Aorta vermengt. Die Ursache davon liegt in dem die Continuität der Scheidewand der Vorhöfe trennenden, verhältnißmäßig noch sehr großen Foramen ovale, durch welches ein Theil des im rechten Vorhofe ankommenden Blutes nicht in die rechte Herzkammer, sondern in den linken Vorhof übertritt; aber auch diejenige Partie dieses Venenblutes, welches in die rechte Kammer gelangt, geht von da nur theilweise durch die Aeste der Lungenarterie in die Lungen über, während ein Theil desselben durch den Botalli'schen Gang in die Aorta geleitet wird. Die directe Communication zwischen dem Blutkreislaufe der Mutter und dem des Kindes aber wird durch die Nabelgefäße vermittelt, welche, in dem an der Innenfläche der Gebärmutter haftenden Mutterkuchen (Placenta) wurzelnd, behufs Ernährung

des Embryo das Mutterblut durch die Nabelarterie demselben zuführen, das verbrauchte embryonale Blut durch die Nabelvene aus dessen Körper wieder ab- und zur Mutter zurückführen, sodaß der Mutterkuchen gewissermaßen die vicariirende Function der noch nicht functionsfähigen Embryonallunge übernimmt. *(Alfred Krug.)*

KREISORDNUNG heißt in Preußen das wichtige Gesetz vom 13. Dec. 1872 (modificirt durch das Gesetz vom 19. März 1881), welches im wesentlichen den halbhundertjährigen Kampf der feudalen mit der liberalen Partei auf diesem Gebiete abgeschlossen hat. Die ältere Kreisverfassung mit ihrer ständischen Gliederung, dem unverhältnißmäßigen Ueberwiegen des Großgrundbesitzes in der Kreisversammlung und dem geringen Einflusse der letztern genügte längst nicht mehr den Bedürfnissen der Bevölkerung. Aber erst nach langjährigen Vorberathungen im Schose des Ministeriums, schwierigen Debatten im Hause der Abgeordneten und starker Beeinflussung des Herrenhauses gelang es, den Entwurf zum Gesetz zu erheben. Wie dasselbe in seiner gegenwärtigen Fassung vorliegt, erscheint es als ein Compromiß der Parteien, aus dem alsdann weiter unter Festhaltung seiner Grundgedanken die neue organische Gesetzgebung des preußischen Staates theils hervorgegangen, theils angebahnt ist. Das Gesetz erstreckt sich zunächst nur auf die Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen und kann durch königliche Verordnung in Posen oder Theilen dieser Provinz in Kraft gesetzt werden; sein Inhalt läuft im wesentlichen auf Folgendes hinaus: Der Schwerpunkt der Verwaltung wird aus den Bezirksregierungen heraus in die Kreise verlegt. Jeder dieser letztern bildet einen Communalverband mit den Rechten einer Corporation; Städte mit mindestens 25,000 Civileinwohnern dürfen einen Kreisverband für sich bilden. Die Selbstverwaltung (Selfgovernment), welche nach englischem Vorbilde den Kreisen übertragen ist, wird durch die amtlichen Organe derselben ausgeübt. Diese sind namentlich der Kreistag (Kreisversammlung) und der Kreisausschuß. Letzterer, aus sechs vom Kreistage gewählten Mitgliedern unter dem Vorsitze des Landraths bestehend, bildet den Mittelpunkt der Selbstverwaltung des Kreises, indem ihm als Organ der Kreiscorporation die Verwaltung der Kreis-Communalangelegenheiten, als Organ des Staates die Wahrnehmung von Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung obliegt. Zu den letztern gehören die Angelegenheiten der Armen-, Wege-, Feld-, Gewerbe-, Bau- und Feuerpolizei sowie Dismembrations-Angelegenheiten, die Gemeindesachen, insbesondere das Schulwesen der Landgemeinden, die Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheitspflege und die Aufstellung der Geschworenen-Urlisten. Als Communalbehörde liegt dem Kreisausschusse die Ernennung und Beaufsichtigung der Kreisbeamten, die Vorbereitung und Ausführung der Beschlüsse des Kreistages und die Erledigung der Kreisangelegenheiten überhaupt ob. Der Kreistag besteht mindestens aus 25 Mitgliedern, die theils von den städtischen Behörden, theils von den Landgemeinden, theils von den größeren Grundbesitzern des Kreises gewählt werden. Die Beschlüsse desselben, welche durch das Kreisblatt veröffentlicht werden, beziehen sich auf Kreisangelegenheiten, Feststellung des Kreis-Haushaltungsetats und der Kreisabgaben, Repartition der Staatsleistungen, welche „kreisweise" aufzubringen sind, Wahl des Kreisausschusses, Begutachtung von Staatsangelegenheiten und dgl. Auch auf dem Kreistage führt der Landrath den Vorsitz; zu seiner etwaigen Vertretung auf dem Kreistage und im Kreisausschusse werden zwei Kreisdeputirte vom Kreistage gewählt, im übrigen vertritt ihn der Kreissecretär vorübergehend. Der Landrath selbst wird vom Könige ernannt, doch kann der Kreistag geeignete Personen aus der Zahl der Grundbesitzer und der Amtsvorsteher des Kreises für eine erledigte Stelle in Vorschlag bringen. Als Organ der Staatsregierung führt der Landrath die Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung im Kreise und leitet als Vorsitzender des Kreistags und des Kreisausschusses die Communalverwaltung des Kreises. — Für die neupreußischen Landestheile sind vorerst besondere Kreisordnungen, welche den dort bestehenden Verhältnissen möglichst Rechnung tragen, erlassen worden. So die hessen-kasselsche vom 9., die hannoversche vom 12., die schleswig-holsteinische vom 22. und die wiesbadener Kreisordnung vom 26. Sept. 1867. *(Albrecht Just.)*

KREISSIG oder KREYSSIG (Joh. Gottlieb), Philolog, als Sohn des Archidiakonus Johann Gottlieb Kreißig am 22. Aug. 1779 zu Chemnitz geboren, wurde von dem spätern Rector zu St.-Afra Christian Gotth. König für die Universität vorbereitet, die er 1796 in Leipzig bezog, wo er vornehmlich Theologie studirte und sich im Kreise Gleichgesinnter (u. a. Bretschneider, Neander) wissenschaftlich gründlich ausbildete. Im J. 1798 wurde er Magister, mit 21 Jahren gab er seine erste Schrift „Dissertatio philologica-exegetica in Jobi cap. XXIV, 5—14" heraus. Nachdem er sein Examen bestanden, wandte er sich unter Chr. D. Beck ganz seinem Lieblingsstudium, der Philologie, zu, er wollte sich sogar für dieses Fach habilitiren; doch ist er nicht dazu gekommen. Im J. 1803 wurde er dagegen dritter Lehrer am Lyceum seiner Vaterstadt; für seine wissenschaftlichen Bestrebungen ward ihm die Bekanntschaft mit C. G. Heyne in Göttingen (1805 fg.), mit dem er in Correspondenz blieb, sehr werthvoll. Seine Leistungen als Lehrer und Schulreformer fanden Anerkennung, 1814 wurde er zweiter Professor an der sächsischen Landesschule zu St.-Afra in Meißen; hier entwickelte er eine pädagogische und gelehrte Thätigkeit, die ihm die allgemeine Liebe und Achtung sicherten. Sein gründliches Wissen, seine Vorträge voll Geist und Leben einerseits, die Geradheit und Biederkeit seines Herzens andererseits, die Gerechtigkeit seines milden, aber niemals schwachen Wesens gewannen ihm eine Stellung, die seinen zahlreichen Schülern unvergessen blieb. Wie sehr diese ihn liebten, zeigte sich u. a. am 15. April 1839, an dem Kreißig sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, oder bei der 1848 abgehaltenen Jubelfeier seines Magisteriums. Krankheit machte es endlich dem unermüdet Thätigen unmöglich, länger im Amte zu bleiben;

er verließ in seinem 72. Jahre sein geliebtes St.-Afra, an dem er über 36 Jahre gelehrt hatte und siedelte nach Dresden über, wo er am 22. Febr. 1854 ruhig entschlief. Wenn Kreißig, welcher der lateinischen Sprache in außerordentlicher Weise mächtig war, auch mit Vorliebe und Geschick poetische Leistungen in der Sprache der Römer aufzuweisen hatte (vgl. „Silvulae Afranae)“, so lag doch die vornehmste Bedeutung seiner Thätigkeit in der kritischen Schärfe, mit welcher der ungemein genaue Philolog die Texte der lateinischen Schulclassiker vornahm, eine Thätigkeit, die das volle Lob F. Jacobs' und G. Hermann's gewann. Namentlich der letztere rühmte den festen und sichern Grund, welchen Kreißig gelegt, und meinte, Kreißig gehöre zu den Wenigen, welche Gedichte machen, die man wirklich als lateinische Gedichte ansehen kann. Besonders eifrig gab er sich seinem Lieblingsschriftsteller Livius hin. Arbeiten wie die „Annotationes ad T. Livii libros XLI—XLV ex codice olim Laurishemensi nunc Vindobonensi a Sim. Grynaeo editos. Accessit Commentatio de T. Livii Historiarum Reliquiis ex Palimpsesto Toletano erutis“, Misenae 1849, oder seine Ausgabe des 33. Buches des Livius (1839) fanden ebenso den Beifall Weißenborn's, wie seine scharfsinnige Behandlung der Fragmente des Sallust („Commentatio de C. Sallustii Crispi Histor. l. III fragmentis ex bibl. Christ. Suec. Reg. in Vaticanam translatis“, Misenae 1835) das Lob Kritz's erntete, der sich in wärmster Weise über das acumen und die criticae artis peritia ausspricht. Ein Mann, der wie Kreißig Latein sprach und schrieb, war natürlich scharf gegen jene, welche der classischen Reinheit Abbruch thaten, er hielt sich an Ruhnken's Satz: turpissimum esse iis, qui veterum elegantias aliis enarrent, ipsos uti sermone barbaro et lutulento. Daß er auch scharf sein konnte, beweist seine Schrift „Vannus critica in inanes Fr. Guil. Doeringii paleas“ (Jahn's Archiv für Ph. und Päd. (Leipzig 1831) V. I, p. I, p. 50 fg. Kreißig hat sich auch mit Cäsar und Vellejus befaßt, zum Jubelfest von St.-Afra gab er des Camerarius „Narratio de Helio Eobano Hesso“ heraus.

Vgl. das warm geschriebene eingehende Leben J. G. Kreißig's, beschrieben von Hermann August Friedrich und M. August Hermann Kreißig (Meißen 1854), wo auch von S. 89—95 ein genaues Verzeichniß von Kreißig's Schriften. Flathe, St.-Afra (Leipzig 1879); Kämmel in der Allgemeinen deutschen Biographie.

(Adalbert Horawitz.)

KREITMAYER (Aloys Wiguläus, Freiherr von, auf Offenstetten und Hatzkofen), kurfürstlich bairischer Staatskanzler und ausgezeichneter Rechtsgelehrter, wurde geboren zu München den 14. Dec. 1705. Sein Vater, der kurbairische Hofrath Franz Xaver Wiguläus von Kreitmayer, war mit Barbara geb. Degen vermählt, die nach dem Tode ihres Gatten, im J. 1750, in das Kloster Büttrich zu München trat, wo sie 1776, 82 Jahre alt, verstarb. Nachdem Kreitmayer im Jesuitencollegium zu München die niedern Schulen absolvirt hatte, studirte er Philosophie in Salzburg und begab sich dann nach der vaterländischen Universität Ingolstadt, um sich dem Rechtsstudium zu widmen. Indeß konnte einem so eifrigen Rechtscandidaten wie Kreitmayer ein Schulplan nicht genügen, in welchen, wie es in Ingolstadt der Fall gewesen, weder ein Staatsrecht noch allgemeine Geschichte aufgenommen war; daher begab er sich, im Gefolge der bairischen Prinzen, im J. 1723 nach Frankreich und nach Rückkehr derselben ging er noch im nämlichen Jahre auf die damals berühmteste Universität Leiden, um das Fehlende nachzuholen. Rechts- und Reichsgerichtspraxis erwarb sich Kreitmayer später in Wetzlar und kaum nach München zurückgekehrt, wurde er von dem damaligen Kurfürsten Max Emanuel am 23. Aug. 1725 zum Hofrath ernannt. Bei seinen ausgezeichneten Geistesgaben und einem beispiellosen Fleiße ist es nicht zu verwundern, daß Kreitmayer, kaum 36 Jahre alt, im J. 1741, kurz nach dem Tode Kaiser Karl's VI., zum pfalzbairischen Hofgerichtsbeisitzer des Reichsvicariats ernannt und ihm mittels Diplom vom 15. Mai 1741 von Karl Albert und Karl Philipp von der Pfalz die Reichsritterwürde ertheilt wurde. Nach Erwählung Karl Albert's, den 24. Jan. 1742 zu Frankfurt a. M., unter dem Namen Karl VII. zum Kaiser rückte dann Kreitmayer zum wirklichen Reichshofrath vor. Nach Karl's VII. Tode (20. Jan. 1745) folgte Kurfürst Max Joseph III., welcher Kreitmayer unter dem 6. Juli desselben Jahres das Reichsfreiherrn-Diplom ertheilte, und nach dem Friedensschlusse zu Füssen trug ihm Kaiser Franz I. eine Reichshofrathsstelle in Wien mit jährlich 12,000 Gulden an. Allein Kreitmayer wies dieses glänzende Anerbieten aus Liebe zum Vaterland zurück und wurde noch im selben Jahre als Hofrathskanzler und Geheimrath, wiewol nur mit einem Gehalte von 2400 Gulden, angestellt. Dieses Jahr war es auch, in welchem er sich mit Sophie geb. Heppenstein vermählte, die ihm zwei Kinder gebar. Diese starben aber frühzeitig und auch die Mutter folgte ihnen am 17. April 1749.

Kreitmayer's Ruf als Rechtsgelehrter stand zu jener Zeit schon auf der Höhe desjenigen der größten Männer seines Faches, eines Pütter und Moser, weshalb ihn Kurfürst Maximilian schon 1749 zum Geheimraths-Vicekanzler und Conferenzminister ernannte und ihm von dieser Zeit an innigst zugethan blieb.

Im J. 1750 vermählte sich Kreitmayer zum zweiten mal mit Maria Romana geb. von Frönau auf Offenstetten, verwitweten von Nocker. Durch diese Heirath gelangte Kreitmayer zu einem sehr bedeutenden Vermögen, das ihn und seine Familie nach eigenem Geständnisse vor den Wechselfällen des Schicksals und der Fürstengunst sicherstellen mußte.

Je mehr Kreitmayer durch seine umfassende Gelehrsamkeit und seine ausgezeichneten Eigenschaften das Vertrauen des Kurfürsten Maximilian rechtfertigte, desto mehr war dieser Fürst bemüht, ihm weitere Wirkungskreise zu überweisen, und so wurde Kreitmayer im J. 1758, nach dem Tode des Freiherrn von Braidlohe, zum Wirklichen Geheimen Staatskanzler und obersten

Lehnpropst ernannt, sowie zum Kanzler der damals gestifteten Akademie der Wissenschaften, mit einem Gehalte von 4000 Gulden jährlich und zwei Pferderationen.

Auf Maximilian Joseph III. folgte 1777 Kreitmayer's vierter Landesherr, Kurfürst Karl Theodor. Eine der ersten Regierungshandlungen desselben war, daß er nicht nur alle Würden Kreitmayer's für den activen Dienst bestätigte, sondern auch 1779 sein Gehalt auf 5000 Gulden erhöhte und 1781 ihn ferner noch zum Präsidenten der Schulcuratel, endlich aber, nach dem Tode Kaiser Joseph's II., bei dem wiederholten Anfalle des Reichsvicariats, zum Reichsvicariats-Hofgerichtskanzler ernannte.

Um Kreitmayer auch als Gesetzverfasser kennen zu lernen, ist es nöthig, die politischen und moralischen Zeitverhältnisse zu erwägen, die in seiner Jugend auf ihn einwirkten. Aller Schulunterricht und die ganze Jugendbildung befand sich zu jener Zeit in den Händen der umsichtigen Jesuiten, deren Hauptziel, wie heute noch, dahin ging, die bessern Köpfe für sich zu gewinnen, die geringern in blindem Aberglauben verstrickt zu halten. Obgleich nun Kreitmayer's frühreifer Geist zur Jurisprudenz neigte und ihm keine Zeit blieb, den Kämpfen zwischen der Theologie und Philosophie viel Aufmerksamkeit zu schenken, so blieben deren Wirkungen auf ihn doch nicht aus, und aus den religiös-politischen Reibungen, welche der damals sich geltendmachende Illuminaten-Orden hervorrief, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß alle Legislation, je besser sie für die Gegenwart sei, sich um so gewisser für die Zukunft verkleiden müsse, d. h. was in der Gegenwart gut und zweckmäßig sei, eben aus diesem Grunde für die Zukunft oft zweckwidrig werden müsse. Gesetze haben sich in positiven Formen zu bewegen und da jeder geistige Fortschritt nur ein Klarerwerden ist, so kann sich in den positiven Formen einer dunklern Zeit ein klarerer Geist nicht bewegen, vielmehr entledigt sich dieser, in seiner Elasticität beengt, aus eigener Macht aller Bande, sobald nicht menschliche Weisheit ihm allmählich zu freierer Bewegung verhälft. Mit solcher Ueberzeugung als Hofrath in das praktische Leben eingetreten, erkannte Kreitmayer bald mit völliger Sicherheit, daß wirkliche Bildung zum erfolgreichen Geschäftsleben nur durch die Kenntniß sämmtlicher Zweige der Staatsverwaltung, nicht blos in der Theorie, sondern in und nach ihren Erscheinungen im realen Leben, bedingt sei. Diese Wahrheit wurde ihm zur Richtschnur und von dieser Grundidee ausgehend schuf er Großes und Unvergängliches.

Erst im J. 1750 wagte Kreitmayer, Hand an ein Gesetzgebungswerk für Baiern zu legen. Die Mängel der frühern Gesetze von 1516, 1553, 1588, 1616 und den inzwischen abgeänderten von 1751 und 1756 tief erkennend, begann er jenes große Werk und stellte es in Formen, die, von der Nachwelt wol zerschlagen, doch in ihren Trümmern noch classisch bleiben. Zunächst hatte er alles aus dem Wege zu räumen, was seinem großen Plane feindlich gegenüberstand, denn neben dem von 1751 bis 1756 im damaligen Baiern bestehenden Landrechte hatten noch eine Menge alter Rechte, besondere Privilegien und sogenannte Kreisabschiede volle Gesetzeskraft, die theils beseitigt, theils zu einem Ganzen vereinigt werden mußten. Die erste Frucht dieser Thätigkeit war der bairische Criminalcodex „Codex juris Bavarici judiciarii" (München 1751; 2. Auflage 1783; neuere Auflage 1813); „Novus codex juris Bavarici criminalis" (München 1751; 2. Auflage 1758; 3. Auflage 1788), und „Annotationes ad codicem juris Bavarici criminalis" (München 1751 und öfter), der überhaupt bis Ende September 1813 in Baiern in Gesetzeskraft blieb.

Im J. 1753 begann Kreitmayer die bairische Gerichtsordnung „Codex Maximilianus Bavaricus civilis" (München 1753, neue Auflage 1788), welcher er die hierzu nöthigen Anmerkungen folgen ließ („Supplementum et index generalis codicis Maximiliani Bavarici civilis, judiciarii et criminalis", sowie „Anmerkungen über den Codex juris Bavarici judiciarii" (München 1754—55); und „Anmerkungen über den Codex juris Bavarici civilis" (5 Bände, München 1758). In dem letzten dieser fünf Bände wurden die Rechte des Adels, der Städte, der Bürger und der Gemeinden unter dem Begriffe „Privatrechte" von Kreitmayer zum ersten mal bearbeitet und er war der erste, der das Lehnrecht in eine wissenschaftliche Form brachte und wissenschaftlich behandelte. Auf gleiche Weise verfuhr er mit dem geistlichen, dem militärischen, dem Schul- und dem akademischen Rechte. Ganz besondere Weisheit für Gesetzverfassung zeigte er in seinen „Supplementa ad codicem", in welchen die wichtigsten Nachtragsgesetze, insbesondere für die bairische Gerichtsordnung, enthalten sind. Was endlich Pütter mit seinem „Historisch-politischen Handbuch" 1758, und Moser mit seiner „Allgemeinen Einleitung in die besondern Staatsrechte" 1759 leisteten, das leistete Kreitmayer durch seinen „Grundriß des allgemeinen deutschen und bayerischen Staatsrechts" (3 Bände, München 1769—70; 2. Auflage 1789). Im J. 1769 gab er außerdem noch eine „Sammlung aller Verordnungen und Generalien über das Polizeiwesen, über die Landescultur, über Erziehungswesen, über geistliche und kirchliche Gegenstände" heraus, und 1785 erschien endlich noch die durch ihn erneuerte „Wechselordnung".

Alle diese wissenschaftlichen Leistungen erscheinen um so außerordentlicher, wenn man erwägt, wie Vieles und Großes Kreitmayer als Minister und Staatskanzler für Baiern geleistet hat. Waren auch in jener Zeit die gegenseitigen Verhältnisse der Staaten weniger verwickelt als später, so waren doch die Beziehungen nicht geringer und von den fünfundsechzig Jahren, die Kreitmayer ausschließlich dem Staate widmete, gehört nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Theil seiner literarischen Thätigkeit an. Kreitmayer war es, welcher die Unterhandlung mit dem sächsischen Hofe so glücklich für Baiern geführt hatte, daß eine Forderung dieses Hofes von über 50 Millionen Gulden für die Allodial-Ansprüche auf die obere Pfalz, Schleißheim und auf alles Allodial-Vermögen der Schwester des damals verstorbenen Kur-

fürsten Maximilian Joseph III., der verwitweten Kurfürstin von Sachsen, mit nur 6 Millionen abgelöst wurde, welche mit jährlich 500,000 Gulden innerhalb 12 Jahren von der damaligen Landschaft contractmäßig bezahlt wurden. Dabei schrieb er in allen seinen Dienstverhältnissen die Referate, und die Aufsätze überhaupt, mit eigener Hand.

Kreitmayer starb den 27. Oct. 1790 in seinem 85. Lebensjahre. Drei Tage vor seinem Tode sah man ihn noch schreiben an einem neuen, unvollendet gebliebenen Werke: „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften." *(Ferdinand Moesch.)*

KRELING (August), Maler und Bildhauer, Förderer des Kunstgewerbes, geboren am 23. Mai 1819 in Osnabrück, machte seine Studien an der Polytechnischen Schule in Hannover und ging dann 1836 nach München, um sich weiter auszubilden. L. von Schwanthaler war hier sein Meister in der Bildhauerkunst. Eine nähere Berührung mit W. von Kaulbach führte ihn zur Malerei und in diesem Fache fand er sein ihm zusagendes Element. Ein Ausflug nach Venedig im J. 1847 machte ihn mit den Kunstwerken der Venetianischen Schule bekannt.

Als Bildhauer entwarf er Humpen und Becher, die mit Figuren und Arabesken verziert und in altdeutschem Stile aufgefaßt sind. Sie wurden oft nachgebildet. In neuerer Zeit hat er für Weil das Keplerdenkmal ausgeführt, das ihm einen Namen machte. Neben der Hauptfigur dieses Denkmals werden auch die Figuren der Piedestale wegen ihrer charakteristischen Auffassung sehr gelobt; sie stellen Märtlin, Kopernicus, Tycho de Brahe und Burgius dar. Auch sein Standbild von Heinrich Posthumus für Gera, das von Ch. Lenz wie das Keplerdenkmal in Erzguß ausgeführt ist, gehört zu den lobenswerthen Werken. Außerdem entwarf er für Cincinnati in Amerika einen großen Brunnen, an dem die Segnungen des Wassers symbolisirt sind, den Miller in München in Erz goß, ferner Brunnen für Bonn und Nürnberg sowie mehrere Büsten.

Als Maler konnte er sich nicht ganz der romantischen Richtung entwinden. Er entnahm die Stoffe der Geschichte, Mythe und dem Alltagsleben. Zu seinen besten Arbeiten auf diesem Gebiete gehört die Ausschmückung des Theaters in Hannover, worin sich noch ganz der romantische Sinn kundgibt. Die Deckengemälde des Logenhauses stellen die Musen, die Poesie, die heroische Oper, das Schauspiel, die Tragödie u. s. f. dar. Von Staffeleibildern sind hervorzuheben: Erwin von Steinbach im Walde spazierend, die erste Ernte nach dem Dreißigjährigen Kriege (im Privatbesitze), die Krönung Kaiser Ludwig's des Baiern, im Maximilianeum in München, Adrian Brouwer besucht van Dyck, 1846 gemalt, das Abendmal der Hugenotten in der Bartholomäusnacht (im Germanischen Museum zu Nürnberg), einzelne Bildnisse und Genrebilder, wie Besuch im Kloster, Blinde-Kuh-Spiel, der Mönch als Maler, der Mönch als Bildhauer u. s. f.

Auch viele geistreiche Zeichnungen seiner Hand kommen vor; er zeichnete die Cartons mit Darstellungen der deutschen Kaiser, welche auf der Burg zu Nürnberg gemalt werden sollten, machte Illustrationen zu Goethe's Faust (von Fr. Bruckmann in München in einem Prachtwerke veröffentlicht). Auch radirte er zwei Blätter für Scherer's Alte und neue Kinderbilder (Leipzig 1849): die Mutter an der Wiege und St.-Nicolaus mit dem Christbaume. Zur Erinnerung an einen Künstlermaskenball in München zeichnete er auf Stein ein großes Blatt, welches den Prinzen Carneval vorstellt.

Im J. 1853 übernahm Kreling die Direction der königlichen Kunstgewerbeschule in Nürnberg, die er bald durch thätiges Eingreifen zu großem Rufe brachte. Seine angeborene Neigung für das Ornamentale fand hier ein weites, fruchtbares Feld; er arbeitete als Architekt, Bildhauer, Maler und Zeichner; in letzterer Eigenschaft entwarf er für die Schule viele Modelle für Möbel, Gefäße, Oefen, Schmucksachen, Glasgemälde u. dergl. Unter seiner Leitung wurden die Möbel für die Burg Hohenzollern, die Glasgemälde für die Kirche in Kempten, ein Tafelaufsatz für W. von Kaulbach, dessen älteste Tochter er geheirathet hatte, und mehrere silberne Ehrenpokale ausgeführt. Unter seiner und seines Schwiegervaters Leitung wurde auch 1856 das Albrecht Dürer-Album herausgegeben, eine Sammlung der schönsten Holzschnitte Dürer's, in gleicher Größe in Holz nachgeschnitten.

Allgemein wird dem Künstler eine reiche, productive Phantasie, eine vorzügliche Begabung für das Decorative zugestanden, nur für die Ausführung und das Durcharbeiten des geistreichen Entwurfes fehlte ihm Geduld und Technik. Nach langem Leiden starb Kreling am 22. April 1876 auf seiner Villa vor dem Maxthore in Nürnberg, die er sich nach eigenen Entwürfen erbaut hatte.

Vgl. Nagler, Monogrammisten, I, Nr. 759.

(J. E. Wessely.)

KREMENEZ, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, 287 Kilom. im Westen von Schitomir zwischen zwei hohen Bergen aus Feuerstein gelegen, die eine absolute Höhe von 1328 Fuß haben, am linken Ufer der Ikwa, die jedoch noch $^3/_4$ Stunde von der Stadt entfernt ist. Kremenez hat seinen Namen von den Flintensteinen, die hier gewonnen wurden. Die Stadt hat 3 Kirchen, ein Seminar, eine Kreisschule, eine Fortepiano- und eine Equipagenfabrik, eine Bierbrauerei, 4 Talgschmelzereien und (1880) 11,039 Einwohner. Kremenez dient als Stapelplatz des nach Odessa und theilweise auch nach Oesterreich (über Radziwilow) gehenden Getreides. Außerdem treiben die Kaufleute bedeutenden Tabackhandel mit Polen. Die Geschichte der Stadt ist eng mit der Geschichte der Festung verknüpft, die auf einem der Berge in Ruinen liegt und unter dem Namen des Schlosses der Königin Bona bekannt ist. Die Festung ist jedoch nicht von dieser Königin, sondern schon im 8. und 9. Jahrh. von den Duleben erbaut und wird in den Chroniken bereits im J. 1068 erwähnt.

Im J. 1226 fand unter ihren Mauern eine Schlacht des ungarischen Königs Andreas mit dem galizischen Fürsten Mstislaw Udalyj, d. h. dem Kühnen, statt. Im J. 1241 und 1255 wurde Kremenez von Baty-Khan und dem tatarischen Feldherrn Kurems vergeblich belagert. Unter Gedimin kam Kremenez an Litauen, später an Polen. Im J. 1648 verlor die Stadt ihre strategische Bedeutung. Im J. 1795 wurde Kremenez zur Kreisstadt des Gouvernements Volhynien erhoben.

(A. von Wald.)

KREMENTSCHUG, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Poltawa, 120 Kilom. im Südwesten von Poltawa, in der Ukraine, mit der dazugehörigen Landstadt Krjukow am linken, sandigen Ufer des Dnjepr und an der Bahnlinie Charkow-Nikolajew gelegen, zählt 37,579 Einwohner, hat sieben Kirchen, eine Realschule, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine Synagoge, 14 jüdische Schulen, zahlreiche Waarenmagazine, 72 Salzmagazine, eine Handelsbank, einen Stadtgarten mit einer Seidenbauschule, einen Hafen erster Klasse in Krjukow am Dnjepr, in dem jährlich Waaren im Werthe von 1,971,000 Rubeln eingeladen und für 1,210,000 Rubeln ausgeladen werden; unter den verschiedenen Fabriken, mit einer jährlichen Production von 670,000 Rubel, finden sich 2 Lohgerbereien (80,000 Rubel), 5 Talglichtfabriken (42,000 Rubel), eine Maschinenfabrik (18,000 Rubel), 5 Tabackfabriken, 3 Taufabriken u. a. Die Stadt hält jährlich 3 Jahrmärkte, am 30. Jan. bis 13. Febr., am 24. Juni bis 5. Juli und am 1. Sept. bis 10. Sept. (a. St.), auf denen ein bedeutender Handel mit Pferden und Hornvieh getrieben wird. Krementschug ist der Hauptstapelplatz für die Rohproducte der benachbarten Gouvernements. Bemerkenswerth sind die Ruinen des Palastes, den Potemkin hier 1765 bewohnte, sowie das Rathhaus, das ganz nach dem Muster der alten deutschen Rathhäuser erbaut ist.

Krementschug ist im J. 1571 gegründet, wurde 1663 während des Kosackenaufstandes von dem Kosackenhetman Brjuchowezki verbrannt, 1765 zur Gouvernementsstadt des Gouvernements Neurußland ernannt und 1802 zur Kreisstadt des Gouvernements Poltawa erhoben.

(A. von Wald.)

KREML bezeichnet im Russischen eine Festung oder einen mit einem Wall und einer Mauer umgebenen, meist am Ufer eines Flusses gelegenen Stadttheil, in welchem Sinne man von den verschiedenen Kremls zu Smolensk, Groß-Nowgorod, Wladimir, Nischnij-Nowgorod, Kiew, Kasan sprechen kann. Das Wort Kreml stammt entweder aus dem Tatarischen, wo es die Bedeutung „Festung" hat, oder aus dem Russischen: „kremen", d. h. Feuerstein. Bis zur Mongolenherrschaft wurde der Kreml „Djetinec" genannt. Vorzugsweise wird der Kreml zu Moskau als solcher bezeichnet. Der Kreml in Moskau, einer der fünf Haupttheile der alten Hauptstadt des Reiches, in einer Höhe von 30 Metern über der hart an seinem Fuße hinfließenden Moskwa erhaben, hat 5 Kilom. im Umfange und ist von einer breiten, mit vielen alten Wachtthürmen versehenen Mauer umgeben, die überall schroff und steil zu Gärten, Kaipromenaden und Boulevards abfällt. Der Kreml enthält blos Krongebäude, darunter das 1838—1844 neuerbaute Residenzschloß mit dem an historischen Erinnerungen reichen sogenannten „Krasnoje krylco" d. h. rother Flügel, der dasselbe mit der „Granovitaja Palata" (facettirter Palast) in Verbindung setzt; der letztere hat seinen Namen von der äußern, aus weißen facettirten Steinen bestehenden Bewandung erhalten und ist unter Johann III. am Ende des 15. Jahrh. erbaut worden. In diesem Palaste fanden die Hochzeitsfestlichkeiten der Zaren und die Aufnahme der ausländischen Gesandten in den Jahren 1622, 1653 und 1682 statt. Die 1806 erbaute „Oružejnaja Palata", d. h. der Waffenpalast, enthält die kaiserlichen Regalien, Kronen, verschiedene alterthümliche kostbare Gefäße, Waffen, Trophäen, Fahnen, Equipagen, Medaillen, Porträts, Kleidungsstücke u. s. w. Neben dieser Palata stehen zwei alte ungeheure Kanonen, die eine, Namens Onagr, die 12,480 Pfund wiegt und unter Johann dem Schrecklichen gegossen ist, und der Drobownik oder Zar Puschka mit einem Gewichte von 96,000 Pfund, die unter Fedor Johannowitsch gegossen ist und deren Kugeln 4800 Pfund wiegen, dann das 1701—1703 erbaute Arsenal, längs dessen äußern Mauern die im J. 1812 erbeuteten Kanonen und Haubizen aufgestellt sind. Das Synodalhaus, früher die Wohnung der Patriarchen, auf dem Platze geradeüber der Uspenskischen Kathedrale, erbaut von dem Patriarchen Nikon im 17. Jahrh., besteht aus dem zweistöckigen Synodalpalaste, dem dreistöckigen Hause des Patriarchen und der Kirche zu den zwölf Aposteln und enthält eine Bibliothek mit seltenen Büchern und Manuscripten. Bemerkenswerth ist ferner das Bojarenhaus der Romanow, das in neuerer Zeit restaurirt ist. Unter den historisch merkwürdigen Thürmen des Kremls sind zu nennen: der Spaskische (früher Frolowsche) mit der Stadtuhr, der Borowitzkische, Troitzkische, Nikolskische und Tainitzkische Thurm hart am Ufer der Moskwa. Unter den Kirchen zeichnen sich namentlich aus die Uspenskische Kathedrale, deren Grundstein 1326 unter Johann Kalita gelegt, in ihrer jetzigen Gestalt aber erst 1474 von dem Venetianer Fioroventi auf den Befehl Johann's III. erbaut wurde. In dieser Kirche wurden die Zaren gekrönt und erhielten die Patriarchen und Metropoliten ihre Weihe und letzte Ruhestätte. Unter den zahlreichen Reliquien hier sind besonders bemerkenswerth das Bild der Wladimirschen Mutter Gottes, das der Sage nach vom Evangelisten Lucas gemalt sein soll, die rechte Hand des St.-Andreas Perwoswannyj, die Häupter des heil. Grigor Bogoslow und Johannes Chrysostomos, der alte steinerne Patriarchensitz und der Thron des Wladimir Monomachos. In der Archangelschen Kathedrale (erbaut 1333 und 1505 nach dem Plane der Uspenskischen Kathedrale umgebaut) ruhen die Gebeine sämmtlicher Großfürsten von Johann Kalita an bis auf Johann Alexejewitsch, den Bruder Peter's I. (gest. 1696). Von dieser Zeit an wurden die Leichname der russischen Kaiser in den Gewölben der Peterpauls-Kathedrale zu St.-Petersburg beigesetzt. Die Wände der Archangelschen Kirche sind mit den Bildnissen der Großfürsten und Zaren

bedeckt. In ihr wird ferner ein seltenes Manuscript der Evangelien vom Anfange des 12. Jahrh. aufbewahrt. In der Blagoweschtschenskischen Kathedrale (erbaut 1489) wurden die Großfürsten getauft und zuweilen auch getraut. Die Geistlichen dieser Kirche waren die Beichtväter der Zaren. Noch älter ist die Kirche „Spas na Boru", die schon von der Gründung Moskaus an existirte, im J. 1527 aber neu umgebaut wurde. In ihr verrichteten die Zaren ihre Gebete. Die Kirche „Ris Položenija" neben dem Granowitaja-Palaste (erbaut 1449) war die Hauskirche der russischen Patriarchen und Metropoliten. Auch verdient Erwähnung der 85 Meter hohe, freistehende, mit echtem Dukatengolde vergoldete Glockenthurm, der sogenannte Iwan Welikij, d. h. der große Iwan, mit der riesigen 480,000 Pfund schweren Glocke, dem „Car Kolokol", die im J. 1735 gegossen und ehe sie noch aufgehängt war, bei der großen Feuersbrunst im J. 1737 von ihrem Gerüste herunterstürzte, wobei ein großes dreieckiges Stück ausgeschlagen wurde. Erst im J. 1836 wurde die Glocke aus der Grube gezogen und auf ein hohes Gestell neben dem Thurme aufgestellt. Eine andere, ebenfalls kolossale Glocke, die 120,000 Pfund wiegt, ist auf der Höhe des Thurmes noch in Thätigkeit. — Eins der Hauptthore, durch welches man in den Kreml gelangt, ist die „Spaskaja Vorota", in der eine ewige Lampe brennt, vor der alle Durchpassirenden mit entblößtem Haupte sich bekreuzen müssen. Schon im J. 1280 wird eines Palastes gedacht, den der jüngste Sohn des Großfürsten Alexander Newskij, Daniel Alexandrowitsch, im Kreml erbaute; doch ward derselbe erst seit der Zeit berühmt, als der Großfürst Iwan Danilowitsch Kalita seinen Herrschersitz 1328 von Wladimir nach Moskau verlegte, wobei er zugleich den Kreml mit einem hölzernen Bollwerke umgab. Zweimal, 1355 und 1368, brannte der ganze Kreml ab, worauf ihn der Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donskoj im J. 1367 von Stein wieder erbaute. Erneuert und bedeutend erweitert wurde er von Iwan Wassiljewitsch I. Napoleon I. versuchte bei seinem Rückzuge aus Moskau am 23. Oct. 1812 den Kreml zu sprengen, doch gelang dies nur in geringem Maße, und schon unter Alexander I. war jede Spur der angerichteten Zerstörung verwischt. Vgl. Weltmann, „Dostopamjatnosti Moskovskago Kremlja" (Denkwürdigkeiten des Moskauer Kreml, Moskau 1843). *(A. von Wald.)*

KREMMEN oder Cremmen ist ein altes preußisches Städtchen in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Ost-Havelland, unweit des Kremmersees und des Ruppiner Kanals, 20 Kilom. vom Bahnhofe Nauen und 38 Kilom. von Berlin, am Nordrande der Hochlandschaft Glien, mit 2877 Einwohnern. Die Stadt hat Postamt, Volksbank und nährt sich durch Acker- und Gartenbau, Viehzucht und Torfstich. Auf dem nahen Kremmer-Damme fand 1334 eine Schlacht statt, in welcher Ludwig der Aeltere von den Pommern, und eine andere 1412 (am 24. Oct.), in welcher Friedrich I. von den Pommern und den Adeligen geschlagen wurde und in welcher der brandenburgische Feldhauptmann Hans von Hohenlohe und die edeln Franken Kraft von Lentersheim und Philipp von Utenhoven fielen. *(G. A. von Klöden.)*

KREMNITZ (ung. Körmöczbánya) ist eine berühmte alte Bergstadt in dem ungarischen Comitate Bars; sie liegt in einem von kahlen Bergen eingeschlossenen tiefen Thalkessel. Im Westen ragt der mit einer Kapelle geschmückte Calvarienberg empor, im Norden liegt der Berg Revolta, auf dessen Rücken eine Steintafel an den Besuch Joseph's II. im J. 1764 erinnert, im Osten liegen der Dürnstein und die Blaufüßer Berge, deren Abhang die Stoßwiesen heißen. Zwischen dem Calvarienberge und der Revolta liegt das Sturzthal, an der östlichen Seite der Revolta zieht das Kremnitzerthal hinab nach Süden. Im Hintergrunde dieses Thales liegt der Sattel von Perk, die Wasserscheide, über welche man in das Turóczer Comitat gelangt. Der Bach desselben war ungenügend für den Betrieb der kremnitzer Bergwerke, deshalb wurde zur Verstärkung desselben das Wasser aus dem Turóczer Comitate mittels eines langen Kanals hierhergeleitet, durch welchen nun sämmtliche Betriebswerke in Bewegung gesetzt werden. Zwischen den Blaufüßer Bergen und den Stoßwiesen ist der Sohlergrund eingeschnitten, in diesem Thale aufwärts führt ein interessanter Fußsteig hinüber nach Neusohl. Im Süden ist das Kremnitzerthal von kegelförmigen, theils kahlen, theils bewaldeten Bergen eingeschlossen, unter welchen rechts der Teufelsberg, links die Ostrahora hervorragen. Die Ungarische Staatsbahn, welche, von Altsohl kommend das Granthal überschreitet und dann in nördlicher Richtung in das Turóczer Comitat und nach Stutka führt, läuft auf den Abhängen der Berge im Halbkreise um die Stadt Kremnitz herum, um den Perker Sattel zu erreichen; von der Bahn betrachtet gewährt die tief unten gelegene Stadt einen sehr malerischen Anblick. Den Mittelpunkt derselben bildet die innere Stadt, die einen sehr geringen Umfang hat; nordöstlich von derselben liegt auf einer abschüssigen Anhöhe das mit doppelten Ringmauern und thurmartigen Thoreingängen versehene Castell, in welchem sich eine alte Kirche mit einem in neuerer Zeit erbauten Uhr- und Wachthurme befindet. An das Castell schließen die Stadtmauern an, welche die innere Stadt von den Vorstädten trennen, sie sind schon ganz baufällig, nur die Thoreingänge sind noch ziemlich gut erhalten. Bei dem untern Thore steht das im J. 1653 erbaute Franciscanerkloster nebst Kirche, demselben gegenüber liegt die große Stadtpfarrkirche mit zwei Thürmen, welche im J. 1557 gebaut und seitdem zu wiederholten malen renovirt wurde; in jüngster Zeit erhielt sie mehrere gefährliche Risse, weil sich der Boden unter derselben gesenkt hatte. Vor der Kirche liegt der Hauptplatz, den eine Dreifaltigkeitssäule und ein hübscher Springbrunnen zieren. An der rechten Seite desselben steht das ansehnliche Rathhaus, in welchem sich auch die Sparkasse befindet, die nördliche Seite schließt das Münzgebäude ein; es werden daselbst außer Scheidemünzen auch Silbergeld und Dukaten geprägt; es ist gegenwärtig die einzige Münzstätte Ungarns. An die innere Stadt schließen sich die Vorstädte an, die sich in den Thälern erstrecken. Die Wohnhäuser in denselben sind

meistens von Blumen- und Obstgärten umgeben. Besonders in der südwärts gelegenen untern Vorstadt sind recht nette Wohnhäuser, auch die evangelische Kirche befindet sich daselbst. Die verschiedenen Montanwerke, die Poch- und Waschwerke, Hütten und Gruben liegen weithin zerstreut in den Vorstädten, in den Thälern und auf den Abhängen der Berge. Kremnitz ist der Sitz einer königl. Berg- und Hüttenverwaltung, eines Münz- und Forstamtes, es hat eine Realschule, eine Sparkasse und zwei Papierfabriken. Die Einwohnerzahl beträgt (1880) 8550, davon sind 6491 deutscher und 1846 slawischer Nationalität, 7193 bekennen sich zur römisch-katholischen, 944 zur evangelisch-lutherischen, 177 zur reformirten Kirche, 229 sind Juden. (Vor 1848 war es den Juden nicht gestattet, sich in den Bergstädten anzusiedeln.) Der Bergbau, dem Kremnitz seine Bedeutung verdankt, geht auf Gold und Silber, man gewinnt auch etwas Kupfer, Blei, Spießglanz; auch das sogenannte Tigererz kommt vor. Vor Zeiten ging das Sprichwort: die Mauern von Kremnitz bestehen aus Gold, die von Schemnitz aus Silber und die von Neusohl aus Eisen. Die Ausbeute an Gold und Silber ist jetzt viel geringer, sie beträgt in einem Jahre höchstens 100 Kilogramm an Gold und 700 Kilogramm an Silber. Die Gruben laufen zum Theil unter dem Terrain, auf welchem die Stadt liegt, daher kommen oft Bodensenkungen vor. Zur Ableitung des Wassers in den Minen wurde in den funfziger Jahren ein zur Gran führender, 15 Kilom. langer Stollen gebaut. — Angeblich soll Kremnitz schon im J. 770 gegründet worden sein; gewiß ist es, daß schon zur Zeit Koloman's der Bergbau in Kremnitz betrieben wurde. Der Name der Stadt ist slawischen Ursprungs; sichere Kunde von dem Bestande des Ortes Keremnice hat man aus dem J. 1295, die Stadt Kremnitz erscheint urkundlich seit dem J. 1323 als der Sitz des k. Kammergrafen und erhielt im J. 1328 ihren Freibrief. Durch den Reichthum seiner Bergwerke und als Sitz des k. Kammergrafen erhob sich Kremnitz zum Vorort über alle niedern Bergstädte, zu welchen Schemnitz, Neusohl, Königsberg, Pukantz, Libethen, Dilln und Briesen gehörten. Alle diese Städte wurden von bergbaukundigen Sachsen, Thüringern, Schlesiern in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. gegründet. — Um Kremnitz in den nördlichen Theilen des Barscher und Neutraer Comitats liegt eine Gruppe deutscher Ansiedelungen, die Krickerhäuer genannt werden. Es gehören dahin der Marktflecken Krickerhäu (slowakisch Handlova) und die Dörfer Honeschhäu (Honesó), Koneschhäu (Kunesó), Neuhäu (Új-Lehota), Drexelhäu (Janó-Lehota), Treselhäu, Perk oder Berg, Bleifuß oder Blaufluß und Schwabendorf. Die Einwohner dieser Ortschaften haben einen ganz eigenen Dialekt.

Vgl. Kachelmann, Geschichte der ungarischen Bergstädte; Schwicker, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. (*J. Hunfalvy.*)

KREMPE oder CREMPE ist ein preußisches Städtchen der Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Steinburg (Holstein), in 53° 50′ 11″ nördl. Br. und 27° 9′ 9″ östl. L. von Ferro, unweit nördlich von Glückstadt, 11 Kilom. von Itzehoe, in der Kremper-Marsch und von der Kremper-Aue oder der Krumbek umflossen, welche sich in die Stör ergießt; 1208 Einwohner. Der Ort hatte schon 1260 Lübisches Recht, wurde 1371 Stadt, war Festung bis 1646, wo Glückstadt gegründet wurde. Die Festungswerke wurden 1704 geschleift. Bis 1626 war es Stapelplatz des Kornhandels dieser Gegend, verfiel indeß mit dem Aufblühen Altonas. Im J. 1628 hat es Tilly nach langer Belagerung erobert. Die Bewohner treiben Ackerbau und Schiffahrt. Der Ort hat ein Amtsgericht, Bahnhof und Post.

(*G. A. von Klöden.*)

KREMS, Stadt in Niederösterreich, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Donau, liegt 33° 16′ östlich von Ferro, 48° 25′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 229 Met. und zählt 11,042 Einwohner. Westlich davon liegt die Stadt Stein mit 4209 Einwohnern, welche durch eine Brücke mit der Stadt Mautern mit 987 Einwohnern verbunden ist. Zwischen den beiden aneinanderstoßenden Städten Krems und Stein liegt ein aufgehobenes Kapuzinerkloster, welches jetzt als Militärspital verwendet wird und den Namen Und führt. Daher der Volkswitz: „Krems Und Stein" sind drei Ortschaften. (Vgl. A. Perger, „Und" in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien" 1870, Bd. XI, S. 214—215). Krems ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, Gymnasiums, einer Landes-Oberrealschule, Handelsschule, Lehrerbildungsanstalt, eines Piaristencollegiums, Englischen Fräuleininstituts und ist Endstation einer Flügelbahn der Kaiser-Franz-Josephsbahn. Die Entfernung von Wien beträgt 76 Kilom. Eisenbahnlänge. Krems ist eine meteorologische Beobachtungsstation. Das Mittel des Luftdruckes betrug daselbst im J. 1878: 741,1 mit einem Maximum von 756,4 und einem Minimum von 720,7. Das Mittel der Lufttemperatur war in demselben Jahre 9,6° C. das Maximum der Temperatur 30° und das Minimum —16° C., das Mittel des Dunstdruckes war 7,2, das Mittel der relativen Feuchtigkeit 76, das Bewölkungsmittel 6,4. Die Summe der Niederschläge betrug im erwähnten Jahre 659,5 Millim. Die Zahl der Tage mit Niederschlägen war 150, die Zahl der Schneetage 27, der Tage mit Hagel 1, mit Gewitter 21. Von den Winden herrscht der West vor. Die Bevölkerung betreibt schwunghaft die städtischen Gewerbe. Von industriellen Unternehmungen sind besonders die Senffabrikation („Kremser Senf"), Rebscheren-, Mehl- und Lederfabrikation zu erwähnen. Einen großen Theil seines Wohlstandes verdankt Krems dem Weinbau und Weinhandel. Auch der Safranhandel ist nennenswerth. Die Wochenmärkte sind gut besucht und von den Jahrmärkten ist besonders der Simonimarkt von Bedeutung. In Stein befindet sich eine k. k. Finanzbezirks-Direction, ferner eine k. k. Cigarrenfabrik und eine große k. k. Strafanstalt mit 1158 Bewohnern. Da Krems etwa einen halben Kilometer vom Donaustrome entfernt liegt, während Stein sich unmittelbar am Donauufer hinzieht, so bildet Stein den Landungsplatz für beide Städte und befindet sich da-

selbst auch die Donau-Dampfschiffahrts-Agentur. Krems und Stein haben ihre hervorragende Stellung unter den niederösterreichischen Städten ihrer geographischen Lage zu verdanken, indem sie an dem östlichen Ende einer langen Stromenge und vor dem Beginn des Wagram-Tullner Beckens liegen, wo die Schiffe in früherer Zeit häufig zu landen genöthigt waren. Von hier ziehen sich auch mehrere Flußthäler und Straßen in das sogenannte Waldviertel oder das Viertel ober dem Mannhartsberge hinauf, dessen Bedürfnisse an Industriegegenständen und Colonialwaaren u. s. w. vor der Eisenbahnzeit größtentheils von Krems aus befriedigt wurden. Die Donaubrücke bei Krems war bis in die neueste Zeit die einzige Brücke auf der langen Donaustrecke zwischen Linz und Wien. (Vgl. K. Haselbach, „Ueber die Stellung der Städte Krems und Stein in der Handelsgeschichte Oesterreichs" in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich", Jahrg. 1865, S. 236 fg.).

Von Kunst- und Baudenkmalen und andern Sehenswürdigkeiten sind hervorzuheben in Krems: die Piaristenkirche, eine prachtvolle, um 1477 erbaute gothische Hallenkirche, die Spitalkirche, ebenfalls aus dem 15. Jahrh., der Passauerhof mit der Ursulakapelle, ein Bau Friedrich's III., die Pfarrkirche St.-Veit, ein moderner Bau vom J. 1616 mit Altarblättern von Schmid, die Baureste des aufgehobenen Dominicanerklosters (gegenwärtigen Theatergebäudes). (Vgl. die Abhandlungen: E. Sacken, „Kunstdenkmale in Krems", in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien", 1861, Bd. V, S. 105; ferner: H. Riewel, „Die Piaristenkirche zu Krems", in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erhaltung der Baudenkmale in Wien" 1866, Jahrg. XI, S. 123 fg.; dann H. Riewel, „Die Piaristenkirche und Spitalkapelle in Krems", in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien" 1869, Bd. X, S. 282 fg., und H. Riewel, „Die Spitalkapelle zu Krems", in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erhaltung der Baudenkmale in Wien" 1868, Jahrg. XIII, S. XVIII fg.). In Stein: die Stadtkirche, ein schöner, aber schon stark modernisirter Bau aus dem Ende des 15. Jahrh., die Marienkirche auf dem Berge und das aufgehobene Minoritenkloster. (Vgl. E. Sacken, „Kunstdenkmale in Stein und insbesondere die Kunstdenkmale des ehemaligen Minoritenklosters", in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien" 1861, Bd. V, S. 108 und S. 91 fg.). Zwischen Krems und der Donau befindet sich ein Monument des Feldmarschall-Lieutenants Schmidt, welcher im J. 1805 in der Nähe von Krems bei Loiben im Kampfe mit den Franzosen fiel.

Krems wird urkundlich bereits im J. 995 genannt. Kaiser Heinrich II. schenkte im J. 1014 dem Bischofe Beringer von Passau einen Platz zur Erbauung einer Kirche und eines Pfarrhofes. Wenn auch Krems und Stein im Anfange des 13. Jahrh. schwer von den Kuenringern zu leiden hatten, so war Krems bereits gegen Ende desselben Jahrhunderts ein hervorragender Ort. Philipp, der Bruder Ulrich's von Kärnten, wurde 1270 von Přemysl Ottokar II. nach Krems verwiesen, und auch Margaretha hatte sich, nachdem sie von ihrem Gemahl Ottokar verstoßen worden war, 1261 nach Krems begeben. Im Kampfe zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar stellte sich Krems auf die Seite des erstern und erhielt 1277 zur Belohnung seiner Treue und Anhänglichkeit und zu seiner Wiederherstellung und Befestigung die Mauth der Brücke unter dem Stein. Rudolf III. bestätigte im J. 1305 die vom Könige Rudolf den beiden Städten verliehenen Freiheiten und verlieh ihnen insbesondere alle Ehren und Würden gleich der Stadt Wien. (Vgl. „Acta et jura municipalia urbium Crems et Stein" in Rauch, „Scriptores", Bd. III, S. 259 fg.; F. Eberle, „Die Freibriefe der Städte Krems und Stein im Kremser Stadtarchive", in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich", Jahrg. 1865, S. 265 fg.). Gegen Ende des 14. Jahrh. setzte Krems dem Vordringen des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, siegreichen Widerstand entgegen. (Vgl. F. Eberle, „Antheil der Städte Krems und Stein an den politischen Ereignissen 1395—1452" im Programm der Realschule zu Krems, Jahrg. 1866; ferner K. Haselbach, „Die Städte Krems und Stein 1452—1700", in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich", Jahrg. 1869, S. 5 fg.). Im 16. Jahrh. wurzelte sich in Krems auch der Protestantismus so fest ein, daß es im J. 1589, als die Gegenreformation daselbst durchgeführt wurde, zu einem heftigen Aufstande kam, infolge dessen die beiden Städte Krems und Stein in kaiserliche Ungnade fielen, in welcher sie bis 1615 blieben. Vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges war Krems nächst Wien die größte Stadt Niederösterreichs. Die Annalen des Jesuitencollegiums vom J. 1615 enthalten folgende Beschreibung: „Gegen Mittag hat Krems die an Schiffahrt und Handel reiche Donau und ist besucht von vielen Fremden, welche besonders zu Marktzeiten aus dem Deutschen Reiche, aus Böhmen und Mähren hier zusammenströmen. Gegen Norden ist sie von Weinbergen begrenzt, die sich einige Meilen ausdehnen. Die Stadt ist mit sehr vielen und schönen Häusern geschmückt, erfreut sich auch einer zahlreichen Bevölkerung, die sich durch Sittenstrenge, Bildung und Eleganz auszeichnet. Gegen Osten nach Wien zu dehnt sich eine Ebene aus bis Mähren und Ungarn. Westlich von ihr liegt die Stadt Stein, welche mit der noch kleinern Stadt Mautern durch eine Donaubrücke verbunden ist. Der Magistrat ist für beide Städte, Krems und Stein, gemeinsam und hält die Bürger streng zu ihrer Pflicht an. Es befinden sich hier 22 Höfe verschiedener Körperschaften und Herren des In- und Auslandes, und diese besitzen ein Drittheil aller benachbarten Weingärten" u. s. w. Diesem blühenden Zustande wurden bald schwere Wunden geschlagen. Im J. 1619 belagerten die böhmischen Protestanten die Stadt, im J. 1633 wurden Krems hohe Steuern auferlegt; Stein seufzte in derselben Zeit unter einer hohen Schuldenlast. Im J. 1645 kamen die Schweden, eroberten beide Städte und verblieben in denselben bis zum folgenden Jahr. Im J. 1683 hatte sich Krems gegen die Türken zu rü-

sten; damals ging die Gefahr glücklich vorüber. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege besetzten 1741 die Baiern beide Städte. Der letzte Feind, welchen Krems und Stein in ihren Mauern empfingen, waren die Franzosen, welche im Juli 1809 beide Städte besetzten und erst im Jannar des folgenden Jahres verließen. Die Folge davon war wieder eine große Schuldenlast. Im J. 1830 wurden beide Orte von einer furchtbaren Ueberschwemmung infolge des Eisganges heimgesucht. In jüngster Zeit schreitet die Entwickelung derselben, insbesondere die von Krems seit den sechziger Jahren zeitgemäß fort. Die Stadt wurde erweitert, schadhafte Thürme und Stadtmauern abgetragen, eine Ringstraße angelegt, viele neue Häuser erbaut, Lehranstalten gegründet und so in geistiger und materieller Hinsicht der Culturstand gehoben.

Vgl. Gedenkbuch der Städte Krems und Stein (von Dellatorre, Krems 1850) und J. Kinzl, Chronik der Städte Krems, Stein und Umgebung (Krems 1869).

(Ferd. Grassauer.)

KREMSIER, eine der hervorragendsten Städte Mährens, liegt 35° 4′ östlich von Ferro 49° 18′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 190 Met. an der March, hat 11,816 Einwohner, wovon auf die innere Stadt 3280, auf die Vorstadt Bleich 1648, auf die Vorstadt Hinterm Schmidthor 1082, Judenstadt 486, Vorstadt Nowosad 581, Oskol 1630, Sladovnia 1605, Stechowitz 703, Wallgraben 226 und auf das Militär 575 entfallen. Kremsier ist mit einem eigenen Statut versehen und ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichtes und eines Collegiatstiftes mit einem Propst, eines Staatsgymnasiums und einer Communal-Realschule. Das hervorragendste Gebäude der Stadt ist das Sommerpalais des Fürst-Erzbischofs von Olmütz, welches im italienischen Stile aufgeführt, im J. 1711 vollendet und nach dem Brande im J. 1752 prächtiger als je wiederhergestellt wurde. Unter den durchweg mit fürstlichem Prunke ausgestatteten Gemächern desselben ist der große Saal von künstlerischer und historischer Bedeutung. In demselben wurde vom 10. Juli 1848 bis 7. März 1849 der österreichische Reichstag abgehalten. (Vgl. J. R. Wallner, „Statistische Daten über die österreichische constituirende Reichsversammlung zu Kremsier", Kremsier 1849, mit 3 Plänen). Den Plafond des Saales, welcher durch zwei Stockwerke reicht, zieren drei große Oelgemälde mythologischen Inhalts von Karl Adolf von Freenthal, der auch das daselbst über dem Kamine befindliche Porträt des Erbauers gemalt hat. Die Ausschmückung des Saales in seiner reichen Vergoldung soll 60,000 Gulden gekostet haben. In dem neben dem großen Saale befindlichen, ganz mit Oelgemälden geschmückten kleineren Speisesaale empfing einst der jeweilige Fürst-Erzbischof den Vasalleneid von den Besitzern der seiner Lehnshoheit unterstehenden 61 Lehngüter. Im schönen Bibliotheksaale befindet sich eine Büchersammlung von über 25,000 Bänden mit vielen Handschriften und Incunabeln. Von noch größerem Werthe aber ist das Archiv, welches neben dem nikolsburger das reichhaltigste in Mähren ist und in Verbindung mit dem Archive des Metropolitankapitels in Olmütz das wichtigste und ausgiebigste Material für Mährens allgemeine Geschichte, besonders des 16. und 17. Jahrh., enthält. (Vgl. B. Dudik, „Bibliothek und Archiv im fürsterzbischöflichen Schlosse zu Kremsier", Wien 1870). Zum Palais gehört der von einem Arme der March durchschnittene schöne Park, welcher in den eigentlichen Schloßgarten und in den Max-Josephpark zerfällt. Nicht minder reizend ist der an der Südwestseite der Stadt gelegene fürstliche Ziergarten mit Gewächshäusern, akustischen Galerien, hydrotechnischen Werken u. s. w. (Vgl. G. M. Vischer, „Der Cremsiersche Lustgarten", 1679). Die Schloßkapelle ist mit einem kunstvollen Altarblatte ausgestattet. Die Collegiatkirche zum heil. Mauritz stammt aus dem 13. Jahrh., ist seit 1784 zugleich Pfarrkirche und wurde nach dem großen Brande im J. 1836 prachtvoll restaurirt. Vor dem Hauptaltare dieser Kirche ist das Grab des Kanzlers Ottokar's II., Bruno von Olmütz. Die Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts.

Kremsier ist infolge seiner Lage in der Hanna, der fruchtbarsten Landschaft Mährens, ferner durch seine sehr besuchten Jahr- und Wochenmärkte und durch seine Industrie von hervorragender wirthschaftlicher Bedeutung und wurde im J. 1880 durch eine Eisenbahn mit der Station Hullein der k. k. Ferdinands-Nordbahn verbunden.

Aus dem historischen Dunkel des Mittelalters taucht Kremsier im 12. Jahrh. auf, in welchem es bischöflicher Hofsitz wurde. Ihren weitern Aufschwung hatte die Stadt dem olmützer Bischofe Bruno, Grafen von Schaumburg und Holstein, zu verdanken, der den ersten Grund zur Collegiatkirche des heil. Mauritz legte, Kremsier zur Stadt erhob und befestigte. Unter Bruno's Nachfolger erhielt Kremsier die Stadtrechte von Brünn. Im 14. Jahrh. wurden kirchliche Diöcesansynoden daselbst abgehalten. Im J. 1422 wurde Kremsier von den Hussiten erobert. In die Leiden des Dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt hauptsächlich vom J. 1643 an hineingezogen. Bei der Eroberung derselben in diesem Jahre verloren 500 Menschen ihr Leben. Das bischöfliche Schloß, das Rathhaus, die Marienkirche und viele andere Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Der kostbarste Theil der Bibliothek wurde geraubt. Im folgenden Jahre wurde Kremsier wieder zu einer Geldcontribution angehalten und drei Jahre später 1647 von neuem überfallen und geplündert; die Pest forderte gegen 1200 Menschen zum Opfer. Kaum hatte sich die Stadt von diesen Kriegsnöthen einigermaßen erholt, so brach im J. 1656 ein Brand aus, welcher sie in Asche legte. Seither hat sich besonders für die Hebung des Wohlstandes der Stadt und in anderer Weise der Bischof Karl II. Graf Liechtenstein verdient gemacht, indem er Kremsier durch großartige Bauten verschönerte, das Piaristencollegium gründete und mit einem Stiftungskapital von 40,000 Gulden versah. Im J. 1742, im ersten Schlesischen Kriege, drangen die Preußen in Kremsier ein und legten der Stadt eine Kriegssteuer von 53,000 Gulden auf. Im J. 1805 besetzten die Franzosen Kremsier und ver-

blieben daselbst bis zum 6. Jan. des folgenden Jahres. Die Stadt mußte wieder eine ansehnliche Kriegscontribution erlegen. Ein reges Leben herrschte in Kremsier in den Jahren 1848 und 1849, als der Reichstag daselbst abgehalten wurde.

Vgl. W. A. Neumann und E. von Meyer, Erinnerung an Kremsier (1849), und für die ältere Zeit: G. M. Vischer, Die fürstbischöfliche Residentz-Stadt Cremsier (1690). (*Ferd. Grassauer.*)

KREMSMÜNSTER, ein Marktflecken im Erzherzogthume Oesterreich ob der Enns, liegt im Kremsthale 31° 45′ 45″ östlich von Ferro, 48° 3′ 29″ nördl. Br. und in einer Meereshöhe von 360 Met. Die Marktgemeinde, welche aus Kremsmünster mit 990 Einwohnern und Kremsegg mit 40 Einwohnern besteht, zählt 1030 Einwohner, ist der Sitz eines Bezirksgerichts und gehört zum politischen Bezirk Steyr. Die mittlere Jahrestemperatur ist 7,75° C., die jährliche Niederschlagsmenge 0,965 Met. und der mittlere jährliche Luftdruck beträgt 0,728 Met. Nach 64jährigen Beobachtungen entfallen in Kremsmünster auf ein Jahr 100 Regentage, 26 mit Schnee, 0,7 mit Hagel, 99 mit Thau, 17 mit Reif, 39 mit Nebel, ferner 32 ganz heitere, 25 fast heitere, 49 halb heitere, 86 stark wolkige und 173 trübe Tage. In der Mitte des Marktes erhebt sich auf einem Hügel das in gleichem Maße durch sein hohes Alter wie durch seine culturellen, insbesondere durch seine wissenschaftlichen und didaktischen Leistungen ehrwürdige Benedictinerstift. Dasselbe besteht aus mehrern ihrem Alter und ihrer Bestimmung nach verschiedenen Gebäuden, welche von verschiedenen Aebten erbaut, zum Theil von Grund auf erneuert, zum Theil aber blos in einen symmetrischen Zusammenhang gebracht wurden. Es zerfällt in die innern oder eigentlichen Stiftsgebäude und in die äußern oder Wirthschaftslocalitäten, von welchen diese vier und jene fünf Höfe einschließen. Von den vorzüglichsten Baudenkmalen, Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten Kremsmünsters zeichnet sich durch ihr ehrwürdiges Alter die Stiftskirche aus, welche in ihren Haupttheilen aus dem 13. Jahrh. stammt, ihre moderne Erneuerung und Verzierung aber am Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrh. erhalten hat. Sie besteht aus einem auf zehn massiven Mauerpfeilern ruhenden Hauptschiffe und zwei Nebenschiffen, hat zwölf Altäre, deren Bilder von Wolf, Sniders, Rempp u. a. herrühren. Die Frescogemälde sind von den Brüdern Grabenberger gemalt. (R. Stingeder, „Die Stiftskirche zu Kremsmünster mit der Frauenkapelle und Schatzkammer", Linz 1877). Die Schatzkammer enthält Reliquien, alte kirchliche Gefäße und werthvolle kirchliche Gewänder. (Vgl. A. Primisser, „Kremsmünster" in Hormayr's „Taschenbuch", Jahrg. 1848, S. 357—60). Unter den kirchlichen Gefäßen nimmt den ersten Platz der nunmehr 1100jährige Tassilokelch ein. Dieser rührt von dem Stifter des Klosters, Herzog Tassilo II. her, welcher denselben mit zwei Leuchtern und einem Evangeliencodex seiner Lieblingsstiftung Kremsmünster als eine Altarausstattung zum Geschenk gemacht hat. Dieser unschätzbare Kelch des 8. Jahrh., sowie die zwei dazugehörigen Leuchter tragen in ihrer Ornamentik ganz das Gepräge der Kleinkunst, wie sie in Großgriechenland im Karolingischen Zeitalter geübt wurde. Das Material, woraus Kelch und Leuchter angefertigt sind, ist Kupfer, in welchem eine Menge Thier- und Pflanzenornamente sehr tief und energisch eingravirt und darauf stark im Feuer vergoldet worden sind. Ebenso interessant ist die Rotula, welche von einigen Kunstkennern für einen Reliquienbehälter, von andern für ein Consecrationskreuz gehalten wird. Sie ist wol jünger als der Tassilokelch und die Leuchter, aber doch als ein hervorragendes Erzeugniß aus der Blütezeit des Romanismus aus dem Ende des 12. oder Anfange des 13. Jahrh. zu betrachten. Aus dem 12. Jahrh. stammt das Reliquiar in Schreinform, dessen Hauptschmuck limusiner Emailmalerei auf vergoldetem Kupferbleche ist, mit welcher alle Seiten in den wechselnden Farben von Blau, Grün, Roth und Weiß überzogen sind. (Vgl. F. Bock, „Der Tassilokelch nebst Leuchtern und frühkarolingische Kirchengeräthe", Piringer, „Der Tassilokelch", und G. Heider, „Die Rotula" in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale", Bd. II, S. 247; Bd. IV, S. 6, 44 und 169 und Bd. VI, 65 fg.) Die Studentenkapelle, welche im J. 1739 für den Gottesdienst der studirenden Jugend bestimmt wurde, hat am Deckengewölbe Gemälde von Heindl aus Wels. Das Bibliotheksgebäude stammt aus dem J. 1685, wurde 1761 erweitert und enthält gegenwärtig eine Sammlung von über 70,000 Bänden, 1700 alte Handschriften, darunter den oben erwähnten sehr schön geschriebenen Evangeliencodex und 1900 seltene Incunabeln. Von dem hohen Alter dieser Büchersammlung gibt ihr ältester Katalog aus dem J. 1012 Zeugniß. Der große Speisesaal wurde um 1685 erbaut und erhielt seine gegenwärtige Gestalt im J. 1719. Er ist durch drei Doppelreihen von Fenstern erleuchtet, der Fußboden und der unterste Theil der Wände sind mit Marmor bekleidet. Das Deckengewölbe ist ein Meisterwerk architektonischer Perspectivzeichnung. Die Wände sind mit den überlebensgroßen Bildern der deutschen Könige und römisch-deutschen Kaiser von Rudolf I. bis Karl VI. von Altomonte geziert. Interessant ist auch der große Fischbehälter zur Linken der Haupteinfahrt. Er nimmt einen großen, länglich viereckigen Raum ein, ist mit Quadersteinen ausgemauert und mit steinernen Brustgeländern umfangen. Säulengänge führen um die fünf Bassins, aus welchen er besteht, herum. Die größte Zierde des Stiftes aber ist die Sternwarte oder der „Mathematische Thurm", welchen Abt Alexander III. Fixlmüllner in den Jahren von 1748 bis 1758 erbaute. Die Lage diese Sternwarte ist am nordöstlichsten Ende des Stiftsgebäudes auf einem freien Platze. Der Thurm ist 57 Met. hoch und hat acht Stockwerke. Im Erdgeschosse befinden sich die Dienerwohnung, das chemische Laboratorium und das zoologische Cabinet. Im ersten Stocke wohnt neben dem ornithologischen Cabinet der Custos. Das zweite Stockwerk nimmt das physikalische Cabinet ein. Im dritten Stocke ist neben der astronomischen Bibliothek die Mine-

ralien- und Petrefactensammlung, die Wohnung des Astronomen und Directors der Sternwarte. Den vierten Stock nimmt eine ansehnliche Bildergalerie und die Insektensammlung ein. Das fünfte Stockwerk enthält das sogenannte akustische Zimmer, das astronomische Beobachtungscabinet mit dem Meridiankreise und der Hauptuhr, die Conchyliensammlung und das Herbarium. Das sechste und siebente Stockwerk umfassen mit zwei Altanen den einstigen astronomischen Beobachtungssaal, der jetzt als magnetisches Observatorium dient und die Gauß'schen Magnetometer, den Theodoliten und ältere astronomische Instrumente enthält. Im achten Stocke befindet sich ein vieleckiges Zimmer mit einer Kapelle und zwei gegenüberliegenden Altanen. Auf der Plattform steht in einer Rotunde der Refractor mit einer Uhr, in den übrigen Thürmchen das Aequatoriale u. s. w. — Kremsmünster hatte schon frühzeitig, wie die meisten Benedictinerstifte, seine eigene Schule, in welcher es nicht blos seine Mitglieder für ihren Beruf heranbildete, sondern auch Laien unterrichtete. Abt Gregor Lechner eröffnete daselbst im J. 1549 die erste lateinische Schule (Gymnasium) im Lande, deren Lehrplan im J. 1646 erweitert wurde. Seine jüngste, den Forderungen des Staates entsprechende Organisation erhielt das Gymnasium im J. 1850. In Verbindung mit dem Gymnasium steht ein Convict, welches als k. k. Anstalt im J. 1804 eröffnet und im J. 1849 in ein Privatconvict umgewandelt wurde. (Vgl. C. A. Reichenbach, „Das k. k. Convict", in den „Beiträgen zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns", Lieferung III, S. 168). Der Personalstand des Stiftes bestand im Beginn des J. 1882 aus 79 Priestern, 12 Clerikern und 4 Novizen mit einem Abte, welcher in der Reihe der Aebte dieses Klosters der siebzigste ist.

Nach einer alten Legende gab die nächste Veranlassung zur Stiftung dieses Klosters dem damaligen Landesherrn dieser Gegend, Herzog Tassilo II. von Baiern, der Tod seines Sohnes Gunther, der mit ihm hier jagte und von einem Eber getödtet wurde. Als Tassilo mit seinen Jagdgenossen schmerzerfüllt den Leichnam seines Sohnes fand, gelobte er zu seinem und Gunther's Seelenheile ein Kloster zu erbauen. Ein am Geweihe mit Lichtern ihm entgegenkommender Hirsch deutete die Stelle an, wo das Gotteshaus erstehen sollte. Nach einem Jahre stand Kremsmünster fertig da und am Tage der Einweihung der Stiftskirche und der Ausfertigung der Stiftungsurkunde am 4. Aug. 777 nahmen die Jünger des heil. Benedict Besitz von der neugeweihten Stätte unter dem ersten kremsmünsterer Abte Faterikus aus dem Kloster Niederaltaich. Diese begannen nun ihre Culturmission, lichteten die Wälder, trockneten die Sümpfe aus und cultivirten den umliegenden Boden, sorgten aber auch für die geistige Pflege der Umwohner. Diesem eifrigen Wirken setzten die Einfälle der Magyaren um 900 vorläufig ein Ziel. Funfzig Klosterbewohner wurden getödtet, die übrigen entflohen und längere Zeit blieb Kremsmünster wüst und leer. Als aber durch den Sieg Otto's I. auf dem Lechfelde im J. 955 die Macht der Magyaren gebrochen war, erhob sich das Stift wieder aus seinen Trümmern. Seit jener Zeit erhielt Kremsmünster von vielen weltlichen und geistlichen Personen ansehnliche und zahlreiche Privilegien und Geschenke und gelangte durch seine echt christliche Wirksamkeit und durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Erziehungswesens zu hoher Blüte und verdienter Anerkennung. (Vgl. Th. Hagn, „Das Wirken der Benedictiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung" (Linz 1848). Von den Aebten dieses Stiftes ragen durch Gelehrsamkeit hervor: Alexander I. a lacu (1601—1612), welcher zweimal Rector der wiener Universität war, und sein Nachfolger Anton Wolfradt (1613—1639), welcher im J. 1623 Hofkammer-Präsident (Finanzminister) und 1631 Fürstbischof von Wien wurde. Abt Alexander III. Fixlmüllner (1731—1759) gründete eine k. k. Akademie mit einer adeligen Ritterschule und vollständigen theologischen und juridischen Cursen und erbaute zum bleibenden Ehrendenkmal des Stiftes die Sternwarte. Im Anfange des 19. Jahrh. litt das Stift durch die Franzoseneinfälle und zwar im J. 1800 unter Moreau, 1805 unter Marmont und Bernadotte und 1809 unter Lannes so sehr, daß die Finanzkräfte desselben infolge der wiederholten Silberablieferungen und Militärverpflegungen fast bis zur Zahlungsunfähigkeit herabsanken. Abt Cölestin Ganglbauer (1876—1881) wurde im J. 1881 auf den fürsterzbischöflichen Stuhl in Wien berufen. Außer den genannten Aebten haben sich durch wissenschaftlich-literarische und didaktische Leistungen die Stiftsconventualen Nonnos Stadler, Constantin Langhaider, Dr. jur. und 21 Jahre hindurch Rector der Universität Salzburg, Placidus Fixlmüllner, der Neffe des Abtes Alexander III., als Astronom, Gabriel Strasser, Thaddäus Derflinger als Astronom, Matthias Höfer als Germanist, Ulrich Hartenschneider, Marian Koller als k. k. Ministerialrath im Unterrichtsministerium in Wien u. s. w. hervorgethan.

Vgl. U. Hartenschneider, Historische und topographische Darstellung von dem Stifte Kremsmünster (Wien 1830); Urkundenbuch für die Geschichte von Kremsmünster, seinen Pfarreien und Besitzungen 777—1400 (Wien 1852); Urbarium, das älteste von Kremsmünster, herausgegeben von Achleutner (Wien 1877); Chronicon Cremifanense, in Rauch, Scriptores Bd. I, S. 161 fg.; G. Strasser, Kremsmünster aus seinen Jahrbüchern (Steyer 1810); Dannerbauer, Kurzgefaßte Chronik des Benedictinerstiftes Kremsmünster (Kremsmünster 1877).

(*Ferd. Grassauer.*)

KREON, bei Homer und Hesiod *Κρείων*, woraus durch Ausfall des Jota *Κρέων* wurde. Das Wort bedeutet „Herrscher"; mit diesem allgemeinen Namen hat die griechische Sage zunächst Nebenpersonen ohne individuelles Gepräge bezeichnet, bei welchen die Inhaberschaft der Herrschaft den wichtigsten Zug bildete. Kreon, den Herrscher von Theben, nennt zuerst die Odyssee (λ 269) als Vater der Megara, der Gemahlin des Herakles; nach Hesiod, Scut. Herc. 83, wurde schon des letztern Vater, Amphitryon, da er nach Theben geflüchtet, von Kreon und seiner Gemahlin Henioche gast-

freundlich aufgenommen. (Henioche galt auch als Tochter Kreon's; ihre und der Pyrrha Statue neben dem Tempel des Ismenischen Apollon in Theben, *Paus.* IX, 10, 13.) Das Ende Kreon's wird innerhalb der Heraklessage berichtet: als Herakles zur Heraufholung des Kerberos lange Zeit von Theben entfernt bleibt, wird er, sein Schwiegervater, von dem Usurpator Lykos getödtet (*Euripides*, Herc. fur. prol.). Größere Bedeutung aber hat Kreon auf dem Boden der Labdakidensage erlangt, und zwar wird er von der Sage und der darauf gegründeten Poesie gemäß der Bedeutung seines Namens als Träger der Herrschaft eingeführt, in den jedesmaligen Zwischenzeiten zwischen den Regierungen der eigentlichen Helden der Sage. Er tritt sozusagen als Interrex nach dem Tode des Laios auf, bis er dem Oedipus den Thron und die Hand seiner Schwester übergibt; dann wieder nach dem Verzichte des Oedipus auf die Regierung (*Sophokles*, Oed. r.), endlich nach dem Tode des Eteokles und der Erledigung des Thrones durch den Brudermord der Oedipussöhne, wonach er auch als Vormund von Eteokles' Sohn Laodamas genannt wird (*Paus.* a. a. O.). Nach dem Tode des Laios führte er die Herrschaft als Bruder von dessen Gattin Iokaste, deren Hand er dem als Preis verkünden ließ, der Theben von der Sphinx befreien würde (*Euripides*, Phön. 44 fg.); deren letztes Opfer war sein jugendschöner Sohn Haimon, offenbar nach seinem blutigen Todesgeschick benannt (nach den wahrscheinlich der kyklischen Oedipodie entnommenen Versen b. schol. *Eur.* Phön. extrem). [1]) Dem Oedipus als dem Besieger der Sphinx übergab Kreon den ausgesetzten Siegespreis (*Pherekydes*, Schol. Eur. Phön. 53). Indem nun die Tragiker das furchtbare Geschick des Oedipus und seines Hauses im Geiste ihrer Kunst ausführten, haben sie sich Kreon's als einer der für den Mechanismus der Tragödie verschiedentlich brauchbaren Mittelspersonen bedient und hierdurch diese Gestalt erst eigentlich zu poetischem Leben erweckt. Zwar spielt bei dem ersten der drei großen Tragiker, soviel aus unserer trümmerhaften Ueberlieferung zu ersehen, Kreon noch keine Rolle; dafür hat Aischylos das poetische Motiv eingeführt, das am meisten die individuelle Färbung von Kreon's Charakterbilde bewirkte, nämlich den Streit um die Bestattung der vor Theben gefallenen Helden, die unter Adrastos die Einsetzung des Polyneikes versuchten. Die alte kyklische Thebais kannte die Bestattung auf sieben Scheiterhaufen unmittelbar vor den Thoren Thebens; Adrastos hatte nur den von der Erde verschlungenen Amphiaraos als dieser letzten Ehren- und Liebeserweisung entzogen zu beklagen (so nach der Thebais *Pindar.* Olymp. VI, 15, vgl. Asklepiades Schol. v. 26, Nem. IX, 22. Grab des Tydeus bei Theben *Paus.* IX, 18,₃ nach dem angezweifelten Verse Il. Ξ 114). Die Auslieferung der Leichen von seiten der siegreichen Thebaner erfolgte, wie Welcker (Ep. Cycl. II, 368) vermuthet, auf Grund einer Rede des Adrastos. Wenn nun Aischylos in seinen *'Ελευσίνιοι* (*Plut.* v. Thes. c. 29) Theseus mit seiner Redegewalt den Adrastos unterstützen ließ, sodaß ihm das Verdienst, die Grabesehren erwirkt zu haben, zufiel, so durfte auch auf thebanischer Seite der Widerstand ein nicht geringer sein. Ging derselbe von einer einzelnen Persönlichkeit aus, so war dies Kreon, der in diesem Falle zuerst durch Aischylos als dramatische Person eingeführt wäre; doch ist auch die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß dem Theseus, wie in den „Schutzflehenden" des Euripides, ein Herold entgegentrat als Wortführer der Thebaner und dieser vom Rathe derselben (wie in dem gleich zu besprechenden Schlusse der „Sieben") abgesandt war. Wie der vom Chore hergenommene Titel zeigt, spielte das Stück in Eleusis, wo man auch die Gräber der sieben Führer zeigte (*Plut.* a. a. O., *Paus.* I, 39,₂), und war vom Dichter ohne Zweifel im Geiste der heimischen Religion, die durch ihren Unsterblichkeitsglauben auch die Heiligkeit des Grabes hob, geschaffen. Wichtig aber ist das Stück dadurch, daß hierin der Conflict des Rechtes der Todten, der Liebespflicht der Hinterbliebenen mit der staatlichen Uebermacht zum ersten mal als Gegenstand der dramatischen Dialektik aufgeworfen wurde. Bekanntlich hat dieser tragische Conflict seine bedeutendste Ausgestaltung in Sophokles' Antigone gefunden, wodurch zugleich das Charakterbild Kreon's geschaffen und individuell ausgeprägt worden ist. Die individualisirende Kunst des Sophokles schuf sich in dem engeren Rahmen der Familientragödie den ihr gemäßen Schauplatz; nicht die Bestattung der besiegten Feinde [2]), sondern allein die des Feindes der eigenen Vaterstadt, des Polyneikes, wird untersagt. Während Aischylos zum Sprecher für die Sache der Humanität und der Rechte der Todten die wuchtige Persönlichkeit des Theseus erkoren hatte, läßt Sophokles den Entschluß, die verbotene Bestattung durchzuführen, in einem fein gezeichneten weiblichen Charakter wurzeln und reifen; der Antigone Schwesterliebe, ihr heroischer Sinn, ihre Todessehnsucht, welche mehr den Todten als den Lebenden zu gefallen trachtet, lassen diese That als consequenten Ausfluß ihrer herben und innerlich gefesteten Natur erscheinen. Wie das ganze Charakterbild der Antigone daraufhin angelegt ist, für ihre That der Pietät mit principieller Entschiedenheit in der Dialektik des Dialogs und der Entwickelung der dramatischen Handlung einzutreten, so erscheint auch das Verbot der Bestattung ganz als ein Act der Willkür eines schroffen Herrschers. Die durchaus individuelle Führung der dramatischen Handlung durch Sophokles tritt deutlich hervor, wenn Kreon's Gebot mit den Grundsätzen des allgemeinen Rechtsbewußtseins der Griechen zusammengehalten wird. Dies ist am eingehendsten von W. Vischer (Rhein. Mus. XX, S. 444) geschehen; hiernach bestand in Attika wie in dem übrigen Griechenland das Verbot zu Recht, Landesverräther in dem Boden des Vaterlandes

1) *Ἀλλ' ἔτι κάλλιστόν τε καὶ ἱμεροέστατον ἄλλων παῖδα φίλον Κρείοντος ἀμύμονος Αἵμονα δῖον.*

2) Das Heer der Argiver ist in der Nacht vor dem Morgen, an welchem das Stück beginnt, fliehend abgezogen (v. 15); das Begräbniß der gefallenen Feinde bleibt ganz unerwähnt.

zu bestatten, welcher dadurch eine Befleckung erhalten hätte; die hinterlassenen Angehörigen, welche dem Todten ein Begräbniß erwirken wollten, konnten dies nur im Auslande, die Athener z. B. in Megara thun. Da nun Polyneikes als Landesfeind im Kampfe gegen die Vaterstadt an der Spitze eines fremden Heeres gefallen war, so konnte ihm nach allgemein griechischer Sitte, wie sie bis in die historische Zeit fortdauerte [3]), das Begräbniß im Boden des Vaterlandes mit Fug und Recht versagt werden. Der Sophokleische Kreon bezieht sich zwar mehrfach auf die vaterlandsfeindliche Handlungsweise des Polyneikes, niemals aber auf die feststehende Satzung wider den Landesverräther. Sein Verbot erscheint völlig als Act souveräner Willkür. Außerdem frevelt Kreon durch unbedingte Verweigerung des Begräbnisses; dadurch wird erstens die Befleckung im Lande festgehalten und bis zu den Altären der Götter getragen, zweitens aber ist es ein Eingriff in die Sphäre des Rechtes der Familienglieder, wenn diesen die Erfüllung der letzten Liebespflicht völlig verwehrt wird — letzteres für Sophokles als Angelpunkt seines tragischen Conflicts hingestellt. Wir sehen also, daß Sophokles, indem für ihn der Charakter der Antigone den Mittelpunkt der Gesammtcomposition bildete, den Machthaber Kreon als Gegenspieler schuf, dessen Machtgebot und das starre Festhalten daran psychologisch motivirt anstatt nach seiner objectiv rechtlichen Grundlage klargestellt wird. Geradezu verdunkelt wird das Rechtsverhältniß, wenn Kreon, nachdem sein Widerstand gebrochen (v. 1090 fg.), das Begräbniß des Polyneikes mit vollen Ehren (v. 1200 fg.) bewilligt, mit der Motivirung, es sei am besten, die bestehenden Gesetze aufrecht zu erhalten (v. 1113). Um so eingehender sind die subjectiven Voraussetzungen für Kreon's Verhalten vorgeführt. Sein Verbot der Bestattung des Landesfeindes geht zwar vom Eifer für des Landes Ehre und Wohl aus, aber als die Bestattung heimlich vollzogen ist, sieht er nicht nur in der That, sondern auch in jeder Entschuldigung derselben nur den beabsichtigten Widerstand gegen seine Herrschergewalt, wittert überall, unter den Bürgern, bei Ismene wie dem Seher Teiresias, Unbotmäßigkeit, Verschwörung und Bestechung, bricht gegen seinen Sohn in grausame Drohungen, gegen die Götter in Lästerungen aus, bis die finstern Weissagungen des Teiresias über das Misgeschick im eigenen Hause ihn zur Umkehr bringen und die Katastrophe sein schroffes Wesen vollständig bricht. Was Kreon's Familie und deren Geschick anlangt, so nennt Sophokles die Gattin Eurydike; den nach epischer Version der Sphinx zum Opfer gefallenen Haimon führt er nach freier Erfindung als Verlobten der Antigone ein und bezieht die Weissagung der Namensbedeutung auf seinen Selbstmord neben der Leiche der Antigone (v. 1175 *Αἵμων ὄλωλεν, αὐτόχειρ αἱμάσσεται.*) Nur eine kurze Andeutung (v. 130) erwähnt die Opferung von Kreon's Sohn Megareus zur Rettung der Stadt, welcher bei Aischylos (Sept. v. 472) als Kämpfer vor einem der Thore genannt wird und dessen Name an den seiner Schwester, der Heraklesgattin Megara, erinnert.

Die Charakterzeichnung des Kreon als eines schroffen Gewaltherrschers kehrt zwar nicht in den beiden andern thebanischen Tragödien, „König Oedipus", „Oedipus auf Kolonos", wieder, da in ihnen vielmehr der Charakter nach dem Bedürfnisse des jeweiligen dramatischen Organismus gehalten ist; wohl aber ist sie mit dem von Sophokles in seinen Grundzügen neugeschaffenen Antigonemythos fest verbunden geblieben. Eine Ausnahme bildet der Schluß von Aischylos' „Sieben gegen Theben" (v. 1005 fg.), der, wie Bergk (Philolog. XII, S. 579, Literaturgeschichte III, S. 302 fg.) gesehen hat, nach dem Vorbilde der Sophokleischen Antigone deren Eintreten für die Bestattung des Bruders vorführt. Das Verbot geht hier nicht von Kreon, sondern vom Rathe des Volkes aus. Das der Antigone drohende Schicksal wird vernehmlich genug angekündigt (v. 1044); daher nahm man früher eine Fortsetzung in einem folgenden Stücke der Trilogie an. Da seit Auffindung der Didaskalie als Endstück die „Sieben" feststehen, hat man nach andern Erklärungen gesucht. Aischylos soll damit bezweckt haben, die Bestattung des Polyneikes als der Anfechtung enthoben und gesichert vorzuführen (Welcker, Kl. Schr. IV, S. 141), wogegen Weil (S. XVII seiner Ausgabe) treffend bemerkt, daß alsdann einfacher ein Verbot der Bestattung gar nicht vorzuführen war. Was aber derselbe Gelehrte annimmt, daß Aischylos seine Zuschauer mit dem Ausblicke auf den bekannten Ausgang der Antigonesage entlasse, ist ebenso hinfällig, da es eine solche Antigonesage vor Sophokles nicht gab. Für Zufügung durch einen spätern Fortsetzer (vielleicht Euphorion) spricht außer dem von Bergk Ausgeführten noch Folgendes: bei Sophokles wie im Schlusse der „Sieben" wird auch die Beklagung des Polyneikes als ein wesentlicher Theil der Todtenehren verboten; die Todtenklage um den ausgestellten Leichnam hat aber bei Aischylos schon stattgefunden, für beide Brüder in gleicher Weise, sodaß die volle Durchführung des Befehles, den einen der Brüder durch die Bestattung zu ehren, den andern durch deren Entziehung zu strafen, unmöglich ist.

Die Antigone von Euripides (Nauck, Fragm. tr. p.322) enthielt gleichfalls das Bestattungsverbot Kreon's; Fragment 170—172 enthalten Mahnung an den Herrscher, die Heiligkeit der Peitho, der bittenden Ueberredung, zu ehren und sich nicht tyrannisch über die Volksstimme wegzusetzen. Euripides hatte besonders die Liebe Haimon's zur Antigone ausgebildet; das Stück endete nicht tragisch, sondern der Sohn Kreon's erhielt seine Verlobte zur Gattin, vielleicht nach dem Einschreiten ex machina des Dionysos (Frg. 177). Da Euripides im einzelnen gegen seinen Vorgänger polemisirte (Frg. 165), so hat

3) Den Zuhörern des Sophokles war die umgehende Sage geläufig, daß die Verwandten des Themistokles dessen Asche wider das staatliche Verbot heimlich in Attika beigesetzt hätten. (*Thukyd.* I, 138). Aehnlich handelte später die Gemahlin Phokion's, welche, gezwungen, die Leiche ihres verurtheilten Gemahls in Megara zu verbrennen, dort zum Schein ein Grabmal errichtete, die Asche aber unter dem Herde ihres Hauses begrub.

vielleicht sein scharfes kritisches Auge auch die oben erörterte Unklarheit betreffs Kreon's Haltung entdeckt; wenigstens verlangt Kreon in Euripides' „Phönissen" im Einklange mit dem griechischen Landrechte nur Entfernung des Leichnams aus dem Lande. Eine Weiterbildung des Mythos unternahm ein nach-Euripideischer Dichter; sein Drama ist uns aus der Inhaltsangabe *Hygin.* f. 72 und zwei Vasenbildern bekannt geworden, vgl. Heydemann, „Ueber eine nach-Euripideische Antigone" und „Archäol. Zeitg." 1840, 108 fg. Nach diesem verbarg Haimon seine Verlobte, als er sie zum Tod führen sollte, bei einem Hirten; dort wächst auch der Sohn ihrer heimlichen Ehe, Maion, heran, der, als er sich an den Wettkämpfen in Theben betheiligt, von Kreon an einem allen Sparten gemeinsamen Male erkannt wird (diese Erkennung ist dem „Alexandros" des Sophokles nachgebildet). Herakles sucht bei Kreon umsonst Verzeihung für Haimon und Antigone zu erwirken (welche Scene die beiden Vasenbilder „Arch. Ztg." 1870 Tf. 40 darstellen); Haimon tödtet sich und seine Gattin, Kreon aber gibt dem Herakles seine Tochter Megara als den letzten Sproß seiner Familie. In des Euripides „Phönissen" steht Kreon dem Eteokles berathend zur Seite und verkündet in Ausführung von dessen letztem Willen den Befehl, die Leiche des Polyneikes außer Landes zu schaffen; auch auf das Verlöbniß Haimon's mit Antigone wird Rücksicht genommen. Besonders aber tritt der andere Sohn Kreon's, Menoikeus, hervor, der, weil aus dem Geschlechte der Sparten stammend, durch seine Aufopferung den zürnenden Ares zu versöhnen vermag (*Eur.* Phoen. 931, 1009, 1090). Obwol Kreon dem Sohne zur heimlichen Flucht verhelfen will, bringt der Jüngling sein Leben willig zur Sühne dar. Statius in seiner Thebais hat dies dem Euripides entnommene Motiv eigenthümlich für die ganze Haltung des Kreon verwerthet. Bei ihm fordert die Tugend (Virtus) in Person unter der Gestalt der Manto den Sohn Kreon's zum Opfertod auf (X, 692 fg.), von welchem ihn Kreon flehentlich abzuhalten sucht, bis er den Sohn auf eine täuschende Ausrede hin ziehen läßt. Im Kummer über das geschehene Selbstopfer reizt Kreon den Eteokles auf, die Forderung seines Bruders zum Zweikampf anzunehmen (XI, 264 fg.). Als er nach der Entscheidungsschlacht die Leiche des Sohnes verbrennt, gelobt er, den argivischen Angreifern insgesammt die Bestattung zu versagen. Des weitern wird die Sage von Antigone mit der vom Einschreiten des Theseus combinirt: während die argivischen Frauen, den Beistand des Theseus erflehend, sich nach Athen wenden, wird Polyneikes von der Schwester und der Gattin auf dem Scheiterhaufen des Eteokles verbrannt. In dem Kriege, den Theseus für die Bestattung der Gefallenen führt, sucht er in der Schlacht den Kreon auf und erschlägt ihn als Opfer für die beleidigten Manen der Argiver.

Vgl. E. Symons, „Die Sage vom thebanischen Kreon in der griechischen Poesie", Inaug.-Diss. Berlin s. a. *(F. A. Voigt.)*

KREOSOT (Fleischerhalter, von κρέας, Fleisch und σώζειν, erhalten) wurde im J. 1832 von Reichenbach [1]) aus dem Buchenholztheer abgeschieden, später jedoch vielfach mit der von Runge [2]) im J. 1834 aus dem Steinkohlentheer dargestellten Carbolsäure sowie mit der von Laurent [3]) im J. 1841 in eben diesem Rohmaterial aufgefundenen Phänylsäure (Hydrate de Phenyle) verwechselt. Genauer sind die Eigenschaften des Buchenholztheerkreosots erst von Hlasiwetz [4]) im J. 1858 ermittelt, welcher auch das Vorkommen desselben in den Producten der trockenen Destillation des Guajakharzes bewies. Durch die Untersuchungen von v. Gorup-Besanez [5]) endlich ist die Verschiedenheit der aus Holztheer und Steinkohlentheer erhaltenen Präparate constatirt und Holztheerkreosot als ein Gemenge verschiedener, der Gruppe der Phenole und Guajakole zugehöriger Körper, hauptsächlich von Kreosol und Guajakol erkannt worden.

Aus Buchenholztheer, welcher 20—25 Proc. Kreosot enthält, kann man dasselbe nach der von Reichenbach angegebenen Vorschrift erhalten. Der Theer wird in eisernen Retorten der Destillation unterworfen, wobei eine leichte ölige und eine stark saure, wässerige Flüssigkeit, zuletzt ein schweres, in Wasser untersinkendes Oel übergeht, welches letztere man nochmals rectificirt und den Theil des Destillats, der schwerer als Wasser ist, für sich besonders auffängt, mit Kalilauge schüttelt, die Alkalilösung mit verdünnter Schwefelsäure zersetzt und das abgeschiedene Kreosot noch so oft auf gleiche Weise behandelt, bis es vollständig von Kalilauge aufgenommen wird; bei der Destillation geht dann reines Kreosot bei circa 203° C. über. Aus dem Guajakharze erhielt Hlasiwetz dasselbe, indem er die Producte der trockenen Destillation dieses Körpers fractionirt destillirte, das bei 200—220° C. übergegangene mit starker Ammoniakflüssigkeit schüttelte, den sich schnell bildenden Krystallbrei abpreßte, in warmem Aether löste und mit einer concentrirten alkoholischen Kalilösung behandelte. Dabei bildet sich wiederum eine breiartige Krystallausscheidung, die abgepreßt, mit Aether gewaschen und unter der Luftpumpe getrocknet wurde. Durch verdünnte Schwefelsäure zersetzt, lieferte die Kaliumverbindung ein im Aeußern dem aus Holztheer bereiteten Kreosot vollkommen gleichendes Oel, welches einen Siedepunkt von 203—230° C. besaß. Im Großen gewinnt man Kreosot als Nebenproduct bei der Holzgasbereitung, wo es zum Theil vom Aetzkalk des Kalktrockenreinigers zurückgehalten wird, zum größten Theil sich aber in den Condensationsapparaten im Holztheer ansammelt [6]); ferner bei der Meilerverkohlung in Meilern oder Meileröfen (vgl. den Artikel Kohle). In manchen Gegenden, namentlich in Rußland und Schweden, werden lediglich zum Zweck der Theergewinnung, besonders des Birkentheers (Degget oder Doggert), große Quantitäten von Holz verkohlt — Theerschwelerei — was

1) Schweigger, N. Jahrb. 66, 301, 345; 67, 1, 57; 68, 352. 2) Poggendorff, Ann. 31, 69; 32, 308. 3) Ann. Chim. Phys. 3, 165; Journ. pr. Chem. 25, 401. 4) Ann. Chem. Pharm. 106, 339. 5) Ibid. 86, 223; 143, 129. 6) Erdmann's Journ. 100, 283; Polytechn. Centralbl. 1867, 1145; Wagner's Jahresber. 1868, 742.

in Meilern oder Gruben geschieht. Der Gehalt des Holztheers an Kreosot ist ein verschiedener, abhängig von der Natur des zur Verwendung gelangenden Holzes und dem Verlaufe der Destillation. [7]) Kreosot bildet ferner ein Nebenproduct der Paraffinbereitung aus gewissen Braunkohlen (Schwelkohlen), schottischer Bogheadkohle, bituminösen Schiefern (Papier- und Blätterschiefer), Torf und Bitumen (Erdharz, Asphalt, Erdtheer). Bei der trockenen Destillation dieser Materialien gewinnt man als Rohproduct Theer (gegen 10 Proc.), welcher aus neutralen Kohlenwasserstoffen verschiedenster Art und Flüchtigkeit, eupion- und benzolähnlichen Körpern (insgesammt mit dem Namen Photogen belegt) und Paraffin, ferner Säuren, als: phenylige Säure, Propionsäure, Buttersäure, Essigsäure u. s. w. Basen, als: Ammoniak, Leucol, Anilin, Picolin, Lutidin, Pyridin, Pyrrhol u. s. w. Kreosot neben harzähnlichen Körpern, Wasser und Verunreinigungen durch Asche und Kohlenstaub, besteht (H. Vohl). Umfassende Untersuchungen über den Gehalt der Theere verschiedenartiger Rohmaterialien an Kreosot sind von H. Vohl [8]) ausgeführt worden, die Resultate derselben finden sich in nachstehender Tabelle. 100 Pfund Theer ergaben:

Rohmaterial:	Kreosot (incl. Verlust durch Reinigung).
Englischer Blätterschiefer	25,595
Blätterschiefer von der Grube Romerickeberge	19,166
" aus Westfalen	45,300
" von Oedingen am Rhein	25,001
Braunkohle von Aschersleben I	5,070
" " " II	9,823
" " Frankenhausen	2,476
" " Münden	32,545
" " Oldisleben	33,723
" " Kassel	37,853
" " Tilleda	49,722
" " Harbke	47,556
" " Bensberg bei Köln	47,461
Torf von Celle	9,850
" " Koburg	32,482
" " Damme	40,486
" " Zürich	35,086
" aus Rußland (Rostokina bei Pussikina)	30,195
" " Botroß in Westfalen	41,255
" von Neuwedel in Preußen	36,242

Durch Destillation des Theers, welcher vorher sorgfältig entwässert werden muß, gewinnt man zwei Producte; das erste (Rohöl) enthält das rohe, leichte Theeröl (größtentheils Photogen und nur wenig Paraffin), das zweite (Paraffinmasse) die schweren Theeröle mit dem darin gelösten Paraffin. Dasselbe wird mit Säuren behandelt und, nachdem die Krystallisation des Paraffins erfolgt ist, durch Pressen in Rohparaffin und Preßöl geschieden. Rohöl und Preßöl dienen zur Fabrikation von Kreosot (als Nebenproduct). Nachdem eine quantitative Ermittelung [9]) der im Rohöl enthaltenen Menge an Kreosot stattgefunden hat, behandelt man dasselbe in eigenthümlich, den Butterfässern ähnlich construirten Mischapparaten mit so viel Gewichtsprocenten Natronlauge von 38° Bé., als man Volumenprocente Kreosot gefunden hat. Nach erfolgter Mischung und kurzer Zeit der Ruhe hat sich die Mischungsflüssigkeit in drei Schichten getrennt, von denen die untere die überflüssig angewendete Lauge, die mittlere dunkelbraune, sirupdicke das Kreosot-Natron, die obere endlich die von allen sauren Bestandtheilen freien Oele enthält. Man läßt die beiden untern Schichten ab, wäscht bis zum Verschwinden der alkalischen Reaction mit Wasser und bringt das Kreosot-Natron entweder in der auf diese Weise erhaltenen Form in den Handel, wo es zur Imprägnirung von Eisenbahnschwellen, Grubenhölzern u. s. w. Anwendung findet, um diese Gegenstände widerstandsfähig gegen Fäulniß zu machen, oder scheidet daraus durch Zusatz von verdünnter Schwefelsäure rohes Kreosot als ölige Flüssigkeit ab, die unter dem Namen rohe Carbolsäure meist für Desinfectionszwecke benutzt wird. Kreosot kann endlich auch aus dem bei der Leuchtgasbereitung abfallenden Steinkohlentheer erhalten werden. Derselbe zerfällt bei der fractionirten Destillation in leichte, bis etwa zu 130° C. übergehende und schwere Oele, deren Siedepunkt zwischen 130 und 230° C. liegt. Letztere geben bei der Behandlung mit Natronlauge an diese das Kreosot ab; man erhält rohes Kreosotnatron, das entweder als solches Verwendung findet oder auf reine Carbolsäure weiter verarbeitet wird.

Hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung unterscheiden sich die aus Holztheer, Braunkohlentheer oder Steinkohlentheer erhaltenen Präparate wesentlich voneinander. Das rheinische Buchenholztheerkreosot ist nach Marasse [10]) ein Gemenge von Verbindungen zweier parallelen Reihen: der Phenole und der sauren Methyläther des Brenzkatechins und seiner Homologen. Der niedrigst siedende Theil des Kreosots besteht nur aus dem ersten Gliede der Phenolreihe: Phenylalkohol C_6H_5OH (184° C. Siedepunkt), dann geht bei 200 das erste Glied der andern Reihe Guajakol über. Marasse fand außer den sauer reagirenden Oelen noch reichliche Mengen indifferenter Oele im Holztheerkreosot (namentlich Methylkreosol oder Dimethylhomobrenzkatechin), ferner noch neutrale Methyläther des Guajakol, Phlorol und der Homologen des Kreosot. Alle verschiedenen Arten des Buchenholztheerkreosols scheinen identisch zu sein. Rheinisches Kreosot besteht hauptsächlich aus Guajakol neben wenig Kreosol, Mährisches Kreosot (von Slensko) dagegen vorwiegend aus Kreosol (von Chorup-Becanez). Das Kreosot des Braunkohlentheers ist identisch mit dem des Steinkohlentheers, aber wie dieses verschieden von dem des Holz-

7) Aßmus, Die trockene Destillation des Holzes (Berlin 1867); Knapp, Lehrb. der chem. Technologie, 3. Aufl. I, 248; Muspratt, Theoret. und techn. Chemie, 3. Aufl., III, 932, II, 977. 8) Polytechn. Centralbl. 1857, 1500.

9) Muspratt, Theoret. und techn. Chemie 3. Aufl., VI, 1245.
10) Ann. Chem. Pharm. 92, 59; Chem. Centralbl. 1870, 315.

theers. Es enthält als Hauptbestandtheile Phenol (Carbolsäure) und Kresol (Kresylsäure), während die den Holztheer charakterisirenden Bestandtheile: Guajakol und Kreosol, fehlen. Zur bessern Uebersicht sind die Glieder der Phenol- und Guajakolreihe nachfolgend zusammengestellt:

Phenolreihe:	Siedepunkt:	Guajakolreihe:	Siedepunkt:
$C_6H_5(OH)$ Phenol, Phenylalkohol, Carbolsäure,	184°	—	—
$C_6H_4\begin{cases}OH\\CH_3\end{cases}$ Kresol, Kresylalkohol, Kresylsäure,	203°	$C_6H_4\begin{cases}OH\\OCH_3\end{cases}$ Guajakol, Brenzkatechinmonomethyläther,	200°
$C_6H_3\begin{cases}OH\\CH_3\\CH_3\end{cases}$ Phlorol, Phlorylalkohol, Phlorylsäure,	220°	$C_6H_3\begin{cases}OH\\CH_3\\OCH_3\end{cases}$ Kreosol, Homoguajakol, Homobrenzkatechinmonomethyläther.	219°

Das reine Buchenholztheerkreosot (sogenanntes echtes Kreosot im Gegensatze zu dem aus Braunkohlen- oder Steinkohlentheer gewonnenen) ist eine neutrale, farblose oder schwach gelbliche, das Licht stark brechende, ölige Flüssigkeit von rauchartigem, aber nicht kratzendem Geruche und brennendem Geschmacke, welche sich im Sonnenlichte nicht stärker als weingelb färbt. Das specifische Gewicht ist 1,07 bei 15,6° C., der Siedepunkt 205—225° C. Bei —20° C. wird Kreosot dickflüssig, ohne jedoch zu erstarren. Es löst sich in 100 Theilen kaltem und etwa 12 Theilen siedendem Wasser; in Alkohol, Aether, Schwefelkohlenstoff und Essigsäure in allen Verhältnissen. 2 Cubc. Kreosot mit 8 Cubc. Wasser und 2 Cubc. Natronlauge von 1,33 specifischem Gewichte geschüttelt, sollen eine hellgelbe, klare, nicht opalisirende Lösung geben. 2 Cubc. Kreosot, in einem trockenen Probirröhrchen mit 4 Cubc. Benzin durchgeschüttelt, lösen sich bei Abwesenheit größerer Mengen von Phenol klar. Gibt man bei stattgefundener Lösung einige Tropfen Wasser hinzu, schüttelt kräftig durch und läßt ruhig stehen, so verrathen sich geringe Mengen von Phenol als ölige Schicht zwischen Benzin und Wasser. Auf die Haut gebracht, erzeugt Kreosot einen weißen Fleck.

Kreosot bildet mit einem großen Ueberflusse Kalilauge eine Lösung, welche an der Luft braun und dickflüssig wird. Seine ätherische Lösung gibt mit concentrirter alkoholischer Kalilauge geschüttelt zuerst eine Abscheidung von Guajakolkalium: $C_7H_7KO_2C_7H_8O_2$, dann, wenn das die Mutterlauge bildende Oel weiter so behandelt wird, eine solche von Kreosolkalium: $C_8H_9KO_2+2H_2O$. Die letztere Verbindung erhält man nach Tieman und Mendelsohn [11]) auch, wenn das Gemenge von Phlorol und Kreosol, also der bei der Destillation des Kreosots bei 220° C. übergehende Theil, in Alkohol gelöst und, mit überschüssigem Kali versetzt, im Wasserbade bis zur beginnenden Krystallisation eingedampft wird. Es resultirt ein von Phlorol freies Präparat. Bei der Behandlung des Kreosots mit Salzsäure und chlorsaurem Kalium in der Wärme bildet sich eine zähe, pflasterähnliche Masse, aus welcher durch Waschen mit Wasser und Weingeist und dann folgende Sublimation ein Gemenge von Tetrachlorguajacon $C_7H_2Cl_4O_2$ und Tetrachlorkreoson $C_8H_4Cl_4O_2$ erhalten wird. Diese Körper lassen sich durch Behandlung mit kaltem Chloroform trennen, welches nur die letztere Verbindung aufnimmt. Kreosot löst sich in Glycerin und scheidet sich nach dem Zusatze von Wasser wieder vollständig ab, im Gegensatze zu Phenol. Schüttelt man 2 Cubc. Kreosot mit 2 Cubc. Kollodium, so darf keine Gallertbildung eintreten, während Phenol unter diesen Umständen Nitrocellulose als farblose, durchsichtige Gallerte zur Ausfällung bringt. [12]) Wässerige Eisenchloridlösung färbt Kreosot nicht, Phenol dagegen blau; durch alkoholische Eisenchloridlösung nimmt Kreosot eine grüne, Phenol eine braune Färbung an. Diese Reactionen sind nach Flückiger aber nicht unbedingt zuverlässig zum Beweis der Anwesenheit von Phenol. Derselbe empfiehlt, Kreosot mit 1/4 Volumen Ammoniak zu erwärmen, mit der Mischung die Wandungen einer großen Porzellanschale zu befeuchten und hierauf Bromdampf hinzutreten zu lassen. Bei Gegenwart von Phenol zeigen sich dann um so stärker hervortretende blaue Zonen an den Brechungsflächen von Brom und Kreosot, je mehr Phenol zugegen ist.

Kreosot wirkt Fäulniß hindernd. Infolge davon ist es schon seit vielen Jahren (schon im J. 1657 wurde hierfür durch Glauber Holzessig empfohlen) zum Conserviren von Holz angewendet worden. Im J. 1838 wurde Bethell [13]) ein Verfahren patentirt, Hölzer, welche in der Erde oder im Wasser dauernd liegen müssen, durch Imprägnirung mit holzessigsaurem Eisen, Theerölen, also kreosothaltigen Flüssigkeiten, zu conserviren. Die Infiltration geschieht unter starkem Drucke. Die Gewichtszunahme des Holzes beträgt 8—10 Pfund pro Kubikfuß. Die Eisenbahnschwellen mehrerer englischen Bahnen, welche nach diesem Verfahren behandelt wurden, zeigten sich nach 11 Jahren noch sehr wohlerhalten. Sehr bewährt hat sich auch diese Conservirungsmethode für Schiffsbauholz, namentlich als Schutz gegen den gefährlichen Schiffsbohrwurm (Teredo navalis). H. Vohl [14]) wendet für gleiche Zwecke eine alkalische Kreosotlösung vom specifischen Gewichte 1,03 an, welche er durch Aufstreichen dem Holze applicirt. Nachdem die Lösung vom Holze absorbirt ist, wird die Operation mehrmals wiederholt und zur Fixirung des Kreosots eine verdünnte Auflösung von Eisenvitriol aufgetragen. Die Schwefelsäure

11) Ber. der deutsch. chem. Ges. 1877, 57.

12) Zeitschr. analyt. Chem. 1880. 210. Repert. Pharm. [3] 22, 240. 13) London. Ausstellungsber, Berlin 1852, Bd. 1. 416. 14) Dingler, Journ. 144, 448; Polytechn. Centralbl. 1857, 1257.

des Eisensalzes verbindet sich mit dem Alkali der Kreosotlösung und das freigemachte Kreosot mit der Holzfaser. Das gleichzeitig abgeschiedene Eisenoxydul geht allmählich auf Kosten des im Holze enthaltenen atmosphärischen Sauerstoffes in Eisenoxydhydrat über. Holz, welches auf diese Weise präparirt ist, hat sich während 8 Jahren, den beständig wechselnden Einflüssen der Atmosphärilien ausgesetzt, ohne eine Veränderung durch Verwesung oder Schwammbildung zu erleiden, erhalten. Häufig führt man die Imprägnirung des Holzes mit alkalischer Kreosotlauge auch auf die Art aus, daß das Holz in eisernen Behältern zuerst mit Dampf so lange behandelt wird, bis alle Luft aus demselben ausgetrieben ist. Tritt nun die Lauge nach Absperrung des Dampfes und nach erfolgter Abkühlung in die Kessel, so wird sie durch den äußern Luftdruck mit Gewalt bis in die innersten Holzporen getrieben und durchtränkt dieselben vollständig. In neuerer Zeit hat man gefunden, daß Eisenoxyd zerstörend auf die Holzfaser wirkt, und ist deshalb von einer Behandlung des mit Kreosot getränkten Holzes mit Eisenvitriol oder holzessigsaurem Eisen zurückgekommen.[15]) Gewöhnlich wird das aus Braunkohlentheer (wol selten aus Holztheer) gewonnene Kreosot oder Kreosotnatron für Holzconservirungszwecke benutzt, öfter aber auch gelangen die aus Steinkohlentheer dargestellten Präparate, die also besonders reich an Carbolsäure sind, zur Anwendung, namentlich ist das bei den belgischen Staatseisenbahnen eine Zeit lang allgemein der Fall gewesen. Kreosotirte Telegraphenstangen zeigten die gleiche Haltbarkeit wie die mit Kupfervitriol getränkten. Der Preis für das Imprägniren stellte sich in Belgien im J. 1861—62 auf 18,65 Francs pro Cubikmeter. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß das Setzen der Säulen, da das Kreosot die Haut an den Händen der Arbeiter abschält, Schwierigkeiten bietet und daß der unangenehme Geruch der präparirten Hölzer eine Anwendung in der Nähe von Ortschaften nicht gestattet. Aus diesem Grunde ist man vielfach von dieser Conservirungsmethode wieder abgegangen. Von großer Wichtigkeit ist das Tränken der Schiffstaue und des Segeltuches vermittels Kreosots, wodurch das Theeren nicht allein ersetzt, sondern in seinen nützlichen Wirkungen übertroffen wird. Die Operation des Kreosotirens beruht hier auf der Eigenschaft des Kreosots, mit leimgebender Substanz Verbindungen einzugehen. Die zu behandelnden Gegenstände werden zuerst mit einer verdünnten Leimlösung behandelt, hierauf durch ein starkes Lohbad gezogen, wodurch gerbsaurer Leim auf der Pflanzenfaser niedergeschlagen wird, und dann mit Kreosot imprägnirt, welches nunmehr leicht aufgenommen werden kann. Von G. C. Habich[16]) wurde Kreosotwasser als Mittel, das Schimmeln der Lagerfässer in den Bierbrauereien zu verhüten, empfohlen. Es soll damit die Außenseite der Fässer bestrichen werden. In der Nähe des Bestimmungsortes läßt sich das rohe Kreosot der Mineralölfabriken auch mit Vortheil als Kreosotgas[17]) verwenden, indem Kreosotnatron in einer Gasretorte erhitzt wird. Aus 100 Kilogr. Kreosotnatron erfolgen 28,4—37,8 Cubikmeter gereinigtes Leuchtgas von etwa der doppelten Lichtstärke als der des Kohlengases, 45 Kilogr. Natronkoks mit 37—38 Proc. kohlensaurem Natron, 12—14 Proc. Natronhydrat, 6—8 Proc. Sulfat, Kochsalz u. s. w. Kreosot gilt als ein kräftiges antiseptisches, fäulnißwidriges Mittel. Aeußerlich gebraucht man es verdünnt als reizendes Adstringens, als desinficirendes Mittel bei jauchigen Geschwüren, Krebs, brandiger Mundentzündung, blutendem Zahnfleische und cariösen Zähnen, innerlich in Schleimen, Emulsionen und Pillen bei gastrischen Leiden, Darmkatarrhen, Zuckerharnruhr, Tuberculose. *(Paul Bässler.)*

15) Wagner, Jahresbericht 1859, 241. 16) Polytechn. Centralbl. 1860, 704. 17) Journ. für Gasbeleucht. 1866. 375.

KREPP (nach der französischen Schreibweise Crèpe) oder Flor, ein feiner, lose gewebter Stoff aus Seide resp. Halbseide oder Wolle (Kammgarn) mit rauher Oberfläche, ohne glänzende Appretur. Der meist als Trauerflor verwendete wollene Krepp, auch Crépon genannt, wird mit stark gedrehter Kette und schwach gedrehtem Einschlag gewebt und nach dem Färben, auf Walzen gewickelt, in kochendes Wasser gebracht, wodurch sich infolge des ungleichmäßigen Einlaufens die Fäden kräuseln. Beim seidenen Krepp, welcher auch gemustert hergestellt und zu Kleiderstoffen verwendet wird, besteht die Kette abwechselnd aus rechts und links gedrehten Fäden, während die Einschlagfäden zu zweien in der Drehung abwechseln; Kette und Einschlag sind von ungekochter Seide und die Waare wird im Stück gefärbt. Das Kreppen oder Krausen geschieht hier, indem man das mit warmem Wasser besprengte Gewebe entweder mit der Hand oder in der Kreppmaschine an Kalb- oder Seehundsfellen hinzieht resp. mit denselben bestreicht, wodurch eine wellen- oder schlangenförmige Verschiebung der Einschlagfäden und somit die Rauhigkeit der Oberfläche entsteht. Mittels geriffelter, erhitzter Walzen werden öfters schon die zu verwebenden Fäden gekräuselt. *(W. H. Uhland.)*

KRESOLE (Oxytoluole, Kresylalcohol, Kresylhydrat), $C_6H_4\begin{cases}CH_3\\OH\end{cases}$, heißen diejenigen Monohydroxylderivate des Toluols, welche den Wasserrest OH an den Benzolkern gelagert enthalten, sie sind isomer dem Methyläther des Phenols, dem Anisole: $C_6H_5OCH_3$ und dem Benzylalcohol, welcher die Hydroxylgruppe in der Seitenkette CH_3 besitzt: $C_6H_5 . CH_2OH$. Alle drei theoretisch möglichen Kresole: Ortho-, Meta- und Parakresol, unterschieden dadurch, daß die den Wasserstoff im Benzolkern substituirenden Gruppen OH und CH_3 benachbart oder durch 1H, endlich durch 2H des Benzols getrennt sind, wurden dargestellt; sie finden sich in dem flüssigen Theile des Steinkohlentheeröls, aus welchem Phenol gewonnen wird, lassen sich aber nur schwer von letzterm, wie auch voneinander selbst bei ihren ziemlich nahe aneinanderliegenden Siedepunkten trennen. Dieses flüssige Gemenge, welches bei etwa 200° C. siedet und den Geruch der Carbolsäure besitzt, gewannen zuerst

Fairlie[1]) und Williamson[2]) aus dem Steinkohlentheer und bezeichneten es als Kresylhydrat; es wurde auch von Duclos[3]) und Marasse[4]) aus dem Fichtenholztheer und dem Buchenholztheer abgeschieden, von Ronier[5]) bei der Destillation von Kampfer mit Chlorzink erhalten.

In reinem Zustande gewinnt man die Kresole aus den Amidotoluolen durch Behandlung mit salpetriger Säure, wobei die Amidgruppe NH_2 in die Hydroxylgruppe OH verwandelt wird, oder aus den Toluolsulfosäuren durch Schmelzen mit Kalihydrat[6]); dieselben entstehen auch, wenn Sauerstoff in ein zum Sieden erhitztes Gemisch von Aluminiumchlorid und Toluol eingeleitet wird.[7])

Die drei Kresole verhalten sich ähnlich wie das Phenol. Sie verbinden sich direct mit Chinon[8]), geben beim Erhitzen mit Phenol, Schwefelsäure und Arsensäure, Rosolsäure[9]), werden beim Erhitzen mit Zinkstaub in Toluol übergeführt und vereinigen sich in schwach alkalischer Lösung mit Diazophenolen zu Farbstoffen.[10]) Beim Behandeln mit Salzsäure und Kaliumchlorat entstehen gechlorte Toluhydrochinone[11]), bei Einwirkung oxydirender Substanzen durch Verwandlung der Methylgruppe in Carboxyl Oxybenzoesäuren: $C_6H_4 \begin{cases} OH \\ COOH \end{cases}$ (nur Orthokresol erleidet bei diesem Vorgange eine tiefer gehende Zersetzung), bei einer solchen von Kohlensäure auf Kresolnatrium Kresotinsäuren oder Oxytoluylsäuren[12]): $C_6H_3 \begin{cases} CH_3 \\ OH \\ COOH \end{cases}$ in Wasser lösliche, krystallinische Körper, welche durch Eisenchlorid violett gefärbt werden. Käufliches Kresol ist in Wasser etwas schwerer löslich als das Phenol, verbindet sich wie dieses direct mit Alkalien und gibt mit Eisenchlorid eine bald verschwindende blaue, mit Millon's Reagens erwärmt eine rothe Färbung.

Orthokresol, o-Kresol, Beta-Kresol: $C_6H_4 . \overset{1}{CH_3} . \overset{2}{OH}$. Wird durch Schmelzen von orthotoluolsulfosaurem Kalium mit Kalihydrat[13]), Auflösen der Masse in Wasser und Ausschütteln mit Aether; beim Erhitzen von Carvacrol (Cymophenol) mit Phosphorsäureanhydrid[14]), oder durch Eintragen einer Lösung von salpetrigsaurem Kalium in wässeriges schwefelsaures Orthotoluidin erhalten. In letzterm Falle entweicht Stickgas in Menge und Orthokresol scheidet sich als Oel ab, welches man mit Aether auszieht und nach Verdunsten desselben im Kohlensäurestrome für sich destillirt. Orthokresol bildet Krystalle, welche bei 31—31,5° C. schmelzen und bei 188° C. sieden, es gibt mit Kalihydrat geschmolzen Salicylsäure[15]), beim Behandeln mit Kaliumchlorat und Salzsäure Di- und Trichlortoluchinon.[16]) Bei Einwirkung von Benzoylchlorid entsteht o-Benzoylkresol[17]): $C_7H_7O . C_7H_5O$, ein gelbes, bei Abkühlung nicht erstarrendes Oel (Unterschied von m- und p-Kresol). Orthokresol kommt an Schwefelsäure gebunden im Pferdeharn vor.[18]) Zahlreiche Substitutionsproducte sind dargestellt.

Metakresol, m-Kresol, Gamma-Kresol: $C_6H_4 . \overset{1}{CH_3} . \overset{3}{OH}$. Entsteht neben Propylengas beim Erwärmen von Thymol mit Phosphorsäureanhydrid als Phosphorsäure-Metakresoläther, welchen letztern man durch Erhitzen mit Kalihydrat zersetzt[19]), ferner beim Schmelzen von Metatoluolsulfosäure mit Kalihydrat[20]) und beim Erhitzen von oxyuvitinsaurem Barium mit Barythydrat.[21]) Metakresol bildet eine phenolartig riechende, auch in einem Gemische von fester Kohlensäure und Aether nicht erstarrende Flüssigkeit, welche bei 201° C. siedet. Seine Benzoylverbindung: $C_7H_7O . C_7H_5O$ schmilzt bei 38° C. und siedet bei 300° C.[22]) Mit Kalihydrat geschmolzen gibt das Metakresol Metaoxybenzoësäure[23]), bei der Behandlung mit Kaliumchlorat und Salzsäure Dichlortolumetachinon.[24])

Parakresol, p-Kresol, Alphakresol: $C_6H_4 \overset{1}{CH_3}\overset{4}{OH}$, entsteht beim Kochen des aus Paratoluidin bereiteten schwefelsauren Diazotoluols mit Wasser, beim Schmelzen der Paratoluolsulfosäure mit Kalihydrat[25]), bei Fäulniß aller Eiweißkörper[26]), des Tyrosins[27]), der Hydroparafumarsäure und der p-Oxyphenylessigsäure[28]), bei der Destillation der p-Oxyphenylessigsäure oder der Podocarpinsäure mit Natronlauge.[29]) Parakresol kann auch aus dem Steinkohlentheerkresol durch Darstellung der gut krystallisirenden Benzoylverbindung isolirt werden.[30]) Es bildet farblose Prismen, welche bei 36° C. schmelzen und bei 199° C. sieden, riecht nach faulem Harn, gibt beim Schmelzen mit Wasser Paraoxybenzoësäure.[31]) Die bei 70° C. schmelzende Benzoylverbindung[32]) $C_7H_7O. C_7H_5O$ krystallisirt in sechsseitigen Tafeln. p-Kresolschwefelsäure $C_6H_4 . CH_3 . SO_4H$, frei nicht darstellbar, ist als Kaliumsalz im Pferdeharn enthalten[33]), findet sich aber auch in geringer Menge im Haare der Menschen und vieler Thiere und tritt reichlicher in demselben nach Einführung von p-Kresol in dem Organismus auf. Parakresol bildet beim Nitriren mehrere Nitrokresole.[34]) Dinitro-p-kresol: $C_6H_2(NO_2)2 \begin{cases} CH_3 \\ OH \end{cases}$

1) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 6, 323; 4, 378; 11, 783. 2) Ann. Chem. Pharm. 92, 319. 3) Ibid. 109, 135. 4) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 1. 99. 5) Compt. rend. 68, 930. 6) Ann. Chem. Pharm. 149, 121. 7) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 12, 289. 8) Ibid. 5, 850. 9) Ibid. 10, 1201; 11, 391 und 1426. 10) Jahresber. der Chem. 1878, 1183. 11) Ann. Chem. Pharm. 152, 248; 151, 177. 12) Ibid. 115, 157; Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 6, 323. 13) Zeitschr. Chem. 1869, 615. 14) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 7, 1006.

15) Ann. Chem. Pharm. 154, 356. 16) Ibid. 168, 273. 17) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 7, 1006. 18) Zeitschr. für physiol. Chem. 2, 355. 19) Zeitschr. Chem. 1869, 615. 20) Ann. Chem. Pharm. 154, 156; Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 3, 425. 21) Ibid. 8, 886. 22) Zeitschr. Chem. 1869, 615. 23) Ann. Chem. Pharm. 154, 516. 24) Ibid. 168, 267. 25) Ibid. 144, 139; 156, 258. 26) Zeitschr. für physiol. Chem. 3, 149. 27) Ibid. 3, 312. 28) Ibid. 4, 304. 29) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 12, 1440; 6, 1125. 30) Ibid. 4, 378. 31) Ann. Chem. Pharm. 154, 356. 32) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 4, 378. 33) Ibid. 9, 1389. 34) Ibid. 109, 135; 7, 535 und 1269; 2, 206; Ann. Chem. Pharm.

entsteht bei der Behandlung von Toluidin mit salpetriger Säure; das Natriumsalz dieses Körpers stellt das Victoriagelb (Goldgelb) des Handels dar: rothe Nadeln mit intensiv gelber Farbe, welche in Wasser schwerer löslich sind als Pikrinsäure.

Thiokresole, Toluylsulfhydrat[35]): $C_6H_4.CH_3.SH$ entstehen aus den drei isomeren Toluolsulfosäuren durch Reduction ihrer Chloride mit Zinn und Salzsäure. o-Thiokresol bildet zarte, glänzende Blättchen, die bei 15° C. schmelzen und bei 188° C. sieden, m-Thiokresol, eine bei —10° C. noch nicht erstarrende Flüssigkeit, welche, ebenso wie p-Thiokresol, eine großblätterig krystallinische Masse, den Siedepunkt der vorigen Verbindung hat. (*Paul Bässler.*)

KRESS VON KRESSENSTEIN (ursprünglich Cressen oder Krezzen), Adelsfamilie, stammt aus dem Egerlande, benannt nach dem zwischen Eger und Asch gelegenen, im Laufe der Zeiten verödeten Schlosse Kressenstein. Die Familie wendete sich frühzeitig westwärts in das benachbarte Vogtland und nach Franken, namentlich in die Gegend von Nürnberg, saß auch selbst im Patriciat der Reichsstadt. Zuerst erscheint um 1270 Herold Krezz oder Kreß, der Vater zweier Söhne, deren ältester, Heinrich, seit 1307 Patricier von Nürnberg, den im J. 1559 mit Georg Kreß dem Jüngeren erloschenen Zweig von Dormentz stiftete, während der jüngere, Friedrich (gest. 1340), die Hauptlinie fortsetzte. Von ihm stammt die durch Otto Kreß zu Krafftshof begründete, am 14. Juli 1473 bereits wieder erloschene sogenannte Ottonische Linie sowie der vom jüngeren Sohne, Konrad, sich ableitende Hauptstamm. Konrad's gleichnamiger Enkel zu Krafftshof und Mayach starb 1430 und hinterließ von zwei Frauen viele Kinder, von denen Konrad (erster Ehe) die Mitte des 16. Jahrh. ausgegangene Sickershauser Linie stiftete. Hieronymus (zweiter Ehe) gründete den Krafftshofer Zweig, der jedoch ebenfalls im Enkel Christoph Kreß von Kressenstein, Herrn auf Krafftshof, Schoppershof und Beilhof, am 5. Dec. 1535 verblühte, nachdem dieser Christoph, kaiserlicher Rath und mehrmals Reichstagsabgeordneter der Reichsstadt Nürnberg, am 15. Juli 1530 vom Kaiser Karl V. zu Augsburg Reichsadels-Bestätigung mit Wappenbesserung und mit der Berechtigung, den Namen „von Kressenstein" zu führen, auf sein Geschlecht gebracht hatte. Sebald (gleichfalls aus zweiter Ehe), geb. 1410, war der Stammvater der 1549 erloschenen Linie zu Dießfurth in der Oberpfalz, endlich Friedrich, vollbürtiger Bruder der beiden letztgenannten, geb. 1408, Herr auf Wüstendorff (seit 1443), der Stammvater aller heutigen Kreß. Nach dem 1449 erfolgten Tode seiner Gattin Barbara Stromer von Reichenbach sich dem geistlichen Stande widmend, starb er 1471 als Priester. Den gleichen Beruf ergriff sein Sohn Friedrich, Witwer seit 1473, gest. 1499, nachdem er seinen Stamm durch Kaspar Kreß (1456—1521) fortgesetzt hatte. Ihm folgte der Sohn Christoph I. (1491—1529), dann der Enkel Christoph II. (1515—1560). Dieser erst spaltete den Stamm durch zwei Söhne in zwei Hauptlinien, die nun getrennt betrachtet werden müssen.

A. Die Rätzelsdorfer Linie, gegründet von Christoph III. (dem Sohne des zweiten Christoph), geb. 1541, gest. 1583 und fortgeführt vom Sohne Jobst, geb. 1565, gest. 1640 und dem Enkel Jobst Christoph, geb. 1597, gest. 1663, einem seiner Zeit vielfach, unter andern auch beim Friedensschluß zu Münster und Osnabrück verwendeten Diplomaten. Er erwarb zu Rätzelsdorf Dürrenmungenau hinzu und that viel zum materiellen Aufblühen seines Geschlechtes. Von seiner Gattin, Maria Sabina Rieter von Kornburg, erwuchsen ihm unter vielen Kindern vier Söhne (1—4), welche eigene Zweige pflanzten.

1) Jobst Christoph (1623—1694), dessen ältester Sohn, Georg Christoph (1654—1729), den mit Christoph Gottlieb Siegmund Freiherrn Kreß von Kressenstein am 2. Sept. 1838 erloschenen Rätzelsdorfer Ast absetzte, während der jüngere, Wolf Christoph (geb. 1660, gest. 1723), die Rohensaß-Ebenreuther Linie begründete. Dessen jüngster Sohn, Balthasar Christoph, Kreß von Kressenstein auf Ebenreuth, ist Stammvater des noch heute in der alten Heimat blühenden, im Taschenbuche der *freiherrlichen* Häuser als „I. Linie" verzeichneten Zweiges der Freiherren Kreß von Kressenstein.

2) Hans Friedrich (1635—1705), der wol Nachkommen hinterließ, welche jedoch im Mannsstamme schon mit dem Sohne Christoph Friedrich 1738 erloschen.

3) Georg Adolf (geb. 1636, gest. 1713), dessen Linie, nachdem sie Krafftshof erlangt, Mitte des 18. Jahrh. abgegangen und

4) Ferdinand Siegesmund (geb. 1641, gest. 1704), Herr auf Dürrenmungenau, dessen einer Sohn Christoph Michael (geb. 1671) dauernde Descendenz nicht hinterließ, während der andere Hans Christoph (geb. 1680) die Dürrenmungenauer Linie (II. Linie des Freiherrl. Taschenbuches) bis heute fortsetzte.

B. Die Neuenhofer Linie, gegründet von Hieronymus (dem zweiten Sohne Christoph's II.), geb. 1546, gest. 1596. Seines ältesten Sohnes, Wolf Christoph, männliche Descendenz währte nur bis zum J. 1635, während diejenige des jüngern Sohnes, Hans Wilhelm Kreß von Kressenstein zu Krafftshof und Neuenhof (1589—1658), sich weiter verzweigte. Des letztgenannten 1618 geborener, 1675 verstorbener Sohn Wilhelm war durch seinen Erstgeborenen, Hans Wilhelm (geb. 1647, gest. 1721), zwar Großvater von sechzehn Enkeln, dennoch beruhte die Hoffnung des Stammes allein auf dem jüngeren Sohne, Georg Jakob (geb. 1654, gest. 1734), welcher durch den Tod des älteren Bruders, nachdem dessen viele Söhne dem Vater sämmtlich im Tode vorangegangen waren, seit 1721 Senior der Neuenhofer Linie und Besitzer der derselben zustehenden Stammgüter diese seinem

173, 195; Chem. News 27, 318; Dingler, Polyt. Journ. 197, 278.

35) Zeitschr. Chem. 1870, 390; Ann. Chem. Pharm. 136, 75; 142, 92; Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 9, 1587; 9. 1636 und 1638; 9, 1639; 11, 2066; Zeitschr. für Chem. 1871, 15.

Sohne Johann Adam Kreß von Kressenstein (geb. 1706, gest. 1734) hinterließ. Ihm folgte der Sohn, Christoph Wilhelm (geb. 1735, gest. 1821), und diesem der letzte der gesammten Linie, sein Sohn Christoph Wilhelm Karl, geb. 1775, welcher zwischen 1852 und 1862 die Neuenhofer Linie beschloß.

Das gesammte Geschlecht wurde unter dem 26. Jan. 1817 der Freiherrenklasse des Königreichs Baiern einverleibt. Sein Wappen zeigt im rothen Felde ein schräg rechts aufwärts gestelltes blankes Schwert. Auf dem gekrönten Helme wächst hinter fünf Pfauenfedern ein vorwärts gekehrter, schwarzbärtiger Mannsrumpf in rother Kleidung mit silbernen Aufschlägen und Knöpfen, sowie im hermelingestülpten und mit Pfauenfedern gezierten schwarzen Spitzhut. Quer durch den Mund des Mannes erscheint das Schwert mit der Spitze nach rechts gelegt, gleichsam von Eberzähnen gehalten. Die Helmdecken sind roth und silbern. *(H. von Borwitz und Harttenstein.)*

Kresse, Pflanzengattung, s. Lepidium. — Brunnenkresse, s. Nasturtium. — Bitterkresse, bitteres Schaumkraut, s. Cardamine.

KRESTZY, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, 83 Kilom. im Ostsüdosten von Nowgorod, an der Moskauer Chaussee und am linken Ufer der Cholowa, einem Nebenflusse der Msta, hat zwei griechisch-orthodoxe Kirchen, eine Sektirerkirche, eine Kreis- und eine Pfarrschule und 3173 Einwohner, die sich hauptsächlich mit dem Ackerbau beschäftigen. 52 Kilom. von der Stadt liegt das Otenskische Mönchskloster dritter Klasse. Der Name Krestzy kommt zum ersten mal im J. 1569 vor. Noch im 18. Jahrh. war die Stadt ein einfaches Dorf. Im J. 1796 wurde der Ort zur Kreisstadt erhoben. *(A. von Wald.)*

KRETA, italienisch Candia, neugriech. Kriti, türkisch Kirid oder Girid, die größte Insel im Ostbecken des Mittelmeeres, erstreckt sich von 34° 57′ bis 35° 41′ nördlicher Breite und 23° 29′ bis 26° 20′ östlicher Länge von Greenwich und theilt das Ostbecken gleich einem langen schmalen Querriegel in das nördliche inselreiche Kretische Meer, dem sich östlich das Aegeische Meer anschließt, und das südliche tiefere, aber öde Libysche Meer, weist also schon durch seine Lage auf den natürlichen Zusammenhang und Verkehr mit Europa hin, dem es auch am meisten genähert ist. Denn während es von der Südspitze Griechenlands, dem Cap Malia, nur 99 Kilom. entfernt ist, beträgt der Abstand von Kleinasien, nach welchem die Inseln Skarpantho und Rhodus immerhin eine bequeme Brücke bilden, 177 Kilom., die Entfernung der Küste Afrikas im Süden aber gar 266 Kilom. durch ein nur wenig befahrenes Meer. Die Breite der Insel wechselt zwischen 15 und 55 Kilom., die Länge beträgt 268 Kilom., das Areal mit Einschluß der umliegenden kleinen Inseln, unter welchen Dia die bedeutendste ist, 8618,4, ohne dieselben 8591,3 □Kilom. Die Insel wird ihrer ganzen Länge nach von einer nach Süden zu schnell abfallenden, nach Norden sich allmählich abdachenden Gebirgskette durchzogen, meist aus höhlenreichem Kalksteine gebildet, wogegen Granit und primäre Schichtgebilde nur in geringem Maße entwickelt sind. Seine Höhe ist am bedeutendsten im Westen und erreicht im Madoach 2470 Meter. Der Gebirgszug wird von Westen nach Osten in drei Hauptgruppen gesondert. Den Westen durchzieht das im Alterthume Weiße Berge (Λευκὰ ὄρη), jetzt Madara oder Aspra Vuna genannte, am wenigsten zugängliche Gebirge, welches besonders in der sogenannten Sphakia den Hauptherd der vielen Empörungen bildete. Die Mitte der Insel wird eingenommen von dem im Alterthume Ida genannten Psiloriti-Gebirge, dessen Hauptgipfel auf 2460 Meter sich erhebt; das alte Dikte-Gebirge im Osten endlich zerfällt in das bis 1680 Meter aufsteigende Lassithi-Gebirge und den Aphenti Vuno nebst dem Modi-Gebirge der östlichen Halbinsel Sitia. Von diesen Hauptgebirgen laufen nach Norden und Süden zahlreiche Querriegel aus und bilden besonders im Norden viele kleine Halbinseln und langgestreckte Vorgebirge, zwischen denen die jetzt meist versandeten Buchten eingeschnitten sind. Die bedeutendsten Vorgebirge sind im Nordwesten Cap Busa und Spata, im Nordosten Cap Zuano und Sidero, im Südwesten Cap Krio, im Süden Cap Theodia, im Südosten Cap Aterinotako. Dem sanftern Abfalle des Gebirges nach Norden entsprechend finden sich hier auch die zahlreichsten Meerbusen und Häfen, und zwar von Westen nach Osten die Baien von Kisamo, Kanea, Suda, Armyro, Megalo Kastron und Mirabella; die ziemlich unzugängliche Südküste weist dagegen nur den größern Messarabusen und die beiden kleinen Häfen von Sphakia und Hierapetra auf, im übrigen ist sie schroff, felsig und öde gleich der gegenüberliegenden afrikanischen Küste. Demzufolge ist die Südküste auch nur dürftig bevölkert, indeß die Nordküste in ihren mannichfaltigen abgeschlossenen Thälern mit fruchtbarem Boden viele gutbevölkerte Ortschaften birgt, die noch heute wie im Alterthume ihren Verkehr nur auf dem Seewege bewerkstelligen. Eine große Zahl kleiner Flüsse rauscht von den Bergen hernieder, zumeist von dem Psiloriti, im Winter gefährliche Gießbäche, im Sommer meist mit ausgetrockneten Betten; die größten sind der nach Nordwesten fließende Hylopotamos und der in die Messarabai sich ergießende Mitropalipotamos.

Das Klima der Insel ist äußerst mild und sehr gesund, wenig von endemischen Krankheiten heimgesucht. Die mittlere Sommertemperatur beträgt 16° C., während im Winter das Thermometer selten unter 5° C. sinkt. Regen treten im Frühlinge und Herbste ein, der Winter bringt nur auf den Gebirgen Schnee, der aber bis Ende Juli auch auf den höchsten Gipfeln abgeschmolzen ist, im Sommer endlich ist der Sirocco häufig und lästig; bisweilen wird auch die Insel von Erdbeben heimgesucht. Das Land ist durchweg schön und könnte bei guter Bewirthschaftung leicht eine zahlreiche wohlhabende Bevölkerung ernähren. Herrliche immergrüne Waldungen bedecken besonders im Norden den Boden: Eichen, Wallnußbäume, Pinien, Cypressen, Myrten, Oelbäume bilden mit immergrünem Laube einen Schmuck der einem lachenden Garten gleichenden Landschaft, geschmückt von zahlreichen, das ganze Jahr hindurch duftenden Blüten; da-

zwischen in der Ebene gute Wiesen und Weiden, Getreidefelder, Wein-, Orangen-, Oliven-, Maulbeer- und Baumwollplantagen, Pflanzungen von Johannisbrotbaum, Süßholz, Ladansträuchern, Flachs, in den höhern Lagen endlich Obst- und Kartoffelbau; durch die ganze Insel aber verbreitet zahlreiche Arzneipflanzen und Droguen. Von Thieren sind hervorzuheben außer Wild und den gewöhnlichen Hausthieren namentlich Mouflons, sowie eine zahlreiche Vogelwelt, dagegen wenig Reptilien; in den Wäldern gibt es zahlreiche Bienen, und das Meer bietet reiche Ausbeute von guten Fischen für den eigenen Bedarf und den Handel. Doch ist der Landbau nicht ergiebig genug und erfordert Zufuhr von Nahrungsmitteln; das Mineralreich endlich gewährt keine Ausbeute.

Die heutige Bevölkerung von Kreta setzt sich zusammen aus 234,000 Christen, 38,000 Mohammedanern und 3200 Juden, also 32 Seelen auf einem □Kilom. Der größte Theil der türkischen Bevölkerung ist zusammengedrängt auf die Mitte der Insel, dann auf ein größeres Gebiet im Osten, ein zweites an der Südwestküste und ein drittes im Süden von Retimo; besonders bemerkenswerth ist eine kleine Arabercolonie von 2—3000 Seelen bei Kanea, von dem sie einen eigenen, aus Zelten gebildeten Stadttheil ausmachen. Die Christen der Insel, die Candioten, sind meist Griechen, zum Theil mit slawischen Elementen gemischt, ihre Sprache durchweg das Neugriechische. Tapferkeit, Freiheit, Freiheitsliebe, grimmiger Türkenhaß sind hervorstechende Charakterzüge des Volkes, besonders der Sphakioten; dabei ist das Volk gastfrei, mäßig und bedürfnißlos, aber auch unsauber. Die Christen stehen unter einem orthodoxen Erzbischofe zu Candia, dem acht Bischöfe untergeordnet sind. Geistige Cultur, Handel, Gewerbe nnd Schiffahrt sind infolge des langen Druckes unter der Paschawirthschaft sehr vernachlässigt. Der Hebung des Handels steht die schlechte Verbindung mit dem Auslande hinderlich entgegen, da die Häfen infolge einer allgemeinen Erhebung der Küste versandet und meist unzugänglich sind. Die Postverbindung wird durch den Oesterreichischen Lloyd bewerkstelligt. Der Werth der Ausfuhr beläuft sich gegenwärtig je nach der Gunst der Jahre, da nur landwirthschaftliche Producte exportirt werden, auf 4—8 Millionen Mark jährlich, der Werth der Einfuhr beziffert sich auf etwa zwei Drittel dieser Summe. Haupterzeugniß des Landes ist Olivenöl, welches meist auf Seife verarbeitet wird, gerühmt sind auch der Wein und die Orangen; daneben heben sich Seidenbau und Viehzucht, und besonders ist der Sphakiakäse sehr beliebt. Die Bienenzucht liefert reichliche Erträge, und die Schwammfischerei ist neben Fischfang ein wichtiger Beschäftigungszweig; sonst aber sind Gewerbe nur wenig entwickelt, meist dem Schiffbau dienend. Der Schiffsverkehr betrug im J. 1883 zusammen 2010 Schiffe von 356,224 Registertons.

In politischer Beziehung bildet die Insel nebst den umliegenden 12 kleinen Inseln ein eigenes, der Pforte unmittelbar unterstelltes Vilajet und zerfällt in die 5 Sandschaks Kanea, Retimo, Heraklion, Lassithi und Sphakia. Die Hauptstadt der Insel ist Candia oder Megalo-Kastro, Sitz des Generalgouverneurs und des griechischen Erzbischofs, mit 12,000 meist türkischen Einwohnern, 14 Moscheen, 2 griechischen und einer armenischen Kirche, einem befestigten, aber versandeten Hafen; Hauptfabrikationszweig ist Seifenfabrikation. Der wichtigste Hafen der ganzen Insel ist Kanea oder Chania, mit Citadelle, Arsenal und Docks, von hier aus wird der bedeutendste Handel betrieben; auf der Südküste ist nur der kleine Hafenort Hierapetra bemerkenswerth.

Geschichtliches. (Ueber die ältere Geschichte Kreta's vgl. den Artikel Griechenland, Sect. I, 80. Theil, S. 125 fg.)

Schon zur Zeit des Oströmischen Reiches christianisirt und von eigenen Statthaltern beherrscht, wurde die Insel während der Belagerung Konstantinopels durch Moawijah zum ersten mal von den mohammedanischen Feldherren Abdallah und Phadalas erobert, und die Herrschaft des Islam behauptete sich seitdem vorübergehend auf einzelnen Theilen der Insel, bis 824 Abu-Hassan aus Cordova auf Kreta landete, 825 aber mit 40 Schiffen zum zweiten mal erschien und Candia erbaute. Vergebens versuchte Kaiser Michael II. die Insel wieder zu gewinnen. Die Sarazenen unterwarfen 29 benachbarte Städte und führten den Islam ein. Seitdem blieb die Insel 135 Jahre lang unter türkischer Herrschaft, ein gefürchteter Schlupfwinkel von verwegenen Seeräubern. Endlich unter Romanos II. Porphyrogennetos landete dessen Feldherr und Nachfolger Nikephoros Phokas 960 auf Kreta, eroberte 961 Candia, das letzte Bollwerk der sarazenischen Herrschaft, wobei ihm reiche Beute zufiel. Die Insel verblieb nun im Besitze der Kaiser bis zum vierten Kreuzzug, infolge dessen sie durch Vertrag an den Markgrafen Bonifacius von Montferrat fiel, der sie am 12. Aug. 1204 gegen 1000 Mark Silber und einige Ländereien an die Republik Venedig verkaufte. Im J. 1205 nahmen die Venetianer die Insel in Besitz, Jacopo Tiepolo war deren erster Herzog und Gouverneur. Verschiedene Revolutionen, im Anfange besonders durch das eifersüchtige Genua unterstützt, durch wiederholte Steuerauflagen und Landvertheilungen an venetianische Colonisten genährt, ließen indeß den Besitz nicht ungestört. Das Land wurde in 132 Ritter- und 408 Knappenlehen getheilt, deren Zahl später noch erhöht wurde, daraus Districte unter einem Capitano als administrativer Behörde gebildet.

Erst seit 1364 beugte sich das Volk unter die venetianische Herrschaft, nachdem alle Mittel erschöpft und das Volk zusammengeschmolzen war: ein Census von 1577 ergab 219,000 Seelen. Das 15. Jahrh. verlief deshalb ruhig, und die Unruhen im Anfange des 17. Jahrh. wurden grausam unterdrückt. Seit 1645 begannen die Bestrebungen der Türken, die lockende Insel zu erobern. Der Großvezier Mehemed landete mit 50,000 Mann bei Kanea, welches am 22. Aug. fiel. Morosini führte heldenmüthig den Kampf der durch eine Hülfsflotte und Truppen von den europäischen Mächten, besonders Frankreich und Italien, unterstützten Venetianer gegen die Türken, welche sich allmählich auf der Insel befestigten. Im J. 1667 begannen diese die Belagerung von Candia. Die zweijäh-

rige Vertheidigung dieser Feste durch den Generalcapitano Francesco Morosini ist eine der glänzendsten Thaten in der Kriegsgeschichte: 56mal stürmten die Türken, die Venetianer machten 86 Ausfälle; jene verloren 120,000 Todte und Verwundete, diese 30,000. So sehr waren die Belagerer von Verwunderung ergriffen, daß, als am 27. Sept. 1669 die Feste durch Capitulation in die Hände der Türken fiel, deren Führer Achmed den Vertheidigern freien Abzug mit allen Kriegsehren und sämmtlichem Geschütze zugestand, wogegen die Insel als Eigenthum der Pforte erklärt wurde. Bis 1715 war dieselbe vollständig in den Händen der neuen Besitzer, welche dieselbe in drei voneinander unabhängige Paschaliks (Kanea, Retimo und Candia) theilten. Die Christen wurden nun arg bedrückt, sodaß ein großer Theil, um den Verfolgungen zu entgehen, zum Islam übertrat. Der Wohlstand schwand unter dem schweren Joche allmählich dahin, Ackerbau und Handel wurden vernachlässigt wegen der Unsicherheit des Erwerbes; am Ende des 18. Jahrh. zählte die Insel, früher von 1,200,000 Bewohnern bevölkert, nur noch 150,000 Christen und 200,000 Muselmänner.

Die christliche Bevölkerung des schwer zugänglichen Gebirges, namentlich die Sphakioten in den Weißen Bergen, nährten den Aufstand, so besonders den durch Rußland unterstützten vom J. 1770 unter Jannis, obwol der Klerus fortwährend das Volk zur Ruhe ermahnte. Auch die Betheiligung an der griechischen Hetärie 1821 brachte über die Insel nur neue Greuel und Verwüstungen, besonders zu Megalo-Kastro, und 1822 sendete der Vicekönig Mehemed-Ali von Aegypten 5000 Albanesen nach Kreta, welche in zwei Jahren den Aufstand völlig unterdrückten. Nach wiederholten Aufständen 1827 sprach das Londoner Protokoll vom 3. Febr. 1830 die Insel der Pforte zu, welche dieselbe an Mehemed-Ali überließ, bis sie 1840 wieder zurückgegeben wurde. Mustafa Naili-Pascha, Kiritli, hatte als Statthalter Aegyptens (1831—40) und der Pforte (1841—50) mit Kraft und Umsicht die Insel in Ordnung gehalten und den Wohlstand gehoben, doch erhob sich unter seinem Nachfolger Veli-Pascha der Aufstand von neuem 1858. Die Pforte war nachgiebig und der Großadmiral Ahmed-Pascha versprach Reformen, besonders des Steuerwesens.

Abermals erregte der Anschluß der Ionischen Inseln an Griechenland die Freiheitsbestrebungen der vom Mutterlande unterstützten Insel. Am 26. April 1866 richtete eine bewaffnete Volksversammlung in Kanea an die Pforte eine Bittschrift um Abhülfe ihrer Beschwerden. Auf den abschlägigen Bescheid erhob sich die ganze Insel, und die türkische Bevölkerung mußte sich nach den festen Küstenplätzen zurückziehen. Die griechischen Schutzmächte wurden nach mehrern glücklichen Gefechten um Unterstützung angerufen, und am 2. Sept. beschloß die Generalversammlung zu Sphakia die Loslösung der Insel von der Pforte und ihre Vereinigung mit Griechenland. Daraufhin wurde Mustafa-Pascha mit ausgedehnten Vollmachten als Oberbefehlshaber über die türkischen und ägyptischen Truppen abgesendet und die Insel in Blokadezustand erklärt. Mehrere Anführer wurden zur Unterwerfung gebracht, das feste Kloster Arkadi am 21. Nov. erstürmt und von den Sphakioten in die Luft gesprengt, aber die Empörer hielten sich, von den Griechen unterstützt, in den festen Gebirgsdistricten. Im März 1867 befand sich fast die ganze Insel in den Händen der Insurgenten. Als Mustafa's Nachfolger Omer-Pascha das feste Lassithi am 9. Juni besetzte, forderten Frankreich, Rußland, Preußen und Italien in einer Collectivnote, der sich Oesterreich anschloß, am 15. Juni die Pforte zur Entsendung einer Untersuchungscommission nach Kreta auf, um die Lage zu untersuchen und Maßnahmen zur Befriedigung des Volkes zu schaffen. Die Pforte ging darauf ein, forderte aber die Beseitigung fremder, d. h. griechischer Einflüsse. Daran scheiterte der Schritt der Mächte. Einen erneuten Vorschlag der Schutzmächte vom 4. Sept. lehnte die Pforte ab, erließ jedoch am 13. Sept. eine allgemeine Amnestie im Falle der Unterwerfung und sendete den Großvezier Aali-Pascha zur Herbeiführung des Friedens nach der Insel. Dieser erließ am 5. Nov. eine Proclamation, in welcher unmittelbare Ausführung folgender Reformen verheißen wurde: 1) Die Insel wird von einem Generalgouverneur oder Vali verwaltet, dem ein Militärgouverneur zur Seite steht; 2) die Gouverneurs der Sandschaks und Kaimakams sollten zur Hälfte Türken und Christen sein; 3) die öffentlichen Acten sollen in beiden Sprachen abgefaßt sein; 4) die Justiz sollte je nach der Ueberzahl der Bevölkerung von christlichen oder türkischen Richtern geübt werden; 5) Einsetzung einer Volksvertretung; 6) Hebung des öffentlichen Wohlstandes und der Volksbildung; 7) Ordnung des Steuerwesens. Diese Proclamation bildet die Grundlage des Organischen Statuts vom J. 1868, auf Grund dessen fortan die Insel verwaltet werden sollte. Erst Hussein Avni-Pascha gelang die Unterwerfung der Ebene, während der Aufstand der Sphakia fortdauerte, unterstützt durch griechische Hülfsmittel. Da die Klagen der Pforte unbeachtet blieben, forderte dieselbe endlich in einem Ultimatum an Griechenland die Entwaffnung der Freischaren und Einstellung der Seeräuberei, worauf der türkische Admiral Hobart-Pascha im Januar 1869 sofort die Feindseligkeiten durch Blokirung des griechischen Dampfers Enosis im Hafen von Syra begann. Dies half, indem nun die zu Paris zu einer Conferenz versammelten Mächte Griechenland zur Gewährung von Bürgschaften nöthigten. Kreta blieb eine türkische Immediatprovinz und wurde dem Organischen Statute gemäß zum Vilajet erhoben.

Der Ausbruch des Russisch-Türkischen Krieges bezeichnet auch den Wiederbeginn der Erhebung Candias, indem am 9.—15. Juni 1876 die christlichen Mitglieder der Generalversammlung eine Abänderung des Organischen Statuts beschlossen und nach Konstantinopel übermittelten. Die Unzufriedenheit steigerte sich während des Krieges, bis die Nationalversammlung am 1. Febr. 1878, demselben Tage, an welchem Griechenland der Pforte den Krieg erklärte, die Unabhängigkeit der Insel und ihren Anschluß an Griechenland beschloß und, da die Türken auf die Seeplätze beschränkt waren, eine provisorische

Regierung wählte. Obwol in den Friedenspräliminarien von San-Stefano (Art. 15) vom 3. März die Insel der Pforte zugesprochen ward, lehnte die Nationalversammlung alle türkischen Vorschläge ab und verharrte auf Anschluß an Griechenland. Ein Memorandum an den Berliner Congreß blieb fruchtlos, da der Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 in Art. 23 beschloß: die Pforte verpflichtet sich auf der Insel Kreta das Organische Statut von 1868 gewissenhaft zur Anwendung zu bringen und dabei die billig gefundenen Modificationen anzuwenden. Dem britischen Consul Sandwirth gelang es unmittelbar darauf, einen Waffenstillstand zwischen den Insurgenten und der Pforte herbeizuführen durch das Versprechen, England werde eine Vermittelung herbeiführen und für die neue Organisation Kretas sorgen. Als daher Mukhtar-Pascha als außerordentlicher Commissar der Pforte anlangte, unterbreitete ihm die kretische Junta in einer Conferenz ihre Forderungen, und am 15. Oct. kam es zwischen beiden Parteien zu einer Vereinbarung, durch welche das gute Einvernehmen zwischen Mohammedanern und Christen, der Pforte und Kreta ermöglicht wurde.

Seitdem ist die Ruhe nicht wieder gestört worden. Denn als am 25. Juni 1883 die griechischen Deputirten der Nationalversammlung von Kreta vier Anträge durchbrachten betreffs Verwendung der Steuererträgnisse, auf Zehnt- und Weinzollnachlässe und auf Zehnterhebung aus den Pachterträgnissen der Moscheengüter (Wakuf) zu Gunsten der Landeskasse, und als die Pforte den Gouverneur Photiades-Pascha ermächtigte, zur Eintreibung der verweigerten Steuern Militär anzuwenden, gelang es ihr im folgenden Jahre, die Krisis zu beschwichtigen und die Wakufzehnt-Frage in freundschaftlicher Weise zu lösen durch die Bestimmung, daß die kretischen Moslems jährlich 1500 türkische Pfund für den Unterhalt der Moscheen erhalten, der Rest in die Staatskasse fließt. Damit war die Ruhe hergestellt, Photiades-Pascha blieb Generalgouverneur.

Literatur: Sieber, Reise nach der Insel Kreta, 2 Bde. (Leipzig 1823). — Höck, Kreta, ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel, 3 Bde. (Göttingen 1823 fg.) — Pashley, Travels in Crete, 2 Bde. (Cambridge und London 1837). — Spratt, Travels and Researches in Crete, 2 Bde. (London 1865). — Ballot, Histoire de l'insurrection Crétoise (Paris 1867). — Bolanachi und Fazy, Précis de l'histoire de Crète, 2 Bde. (Paris 1869). — Raulin, Description physique et naturelle de l'île de Crète, 2 Bde. (Paris 1870). — Elpis Melena, Bilder aus Kreta, in „Unsere Zeit" (1874). *(E. Kaufmann.)*

KRETHI und PLETHI (hebräisch) ist eine in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments öfter wiederkehrende Benennung der Leibwache des Königs David. Die eigentliche Bedeutung der beiden Worte scheint schon den griechischen Uebersetzern, den sogenannten Septuaginta, nicht mehr verständlich gewesen zu sein, da sie dieselben (in der Form Cherethi und Phelethi) einfach beibehalten; ebenso Hieronymus in der Vulgata (Cerethaei und Phelethaei) und nach dem Vorgange derselben auch Luther. So kam es, daß man (allerdings völlig grundlos) die beiden Ausdrücke im Sinne von „Zusammengelaufener Pöbel" oder überhaupt von einem ungesichteten Mischmasch verstand, wie sie noch jetzt gebraucht werden; übrigens scheint diese Anwendung nicht erst durch Luther's Uebersetzung, sondern bereits durch die Vulgata aufgekommen zu sein (vgl. Hildebrand in Grimm's „Deutschem Wörterbuch" V, 2173).

Die hierher gehörenden Stellen der Geschichtsbücher sind folgende: II Sam. 8, 18, wo statt des sinnlosen hebräischen Textes „Benaja und die Krethi" nach der gleichen Notiz II Sam. 20, 23 und I Chron. 18, 17, sowie nach der Vulgata und Luther zu lesen ist: Benaja, der Sohn Jehojada's, war über die Krethi und Plethi gesetzt. Wenn übrigens II Sam. 20, 23 die Texteslesart statt hakrēti vielmehr hakāri (die Karer) lautet, so ist diese Lesart offenbar aus II Kön. 11, 4. 19 geflossen, wo thatsächlich die Karer neben den „Läufern" als königliche Leibwache genannt sind; mit Recht sind jedoch II Sam. 20, 23 von den Masoreten die Karer in der Randlesart (durch Einsetzung eines Consonanten) in Krethi verwandelt. Ferner II Sam. 15, 18, wo allerdings der hebräische Text auch stark verderbt ist. Der ursprüngliche Text muß gelautet haben (vgl. Wellhausen, „Der Text der Bücher Samuelis" [Göttingen 1871], S. 195 fg.): und alle seine Knechte zogen vor ihm vorüber und alle Krethi und Plethi, *und* Ittai der Gathiter mit den Männern, die ihm aus *Gath* nachgefolgt waren u. s. w. Im jetzigen Texte ist Ittai der Gathiter ausgefallen, trotzdem daß er sogleich V. 19 erscheint und seine Nennung schon in den Worten „Die ihm gefolgt waren" vorausgesetzt ist. Dafür indeß hat unser Text den Zusatz „Und die Gathiter, 600 Mann"; dieses aber ist erst verschrieben aus „Und die Gibborim" (d. h. die Helden). Der Glossator vermißte nämlich nach den Krethi und Plethi noch die Erwähnung der 600 Gibborim, welche sonst in der Geschichte David's (vgl. II Sam. 16, 6 und besonders 23, 8 fg.) eine so große Rolle spielen; die Zahl 600 ist übrigens wol nur aus I Sam. 27, 2 erschlossen, wo David mit 600 Freibeutern zu Ziklag haust. Aber die Unterscheidung der Krethi und Plethi von den Gibborim ist, wie schon Wellhausen, a. a. O. S. 197, Anmerk., vermuthet hat, eine irrige. Dies ergibt sich aus der Vergleichung von I Kön. 1, 8 und 10, wo von Benaja und den Gibborim die Rede ist, mit V. 38 und 44, wo es statt dessen heißt: Benaja und die Krethi und Plethi. Sonach dürften auch II Sam. 20, 7 die Worte „Und alle Gibborim" erst nachträglich den Krethi und Plethi beigefügt sein. Daß die Krethi und Plethi eben die Leibwache des Königs waren (*σωματοφύλακες*, wie sie Josephus Antiqu. 7, 5, 4 bezeichnet), ergibt sich aus II Sam. 23, 23 (vgl. I Chron. 11 [12], 25), wo David den Benaja über seine mischmaat setzt, d. h. über die zu seiner unmittelbaren Verfügung stehende Umgebung. Dieselbe Rolle eines unmittelbaren Schutzes um den König spielen aber auch die Gibborim II Sam. 16, 6.

In der Deutung der beiden Worte stehen sich hauptsächlich zwei Ansichten gegenüber. Nach den einen sind

es Appellativa, die man dann von den Stämmen karat, hauen, und arab. falata, welches dem hebräischen palat entspricht, ableitet. So gewann man die Bedeutungen: „Scharfrichter und Läufer“ (in Wahrheit freilich wäre dann Plethi vielmehr „Durchbrecher, Flüchtlinge“). Für ersteres berief man sich theils auf die allgemeine Gewohnheit des Orients, nach welcher die Leibwächter der Könige zugleich zur Vollstreckung von Todesurtheilen gebraucht zu werden pflegten, theils auf die Stellen des Alten Testaments, wo dieselbe Gewohnheit vorausgesetzt werde; so z. B. wenn I Mos. 37, 36, II Kön. 25, 8 und öfter von einem „Obersten der Schlächter“ die Rede sei; I Sam. 22, 17 fordert Saul die ihn umgebenden Läufer oder Trabanten zur Tödtung der Priester von Nob auf; II Kön. 2, 25 läßt Salomo seinen Bruder Adonija durch Benaja, den Obersten der Krethi und Plethi, niederstoßen. Für die Deutung der Plethi als „Läufer“ sprach dagegen, daß die sonst übliche Benennung der Trabanten oder Leibwächter eben rasim, „Läufer“ ist; vgl. I Sam. 22, 17 (unter Saul), II Sam. 15, 1 (unter Absalom, und zwar ersieht man aus dieser Stelle, daß es sich dabei ursprünglich um Vorläufer vor dem Wagen oder Reitthier handelt, wie solche noch jetzt im Orient gebräuchlich sind), I Kön. 14, 27, wo die Läufer ausdrücklich als Wächter am Eingange des Palastes Rehabeam's bezeichnet werden, und besonders endlich II Kön. 11, 4. 19, wo bei der Verschwörung gegen Athalja die Kari (Karer) und die Läufer zusammengestellt sind. Alle diese angeblichen Beweise können jedoch den Mangel einer philologischen Begründung nicht ersetzen; ebenso dürfte auch die Wiedergabe der beiden Wörter mit „Bogenschützen und Schleuderer“ im aramäischen Targum und in der syrischen Uebersetzung des Alten Testaments nur gerathen sein. Nach dem Grundsatze, daß man es zunächst mit der sonst nachweisbaren Bedeutung eines schwierigen Wortes zu versuchen hat, wird man auf eine andere Erklärung geführt. Krethi ist sonst überall Bezeichnung eines Theils oder auch des gesammten Volkes der Philister; vgl. I Sam. 30, 14: wir haben überfallen den Südbezirk der Krethi und Juda's u. s. w.; Zeph. 2, 5 stehen „Die Bewohner der Meeresküste, das Volk der Krethim“ parallel mit „Land der Philister“; ebenso Ezech. 25, 16: siehe, ich neige meine Hand wider die Philister und will ausrotten die Krethim und vernichten den Ueberrest der Anfurt des Meeres. Diese Benennung gründet sich aber einfach auf die Kunde, daß die Philister oder ein Theil derselben von Kaphtor, d. i. Kreta, in Palästina eingewandert seien (vgl. Amos 9, 7. V Mos. 2, 23. Jer. 47, 4). Infolge dessen erklärte Ewald „Kritische Grammatik der hebräischen Sprache“ S. 297 und „Geschichte des Volkes Israel“ I, 353 der 3. Auflage die Krethi David's eben für Angehörige jenes Volkes und demgemäß Plethi als dem Gleichklange zu Liebe umgelautet aus pelischti, Philister. Diese Erklärung hat seitdem mit Recht mehr und mehr Beifall gefunden. Den Einwand, daß David die Bewachung seiner Person nicht Ausländern und noch dazu einem sonst feindseligen Volke anvertraut haben werde, hat man längst durch den Hinweis auf die Karer II Kön. 11, 4. 19 und auf analoge Erscheinungen, wie die germanische Leibwache römischer Kaiser, die Schweizergarden der Päpste und der französischen Könige, entkräftet. Wie in den genannten Fällen Ausländer deshalb als Leibwächter vorgezogen wurden, weil von ihnen, sobald sie der Monarch durch reiche Belohnungen an sich zu fesseln wußte, nicht leicht eine Betheiligung an politischen Verschwörungen zu fürchten war, so konnte der gleiche Grund auch für David maßgebend sein, zumal wenn man die notorische Eifersucht der übrigen Stämme gegenüber dem Stamme Juda in Rechnung zieht. Dazu kommt, daß sich der Ursprung dieser Davidischen Leibwache zurückverfolgen läßt bis in die Zeit seiner Wanderjahre. Mögen auch die 600 Männer, mit denen er nach I Sam. 27, 2 zu dem Könige Achis von Gath überging, in der Hauptsache aus Israeliten bestanden haben (vgl. I Sam. 22, 1 fg. und besonders 29, 3), so werden doch während seines Aufenthaltes zu Ziklag auch manche Philister zu seiner Schar gestoßen sein und zwar gerade Krieger von Profession, da sie unter David als kühnem Bandenführer auf reiche Beute rechnen konnten. Weiter aber wird II Sam. 2, 3 berichtet, daß David während seines Königthums zu Hebron seine früheren Gefährten in den Städten um Hebron ansiedelte, und II Sam. 5, 6, daß er eben mit dieser Schar den Angriff auf das feste Jebus (Jerusalem) unternahm. Daß auch in viel späterer Zeit noch Zuzug von Philistern stattfand, lehrt das Beispiel jenes Ittai von Gath, der nach II Sam. 15, 19 den David, obschon eben angekommen, mit seinen Mannen auf der Flucht vor Absalom begleitete und nach 18, 2 vor der Schlacht gegen Absalom mit dem Oberbefehle über ein Drittel des Heeres betraut wurde.

Ueber die specielle Organisation der Krethi und Plethi lassen sich nur Vermuthungen wagen. Sind sie, wie oben gezeigt, identisch mit den Gibborim, so zerfielen sie nach II Sam. 23, 8 fg., wo mancherlei Anekdoten von ihren Kraftthaten mitgetheilt werden, in drei Heerhaufen. Dies läßt sich nicht nur aus der öfter erwähnten uralten Taktik eines Angriffes in drei Haufen erschließen (vgl. Richt. 7, 16 I Sam. 11, 11), sondern auch aus der Erwähnung der drei Helden, welche an der Spitze der ganzen Schar standen; diesen waren sodann wieder dreißig Offiziere untergeben (vgl. II Sam. 23, 24 fg., wo jedoch das Verzeichniß durch einige Nachträge, statt auf 33, auf 37 angewachsen ist). Uebrigens sind, abgesehen von dem Ammoniter Zelek, die dort aufgezählten Führer, wie es scheint, sämmtlich Israeliten; denn der am Schlusse genannte Hethiter Uria dürfte wol erst aus II Sam. 11, 3 fg. der Liste beigefügt sein, daher auch aus seinem Beispiele schwerlich zu folgern sein wird, daß die Gibborim sämmtlich in eigenen Häusern rings um den Königspalast angesiedelt waren. Das Verhältniß der oben erwähnten Offiziere zu den eigentlichen Krethi und Plethi wird so zu deuten sein, daß David aus den erprobtesten der einstigen israelitischen Waffengefährten einen Stamm von Führern bildete, während die Mannschaft, zumal später, vorwiegend aus Philistern rekrutirt wurde. Dadurch war nicht ausgeschlossen, daß sich unter den Krethi und Plethi

auch einige Nichtphilister befanden. Vielmehr wird die Benennung ebenso a potiori zu verstehen sein wie bei den II Kön. 11, 4 und 19 erwähnten Karern. Die von Herodot u. a. bezeugte Berühmtheit der Karer als Söldner fremder Fürsten hatte zur Folge, daß man Soldtruppen und Leibwachen überhaupt mit diesem Namen benannte.

So bleibt schließlich nur noch die Frage zu beantworten, wie der Doppelname „Kreter und Philister" zu verstehen sei. Da die Unterscheidung unmöglich eine müßige ist, so kann sie sich nur auf verschiedene Bestandtheile des Gesammtvolkes der Philister beziehen. Genaueres läßt sich indeß nur vermuthen. Man hat an die Unterscheidung der nördlichen und südlichen Philister gedacht oder an die der Ureinwohner und der aus Kaphtor eingewanderten. Dazu stimmt jedoch nicht V Mos. 2, 23, wonach die Vorläufer der Philister, die Avviter, von den aus Kaphtor eingewanderten ausgerottet wurden. Kneucker (in Schenkel's Bibellexikon III, 601) will die Unterscheidung auf die Insel Kreta selbst zurückdatiren; es handle sich um die in der Odyssee 19, 176 fg. bezeugten Eteokreter oder echten Kreter im Gegensatze zu den später eingewanderten Pelasgern oder Penesten (Plethi). Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht Baur's (a. a. O.), daß zwei philistäische Einwanderungen unterschieden werden, nur daß wir dabei dahingestellt lassen, ob die erste Einwanderung aus Aegypten, die andere aus Kreta erfolgt sei, und ob man mit Baur die Krethi und Plethi bereits als Söldner der Philister zu denken habe. Vgl. außer den citirten Artikeln noch: Rüetschi in Herzog's „Real-Encyklopädie" VIII, 268 fg. der 2. Auflage.

(*E. Kautzsch.*)

Kretinen, s. Cretinismus.

KRETSCHMANN (Karl Friedrich), als **Barde Rhingulph** ein gefeierter Hauptvertreter der kurzlebigen Bardendichtung, ward zu Zittau am 4. Dec. 1738 seinem Vater, einem Oberamtsadvocaten, der 1737 mit der Tochter des Dr. med. Hennig seine zweite Ehe geschlossen hatte, als erstes Kind derselben geboren. Der Vater war ein Mann von ungewöhnlich umfassender Bildung und seine reiche Bibliothek bot dem Knaben früh Anregung und Belehrung. Karl Friedrich, neben dem noch zehn Geschwister aufwuchsen, von denen aber 1760, als der Vater starb, nur noch eine Schwester und zwei Brüder am Leben waren, kam frühzeitig an das altberühmte Gymnasium seiner Vaterstadt. Noch dauerten die Nachwirkungen von Christian Weise's Thätigkeit und Verdiensten um die Schulkomödie fort; bereits 1748 sahen wir Kretschmann bei der Aufführung der Schulkomödien betheiligt; seine später hervortretende Vorliebe für das Lustspiel ward hier begründet. Das zittauische Collegium teutonico-poeticum, dessen Mitgliedschaft auch Primaner sich erwerben konnten, regte zu ersten poetischen Versuchen an. Im J. 1757, demselben Jahre, in dem der Vater bei dem Bombardement Zittaus seine ganze Bibliothek und den größten Theil seines Vermögens verlor, bezog der Sohn, um Jurisprudenz zu studiren, die Universität Wittenberg. Die Unannehmlichkeiten der Belagerung, denen er in Zittau eben noch entgangen, lernte er im October 1760 zu Wittenberg kennen. Er konnte den Krieg später wenigstens nicht gänzlich ohne eigene Erfahrung besingen. Am 17. März 1759 war er Mitglied der 1756 nach dem Muster der leipziger gestifteten „Deutschen Gesellschaft" zu Wittenberg geworden. Von 1760 besitzen wir von ihm eine freie Bearbeitung von Gresset's „Epistel à ma Muse". Für die in Hamburg erscheinende „Frauenzimmer-Bibliothek" übersetzte er aus Steele und für seine in Berlin 1762 herauskommende „Sammlung fünf ausgesuchter Lustspiele" aus dem Théâtre italien des Gherardi („La précaution inutile" und „Attendez-moi sous l'orme" von Dufresny; „Arlequin homme à bonne fortune", „Le divorce" und „Les filles errantes" von Regnard). Später trug er sich mit dem Plane, die bessern Stücke Goldoni's, für den er eine besondere Vorliebe hegte, zu bearbeiten, deutsche Sitten und Charaktere an Stelle der fremden zu setzen, ein Plan, an dessen Ausführung ja auch Lessing längere Zeit arbeitete. Es spricht immerhin für Kretschmann's richtigen Blick, daß er unabhängig von Lessing dieselben Mittel wie dieser zur Hebung des deutschen Theaters anwenden wollte. Zur Ausführung brachte er, da Saal mit seiner Uebersetzung ihm zuvorkam, seine Idee freilich so wenig wie Lessing; nur ein Stück „Die Hauskabale" oder „Die Familie des Antiquitätenkrämers" (Zittau 1767) hat er wirklich bearbeitet. Von Riccoboni dagegen entlehnte er die Idee zu den beiden Lustspielen „Adonis" und „Das Gesetz der Diana" (1764); auf Riccoboni's Dramen hatte 1758 Lessing im vierten Stücke der „Theatralischen Bibliothek" („Entwürfe ungedruckter Lustspiele des italienischen Theaters") aufmerksam gemacht. Im sechsten Theile von J. G. Dyck's „Komischem Theater der Franzosen für die Deutschen" ward Kretschmann's Uebersetzung „Die seidenen Schuhe", ein Lustspiel in zwei Acten, veröffentlicht. Mit selbständigen Lustspielen, die er nach dem Muster des von ihm bewunderten Christian Felix Weiße zusammenleimte, trat er 1786 hervor: „Der alte böse General" (nach Gellert's Fabel „Der fromme General"), „Die Familie Eichenkron oder Rang und Liebe", „Die Belagerung". Zwar dachte er selbst von seinen Dramen sehr bescheiden, aber er hatte auch vollen Grund dazu. Durchaus unselbständig erscheint er auch in den ziemlich unbedeutenden „Bemerkungen über das Drama". Er definirt es als „Dialogirte Darstellung einer menschlichen Handlung zur Sittenbesserung abzweckend". Der Dialog seiner Lustspiele entspricht dem Deutsch dieser Definition.

Im Mai 1762 beendigte er mit der Vertheidigung der Dissertation „De eo quod extremum est in jurisdictione criminali" seine Universitätsstudien. Im J. 1764 wurde er zum Oberamtsadvocaten, 1774 zum Gerichtsactuarius in Zittau befördert und verwaltete das beschwerliche Amt bis in den Juni 1797, wo er auf sein Ansuchen mit 400 Thalern Pension zur Ruhe gesetzt wurde. Seine erste Gattin Kunigunde Eleonore — den erstern Namen hat er seiner „Jägerin" gegeben —, die Tochter des Rectors Gerlach, starb bereits 1764 im ersten Jahre der Ehe; am 10. Oct. 1775 vermählte er sich mit Jo-

hanna Friederike Hünigen. Juristische Miscellaneen veröffentlichte er in mehrern Jahrgängen von Meißner's Monatsschrift „Apollo"; außerdem ließ er einen „Juristen- und Advocatenkalender für das Jahr 1790" erscheinen, dessen geplante Fortsetzung nicht zustande kam, und übersetzte Willbrand's „Inbegriff der Polizei nebst Betrachtungen über das Wachsthum der Städte" aus dem Französischen (1766). Für seine gelehrten Bestrebungen zeugen außerdem die Uebersetzung des Lucius Annäus Florus (1785) und die Auszüge aus Tacitus „Von den Sitten der alten Teutschen nebst einigen Anmerkungen" (Leipzig 1779). Letztere Uebersetzung steht in innigem Zusammenhange mit seiner poetischen Thätigkeit als Barde.

Kretschmann ging von der Anakreontischen Schule aus. Er eröffnete seine selbständigen, aber bis 1784 anonym erscheinenden Publicationen 1764 mit einer „Sammlung komischer, lyrischer und epigrammatischer Gedichte", aus denen er eine verbesserte und vermehrte Auswahl 1771 als „Scherzhafte Gesänge" herausgab. Er zählt noch lange nicht zu den schlechtern der nach Gleim's Vorgange massenhaft auftretenden anakreontischen Dichter, Einzelnes, wie z. B. das reizende kleine Gedicht „Die Frühblumen", verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Seine „Epigramme" (Leipzig 1779), in der Sammlung der Werke „Sinngedichte" überschrieben, sind fast durchweg Martial entnommen. Sie zeigen, daß sich Kretschmann nicht vergebens an Lessing's Sinngedichten zu schulen bemühte. Dagegen sind seine „Fabeln und Allegorien" geradezu erbärmlich. Aufsehen erregte Kretschmann in der deutschen Gelehrtenrepublik erst 1768, als er den „Gesang Rhingulph's des Barden als Varus geschlagen war", veröffentlichte. Die poetische Verherrlichung der Teutoburgerschlacht hatte bald nach der Veröffentlichung des „Tacitus" noch im Zeitalter der Renaissance begonnen. Im 17. Jahrh. schuf Lohenstein seinen dickleibigen Roman, im 18. Möser und Johann Elias Schlegel, später Ayrenhoff ihre Dramen, Schönaich und Wieland ihre Epen zur Verherrlichung des Befreiers Deutschlands; vgl. W. Creizenach, „Armin in Poesie und Literaturgeschichte" (im 36. Bde. der „Preußischen Jahrbücher"). Gerstenberg führte 1766 in seinem „Skalden" die nordische Mythologie in die deutsche Poesie ein und Klopstock schloß sich ihm, seine ältern Oden umarbeitend, sofort an; 1769 veröffentlichte er sein Bardiet für die Schaubühne „Hermann's Schlacht". Wie er ließ auch noch Heinrich von Kleist einen Bardenchor neben Hermann auftreten. Kretschmann hat zwar vor der Veröffentlichung des Klopstock'schen Dramas von diesem Kunde erhalten; seine eigene Dichtung war aber bereits fertig gewesen und er beeilte sich nur mit der Herausgabe, wie Chr. F. Weiße in seiner „Selbstbiographie" (Leipzig 1806) S. 235 erzählt. Seine Abhängigkeit von Gerstenberg hat Kretschmann selbst jederzeit betont. Indem er sich den Dichtern Hermann's anreihte, führte er als der erste das Bardenwesen und die Spielerei, den eigenen Namen mit einem „Bardennamen" zu vertauschen, in die Literatur ein; über einen Mangel an Nachfolgern konnte er sich nicht beklagen; der angesehenste unter ihnen war der wiener Barde Sind; vgl. die an Bemerkungen auch über Kretschmann und die ganze Bardenpoesie reichhaltige Monographie von P. von Hofmann-Wellenhof, „Michael Denis, ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrh." (Innsbruck 1881). Hatte Kretschmann in Rhingulph's Gesange mit Klopstock's „Hermannsschlacht" gewetteifert, so behandelte er in der „Klage Rhingulph's des Barden" (Leipzig 1771) das Thema des Schlußdramas der Klopstock'schen Trilogie „Hermann's Tod" (1787). Zwischen diesen beiden größern Bardengesängen entstanden die kleinern Bardengedichte (1770): „Zu Gellert's Gedächtniß" und „Der Barde an dem Grabe des Majors von Kleist". Im J. 1771 folgte die Liebesgeschichte des Barden Wonnebald „Die Jägerin". An diesem Gedichte hat der junge Goethe im Jahrgange 1772 (Nr. 26) der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" seine Kritik geübt. „Des Dichters Wälder", spottet er, „sind licht wie ein Forst unserer Kameralzeiten und das Abenteuer verpflanztet ihr so glücklich in ein Besuchzimmer als nach Frankreich. Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für die Wälder geboren. Er möge seine Harfe gegen eine Zither vertauschen, um uns an einem schönen Abend, in freundlicher Watteauischer Versammlung, von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzusingen." In Nr. 91 des gleichen Jahrganges der „Frankfurter Anzeigen" spottete Merck bei der Besprechung des „Göttingischen Musenalmanachs" des „mit der Goldsichel unter dem heiligen Eichenstamme stehenden alten Barden Rhingulph". Auch die enthusiastischen jungen Bardensänger des Göttinger Hains hielten in ihrer Schwärmerei für Rheingulph nicht lange an, nachdem ihr Meister Klopstock sich gegen den lyrischen Rivalen seines dramatischen Bardenliedes ausgesprochen hatte. Um so entzückter war der gute Gleim von Rhingulph's Gesange, dessen Autorschaft er, sonderbar genug, anfänglich Herder zuschrieb.

Kretschmann fand mit seinen Bardendichtungen im allgemeinen großen Beifall, sodaß man im Kreise Klopstock's ihn den „Götzen des Pöbels" nannte. Dieser übertriebenen Anerkennung folgte bald ein Rückschlag, unter dessen Nachwirkung der arme Barde doch härter, als er es verdiente, beurtheilt wurde. Vom ästhetischen Standpunkte aus ist ja das „Bardengeheul" nicht zu vertheidigen. Der junge Goethe hat in seinem Briefe an Friederike Oeser vom 13. Febr. 1769 („Der junge Goethe" I, 51) das Unwahre, theatralisch Gemachte der ganzen Bardendichtung unübertrefflich charakterisirt: „Ich denke so von Rhingulph wie von allen Gesängen dieser Art. Gott sei Dank, daß wir Friede haben, zu was das Kriegsgeschrei (vgl. „Dichtung und Wahrheit", 12. Buch, in Löper's Ausgabe, S. 84). Ja wenns eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge. Ei gut, da fischt immer. Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Glut, die im Muth aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! Wenn der Vers nicht voll werden will, und wenns lang währt, die

Monotonie des Silbenmaßes" — ein Vorwurf, der übrigens bei Kretschmann keineswegs zutrifft — „das ist zusammen nicht auszustehen. Farcirte Gemälde, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht, und die Situationen, die es etwa reicht, sind sehr genützt. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will auch leben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thuts nicht. Flittergold, und das ist alles. Hernach sind in Rhingulph Gemälde ländlicher Unschuld; sie möchten gut sein, in Arkadien angebracht zu werden; unter Deutschlands Eichen wurden keine Nymphen geboren wie unter den Myrthen im Tempe. Und was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit. Ein Märchen hat seine Wahrheit, und muß sie haben, sonst wär es kein Märchen. Und wenn nun das Sujet so chiffrirt sieht, so wirds einem bang. Da meinen die Herren, das fremde Costüm sollte was thun! Wenns Stück schlecht ist, was sind des Acteurs schöne Kleider! Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit singt, so brauche ich gerne Commentars, sein Costüm zu erklären, ich kann mir viele Mühe darum geben; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben."

Wie in der Recension der „Jägerin", so weist Goethe auch in dieser Briefkritik nachdrücklich auf Kretschmann's Hauptfehler hin. Er kann seinen anakreontischen Ausgangspunkt nie verleugnen. Die Tändelei der Grazienpoesie mit ihren lüsternen Auswüchsen und das Gleim-Jacobische Freundschaftsspiel verquickt er mit der dem Ossian nachgeahmten Darstellung nordischer Vorzeit. Auch Klopstock läßt in seinen Hermannsdichtungen die Freundschafts- und Liebesmotive mitspielen, allein eben in seiner ernstwürdigen Weise. Bei Kretschmann treffen wir auf eine fratzenhaft widerliche Mischung einander fremder Elemente. Der unangenehme Eindruck des Ganzen läßt einzelne hübsch gerathene Stellen leicht übersehen, doch ist an solchen kein Mangel. Formal schließt er sich nicht an Klopstock, sondern an Gerstenberg, der in seinen „Tändeleien" ja selber Anakreontiker gewesen, an. Er rühmt seine gereimten, bald kurzen, bald längern, freigebauten Verse als „wild, regellos", und Klopstock mußte es als Tadel auffassen, wenn Kretschmann ausrief: „Mein Gedicht sogar erkennt Roms Vorschrift nicht." Kretschmann handelte dabei nach theoretischen Erwägungen; er hat später dem zweiten Bande seiner sämmtlichen Werke „Betrachtungen über die Dichtkunst, über Wesen, Werth, Zweck und Schicksal derselben" vorangestellt; dem ersten „Betrachtungen über den Bardiet", in denen er die drei Fragen zu beantworten sucht: „dürfen und können wir noch jetzt Bardiete nachbilden? Was waren sie ursprünglich? Wie können sie heutzutage am füglichsten aufgestellt werden?" J. G. Dyck hat daran anknüpfend im 33. Bde. der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" eine Abhandlung „Drei Fragen über das neuere Bardiet an Herrn Kretschmann" veröffentlicht. Eine englische Schrift über Ossian hatte Chr. F. Weiße bereits 1770 unter dem Titel „Von den Barden nebst etlichen Bardenliedern" übersetzt. Als die junge deutsche Alterthumswissenschaft den Nachweis erbrachte, daß unsere Vorfahren nicht gleich den Kelten Barden gehabt hätten, suchte Kretschmann mit allem Aufwande seines Wissens dem entgegenzutreten. „Haben die alten Germanen Barden und Druiden gehabt?" Die Frage suchte er 1800 im elften Stücke des „Neuen deutschen Merkur" zu bejahen, mußte aber noch im Decemberhefte desselben Jahrganges die Widerlegung seiner Ansicht in Dr. Anton's Aufsatze „Die Germanen hatten keine Barden und keine Druiden" lesen. Dafür erlebte er die Freude, zwei Jahre später noch an dem von Gräser und Münchhausen herausgegebenen „Barden-Almanach der Teutschen" (Neu-Strelitz 1803) theilnehmen zu können. Als abschließenden dritten Theil zu seiner „Varusschlacht" und „Klage" dichtete er für den Almanach „Hermann in Walhalla, ein Bardiet"; einen „Abendschimmer" nennt er selbst dies matte Spätwerk. Die Herausgabe des 1808 von Theodor Heinsius begonnenen „Bardenhains für Deutschlands edle Töchter und Söhne" erlebte der Urheber der Bardendichtung nicht mehr.

Wie Klopstock und die übrigen Bardendichter ist auch Kretschmann von der vielcitirten Stelle der „Germania" ausgegangen: „Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur", deren Zusammenstellung mit dem Namen der keltischen Sänger, den, wie Jakob Grimm im „Wörterbuch", I, 1126 sagt, „ungedeihlichen Bardenunfug" hervorrief. Allein so völlig ungedeihlich war das Bardenwesen der Kretschmann und Genossen trotz aller daran klebenden Lächerlichkeiten nicht. Die unklare Begeisterung für deutsches Alterthum, der Klopstock's und Kretschmann's Bardiete die Entstehung verdanken, hat der deutschen Alterthumswissenschaft die Wege gebahnt, wie dies schon Rudolf von Raumer in seiner „Geschichte der germanischen Philologie" (München 1870, S. 270 fg.) anerkannt hat. Die nordisch-germanische Mythologie, welche dem jungen Goethe so fremd und absonderlich vorkam, aber bereits von Herder 1796 in den „Horen" V, 1 „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung" warm empfohlen wurde, ist uns allmählich lieb und vertraut geworden und das nationale Musikdrama R. Wagner's, die größte Kunstschöpfung der zweiten Hälfte des 19. Jahrh., hat Wotan und Donnar so populär gemacht, wie es den Verehrern der Anakreontik nur je die hellenischen Götternamen waren. Nicht durch das, was sie positiv geleistet, sondern durch ihre Tendenz haben sich die Pseudobarden des 18. Jahrh. Anspruch auf lebhafte Dankbarkeit der folgenden Generationen erworben. Und von diesem Standpunkte aus werden wir auch Kretschmann's Charakteristik des Bardiets nachsichtig beurtheilen. „In dergleichen Liedern", meinte er, „priesen die Barden die Ahnherren und Urväter ihrer Nation, ihre ersten vergötterten Helden; sie befeuerten den Muth der Krieger, sie lobten den braven

Mann und spotteten über den feigen und nichtswürdigen. Der Bardiet war also religiös, historisch, kriegerisch und moralisch. Der Bardiet ist also ein Erbtheil von unsern ehrwürdigen Ahnherren, ein unleugbares Zeugniß von dem dichterischen Nationalfunken. Indem man daher diese Dichtungsart wieder ins Leben ruft, gibt man der Poesie überhaupt einen neuen Zweig und daher eine erhöhte Mannichfaltigkeit, ohne dadurch andere Dichtungsarten zu verdrängen. In sein Gebiet würde vorzüglich die altgermanische Geschichte, der Kriegs- und Schlachtgesang gehören; Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Edelmuth, Keuschheit, Redlichkeit, Freundschaft und Liebe würden ihm die reinsten Umrisse, die stärksten Züge leihen." Hatte Kretschmann von der Einführung der Bardendichtung eine neue nationale Epik versprochen, so suchte er diese Hoffnung auch gleich selber zu erfüllen. Schon in den Gedichten auf Gellert und Kleist, mehr noch in dem nach dem Frieden von Teschen im Mai 1779 gedichteten „Friedenslied" hatte er Friedrich II. gepriesen. Als er auf Gleim's Veranlassung hin den „Nachlaß des Großen, Einzigen, dieses Sonnenadlers" gelesen hatte, trieb ihn 1789 seine Begeisterung an, ein Epos „Friedrich der Große" zu dichten. Es zeugt eben nicht von großer poetischer Einsicht, daß Kretschmann sich an eine Arbeit wagte, deren Plan auch Schiller's Geist beschäftigte, von dessen Inangriffnahme Schiller aber wegen der unbesiegbaren Schwierigkeiten abstand. Kretschmann hatte im Mai 1794 zwölf Gesänge der Friedrichiade vollendet, doch selbst Gleim's Gutmüthigkeit konnte das Werk nicht loben. Nur ein Fragment aus dem vierten Gesange ist 1794 im Januarhefte der „Lausitz'schen Monatsschrift" erschienen; dann brachten verschiedene Bände von G. W. Becker's „Erholungen", die auch viele andere Beiträge von Kretschmann enthalten, zwischen 1796 und 1799 die ersten sechs Gesänge des epischen Gedichtes „Friedrich der Große". Poetische und prosaische Arbeiten des alten Barden brachten außerdem verschiedene Musenalmanache und Anthologien, Canzler's und Meißner's „Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre", Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und die „Leipziger Monatsschrift für Damen"; eine vollständige bibliographische Uebersicht des Einzelnen gibt K. H. Jördens' „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten", III, 106—117.

Eine Sammlung seiner Schriften hat der Dichter selbst besorgt. Zwischen 1784 und 1805 erschienen zu Leipzig 7 Bände „Karl Friedrich Kretschmann's sämmtliche Werke". Hier ist alles umgearbeitet und, soweit es sein Geschmack eben erlaubte, gebessert. Vollständig ist die Sammlung nicht. So fehlen in ihr die Uebersetzungen aus dem Französischen, welche er 1766 (Zittau) als „Bibliothek der Damen, oder Sammlung lehrreicher Abhandlungen zur Bildung des schönen Geschlechtes" veröffentlichte. Seine eigenen „Kleinen Romane und Erzählungen", in denen sich kein eben bedeutendes, aber immerhin gefälliges Erzählungstalent zeigt, gab er gesammelt (Leipzig 1799 und 1800) in zwei Bänden heraus. Die „Kleinen Natur- und Sittengemälde" hatte er 1790 und 1791 gemeinsam mit S. Schorcht verfaßt und herausgegeben. Seine „Reise nach den Badeörtern Karlsbad, Eger und Töplitz im J. 1797" hat er im folgenden Jahre langweilig beschrieben. Der „Literarische Briefwechsel an eine Freundin" enthält eine Biographie Claudian's und Uebersetzungen aus seinen Werken (Leipzig 1797). Seinen Freund Chr. F. Weiße charakterisirte er nach dessen Tode in einem Briefe, den Nr. 56 der „Zeitung für die elegante Welt" brachte (1805). Thätig blieb er bis zu seinem am 16. Jan. 1809 eintretenden Tode. Sein Dichten wie seine ästhetische Einsicht blieb aber, es fehlte ihm nicht an Genossen der Beharrlichkeit, unverrückt auf dem Standpunkte stehen, den die deutsche Literatur vor der einschneidenden Kritik der „Berliner Literaturbriefe" eingenommen hatte. Von der ganzen folgenden Entwickelung blieb er so unberührt, wie er auf sie einflußlos war. Einen verdienstvollen Biographen fand er in F. H. Knothe, dessen Schrift „Karl Friedrich Kretschmann. Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens" (Zittau 1858) eine lehrreiche Würdigung seiner Arbeiten und literarischen Stellung bietet. Auf Knothe stützt sich R. Hammel in seiner Biographie Kretschmann's, die er nebst einer Untersuchung über „Die Bardendichtung" der Auswahl aus Kretschmann's Dichtungen beigab, welche der 48. Band von Jos. Kürschner's „Deutscher Nationalliteratur" (Berlin und Stuttgart 1884) brachte. Kretschmann's Bildniß von Bolt ist dem 71. Bande der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" beigegeben. Weitere Nachrichten über seine Lebensumstände verzeichnet Jördens III, 116. (*Max Koch.*)

KREUSSEN (Creussen), Stadt im bairischen Regierungsbezirke Oberfranken, Bezirksamt und Amtsgericht Pegnitz, am Rothen Main und an der Baireuth-Nürnberger-Bahn gelegen, mit 1114 Einwohneru, protestantischer Pfarrei und Dekanat im Consistorialbezirke Baireuth. — Das von den Markgrafen von Vohburg auf dem Nordgau besessene Reichslehn der alten Herrschaft Kreussen umfaßte mit seinen Waldungen und Ländereien nicht nur die ganze nördliche Hälfte des heutigen Amtsgerichtsbezirkes Pegnitz, sondern auch noch Abschnitte der Bezirke Weidenberg und Baireuth, darunter (urkundlich 1003) die Feste Creussen (Crusni castellum, Crusina), dann Altenkreussen und den weitgestreckten Tann, Crusinare forste. Nachdem der Schweinfurter Markgraf Hezzilo von Kaiser Heinrich II. als Empörer im Bereiche dieser Grafschaft besiegt und dieses Eigenthumes für verlustig erklärt wurde, ward der feste Platz Crusin (Chrusin) der Zerstörung preisgegeben, und auch nach Hezzilo's Begnadigung gelangte dieser nicht wieder in den Besitz dieser Herrschaft, welche der Zersplitterung anheimfiel. Doch erscheinen im 12. Jahrh. Reichsherren von Crutsen (1136, 1151), und diese Crutsare, Kreussner, waren Stammväter des Dynastengeschlechtes derer von Sluzzelberc (Schlüsselberg). Die Burgen Kreussen und Frakenberg mit ihren Eingehörungen gelangten durch die Heirath der Schweinfurter Bertha an die jüngere Linie der nordgauischen Grafen von Kastlhabsberg (Graf Otto de Havechesberch gest. 1105). Durch diesen letzten Grafen Otto kam dessen Herrschaft in Erbgang an Kaiser Heinrich V., der

dem Grafen Bernger I. von Sulzbach (1105) als Lohn für seine Dienste die Feste Creussen zuwandte, dem Pfalzgraf Otto V. von Wittelsbach schenkte er aber unter anderm den Kreussnerforst. Das später formirte Stadtrichteramt Kreussen wurde 1810 mit andern Richterämtern zum bairischen Landgericht Pegnitz und Schnabelweid zusammengelegt. *(Ferdinand Moesch.)*

KREUTH, katholisches Pfarrdorf und Badeort im bairischen Regierungsbezirke Oberbaiern, Bezirksamt Miesbach und Amtsgericht Tegernsee, liegt 12 Kilom. südlich von Tegernsee. Zur Gemeinde Kreuth (688 Einwohner) gehören 17 Orte, darunter das etwa 5 Kilom. südlicher befindliche **Wildbad Kreuth** (Gereut, Greut), der höchstgelegene klimatische Curort Deutschlands. Das Bad, im bairischen Hochgebirge 829 Met. über dem Meere gelegen, ist keine Ortschaft mit störendem Gewerbebetriebe, sondern eine Curanstalt, welche aus einem unter gemeinsamer Verwaltung stehenden Häusercomplex gebildet ist, seit 1875 im Besitze des Herzogs Karl Theodor von Baiern. Das „Wildbad" verdankt sein Bekanntwerden ursprünglich nicht seinen klimatischen Vorzügen, sondern einer der in dortiger Gegend nicht seltenen Schwefelquellen, welche in ihrer Entstehung von tieferen Gipslagern des Hauptdolomits abhängig zu sein scheinen, aus denen sie ihren Schwefelwasserstoff beziehen, und worunter besonders die des Wildbades beim umwohnenden Landvolk die Schäden des chronischen Gelenkrheumatismus zu bannen im Rufe stand. In weiteren Kreisen wurde das Bad bekannt, als es König Maximilian I. zugleich mit dem säcularisirten Kloster Tegernsee ankaufte und die jetzigen Hauptgebäude aufführen ließ; von dieser Zeit an, und besonders seit Errichtung der Molkenanstalt, nach appenzeller Muster im J. 1822, datirt ein schnelles Aufblühen des Curortes. Das Leben in Kreuth gleicht dem in einem großen Pensionate; rauschende Vergnügungen fehlen gänzlich, es sollte nach dem Willen des Stifters vor allem eine Wohlthätigkeitsanstalt sein und, ist auch heute noch, dank der reichen Stiftungen der Königin Karoline und der Municifenz der hohen Besitzer, in der Lage, jährlich 80—90 Patienten unentgeltlich in volle Verpflegung nehmen zu können. Früher belief sich, bei dem billigeren Preise der Lebensmittel, diese Anzahl auf 140—150. Zu den Vorzügen des Bades gehören aber hauptsächlich die sehr zahlreichen und in jeder Steigung vorhandenen Spaziergänge, die fast alle auch bei regnerischer Witterung dem Kranken gestatten, trockenen Fußes sich zu ergehen, da die Lage des Ortes auf einem von drei Seiten durch eine tiefe Bodensenkung umgebenen Plateau durch diese Eigenschaft eine treffliche natürliche Drainirung gewährt. Außerdem bietet die ganze Umgebung die überraschendsten Scenerien. Das Bad ist umgeben von den Höhen: Roßstein (1695 Met.), Badlahne, Jägerleiten, Risserkogel (1837 Met.), Hohlenstein (östlich), Weningberg, Planberg (südlich), Gernberg (1826 Met.) und Schildenstein (1613 Met., südöstlich), letzteren mit der schönsten Fernsicht. Oestlich am Abhange des Hohlensteines befindet sich oberhalb einer Quelle die Büste — König-Max-Monument — des Königs Maximilian I. mit der Inschrift: „Rein und segenreich wie diese Quelle war sein Leben." Neben dem Curhause befindet sich eine Kapelle, die 1707 eingeweiht wurde. *(Ferdinand Moesch.)*

KREUTZ oder KÖRÖS, Comitat in Kroatien, durch die Donau von den Comitaten Zala und Somogy getrennt, umfaßt ein Areal von 2180,76 □Kilom. mit (1880) 120,416 meist römisch-katholischen Einwohnern, ist reich an Waldbeständen sowie an angebautem Lande, das Getreide, Mais, Hirse, viel Gemüse, Taback und Obst erzeugt. Auch die Maulbeerbaumcultur und der Weinbau (darunter besonders der rothe Moßlaviner Wein) sind nicht ohne Bedeutung. Hauptort des Comitats ist die alte königl. Freistadt Kreutz, mit 3655 Einwohnern, an der Linie Zákány-Agram der Ungarischen Staatsbahnen, Sitz der Comitatsbehörden und eines griechisch-katholischen Bischofs. *(J. Hunfalvy.)*

KREUTZER (Konradin), hervorragender Lieder- und Operncomponist, nach dem Kirchenbuche von Möskirch in Baden, Kreutzer's Geburtsorte, nicht, wie viele angeben, 1782, sondern den 22. Nov. 1780 geboren, gest. in Riga den 14. Dec. 1849. Da sich bei dem Knaben schon frühzeitig eine große Neigung und entschiedenes Talent zur Musik zeigte, so ließ ihn sein Vater, der Mühlenbesitzer war, von dem dortigen Chorregenten Rieger in den Elementen der Musik unterrichten. Von hier zu weiteren Studien nach der Abtei Zwiefalten gesandt, empfing der junge Kreutzer bei dem Priester Ernst Weinrauch, der als gediegener Contrapunktist galt, Unterricht in der Compositionslehre und bildete sich gleichzeitig im Gesange, auf dem Klaviere und andern Instrumenten (u. a. auf der Klarinette) aus. Von hier aus kam er nach dem Kloster Schleußenried, wo er seinen weitern wissenschaftlichen Studien oblag, gleichzeitig aber schon im Gottesdienste als Organist fungirte. Nach dem im J. 1797 erfolgten Tode seines Vaters nahm der Oheim und Vormund den jungen Konradin 1799 nach Freiburg, damit derselbe hier Medicin studire. Da Kreutzer aber einen unwiderstehlichen Drang zur Musik hatte, so willigte der Oheim endlich in die Wünsche des Neffen ein und schickte denselben nach Wien, wo letzterer — nach einem kürzern Aufenthalte in Constanz — noch zwei Jahre Albrechtsberger's Unterricht genoß. Während seines Aufenthaltes in der süddeutschen Musikmetropole, welcher bis 1811 währte, componirte Kreutzer verschiedene kleinere und größere Kirchenmusiken, darunter Messen, sowie Concerte, Sonaten, Trios und Quartette, ebenso die Opern „Aesop in Phrygien" (1808), „Konradin von Schwaben", „der Taucher" (1809), sowie „Jery und Bätely" (1810). Hierauf unternahm er mit seinem Freunde Leppig eine Kunstreise durch Deutschland, um dem Publikum dessen Panmelodikon vorzuführen, wobei sich Kreutzer zugleich als Pianofortvirtuos rühmlichst bekannt machte. Im J. 1812 gelang es unserm Künstler, seine in Wien von der Censur abgelehnte Oper „Konradin von Schwaben" zur Aufführung zu bringen, worauf er zum königl. würtembergischen Hofkapellmeister ernannt wurde. In diese Zeit fällt u. a. die Composition der Opern „Die Insulanerin", „Die Alpenhütte", „Zwei Worte oder die

Nacht im Walde", „Alimon und Zaide", „Feodore", sowie des Oratoriums „Die Sendung Mosis". Von 1816 an sehen wir Kreutzer als Klavierspieler wiederholt auf Reisen und zugleich von 1817—1821 als fürstl. Fürstenberg'schen Kapellmeister in Donaueschingen. Hier schrieb er, nachdem er sich durch die Veröffentlichung seiner Frühlings- und Wanderlieder (Op. 33 und 34) bereits seinen Ruf als Liedercomponist gegründet, viele Lieder, Kammermusikwerke und Klaviersachen, auch die Oper „Cordelia", welche in Wien, Dresden und München mit Erfolg zur Aufführung gelangte. Das Verlangen nach einem größeren Wirkungskreise führte Kreutzer wieder nach Wien, wo er am 24. Dec. 1822 die romantische Oper „Libussa" zur Aufführung brachte und kurz darauf zum Kapellmeister des Hofoperntheaters ernannt wurde. Kreutzer verblieb in dieser Stellung bis zum J. 1833, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, welche eine Reise nach Paris veranlaßte, die der Componist unternahm, um dort seine komische Oper „L'eau de la jouvence" aufzuführen, bis er dieselbe mit der Kapellmeisterstelle am Josephstädter Theater vertauschte, die er bis zum Jahre 1840 bekleidete. In die Zeit seines wiener Aufenthaltes fällt neben der Composition mehrerer Vocal- und Instrumentalwerke, sowie einer „Hymne" zur Genesung des Kaisers (1826), noch die der nachstehenden Bühnenwerke: „Sigune" (1823), „Erfüllte Hoffnung" (1824), „Die lustige Werbung", „Das Mädchen von Montfermeuil" (1829 am Kärtnerthortheater aufgeführt), „Baron Luft", „Die Jungfrau" (1831), „Der Lastträger an der Themse" (1832), „Melusine" (1833), sein bedeutendstes Werk „Das Nachtlager in Granada" (1834 für das Josephstädter Theater in Wien geschrieben), „Tom Rick" (1834), „Der Bräutigam in der Klemme" (1835), „Der Verschwender" (1835), „Die Höhle von Waverley" (1837), „Fridolin" (1837), „Die beiden Figaro" (1839). Den 20. Sept. 1840 übernahm Kreutzer das Musikdirectoriat an der Oper zu Köln, woselbst er auch drei Jahre später das 23. Niederrheinische Musikfest leitete. Im Jahre 1842 brachte er in Wiesbaden seine Oper „Der Edelknecht", desgleichen 1843 und 1844 verschiedene andere seiner Opern in Paris zur Aufführung; auch ging 1846 die dreiactige Oper „Die Hochländerin am Kaukasus" in Hamburg, Graz und Prag in Scene, während seine letzte Oper „Zenobia" bisjetzt weder aufgeführt noch im Drucke veröffentlicht wurde. Schließlich übernahm Kreutzer noch an Stelle O. Nicolai's auf ein Jahr die musikalische Leitung der Hofoper zu Wien, denn schon im Herbste 1848 begleitete er seine Tochter Cäcilie, welche er zur Bühnensängerin ausgebildet und mit der er schon im J. 1840 mehrere Concertreisen unternommen hatte, nach Riga, wo dieselbe (nicht deren Vater) engagirt war. Hier wurde Kreutzer am 14. Dec. 1849 durch einen Schlagfluß betroffen, welcher der rastlosen Thätigkeit des Künstlers ein plötzliches Ende machte. Außer den erwähnten Schöpfungen Kreutzer's für die Bühne sind noch von größeren Vocalwerken zu nennen: 4 große und 6 kleinere Messen, eine darunter in Begleitung von Blasinstrumenten, ohne Saiteninstrumente, mehrere Offertorien und Gratuale, Motetten, verschiedene Cantaten, Chöre u. s. w.; von kleineren Gesangscompositionen: die Fortsetzungen der bereits erwähnten Frühlings- und Wanderlieder, 6 Hefte, Vocalquartette (jedes zu 12 Liedern), 12 Lieder aus der Ferne, viele einzelne Gesänge mit Pianoforte-, Violoncello- und Hornbegleitung, von Instrumentalwerken endlich: 3 Klavierconcerte, 6 Sonaten mit Violine und Violoncello, ein Quartett (sämmtliche in Druck erschienen), viele einzelne Pièces, Concertantes für Blasinstrumente u. s. w. Wie schon angedeutet, war Kreutzer ein allseitig gebildeter Musiker und ein vortrefflicher Interpret seiner eigenen Sachen, und zwar nicht nur als Instrumentalist, sondern auch als Sänger, welchem Umstande er zum nicht geringen Theil die schnelle Anerkennung, die er als Liedercomponist fand, zu danken hat. Reiche praktische Erfahrung und Routine verbanden sich in ihm mit feinem Geschmack und reicher melodischer Begabung. Wenn sich von seinen Werken nur das „Nachtlager in Granada", dessen Melodien oft von bestrickendem Zauber und voll Glut der Empfindung sind, sowie die Musik zu Raimund's Volksmärchen „Der Verschwender" auf den Bühnen erhalten haben und nur seine Männergesänge noch in dem Munde des Volkes fortleben, so liegt das namentlich daran, daß jene vergessenen Werke der Originalität und Vertiefung ermangeln, die man nach Rich. Wagner's reformatorischem Auftreten von dem Musikdrama verlangt. (*A. Tottmann.*)

KREUTZER (Rudolf), französischer Violinvirtuos und Componist, von deutschen Aeltern stammend, geb. den 16. Nov. 1766 zu Versailles, gest. zu Genf den 6. Jan. 1831. Rudolf Kreutzer gehört zu den drei Hauptvertretern der classischen französischen Geigenschule: Rode-Kreutzer-Baillot, welche die von den Italienern Tartini, Pugnani und Viotti vertretenen Principien einer gediegenen seelenvollen, namentlich auf große, edle Tongebung und langathmige Bogenführung Gewicht legende Violinbehandlung weiter entwickelte, und die ihren Höhepunkt und ihren Abschluß in der durch Spohr begründeten deutschen Geigenschule fanden. Frühzeitig durch den Vater, der Violinist der königl. Kapelle in Paris war, in die Musik eingeführt, übernahm später Stamitz die Ausbildung des Knaben, der sich schon im 12. Jahre öffentlich hören ließ und mit dem 13. im Concert-Spirituel mit einem Concert eigener Composition alles zur Bewunderung hinriß. Da Rudolf's Aeltern unbemittelt waren, übernahm der Graf Artois Kreutzer's fernere Ausbildung und gab den Knaben in die Schule Viotti's. Drei Jahre nach seinem ersten Auftreten spielte der jugendliche Virtuos in einem Concerte der berühmten Sängerin Mara und erregte noch größere Bewunderung als bei seinem ersten Auftreten. Noch war Kreutzer in der Composition Autodidakt und gab als solcher 1784 sechs Duos für Violine und Violoncello heraus. Unermüdlich weiter strebend, gelang es ihm endlich, 1790 durch den Eintritt in das Orchester des Théâtre Italien (nachmals die Opéra comique) und die sich ihm dadurch eröffnenden engeren Beziehungen zur Bühne hier seine Erstlingsoper „Jeanne d'Arc" zur Aufführung zu bringen. Bald folgten die Opern „Paul et Virginie"

(1792), „Lodoïska“, „Charlotte et Werther“, „Le franc Breton“, „Le déserteur de la montagne de Hamm“, „Le siége de Lille“, welche alle mehr oder weniger Erfolg hatten. Im J. 1796 begab sich Kreutzer auf Kunstreisen nach Italien, Deutschland und Holland, wo er überall als Virtuos die glänzendsten Triumphe feierte. Nach seiner Rückkehr (nach einigen Angaben schon im J. 1795) als Violinprofessor an das neugegründete Conservatorium zu Paris berufen, betheiligte er sich hier an der Abfassung des großen Werkes „Méthode de Violon par les citoyens Baillot, Rode et Kreutzer, membre au conservatoire de musique, redigée par Baillot, adoptée par le conservatoire pour servir à l'étude dans cet établissement à Paris, au Magasin de musique“ 1803, welches deutsch und französisch in Leipzig bei Kühnel erschien, wo auch verschiedene andere Compositionen, so z. B. „Nouveaux Caprices ou Études du Violon“, gedruckt wurden. Im J. 1801 trat Kreutzer an Stelle seines einzigen Rivalen Pierre Rode als Soloviolinist in das Orchester der Großen Oper ein. Gleichzeitig wirkte er als Soloviolinist von 1812 an in der Privatkapelle Napoleon's, und von 1815 in gleicher Eigenschaft in der Ludwig's XVIII. Im J. 1816 wurde er der zweite und ein Jahr später der erste Kapellmeister an der Großen Oper, bis er (1824) die ganze musikalische Aufsicht über dieselbe erhielt. Im J. 1825 zog er sich in den Ruhestand zurück und ging später nach Genf, um seinem geschwächten Gesundheitszustande aufzuhelfen. Hier starb Kreutzer am 6. Jan. 1831.

Von seinen vielen Opern (30—40 an der Zahl) hat sich keine auf dem Repertoire erhalten. Ja, Kreutzer mußte sogar nach seinem Amtsrücktritte die Kränkung erleben, seine letzte Oper „Mathilde“ von der Direction der Großen Oper zurückgewiesen zu sehen. Auch von seinen Concerten wird selten noch eins öffentlich gespielt, obgleich Kreutzer jenem berühmten Dreigestirn angehört, von welchem die Aera des modernen classischen Violinconcerts datirt und seine Concerte in schönen neuen Ausgaben bei Peters und bei André vorliegen. Es dürfte dies hauptsächlich seinen Grund darin haben, daß in ihnen nicht der reiche Schöpferquell sprudelt wie in den Werken Viotti's, dieselben auch nicht den gefühlsinnigen Gesang besitzen wie Rode's Concerte, sondern daß in ihnen ein mehr kleinlich freundlicher Geisteszug vorwaltet. Dessenungeachtet gehören sie der gediegensten Kunstrichtung an und bieten ein sehr werthvolles Material für das Studium (vgl. A. Tottmann, Führer durch die Violinliteratur, Leipzig 1874). Dasselbe gilt auch von Kreutzer's Doppelconcerten, Trios und Quartetten. Dagegen erfreuen sich seine Violinduette noch großer Beliebtheit. Ein unsterbliches Werk Kreutzer's sind die „40 Études ou Caprices“ für Violine (in neuen Ausgaben vorliegend, Leipzig bei Senff, mit Begleitung einer zweiten Violine von Habeneck bei Schlesinger, mit Begleitung einer zweiten Violine oder des Pianoforte von Eichheim bei Hofmeister). Dasselbe ist ganz unentbehrlich für den gediegenen Entwickelungsgang des Geigers. Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, daß L. van Beethoven Kreutzer seine große Sonate für Violine und Pianoforte (Op. 47) gewidmet und dessen Namen schon dadurch unsterblich gemacht hat. (*A. Tottmann.*)

KREUTZWALD (Friedrich Reinhold), der Schöpfer der ehstnischen Nationalliteratur, wurde 1803 am 14/.26. Dec. auf dem Gute Jömper im St.-Katharinenschen Kirchspiele in Ehstland geboren, studirte von 1826—32 auf der Dorpater Universität Medicin und habilitirte sich nach absolvirtem Studium 1833 als Stadtarzt in Werro (Livland). Hier fand er, auf Anregung seines Freundes und Landsmannes Rob. Fählmann Muße, sich mythologischen, ethnographischen und literarhistorischen Studien hinzugeben, die die Geschichte der Ehsten betrafen und in der damals am meisten gelesenen baltischen Zeitschrift, im Dorpater „Inland“ von 1837—56 erschienen. Unter diesen heben wir namentlich zwei Arbeiten hervor, die einen jahrelang währenden literarischen Streit hervorriefen. Wir meinen Kreutzwald's „Ehstnische Sage von Menschen mit Hundeschnauzen (Koera koonlassed)“, angegriffen von Ed. Ahrens (vgl. Dorpater „Inland“ 1837, Nr. 2 u. 8, 1844, Nr. 44 u. 51 und 1846) und Kreutzwald's Studie „Das Labyrinth in Arrokull bei Dorpat“, angegriffen von Prof. Dr. Fr. Kruse (vgl. Dorpater „Inland“ 1844, Nr. 41, 45 u. 51, und 1856, Nr. 27). Letztere Arbeit machte sogar in England von sich reden. Während dieses Zeitraumes hatte Kreutzwald die durch den Tod vereitelte Lebensaufgabe seines Freundes Fählmann (gest. 1850) zu der seinigen gemacht, nämlich die zerstreuten Theile des phantasievollen Nationalepos der Ehsten „Die Kalewiade“ zu sammeln und zu einem Ganzen zu vereinigen. Nach unsagbaren Schwierigkeiten gelang es seinem Feuereifer und andern Freunden ehstnischer Volkspoesie, die gesammelten Sagenbruchstücke mit feinem Verständnisse und echter poetischer Kunst zu einem Volksepos zu verarbeiten. Die deutsche „Gelehrte ehstnische Gesellschaft in Dorpat“ ließ es sich nicht nehmen, das immense Werk ihres Mitgliedes, resp. Mitglieder, zum Druck zu befördern. Unter dem Titel: „Kalewipoeg, eine ehstnische Sage“ (gesammelt von Fählmann u. a. unter der Redaction von Kreutzwald, verdeutscht von Karl Reinthal und Dr. Bertram [Schulz], Dorpat 1857—61), erschien das Werk in ehstnischer und deutscher Sprache in den Verhandlungen der Gesellschaft, mit einem Vorworte und Anmerkungen von Kreutzwald. Durch dieses Werk, welches die Sagen der Vergessenheit entriß, rief Kreutzwald eine ganze Literatur ins Leben (vgl. Winkelmann, Bibliotheca Livoniae historica, Berlin 1878) und machte im Grunde das große europäische Publikum durch die Kalewiade erst mit dem Ehstenvolke bekannt. Das zweite große Werk, welches Kreutzwald während des genannten Zeitraumes veröffentlichte, waren die „Mythischen und magischen Lieder der Ehsten“, gesammelt im Verein mit Heinrich Neus, die, mit einem Vorworte von Anton Schiefner versehen (St.-Petersburg und Leipzig 1854), auf Kosten der St.-Petersburger Akademie gedruckt erschienen. Sie bilden eine wesentliche Ergänzung, nicht nur zu Heinrich Neus' „Ehstnischen Volksliedern in Urschrift und Uebersetzung“ (herausgegeben von der Ehstnischen literarischen Gesellschaft zu Reval 1850—52 in 3 Bdn.), son-

dern auch zu dem überaus seltenen Werke von Forselius-Böcler: „Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten", welches Buch Kreutzwald „mit auf die Gegenwart bezüglichen Anmerkungen beleuchtete" (St.-Petersburg und Leipzig 1854.) Diesen bedeutenden Werken, die uns einen tiefen Einblick in das Leben der alten Ehsten gewähren, schloß sich seine „Ehstnische Märchensammlung" an, die in deutscher Uebersetzung von Fr. Löwe mit einem Vorworte und gelehrten Anmerkungen von Anton Schiefner und Reinhold Köhler in Halle 1869 und 1881 in 2 Bdn. erschienen. Mit diesen Sammlungen ist Kreutzwald's Name unvergeßlich verknüpft. Im J. 1877 war Kreutzwald nach beinahe 45-jähriger glücklicher Wirksamkeit als Arzt in Werro nach Dorpat übergesiedelt, wo er am 13./25. Aug. 1882 starb.
(*P. Th. Falck.*)

KREUZ. Kreuz ist die Bezeichnung für zwei sich schneidende Linien, wobei die Winkelstellung und die Länge wie die Richtung der Linien verschieden sein können. Es diente schon in den ältesten Zeiten in der einen oder der andern Form als Ornament, erhielt aber frühzeitig auch die Bedeutung eines religiösen Symbols oder eines Zeichens von bestimmtem Werthe (z. B. Münzzeichen). Daneben ist mit Kreuz das Marterwerkzeug bezeichnet, welches dem danach bezeichneten Hinrichtungsverfahren, der Kreuzigung, den ihm eigenthümlichen Charakter gibt. Die Kreuzigung scheint orientalischen Ursprungs zu sein. Assyrer, Perser, Aegypter, Phönizier und andere Völker des Morgenlandes haben sie in abweichendem Modus geübt. Von ihnen kam sie zu den Griechen, von denen z. B. Alexander der Große nach der Eroberung von Tyrus sie in großem Umfange an den gefangenen Belagerten in Anwendung brachte. Auch im Occident, bei den Römern, bürgerte sie sich ein, vielleicht unter unmittelbarem Einflusse der Karthager. So verhängte sie Titus über die vor Jerusalem gefangenen Juden in solcher Ausdehnung, daß endlich das dazu nöthige Holz nicht mehr zu beschaffen war. Ueberall galt die Kreuzigung als höchste und schimpflichste Strafe (*Arnob.*, Disput. adv. gent. I, 36: extremum supplicium. — *Cicero*, In Verrem V, 64: crudelissimum teterrimumque supplicium), die im römischen Reiche den Bürger nicht treffen sollte.

Die Zurichtung des Kreuzes und die Kreuzigung selbst war keine einheitliche. Das Kreuz bestand entweder nur aus einem aufrecht stehenden Balken, an welchen der Verurtheilte hängend befestigt wurde (die Pfählung gehört nicht hierher) oder aus einem Balken mit aufgelegtem Querholze T (wofür der spätere archäologische Name crux commissa ist) oder aus zwei sich durchschneidenden Balken + (crux immissa). Dagegen hat das sogenannte Andreaskreuz × (crux decussata, Andreana), an welchem nach der Legende der Apostel Andreas das Martyrium erlitten haben soll, in Wirklichkeit nicht existirt. In den meisten Fällen stand der etwas über Manneshöhe reichende aufrechte Balken, wie die spätern Galgen, an der Hinrichtungsstätte fest, und das Querholz (patibulum, auch σταυρός, crux genannt) wurde von dem Verurtheilten getragen. Daß das Kreuz — ob immer, ist freilich fraglich — in der Mitte ein Sitzholz (sedile) zum Tragen des Körpers hatte, wird von Justin dem Märtyrer, Irenäus und Tertullian bezeugt. Das Fußholz, welches das palatinische Spottcrucifix zeigt, ist schwerlich stets vorhanden gewesen. Die Ursache der Bestrafung pflegte entweder vor dem Verurtheilten durch einen Herold laut ausgerufen oder auf eine am Kreuze befestigte Tafel (τίτλος, titulus) aufgeschrieben zu werden.

Die Execution begann, wol ausnahmslos, mit der Geiselung; dieselbe wurde von dem dazu bestellten Commando vollzogen, in dessen Hände der Verurtheilte gegeben war, ohne daß sich die richterliche Behörde um die Mishandlungen, welche die Roheit der Henker den einzelnen von Delinquenten auferlegte, zu kümmern veranlaßt sah. Die Befestigung des Körpers geschah mit Stricken allein oder mit Stricken und Nägeln; diese letzteren wurden bald in die Hände, bald in die Hände und die Füße eingetrieben (*Lucan.*, Pharsal. VI, 538 fg.; *Artemid.*, Oneiron. I, 78; *Plautus*, Most. II, 1, 12 u. s. w.). Der Tod erfolgte „langsam durch die allmähliche, von den Extremitäten nach den innern edlen Theilen sich verbreitende Erstarrung der Muskeln, Adern und Nerven". Kräftige Naturen haben wol bis zu dem dritten Tage die Marter bestanden (*Euseb.*, Hist. eccl. VIII, 3). Die Leichname verblieben in der Regel am Kreuze; nur in Ausnahmefällen wurden sie den Angehörigen zur Beerdigung ausgeliefert (Matth. 27, 57 fg. und die Parallelen).

Ueber die Beschaffenheit des Kreuzes Jesu liegen keine bestimmten Nachrichten vor. Um die Mitte des 2. Jahrh. (*Justinus*, M. Apol. I, 55; Dial. c. Tr. 91) wird es gelegentlich als vierschenkeliges bezeichnet; von derselben Beschaffenheit ist das palatinische Spottcrucifix. Da ferner die Evangelien (Matth. 27, 37 und die Parallelen) ausdrücklich berichten, daß oben am Kreuze, also doch über dem Querbalken, der titulus befestigt war, so ist anzunehmen, daß jene Ueberlieferung wol richtig sei. Die Vermuthung Fulda's, daß das Kreuz Jesu ein aufrecht stehender Balken ohne Querholz gewesen sei, ist durchaus grundlos. Vgl. Justus Lipsius, De cruce lib. III (Antverp. 1595); F. A. Zestermann, Die bildliche Darstellung des Kreuzes und der Kreuzigung Christi (Leipzig 1867, 1868, Programme der Thomasschule); J. Stockbauer, Kunstgeschichte des Kreuzes (Schaffhausen 1870); O. Zöckler, Das Kreuz Christi (Gütersloh 1875); H. Fulda, Das Kreuz und die Kreuzigung (Breslau 1878); V. Schultze, Das Kreuz (in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie, 2. Auflage, VIII, 270 fg.).

Die älteste bildliche Darstellung der Kreuzigung ist ein oben mehrfach erwähntes im J. 1856 am südwestlichen Abhange des Palatinus entdecktes, jetzt im Museo Kircheriano aufbewahrtes Graffito. Dasselbe, zur Verspottung der Christen entworfen, zeigt an einem vierschenkeligen Kreuze einen Mann mit Eselshaupt, der sich nach links einem neben dem Kreuze stehenden Jünglinge zuwendet, der sich im Acte der Anbetung (adoratio) befindet. Daneben stehen die Worte ΑΛΕΞΑΜΕΝΟϹ || CEBETE (=σέβεται) || ΘΕΟΝ. Das Graffito scheint dem

Anfange des 3. Jahrhunderts anzugehören. Abgebildet und erklärt von Garrucci, Il Crocifisso graffito in casa dei Cesari (Rom 1857); F. Becker, Das Spottcrucifix der römischen Kaiserpaläste (Breslau 1866); F. X. Kraus, Das Spottcrucifix vom Palatin (Freiberg 1872). Die christliche Kunst hat längere Zeit Bedenken getragen, die Kreuzigung Jesu darzustellen. Das erste Beispiel bietet ein am Ende des 5. oder dem Anfange des 6. Jahrh. gearbeitetes Elfenbeinrelief italienischen Ursprungs (jetzt im Britischen Museum). Das Kreuz ist auch hier ein dreischenkeliges und trägt den Titulus mit der Aufschrift REX IVD (aeorum). Es hat eine Länge von etwas über Manneshöhe. Die Hände Christi sind angenagelt; ob auch die auf einem Trittbrete ruhenden Füße, läßt sich nicht erkennen. Vgl. Dobbert, Zur Entstehungsgeschichte des Crucifixes (Jahresbericht der Königlich preußischen Kunstsammlung I, 1, S. 41 fg.); E. Engelhardt, Die ältesten Crucifixe (Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und künstliches Leben, 1880, S. 188 fg). Ein altes Holzrelief an der Thür der Basilika S.-Sabina auf dem Aventin (Kondakoff, Les sculptures de la porte de Sainte-Sabine à Rome [in der Revue archéol. 1877, XXXIII, S. 361 fg.]), das gewöhnlich als Kreuzigung gedeutet wird, scheint andern Inhaltes zu sein (V. Schultze in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, V, 3, S. 451). Seit dem 6. Jahrh. mehren sich die Kreuzigungsdarstellungen; sie zeigen auch das Mittelalter hindurch eine große Mannichfaltigkeit; in den letzten Jahrhunderten sind sie einheitlicher geworden, und in neuester Zeit hat man sich bemüht, hier „historisch" zu sein.

Früher als der Crucifixus erscheint in der christlichen Kunst das Kreuz als das heilige Symbol der Erlösung durch Christi Tod. Auf Grabinschriften läßt es sich in dieser Bedeutung zuerst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. nachweisen und schwerlich hat man früher Gebrauch davon gemacht. Die Meinung, daß es in vor-Constantinischer Zeit unter mancherlei andern Zeichen, wie dem sogenannten Swastika 卍 (crux gammata) oder dem Anker verhüllt worden sei (sogenannte cruces dissimulatae), ist haltlos (vgl. V. Schultze, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, III, S. 479). Auch das Monogramm Christi steht mit dem Kreuzeszeichen in keinerlei Zusammenhange. Außer auf den Grabinschriften beobachten wir in immer weiterer Verbreitung das Kreuz auf den Gegenständen des täglichen Lebens (Becher, Lampen, Löffel, Kleider), Waffen, Schmucksachen (Ringe, Armbänder u. s. w.), Münzen u. s. w. Es wird kaiserliches Insigne, ziert Krone und Scepter; auch Diplome trugen es. Besonders in der Kirche wurde reichlich Gebrauch von ihm gemacht; es begleitete die Unterschrift der Geistlichen, regelmäßig der Bischöfe, bezeichnete in der einen oder der andern Form kirchliche Würden (Abtskreuz, erzbischöfliches Kreuz) und Stände und wurde in den Kreuzzügen das Panier der Christenheit gegenüber dem Halbmonde. Schon früh fand es in den kirchlichen Gebäuden Eingang: der Altar, die Wandflächen, die Gewänder, die Kelche u. s. w. trugen es. Auf der Spitze des Thurmes ragte es empor, erhob sich auf den Gräbern und an den Stationswegen. Man pflegt, den thatsächlichen Verhältnissen indeß nicht genau entsprechend, zu unterscheiden: griechisches Kreuz +, mit gleicher Balkenlänge, und lateinisches Kreuz † mit kürzerem Querbalken. Andere Variationen sind: das sogenannte Doppelkreuz ǂ, welches auch den Titulus hat (in der Römischen Kirche heute noch häufig), das dreifache Kreuz ‡, welches bei Processionen dem Papste oder dessen officiellem Vertreter vorgetragen wird, und die bei den sektirerischen Raskolniken gebräuchliche Form ☦ und andere mehr.

Neben dieser Verwendung des Kreuzes geht in den beiden katholischen Kirchen der religiös-symbolische Act des Kreuzschlagens; er ist schon am Ende des 2. Jahrh. (Tertull.) nachweisbar und wird später gelegentlich — freilich in durchaus unbegründeter Weise — auf apostolische Ueberlieferung zurückgeführt. Stirn, Brust und Mund sind im allgemeinen die mit dem Kreuze bezeichneten Theile. Im einzelnen hat sich der Modus verschieden gestaltet (deutsches, lateinisches, griechisches Kreuz). Das Kreuzeszeichen hat in dieser Verwendung (sogenanntes crux usualis, im Gegensatze zu der Darstellung des Kreuzes, crux exemplata) eine prophylaktische Bedeutung, welche von Prudentius einmal bezeichnet wird mit den Worten: Crux pellit omne noxium. In derselben Werthschätzung standen die Amulete in Kreuzesform (vgl. V. Schultze, Die Katakomben (Leipzig 1882, S. 220).

Das Kreuz Christi, das an der heiligen Grabesstätte durch die Kaiserin Helena wieder aufgefunden sein und von dem damaligen Bischofe Makarius in Jerusalem in Silber gefaßt und in der Hauptkirche aufgestellt sein soll, hat zwei kirchliche Feste geschaffen; zunächst das festum inventionis sanctae crucis, zur Erinnerung an die legendarische Kreuzesauffindung, seit dem 6. Jahrh. im Abendlande gefeiert, und zwar seit dem 13. Jahrh. am 3. Mai, was Gregor XI. im J. 1376 förmlich sanctionirte; dann das Fest der Kreuzerhebung, festum exaltationis sanctae crucis, dessen Ursprung verschieden erzählt wird. Wahrscheinlich diente es der Erinnerung an die Wiedererlangung des am Anfange des 7. Jahrh. von den Persern nach der Eroberung Jerusalems geraubten Kreuzes. Der Kaiser Heraclius brachte die auf Grund des Friedensvertrages wiedergewonnene Reliquie im J. 631 feierlich nach Jerusalem zurück. Das Fest wurde am 14. September gefeiert. Vom Orient aus verbreitete es sich bald nach dem Abendlande. Honorius I. (625—638) führte es hier officiell ein.

Vgl. außer den oben angeführten Werken von Stockbauer und Zöckler: Augusti, Handbuch der christlichen Archäologie, (3 Bde., Leipzig 1836—37); H. Merz in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie, 2. Aufl., VIII, S. 272 fg. *(Victor Schultze.)*

KREUZ (in der Heraldik). Dasselbe verdient um so mehr der Beachtung, als es auch in der Numismatik, welche mit jener Hand in Hand geht, oft ein bestimmendes Moment ist. Das ebenso frühe als häufige Auftreten der Kreuze in der Heraldik hat zur Folge gehabt, daß sich ihre Gestalt oft bis zur Unkenntlichkeit verändert hat und daß sie, wie kein anderes Wappen-

bild, zu den wunderlichsten Figuren ausgeartet sind, wodurch ihre genaue Kenntniß und richtige Blasonnirung wesentlich erschwert ist.

Zweifellos ist die Entwickelung des heraldischen Kreuzes wesentlich auf die Kreuzzüge zurückzuführen, in denen sowol die Kreuzfahrer als die zahlreich gestifteten Ritterorden das Kreuz als Unterscheidungs- und Erkennungszeichen in der mannichfachsten Form an ihren Rüstungen, Fahnen, Kleidungsstücken und Wappenschilden anbrachten. Wenn von einigen Heraldikern die Figur des Kreuzes so erklärt wird, daß sie durch die Verbindung von Pfahl und Balken entstanden sei, so ist dies entschieden unrichtig, da zwei übereinandergelegte Figuren stets zwei verschiedene Bilder bleiben, während das Kreuz nur Eine Figur ist, deren Umrisse in Eine Linie verlaufen und keine Vereinigung zweier Bilder andeuten. Auch historisch ist jene Deutung falsch, da das Kreuz — wenigstens auf Münzen — viel früher erscheint, ehe man den heraldischen Pfahl und Balken überhaupt kannte.

Vom heraldischen Standpunkte aus betrachtet ist das Kreuz die interessanteste, weil veränderlichste Figur, denn nicht allein, daß es in allen Tincturen, gestückt, bordirt, durchbrochen und belegt, sondern auch mit den verschiedensten Linien begrenzt sein kann, wie gezahnt, gekerbt, geschuppt, gewellt, gewolkt oder gezinnt, sowie endlich auch mehrmals zusammengesetzt vorkommt, oft auch ändert es seine Form in der Art, daß es kaum noch als Kreuz anzusehen wäre, wenn nicht der althergebrachte Name es als solches bezeichnete.

Die Kreuze zerfallen in:

I. Anstehende Kreuze, d. h. solche, deren Arme den Schildesrand berühren: A. Andreas- oder Schrägkreuze, in der einfachen glatten Form auch Burgunder Kreuz genannt. B. Die gemeinen Kreuze, welche sich von den vorigen dadurch unterscheiden, daß die Kreuzarme nicht die Schildesecken, sondern die Mitte der vier Schildseiten berühren.

Innerhalb dieser Gattung haben wir, außer den auch bei A vorkommenden gezahnten, gekerbten, geschuppten, gezinnten und andern Gestaltungen, noch mehrere Arten mit specieller Bezeichnung, wie Tatzenkreuz oder Mantuanisches Kreuz, Ständerkreuz, unstehendes Krückenkreuz, Stufenkreuz, gewundenes Kreuz, Münzenkreuz, Rautenkreuz, Zwillingskreuz, Fadenkreuz oder Stabkreuz.

II. Schwebende oder abgeledigte Kreuze. A. Andreas- oder Schrägkreuze, darunter der Andreasschragen, das Schächerkreuz, Maueranterkreuz, Astkreuz, Wiederkreuz, Apfel-, Klee-, Lilien- und Löwenkreuz. B. Schwebende gemeine Kreuze, darunter das bekannte Schweizer oder Genfer Kreuz, auch kurz Rothes Kreuz genannt, ferner das Nagelspitzkreuz, Palissadenkreuz, Sternkreuz, Gartenmesserkreuz, Rundendigeskreuz, Rollenkreuz, Mauerankerkreuz, Hakenkreuz, Halbkrückenkreuz, Mühleisenkreuz, Ankerkreuz, Schwalbenschwanzkreuz, Gabelkreuz, Zirkelkreuz, Toulouser (Tolosanisches-, Prinzen- oder Schlüsselring-) Kreuz, Kolbenkreuz, Apfelkreuz, Pilgrimskreuz, Mond-, Schlangen-, Doppelschlangen-, Kronen-, Scepter- und Lilienkreuze, Kreuz von Alcantara, St.- Dominicuskreuz, Kleeblatt- oder Lazaruskreuz und das Zwieselkreuz. C. Vermehrte schwebende Kreuze, wie das Krückenkreuz, Jerusalemskreuz und das Doppelkrückenkreuz. D. Breitendige gemeine Kreuze, wie das Eiserne Kreuz von 1813—15 und 1870—71, welches vielfach in Wappen verliehen ist, das breitendige Ankerkreuz, das Stockkreuz, das Malteser- oder Johanniterkreuz. E. Gestümmelte Kreuze, z. B. das polnische Wappen Prus' I.

III. Die Hoch- oder Passionskreuze haben ihren Namen von der das wirkliche Kreuz Christi darstellenden Gestalt. Man hat: A. Einarmige, meist schwebende, z. B. das Aethiopische Kreuz. B. Die Patriarchenkreuze, darunter das Lothringische, auch Ungarische Kreuz. C. Die drei- und vierarmigen Hochkreuze, z. B. das polnische Wappen Pilawa. D. Besondere Hochkreuze, wie das Peterskreuz, das Antoniuskreuz, Gabelkreuz, Schächerkreuz, Christuskreuz, Jakobskreuz, Katharinakreuz.

IV. Achtarmige Kreuze, nämlich Doppelkreuz, Armbrustkreuz, doppeltes Lilienkreuz und Patriarchenkreuz.

V. Die Werkmeisterkreuze sind keine heraldischen Kreuze, sondern Hausmarken.

(*J. Graf von Oeynhausen.*)

KREUZ (in der Musik). Eins der beiden Versetzungszeichen (s. d., das Wiederherstellungszeichen nicht mitgerechnet), welches die beziehentliche Note, vor der es steht, um eine chromatische, d. i. um einen kleinen halben Ton erhöht und im Deutschen dem Namen derselben die Silbe is anhängt: c, cis, während die Engländer das Wort sharp, die Holländer das Wort kruis, die Italiener und Franzosen dagegen die Bezeichnung diesès — dièse zur Bezeichnung der Erhöhung haben. Eine doppelte Erhöhung hängt dem betreffenden Notennamen im Deutschen die Silbe isis an und hat in der Schrift das sogenannte Doppelkreuz ×, während das Kreuz für die einfache Erhöhung so ist: ♯. Mit Recht macht Ferd. Hiller darauf aufmerksam, daß die Gestalten der beiden Kreuze von Rechts wegen umgekehrt benannt werden müßten, da das Doppelkreuz eigentlich das einfachere, das einfache Kreuz dagegen ein Doppelkreuz sei; jedoch hat der Usus diesen Widerspruch geheiligt und eine Aenderung würde auf unsagliche praktische Hindernisse, besonders im Hinblick auf die bereits gedruckt vorliegende Literatur stoßen. Ueber das früheste Vorkommen des gegitterten Kreuzes (B-cancellatum) in der Notenschrift vgl. Vorzeichnung, Musica ficta, Tongeschlecht.

(*A. Tottmann.*)

KREUZAUFFINDUNG und KREUZERHEBUNG sind zwei Feste der katholischen Kirche (Festum inventionis sanctae crucis und festum exaltationis s. crucis). Ueber die Veranlassung dieser Feste wird Folgendes berichtet. Als Kaiser Konstantin Christ geworden war, beschloß er, auf Golgatha eine Kirche zu erbauen. Deshalb bemühte sich seine Mutter Helena, als sie 326 Jerusalem besuchte, mit Hülfe des Bischofs Macarius die Stelle aufzufinden, wo das Kreuz Christi gestanden hatte. Dieser Platz war freilich schwer zu finden, weil Kaiser Hadrian 200 Jahre früher den Ort der Kreuzigung Jesu hatte unkenntlich machen, das Grab verschütten und

einen Tempel des Jupiter und der Venus errichten lassen. Endlich jedoch fand man die Höhle des Heiligen Grabes und daneben drei Kreuze nebst den Nägeln und der Tafel mit der Inschrift. Obgleich nun diese Tafel zu einem der Kreuze weit besser paßte als zu den andern, suchte man nach einem sichreren Zeichen dafür, welches das Kreuz Christi sei. Da half dem Bischofe eine göttliche Offenbarung. Er wußte in Jerusalem eine schwer kranke Matrone; diese mußte die drei Kreuze berühren und siehe da! die beiden ersten Kreuze berührte sie ohne besondere Wirkung, als sie aber das dritte Kreuz berührte, ward sie sofort gesund. Diese Geschichte finden wir, von kleinen Verschiedenheiten abgesehen, übereinstimmend berichtet bei Cyrill von Jerusalem (Catech. IV, 10. 13 und Epistola ad imperatorem Constantium) Paulinus Nolanus (Epist. ad Sulpitium Severum), Ambrosius (Oratio in fun. Theodos.), Rufinus (H. E. X, 7. 8), Theodoretus (H. E. I, 17. 18), Sozomenus (H. E. II, 1) und Sokrates (H. E. I, 9, 17). Eusebius dagegen weiß davon nichts, ja, der Brief des Kaisers (Vita Constant. 3, 28) spricht nur von der wieder aufgefundenen Grabeshöhle. Eine andere Erzählung von der Auffindung des Kreuzes ist neuerdings in dem edessenischen Legendenkreise bekannt geworden. Die Doctrina Addaei (ed. Phillips 1876) berichtet, daß die Kaiserin Peotonike, Gemahlin des römischen Kaisers Claudius, das Kreuz aufgefunden habe.

Die Kaiserin soll alsdann einen Theil des wieder aufgefundenen Kreuzes nebst den Nägeln ihrem Sohne geschickt haben, dagegen den größern Theil in Silber fassen lassen und dem Bischofe Macarius übergeben. Dieser stellte es alljährlich zum Osterfest aus und vertheilte auch Splitter des heiligen Kreuzes als wunderthätige Reliquien in alle Welt. Zum Andenken an diese Auffindung des Kreuzes feiert die Kirche ein Fest, das vermuthlich von Jerusalem ausging. Unglaubwürdig sind die Nachrichten des Nicephorus (H. E. VIII, 29), daß schon Helena dieses Fest gefeiert oder des Durandus (Rationale divini officii VII, 11), daß schon der Papst Eusebius es (309) angeordnet habe. Doch wird das Fest im Abendlande bereits im 6. Jahrh. erwähnt, im Gelasianischen und Gregorianischen Sacramentarium, im 8. Jahrh. im Martyrologium von Rheinau, im 9. in den Kapiteln des Bischofs Walther von Orléans. Da jedoch der Tag der Feier in verschiedenen Gegenden ein verschiedener war, so bestimmten Synoden zu Köln (1281) und zu Lüttich (1287), daß es am 3. Mai gefeiert werden solle. Gregor XI. hat diesen Tag 1376 für die ganze Kirche angeordnet.

Kaiser Konstantin ließ nun die Kirche des Heiligen Grabes erbauen, welche am 14. Sept. 335 eingeweiht und in welcher das heilige Kreuz aufgerichtet wurde. Zur Erinnerung daran feiert die katholische Kirche am 14. Sept. das Fest der Kreuzerhöhung. Im J. 614 oder 615 eroberte der Perserkönig Chosru II. die Stadt Jerusalem und führte neben vielen Gefangenen auch das heilige Kreuz fort. Als aber Kaiser Heraclius die Perser besiegt hatte, forderte er als Bedingung des Friedens auch die Wiederherausgabe des Kreuzes. Der Patriarch Zacharias hatte das Kreuz in eine Kiste gelegt und diese versiegelt. Diese Kiste wurde unverletzt und uneröffnet den Christen zurückgegeben. Der Kaiser trug das Kreuz selbst auf den Schultern nach Golgatha hinauf und ließ es wieder aufrichten in der Grabeskirche. Dieses Ereigniß soll das Ansehen des Kreuzerhebungsfestes noch vergrößert haben. Wahrscheinlicher ist, daß das Fest erst jetzt aufkam. Papst Honorius I. führte es im Abendlande ein. Die griechische Kirche feiert es als hohes Fest und läßt deshalb eine Vigilie vorausgehen. Die protestantische Kirche hat beide Feste abgeschafft.

(*B. Pünjer.*)

KREUZBEIN. Das Kreuzbein (Os sacrum) bildet das untere Ende der Wirbelsäule. Es ist ein durch die im Jünglingsalter stattfindende Verwachsung von fünf wirbelähnlichen Segmenten entstandener Knochen von dreieckiger Gestalt mit nach oben gerichteter Basis, auf der die Lendenwirbelsäule aufruht, und nach unten gerichteter abgestumpfter Spitze, an die sich die Wirbelrudimente des Steißbeines anfügen. An seinen beiden Seiten ist das Kreuzbein durch eine feste gelenkartige Verbindung zwischen die Platten der Hüftknochen eingefügt und bildet so die hintere Wand des knöchernen Beckenringes. An seine vordere, concave Fläche legen sich die Beckeneingeweide, speciell der Mastdarm, an. Die hintere Fläche des Kreuzbeines ist in ihrem untern Theile durch die Haut durchfühlbar (die häufigste Stelle des „Durchliegens" bei bettlägerigen Kranken); ihr oberer Theil dient den langen Streckmuskeln des Rumpfes zum Ansatz. Das Kreuzbein ist seiner Länge nach von einem Kanale durchbohrt, der die Fortsetzung und das Ende des Wirbelkanals bildet und den Endfaden des Rückenmarkes sowie die untersten Rückenmarksnerven in sich aufnimmt, welch letztere den Kreuzbein-Kanal durch vier beiderseits, vorn und hinten angebrachte Oeffnungen verlassen. — Ein Formunterschied des Kreuzbeines bei beiden Geschlechtern besteht darin, daß das weibliche Kreuzbein fast gleichseitig, das männliche dagegen gleichschenkelig ist, also eine geringere Breite bei größerer Länge besitzt; auch ist die Concavität der vordern Fläche bei dem männlichen Kreuzbeine stärker ausgebildet als bei dem weiblichen. (*Karl Schütz.*)

KREUZBERG. Im bairischen Regierungsbezirke Unterfranken, im Herzen des Amtsgerichtsbezirkes Bischofsheim, erheben sich die mit Laubholz überkleideten Hänge des „Heiligen Kreuzberges", des höchsten Berges der Rhön. Dieses selbständige, in zwei Höhenrücken gegabelte basaltische Massengebirge, dessen höchster Punkt 932 Meter über der Meeresfläche liegt, reiht sich an die lange, die kuppenreiche und die waldgebirgige Rhön an und ist von mehrern kleinern Bergen umkreist. An seiner nördlichen Sohle ist das Städtchen Bischofsheim angebaut, und von der Hochwiese auf seinem Rücken genießt man eine schönbewegte, reiche Fernsicht, weit über die Marken des Bezirkes hinaus; westlich bis zum Dammersfeld und Rabenstein, ostwärts bis zur königlichen Salzburg bei Neustadt, gegen Süden bis an das Saalecker Schloß und über die waldbestandenen Höhen und Thäler am rechtseitigen Brentufer (dem Burgwallbacher-,

Salz-, Neustadter-Forst), das Gebiet des ehemaligen kaiserlichen Salzforstes, in welchem schon Karl der Große des Weidwerkes pflegte. Am nordwestlichen Fuße des Kreuzberges entsteht die vordere (breite) Sinn, die westlich über Brückenau nach Kurhessen übertritt; und an seinem Ostabhange entspringt die Premitz, welche, nach Aufnahme mehrerer gleichfalls dort entstehender Gewässer, bei Steinach in die Fränkische Saale fällt. Auf der nordöstlichsten Höhe des Berges, eine Stunde von Bischofsheim entfernt, erhebt sich eine Wallfahrtskapelle und ein Franciscanerkloster; doch weder dieses gastfreundliche Kloster noch das nahe Wirthshaus sind am Feste des heiligen Antonius oder am Tage der Kreuzerhöhung im Stande, die zahllosen Bittgänger unterzubringen. Außerdem bietet der Berg eine Menge mineralogischer und botanischer Seltenheiten und ist wegen seiner gesunden Luft und der dort eingeführten Molkencur für Brustleidende von hohem Interesse. Von frühester Zeit her erhob sich auf dieser Höhe ein hölzernes Kreuz, doch erst 1646 wurde von Bischofsheim aus dort ein Hospiz für sechs Geistliche errichtet. Auf Veranlassung des Fürstbischofs Philipp von Dernbach ward 1677 das Kloster mit Kirche geplant, 1681 der Grundstein gelegt und das Kloster 1692 eingeweiht. Fürstbischof Johann von Greifenklau ließ darauf 1699 das Kloster erweitern und noch einen Flügel zum Aufenthalt der Kirchenfürsten beifügen, der nun zur Aufnahme der Gäste dient.

(Ferdinand Moesch.)

Kreuzblütler, Kreuzblumen, Pflanzenfamilie, s. Cruciferae.

KREUZBURG (an der Stober), Creutzburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, in 202 Met. Seehöhe links an der Stober und an den Bahnen Breslau-Dziedītz, Kreuzburg-Tarnowitz und Posen-Kreuzburg der Preußischen Staatsbahn gelegen, ist Sitz des Landrathsamts, einer evangelischen Superintendentur, eines Amtsgerichts, hat Post- und Telegraphenamt, ein evangelisches Gymnasium und Lehrerseminar, eine höhere Töchterschule, Knabenwaisenhaus, Provinzial-Irrenanstalt, städtisches Hospital und zwei Krankenhäuser und zählt (1885) einschließlich der Garnison (II. Schwadron des 2. schlesischen Dragonerregiments Nr. 8) 6365 überwiegend protestantische Einwohner. An größeren Industrieetablissements sind vorhanden: eine Eisengießerei, Maschinen-, Holzstift-, Dachpappe- und Zuckerfabriken, bedeutende Gerberei und Dampfmahlmühle; auch wird viel Flachsbau und starker Handel mit Flachs, Wolle, Getreide und Spiritus betrieben. Die Stadt wurde 1230 durch die Kreuzritter vom Rothen Stern begründet und kam in den Besitz der Herzoge von Brieg, welche sie vielfach verpfändeten und 1556 die Reformation einführten. Im J. 1582 brannte der Ort ganz ab, wurde 1588 von den Polen geplündert und verbrannt und hatte auch im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Brieg (1675) fiel der Ort nebst Zubehör an Oesterreich, unter dessen Herrschaft der Protestantismus hart bedrängt wurde. Nach abermaliger Einäscherung 1737 fiel es 1741 durch den ersten Schlesischen Krieg an Preußen, und Friedrich der Große zeigte sich besonders als Wohlthäter der Stadt durch Erbauung und Ausstattung des städtischen Armenhauses (1778—79). Der Dichter Gustav Freytag wurde hier geboren.

Der Kreis Kreuzburg ist der nördlichste des Regierungsbezirks Oppeln, im Westen vom Regierungsbezirke Breslau, im Norden und Nordosten von der Provinz Posen und Russisch-Polen begrenzt, von der Stober und ihren Nebenflüssen bewässert, im Nordosten durch die Prosna von Russisch-Polen getrennt und von den obengenannten Eisenbahnen durchschnitten, mit den drei Städten Kreuzburg, Pitschen und Konstadt, 79 Landgemeinden, 78 Gutsbezirken und umfaßt 552,74 □Kilom. mit (1885) 43,782 zum größten Theil protestantischen und deutschredenden Einwohnern (Zunahme 257 Seelen seit 1880). Der Boden ist durchweg eben, meist lehmiger Sand, der sich zu Roggen-, Kartoffel- und Flachsbau eignet, daneben wird besonders Rindvieh- und Schafzucht, in den ziemlich umfangreichen Waldungen auch Bienenzucht, aber nur wenig Großindustrie betrieben. *(E. Kaufmann.)*

KREUZBURG (in Ostpreussen) ist eine Stadt in der preußischen Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Preußisch-Eylau, links am Pasmar, 8 Kilom. westlich von der Station Schrombehnen der Ostpreußischen Südbahn entfernt, in fruchtbarer, etwas bergiger Gegend, deren lehmreicher Boden (1731 Hekt., wovon 1117 Hekt. Ackerboden, 364 Hekt. Wiesen und Weideland) besonders für den Anbau von Weizen und Hülsenfrüchten geeignet ist, aber auch die Zucht von Pferden und Rindvieh begünstigt, mit denen starker Handel nach Berlin und Königsberg betrieben wird. Die Stadt zählt (1885) 2037 fast nur protestantische Einwohner, hat eine evangelische Pfarrkirche, Amtsgericht, Post- und Telegraphenamt und ist Geburtsort des preußischen Generals und Kriegsministers von Boyen. Sie ist hervorgegangen aus einer 1240 von den Deutsch-Ordensrittern erbauten Burg, um welche 1315 eine Immediatstadt gegründet wurde. *(E. Kaufmann.)*

Kreuzdorn, Pflanzengattung, s. Rhamnus.

KREUZEN oder LAVIREN nennt man das Manövriren eines Segelschiffes gegen einen gegebenen Punkt, wenn der Wind ungünstig ist und es jenen nicht in directem Curse erreichen kann. Im allgemeinen gestattet die Stellung der Segel, wenn dieselben an Raaen befestigt sind, dem Schiffe nur bis zu einem Winkel von sechs Compaßstrichen oder 67½ Grad an den Wind zu gehen. Bei Fahrzeugen, welche keine Raasegel, sondern nur Schratsegel führen, verringert sich dieser Winkel bis 5, ja im stillen Wasser, bei sehr scharfgebauten Schiffen und sehr gut und straff stehenden Segeln auch wol bis zu 4 Strich oder 56¼ resp. 45°. Mit irgendeinem Winde kann deshalb ein Raaschiff jeden Punkt direct ansegeln, der nicht weniger als 67½ Grad rechts oder links von der Windrichtung abliegt. Liegt der Punkt innerhalb dieses Kreisbogens von 135°, so muß es kreuzen, d. h. es segelt zuerst nach der einen Seite schräg auf den Punkt zu, wendet dann und nähert

sich ihm ebenso nach der andern Seite, wobei es immer 2 Strich = $22\frac{1}{2}°$ über die Querrichtung nach voraus gewinnt. In der Praxis rechnet man, daß ein gut besegeltes Schiff zum Auskreuzen nach einem Punkte dreimal soviel Weg zurücklegt als mit directem Curse. Der Gemeinact beim Kreuzen hängt von der Bauart, der Segelstellung und der Manövrirfähigkeit ab. Scharfgebaute, tiefgehende und mit hervorstehendem Kiele versehene Schiffe kreuzen besser als flachgehende mit runden Formen. Gutes und straffstehendes Segel ist ebenfalls vortheilhaft, da man mit ihnen den Wind weit besser einfängt als mit bauchigen, die leicht loskommen, ehe man noch so nahe am Winde liegt, wie es möglich ist, wenn dies auch nur 1—2° Unterschied machen sollte. Ebenso drehen einige Schiffer schneller und besser durch den Wind beim Wenden als andere und gewinnen damit Zeit und Raum. Kurz vor dem Wenden muß man die Segel gut vollhalten, damit das Schiff soviel Fahrt wie möglich macht und möglichst lange sein Moment behält, da es die ganze Drehung von 135°, welche es beschreiben muß, um auf den andern Bug zu kommen (nach der andern Seite vom Winde zu segeln), ohne Wirkung der Segel und gegen den Wind ausführen muß. Hat das Schiff dann gute Fahrt, so wird das Steuerruder ganz an Bord gelegt, worauf das Schiff die Drehung beginnt und in den Wind schießt. Um diese Bewegung zu erleichtern, läßt man die sämmtlichen Vordersegel flattern, hält aber das hinterste, den Besan, in der Kielrichtung scharf an. Dadurch wird der seitliche Winddruck auf das Vorderschiff möglichst verringert, der auf das Hinterschiff aber vermehrt, indem der Besan auf dasselbe wie ein Hebel wirkt und es vom Winde abdrängt, während das Vordertheil in den Wind schießt. Ist das Schiff so weit gedreht, daß der Wind ungefähr von vorn kommt, so werden die Hinterraasegel in die entgegengesetzte schräge Stellung wieder gebracht, in welcher sie früher standen, während die vordern noch in ihrer alten Lage verharren. Dreht das Schiff nämlich nur noch 1—2 Strich weiter, sodaß der Wind von der andern Seite einkommt, so fällt er mit voller Macht auf die vordern Raasegel und diese wirken nun ihrerseits als kräftige Hebel, um die Drehung des Vordertheils zu unterstützen, während die hintern Segel durch sie den Wind verlieren und mithin keine Gegenwirkung ausüben können. Sobald aber das Schiff so weit herum ist, daß die hintern Raaen sich zu füllen beginnen, werden auch die vordern Raaen herumgeholt und mit erstern parallel gestellt. Dann ist die Wendung vollendet und das Schiff segelt über den andern Bug weiter. Es gehört sowol seemännisches Geschick wie Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des Schiffes dazu, um genau die Momente abzupassen, wann die einzelnen Manöver beim Wenden ausgeführt werden müssen. Sonst kann leicht die Wendung versagen und dann das Schiff, anstatt zu gewinnen, zurücktreiben und bedeutend an Raum verlieren, ehe es zum zweiten mal gewendet wird. In engen Fahrwassern kann außerdem ein Versagen der Wendung auch gefährlich werden.

Zum Kreuzen gehört gute Segelführung, nicht zu schwere See und eine gute Fahrt. Bei Sturm, wo man nur kleine Segel führen und wenig Fahrt machen kann, ist Wenden durch den Wind nicht möglich. Dann muß man vor dem Winde wenden (halsen), beschreibt aber natürlich hierbei einen so großen Bogen nach rückwärts, daß man dadurch bedeutend verliert und sich nicht seinem Ziele nähert. Bei schwerer See ist dies Manöver außerdem oft dadurch gefährlich, daß man, ehe man wieder an den Wind kommt, einige Zeit den queranrollenden Wogen ausgesetzt ist und verhängnißvolle Sturzseen an Bord bekommen kann, die alles auf dem Decke fortreißen.

Das Kreuzen ist eine Erfindung der alten Sachsen im 3. oder 4. Jahrh. n. Chr., wurde aber jahrhundertelang von ihnen geheim gehalten und kam erst ungefähr um das J. 1000 in allgemeinen Gebrauch. Trotz der ungemein hohen Entwickelung des Seewesens im alten Griechenland und Rom, das besonders zur Zeit Alexander's des Großen eine bewunderungswerthe Stufe erreicht hatte, verstand man dort das Kreuzen nicht.

Kreuzer nennt man schnelle Kriegsdampfschiffe, deren Bestimmung es ist, während eines Seekrieges dem Feinde auf dem Meere durch Fortnahme von Transport- und Handelsschiffen, Bekämpfung leichter Kriegsschiffe möglichst viel Abbruch zu thun. *(R. Werner.)*

KREUZEN, Kaltwasser-Curort in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Perg, Gerichtsbezirk Grein, liegt 32° 28′ östlich von Ferro, 48° 16′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 479 Met. in einer der anmuthigsten Gegenden Oberösterreichs, am linken Ufer der Donau, etwa eine Stunde von diesem Strome und von Grein entfernt, besitzt ein altes Schloß und zählt 307 Einwohner. Den ersten Anlaß zur Entstehung der Wasserheilanstalt daselbst gab der Rentmeister Haberkorn, welcher den Arzt Keihl bewog, nach Gräfenberg zu reisen und die Curmethode Prießnitz' zu studiren. Mit Bewilligung der Regierung wurde hierauf die Wasserheilanstalt am 24. April 1843 eröffnet. Diese besteht gegenwärtig aus sieben Gebäuden: aus dem großen und neuen Curhause, dem Gebäude der Salons mit dem Hofwirthshause durch einen gedeckten Gang verbunden, dem sogenannten Schusterhause, dem Schlößchen „Zur schönen Aussicht" und dem Schlosse. In dem großen Curhause befinden sich 48 Zimmer, 12 Salons, ferner Damen- und Herren-Badezimmer mit Voll- und Wannenbädern, Douchen aller Art, Sitz- und Flußbädern, Schwitzkästen, Cabinete für Einpackungen u. s. w. In den übrigen Gebäuden befinden sich zusammen 46 Zimmer. Das günstige Klima, die schöne Lage und herrliche Umgebung Kreuzens versprechen der Heilanstalt eine schöne Zukunft.

Vgl. M. Keihl, Kreuzen (Leipzig 1866) und F. Krischke, Die Wasserheilanstalt Kreuzen (Wien 1873).

(F. Grassauer.)

KREUZER, eine deutsche Scheidemünze, welche ihren Namen (im Mittellateinischen Crosatus, Cruciatus, Crucifer, am häufigsten Cruciger) von dem Kreuze erhalten hat, welches ursprünglich das Gepräge zeigte.

In Tirol wurden Kreuzer schon im 13. Jahrh. geschlagen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hatten sie sich bereits über den größten Theil Deutschlands und der Schweiz verbreitet, und seit 1490 werden sie in den deutschen Münzedicten erwähnt. Anfänglich prägte man sie in geringhaltigem Silber, erst später in Kupfer aus. Sie wurden in allen den Ländern üblich, in denen die Guldenwährung bestand, und man theilte sie gewöhnlich in 4 Pfennige oder 8 Heller, später hier und da abweichend (z. B. in Würtemberg) in 6 Heller. Bis auf neuere Zeit herab rechnete man in Oesterreich und in Süddeutschland den Gulden zu 60 Kreuzern, den Reichsthaler zu 90 Kreuzern. In Bezug auf den Werth des Kreuzers hat man jedoch die verschiedenen Guldenvaluten zu unterscheiden; 20 Kreuzer des Conventions- oder 20-Guldenfußes (worin 20 Gulden aus der köln. Mark fein Silber geprägt) entsprachen $24^1/_2$ Kreuzern des $24^1/_2$ Guldenfußes (oder der sogenannten Süddeutschen Währung) und 24 Kreuzern des frühern 24-Guldenfußes (oder der sogenannten Rheinischen Währung). Nach dem Münzvertrage vom 24. Juni 1857 behielten die süddeutschen Staaten die Eintheilung der Gulden (nach dem $52^1/_2$-Guldenfuße, siehe Gulden) in 60 Kreuzer bei und theilten den Kreuzer in 4 Pfennige zu 2 Hellern. In Oesterreich und Liechtenstein ward 1858 mit Einführung des 45-Guldenfußes (worin 45 Gulden aus dem Pfunde von 500 Gramm fein Silber geprägt) der alte Kreuzer beseitigt, indem an dessen Stelle der Neukreuzer trat, der aber gemeinhin auch nur Kreuzer genannt wird. Dieser ist der hundertste Theil des österreichischen Guldens und die einzige Kreuzersorte, welche noch existirt. Der österreichische Neukreuzer ist eine Kupfermünze; daneben prägt man in Kupfer auch Stücke zu 4, 1 und $^1/_2$ Neukreuzer wie Stücke zu 20 und 10 Neukreuzern in Silberbillon (in einem 75-Guldenfuße) als Scheidemünze. Seit 1857 schlug man auch kupferne 3-Neukreuzerstücke; dieselben werden aber gegenwärtig nicht mehr geprägt und kommen im Verkehr nicht mehr vor. Die österreichischen Silberstücke zu 25 Kreuzern (Viertelgulden) sind Courantmünzen im 45-Guldenfuße. Auf Ungarisch heißt der Kreuzer Kreyzar, und die speciell für Ungarn bestimmten Münzstücke werden mit abweichendem Stempel und ungarischen Inschriften geprägt. Nach dem Patent vom 19. Sept. 1857 münzte man in Oesterreich Silberscheidemünzstücke zu 10 und zu 5 Neukreuzern in einem 50-Guldenfuße (worin 50 Gulden aus dem Pfunde von 500 Gramm fein Silber geprägt), wie 1848 und 1849 ebenda solche Stücke zu 6 Kreuzern oder $^1/_{10}$ Gulden; sehr geringwerthig. Während der Herrschaft des Conventions-20-Guldenfußes wurden in Oesterreich von kleineren Münzen hauptsächlich Stücke zu 20 und zu 10 Kreuzern ausgeprägt, dann seit 1753 Stücke zu 3 Kreuzern (sogenannten Groschen oder Kaisergroschen), sowie Stücke zu 17 und zu 7 Kreuzern. Die Stücke zu 20 Kreuzern, sogenannte Silberzwanziger, blieben bis in die 1860er Jahre stark im Verkehr, und bis 1848 bildeten sie das Hauptzahlungsmittel. In Süddeutschland prägte man während der Herrschaft des 20-Guldenfußes von kleineren Münzen besonders Stücke zu 20 und 10, in einigen Staaten auch zu 5 Kreuzern, in andern geringwerthige Silberstücke zu 6, 3 und 1 Kreuzer. (*F. Noback.*)

KREUZGANG (als Nebengebäude von Kirchen und Klöstern) ist ein bedeckter, meist aus gewölbten Hallen bestehender Umgang, welcher einen viereckigen Klosterhof oder Garten (clausum) in der Regel von allen Seiten umgibt und sich nach demselben durch Bogenstellungen (Arkaden) öffnet. Er dient theils zur Verbindung der einzelnen Klostergebäude, theils zu Luftgenuß und Spaziergängen der Mönche und Geistlichen (daher die anfängliche Bezeichnung ambulatorium), zu Processionen oder auch nebst dem umschlossenen Hofe zu Begräbnissen der Domherren, Mönche und vornehmer Personen, welche sich das Recht dazu erkauft hatten. Ihren Ursprung haben die Kreuzgänge jedenfalls aus dem den Vorhof (Atrium) der altchristlichen Basiliken umgebenden Peristyl und verdanken ihre weitere Ausbildung der Entwickelung des Klosterlebens. Während diese altchristlichen Peristyle aber sich vor der Kirche befanden (wie in San-Clemente zu Rom und selbst später noch im Kloster Laach aus dem 12. Jahrh.) und mit flachen Holzdecken oder offenen Dachstühlen versehen waren, wurden die Kreuzgänge der romanischen und gothischen Periode sowie der Renaissance meist an die Südseite der Kloster- oder Stiftskirchen verlegt und in der Regel mit Kreuzgewölben überdeckt (daher wol auch mit der Name: Kreuzgang). Die anfänglich schlichten Kreuzgewölbe bildeten sich in der gothischen Kunst zu Rippengewölben aus, welche man besonders an den Kreuzgängen in reichster Weise anzuordnen liebte. Ein Beispiel hiervon bietet der Kreuzgang der Kathedrale von Gloucester (um 1400), wo die specifisch englischen Fächergewölbe zuerst in Anwendung kamen. — Die nach dem Hofe zu offenen Bogenstellungen mit Säulen oder Pfeilern bildete man schon frühzeitig zu einzelnen Bogengruppen aus, die zu drei bis fünf zwischen Mauerschäften oder Lisenen sich befinden, während die Bogen auf dünnen Säulchen ruhen, die im romanischen Stile nach der Mauerstärke paarweise hintereinander auf der Brüstungsmauer stehen und oft mit weitausladenden Architravstücken überdeckt sind. In der Gothik verschwinden diese Lisenen mehr und mehr; dafür bildet sich in den Bogenfeldern selbst ein reich durchbrochenes Maßwerk aus. Ueberhaupt wandte sich die decorative Ausschmückung mit Vorliebe den Kreuzgängen zu, die eine freiere und leichtere Behandlung der Architektur gestatteten. Selbst die Wände wurden vielfach mit Gemälden, später mit Epitaphien geschmückt. In der Mitte des Kreuzgartens oder Klosterhofes stand oft ein Crucifix, während der Brunnen seine Stelle gewöhnlich in der (südöstlichen) Ecke des Hofes erhielt und mit einer der Architektur des Kreuzganges entsprechenden Halle überdeckt wurde. Bisweilen befand sich in der Nähe des Brunnens das sogenannte Lavatorium, ein steinerner Trog mit Kopflager an einem und mit Auslauflöchern am andern Ende versehen, der zum Waschen der Todten vor deren Beerdigung diente. Manchmal war auch eine Kapelle in den Kreuzgang eingebaut (das

sogenannte Tonsorium, auch Abtkapelle genannt). Als besonders schöne, mit decorativer Pracht ausgeführte oder sonst bemerkenswerthe Kreuzgänge, welche ein vollständiges Bild der Stilentwickelung zeigen, sind außer den obengenannten zu erwähnen:

Aus der romanischen Periode: die Kreuzgänge von San-Paolo und von San-Lorenzo, beide außerhalb der Mauern Roms; der Kreuzgang von Salzburg (der älteste Deutschlands), der von Zürich, Aschaffenburg, St.-Emmeran in Regensburg, Trier und San-Trophime in Arles. Aus gothischer Zeit: der Kreuzgang von Klosterneuburg bei Wien, der Abtei von Moissac u. a. Aus der Zeit der Renaissance: der Kreuzgang der Certosa von Pavia mit prachtvollen Terracotten in kräftigem Relief, der Cölestiner Kreuzgang in Paris und andere mehr.

An den Kreuzgang stießen gewöhnlich die Versammlungsräume der Klosterbrüder an, wie der Kapitelsaal, als welcher bei den Bettlerorden der westliche Arm des Kreuzganges diente, der Speisesaal (Refectorium), sowie der Schlafsaal (Dormitorium). Bisweilen wurde, wie bei Dominicaner- und Franciscanerklöstern, der eine Arm des Kreuzganges in die Kirche eingebaut, bisweilen auch der Kreuzgang mit einem obern Stockwerke versehen, welches zu Wohnungen für die Capitularen oder Mönche diente. (*Alwin Gottschaldt.*)

KREUZHERREN. Der Orden der ritterlichen Kreuzherren, welcher urkundlich zum ersten mal 1233 in Böhmen nachweisbar ist, leitet nach einer alten Ordenstradition seine Herkunft von den „Bethlehemiten" ab, die ursprünglich als Hüter der Geburtsstätte Christi ihren Wohnsitz in Bethlehem hatten, nach dem Verluste des Heiligen Landes für die Christen nach Aquitanien und von da nach Böhmen ausgewandert sein sollen, wo sie bei den Deutschen Rittern in Hlaupietin gastliche Aufnahme gefunden hätten (1217). Im J. 1233 erscheinen die Kreuzherren im Besitze eines Hospitals des Heiligen Franciscus bei St.-Peter am Porschitsch in Prag, und 1237 wird ihre Congregation als förmlicher kanonischer Orden, der nach der Regel des heiligen Augustin zu leben habe, vom Papste Gregor IX. anerkannt. Am 17. Juni 1252 verlieh der prager Bischof Nikolaus im Auftrage des Papstes dem Meister und den Brüdern des neuen Ordens das Recht, über dem rothen Kreuze, das sie seit alters als Abzeichen hatten, einen rothen Stern zu tragen, und in demselben Jahre übersiedelten die Kreuzherren von St.-Peter an die Brücke am rechten Ufer der Moldau, wo ihre Gönnerin die fromme Prinzessin Agnes ein neues Hospitalerbgut hatte. Daselbst wohnen bis auf den heutigen Tag die Brüder und der Großmeister des Ordens (Ordo cruciferorum cum rubea stella in latere pontis Pragensis). Dieser betrachtete sich seit alters als ein ritterlicher Orden gleich den Johannitern oder Deutschherren, und die Brüder trugen Waffen, welcher Gebrauch übrigens im J. 1292 durch Papst Nikolaus IV. als ausdrückliches Recht anerkannt wurde. Wie andere Orden erlangten auch die Kreuzherren die Exemtion von fremder Gerichtsbarkeit und andere Privilegien. Der Großmeister hatte speciell die Befugniß, im Lande den König mit 6 und außerhalb des Landes mit 8 Pferden auf Staatskosten zu begleiten. Noch im 13. Jahrh. gelangten die Kreuzherren durch reiche Schenkungen in einen ansehnlichen Besitz und zwar nicht blos in Böhmen, sondern auch in Mähren, Schlesien und Polen, in welchen Ländern zahlreiche Kreuzherrencommenden entstanden. Im 14. Jahrh. steigerte sich ihr Reichthum und ihr Ansehen derart, daß nach dem Zeugnisse des Cardinals Pileus der Großmeister die vierte Stelle nach der Majestät einnahm. Der Orden hatte unter andern seit Wenzel I. auch das Privilegium der Mautheinnahme von der prager Brücke. In der Confirmationsurkunde König Johann's vom J. 1332 kommt die absonderliche Bestimmung vor, daß von einer Braut, welche über die Brücke ging oder geführt wurde, 72 Heller und ebenso viel von einem todten Juden, der über die Brücke zur Beerdigung getragen wurde, gezahlt werden mußte. Um so härter wurde der Orden in den Hussitenkriegen heimgesucht. Das erst 1378 neuerbaute Stammhaus an der prager Brücke wurde 1420 vom hussitischen Pöbel in Brand gesteckt, und die Ordensmänner flüchteten theils in die Commenden des westlichen Böhmens, theils nach Mähren und Schlesien. Der Großmeister nahm längere Zeit seinen Sitz in Eger. Nach den Hussitenstürmen erholte sich der Orden nur langsam. Einige Commenden und Hospize waren für immer verloren gegangen, die Kirchen niedergebrannt, die Güter verwüstet. Der Großmeister Erasmus IV. erlangte im Jahre 1428 vom Könige Sigmund die Bestätigung aller alten Gerechtsame des Ordens, konnte aber erst 1437 seinen Sitz nach Prag verlegen. Den zerstreuten Ordensbrüdern wurde in demselben Jahre durch den König befohlen, ins prager Stammhaus zurückzukehren. Die Nachfolger Sigmund's auf dem böhmischen Throne bestätigten gleichfalls die Privilegien der Kreuzherren, und diese selbst arbeiteten mit Eifer an der Wiederherstellung ihrer alten Macht. Es gelang ihnen während des 15. und 16. Jahrh., besonders im westlichen Böhmen, ihre älteren Commenden zu kräftigen und eine große Anzahl von Pfarreien mit ihren Ordensbrüdern zu besetzen. Daher konnte man auch von einer Art Kreuzherrendiöcese im westlichen Böhmen sprechen. Die wichtigsten Punkte daselbst waren: Eger, Karlsbad, Zettlitz, Elbogen, Falkenau, Tachau und Brüx. Im Reformationszeitalter nahmen die Kreuzherren in den genannten Orten mit aller Energie den Kampf auf gegen den siegreich nach Böhmen eindringenden Protestantismus. Im 16. und 17. Jahrh. war eine Zeit lang das Großmeisterthum der Kreuzherren mit dem prager Erzbisthume verbunden, und 8 Erzbischöfe wurden zu Großmeistern gewählt. Der erste, welcher beide Würden vereinigte, war Anton Bruß aus Müglitz (gest. 1580), ein gelehrter, durch seine Thätigkeit auf dem Trienter Concil bekannter Mann. Der letzte Erzbischof-Ordensmeister, Friedrich Graf von Waldstein (gest. 1694), erwarb sich große Verdienste um den Orden. Unter diesem sowie unter seinem Vorgänger Cardinal Harrach (gest. 1567) wurde insbesondere der Grund zum großen Landbesitz des Ordens gelegt. Gegenwärtig (1886) besitzt der Orden außer Prag folgende

Commendaturen und Seelsorgebezirke: Altknin, Borotitz, Brüx, Dobrzichowitz, Eger, Elbogen, Hlaupietin, Horschitz, Karlsbad, Kluczenitz, Königsberg, Schab, Sliwenetz, Tachau, Tursko, Unhoscht, Wrbno an der Moldau und Ziwohaust. Der böhmische Grundbesitz des Ordens nimmt ein Areal von 9823 Joch ein.

Nebst den angeführten Großmeistern erwarben sich noch folgende Ordensbrüder große Berühmtheit: Johann von Zdenicz, Großmeister von 1407 bis 1426, drang insbesondere darauf, daß die Ordensangehörigen sich mit dem Studium der Wissenschaften und der Ausübung der Kunst beschäftigen sollten. Nikolaus Kozarz Kozarzowa, ein Schlesier (gest. 1592), zeichnete sich durch seine hervorragenden Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie aus. Johann Fr. Beczkowsky (gest. 1725) verfaßte eine große Anzahl historischer und theologischer Werke, Johann Prokop Purkhard (gest. 1784) edirte Predigten, deren Widmung Kaiserin Maria Theresia annahm, und Franz Pitroff (gest. 1814), welcher an der prager Universität die Pastoraltheologie docirte, galt in seinem Fache lange als Autorität. Viel genannt auch in weitern Kreisen wurden in neuerer Zeit zwei Kreuzherren, welche aus dem Ordensverbande austraten: Augustin Smetana (gest. 1851) war ein philosophischer Schriftsteller und Politiker, der andere Karl Postl (gest. 1864) ist unter dem Namen Sealsfield als geistvoller Romanschriftsteller bekannt.

Der Kreuzherrenorden bewahrte bis in die neueste Zeit immer eine gewisse Vornehmheit und nahm als Novizen nur tüchtig wissenschaftlich gebildete Jünglinge auf. Das seit jeher dominirende deutsche Element unter den Ordensbrüdern ist in unsern Tagen in die Minorität gelangt, da sich nur wenig deutsche Novizen anmelden.

Die schön gebaute Residenz des Großmeisters liegt wie seit alters an der Moldaubrücke; die 1688 vollendete Kirche, ein interessanter Kuppelbau, ist ein Werk des Italieners Luragho a Fermo.

Vgl. Frind, Kirchengeschichte Böhmens 1864—1878; Bienenberg, Analekten zur Geschichte des Kreuzherrnordens (1795). (*L. Schlesinger.*)

Kreuzkraut, s. Senecia.

KREUZLINGEN, Dorf und ehemaliges Kloster im gleichnamigen Bezirke des schweizerischen Cantons Thurgau, liegt 423 Met. über dem Meere, 1½ Kilom. südsüdöstlich von Konstanz an der Nordostbahnlinie Romanshorn-Konstanz im anmuthigen, wein- und obstreichen Ufergelände des Bodensees. Das stattliche, wohlhabende Dorf ist Bezirkshauptort und zählt als Gemeinde mit den benachbarten Ortschaften Egelshofen und Kurzrickenbach (1880) 2978 Einwohner, worunter 1865 Protestanten, 1076 Katholiken, 24 Israeliten und 13 Angehörige anderer Confessionen. Das Kloster, einst eine angesehene Abtei regulirter Augustiner-Chorherren, Reichsstift und Mitglied des Schwäbischen Kreises, wurde schon im 10. Jahrh. dort gestiftet und soll früher näher bei Konstanz gestanden haben. Im J. 1633 wurde dasselbe bei der Belagerung von Konstanz durch die Schweden unter Horn geplündert und eingeäschert, worauf 1665 an die Stelle des alten 970 vom Bischofe Konrad dem Heiligen von Konstanz gegründeten Spitals der jetzige Bau errichtet wurde. Die hübsche Kirche, im Zopfstile erbaut und ausgeschmückt, enthält ein interessantes Holzschnitzwerk, das in nahezu tausend circa 30 Centim. hohen Figuren die Leidensgeschichte darstellt und im vorigen Jahrhundert von einem tiroler Bildschnitzer in Zeit von 18 Jahren verfertigt wurde. Nachdem schon 1832 die thurgauische Lehrerbildungsanstalt unter dem berühmten Schulmanne Wehrli in das Kloster verlegt worden war, wurde dieses 1848 vollständig aufgehoben und seine Gebäude dienen jetzt dem Lehrerseminar und der damit verbundenen landwirthschaftlichen Musterschule. (*A. Wäber.*)

KREUZNACH, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, liegt unter 49° 50′ 12″ nördl. Br., 25° 31′ 20″ östl. L. von Ferro in 104 Met. Seehöhe in schöner Ebene, im Norden und Nordosten durch Berge vor Winden geschützt, nach Südosten geöffnet, niemals von endemischen, selten von epidemischen Krankheiten heimgesucht, an der Rhein-Nahebahn, der Strecke Saarbrücken-Bingerbrück der Linksrheinischen Eisenbahn und am Einflusse des Ellerbaches in die Nahe, zu beiden Seiten des Flusses, rechts die alte, eng und winkelig gebaute Altstadt, links die moderne Neustadt mit schönen Straßen, Plätzen und Gärten, dazwischen die von der Nahe umflossene Badeinsel (Badewörth), welche miteinander durch eine alte steinerne Brücke von acht Bogen verbunden sind. Das continentale Klima ist heiter, warm und trocken, die mittlere Jahrestemperatur beträgt nach zwölfjährigem Durchschnitte 7,66° R., die mittlere Temperatur des Sommers 14,28° R., mit 131 Regentagen. Von den zur Bürgermeisterei gehörigen 3110 Hekt. Land sind 1515 Hekt. guter Gersten- und Weizenboden, 479 Hekt. Weingärten, 799 Hekt. Waldung. Die (1885) von 16,200 zu ⅔ protestantischen und ⅓ katholischen Einwohnern bewohnte Stadt ist Sitz der Kreisbehörden, eines Amtsgerichts, einer Reichsbank-Nebenstelle und eines alljährlich sich hier versammelnden Weincongresses, hat ein Post- und Telegraphenamt, evangelisches Gymnasium mit Realklassen und einer Sammlung von römischen und mittelalterlichen deutschen Alterthümern, eine Gewerbeschule, höhere Töchterschule, zwei evangelische und zwei katholische Kirchen, schönes Cur- und Badehaus (1840 und 1872 erbaut) nebst Badepark, ein Bildhaueratelier der meist in Rom lebenden Gebrüder Cauer, aus welchem das Standbild des verdienten Badearztes Prieger (gest. 1863) hervorgegangen ist. Außer einer Glashütte und mehrern chemischen Fabriken bestehen besonders mehrere bedeutende Gerbereien, Tabacks- und Schaumweinfabriken; der umfangreiche Handel beschäftigt sich mit dem Vertriebe von Leder, Früchten, Spirituosen und Wein; endlich betreiben die Bewohner starken Acker- und Weinbau, welcher außer Naheweinen vorzüglich den gerühmten Kauzenberger liefert. Hervorragende Bedeutung hat die Stadt durch ihre Mineralquellen, welche gegenwärtig jährlich von gegen 7000—8000 Curgästen besucht werden.

Die ältesten Quellen, die im Flußbette der Nahe entspringende und durch Röhrenleitung nach dem Lande geleitete Nahequelle und die zu Münster am Stein sind schon seit 1478 bekannt, darauf wurden die dem Großherzoge von Hessen gehörenden Salinen Karlshalle (1729) und Theodorshalle (1743) aufgefunden und zu Badezwecken verwerthet; aber erst die Entdeckung der Elisenquelle auf der Nahe-Insel (1832), welche allein zur Trinkcur angewendet wird, brachte das Bad in Flor. Sämmtliche Quellen gehören zu den iod- und bromhaltigen Soolen und stimmen in qualitativer Hinsicht miteinander überein, indem sie als Hauptbestandtheile Chlornatrium und Chlorcalcium, daneben Jod-, Brom-, Kohlensäure- und Eisenverbindungen nebst wenig Kiesel- und Thonerde enthalten; verschieden sind sie in quantitativer Hinsicht und rücksichtlich der Temperatur, welche letztere bei der Elisen- und Oranienquelle 10°, bei der Nahequelle 8°, in Karlshalle 8,3°, in Theodorshalle 17°, in Münster am Stein 25,5° R. beträgt. Die Salinen Karlshalle und Theodorshalle liefern jährlich gegen 18,000 Kilogramm Kochsalz und bis 4000 Hektoliter Mutterlauge, welche von der kreuznacher Soolbäder-Actiengesellschaft vertrieben wird, außerdem wird die Soole gleich der zu Münster am Stein zu Badezwecken nach der Stadt geleitet. Das Wasser wird zu Trink- (Elisenquelle) und Badecur verwendet gegen Skrophulose, Englische Krankheit und Rhachitis, Hypertrophien, Hautkrankheiten, Lähmungen, Dyskrasien und Kachexie.

Unter den nähern Umgebungen der Stadt bietet der Kauzenberg oder Schloßberg mit den Ruinen des 1270 von den Grafen von Sponheim erbauten, 1689 von den Franzosen zerstörten Schlosses und mit seinen reichen Weingeländen einen schönen Blick auf die Stadt und Umgegend. Weiterhin ist ein zackiger Porphyrfels, die Gans, ein vielbesuchter Punkt, ferner die Ruine des ebenfalls von den Franzosen 1689 zerstörten Rheingrafensteins rechts an der Nahe 132 Met. über dem Flusse und ihm gegenüber an der Mündung der Alsenz, schon in der Rheinpfalz, die Ruinen der Ebernburg, auf welcher im Beginn der Reformation Franz von Sickingen viele seiner Freunde, darunter besonders Ulrich von Hutten, Melanchthon, Bucer, Oecolampadius beherbergte und dem Reiche und den Reichsfürsten Trotz bot. Eine Viertelstunde östlich von der Stadt liegen die großherzoglichen Salinen Karlshalle und Theodorshalle, weiter aufwärts das Dorf Münster am Stein mit seinen Gradirhäusern und Soolbädern und 514 Einwohnern. Schon zur Zeit der Römer stand hier südlich der Stadt ein altes Castrum, dessen Ruinen in der sogenannten Heidenmauer erhalten sind, ein Quadrat von 155 Met. mit abgerundeten Ecken und 3 Met. starken, gegen 8 Met. hervorragenden Umfassungsmauern, in dessen Innern heute sich eine Glashütte befindet; hier ist auch der Fundort zahlreicher römischer Urnen und Münzen aus einer römischen Grabstätte. Später ließ die heilige Helena, Mutter Constantin's des Großen, gegen 306 hier eine Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes errichten und 819 wird eine Karolingische Pfalz Cruciniacum erwähnt, um welche 891 und 974 als Gemeinde die villa Crucinacha oder Crucinaha genannt wird. Kaiser Heinrich IV. schenkte die Domäne 1065 dem Bisthume Speier, von welchem die Stadt 1241 an den Grafen Heinrich von Sayn verkauft wurde, von dem sie durch Heirath an die Grafen von Sponheim gelangte, die sich danach Sponheim-Kreuznach benannten. Diese erbauten 1270 die Burg Kauzenberg und den Simmern'schen Hof und umgaben die Stadt mit festem Wall und Graben, worauf König Rudolf I. 1290 der Feste die Freiheiten der Reichsstadt Oppenheim verlieh (Böhmer, „Acta Imp.“ I, 362). Als die Grafen von Sponheim-Kreuznach mit Graf Simon III. in der männlichen Linie ausstarben, fiel Kreuznach und die vordere Grafschaft Sponheim durch Heirath der Erbin Elisabeth an Pfalz-Zweibrücken, bei welchem es bis 1801 verblieb. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt durch die Spanier und Gustav Adolf erobert, 1689 durch die Franzosen die Befestigungen zerstört. Im J. 1801 fiel der Besitz vorübergehend an Frankreich, 1814 an Preußen. — Der preußische Staatskanzler von Carmer und der Dichter und Maler Friedrich Müller sind hier geboren.

Der Kreis Kreuznach, im Süden des Regierungsbezirks Koblenz, durch die Nahe vom Fürstenthume Birkenfeld, der Rheinpfalz und Rheinhessen im Süden und Südosten geschieden, von deren Zuflüssen Ellenbach und Gulden durchflossen, vom Hundsrück durchzogen, der im Soonwalde sich bis 663 Met. erhebt, wird von der Linksrheinischen Eisenbahn und der Rhein-Nahebahn durchschnitten, besteht aus ehemaligen kurpfälzischen Besitzungen (vordere Grafschaft Sponheim und Simmern) und umfaßt die vier Städte Kreuznach, Kirn, Sobernheim und Stromberg nebst 79 Landgemeinden mit zusammen 557,06 □Kilom. und 69,075 (1885; gegen 1880 Zunahme von 1960) Einwohnern. Der schwere fruchtbare Thon- und Lehmboden eignet sich vorzüglich zum Anbau von Gerste und Weizen, während die Höhen des Hundsrück mit vorzüglichen Forsten bestanden sind.

Literatur: Stabel, Das Soolbad Kreuznach (Kreuznach 1876). — Engelmann, Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung (7. Aufl., Kreuznach 1882). — Voigtländer, Bad Kreuznach, Bad Münster am Stein und das Nahethal (11. Aufl., Kreuznach 1884).

(*E. Kaufmann.*)

Kreuzotter, s. Pelias berus.

KREUZRITTER (eques cruciatus, chevalier de la croix), eine ehemals übliche Benennung solcher Ordensritter, welche ein Kreuz auf dem Rocke oder auf dem Mantel trugen, besonders der Tempelherren, der Deutschen Herren, der Schwertbrüder sowie der Malteser- und Johanniterritter. (*J. Graf von Oeynhausen.*)

Kreuzschnabel, Vogelgattung, s. Loxia.

Kreuzspinne (Epeira diadema), Gattung der Webespinne, s. unter Epeira.

KREUZSTEIN (Harmotom), Mineral von eigenthümlicher Zwitterbildung kleiner Krystalle, die als rhombisch oder besser als monoklin aufzufassen sind. Es sind die scheinbar einfachen rhombischen, aus Längs- und

Querfläche mit Pyramide bestehenden Krystalle als monokline Durchwachsungszwillinge aufzufassen, die wiederum mit einem Klinodome verzwillingt sind zu einem kreuzartigen Doppelzwillinge. Man hat zu unterscheiden Baryt-Kreuzstein, bestehend aus einem wasserhaltigen Silicat von Kali, Baryt und Thonerde und Kalkharmotom oder Phillipsit, der statt des Baryts vorwiegend Kalk führt, von einer etwas andern Formel als der erstere. Beide gehören zur Gruppe der Zeolithe und finden sich auf Erzgängen, z. B. bei Andreasberg, Kongsberg und in Mandelräumen eruptiver Gesteine. (*E. Geinitz.*)

KREUZUNG 1) der Hausthiere, die Paarung von Thieren einer Art zweier verschiedener Stämme oder Rassen, sie mögen verwandt oder nicht verwandt miteinander sein. Kreuzung findet auch dann statt, wenn die Producte dieser Paarungen mit dem Zuchtthiere, mit welchem zuerst gekreuzt wurde, wieder gepaart werden, obschon sie ihm bereits näher verwandt sind, und so fort, bis das fremde Verhältniß beider Stämme gänzlich gehoben oder ausgeglichen ist. Man beabsichtigt durch das Kreuzen die geringere Güte in Formen und Eigenschaften der vorhandenen Thiere eines Stammes durch die bessern Formen und Eigenschaften eines andern Stammes zu verbessern, und nach und nach bis zu dem Culturstande des letztern auszugleichen; dieses setzt voraus, daß die Thiere, mit welchen die Verbesserung oder Veredelung bewirkt werden soll, besser und edler, jedenfalls aber reingezogen sein müssen. Wenn man also durch die Kreuzung günstige Resultate in der Zucht sicher erlangen will, so ist eine Hauptbedingung, daß die männlichen und die weiblichen Zuchtthiere reingezogenen, selbständigen Stämmen angehören. Die Paarung eines männlichen Zuchtthieres eines bessern oder edlern Stammes mit einem weiblichen eines geringern oder gemeinern Stammes gibt ein Product, welches geringer als der Vater, besser als die Mutter ist, und Mestize, halbschlägig, Halbblut genannt wird. Dieses Product, wenn es ein weibliches ist, wieder mit dem männlichen Zuchtthiere, seinem Vater, gepaart, wird ein Product geben, welches sich noch mehr dem Vater nähert und noch weit höher steht als seine Mutter, und so oder in derselben Art fortgepaart, gelangt man in fünf oder acht Generationen dahin, daß die Producte der letzten Generation dem angehörigen Stamme gleichstehen. Ist das Product der ersten Paarung, der zweiten oder fernern Generation, bevor der Stamm wieder selbständig geworden ist, ein männliches Thier, so darf es noch nicht zum Kreuzen als Zuchtthier verwendet werden, weil es nur ein gemischtes, kein ausgeglichenes Thier ist. Selbst wenn Paarungen mit solchen Thieren einmal günstige Resultate geliefert haben sollten, so sind solche durch dieselben doch nicht gesichert, und stets muß es Regel sein, nur mit solchen Thieren zu züchten, deren Abkunft und Eigenschaften erwiesen oder bekannt sind. Sind Zuchtthiere noch nicht reingezogen, so geben sie keine Bürgschaft für glückliche Resultate der Zucht, welche man nur von beiderseitig reingezogenen Stämmen mit möglichster Sicherheit erwarten kann. Wenn durch die Kreuzung eine Diensttauglichkeit erreicht werden soll, oder wenn man Thiere zu einem bestimmten Gebrauchszwecke erziehen will, z. B. bei Pferden einen größern oder gedrungenen Wagenschlag, einen größern oder kleinern Reitschlag, bei Schafen eine Wolle, welche sich mehr der Kammwolle nähert, beim Rind Milchergiebigkeit oder Mastfähigkeit u. s. w., so darf man die Zuchtthiere ebenfalls nur aus reingezogenen, selbständigen Stämmen wählen, welche die verlangten Eigenschaften besitzen; doch dürfen die zu kreuzenden Individuen, im Falle besondere Körperverhältnisse bedingt werden, ihren Körperverhältnissen und Formen nach nicht zu verschieden sein, während die Eigenschaften schon eher verschieden sein können und, um gewisse Zwecke zu erreichen, verschieden sein müssen, um das zu erzielen, weshalb man kreuzt. Erfahrungsgemäß steht fest, daß die Vaterthiere aus Stämmen, welchen die gewünschten Eigenschaften eigen sind, solche leichter mittheilen und verbreiten als weibliche Thiere, doch tragen auch diese unverkennbar zur frühern Ausbildung der gewünschten Formen und Eigenschaften bei, wenn sie in Bezug auf dieselben schon in nähern Verhältnissen zu dem erstern Stamme stehen. Sobald eine beabsichtigte Verbesserung in Formen und Eigenschaften durch fortgesetzte Kreuzung erreicht worden ist, wird es nöthig, das Errungene durch In- oder Reinzucht festzuhalten. Durch einmalige Kreuzung mit bessern oder edlern Thieren erreicht man seinen Zweck nicht. Treibt man mit den Producten der ersten Generation wieder Inzucht, so darf man nicht auf Constanz, Bestehen des Errungenen, mit Sicherheit rechnen; im Gegentheil wird sich eine Ungleichheit in diesem Sinne um so mehr herausstellen, je weniger der zu verbessernde Stamm selbst ausgeglichen war. Durch das Kreuzen kann man einem vorhandenen selbständigen Stamme alle bessern Eigenschaften eines edlern Stammes mittheilen, ebensowol können ihm aber auch alle schlechten Eigenschaften desselben einverleibt werden. Die Eigenschaften, welche man einem Stamme übertragen will, können nur durch Zuchtthiere vermittelt werden, welche wirklich diese Eigenschaften besitzen, die ihrem Stamme eigen sind, und welchen ein günstiges Fortpflanzungs- und Vererbungsvermögen innewohnt; dieses wird sich durch die ersten Producte ihrer Paarungen, deren Leistungen und mitgetheilten Eigenschaften ergeben. Aus Paarungen mit gemischten Thieren gehen Rückschläge hervor. Wenn durch das Kreuzen eines männlichen Zuchtthieres mit einer Anzahl weiblicher Thiere Producte entstehen, welche in der größten Mehrzahl dem Vater gut nacharten, so kann man gewiß sein, daß der beabsichtigte Zweck in Erfüllung gehen wird; wenn aber die Nachkommen gar nicht nach dem Vater arten, so thut man wohl, denselben nicht zur fernern Zucht zu verwenden. Rückschläge oder Vererbung der Formen und Eigenschaften der Voreltern von väterlicher oder mütterlicher Seite beweisen, daß die Zucht von der einen oder andern Seite noch nicht rein, edel oder selbständig war. Wenn man z. B. reine Merinos durch eine oder zwei Generationen mit Landvieh gepaart hat und die Paarung mit jenen nicht fortsetzt, sondern mit den erhaltenen Nachkommen

wieder Inzucht treibt, so werden Rückschläge zu erwarten sein und sich dadurch zu erkennen geben, daß bei dem folgenden Producte durch das schon verbesserte Vließ wieder grobe Wollhaare des Landviehs hervorkommen, oder daß mitunter wieder ganz grobwollige oder nur an einzelnen Stellen mit grobhaariger Wolle bedeckte Lämmer geboren werden würden. Bei der Schafzucht stellt sich übrigens der Werth des Kreuzens am deutlichsten heraus, und zwar in der Art, daß die verschiedenen Qualitäten der Wolle von der reinen Fortzucht und Reinerhaltung der echten Merinos und dann durch das zweckmäßige Kreuzen dieser mit dem Stamme, welcher den gehegten Erwartungen zu entsprechen im Stande ist, abhängt. Bei der Schweinezucht hängt der Bestand der Zucht geradezu von der Kreuzung ab; nur durch diese können fruchtbare Sauen erhalten werden. Mit der Kreuzung ist die Blutauffrischung unzertrennlich verbunden. Man versteht darunter die Wiederanwendung eines Zuchtthieres von derselben Landesart, derselben Zucht, demselben Stamme und demselben Geschlechte, von welchem die Verbesserung oder die Veredelung ausgegangen oder die ganze Zucht entstanden ist. Bei dem Blutauffrischen ist es deshalb Bedingung, daß das dazu zu verwendende Zuchtthier aus demselben Stamme genommen wird, von welchem das Kreuzen eines Stammes ausging, und daß dieses Zuchtthier seinem Vorgänger in Formen und Eigenschaften so gleich als möglich ist. Das Blutauffrischen durch Zuchtthiere aus demselben Stamme, mit welchem die Veredelung durch das Kreuzen vorgenommen wurde, wird nöthig, wenn die Veredelung den Erwartungen und Zwecken, weshalb sie unternommen wurde, entsprach, die ersten dazu verwendeten Thiere untauglich geworden oder eingegangen sind, und der zu verbessernde oder zu bildende Stamm noch nicht den Grad der Eigenschaften erreicht hat, welchen man beabsichtigte, um mit diesen Zuchtthieren die Kreuzung in derselben Art wie bisher, ohne fremde Zuchtthiere anzuwenden, fortzusetzen, und die Selbständigkeit eines Stammes zu erreichen. Würde man ein so gleichartiges Kreuzen nicht bis zur Selbständigkeit des Stammes fortsetzen, so hätte man zu fürchten, daß die fernere Zucht wieder zurückgehen würde. Wenn man dagegen ein Zuchtthier aus einem andern Stamme, das dem ersten nicht gleich ist, zum Blutauffrischen verwenden wollte, so würde eine Vermischung durch diese neue Kreuzung entstehen, weil durch das neue Zuchtthier neue Eigenschaften eingeführt werden würden. Diese könnten nur dann willkommen sein, wenn sie wirklich besser oder edler als bei dem ersten Stammthiere wären. Das Blutauffrischen ist also ein erneuertes Kreuzen mit Zuchtthieren von derselben Abkunft wie ihre Vorgänger. Wer aber durch jedes beliebige gute Zuchtthier das Blutauffrischen zu bewirken versucht, bildet durch dieses neue Kreuzen gewissermaßen eine gemischte Nachkommenschaft und wird auf diese Weise den Mutterstamm schwerlich wieder zur Selbständigkeit bringen. Ein solches Blutauffrischen wird deshalb auch mit Recht ungleichartiges Kreuzen genannt, durch welches der Stamm selbst ungleichartig werden muß und durch diese Art des fortgesetzten Kreuzens so entartet, daß später eine lange dauernde, geregelte Zucht nothwendig ist, um den letztern herangezogenen Stamm wieder zu einem selbständigen zu machen.

2) Der Culturpflanzen. Dieselbe ist von besonderer Wichtigkeit zur Erzeugung von Getreide-, Kartoffel-, Obst- und Blumensorten. Beim Getreide ist die Kreuzung oder künstliche Befruchtung am lohnendsten, wenn die Eigenschaften zweier verschiedener Arten oder Varietäten vereinigt werden sollen. Es werden zu diesem Behufe zwei Pflanzen mit den zu vereinenden Eigenschaften folgendermaßen behandelt. Von der einen Pflanze, welche künstlich befruchtet werden soll, werden die Staubbeutel, sobald sie sich völlig entwickelt haben und noch nicht ausgetreten sind, vorsichtig aus den Spelzblätchen gelöst und entfernt, dagegen die Pflanze der andern Art oder Varietät, sobald die Stäubung zu beginnen scheint, zur Ueberstreichung der zu befruchtenden ausgezogen und dann der davon ausgezeichnete Same in zweiter Generation durch Zertheilung und Verpflanzung vervielfältigt. Die Kreuzung des Obstes geschieht meist bei der Obstorangerie; es werden durch sie ganz sicher neue feine Sorten erzeugt. Die künstliche Befruchtung wird dadurch bewirkt, daß man mittels eines Pinsels den männlichen Samenstaub einer edlen Obstsorte auf die weibliche Blüte einer andern Obstsorte überträgt. Das künstlich befruchtete Bäumchen muß von andern abgesondert und durch Verhängen mit einem Flor vor Vermischung mit anderm Samenstaube bewahrt werden. Am gebräuchlichsten und erfolgreichsten ist die Kreuzung bei den Zierpflanzen; man kann durch künstliche Befruchtung absichtlich Bastarde und dadurch neue, werthvolle Spielarten erzeugen. Die künstliche Befruchtung der Zierpflanzen geschieht folgendermaßen: Man nimmt, sobald sich eine Blume vollständig entfaltet hat, die Staubbeutel aufgeplatzt sind, und die auf der Spitze des Griffels befindliche Narbe zur Aufnahme des Samenstaubes vollständig ausgebildet ist, mit einem feinen Biberhaarpinsel den Samenstaub von dem Staubbeutel und bringt ihn auf die Narben, auf denen er kleben bleiben muß, wenn die Befruchtung gelingen soll. Das Glücken der Operation zeigt sich bei manchen Pflanzenarten durch ein sofortiges langsames Zusammenziehen der Narben oder durch Zurückbiegen der Kelch- und Korallenblätter, bei allen aber durch schnelles Wachsen der Blume und Anschwellen des Fruchtknotens; hat dagegen die Befruchtung nicht gewirkt, so welkt der Fruchtknoten oder fällt ab. Die fast zahllosen Varietäten und Hybriden der Nelken, Levkojen, Aurikel, Primel, Ranunkeln, Anemonen, Hyacinthen, Tulpen, Rosen, Malven, Georginen, Pelargonien, Calceolarien, Camellien, Rhododendren, Fuchsien, Verbenen, Passifloren, Päonien, Orangen, Amaryllen, Cacteen u. s. w. sind nur durch künstliche Kreuzungen entstanden, und es lassen sich die Bastardarten mancher zum Variiren sehr geneigter Arten und Abarten bis fast ins Unendliche vermehren, wenn man die letztern wechselseitig befruchtet oder kreuzt. Demgemäß bestäubt man die noch unbefruchteten Narben der einen

Art oder Varietät, nachdem man die Staubbeutel zur Verhütung eigener Bestäubung, insofern es thunlich ist, bei Zeiten entfernt hat, mit dem Samenstaube einer andern Art oder Varietät derselben oder einer nahe verwandten Gattung. Die Veränderungen, welche durch die Kreuzung im Eierstocke vorgehen, zeigen sich auch später an der Form aller Theile, sowie an der Farbe und an dem Geruche der Blumen der Pflanzen, welche aus dem durch die Kreuzung gewonnenen Samen erzogen sind. Bei vielen Arten kann man sogar mit ziemlicher Gewißheit die Blütenfarbe der künftigen Hybriden vorherbestimmen. Will man z. B. auf einer weißen oder gelben Hortulanie eine dunkle Illuminationsfarbe erzeugen, so wird der geöffnete Staubbeutel der dunkelfarbigen Blume zwischen der Narbe der weißen oder gelben angezeichneten Blume abgestäubt. Die Kreuzung darf übrigens nur bei trockenem Wetter geschehen, und der Samenstaub muß noch körnig und frisch sein. Im allgemeinen haben die bei trockener Luft und in der Mittagszeit vorgenommenen künstlichen Befruchtungen die günstigsten Resultate geliefert. Nur bei Orchideen und solchen Pflanzenarten, welche blos in der Nacht blühen, ist die geeignetste Zeit der Befruchtung der Morgen oder Abend. (*William Löbe.*)

KREUZVERHÖR (englisch cross-examination) ist im englischen Proceßrechte, nach welchem die Zeugen vor Gericht von den Parteien selbst verhört werden, die Befragung der Zeugen durch die Gegenpartei. Es wird hier nämlich zwischen examination in chief (Hauptverhör), Vernehmung des Zeugen durch die Partei, welche ihn benannt hat, und cross-examination (Kreuzverhör), Vernehmung desselben durch den Proceßgegner, unterschieden. Der Zweck des letztern ist der, die Sache möglichst aufzuklären, das Gedächtniß und die Wahrheitsliebe des Zeugen zu prüfen und etwaige Widersprüche in seinen Angaben darzuthun. Das Kreuzverhör ist aus dem englischen in das französische Proceßverfahren übergegangen, und auch die deutsche Civilproceßordnung hat dasselbe insofern adoptirt, als nach §. 362 derselben die Parteien berechtigt sind, dem Zeugen diejenigen Fragen vorlegen zu lassen, welche sie zur Aufklärung der Sache oder der Verhältnisse des Zeugen für dienlich erachten. Der Vorsitzende kann den Parteien gestatten, und hat ihren Anwälten auf Verlangen zu gestatten, an den Zeugen unmittelbar Fragen zu richten. Zweifel über die Zulässigkeit einer Frage entscheidet das Gericht. Von besonderer Wichtigkeit ist das Kreuzverhör im Strafprocesse, da nach §. 238 fg. der Deutschen Strafproceßordnung bei den von der Staatsanwaltschaft und dem Angeklagten benannten Zeugen und Sachverständigen der Staatsanwaltschaft und dem Vertheidiger auf deren übereinstimmenden Antrag die Vernehmung vom Vorsitzenden überlassen werden muß. Geschieht dies, so hat bei den von der Staatsanwaltschaft benannten Zeugen und Sachverständigen diese, bei den vom Angeklagten benannten der Vertheidiger in erster Reihe das Recht zur Vernehmung. Der Vorsitzende hat auch nach dieser Vernehmung die ihm zur weitern Aufklärung der Sache erforderlich scheinenden Fragen an die Zeugen und Sachverständigen zu richten; endlich muß der Vorsitzende, auch vom Falle des Kreuzverhörs abgesehen, dem Angeklagten und seinem Vertheidiger gestatten, unmittelbar Fragen an die Zeugen und Sachverständigen zu stellen, während auch hier etwaige Zweifel über die Zulässigkeit einer Frage in allen Fällen vom Gerichte entschieden werden. (*Albrecht Just.*)

KREUZZÜGE. Die Kreuzzüge sind nicht als eine vereinzelte Thatsache in der Geschichte des Mittelalters anzusehen, sondern als ein Glied in der großen Kette der friedlichen sowie der kriegerischen Berührungen[1]) des Orients mit dem Occident, die man kurzweg unter dem Namen der orientalischen Frage zusammenzufassen pflegt. Hatte beim Ausgange des Alterthums und beim Beginne der christlichen Zeitrechnung das Abendland ein entschiedenes Uebergewicht über das Morgenland gewonnen, so mußte dieses Verhältniß ein anderes werden, seitdem die Bekenner der Lehre Mohammed's begonnen hatten, mit dem Schwerte ihren Glauben zu verbreiten. Sobald der ganze Norden Afrikas der neuen Lehre gewonnen war, und seitdem die Araber durch die fränkischen Hausmeier von den westlichen Gebieten des Abendlandes sich fern gehalten sahen, standen die Mohammedaner auf dem Punkte, den letzten kümmerlichen Rest des Byzantinischen Reiches über den Haufen zu werfen, zumal bereits der größte Theil der asiatischen Besitzungen desselben ihnen unterworfen war. Mit dem Auftreten wilder turkomanischer Scharen drohte dem Abendlande ein neuer Schlag, als sie nach dem Sturze des Khalifats zu Bagdad den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes 1071 geschlagen hatten. Das Byzantinische Reich, schon seit langer Zeit im Innern zerwühlt, war unfähig, dem Feinde Widerstand zu leisten, und mußte sich nach auswärtiger Hülfe umsehen. Es konnte diese naturgemäß nur bei den Mächten des Abendlandes finden, wo der Boden dazu schon vorbereitet war. Denn eine Menge Franzosen, Italiener und vor allen wanderlustiger Normannen befand sich seit längeren Jahren in Diensten des Kaisers zu Konstantinopel und hatte so gleichsam als Vorkämpfer gegen die Ungläubigen gefochten, ehe sich die große Völkerwanderung des gesammten Europa gegen das Morgenland in Bewegung setzte. Nicht nur die Wanderlust, die Freude an Kämpfen und gefährlichen Abenteuern hat diese vereinzelten Scharen und die gewaltigen Heere der eigentlichen Kreuzzüge bewogen, die Heimat zu verlassen, sondern Interessen mannichfacher Art waren dabei thätig. Sicherlich hat die religiöse Idee viel zur Erregung der Massen beigetragen, aber andererseits hat eine Menge äußerlicher Antriebe mitgewirkt: Nothstände verschiedener Natur auf der einen Seite, Hoffnung auf Sieg, Macht und Beute auf der

1) Ueber die vielfachen Berührungen von Christen und Mohammedanern spricht Prutz, Christenthum und Islam während des Mittelalters u. s. w. (Histor. Taschenbuch 1878), und Culturgeschichte der Kreuzzüge (1883); vgl. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (1880) S. 378 Anm.

andern sind ebenso mächtige Triebfedern gewesen, um die großartige und folgenreiche Bewegung der Kreuzzüge sich entfalten zu lassen. Hinsichtlich der Zahl der Kreuzzüge gehen die Ansichten auseinander. Doch haben sich durch den Gebrauch mit mehr oder weniger Recht die Zahlen 6 oder 7 als feststehend eingebürgert: I. Kreuzzug 1096—1099; II. Kreuzzug 1147—1149; III. Kreuzzug 1189—1192; IV. Kreuzzug 1203—1204; V. Kreuzzug 1228—1229; VI. Kreuzzug 1248—1254; VII. Kreuzzug 1270.

I. Kreuzzug. Schon Gregor VII. beabsichtigte, die Waffen der gesammten Christenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu vereinigen, war aber durch die Kämpfe mit Heinrich IV. daran gehindert. Denn während die weltlichen Mächte infolge innerer Verhältnisse sich außer Stande sahen, das Schwert für eine fremde Sache zu ziehen, war das Papstthum damals die fast in ganz Europa anerkannte höchste Macht, von der mit Erfolg der Ruf zur Hülfe ausgehen konnte. Den unmittelbaren Anstoß zu der ganzen Bewegung der Kreuzzüge gab erst die Gesandtschaft des Kaisers Alexius an Papst Urban II., der sofort die Pläne seines großen Vorgängers aufnahm, das Heilige Land selbst zu befreien. Auf der Synode zu Piacenza (1095), welche mehrere kirchliche und weltliche Fragen zu erledigen hatte, traf bereits der Papst die ersten Vorbereitungen, um die Gemüther für seine Idee zu gewinnen. Noch in demselben Jahre begab er sich alsdann nach Frankreich, wohin ihn der Streit mit König Philipp rief. Zu Clermont in der Auvergne hielt er die nächste große Synode ab. Infolge der Nachrichten, welche ihm vorausgeeilt waren, hatte sich bereits eine große Aufregung des Volkes bemächtigt, und „in Vorahnung der kommenden Dinge“ war eine ungeheuere Menge um den Papst versammelt; da die Stadt sie nicht faßte, mußten die meisten unter freiem Himmel ihr Zelt aufschlagen; 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe und 400 Aebte, die übrigen Geistlichen und die Laien in nicht zu schätzender Anzahl waren erschienen. Dort nun trat der Papst auf und begann vor der Menge zu reden vom Grabe Christi, von der Entweihung der heiligen Stätten Palästinas, von den Drangsalen und Verfolgungen, denen die Pilger durch die Ungläubigen ausgesetzt seien, von der Noth und Gefahr des Byzantinischen Reiches. Zum Schluß rief er die Menge zum heiligen Kriege auf, er feuerte sie an, sich in den Dienst des höchsten Kriegsherrn, Jesu Christi, zu stellen und sein Grab zu befreien. Mit dieser Rede [2]) hatte das, was alle Gemüther bewegte, eine bestimmte Gestalt angenommen, war der ascetischen Richtung der Zeit ein bestimmtes Ziel gegeben. Vielfach war des Papstes Rede von Beifall unterbrochen, und als er geendet, bewies ihm der vieltausendstimmige Zuruf: „Gott will es, Gott will es!“ die zündende Wirkung seiner Worte. Noch auf dem Platze selbst, wo die Versammlung abgehalten worden, nahmen viele das Symbol — ein rothes Kreuz auf der rechten Schulter — als äußeres Zeichen ihres Gelübdes, unter den ersten der fromme und streitbare Bischof Adhemar von Puy. Allen, welche am heiligen Zuge theilnehmen wollten, wurde Erlaß ihrer Sünden bewilligt, ein allgemeiner Gottesfriede verkündigt.

Auf diese Weise ist die Bewegung durch das eigene Eingreifen des Papstes in Gang gebracht. Die Sage hat sich jedoch damit nicht begnügt, sondern noch einen andern Mann hiermit in Verbindung gesetzt, dessen ganze Persönlichkeit und Lebensweise der herrschenden ascetischen Richtung entsprach: Peter von Amiens. Bis in die neueste Zeit ist diesem Manne ein Antheil an der großen Bewegung zugeschrieben, der ihm thatsächlich nicht gebührt. Es wird erzählt, er wäre um das Jahr 1094 als Pilger nach Jerusalem gekommen und hätte vielfach die Verfolgungen der Seldschuken entweder selbst erfahren oder anderweitig gesehen. Als er eines Tages am Heiligen Grabe in Gebet versunken und eingeschlafen gewesen, wäre ihm der Heiland erschienen und hätte ihn aufgefordert, die Christenheit zum Kampf zu ermuntern, um die heiligen Stätten aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Daraufhin hätte er sich nach Rom zum Papst begeben und dann in dessen Auftrage die Herzen der Völker, die ihn wie einen Heiligen verehrten, durch seine Kreuzpredigt entzündet. Dann erst hätte der Papst die erwähnten Synoden berufen und auch in Clermont erst nach Peter seine eigene Ansprache gehalten. Es ist dieses eine Erzählung, welche neuere Forschung in das Gebiet der Legende verwiesen hat. [3])

Peter's Wirken als Kreuzprediger läßt sich erst im Anschlusse an die Synode von Clermont nachweisen: nach dieser erst hat er mit großer Begeisterung für den „heiligen Krieg“ Streiter geworben; gerade auf die niedern Massen des Volkes, welche durch Hungersnoth und durch Krankheiten, durch den Druck des übermüthigen Adels in schlimmer Lage waren, hat er mit großem Erfolge eingewirkt; bald hatte sich eine große Menge, auch viel loses Gesindel, um ihn versammelt. Im Frühjahre 1096 setzte sich dieser Pilgerhaufen unter Peter's Anführung in Bewegung; durch Deutschland, Ungarn und die Balkanhalbinsel, woselbst man viel unter den Angriffen räuberischer Bulgaren zu leiden hatte, kam man nach Konstantinopel und vereinigte sich dort mit dem letzten Reste der Scharen, welche der Ritter Walter Habenichts aus Deutschland noch vor Peter nach der Balkanhalbinsel geführt hatte, die aber fast gänzlich aufgerieben waren. Sowie die Pilger auch in Konstantinopel ihre Zuchtlosigkeit fortsetzten, wurden sie vom Kaiser schleunigst auf die östliche Seite des Bosporus hinübergeschafft, dort aber in einzelnen Gefechten von den Feinden geschlagen und vernichtet. Im October 1096 war so die erste Unternehmung des Abendlandes kläglich gescheitert.

Während jene wilden und rohen Scharen Peter's und Walter's ihren Untergang fanden, war der Adel Lothringens, Belgiens und besonders Frankreichs in

2) Kugler a. a. O. S. 18, und Sybel, Geschichte des I. Kreuzzuges (2. Aufl. 1881), S. 185.

3) Hagenmeyer, Peter der Eremite (Leipzig 1879), für die Zeit S. 106 fg.

großer Bewegung; denn gerade in dem letztern Lande war die in Clermont erwachte Begeisterung durch die heimkehrenden geistlichen Pilger überallhin verbreitet; in Deutschland dagegen, wo der Kampf zwischen Kaiser und Papst alle Gemüther in Spannung hielt, fand die Kreuzpredigt fruchtbaren Boden nur in den Rheingegenden, wo sie zunächst freilich eine große Judenverfolgung veranlaßte. In Frankreich rüstete zur Heerfahrt der Bruder König Philipp's selbst, Hugo von Vermandois, der, in keiner Weise ein bedeutender Mensch, sich bei den Rittern beliebt gemacht hatte durch sein leutseliges Wesen, bei der Geistlichkeit durch seine ausgesuchte Demuth [4]); ferner Herzog Robert von der Normandie, ein Bruder König Wilhelm's II. von England, dem es unbehaglich in der Heimat geworden war, im übrigen ein zwar tapferer, aber schwacher und gutmüthiger Mann. Weiter sind zu nennen der reiche und der Kirche durchaus ergebene Graf Raimund von Toulouse, welcher das stärkste Heer den Fürsten zuführte, und der durch Reichthum gleich ausgezeichnete Graf Stephan von Blois. Im Norden rüstete Robert Graf von Flandern, und aus Lothringen zog mit beträchtlichen Scharen Herzog Gottfried von Bouillon ins Feld, ein Mann, dessen ganzes Leben „die Sage mit einem allgemeinen Schimmer himmlischen und irdischen Glanzes umgeben hat". Wie er sich später gezeigt hat, gehörte er zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, eine Natur voll Kraft und Wärme, nicht immer fest und umsichtig, aber thätig und gewandt, nicht zu hindern und zu erschlaffen. Ihn begleiteten seine beiden Brüder Eustachius und Balduin, von denen der letztere später die Krone von Jerusalem tragen sollte. Nicht geringer war die Bewegung in Italien. Dort rüstete mit allem Eifer zur Kreuzfahrt Bohemund, der Sohn Robert Guiscard's [5]), den unerquicklicher Familienzwist sowie Ehrgeiz und Thatenlust aus der Heimat trieben, und ihm schloß sich sein Neffe, der leidenschaftliche und abenteuerlustige Tancred, an. Etwa 300,000 Kreuzfahrer machten sich auf, denen es auch nicht an der nöthigen Ausrüstung fehlte; nur gebrach es diesem gewaltigen Heere an einem einheitlichen Mittelpunkte. Zwar hatte der Papst an seiner Statt den Bischof Adhemar zum Legaten ernannt, allein seine Einwirkung blieb eine geringe, und unter den Fürsten selbst ragte keiner durch seine Stellung so hervor, daß die andern sich ihm willig hätten unterordnen müssen. Jeder Theil marschirte selbständig, und das Ganze wurde nur durch das gemeinschaftliche Interesse zusammengehalten. Der erste, der den Aufbruch unternahm, war Graf Hugo von Vermandois, welcher zur See nach Dyrrhachium gelangte, wo er zwar ehrenvoll empfangen, aber wie ein Gefangener mit Wachen umgeben wurde. Auch in Konstantinopel mit Ehren überhäuft, mußte er dem Kaiser Alexius den geforderten Lehnseid leisten; denn dieser hatte durchaus nicht die Absicht, die Kreuzfahrer als gleichberechtigte Bundesgenossen anzusehen und zu empfangen, sondern war gewillt, die gewaltigen Heerscharen der Fremden gleichsam als seine Werkzeuge zu benutzen und mit ihrer Hülfe die einst zum Byzantinischen Reich gehörenden Theile Asiens wiederzuerwerben. Herzog Gottfried hatte mit seinen Scharen den Landweg eingeschlagen und war auf der uralten Handelsstraße die Donau abwärts, durch das Thal der Morawa und weiter durch die Porta Trajana die Maritza entlang unangefochten durch Ungarn und Bulgarien gezogen. An den Grenzen des Byzantinischen Reiches angekommen, hörten die Deutschen, in welcher Weise der Kaiser dem französischen Grafen entgegengetreten war, und erbittert hierüber ergossen sie sich plündernd über das Land. Diese Stimmung hielt auch in Konstantinopel an, wo sie in Pera ihr Lager aufschlugen. Gottfried verstand sich erst nach langen vergeblichen Unterhandlungen und nach wiederholten Niederlagen dazu, dem Kaiser den Lehnseid zu leisten. Auch die andern Fürsten, welche allmählich mit ihren Scharen ankamen, legten den Lehnseid ab, bis auf den Grafen von Toulouse, der sich standhaft weigerte, eine Verpflichtung einzugehen. Nach langem Verhandeln wurde der Streit durch einen Vergleich beigelegt, indem Raimund versprach, nichts gegen die Ehre und das Leben des Kaisers unternehmen zu wollen. Ende April rückten die Kreuzfahrer in Kleinasien ein, zunächst den Marsch auf Nicäa richtend, die Hauptstadt des Seldschukischen Reiches, über welches Kilidsch Arslan gebot. Die Stadt lag in einem rings von Bergen umgebenen Thale, auf drei Seiten durch Sümpfe, auf der vierten, der Westseite, durch einen See gedeckt. Der Sultan war fern, als die Kreuzfahrer vor seiner Stadt anlangten und sie nun regelrecht belagerten; namentlich seit dem Eintreffen Bohemund's wurde im Heere der Christen die größte Energie entwickelt. Zwar brachte der Sultan ein großes Heer zum Entsatz seiner Hauptstadt zusammen, doch wurde er durch die Tapferkeit Raimund's und seiner Provenzalen zurückgeschlagen. Dieser Tag soll den Seldschuken beinahe 30,000, den Christen aber nur 3000 Todte gekostet haben. Als sich die Stadt nicht mehr gegen die Stürme der Belagerer halten konnte und man in Betreff der Uebergabe schon Unterhandlungen begonnen hatte, knüpfte Kaiser Alexius hinter dem Rücken der Kreuzfahrer Verbindungen mit den Belagerten an, und da er erträglichere Bedingungen stellte, so wurde er bald mit ihnen einig und erreichte seinen Zweck, die Kreuzfahrer von dem Besitze der Stadt auszuschließen. Natürlich kam es darüber zu sehr heftigen Auseinandersetzungen zwischen Alexius und den Fürsten, die erst ihr Ende fanden, als die letztern sich durch das Versprechen besänftigen ließen, an Stelle der verlorenen Beute Entschädigung zu erhalten. Ende Juni 1097 verließ das Heer das Lager bei Nicäa, um mitten durch Kleinasien hindurch Syrien zu erreichen, und marschirte in zwei getrennten Abtheilungen weiter. Nach einigen Tagen stieß man in der Nähe von Doryläum (heute Eskeschehr) auf Kilidsch Arslan, der hier ein Heer von 150,000 Mann zusammengebracht hatte und die Trennung der Christen zu benutzen gedachte. Bohemund

4) Vgl. Sybel, Geschichte des I. Kreuzzuges, S. 221 fg.
5) Sybel S. 414.

aber, dem an diesem Tage eigene Tüchtigkeit und das Zutrauen der andern die Oberleitung gab, wußte die Schlacht so lange hinzuhalten, bis die andere Schar herangerückt war und durch ihr Eingreifen den Tag zu Gunsten der Christen entschied. Von Dorpläum zog das Heer auf der alten Römerstraße weiter nach Iconium, das seine Thore ohne Widerstand öffnete. An den Grenzen Ciliciens angekommen, zog man es vor, nicht geradezu durch die cilicischen Pässe zu gehen, sondern in einem weiten Bogen über Cäsarea durch Armenien, wo sich eine Reihe christlicher Fürstenthümer befand, die in stetem Kampfe mit den Seldschuken ihre Unabhängigkeit behauptet hatten. Diese wollte man unterstützen und die Feinde ganz aus jenem Gebiete verdrängen. Als man über den Taurus hinübergekommen war, trennte sich Balduin vom Heere und schlug sich eine Zeit lang mit den Seldschuken herum, wodurch er sich die Zuneigung der Armenier gewann. Thoros, der Fürst von Edessa, lud ihn in seine Stadt ein und ernannte ihn zu seinem Nachfolger, doch wurde er selbst bald vom eigenen Volke getödtet, welches schon jetzt Balduin an seiner Spitze sehen wollte. So hatte Balduin zuerst von allen Kreuzfahrern sich ein eigenes Fürstenthum im Morgenlande gegründet. Das große Heer rückte inzwischen in das Thal des Orontes hinab und kam vor Antiochia an, in welcher durch Natur und Kunst äußerst befestigten Stadt der Emir Bagi Sijan herrschte. Die Kreuzfahrer erholten sich zunächst von den Strapazen und schwelgten in der paradiesischen Gegend, sahen sich aber infolge dessen bald dem drückendsten Mangel ausgesetzt, zumal auch der Winter mit Stürmen und Regengüssen herannahte. Nun erst raffte man sich zum energischen Handeln auf und schloß die Stadt ein. Doch wurde die Lage der Kreuzfahrer äußerst mislich, als man erfuhr, daß einzelne Bundesgenossen des Emir, unter ihnen der mächtigste der seldschukischen Fürsten, Kerboga von Mosul, zum Entsatz der Stadt heranrückten. Kam diese nicht vorher in die Hände der Christen, so waren sie dem sichern Untergange ausgesetzt. Aus solcher Gefahr befreite sie das Vorgehen Bohemund's, der mit einem von dem Emir beleidigten armenischen Renegaten, welcher sich bereit erklärte, die Stadt den Christen in die Hände zu liefern, in Verbindung getreten war und den Entschluß gefaßt hatte, sich hier das ersehnte Fürstenthum zu gründen; und da die übrigen Fürsten, sich in einer Art Zwangslage befindend, seinen Plänen beistimmten, so wurde die Stadt mit Hülfe des Verräthers genommen und vollständig ausgeplündert. Kurze Zeit darauf kam Kerboga mit großen Heeresmassen an und schloß nun seinerseits die Stadt so vollständig ein, daß den Christen jegliche Zufuhr abgeschnitten war. Bald stieg die Noth in der Stadt aufs höchste, zu den ekelhaftesten Dingen mußte man greifen, um den Hunger zu stillen; nicht blos einzelne Pilger, sondern ganze Scharen gingen zum Feinde über, und nur dem energischen Eingreifen der Führer gelang es, das Heer vor gänzlicher Auflösung zu bewahren. Erklärlich ist es, wenn infolge dieser verzweifelten Stimmung leidenschaftliche Erregungen sich geltend machten, wenn man in himmlischen Erscheinungen Trost suchte und fand. So gewann leicht die Erzählung eines Provenzalen Petrus Bartholomäus allgemeinen Glauben, welcher behauptete, daß ihm der heilige Andreas im Traume befohlen habe, die Heilige Lanze, mit welcher einst die Seite des Herrn geöffnet war, und die unter dem Altare der Hauptkirche zu Antiochia vergraben sei, ans Tageslicht zu fördern. Man grub nach, und nach langer Mühe fand sich natürlich die kostbare Reliquie und gab allen inmitten von Elend und Todesgefahr die Hoffnung auf Sieg und Errettung zurück. Die Fürsten traten zusammen und ernannten Bohemund auf 14 Tage zum Oberanführer des Heeres. Nachdem dieser erst wieder Zucht in die Reihen der Pilger gebracht hatte, glückte ein von ihm vorbereiteter Ausfall über Erwarten schnell, da in den Reihen der Seldschuken große Uneinigkeit herrschte. In wilder Flucht verließ Kerboga mit den Seinigen das Thal des Orontes, und die ermatteten Scharen der Christen konnten sich wieder erholen. Aber kaum war die Gefahr vorüber, als auch wieder Zwietracht und Eifersucht unter den christlichen Fürsten einriß: denn da Bohemund, der sich am Ziele seiner Wünsche sah und Antiochia als sein Eigenthum betrachtete, bei Raimund von Toulouse den heftigsten Widerstand fand, so erfolgten lange und erbitterte Streitigkeiten, bis der letztere durch seine eigenen Truppen, die den Hauptzweck des ganzen Kreuzzuges erfüllen wollten, gezwungen wurde, den Weitermarsch anzutreten. Während Bohemund in ungestörtem Besitze in Antiochia zurückblieb, marschirte das übrige Kreuzheer weiter den Orontes aufwärts bis Hims und dann an der Küste entlang, vorüber an Beirut, Sidon, Tyrus, Accon und Ramla. Als man sich nicht mehr fern von Jerusalem befand, war die Unruhe des Volkes nicht mehr zu zügeln, ein Haufe nach dem andern setzte sich in Bewegung, um den letzten Bergrücken zu erreichen, der sie von Jerusalem schied. Von hier aus sahen sie (7. Juni) die Heilige Stadt vor sich liegen. Von heißester Andacht übermannt, stürzten sie in die Kniee und priesen mit Thränen den Herrn, der sie bis dahin geleitet. Man lagerte sich auf drei Seiten um die Stadt, sodaß nur der Osten, der Oelberg, freiblieb. Im Vertrauen auf die begeisterte Stimmung des Heeres wurde sofort ein Sturm unternommen; da derselbe aber fehlschlug, so mußte man zu einer regelmäßigen Belagerung schreiten, die allerdings bei dem Mangel an Belagerungsmaterial und Lebensmitteln große Schwierigkeiten bot. Unerwartet landeten einige genuesische Schiffe in Joppe, welche der drückendsten Noth abhalfen. Nachdem mit großer Mühe zwei bewegliche Belagerungsthürme angefertigt waren, und das ganze Heer durch eine große Procession um Jerusalem herum und durch Bußübungen sich vorbereitet hatte, schritt man zum Angriff. Mehrere Tage wurde aufs tapferste auf beiden Seiten gestritten, bis es Gottfried im Osten der Stadt gelang, von seinem Thurme aus die Fallbrücke zu werfen. Während er und sein Bruder hier die ersten auf der feindlichen Mauer waren, stürmten gleichzeitig auf der andern Seite die Kreuzfahrer durch eine Bresche in die Stadt (15. Juli). Ein furcht-

bares Gemetzel folgte, sodaß im Tempel Salomo's das Blut bis an die Knie der Reiter und an das Gebiß der Pferde reichte. Allen voraus eilte Tancred zum Tempel auf Morija, um sich der Schätze desselben im voraus zu versichern. Mehrere Tage vergingen im allgemeinen Taumel des Sieges und in der Freude über den erzielten Erfolg, und in Scharen strömte man zum Heiligen Grabe, um daselbst seine Andacht zu verrichten. Als dann endlich die Fürsten sich versammelten, um über die Bewahrung des Gewonnenen Rath zu pflegen, da zeigten sich sofort wieder die alten Zwistigkeiten. Zunächst erhob die Geistlichkeit Ansprüche auf die höchste Würde in der heiligen Stadt. Als diese ohne Mühe zurückgewiesen waren, bot man die Herrscherwürde Raimund von Toulouse an, ihm, dem mächtigsten und reichsten, der seit Bohemund's Entfernung die bedeutendste Stelle im Heere behauptet hatte. Allein Raimund schlug die Würde aus, weil er an dieser Stätte keine irdische Krone tragen könne; vielleicht auch, weil er sich seiner eigenen Scharen nicht mehr sicher fühlte. Gottfried von Bouillon dagegen, an den man sich sodann wandte, erklärte sich bereit und wurde ohne Widerspruch zum „Beschützer des Heiligen Grabes" erwählt. Den Königstitel und die feierliche Krönung vermied man, sei es auf den frommen Wunsch der Fürsten hin, oder (nach der gewöhnlichen Annahme) weil Gottfried's demüthiges Gefühl es so wollte. Lediglich um dieser hohen Stellung Gottfried's willen hat die Sage sein ganzes Leben aufs wunderbarste ausgeschmückt.

Noch aber hatten die Kreuzfahrer keine Ruhe gefunden. Von Aegypten her kamen große Streitscharen heran, um den Christen ihre Eroberungen streitig zu machen. Bei Askalon, südwestlich von Jerusalem, lieferte ihnen Gottfried (12. Aug.) die Schlacht, welche für die Christen infolge ihrer stürmischen Tapferkeit siegreich ausfiel. Zwar blieb Askalon selbst in den Händen der Feinde, doch waren die übrigen Eroberungen der Christen durch diesen letzten Sieg für einige Zeit wenigstens gesichert. Gottfried versuchte sodann, dem jungen Reiche eine möglichst starke Grundlage zu geben, doch ohne rechten Erfolg. Schon am 18. Juli 1100 starb er und hinterließ das Reich seinem Bruder Balduin I., welcher die Herrschaft über Edessa dem eigenen Neffen übertrug.

Mehrere Führer des Kreuzzuges, wie Robert von Flandern, Robert von der Normandie u. a.[6]), kehrten nunmehr in die Heimat zurück, wo sie mit hohen Ehren empfangen wurden und die Begeisterung für die Sache, für die sie gekämpft hatten, weiter rege erhielten. Zu denjenigen, welche die Rückreise antraten, gehörte wahrscheinlich auch Peter von Amiens, welcher mit seinen losen Scharen sich dem großen Heere der Kreuzfahrer auf asiatischem Boden angeschlossen und während des ganzen Zuges eine untergeordnete Rolle gespielt hatte. Er starb am 7. Juli 1115 zu Huy bei Lüttich. Bohemund schlug sich viel mit den benachbarten Seldschuken herum, wurde schließlich besiegt und 1100 vom Emir von Siwas gefangen; nach drei Jahren erst wurde er gegen hohes Lösegeld frei gegeben. Raimund von Toulouse hatte ebenfalls Syrien verlassen und war nach Konstantinopel zurückgegangen.[7])

Inzwischen hatte im Abendlande das Interesse für die Kreuzfahrt nicht nachgelassen: der glückliche Erfolg, die Erzählung einzelner Pilger, die Nachrichten aus dem Morgenlande selbst hielten den Eifer für die Sache des Heiligen Landes wach, und immer neue Scharen ballten sich zu gemeinschaftlichen Zügen gen Osten zusammen; die Flotten von Pisa, Venedig und Genua führten neue Hülfsmittel und Streitkräfte nach Syrien. Während des Jahres 1100 machten sich viele Bewohner der Lombardei, Deutschlands und Frankreichs auf, um unter der Führung Hugo's von Vermandois und Stephan's von Blois, die ihr früheres Entweichen vergessen machen wollten, sowie unter dem Banner Welf's IV. von Baiern nach dem Morgenlande zu pilgern. Diese Scharen, denen des Jahres 1097 an Zahl wenig nachstehend, planten nichts Geringeres, als das Khalifat zu Bagdad zu stürzen und den bedeutendsten aller Kreuzesfürsten, Bohemund, aus seiner Gefangenschaft zu Siwas zu befreien. Raimund von Toulouse schloß sich ihnen an, und Kaiser Alexius unterstützte sie; doch wurden diese gewaltigen Heeresmassen, welche ganz planlos ihr Unternehmen ins Werk setzten, durch einzelne Gefechte schnell geschwächt und schließlich inmitten von Kappadocien in einer furchtbaren Schlacht fast aufgerieben; nur geringe Reste retteten sich zurück, und mit ihnen die vornehmsten Führer. So scheiterte dieser mit großen Mitteln begonnene aber ohne Ordnung unternommene Zug.

Bohemund, der 1103 aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde, erkannte bald die gefährliche Lage und die unzulänglichen Kräfte der Christen und machte sich selbst auf, um im Abendlande neue Streiter zu werben. Er durchreiste Italien und Frankreich, wurde überall mit Begeisterung aufgenommen und sah sich im Herbste 1107 an der Spitze von 34,000 Mann. Doch diese Macht führte er nicht nach Syrien, sondern gedachte zunächst einen andern abenteuerlichen Plan zu verfolgen, das Kaiserthum zu Byzanz, mit dem er allerdings stets in der schroffsten Feindschaft gelebt hatte, zu stürzen. Da er aber schon bei der Belagerung von Dyrrhachium durch ein griechisches Entsatzheer geschlagen wurde und sich dem Kaiser unterwerfen mußte, so kehrte er in seine Heimat Apulien zurück, wo er 1111 starb.

Die Geschichte des Reiches Jerusalem gehört nur in ihren Umrissen in diese Darstellung. König Balduin I. vertrat den Ansprüchen des Patriarchen von Jerusalem und des päpstlichen Legaten gegenüber stets das Interesse des Staates und schließlich auch mit Glück. Fürs zweite

6) Hugo von Vermandois und Stephan von Blois hatten schon in Kleinasien infolge der großen Strapazen die Sache der Kreuzfahrer aufgegeben.

7) Ob Raimund die Heimat verlassen in dem festen Vorsatze, sie nie wieder zu betreten und sich im Morgenlande, ähnlich wie Bohemund, ein eigenes Fürstenthum zu gründen, ist nicht sicher erweislich.

mußte er als seine Aufgabe erkennen die Erweiterung und Sicherung der Grenzen seines Landes, da sein Machtgebiet nicht bis zur Küste reichte und daher des nothwendigen Ankerplatzes für die aus dem Abendlande heransegelnden Flotten entbehrte, auch von Aegypten und Syrien her dauernde Angriffe zu gewärtigen waren. Mit Unterstützung immer neuer Pilgerscharen gelang es ihm, nordwärts die ganze Seeküste mit Ausnahme des festen Tyrus in seinen Besitz zu bringen, und wenn im Süden auch Askalon in den Händen der Aegypter blieb, so war die Kraft derselben doch so geschwächt, daß sie für den Augenblick keine ernstliche Gefahr für das junge Königreich bildeten. Im J. 1118 starb Balduin und wurde vor der Kirche des Heiligen Grabes neben seinem Bruder Gottfried beigesetzt. In der Herrschaft folgte ihm sein Neffe Balduin II. von Edessa, gleich seinem Vorgänger ein tapferer und energischer Mann. Auch er hatte zahlreiche Kämpfe mit den Seldschuken zu bestehen, sorgte aber auch im Innern des Landes für das Entstehen und Aufblühen neuer Städte und Ansiedelungen.

Unter Balduin's II. Regierung haben die beiden ältesten geistlichen Ritterorden ihren Anfang genommen. Um das J. 1118 faßten zunächst zwei französische Ritter, Hugo von Payens und Gottfried von St.-Omer, mit sieben ritterlichen Landsleuten den Plan, eine religiös-kriegerische Genossenschaft zum Schutze der Pilger und zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu bilden, und legten in die Hände des Patriarchen von Jerusalem die gewöhnlichen Gelübde geistlicher Orden ab: der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams; der König gewährte ihnen alle Unterstützung und räumte ihnen einen Theil seines Palastes als Wohnung ein nahe der Stelle, wo einst der Tempel Salomo's gestanden, woher sie sich den Namen milites Templi, Tempelritter, beilegten. Als Hugo von Payens nach Frankreich reiste, um weitere Mitglieder der Genossenschaft zu werben, fand er dort offene Hände und Herzen. Männer aus den edelsten Geschlechtern verliehen dem Orden Besitzungen oder ließen sich in ihn aufnehmen. Der Genossenschaft wurden alsdann feste Regeln gegeben, die sie zu einem geistlichen Ritterorden (oder ritterlichen Mönchsorden) machten. Gleich darauf wurde eine bereits bestehende religiöse Verbrüderung in der Heiligen Stadt in derselben Weise umgestaltet, das klösterliche Hospiz und Krankenhaus, welches um 1070 Maurus, ein reicher Kaufmann aus Amalfi, zur Aufnahme und Pflege abendländischer Pilger eingerichtet und dem heiligen Johannes, Patriarchen von Alexandria, geweiht hatte. Nach dem Vorbilde der Templer wurde auch von den Johannitern zur Krankenpflege die Aufgabe des Kampfes gegen die Ungläubigen hinzugefügt, und auch hier entwickelten sich bald die drei Klassen der kämpfenden, der geistlichen und der dienenden Brüder.

Im J. 1131 schloß Balduin II. sein thatenreiches Leben. Auf ihn folgte Fulko, Graf von Anjou, der Gemahl seiner ältesten Tochter, der in einem besonders kritischen Augenblicke die Regierung antrat, da von Osten der thatkräftige Emir von Mosul, Imadeddin Zenki[8]), zum Angriffe auf die christlichen Besitzungen heranrückte. Zenki erzielte anfänglich manchen Erfolg, indem die vielfache Zerrissenheit und Zwietracht unter den Christen ihm die Wege bahnte. Doch schlossen diese sich infolge der Niederlagen enger aneinander; sogar der Emir von Damaskus, der sich durch das Vorgehen Zenki's in seiner Herrschaft bedroht sah, ging mit den Kreuzfahrerstaaten ein Bündniß ein. Hierdurch wurde Zenki in seinem Siegeslaufe gehemmt, sodaß für die christlichen Reiche einige Jahre der Ruhe eintraten, die aufs beste benutzt wurden. Ueberall erhoben sich an den Grenzen zahlreiche Burgen; eine Menge Ortschaften entstanden, bewohnt von gewerbthätigen Handwerkern und Bauern; der Boden lohnte aufs reichlichste die auf ihn verwendete Mühe, und der Handel, der den Verkehr zwischen Persien, Indien und dem Abendlande vermittelte, erhob sich zu reicher Blüte. Die Folge war, daß überall Reichthum einkehrte und von seiten der Großen eine geradezu orientalische Pracht entfaltet wurde. Auch bildete sich mit der Zeit in der Bevölkerung des Landes eine größere Einheit heraus, indem das französische Element alle andern Nationalitäten in sich aufgehen ließ. Unter der Regierung Fulko's ist wahrscheinlich auch der Anfang des großen Rechtsbuches des Königreichs Jerusalem entstanden, der Assises de Jérusalem[9]), und damit war eine Grundlage für sämmtliche Rechtsverhältnisse geschaffen. Diese ruhige Entwickelung wurde aber bald von anderer Seite gefährdet, als nach dem Tode des Kaisers Alexius (1118) seine beiden Nachfolger Johannes und Manuel innere Streitigkeiten in Antiochia benutzten, um sich die Kreuzfahrerstaaten lehnspflichtig zu machen. Antiochia mußte thatsächlich die Oberlehnsherrlichkeit von Byzanz anerkennen. Als gar 1143 König Fulko mit Hinterlassung zweier unmündigen Söhne starb, stieg die Zerrissenheit in den Kreuzfahrerstaaten auf einen bedenklichen Grad und ließ für Zenki von Mosul, welcher die Lage, in der sich die Christeu befanden, aufs schärfste beobachtete, die Zeit gekommen erscheinen, um einen Hauptschlag auszuführen. Zu Ende des J. 1144 erschien er mit einem großen Heere vor Edessa, welches auf sich allein angewiesen war und einer Belagerung nicht lange standhalten konnte. Mit Edessa aber war die Vorburg der lateinischen Staaten Syriens gefallen, und fast schien es, als ob jetzt schon der Untergang über dieselben hereinbrechen würde. Nur einen Weg zur Rettung gab es noch, die Hülfe des Abendlandes.

II. Kreuzzug. Auf dem päpstlichen Stuhle saß in jener Zeit Eugenius III., ein nicht eben bedeutender Mann; es fand sich aber in dem Abte Bernhard von Clairvaux eine geeignete Persönlichkeit, um einen neuen Kreuzzug (den zweiten) einzuleiten. Ein Mann von hinreißender Beredsamkeit, genoß Bernhard bereits bei hoch und niedrig das größte Ansehen, die höchste Verehrung. Als nun die

8) Die Sage hat Zenki zu einem Sohne der Markgräfin Ida gemacht, welche an dem Kreuzzuge des J. 1101 theilgenommen haben und in die Gefangenschaft der Sarazenen gerathen sein soll.
9) Vgl. Prutz, Culturgeschichte der Kreuzzüge S. 213 fg.

Nachrichten von dem Unglücke der syrischen Christen und ihr Ruf um Hülfe nach Frankreich gelangten, war es natürlich, daß gerade da wegen der Verwandtschaft der Nationalitäten die Begeisterung für einen neuen Kreuzzug zumeist aufloderte. Allen voran war Frankreichs junger König Ludwig VII. gewillt, das Kreuz zu nehmen, und fragte Bernhard um Rath. Dieser zwar wies die Entscheidung an den Papst, da er nicht die Verantwortung übernehmen wollte, wenn der König das Land verließ. Der Papst aber stimmte freudig dem Vorhaben des Königs zu und beauftragte Bernhard, das Kreuz an allen Orten zu predigen. Ludwig berief zu Ostern 1146 eine Zusammenkunft der Großen nach Vezelay in Burgund, wo ähnlich wie einst zu Clermont eine Menge Volks zusammenströmte, und als Bernhard eine begeisterte Ansprache hielt, war der Erfolg gleichgroß wie damals, und auch diese Bewegung theilte sich wieder den benachbarten Gegenden mit. Am Rhein waren die nächste Folge blutige Judenverfolgungen, zu deren Dämpfung Bernhard gen Mainz reiste, und als es dem machtvollen Eindrucke seiner Persönlichkeit und seiner Beredsamkeit bald gelang, den Aufruhr zu unterdrücken, faßte er den Plan, für den neuen Kreuzzug auch die deutsche Nation zu gewinnen. Zwar wies König Konrad III. den Gedanken zuerst von der Hand; gegen Ende des J. 1146 erschien aber Bernhard auf dem Reichstage zu Speier und hielt im Dome daselbst eine eindringliche Kreuzpredigt; er wandte sich schließlich an den König selbst, mahnte ihn an die Wohlthaten, die ihm der Himmel erwiesen, und erinnerte ihn an das Jüngste Gericht, wo Gott wegen seiner Undankbarkeit Rechenschaft von ihm verlangen werde. Diese Rede machte einen so mächtigen Eindruck auf den König, daß er sofort das Kreuz nahm und mit ihm eine Anzahl Großer des Reiches, darunter sein Neffe Friedrich von Schwaben. Auf diese Weise war allerdings ein großartiges Unternehmen durch Bernhard von Clairvaux ins Leben gerufen, denn der größte Theil der römischen Christenheit war zum Kampf gegen die Ungläubigen aufgeboten, und nur die sächsischen Fürsten machten den Zug in das Morgenland nicht mit, sondern ließen sich, Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär an der Spitze, die Verpflichtung auflegen, einen Kreuzzug gegen die benachbarten heidnischen Wenden zu unternehmen.

Der Erfolg des zweiten Kreuzzuges entsprach nicht im geringsten der ersten Begeisterung, denn die Menge der Theilnehmer war von vornherein an ein verschiedenes Interesse geknüpft. Die Deutschen neigten mehr zu Byzanz hin, während die Franzosen es mit den Normannen hielten, die gerade damals von den Griechen hart bedrängt wurden. Im Sommer 1147 machte sich König Konrad auf, um auf demselben Wege, welchen Gottfried einstmals gezogen, Konstantinopel zu erreichen. Dort wurden die Deutschen wegen ihrer großen Zahl anfänglich mit Mistrauen empfangen, es kam zu offener Feindseligkeit, und die Deutschen brachen bald nach Asien auf, um, ohne erst die Franzosen abzuwarten, Edessa zu erobern. Nur langsam und in großer Unordnung rückte das Heer vorwärts; in der Nähe von Doryläum kam es bereits zu einzelnen Gefechten, die für die Seldschuken siegreich ausfielen. Als die letztern auch weiter das Kreuzheer ohne Unterlaß durch kleine Angriffe reizten und beunruhigten, schlug die frühere kriegerische Stimmung in vollständige Muthlosigkeit um, und König Konrad beschloß, den Rückmarsch an das Meer anzutreten, um die Franzosen zu erwarten. Dieser Rückzug artete unter fortwährenden Angriffen der Seldschuken bald in völlige Flucht aus, bei welcher eine Menge Menschen dem Schwerte der verfolgenden Feinde erlag. Als man endlich in Nicäa angekommen war, starben daselbst noch viele Tausende an Krankheiten. Die meisten der Ueberlebenden gaben den Kreuzzug auf, ein kleiner Rest nur blieb bei König Konrad in Konstantinopel zurück.

Die Franzosen, die einige Wochen später als die Deutschen aufgebrochen waren und denselben Weg zurückgelegt hatten, wurden vom Griechenkaiser mit noch größerem Mistrauen empfangen und bald, wenige Tage vor der Niederlage des deutschen Heeres bei Dorylänm, mit List aus seiner Hauptstadt entfernt. Als Ludwig, auf asiatischem Boden angelangt, von dem Unglücke der deutschen Kreuzfahrer erfuhr, beeilte er sich zwar, den Trümmern des geschlagenen Heeres entgegenzugehen, aber anstatt mit seinen frischen Truppen sofort in das Innere des Landes aufzubrechen, zog er es vor, sich mehr an der Küste zu halten, und gelangte über Smyrna und Ephesus nach Laodicea am Lykos. Kaum hatte man diese Stadt wieder verlassen, so griffen die Seldschuken an und rieben einen Theil des in aufgelöster Marschordnung hinziehenden Heeres auf. Unter steten weitern Gefechten erreichte man die pamphylische Stadt Attalia, welche zum Byzantinischen Reich gehörte; da man hier zwar gegen theures Geld Lebensmittel für die Menschen erhielt, Futter für die Pferde aber in der öden Gegend nicht aufzutreiben war, so faßte man den Entschluß, zu Schiffe nach Syrien zu gelangen, woraus nur neues, größeres Unheil entsprang. Denn wegen der unzureichenden Anzahl der zur Stelle befindlichen Schiffe erklärten sich die niederen Krieger sofort bereit, selbst zu Fuß den Weg zurückzulegen, die Schiffe den Vornehmeren zur Ueberfahrt nach Syrien zu überlassen. Und wie nicht anders zu erwarten, wurden die zu Fuße ziehenden Scharen vollständig aufgerieben. Ludwig, der wohlbehalten in Antiochia ankam, verließ die Stadt bald und verabredete mit König Konrad, der inzwischen zu Schiff von Konstantinopel nach dem Heiligen Lande gefahren war, einen Angriff auf Damaskus, womit das ursprünglich geplante Unternehmen gegen Edessa, wo inzwischen der Nachfolger des ermordeten Zenki, Nureddin mit Namen, schrecklich gehaust hatte, aufgegeben war; fortan blieb diese Stadt im Besitze der Mohammedaner. Der Angriff auf Damaskus dagegen wurde ganz im Sinne des Königs Balduin III. unternommen, der auf diese Weise sein Reich zu vergrößern gedachte. Damaskus [10]) war eine äußerst feste Stadt, gegen Norden und Westen meilenweit mit Obstgärten umgeben, die ihrer-

10) Vgl. Röhricht, Beiträge II, S. 74.

seits wieder mit Lehmmauern umsäumt und von den Damascenern in einzelne Festungen verwandelt waren. Besonders durch die Tapferkeit der Deutschen erzielten die Christen den Erfolg, fast bis an die Stadt heranzukommen, hielten sich jedoch in den Anpflanzungen so lange mit der Plünderung auf, daß die Feinde Zeit hatten, sich von neuem zu sammeln und zu verschanzen. Die Christen mußten wieder in das Lager vor die Stadt zurück, und als nun das Herannahen eines Entsatzheeres unter den Söhnen Zenki's gemeldet wurde, drohten die Damascener, diesen die Stadt übergeben zu wollen. Im Interesse Balduin's lag es freilich ohne Frage, die Ausführung dieser Drohung zu verhindern, damit er nicht einen überaus kräftigen Feind zum Nachbar bekäme, und es gelang ihm und seinen Baronen in der That, wenn auch durch schmählichen Verrath, das ganze Heer zum Rückzuge nach Jerusalem zu veranlassen. König Konrad sprach zwar unverhohlen seine Entrüstung über den Verrath aus, wollte aber so wenig wie Ludwig das Land verlassen, ohne noch einen Versuch gemacht zu haben, durch eine glanzvolle That die bisherigen Miserfolge in den Hintergrund zu drängen. Doch auch dieses Unternehmen, ein Angriff auf Askalon, scheiterte an der Theilnahmlosigkeit der syrischen Christen selbst. Infolge dessen segelte Konrad im September von Accon nach Konstantinopel ab, woselbst er bis zum Frühjahr 1149 als Gast des Kaisers verblieb. Im Herbste desselben Jahres erreichte auch Ludwig wieder den heimatlichen Boden, und 1150 und 51 kehrten die letzten traurigen Reste der Kreuzfahrer in das Abendland zurück, wo sich ein wahrer Sturm der Entrüstung gegen den Papst und Bernhard erhob, welche den Kreuzzug veranlaßt hatten. Allerdings hatte Bernhard durch seinen Uebereifer viel verschuldet, aber auch die christlichen Staaten im Orient befanden sich in einer tiefen, sittlichen Zerrüttung, die zum Mislingen des Unternehmens wesentlich beigetragen hat; und zu alledem kam noch die den Franzosen feindliche Politik der Byzantiner hinzu.

Der Glaubenskrieg der sächsischen Fürsten gegen die Wenden hatte nach tapferer Gegenwehr der letztern mit einem Vergleich geendet. Die heidnischen Wenden gelobten das Christenthum annehmen zu wollen, aber mehr zum Schein als in ernster Absicht.

Inzwischen hatte noch auf einer ganz andern Seite ein erfolgreicher Kampf gegen Mohammedaner stattgefunden. Die zahlreichen Pilger, welche im Frühjahre 1147 aus niederrheinischen und friesischen Gegenden und aus England aufgebrochen waren, um zu Schiffe nach dem Morgenlande zu kommen, wurden in Oporto vom Könige Alfons von Portugal aufgefordert, an der Belagerung Lissabons theilzunehmen. Man ging auf den Vorschlag ein und gewann die Stadt nach mehrmonatlicher Belagerung, worauf die Kreuzfahrer, denen der König alle Beute überließ, ihren Weg nach dem Morgenlande fortsetzten. Ueber ihre Landung dort wissen wir nichts[11]); doch haben sie sicherlich an den Kämpfen Konrad's und Ludwig's im Morgenlande theilgenommen.

Nach dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kreuzzuges verschlimmerte sich die Lage der syrischen Christen immer mehr, und sowol die Damascener wie Sultan Nureddin machten wiederholte Angriffe auf die christlichen Staaten. Zudem herrschte im Königshause zu Jerusalem der bitterste Hader, bei den Johannitern und den Templern mehrten sich die Beispiele von Uebermuth, Verrath und Habsucht. Zwar wo sich die Christen eng zusammenschlossen und mit alter Tapferkeit fochten, blieben ihnen auch jetzt Erfolge nicht ganz aus, wie es ihnen z. B. im J. 1153 gelang, das vielumstrittene Askalon einzunehmen. Dieser Erfolg wurde aber auf der andern Seite dadurch wieder verkürzt, daß Nureddin durch die Einnahme von Damaskus sich zum unmittelbaren Nachbar der Christen machte. Nachdem mehrere Jahre ohne rechte Entscheidung hin und her gestritten war, starb König Balduin III. 1162 und hinterließ als Nachfolger seinen Bruder Amalrich, der den Aufgaben, welche an seine Regierung gestellt wurden, um so weniger gewachsen war, als zu der von Nureddin selbst drohenden Gefahr eine neue von Aegypten aus hinzukam, wo sich eben Salaheddin, gewöhnlich Saladin genannt, nach Vernichtung des fatimidischen Khalifats zum Statthalter unter der Oberhoheit Nureddin's aufgeschwungen hatte. Das Bewußtsein dieser doppelten Gefahr bewirkte zunächst, daß man sofort wieder durch eine besondere Gesandtschaft die Hülfe des Abendlandes anrief; doch infolge der dortigen Wirren (zwischen Kaiser und Papst) blieb dieses Gesuch noch erfolglos. Neue Noth brachte das Jahr 1170: ein furchtbares Erdbeben stürzte Tripolis in Trümmer und zerstörte Antiochia fast gänzlich, und gleichzeitig bemächtigte sich Saladin der Grenzstadt Gaza.

Zu Anfang des J. 1172 unternahm, wie es schon fast Fürstensitte geworden war, auch der Sachsenherzog Heinrich der Löwe, von vielen Großen seines Landes begleitet, eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande. Auf der alten Kreuzfahrerstraße kam er nach Konstantinopel, wo er vom Kaiser aufs ehrenvollste aufgenommen wurde, und segelte dann weiter nach Syrien. Soviel nun auch die Sage diese Kreuzfahrt ausgeschmückt hat, weiß doch die Geschichte irgendeine Heldenthat Heinrich's zu Ehren des Glaubens nicht zu berichten, denn die Christen im Orient hatten alle Ursache, einen feindlichen Zusammenstoß mit Nureddin oder Saladin zu vermeiden, so daß sich Heinrich begnügen mußte, durch reiche Stiftungen seine Frömmigkeit zu beweisen. In demselben Jahre noch kehrte er in die Heimat zurück.

Als König Amalrich im J. 1173 starb, war die mohammedanische Welt von allen Seiten im Vorrücken gegen die Christen begriffen. Zwar starb 1174 auch Nureddin; aber sein Nachfolger wurde Saladin, der sich bald zum Sultan von Damaskus emporschwang. Dieser Mann[12]), Zenki und Nureddin vergleichbar an Kriegsmuth, Feldherrntalent und rücksichtsloser Energie bei Be-

11) Vgl. Röhricht, Beiträge II, S. 80 fg.

12) Kugler, Kreuzzüge S. 180.

hauptung und Erweiterung der einmal gewonnenen Macht, übertraf sie noch durch einen Zug von Genialität, der sein ganzes Wesen erfüllte. Obwol ihm die Vernichtung der Christenherrschaft in Syrien als Lebensaufgabe vorschwebte, hat er sich doch gegen die Ueberwundenen stets als milder Sieger bewiesen. Den Waffenstillstand, welchen Saladin, da er sich zunächst der innern Politik zuwenden mußte, den Christen gewährte, benutzten diese sehr schlecht; denn abgesehen davon, daß die Großen des Reiches um die Vormundschaft für den kranken Balduin IV. haderten, sorgten sie auch selbst dafür, daß der Waffenstillstand fortwährend gebrochen wurde, wobei sich besonders der wilde Rainald von Chatillon in wüsten Raubzügen hervorthat. Saladin aber vereinigte währenddessen seine Macht immer fester und zog die Grenzen um die christlichen Staaten immer enger, bis sein Machtgebiet sich über Aegypten, Syrien und das ganze Reich erstreckte, welches einst Zenki und Nureddin gehört hatte. Auch zum letzten Bruche des Waffenstillstandes und damit zum Kriege gaben die Christen wieder selbst den Anlaß. Nachdem Rainald von Chatillon zu Anfang des J. 1187 eine reiche Karavane, bei der sich auch eine Schwester des Sultans befand, überfallen und Saladin vom Könige Guido von Lusignan, dem Schwager und Nachfolger des 1184 gestorbenen Balduin IV., dafür vergebens Genugthuung verlangt hatte, wurde die ganze mohammedanische Welt zum „Heiligen Krieg" gegen die Christen aufgefordert. Mit nicht minderer Begeisterung, als einstmals die Christen dem Kreuzrufe gefolgt waren, leisteten die Mohammedaner der Aufforderung ihres Sultans Folge, und schnell erfüllten sich nun die Geschicke des Königreichs Jerusalem. Der gewaltigen Uebermacht des Sultans gegenüber sammelten auch die Christen ihre Streitkräfte, aber die Stimmung im Heere und im Rathe der Fürsten war eine getheilte. Als Saladin im Juli 1187 Tiberias erstürmt hatte, entschloß man sich, ihm dorthin entgegenzuziehen. Etwas westlich von Tiberias kam es zur zweitägigen Schlacht; obwol der erste Tag, der 4. Juli, ohne Entscheidung endete, zog sich doch das christliche Heer nördlich nach dem Dorfe Hattin zu, nach welchem gewöhnlich die Schlacht genannt wird, zurück, und da hierdurch die Reihen der Christen gelöst waren, wurden sie am folgenden Tage, wenn auch nach tapferster Gegenwehr, geschlagen und das ganze Heer vernichtet. Der König und die meisten Großen des Reiches wurden gefangen vor Saladin geführt, der sie gütig empfing und nur den Verräther Rainald mit eigener Hand niederschlug. Nun wandte sich Saladin gegen die festen Plätze des Reiches, um den ersten niederschmetternden Eindruck seines Sieges sofort zu benutzen. In rascher Folge fielen Sidon, Joppe, Askalon u. a. in seine Hand; und bald war mit Ausnahme von Tyrus, Jerusalem, Antiochia und Tripolis das ganze Königreich bezwungen. Tyrus wurde von dem tapfern Markgrafen Konrad von Montferrat, der noch in letzter Stunde eingetroffen war, entschlossen vertheidigt. Jerusalem hätte Saladin als eine auch den Mohammedanern heilige Stadt gern geschont, er sah sich aber doch zu einer etwa 14tägigen Belagerung genöthigt, bis am 2. Oct. 1187 die Uebergabe unter der Bedingung erfolgte, daß die Einwohner gegen ein Lösegeld die Stadt verlassen sollten. Der Jubel der Mohammedaner war ungeheuer. Die Symbole des Christenthums wurden überall gestürzt, und der Islam erhob wieder sein Haupt.

III. Kreuzzug. So lange hatten die Christen im Abendlande gezögert, bis sie die Nachricht von der Eroberung Jerusalems erhielten — die Kunde, welche nunmehr freilich überall den tiefsten Schmerz wie den höchsten Zorn verbreitete, zugleich aber auch von neuem die Begeisterung und das Interesse für die Kreuzfahrerstaaten wach rief. Papst Urban III. war infolge der Unglücksbotschaft gestorben; sein Nachfolger Gregor VIII. legte sofort allen Zwist mit Kaiser Friedrich Barbarossa bei, und in der ganzen abendländischen Christenheit wurde der Friede in der Heimat und der Krieg gegen den Islam gepredigt. Die drei mächtigsten Fürsten Europas: Friedrich Barbarossa, Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England, nahmen das Kreuz und riefen ihre Völker unter die Waffen.

In Deutschland ordnete Friedrich die innern Verhältnisse des Reiches, verwies Heinrich den Löwen, der unversöhnlich jede Theilnahme am Kreuzzuge ablehnte, auf drei Jahre außer Landes und bestimmte das Frühjahr 1189 als den Zeitpunkt für den Aufbruch des Heeres. Um die Menge zuchtlosen Volkes und Gesindels fern zu halten, ordnete er an, daß jeder, der nicht mindestens drei Mark Silber (120 Reichsmark) besaß, vom Zuge ausgeschlossen werden sollte, da er eben nur wohlhabende und kriegstüchtige Pilger mitnehmen wollte. Ferner wurde beschlossen, den Landweg, die gewöhnliche Kreuzfahrerstraße, einzuschlagen. Zu Anfang des Mai setzte sich das Heer von Regensburg aus in Bewegung. An der Grenze seines Reiches angekommen, hielt Friedrich noch einen Reichstag ab und übergab die Regalien seinem ältesten Sohne Heinrich, während sein zweiter Sohn Friedrich von Schwaben ihn begleitete. Nach einer glänzenden Heerschau überschritt der Kaiser mit dem gesammten Heere die Grenze. Durch Ungarn, wo König Bela die Kreuzfahrer aufs freundlichste empfing und sie reichlich mit Lebensmitteln versorgte, ging der Marsch ohne Unfall von statten, zumal auch Friedrich für gute Mannszucht in seinem Heere sorgte. Anders gestaltete sich die Lage, als man den Boden des Byzantinischen Reiches betrat. Daselbst herrschte seit 1185, seit dem Ausgange der Dynastie der Komnenen, der elende und feige Isaak Angelus, der, mistrauisch wie er war, in dem Heranrücken des deutschen Kreuzheeres eine große Gefahr für sein eigenes Reich sah und im Bewußtsein seiner Schwäche sogar mit Sultan Saladin ein Bündniß zu gegenseitiger Duldung und Unterstützung abgeschlossen hatte. So kam es, daß die Deutschen sich hier wie in Feindes Land befanden; weit und breit wurde alles verheert, und schon wollte Friedrich sogar die abendländischen Flotten zum Kampfe gegen die tückischen Griechen aufbieten, als endlich im Februar 1190 ein Friedensvertrag zwischen beiden Kaisern zu Stande kam,

nach welchem Friedrich Schiffe zur Ueberfahrt und Lebensmittel gegen einen billigen Preis erhalten sollte, Isaak aber Geiseln stellen mußte. Nachdem das Heer im Frühjahre bei Gallipolis über den Hellespont gesetzt war, durchzog es in südlicher Richtung Kleinasien, wobei es fortwährend mit der übeln Gesinnung der Byzantiner, welche die Lebensmittel vertheilten, zu kämpfen hatte. Ueber Sardes und Philadelphia kam das Heer nach Laodicea, hinter welcher Stadt die Angriffe der Seldschuken begannen, die zwar stets siegreich zurückgeschlagen wurden, aber doch große Mühseligkeiten verursachten. Auf dem weitern Wege aber, über Philomelium gegen Ikonium zu, hatte man ganz besonders dadurch zu leiden, daß Lebensmittel und Wasser gänzlich fehlten und oft das Fleisch und Blut der Pferde den Pilgern zur Stillung des Hungers und Durstes dienen mußte. Aber trotz aller dieser Drangsale blieben die schwer geprüften Kreuzfahrer erfüllt von Gottvertrauen und Begeisterung. So rückte man bis gegen Ikonium vor, woselbst die Seldschuken eine große Streitmacht gesammelt hatten. Im ersten Ansturme drang der Herzog Friedrich von Schwaben am 18. Mai in die Stadt ein und nahm sie bis auf die Citadelle. Da aber inzwischen die Seldschuken ihre Scharen in der Stärke von etwa 200,000 Mann außerhalb der Stadt zum Angriff auf den Kaiser wie auf den Herzog geordnet hatten, so war doch die Lage der Christen eine sehr ernste, und alles machte sich auf den Tod gefaßt. Da aber riß der Kaiser mit dem Heerrufe: „Christus regiert, Christus siegt, Christus herrscht", die Seinigen zu einem unwiderstehlichen Angriffe fort: die Feinde flohen, und die ermatteten Pilger erquickten sich zum ersten male wieder seit langer Zeit an reichen Vorräthen. Am folgenden Tage (19. Mai) begingen die Deutschen ein glänzendes Dank- und Siegesfest, und als der Sultan von Ikonium jetzt den Frieden erbat, wurde er ihm gegen Stellung von Geiseln und Lieferung von Lebensmitteln gewährt. Wenige Tage darauf zog man weiter und gelangte über Pyrgos und Laranda auf armenisches Gebiet, woselbst die Pilger mit inniger Freude und Rührung die auf den Feldern stehenden christlichen Kreuze begrüßten. Noch einmal hatte das Heer beim Uebergang über den Taurus große Schwierigkeiten zu überwinden, auf der anderu Seite des Bergrückens aber konnte es sich dann in der reichen Flur von den überstandenen Strapazen erholen. Der Kaiser jedoch war, um den beschwerlichen Paß zu umgehen, früh in das Thal bis an den Saleph hinabgestiegen und wollte, nachdem er sein Mahl eingenommen, den Fluß überschreiten. Gegen den Willen der Seinigen setzte er hinein in den Strom, aber die Wogen rissen ihn fort, und er wurde entseelt herausgezogen. Unermeßliche Trauer verbreitete der Tod des Kaisers im Heere, alle Einheit und jeder Zusammenhang war zerrissen. Der gewaltige Wille, welcher das Heer trotz aller Mühsale und Entbehrungen zusammengehalten hatte, war nicht mehr da, und die Scharen liefen auseinander. Während ein Theil sofort die Rückfahrt in die Heimat antrat, andere nach Tripolis gingen, zog die Mehrzahl unter Anführung Friedrich's von Schwaben über Tarsus, wo man die Eingeweide des Kaisers feierlich beisetzte, nach Antiochia. Hier bestattete Friedrich in der St.-Peterskirche das von den Gebeinen gelöste Fleisch des väterlichen Leichnams, die Gebeine aber soll er in einem Beutel mit sich geführt haben, um sie später in Jerusalem beizusetzen; nach seinem eigenen Tode sind sie verloren gegangen. In Antiochia wurde das Heer der Deutschen durch eine furchtbare Seuche heimgesucht, sodaß nur ein kleiner Rest desselben zusammen mit Herzog Friedrich bis vor das durch König Guido von Jerusalem belagerte Accon gelangte. Die Deutschen nahmen zwar noch rühmlichen Antheil an der Belagerung, kamen aber infolge der Kämpfe, Entbehrungen und Leiden im Winter 1190/91 größtentheils um. Am 10. Jan. 1191 starb Herzog Friedrich selbst an der Pest. Obwol dann im Frühjahre neuer Zuzug aus Deutschland unter Anführung Herzog Leopold's von Oesterreich anlangte, so traten die Deutschen doch gegenüber den von ihren Königen geführten Franzosen und Engländern, die fast gleichzeitig eintrafen, stark in den Hintergrund.

Gleichzeitig mit den Deutschen hatten auch die Franzosen und die Engländer zum heiligen Kriege gerüstet, auch bei ihnen hatte die Nachricht von der Eroberung Jerusalems stürmischen Eifer erweckt: wer nicht mitziehen konnte, sollte den Saladinszehnten zahlen, um mit seinem Gute wenigstens an den Kosten des Krieges theilzunehmen. Nachdem die beiden Könige Philipp August und Richard ihren mannichfachen Zwist beigelegt hatten, brachen sie 1190 auf. Im Juli etwa vereinigten sich ihre Heere in Burgund, trennten sich jedoch wieder der bessern Verpflegung wegen und kamen im September auf verschiedenen Wegen in Messina an. Sogleich begannen von neuem die althergebrachten Streitigkeiten zwischen den Königen, und da Richard wie ein Eroberer auftrat, Philipp aber es mit den Sicilianern hielt, so schien ein Bruch unvermeidlich. Nur mit Mühe wurde dieser noch verhindert und ein neuer Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung abgeschlossen. So verging der Winter; im Frühjahre 1191 brach endlich Philipp nach Accon auf, und wenige Tage danach segelten auch die Engländer ab. Die Flotte der letztern wurde unterwegs vom Sturme überfallen, und da einige nach der Insel Cypern verschlagene Schiffe dort ausgeplündert wurden, so griff König Richard, sobald er herankam, sofort die Insulaner an und machte sich zum Herrn Cyperns. Am 8. Juni endlich, wieder nur einige Tage später als die Franzosen, kamen auch die Engländer vor Accon an.

Accon war eine äußerst stark befestigte Stadt, ein großes Dreieck bildend, von welchem zwei Seiten vom Meere umspült wurden, die dritte dem Binnenlande zugewendet war, welches in der Nähe der Stadt sich im ganzen eben hinzieht und erst in größerer Entfernung zu dem Hügellande von Galiläa aufzusteigen beginnt. Auf diesen Höhen hatte sich Sultan Saladin festgesetzt und lieferte von hier aus den Christen in der Ebene blutige Schlachten, während die Besatzung der Stadt sich tapfer wehrte. Zwar wurde, sobald Richard und Philipp

August eingetroffen waren, die Belagerung mit größerer Energie betrieben, aber andererseits durch den Hader der beiden Fürsten wieder erschwert. Endlich sah sich die tapfere mohammedanische Besatzung durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, mit den Christen in Unterhandlungen zu treten, die im Juli zur Uebergabe der Stadt führten. Durch diesen Erfolg wäre man zu den größten Hoffnungen berechtigt gewesen, wenn nicht immer wieder das Parteigezänk die weiteren Fortschritte gehindert hätte, wobei Engländer und Franzosen wetteiferten, die andern Nationen zu benachtheiligen und zu kränken. König Richard, der überhaupt gegen Deutsche sich arge Brutalitäten erlaubte, beschimpfte sogar beim Einzuge in die Stadt das Herzogsbanner Leopold's, worauf dieser sofort seinen Rückweg in die Heimat antrat. Bald darauf verließ auch König Philipp das Land, Krankheit vorschützend, in Wahrheit wol, um daheim die Abwesenheit Richard's zu eigenem Vortheile auszubeuten. Letzterer schlug sich noch einige Monate mit Saladin herum, in planlosen Gefechten seine Kraft vergeudend; wiederholt gedachte man zwar Jerusalem anzugreifen, aber kaum ins Werk gesetzt, wurde der Plan auch schon wieder aufgegeben. Die Stadt Askalon, welche Saladin hatte schleifen lassen, um an ihr den Christen keinen Stützpunkt zu gewähren, war zwar von Richard wieder aufgebaut worden, aber ebenfalls ganz vergebens, da sie bald wieder von Saladin erobert und dann für alle Zeiten zerstört wurde. Als Richard schließlich schlimme Nachrichten aus der Heimat erhielt, daß König Philipp und der eigene Bruder sich verbunden hätten, ihn vom Throne zu verdrängen, schloß er mit Saladin im September 1192 einen Vertrag, demzufolge Jerusalem in den Händen Saladin's verblieb, aber den Christen in Zukunft gestattet sein sollte, als friedliche Pilger die Heilige Stadt frei und sicher zu betreten; die christlichen Gefangenen blieben in den Händen des Sultans. So verblieb den Christen nur noch der schmale Streifen Landes von Joppe bis Tyrus und ihre geringen nordsyrischen Besitzungen. Einen Monat später verließ Richard Syrien. Als er das Adriatische Meer hinaufsegelte, um Frankreich zu vermeiden und durch Deutschland weiter heimzureisen, litt er zwischen Aquileja und Venedig Schiffbruch. In Verkleidung und nur von einem Diener begleitet, kam er bis Wien, fiel aber hier, da sein Aufenthalt verrathen wurde, in die Hände Herzog Leopold's, der so die gewünschte Gelegenheit fand, für den ihm in Accon angethanen Schimpf Rache zu nehmen. Richard wurde zuerst auf Burg Dürnstein an der Donau in strengem Gewahrsam gehalten, dann aber an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, der ihn für seine politischen Zwecke zu benutzen suchte und erst 1194 gegen ein hohes Lösegeld und andere Zusagen wieder freigab.

Inzwischen hatte Sultan Saladin 1193 sein thatenreiches Leben beendet, ein Mann, der sich durch die Kühnheit seiner Politik und die liebenswürdigen Züge seines Charakters auch bei seinen Feinden Achtung und Anerkennung erworben hatte. Der Papst ließ nun sofort allerorten zu einem neuen Kreuzzuge predigen, allein bei der furchtbaren Erschöpfung des Abendlandes, welche die Opfer des dritten Kreuzzuges verursacht hatten, hätte sein Mahnruf nur geringen Erfolg gehabt, wenn nicht Kaiser Heinrich VI. im J. 1195 selbst das Kreuz genommen hätte. In raschem Siegeslaufe hatte er seine Herrschaft befestigt: Süditalien gehorchte unbedingt seinem Willen, der König von England war sein Lehnsmann geworden, die Beherrscher von Tripolis und Tunis in Nordafrika sandten kostbare Geschenke, und auch Byzanz, wo der elende Isaak Angelus vom eigenen Bruder Alexius III. vom Throne verdrängt und geblendet war, beugte sich seinem Machtgebote. Heinrich betrieb aufs eifrigste die Anstalten zum Kreuzzug; auf dem Reichstage zu Worms, im December 1195, hatten sich viele aus Adel und Volk zur Pilgerfahrt verpflichtet und im Winter 1196/97 begann der Aufbruch der Massen, die sich, während Kaiser Heinrich zunächst noch zurückblieb, nach Apulien begaben und später von da nach Accon gelangten. Schon hatten die Deutschen Beirut genommen, schon schickte man sich an, den Marsch nach Jerusalem anzutreten, als aus Deutschland die Trauerbotschaft kam, daß Kaiser Heinrich 1197 erst 32 Jahre alt plötzlich verstorben sei. Damit war den Kreuzfahrern die Lust am weitern Kampfe genommen, und von Besorgniß vor heimischen Wirren getrieben, kehrten kurz darauf die meisten nach Deutschland zurück. Eine folgenreiche Errungenschaft hatte dieser Zug aber doch zu verzeichnen. Im März 1198, vor dem Aufbruche in die Heimat, trat eine Reihe deutscher Fürsten, vielleicht noch einer Anregung Heinrich's VI. folgend, zusammen und erhob die schon bestehende Deutsche Spitalbrüderschaft zu einem Ritterorden. Gegründet war das Deutsche Hospital schon unter Balduin I. und dann durch reiche Zuwendungen schnell emporgewachsen. Durch die Ereignisse von 1187 schwer betroffen, hatten die aus Jerusalem vertriebenen Mitglieder der Genossenschaft, von Bürgern norddeutscher Städte unterstützt, im Lager vor Accon ihre Wirksamkeit wieder aufgenommen. Nach dem Vorbilde der Tempelherren und der Johanniter wurde nun das Deutsche Hospital zu einem geistlichen Ritterorden erweitert und von Papst Innocenz III. die Regel des neuen Ordens, des Ordens der Ritter St.-Marien der Deutschen zu Jerusalem, bestätigt.

IV. Kreuzzug. Während nach dem Tode Heinrich's VI. Deutschland der Schauplatz eines verheerenden Bürgerkrieges wurde, rief Papst Innocenz III. von neuem zum Kreuzzuge auf. Vorzüglich ein großer Theil des französischen Adels, durch die Predigt Fulko's von Neuilly bestimmt, nahm das Kreuz und schickte eine Gesandtschaft nach Venedig, um mit dem Dogen Heinrich Dandolo behufs der Ueberfahrt nach Aegypten zu verhandeln. Denn dort in Aegypten dachten die Kreuzritter zunächst die Macht der Mohammedaner zu vernichten. Gegen die Summe von 85,000 Mark Silber, so wurde abgeschlossen, sollten ihnen die Schiffe gestellt werden. Die Politik [13]) des Dogen aber, die in denselben Bahnen ging wie die

13) Kugler, Kreuzzüge S. 270, Anm.

König Philipp's von Deutschland, gab dem Zuge eine andere Richtung. Zu Philipp nämlich, der mit Irene, der Tochter des geblendeten Isaak, vermählt war, war sein Schwager, der junge Alexius Angelus, geflohen und hatte seine Hülfe gegen den Oheim, den Thronräuber Alexius III., erbeten. König Philipp suchte zwar die Pilger diesem Plane zugänglich zu machen, im übrigen hat er aber auf den Fortgang des neuen Zuges nicht eingewirkt, dagegen wurde der Entschluß des greisen Dandolo, das Pilgerheer zum Angriff auf Kaiser Alexius III. zu führen, von entscheidender Bedeutung. Da die Pilger die für die Ueberfahrt geforderte Geldsumme nur zum Theil bezahlen konnten, so gingen sie auf den Vorschlag des Dogen, dafür zuvor noch einen Feldzug gegen die dalmatinische Stadt Zara, die Feindin der Venetianer, zu unternehmen, sofort ein. Nachdem hier die Eroberung gelungen, konnte auch Papst Innocenz III., der sich allerdings mit diesem Vorgehen nicht einverstanden zeigte und mit dem Banne drohte, nicht verhindern, daß Heinrich Dandolo im Mai 1203 mit den Kreuzfahrern, unter denen Bonifacius von Montferrat und Balduin von Flandern die bedeutendsten Führer waren, nach Konstantinopel aufbrach. Dort hatte Alexius III. eine Misregierung der schlimmsten Art geführt und auch nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln gegen die heranrückenden Kreuzfahrer getroffen. Von Scutari aus, wo sie vor Anker gegangen waren, versuchten die Angreifer, die Stadt zu nehmen, nur für kurze Zeit durch einzelne tüchtige Führer der Griechen, wie durch Theodor Laskaris, aufgehalten. Der Kaiser selbst gab seine Sache bald verloren und verließ mit seinen reichen Schätzen heimlich Konstantinopel. Sofort wurde der blinde Isaak aus seiner Haft hervorgeholt und wieder zum Kaiser ausgerufen, während ihm sein Sohn Alexius IV. als Mitkaiser an die Seite trat. Die Kreuzfahrer erwarteten nun von den beiden durch sie wieder erhobenen Kaisern die Zahlung des versprochenen Lohnes; da diese sich aber außer Stande sahen, ihren Verpflichtungen nachzukommen, gab es bald zwischen beiden bis dahin verbündeten Parteien selbst blutige Streitigkeiten, und noch vor Ausgang des J. 1203 wurde in aller Form der Krieg erklärt. Nachdem in Konstantinopel eine vollständige Anarchie ausgebrochen und die beiden Kaiser durch Alexius V., einen entfernten Verwandten, vom Throne verdrängt waren, begann im Januar 1204 die zweite Belagerung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer. Nach hartnäckiger Vertheidigung wurde die Stadt am 13. April genommen und fiel, während der Kaiser sie fliehend verließ, einer furchtbaren Plünderung und Zerstörung anheim, bei der alle jene großartigen Kunstschätze, welche seit vielen Jahrhunderten dort gesammelt waren, ihren Untergang fanden. Die Sieger, die aus ihrer Mitte einen „lateinischen" Kaiser statt eines griechischen zu wählen beschlossen, einigten sich auf Balduin von Flandern. Sobald aber auch die übrigen Theile des Byzantinischen Reiches in Europa erobert waren, entstanden noch mehrere Theilfürstenthümer, unter denen das Königreich Thessalonich während der Regierung Konrad's von Montferrat eine ziemlich selbständige Stellung behauptete. Ferner bildete sich im Peloponnes das Fürstenthum Achaja, andere in Hellas und auf den Inseln des Aegäischen Meeres. Die Venetianer, die sich vor der Einnahme Konstantinopels drei Achtel aller Eroberungen ausbedungen hatten, wurden Landesherren über einen Theil Griechenlands, besonders im Südwesten; auch Korfu und Kreta unterwarfen sie sich bald, und weit über die Grenzen des Byzantinischen Reiches hinaus wußten sie ihre Macht und ihre Handelsbeziehungen auszudehnen. — Das Lateinische Kaiserthum ging aber rasch wieder seinem Verfalle entgegen, da sich unaufhörlich der neidische Hader zwischen den Großen des Reiches und den Venetianern, zwischen Griechen und Lateinern erneuerte. Der Untergang des Lateinischen Kaiserthums ging von Nicäa in Kleinasien aus, wo der erwähnte Theodor Laskaris, einen Theil des ehemaligen Byzantinischen Reiches für sich behauptend, schon 1205 ein Griechisches Kaiserreich gestiftet hatte. Nachdem sein dritter Nachfolger, ein Kind von sechs Jahren, von Michael Paläologus, einem tüchtigen General, 1259 verdrängt worden war, rüstete dieser sofort zum entscheidenden Schlag gegen die Lateiner und konnte schon im Sommer 1261 als Sieger in Konstantinopel einrücken. Im Anfange des 14. Jahrh. gingen nach und nach auch die Theilfürstenthümer des kurzlebigen Lateinerreiches ein. Während sich so Griechen und Lateiner im verhängnißvollen Kampfe gegenüberstanden, rückten von Osten her neue turkomanische Horden vor, die osmanischen Türken, die schon in den dreißiger Jahren des 13. Jahrh. bis in den Nordwesten Kleinasiens gelangten, und denen der weitere Weg nicht weniger durch diese Fehden der orientalischen Christen untereinander als durch die Kämpfe derselben mit den Seldschuken geebnet wurde.

Dem Heiligen Lande war durch den vierten Kreuzzug, jenen Zug nach Konstantinopel, natürlich in keiner Weise gedient. Das Abendland unterstützte zwar weiter häufig durch Geldsendungen, aber der Zug der Pilger richtete sich jetzt mehr nach Konstantinopel, wo leichterer Erfolg und mehr Beute winkten. Doch sorgten die Bettelorden der Dominicaner und der Franciscaner durch feurige Predigten dafür, daß der Kreuzzugseifer nicht ganz erlahmte. Einen eigenthümlichen Ausdruck fand die oft krankhaft aufflackernde Begeisterung in dem beklagenswerthen Kinderkreuzzuge [14]) des J. 1212. In Frankreich sowol wie in Deutschland machten sich Tausende von Kindern auf, um den Zug nach dem Heiligen Lande anzutreten. Die Schar der französischen Kinder, die bis Marseille gelangte, fiel dort gewissenlosen Leuten in die Hände, durch welche ein großer Theil der Unglücklichen an den Hof des Khalifen in die Sklaverei verkauft wurde; erst Kaiser Friedrich II. soll später den Rest von ihnen aus der Gefangenschaft losgekauft haben. Die deutschen Kinder, welche unter Führung eines Knaben Nikolaus das Heilige Land erobern wollten, zogen über die Alpen,

14) Röhricht, Der Kinderkreuzzug (in Sybel's Histor. Zeitschrift 1876, II).

wobei sie bereits in Massen durch Mangel und Räuber umkamen, und wurden schließlich durch den Bischof von Brindisi an der Seefahrt verhindert; auf der Heimkehr fand auch der größte Theil der übriggebliebenen seinen Untergang.

V. Kreuzzug. Inzwischen ließ Innocenz III. immer eindringlicher seinen Mahnruf ertönen, waren doch die Erfolge der päpstlichen Politik in dieser Zeit ganz ungeheuer: die Könige Johann von England und Peter von Aragonien hatten ihre Länder zu Lehen des Papstes erklärt, und die Verwirklichung des theokratischen Ideals schien nahe gerückt. König Johann wie Andreas von Ungarn hatten das Kreuz genommen, und im Sommer 1215 legte auch König Friedrich II. das Pilgergelübde ab, welchem Beispiele Tausende der Besten seines Volkes nachfolgten. Für das J. 1217 war bereits die Kreuzfahrt angesetzt, als mitten in seinem Triumphe Innocenz 1216 dahingerafft wurde. Sein Nachfolger Honorius III. ließ es zwar ebenfalls nicht an Eifer fehlen, die Bewegung in Gang zu halten, doch war ihr mit Innocenz die eigentliche Seele genommen. Da Friedrich II. vorderhand, von den eigenen Angelegenheiten zurückgehalten, den Kreuzzug verschob und Johann von England 1216 gestorben war, so machten sich im Frühjahre 1217 nur zwei Züge auf: König Andreas von Ungarn mit beträchtlichen Pilgerscharen aus Ungarn selbst und aus Südostdeutschland, und ein anderer Zug vom Niederrhein und aus Friesland her. Im Morgenlande jedoch wurde das Heer des Königs durch eine Reihe kleiner zweckloser Feldzüge und durch Mangel an Lebensmitteln erschöpft und aufgerieben, und mismuthig kehrte Andreas 1218 in die Heimat zurück. Als aber endlich die Niederrheinischen, die sich wieder in Portugal hatten aufhalten lassen, vor Accon eintrafen, rafften sich die syrischen Christen zu einem großartigern Unternehmen auf und beschlossen, einen Angriff gegen Aegypten zu machen und zunächst Damiette, den Schlüssel des Landes, einen durch Natur und Kunst stark befestigten Platz, anzugreifen. Zwar wehrte sich die Stadt bis zum Aeußersten, als aber alle Anstrengungen, sie zu entsetzen, vergeblich waren, trat Sultan Alkamil nach $1^1/_2$ jährigem Kampfe mit den Christen in Unterhandlung und bot ihnen einen günstigen Frieden an, dessen Hauptbedingung die Herausgabe des Königreichs Jerusalem sein sollte. Im Lager der Christen waren die Meinungen getheilt; doch mußte die Kriegspartei, an deren Spitze der päpstliche Legat Cardinal Pelagius, der eigentliche Oberbefehlshaber des ganzen Heeres, stand, es durchzusetzen, daß die Anerbietungen des Sultans abgelehnt wurden. Die Uebergabe der Stadt war damit allerdings unvermeidlich geworden und erfolgte im November 1219. Die ungemessenen Hoffnungen aber, die sich an diese Eroberung knüpften, sind in keiner Weise in Erfüllung gegangen. Nach langer Unthätigkeit brach man endlich im Juli 1221 in das Innere Aegyptens auf, hatte aber dort nicht blos mit den Waffen der Muselmänner, sondern auch noch mit der jährlichen Nilüberschwemmung zu kämpfen. Als die Christen bis vor das befestigte Lager der Aegypter bei Mansurah vorgerückt waren, mußten sie Ende August einen schimpflichen und verlustreichen Rückzug antreten und verdankten nur der milden Politik Alkamil's ihre Rettung und einen Frieden, der ihnen gegen die Herausgabe von Damiette gewährt wurde.

Hatten diese letzten Kämpfe das eigentliche Königreich Jerusalem und vor allen Dingen die Heilige Stadt selbst gar nicht berührt, hatte man in ihnen nur anderweitige Erfüllung des Gelübdes gesucht, so richtete Kaiser Friedrich II. sein Augenmerk wieder auf den Rückgewinn Palästinas selbst, doch schob er trotz alles Drängens des Papstes die Kreuzfahrt aus Gründen der Politik immer wieder hinaus. Bereits 1223, auf einer Versammlung morgenländischer und abendländischer Großen zu Ferentino in der Campagna, verpflichtete er sich, im Sommer 1225 nach Syrien aufzubrechen, und ging zugleich darauf ein, sich mit der Erbin des Königreichs Jerusalem, mit Isabella, der Tochter König Johann's von Brienne, zu vermählen. Da er aber an dem festgesetzten Termine noch nicht genügend vorbereitet zu sein behauptete, so mußte ihm der Papst im Vertrage von San-Germano einen Aufschub bis zum August 1227 bewilligen, allerdings unter sehr harten Bedingungen und unter Androhung des Kirchenbannes, wenn er dann sein Gelübde nicht erfüllen würde. Während der eifrigsten Rüstungen des Kaisers starb Papst Honorius III., und ihm folgte Gregor IX., zwar schon über 80 Jahre alt, aber doch von feurigem Thatendrange und von ähnlichen Ideen wie Innocenz III. erfüllt. Zur bestimmten Zeit, im Juli 1227, fanden sich diesmal im Hafen von Brindisi gewaltige Massen von Kreuzfahrern ein. Aber in dieser heißen Jahreszeit brach, auch mit durch den Mangel an Lebensmitteln gefördert, eine heftige Lagerseuche aus, der eine Menge Menschen erlag. Schon war eine starke Flotte nach Syrien vorausgeschickt, schon hatte sich der Kaiser selbst eingeschifft, um mit dem Reste nachzufolgen, als er unterwegs von der Krankheit befallen wurde und sich genöthigt sah, wieder ans Land zu gehen. Der ebenfalls erkrankte Landgraf von Thüringen starb, Friedrich selbst genas zwar, mußte aber einstweilen seinen Kreuzzug aufgeben. Kaum hatte der Papst davon erfahren, so sprach er sofort den Bann [15]) über Friedrich aus, aller Welt verkündigend, daß die Krankheit nur eine erheuchelte wäre. Friedrich antwortete mit einem Manifest, in welchem er die Gründe des Aufschubs klarlegte und für das nächste Jahr den Zug in Aussicht stellte. Und in der That trat er trotz des Conflicts mit dem andern Haupte der Christenheit, nachdem er zu Barletta in einer glänzenden Versammlung seinen letzten Willen verkündigt, im Juni 1228 die Kreuzfahrt an. Nach einer Landung auf Cypern, welches er als Oberlehnsherr für sich in Anspruch nahm, kam Friedrich im September nach Accon und trat, die Lage der Dinge klar überschauend, sofort in Unterhandlung mit dem Sultan Alkamil, um auf friedlichem Wege die Herausgabe Jerusalems zu erreichen. Seine eigene Streitmacht war nur gering; die gesammte Geistlichkeit, vor allen die stolzen Orden der Templer

15) Röhricht, Beiträge I, S. 22.

und der Johanniter, standen gegen ihn; zudem rüstete der Papst zu einem Einfalle in seine unteritalischen Besitzungen — alles dieses mußte dem Kaiser den schleunigen Abschluß eines Vertrages, fiel derselbe nur nicht ganz ungünstig aus, wünschenswerth machen. Durch geschickte Unterhandlungen brachte er es dahin, daß im Februar 1229 der erstrebte Frieden zu Stande kam, durch welchen der Sultan Jerusalem und mehrere andere Städte herausgab, sodaß die alte Pilgerstraße und die Heilige Stadt selbst wieder in den Besitz der Christen übergingen, wogegen der Kaiser sich verpflichtete, den Sultan gegen alle seine Feinde, auch gegen die Christen, schützen zu wollen. Waren so die Hoffnungen der Christenheit fast über Erwarten in Erfüllung gegangen, so ließ der Haß des Papstes und seiner Partei dem Kaiser keine Anerkennung widerfahren, vielmehr fanden sie in dem Vertrage selbst neue Veranlassung, gegen ihn zu wüthen. Einen Aussöhnungsversuch Friedrich's beantwortete Gregor IX. mit dem Einfalle in die kaiserlichen Besitzungen und zwang ihn dadurch, eiligst heimzukehren, nachdem er sich noch am 18. März 1229 die Königskrone von Jerusalem aufgesetzt hatte. Durch einen kurzen Feldzug in Apulien trieb der Kaiser die päpstlichen Soldaten aus seinen Landen und bot dann in kluger Mäßigung durch die Vermittelung Hermann's von Salza, des Hochmeisters des Deutschen Ordens, von neuem dem Papste den Frieden an, worauf im Sommer 1230 zu San-Germano die Aussöhnung stattfand.

Da, gleichwie im Morgenlande die Wirren bald von neuem begannen, so auch im Abendlande Kaiser Friedrich mit der päpstlichen Partei wieder in unlösbar scheinende Streitigkeiten verwickelt wurde, so wurde die Lage der christlichen Besitzungen im Orient schnell eine geradezu aussichtslose. Die für jeden jetzt ersichtliche Erfolglosigkeit aller bisherigen Opfer, der nie endende Zwist zwischen Kaiser und Papst und dabei die unhaltbaren Zustände im christlichen Morgenlande selbst, wo Gewaltthätigkeiten und Sittenlosigkeit überhandnahmen, alles dieses hemmte und erkaltete den Eifer, zu helfen; mehr und mehr hörten die Zuzüge auf. Zwar wird erzählt, daß im J. 1239 französische Kreuzfahrerscharen unter der Anführung Thibaut's von Navarra und 1240 englische unter Richard von Cornwallis nach Syrien gekommen sind, aber auch daß sie, ohne große Thaten verrichtet zu haben, bald wieder die Heimfahrt nach Europa antraten, mit bescheidenen Erfolgen sich begnügend. Nach einer kurzen Periode des Friedens begannen neue Verwirrungen, als die Christen nicht blos, von Ueberhebung getrieben, die immerhin nur nominelle Herrschaft der Staufer abwarfen, sondern sich sogar mit einzelnen Statthaltern des ägyptischen Sultans verbanden, die sich unabhängig zu machen strebten. Am Nil herrschte (seit 1238) Alkamil's Sohn Ejjub, welcher, selbst zu schwach, dem Aufstande die Spitze bieten zu können, aus dem Innern Asiens als furchtbare Bundesgenossen die Chowaresmier (oder Charismier) herbeirief, die in den Steppen um den Aralsee ein selbständiges Reich gebildet hatten, in dieser Zeit aber von den Mongolen verdrängt worden waren. Zehntausend dieser wilden und raublustigen Reiter, die Ejjub in Sold nahm, warfen sich im Sommer 1244 auf die christlichen Staaten Syriens und rückten sengend und brennend bis nach Jerusalem vor, das auf Betrieb des Patriarchen von den Einwohnern eiligst verlassen wurde. Damit war die Heilige Stadt, in der jene auf das entsetzlichste hausten, für immer den Christen verloren. Als nun auch der Sultan aus Aegypten heranrückte und die Christen in einer großen Feldschlacht bei Gaza am 18. Oct. vollständig schlug, war es klar, daß, wenn nicht schleuniger Zuzug aus dem Abendlande käme, die letzte Stunde der Kreuzfahrerstaaten geschlagen hätte.

VI. Kreuzzug. Die Päpste Gregor IX. (gest. 1241) und Innocenz IV. (seit 1243) hatten zwar ohne Unterlaß die Christenheit zu einem neuen Kreuzzuge zu begeistern versucht, verzehrten aber ihre Kräfte im Kampfe gegen die Staufer. Endlich fand sich in Ludwig IX. von Frankreich zum letzten mal ein regierender Fürst, der für die Sache des Heiligen Landes sein Schwert zu ziehen bereit war. Er selbst hatte in schwerer Krankheit 1244 das Kreuzgelübde abgelegt und drängte nun auch seine unlustigen Barone, seinem Beispiele zu folgen. Zu Ende August 1248 segelte das Heer ab, kam zunächst bis nach Cypern und verbrachte daselbst nutzlos den Winter. Wahrscheinlich erst in Cypern faßten die Franzosen den Plan, statt nach Syrien nach Aegypten zu ziehen, vielleicht von der päpstlichen Politik dazu bestimmt, vielleicht auch um durch die Vernichtung der ägyptischen Macht für alle Zeit die den christlichen Reichen von dorther drohende Gefahr zu beseitigen. Im Frühjahr 1249 gelangte das stattliche Heer in Aegypten an und bekam fast ohne Schwertstreich das feste Damiette in seine Gewalt. Statt nun aber sofort in das Innere des Landes vorzugehen und die ägyptische Macht, ehe sie sich sammelte, zu vernichten, verhielt man sich eine kostbare Zeit hindurch unthätig und brach erst im December langsam gegen Kairo auf, auf demselben Wege, auf welchem 30 Jahre vorher Pelagius sein Heer ins Unglück geführt hatte. Vor Mansurah, wo die Christen in der Weihnachtszeit anlangten, errichteten sie ein festes Lager, wurden aber durch fortwährende Kämpfe, welche in der ersten Zeit von ihnen selbst, nachher stets von den Aegyptern begonnen wurden, dabei von ungünstiger Witterung und Lagerkrankheiten furchtbar aufgerieben. Schon war der Winter vergangen und der König begann an die Rückkehr zu denken, als die Aegypter, die den Rückweg auf dem Nil wie zu Lande abgesperrt hatten, in der Nacht vom 5. zum 6. April (1250) einen letzten Angriff machten. Trotz verzweifelter Gegenwehr war die Vernichtung unabwendbar: was nicht im Kampfe fiel, gerieth in die Gefangenschaft der Mohammedaner, darunter König Ludwig selbst mit seinen Brüdern. Erst am 6. Mai wurden gegen eine beträchtliche Lösesumme und die Rückgabe von Damiette der König und die Führer des Heeres freigelassen, während die niedere Masse des Volkes in der Gefangenschaft verblieb. Ludwig begab sich nach Accon in der Hoffnung, frischen Zuzug

aus Frankreich zu erhalten, sah sich darin aber getäuscht, und nachdem er sich einige Zeit mit dem Bau von Schlössern und der Wiederherstellung zerstörter Mauern beschäftigt hatte, kehrte er im Sommer 1254 nach Frankreich zurück, wo er wegen des überstandenen Unglücks mit allgemeinem Jubel empfangen wurde.

Dieser letzte große Miserfolg veranlaßte weder das Abendland zu erneuten Hülfssendungen, noch auch vermochte er die Einigkeit der syrischen Christen herzustellen. Zwar wurde den Kreuzfahrerstaaten noch eine kurze Frist gegönnt durch den Kampf der Mongolen mit den Muselmännern. Sobald aber die erstern zurückgeschlagen waren und der Islam in Syrien seine Herrschaft wiederhergestellt hatte, mußten sich die Geschicke des Heiligen Landes schnell erfüllen. In Aegypten war durch eine Revolution der Emir Bibars, der sich schon in den Kämpfen gegen Ludwig IX. ausgezeichnet hatte, auf den Thron gehoben (1260). Nach vereinzelten kleineren Kämpfen fiel er im Winter 1265 mit der ganzen vereinigten Macht seines Staates in Syrien ein, nahm in raschem Siegeslaufe Cäsarea und Arsuf und kehrte eiligst heim. Auch in den folgenden Jahren bezwang Bibars bedeutende Burgen Palästinas und schuf sie zu Stützpunkten des Islam um; nur Antiochia, das er im Mai 1268 eroberte, wurde vollständig zerstört.

VII. Kreuzzug. Solche Fortschritte des Islam veranlaßten im Abendlande noch einmal ein kurzes Aufblitzen der Begeisterung, und wiederum stellte sich König Ludwig IX. von Frankreich an die Spitze. Nach Ueberwindung mannichfacher Hemmnisse stach er im Juli 1270 in Begleitung der beiden Söhne Heinrich's III. von England von der französischen Mittelmeerküste aus mit einer stattlichen Flotte, der sich auch Tausende von Friesen angeschlossen hatten, in die See. Nach Cagliari in Sardinien gelangt, gab man ähnlich wie beim ersten Zuge die Fahrt nach Palästina auf und beschloß, nur nach Tunis zu gehen. Ludwig IX. selbst mochte wol der Versicherung Glauben schenken, daß der Emir von Tunis geneigt sei, zum Christenthum überzutreten, aber den Hauptantrieb gaben doch sicher die Anjou in Neapel, die in Tunis die aus Sicilien geflohenen Parteigänger der Staufer zu finden und zu vernichten gedachten. Die Landung glückte; als man sich aber mehrere Wochen im Lager in der Nähe des alten Karthago aufhielt, brachen infolge des ungewohnten Klimas vernichtende Krankheiten im Heere aus; schließlich wurde auch Ludwig IX. selbst davon ergriffen und erlag der Seuche am 25. Aug. 1270. Sein Nachfolger Philipp III. schloß mit dem Emir von Tunis, nachdem er ihn trotz der großen Ermattung seines Heeres doch noch die Furchtbarkeit der christlichen Waffen hatte fühlen lassen, einen für die Christen günstigen Vertrag ab und segelte im November in die Heimat zurück; nach drei Jahren sollte ein neuer gemeinsamer Zug nach Syrien unternommen werden; für jetzt gingen nur die Friesen und die Engländer noch dorthin. Im J. 1297 wurde Ludwig IX. vom Papst Bonifacius VIII. heilig gesprochen.

Inzwischen war fast ganz Syrien bis auf wenige Plätze von Bibars erobert worden. Als er 1277 gestorben war, hatte sich bald der Mamluken-Emir Kilawun des Thrones bemächtigt und die Eroberungen so weit fortgeführt, daß zuletzt nur noch Tripolis und Accon unbezwungen dastanden. Im J. 1289 endlich warf er sich auf Tripolis und nahm auch diesen Platz nach tapferer Gegenwehr. Da er selbst im November 1290 starb, übernahm sein Sohn und Nachfolger Almelik die Vollendung des Werkes. Nach umfassenden Vorbereitungen rückte er im März 1291 vor Accon, die letzte Burg und Stadt der Christen in Syrien, die infolge starken abendländischen Zuzugs von 20,000 Streitern vertheidigt wurde. Die Christen wehrten sich anfangs mit der größten Hingebung und Tapferkeit, sobald aber der Fall der Festung unausbleiblich schien, entfloh, da ihnen Eintracht und Gehorsam fehlten, ein großer Theil der Belagerten nach Cypern, während die Zurückgebliebenen, etwa 12,000 Mann, den Entschluß faßten, die Stadt bis zum Aeußersten zu halten. Templer und Hospitaliter rangen in diesem Kampfe um den Preis der Tapferkeit. Immer von neuem dringen die Feinde in die Stadt und werden wieder hinausgeworfen, immer neue Breschen werden von ihren Maschinen in die Mauern gelegt, und nach letztem, verzweiflungsvollem Kampfe ergibt sich endlich der Rest der Vertheidiger, wird aber von den grausamen Gegnern ermordet; die Stadt selbst geht in Flammen auf (18. Mai 1291). Mit dem Falle Accons hatten die Christen ihre einzige feste Stadt verloren, und wenige Wochen darauf verließen die letzten von ihnen das Heilige Land. Nur in Rhodos, Armenien und Cypern hielten sich die christlichen Herrschaften noch längere Zeit, bis auch sie endlich dem unwiderstehlichen Vordringen des Islam erlagen.

Die bedeutendsten Quellenschriften sind gesammelt in den „Gesta Dei per Francos etc." (Hanoviae 1611), 2 Bde. von J. Bongars, und in dem „Recueil des historiens des croisades", welchen die Französische Akademie seit 1841 herausgibt. Von Gesammtdarstellungen sind hauptsächlich zu nennen: Wilken, Geschichte der Kreuzzüge (7 Bde., Leipzig 1807—1832); Michaud, Histoire des croisades (3 Bde., Paris 1812—1817); Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (Berlin 1880), auf welches Werk die vorstehende Darstellung vorzugsweise zurückgeht. Daneben sind besonders benutzt: Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges (Düsseldorf 1841, 2. Aufl. Leipzig 1881); Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge (2 Bde., Berlin 1874—1878); Prutz, Culturgeschichte der Kreuzzüge (Berlin 1883).

(*Erich Komorowski.*)

KREYSSIG (Friedrich Alexander Theodor), ein tüchtiger Schulmann und Literarhistoriker, wurde am 5. Oct. 1818 in der Nähe von Herder's ostpreußischer Heimat zu Gottesgabe bei Mohrungen geboren. Die Neigung zur Schriftstellerei überkam er von seinem Vater, der als Oekonom überall nach kurzem Pachte mit Verlust abziehen mußte, aber als Schriftsteller über landwirthschaftliche Dinge Erfolge aufzuweisen hatte. Auf seine Erziehung und Ausbildung hatte der Bruder seiner Mutter P. F. Th. Kawerau großen Einfluß, der selber in Pesta-

lozzi's Schule groß geworden war. Kawerau war Director des Lehrerseminars zu Jenkau, in der Nähe von Danzig, und in diesem Seminar wurde der Knabe, nachdem er nur kurze Zeit das Gymnasium zu Königsberg besucht hatte, zum Volksschullehrer herangebildet. Nur durch den Druck äußerer Verhältnisse gezwungen hatte der begabte junge Kreyßig auf weitere Ausbildung Verzicht geleistet. Nachdem er Ostern 1837 das Seminar mit Ablegung der vorschriftsmäßigen Prüfung verlassen, hielt er es nur ein Jahr in der Hülfslehrerstelle aus, die ihm in Prökuls an der russischen Grenze unweit Memel übertragen worden war. Dem Triebe seiner energischen Natur folgend entschloß er sich, um jeden Preis sich von den Fesseln seines aufreibenden Berufes loszumachen. Er ging 1838 nach Königsberg, bestand dort nach kurzer Vorbereitung das Maturitätsexamen und konnte noch 1839 sein Universitätsstudium beginnen. Drumann, Lobeck, Rosenkranz und Schubert waren die Lehrer, welche am meisten auf ihn wirkten. In Philologie und Geschichte bildete er sich gründlich aus; die von Rosenkranz ausgehenden philosophischen Anregungen machen sich in seinen späteren literarhistorischen Arbeiten vortheilhaft geltend. Nachdem er im Sommer 1843 die facultas für alle Klassen sich erworben, fand er seine erste Anstellung als Lehrer an der neugegründeten Realschule zu Wehlau; 1845 wurde er als erster Oberlehrer an die höhere Bürgerschule zu Elbing versetzt, der er, nachdem sie 1859 in eine Realschule erster Ordnung umgewandelt worden war, noch über zehn Jahre (1858—1869) als Director vorstand. Der Aufenthalt in Elbing wurde für Kreyßig's ganze Richtung im Leben wie in der Wissenschaft entscheidend. In dem kleinen Städtchen traten die politischen Parteigegensätze äußerst schroff hervor; für Mittelparteien war damals wie in der Gegenwart in Westpreußen kein Boden. Kreyßig gehört seinen Anschauungen nach der nationalliberalen Partei, wenn auch deren secessionistischem Flügel an. Allein in Elbing war der Streit nur zwischen Liberalen und Hochconservativen, Kreißig nahm mit Entschiedenheit Stellung auf Seite der Liberalen und zog sich infolge dessen in der Reactionszeit nach 1848 vielfache Widerwärtigkeiten und Quälereien seitens der vorgesetzten Behörden zu. Es ist selbstverständlich, daß seine Wahl zum Director 1858 von der Regierung nur nothgedrungen und nach langem Zögern bestätigt wurde; auffallender muß es erscheinen, daß dieselbe Beanstandung sich 1869 wiederholte, als Kreyßig die Leitung der Realschule zu Kassel übernehmen sollte. Er war eben als unabhängiger Liberaler oben schlecht angeschrieben, obwol er, was seinem politischen Scharfsinne alle Ehre macht, bereits in der Conflictsperiode in Bismarck den Vorkämpfer der nationalen Idee erkannte und nach dem Siege von 1866 seine Parteigenossen zum Vergessen und Vergeben mahnte in den zwei Broschüren „Friedensgedanken" und „Worauf es jetzt ankommt". Auch die Schrift „Unsere Nordostmark" muß neben einer größeren Reihe von Zeitungsaufsätzen seiner publicistischen Thätigkeit als Politiker zugerechnet werden. Seine vollständige Unkenntniß süddeutschen Wesens tritt dabei oft genug widerlich hervor, und selbst während des Krieges von 1870—71 ließ er sich nicht abhalten, die gehässigsten Urtheile über die Regierungen und Soldaten Süddeutschlands zu fällen.

Wie schon oben erwähnt, war der Aufenthalt in Elbing vielfach für Kreyßig entscheidend. Im J. 1845 hatte Wilhelm Hertzberg, der bereits seit 1842 an der Schule zu Elbing wirkte, die Leitung der Anstalt übernommen und sein Geist hat, wie es nicht anders möglich auf Schüler und Lehrer der Anstalt nachhaltig aufs günstigste eingewirkt. Kreyßig kann sich in keiner Hinsicht auch nur entfernt mit Hertzberg, dem gründlichen Kenner und Forscher, dem trefflichen Uebersetzer im Gebiete der alten wie der neueren Literatur messen. Aber durch Hertzberg, der selber erst 1849 dem Studium der englischen Sprache und Literatur näher trat, erhielt Kreyßig die Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten. Der pflichteifrige Schulmann wird nur zu leicht von seiner Amtsthätigkeit völlig in Anspruch genommen und unter dem Drucke der zum Theil fast mechanischen Beschäftigung erlahmt Neigung und Fähigkeit zur wissenschaftlichen Weiterbildung, zu eigenem selbständigen Arbeiten. Es ist dann in vielen Fällen Schuld des Directors, wenn dieses höhere Streben völlig versiegt; Hertzberg war der Mann, der durch Beispiel und Anregung seine Lehrer zu eigener wissenschaftlicher Thätigkeit anspornte, und in seinem Verhältnisse zu dem ihm nahe stehenden Kreyßig war dies noch ganz besonders der Fall. Kreyßig war classischer Philolog; mit Hertzberg wandte er sich gegen das Ende der vierziger Jahre der neueren Philologie zu. Im J. 1851 veröffentlichte Kreyßig sein erstes größeres Werk, die „Geschichte der französischen Nationalliteratur" (Berlin; 5. Aufl. 1879). Als Ergänzung dieses Hauptwerkes sind dann drei weiter folgende Schriften zu betrachten: „Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte" (Berlin 1865; 2. Aufl. 1876); „Trois siècles de la littérature française" (1869; 2. Aufl. 1877); „Ueber die französische Geistesbewegung des 19. Jahrh." (1873). Weniger Befriedigung können seine Arbeiten aus dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte erregen. Um einen Mann wie Justus Möser („ein Lebensbild", (Berlin 1856) völlig zu würdigen, war Kreyßig doch zu sehr von den politischen Strömungen des Tages bestimmt, auch mangeln ihm für die deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrh. die nöthigen umfangreichen Kenntnisse; die „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" (Berlin 1870) sind mehr Essays als gründliche historische Arbeit zu nennen. Dagegen haben die „Vorlesungen über Goethe's Faust" (Berlin 1866) das anerkennenswerthe Verdienst, die Einheit des ganzen Werkes zu verfechten und den zahlreichen Gegnern des zweiten Theiles gegenüber die vielverkannte Dichtung zu rechtfertigen. Kreyßig geht hier in einer Richtung vor, für die sich erst nach 1870 mehr Gesinnungsgenossen zusammengefunden haben. Das vielverbreitetste seiner Werke sind jedenfalls die zuerst 1860 erschienenen „Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke" (3. Aufl., Berlin 1877), denen er 1871 (Leipzig) das treffliche Büchlein „Shakespeare-

fragen. Kurze Einführung in das Studium des Dichters" zur Seite stellte. Neben diesen selbständigen Werken lieferte er eine große Reihe von Aufsätzen und Kritiken in verschiedene Zeitschriften, so in „Herrig's Archiv" in den „Salon", die „Deutsche Rundschau", die „Preußischen Jahrbücher"; der Jahrgang 1864 der letztern brachte seinen beachtenswerthen Essay über „Shakespeare's lyrische Gedichte und ihre neuesten Bearbeiter". Eine theilweise Umarbeitung seiner Vorlesungen über Shakespeare, wie er sie 1876 in Aussicht stellte, vermochte er nicht mehr auszuführen. Die „Vorlesungen" sind wirklich zuerst als solche gehalten worden und „Der lebendige Wechselverkehr mit weiten Zuhörerkreisen" hat ihre Form bestimmt. Sowol in Elbing und Danzig wie später in Kassel und Frankfurt, wol auch in andern Städten hat Kreyßig zahlreiche wissenschaftliche Vorträge vor weiteren Zuhörerkreisen mit großem Beifalle gehalten. Eine poetische Auffassung der Poesie, wie sie dem Literarhistoriker nöthig, vermißt man bei Kreyßig. Er erscheint eigentlich überall als eingefleischter Nationalist. Seine Besprechung der einzelnen Werke fordert überall zum Widerspruch heraus; die historischen Vorbedingungen, aus denen die literarischen Werke erwachsen, weiß er dagegen lebhaft und klar zu schildern. Tüchtig in seiner Gesinnung, gründlich in seinen Studien, geschickt in abgerundeter Darstellung erscheinen seine Arbeiten, denen kein billig Urtheilender Anerkennung versagen wird.

Im J. 1869 wurde Kreyßig als Director an die Realschule nach Kassel berufen, der er bis Ostern 1871 vorstand. Zu dieser Zeit folgte er einer Aufforderung der Polytechnischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M., eine Reform dort bestehender Anstalten durchzuführen. Obwol selber von Haus aus classischer Philolog, war Kreyßig ein eifriger Förderer des Realschulwesens während seiner Wirksamkeit an solchen Schulen geworden. In den noch gegenwärtig oft mit mehr Heftigkeit als Sachkenntniß geführten Streit griff er als erfahrener Schulmann mit zwei Broschüren ein, in denen er für Erhaltung und Weiterbildung selbständiger Realschulen plaidirte: „Ein Wort zur Realschulfrage" (Kassel 1871) und „Ueber Realismus und Realschulwesen" (Berlin 1872). In Frankfurt harrte seiner eine schwierige Aufgabe. Eine Doppelrealschule erster Ordnung, eine Gewerbe- und eine höhere Handelsschule sollten als „Wöhler-Schule" zu einem „einheitlichen Organismus" verbunden werden. Mit Eifer ging der pädagogisch hochbegabte arbeitsfreudige Mann an seine Aufgabe, die er genügend durchführte. Es bedurfte freilich längerer Zeit, bis alles auf neuer Grundlage geordnet und aufgebaut war. Erst Ostern 1880 konnte die neue Anstalt ihre ersten Schüler mit dem Maturitätszeugnisse zur Universität entlassen; am 20. Dec. 1879 erlag der Organisator und unermüdlich thätige Director der Schule nach nur viertägiger Krankheit einer Lungenentzündung. Nekrologe mit biographischen Angaben und einer Würdigung seiner Leistungen brachten frankfurter und kasseler Zeitungen sowie die „Danziger Zeitung" vom 31. Dec. 1879. (*Max Koch.*)

Kri, s. Kri-Sprache.

KRICKENTE (Anas crecca *L.*). Neuere Ornithologen vereinigen die kleinen, durch hollenartig entwickelte Federn am Hinterkopfe und zugespitzte oder verlängerte Schulterfedern ausgezeichneten Entenarten zu der besondern Gattung Querquedula *Stephens*. Unter ihren Arten sind die Knäkente (Qu. circia) und die Krickente (Qu. crecca) in Mitteleuropa heimisch, während die in Nordasien bis China lebende Zierente (Qu. formosa) nur ein paarmal bis nach Frankreich verschlagen worden ist. Die Krickente ist die kleinste unter den genannten, indem ihre Länge nur 32, Breite 54, Schwanz 7 Centim. mißt. Kopf und Hals sind zimmetroth mit einem breiten, im Genicke zusammenfließenden blaugrünen, oben und unten weißgesäumten Zügelstreifen; Hinterhals, Mantel und Brustseiten sind grau und schwarz quergewellt, Vorderhals und Oberbrust röthlichgelb und schwarzgefleckt, Bauchseiten und die mittlern untern Schwanzdeckfedern schwarz, alle andern Untertheile weiß, die Armschwingen bilden einen Spiegel. Von der Tundra ausgehend verbreitet sich die Krickente über ganz Europa und Asien, selbst nach Nordamerika und Nordafrika gelangend, und brütet an vielen Stellen in Mitteleuropa (Norddeutschland), wenn auch nicht so häufig wie die Knäkente. (*J. Victor Carus.*)

KRIEBELKRANKHEIT oder KORNSTAUPE (Ergotismus) heißt eine schwere, gewöhnlich epidemisch auftretende Allgemeinerkrankung, welche sich hauptsächlich durch Erscheinungen seitens der Kreislaufsorgane sowie des Nervensystems charakterisirt. Je nach dem Vorherrschen der Kreislaufsstörungen oder der nervösen Erscheinungen unterscheidet man die brandige oder gangränöse Form (Mutterkornbrand, Brandseuche, Antoniusfeuer, Ergotismus gangraenosus) und die krampfhafte oder convulsivische Form der Kriebelkrankheit (Ergotismus spasmodicus). Die Krankheit beginnt zumeist mit Unterleibsbeschwerden, Eingenommensein des Kopfes, schmerzhaftem Ziehen und Spannen, sowie dem eigenthümlichen Gefühle des Kriebelns, Ameisenlaufens oder Eingeschlafenseins in den Gliedern, welches dem Leiden den Namen gegeben hat. Im weitern Verlaufe kommt es dann entweder zu brandigem Zerfall kleinerer oder größerer Partien, selbst zum Absterben ganzer Glieder oder zu Krämpfen und Lähmungen, seltener zu Erblindung und Taubstummheit, Rückenmarkserkrankungen und Geistesstörungen. Die Dauer der Krankheit und namentlich der aufgeführten Folgeerkrankungen ist meist eine längere. Die Aussichten auf Heilung sind bei leichteren Formen günstig; die schwereren führen nicht so selten unter zunehmender Entkräftung, an Blutvergiftung oder Gehirnerscheinungen zum Tod oder hinterlassen doch dauernde unheilbare Folgen von seiten des Nervensystems. Die Ursache der Krankheit ist der Genuß von Brot aus Getreide, welches mit viel Mutterkorn vermischt ist, doch spielen auch schlechte Nahrungs- und Wohnungsverhältnisse, Alkoholmisbrauch und ähnliche Momente als Hülfsursachen eine gewisse Rolle. Die Behandlung hat vor allem den fernern Genuß des schädlichen Brotes zu verhüten, in frischen Fällen das noch

im Verdauungskanale befindliche Gift zu entfernen. Außerdem ist namentlich für Hebung des allgemeinen Kräftezustandes sowie für Versetzung des Kranken in gesunde äußere Verhältnisse zu sorgen. Der Name Ergotismus stammt von der französischen Bezeichnung des Mutterkorns (Ergot). Früher glaubte man, die Verunreinigung des Getreides mit dem Hederich (Raphanus Raphanistrum) als die Ursache der Kriebelkrankheit ansehen zu müssen und nannte dieselbe deshalb Raphania. Die letztere größere Epidemie, bei welcher etwa 500 Personen erkrankten, trat im Herbste 1879 im Kreise Frankenberg in Hessen auf. Die Verunreinigung des Getreides mit Mutterkorn betrug damals 9 Proc.

Vgl. Heusinger, Studien über den Ergotismus (Marburg 1856). (*E. Kraepelin.*)

KRIEBLOWITZ ist ein Dorf und Gutsbezirk in Preußisch-Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Landkreis Breslau, am Schwarzwasser, bei Kanth. Es zählt 143 Bewohner, das Gut 124, in 20 und 5 Wohngebäuden. Es war im Besitze Blücher's, welcher hier am 12. Sept. 1819 starb; sein Grab und Denkmal befinden sich auf einer nahen Anhöhe. (*G. A. von Klöden.*)

KRIEBSTEIN, Schloß im Königreiche Sachsen, Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, höchst romantisch auf schroffem Felsen am linken Ufer der Zschopau gelegen, welche sich noch innerhalb des ehemaligen Gebietes dieses Gutes mit der Freiberger Mulde vereinigt, nebst dem 137 Einwohner (1880) zählenden Dorfe gleichen Namens zu der Gemeinde Beerwalde gehörig. Die am Fuße des Schlosses gelegene Mühle ist seit 1853 in eine Papierfabrik umgewandelt worden, befindet sich seit 1856 im Besitze der Firma Kübler und Niethammer und hat sich unter ihrem gegenwärtigen Chef zu einer der größten Deutschlands emporgearbeitet, indem sie auf ihren fünf in Thätigkeit befindlichen Maschinen täglich 400—500 Centn. Papier producirt. Mit der stromabwärts im Kriebethale gelegenen Holzschleiferei ist sie durch eine Pferdebahn verbunden. Außerdem haben die von dem Besitzer, Albert Niethammer, für das Wohl seiner Arbeiter getroffenen, in ihrer Art großartigen Anstalten, eine Sparkasse, eine Bibliothek, ein Kindergarten, ein Consumverein, die Errichtung billiger Arbeiterwohnungen, die Bezahlung des Schulgeldes für die Arbeiterkinder aus der Fabrikkasse, die Unterstützungskasse für Wöchnerinnen, Weihnachtsbescherungen für sämmtliche Angestellte und andere ähnliche Einrichtungen hier das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitern überaus günstig gestaltet und einen höchst gelungenen praktischen Beitrag zur Lösung der socialen Frage geliefert.

Kriebstein war früher der Mittelpunkt einer ausgedehnten Herrschaft, zu welcher im J. 1548 zwei Städte, Waldheim und Hartha, gehörten, außerdem die Vorwerke Beerwalde, Ehrenberg, Kriebstein, Lichtenberg, Massanei, Pischwitz, Schweikershain, vielleicht auch Steina, ganz die Dörfer Beerwalde, Diedenhain, Ehrenberg, Erlebach, Gilsberg, Grünberg, Heiligenborn, Höckendorf, Höfchen, Holzhausen, Kriebethal, Massanei, Meinsberg, Neuhausen, Rauschenthal, Reichenbach, Reinsdorf, Richzenhain, Saalbach, Schönberg, Steina, Schweikershain und Tauneberg; zum Theil: Erlau, Gebersbach, Knobelsdorf, Crossen, Lichtenberg und ein Mann in Frankenau. Von den sieben Parochieu, welche die Herrschaft enthielt, standen nach der Matrikel von 1346 Waldheim und Grünberg unter der Präpositur Meißen, sedes Döbeln, Hartha und Reinsdorf unter Präpositur Wurzen, sedes Leisnig, Erlan, Beerwalde und Schweikershain unter dem Archidiakonat Zschillen. Die Gegend ist, da sämmtliche Ortsnamen derselben deutsch sind, wahrscheinlich erst von den Deutschen angebaut worden. Der von Markgraf Otto dem Reichen dem Kloster Zelle geschenkte Wald reichte bis an die Grenzen des Gutes Kriebstein heran.

Erbauer des Schlosses Kriebstein ist Dietrich von Beerwalde, derselbe, der 1391 die St.-Nicolaikapelle in Waldheim zu einer Pfarrkirche erhob und um 1404 das Augustinerkloster daselbst stiftete, welchem letztern er 4 Schock Zinsen, 44 1/8 Scheffel Korn und ebensoviel Hafer, das Triebholz bei Schönberg, ein Stück Wasser auf der Zschopau (das 1461 Apel Vitzthum gegen ein anderes, dem Kloster näher gelegenes austauschte) und die obere und die niedere Mühle, dazu 1407 das Dorf Massanei theilweise und das Vorwerk daselbst, die sogenannten Schloßfelder, eignete. In einer Urkunde des Klosters Seußlitz von 1382 erscheint derselbe unter den Zeugen als markgräflicher Marschall, 1390 und 1393 war er Hofmeister, die Theilungsurkunden von 1407 und die über den Tausch des Patronatsrechtes über Dresden, Ebersbach und Freiberg bezeichnen ihn nur als Ritter.[1]) Ein Balthasar von Bernwalde, welcher in der Urkunde über den Verkauf des Schlosses Altenburg von 1393 unter den Zeugen steht[2]), war wahrscheinlich Dietrich's Bruder und Martin von Bernwalde, der in dem Theilungsprocesse zwischen Kurfürst Friedrich und seinem Bruder Wilhelm von 1445, Leipzig, Montag nach Katharina, vorkommt, des letztern Sohn.[3]) Aus den Worten der Wiederbelehnungsurkunde von 1407 (Leipzig quinta post pasca) „Als der Hochgebohrne Furste er Wilhelm Dietriche von Bernwalde erlaubet had den Criwenstein das Slos zcu buwen"[4]) ergibt sich, daß die Zeit der Erbauung zwischen 1382 und 1407 zu setzen ist. Zugleich gestatteten die Landgrafen als Lehnsherren nicht nur, daß Dietrich das Schloß und Gut seiner Gemahlin Else von Einsiedel[5]) als Leibgedinge verschreibe, sondern auch daß beider Tochter Klara dasselbe nach ihrer Aeltern Tode auf Lebenszeit besitzen solle. Wie Fabricius mehr als hundert Jahre später erzählt[6]), habe jedoch Dietrich von Bernwalde das Schloß Kriebstein dadurch verloren, daß Ritter von Staupitz auf Reichenstein sich desselben durch

---

1) J. G. Horn, Lebensgeschichte Friedrich's des Streitbaren S. 654, Nr. 10, S. 685 und 692, Nr. 62 und 75; S. 729, Nr. 114; S. 720, Nr. 104. 2) Ebendas. S. 693, Nr. 77. 3) Mencke, SS. III, 106. 4) Horn, S. 732. Nr. 116. 5) Im J. 1411 verträgt sich dieselbe mit dem Kloster Buch wegen eines Werders unter Saalbach. Kamprad, Chronik von Leisnig S. 599. 6) Fabricius, Orig. Sax. p. 689.

Ueberfall bemächtigte. Darauf habe der Markgraf die benachbarten Aemter und Städte gegen ihn aufgeboten und ihn durch Belagerung zur Uebergabe gezwungen, wobei der von Staupitz die bekannte That der Weiber von Weinsberg wiederholt habe. Nach einer von dem Prior des Klosters Waldheim, Peter Grüne, stammenden Nachricht kam Kriebstein durch die obengenannte Klara von Bernwalde, die noch 1449 am Leben war, an deren Gatten Apel Vitzthum und an dessen gleichnamigen Sohn, den Geheimen Rath Herzogs Wilhelm und zugleich Besitzer von Lichtenwalde. Beide Schlösser nebst dem ganzen Gute ließ Kurfürst Friedrich demselben bei Ausbruch des Bruderkrieges wegnehmen, Kriebstein erhielt Apel's Mutter als ihr Leibgedinge zurück, Lichtenwalde räumte der Kurfürst dem Ritter Hermann von Harras als Schadloshaltung ein, Schweikershain und Hartha aus gleichem Grunde dem Kunz von Kaufungen. Erst nach Apel von Vitzthum's Tode wurde sein Sohn, Apel zu Tannroda, 1450 wieder mit Kriebstein beliehen.[7] Dieser verkaufte jedoch die Herrschaft bereits 1459 an Hans von Maltitz zu Döben und O. Spiegel zu Gruna und deren beider Erben, welche, nachdem sie dieselbe eine Zeit lang ungetheilt besessen, sie 1465 an ihren Oheim und Schwager Hugo von Schleinitz, Geheimen Rath und Obermarschall Kurfürst Ernst's und Herzog Albert's, veräußerten. Dieser hat das Schloß Kriebstein, und zwar unter Zuziehung Arnold's von Westfalen, des Baumeisters der meißener Albrechtsburg, restauriren lassen, wir erfahren dies aus einem Schreiben desselben von Sonntag Clementis, 24. Nov. 1471, in welchem er dem Rathe zu Mittweida den kurfürstlichen Werkmeister Arnold, den er in Kriebstein bei sich gehabt, zur Verfertigung des Chores in ihrer Pfarrkirche vorschlägt.[8]) Im J. 1483, Freitag nach Lamperti, vergleicht Hugo von Schleinitz seine Unterthanen mit den Gotteshausleuten zu Waldheim wegen der Fuhren zur dortigen Brücke, im folgenden Jahre hat er den Tuchmachern und Schneidern daselbst, auch den letztern in Rochsburg, Artikelbriefe gegeben.

Auch fernerhin unterlag Kriebstein sehr häufigen Besitzwechseln. Nach Hugo von Schleinitz' Tode (19. Jan. 1490) kam es an die von Ende, 1502 vertauschte es Georg von Ende gegen Rochsburg an Herzog Georg den Bärtigen, der Georg von Landwüst als seinen Vogt dahin setzte; aber schon 1506 verkaufte es der Herzog dem Ritter Hans von Minckwitz und dieser 1510 an den von Starschedel zu Mutzschen. Dann kam es an Herzog Georg zurück und blieb bis 1529 in dessen Besitze, binnen welcher Zeit Melchior von Millau und Georg von der Pforte, beide zugleich Amtleute zu Rochlitz, als Haupt- und Amtleute des Kriebsteins vorkommen. In letztgenanntem Jahre wurde das Gut für 20,000 Gulden an Ernst von Schönburg zu Glauchau und Waldenburg verpfändet, welcher es auch bis an seinen Tod, bis 1534, innegehabt hat, in welchem Jahre dessen Amtsverweser zu Kriebstein, Peter Fürstenwalde, am Tage Corpus Christi, die Statuten der Schützengesellschaft zu Hartha bestätigt. Nachdem Herzog Georg es hierauf 1537 von dessen vier unmündigen Söhnen wieder eingelöst hatte, räumte er es nebst dem Amte Rochlitz und Camburg seines verstorbenen Sohnes Johann Witwe Elisabeth als Witthum ein, diese überließ es, wol Ende 1543, ihrem Vetter, dem Herzoge Moritz, der es aber bereits am 23. Jan. 1544 an seinen Rath, Georg von Carlowitz zu Schönfeld, vertauschte. Dies hatte zur Folge, daß im Schmalkaldischen Kriege auch Kriebstein den Zorn Kurfürst Johann Friedrich's des Großmüthigen gegen Moritz und dessen Rathgeber durch Verwüstung büßen mußte. Durch Georg von Carlowitz wurde das Augustinerkloster zu Waldheim eingezogen; aus den Besitzungen des aufgehobenen Nonnenklosters zu Döbeln kaufte er Vorwerk und Dorf Grünberg und die Dörfer Höckendorf, Meinsberg und Mosigshain sammt dem Nonnenwalde für 6000 Gulden. Nach seinem Tode (3. März 1550) behielten seine fünf Söhne das väterliche Erbe zunächst gemeinschaftlich, im J. 1561 jedoch schritten sie zu einer Theilung, durch welche die alte große Herrschaft Kriebstein zerstückelt worden ist, um nie wieder vereinigt zu werden. Der älteste, Christoph, erhielt: Ehrenberg, Vorwerk und Dorf, nebst den Antheilen von Gebersdach und Knobelsdorf, fünf Mann in Grünberg, das von Georg von Carlowitz erbaute Kriebethal, Neuhausen, Reichenbach und Schönberg; der zweite, Nikolaus: Kriebstein nebst Beerwalde, Gilsberg, Heiligenborn, Höfchen, zehn Mann in Erlau, einen Mann in Frankenau, Rauschenthal, Reinsdorf, Richzenhain und Tanneberg, wobei in Bezug auf die Brücke über die Zschopau ausdrücklich bestimmt wurde, daß der Besitzer von Kriebstein dieselbe von seinem Ufer bis auf den Mittelpfeiler, von da ab bis zum andern Ufer der von Ehrenberg zu bauen schuldig sei; auf den Antheil des dritten, Wolf, fielen: Schweikershain mit dem Städtlein Hartha, Arras, Diedenhain, Holzhausen, Obercrossen, Steina, Saalbach, sowie die Gerichte und Zinsen zu Pischwitz; dem vierten, Otto, fiel zu: Waldheim nebst den ehemaligen Klostergütern Grünberg, Lichtenberg mit dem Vorwerke Höckendorf, Massanei und Meinsberg, der jüngste, Rudolf, wurde mit dem Hause in Dresden und einer Summe Geldes abgefunden.

Die Söhne Georg's von Carlowitz sind jedoch sämmtlich schlechte Haushalter gewesen, und so kam es, daß sie einer nach dem andern ihr Erbtheil Schulden halber fremden Händen überlassen mußten. Nikolaus von Carlowitz verkaufte aus diesem Grunde Kriebstein 1577 an Wolf von Schönberg auf Sachsenburg, Frankenberg und Neusorge, Hofmarschall Kurfürst August's und Oberamtmann des Erzgebirgischen Kreises, für 32,000 Gulden, nachdem er demselben einzelne Stücke davon bereits 1574 überlassen hatte. Von dessen Erben kaufte es Kurfürst August (29. Jan. 1584) für 40,000 meißn. Gulden, aber schon am 12. Dec. desselben Jahres verwechselte er es gegen Ebersbach, Lauterbach und Bernbruch (Amt Colditz) an Lot von Ponikau, wobei es auf 45,892 meißn. Gulden angeschlagen wurde. Dieser

7) Dresdener Archiv Copial Nr. 43 fg. 199. 8) Herrmann, Mittweydensche Denkmale S. 38; Distel in von Weber's Archiv für sächs. Geschichte, Neue Folge IV, 329.

schloß am 21. Dec. 1588 mit seinen Unterthanen einen Vertrag wegen Verwandlung der Getreidezinsen in Geld; ein Scheffel Hafer wurde dabei 10 Groschen, ein Scheffel Roggen 1 Thaler gerechnet, der Fröhner mit zwei Pferden erhielt statt Brot und Käse täglich 2 Pfennige, der mit drei Pferden 3 Pfennige (die sogenannten Brotpfennige). Sein gleichnamiger Sohn verkaufte das Gut am 30. Sept. 1597 an Balthasar von Kreutz auf Silberstraßen für 44,200 meißn. Gulden, der es aber auch nur bis 1610 behielt, indem er es am 16. Febr. d. J. für 56,400 meißn. Gulden an Abraham Georg von Schiedel aus Schlesien überließ, aber nachdem wegen unbezahlt gebliebener Kaufgelder die Sequestration verhängt worden war, wurden 1636 die von Kreutz wieder in das Gut eingewiesen, es kam zum förmlichen Concurs und am 18. Juli 1649 wurde Kriebstein von dem Amte Rochlitz den Brüdern Wolf Balthasar und Melchior von Kreutz um 22,000 meißn. Gulden, einen Preis, welcher den durch den Dreißigjährigen Krieg tief gesunkenen Bodenwerth deutlich widerspiegelt, meistbietend verkauft. Wolf Heinrich von Kreutz, schwedischer Oberstlieutenant, mußte 1664 das Dorf Richzenhain an Ernst Dietrich von Haugwitz zu Bärenklause verpfänden, erlangte aber 1657 die Begnadigung, daß Kriebstein in ein Weiberlehen verwandelt wurde. Am 5. März 1665 verkaufte er es an Kaspar von Schönberg auf Pfaffroda, Dörrenthal u. s. w. und von diesem kam es am 27. März 1719 durch Kauf um den Preis von 44,000 Thalern an den Gatten seiner Enkelin Ursula, den sächsischen General der Cavalerie Moritz Friedrich von Milkau (gest. 1740). (*Th. Flathe.*)

KRIEG, ein Act der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unsers Willens zu zwingen, ist ein erweiterter Zweikampf, bei dem sich nicht einzelne Individuen, sondern die Heere der betreffenden Staaten gegenüberstehen, wenn die zwischen letztern entstandenen Differenzen nicht durch friedliche Verhandlungen beglichen werden können. Der Krieg ist daher nicht nur ein politischer Act, sondern auch ein politisches Instrument, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit andern Mitteln. In vielen Fällen wird der Krieg das vollständige Niederwerfen des Gegners bedingen, in andern Fällen wird sein Zweck ein weniger absoluter sein können. Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstracten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein. Je schwächer aber Motive und Spannungen sind, um so weniger wird die natürliche Richtung des kriegerischen Elements, d. h. der Gewalt, in die Linie fallen, welche die Politik gibt, um so mehr muß also der Krieg von seiner natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziele eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg politisch zu werden. Danach unterscheidet man den absoluten oder wirklichen Krieg von dem Kriege mit beschränktem Ziel. Bei der erstgenannten Kategorie, welche die Niederwerfung des Gegners anstrebt, ist die gänzliche Eroberung des feindlichen Staates nicht immer nöthig. Wäre man im J. 1792 in den Besitz von Paris gelangt, so war, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach, der Krieg mit der Revolutionspartei vorläufig beendet; es wäre wol kaum nöthig gewesen, ihre Heere vorher zu schlagen, denn diese Heere waren noch keineswegs als einzige Potenz zu betrachten. Im J. 1814 hingegen würde man auch im Besitze von Paris nicht alles erreicht haben, wenn Napoleon noch an der Spitze eines beträchtlichen Heeres geblieben wäre; da aber sein Heer größtentheils aufgerieben war, so entschied auch in den Jahren 1814 und 1815 die Einnahme von Paris alles. Hätte Napoleon im J. 1812 das russische Heer von 120,000 Mann, welches auf der Straße von Kaluga stand, vor oder nach der Einnahme Moskaus zertrümmern können, wie er 1805 das österreichische und 1806 das preußische Heer zertrümmert hat, so würde der Besitz jener Hauptstadt höchst wahrscheinlich den Frieden herbeigeführt haben, obgleich noch ein ungeheurer Landstrich zu erobern blieb. Im J. 1805 entschied die Schlacht von Austerlitz; es war daher der Besitz von Wien und zwei Drittel der österreichischen Staaten noch nicht hinreichend, den Frieden zu gewinnen, die Niederlage des russischen Heeres war der letzte Stoß, der erforderlich war; Kaiser Alexander hatte kein anderes Heer in der Nähe, so war der Friede eine unzweifelhafte Folge des Sieges. Hätte sich die russische Armee bereits an der Donau bei den Oesterreichern befunden und die Niederlage derselben getheilt, so wäre wahrscheinlich die Eroberung Wiens gar nicht erforderlich gewesen und der Friede schon in Linz geschlossen worden. In andern Fällen reicht die vollständige Eroberung des Staates nicht hin, wie z. B. im J. 1807 in Preußen, wo der Stoß gegen die russische Hülfsmacht in dem zweifelhaften Siege von Eylau nicht entschieden genug war und der unzweifelhafte Sieg bei Friedland den Ausschlag geben mußte, wie der Sieg bei Austerlitz 1805.

Krieg und Kampf sind so alt wie das Menschengeschlecht und werden wol nur mit diesem verschwinden. Wie jeder Einzelne unaufhörlich den Kampf ums Dasein führen muß, so treten auch für Staaten Zeitabschnitte ein, in denen sie den Kampf um das Dasein aufnehmen müssen, wenn sie nicht der Vernichtung anheimfallen wollen, abgesehen von denjenigen internationalen Verwickelungen, deren Lösung nicht durch diplomatische Verhandlungen, sondern nur durch einen Appell an die Waffen bewirkt werden kann. Die für viele Philanthropen überaus bestechende Idee des Ewigen Friedens, welche die Gesellschaft der Friedensfreunde zu realisiren strebt, hat bei der Unvollkommenheit aller irdischen Verhältnisse keine Aussicht, jemals Körper und Gestalt und praktische Folgen zu gewinnen. Wäre die Erde ein Paradies, wären die Menschen Engel, dann würde ewiger Frieden allerorten herrschen; unter den obwaltenden Umständen wird aber das Wort vom Ewigen Kriege viel eher den That-

sachen entsprechen als das Wort vom Ewigen Frieden. Ein internationales Schiedsgericht, dem die Schlichtung aller Zwistigkeiten der Staaten übertragen werden soll, schwebt manchen Friedensfreunden als eine Panacee gegen alles Kriegsungemach vor. In vereinzelten Fällen würde ein derartiges Schiedsgericht den Frieden durch seinen Ausspruch zu erhalten vermögen; wenn die streitigen Punkte aber tiefgehende, von langer Zeit her datirende sind, dann dürfte die Autorität des Ausspruchs misachtet werden, falls nicht gleichzeitig Maßregeln getroffen werden, den Willen des Schiedsgerichts mit den Waffen in der Hand durchzusetzen. Die Absicht, den Krieg zu vermeiden, würde in solchem Falle dahin führen, statt den entbrennenden Krieg zu localisiren, ihm eine Ausbreitung zu geben, die er ohne die Thätigkeit des Schiedsgerichts nicht erlangt haben würde. So mächtigen und heterogenen Gebilden, wie die Staaten es sind, gegenüber würde ein bloßes Aufsichtsinstitut, ein reines Spruchgericht, eine ziemlich klägliche Rolle spielen, wenn es nicht befähigt würde, seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

Bei den Massen, die in neuerer Zeit in allen Staaten bei ausbrechendem Kriege aufgeboten werden, muß in alle Schichten des Volkes hineingegriffen werden, sodaß die gesammte Bevölkerung und das gesammte Land in einem Grade in Mitleidenschaft treten, die gegen die analogen Verhältnisse vergangener Zeiten eine bedeutende Steigerung erfahren hat. In diesem Umstande liegt die Gewähr, daß Kriege in Zukunft einzig und allein für große und gerechte nationale Interessen, nicht aber für kleinliche politische oder dynastische Zwecke geführt werden. Die Entwickelung des Kriegswesens ist demnach in gewissem Sinne dem Wunsche der Friedensfreunde entgegengekommen und hat die Kriege seltener gemacht; sie wird aber nie so weit gehen, die Kriege gänzlich zu beseitigen.

Obgleich der Krieg die Wohlfahrt auf das tiefste erschüttern, namenloses Elend im Gefolge haben kann und kaum jemals selbst beim entscheidendsten Siege die vom Staate gebrachten Opfer zu ersetzen vermag, entbehrt er doch nicht gänzlich der guten Seiten. Zuweilen wirkt er wie ein reinigendes und klärendes Gewitter, hilft verrottete Zustände beseitigen und heilt und bessert manche tiefeingewurzelte Schäden.

Die Ursachen, die einen Krieg veranlassen, können sehr mannichfaltiger Art sein und wirken nicht selten lange Zeit im Verborgenen, bis irgendein Umstand eintritt, der den Funken in den aufgespeicherten Zunder trägt. Der Dreißigjährige Krieg war fast ein halbes Jahrhundert lang vorbereitet, er brach aus, als die Böhmen in der von der Regierung gebilligten Zerstörung der in Bau begriffenen protestantischen Kirchen zu Braunau und Klostergrab eine Verletzung des Majestätsbriefs erblickten. Für die lange Zeit zwischen Deutschland und Frankreich bestehende Spannung war die Scene, welche der französische Botschafter Benedetti dem Könige Wilhelm von Preußen im Sommer 1870 in Ems bereitete, der elektrische Funke, der das Gewitter zur Entladung brachte.

Während in Zukunft voraussichtlich nur Kriege zur Erreichung großer nationaler Zwecke geführt werden dürften, sind im Laufe der vergangenen Jahrhunderte aus den verschiedenartigsten Ursachen Kriege entbrannt. Als wichtigste Ursachen, welche Kriege hervorgerufen haben, sind zu nennen:

1) Das Streben nach dem Besitze von Landgebieten auf Grund dynastischer Erbansprüche (Spanischer und Oesterreichischer Erbfolgekrieg) oder auf Grund nationaler Zusammengehörigkeit (Italien 1848, 1859, 1866), oder auf Grund des Expansionstriebes einzelner Staaten (Rußlands Ausdehnung im Kaukasus und in Centralasien), oder auf Grund des Auswanderungstriebes, einer civilisatorischen und religiösen Mission (die Kämpfe der Deutschen gegen die Slawen im Mittelalter).

2) Religiöse Zwistigkeiten gepaart mit Bekehrungseifer, sowol bezüglich auswärtiger Gebiete, wobei die Religion allerdings nicht selten nur als Vorwand gedient hat, als auch verschiedener Confessionen in ein und demselben Staate (Hugenottenkriege, Schmalkaldischer Krieg, Dreißigjähriger Krieg).

3) Das Streben nach Hegemonie innerhalb eines Staatenbundes (Athen und Sparta, Oesterreich und Preußen).

4) Das Streben nach politischer Suprematie oder die Eifersucht auf Erweiterung der Machtsphäre eines andern (Papst und Kaiser im Mittelalter, Karl V. und Franz I. und innerhalb eines Staates die Kämpfe der Parteien, die sich durch blutige Gewaltacte charakterisiren).

5) Rassenhaß zwischen Völkern, die in Abstammung, Religion und Sitte wesentlich voneinander verschieden sind und friedlich nebeneinander nicht zu leben vermögen (Christen und Mauren in Spanien, Russen und Türken).

6) Das Streben nach Befreiung von fremdem Drucke, nach Rückerwerbung der heiligsten Güter eines Volkes (Niederländischer Befreiungskrieg, Deutsche Freiheitskriege).

Nach den Ursachen und Zwecken unterscheidet man Staaten- und innere (Bürger-) Kriege, Cabinets- und Volkskriege, Eroberungs- und Vertheidigungskriege, Verfassungs-, Unabhängigkeits-, Religionskriege. Nach dem Verfahren der Kriegführenden spricht man von einem Angriffs- (Offensiv-), Vertheidigungs- (oder einem Defensiv-) Kriege. Der erstere bietet erhebliche Vortheile dar, da er eine Ueberraschung des Gegners ermöglicht, eine Verlegung des Kriegsschauplatzes auf das feindliche Gebiet und eine Schonung des eigenen Landes gestattet, er wird daher stets von dem numerisch oder moralisch stärkeren Gegner gewählt werden, während der numerisch oder moralisch schwächere Theil sich auf defensive Abwehr beschränken wird. Nach der Art des Kriegsschauplatzes theilt man die Kriege in Land- und Seekriege; bei Landkriegen unterscheidet man Feld- und Festungskrieg, je nachdem die Operationen sich im freien Felde gegen die gegnerischen Armeen vollziehen oder die Eroberung einer Festung angestrebt wird. Feld- und Festungskrieg gehen gewöhnlich nebeneinander her und greifen vielfach ineinander über; es läßt sich zwar ein größerer Krieg oder Feldzug denken, der nur aus Operationen in offenem

Felde besteht, nicht aber ein solcher, der nur den Charakter des Festungskrieges trägt, denn nur durch die Ueberwindung der feindlichen Armeen kann mit Sicherheit der Kriegszweck erreicht werden. Zuweilen findet zwar ein langdauerndes heftiges Ringen um eine Festung statt, wie beispielsweise während des Krimfeldzuges um Sebastopol, während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870—71 um Metz und Paris, während des Russisch-Türkischen Krieges von 1877—78 um Plewna, aber die Vorgänge bilden doch stets nur Episoden, die sich aus den Kämpfen gegen die Feldarmeen herausheben. Selbst der Krimkrieg, der im wesentlichen den Charakter des Festungskrieges trägt, hat die Feldschlachten an der Alma, von Balaklawa, an der Tschernaja aufzuweisen.

Beim Landkrieg unterscheidet man neben Feld- und Festungskrieg auch **Großen** und **Kleinen Krieg**. Der erstere umfaßte diejenigen Operationen, welche in ihrer Gesammtheit direct auf die Niederwerfung des Gegners gerichtet sind und den größeren Heeresabtheilungen zufallen, während man zu den Unternehmungen des Kleinen Krieges diejenigen rechnet, welche von schwächern Truppenkörpern ausgeführt werden, um den Feind zu schädigen, sei es, daß seine Flanken oder seine rückwärtigen Verbindungen bedroht werden, sei es, daß seine Cantonnements überfallen, seine vorgeschobenen Patrouillen abgefangen, seine Lebensmittel-Transporte aufgehoben, die Transporte der von ihm gemachten Gefangenen befreit werden, sei es, daß ihm in anderer Weise Abbruch zugefügt wird. Gewöhnlich geht der Kleine Krieg neben dem Großen Kriege her, zuweilen aber trägt die Kriegführung der einen der sich gegenüberstehenden Parteien ausschließlich seinen Charakter, letzteres dann, wenn ein schwacher Gegner numerischer Ueberlegenheit gegenübersteht; beispielsweise sind die bisherigen Kämpfe der Landeseinwohner in Tirol, in der Herzegowina fast ausschließlich dem Gebiete des Kleinen Krieges angehörig gewesen.

Eigenthümlich gestaltet sich die Kriegführung im Gebirge, in den Gebieten der heißen Zone, in Gegenden, in denen Wüsten und Steppen zu durchschreiten sind, sodaß man vom Gebirgskriege, vom Tropenkriege, vom Wüsten- oder Steppenkriege spricht.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden steht der souveränen Staatsgewalt zu, in Monarchien dem Monarchen, der daher als Kriegsherr bezeichnet wird. Dies findet selbst in constitutionellen Monarchien statt, in denen nur die Verantwortung des Gesammtministeriums oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten einzutreten hat. In Republiken ist meist die Zustimmung der Volksvertretung zum Beginn der Führung eines Krieges erforderlich; in Bundesstaaten wird zu gleichem Zwecke die Zustimmung der Bundesglieder gefordert. Die formelle **Kriegserklärung** erfolgt durch den Monarchen, den Präsidenten der Republik oder im Namen des Bundesstaates durch den denselben völkerrechtlich vertretenden Souverän. Beispielsweise erfolgt die Erklärung eines unter Zustimmung der Mehrheit der Bundesrathstimmen beschlossenen Krieges im Namen des Deutschen Reiches durch den Kaiser. Gewöhnlich erfolgt die Kriegserklärung in ceremonieller Weise; die Römer ließen feierlich durch die Fetialen mit symbolischen Handlungen den Krieg erklären, im Mittelalter, bis in das 17. Jahrh. hinein, geschah die Kriegserklärung durch Waffenherolde, in neuerer Zeit wird die Kriegserklärung entweder durch einen besondern Gesandten übermittelt oder durch Abberufung des ständigen Gesandten zum Ausdruck gebracht. Zuweilen tritt auch eine bedingte Kriegserklärung dadurch ein, daß nach Ablauf der durch ein Ultimatum gestellten Frist die Feindseligkeiten ohne weitere ausdrückliche Kriegserklärung eröffnet werden. In diesen und ähnlichen Fällen wird meist durch ein von dem Oberbefehlshaber des einen der sich gegenüberstehenden Heere ausgehendes Schreiben, das bei den Vorposten der feindlichen Armee abgegeben wird, der Beginn der Feindseligkeiten notificirt.

Die Geschichte liefert aber manche Beispiele, in denen der Beginn der Feindseligkeiten, also der Kriegszustand, ganz ohne vorangegangene oder vor formeller Kriegserklärung eingetreten ist. Als das Project des Kanaltunnels England vor die Gefahr stellte, in seiner insularen Lage beeinträchtigt und einem Ueberfalle durch französische Streitkräfte ausgesetzt zu werden, wurde Oberstlieutenant Maurice vom Intelligence-Department des General-Quartiermeisterstabes mit Nachforschungen über die Fälle betraut, in denen die Feindseligkeiten vor ausgesprochener Kriegserklärung begonnen haben. Er legte das Resultat seiner Arbeit nieder in der Schrift: „Hostilities without declaration of war. An historical abstract of the cases in which hostilities have occurred between civilized powers prior to declaration or warning. From 1700 to 1870.“ Die Schrift wurde den Parlamentsbüchern einverleibt und übte wesentlichen Einfluß auf die Ablehnung des Projects des Kanaltunnels, da in England die Meinung Oberhand gewann, daß, wie es häufig geschehen, auch einmal Frankreich England ohne Kriegserklärung überfallen könne und dann durch den Tunnel in seiner Absicht wesentlich begünstigt werde.

Der Krieg ohne Kriegserklärung ist eine alte Erscheinung im Leben der Staaten, die sich auch in neuester Zeit mehrfach wiederholt hat. Freilich hat die Diplomatie in jedem einzelnen Falle die Gewaltmaßregel durch ein geflügeltes Wort zu decken gesucht. So nannte man den Angriff Lord Nelson's auf Kopenhagen am 2. April 1801 eine „Präventiv-Affaire“, die Seeschlacht bei Navarin am 20. Oct. 1827 ein „unvorhergesehenes Ereigniß“ (an untoward event), die Beschießung von Alexandrien am 11. Juli 1882 einen „Act der Reparation“, die Beschießung von Kelung auf Formosa am 4. Aug. 1884, des Arsenals von Futschen am 23. Aug. 1884, von Tamsui auf Formosa am 2. Oct. 1884 „Acte der Repressalien“. Frankreich hat monatelang China 1884—1885 bekriegt ohne Kriegserklärung, ja selbst ohne zuzugestehen, daß es einen Krieg führe; es behauptete, man wolle nur „Faustpfänder“ in Besitz nehmen.

Von der Kriegserklärung zu unterscheiden ist das **Kriegsmanifest**, welches sich an die eigenen Angehörigen eines Staates richtet und ihnen, gewöhnlich unter kurzer

Angabe der Motive, den beschlossenen Krieg verkündet. Bei einem Kriege, der ohne vorherige Kriegserklärung erfolgt, werden meist beide betroffene Staaten ein Kriegsmanifest an ihre Völker richten.

Für jeden Staat liegt die Nothwendigkeit vor, sich zur Vertheidigung seiner Selbständigkeit gegen innere und äußere Feinde eine Kriegsmacht zu bilden, die im Verhältnisse zu seiner Ausdehnung und seinen Machtmitteln steht und dieselbe im Frieden für ihre Thätigkeit im Kriegsfalle vorzubereiten. Ueber das Maß dieser Vorbereitung gehen die Ansichten auseinander, vielfache Erfahrung hat aber gelehrt, daß der Krieg um so langdauernder, um so kostspieliger, um so blutiger und grausamer wird, je weniger derselbe durch geordnete, schon im Frieden gut disciplinirte Heere geführt wird und je mehr an das Volk selbst appellirt werden muß und dessen Leidenschaften aufgeregt werden. Das Niederwerfen der Secession in den Vereinigten Staaten erforderte ein vierjähriges blutiges Ringen; das Heer der Nordstaaten verlor im Kampfe 56,000 Mann, weitere 35,000 Mann starben an ihren Wunden, 184,000 Mann erlagen Krankheiten, der Gesammtverlust der Conföderirten wird auf 700,000 Mann geschätzt; die Schulden der vor dem Kriege schuldenfreien Union beliefen sich nach Beendigung des Krieges auf 2700 Millionen Dollars, der Verlust der Südstaaten soll, einschließlich des durch die Emancipation der Sklaven erwachsenen, 6000 Millionen Dollars betragen haben. Hätten die Heereseinrichtungen der Vereinigten Staaten Nordamerikas nur einigermaßen der Ausdehnung des Gebietes und der Bevölkerungszahl entsprochen, so wäre unfehlbar die Entscheidung des Krieges in viel kürzerer Zeit erfolgt, sie wäre mit ungleich geringern Opfern an Menschenleben und an Geld herbeigeführt worden. Einen scharfen Gegensatz zu dem Secessionskriege in Nordamerika bildet der Krieg Preußens gegen Oesterreich 1866. Am 15. Juni abends überschritten die ersten preußischen Truppen die sächsische Grenze, am 20. Juli fand bei Blumenau der letzte Kampf statt, am 27. Juli wurden zu Schloß Nikolsburg die Friedenspräliminarien ratificirt, am 23. Aug. wurde zu Prag der Friedensvertrag zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen. Nur zehn Wochen waren erforderlich, um den Krieg bis zum formellen Friedensschluß zu beendigen gegenüber den vier Kriegsjahren, deren es jenseit des Atlantischen Oceans bedurfte, bis die Conföderirten unter Lee am 9. April und unter Johnston am 29. April 1865 capitulirten.

Welche Einwirkungen aber die Appellation an das Volk und dessen Leidenschaften haben kann, hat in erschreckender Weise 1871 der Kampf der pariser Commune gezeigt, der wol kaum eingetreten sein würde, wenn Frankreich nach der Schlacht von Sedan Frieden geschlossen hätte, anstatt den Kampf bis aufs Messer zu verkündigen, alle Volksschichten aufzuregen und neben der Bildung neuer Heere aus den ungeschulten Massen auch das Franctireurswesen zu begünstigen.

Die Lehren der Geschichte weisen eindringlich darauf hin, wie werthvoll, ja wie nothwendig für den schnellen und glücklichen Ausgang eines Krieges eine gut gegliederte Organisation der Kriegsmacht eines Staates im Frieden ist, die in kürzester Frist gestattet, die Reihen der Friedensstämme mit militärisch ausgebildeten Mannschaften in dem Maße zu verstärken, wie es die Kriegsformation bedingt. Es kann kein Zweifel bestehen, daß dasjenige Heer, welches seine Mobilmachung, d. h. den Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß, schneller beendet als das gegnerische und dem zufolge seinen Aufmarsch an der Grenze früher auszuführen vermag, einen entschiedenen Vortheil besitzt und daß in dieser Beziehung schon ein Vorsprung von einigen Tagen, ja selbst von einigen Stunden von Bedeutung werden kann. In allen Staaten wird daher ein hoher Werth auf zweckmäßige Organisation der Kriegsmacht gelegt. Letztere umfaßt einerseits das Kriegsheer und bei Staaten, welche eine Küstenentwickelung besitzen, die Kriegsflotte, andererseits aber auch die Festungen, die Arsenale, die technischen Etablissements, die zur Herstellung des Kriegsmaterials für Landheer und Marine dienen u. s. w. Ueberall bestehen detaillirte Vorschriften über die Maßregeln, die im einzelnen Falle eintreten, um das Friedensheer mit möglichster Beschleunigung auf den Kriegsfuß zu setzen und an der bedrohten Grenze zu versammeln; der Transport der mobilisirten Truppen aus ihren Friedensgarnisonen in die Concentrationsrayons in den Grenzprovinzen wird im voraus geregelt, sodaß, wenn der Befehl erfolgt: „Die Armee wird mobil, der .... gilt als erster Mobilmachungstag", die gesammte Mobilmachung und die Eisenbahntransporte der Truppen ohne weitere Ordres wie ein plötzlich in Gang gesetztes Uhrwerk verlaufen.

Wenn in früheren Zeiten oftmals ein sich auf alle Einzelheiten bis zur Erreichung des Kriegszwecks erstreckender Kriegsplan entworfen und von einem Kriegsrathe hervorragender Generale festgestellt wurde, so begnügt man sich in neuerer Zeit meist damit, den Aufmarsch der mobilen Armee im Speciellen zu normiren und die weiteren Schritte von den Verhältnissen, die im Augenblicke des ganz oder fast vollendeten eigenen Aufmarsches beim Gegner bestehen, abhängig zu machen. Wer auch nur 24 Stunden früher als der Gegner mit seinem Massenmarsch und gefechtsbereit an der Grenze steht, wird den Vormarsch beginnen, um den Kriegsschauplatz in Feindesland zu verlegen und die Vortheile zu gewinnen, die mit einem angriffsweisen oder offensiven Verfahren sowol in moralischer als materieller Beziehung verknüpft sind. In dem Vorwärts liegt ein mächtiger moralischer Hebel, der große Erfolge begünstigt; die glückliche Offensive hat die Schonung des eigenen Landes im Gefolge und gestattet, die Hülfsquellen des feindlichen Gebietes zur Erhaltung des Heeres heranzuziehen. Gestatten es die Verhältnisse, so wird man die Offensive nicht nur beim Beginn der Operationen ergreifen, sondern dieselbe auch bei der Fortsetzung der letztern sich zu bewahren suchen und dabei stets die Vernichtung der feindlichen Armeen anstreben. Das Kriegsglück kann unter Umständen ein Heer, das eine kräftige Offensive geführt, zwingen, für kürzere oder längere Zeit sich defensiv zu verhalten, letzteres wird aber

gut thun, jedes günstige Ereigniß zu benutzen, um die Defensive wieder mit der Offensive zu vertauschen. So setzt sich ein Krieg aus wechselnden **Kriegshandlungen** oder Operationen zusammen, bis der eine der Gegner infolge Vernichtung seiner Heere oder Erschöpfung seiner gesammten Machtmittel den weitern Kampf aufzugeben und mit seinem Widerpart in Unterhandlungen zu treten gezwungen ist. Zuweilen kann aber auch das vermittelnde Eintreten anderer Staaten oder können auch Gründe der Politik die Beendigung des Krieges und den Abschluß des Friedens herbeiführen. Unter diesen Umständen und da überhaupt jeder Krieg ein Act der Politik ist, ist es von hoher Bedeutung, wenn der Oberbefehl der dem Feinde gegenüberstehenden Heere und die Leitung der auswärtigen Politik in Einer Hand vereint ist. In den Hauptquartieren Friedrich's des Großen, Napoleon's I. und König Wilhelm's liefen die Fäden der militärischen und politischen Leitung des Krieges und des Staates zusammen; neben andern Ursachen waren die Erfolge der drei genannten Feldherren wesentlich auch auf diesem Umstande begründet. Der genialste Feldherr, der an die Befehle aus der Reichshauptstadt, etwa gar an die Anordnungen eines vielköpfigen Kriegrathes, gebunden ist, wird in seiner Initiative bedenklich gehemmt, sodaß ihm der Wunsch nahe liegen wird, lieber 10,000 Feinde mehr vor sich und einen Telegraphendraht weniger hinter sich zu haben.

Von rein militärischem Gesichtspunkte aus gilt es, die feindlichen Armeen zu vernichten; dies ist das **Kriegsprincip**, dem der Feldherr nachzustreben hat, für das ihm die Feldzüge Napoleon's I. und die Kriege der Jahre 1866 und 1870—71 Königs Wilhelm von Preußen Vorbilder liefern. Die Politik wird zu entscheiden haben, ob und inwieweit das Vernichtungsprincip im einzelnen Falle modificirt werden muß oder kann, und ob es eventuell durch das Ermüdungsprincip zu ersetzen ist. Bei dem letztern herrscht das Bestreben vor, den Krieg in die Länge zu ziehen, entscheidende Schläge zu vermeiden, den Gegner zu ermüden und ihn dadurch zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Fast ausnahmslos wird aber die Verfolgung des Vernichtungsprincips nicht nur den Krieg am schnellsten beendigen, sondern auch am wenigsten Opfer an Menschenleben und Geldmitteln erfordern. Bei den Massenheeren der Neuzeit wird aber schleunige Erreichung des **Kriegszweckes** zur Nothwendigkeit, wenn der Krieg nicht eine langdauernde Erschöpfung zur Folge haben soll. Bei dem Auftreten relativ geringerer Heere in früheren Zeiten hatte das Verfolgen des Ermüdungsprincips nicht die bedenklichen Folgen, die es unter den heute obwaltenden Verhältnissen darbieten würde; die Geschichte lehrt daher, daß es in der Vergangenheit nicht selten zur Anwendung kam, die Kriege der Zukunft werden aber voraussichtlich mit seltenen Ausnahmen dem Vernichtungsprincipe huldigen. Bei ihnen wird daher stets die feindliche Armee das Ziel sein, dem entgegengestrebt wird, keineswegs wird man aber darauf besondern Werth legen, einen bestimmten Gebietstheil zu besetzen, von dem aus man nach der Meinung früherer Tage glaubte, das ganze feindliche Land beherrschen zu können; beispielsweise wurde oft behauptet, das gesammte Frankreich könne vom Plateau von Langres aus beherrscht werden.

Für den Beginn der Kriegshandlungen (Operationen) werden die Heere an der betreffenden Grenze concentrirt, damit sofort eine der Truppenmacht des Gegners gleiche oder überlegene Kraft in den Kampf eintreten kann. Derjenige Gegner, welcher am schnellsten seine Armeen in dem Concentrationsrayon versammelt hat, gewinnt einen Vortheil von unberechenbarer Tragweite, der einen wesentlichen Einfluß auf die Anfangsoperationen und selbst auf den Ausgang des Krieges zu äußern vermag. Zur Erlangung dieses Vortheils ist ein zweckmäßiges Eisenbahnnetz und eine angemessene Benutzung und Ausnutzung desselben von hoher Bedeutung. Daher machen sich bei dem Ausbau des Eisenbahnnetzes neben allen andern auch stets strategische Rücksichten geltend; letztere verlangen, daß möglichst viele lange zweigleisige Bahnlinien nach den Grenzen führen, auf denen die Truppentransporte von allen Theilen des Staates aus in schneller Folge und ohne Behinderung durch die Rücktransporte der Leerzüge nach den Concentrationsrayons geführt werden können. Derjenige Gegner, der zuerst seine Armeen gefechtsbereit versammelt hat, beginnt die Feindseligkeiten und somit den Krieg, der dann mit wechselnden Operationen bis zur Entscheidung geführt wird; letztere wird entweder durch die völlige Erschöpfung des einen Gegners oder durch die Politik bedingt. Im erstern Falle kann eine Entscheidungsschlacht den Ausschlag geben, oft aber wird das Friedensbedürfniß durch wiederholte partielle Niederlagen wachgerufen. Die Beendigung des Krieges tritt erst ein, wenn der Friede vertragsmäßig geschlossen, selbst wenn die Feindseligkeiten vorher schon thatsächlich eingestellt worden sind. Kriegsursache und Kriegszweck differiren oft wesentlich voneinander. Die erste Ursache des Deutsch-Französischen Krieges 1870—71 war die Candidatur des Prinzen Hohenzollern für den spanischen Thron, dieser Ursache schloß sich der Wunsch Napoleon's III. an, die seit 1866 gesteigerte Bedeutung Preußens herabzudrücken. Dieser Wunsch wurde nicht erreicht, im Gegentheil Napoleon verlor den Thron, Deutschlands Einigung unter Preußens Vorsitze wurde im Königsschlosse zu Versailles proclamirt und Frankreich mußte Elsaß-Lothringen an das geeinte Deutschland abtreten. In ähnlicher Weise verschwindet nicht selten die Ursache des Krieges während der Ereignisse desselben, sodaß der beim Friedensschluß zu erstrebende Zweck ein erheblich anderer wird, als er den Kriegführenden beim Beginn der Kämpfe vorgeschwebt hat.

Die **Kriegführung**, welche nur militärischen Impulsen folgen darf und nicht durch politische Rücksichten gebunden ist, muß bestrebt sein, den feindlichen Widerstand zu brechen; für sie lassen sich keine allgemein gültigen, ins Detail gehenden Regeln, sondern nur einige Grundlehren aufstellen, da auf sie die mannichfachsten Verhältnisse einflußreich einwirken. Von diesen Verhältnissen seien hier erwähnt: Die Gestaltung des Kriegsschauplatzes, die Stärke und die Tüchtigkeit der eigenen und der feind-

lichen Streitkräfte, die Persönlichkeiten, mit denen bei Freund und Feind zu rechnen, die Schwierigkeit, zuverlässige Nachrichten über den Gegner zu erlangen, der oftmals die trefflichsten Entschlüsse durchkreuzende Zufall u. s. w. Jedenfalls muß der Feldherr, dem die Kriegführung obliegt, ein Mann von Charakter sein, der bei den Tausenden von Frictionen, mit denen er zu kämpfen hat, seine ruhige Ueberlegung bewahrt und sein Ziel unverwandt im Auge, sich durch Zwischenfälle nicht von der Hauptsache ablenken läßt. Das Kriegführen ist eine Kunst, deren Ausübung nur wenigen bevorzugten Männern in glänzender Weise gelingt. Ideale der Kriegführung sind: Alexander der Große, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Eugen von Savoyen, Friedrich der Große, Napoleon I.

Im Laufe der Zeit haben sich im gegenseitigen Verhalten der Kriegführenden gewisse **Kriegsgebräuche** theils herkömmlich, theils völkerrechtlich herausgebildet. Hierauf bezüglich möge Folgendes erwähnt werden. Als leitendes Princip bei der Behandlung der Einwohner soll gelten, daß der Krieg nur mit den Soldaten und nicht mit den Bürgern des feindlichen Landes geführt wird. Leben, Freiheit, Sicherheit, Vermögen der Einwohner sollen daher unangetastet bleiben, sofern nicht feindselige Handlungen derselben Bestrafung erfordern oder der Wiederholung solcher Handlungen vorgebeugt werden muß oder die Bedürfnisse der Truppen-Requisitionen es erheischen. Plünderungen, die in früherer Zeit den siegreichen Truppen gestattet wurden, sind in neuerer Zeit daher streng verpönt; dagegen können Private in den besetzten Landestheilen vom Feinde zu persönlicher Arbeitsleistung angehalten und im Weigerungsfalle mit Gewalt zur Ausführung der Anordnungen des Siegers gezwungen werden. **Kriegsgefangene** sollen ähnlich wie die Mannschaften der eigenen Armee behandelt, verpflegt und untergebracht werden, sie können zur Ausführung entsprechender Arbeiten angehalten werden und sind militärischer Disciplin unterworfen; jeder Fluchtversuch verfällt der Strafe. Parlamentäre, die sich als solche durch eine weiße Parlamentärflagge und durch die Begleitung eines Trompeters oder Tambours kenntlich machen, sollen an ihrem Leben und ihrer Freiheit beschützt, daher weder bei ihrer Annäherung beschossen noch nach Erfüllung ihres Auftrages kriegsgefangen gemacht werden. Die Beschießung oder Verbrennung eines offenen und im Augenblicke der Beschießung nicht vom Feinde besetzten Platzes lediglich in der Absicht, die in der Stadt u. s. w. lebenden Nichtcombattanten zu schädigen an Leben und Eigenthum, ist verpönt, wie jede Zerstörung oder Schädigung des Privateigenthums von Nichtcombattanten. Davon ist zu unterscheiden die kriegsrechtliche Bestrafung von ganzen Dörfern oder offenen Städten oder Theilen derselben durch Beschießung, Verbrennung, Demolirung wegen Kriegsverbrechen, welche Bewohner derselben gegen Truppen des strafenden Staates begangen haben. Wenn die Stadt mit einer Festung verbunden ist, so soll, wenn eine Beschießung nothwendig wird, dieselbe vorzugsweise auf die Festungs- und Vorwerke und deren Zugänge gerichtet werden, die innern Stadttheile, d. h. die Wohnsitze der Bürger, sollen dagegen möglichst verschont bleiben. Während der Dauer eines Waffenstillstandes ist von beiden Seiten jede feindselige Handlung sorgfältig zu vermeiden, widrigenfalls der durch letztern geschädigte Theil berechtigt ist, auch seinerseits die Feindseligkeiten sofort wieder aufzunehmen. Seit dem Abschlusse der Genfer Convention im J. 1864 gilt der Fundamentalsatz, daß der verwundete Feind aufgehört hat, Feind zu sein. Im einzelnen hat die Genfer Convention die Neutralität der Ambulancen und Militärhospitäler festgesetzt, doch soll diese aufhören, wenn dieselben von Truppen bewacht sind. Diese Neutralität wird dem gesammten zugehörigen Personal gewährt. Dieses Personal fährt auch nach der Besitznahme durch den Feind fort, die Kranken und Verwundeten der Ambulancen oder Lazarethe nach Bedarf zu versorgen. Wenn die Betreffenden verlangen, sich zurückzuziehen, so soll der Befehlshaber der Truppen, welche von dem Lazareth zur Zeit Besitz ergriffen haben, den Zeitpunkt der Abreise bestimmen, welche er übrigens aus Gründen militärischer Nothwendigkeit nur eine kurze Zeit verzögern darf. Das betreffende Personal soll von dem Besitzergreifenden das Gehalt unverkürzt gezahlt erhalten. Das Material der Lazarethe ist dem Besitzergreifenden zugesprochen, während die Ambulancen im Besitze ihres Materials verbleiben sollen, wobei unter Ambulance jede Art von Feldlazareth zu verstehen ist, welches den Truppen auf das Schlachtfeld folgt. Die Landesbewohner, welche den Verwundeten Hülfe bringen, sollen respectirt werden und frei bleiben. Jeder Verwundete, welcher in einem Hause aufgenommen wird, dient demselben als Sauvegarde. Derjenige, welcher Verwundete aufnimmt, bleibt von Einquartierung und einem Theile der Kriegscontribution frei. Als internationales Abzeichen der neutralisirten Lazarethe und Personen sind eine Flagge und Armbänder mit rothem Kreuze auf weißem Grunde festgesetzt. Die Aushändigung dieser Abzeichen soll der Controle der Militärbehörden unterliegen. Bezüglich der Capitulationen von Festungen und Truppenkörpern im freien Felde hat sich der Gebrauch herausgebildet, daß die Festung sammt dem in ihr geborgenen Material an den feindlichen Befehlshaber übergeben werden muß, daß die Garnison (oder die Feldarmee) in Kriegsgefangenschaft tritt und daß alle Generale, Offiziere und Personen von Offiziersrange, welche schriftlich ihr Ehrenwort geben, in dem betreffenden Kriege nicht mehr gegen die feindliche Armee zu fechten und in nichts gegen die Interessen des feindlichen Landes zu handeln, von der Kriegsgefangenschaft befreit bleiben. Zuweilen werden der Besatzung einer capitulirenden Festung Kriegsehren bewilligt, d. h. ihr wird gestattet, die Festung mit Waffen, fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zu verlassen, selbst wenn sie auf dem Glacis die Waffen und Fahnen niederlegen und dem Gegner überlassen muß. Durch die Convention von St.-Petersburg vom 29. Nov. (11. Dec.) 1868 ist die Verwendung von Sprenggeschossen aus Gewehren verpönt und das Minimalgewicht eines Sprenggeschosses auf 400 Gramm festgesetzt worden.